Digitized by Google

Per. 14 d
(1843 4r

Mnemosyne

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt

zur

Neuen Würzburger Zeitung.

Jahrgang 1843.

Gü D. J.

Würzburg.
Im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 1. Sonntag, 1. Januar 1843.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bruchſtück einer Selbſtbiographie

des am 9. Mai 1829 verſtorbenen kgl. Staatsraths und Appellationsgerichts-Präſidenten

Johann Michael von Seuffert.

(Niedergeſchrieben um das Jahr 1812.)

Ich bin zu Würzburg am 5. Januar 1765 geboren. Mein Vater war Rittmeiſter bei dem Dragonerregimente des fränkiſchen Kreiſes, zu welchem das ehemalige Hochſtift Würzburg vier Compagnien ſtellte. In dem Hausdienſte, wozu die fränkiſchen Kreistruppen während des Friedens von ihren Ständen verwendet wurden, war derſelbe Rittmeiſter der fürſtlichen Leibgarde zu Fuß, und nach Auflöſung dieſer ging er in gleicher Eigenſchaft zu dem neu errichteten Würzburgiſchen Dragonerregiment über. Geboren in dem Bauernſtande zu Milchhof, einer freiherrlich v. Münſter'ſchen Beſitzung, war er zum Betriebe des Gewerbs ſeiner Eltern beſtimmt, wählte aber aus Neigung den Soldatenſtand und ſchwang ſich mitten im Frieden, ohne alle Protection, vom gemeinen Reiter zum Offizier bei der fürſtlichen Cavallerie empor, bei welcher nur die Söhne des zahlreichen und begünſtigten Adels die Offiziersſtellen einzunehmen pflegten.

In dem ſiebenjährigen Kriege zeichnete er ſich vorzüglich aus und erhielt am Schluſſe desſelben die Stelle eines Rittmeiſters, in welcher er bis zu ſeinem Tode verblieb, da in dem kleinen Cavalleriedienſte des Hochſtifts keine höhere für ihn eröffnet ward. Er hatte durch ſeinen richtigen Verſtand, durch anhaltende Lectüre und ausgeſuchten Umgang das Mangelhafte ſeiner Erziehung erſetzt, erwarb und erhielt ſich die unausgeſetzte Achtung ſeiner Vorgeſetzten, die Verehrung und Liebe ſeiner Untergebenen, war ein vortrefflicher Vater und Gatte, ein eben ſo aufgeklärter als frommer Chriſt, und ſtarb, beweint von zehn lebenden Kindern, im Jahre 1786.

Meine Mutter, Margaretha Pfiſter, aus dem Städtchen Gerolzhofen gebürtig, zeichnete ſich durch die ſtillen Tugenden einer guten Hausfrau und Mutter aus. Den größten Theil ihres Lebens kämpfte ſie mit Mühſeligkeiten und Sorgen, einer nothwendigen Folge ihres mit einer zahlreichen Familie geſegneten Hausſtandes, zu deſſen Fortführung ſie kein anderes Mittel hatte, als den geringen Gehalt des Vaters und den Fleiß ihrer erwachſenen Kinder. Gott lohne ſie für die vielen Beweiſe von mütterlicher Hingebung und Aufopferung, die ſie ihren Kindern gab. In den dankbaren Herzen ihrer Kinder wird ihr Andenken nie erlöſchen.

Des gänzlichen Mangels an Vermögen ungeachtet, mit welchem meine Eltern zu kämpfen hatten, wurde ich dennoch beſtimmt, mich den Wiſſenſchaften zu widmen. Den Elementarunterricht erhielt ich in der Schule zu St. Peter unter der Leitung des trefflichen und würdigen Pädagogen Greb, dem ich die Grundlage meiner ganzen künftigen Bildung zu danken habe. In dieſer Schule erhielt ich jährlich die erſten Preiſe und ging daher frühzeitig zu dem Gymnaſium über, wo ich fortwährend zu den drei vorzüglichſten Schülern der Claſſe gehörte. Ich war kaum 12 Jahre alt, verſchafften mir meine Eltern einen Platz unter den Zöglingen des Aufſeeſiſchen Seminars zu Bamberg, wo 24 Knaben aus dem Hochſtifte Bamberg und 12 aus Würzburg Unterricht, Koſt und Kleidung bis zur Vollendung des philoſophiſchen Curſes unentgeldlich erhielten.

Die Domcapitel dieſer beiden Hochſtifte ertheilten dieſe Stipendien durch die Stimmenmehrzahl und es gereicht denſelben zur Ehre, daß ſie bei ihrer Auswahl vorzügliche Rückſicht auf Zöglinge nahmen, welche ſich durch ſittliches Betragen und Talente auszeichneten. An der Spitze des Seminars ſtand ein Präſident aus der Mitte des Domcapitels zu Bamberg, Freiherr v. Schaumberg, in der Folge Domdechant und zuletzt Domprobſt. Faſt täglich beſuchte er alle Muſeen dieſes Erziehungs-Hauſes. Nichts entging ſeiner Aufmerkſamkeit, der ſittliche und wiſſenſchaftliche Zuſtand jedes Schülers ſo wenig als ſein Aeußeres, ſeine Kleidung, Wäſche, Geſundheit. Der zweite Vorſtand, der Domprediger und Canonicus Weyermann, wohnte im Hauſe. Nie habe ich einen Redner mit einem beſſeren Vortrage gehört. Er war ein wohlwollender Mann, hielt ſtrenge Zucht und begünſtigte die emporſtrebenden Jünglinge. Jedem Muſeum ſtand ein Präfect vor, der wenigſtens die geiſtliche Tonſur haben und den langen ſchwarzen Rock der Weltgeiſtlichen tragen mußte.

Die Bibliothek beſtand aus den Claſſikern des Alterthums und aus den beſten Deutſchlands. Es fehlte auch nicht an vorzüglichen franzöſiſchen Werken und an brauchbaren Ueberſetzungen berühmter engliſcher Schriftſteller z. B. Shakspeare, Pope u. dgl.

Die Zöglinge beſuchten das Gymnaſium. Der häusliche Unterricht beſchäftigte ſich mit Wiederholung der Vorleſungen auf dem Gymnaſium. In der franzöſiſchen Sprache und Muſik wurde zu Hauſe Unterricht ertheilt; an andern gymnaſtiſchen Uebungen fehlte es. Ein beſonderer Vorzug des damaligen Gymnaſiums zu Bamberg war es, daß die Zöglinge fortwährend in öffentlichen Vorträgen geübt wurden.

Bei der Schlußprüfung in der zweiten rhetoriſchen Claſſe hatte ich den Auftrag, eine geiſtliche Rede vorzutragen, die ich ſelbſt verfaßt hatte, und ich erinnere mich noch des kleinen Stolzes, der ſich meiner bemächtigte, als im Verfolge der Rede der Hörſaal ſich mit Zuhörern von beiden Geſchlechtern überfüllte, welche

Digitized by Google

mein auch auf der Straße vernehmbarer Vortrag herbeigezogen hatte.

In dem dramatiſchen Stücke, das am Ende des Schuljahres von den Zöglingen derſelben Claſſe aufgeführt wurde, erhielt ich die Stelle eines Directors des Coliſeums, von Auguſt beſtimmt, den jungen Schauſpielern Ton und Haltung bei verſchiedenen Affecten einzuſtudiren. In den grammatiſchen und rhetoriſchen Claſſen erhielt ich immer mehrere Preiſe. In den beiden philoſophiſchen Claſſen ward mir der erſte Platz in dem Primate zuerkannt. Nach mehreren Disputationen aus der Philoſophie und Mathematik erhielt ich nebſt einigen meiner Mitſchüler die philoſophiſche Doctorwürde und trug öffentlich in lateiniſcher Sprache eine Inaugural-Rede über den Höhenrauch vor. Der philoſophiſche Unterricht, welchen ich erhalten hatte, war nicht minder für das Leben, als für die Schule brauchbar. Nach geendigtem philoſophiſchem Curſe kehrte ich nach Würzburg in mein älterliches Haus zurück und wählte mir das Fach der Rechtsgelehrtheit, um mich zum künftigen Staatsdiener auszubilden. Der Privatunterricht, anfänglich in den rhetoriſchen Claſſen des Gymnaſiums und bald darauf in der Philoſophie und Mathematik mußte mir die Mittel verſchaffen, den mit meiner Ausbildung verbundenen Aufwand zu beſtreiten. Dieſer Unterricht erhöhte meine Kenntniſſe in der ſchönen Literatur und den philoſophiſchen Wiſſenſchaften, indem ich keine Stunde ohne vorherige gründliche Vorbereitung ertheilte. Zu gleicher Zeit verlegte ich mich auf die Studien der neueren Sprachen, nämlich der franzöſiſchen, italieniſchen und engliſchen, und lernte die vorzüglichſten Claſſiker dieſer Nationen, beſonders die Dichter kennen. Ich machte ſelbſt mehrere poetiſche Verſuche in verſchiedenen Sprachen; beſonders erinnere ich mich über die Verbrennung der Kloſterfrau Renata von Senger eine nicht mißlungene Ballade in mehreren Geſängen geſchrieben zu haben. Dieſe Gedichte gab ich handſchriftlich meinen Freunden, ohne Abſchriften zurückbehalten zu haben. Ich beſitze keines derſelben mehr. Dem Studium der Rechtswiſſenſchaft widmete ich meine höchſte Anſtrengung, die Tage und einen großen Theil der Nächte. Ich konnte mich daher ſchon im Jahre 1786 den gewöhnlichen Prüfungen zur Erhaltung der juriſtiſchen Licentiatenwürde unterwerfen und öffentlich disputiren. Ich ſchrieb bei dieſem Anlaſſe eine Inauguralabhandlung. Die Druckkoſten, ſo wie alle anderen, bei öffentlichen Disputationen herkömmlichen Auslagen beſtritt der kaiſ. geheime Rath, Graf Erwin von Schönborn, ein würdiger Mann und Vater, der mich kurz vorher als Hofmeiſter ſeines jüngſten Sohnes berufen hatte. Ich hatte alle Theile der Rechtswiſſenſchaft gründlich ſtudirt, war der lateiniſchen Sprache vollkommen mächtig und hatte mir durch meine öffentliche Disputation einſtimmigen Beifall erworben. Ich entging daher der Aufmerkſamkeit des vortreſſlichen Fürſten **Franz Ludwig** von Erthal nicht, der damals in den Hochſtiften Bamberg und Würzburg herrſchte. Vor dem Antritte meiner neuen Stelle bei dem Grafen von Schönborn ſtellte ich mich meinem Landesherrn dar und empfahl mich ſeiner Gnade.

(Fortſetzung folgt.)

Der Thronerbe.

Novelle von S. Koliſch.

(Aus dem öſterreich. Novellen-Almanach von Andr. Schuhmacher.)

Ueber die Gräber des Friedhofes von Mailand, über die Gräber, wo Menſchen und ihre Hoffnungen, Wünſche und Träume, ihre Freuden und Schmerzen, Leidenſchaften und Begierden, Haß und Liebe, Zagen und Vertrauen als Leichen begraben liegen, ergoß ſich das Mondlicht, der Freund und Vertraute des Schlafes, um deſſen älteren Bruder, den Tod, zu begrüßen. Es ſtreifte zitternd hin über die Züge eines Weſens, in deſſen Bruſt die Schmerzen, die wahrſten Vorkünder des Lebens, ein gräßliches Feſt hielten und ſiegesübermüthig, wie Feinde auf erkämpftem Boden hauſ'ten und walteten.

Ein Weib, gealtert und gewelkt, lag auf dem Hügel eines Grabes in einem wirren Halbſchlummer; Worte, wie aus dem Munde einer Träumenden, wurden von Zeit zu Zeit hörbar: „Siehſt du mein Elend, das ich mir erworben — ſiehſt du deine Mutter in Verzweiflung! Das Gold und die Prachtgewänder hat der Strom, dem ich ſie preisgab, hinweggeſchwemmt. — Ich kämpfe wieder, mein Kind, mit Noth und Armuth, ich will nicht mehr an mich und meinen Leib und meine Wünſche, nicht einmal an mein hilfloſes Alter denken. — Hörſt du deine Mutter, wie ſie zu dir fleht?“

Die Worte wurden von der Stille verſchlungen, und das Weſen unter dem Leichenſteine, dem ſie galten, hörte nicht ihren weichen verſöhnenden Klang.

Noch ein anderes Geräuſch unterbrach das Schweigen; ein Mann in Pilgertracht, an dem das Mondlicht dunkelglühende Augen, ausgeprägte Züge, die viele ernſte Geſchichten erzählen, ſehen ließ, öffnete haſtig das Pförtlein und trat in den Wohnort der Todten; ſein Auge, das forſchend umherflog, gewahrte ein friſches Grab und dabei als Leichenſtein eine kleine Pyramide mit der Inſchrift: „Der Fürſt unter ſeinem Volke im Kriege und im Frieden, im Leben und im Tode.“

Der Pilger näherte ſich ehrfurchtsvoll der Stätte, zu ſich ſelber ſprechend: „Troſt hoffend, ja freudenvoll, denn ohne Vorwurf, nahe ich mich dem Grabe des geliebten Vaters;“ er kniete nieder, betete und ſchwur, ein guter väterlicher Fürſt ſeinem Volke zu werden. Darauf erhob er ſich und eilte mit noch haſtigeren Schritten, als er gekommen, dem Grabe zu, wo das Weib ſtumm und ſtarr, eine wehrloſe Beute bitterer Qualen, dalag.

Durch das Geräuſch der Schritte aus ihrer Betäubung geweckt, hob ſie ruhig das Haupt empor; als ihr aber die Züge des ſich Nähernden deutlich wurden, ſprang ſie entſetzt und ängſtlich auf. Die beiden [illegible] ſtarr vorhaltend, ſchrie ſie: „Zurück von meinem [illegible] du ſollſt ihm nicht näher kommen und hätte[illegible] Thron dafür zu bieten!“

„Weib, beſinne dich und bedenke [illegible] ſprach der Pilger in einem ruhi[illegible]

„Ich habe mich beſonnen, [illegible] du biſt der Mörder meines Sohnes. Doch [illegible] nicht ſein Grab durch deine Nähe entweihen. [illegible] Worte haben ihre Kraft bei mir verloren, dein [illegible] Klang, dein Anſehen das Gewicht. Hinweg vo[illegible] dieſer Stelle, Mörder.“

„Dein Fürſt ſteht vor di[illegible] und wenn er dein Leid ehren ſoll, ehre du das ſeine. [illegible] Mutter, ich leide wie du, ich trage wie du einen ſchwe[illegible] Verluſt.“

Digitized by Google

Lautſ, unheimlich lachte das Weib, als der Fürſtenſohn ſo ſprach. „Du biſt kein Herr, dein Vater hat dein Sinn erkannt und dir den Scepter aus der Hand riſſen; dein Bruder herrſcht und du mußt ihm dienen“

„Was ſprichſt du Wahnſinnige!“ rief der junge Mann aber ſeine Stimme konnte ſich nur gewaltſam hervorringen, nachdem ſie mühſam den Grimm überwunden, der ihr den Ausgang beſtritt. Eine zündende Gluth brach aus ſeinen Augen, in wilden Schlägen pochte ſe[illegible] Herz; denn ſeine Abweſenheit, der Charakter ſeines [illegible]en Bruders mach[illegible] Worte [illegible] mer-

Weibe[illegible] Augen,

[illegible] m, das

[illegible] So ſahſt

[illegible] n ich dein

[illegible] mich vor

[illegible] ue,

[illegible] dem Fu

[illegible] pte; ſie ſank,

[illegible] Regungen und E[illegible]

[illegible] der in ſeinem ganzen

[illegible] tigen und knieete bei dem

[illegible] nieder; er murmelte un-

[illegible] n und weinte eine Thräne

[illegible] er einen Boten ſeiner fortdauernden ſchmerzlichen Liebe der Theuern unter dem Hügel ſenden.

Das Mondlicht war verloſchen und Azzo Visconti, der Erſtgeborne des verſtorbenen Herrn von Mailand, Galeazzo, verließ, von Nacht umfangen, die Stätte der Verweſung.

Bald ward ihm die fürſtliche Burg von eifrigen Dienern aufgethan, und von Glanz und Prunk umgeben lag er im weichen Bette hingeſtreckt. — Tauſend wogende Gedanken und Gefühle ſcheuchten den Schlaf von ſeinen Kiſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Bartholomäushöhle.

Eine wahre Begebenheit.

Es war an einem ſchwülen Sommertage des Jahres 1842, als Reschen, die Zierde von ganz Golling, ein ſchlankes engelgleiches Mädchen, das wahre Bild der Jungfräulichkeit, ihre kurzvorher verrichtete Arbeit auf das hölzerne Tiſchchen legte; mit brechendem Herzen, mit feuchten Blicken ſieht ſie der hinter den Alpen verſchwindenden Sonne nach, bald ſteckt ſie ihr lockiges Köpfchen zum Fenſter hinaus, bald zieht ſie es wieder ſeufzend zurück.

Die Nacht ſpannte bereits ihren dichten Schleier über das ſchlummernde Thal, der Mond ergoß nur ſpärliches Licht in die Stube. Immer banger wurde es Reschen, um das Herz ward ihr's ſo enge. — »Wo mag wohl Annerl bleiben!« ruft ſie ſchon zweimal aus, und ſieh — es öffnet ſich die Thüre: ein ſtattlicher Waidmann in knapper Jacke, die lederne Hoſe mit dem Eßbeſtecke ſtraff geſpannt, den grünen Federhut tief in's Auge gedrückt, auf der Schulter ſeine Büchſe tragend, ſteht in der Schwelle. »Trautes Reschen!« iſt ſein erſter Ruf, und ſchon liegt die Schöne in ſeinen kräftigen Armen, doch ſtatt des unſchuldsvollen Kuſſes mußte er ein trauriges »Ach, Du haſt auf ewig mich verloren!« aus der Geliebten Munde hören. — »Was ſoll das?« fragte Annerl entſetzt. — »Der Schotte, der jenen Jagdſitz dort bewohnt, hielt um mich an; ich bin ſchon Braut — ſein Weib werde ich doch nie!« Schluchzend ſprach ſie die letzten Worte, ihre Thränen in der Schürze bergend wankte ſie bebend dem nahen Stuhle zu. — »Iſt ſeine Braut!« wiederholte der betroffene Jäger. Der Schlag traf ihn zu hart. Tiefſinnend, mit verſchränkten Armen erſtickt er jetzt ſein beſſeres Gefühl, er folgt der Hölle Fingerzeig und beſchließt des Schotten Tod. Krampfhaft ergreift er Reschens Hand: »Wenn Du mich je geliebt, ſo ruhe früher nicht, bis Dir der Schotte einen [illegible]ng in die Bartholomäus-Höhle zugeſagt, ruhe früher [illegible]; das Weitere beſorge ich.« Mit dieſen Worten [illegible]te er den Kuß des Lebewohls auf Reschens Pur[illegible]nge, entfliehend durch die noch offene Thüre.

Schreckenerregend für die dortigen Bewohner des Hochlandes iſt der bloße Name der Bartholomäus-Höhle. [illegible]em geheimnißvollen Innern derſelben entſpringt [illegible]e Königsſee. Das felſige Beet ward ſchon öfters [illegible], und ſchon ſchien die Quelle verſiecht; nur ku[illegible] die Dauer der Ruhe; zurück kehrte die Menge der Wog[illegible] — da tobte ſie nun wieder, ſchäumend vor Wuth rollte ſie nun wieder krachend hin über mächtige Blöcke. Noch jedem der kühnen Forſcher, der ins Innere ſich gewagt, iſt ſie zum Grabe geworden. Der Eine fand unter den Trümmern gelöſter Felſen den Tod, längſt ſchon modert ein Zweiter, durch einen Sturz in den felſigten Klüften begraben; ein Dritter, von ſtürmiſchen Wellen ereilt, kam als zerſchmetterte Leiche an's Tageslicht.

Am ſteinichten Pfade dahin ſchreitet langſam ein Fremder einher, edler Anſtand umfließt die ganze Geſtalt, es iſt William Mac Cothou, der jährlich den Sitz ſeiner ſchottiſchen Ahnen verläßt, die romantiſchen Fluren Salzburgs beziehend; er iſt derſelbe Sonderling, der jetzt ſein Leben fährden will! Doch treibt ihn nicht der blinden Liebe Allgewalt, es iſt ein angeborner Trieb, es iſt ein Wink, der ihn das nie Gelöste zu vollenden mahnt. »Herkules«, rief er begeiſtert aus, »drang in des Orkus Schlund, um den Höllenhund herauszuziehen, ich muß der Erſte ſeyn, der in die grauſe Höhle dringt, der des Königſees Urſprung ſieht.« — William erfuhr zu ſpät, daß er durch ſeine Werbung unbewußt zum Nebenbuhler ward, es reute ihn und es ergriff ihn zu gleicher Zeit ein ſehr gerechter Zorn, daß Annerl ſein Mörder werden ſollte; trotzdem beſtimmte er die ihm nicht gewogene Braut, falls er nicht wiederkehren ſollte, zur Erbin ſeiner bedeutenden Güter.

Nachdenkend läßt er ſich im dunklen Schatten der rieſigen Tannen nieder, es war ſchwül, ſchwarze Wolken hingen am Horizonte. Ein leiſes Rauſchen der Zweige, das Kniſtern der Blätter machte den Schotten aufmerkſam — bald aber erkennt er die rauhen Stimmen zweier auf einen Jäger lauernden Wilddiebe. Kaum ſchwanden zwei Minuten, und ſchon dringt der Hülferuf des entwaffneten Jägers zu Williams Ohren; rettend ſpringt er vor, ein wohlgemeſſener Büchſenſchuß ſtreckte einen der Mörder zu Boden, während der andere entflieht. Der Gerettete — es war Annerl; im Todfeinde den

Digitized by Google

Lebensretter erblickend, fällt nun beſchämt, der Schuld bewußt, zu ſeinen Füßen; er iſt bereit, auf ewig der Geliebten zu entſagen. — »Beim Himmel, das fordere ich nicht — das wäre zu viel«, verſetzte der Schotte ſchnell, »doch Du begleiteſt mich in die Bartholomäus-Höhle.« — Ein eiſiger Schauer durchrieſelte bei dieſen Worten des ſonſt ſo wackern Waidmanns Glieder. Nutzlos iſt ſein Streben; entweder folgen, oder die Schande eines Feiglings tragen.

(Schluß folgt.)

Ein Beſuch in der Hamburger Börſe.

* Man kann jetzt nicht mehr nach Hamburg kommen, ohne auf das Gebäude zu ſtoßen, auf deſſen Rettung in der furchtbaren Feuersnoth mancher Chriſt mehr bedacht war, als auf die der Kirchen; und wäre man auch gerade das Gegentheil von einem Kaufmann, hätte nicht das geringſte Intereſſe am Handel und Wandel — ſeit dem Brande iſt jeder Fremde und jeder Einheimiſche zum Börſengänger geworden. Das Börſengebäude iſt das Centrum nicht allein der Stadt, ſondern auch der Geiſter, zum Börſengebäude führen alle Wege, dahin richten ſich aller Blicke, das überragt alle übrigen Gebäude. Fragt man den erſten beſten Bekannten auf der Straße, wohin er gehe? nach der Börſe, iſt die Antwort; woher er komme? einen Andern, — von der Börſe, entgegnet er. Woran ſie denken ſammt und ſonders? An die Börſe und wieder an die Börſe und zehntauſendmal an die Börſe!" Mittags ein Uhr hört man die Glocke läuten; „es läutet zur Börſe!" ſagt der Hamburger, und was für einen Eindruck das Geläute hervorbringt, iſt erſtaunlich. So flink iſt Keiner bei der Hand und auf den Beinen, wenn's zur Meſſe läutet. Für den Nichtkaufmann iſt die eigentliche Börſenzeit im engeren Sinne des Wortes nicht die paſſendſte, um das Innere des Inſtituts kennen zu lernen; aber doch höchſt intereſſant und vorzüglich für den Phyſiognomiker und pſychologiſchen Beobachter anregend. Wie ſich das Große und Erhabene im menſchlichen Leben oft vom Kleinlichen nicht rein und frei hält, ſo findet der Fremde auch beim Anfange der Börſenzeit Urſache, Anſtoß zu nehmen. Es hat nämlich ſeine guten Gründe, daß die Leute, wenn ſie Mittags die Börſenglocke tönen hören, in Haſt und außer Athem oft durch die Straßen ſtürzen; denn ſobald das Geläute aufgehört hat, muß der Späterkommende eine kleine Strafſchuld von vier Schillingen zahlen. Und dies iſt im Grunde eben ſo lächerlich als läſtig, und erfüllt keineswegs ſeinen Zweck, denn die Thürſteher ſind in ſteter Bewegung und das Geklapper der eingeſteckten Strafſchillinge in die blechernen Sparbüchſen währt fort, ſo lange die Börſe dauert. Allein der Hamburger iſt an Geſetze in baarer Münze gewöhnt; was ihn bewegen, anregen und beſtimmen ſoll, muß einen Klang haben, und ſo kommt es denn, daß ſelbſt der ernſte, verächtlich blickende Millionär mit aller Gravität eines Geldariſtokraten in die Taſche greift und dem verſpäteten Momente ſein kleines Sühnopfer darbringt, ohne zu bedenken, daß für die Aufrechthaltung der Ordnung eines in der That ſo großartigen und auf die ganze Handelswelt Einfluß übenden Inſtitutes der Geſetze genug vorhanden, die in ſeiner eignen, innern Natur liegen und das Beſtehen verbürgen, [illegible] kleinlicher Maßregeln, wie die erwähnte. Der [illegible]blick der verſammelten Kaufmannſchaft aus allen [illegible] der Welt hat etwas Aehnliches, wie der der [illegible] an einer Bank. Dieſelben leuchtenden Blicke, dieſelben zuſammengekniffenen Lippen, derſelbe Triumph [illegible] den [illegible], unter denen kein anderer Prozeß des Univer[illegible]ns vorzugehen ſcheint, als der der Zahlen. [illegible] liegt etwas unendlich Unheimliches für Den, der hier zum [illegible]enmale erſcheint, in dieſem Gemurmel, das ſich in [illegible]ßen Halle auf- und abwälzt; ein feines, muſika-
li[illegible] Die erk[illegible] vox humana etwas rein
Me[illegible] m Gemurmel im
Scha[illegible]
allen G[illegible]
bares —[illegible]
tafeln. D[illegible]
ſiognomie[illegible]
Reiche v[illegible]
Kaufleute und[illegible]
deure klaſſifizirt[illegible]
Stirn man verge[illegible]
auch auf freundlich b[illegible]
nicht verſtehen, ihre[illegible]
nicht ſelten auf ein t[illegible]
zu gehören ſcheint und[illegible]
ganz andern Büchern b[illegible]
aber kann man faſt imm[illegible]
Hamburger ſind; denn der Ham[illegible]
mit Leib und Seele an der Börſe, denkt an nichts Anders, nicht an Weib und Kind, nicht an den lieben Herrgott, ſondern nur an die Gottheit ſeines Tempels. Nach einigen Stunden hört das Gemurmel auf, Ein- und Ausgang werden leerer, im Innern iſt's ſtill. Dann ſind die Leſezimmer von den Zeitungsleſern beſetzt, und der Beobachter hat eine neue Gelegenheit, intereſſante Geſichtszuſtände zu ſtudiren. Da ſitzen die Herren und ſcheinen mit kalter, verächtlicher Miene die Spalten zu überlaufen, in denen kein Bericht aus der großen Handelswelt ſteht, nur das herauszuleſen, was ſich zu einer Anknüpfung an ihre eben gepflogene Unterhaltung ſchickt. Dann aber, wenn ſie auf einen ſolchen Punkt ſtoßen, ſieht man ſie ſich beleben und es zuckt über ihre Stirn. Sie ſind treffliche Combinatoren — »China erobert« — »Barcelona bombardirt« — »Die Inſurgenten geſchlagen« — daraus geſtaltet ſich ſogleich ein Exempel und ein Vorſatz zu Morgen. Es kann nun freilich auch nicht anders ſeyn, und da es einmal Börſen und Börſengänger geben muß in der Welt, muß eingeſtanden werden, daß die Hamburger hierin excelliren. Vorzüglich ausgezeichnet iſt das Leſekabinet der Börſe, das dem Herrn von Hoſtrupp ſeinen Glanz verdankt. Hier liegen die wichtigſten Journale faſt aller Länder, und ſelbſt das Neueſte der Literatur erſcheint hier auf den Tiſchen, längs welchen bequeme, weiche Sitze den Leſern auch eine behagliche Lage bieten. Wir werden gelegentlich auf dieſen Gegenſtand zurückkommen. —h—

Literatur.

* Schon lange iſt die Zeit verſchwunden, wo die Männer der Wiſſenſchaft und des geiſtigen Schaffens

Digitized by Google

ſich zu erniedrigen glaubten, wenn ſie in der Sprache des Volks zu den Bedürfniſſen des Volkes redeten; dieſer eitle, thörichte Wahn iſt dahin. Indeß wenn die Gelehrten und Schriftſteller ſich auch dem Volke näherten, ſo gehen ſie doch ſelten weiter, als daß ſie ſich zu ihm herabzulaſſen dünken, oder daß ſie als Lehrer dem Volke, als ihrem Schüler, die Reſultate ihres Forſchens erkenntlich machen. Das Laſſen und Erkennen ſelbſt ſoll Metier bleiben, das Reſultat, als fertiges Stück Arbeit ſoll derjenige Theil der Geſellſchaft, der nicht zur Gelehrten-Claſſe gehört, gerade nur als Conſument benützen. Daher kommt es, daß alle ſ. g. Volksbücher nur trockene Reſultate mittheilen und eine Art oberflächlicher Polyhiſtorie verbreiten. Beſonders aus dem Fache der hiſtoriſchen und inductiven Wiſſenſchaften, Gewerbs- und Hauswirthſchaftslehre, für alle höhere Beziehungen des Menſchen ſoll der Katechismus ſorgen. Die letzte Conſequenz aus dem Princip der Verallgemeinerung des Wiſſens iſt noch zu ziehen und unſere Zeit gibt durch poſitive Zeichen zu erkennen, daß ſie die Nothwendigkeit dieſer Conſequenz einſieht. Von beſonderer Wichtigkeit ſind in dieſer Richtung die Verdienſte des unlängſt verſtorbenen americaniſchen Unitariergeiſtlichen Channing, welcher gerade im Land der Pfennigmagazine und der auch die Literatur durchdringenden trockenen Geldpraxis als Mann des Volks über die höchſten Bedürfniſſe des Menſchen redete und lehrte und zur Selbſtkenntniß und Selbſtbildung aufforderte. Das Wirken dieſes edlen und weiſen Mannes war dem rühmlichſt bekannten deutſchen Schriftſteller Berthold Auerbach die Veranlaſſung zu verwandtem Streben und das neulich von ihm herausgegebene Büchlein »der gebildete Bürger. Buch für den denkenden Mittelſtand.« (Karlsruhe bei J. Bielefeld) zeugt laut für ſeinen Beruf als Volksſchriftſteller im ſchönſten und edelſten Sinne des Worts, wobei auch die Beſcheidenheit alle Anerkennung verdient, mit der er Channing als ſein Vorbild anerkennt. Das Büchlein koſtet nur 36 kr. und iſt dadurch auch dem Unbemittelten zugänglich, und jeder, der es kennt, wird es zu beſitzen wünſchen und das Seinige zu deſſen Verbreitung unter demjenigen Theil des Publikums beitragen, welcher ſich weniger um neue literariſche Erſcheinungen kümmert. In dieſem Werkchen ſchlägt ein warmes Menſchenherz; fern ſich haltend von allen Anklängen, die entfernt an die Formeln und Kämpfe der Partheien erinnern, hat es doch das Bedürfniß deſſen im Auge, der in der Zeit lebt, und eröffnet eine neue und zwar äußerſt wichtige und erſprießliche Gattung literariſcher Thätigkeit. —m—

✿

Correſpondenz.

Düſſeldorf, 29. Dez. Immer allgemeinee wird hier das Gerücht, daß der verdienſtvolle Direktoe der hieſigen Kunſt-Akademie, Hr. W. Schadow, welcher jüngſt für einige Zeit nach Berlin berufen wurde, nicht mehr hieher zurückkehren werde, da ihm eine Stelle im Cultusminiſterium zugedacht ſey. Dieſe Nachricht berührt Alle, welche es aufrichtig mit der Düſſeldorfer Akademie meinen, höchſt ſchmerzlich, da die Akademie gerade unter Schadow's Direktion den meiſten Glanz entfaltete. Auch ſeine eignen Schöpfungen waren eines Akademie-Direktors würdig, da deſſen letztes heerliches Bild: „die weiſen und thörichten Jungfrauen" von jedem Unbefangenen als ein vorzügliches Meiſterwerk betrachtet wird. Düſſeldorf verliert alſo nicht allein einen tüchtigen Direktor, ſondern auch einen der notabelſten Künſtler, der dabei ſelbſt den Schöpfungen ſeiner perſönlichen Gegner volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Unſer Achenbach, welcher ſeine norwegiſche Landſchaft bald vollendet hat, wird im nächſten Frühjahre mit dem mächtig aufſtrebenden Maler Carl eine Reiſe nach Neapel, der geniale Scheuren dagegen eine Reiſe nach dem Norden unternehmen. — Leſſing, erſt kürzlich von Paris zurückgekehrt, iſt bereits wieder in voller Thätigkeit. Mücke's Carton zum Elberfelder Rathhausſaale wird ſelbſt von Künſtlern bewundert, und alle ſeine Freunde ſagen ihm, daß er durch dieſes Werk unſteeblich werden würde. —d—

✿

Berlin, 27. Dezember. Der junge Geſchichts-Maler de Bieſve aus Brüſſel, deſſen Bild hiee jetzt von allen Sachverſtändigen mit Ehrfurcht angeſtaunt wird, befindet ſich ſeit einigen Tagen in unſerer Mitte. Wie verlautet, wollen demſelben unſere Künſtler ein großes Feſt veranſtalten, das als Huldigung ſeines Talents gelten ſoll. — Den 8. Januar kommt hier wieder einmal eine Spontiniſche Oper, nämlich »Ferdinand Cortez« zur Aufführung, worin die Sängerin Dem. Marx aus Dresden, welche auf ein Jahr für die königliche Oper engagirt ſeyn ſoll, zuerſt als Amazilli auftreten wird. Seit zwei Jahren ſind keine Compoſitionen von Spontini auf die hieſige königl. Bühne gebracht worden. Intereſſant wäre es, wenn Meyerbeer, deſſen Ankunft man hier täglich erwartet, den Ferdinand Cortez als Nachfolger Spontini's dirigiete. —h—

*

Notizen-Blatt.

(Literariſches.) * Das Hausalbum von A. Harniſch iſt erſchienen und enthält Beiträge von 61 deutſchen Schriftſtellern.

Die neue Wochenſchrift „Vaterland" bringt Mittheilungen von Duller und ein Fragment aus einem Drama von Rückert, Saul, das nun vollendet iſt. Sie ſcheint überhaupt tüchtig redigirt zu ſeyn.

* Den Freunden der bayeriſchen Geſchichte wird ein Geſchichtsbuch Bayerns in tabellariſcher Ueberſicht: die alten Herzogthümer Bayern, Franken, Schwaben, die acht Fürſtenthümer, die ehmaligen großen Reichsſtädte ꝛc. ꝛc. von dem bekannten Hiſtoriker Söltl, eine willkommene Novität ſeyn. Das Heftchen koſtet 48 kr.

* Die erſte Publikation des literariſchen Vereins in Stuttgart bringt die Straßburger Chronik von Fritſche Cloſenoi; das Leben des ſchwäbiſchen Edelmanns Georg von Ehingen, ein für die Geſchichte des deutſchen Handels

Digitized by Google

höchſt intereſſantes Handelsbuch aus dem fünfzehnten Jahrhundert, die Reiſe des Mönchs Felix Hedri aus derſelben Zeit und die catalonische Chronik des Raimund Montaner wird folgen.

* Halm's „Sohn der Wildniß" iſt in's Franzöſiſche überſetzt worden. Dem. Rachel wird die Parthenia ſpielen.

* In dem letzten Bande der „Weltgegenden" von Clodwig befinden ſich Mittheilungen von Müggr, Lewald, Dingelſtedt und Gutzkow.

(Bildende Kunſt.) * Die Gemälde-Gallerie Aguados, die Meiſterſtücke aus allen Schulen enthält, kommt nächſten März in Paris zum Verſtriche.

* Die neue katholiſche Kirche in London nähert ſich ihrer Vollendung. Dieſes im ſchönſten Spitzbogenſtile ausgeführte Gebäude ſoll jetzt unter Dach gebracht werden. Die Koſten, 750,000 Francs, wurden durch eine Subſcription in allen europäiſchen Ländern gedeckt.

* Die Glasgemälde für die Auer Kirche nahen ſich ihrer Vollendung. Die Cartons ſind alle fertig. Das mittlere Chorfenſter enthält — da die Kirche der h. Maria gewidmet iſt — deren Verklärung oder Krönung: nach dieſem Mittelpunkte hin ſind die zwei Reihenfolgen von Gemälden an den beiden Seiten des Schiffs und des Chors nach dem zweifachen Geſichtspunkte gewählt und geordnet worden, unter dem die Lebensgeſchichte der Mutter des Heilands gefaßt werden kann. In der einen Folge tritt ſie als die von Gott erwählte Gebärerin des Heilands auf, und die Gemälde begleiten ihre Geſchichte nach den in der Legende und der Bibel erhaltenen Momenten bis zur Geburt Chriſti, in der ihre Sendung erfüllt iſt, ſo daß die Darſtellung ihres Todes unmittelbar darauf folgen kann. Die andere Folge zeigt ſie uns gewiſſermaſſen als Begleiterin ihres Sohnes, neben dem ſie ſomit immer, von der Anbetung der Könige an bis zur Erhöhung am Kreuze, in untergeordneter Stellung erſcheint. Auch die Freskomalereien des Hrn Heß in der Bonifaziuskirche wurden im vergangenen Sommer ſehr gefördert. Bis zur gänzlichen Vollendung dieſer Malereien dürften noch zwei Sommer vorübergehen. Am Gebäude ſelbſt ſind jetzt die Säulen der Vorhalle aufgerichtet, ſo daß das Aeußere der drei unter ſich verbundenen Bauten, der Baſilika, des Benediktinerkloſters und des neuen Kunſt- und Induſtrie-Ausſtellungsgebäudes als nahebei fertig betrachtet werden kann.

(Muſikaliſches.) * In München hat Roſſini's Stabat Mater nicht angeſprochen. — Julius Stern, der hier in Würzburg gebildet wurde, gab neulich dort Concerte und gefiel ſehr.

* In Paris wirkten bei der neulichen Aufführung der Berliozſchen Symphonie 100 Blechinſtrumente mit. Die beiden erſten Sätze, welche blos von Blechinſtrumenten ausgeführt werden, fanden keinen Beifall, deſto mehr der dritte.

* In Wien zieren die diesjährige Muſik-Saiſon Haumann aus Paris, Vieuxtemps und Romberg, Sohn. Haumann's Compoſitionen werden weniger gelobt, als ſein Spiel.

* Von Neujahr an erſcheint eine neue muſikaliſche Zeitſchrift „Signale für die muſikaliſche Welt", die nach der Probenummer zu urtheilen, reich an Notizen aus der muſikaliſchen Welt iſt.

(Theatraliſches.) * In Zug wird demnächſt das neue Theatergebäude fertig; an einem Armenhauſe fehlt es aber noch dort.

* In München gaſtirte kürzlich Wild. Wild's Geſang wird noch immer ſehr gelobt, obgleich er der Veteran der Teroriſten iſt. Duprez in Paris kann faſt gar nichts mehr ſingen und mußte neulich in den Hugenotten aufhören. Uebrigens war es in der erſten Gaſtdarſtellung Wild's, dem Beliſar von Donizetti, leer. Die Münchener, an claſſiſche Muſik gewöhnt, können dieſe Oper nicht recht leiden. Dagegen ſpricht das claſſiſche Schauſpiel in München auch nicht an. Macbeth wurde bei leerem Hauſe, obgleich Hr. Denker und Hr. Schenk die Hauptparthien darin vorzüglich ausgeführt haben ſollen, gegeben. — Feldmann's Luſtſpiel „Das Portrait der Geliebten" erntete in München ungeheuren Applaus. Der Dichter wurde gerufen. Hr. Lang, der den Unfall gab, ſpielte ſo ergötzlich, daß er ſchon nach dem erſten Acte heraus mußte. (Ein anderes Luſtſpiel Feldmann's, „die freie Wahl," wird von der „Wacht an der Donau" gelobt.) Jetzt gaſtiert Carl dort mit ungeheurem Beifall in den Stadeltaden."

* Die Regensburger Oper wird gelobt, und vorzüglich ihre erſte Sängerin, Dem. Mittermeyer.

(Miscellen.) * Nach dem „Spiegel" werden in Ofen und Peſth jährlich über 20 Millionen Cigarren verbraucht.

* In Mainz ſind mindeſtens 800 bis 1000 Arbeiter, ohne die damit in genauem Verkehr ſtehenden Gewerbe, als: Tapezierer, Bildhauer, Drechsler, Schloſſer ꝛc., mit Möbelarbeiten beſchäftigt.

* Dublin und Cork ſollen mit Holz gepflaſtert werden.

* In London durfte man bis jetzt öffentlich die ſkandalöſeſten Bilder aushängen und verkaufen. Nun wird die Polizei dem Unfug wehren.

* In Köln ſtarb kürzlich eine Dienſtmagd, die in der Familie Ludwig 75 Jahre diente.

* In Griechenland beſtehen gegenwärtig 128 griechiſche Klöſter mit 1646 Mönchen und 151 Nonnen (in 4 Klöſtern.)

* In London fand ein Knabe auf dem Wege nach der Schule ein weißes Pulver und verkoſtete es. Da er es ſüß fand, ſo aß er mehr und gab auch ſechs Mitſchülern davon. Das Pulver war Arſenik. Einer der Knaben iſt geſtorben, die andern liegen ſchwer darnieder, doch hofft ſie der Arzt noch zu retten.

(Anekdotaires.) * Ein Polizei- und ein Juſtizbeamter ſtritten ſich um den Vortritt. Ein Dritter entſchied: der Polizei-Beamte geht vor, denn Gewalt geht vor Recht.

* Als Chriſtine von Schweden in Rom die marmorne Statue der Wahrheit von Bernini bewunderte, ſagte ein ſchöngeiſtiger Cardinal: „Ich bewundere wohl noch mehr eine Fürſtin, welche die Wahrheit liebt." und — „es ſind auch nicht alle Wahrheiten von Marmor," Chriſtine darauf.

* Noel, der Mundkoch Friedrich's II., bereitete dem Könige einſt eine Paſtete, an der ſich dieſer den Magen verdarb: „Wir kommen beide in die Hölle," ſagte der König zu ihm; „Er, weil er die Paſtete gebacken, ich, weil ich ſie genoſſen habe." — „Thut nichts," verſetzte der Koch, „wir ſind beide an das Feuer gewöhnt"

* Ein franzöſiſcher Chaſſeur prügelte einen deutſchen Bauer, der ſeinen Spartopf retten wollte. Der Regimentskommandant kam dazu und ſagte zum Chaſſeur: „Warum ſchlägſt Du den Menſchen?" — „Herr Obriſt!" war die Antwort, „der Schurke ſtiehlt uns ſein Geld."

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 2. Dinstag, 3. Januar 1843.

Bruchſtück einer Selbſtbiographie

des am 9. Mai 1829 verſtorbenen kgl. Staatsraths und Appellationsgerichts-Präſidenten

Johann Michael von Seuffert.

(Niedergeſchrieben um das Jahr 1812.)

(Fortſetzung.)

Er vergaß meiner nicht. Der Graf von Schönborn beſtimmte meine Verhältniſſe zu ſeinem jüngſten Sohne mit einer eigenen Inſtruction, und da ſich dieſe vor der Hand darauf beſchränkte, mehr der Beobachter und Geſpiele eines kleinen Knaben zu ſeyn, als ſein Lehrer, ſo war mir faſt alle meine Zeit zu andern Geſchäften geblieben. Er übertrug mir daher zugleich ſeine Secretariatsgeſchäfte, wobei ich Gelegenheit hatte, die Vorträge ſeiner Regierung und Kammer einzuſehen und mich in das praktiſche Leben einzuweihen. Der Graf beehrte mich mit ſeinem Vertrauen. Ich brachte mit ihm die noch übrige ſchöne Jahreszeit 1786 auf dem Lande zu Gaibach, Pommersfelden und Wieſentheld zu. Am erſteren und letzteren Orte waren vortreffliche Bibliotheken. Dieſe zeichneten ſich durch die Werke der Claſſiker Deutſchlands und Frankreichs aus. Jene war nach allen wiſſenſchaftlichen Fächern geordnet und reich an intereſſanten Werken. Zu Pommersfelden war eine vortreffliche Gemäldegallerie. Ich hatte daher Gelegenheit, meine wiſſenſchaftliche Bildung fortzuſetzen und meinen Kunſtſinn unter der Leitung des gräflichen Galleriedirectors Treu zu entwickeln. Der Graf hatte immer eine auserleſene Geſellſchaft aus den denachbarten Städten Bamberg nnd Würzburg, und es fehlte daher nicht an Zerſtreuungen. Während man bei Tage die Reize der ſchönen Natur genoß, vergingen die Abende ſehr angenehm, indem Muſik, Lectüre und bei zahlreicher Geſellſchaft auch Spiele abwechſelten.

Den darauffolgenden Winter begab ſich der Graf mit ſeiner Familie nach Mainz, wo er ein großes und ſchönes Hôtel hatte. Der Aufenthalt in Mainz im Jahre 1787 war ſchon an ſich von hohem Intereſſe. Der Hof war in hohem Grade glänzend, und ward durch die Anweſenheit der Geſandten von allen bedeutenden Höfen und mehrerer großer Familien aus dem benachbarten Adel, welche mit beträchtlichem Aufwande eben ſo viele glänzende Zirkel bildeten, in denen ſich die große Welt herumtrieb, noch mehr verherrlichet. Der Fürſtenbund, die Vernichtung des Illuminatismus in Bayern, der Kampf des Magnetismus und Somnambulismus mit der Wiſſenſchaft und dem geſunden Menſchenverſtande, die täglichen Scenen, welche die praktiſchen Magnetiſeurs in großen und kleinen Familien aufführten, die in dieſen Kämpfen von allerlei Art erzeugten Gelegenheits-Schriften waren die Angelegenheiten der Tage, welche den Gegenſtand aller Geſpräche ausmachten und in Mainz allenthalben ein politiſch und wiſſenſchaftlich polemiſches Leben und Treiben erzeugten. Alle dieſe Gegenſtände wurden augenblicklich durch das Gerücht verdrängt, der Churfürſt gedenke zu Gunſten eines Prinzen von Preußen eine Coadjutor-Wahl zu Stande zu bringen. Dem ſey, wie ihm wolle; gewiß iſt es, daß die Capitularen dieſes Erzſtiftes einen Verein ſchloſſen, nur einen aus ihrer Mitte zum Coadjutor zu wählen, und nach einem kurzen Kampfe weniger Competenten unter ſich der damalige Statthalter zu Erfurt, Freiherr von Dalberg, einmüthig zum Coadjutor und Nachfolger des Churfürſten erwählt würde. Der patriotiſche Entſchluß zu einer perpetuirlichen Wahl-Kapitulation, der damals gefaßt wurde, die großen Feſte und Beleuchtungen, welche im Gefolge der Wahl gegeben wurden, der große Zufluß der Fremden, das muſterhaft kluge Benehmen, womit der Churfüſt alle Partheien beſchwichtigte, waren würdige Gegenſtände der Aufmerkſamkeit.

An dieſes freudige Ereigniß des ganzen Landes ſchloß ſich ein gleich angenehmes Ereigniß in der Familie des Grafen an. Die liebenswürdige Gräfin Sophie von Schönborn — die nachher zu Paris bei einem Feſte durch Brand verunglückte und zu früh verſtorbene Fürſtin von Leyen — entſchied unter mehreren würdigen jungen Männern, die ſich um ihre Hand bewarben, für den Grafen von Leyen, Neffen des neuerwählten Coadjutors. Die Hochzeit ſollte im künftigen Sommer zu Pommersfelden vollzogen werden.

Mitten in dieſen Zerſtreuungen fühlte ich eine peinliche Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit mit mir ſelbſt. Meine Beſtimmung kettete mich an meinen Eleven, einen liebenswürdigen und hoffnungsvollen Knaben, dem ich von ganzem Herzen ergeben war. In dieſer Abhängigkeit, welche mir mein Beruf gebot, konnte ich das lebhaft gefühlte Bedürfniß einer größeren und vielſeitigeren Ausbildung nicht befriedigen. Es fehlte an Büchern, an Umgang mit vorzüglichen Gelehrten, und bei den fortdauernden Zerſtreuungen ſogar an Zeit. Auch der Antheil, welchen ich an den Geſchäftsverhältniſſen des Grafen zu nehmen hatte, war mir nicht ausgiebig genug, und daher nicht befriedigend. Es hatte ſich zu Mainz eine Geſellſchaft junger Männer gebildet, in welcher man Vorleſungen über wiſſenſchaftliche Gegenſtände hielt. Ich nahm keinen Antheil. Ich beſchäftigte mich mit Ausarbeitungen philoſophiſchen und juriſtiſchen Inhalts, ich lieferte mehrere Beiträge zu den Würzburger gelehrten Anzeigen. Alles dies genügte mir nicht.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Thronerbe.

Novelle von S. Koliſch.

(Aus dem öſterreich. Novellen-Almanach von Andr. Schuhmacher.)

(Fortſetzung.)

Mailand hatte während der Abweſenheit Azzo's ſehr wichtige Umwälzungen erlitten. Der deutſche Kaiſer Ludwig IV. hatte, nachdem er das ritterliche Bruderpaar aus dem Stamme Habsburg im Kampf um die Kaiſerwürde bei Mühldorf überwunden, durch die anmaßende Verwegenheit Johann XXII. herausgefordert, den deutſcher Kraft von jeher verderblichen Römerzug unternommen. Er hatte ſich in Mailand, durch die Parteien daſelbſt begünſtigt, die Krone der Lombarden aufs Haupt geſetzt. Aber Galeazzo Visconti, der Herr zu Mailand, ſuchte dem deutſchen Kaiſer auf jede mögliche Weiſe entgegenzuwirken. Seine Bemühung ſcheiterte jedoch und der Unglückliche mußte mit enger Haft im Schloſſe zu Monza ſein Streben büßen.

Nicht lange nach ſeiner Befreiung war er zu Brescia geſtorben, und wie verlautete, beſtimmte ſein letzter Wille ſeinen jüngern Sohn Matteo, mit Ausſchluß des ältern Azzo, zum Nachfolger in der Herrſchaft über Mailand.

Matteo, erwägend den erzwungenen Rückzug Ludwigs, dem wohl die Luſt nach Italien zu kommen durch die Widerwärtigkeit, die er daſelbſt gefunden, verleidet ſeyn mochte, dem eigenen Geiz und dem ſeiner Gemahlin Gehör gebend, hatte den Titel eines Königs angenommen.

Noch eine Veränderung war geſchehen durch die Verbindung des neuen Herrſchers mit Ninna della Torre, wodurch der Zwiſt, der zwiſchen dem Hauſe Visconti und della Torre ſo lange zum Verderben des Landes gewüthet, ausgeglichen wurde.

Ninna della Torre war die reiche, unabhängige Erbin vieler Güter. Ihre Herrſchſucht war ſo groß, daß ſie nur Dem ihre Hand zu reichen beſchloß, der ſie zu einer Fürſtin machen würde, und dieſen fand ſie in Matteo Visconti, der in Liebe für ſie entbrannte.

Azzo's plötzliche Zurückkunft mußte unter dieſen Umſtänden die verſchiedenſten Wirkungen hervorbringen.

Diejenigen, welche Matteo, den rauhen eiſernen Krieger haßten, die ſeine zügelloſe Lebensweiſe, ſeine lockern Sitten verabſcheuten, oder denen der launenhafte Uebermuth ſeiner Gemahlin, die das Scepter eigentlich führte, unleidlich war, diejenigen, die das Teſtament für unrecht, für unterſchoben hielten, weil ſich's nicht erklären ließ, warum der dahingeſchiedene Fürſt eine ſolche Ungerechtigkeit ſollte begangen haben; dann Andere, die den Muth halten, zu denken, man ſey trotz aller Rückſicht für den verſtorbenen Galeazzo nicht verpflichtet, ein Teſtament zu erfüllen, deſſen Ungerechtigkeit und Unbilligkeit wie die Sonne klar ſey, wurden durch Azzo's Ankunft getröſtet und erfreut.

Zu dieſen kamen noch Azzo's Freunde aus perſönlichen Rückſichten, ſolche, die ſich von ſeinem männlich-energiſchen Charakter mehr Vortheil für den Staat verſprachen, als von ſeinem durch Genuß und Vergnügen beherrſchten Bruder; und endlich ſolche, die gegen alles Beſtehende gerne die Waffen erheben und die auch darum wünſchten, daß Matteo die Herrſchaft verliere, weil er ſie beſaß.

Bei denjenigen aber, die Matteo's kriegeriſchen Muth bewunderten oder ſeiner Gunſt ſich rühmten, deren Ehrgeiz durch die wenig umſichtige, ſchwankende Regierung des jungen Herrſcherpaares freien Spielraum gewonnen; bei denjenigen, die das finſtere grübelnde Weſen Azzo's einem ſchuldbelaſteten Gewiſſen, einem finſtern Unmuth, der leicht in Grauſamkeit ausarten könne, zuſchrieben; bei denjenigen, denen das Wort des verſtorbenen Galeazzo, der, wie der oberflächliche ſeichte Verſtand urtheilte, für ſeine Liebe zum Volke ſich geopfert, ſo heilig war, daß ſie für unrecht hielten, es auch nur zu prüfen, und die zu beſchränkt, oder glimpflicher ausgedrückt, zu unſchuldig waren, um auf den Gedanken zu gerathen, das Teſtament könne verfälſcht ſeyn; endlich bei den ſogenannten Friedliebenden, eigentlich Indifferenten, die es für ein Unglück halten, wenn ſie die Mittagskoſt nicht genau zur beſtimmten Stunde einnehmen können: mochte Azzo's unerwartete Zurückkunft trübe Gedanken und Erwartungen erwecken.

Matteo ſelbſt, der unbeugſame Krieger, gab, des Glückes genießend, das Herrſchaft und Liebe ihm boten, gar keiner Beſorgniß Raum.

Das Teſtament ſeines Vaters, dachte er, gäbe ſeinem Beſitze Geſetzlichkeit, ſein Muth und kriegsgeübtes Heer Befeſtigung, mehr als hinreiche, ſeinen gelehrten ſchwerfälligen Bruder unſchädlich zu machen. Ueberdies war er der feſten Ueberzeugung, ſein Bruder werde eher froh, als unzufrieden ſeyn, für Herrſchaft Ruhe und Muſe eintauſchen zu können. Er theilte ſeine eigne Zuverſicht und Sorgloſigkeit ſeiner Gemahlin mit.

Matteo's gewandter Kriegsoberſter, Vertrauter und Rathgeber, Filippo Dracone, der Intriguen und Heere geſchickt zu lenken verſtand und lenkte, frohlockte bei der Nachricht von Azzo's Ankunft; er hoffte nun, den fieberheißen Wunſch ſeines Herzens zu befriedigen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Bartholomäushöhle.

(Schluß.)

Der Tag war faſt zur Nacht geworden, ein fürchterlicher Regenguß bricht aus gewitterſchwarzen Wolken in das finſtere Thal, Blitze erhellen die Gruppen der eiſigen Alpen, der Donner rollt, an den Felſen der Berge neunfach wiederhallend. Den Elementen trotzend, kommt der durchnäßte Schotte zur ſchaudervollen Mündung der Höhle. Bebenden Schrittes folgte ihm der Jäger; graues Geſtein ſchien ſie zu warnen, ſchien zu verkünden das ſichere Grab. Fürchterlich heulte die Windsbraut — nur mühſam erhielten die beiden in einer der Oeffnungen Licht. »Hinein!« ſchreit William, mit brennender Fackel das düſtere Gewölbe erleuchtend, »und nie zurück!« — »Zurück!« ſchallt das drohende Echo in Annerls Ohren wieder; gewiß ſchien ihm der Untergang, hatte doch Niemand den gräßlichen Schlund je verlaſſen. Zitternd murmelte er einige Stoßgebete, die ſich alle in ſein verworrenes Gedächtniß drängten, die erhitzte Phantaſie malt ihm nur Schreckenbilder; denn bald macht er den Schotten auf ein Gerippe, das ſie zum Rückgang mahnt, bald auf drachenartige Thiere, bald auf andere Ungeheuer aufmerkſam. — Geheimnißvoller Schauder ergriff auch William, als eine viele Klafter tiefe Felſenſchlucht das Weiterſchreiten hemmte; verzweifelnd bewies nun

Digitized by Google

Annerl das Verwegene und Unſinnige des Unternehmens, die Unmöglichkeit der That und der Rückkehr, die unvermeidliche Gefahr des Todes, — umſonſt — des Schotten ſtolze Kühnheit ward durch den Widerſpruch nur um ſo mehr gereizt. — »Den Weg der Gefahr, ſpricht William, muß man nicht langſam kriechen, wie Du thun willſt, man muß ihn überſpringen«, und ſchon ruft er von jenſeits dem Alpenſohne Muth zu einem gleichen Sprunge zu. — Dieſer, im Springen wohl gewandt, folgt. Vereint dringen ſie vor. — Bald bildet das unterirdiſche Labyrinth einen Rieſenſaal, bald einen dumpfen Gang, bald eine Schlucht. Das Ganze bot ſich als ein Räthſel dar, deſſen Loſung keinem der Sterblichen beſchieden ſchien. — Niegefühltes Ahnen erwachte in Williams Seele über die Höhe, Tieſe, den Zweck, die Mittel alles Geſchaffenen, der denkenden und fühllos ſcheinenden Weſen, die dieſe Schöpfung beleben und darſtellen. Die Schritte und abgebrochenen Worte hallten dumpf an der Felſenwand; doch plötzlich dringt ein fürchterliches Brauſen, gleich dem durch einen Sturm gepeitſchten Wogenmeere, aus dem fernſten Winkel der unabſehlichen Oeffnung zu Williams Ohren. Der Waidmann liegt beſinnungslos, erſtarrt zu ſeinen Füßen. — Immer näher und näher wälzt ſich die gierige Fluth. — Der Schotte, bald ermannt und für den Waidmann nur bedacht, faßt ihn mit kräftigem Arm, und ihn auf ſeine Schultern ladend, geht er raſch voran. Er flieht, er eilt, von unnennbarer Kraft beſeelt, kaum achtend jener Laſt, die ihn ſo ſchwer jetzt drückt; doch bald erſtirbt der letzte Hoffnungsfunke, den noch der Rettung Möglichkeit gewährt. Die Waſſermenge iſt ſchon nah — nur zehn Sekunden noch, und Alles iſt verloren. — Doch ſieh, das Pech, jetzt heller brennend, zeigt einen Felſen, der ſie vom Meere trennt, der ſie zum Ausgang führt; — er iſt erreicht, die Wunderthat vollbracht! — und nun ſtrömt auch das aufgereizte Element zur Höhle hinaus, es ſchäumt vor Wuth, mit brauſendem Schalle verkündend die große Gefahr, der der Schotte und Jäger nur mühſam entronnen.

Das Glöckchen tönte vom Thurme der kleinen Kirche zu Golling herüber und rief die Gemeinde zuſammen. Der Kirche zu wallte ein fröhlicher Zug; vorne die Muſik und die Gäſte, hinterher ein bräutliches Paar, mit Blumen bekränzt. Der Pfarrherr ſprach ſeinen Segen über den Bund, den Annerl und Reschen ſchon früher geſchloſſen. Hoch preiſet das liebende Paar den Schotten William Mac Cothon, der ihr irdiſches Glück auf immer geſichert.

Correſpondenz.

Karlsruhe, vom Ende Dezember. Daß in den kleineren deutſchen Reſidenzen, die gewöhnlich keine Handelsſtädte zu ſeyn pflegen, ſtagnire, iſt eine alte Wahrheit. Von unſerer Stadt gilt daſſelbe, und die verſchiedenen Klaſſen der Bewohner ſtellen dieſe Thatſache auch nicht in Abrede. Karlsruhe iſt ein durch und durch moderner Ort, deſſen Urſprung in jene Zeit fällt, da die Fürſten ſich gern neue Reſidenzen ſchufen, denen das Treibhausartige noch nach Verlauf eines Jahrhunderts anzuſehen iſt. Das ſchöne Baden wurde mit Raſtatt, das maleriſche Heidelberg mit Mannheim vertauſcht. Karlsruhe hat nichts Naturwüchſiges an ſich, es iſt mit einem Worte keine Stadt, die einen hiſtoriſchen Eindruck macht. Die Straßen, in Fächerform angelegt, ſind weit und öde, es iſt auf ihnen außerordentlich reinlich, man ſieht kaum einen Fleck, und in den Häuſern keine zerbrochene Fenſterſcheibe. Wer Geſchmack am Meditiren findet, kann auf den meiſten Gaſſen ganz ungeſtört ſeinen Gedanken ſich überlaſſen; er darf nicht beſorgen, daß Menſchengewühl ihn ſtöre. Im Allgemeinen iſt die Bauart regelmäßig-kaſernenartig; ein Haus gleicht in der Bauart im Weſentlichen dem andern, und Fremde mögen Mühe haben, ſich zurecht zu finden. Luftig und geſund iſt die Lage in der weiten Rheinebene am Hardtwalde, der Wind hat von allen Seiten freien Zugang, und wird das ganze Jahr durch verſpürt, da Aeolus ſelten ſeine Schläuche ſchließt. Der Stadt entſpricht die Einwohnerſchaft, die ſich noch nicht zuſammen geſellt, noch nicht zu einem Ganzen mit ausgeprägtem Typus gebildet hat. Es fehlt nämlich ein alter Bürgerſtand, und wenige Häuſer wird es geben, welche der Großvater oder Urgroßvater der dermaligen Beſitzer ſchon inne gehabt hätte. Zu einer Gewerbsſtadt eignet ſich Karlsruhe ſchon ſeiner Lage wegen nicht; es fehlt ihm an fließendem Waſſer, der Handel iſt in den Händen von Mannheim, und ſo hängt denn der Erwerb der Bürger vom Hofe, vom Militär und den Beamten ab. Dieſe drei Kreiſe beſtimmen die geſellſchaftlichen Verhältniſſe; aber ſie haben unter ſich und mit den gewerblichen Einwohnern keinen innern Zuſammenhang. Jeder einzelne Kreis ſteht ziemlich iſolirt für ſich. Außerdem ſind die Standesverhältniſſe in Erwägung zu ziehen. Der Pfälzer, leichtblütig wie er iſt, findet ſich nicht leicht mit dem ſchweren, etwas verſchloſſenen Schwaben zuſammen, und der kräftige Oberländer von alemanniſchem Schlage behält gern ſeine derbe Eigenthümlichkeit bei. Aus dieſen drei Beſtandtheilen beſteht die Einwohnerſchaft der Reſidenz. Der Menſchenſchlag iſt in phyſiſcher Hinſicht ſchön, und die Mädchen und Frauen dürfen ſich keck neben die hübſcheſten anderer Städte im Süd und Nord ſtellen.

Was die geiſtige Bildung betrifft, ſo wird von Seiten der Behorden für den Unterricht vieles gethan, und die Schulen geſtalten ſich allmälig immer beſſer. Unſere polytechniſche Anſtalt iſt mit Recht berühmt, und würde ihren Zweck noch beſſer erfüllen, wenn auch auf die humaniſtiſche Bildung der Zöglinge Sorgfalt verwendet würde. An ausgezeichneten Männern der Wiſſenſchaft und Kunſt fehlt es ſo wenig wie an Intelligenz. Aber ein geiſtiges Regen und Streben, ein gemeinſames Zuſammenwirken der Kraft iſt noch nicht vorhanden. Im vorigen Jahre hielt Profeſſor Stiefel Vorträge über Hegelſche Philoſophie; Miniſterialrath Zell, der gegenwartig über Homer und das Nibelungenlied anziehend ſpricht, unterhielt die Mitglieder des Muſeums über die Antigone des Sophokles. — In den höheren und Mittelſtänden herrſcht noch der in anderen Gegenden Deutſchland gottlob verſchwundene Wahn, daß franzöſiſch parliren mit zur »Bildung« gehöre. Die Kinder werden einfältigerweiſe ſchon früh zu Staarmatzen abgerichtet; ein franzoſiſcher Schneider nimmt die Kinder ehrſamer Schuſter und Kleidermacher täglich ein paar Stunden zu ſich, und unterrichtet ſie gegen die Gebühr von ſechs Batzen monatlich im »Parliren.« Und das leichte Franzoſiſche paßt nun einmal nicht zu dem etwas breiten ſchwabiſchen Weſen und die guten Leute, Vornehme wie Mittelſtand, thäten beſſer, auf ihre Mutterſprache, die ſie zum Theil entſetzlich ſprechen, mehr

Digitized by Google

Sorgfalt zu verwenden. Der gebildete Franzoſe wenigſtens hat ſo viel Verſtand, Geſchmack und Einſicht, erſt dahin zu trachten, daß er ſeine eigene Sprache gut reden lernt, ehe er ſich an eine fremde wagt, was er überhaupt ſelten thut.

(Schluß folgt.)

Notizen=Blatt.

(Literariſches.) Die neue Ausgabe von Jean Paul, die das erſte wohlgetroffene Portrait dieſes Dichters bringt, iſt nun vollendet. Die 33 Bände koſten 34 Gulden.

Die Cottaſche Buchhandlung, welche bereits im verfloſſenen Jahre begann, die ſchönſten Taſchenausgaben, ähnlich den bekannten Walkers editions, der beſten Gedichte, welche in ihrem Verlage erſchienen ſind, zu veranſtalten, brachte den Freunden claſſiſcher Literatur in dieſem Jahre Schillers Wallerſtein, Freiligraths Gedichte und auch Hölderlins leider viel zu wenig bekannten Dichtungen mit dem Portraite des eben ſo liebenswürdigen als unglücklichen Dichters.

Die neulich beſprochene Zeitſchrift „Vaterland“ iſt keine Wochenſchrift mehr, ſondern erſcheint, mit Ausnahme Sonntags, täglich.

Eine neue Bearbeitung der ſchönen altdeutſchen Sage vom gehörnten Siegfried, dem Drachentödter, wurde von Guido Görres herausgegeben. Das alte germaniſche Heldenbild tritt in ſeiner urſprünglichen Geſtalt hervor. Das Buch iſt außerdem durch 12 hübſche Lithographien nach Kaulbach geſchmückt.

(Bildende Kunſt.) Die Statue der Mad. Malibran, die auf der letzten Ausſtellung zu Brüſſel bewundert wurde und die man dem Meißel Hrn. Wilh. Geef's verdankt, wird in dem Mauſoleum auf dem Kirchhofe von Laeken aufgeſtellt, welches Hr. v. Berriot dieſer Künſtlerin errichten ließ. Das Monument ſelbſt iſt 10 Fuß lang und beinahe eben ſo breit. Das Innere iſt kreisförmig und mit einer Kuppel bedeckt. Der weiße Marmor der Statue ruht auf bräunlichem Grund, ſo daß die Malibran aus dem Grabe zu ſteigen und zum Himmel emporzuſchweben ſcheint, wo an der Kuppel gemalte Engel ſie empfangen. Eine Lampe in der Mitte der Kuppel wirft ein mattes Licht auf die Bildſäule.

Das Portal der berühmten Abteikirche von Saint Ouen, welches, obgleich erſt 100 Jahre alt, ſchon verfallen war, und auch mit dem Hauptbau durchaus disharmonirte, wurde neulich zum Behuf der Errichtung eines entſprechenden Portals abgebrochen. Man entdeckte hiebei 5 ſteinerne Statuen aus dem fünfzehnten Jahrhunderte, die zweifellos vom urſprünglichen Portale herrühren. Obgleich ſolche beſchädigt ſind, ſo ſollen ſie doch von hohem Intereſſe ſeyn; noch fand man ein Relief, einen Engel vorſtellend, der einem jungen Weibe die Hoſtie reicht; dieſe Funde werden reſtaurirt und eine Zierde des neuen Portals bilden.

(Muſikaliſches.) In Karlsruhe wird ein junger Flötiſt Briccialdo aus Rom erwartet, der in vielen deutſchen Städten und ſogar in Italien außerordentlich gelobt wurde.

(Theatraliſches.) Das Hamburger Theater-Publikum hat die Direktion gezwungen, das Künſtlerpaar Lenz, das „eine Art von dramatiſchen Wahrzeichen Hamburgs iſt,“ von Neuem zu engagiren.

In Weimar wurde das neue Stück von Scribe „die Verläumdung“ mit vielem Beifall aufgenommen. Das Stück könnte aber eher eine Tragödie als ein Luſtſpiel genannt werden, da die Tendenz wie der Ausgang desſelben den traurigſten Eindruck über die Folgen der Klatſchſucht unſerer Zeit hinterläßt.

Während Lina von Chamouni in Berlin gänzlich mißfiel, wird von andern Städten aus behauptet, es wäre die beſte Oper von Donizetti.

Die neueſte Arbeit Scribe's, „Cromwell“, iſt auch bereits unter der Hand des fertigen Ueberſetzers Th. Hell.

In Moskau ſpielt die deutſche Operngeſellſchaft aus St. Petersburg mit großem Erfolg.

In Stuttgart gaſtirt der Münchener Schauſpieler Dahn mit großem Erfolg.

In London wird künftige Saiſon ein neues Theater für Oper und Ballet eröffnet werden.

(Miscellen.) Die ſchwediſche Akademie der Wiſſenſchaften hat Guizot und den ruſſiſchen Grafen Demidoff zu Mitgliedern ernannt.

In Paris warf am 26. eine wahnſinnige Frau ihren Mann, der ſie abhalten wollte, aus dem Fenſter zu ſehen, aus dieſem auf die Straße hinab, daß er ſtarb.

In derſelben Stadt wurde ein Arzt, Offizier der Ehren-Legion und ſeine 30jährige Gattin dieſer Tage verhaftet, weil ſich das löbliche Ehepaar damit abgab, junge Mädchen zu ſich zu nehmen, zu verführen und dann an Wüſtlinge zu verhandeln. Bei der gerichtlichen Hausſuchung wurden drei ſechszehnjährige Mädchen aufgegriffen und ihren Eltern zurückgeſchickt.

In Sibirien werden die Gräber in der Art angelegt, daß man große Feuer macht und Oeffnungen in den Grund gebrannt werden. Die darin aufbewahrten Verſtorbenen bleiben, ohne einbalſamirt zu werden, lange unverſehrt.

(Anekdotaires.) Man fragte einen Irländer, warum er ſeine Strümpfe verkehrt angezogen. Auf der andern Seite wären Löcher, antwortete dieſer.

Eine Schauſpielerin des Variété-Theaters zu Paris, Mademoiſelle Celine Cayot, von der man ſonſt in den Journalen nicht viel ſpricht, hatte unlängſt die entſetzliche Idee, in der großen Oper aufzutreten und debutirte auch wirklich dort als Page in den Hugenotten. Nach der Meinung aller ihrer Freunde und ſogar ihrer eigenen Anſicht war ſie unausſtehlich. Nichts deſto weniger wurde ſie jüngſt durch die Nachricht überraſcht, daß ein Engländer, der ſie darin geſehen, ihr 100 Louisd'or Rente vermacht habe. „Ach, ſchrie Mademoiſelle Celine, weil denn dieſer würdige Mann ſo viel ausgeſetzt hat, daß ich in einer Rolle ausgepfiffen worden, er würde mich zur Gräfin gemacht haben, wenn er mich am folgenden Abend ſingen gehört hätte.“ Denn jenen Abend war ſie noch ſchlechter.

„Es geht doch nichts über ein gutes Glas Wein“, rief der Geheime Rath ** dem Profeſſor Engel zu. „Eine Bouteille iſt mir doch lieber,“ antwortete Engel.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 3. Donnerſtag, 5. Januar 1813.

Bruchſtück einer Selbſtbiographie

des am 9. Mai 1829 verſtorbenen kgl. Staatsraths und Appellationsgerichts-Präſidenten

Johann Michael von Seuffert.

(Niedergeſchrieben um das Jahr 1812.)

(Fortſetzung.)

In dieſer Lage erhielt ich ganz unerwartet den Ruf zu einer außerordenttichen Profeſſur der Rechte an der Würzburger Univerſität, und zur einträglichen und angenehmen Stelle eines Repetitors bei den Hofedelknaben in allen Theilen der Rechtsgelehrtheit, und zugleich die Beſtimmung, vorerſt die Univerſität zu Göttingen auf ein Jahr zu beſuchen. Es that mir wehe, von dem Grafen von Schönborn, meinem großmüthigen Gönner und Freunde, zu ſcheiden. Er gab mir durch das Anerbieten, mich zum Nachfolger ſeines damals ſchon etwas alternden, aber hochverdienten Kanzleidirektors von Jörg nachziehen zu wollen, neue Beweiſe ſeines wohlwollenden Vertrauens. Allein ſtärker wirkten in mir der Drang nach höherer Ausbildung, und einem größeren Wirkungs-Kreiſe, und die Anhänglichkeit an Fürſt und Vaterland.

Ich nahm den mir gewordenen Ruf mit der Bedingniß an, bis zu meiner Abreiſe nach Göttingen in dem Dienſte des Grafen bleiben zu dürfen.

Denſelben begleitete ich daher zu ſeinem Aufenthalte auf dem Lande in der ſchönen Jahreszeit, und wohnte zu Pommersfelden den Hochzeits-Feierlichkeiten der jungen Gräfin bei.

Um dieſe Zeit feierte die Univerſität zu Göttingen ihr Jubelfeſt. Ich erhielt Befehl, mich ohne Verzug nach Göttingen zu begeben, und hieran Theil zu nehmen, und gehorchte.

Nach Beendigung dieſes Jubelfeſtes fingen die Vorleſungen wieder an. Ich lernte die berühmten Männer der damaligen Zeit — Pütter, Georg Ludwig Bohmer, Heyne, Gatterer, Spittler, Meiners, Schlözer, Lichtenberg, Käſtner u. a. kennen, und benutzte, ſoweit es möglich war, ihre Vorleſungen. Der Ton unter den Studirenden war anſtändig, der größte Theil lag den Wiſſenſchaften mit beharrlichem Fleiße ob. Die drei jüngſten Prinzen von England ſtudirten zu derſelben Zeit in Göttingen. Die gebildetere Klaſſe der Studirenden machte ihnen an Sonnund Feiertagen den Hof, wogegen dieſelben von Zeit zu Zeit zu ihrer Tafel gezogen wurden. Das Benehmen dieſer hoffnungsvollen Prinzen, Auguſt, Eduard und Adolph, ihres würdigen Gouverneurs und ihrer übrigen Begleiter trug vieles zur Aufrechthaltung, und ſelbſt zu größeren Ausbildung des guten Tones bei, welcher damals in dieſer Univerſitäts-Stadt herrſchte.

Die Zeit, welche mir von den Vorleſungen, und der Uebung in praktiſchen Arbeiten, womit ich vorzüglich beauftragt war, übrig blieb, brachte ich theils in der Bibliothek zu, theils mit der Lectüre, und dem Excerpiren der Bücher, welche ich mir aus derſelben nach Hauſe bringen ließ.

Während der Oſterferien machte ich mit meinem Univerſitats-Freunde, dem nachherigen berühmten Hofrathe und Profeſſor Gönner, eine Reiſe in die benachbarten Univerſitäts-Städte. Wir mietheten uns Pferde zu Göttingen, welche wir auf unſerem Abſtecher beibehielten. Wir gingen zuerſt nach Braunſchweig, wo uns der ehrwürdige Greis Abt Jeruſalem ſehr freundſchaftlich aufnahm. Von da aus beſuchten wir die ſchöne Bibliothek zu Wolfenbüttel, in welcher wir beinahe den ganzen Tag verweilten, und uns alles Merkwürdige aufzeichneten. Wir reiſten von da nach Helmſtädt, wo uns der berühmte Beyreis alle ſeine Schätze und Seltenheiheiten mit zuvorkommender Gefälligkeit zeigte, und uns ein treffliches Abendeſſen gab. Ueber Halberſtadt verfügten wir uns nach Leipzig, wo es eben Meſſe war, und hielten uns mehrere Tage daſelbſt auf. Außer anderen berühmten Männern von unſerem Fache lernten wir auch Zollikoſer und den in der Folge als Beichtvater des Königs von Sachſen bekannt gewordenen Exjeſuiten Schneider kennen. Beide waren treffliche Kanzelredner. Von Leipzig ging unſere Reiſe über Weimar, wo wir Herder vor dem Hofe predigen hörten, nach Jena, Erfurt und Gotha. Wir beſahen allenthalben die Merkwürdigkeiten, und lernten die ausgezeichnetſten Männer kennen, an welche wir mehrere Adreſſen mitbrachten. Ueber Mühlhauſen und Heiligenſtadt kehrten wir nach Göttingen zurück.

Ich fügte mich bald wieder in das eintönige Univerſitätsleben. Während des zweiten Semeſters ward ich von einem meiner Freunde, Herrn Malinkrot, zum Opponenten bei ſeiner Inaugural-Disputation gewählt. Meine Fertigkeit in der lateiniſchen Sprache und im Disputiren in ſyllogiſtiſcher Form erwarb mir die beſondere Zuneigung des Promotors Georg Ludwig Böhmer, eines eben ſo liebenswürdigen Mannes, als tiefen Rechtsgelehrten, welcher beſonders in der Kunſt, ſchulgerecht und logiſch durgeführte Compendien zu verfertigen, bisher von Niemand übertroffen worden iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Correſpondenz.

Karlsruhe, Ende Dezember.

(Schluß.)

Karlsruhe hat ein Hoftheater. Mit der preiswürdigſten Liberalität gibt der Großherzog dafür jährlich **100,000** Gulden aus ſeiner Civilliſte; er überläßt demſelben die etwa **50,000** Gulden betragenden Einnahmen, außerdem noch das ſehr freundlich eingerichtete Haus, die Garderobe, die Dekorationen und gewährt ihm noch anderweitige Begünſtigungen. Bei ſolchen äußeren Mitteln, bei dem Mangel anderer Anregungen und der unläugbar im Publikum vorhandenen Theilnahme ſollte billig auf der Bühne ein Streben nach Großem und Edlem ſich zeigen und man ſollte glauben, daß hier die höhere dramatiſche und muſikaliſche Kunſt ausgezeichnete Pflege fänden, als welche ſie eben den reich dotirten Hoftheatern, die ſich um Gagen und Einnahmen wenig zu kümmern haben, zur Aufgabe und Pflicht gemacht worden iſt. Aber dem iſt nicht ſo. Es fehlt an Trieb, von einer äſthetiſchen Kritik iſt nirgends die Rede und Alles iſt in eine Lethargie verſunken, aus welcher ein Erwachen vor der Hand kaum wahrſcheinlich iſt. Was zuförderſt das Repertoir betrifft, ſo iſt es, wie eine Vergleichung mit allen übrigen größern Bühnen zeigt, das bei Weitem unbedeutendſte. Ueberſetzungen ordinairer franzöſiſcher Stücke folgen ſich Wochen und Monate lang; ſelten, ſelten kommt ein klaſſiſches Stück, ſelten eine Arbeit eines der neueren deutſchen Dramatiker. Man wundert ſich, daß Gutzkow's »Weißes Blatt« gegeben werden ſoll; Scribe's »Glas Waſſer« kommt im nächſten Jahre als — Novität, aber nachdem es die Trouillet'ſche franzöſiſche Truppe gegeben hatten. Die allerneueſten Opern ſind „die Jüdin" und „der Brauer von Preſton;" wir ſahen ſie hier vor einigen Wochen zum erſten Male. Schiller's „Tell" iſt nicht auf dem Repertoire, aber „Donizetti" und „Adam" jagen einander. Von deutſchen Opern kommen hin und wieder „Don Juan" und Kreutzer's „Nachtlager." Und doch, was für Kräfte ſind vorhanden oder gewiſſermaſſen begraben! In der Oper iſt Haitzinger noch immer ausgezeichnet und groß; er hat ſich im vorigen Jahre in London, ganz neulich in Braunſchweig und Hannover verdienten Beifall geholt; ein anderer Tenoriſt, Herr Sontheim, noch jung und mit guter Stimme begabt, iſt neulich auf zehn Jahre engagirt worden mit **2600** bis **3000** Gulden! Man hätte wohl beſſer gethan, ehe man einen ſo langen Kontrakt abſchloß, erſt zuzuwarten, wie ſich dieſer Sänger entwickele und ob er auch muſikaliſch in höherem Sinne werden wird. Sodann Hr. Rieger, ein guter Baſſiſt, Herr Oberhofer, ein Baritoniſt, der zu den vorzüglichſten gehört, und eine Sängerin, wie Frau Fiſcher-Schwarzböck, ein Kapellmeiſter wie Hr. Strauß, ein gut geſchultes Orcheſter, tüchtig eingeübte Chöre und dabei doch — eine mittelmäßige Oper. Neulich bot das Gaſtſpiel der Fräulein Schrickel einmal Abwechſelung. Dieſe Sängerin, von hier gebürtig und in Italien gebildet, gehört zu den ausgezeichneteren, die wir gegenwärtig in Deutſchland haben; ihre Stimme iſt rein, voll und kräftig, ihr Geſang natürlich und eigenthümlich; ſie verfügt über ungewöhnliche Mittel und ſang in »Robert der Teufel« beide weiblichen Rollen an demſelben Abend unter allgemeinen Beifall. Wie Sängerinnen bezahlt werden, mögen Sie daraus abnehmen, daß die Schrickel in Hannover, wo man ſie engagirt hat, jährlich **2600** oder gar **3000** Reichsthaler Gage, jeden Abend, an dem ſie ſingt, 8 Thaler Spielgeld und ich weiß nicht, wie viele Monate Urlaub erhält. Als Sängerin iſt ſie vortrefflich, ob aber überhaupt die Gehalte mancher Bühnenleute nicht zu hoch ſind, wenn man die Leiſtungen derſelben mit dem Gehalte vergleicht, das iſt eine Frage, welche hier nicht erörtert werden ſoll. Die Gehalte ſind aber einmal hoch, die Contracte werden oft auf Lebenszeit abgeſchloſſen, und daher ein Drängen auch mittelmäßiger Talente zu den Hofbühnen. Sitzen ſie dort einmal feſt, ſo werden Viele im Bewußtſeyn, daß eine hohe Penſion ihrer warten muß, lahm und träg; ſie wollen und ſollen bis ins hohe Alter ſpielen, wollen ungern in andere Fächer übergehen, verſperren jüngern Talenten den Weg, machen ſich eine Partei im Publikum, ſind unfügſam, werden, da man ſie nicht entlaſſen kann, „unpäßlich", wenn ſie dem Regiſſeur oder dem Intendanten zürnen, und die Bühne, welche ſonſt über gute Mittel verfügt, wird bald zu einem Invalidenhauſe. Da iſt dann von einem eigentlichen Kunſtbeſtreben überhaupt keine Rede mehr; der Eifer ſchwindet leicht und die gewöhnliche Eitelkeit, die in ihrem Phlegma nur noch läſtiger wird, bleibt. Ich will dieſe Bemerkungen nicht ſpeciell auf die hieſige Bühne bezogen wiſſen, obwohl es derſelben an einer kräftigen Leitung mangelt, ſtatt des monarchiſchen Durchgreifens das demokratiſche Element die Oberhand hat und ein eigentlicher Kunſtgedanke aus der Leitung derſelben nicht zu erkennen ſeyn dürfte. Es ſoll dieſes alles nur im Allgemeinen geſagt ſeyn, iſt aber darum nicht minder wahr. Das hieſige Schauſpiel hat keine ſo vorzüglichen Kräfte wie die Oper, aber richtig verwandt und wenn man es verſtände, hier eine geſunde Nacheiferung rege zu machen und Eitelkeiten zu benützen, ließe ſich doch immer etwas Tüchtiges leiſten. Keine andere deutſche Bühne beſitzt eine Künſtlerin wie die Haizinger, da die Crelinger, welche im Tragiſchen dieſelbe hohe Stufe der Ausbildung erreicht hat, wie die Haizinger im Converſationsſtücke und im Luſtſpiel, nicht eigentlich thätig mehr wirkt. Sie erfreut zwar ſchon einige Jahrzehnte das Publikum, mit ihren vortrefflichen Leiſtungen, aber in Betreff ihrer Lebendigkeit, ihrer Mimik, ihrer Auffaſſung des Spiels, in ihrem Weſen und ihrer ganzen Darſtellung iſt ſie immer noch ſo friſch wie je. Es gibt eben eigentlich begabte Individualitäten, die ſtets jung bleiben, und zu dieſen gehört die Haizinger, eine der letzten Stützen der alten, guten, natürlichen Darſtellungsweiſen, welche nun immer ſeltner und ſich bald ganz verloren haben wird. Der jüngere Nachwuchs, weiblicher wie männlicher, gefällt ſich nicht mehr in dem Einfachen und Wahren, das ihm nicht raſch genug auf das Publikum zu wirken ſcheint; die Natürlichkeit und Wahrheit des Spiels blendet das Parterre nicht, und daher will man nicht etwa den Beifall des höher Gebildeten durch die Geſammtausführung einer ſinnig und durchdacht angeregten Rolle erwerben, ſondern durch draſtiſch wirkende Mittel, durch ſogenannte „Force" Jubel, Herausruf und Händeklatſchen erzwingen. Wenn es darauf ankäme, einen Iffland und Schröder, oder dagegen einen Kunſt und dergleichen Parforce-Schauſpieler nachzuahmen, wie viele würden die Ueberwindung haben jenen Meiſtern nachzuſtreben, und auf lärmenden Beifall zu verzichten? Unſer Schauſpiel hat durch den Abgang des Fr. Hermanni, die von der Bühne zurücktritt, einen Verluſt erlitten. Die

Digitized by Google

ſes junge Mädchen hatte entſchiedenes Talent, das freilich noch der Ausbildung bedurfte, und wurde mit Recht gern geſehen. Nun iſt noch Fräulein Neumann, Tochter der Frau Haizinger, für die jugendlichen Fächer. Zwiſchen beiden jungen Mädchen herrſchte ein Wetteifer, der beiden nützlich war. Da Fräulein Neumann vortreffliche Mittel beſitzt, vielen Ernſt zeigt und ohne Zweifel von der Mutter Anleitung und practiſche Anweiſung erhält, ſo iſt anzunehmen, daß ſie in ihrer Entwicklung in gleich erfreulicher Weiſe wie ſeither fortſchreiten und eine Schauſpielerin werden wird, die ihrer Mutter Ehre macht. Die erſten Fächer im Schauſpiele ſind beſetzt durch die Herrn Deſſoir und Meyer, die beide in dem Darſtellungskreiſe, welchem ſie gewachſen ſind, Tüchtiges leiſten. — Weiter wüßte ich vorläufig nichts über die Karlsruher Bühne zu erwähnen. Aber es iſt vielleicht nicht unzweckmäßig, einmal auf dieſelbe aufmerkſam zu machen, da man ſonſt ſo ſelten etwas von ihr vernimmt. Ich wiederhole, was ich oben geſagt: wenn die Kraft zweckmäßig verwandt, die Anſtalt richtig geleitet würde, ſo könnte das hieſige Theater ohne Frage viel Tüchtiges leiſten.

—f—

Hamburg, 25. Dezember 1842.

Eines der verhängnißvollſten Jahre geht für uns zu Ende. Man fürchte ſich nicht; wir werden nicht vom Brande reden; hören doch die Brandpoeten noch immer nicht auf, kann man doch wörtlich ſagen, dieſe brandige Muſe iſt in „Harniſch“ gerathen und in die zarten Fingerſpitzen der ſchriftſtellenden Schönheiten. Wir wollen über Brand und Muße hinweg ſehen und einen wehmüthigen Blick rückwärts ſenden. In keinem Jahre hat ein ſolcher Complex ungünſtiger Umſtände härmend und abmagernd auf das embonpoint unſrer Baſe Börſe eingewirkt, als in dieſem, zu keiner Zeit hat ſie ſo viel und tief aufgeſeufzet, ſelbſt der Guanohandel und die Auswandrer haben ſie nicht zum Lächeln bringen können; ſie iſt magerer geworden, trotz des überſeeiſchen Vogelmiſtes; ja es iſt ihr gar nicht zu verdenken, wenn ſie ſich an den Apotheker wendet und ein Stärkungsmittel begehrt. Sie iſt wirklich flau oder grammatikaliſch richtiger, ihr iſt flau, recht flau. Es wird ihr aber bald beſſer werden, der Puls wird wieder zur Ruhe kommen und nicht mehr intermittiren. Es iſt ſchon Vieles beſſer, heute zumal, wo das Amulet, das ſie am Finger tragt, ſeine geheimnißvolle Wirkung ſchon ſpüren läßt. Sie wiſſen nicht, was für ein Amulets iſt; o, wir Lutheraner haben auch unſere Amulets: dies hier iſt vom geſchmolzenen Glockengut der St. Petri-Glocken gemacht. Alle Männer haben ihren Frauen von dieſem koſtbaren Metall zur Weihnachten ſchenken müſſen, alle Mädchen tragen dieſe kleinen niedlichen Fingerringe mit der Inſchrift: St. Petri-Kirche; mancher zarte, weiße Finger ſchwärzt ſich unter dieſem unedlen Metall, das doch lieber getragen wird, als ein Diamant. Ein zweites Weihnachtsgeſchenk iſt das neue verbeſſerte Geſangbuch. Man erzählt, daß die Druckerei, die ſo glücklich war, ihre Lettern für dieſe neue Auflage hergeben zu dürfen, ſo ſehr beſtürmt und gedrängt geweſen ſey, daß die naſſen Bögen zum Bäcker getragen werden mußten, um ſchnell zu trocknen. Man hat übrigens Mühe zu begreifen, wie es möglich war, bei Veranſtaltung eines neuen kirchlichen Liederbuches ſo viel verunſtaltenden Wulſt mit aufzunehmen. Faſſen wird man es und an dem Orte ſelbſt, an welchem die andächtigen Lippen von dieſen gedankenloſen Liedern überfließen. Denn an dieſem Orte gehen noch viele andere Dinge vor, die ein weit größeres Faſſungsvermögen vorausſetzen. Hören Sie nur, oder beſſer, ſehen Sie mit Ihren eignen Augen. Es iſt Sonntag, geſetzt es wäre ſo, und wir gingen ſelbander in der großen Michaelskirche, die ſich durch ihre Architektur, durch die Höhe und Schönheit ihres Thurmes und durch ihr Unglück auszeichnet. (Sie ward auch vor Zeiten durch den Brand zerſtört). Halten wir uns aber nicht bei dem Allem auf, ſuchen wir das neue Hamburger Geſangbuch. Sehen Sie dort links in der erſten Reihe der Bänke ſitzt der hohe Senat, hinter ihm das Volk, — rechts in der erſten Reihe die Oberalten, hinter ihnen die Sechziger, hinter dieſen die Adjuncten und endlich wiederum das Volk. Der Stuhl des Senats zeichnet ſich durch die rothe Verbramung, das Hamburger Wappen und die goldene Quaſte aus; rechts ſehen wir nur weiß angeſtrichene Stühle mit dem Ritter St. Jürgen. Sehen Sie, welch ein ernſtes Geſicht der Ritter macht? Er ſchaute geradezu in das neue Geſangbuch in den Händen eines frommen Senators. Bemerken Sie dieſen Mann aus der dritten Reihe rechts? Es iſt ein Adjunct, d. h. ein Lehrling im Regierungsmetier: ſeine Garderobe koſtet 500 M.B., er trägt ſie für ein Jahr, dann kommt er in die zweite Reihe. Jetzt erhebt er ſich mit dem Klingel-Beutel. Wie feierlich ſeine Haltung! Er iſt das Eben-Bild des Ritters St. Jürgen. Er hat auch einen ſchweren Dienſt und muß ſeine Ordre an den Fingern herſagen können. Wehe ihm, wenn er Rang und Würde vergißt an dem Orte, an welchem nur der Gerechte Rang hat und Würde vor dem ewigen Thron. Sehen Sie, wie genau er Alles beobachtet, zuerſt zum hohen Senat, zu dem älteſten Senator, darauf zu den Oberalten, dann zu den Sechzigern und am Ende — nun beim Volke kommts auf Rechts und Links nicht an, das nickt oft blos mit dem Kopfe und gibt nichts in den Klingelbeutel, das ſchaut oft tief in Gedanken über den Goldrand des neuen Geſangbuches hinaus in den hohen Dom, und vergißt über den lebendigen Orgelton den todten Buchſtaben. Wie gefällt Ihnen unſere altlutheriſche Kirche? Warten Sie ein Weilchen, ehe wir ſie wieder verlaſſen. Warum ſtehen die Staatslehrlinge dort rechts in der dritten Reihe noch nicht auf? Das Volk macht ſich ſchon fort, die Orgel ſchweigt, kein Prieſter iſt mehr zu ſehen. Die Adjuncten ſcheinen ungeduldig und doch gehen ſie nicht. Nun kurz — ſie gehen nicht, weil die vor ihnen ſitzenden Sechziger nicht gehen, und dieſe bleiben ſitzen, weil die Oberalten noch keine Miene zum Aufbruch machen; aber die Oberalten? Ach! die ſehen ganz verſtohlen nach links, als liebäugelten ſie ſchon mit der erkaltenden Suppe daheim; auch ſie bleiben ſitzen, weil — weil der Senat noch in das neue Hamburger Geſangbuch ſieht. So iſt die Regel, und denken Sie nicht etwa, Sie könnten nun geradezu zur Mittel-Mittelthür des Schiffs hinausgehen. Nein das Portal iſt für den hohen Senat, für die Oberalten und Juraten. Wir ſchleichen uns beſcheiden zur Seitenthüre hinaus, und denken Sie etwa an das Gleichniß vom Nadelohr, dem Kameel und dem Reichen, ſo behalten ſie es ganz im Stillen für ſich.

—f—

Digitized by Google

Würzburger Theater.

Donnerstag, den 29. Dezember.

(Zum Beſten der Armen.)

Vampyr.

Wenn überhaupt zu einem ſo abenteuerlichen Sujet, wie das vorliegende, eine muſicaliſche Compoſition gemacht werden darf, ſo muß man zugeſtehen, daß die Marſchner'ſche ſehr entſprechend und characteriſtiſch, daß ihre muſikaliſche Zeichnung bei weitem ſchärfer iſt, als die von Wohlbrück. Die letztern Novitäten auf unſerm Opernrepertoir ſtanden derſelben ſchroff gegenüber. Es iſt daher nicht zu wundern, daß die Oper weniger anſprach als früher, denn ſeit dem Compoſitionen von Adam die Donizetti u. a. das Repertoir beherrſchen, ſeitdem iſt die ernſte Oper gleichſam verdrängt, und läßt höchſtens aus Gewohnheit und hergebrachtem Reſpect Mozart noch für Etwas gelten. Marſchners Muſik geht faſt immer an die extremſte Gränze, überſchreitet ſogar manchmal dieſelbe; ſie iſt oft bizar, originell, geſucht, aber großartig und charakteriſtiſch. Eine flache ſüßliche Muſik hier verlangen: hieße aber auch das Sujet mißverſtehen oder parodiren wollen. Dabei iſt die Compoſition melodiös, jedoch nicht in gewöhnlicher Weiſe, ſie iſt harmoniſch kräftig ohne durchgängig ſehr klar zu ſeyn; in techniſcher Hinſicht hat der Compoſiteur den Sängern und dem Orcheſter bedeutend viel zugemuthet, und letztes deckt manchmal durch ſeine Ueberladenheit erſtere zu. Die Großartigkeit in der Erzählung des Vampyr, die Gemüthlichkeit und Grazie in der Tenor-Arie, das hölliſche Jauchzen in der Vampyrs-Arie, die komiſchen Scenen alle können unmöglich beſſer gedacht und bezeichnet werden. Zu bedauern iſt, daß der Modengeſchmack ſeit mehreren Jahren eine andere Richtung genommen hat, und daß wenn man jetzt im Theater eine Oper hört, man nur ein halbes Dutzend ärmlich pikanter Tanzmelodien mit nach Haus nehmen will. Leider nimmt täglich die Zahl derer ab, die es über ſich gewinnen können, ernſte Opern, wo man durch mehrmaliges Anhören ſich erſt hineinhören muß, öfter zu beſuchen.

An der ganzen Aufführung war nicht zu verkennen, daß viel Fleiß und Mühe auf's Einſtudiren angewandt wurde, was wir nur höchſt lobend erwähnen können. Leider war aber an dem Sängerperſonale der Einfluß der anhaltend ſchlechten Witterung deutlich wahrzunehmen. Auch wird bei einer Wiederholung hoffentlich eine Unruhe ſchwinden, die bei dem ganzen Perſonale ſichtbar und hörbar war.

Herr Linker (Vampyr) hat wohl die zum Vampyr gehörige Stimmlage, Kraft und Farbe des Tones, jedoch fehlte ihm für diesmal eine ſichere Intonation, deutlichere Ausſprache; auch war ſeine Characteriſtik nicht conſequent. Sein Spiel war paſſend und gut. Mad. Cordin (Malvina) ſang die gemüthlichen und gefühlvollen Stellen wie das Gebet in der erſten Arie (Vater du im Himmel) den Mittelſatz im B dur Duett und den 3/4 T. im Terzett mit gutem Vortrage, reiner Intonation, dagegen beging ſie an manchen andern Stellen einige Gedächtnißfehler. Hr. Stoffregen (Aubry) war von dem Geiſte ſeiner Parthie durchdrungen und ſang, obgleich nicht klar bei Stimme, geſchmackvoll und correkt. Dem. Kronberg (Janthe) war nicht gut zum Geſange disponirt, ebenſo Dem. Scheurich (Emmy.) Letzterer müſſen wir reinere Intonation ſehr empfehlen. Hr. Bürchl (Davenaut) leiſtete als Erſatzmann für Hrn. Rißner, was in ſeinen Kräften ſtand. Durch Hrn. Huppmann war die kleine Parthie des Sir Berkley recht gut beſetzt, nur hätten wir die Gluth der Leidenſchaft, welche derſelben inne wohnt, mehr hervorgehoben gewünſcht.

Hr. Berner (Georg Dibdin) ſprach uns auf keine Weiſe an.

Hr. Dennerlein (Blunt) hat vielen Humor zu ſeiner Parthie, nur fehlt ihm Kraft und Stimme; zu wünſchen iſt eine beſſere Suſe, denn Mad. Linker kann den Anforderungen, die zu dieſer Parthie gehören, nicht genügen. Ein böſes, zänkiſches, kneiffendes Weib mit ſchnellender Stimme auf dem Theater will anders behandelt werden, als es Mad. Linker gethan hat. Vorzüglich war in dieſer Parthie die von uns geſchiedene Dem. Stern, welche die Charakteriſtik der zänkiſchen und zungenfertigen boshaften Frau ſo ſang, daß es das Ohr nicht beleidigte, ſondern ergötzte. Die Chöre leiſteten nach Kräften, das Orcheſter hielt ſich brav, und war ſogar bei den ſchwierigſten Stellen vorzüglich; namentlich in der Deutlichkeit der Figuren und der Präciſion, welche Vorzüge nur durch ein gewiſſenhaftes genaues Einſtudiren errungen werden können. —r—

Notizen-Blatt.

(Literäriſches.) In der königlichen Bibliothek zu Paris ſieht man ſeit Kurzem ein chineſiſches Document über die angebliche Niederlage, welche die Engländer im Monat Mai 1811 unter den Mauern von Kanton erlitten haben ſollten. Es beſteht in einem mit der Feder gezeichneten, wenig kolorirten Bilde, worauf zweierlei Schiffe, in deren Takelwerk roth gekleidete Männer mit Fernröhren ſitzen, dargeſtellt ſind. Auf den weißen Feldern ſind mit chineſiſcher Schrift ausgefüllte Quadrate, deren erſtes lautet: Die engliſchen Barbaren haben Unruhen erregt. Sie haben ſich gegen die himmliſche Vernunft empört. Am dritten Tage des vierten Monats griffen ſie die Stadt der Hämmel (Kanton) an. Der Gott des Himmels entfaltete ſeine Macht gegen ſie. Der Gott der Erde ließ ihre Schiffe ſcheitern.

(Muſikaliſches.) Der berühmte Sänger Ronconi iſt von London in Paris angekommen.— Thalberg will, wie es heißt, das Virtuoſen-Leben verlaſſen und ſich mit ſeinem Lorber und Gold nach Paris zurückziehen.

Seit einer Reihe von Jahren bildet zu Rom der Salon des Muſikmeiſters Hrn. Landsberg den Centralpunkt für Freunde ernſter Muſik. In der laufenden Saiſon iſt derſelbe ganz beſonders glänzend ausgefallen. Unter Mitwirkung der HH. Frank und Eckardt bringt er die großen Meiſterwerke der Tonkunſt in einer Weiſe zur Aufführung, die ſelbſt ſehr ſtrengen Anforderungen genügt.

(Miscelle.) Durch eine neulich in Brüſſel erfundene Maſchine zum Korkſchneiden kann ein Arbeiter in derſelben Zeit, in der er früher 1200 Stopfer ſchnitt, jetzt 200,000 ſchneiden.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 4. Sonntag, 8. Januar 1843.

*) Bruchſtück einer Selbſtbiographie

des am 9. Mai 1829 verſtorbenen kgl. Staatsraths und Appellationsgerichts-Präſidenten

Johann Michael von Seuffert.

(Niedergeſchrieben um das Jahr 1812.)

(Fortſetzung.)

Nach der Schließung der Vorleſungen verfügte ich mich nach Wetzlar, um die Organiſation des dort beſtehenden Reichsgerichts in dem wirklichen Leben zu ſehen, und mich in praktiſchen Geſchäften zu üben. Von Wetzlar gieng ich nach Würzburg zurück und erhielt mein Anſtellungsdecret als außerordentlicher Profeſſor der juriſtiſchen Encyclopädie und des deutſchen Privatrechts, nachdem mir ſchon ein Jahr früher jenes eines Repetitors der Hofedelknaben zugeſtellt worden war.

Ich kündigte meine Vorleſungen über die juridiſche Encyclopädie und das deutſche Privatrecht mit einem lateiniſchen Programm über den Wildſchaden an. Meine Vorleſungen fanden Beifall. Ich widmete mich der Ausarbeitung derſelben mit der höchſten Anſtrengung. Man kann ſich hievon einigen Begriff machen, wenn man erwägt, daß ich nebſt dem den Hofedelknaben in den einzelnen Fächern der Rechtsgelehrtheit Unterricht ertheilen, und die von ihnen gehörten Vorleſungen nachholen mußte.

Zugleich ſchrieb ich ein Buch über den deutſchen Adel in den Erz- und Hochſtiften Deutſchlands.

Fürſt Franz Ludwig wünſchte, die jungen Leute an der Univerſität möchten, ſo wie in Göttingen, in eigenen Vorleſungen zum praktiſchen Leben gebildet werden. Ich übernahm willig dieſes Fach, hielt Vorleſungen über den gemeinen deutſchen Prozeß, und verband hiemit practiſche Uebungen in allen Acten von Rechtsgeſchäften. Beſonderen Beifall fand die Einübung der Studenten in mündliche Vorträge, und die Critik ihrer ſchriftlichen Aufſätze. Neben dieſer Sparte übernahm ich auch Vorleſungen über die Pandekten, welche von einer großen Menge von Zuhörern von In- und Ausländern beſucht wurden. Im zweiten Jahre meiner Profeſſur ſchrieb ich ein zweites Programm über die Jagdfrohnen, welches die vorzügliche Aufmerkſamkeit des Fürſten Franz Ludwig auf ſich zog, ob ich gleich darin die Territorialität dieſer Frohnen zu zernichten ſuchte. Er fand ſich bewogen, durch ein eigenes Reſcript an ſeine Rentkammer mir eine Belohnung in Gold zuzuerkennen.

Dieſes Programm, ſo wie mein übriges Wirken auf der Univerſität und bei ſeinen Hofedelknaben ſchien mir das beſondere Vertrauen dieſes Fürſten erworben zu haben. geheimer Referendaire, der jetzige königliche Staatsrath Wagner, war eben auf einer Reiſe abweſend. Fürſt Franz Ludwig ließ mich daher in ſein Cabinet berufen, und trug mir mehrere, beſonders auswärtige Geſchäfte auf. Es ſcheint, die Vollführung derſelben müſſe ſeines Beifalls würdig geweſen ſeyn; denn nicht lange nachher wurde ich nebſt Beibehaltung meiner Profeſſur zum wirklichen Hof- und Regierungs-Rathe mit der weiteren Beſtimmung ernannt, mich auch im fürſtlichen Cabinete verwenden zu laſſen.

Der geh. Referendaire Wagner hatte im Dienſte des Cabinets ſeine Geſundheit bedeutend geſchwächt, ihm wurde daher die nachgeſuchte Erlaubniß zu einer Reiſe nach Wien ertheilt, und ich beſtimmt, ſeine Stelle während ſeiner Abweſenheit einzunehmen.

Fürſt Franz Ludwig gehörte zu jenen kräftigen Männern, welche durch ihre Geburt, ihre hohen Talente, ihre moraliſche und wiſſenſchaftliche Ausbildung und ausgezeichnete Staatsämter im Dienſte des Kaiſers und Reiches zu einem jener Fürſtenthümer berufen waren, deren mehrere in den Erz- und Hochſtiften des deutſchen Reiches durch freie Wahl der Domkapitel an die Würdigſten aus ihrer Mitte begeben wurden.

Gewählt zum Fürſtbiſchof von Bamberg und Würzburg, Herzog zu Franken, fühlte er in ſich Willen und Kraft zum Selbſtregieren. Er wollte überall mit eigenen Augen ſehen, und aus eigener Ueberzeugung entſcheiden. Da ſich dieſer kräftige Vorſatz auf alle Zweige ſeiner geiſtlichen Gewalt, und ſeiner fürſtlichen Regierung erſtreckte, und alle einzelnen Geſchäfte umfaßte, ſo hatte er ſich ein ſchwieriges, kaum erreichbares Penſum vorgeſtreckt. Hiezu kam, daß Gründlichkeit vielſeitiger Kenntniſſe unausweichliche Zweifel und Bedenken in der wirklichen Geſtaltung der Geſchäfte zur Folge hatten. Nach der Eigenſchaft der Aemter, welche er im Dienſte des Kaiſers und Reiches vor der Gelangung zur Würde begleitet hatte, mußte er ſich nothwendig einen bedächtigen, umſichtlichen und langſamen Gang in ſeinen Geſchäften angewöhnen. Als kaiſerlicher Concommiſſair bei dem Reichstags-Tage zu Regensburg und als kaiſerlicher Commiſſair bei der Viſitation des Reichskammergerichts zu Wetzlar mußte er oft über den Gebrauch und die Setzungsart einzelner Worte in Entſchließungen, Noten und Berichten ſtudiren. Dieſem bedächtlichen Gange der Geſchäfte, dieſer ſorgfältigen Auswahl der Worte und Phraſen entſagte er auch bei der Regierung ſeiner Staaten nicht. Außerdem fühlte dieſer Fürſt bei dem Antritte ſeiner Regierung, daß er in Bezug auf die biſchöflichen Functionen noch nicht auf der Höhe von theoretiſchen und practiſchen Kenntniſſen ſich befand, welche ihn ſchon vor dieſer Epoche in der weltlichen Beherrſchung ſeiner Staaten ausgezeichnet hatte. Er widmete ſich daher mit Vorliebe der Aneignung der Mittel, um im Geiſte und

Digitized by Google

der That auch ein weiſer, frommer und würdiger Biſchof zu ſeyn. Er beſchränkte ſich nicht darauf, die den Biſchöfen vorbehaltenen Sakramente auszuſpenden. Die Erziehung und Bildung ſeiner Kleriſey, die Beaufſichtigung ſeiner biſchöflichen Seminarien, und die ſorgſame und fortwährende Beobachtung aller einzelnen Mitglieder derſelben, die Beſetzung der Kirchenämter mit vorzüglichen Subjecten, die Auszeichnung aller Seelſorger in Sitten und Kenntniſſen lagen ihm vorzüglich am Herzen. Er bereiſte die verſchiedenen Kapitel ſeiner Diöceſe ſelbſt im Auslande, und nachdem er ſchon in ſeinen Hauptſtädten das Beiſpiel gegeben hatte, daß Predigen einen Hauptzweig des biſchöflichen Amtes bilde, erbaute er auf ſeinen Viſitationsreiſen auch das Landvolk durch Wort und Werk.

(Fortſetzung folgt.)

Der Thronerbe.

Novelle von S. Koliſch.

(Aus dem öſterreich. Novellen-Almanach von Andr. Schuhmacher.)

(Fortſetzung.)

Am Tage nach ſeiner Ankunft noch erfuhr Azzo aus dem Munde ſeines Bruders ſeine Ausſchließung von der Nachfolge durch den Willen ſeines Vaters. Die Nachricht war ein tödtlicher Donnerſchlag für theure Hoffnungen, fromme heilige Wünſche. Dem Ankommling war's, als wolle die Leiter zuſammenbrechen, die ſein Emporklimmen aus der Hölle in den Himmel bewirken ſollte.

„Der Vater hat es eingeſehen,“ ſprach Matteo zu ſeinem Bruder, „daß ich geeigneter ſey, als du, die Zügel eines unruhig bewegten Volkes zu handhaben, das mit Kraft gelenkt ſeyn will; er hat daher mich zu ſeinem Nachfolger beſtimmt.“

„Du lügſt!“ ſprach Azzo, der ſeinen Bruder durchſchaute und ſeine Blicke, die ſich in die Seele des Bruders einbohrten, ſprühten Zornesflammen.

Matteo, der dieſe Wirkung von ſeinen Worten nicht erwartet hatte, ſchwieg einige Augenblicke und verſetzte hierauf: „Denke nicht, Bruder Azzo, daß ich, ſtolz auf meine Erhöhung, vergeſſen werde, was du mir biſt. Jeden Einfluß will ich dir gerne gönnen, den du anzuſprechen für gut findeſt. Ich will dir eine Gewalt einräumen, wie ſie eines königlichen Bruders würdig iſt.“

„Bruder,“ ſprach Azzo ruhig, „mein ganzes Recht ſpreche ich an, das du mir geſtohlen; gib mir mein Recht zurück, Bruder, ich bin ein Mann.“

„Geſtohlen! Siehſt du denn nicht ein, daß des Vaters Entſcheidung natürlich und lobenswerth? Für dich iſt der Frieden.“ —

„Auch der Kampf!“ rief Azzo, „auch der blutige Kampf,“ wiederholte er mit Nachdruck. „Gib mir mein Recht, das du mir geſtohlen.“

„Beim Kreuze! ſprich nicht ſo, ſonſt könnte ich vergeſſen, daß du mein Bruder biſt,“ ſprach Matteo, mit mächtiger Fauſt ſein Schwert erfaſſend.

„Du haſt's vergeſſen,“ erwiederte Azzo ruhig.

„Nichts mehr davon bei deinem Leben,“ rief Matteo und ſtürmte aus dem Gemache.

Es war nicht Herrſchſucht, die Azzo den Verluſt des Scepters ſo hart fühlen ließ. Es war ein großer, ſchöner, wohlthuender Gedanke, der dadurch den Untergang fand, ein Gedanke, den Azzo mit Heſtigkeit, Kraft und Glut ſeiner ſtarken Seele umfaßt hatte.

Azzo ward wie ſein jüngerer Bruder nach der Sitte ſeiner Zeit und wie es einem Fürſtenſohne anſtand, als Krieger erzogen; er ward in allen Künſten geübt, die einem tüchtigen Heerführer von Nutzen ſeyn konnten. Er hatte mitgekämpft, wo es zu kämpfen gab, er war tapfer und unerſchrocken, aber nur, wenn ihn ein begeiſternder Gedanke zum Kampfe rief; er beſaß nicht jene überraſchende, blendende, tollkühne Todesverachtung, die ſeinen Bruder auszeichnete.

Was man vorzüglich an ihm rühmte, war Geiſtesgegenwart, die ſich beſonders glänzend in einem Kriege herausſtellte, in welchem die Tapferſten kaum mehr einen glücklichen Ausgang hofften und nur um ihr Leben zu opfern auf dem Kampfplatz blieben; er war es, der durch eine wohlberechnete Schwenkung die Schaar der Seinigen, die er befehligte, in einen überwiegenden Vortheil brachte und den ſchon mehr als halberrungenen Sieg dem Feinde entriß.

Das war der Triumph des Geiſtes und nicht der rohen Gewalt; aber das galt zu jener Zeit nicht ſo viel, als das kräftige Schwingen eines Schwertes, das verderbliche Wüthen in den feindlichen Reihen. In den Zeiten des Friedens führte Azzo im Gegenſatz zu ſeinem Bruder, der nach Genuß und Zerſtreuung haſchte, der Weiber und Tafeln, Prunk und geräuſchvolles Leben liebte, ein einſames, ununterbrochenes Stillleben; er lebte den Forſchungen und Wiſſenſchaften, die damals in Italien einen neuen Dämmerſchein zu verbreiten angefangen hatten. Azzo hatte die Luſt der Feſte, hatte, was ſeine Zeit und ſein Stand an Genüſſeu boten, mit gieriger Lippe gekoſtet; allein ſeinem Alles prüfenden, ja zerſetzenden Geiſte, dem nur die Gewalt der Gefühle trotzen konnte, die ſich hier natürlich nicht geltend machte, ward die ſchaale Süßigkeit bald zum Ekel; er warf ſie hin wie einen ausgedroſchenen nutzloſen Halm. Azzo war kalt und ſtreng, denn ſein Gefühl war noch nie ergriffen worden; menſchlich-zarte Regungen lagen ihm fern, reichten nicht hinauf zu ſeiner Größe. Er lebte mit ſich allein und dieſes Inſichhinein- und Mitſichleben vergrößerte noch die Macht jener Gefühle, die von äuſſerem Geräuſch ungeſtört, emſiger die zarten, unzerreißbaren Fäden ſpinnen. Azzo hatte nie Abhängigkeit, nie Beſchränkung gefühlt. Seine Kraft erreichte, wornach ihn verlangte, und was er ausgab, wurde ſtets von ihm ſelber aus Ueberdruß aufgegeben; immer reger ward in ihm, der Wunſch, etwas zu finden, das ſein Herz und ſeinen Geiſt ausfüllte, das dieſen zwei ungleichen, ſich abſtoßenden Welten genügte. Sein wirbelndes, wogende Herz glich dem Strome, der nach der Sage ein Opfe haben muß; es hätte einen Gegenſtand ganz verſchlinge mögen, um ſich zu befriedigen; aber was hineinkar ſtarb, ward als Leiche wieder hinausgeworfen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Correſpondenz.

Mainz im Dezember. A Jove principium. Ich fange mit dem lieben Gott an und gehe ſogleich auf unſere Theaterverhältniſſe über. Der liebe Gott muß ſich nämlich ſehr oft gefallen laſſen, daß viele Leute, die ſich in ſeiner Welt ſo wenig umgethan, ſeine Welt ſo naſeweiſe bekritteln. Der liebe Gott aber wird nicht im geringſten irre und läßt ſeine Welt immer noch gehen wie ſie zu Adams Zeit gegangen iſt. Unſer Theaterdirektor, Herr Remie, der durchaus kein Gott iſt, wird ebenfalls durch Kritiken und Klagen nicht im Geringſten irre und läßt ſeine Bretterwelt gehen, wie ſie eben geht. Er ſpendet vor wie nach einen fruchtbaren Landregen von wäſſerigen Luſtſpielen, ſchickt dann und wann ein Birchpfeiffertragödiendonnerwetter und läßt gar nicht ſelten einen lauen Wind Belliniſcher Tonſtücke in die Ohren des Publikums ſäuſeln. Das Publikum wird freilich manchmal ein wenig ungeduldig; Hr. Remie aber trägt die Ungeduld des Publikums mit Geduld, weil er wie mancher Diplomat weiß, daß der deutſche Volkscharacter ein in Geduld gefaßter Edelſtein iſt, der zwar dann und wann ein wenig aus der Faſſung kommen kann, ſich aber ſchon wieder von ſelbſt faßt. Es iſt wirklich merkwürdig, wie viel ein deutſches Publikum ſich gefallen läßt. Ein Deutſcher hat einen Straußenmagen. Es gilt ihm ganz gleich, ob er Steine, Holz oder Eiſen verſchluckt, wenn er nur den Heißhunger ſtillt. Es fehlt unſerem Theaterperſonal nicht an einigen tüchtigen und ſtrebſamen Mitgliedern; allein der größte Theil iſt null. Aus dem Opernperſonal ragt beſonders unſere Bravourſängerin, Madame Ernſt, hervor. Was dieſer ſchon bejahrten Matrone an Stimme abgeht, erſetzt ſie durch Routine und befriedigt auch geſteigerte Anſprüche. Zu tadeln iſt an ihr, daß ſie oft auf Koſten des Geſchmacks ihre Stimme zu ſehr anſtrengt. Höchſt trefflich iſt unſer Baßbariton Lang, ein junger Sänger, der ſich erſt vor kurzer Zeit auf die Bretter gewagt. Seine Stimme iſt vollkräftig und wird gut von ihm verwendet. Fräulein Wettläufer, unſere Soubrette, läßt ſich freilich nicht mit Madame Schuhman vergleichen, indeſſen fehlt es ihr keineswegs an gewandtem Spiel. Unſer erſter Baſſiſt, H. Egner, läßt kalt; unſern zweiten, einen H. Neumärker, mag Gott in ſeinen beſondern Schutz nehmen, denn er braucht ihn. Gott erhalte uns auch unſern erſten Tenoriſten, da wir keinen zweiten haben, und räche nicht den Frevel des Chors an ſeinen Kinder und Kindeskindern, ſonſt müßten zwei Geſchlechter zu Grunde gehen.

Mit unſerm Schauſpiel ſteht's ſchlimmer aus. Unaufhörlich werden die traurigen Luſt- und luſtigen Trauer-Spiele mechaniſch abgeorgelt, ohne daß es nur einem einzigen einfiele, etwas Methode in den Wahnſinn zu bringen. Jeder ſpielt auf eigene Hand, und denkt blutwenig daran, daß auch die Andern, ja, daß auch der Geringſte im Stück ſo gut wie er betheiligt, und daß ohne eifriges Zuſammenwirken niemals etwas Vollendetes geleiſtet wird. Aber nicht allein das geiſtloſe Spiele dieſer Mimen iſt es, was den Kunſtfreund zur Verzweiflung bringt; es iſt auch die gänzliche Vernachläſſigung unſerer Sprache. Sie ſprechen von Freindſchaft, Lewensglieck und Gefiehlen; ſie treiben Unzucht mit jeder Sylbe. Jeder zeigt gleich das Land, das ihn geboren, wenn er nur den Mund aufthut, und man hört nicht deutſch, ſondern ſchwäbiſch, bayeriſch, ſteyeriſch und märkiſch. In Frankreich und England würde man einen Schauſpieler von der Bühne ziſchen, wenn er nur einige Worte falſch ausſpräche. In Deutſchland läßt man ſich ganz geduldig im Tempel der Kunſt von ihren falſchen Prieſtern das Ohr märtern durch Verzerrung und Verrenkung jedes Wortes. Es fällt ihnen gar nicht ein, wie ihre Vorgänger Schröder, Eckhof, Iffland, Fleck, Ludwig Devrient und ſo viele andre Talente durch den unermüdlichſten Fleiß, durch Beharrlichkeit und Ausdauer den Gipfel der Vollendung zu erreichen ſtrebten; ſie wollen lieber mit der Cigarre im Munde hinaufſtänzeln, und achten es nicht ein Mal der Mühe werth, zu memoriren; denn der Segen kommt von unten, nämlich vom Souffleurkaſten. Diejenigen aber, die wirklich mit entſchiedenem Talente begabt, verderben es durch tauſend widerwärtige Manieren. An unſerer Bühne ſind nur ſehr wenige Mitglieder, die einigen Beruf zu der mimiſchen Kunſt verrathen. Ein Fräulein G. Furſt hat freilich eine gewiſſe Lebendigkeit im Spiel, ein deutliches, wohlklingendes Organ und eine höchſt einnehmende Geſtall fur ſich. Allein ihr ewiges Trianguliren mit den Armen, ihr Auſtreten auf der breiten, platten Sohle, und viele andere kunſtwidrige Angewohnheiten ermüden und verdrießen den Kunſtfreund. Ihre ältere Schweſter ſpielt tragiſche Parthien. Tragiſch muß hier mit traurig überſetzt werden, denn ſie weint immer. Sie vergießt nicht nur Thränen, ſie verſchüttet ſie, und wenn ſie in ihren Rollen von Zährenbächen ſpricht, ſo iſt dies durchaus keine poetiſche Uebertreibung, ſondern eine naſſe Wahrheit. Außer dieſer Thränenluſt hat ſie noch die unangenehme Gewohnheit, jeden Augenblick den Kopf nach der rechten Seite zu drehen, als ob ſie auf der Schulter etwas ganz Koſtbares verloren hätte. Ein Herr v. Othegraven, erſter Liebhaber, iſt fleißig und nicht ohne Talent. Er iſt noch ſehr jung und eine gute Kritik könnte ihm vom größten Nutzen ſeyn. Herr Döbbelin, unſer Intriguant, iſt ſehr monoton. Der übrigen Mitglieder möge ſich der Himmel erbarmen, denn ihr Wandel iſt fromm und gerecht, und daß ſie kein Talent haben, iſt nicht ihre Schuld. Man darf natürlich nicht vergeſſen, daß unſer Theaterperſonal von allen vier Enden der Welt zuſammengeſchneit iſt und daß dem Direktor bei den gegebenen Verhältniſſen nicht Zeit vergönnt war, ſein Perſonal genauer kennen zu lernen. Allein dieſer Umſtand hat für das Publikum wenig Troſtliches. Vielleicht geht es künftig beſſer. Genug jetzt von der Welt, die mit Brettern vernagelt iſt. Nächſtens über unſre Literatur- und Kunſtbeſtrebungen. —mm—

Würzburger Theater.

Sonntag, den 1. Januar.

Zum Erſtenmale:

Die Fremde.

(Schauſpiel von Frau v. Weißenthurm.)

Obgleich dieſes Stück den Anforderungen der Kritik nicht genügen kann, da ihm weder eine Idee zu Grunde liegt, noch es originell erfunden, noch die Intrigue geiſtreich durchgeführt, die Charakteriſtik öfters ſchwach und die Diction nicht beſonders ſchön iſt, ſo muß es theilweiſe dennoch gefallen: das Bild des bürgerlichen Lebens, das darin mit idylliſcher Breite geſchildert wird, ſpricht an; man ſieht ja ſo gerne ſolche Abſpiegelungen der Alltäglichkeit auf der Bühne.

Im erſten Acte nimmt ein braver Schuſter eine arme Unbekannte von höherer Bildung aus Mitleid in ſein Haus. Ein

Digitized by Google

Bräutigam, dabei ein Graf, ſprengt vor dem Hauſe vorüber, ſtürzt und wied hinaufgetragen. Die Arme verbindet ihn; die Blicke zünden — Liebe. Im zweiten Acte kommt die Braut, die übrigens der Bräutigam nur als Kind geſehen hatte. Kein Wunder, daß er, dem Rathe der Mutter entgegen, fortläuft, um — ſeine geliebte Unbekannte wieder zu ſehen. Die übrigen Acte verſtehen ſich von ſelbſt. Das Mädchen iſt tugendhaft, der Graf wird immer verliebter, und zuletzt wied der großartige Conflict des Standesunterſchiedes zwiſchen dem Adel und dem Bürgerthume überwunden, und die Mutter giebt ihren Segen dazu. Doch nein, ſo geht es nicht, dieſer Schritt möchte für ein Schauſpiel zu gewagt ſeyn; die Unglückliche iſt ſelbſt eine Gräfin, nur daß ihr Vater in einer Verſchwörung hingerichtet worden iſt. Die abgewieſene Braut wird an einen liebenswürdigen Offizier verheirathet, der übrigens keine Spur von dem Anſtande und der Feinheit der höhern Stände an ſich trägt. Man möchte Frau von Weißenthurm faſt einer geheimen Schalkheit bezüchtigen, nämlich daß ſie in dieſem Cavalier die Sitte der höhern Stände habe parodiren wollen.

Der ganze Reiz des Stückes beruht, wie ſchon geſagt, auf dem Schuſter und ſeiner Umgebung. Er ſelbſt iſt ein tüchtiger, kluger Mann, der die Zunge und das Herz auf dem rechten Flecke hat, etwa ſo ein Muſikus Miller in einem Luſtſpiel. Dieſer Character iſt ihr recht gut gerathen und auch ſeine Umgebung nicht übel. Die Frau iſt eine herzlich gute Bürgersfrau und die Geſellen burlesk genug. Im erſten Acte ſehen wir die Familie beim Tiſche, mit dem vorlauten Obergeſellen und dem gefräßigen, vielbepufften Lehrbuben.

Die Darſtellung war gerundet; ganz ausgezeichnet ſpielte Hr. Waldmann als Schuſter. Dem. Scheurich war ein prächtiger Lehrbube. —r—

Notizen-Blatt.

(Literariſches.) Dr. Kalkar, meldet „Hempels Avis“, iſt von ſeiner Reiſe nach Odenſé zurückgekehrt. Dieſer Gelehrte ſoll in den Archiven von Madrid Aufklärungen zur Geſchichte Chriſtian's II. gefunden haben.

Die Zeitung für die elegante Welt hat nun ihre Redaction wirklich gewechſelt und anſtatt Kühne's iſt Laube an die Spitze des Blattes getreten. Nach der Ankündigung ſoll die ſchöne Literatur der Mittelpunkt der Zeitung ſeyn; raiſonirende, vorzüglich politiſch raiſonirende Artikel, die bis jetzt in der That allzu breit ſich machten in der „Eleganten“, ſeyen ausgeſchloſſen. Die erſte Nummer bringt neben Anderm den Anfang des angekündigten Epos von Heine „Atta Troll.“ Es wird zwanzig Kapitel enthalten und kann, wie die „Elegante“ ſagt, erſt nach Kenntniß des Ganzen beurtheilt werden, wird aber, weil eine Menge lebender Perſonen darin vorkommen, vermuthlich ſchon früher Beurtheilungen erfahren. Soweit man aus den paar Kapiteln, die bis jetzt abgedruckt ſind, erſieht, bewegt ſich das Ganze in vierzeiligen, ungereimten, mit Heine'ſcher Leichtigkeit und Leichtfertigkeit gearbeiteten Strophen. Bis jetzt ſind die handelnden Perſonen ein Bärentreiber mit zwei Bären, wovon der eine, Atta Troll, in Cauterez entſprungen iſt. Von den Anſpielungen möge folgende Probe zeugen:

> Als Don Carlos fliehen mußte
> Mit der ganzen Tafelrunde,
> Und die meiſten Palatine
> Nach honettem Handwerk griffen —
> (Fürſt Schnapphahnski wurde Autor) —
> Da ward unſer Glaubensritter
> Bärenführer ꝛc. ꝛc.

Auch Freiligrath und die Königin Chriſtine paradiren bereits in dem Gedichte.

Tiſchendorf gibt bei Tauchnitz in Leipzig gegenwärtig eine der berühmteſten Palimpſeſten der Pariſer Bibliothek, ein neues Teſtament wahrſcheinlich aus dem fünften Jahrhundert heraus. In mehr als 5000 Stellen weicht der Text dieſer Handſchrift vom reparirten Texte ab. — So die Allgemeine Zeitung.

(Theatraliſches.) Paris. Die Oper, welche gegenwärtig Scribe und Auber unter der Feder haben, heißt „Farinelli.“

Duprez wird während ſeines nächſten Urlaubs im Convent-Garden-Theater zu London auftreten. Achard, einer der geſchickteſten und beliebteſten Schauſpieler des Palais-Royal-Theaters, iſt nun in Brüſſel engagirt.

In Köln ſtreiten die Theaterunternehmer mit dem Director des dortigen Theaters, Herrn Spielberger. Nach einer Correſpondenz der „Didaskalia“ ſcheint der Director von den Unternehmern arg mißbraucht zu werden und zu Grunde gehen zu müſſen.

Prag hat ein böhmiſches Theater, in welchem Stücke nationaler Tendenz aufgeführt werden, und wöchentlich dreimal geſpielt wird. Die Slaven ſcheinen alſo den Zweck der Bühne auf das Erſtemal leichter begriffen zu haben, als wir Deutſche nach ſo vielen Verſuchen. Vermuthlich werden die böhmiſchen Stücke demnächſt in's Deutſche überſetzt werden.

In Paris hat ein Namensbruder und College Raimund's ſein Schickſal getheilt. Raymond, der erſte Komiker des Cirque Olympique erſchoß ſich, als in dieſem Theater die letzte Aufführung der „Teufelspillen“ ſtattfand, in denen er 810mal den Bobylas geſpielt hatte. — Dieſes Stück übrigens bietet dem Auge mehr Theaterkunſtſtücke dar, als alle deutſchen Bühnen zuſammen. Hingegen wurde es faſt Abend für Abend bei vollem Hauſe gegeben.

(Miscelle.) Die Akademie der ſchönen Künſte zu Paris hat am 1. Januar drei correſpondirende Mitglieder für die im Laufe des vorigen Jahres geſtorbenen gewählt. Es ſind dies: Donizetti zu Wien, Kaulbach zu München und Jeſſi, Graveur zu Florenz.

Das Haus in der Rue de la Harpe, wo Charlotte Corday Marat tödtete, iſt demolirt worden.

(Anekdotaires.) In dem Verzeichniß der im vorigen Jahre dem Waiſenhauſe in Frankfurt zugefloſſenen Geſchenken lieſt man u. A.: „Herr Ochs ſendete zwei Rindszungen.“

Das ſchwerſte Räthſel:

> Die erſte Sylbe iſt die erſte von dem Pferde,
> Die zweite iſt die andere von der Erde,
> Und auf dem Ganzen reitet man;
> Nun rathe, wer da rathen kann.

*

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

21

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 5. Dinstag, 10. Januar 1843.

Bruchſtück einer Selbſtbiographie

des am 9. Mai 1829 verſtorbenen kgl. Staatsraths und Appellationsgerichts-Präſidenten

Johann Michael von Seuffert.

(Niedergeſchrieben um das Jahr 1812.)

(Fortſetzung.)

Bei dieſer Lage der Sachen mußte ſich ein Rückſtand in Regierungs-Geſchäften ergeben. Derſelbe hatte eine bedeutende Höhe erreicht, als ich zur Mitarbeit im fürſtlichen Cabinete beſtimmt wurde. Vorzüglich war die Beſetzung der Staatsämter in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung längere Zeit zurückgeblieben. Den Fürſten leitete hiebei nicht der Geiſt einer übel angebrachten Erſparung, ſondern der hohe Begriff, welchen er von der Würde des Staatsamts hatte, und die unerläßliche Forderung einer ganz fleckenloſen Moralität, welche er an die Staatsbeamten machte, brachten in ihm eine ſchwer beſiegbare Unentſchlüſſigkeit bei der Auswahl aus mehreren Dienſt-Candidaten hervor. Der Fürſt hatte die Lage der Geſchäfte und die Nothwendigkeit, daß es nicht ſo bleiben könne, richtig aufgefaßt.

Gleich nach meiner Anſtellung im Cabinete ging es daher raſch an Aufarbeitung der Rückſtände. Mehrere wichtige und weitläufige Commiſſionsgeſchäfte wurden erledigt — mehrere wichtige Verordnungen, zu denen die Vorarbeiten lange ſchon im Cabinete lagen, wurden von mir redigirt, und erſchienen in der wirklichen Welt, und nebſt dem wurden die Entſchließungen in laufenden Geſchäften regelmäßig und ſchleunig befördert.

Einen beſonders günſtigen Eindruck machte die Beſetzung aller erledigten Staats-, Militär- und Kirchen-Dienſte, welche nunmehr ſtattfand. Ich hatte bei meinem Verhältniſſe zu dem Fürſten Gelegenheit, die Grundſätze deſſelben in Begebung der Dienſte aller Art kennen zu lernen. Er ermurterte mich auch, dieſe Grundſätze in ein wiſſenſchaftlich geordnetes Syſtem zu bringen und durch eine Druckſchrift dem Publikum bekannt zu machen. So entſtand meine Schrift über das Verhältniß des Staats und der Staatsdiener. Sie ſollte eine Rechenſchaft ſeyn über die Grundſätze, welche er bei Beſetzung der Staatsdienſte befolgte und künftig zu befolgen gedachte.

Dieſer vortheilhafte Umſchwung der Geſchäfte in dem Cabinete der Fürſten reizte gegen mich Neid und Tadel. — Der Fürſt verhehlte mir die Umtriebe des Neides und die Stiche des Tadels nicht. Ich vermuthete gleich anfangs den Urheber, und lernte ihn in der Folge aus den Papieren kennen, welche der Fürſt nach ſeinem Tode mir zuzuſtellen befahl. Es war immer derſelbe Mann, der unter dieſen und allen nachfolgenden Regierungen ſich mir keineswegs in offener und aufrichtiger Fehde entgegenſtellte, ſondern mich rücklings angriff, und im Bunde mit verſchmitzteren Menſchen, als er ſelbſt geweſen, einmal beſiegte. Wohl mir, daß ich alle dieſe Umtriebe und Unbilden auch nicht einmal in und außer meinem Geſchäftsleben zu rächen, ſondern nur mit Wohlthaten und Gefälligkeiten zu vergelten ſuchte.

Die Bemühungen des Neides und der Verläumdung hatten keine Folgen. Der Fürſt würdigte und ehrte mich immer mehr mit ſeinem Vertrauen. Es hatte ſich die Sage verbreitet, der Fürſt fordere von ſeinen Referendarien, daß ſie ſtreng den Cölibat hielten. Ich glaubte, ihn beſſer zu kennen, ſuchte um die Erlaubniß nach, mich mit der jüngſten Tochter des Banquiers Johann Philipp Oehninger zu verehelichen, und erhielt ſolche nicht nur, ſondern ſah ihn auch ein warmes und wahrhaft freundſchaftliches Intereſſe an dem häuslichen Glücke nehmen, das ich mir durch Verbindung mit dieſer treuen Gefährtin meines Lebens auf ewig gründete.

Der geheime Rath und geheime Referendair Wagner wurde bald darauf zum Hof-Kanzler ernannt, ich wurde ſein Nachfolger, und zwar ohne Theilnahme des Erſteren an den geheimen Referendariats-Geſchäften, ob er gleich den Titel eines geheimen Referendairs neben dem eines Hofkanzlers behielt.

Der Fürſt fuhr fort, die Regierung ſeiner Staaten in geiſtlicher und weltlicher Beziehung mit kräftiger und fruchtbarer Hand zu leiten. Vorzüglich lag ihm das Armen-, Polizei- und Schulweſen ſehr am Herzen. Es erſchien das ſogenannte Geſetzbüchlein über das Armenpolizeiweſen, deſſen endliche Redaction mir aufgetragen, und von mir vollführt wurde. Der Fürſt ſchuf darin für alle einzelne Orte ſeines Fürſtenthums Orts-Armen-Commiſſionen, unter dem Vorſtande der Ortspfarrer. Ihr vorzüglichſter Wirkungskreis war Verhütung der Armuth.

Die Stellung derſelben zu den einzelnen Bürgern der Gemeinden war väterlich, wohlwollend, rathend und vorbeugend —, ernſt und ſtrafend. Sie waren ſogar berufen, über zweckmäßige Verordnungen, inſoferne ſie die Lokalarmenpolizei betrafen, ihre Anſichten und Vorſchläge in das Protokoll zu legen, um der Prüfung der Ober-Armen-Commiſſion, oder nach Umſtänden der Regierung und zuletzt dem Fürſten ſelbſt vorgelegt zu werden. Sie hatten endlich mit der Verwaltung der Armenfonds, der Sammlung des Almoſens, endlich der Vertheilung der milden Gaben an ganz oder zum Theile arbeitsunfähige Arme ſich zu beſchäftigen.

Einer gleichen Aufmerkſamkeit unterwarf er die Anſtalten des öffentlichen Unterrichts. Nach ſeinen Grundſätzen ſollte die Aufklärung ſeines Volkes, welche er ſich

zum Ziele ſteckte, von unlen herauf gründlich und zweckmäßig beginnen; ſeiner Aufmerkſamkeit entging daher auch die kleinſte Dorfſchule nicht. Mit gleichem Eifer verfolgte er den gelehrten Unterricht auf den Gymnaſien und der Univerſität, um allenthalben das Reich der Sittlichkeit und der Aufklärung zu gründen und zu befeſtigen. Man könnte fragen, wie ſich die Abſicht dieſes Fürſten, das Reich der Aufklärung zu gründen und zu befeſtigen, mit dem bekaunten frommen Sinne drſſelben, mit ſeinrm Eifer für die Erhaltung der reinen Lehre ſeiner Kirche, und mit der Zartheit ſeines Gewiſſens vertragen? Allein wer möchte behaupten, daß wahre geiſtliche Frömmigkeit, wahrer Amtseifer für die Reinheit der Lehre der Kirche und Zartheit des Gewiſſens im Widerſpruche mit wahrer Aufklärung ſtünden?

Dieſe, und nur dieſe allein wollte er allenthalben in den Dorfſchulen, wie in den Gymnaſien, und bei der Univerſität. In dieſer und zu dieſer wollte er ſein Volk erziehen. Nie ſand ich in ſeinem Character auch nur die leiſeſte Spur der Verfolgungsſucht. Es gab Leute, welche ſich eine gewiſſe Art von Celebrität erſchlichen hatten, glrichwohl in die Reihe ſeichter Projecten-Macher gehörten, und in Bezug auf das Dogma der Kirche neue Sätze in das Publikum brachten, mehr um Aufſehen zu erregen, als um vom kirchlichen Lehrbegriffe abzuweichen. Er begnügte ſich, dieſe Leute unſchädlich zu machen, ohne ihr Anſehen oder ihr Einkommen zu ſchmälern. Es fehlte nicht an geheimen Denunciationen, beſonders über die Schädlichkeit mancher neuer Lehrbegriffe, z. B. über Kant's Werke, und an lauten und geheimen Wünſchen, daß der öffentliche Vortrag über dieſelben unterſagt werden möge. Allein der Fürſt, welcher nur Wahrheit wollte, ſtudirte ſich ſelbſt in den Geiſt der Kant'ſchen Schriften ein, und den frömmelnden geheimen Anzeigen blieb nichts, als die Schande der Abweiſung übrig.

(Fortſetzung folgt.)

Der Thronerbe.

Novelle von S. Koliſch.

(Aus dem öſterreich. Novellen-Almanach von Andr. Schuhmacher.)

(Fortſetzung.)

Welcher Gegenſtand war ſtark genug, um vor den heftigen überwallenden Gefühlswogen nicht zuſammen zu brechen?

Ruhm, Glanz, Auszeichnung, Ehre, Anſehen, kriegeriſche Thaten, Macht waren als Leichen aus ſeinem Herzen geſchleudert.

Azzo ward, wenn nicht Kampf ſeine Kräfte und Sinne in Anſpruch nahmen, zur Beute einer undeutlichen Lerre, eines Strebens ohne Ziel, einer unklaren Unzufriedenheit.

Es war ein gieriger Heißhunger in Azzo, dem nach Sättigung verlangte; und ſiehe da, die Liebe genügte dieſem unbegränzten Wunſche; ſie war das Feuer, das dem heftigen Wogengenuſſe der Gefühle Stand hielt, ja, von deren Wirbel überflutet, noch lichter, flammender hervorbrach.

Ein zartes Mädchen, in Armuth und Dürftigkeit erzogen und emporgewachſen, mit frommem Sinne, mit einer warmen, ſtillen, doch ſtarken Seele, die feſthielt, was ſie erfaßt, mit gefällig ſüßer Sprache, wie Lüftewehen, ein ſolches Mädchen füllte das weite unergründliche Herz Azzo's in ſeiner ganzen Tiefe aus. — Bei einem Kampfſpiele war es, wo ſie der junge Fürſtenſohn das erſte Mal erblickte; von den Schaaren des Volkes faſt erdrückt, freute ſie ſich kindiſch an dem Waffenſchmuck der Ritter, an dem Bäumen der Roſſe und an dem Putze der Edelfrauen. Azzo ſah das holde Mädchen mühſam den Andrang des Volkes abwehren, näherte ſich ihr mit aller Feinheit eines Ritters und bot ſich an, ihr auf dem Balkone unter den Edelfrauen einen Sitz einzuräumen; das Mädchrn ſchlug es verſchämt aus, allein der Fürſtenſohn drang, das umſtehende Volk ermunterte und das Mädchen gab nach. — Bald ſah man ſie zum Aerger der ſtolzen Edelfrauen auf dem Balkone ſitzen und die Meiſten trotz Glanz und Schimmer durch ihre Schönheit und Anmuth beſchämen. Jeder deutete den Vorfall auf ſeine Weiſe; die Meiſten kamen jedoch darin überein, ihn der eigenthümlichen ſonderbaren Sinnesweiſe Azzo's zuzuſchreiben, der gar oft auf ſo tolle Gedanken verfällt.

Azzo geleitete unbekümmert um Meinung und Leumund das Mädchen nach Hauſe; ſeine freundlichen Worte vrrſcheuchten des Mädchens Schen, und ſie ſprach freundlich und offen mit ihm. Unbefangen erzählte ſie ihm von ihrem Leben und Treiben, von den bitteren Augenblicken, die an ihr vorübergegangen, von den Entbehrungen, mit denen ſie gekämpft, von kummervollen Nächten, die ſie am Krankenlager ihres verſtorbenen Vaters und dem ihrer Mutter durchwacht, von ihrem Beten und Wünſchen, von den ſpärlichen Freuden an manchem Feiertage, von tröſtenden Erheiterungsſtunden und lachenden Hoffnungen. Die Erinnerungen lockten ihr Thränen in die Augen und dann wieder Lachen in die ſchönen Züge. Azzo verglich das holde Kind der Hoffnung, die bald lacht, bald weint, aber immer ſchön und hold erſcheint. Sie waren nun einem kleinen ärmlichen, von dbr Stadt entlegenen Häuschen nahe gekommen. „Nun," ſprach das Mädchen, „bin ich am Ziele; hier wohne ich mit meiner Mutter. Nehmt meinen wärmſten Dank für das Geleite, hoher Herr, und für den guten Platz auf dem Balkone, von dem ich ſo bequem dem glänzenden Kampfſpiele zuſehen konnte."

„Darf ich denn nicht mit dir in das Haus?" fragte Azzo mit ſo ſanfter Stimme, daß ſie Jeden überraſcht hätte, der ihn ſonſt ſprechen gehört.

„Ob Ihr dürſt? freilich dürſt Ihr; ich hatte nicht gedacht, daß Ihr es wünſcht. Für Euch paßt ja nicht die ſchlechte dürſtige Hütte."

„Ich betrete ſie mit dir," war Azzo's kurze Antwort.

Sofort betraten das Mädchen und ihr Begleiter eine niedere enge Hütte, der nicht nur die Schonheit nnd Behaglichkeit, ſondern auch die Bequemlichkeit abging, die engen Fenſter gönnten dem Sonnenlichte nicht Raum genug, ſo viel Strahlen hineinzuſenden, als nöthig waren, das eingeniſtete Dunkel zu vertreiben. Das nöthigſte Hausgeräthe fehlte, oder war ſo morſch und abgenutzt, daß es kaum beſſer war, als nichts. Ein Weib in vorgerückten Jahren ſaß ſpinnend in einem Winkel der Zelle; nicht nur ihre dürren Hände, auch ihre dürren Gedanken ſpannen, und dieſe ſpannen lange Fäden, die tief in die Vergangenheit und Zukunft reichten.

„Haſt du die Waare gut angebracht?" redete ſie erwartungsvoll die eintretende Tochter an; ſie gewahrte

den Fremden und hielt ein, die forſchenden Blicke auf ihn gerichtet. Das Mädchen ging auf die Mutter zu und flüſterte haſtig und redſelig ihr einige Worte in das Ohr. Hierauf erhob ſich die Alte mit einem demüthig freundlichen Lächeln und bot mit einer tiefen Verbeugung dem Fürſtenſohne ihren Sitz an, den einzigen, von dem ſie vorausſetzen konnte, daß er unter der Laſt des Verhängniſſes nicht zuſammenbrechen würde. Sie murmelte verlegen nicht ganz verſtändliche Worte von „allzu großer Ehre,“ von unerwartetem „Glück,“ von „Ehrfurcht“ und „Angſt.“

Azzo nahm den dargebotenen Sitz ein, verſcheuchte durch aufmunternde Worte der Alten verlegene Zurückhaltung und bald zog das Geſpräch entfeſſelt den ebenen Weg dahin.

(Fortſetzung folgt.)

Der Carneval zu Mainz.

Die Mainzer Carnevals-Zeitung „Narrhalla“ redigirt von Ludwig Kaliſch kündigt ſich folgendermaßen an:

Die Mainzer Carnevals-Zeitung iſt das Organ für die Beſtrebungen der Mainzer Narrhalla im unermeßlichen Reiche Narrheit.

Sie, nicht die Narrheit, ſondern die Carnevals-Zeitung, iſt ein Sonntagskind; d. h. ſie erſcheint, gleichviel, ob gerufen, oder ungerufen, am Sonntag und zwar achtmal, nämlich mit dem erſten Athemzug der neu verjüngten Narrheit im Falkſchen Saale bis zu den letzten Zügen des Katzenjammers. Sie ſteht lächelnd an der Wiege des roſigen Carnevals; ſie beſingt ſein Leben, preiſt ſeine Thaten, glorificirt ſeine Abenteuer und beklagt ſeinen allzufrühen Tod am Aſchermittwoch. Der geneigte Redacteur verſpricht den beſcheidenen Leſern folgende Herrlichkeiten:

1) Alle Reden, die in der Narrenkammer gehalten werden und ſogar ſeine eigenen.

2) Alle abenteuerlichen Vor-, alle ſonderbare Zu-, alle witzigen An-, alle ſpitzigen Aus-, alle tragikomiſchen Un- und alle ſatyriſchen Einfälle in der Narrenkammer, mit Ausſchließung jedoch desjenigen Falls, der aus einem Dummkopf einen offenen macht, wenn nämlich die menſchliche Zweibeinigkeit geräth in Uneinigkeit.

3) Verſpricht er unter der Rubrik **„Raritäten-Krämer“** viele höchſt abenteuerliche und raupengeheuerliche Geſchichten aus allen Ländern und Provinzen, in denen die irdiſche Cultur und die himmliſche Narrheit noch nicht allein laufen können und die ein Mainzer Geograph „Seeplätze“ nennt.

4) **„Matronenkonverſation,“** zu deutſch: Altweibergeſchwätz, wodurch der Leſer erfahren wird, was der Redacteur vorläufig ſelbſt noch nicht weiß.

5) **„Blätter der Intelligenz,“** worin alle zollfreien Gedanken im geiſtigen Zollverein angezeigt werden. Wenn bei manchen dieſer Gedanken manchem gedankenloſen Leſer unheimlich wird, ſo hat der Redacteur auch nicht das geringſte dagegen.

6) **„Räthſel und Charaden,“** die ſich aber wie deutſche Kammern und Runkelrübenzucker leicht auflöſen laſſen.

7) Verſpricht der Redacteur zu jedem komiſchen Abeinen paſſenden Holz-Schnitt.

8) **„Jarniſcht“** oder alle großen Heldenthaten, die der chineſiſche Kaiſer in dem letzten Opium-Kriege vollbracht und ſo weiter. In dieſer Rubrik wird der Hauptwitz ſtecken.

Daß der Redacteur von Allem, was er eben verſprochen, wenig oder gar nichts halten wird, verſteht ſich wohl von ſelbſt. So viel aber iſt gewiß, daß jeder rechtſchaffene Menſch, der auf zwei Exemplare der Carnevals-Zeitung mit 4 Gulden abonnirt, das dritte Exemplar für zwei Gulden erhält. Dies erwähnt der Unterzeichnete um ſo beſtimmter, da er nicht die Rechnung ohne Wirth*) machen kann. Das erſte Heft der Narrhalla erſcheint am erſten Sonntage nach der erſten Narrhallaſitzung und wird ſo manches andere Werk dem Publikum zeigen, was ein Autor vermag, dem es an Geiſt und gutem Willen fehlt. —

Ludwig Kaliſch.

NB. Ich habe noch zu bemerken, daß ſich jedes Narrhallaheft von 16 großen Octavſeiten wird betrachten laſſen, was hinlänglich für die Vielſeitigkeit der Narrhalla ſpricht. Zugleich benachrichtige ich die mir befreundeten Rezenſenten, daß ich, um ihnen alle Mühe zu ſparen, die Carnevals-Zeitung in auswärtigen Blättern ſelbſt loben werde.

Correſpondenz.

Mannheim, 4. Januar.

Unſer Theater, das ſtets zu den beſten in Deutſchland gehörte, und auf welchem die größten deutſchen Schauſpieler, Iffland, Beck ꝛc. wirkten, hat in Betracht ſeiner künſtleriſchen Leitung gute Ausſichten. Es ſoll nämlich in der Perſon des Hrn. Düringer, eines gebornen Mannheimers, einen Direktor erhalten. Dieſer gewandte und tüchtige Schauſpieler iſt ſeit langer Zeit Regiſſeur des Leipziger Theaters, und hat ſich als ſolcher durch Umſicht, geſchmackvolle Anordnung der Scene und ſeine practiſche Bühnenkenntniß allgemeine Anerkennung erworben. Da er zugleich ein literariſch gebildeter Mann, noch jung, und in voller Kraft iſt, auch ſelbſt als Schauſpieler nicht mitwirken ſoll, was bei einem Director immer mit Uebelſtänden verknüpft zu ſeyn pflegt, ſo dürfen wir das Beſte hoffen. —l—

*) Der Name des Verlegers.

Digitized by Google

Notizen-Blatt.

(Literariſches.) Der berühmte engliſche Orientaliſt Sir Gore Onſeley iſt unlängſt in Boulogne in ſeinem 71ſten Jahre unter keineswegs glänzenden Umſtänden geſtorben.

Die „Rheiniſche Zeitung“ bringt eine Statiſtik der deutſchen Journalpreſſe. Nach derſelben ſtellen ſich die politiſchen Zeitungen, wie folgt: Preußen 35, Bayern 19, Oeſterreich 17, Baden 11, Sachſen 6, Württemberg 7, Frankfurt a. M. 4; Lübeck, Lippe, Mecklenburg-Strelitz, Naſſau, Sachſen-Meiningen, Altenburg und Schwarzburg haben gar keine politiſche Zeitung, die Niederlande, Heſſen-Homburg, die Hohenzollern und Lichtenſtein entbehren aller deutſchen Journaliſtik. In England und Frankreich kommen je eine deutſche politiſche Zeitung heraus, in Rußland deren 2 und die Schweiz hat 22. Belgien hat außerdem ein ſchönwiſſenſchaftliches Blatt, Frankreich 4, Rußland 13, die Schweiz 85 deutſche Zeitungen verſchiedenen Inhalts. Nach der Einwohnerzahl kommt 1 politiſche Zeitung in Hannover auf 600,000 Einwohner, in Oeſterreich auf 400.000, in Darmſtadt, Sachſen und Preußen auf 280,000 ꝛc., bei uns Bayern auf 236,000 und in Frankfurt a. M. auf 16.000 Einwohner.

Die Pariſer Preſſen haben im Laufe des Jahres 1842 gedruckt: Bücher in lebenden und todten Sprachen 6445 Werke. Kupferſtiche und Lythographien 1941. Muſikwerke 395. Zuſammen 8781 Werke.

(Bildende Kunſt.) Rom, 19. Dez. Riedels Medea iſt vollendet, groß, ernſt und ſchön. Der Gegenſtand hat den Künſtler auf ein Gebiet getrieben, welches fern liegt von dem, auf welchem er ſich bis dahin ſo wohlverdienten Ruhm erworben. Die Königstochter von Kolchis umprangen Gold und Edelſteine; wunderbare Contraſte der Leidenſchaft ſcheint das ſanft geneigte Haupt eher zu verbergen als zu verrathen. Den geheimen Rathſchluß ihrer Seele aber, den die verſtoßene Gattin mit magiſchen Künſten zu umſchleiern weiß, offenbart der Mordſtahl, den ſie zu grauſiger That gezückt hält. Der König von Württemberg hat dies Bild unſers Künſtlers, von dem er ſchon mehrere beſitzt, an ſich gebracht. Für ſeinen Landesherrn, des Königs von Bayern Majeſtät, hat Riedel die Portraite zweier Kinder anfertigen müſſen, deren ſchmuckloſe Schönheit die neapolitaniſche und römiſche Volksbildung vergegenwärtigt. Die Anmuth eines jeden derſelben iſt unter dem Einfluß eines geſchickt und ſinnig gewählten Lichteffectes mit eigenthümlichen Reizen aus dem Bilde hervorgetreten.

In Bremen wird von nun an auch eine jährliche Kunſtausſtellung ſtattfinden.

Ein Knochenſammler in der Nähe von Southampton hat für 8 Shillinge ein altes Bild gekauft, das ſich nach Reinigung für einen der ſchönſten Cuyp auswies. Es ſind ihm bereits 3000 Pfd. Sterling dafür geboten, doch will er ſich davon nicht trennen.

(Muſikaliſches.) Der Muſikdirektor Franz Bervald hat die Noten der Trauermuſik bei Guſtav Adolph's Begräbniß, die ſehr intereſſant ſeyn und viele ſchöne Combinationen enthalten ſoll, entziffert.

(Theatraliſches.) Das Aachener Schauſpiel wird nicht ſehr gelobt; die hier vermuthlich noch wohlbekannte Chriſtiani befindet ſich dabei; die Oper ſoll beſſer ſeyn, namentlich der Baritoniſt Schäfer. Jetzt gaſtirt Mad. Krüger-Fürth mit vielem Beifall dort.

Wir haben unlängſt erzählt, daß ein früherer Unterpräfect in Paris auf dem Odeon-Theater debutire; in Brüſſel ſtarb in den jüngſten Tagen Eugen Ordinaire, einer der älteſten dortigen Schauſpieler, welcher Adjutant des Grafen v. Norbonne, Kriegs-Miniſters Ludwig XVI., geweſen.

(Miscellen.) Seit dem Erdbeben im November 1837 erhebt ſich der Boden von Chile immer höher, ſo daß Felſen, die früher unter dem Waſſerſpiegel lagen, jetzt ziemlich weit über denſelben hervorragen.

Bei Alphons Girend, welcher die ſchönſten und reichſten Neujahrs- und Weihnachtsgeſchenke hat, bewundert man auch ein Schloß, in deſſen Innerem man eine Familie mit ſieben Kindern ſieht, die Kinder ſtoßen einen Schrei aus und Kindsmägde kommen, um ſie zu beſänftigen. Das Spielwerk koſtet nur — 16,000 Francs und wird für den Grafen von Paris erworben werden.

Die Perſer bereiten aus Erbſen in der Art eine gute Hefe, daß ſie etwa einen Löffel voll Erbſen zerquetſchen und in eine Maas kochendes Waſſer thun, das eine Nacht über an einem warmen Orte aufbewahrt wird. Der am Morgen ſich zeigende Schaum iſt die Hefe.

In einer jungſten Verſammlung des Frankfurter Gewerb-Vereins wurde ein Verſuch gezeigt, wie man Steinkohlen-Aſche verwerthen, d. h. zu Trottoirs, Kegelbahnanlagen ꝛc. ꝛc. benützen kann. —

(Anekdotäres.) Die Dorfzeitung Nro. 211 erzählt unter der Rubrik: Glück: Durch Privatbriefe geht ſo eben die Nachricht ein, daß man von dem großen Poſtraub von vielen Tauſend Thalern bei Brieg am 30. Nov. glücklich die Fäſſer wieder gefunden hat, worin ſich vormals das Geld befand.

Der verheirathete Feuilletoniſt Hr. Alphons Karr geſtattet ſich im letzten (Dezember-) Heft ſeiner „Weſpen“ folgenden Scherz gegen ſeinen bekanntlich ſeit einiger Zeit verheiratheten Kollegen Jules Janin, den Verfaſſer des wöchentlichen Theater-Feuilletons im Journal des Debats: Zwei unſerer geiſtvollſten Journaliſten unterhielten ſich kürzlich mit einander in der Oper: der Eine war unlängſt Ehemann und der Andere ehelos geworden. „Wie geht's Ihnen in Ihrer neuen Lage?“ fragte der Erſtere. — „Nun, recht gut! Und Sie, wie finden Sie die Ihrige?“ — „Ei, ganz vortrefflich, lieber Freund! Es geht doch nichts über den Eheſtand: während ich ſchreibe, ſitzt meine Frau neben mir, und bei jeder Alinea gebe ich ihr einen Kuß. Iſt das nicht herrlich?“ — „Ah, ich verſtehe! darum iſt Ihr Styl jetzt auch ſo kurz und abgebrochen.“ — Der Eheloſe hat die Herzensergießung ſeines Kollegen ausgeplaudert, ſo daß jetzt an jedem Feuilleton-Tage genau nachgezählt wird, wieviel Alineas in dem Artikel des glücklichen Ehemannes ſind. Bei dieſer Gelegenheit iſt es ſchon zu Erörterungen gekommen, die denjenigen, welche nicht in die Sache eingeweiht ſind, etwas ſeltſam erſcheinen. „Wie!“ ruft Einer, „er hat hier nur ein Semikolon geſetzt?“ — „Ja wohl.“ — „Wie doch die Menſchen unbeſtändig ſind! hier hätte er recht gut einen Punkt ſetzen können.“ — „Dem Sinne nach bedarf es nur eines Semikolons.“ — „Ja — aber ſeine Frau iſt ſo ſchön — ich hätte einen Punkt gemacht.“ — Armes Weibchen, das letzte Feuilleton iſt ſehr compact!

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 6. Donnerstag, 12. Januar 1843.

*Bruchſtück einer Selbſtbiographie

des am 9. Mai 1829 verſtorbenen kgl. Staatsraths und Appellationsgerichts-Präſidenten

Johann Michael von Seuffert.

(Niedergeſchrieben um das Jahr 1812.)

(Fortſetzung.)

Während Alles dies im Innern des Landes geſchah, gaben auch die auswärtigen Verhältniſſe, wohin ich nicht nur jene zu fremden Souverainen, ſondern auch die Stellung des Fürſten zum Kaiſer und Reiche, zum fränkiſchen Kreiſe, wovon er der erſte ausſchreibende Fürſt war, und zu den einzelnen deutſchen Reichsſtänden rechne, hinreichende Beſchäftigung. Der Fürſt war nicht nur wegen ſeiner politiſchen Wichtigkeit, ſondern auch wegen ſeiner Weisheit, Kenntniſſe und Erfahrungen hochgeachtet im deutſchen Reiche und im Auslande. Schon früher hatte er ſich den Unternehmungen des Kaiſers Joſeph gegen den Fürſt-Biſchof von Paſſau mit Nachdruck entgegengeſetzt. Als dieſer Souverain in der Folge bei ſeiner Rückreiſe nach Wien durch Würzburg kam, verfügte er ſich nach Bamberg, um denſelben nicht perſönlich empfangen zu müſſen, und antwortete auf die Aeußerung der Empfindlichkeit des kaiſerlichen Geſandten, daß die Reichsſtände, abgeſchreckt durch die Behandlung des Fürſt-Biſchofs von Paſſau, nicht ſehr geneigt ſeyn könnten, Sr. Majeſtät dem Kaiſer ihre Huldigungen darzubringen, da ſie gewiß ſeyn könnten, daß kein oder wenig Werth denſelben beigelegt werde. Er mißkannte gleichwohl das Intereſſe nicht, welches die deutſchen Reichs-Fürſten vom geiſtlichen Stande vorzüglich an das Haus Oeſterreich binde.

Kaiſer Joſephs Nachfolger in den öſterreichiſchen Erbſtaaten, der nachherige Kaiſer Leopold II., hatte dieſe in großer Zerrüttung angetroffen. Von Außen hatte er mit verderblichen Kriegen, im Innern mit der Unzufriedenheit und dem Emporungsgeiſte ſeiner eigenen Völker zu kämpfen. In dieſer Verlegenheit rief er den Fürſten um Hülfe mit Mannſchaft an, um gegen die damals empörten niederländiſchen Provinzen verwendet zu werden. Das gute Vorurtheil, das Leopold als Großherzog von Toscana für ſich erregt hatte, der Anſpruch, welchen Leopold ſelbſt, in mehrfacher Beziehung ein Reichsſtand, auf die Beihülfe ſeiner Mitſtande machen zu können glaubte, das öffentliche Intereſſe, welches die wachſame Beihülfe aller Souveraine zur Niederſchlagung des kecken und anmaßender als jemals gewordenen Empörungsgeiſtes gebietriſch erheiſchte, die Erwägung, daß es den Truppen des Fürſten zur Ehre und zum Vortheile gereiche, in einer ſo großen Schule im erſten Kriegsdienſte geübt zu werden, endlich das Intereſſe der deutſchen Wahlfürſten für die Aufrechthaltung der Große des Hauſes Oeſterreich beſtimmten den Fürſten der dringenden und faſt demüthigen Bitte des nachherigen Kaiſers Leopold nachzugeben. Er ſchickte ihm ein auserleſenes und wohl angeführtes Truppenkorps zu Hülſe.

Der Fürſt empfing perſönlich den Ausdruck der Dankbarkeit dieſes Souveraines, als er zur Kaiſerkrönung nach Frankfurt reiſte. So wenig er für ſich Geſchmack an Pracht und koſtſpieligen Feſten hatte, ſo entwickelte er dennoch bei dem Empfange des Kaiſers eine Pracht und Hoheit, welche das Erſtaunen ſeiner hohen Gäſte erregte. Vorzüglich entging es dem Scharfblicke Leopolds nicht, daß das Betragen des Volkes ganz von der perſönlichen Leitung des Fürſten abhing, daß es nach ſeinen bloßen Winken ſich bald in Ruhe und Stille verhielt, bald ſich dem Frohlocken über die Anweſenheit ſo hoher Gäſte hingab.

Bei der Frage, ob dem Geſuche des nachmaligen Kaiſers Leopold um ein Hülfskorps nachzugeben ſey, blieb nicht außer Berechnung, daß Fälle eines eigenen Bedürfniſſes eintreten könnten. Dieſer Fall trat früher, als man vermuthet hatte, ein, ohne daß jedoch die alsbaldige Auflöſung des mit Oeſterreich geſchloſſenen Subſidien-Vertrages hievon die Folge geweſen wäre. Die franzöſiſche Revolution und die Handlungen und Grundſätze, aus welchen ſie hervorgegangen war, wurden von dem Fürſten ſorgfältig ſchon von ihrem Anbeginnen an beobachtet. Er theilte den Leichtſinn, die Verblendung und Thorheit nicht, wovon befangen Viele dafür hielten, die ſchrecklichen Aufſchwünge des franzöſiſchen Volkes könnten mit einer mächtigen Gewalt auswärtiger Waffen niedergedrückt werden. Er war vielmehr überzeugt, daß die Bewegungen eines ganzen Volkes nicht durch auswärtige, am wenigſten durch bewaffnete Einmiſchung beſchwichtiget werden könnten, beſonders wenn von Seite derjenigen, gegen welche ſie gerichtet ſeyen, ſo viel und ſo großes Unrecht durch ihre bisherige Geſchichte erwieſen vorläge.

Bei dem Rufe von Klugheit und Weisheit, welchen ſich der Fürſt erworben hatte, wurde er von mehreren deutſchen Fürſten, z. B. von dem Churfürſten von Pfalz-Bayern in ſeiner Noth ſchriftlich erſucht; andere, wie der Herzog von Württemberg, ſchickten eigene Abgeordnete an ihn ab. Er verhehlte denſelben ſeine Anſichten nicht; er beſchwor vorzüglich die deutſchen Reichsſtände, ſich in keine heterogene Verhältniſſe einzulaſſen, alle Anträge zu einer Einmiſchung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs abzulehnen, in dem Innern ihrer Staaten alle Anläſſe zu Reibungen mit den Machtführern Frankreichs zu vermeiden, dagegen ihnen auch keine

Schwäche zu zeigen. Vorzüglich warnte er von der Iſolirung und Trennung der einzelnen Reichs-Stände in ihren Maximen und Handlungen. Wenn Deutſchland gezwungen werden ſollte, zu beſchließen und zu handeln, ſo müſſe das Reich als ſolches beſchließen und handeln; — er werde zwar nie für einen Reichs-Krieg gegen Frankreich ſtimmen, weil ſeiner Ueberzeugung nach eine ganze Nation, welche ſich erhoben, von Niemand, am wenigſten von einer Reichs-Armee, bezwungen werden könne, vielmehr glaube er, daß ein Reichs-Krieg unfehlbar die Auflöſung des Reiches zur Folge haben müſſe. Noch ſicherer und ſchmachvoller werde die Iſolirung und Trennung zum Untergange des Reiches führen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Thronerbe.

Novelle von S. Koliſch.

(Fortſetzung.)

Der junge Fürſt fühlte ſich in dem kleinen finſtern Stübchen ſo wohl, wie noch nie im glänzenden Saale, ſchwelgend in einem Lichtmeere, von Klängen rauſchender Muſik umfloſſen, wo jedem ſeiner Sinne gehuldigt ward. Lucias Worte, die ihm fromme, wandernde Engel dünkten, zogen in ſein Herz und erfüllten es mit feierlicher Andacht. Lucias Mutter, die alte Bianca, durch lange anhaltende Kämpfe mit Noth und Elend, mit Kummer und Entbehrungen ſo ſtumpf geworden, daß ihre Wünſche kaum über ein ſättigendes Mahl hinausreichten, hoffte in der Freundſchaft des Fürſtenſohnes, die ſeine herzlichen Worte und Blicke verkundeten, einen bedeutenden Erwerbsquell, ein Brod zu finden, an dem ſie ſorglos zehren könne, und ſie war aufgeräumt und heiter, wie Lucia ſie noch nie geſehen. — Das gutmüthige Mädchen kounte nicht anders, als mit der fröhlichen Mutter ſich freuen, mit der Vergnügten vergnügt ſeyn.

Als Azzo, einige Augenblicke der Abweſenheit Mariens benützend, ihrer Mutter eine goldgefüllte Börſe als vorläufiges Geſchenk in die Hände drückte (in Mariens Gegenwart war es ihm nicht möglich geweſen,) mit der Bitte, ſie möchte ihm vergönnen, für ihre und ihrer Tochter Zukunft zu ſorgen, ſteigerte ſich der Armen Freude zum Seelenjubel.

So klopfte denn das Glück in dieſer engen Hütte der Armuth an drei Herzen mit weicher Hand; nur leiſe zwar an dem frommen Herzen des lieblichen Mädchens, aber ungeſtümm und erſchütternd an den der beiden Andern.

Das Glück iſt ein raſcher Fährmann, wenn er die Zügel faßt, eilen die Stunden ſeine flinken Roſſe wie im Wettlauf dahin. Azzo ward überraſcht von dem hereinbrechenden Dunkel der Nacht; nachdem er wohlwollend und herzlich von Mutter und Tochter Abſchied genommen und wieder zu kommen verſprochen hatte, verließ er das Häuschen, wo Licht und Dunkel, Armuth und Reichthum, Entbehrung und Ueberfluß, Betrübniß und Heiterkeit ſich umſchlungen halten.

Die Nacht, die Prieſterin des Friedens, hatte die Opferfeuer angezündet und harrte der tauſend Beichtkinder, um ihre Bekenntniſſe im treuverſchloſſenen Buſen aufzunehmen, als: den Angſtſchrei der Schuld, das Jauchzen des Glückes, das Aechzen der Ohnmacht, die Verzweiflung der Wehrloſigkeit, die Raſerei der Täuſchung, das Weinen der Reue, das Schnauben der Rache, den Wahnſinn der Eiferſucht, das Stammeln und Liſpeln der Liebe, das Zähneknirſchen des Haſſes; ſie war bereit durch Schlaf und Traum die lindernden verſöhnenden Worte, aus ihrem Munde Gottes Segen zu verkünden. —

Azzo ging durch die Straßen Mailands ungeſehen und ungekannt; aber ihn begleitete der ſingende Chor ſeiner Gefühle, und ſein Gang galt ihm für einen Triumphzug; er blickte um ſich und es ward ihm offenbar, daß er noch nie eine Nacht geſehen wie dieſe, niemals Sterne glänzen wie dieſe, daß er noch niemals ſolche Lüfte wehen gefühlt, daß niemals die Straßen Mailands ſo blumig und heiter geweſen, wie heute. — Was für ſchöne Gaben hat er ſich aus dem dürftigen Häuschen geholt.

»Jetzt iſt mein Herz voll; jetzt bin ich glücklich. Mehr als ich je geahnt, hab' ich gefunden, hab' ich jetzt ſchon gefunden, und was wird erſt die Zukunft bringen, die verheißend den vollen, reichen Buſen mir erſchließt.« — Sein kalter, ewig mahnender Verſtand, der luſtverachtende Aſcete, der ſonſt jedes Freudenlied in ſeinem Herzen durch ein mißtönendes: „memento mori" unterbrochen, blieb diesmal ſtumm; es war ihm kein Wort gegönnt. — Azzo konnte nicht ſchlafen; aber jede Gabe vom Glück entgegengebracht, iſt ſüß, ſelbſt die Schlafloſigkeit. — Des andern Tages und mehrere folgende Tage auch, wenn es zu dämmern begann, ging der Fürſten-Sohn in das abgelegene Häuschen, um daſelbſt kurze Freudenſtunden zu verleben.

Lucia, die ſeine Mildthätigkeit gegen ihre Mutter erfahren, empfing ihn herzlich und liebevoll, wie einen Wohlthäter, und ihre Mutter war natürlich ganz Ergebenheit und Demuth. — Azzo konnte ſein Gefühl nicht lange verbergen, es trat auf ſeine Lippen. In warmen innigen Worten ſprach er von ſeiner Liebe zu dem Mädchen, von dem heißen Verlangen, ihm auf ewig unzertrennlich zu ſeyn, von der Seligkeit, die er in ihrem Beſitze zu finden hoffe und in der frohen Ausſicht, das Leben des geliebten Mädchens ſeiner Sorge ganz anheimgeſtellt zu ſehen, ihr ſeine Bemühungen weihen zu dürfen.

Die Mutter nahm dieſe Worte ungläubig und zweifelhaft auf; ſie konnte den Gedanken kaum faſſen, daß der künftige Herr von Mailand ſich mit ihrer armen Tochter auf ewig verbinden wollte; doch ſang wieder die Hoffnung ihr Zauberlied in Bianca's Seele und ſie ſprach in geſpannter Erwartung der Antwort: »Euere Herrlichkeit treibt nur Kurzweil mit uns Armen.«

»Du glaubſt das wohl nicht auch, theuere Lucia? Warum erwiederſt du gar nichts?« waren die Worte, die Azzo hierauf an das Mädchen richtete.

»Hoher Herr! Ihr ſcheint nicht zu wiſſen, daß mein Herz nicht mehr frei!« ſprach, zwar errothend, aber doch in ihrer ungezwungenen Weiſe das Mädchen.

Hierauf Azzo, der geneigt war, dieſe Erklärung zu ſeinen Gunſten zu deuten: »Sag mir deutlich, liebes Mädchen, was in deinem Herzen vorgeht.«

Und Lucia begann, offen und arglos: »Filippo, dem armen Filippo, der nichts beſitzt, als ſeine Kraft, ſeinen Muth und ſeine Liebe, gehört mein Herz; ach, Ihr glaubt

gar nicht, hoher Herr, wie meine Liebe ihn glücklich macht und ſeinen ſtolzen rebelliſchen Sinn beſänftigt.«

»Das kann ſich ja noch ändern,« ſprach die Alte, als ſie das Ebben und Fluthen des Blutes in dem Geſichte Azzo's bemerkte.

Das Mädchen aber ſprach mit Feſtigkeit: »Das wird ſich nie ändern, Mutter.«

Sprach- und regungslos ſaß der Fürſtenſohn da. In dieſen Worten lag Tod und Vernichtung für ihn. Gewohnt, mit Erfolg Mittel gegen Hinderniſſe zu finden, arbeitete ſein raſcher Geiſt, von der heftigſten Leidenſchaft geſtachelt, einen Ausweg, einen Troſt aufzufinden, und gelangte mit unglückſeliger Schnelligkeit zu drm Ergebniß, daß ein Hinderniß, wie ſich's hier entgegenſtellt, wohl überſprungen, aber nie gehoben werden kann. — Eine plötzliche Nacht hat das aufgehende Morgenroth in Azzo's Gemüth verſchlungen. — Er betrachtete ſeine Liebe als ein frommes Gebet und die Erwiederung Lucia's wie lachenden Spott eines Dämons, den er ſtatt einer Gottheit angebetet. Er war getäuſcht, gedemüthigt, verletzt; die Flamme, deren belebende Wärme ihn durchdrang, ſchlug jetzt brennend und verſengend in ſein Herz. Wie ſinkt doch gar ſo ſchnell ein Glück in Trümmer.

(Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Dresden, 4. Januar.

Jede Gegend, jeder große Ort hat ſeine Eigenthümlichkeiten, Gewohnheiten und Sitten. Eine der hieſigen hat die Nummer 3 der „Neuen Würzburger Zeitung" mitgetheilt, nämlich die Art der Begrüßung der drei hohen Feſttage. Jetzt führe ich eine zweite vor, da die Zeit ihrer Erſcheinung mich eben jetzt dazu veranlaßt. In unſerer Oberlauſitz beſteht der bei weitem größere Theil der Bewohner aus Wruden, Nachkommen der Sorben, die vom ſechsten bis zrhnten Jahrhunderte der herrſchende Völkerſtamm in Sachſen waren. Ihre Sitten, Sprache und Gebräuche haben ſie ſich bis auf den heutigen Tag erhalten. Sie reden unter einander nur wendiſch, verſtehen aber deutſch zu reden, denn in den Schuten wird in beiden Sprachen Unterricht ertheilt. Eben ſo wird in den Kirchen deutſch wie wendiſch gepredigt. Sie ſind ſehr arbeitſam, geſchickt, guten Gemüthes, und man nimmt ſie daher gern als Dienſtboten. Beſonders wählt man gefallene Mädchen zu Ammen, da ſie geſund und kräftig ſind und ſich den Ruf verſchafft haben, mit Kindern gut und vorſichtig umzugehen. Wer daher hier in Dresden einer Amme bedarf, läßt drrgleichen immer aus der Oberlauſitz kommen. Um ſich nun leichter die Gelegenheit zum Vermiethrn zu verſchaffen und den Herrſchaften hirrzu mehr Veranlaſſung zu geben, ſo kommen zweimal im Jahre — am Neujahrstage und auf den Tag Lichtmeß — die jungen Burſche und Mädchen, von den Eltern begleitet, hierher nach Dresden. Auf dem Platze zwiſchen der Elbbrücke und dem Schloſſe ſammeln ſie ſich um die Mittagsſtunde und ſtellen ſich gewiſſermaßen aus oder zur Schau. Nun kommen die Geſinde Suchenden, wählen, accordiren und nehmen auch ſogleich die Gedungenen mit. An Gaffern fehlt es hierbei nicht, welche zwiſchen der wendiſchen Waare herumſpaziren, und ſo bildet ſich jedesmal ein Gemälde, das mir wie ein Sclavenmarkt erſcheint, ſo oft es wiederkehrt. Dieſes war der Fall auch vorgeſtern, wo dieſe Wendenausſtellung ſtattfand und wo beſonders viele Landleute aus den Dörfern um Dresden dieſen Menſchenmarkt belebten, um ihren Geſindebedarf zu holen. — Mit Sturm und Regen und ſehr milder Temperatur ſchloß das alte Jahr; mit Froſt hat das neue begonnen. Die Elbe iſt anſehnlich geſtiegen.

Unſere Bühne wird einen großen Verluſt erleiden. Mit der nächſten Oſtern läuft der zehnjährige Contract zu Ende, welchrr mit Madame Schröder-Devrient abgeſchloſſen iſt, und nach deſſen Ablauf ſie tauſend Thaler lebenslängliche Penſion erhält. In den Genuß derſelben wird ſie nun eintreten, da ſie ein neues Engagement nicht eingehen, ſich überhaupt bei keinem Theater wieder fixiren, ſondern nun auf einer ſteten Kunſtreiſe leben und verweilen will, wo es ihr eben gefällt. Zu verdenken iſt es ihr nicht, einen ſolchen Plan zu verfolgen, aber wir bedauern es, ſie nicht mehr unſer Eigenthum nennen zu können, wenn wir auch wohl darauf rechnen dürfen, ſie von Zeit zu Zeit als Gaſt auch hier wieder zu ſehen. Sie wird uns übrigens unter einem anderen Namen verlaſſen, indem ſie ſich mit einem ruſſiſchen Baron von Münchhauſen verheirathet, künftig alſo als Baroneſſe Münchhauſen auftritt. Ob ſie dieſem neuen Namen eines altadeligen Geſchlechtes von den bisher zwei vereint geführten Namen einen zur nähern Bezeichnung ihrer Perſon beifügen wird, muß ſich bald zeigen. Wer an ihre Stelle treten wird, iſt noch unbekannt. Sey es aber auch, wer es wolle, eine Schröder-Devrient erhalten wir — vielleicht — nie wieder. Der Contract mit Emil Devrient, ihrem Schwager, iſt zu unſerer großen Beruhigung wieder erneuert, da wir alle Urſache hatten, zu fürchten, er werde uns entführt. Er hat ſich aber jährlich einen Urlaub von fünf, ſtatt bisher vier, Monaten ausbedungen. Seit die Oper „Rienzi", von Wagner gedichtet und componirt, binnen vierzehn Tagen ſechsmal und bei immer vollem Hauſe gegeben wurde, iſt noch nichts Bedeutendes über unſere Bühne gegangen, bis am 2. dies eine zweite Oper von Richard Wagner „der fliegende Holländer" uns vorgeführt ward, welcher ein Roman gleichen Namens von Marryat zu Grunde liegt. Der Componiſt iſt wahrſcheinlich auch der Verfaſſer des Stückes; er dirigirte ſelbſt und zweimal wurde er gerufen. Auch ſchien die Muſik zu gefallen, denn an Beifallszeichen fehlte es nicht. Nach einmaligem Hören iſt es ſchwer, zu urtheilen, daher ich mir auch noch kein Urtheil erlaube; nur das bemerke ich, daß die Muſik mir ſehr ſchwierig, ſchwer verſtändlich erſchien. Nach mehrfachem Hören wird ein Urtheil ſich herausbilden. Morgen wird dir zweite Darſtellung ſeyn, wozu aber geſtern ſchon kein Billet mehr zu haben war. Alles drängt hinzu. Welchem jungen Künſtler wurde wohl in neuerer Zeit ſolch' glänzender Beifall gleich bei der Eröffnung ſeiner Bahn zu Theil? — Der Schauſpieler Döring, bisher beim Theater in Stuttgart, befindet ſich ſeit einigen Tagen hier. Daß derſelbe für unſer Theater gewonnen werden möchte, wird von allen, welche das bedeutende Talent dieſes Künſtlers kennen, gewünſcht. Freilich müſſen dann die ihm in Hannover gemachten, ſehr großen Anerbietungen überboten werden, denn ein ſolcher Künſtler gleicht einem Auctionsgegenſtande, wer das Meiſte bietet, erhält ihn. Bald muß es ſich entſcheiden, ob uns der Zuſchlag wird. —d—

Digitized by Google

Würzburger Theater.

Künftigen Donnerstag iſt zum Benefice des Herrn Waldmann „Fiesco." Die Rückſicht auf dieſen wackern Schauſpieler kann bei einem Stücke nicht einmal geltend gemacht werden, das ſich von ſelbſt einläd't. — r —

Notizen=Blatt.

(Literariſches.) Der berühmte Chemiker Berzelius wurde durch das Zerplatzen einer Retorte verwundet, jedoch glücklicher Weiſe unbedeutend.

Dr. H Malten's „neueſte Weltkunde" erſcheint mit Anfang 1843 in Frankfurt, im Verlage von H. L. Brönner's Buchhandlung.

Von Heinrich Otte, Paſtor in Fröben, iſt ein kurzer Abriß einer kirchl. Kunſt=Archäologie des Mittelalters (Nordhauſen bei Forſtemann) erſchienen, der in der Preuß. Staatsztg. ſehr günſtig beurtheilt wird. Er behandelt 1. Denkmale, 2. Geſchichte der Kunſt, 3. Hülfswiſſenſchaftliches.

Thiers wird kommendes Frühjahr die Hälfte ſeines großen Werkes über das Kaiſerreich von Stapel laſſen und 250,000 Frs. dafür beziehen.

(Bildende Kunſt.) In England ſind neulich marmorne Alterthümer aus Xanthus angekommen. Ihr Gewicht beträgt 180 Tonnen (360,000 Pfd.)

In Stuttgart iſt in einem der Rathhausſäle eine Ausſtellung von Gebäude=Modellen der Denkmäler deutſcher Baukunſt von Herrn G. Kallenbach eröffnet, meiſtens mittelalterlicher Gebäude, die nicht allein durch ihren anſprechenden Inhalt unſer Intereſſe in hohem Grade in Anſpruch nimmt, ſondern die auch durch die zarte und fleißige Behandlung derſelben hinſichtlich der Ausführung uns auf das Angenehmſte überraſcht. Sämmtliche Modelle, nach einem 160theiligen Maßſtabe behandelt, ſind mit ſolcher Genauigkeit und Deutlichkeit gegeben, daß ſie als vollkommen treues Abbild uns das Original lebhaft vergegenwärtigen.

(Muſikaliſches.) Sowohl der Vortrag als die Compoſitionen des Pianiſten Evers, der gegenwärtig in Wien iſt, werden von der Wiener Zeitſchrift f. K. L. Th. u. M. ſehr gelobt.

Rubini's Geſuch um ein Kreuz der Ehrenlegion iſt von Villemain abgeſchlagen worden.

Man lieſt in der Zeitſchrift für Muſik:

„Die Redaction bekam vor Kurzem von einem jungen Komponiſten eine Sonate für Pianoforte und Violine im Manuſcript zugeſchickt, der ein Zettel mit folgenden Worten beilag: Inhalt der Sonate. 1. Stück: Verſuch, ob es mir gelingt, einige Themata's für dieſe zwei Inſtrumente zu komponiren und durchzuführen. — 2. Stück: Klage über das Mißlingen dieſes Verſuches. — 3. Stück: Uebermuth, veranlaßt durch den Gedanken, daß dieſer Verſuch ganz vortrefflich gelungen iſt. — 4. Stück: Antrag an die Baroneſſe von B., ob ſie die Dedikation dieſes Verſuchs annimmt — ſie überlegt — ſie zürnt über die Kühnheit meines Antrages — dann aber nimmt ſie dieſelbe freundlich an. Freudige Aufregung darüber. — Mittelſatz. — Elegie über ſo manche vergebliche Bemühung und oftmaliges Verkennen des Künſtlers. — Schluß. —

(Theatraliſches.) Gutzkow's „Weißes Blatt" hat in Dresden ungemeinen Beifall gefunden. Der Autor macht darin auf die Gefahren aufmerkſam, ein Verhältniß für das ganze Leben anzuknüpfen. Hr. Devrient ſpielte die Hauptrolle mit gewohnter Meiſterſchaft.

In Göttingen hat Laube's „Monaldeschi" einen beiſpielloſen Succeß erlebt.

Der Hamburger Telegraph wirft dem bekannten Preisluſtſpiele Benedix's „Dr. Weſpe" vor, daß es eine carrikirte Verſcenirung des Romanes „Jack Brag" von Hook, ſey. Benedix verſichert dagegen auf ſein Ehrenwort, den beregten Roman nicht zu kennen. Jedenfalls wäre es intereſſant, zu erfahren, inwiefern die Intrigue jener des Romans gleicht.

(Miscellen.) Die engliſchen Zigeuner hielten am 28. Dez. ihr Jahresfeſt auf dem Gute des Geiſtlichen Crabb, eine halbe Stunde von Southampton. Ihre Familien und Stämme waren dahin eingeladen, um an einem köſtlichen Diner Theil zu nehmen und allerhand Kleidungsſtücke zu empfangen, um ſich vor der Rauhheit des Winters zu ſchützen. Dieſe Gaben waren aus allen Theilen des Landes eingeſchickt worden. Um 2 Uhr ſetzten ſich etwa 200 Zigeuner, Männer, Weiber und Kinder, zum Eſſen nieder und die angeſehenſten Männer der Gegend warteten ihnen auf. Alſ der Pudding aufgetragen ward, erhoben ſich ſämmtliche Zigeuner, um die ungewohnten Leckerbiſſen zu begrüßen. Die Zigeunerkinder, obgleich meiſt ſchlecht gekleidet und zum Theil halb nackt, verſprechen einen hübſchen und kräftigen Menſchenſchlag.

In Genf hat ein Landwirth einen eigenthümlichen Dünger entdeckt, mittels deſſen er im vorigen Jahre einen Flachs zog, der rieſenmäßig heranwuchs und eine dreimal beſſere Ernte gab. Das Hauptingredienz ſollen Nußbaumblätter ſeyn.

In der Revue Hortocole wird ein Verfahren angegeben, aus Runkelrüben guten Wein zu bereiten.

Ein junges Mädchen von Limoges in Frankreich ſtand mit einem Offizier der dortigen Garniſon in verbrecheriſchem Umgang. Das Regiment ſollte die Garniſon wechſeln und der Offizier lehnte ihr Anerbieten, ihn zu begleiten, ab. Da warf ſie ihm eine Flaſche mit Vitriolöl in ſein Geſicht. Glücklicher Weiſe berührten nur wenige Tropfen den Offizier. Das Mädchen iſt arretirt.

Die Berner Geſellſchaft der Blumenfreunde will ſich mit allen erheblichen Geſellſchaften der Schweiz in Verbindung ſetzen, und in deutſcher und franzöſiſcher Sprache eine Zeitſchrift für Blumenfreunde herausgeben.

(Anekdotaires.) In einer Recenſion über einen jungen Schauſpieler heißt es: „Es ſteht ihm eine ſchöne Ausſicht in Thaliens Tempel offen."

Neulich verlangte ein junger Mann in einer Muſikalienhandlung Strauß's Dogmatik, in der Meinung, es ſey ein neuer Walzer von Strauß.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 7. Sonntag, 15. Januar 1843.

Bruchſtück einer Selbſtbiographie

des am 9. Mai 1829 verſtorbenen kgl. Staatsraths und Appellationsgerichts-Präſidenten

Johann Michael von Seuffert.

(Niedergeſchrieben um das Jahr 1812.)

(Fortſetzung und Schluß.)

Wie der Fürſt Anderen rieth, ſo handelte er in ſeinen eigenen Staaten. Während am Rheine den franzöſiſchen Emigranten der Aufenthalt unbedingt und ſogar das Recht, Waffenplätze zu halten, geſtattet wurde, verbot er in ſeinem Staate auf das Strengſte, den Emigranten, wo ſie auch immer ſeyen, einen längeren Aufenthalt, als unumgänglich zur bloßen Durchreiſe erforderlich ſey, zu geſtatten.

Arme und Nothleidende derſelben unterſtützte er mit fürſtlicher Freigebigkeit, und ſelbſt aus meiner Hand gingen viele Tauſende, welche er emigrirten Biſchöfen und Geiſtlichen ausbezahlen ließ; das Verbot ſelbſt aber wurde mit unerbittlicher und ausnahmsloſer Strenge vollzogen. — Der Fürſt, welcher auf dieſe Weiſe den Franzoſen keinen Anlaß zu feindſeligen Geſinnungen gab, hielt ſich ſeines Ortes zu fordern berechtigt, mit Streifzügen, welche damals unter Cuſtines Anführung am Rheine ſchon begonnen, und die Ueberrumpelung der Feſtung Mainz zur Folge gehabt hatten, verſchont zu bleiben. Seinen völkerrechtlichen Anſprüchen wußte er durch zweckmäßige und rechtzeitige Bewaffnung Nachdruck zu geben. Wegen der Gefahr, in welcher die Grenzfeſtung des fränkiſchen Kreiſes, die Stadt und Feſtung Würzburg ſich befand, requirirte er die fränkiſchen Kreistruppen und gewann hiedurch eine bedeutende Garniſon. Außerdem berief er die Bürgerſchaft Würzburgs zur eigenen Vertheidigung ihrer Stadt mit dem Verſprechen, immer mitten unter ihnen zu ſeyn und zu bleiben; er bot Menſchen und Pferde auf, um die Feſtungs-Werke in haltbaren Stand herzuſtellen, ohne irgend einem Privilegium ſtatt zu geben. Die Werke und Wälle wurden aus dem vortrefflichen Zeughauſe mit Kanonen, Stadt und Feſtung mit Lebens-Mitteln verſehen und alle Anſtalten zur ernſten Vertheidigung getroffen.

Bei dieſen kräftigen Maßregeln fand das franzöſiſche Corps, welches bereits Frankfurt eingenommen hatte, und nicht nur ſeiner Stellung nach, ſondern auch nach den öffentlichen Aeußerungen der Jakobiner zu Mainz nach Franken vorzudringen Miene machte, nicht für gut, weiter vorzurücken.

Nachdem der Fürſt die gefährdete Ruhe ſeiner Staaten gegen Außen durch ſeltene Geiſtes-Gegenwart und Kraft-Anſtrengung augenblicklich geſichert hatte, kam die Reihe an die diplomatiſchen Kämpfe zu Regensburg und Nürnberg, wo die Frage, welche Entſchließungen wegen verletzten deutſchen Gebietes zu nehmen ſeyen, nicht länger umgangen werden konnte.

Bei dem Kreis-Tage zu Nürnberg war der Geſandte mehrerer kleiner Höfe, Herr von Zwanziger, durch Talente, Geſchäfts-Gewandtheit und auswärtige Verbindungen hervorſtechend, der Meinung, Deutſchland und die einzelnen Kreiſe des Reiches konnten ihr Heil nur in der Neutralität finden, und ſeine Anträge erhielten williges Gehör auch bei den Geſandten der größeren Fürſten.

Bei dem Reichstage zu Regensburg wurde unter den Auſpizien von Oeſterreich und Preußen allenthalben die Sturm-Glocke zum Kriege geläutet. Der Fürſt billigte ſo wenig das Eine als das Andere. Er ſchrieb ſeinem Reichstags-Geſandten Freiherrn von Borie, welcher auch der Geſandte Oeſterreichs war, er habe zu Nürnberg mit dem kalten Fieber der Neutralität, zu Regensburg mit dem hitzigen des Krieges zu kämpfen.

Die Neutralität einzelner Stände und Kreiſe hielt er für verfaſſungswidrig und unklug, die Kriegs-Erklärung für unthunlich und unheilbringend. Er ſah vor, daß die Zuſammenſetzung einer Reichs-Armee unthunlich und weder dem Zeitgeiſte, noch der veränderten Art des Kriegsweſens angemeſſen ſeyn werde, daß die Contingente der Reichs-Stände ſich in den bereits im Felde ſtehenden Maſſen der größeren Mächte, als beſtünden ſie gar nicht, verlieren würden, daß die Stände des Reichs, in deren Gebiete der Schauplatz des Krieges ſich verſetzen werde, ihre Selbſtſtändigkeit und ihr Anſehen verlieren, und auf jeden Fall der feindlichen oder freundſchaftlichen Willkühr und Uebermacht preisgegeben werden mußten. — Er ſah endlich vor, daß einer Kriegs-Erklarung endliches Reſultat der ſichere Untergang des deutſchen Reiches ſeyn werde.

Ueber die Neutralitäts-Verſuche des fränkiſchen Kreiſes wurde der Fürſt Meiſter. Zu Regensburg am Reichs-Tage zog er den Kürzeren. Ehe der Reichskrieg erklärt war, behielt er allenthalben und mit Strenge die Haltung eines Fürſten bei, welcher ſich weder in die innern Gährungen Frankreichs zu miſchen, weder an den kriegeriſchen Aufforderungen, welche von Padua, Wien und Pillnitz aus im Sommer 1791 ergangen waren, Theil zu nehmen gedenkt.

Dieſe Haltung behielt er bei, als er nach bereits ausgebrochenem Kriege zwiſchen Frankreich und Oeſterreich und nach bereits erklärter Theilnahme der Krone Preußen an dieſem Kriege mit perſönlichen Beſuchen des nachherigen Kaiſers Franz und ſeiner erlauchten Familie und des Königs Wilhelm von Preußen mit ſeinem Kronprinzen beehrt wurde. Er gab ihnen glän-

zende Feſte, geſchmack- und prachtvolle Illuminationen, ohne im Mindeſten von ſeinem politiſchen Syſtem abzuweichen; der König von Preußen insbeſondere ehrte dieſes politiſche Syſtem als dem Intereſſe eines deutſchen und geiſtlichen Fürſten, und der geographiſchen Lage ſeiner Staaten angemeſſen, und als er zur Belagerung der Feſtung Mainz einer größeren Artillerie bedurfte, requirirte er dieſelbe aus des Fürſten Zeughauſe im Tone der Freundſchaft, und unter dem Verſprechen der Rückgabe, und des etwaigen Schaden-Erſatzes. Der Fürſt entſprach, obgleich mit einigem Widerwillen, dieſer Requiſition, weil die Artillerie zum Schutze deutſcher Reichslande beſtimmt war, und der König löste pünktlich ſein königliches Wort.

Nachdem aber das deutſche Reich in die kriegeriſchen Unternehmungen der großen Mächte gegen Frankreich in verfaßungsmäßigem Wege einmal verwickelt worden war, erfüllte der Fürſt mit treuer Unterwerfung unter die Beſchlüſſe des Reichs ſeine Verbindlichkeiten als Reichsſtand durch Beiträge an Mannſchaft und Geld, ſo gut es den Umſtänden nach gelingen konnte.

Dieſe Umſtände waren in Bezug auf die Bildung einer Reichs-Armee ungünſtiger als jemals in der Geſchichte. Die zwei vorherrſchenden Mächte in Deutſchland ſtanden lange ſchon im Felde. Bei der großen Eile, mit welcher die Contingente der Reichs-Stände geſtellt werden ſollten, blieb denſelben nichts übrig, als dieſelben einer dieſer beiden Armeen einzuverleiben. Auch der Fürſt mußte dieſer unheilbringenden Marime folgen, und ſeine dem Hauſe Oeſterreich zur Vertheidigung der Niederlande zu Hilfe geſchickten Truppen zu ſeinem Contingente erklären.

Der Schauplatz des Krieges entfernte ſich indeſſen, nachdem die Feſtung Mainz dem Feinde wieder entriſſen war, von dem fränkiſchen Kreiſe, und der mit abwechſelndem Glücke geführte Krieg ſchien den rückwärts liegenden deutſchen Staaten einige Ruhe zu verkünden.

Dieſer ſcheinbaren Ruhe ungeachtet unterhielt ſich der Fürſt mit ſeinem geheimen Referendär nicht ſelten von der Wahrſcheinlichkeit, daß am Ende des großen Kampfes das deutſche Reich die Zeche bezahlen und ſeine mindermächtigen Stände, insbeſondere die geiſtlichen Fürſten ſich zum Sühnopfer zu bringen genöthiget werden dürften. Ihm, dem einſichtigen durch die Geſchichte belehrten, die Gegenwart und Zukunft richtig beerechnenden Fürſten entging es nicht, daß Frankreich ſeine verbündeten Feinde beſiegen, die Verfaſſung des deutſchen Reiches zernichten, oder erſchüttern, und wie nach dem dreißigjährigen Kriege die geiſtlichen Fürſtenthümer wie ein Stück Tuches behandeln werde, von welchen man Entſchädigungen für Freund und Feind ſchneiden werde.

Die kurze Zeit, welche dem Leben des Fürſten noch gegeben war, wurde ihm nicht wenig durch die Gewalt-Streiche verbittert, welche ſich Preußen als Regierungs-Nachfolger in den fränkiſchen Fürſtenthumern Ansbach und Bayreuth erlaubte.

Der Thronerbe.

Novelle von S. Koliſch.

(Fortſetzung.)

Wie ganz anders als ſonſt verließ Azzo heute das theure Häuschen; wie waren Sterne, Lüfte und Straßen anders geworden. Alles ſpiegelte ſich in dem trüben Spiegel ſeiner Seele und war glanzlos und nächtig. Azzo verſuchte ſeine Leidenſchaft zu beſiegen, er beſchloß, Lucia nie wieder zu ſehen; aber das erſte Mal wankte ſein Entſchluß, er konnte nicht gutwillig auf ewig ein Gut hingeben, das ihn ſo durch und durch mit allen Segnungen erfüllte, das ſo dem drückendſten Mangel in ſeinem innern Leben abhalf, und deſſen Werth ihm durch den drohenden Verluſt erſt in ſeiner ganzen Ausdehnung erſchien. — Er ſah das Mädchen wieder, aber ihr Blick wirkte eher verwundend, als heilend auf ihn; von jedem Reiz, den ſein Auge gewahrte, gehörte ja die Blüthe einem Andern und nur der Stachel war ſein Antheil; wenn er bei ihr war, wünſchte er ſich meilenweit hinweg, und war er ferne, fühlte er ſich mit unwiderſtehlicher Gewalt zu ihr hingedrängt.

Durch des jungen Fürſten Fürſorge war Wohlſtand eingekehrt in die Hütte, wo Noth und Armuth, böſe kalte Tyrannen, das Scepter führten, aber mit dem Wohlſtand hatte der Fürſtenſohn Zerwürfniß zwiſchen Mutter und Tochter hervorgerufen. Bianra wünſchte des Prinzen Gluth von ihrer Tochter erwiedert. Daß Filippo, der arme Junge, dem jungen Viseonti ohne weiteres aufgeopfert werde, das dünkte ihr ſo natürlich, und einfach, daß ſie nicht begriff, wie ſich Lucia nur einen Augenblick bedenken könne. Als ſie nun des Mädchens unerſchütterlichen Widerſtand ſah, grollte ſie ihr, daß ſie das eigene und der Mutter Glück ſo leichtſinnig hingab; und wie lieb und theuer ihr das Mädchen war, ſie ward durch deren eigenſinnige Weigerung ſo ſehr aufgebracht, daß ſie nicht mehr freundlich mit ihr ſprechen konnte. Viele Thränen weinte Lucia, viele Thränen auch ihre Mutter.

Azzo's Leidenſchaft hatte den höchſten Grad erreicht; der Jüngling hatte die Herrſchaft über ſich ganz verloren; jener Wahnſinn war über ihn gekommen, der kein Bedenken, keine Rückſicht, keine Zügel kennt, der ein wilder Reiter, über Schranken und Klippen, über Abgründe und Abhänge, über zertretene Blumen und Leichen ſogar, zu ſeinem Ziele jagt.

Azzo zwang die alte Bianca durch Verſprechungen und Drohungen Alles, was ſie vermag, anzuwenden, ihre mütterliche Gewalt und all' ihren Einfluß geltend zu machen, daß ihre Tochter ſein Eigenthum würde. Er malte, Gold und Geſchmeide als dürftige Vorboten künftigen Glanzes ihr zu Füßen legend, ihrer Lüſternheit, den Reichthum und die Herrlichkeit, die Pracht und die Fülle vor, in der die fürſtliche Tochter und deren fürſtliche Mutter ſchwelgen würden, wenn ſein Wunſch Befriedigung fände. Er malte ihr als Gegenſatz die alte wohlbekannte Dürftigkeit, die er verdoppeln und durch manchen bittern Zuſatz noch drückender machen werde, als ſie geweſen; und das Weib auf dem Wege, den Bitten und Thränen der ſich härmenden Tochter nachzugeben, ward durch die Angſt vor den Drohungen Azzo's und die Erinnerung an die harten, ſchwer überſtandenen Kämpfe mit Noth und Elend auf andere Geſinnung gebracht und ſie quälte und folterte, ängſtigte und drang, überredete, weinte, ſchalt ſo lange, bis das arme Mäd-

Digitized by Google

chen nachgab und ſich und ihre Liebe für ein frohes, ſorgloſes Alter der Mutter zu opfern verſprach.

Azzo ward durch Bianca von dem Erfolg ihrer Bemühungen benachrichtigt; er kounte ſich nicht freuen; aber er fand eine Genugthuung in der Durchſetzung ſeines Willens; er konnte ſich nicht freuen; denn Gift und Wermuth lag in dem Gedankeu, welchen Himmel er hätte gewinnen können und nicht gewann. — »Warum iſt es nicht anders gekommen, war ſeine Klage, warum ſoll Einer beſitzen, was ich nicht beſitze und was mir unentbehrlich iſt?« und Zornesgluten geſellten ſich zu der lodernden Flamme ſeiner Leidenſchaft. — Mit beklommenem Herzen betrat der Fürſtenſohn, nachdem ihm jene Kunde geworden, die trauliche Hütte und ſein Kommen brachte unter den Einwohnerinnen unheimliche Spannung hervor; es war eine traurige Braut, die den Bräutigam empfing. Azzo, der das wahrnahm, beſchloß, nicht darauf zu achten, und gehorchte — nur ſeinem brennenden Verlangen. — Mit gieriger Ungeduld ward von ihm ein naher Tag feſtgeſetzt, an welchem Lucia ihm durch einen Prieſter heimlich verbunden und ſo ſein Herz von den furchtbaren Martern des Zweifels befreit werde.

Lucia verheimlichte ihrem Geliebten, dem armen Filippo, die ſchreckliche Wendung der Dinge; wenn er ſie düſter ſah, und forſchte, ſchwieg ſie und ein tiefer Seufzer oder eine Thräne, die ſtumme Sprache des Schmerzes, gaben Antwort. Das Mädchen wußte, daß ſie der Troſt und die Ermunterung des mit widerwärtigen Verhältniſſen kämpfenden Filippo ſey und ſie überredete ſich gerne zur Hoffnung, daß bis zur feſtgeſetzten Zeit der Verbindung, ob ſie gleich nur nahe war, die Gewitterwolken ſich unſchädlich theilen könnten und ihrem Geliebten die ſchneidenden Momente der Angſt erſpart wären, die ihn zur Verzweiflung bringen würden. Das arme Mädchen hoffte auf Wunder, aber die Wunder blieben aus. — In ſchneller Uebereilung kam der feſtgeſetzte Tag herangezogen, der die goldene Säule, an der ſich Lucia's Leben ſtützte, zertrümmern ſollte. Der Abend dieſes Tages ſollte ſie auf ewig mit dem Thron-Erben von Mailand verbinden. Nun konnte das Mädchen nicht länger ihren Geliebten mit der traurigen Botſchaft verſchonen. Sie hatte ihn von ihrer Bekanntſchaft mit dem Fürſtenſohne, ſeinen fortgeſetzten Beſuchen, ſeinem wohlwollenden edlen Benehmen bis zum Geſtändniß ſeiner Liebe redlich unterrichtet. Filippo hatte bei dieſen Erzählungen drohend die Stirne gefaltet und die Fauſt geballt; aber er ward durch Lucia's Verſicherung beruhigt, daß in dem Benehmen des Prinzen nichts als ſeine edle Geſinnung, ſeine Gutherzigkeit zu ſuchen ſey. Filippo kannte und würdigte ganz die Seelenreinheit Lucia's und vertraute ihr.

(Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Stuttgart, 7. Januar.

Der Schwabe lebt von der Wiege bis zum Grabe in ſeiner Innerlichkeit. Gemüthsmenſch vor Allem iſt ihm die Geſellſchaft nicht Zweck, ſondern Mittel. Der Fremde, der in's Schwabenland kommt und von unſerer alten biederben Sitte, von ſchwäbiſcher Gaſtlichkeit und Treuherzigkeit ſich großmüthige Begriffe macht, iſt in den erſten Jahren ganz desorientirt. Denn mehr, als in allen übrigen Gauen Deutſchlands gilt in Schwaben das Wort: „ich traue Niemand, bis ich einen Schäffel Salz mit ihm gegeſſen.“ Darum ſchließen wir Schwaben auch unſere Familien ſorgſam vor den Fremden ab und gleichen darin ziemlich den Engländern. Das giebt nun unſern Geſellſchaftern einen gemüthlichen Anſtrich, denn die engliſche Steifheit iſt den ſchwäbiſchen Familien, Gottlob, unbekannt, aber monoton ſind ſie auch recht herzlich. Sind wir ſo ein paar ſchwäbiſche Familien unter uns, ſo herrſcht der ungezwungenſte, natürlichſte Ton, verſteht ſich mit Ausnahme der Pietiſten, aber mit Fremden kann und ſoll ein ſchwäbiſches Mädchen ſich nicht viel „abgeben.“ Erinnern Sie ſich noch der tragikomiſchen Klagen des bekannten **Bacherer** in ſeinen Schilderungen aus Schwaben, wie er ſehnſüchtig nach dem herrlichen Flore der ſchwäbiſchen Jungfrauen hinſchielt, ohne nur dieſen lieblichen Blumen ſich nähern zu können, weil ſie umgeben und eingehüllt ſind von Tanten, Vettern und Baſen, und ihnen ſelbſt bänglich wird vor dem norddeutſchen Accente? Da haben Sie den „Landfremden“ im ſchönen Schwabenlande, und die traurige Figur, die Bacherer ſelbſt dabei ſpielte, iſt wahrer und getreuer, als ſeine Schilderung von Heilbronn, das er darſtellt, als in einer rauhen, wilden Gegend liegend, während die alte Reichsſtadt gerade in einem Paradieſe voll Ruhe, Gemüthlichkeit und Liebe gelegen iſt. Im Geſchäftsleben iſt der Schwabe, auch bei ſich zu Hauſe, völlig „coulant,“ wie die Kaufleute ſagen, und die zahlreichen „Landesfremden“, die ſich hier niedergelaſſen haben und deren Geſchäfte meiſt ſehr erblühen, ſind entfernt nicht dem Neide der alten Bürger ausgeſetzt. Aber in geſellſchaftlichen Circeln bleiben Vettern und Baſen und die liebe Sippſchaft für ſich bei einander, und nur, wenn der Fremde „herein heirathet“, wird er auch eincorporirt. Ein geſelliges Leben in weitem Sinne, eine Geſelligkeit, welche alle gebildeten Stände umfaßt, exiſtirt hier eigentlich gar nicht. Vereinigungspunkte ſind genug gegeben, aber es vereinigt ſich dort nur, was auch ſonſt ſich einigt, nicht, was ſonſt getrennt iſt. Das obere „Muſeum“ iſt das Caſino der höhern Stände mit Einſchluß des Handelsſtandes und der Gelehrten; die Geſelligkeit fördert es wenig. In ſeiner Mitte entſtand der Gedanke, eine Geſellſchaft in der Geſellſchaft zu bilden, und eine Zahl ſich vornehmer oder beſſer glaubender Mitglieder bildete „Privatkränzchen“ in dem Locale des Muſeums ſelbſt, bei welchem die Uebrigen ausgeſchloſſen waren; verſteht ſich an Tagen, wo nicht die allgemeinen „Tanzunterhaltungen“ die Seele in Anſpruch nahmen. Der Adel, welcher ohnehin ſchon ſeit längerer Zeit die Muſeumsbälle nur ſehr ſelten beſuchte und deſſen Mittelpunkt das Hôtel des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen von Beroldingen, iſt, bildete bald die Mehrzahl in den Privatkränzchen, die Leitung ging an ihn über. Bürgerliche wurden faſt gar nicht weiter aufgenommen und zuletzt die „Kränzchen“ in ein anderes Local, in das „Hôtel Marquardt“ verlegt. Ein adeliger Leſecirkel, der ſich „Junggeſellenverein“ nennt, hat ſich im obern Stock der Herrmann'ſchen Reſtauration eingemiethet. Nachdem das adelige Privatkränzchen die Räume des oberen Muſeums verlaſſen, hat ſich wieder status in statu, ein ſeparates bürgerliches Privatkränzchen dort eingeniſtet, und ſo ſind wir denn auf dem ſchönſten Wege zur vielgeprieſenen Gliederung der Stände. Das einzige, was dem noch im Wege ſteht, iſt der unan-

genehme Umſtand, daß der württembergiſche Adel größtentheils arm iſt, der Bürgerſtand aber reich. Das „Bürgermuſeum" iſt ein heiterer Zufluchtsort der mittleren und Handwerkerfamilien; um ordentliches Mitglied desſelben ſeyn zu können, muß man aber durchaus Stuttgarter Bürger ſeyn. Vergeblich haben die „Freiſinnigen" mehrfach in den Generalverſammlungen den Antrag geſtellt, dieſe engherzige Bedingung zu ſtreichen, die Mehrheit beharrte jedesmal darauf, und wie im oberen Muſeum kein Handwerksmann, weder als ordentliches noch als außerordentliches Mitglied recipirt wird, ſo auch in der „Bürgerſtube", wie das Bürgermuſeum im Volksmunde wohl auch heißt, kein Nicht-Stuttgarter, was ſage ich, kein Beiſitzer von Stuttgart. Bürger muß er ſeyn, muß ſagen können: sum cives romanus, wollte ſogar Stuttgartiensis. Aber als außerordentliches Mitglied kann er aufgenommen werden. Dort, auf der „Bürgerſtube," werden die ſtädtiſchen Angelegenheiten beſprochen, die Stadtrathswahlen — verſteht ſich in liberalem Sinne — ausgemacht, gegen die Lebenslänglichkeit der Stadträthe opponirt und gelegentlich auch für öffentliche und mündliche Gerichtsbarkeit petitionirt und für den liberalen Landtagscandidaten agirt. Es iſt ein recht friſches Leben da und gute Concerte, fröhliche Bälle. — Eine andere Geſellſchaft, vorzugsweiſe Metzger und Bäcker, führt den ſeltſamen Namen „Janitſcharia," wahrſcheinlich, weil ſie die lärmende Muſik liebt. Daß der „Liederkranz" ein herrlicher Mittelpunkt iſt für trefflichen Geſang, iſt in ganz Schwaben bis auf den kleinſten Weiler herab, eine herrliche Sache. Das iſt nun ſo in Schnelle das Repertorium der hieſigen geſellſchaftlichen Vereine, wobei natürlich das „Hirſchkränzchen," das „Kränzchen im Württemberger Hofe," und wie die Tanzunterhaltungen ſonſt alle heißen mögen, unberückſichtigt bleiben.

Das Theater endlich, nun das könnte wahrhaftig beſſer ſeyn für das unermeßliche Geld, welches es koſtet, nämlich nicht weniger, als 180,000 fl. — jährlich. Der Oberregiſſeur Moriz iſt dort gebietender Herr und erſter Liebhaber, wenngleich ſeine Haare bedeutend zu bleichen beginnen und ihm, wie früher, die Gunſt der Frauen auch nicht mehr lächelt. Döring hat uns verlaſſen und keine Ruhe gehabt, bis ihm die Entlaſſung bewilligt wurde; wie ſein Vorgänger Seydelmann erklärte er unverholen, neben und gar unter Hrn. Moriz nicht dienen zu können. Er iſt ein ſchwerer, faſt unerſetzlicher Verluſt für unſere Bühne, und man hört auch nicht, daß und wie er erſetzt werden ſoll. Unſer trefflicher Komiker Gerſtel mußte ſchon lange weg, und wir ſind nun wieder, wie vor alten Zeiten, auf die HH. Gnaud und Pezold beſchränkt. Doch damals lebte der gute alte Rohde noch. Hr. Lowe, der zweite Liebhaber, ſteht beſſer bei Hrn. Moriz, als bei dem Publikum angeſchrieben. Hr. Maurer iſt der alte gediegene Künſtler — wenn er nicht ſchreit, was er jetzt wirklich ſeltener thut. Frln. Stubenrauch iſt noch immer ſehr gut in mehreren hochtragiſchen Rollen; ſie ſollte das Luſtſpiel und das Converſationsſtück meiden, indem ſie dafür zuviel declamirt. Madame Wittmann iſt ſehr brauchbar; Madame Schmid in naiven und Griſettenrollen vortrefflich; muß ſie aber ein Atlaskleid anziehen, ſo verliert ſie alle Faſſung. Madame Lange gehört der guten Wiener Schule an. Schade, daß ſie ſo ſelten auftritt. In der Oper verlieren wir Frln. Evers und gewinnen dafür Frln. Marx (aus Dresden), eine entſchieden glückliche Acquiſition, welche aber das Publikum lediglich dem Könige ſelbſt verdankt, der dieſe Künſtlerin (die freilich nicht ſo ſchön iſt, aber viel ſchöner ſingt, als Frln. Evers) in Dresden hörte und zu Gaſtrollen in Stuttgart auffordern ließ, wo ſie ſtürmiſchen Beifall erntete. Mlle. Haus ſingt immer noch ſtark, aber nicht lieblich. Die HH. Arndt und v. Kaler ſind zuſammen noch kein Dobler.

Doch ich ſehe, mein Brief iſt ſchon über Gebühr groß; ſo will ich denn das Fehlende ein anderes Mal nachholen.

—ſ—

✡

Düſſeldorf, 9. Jan.

Das hieſige Theater, welches ſeiner Zeit unter dem berühmten Immermann als eines der erſten in Deutſchland galt, ſteht bekanntlich jetzt unter der Direktion von W. Henckel, welcher als Künſtler ſich bereits früher einen großen Namen erworben, und auch als Regiſſeur unter Immermann wirkte. Die hieſigen Leiſtungen ſind auch jetzt keine gewöhnlichen zu nennen. Auch die Oper iſt gut beſetzt. Wir werden nächſtens auf das Perſonal noch näher zurückkommen. Neulich gab man „Richelieu von Bulwer", welchen der gute rheiniſche Dichter L. Braunfels in einer ſchönen kräftigen Sprache überſetzte.

—d—

Notizen-Blatt.

(Literariſches.) Das berühmte Werk Alexander's von Wiltheim: „Luxemburgum romanum", welches bis jetzt Manuſcript geblieben war und deſſen ſchon von Calmet, Hontheim, Bertholet ꝛc. mit Lobe gedacht wird, iſt durch die Sorgfalt des Heren Dr. Neyen zu Luxemburg im Druck erſcheinen.

(Muſikaliſches.) Bei dem großen Muſikfeſte in New-Caſtle wurde aufgeführt Haydn's Schöpfung, Roſſini's Stabat Mater, Händel's Iſrael, Mendelſohn's Paulus und noch andere Stücke von Mozart, Beethoven, Hummel und Weber.

Sechs Lieder von Robert Burns nach Freiligrath für eine Singſtimme mit Begleitung des Pianoforte von Henry Pearſon werden in der Wiener muſikaliſchen Zeitung ſehr gelobt und empfohlen.

(Miſcellen.) Der Prinz Friedrich von Holſtein-Auguſtenburg hat, als am 28. November in der Meierei des Gutes Nör Feuer ausbrach, mit Lebensgefahr eine Wirthſchafterin aus den Flammen gerettet. Eine Minute nach der That ſtürzte das flammende Strohdach nieder.

In Saint Omer hätte eine Elſter, die eine glühende Holzkohle von der Küche in einen Stroh-Schoppen trug, faſt einen Brand veranlaßt.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 8. Dinstag, 17. Januar 1843.

Der Thronerbe.

Novelle von S. Koliſch.

(Fortſetzung.)

Filippo fühlte ſich wie von würgenden Armen des Todes ergriffen, als ihm das Mädchen die fürchterliche Fortſetzung und den ſchauerlichen Schluß der begonnenen Geſchichte erzählte, wie ſie gerungen, wie ſie das Weinen nnd Händeringen ihrer Mutter, marternde Vorwüefe, ſchneidende Worte erteagen, bis ſie den kindlichen Pflichten ihr Leben und noch mehr als ihr Leben, ihre Liebe geopfert. »Zweifle nicht an meiner Liebe und Treue, Filippo,« ſprach das Mädchen, Thränen im Auge, zu dem krampfhaft erſtarrten Geliebten; »ich bin ſo unglücklich, daß ich den Tod als einen Retter heiß und ſehnlich wünſche.«

»Den Tod,« wiederholte Filippo ſich aus ſeiner Erſtarrung aufraffend, kalt und trocken. Er forſchte hierauf umſtändlich nach der Zeit der heiligen Handlung, nach dem Orte, wo ſie ſtatt finden ſoll, nach den Vorkehrungen, die getroffen wurden u. ſ. w.

»Noch einmal,« ſprach Filippo Dracone zu ſeiner Geliebten, »will ich heute ungeſtört mit dir allein reden, bevor ich dich auf ewig verliere.« Lucia warf einen fragenden Blick auf ihn und Filippo fuhr fort: »Ich ſchwöre dir, daß ich nichts gegen deine Ehre, die mir theurer als du ſelber biſt, unternehmen will. Gewähre mir die letzte Bitte: Ungeſtört mit dir allein will ich heute noch reden, bevor ich dich auf ewig verliere.« Das Mädchen verſprach's; ſie ſagte ihm die Stunde, wann ſie ihre Mutter auf eine thunliche Art zu entfernen ſuchen werde. Der Geliebte ſchied von der Geliebten, ein Verzweifelnder von der Verzweifelnden.

Azzo hatte mit Eifer und Behutſamkeit Anſtalten zu der Verbindung mit dem armen, hülfloſen Mädchen getroffen. Er wollte dieſe Verbindung, ſo lange ſein Vater lebte, geheim halten. Ein zuverläſſiger Prieſter, der Verſchwiegenheit geſchworen, ward leicht von dem Fürſtenſohne zur Vollziehung der heiligen Ceremonie bewogen. Die bedeutſame Stunde kam heran; Azzo traf mit dem Prieſter an einem beſtimmten Orte zuſammen und ſie verfügten ſich in das abgelegene Häuschen der Braut. Statt des Lichtes, das ſonſt dem Bräutigam als willkommener Freudenbote entgegen ſtrahlte, ſtarrte Dunkel aus den Fenſtern. Mit vorahnender Unruhe öffnete der Fürſtenſohn haſtig die Thür der Stube, wo die Braut ſeiner harrte. Händeringend, jammernd, ihr Leben verfluchend, fanden ſie die alte Bianca.

»Bringſt du den Prieſter! Das wird eine ſchöne Hochzeit. Hier haſt du deine Braut!« rief das Weib dem Fürſtenſohn entgegen und zeigte auf eine weibliche Geſtalt, die regungslos am Boden lag. Azzo ſah beim letzten Dämmerſchein des erſterbenden Tages ſeine todte Braut, einen Dolch tief in der Bruſt. — Es war Filippo's Werk. Er gab der Geliebten den gewünſchten Tod. Man hielt das Mädchen ſelbſt für ihre Mörderin, denn ihren Mörder ſah Niemand kommen, Niemand gehen.

Azzo ſtürzte bei dieſem Anblick überwältigt zuſammen. — Sein ganzes Weſen, ſeine innere Welt in all ihren Theilen, mit all ihren Sonnen und Erden, mit all ihren Bewegungen und Drehungen, mit all ihren Anziehungs- und Abſtoßungskräften war erſchüttert. Der Gewaltige gewann zum erſten Mal das Bewußtſeyn ſeiner beſchränkten Menſchlichkeit, das Bewußtſeyn der Ohnmacht und der Schuld. Das wilde Verlangen, das jede Bedenklichkeit, jede Prüfung niederhirlt, ſenkte nun, vom Tode, wie ein Vogel von giftiger Schlange, angehaucht, den ermatteten Fittig. Der ungeheure Sturm, von dem Azzo fortgeriſſen wurde, ließ nach und er fiel in einen finſtern Abgrund, aus dem es ſchwer war, emporzuklimmen. Der unbändige Titanentroß ſeiner Seele war gebrochen und die Reue, das Kind der Schwäche, rüttelte an der Kraft des Rieſen. Durch eine traurige Lehre erfuhr er, was Menſchlichkeit ſey, ihre Ausdehnung und Bedeutſamkeit.

Lucia ward durch Azzo's Vermittlung auf geweihtem Boden begraben, von dem ſie als Selbſtmörderin ausgeſchloſſen war; das war Alles, was der künftige Herr von Mailand für ſeine Geliebte thun konnte.

Das Fürſtenleben war nun aus ſeinem Geleiſe geriſſen, er ſah wohl ein, daß etwas zur Herſtellung des zeerütteten inneen Gleichgewichts geſchehen müſſe. Sein Herz, ſein Gewiſſen rieſen nach einer Verſöhnung und Ausgleichung, er verſuchte ſich noch mehr in ſich ſelbſt zurückzuziehen, als er bis jetzt gethan, er kaſteite ſeinen Geiſt durch fortwährendes Hängen an dem Gedanken ſeiner Verſchuldung; aber er fand darin gar keine Beruhigung. Er wendete ſich zur Religion, und beſchloß als ein irrender Ritter durch heilige Kämpfe und Büßungen, durch Entbehrungen aller Freuden und Genüſſe, inneren Frieden zu gewinnen. Sein Vater war leicht zur Einwilligung bewogen, und der junge Visconti verließ allein, ohne einen Geleitsmann, die Stadt, den Schauplatz ſeiner traurigen Geſchichte.

Im Volke verbreiteten ſich unklar verwirrte Gerüchte über die Wanderung des Prinzen und ſeinen Liebeshandel; aber die Wahrheit blieb verborgen. Denn von den drei Mitwiſſenden war der Prieſter durch ſeinen Schwur, Filippo durch ſeine That und Bianca durch Scham und Furcht vor gerechten Vorwüefen zum Schweigen gezwungen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Bußhaus in Philadelphia.

Boz gibt in ſeinem „Amerika“ folgende intereſſante Schilderung dieſes Gefängniſſes, die gerade jetzt, wo die Frage: ob Gefängniſſe der Art einzuführen ſeyen, ſo lebhaft debattirt wird, von erhöhtem Intereſſe iſt.

Wo die letzten Häuſer ſteben, befindet ſich ein Gefängniß, das eastern Penitentiary (das öſtliche Bußhaus, genannt, welches eine den Pennſylvaniern eigenthümliche Einrichtung hat. Das Syſtem iſt ſtreng, ſehr ſcharf und heißt hoffnungsloſe, einſame Einſperrung; ich glaube, es iſt, in ſeinen Wirkungen, grauſam und ungerecht.

Die Abſicht, das bin ich überzeugt, iſt gut, human, wohlmeinend und Beſſerung bezweckend; allein ich bin auch überzeugt, daß jene Herren, welche dieſe Gefängnißdisciplinen erfunden haben, und jene Wohlwollenden, die ſie handhaben, nicht wiſſen, was ſie thun. Ich glaube, nur Wenige haben einen Begriff von der Tortur und der Seelenangſt, welche dieſe entſetzliche Strafe, wenn ſie einige Jahre dauert, über die Duldenden verhängt; nach meinem Ermeſſen, nach dem, was in ihrem Innern, wie ich überzeugt bin, vorgehen muß, liegt in dieſer Strafe eine Hölle, deren ganze ſchreckliche Tiefe nur die Unglücklichen ſelbſt ergründen können; eine Qual, die kein Menſch das Recht hat, ſeinem Nächſten anzuthun. Dieſe langſame tägliche Peinigung des geheimnißvollen Menſchenhirns halte ich für unendlich ſchlimmer, als alle leibliche Folter: und weil ihre ſchauerlichen Symptome und Spuren nicht ſo handgreiflich vor unſern Sinnen liegen wie die Narben in der Haut, weil dieſe Wundenmale nicht auf der Oberfläche liegen und nur ſelten einen hörbaren Schrei auspreſſen, deßhalb gerade klage ich ſie um ſo mehr als eine heimliche Strafe an, welche das ſchlummernde Gefühl der Menſchlichkeit, wenn es einmal erwacht, nicht dulden darf. Ich kämpfte einſt mit mir ſelbſt, ob ich, falls es in meiner Macht ſtünde, Ja oder Nein zu ſagen, dieſe Strafe in gewiſſen Fällen anzuwenden erlaubte, wo die Gefängnißzeit kurz wäre; aber jetzt muß ich feierlich erklären, ich könnte nun und nimmermehr froh unter dem blauen Himmel ſpazieren gehen oder ruhig mein Haupt aufs Kiſſen legen, wenn ich das Bewußtſein hätte, daß ein einziges menſchliches Geſchöpf durch mich oder mit meiner noch ſo leiſen Zuſtimmung nur die kürzeſte Zeit in ſeiner ſchweigſamen Zelle liegen und dieſe geheimnißvolle Strafe erdulden müßte.

Zwei Herren, die amtlich damit vertraut ſind, begleiteten mich nach dem Gefängniß; ich verbrachte den Tag damit, aus einer Zelle in die andere zu gehen und mit ihren Bewohnern zu ſprechen. Man erwies mir jede mögliche Gefälligkeit. Nichts wurde mir verborgen gehalten, und über Alles, wornach ich mich erkundigte, erhielt ich offenen und freimüthigen Beſcheid. Die vollkommene Ordnung, die in dem ganzen Gebäude herrſcht, kann nicht genug gerühmt werden; und über die redlichen Motive Aller, die bei der Durchführung dieſes Syſtems unmittelbar betheiligt ſind, kann keine Frage ſeyn. —

Zwiſchen dem Havpttheil des Gefängniſſes und der äußern Mauer liegt ein geräumiger Garten. Wir traten durch ein in dem maſſiven Thore befindliches Pförtchen ein, und verfolgten den vor uns liegenden Fußweg bis ans Ende, worauf wir in ein großes Zimmer gelangten, in welches ſieben lange Gänge münden. Jeder hat zu beiden Seiten eine ſehr lange Reihe niedriger Zellenthüren, über deren jeder eine gewiſſe Nummer ſteht. Darüber iſt eine Galerie von Zellen, ähnlich den unten befindlichen, außer daß kein ſchmaler Hof (wie bei den untern) dazu gehört, und daß ſie etwas kleiner ſind. Zwei ſolche Zellen auf den Mann ſollen den Mangel der freien Luft und Bewegung ausgleichen, welche den Bewohnern der untern Zellen in dem elenden ſchmalen Gange eine Stunde täglich geſtattet iſt; daher hat jeder Geſangene in dieſem obern Stockwerke zwei aneinanderſtoßende und in Verbindung ſtehende Zellen inne.

Steht man im Mittelpunkte und blickt durch die öden Gänge hin, ſo macht die überall waltende Ruhe und Stille einen wirklich ſchauerlichen Eindruck. Zuweilen hört man den dumpfen Schall eines einſamen Weberſchiffchens oder eines Schuhmacherleiſtens; allein er wird durch die dicken Wände und die ſchwere Kerkerthür erſtickt, und dient blos dazu, die allgemeine Stille noch auffallender zu machen. Ueber Kopf und Geſicht jedes Gefangenen, der in dies traurige Haus kommt, wird eine ſchwarze Kapuze gezogen, und in dieſer dunkelen Maske, dem Symbol des Vorhangs, der zwiſchen ihm und der Welt niederfällt, wird er in ſeine Zelle geführt, aus welcher er nicht wieder herauskommt, bis die ganze Zeit ſeiner Haft abgelaufen iſt. Er erfährt nichts von Weib oder Kind, von ſeiner Heimath oder ſeinen Freunden, von Leben oder Tod eines einzigen Geſchöpfs. Er ſieht die Gefängnißbeamten, allein außerdem erblickt er kein menſchliches Geſicht, hört er keine menſchliche Stimme. Er iſt ein lebendig Begrabener, der mit dem langſamen Kreislaufe der Jahre wieder ausgegraben wird; inzwiſchen iſt er todt für Alles, nur nicht für ſeine folternde Seelenqual und die ſchrecklichſte Verzweiflung.

Sein Name, ſein Verbrechen und die Zeit ſeines Leidens ſind ſogar dem Wärter unbekannt, der ihm die tägliche Speiſe reicht. Ueber der Thür zu ſeiner Zelle ſteht eine Nummer, welche in einem Buche eingetragen iſt, von dem der Direktor des Gefängniſſes und der Religionslehrer jeder eine Copie haben, und dies iſt der Index zur Geſchichte ſeines Lebens. Außerdem hat das Gefängniß keine Akten über ſein Daſein; und wenn er gleich zehn lange Jahre in einer und derſelben Zelle leben muß, ſo kann er doch nie erfahren, bis zur letzten Stunde nicht, in welchem Theile des Gefängniſſes ſie liegt, was für Leute um ihn ſind, ob in den langen Winternächten lebende Menſchen in der Nähe wohnen oder ob er allein in einem einſamen Winkel des großen Gefängniſſes liegt, und zahlloſe Wände, Gänge und eiſerne Thüren zwiſchen ſich und ſeinem nächſten Mitgefangenen hat.

Jede Zelle hat doppelte Thüren; die äußere iſt von feſtem Eichenholze, die andere von eiſernem Gegitter, worin ſich eine Klappe befindet, durch welche dem Gefangenen ſeine Nahrung gereicht wird. Er hat eine Bibel, eine Schiefertafel mit einem Stift und bekommt unter gewiſſen Beſchränkungen auch noch andere zu dem Zwecke angeſchaffte Bücher, Feder, Tinte und Papier. Sein Raſirmeſſer, ſein Eßgeſchirr, ſein Trinkgefäß und ſein Waſchbecken hängen an der Wand oder ſtehen auf einem kleinen Simſe. Jeder Zelle wird durch Röhren friſches Waſſer zugeführt, und der Gefangene kann ſo

Digitized by Google

viel davon gebrauchen, als er will. Während des Tags klappt er ſeine Bettſtelle an die Wand hinauf, damit er mehr Platz zum Arbeiten gewinne. Sein Weberſtuhl, ſeine Bank, ſein Rad oder was er ſonſt zu ſeiner Arbeit bedarf, ſtehen hier, und hier arbeitet, ſchläſt und erwacht er, zählt er den Wechſel der Jahreszeiten, wird er alt.

(Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Frankfurt, Jahresende 1842.

(Verſpätet.) Gewiß war ſeither Viel aus dieſer Stadt zu ſchreiben, aber Reſerent trieb ſich einige Zeit lang in fremden Landen herum, um deutſcher, denn er gegangen war, wieder nach Deutſchland heimzukehren. — Gewiß bietet Frankfurt auch ſogleich nach größeren Städten noch viel Intereſſantes und Erfreuendes. Man muß unmittelbar von Paris kommen und, nach ſeinen trübgefärbten Paläſten und häßlichen Häuſern mit noch häßlicheren Schornſteinen, die Neuſtadt Frankfurts ſehen, deren blanke freundliche Häuſer einen immer dichteren Gürtel um die Promenaden ziehen und in reizender Unregelmäßigkeit die Gartenſtraßen außerhalb der bisherigen Stadt beſetzen, um ſich in der halbländlichen und doch mit vielen großſtädtiſchen Vorzügen ausgerüſteten deutſchen Stadt mit Freuden einheimiſch zu fühlen. Auffallend war in der letzten Herbſtmeſſe ein wenigſtens mir neuer Contraſt. Dicht am Maine lehnten ſich an die hohe Ufermauer, die das großſtädtiſche Obermainquais (die „ſchöne Ausſicht“) begränzt, eine ganze Reihe improviſirter Bretterhütten und wirklicher Zelte voll wirklicher Nomaden, die dort mit Hausgenoſſen und Hausthieren ihren ganzen wunderlichen Haushalt betrieben, als ſeyen ſie dier zu Hauſe. Die Leute verkauften ſämmtlich Töpferwaaren. Wer beobachtend und horchend auf der Höhe des Quais ſtand, ſah unter ihnen auch einige ganz exotiſche Geſtalten von ſchlankem Wuchſe und ſehr dunkler Farbe der Haut, der Augen und der Haare, und hörte ihre wildfremde, aus dem fernen Oſten mitgebrachte Sprache voll zarten und doch vollen Klanges, das ſicherſte Zeugniß ihrer Hinduiſchen Abſtammung. Sie waren Zigeuner.

Zahlreicher waren die Vagabunden einer höheren Caſte ganz beſonders in dieſem Jahre bei uns zu ſehen und reſp. zu hören. Unter Vielen nenne ich nur Rubini mit dem Nachklange ſeiner Vorzeit, Herrn Liszt und Frln. Liſt, Thalberg, Ernſt, die Milanollo, dieſe Wunderkinder, die überall das Publikum enthuſiasmiren. Die meiſten dieſer Künſtler ließen ſich auch, manche ſogar nur in den Matineen des Hiller'ſchen Ehepaares hören, die eine der ſchönſten und genußreichſten Reunionen Frankfurts bilden. Hiller arbeitet an einer Oper; gewiß dürfen wir etwas Geiſtreiches und Eigenthümliches erwarten. Seine Gattin ſingt ſelbſt ausgezeichnet. — Donizetti's kleine „Regimentstochter“ iſt zum Liebling des hieſigen Publikums geworden, größtentheils durch das Verdienſt ihrer Darſtellerin Mdmſ. Capitän. Aber auch die ſolidere Muſik des alten Gretry im „Richard Löwenherz“ wurde wieder willkommen geheißen. Eine neue Oper der „Cid“ des rühmlich bekannten Componiſten Reeb wird bald gegeben werden. Zwei Dramen hier wohnender Dichter gingen in der letzten Zeit über die Bretter und wurden mit Beifall aufgenommen, ohne jedoch gerade Furore zu machen. Das eine war ein „weißes Blatt“ von Gutzkow, zu fein und pſychologiſch für die Maſſe des Publikums, die nur einen äußeren Wechſel der Ereigniſſe empfindet und ſich im Theater nur unterhalten will, ohne viel nachzudenken, ja auch nur ſcharf Acht zu geben. Einige für ſolche Zuſchauer gemachte Theatercoups contraſtirten mit der Innerlichkeit des Stückes. Sehr ſchön und poetiſch ſind die Monologe des Helden (und ſprach ſie Baiſon), da die Liebe wie ein geahntes Fatum ſeinem Bewußtſeyn immer näher tritt. Das andere jener Stücke iſt der „Hof des Regenten“ von Schwarzſchild (dem Verfaſſer des „Rübezahl“), weniger von einem Mittelpunkte ausgehend, als eine Reihenfolge größtentheils gut ausgezeichneter Scenen aus einem Sittengemälde.

Der Verfaſſer des letzteren Stückes hält auch Vorleſungen über Diätetik des Körpers und der Seele, die ein großes und aufmerkſames Publikum gefunden haben; nicht minder die des Verfaſſers der „Agnes Bernauer“, Dr. Braunfels, über politiſche Geſchichte ſeit 1814, voll merkwürdiger Aufſchlüſſe und Andeutungen. So halten auch noch viele Andere Vorleſungen vor kleinern und größern Kreiſen; u. A. Baiſon*) und Creizenach**) im „Muſeum,“ Heſſemer im Städel'ſchen Inſtitute; und die Handelsſtadt wird zugleich zur universitas litterarum. Den Sommer über kehrten auch viele fremden Gelehrte und Dichter hier ein; namentlich iſt die Bettina ſchon zum zweiten Male hier.

Im Städel'ſchen Inſtitute ſind bedeutende und geſchmackvolle Localveränderungen gemacht worden. Es iſt eine Freude, in dieſe kleine Künſtlerrepublik einzutreten und den rührigen Cultus der Schönheit in den Ateliers zuſchauend mitzufeiern. Faſt keine Woche vergeht, in der nicht etwas Neues in der Gallerie ausgeſtellt wird, häufig auch von Fremden Geſandtes; ſogar eine ganze Ausſtellung aus Italien war zum Beſuche da. Ein anderes Mal finde ich vielleicht Zeit, über Einzelnes zu berichten und namentlich über Schadow's kluge und thörichte Jungfrauen.

—ff—

✡

Dresden, 11. Januar.

Die Hoffnung, welche wir hegten, den wackern Künſtler Döring bei unſerm Theater engagirt zu ſehen, iſt leider nicht in Erfüllung gegangen. Gern geblieben wäre er, obwohl ihm hier 400 Rthlr. weniger als in Hannover geboten wurden, wo er 3000 Rthlr. erhält; allein Kabalen und Geträtſche, an welchen Krankheiten alle Theater leiden, alſo auch das unſrige, haben ſein Feſthalten unterminirt und er iſt vor einigen Tagen nach Hannover abgereiſt. Was ich Ihnen neulich von einer Verehelichung der Madame Schröder-Devrient mit einem Hrn. von Münchhauſen ſchrieb, muß ich heute widerrufen: nicht als ob es eine Unwahrheit geweſen, ſondern weil ſich dieſes Vorhaben wieder zerſchlagen hat. Es tritt dieſe Dame jetzt oft in der Wagner'ſchen Oper, „der fliegende Holländer“, auf und immer mit dem rauſchendſten Beifall. Die Urtheile

*) Dramatiſche.
**) Ueber Göthe und ſeine Zeitgenoſſen.

Digitized by Google

über dieſe Oper ſind ſehr getheilt und verſchieden. Auch ſie bekundet die Originalität des Verfaſſers, iſt aber weder anſprechend noch melodienreich. Man verläßt das Haus, ohne irgend einen der Gedanken feſtgehalten zu haben. Ernſt iſt, dem Text gemäß, ihr Charakter und höchſt ſelten blickt ein freundlicher Gedanke durch, da kein fröhliches Gemüth im Stücke zu finden iſt, wodurch wohlthuende Abwechſelung herbeizuführen möglich geweſen wäre. Der erſte Act hat ſehr gedehnte Scenen, an denen es auch in den zwei andern nicht fehlt. Die Handlung iſt überhaupt ſehr einfach, ſowie die Scenerie ohne Abwechslung. Die Darſtellungen waren übrigens jedesmal gut, obgleich die Oper ſehr ſchwierig iſt und erprobte Sänger verlangt. Das Spiel der Madame Devrient war meiſterhaft und Wagner dirigirte immer ſelbſt. Ob ſich der „fliegende Holländer“ lange auf dem Repertorium erhalten werde, bezweifle ich. Außer den beiden Opern von Wagner führte uns die Direction nichts Neues vor. Sie gefällt ſich in einem Cyklus von Opern, das Publikum aber nicht. Opern von Roſſini, Spontini, Spohr kommen faſt gar nicht vor. Webers Oberon wurde im jetzigen Schauſpielhauſe noch gar nicht gegeben; Mozart's Titus, Entführung und Caſanova kennen wir gar nicht mehr; aber den Poſtillon von Longjumeau, Czaar und Zimmermann deſto beſſer. Es könnte gar nicht ſchaden, wenn der Direction einmal ein neuer Umſchwung gegeben würde. Alles nützt ſich ab und bedarf zu erneuertem Leben neues Blut. —b—

Notizen-Blatt.

(Literariſches.) Seemann in Königsberg hat Byron's „Manfred“ aufs Neue überſetzt. Einzelnes Lyriſches darin ſoll ihm außerordentlich gelungen ſeyn.

Von dem tiefſinnigen originellen Hebbel iſt ein neues Drama erſchienen, das die Genovefa zum Stoffe hat.

Ein Herr Auder, der ſich acht Jahre mit dem Studium mexican. Alterthümer beſchäftigte, iſt jetzt mit einer Sammlung ſehr werthvoller Dokumente über die mexikan. Geſchichte beſchäftigt. Darunter ſind Werke, welche kurz nach der Eroberung Mexikos — mexikaniſch mit ſpaniſchen Lettern — geſchrieben wurden, z. B. eine Beſchreibung der Belagerung Mexiko's von einem mexikaniſchen Vertheidiger.

Die Pariſer Buchhandlung Dubochet und Comp. hat eine vollſtändige Ausgabe Molière's in einem Band mit 800 Zeichnungen von Tony Johannot erſcheinen laſſen; ſie ſoll außerordentlich ſchön ſeyn.

Stockholm. Unter den neueſten Erſcheinungen im Buchhandel erregt ein in Heidelberg bei Winter erſchienenes Werk von Fr Schmidt „Schweden unter Karl XIV. Johann“ einiges Aufſehen in verſchiedener Beziehung. Es iſt dem Inhalte und dem Style nach offenbar hier oder wenigſtens unter hieſiger Mitwirkung geſchrieben. Es ſchildert etwas unklug nur eine Seite und dieſe ſelbſt zuweilen ziemlich ſchief Uebrigens ſind dem Verfaſſer augenſcheinlich officielle, bis jetzt hier noch nicht erſchloſſene Quellen zu Gebote geſtanden, nämlich die Conſeilsprotocolle — Actenſtücke, die erſt nach Verfluß einer beſtimmten Zeit gedruckt werden dürfen. Ich werde wohl ſpäter auf die Schrift zurückkommen.

(Bildende Kunſt.) Auch in Belgien reſtaurirt man jetzt alte Dome und andere Bauwerke; ſo zu Brüſſel die beiden Thürme des Gudula-Domes, zu Antwerpen den zierlichen Thurm des dortigen Münſters und das herrliche mittelalterliche Schnitzwerk der Kirchenſtühle, zu Gent den Bavansdom, zu Brügge die Salvatorskirche und zu Tournay die Kathedrale, das älteſte kirchliche Bauwerk Belgiens. Das Stadthaus zu Löwen, deſſen Bild- und Zierrathenwerk an Zartheit unvergleichlich — das herrlichſte Kleinod des ſogenannten florent.-gothiſchen Styles — iſt aufs ſorgfältigſte wieder hergeſtellt.

(Miscellen.) Ueber die Größe des alten Roms findet man die widerſprechendſten Angaben. Ein Alterthumsforſcher hat ſogar berechnet, daß es mit den Sclaven und Kindern 8 Millionen Seelen eingeſchloſſen habe. Was wäre dann unſer London gegen eine ſolche ungeheure Größe.

In Paris traf unlängſt, ſo erzählt das „Eſiaſ,“ in einem Hauſe auf dem St. Georgs Platz, wo auch Thiers wohnt, Peyronnet, der Exminiſter Karls X., der die Juliordonnanzen unterzeichnet, mit einem Journaliſten zuſammen, der die Proteſtation dagegen unterzeichnet hat. Peyronnet drückte ihm die Hand und ſagte: Nun, mein Herr, wir haben noch alle beide unſere Köpfe. Kurz darauf trat Lavocat ein, der unter Ludwig XVIII. zum Tode verurtheilt, durch Peyronnets Vermittlung begnadigt wurde. Als Peyronnet vor dem Pairshofe ſtand, vertheidigte ihn dagegen Lavocat. Die beiden Freunde hatten ſich ſeit dieſer Zeit wieder zum erſtenmale hier geſehen, ſie umarmten ſich und Peyronnet ſagte: Wir ſind quitt. Der Mann aber, bei welchem dieſe aus ſo verſchiedenen politiſchen Elementen zuſammengeſetzte Geſellſchaft ſich befand, wird Benazet genannt. Wir wiſſen es nicht, es wäre aber eine große Ironie auf unſere Zeit, wenn das der Spiel-Pächter wäre.

In den Monaten Juli, Auguſt und September wurden in Frankreich für 370 Erfindungen Patente ausgetheilt. Die Patente mögen leicht der Regierung mehr eingetragen haben, als die Erfindung dem Erfinder oder dem Menſchengeſchlechte eintragen werden.

Anaradſchapura, Ceylons alte, nun in Trümmer liegende Hauptſtadt, wird fortwährend von den Reiſenden beſucht. Das merkwürdigſte Gebäude iſt der Sowamahapaga, wahrſcheinlich ein Tempel Buddha's, der neun Stock hoch war. Die 1600 viereckigen Steinpfeiler, die in einem Viereck, deſſen Seiten 200' lang ſind, das Gebäude trugen, ſtehen noch.

In Irland nehmen die Räubereien und Mordthaten wieder auf die beunruhigendſte Weiſe zu. Vieles Aufſehen erregt ein Ueberfall eines Hauſes der Gegend von Limerick. Eine Schaar von Kerlen, mit geſchwärzten Geſichtern brachen die Thore des Hauſes auf und plünderten es. Dieſe That war nicht allein aus Beuteluſt, ſondern aus Rache veranlaßt worden, da der Eigenthümer des Hauſes eine Poſtwagenverbindung zwiſchen Shanagolden und Limerick hergeſtellt, und hiedurch einige Perſonen Schaden hatten. Da die Räuber den Gegenſtand ihrer Rache nicht ausfindig machen konnten, ſo mißhandelten ſie deſſen Frau und Angehörige. Die Polizei hat die Thäter nicht ausfindig machen können.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 9. Donnerſtag, 19. Januar 1843.

Der Thronerbe.

Novelle von S. Koliſch.

(Fortſetzung.)

Azzo irrte, entbehrte, kämpfte, vertheidigte und ſchützte. Mancher Unterdrückte athmete auf durch ſeine Hülfe, manche Unſchuld dankte ihm ihre Rettung, mancher Gewalthätige, mancher Unterdrücker blutete durch ſein Schwert. Manche Gefahr und manche Noth hatte den Fürſtenſohn zum Kampfe herausgefordert, und er hatte ihn ſiegreich beſtanden, aber keinen Frieden ſeinem Herzen errungen. Das Alles war zu winzig, zu unbedeutend für ſeine überlegene Kraft; zur Stillung des Aufruhrs ſolcher Gewalten gehörten wirkſamere Mittel. Ferne Länder betrat ſein Fuß, er trotzte der Glut des Süden und dem Froſt des Norden, er zog durch die drückende Schwüle der Wüſten, durch die ſtürmenden Wogen der Meere; keine Beruhigung ward gefunden. — Nun drang zu ihm die Kunde von dem Tode ſeines Vaters. Ein heiliger großer Gedanke lebte auf in ſeiner Bruſt und er faßte ihn mit aller Wärme und Kraft als einen Rettungsanker. Durch Beglückung meines Volkes will ſühnen meine Schuld, mit der Ungerechtigkeit will ich Lanzen brechen; dem Uebermüthigen will ich auf den Nacken treten, Wunden will ich heilen, Thränen will ich trocknen, das Vorurtheil will ich tödten, den Fanatismus will ich entwaffnen. — Schon durch den Vorſatz ward ſein Herz erleichtert und er gewann die Ueberzeugung, daß er das Rechte gefunden. Was iſt aus Azzo geworden, der ſelbſtſüchtig in ſeiner Kraft, jedes Weh, weil's ihn auf ſeiner fernen Höhe nicht erreichen konnte, verlachte, der keinen Wunſch kannte, weil er ihn verachtet oder befriedigt, den kein Unglück rührte, weil er es für ein Kind der Schwäche hielt, weil er ihm unzugänglich war; der die Menſchlichkeit hintanſetzte, weil es ihm lange gegönnt war, ein Gott zu ſeyn; der nur Spott und Hohn für all' die Klagen, für all' den Jammer hatte, die leiſe ſein Ohr berührten, weil er ſie nur ſchlaffer Ohnmacht gegenüber für möglich hielt. — Seine Liebe, der Tod Lucia's waren die erſten eindringlichen Lehren von der Unzulänglichkeit menſchlicher Kraft, und auf ſeinen Wanderungen hat er Verzweiflung und Elend, Noth und Jammer mit ihren unwiderſtehlichen Angriffen von Angeſicht zu Angeſicht geſehen. Begeiſtert von dem neuen Entſchluß, voll glühenden Eifers, die Hoffnung als neu erkämpfte Siegesfahne ſchwingend, lenkte er ſeine raſchen Schritte den heimathlichen Fluren zu.

Nach fünf Jahren, am Sterbetage Luciens, betrat er ſeine Vaterſtadt. Zu den Todten war ſein erſter Gang.

Wir wiſſen bereits ſein Zuſammentreffen mit der unglücklichen Mutter Luciens, die Erneuerung ſeines Schwures, durch unabläſſiges Ringen für ſeines Volkes Wohl ſein Vergehen abzubüßen, die unerwartete Nachricht von ſeiner Entthronung durch den letzten Willen ſeines Vaters, die Unterredung mit ſeinem Bruder.

Azzo ſah ſich abermals gehemmt in ſeinem Fluge zu einem herrlichen Ziele, ihm ward abermals der Weg abgeſchnitten zu ſeinem heißerſehnten Glücke. — Es war ein großer, ſchöner wohlthuender Gedanke, der dadurch den Untergang fand. Azzo's letzte Hoffnungsleiter drohte zuſammenzubrechen. — Wieder ſaß er ſinnend und grübelnd in ſeinem abgelegenen Gemache und mied, einige wenige mit ihm vertraute ausgenommen, den Verkehr mit Menſchen, ſo daß ſeine Anhänger die Hoffnung und ſeine Widerſacher die Beſorgniß aufzugeben anfingen; aber ſie irrten; er bedachte lange, um dann thätiger, raſcher nachdrücklicher hervorzutreten, zu handeln und zu wirken.

Matteo regierte bereits ein Jahr; er hatte ſeine Neigung, ſeinen Ehrgeiz zum Mittelpunkte ſeines Strebens gemacht; er begünſtigte den Krieger auf Koſten der übrigen Stände, und glaubte dadurch ſeinen Thron nach innen und Trophäen nach außen geſichert zu haben. Daß das Uebergewicht des kriegeriſchen Anſehens und der kriegeriſchen Macht bedeutende Uebelſtände in einem Staat und beſonders in Städten, wo der Gewerbsfleiß als Quelle des Reichthums und Gedeihens zu betrachten iſt, nach ſich zieht, iſt leicht begreiflich; da jedes ſtille Verdienſt, jede friedliche Kunſt, jedes ruhige Gewerbe in den Hintergrund gedrängt und der Verachtung und Unterdrückung preisgegeben wird. Das ſah und würdigte der heimgekehrte fürſtliche Wanderer, und noch mehr Feſtigkeit gewann ſein Vorſatz, ſeinem Volke ein väterlicher König zu werden. — Sein Plan ward entworfen, und er verließ die einſame Klauſe, um ihn mit der ihm eigenen Umſicht und Unerſchütterlichkeit auszuführen.

In den Provinzen wie in der Hauptſtadt waren ſeine getreuen Werkzeuge thätig. Im Stillen wurden Freunde geworben, die Getrennten vereinigt, die Vereinigten befeſtigt, die Stürmiſchen gezügelt, die Säumenden geſpornt, die Zagenden ermuntert, die Irrenden berichtigt, ward den Zweifelnden Vertrauen eingeflößt.

Jeder, der ſeinem Anhang ſich anſchloß, fand eine doppelte Stütze, eine geiſtige in der Geſetzlichkeit und Rechtmäßigkeit von Azzo's Anſprüchen und eine leibliche in der Fähigkeit des Oberhauptes, die das Gelingen des gefährlichen Unternehmens verbürgte. Schon war der unheildrohende Körper gebildet und beſeelt, der die ſtarre ſeelenloſe Macht Matteo's zerſchmettern konnte, und jetzt erſt gelang es dem lauernden Blicke Filippo's, der gefährlichen Verbindung und Verzweigung auf die Spur zu kommen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Correſpondenz.

Mainz im Januar.

Sie wiſſen wahrſcheinlich, daß der Meiſterſänger Heinrich Frauenlob von den Mainzer Frauen zu Grabe getragen worden. Welche Artigkeit! Wahrlich, wenn unſere ganze moderne Poeſie an Aſthenie ſtürbe, keine weibliche Seele würde eine Thräne um ſie vergießen; ja, man würde kaum ihren Tod, den Tod unſerer modernen Poeſie nämlich, im Wochenblättchen leſen. Daß aber juſt in Mainz ein Dichter, und noch dazu ein mittelmäßiger, mit ſolchem Gepränge begraben worden, beſtimmt mich zu der Behauptung, daß ſchon im Mittelalter ſich hier ein Drang nach öffentlichen Manifeſtationen kund gegeben. Sie glauben gar nicht, welche Vereinsluſt ſich hier regt. Kunſtverein, Gartenbauverein, Localgewerbsverein, Veteranenverein, Studiengenoſſenverein, naturforſchender Verein, geſelliger Verein, Krankenverein, Sterbeverein, freuen ſich ihres Daſeyns und zechen und ſchmauſen, ſo oft ſich eine paſſende Gelegenheit darbietet, was ſehr oft geſchieht, ſo daß man kaum begreift, wie die Verdauung nicht zu kurz kommt.

Ich habe den Kunſtverein hier zuerſt erwähut, nicht etwa, weil er der erſte und vorzüglichſte dieſer Vereine iſt, ſondern umgekehrt. Ich verfahre hier wie ein Taſchenſpieler, ich bringe gerade das kleinſte Kunſtſtück zuerſt. Daß dieſer Kunſtverein kein großes Kunſtſtück iſt, dürfen Sie mir auf's Wort glauben; ſein Namen iſt überhaupt nur dann paſſend, wenn man annimmt, daß er ſich gegen die Kunſt vereint. Im Winter hält er jeden Freitag Abend eine Verſammlung, in welcher Vorträge gehalten werden und zwar über den Nutzen der Kartoffeln, über die Functionen der Schleimhäute, über die Zirbeldrüſe, kurz über Alles, nur nicht über die Kunſt. Ich weiß nicht, woran es hauptſächlich liegt, daß dieſer Kunſtverein, dem es obliegen ſoll, den fur alles Gute und Schöne empfänglichen Sinn der Mainzer zu wecken und zu nähren, den Erwartungen ſo wenig entſprochen, daß man jetzt nichts mehr von ihm erwartet. So viel aber iſt gewiß, daß dieſer Verein ſeine ſchwachen Kräfte unnöthig zerſplittert. So giebt er z. B. wahrend der Winterſaiſon jeden Monat eine muſikaliſche Soirée. Wenn man aber bedenkt, daß Gott Orpheus uns hier keinen Augenblick Ruhe laßt, daß wir hier ſo viel Concerte, Parademärſche und Zapfenſtreiche haben, ſo wird ſich das Unerſprießliche ſolcher Soiréen leicht ergeben.

Ich habe vergeſſen, Ihnen zu ſagen, daß der Kunſtverein zugleich ein Literaturverein iſt. Wer aber einen Literaten in dieſem Literaturvereine ſucht, wird keinen finden und thät er auch hundert Laternen anzünden. So oft ich auch in dieſem Vereine war, nie habe ich auch nur ein einziges Wort über eine neue wichtige Erſcheinung im Gebiete der Literatur reden hören. Nur einmal ſprach ein Kunſtfreund von den Schönheiten der Geſſner'ſchen Idyllen. Er war ein ſilberlockiger Greis und es ſtimmte mich wahrhaftig ganz elegiſch, in unſerer wild gährenden Zeit von einem Dichter reden zu hören, der Daphnis, Chloe, Menalkas und andere Hirten und Hirtinnen beſungen, die ſo unſchuldig mit dem lieben Vieh lebten und keinen andern Beruf hatten, als Kränze zu flechten und auf der Flöte zu blaſen. Man ſieht ſchon aus dieſem Beiſpiel, daß in unſerem Kunſtvereine der Dilettantismus vorherrſcht, und wie kann dann etwas Gedeihliches für die Kunſt entſprießen? — Ich habe früher gar nicht begreifen können, warum Göthe, Schiller, Herder und ſo viele andere große Poeten und Künſtler den Dilettantismuß ſo ſehr anfeindeten; es iſt mir aber ſpäter klar geworden. Im Dilettanten bilden ſich die kleinen Schwächen des ächten Künſtlers, die Eitelkeit, die Reizbarkeit, die kokette Melancholie u. ſ. w. ~~zu den widerwärtigſten Fehlern aus. Der Dilettant~~ iſt arrogant, anſpruchsvoll und lobhaſchend. Er verlangt, daß die ganze Menſchheit das Weihrauchfaß der Anerkennung ſchwenke und ihn beräuchere. Aber von den himmliſchen Tugenden des ächten Künſtlers beſitzt der Dilettant auch kein Fünkchen. Der Dilettant ahnt nicht, daß ſelbſt dem begabteſten Genius die göttliche Muſe nur ſelten einen Beſuch abſtattet; daß ſie lieber im Olymp weilt bei den unſterblichen Göttern und lebensluſtigen Göttinnen, wo man Nectar trinkt und Ambroſia ſpeist, als auf der Erde, wo ſterbliche Krämer Tuten drehen und die himmliſche Kunſt nach Brod geht. Der Dilettant ahnt nicht, mit welchen Schmerzen ſelbſt der begabteſte Künſtler ſeine Schöpfungen hervorbringt, wie ihm das Bewußtſeyn der Unvollkommenheit ſelbſt ſeiner beſten Werke an dem innerſten Herzen nagt. Der Künſtler ſchafft; der Dilettant äfft nach. Der Künſtler iſt nie mit ſich zufrieden; der Dilettant iſt nie mit ſich unzufrieden. Der Künſtler hat nie ausgelernt, der Dilettant fallt gleich als Meiſter vom Himmel. Ich will mich nicht in Antitheſen erſchöpfen. So viel iſt gewiß, daß keine Kunſtanſtalt gedeihen und ihre Beſtimmung erreichen kann, wenn der Dilettantismus mit plumper Hand über ſie herrſcht. Man ſtelle an die Spitze des Mainzer Kunſtvereines einen jungen, talentvollen und ſtrebſamen Künſtler, der die vereinzelten nutzloſen Kräfte in eine einzige wirkende Kraft zu vereinigen weiß, und gewiß werden ſich bald die beſten Erfolge zeigen. Liebet die Kunſt aus Liebe zu ihr, aber nicht aus Liebe gegen euch ſelbſt. Ehret die Künſtler aus Ehrfurcht gegen die Kunſt und verbannet jeden bleichen Neid und jede Scheelſucht aus eurer Mitte, dann erreicht ihr auch den ſchönen Zweck der allgemeinen Verbreitung eines geläuterten Geſchmacks und eines Sinnes, der ſich an allem Schönen und Guten erfreut.

—mm—

Würzburger Theater.

Donnerstag, den 12. Januar.

Zum Beſten des Herrn Waldmann:

Fiesko.

Gewiß muß es jeder Kunſtfreund dem Hrn. Waldmann zu Dank wiſſen und es ehrend anerkennen, daß trotz des vorausſichtlich leeren Hauſes ſeine Wahl ein claſſiſches Stück traf, wenn es auch andererſeits bedauert werden muß, daß ſie gerade Fiesko traf, ein Drama, das ein weit größeres und beſſeres Perſonal verlangt, als das hieſige, und nebenbei einen ſceniſchen Apparat, den eine Provincialbühne nicht darbieten kann. Wir müſſen deshalb in der Kritik uns nur auf die Träger der Hauptcharactere beſchränken, wenn wir nicht zu Geſtalten hinunter ſteigen wollen, über die, wollte man ſie mit dem Maßſtabe meſſen, den eine Darſtellung Schiller'ſcher Stücke verlangt, die Kritik keine Worte mehr finden kann. Hr. Wohlſtadt gab den Fiesko und zeigte uns abermals, daß es ihm ernſt um die Kunſt iſt. Er bewies das ganze Stück hin-

durch, daß er jedes Wort reiflich überlegt hat, verdarb keine Stelle, war in vielen gut, in manchen ſehr gut. Daß, dieſe Rolle durchweg mit gleicher Meiſterſchaft zu geben, Sache der Unmöglichkeit iſt, ſieht jeder ein, der nur einmal den Fiesko geleſen. Wer ſie durchweg nur gut geben kann, dürfte einer der beſten Schauſpieler Deutſchlands genannt werden. Hören wir, was Schiller ſelbſt von dem Darſteller des Fiesko verlangt: Stolz mit Anſtand, Freundlichkeit mit Majeſtät, höfiſche Geſchmeidigkeit, höfiſche Tücke in einer und derſelben Perſon vereinigt. Nehmen wir dazu den Wechſel der Gemüthsbewegung, die Aufgabe, daß bei dieſer Miſchung pſychologiſcher Einzelheiten die hervortretende einzelne Gemüthsbewegung doch den Hintergrnnd der übrigen immer zrigen ſollte, ſo haben wir die Forderung, der eine durchaus gelungene Löſung des Fiesko genügen muß. Hr. Wohlſtadt möchte unter den einzelnen Momenten die intriguante Seite Fiesko's am wenigſten entwickelt haben; andrerſeits machte ihm die Anſtandsparthie viel zu ſchaffen. So gefiel er uns weniger im erſten Acte, ſowohl in der Scene mit Gianettino, wo er den Höfling, als in der Scene mit den drei Masken, wo er den Uebergang vom Ernſt zum Scherz zu wenig zeigte. So ſprach er die Stelle: „Warnm nicht Freund?" ꝛc. mit vollem Ernſt. Gelungener war der folgende Auftritt. Die vierte Scene, mit Julia, in der er doch das Entzücken ſo ſtark auftragen ſollte, daß es „wie gemaltes Entzücken" ausſah, möchte er zu kalt gegeben haben. Auch fragt es ſich, ob die Stelle: „Julia liebt mich!" ꝛc. ihr nicht nachgerufen werden ſollte, während ſie Hr. Wohlſtadt zurückkehrend in das Nebenzimmer ſprach. Es war ja blos ein Ausruf, um Julia und die Geſellſchaft zu täuſchen, nicht um die innere Gemüthsſtimmung auszuſprechen. Und dann heißt es gleich darauf „(Frohlockend im Saal) Dieſe Nacht!" — Im zweiten Acte, wo der Faden der Verſchwörung ſich ausſpinnt, war Hr. Wohlſtadt ſehr gut; ausgezeichnet war er in der Scene mit den zwölf Handwerkern, und in dem erſten bewegten Monologe (6. Auftritt.) In dem Auftritt mit dem Maler mochte der Schluß zu ſtürmiſch geweſen ſeyn. Schiller ſagt: „(Mit Größe)" während Hr. Wohlſtadt das Portrait mit Zorn hinwegſchleuderte. Die darauffolgenden Monologe ſprach er zu ſehr gegen das Publikum, zu wenig mit ſich ſelbſt. Der gute Vortrag eines Monologs, ſagt ein großer Kritiker Deutſchlands, iſt der Höhepunkt der dramatiſchen Kunſt. Im Geſpräche kann der Schauſpieler die Rückſicht auf das Publikum leichter beachten, da er eben Jemand hat, mit dem er ſpricht und ſich hier wohl manchmal theilen kann zwiſchen der Perſon auf den Brettern und dem Publikum. Im Monolog aber, darf gar nicht ſichtbar werden, daß der Schauſpieler vor einem Publikum ſteht; das Ueberlegen mit ſich ſelbſt muß deutlich hervortreten, und dennoch — ſoll er das Publikum nie vergeſſen. — Im dritten Acte hätten wir die Stelle anders gegeben gewünſcht, wo Fiesko von den Verſchwornen Subordination verlangt. Den ſtolzen Genueſern gegenüber durfte es nicht ſtolz, ſondern mußte es einſchmeichelnd vorgetragen werden. Eben ſo ſollte im zehnten Auftritt bei den Galanterien mit Gianettino und Julia die Tücke Fiesko's für den Zuſchauer ſichtbar werden. — Hiegegen gelang im vierten Acte der Auftritt mit den Verſchwornen und die da entſtehende Verwirrung recht gut. Lächerlich war die vorhergehende Scene, in welcher außer den Verſchwornen auch noch eine Menge Unzufriedene da ſeyn ſollten, denen die Rede Fiesko's galt, und doch keine zu ſehen waren. Der letzte Act endlich wurde pathetiſch genug geſprochen; es tritt aber darin eine ſolche Miſchung der verſchiedenartigſten Leidenſchaften hervor, daß, auf einmaliges Anhören darüber zu urtheilen, unmöglich iſt.

Den Verrina gab Hr. Waldmann. Dieſe Rolle iſt weniger ſchwer, da die ſtarre Conſequenz des Republikaners wenige Nuancirungen zuläßt. Uebrigens paßt ſie gerade für die Perſönlichkeit des Hrn. Waldmann, der ſie auch gut ausführte. Ergreifend gab er die Scene mit Bertha; in dem Auftritte mit dem Bilde konnte er uns wenigſtens nicht bewegen; die Anrede an daſſelbe wurde zu ſchnell begonnen, von der vorangehenden Mimik zu wenig unterſtützt und fiel ſo faſt lächerlich aus. Hr. Danielſonn hatte als Mohr glückliche Momente. Im Allgemeinen möchte er dieſen Charakter nicht getroffen haben; ſein Mulei Haſſan iſt ein gemeiner europäiſcher Böſewicht, nicht jene originelle Miſchung von Bosheit und Laune, die das Böſe als Luſt und Kurzweil treibt. Der zweite Act gelang Hrn. Danielſonn am Beſten; im erſten war er zu langſam, in den letzten zu geſucht.

Von den übrigen männlichen Darſtellern läßt ſich nicht viel Gutes ſagen. Am Beſten war noch Hr. Lincker als Gianettino, wiewohl er den Neffen des Doria ganz zum Bauern herabſinken ließ, und Hr. Dennerlein als Lomelin. Hrn. Hahn fehlte zum Andreas Doria die Achtung gebietende Würde. Calcagno (Hr. Kieſſner) war weder gefällig noch unternehmend, und in der Scene mit Leonore kalt und unbeholfen. Burgognino (Hr. Faber) iſt noch ganz Anfänger.

Weder Dem. Pichler konnte die Rolle der Leonore, noch Mad. Werner die der Julia ausfüllen, obgleich beide Damen thaten, was in ihren Kräften ſtand, und ſie beide ihre Rollen wenigſtens nicht verdarben. Dem. Pichler iſt in muntern Parthien recht brav, allein dieſe zarte Schwärmerei, dieſe Liebe und wieder dieſer Stolz Leonorens, dieſes Verſchmähen alles äußerlichen Prunkes und doch wieder dieſer angeborne Anſtand wurde zwar theilweiſe manchmal feſt gehalten, nie aber vereinigt gezeigt. Auch Mad. Werner war in der Julia ganz außer ihrer Sphäre.

Das Arrangement im fünften Acte war, wie nicht anders zu erwarten, ganz gräßlich. Einmal rannten die Leute über die Bretter, dann ſtand die Bühne wieder einmal leer. Als Leonore in dem Mantel Gianettino's erſtochen wurde, war es ſo helle, daß Fiesko gerade blind ſeyn mußte, wenn er ſeine Frau nicht erkannte.

* * *

Neulich ſahen wir **Bob oder die Pulververſchwörung**, ein aus dem Franzöſiſchen überſetztes Luſtſpiel, welchem die bekannte Pulververſchwörung unter Jakob I. zu Grunde liegt. Ein ſchottiſcher Schmied, Bob, der früher einmal einen Anfall von Geiſtesabweſenheit gehabt, jetzt Bräutigam iſt, entdeckt an einem ſchottiſchen Seeplatze die Verſchwörer und läuft ſchnurſtracks nach London, um ſie dem Könige anzuzeigen, obgleich Bob eben Hochzeit machen ſoll. Damit er von den Verſchwörern nicht verfolgt werde, ſpielt er vor ſeinem Fortgehen noch eine Wahnſinnsſcene. Dies tritt aber gerade dadurch ſeinen Plänen entgegen, daß König Jakob, an deſſen Hofe Bob nun erſcheint, den Schotten wirklich für wahnſinnig hält, bis endlich nach mancherlei Bemühungen Bob durch eine Liſt durchdringt, und die Verſchwörung entdeckt wird. Hr. Danielſonn ſpielte den Bob, dürfte ihn aber zu ernſt gegeben haben; das luſtige, treuherzige Naturell des Schotten im Gegenſatze zu der wichtigen Miſſion, der er ſich unterzieht, hätte mehr hervortreten ſollen. —r—

Digitized by Google

Notizen=Blatt.

(Bildende Kunſt.) Auch in Rußland iſt die Monumenten-Manie foetwäheend im Steigen. Odeſſa hat ſeinem Wohlthäter, dem Herzog von Richelieu, Sebaſtopol dem tapfern Kaſarski ein Monument errichtet, und jetzt iſt das Denkmal des Feldherrn Dotgoeuki, das ihm die Bewohner Simferopol's ſetzten, der Vollendung nahe. Es iſt ein Obelisk mit Basrelief von weißem Marmor. Der Künſtlee iſt ein Deutſcher, Streichenberger.

Die letzte Kunſtausſtellung in Brüſſel wird in der „Preuß. Staatszeitung" ausführlich desprochen. Im Allgemeinen wird der Stand dee delgiſchen Ateliers nicht getobt, ihr das Vorherrſchen des alten franzöſiſchen (David'ſchen) Geſchmackes, der Mangel an Idealität und Originalität zum Vorwuefe gemacht. Die religiöſe Malerei blieb in ihrer Auffaſſungsweiſe hinter ihrem Gegenſtande zurück, die der weltlichen Geſchichte ſteht nahe daran, ſich in das Genre zu verlieren; gelobt werden mehr oder minder die Kreuzabnahme von J. v. Eyck, die Ankunft dee Kreuzfahrer vor Jeeuſalem von Waeter, der Märtyree St. Dionys von Wiertz, die Veeſenkung des Keiegsſchiffes „der Rächer" von Stingenaver, das Verhör des Don Carlos von Kremer, König Karl VI. im Wahnſinne von Gromtel und vor Allem die Skizze von Gallait, die Erſtürmung von Antiochien durch die Kreuzfahrer.

(Theatraliſches.) Bekanntlich ſprach dee Theateekritiker des Kölner Blattes „Thalia" ernſte Worte in ſeinen Recenſionen über Kunſt und deſſen Couliſſenreißeeei: Kunſt wollte ſich dadurch rächen, daß ee ſich Anſpielungen auf den Recenſenten während einer Vorſtellung erlaubte, wurde abee von den Brettern gepſiffen. Nun iſt in Köln darauf eine Carricatur erſchienen. Der Redacteue dee „Thalia" ſteht ernſten Blickes da, während Spielberger mit bitterſüßer Miene und nicht allzukurzer Naſe ihm gegenüber ſteht und ihm ſeine Verluſte vorzuzählen ſcheint. Aus der Taſche ſieht eine Rolle mit der ominöſen Aufſcheift: 13,000 Thaler. Ueber Beide ſchwebt Kunſt, als Otto von Wittelsbach das Schachbrett entzwei ſchlagend, auf ſeiner einen Seite pfeifend die Anhänger des Redacteurs, auf der andern deohend die in die Schranken der Oeffentlichkeit getretenen Schneider und Schuſter mit ihren Mordinſtrumenten. Die 13,000 Thaler beziehen ſich auf eine Darlegung des Directors, als habe er in den letzten Jahren 13,000 Thaler eingebüßt.

In Leipzig gefällt Carl Blum's, dem Franzöſiſchen entlehntes, Luſtſpiel „der Vicomte von Letorrière oder die Kunſt zu gefallen" ungemein.

Unſere Leſer erinnern ſich vielleicht noch, daß, als in Folge des Juſitractats die Erbitterung zwiſchen Frankreich und England ſo groß war, ein Stück von Leon Goßlar „der Gatte der Königin," weil es Anſpielungen auf die Königin Victoria enthielte, nicht zur Aufführung kommen durfte. Nun iſt es aber doch untee dem veeänderten Titel „die rechte und die linke Hand" im Odeon-Theater in Scene geſetzt worden. Das Stück ſpielt nun, ſtatt wie früher in England, in Schweden.

In Livorno iſt das neue Theater Roſſini mit Roſſini's „Moſes" eingeweiht worden.

Von Cooper erſcheint in Kürze ein neuer Roman „Der Seeräuber."

(Miscellen.) Ein Schuſter in Edinburg hat eine Stiefel- und Schuh-Maſchine erfunden. Die Stiefelmaſchine fabricirt täglich 12 Paar Stiefel, die Schuhmaſchine 20 Paar Schuhe. Dee Preis iſt 2/3 billiger, als der der Handarbeit. Das Fabricat iſt noch ziemlich eoh. doch glaubt der E finder, dieſem Uebelſtande abhelfen zu können.

Auf der Eiſenbahn von Saint-Vaast nach Denain ging die Frau eines dort beſchäftigten Arbeiters, um ihrem Manne Eſſen zu beingen, als ſie von Ferne die Locomotive herrauſchen ſah. Voll Scheecken fiel ſie zwiſchen die beiden Schienen nieder und der ganze Wagenzug ging über ſie weg, ohne ſie zu berühren. Als ſie wieder aufſtand, beklagte ſie ſich, daß ihr Topf zerbrochen ſey.

In der katholiſchen Kirche zu Galway in Irland ereignete ſich am erſten Weihnachtstage ein ſchreckliches Unglück. Der Gottesdienſt hatte noch nicht begonnen, als unter den 4–5000 Perſonen, die das Parterre der Kirche und die oben umlaufende Galleeie füllten, plötzlich Lärm entſtand, indem es hieß, letztere deohe den Einſturz. Das ſofort auf der Gallerie entſtehende Gedränge machte, daß wirklich einige hölzerne Geländerſtangen brachen und auf derſelben die furchtbaeſte Verwirrung eintrat, indem Jedermann der vermeinten, im Uebrigen gar nicht vorhandenen Gefahr zu entkommen ſuchte. Viele ſprangen von der Gallerie auf die Köpfe der unten in der Kirche Stehenden hinab, wäheend Andere ſich aus den Fenſtern auf die Straße ſtürzten. Die Folgen dieſes paniſchen Scheeckens waren entſetzlich; 35 Perſonen wurden todt vom Platze getragen und man erwartete, daß bis zum Abend noch 10 bis 15 ſterben würden. Eine noch viel gröſſere Anzahl hatte Arme und Beine gebrochen, oder war auf andere Weiſe ſchwer beſchädigt.

Auch an der Eichel ſoll man das künftige Wetter vorausſagen können. Hat ſie einen reinen weißen Kern, ſo giebt es einen ſchönen trocknen Sommer; iſt das Innere der Frucht wolkig, feucht und fleckig, folgt naſſe ſtürmiſche Zeit. Hat die Rinde Furchen, ſo zeigt es Trockenheit an.

Montolon ſoll erklärt haben, daß alle gegen Sir Hudſon Lowe, den Gefangenwäeter Napoleons, vorgebrachten Beſchuldigungen falſch ſeyen. Viele davon hat aber Sir Hudſon Lowe in ſeinem eigenen Werke eingeſtanden.

Don Juan (de Merana), der Held der berühmten Mozart'ſchen Oper, hat ein Spital in Sevilla geſtiftet, das noch beſteht. Einſtmals begegnete ee, von einem Gelage zurückkehrend Büßenden, die einen Leichenzug begleiteten. — ſo erzählt die Stiftungslegende. — „Wee wird hier begraben?" fragte der Wüſtling. „Don Juan!" antwortete man ihm, und mit Scheecken erkannte er einen ihm ähnlichem Leichnam. Darauf gieng er in ſich, ſtiftete das Hoſpital, büßte und ſtarb in einem Kloſter.

In London ſtand unlängſt ein verheiratheter Mann mit der Tochter eines ſehr anſtändigen Mannes in der City vor dem Traualtar. Als die Einſegnungsworte geſprochen werden ſollten, intervenirte jedoch die erſte Gattin. Die Ceremonie wurde begreiflicher Weiſe eingeſtellt, das verlobte Paar jedoch verſchwand plötzlich in ein anderes Kirchſpiel, zahlte die Dispens und ließ ſich dort trauen.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 10. Sonntag, 22. Januar 1843.

Der Thronerbe.

Novelle von S. Koliſch.

(Fortſetzung.)

Matteo ſaß mit ſeiner jungen Gemahlin Ninna della Torre in einem glänzenden Gemache des Palaſtes auf weichen Polſtern. Er, ganz Liebe, trank Seligkeit aus ihren Zügen; mit der ganzen Seele, mit allen Gedanken an ihrem Bilde haftend: ſie Gleichgiltigkeit, kaum ein halbes Ohr ſeinen zärtlichen Worten gönnend, nachhängend bitterſüßen Gedanken an ein gefunden aber hingegeben Glück. So ſaßen ſie beiſammen.

Ninna war ein Weib, das der Herrſchſucht die Liebe geopfert; ſie hatte Liebe geweckt und gefunden in einem Jüngling, der keinen Scepter in ihre Hand legen, ihr weder Macht noch Anſehen verleihen konnte; ſie faßte den kalten nüchternen Entſchluß, ihrer Liebe zu trotzen, ihre Liebe zu vergeſſen. Aber Liebe kann nicht ſterben; wenn ſie ſtirbt, hat ſie nie gelebt. Ninna ſchrieb einem Volke Geſetze vor, aber ihr Herz, in dem die Liebe ſich den Thron gebaut, konnte ſie nicht ihrer Herrſchaft unterwerfen. Um den Preis zu erhöhen, für den ſie ihr Glück hingegeben, ward ſie Tyrannin, Tyrannin über ihren Gatten, über ihr Volk. Sie ſuchte an dem ſchwer erkauften Gut den Ertrag ganz auszubeuten, um daraus Befriedigung, um daraus einen Erſatz für das Hingegebene zu finden. — Krankhaft preßte ſie den letzten Tropfen aus dem Becher, deſſen Inhalt ſie ſo theuer erkauft hatte. — Um ſich ihre Macht immer zu vergegenwärtigen und an ihr neuen Reiz zu finden, beging ſie Ungerechtigkeiten, mußten ihre widerſinnigſten Launen für Geſetze gelten.

Ein Diener meldete, Filippo warte draußen, und wünſche mit dem König dringend über wichtige Gegenſtände zu reden. Der König, der in der Unterhaltung mit der jungen Dame nicht unterbrochen ſeyn wollte, fuhr in ſeiner leichtſinnigen Weiſe den Diener mit den Worten an: »Sag' ihm, er möchte Abends kommen, und merke dir, daß ich bis dahin ungeſtört ſeyn will.« — »Verſchiebe das Geſpräch mit Filippo nicht,« rief die Königin entſchieden, »du weißt, wie wichtig ſeine Nachrichten ſind.« »Er komme, ſprach ſie zu dem Diener, ohne des Königs Einwilligung abzuwarten; der Diener entfernte ſich, und bald darauf trat Filippo ein. Um ſeinen Mund war eine Art finſtere Freude gelagert.

»Was ſind deine gar ſo wichtigen Mittheilungen?« ſprach der König höniſch.

Filippo, der den Hohn bemerkte, gab kalt und trocken zur Antwort: »Das Aergſte, was geſchehen könnte, wenn die Nachricht zu ſpät kommt, iſt, daß mein königlicher Herr des Thrones verluſtig wird.«

Ninna erblaßte; durch ihr ganzes Weſen zuckte der Schrecken; aber Matteo, der dieſe Worte blos als Beleidigung anſah, fuhr grimmig auf: »Was wagſt du, Knecht? Vergiß nicht, daß ich dich zertreten kann!« Filippo erwiederte ganz ruhig: „Treuer Knecht, hätte mein königlicher Herr ſagen ſollen; denn meiner Wachſamkeit werdet Ihr's verdanken, wenn Ihr die Macht behaltet, die mich vernichten kann.« Filippo berichtete nun dem erſtaunten Herrſcherpaare von Azzo's Unternehmung und Thätigkeit, von dem verbreiteten und viel verzweigten Anhange, den er gewonnen, und ſetzte hinzu, daß in kurzer Zeit ein furchtbarer Aufſtand jeden Widerſtand unmöglich machen würde.

Matteo ſah die todtenblaſſe Gemahlin am ganzen Leibe zittern, und rief, ſich vom Sitze erhebend: »Kein Zagen kenne ich, bei Gott! der brütende gelehrte Bruder macht mir nicht bange. Dracone, verſammle die Schaaren, laß Nurig und Berengario ein Gleiches thun, Boten ſollen in die Provinzen eilen und die zerſtreute Mannſchaft berufen. Dragone, wir wollen ein wenig fechten. Gleich ſoll der Thron geſichert und Jeder, der ihn beunruhigt, ſelbſt mein Bruder ſoll ein Opfer ſeines Frevels werden. Erbarmenloſe Strenge will ich üben.« — »Strenge ſoll geübt werden,« nahm Filippo das Wort; »aber der Weg, den mein König einſchlagen will, iſt nicht der rechte, um der Rebellen habhaft zu werden; ſie ſind ſchon zu ausgebreitet, zu mächtig, als daß ein offener Angriff ſie vernichten könnte.« Er theilte hierauf ſeine Meinung mit, daß man ſich, ohne Geräuſch und Aufſehen zu machen, Azzo's bemächtigen, ihn vor ein Gericht ſtellen und wegen Verrath und Aufruhr zum Tode verurtheilen müſſe; durch welches Verfahren, wie er ſagte, die öffentliche Meinung geſchont, und die feindliche Partei mit einem Streiche des Hauptes, mithin auch der Kraft beraubt werde.

' Die Königin ſtimmte der Anſicht Filippo's bei, und ſofort wurde ſie vom König gebilligt und angenommen.

Im Palazzo Visconti lauſchte drückendes Schweigen durch die Nacht, als ob es bang ein ſchreckliches Ereigniß erwartete.

Neun Männer, an ihrer Spitze der König, ſaßen in einem nicht ganz erhellten geräumigen Saale ſtumm und ſinnend beiſammen. Gemeſſene Schritte, die ſich im gleichmäßigen Takte näherten, wurden hörbar. Die Thüre des Saales wurde geöffnet, und Azzo gefeſſelt von Bewaffneten hereingeführt. Marmorkälte lag auf ſeinem Geſichte, keine Regung drang durch ſeine ſtarren Züge. Schweigend blieb er den anweſenden Männern gegenüber ſtehen, und ließ ruhig ſeinen Blick über ſie hinſtreifen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Bußhaus in Philadelphia.

(Fortſetzung.)

Der erſte Gefangene, den ich ſah, ſaß arbeitend an ſeinem Webſtuhle. Er war ſchon ſechs Jahre da und mußte, glaub' ich, noch drei aushalten. Er war als Hehler geſtohlner Sachen überführt; doch leugnete er ſelbſt nach ſo langer Gefangenſchaft noch immer ſeine Schuld, und ſagte, man ſey zu hart mit ihm verfahren. Es war ſein zweites Vergehen.

Er hielt mit ſeiner Arbeit inne, als wir eintraten, nahm ſeine Brille ab, und antwortete frei auf jede ihm vorgelegte Frage, aber ſtets nach einer ſonderbaren Pauſe und mit gedämpfter, nachdenklicher Stimme. Er trug einen ſelbſtverfertigten Papierhut, und freute ſich, als wir es bemerkten und lobten. Aus einigen unbeachteten zuſammengeſuchten Stücken hatte er auf ſehr ſinnreiche Weiſe eine Art Wanduhr verfertigt, zu deren Pendel ſeine Weineſſigflaſche diente. Als er ſah, daß ich mich für dieſes Kunſtwerk intereſſirte, blickte er mit Stolz darauf, und meinte, er hätte ſchon daran gedacht, es zu verbeſſern, und er hoffe, der Hammer und ein kleines Stück zerbrochenes Glas daneben würden in Kurzem ein bischen Muſik machen. Aus dem Garn, womit er arbeitete, hatte er ſich einige Farben ausgezogen, und damit ein paar armſelige Figuren auf die Wand gemalt. Die eine, eine weibliche, über der Thür nannte er das „Fräulein vom See."

Er lächelte, als ich zum Zeitvertreibe dieſe Kunſtſachen betrachtete; aber als ich davon weg und auf ihn blickte, ſah ich, wie ſeine Lippen zitterten; ich hätte die Schläge ſeines Herzen zählen können. Ich weiß nicht mehr, wie es kam, daß von ſeiner Frau geſprochen wurde. Er ſchüttelte den Kopf, als er das Wort hörte, wandte ſich ab und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen.

„Ihr habt euch aber jetzt darein ergeben!" fragte einer der Herren nach einer kurzen Pauſe, während deren der Gefangene ſich wieder geſammelt hatte. Er antwortete mit einem Seufzer in ſeiner Hoffnungsloſigkeit: „O ja wohl, ja! ich habe mich drein ergeben." — „Und Ihr glaubt, ein beſſerer Menſch geworden zu ſeyn?" — „Ich hoffe es, gewiß, ich hoffe es." — „Und die Zeit vergeht Euch ziemlich ſchnell?" — „Die Zeit wird Einem ſehr lang, meine Herren, innerhalb dieſer vier Wände."

Er ſah ſich um — Gott allein weiß, wie lebensſatt! — als er dieſe Worte ſagte, und verfiel dabei in einen ſonderbaren Starrblick, als wenn er irgend was vergeſſen hätte. Einen Augenblick darauf ließ er einen ſchweren Seufzer fallen, ſetzte ſeine Brille auf und ging wieder an ſeine Arbeit.

In einer andern Zelle war ein Deutſcher, Diebſtahls wegen zu fünfjähriger Gefangenſchaft verurtheilt, wovon gerade zwei Jahre verfloſſen waren. Mit Farben, die er ſich auf dieſelbe Weiſe wie der Vorige verſchafft, hatte er jeden Zoll an den Wänden und der Decke ganz hübſch bemalt. Im Hintergrunde hatte er die paar Ellen Fußboden mit der zierlichſten Nettigkeit ausgelegt und in der Mitte ein kleines Bett gebaut, welches beinahe wie ein Grab ausſah. In Allem zeigte er einen außerordentlichen Geſchmack und großen Scharfſinn, und doch kann man ſich kaum ein gedrückteres, unglücklicheres Weſen denken. Ich ſah nie ein ſolches Gemälde ſo tiefer Seelenbetrübniß und ſtiller Verzweiflung. Das Herz blutete mir bei ſeinem Anblick; und es war wirklich peinlich zu ſehen, wie die Thränen von ſeinen Wangen herabrannen, und er einen der Anweſenden bei Seite nahm, deſſen Rock mit zitternden Händen krampfhaft faßte, um ihn zurückzuhalten und zu fragen, ob er nicht auf eine Milderung ſeines traurigen Urtheils hoffen dürfe. Ich ſah und hörte nie von einem Elend, das einen ſo tiefen Eindruck auf mich gemacht hätte, wie die Verzweiflung des Mannes.

In einer dritten Zelle befand ſich ein langer, ſtarker Schwarzer, ein Hauseinbrecher, und war in ſeinem Metier beſchäftigt, indem er Schrauben und dergleichen verfertigte. Seine Strafzeit war faſt abgelaufen. Er war nicht nur ein ſehr liſtiger Dieb, ſondern auch bekannt wegen ſeiner Kühnheit und ſeines Muthes, und war ſchon früher oft überführt worden. Er unterhielt uns mit einer langen Beſchreibung ſeiner Thaten, die er mit ſo unendlichem Vergnügen ſchilderte, daß ihm ordentlich der Mund wäſſerte bei den pikanten Anecdoten von geſtohlenem Silberzeuge und alten Frauen, die er, wenn ſie mit ſilbernen Brillen auf der Naſe an ihren Fenſtern ſaßen (er mußte ein ſcharfes Auge für das Metall haben, um es von der andern Seite der Straße aus zu erkennen), belauert und dann beraubt hatte. Dieſer Kerl würde bei der geringſten Aufmunterung ſeine Diebeserinnerungen mit dem gräulichſten Cant geſpickt haben; aber ich müßte mich ſehr irren, wenn ich ſagen wollte, daß etwas über die verſtockte Heuchelei hätte gehen können, mit der er erklärte, daß er den Tag ſegne, an welchem er in dies Gefängniß gekommen, und daß er in ſeinem Leben keinen Diebſtahl mehr begehen wolle.

Es befand ſich auch ein Mann hier, dem als beſondere Vergünſtigung erlaubt war, Kaninchen zu halten. Da in ſeinem Gemach daher eine ſehr übelriechende Luft war, ſo wurde ihm an der Thüre zugerufen, auf den Gang heraus zu kommen. Er gehorchte natürlich. Mit der Hand ſein hageres Geſicht vor den durch das große Fenſter hereinfallenden, ungewohnten Sonnenſtrahlen beſchattend, ſtand er vor uns und ſah ſo abgezehrt und geiſterhaft aus, als ob er eben aus dem Grabe heraufbeſchworen wäre. Er hatte ein weißes Kaninchen an ſeiner Bruſt; und als das Thierchen, auf den Boden fallend, ſich wieder in die Zelle zurückſtahl, und er ſelbſt, nachdem er entlaſſen worden, ſchüchtern demſelben nachkroch, kam es mir ſchwer zu beſtimmen vor, worin eigentlich der Menſch das edlere von den beiden Thieren ſey.

Auch ein engliſcher Dieb war da, der auf ſieben Jahre verurtheilt worden, von denen erſt einige Tage verfloſſen waren: ein ſchuckiſcher Kerl mit niedrer Stirn, dünnen Lippen und weißem Geſicht, der bis jetzt noch keine Luſt zeigte, ſich von Fremden beſuchen zu laſſen, und der, wäre es ihm nicht um die verſchärfte Strafe geweſen, mich gern mit ſeinem Schuhmacherkneif erſtochen hätte. Auch ſah ich noch einen andern Deutſchen, der das Gefängniß erſt geſtern betreten hatte; als wir in ſeine Zelle traten, fuhr er von ſeinem Bette auf und bat in ſeinem gebrochenen Engliſch recht inſtändig um Arbeit. Ein anderer war ein Poet, der alle vierundzwanzig Stunden doppelte Tagesarbeit verrichtete, für ſich und für das Gefängniß, und dann Seelieder (er war ein Seemann), Gedichte auf „den berauſchenden Rebenſaft" und ſeine Freunde zu Hauſe ſchrieb!

Digitized by Google

Ueberhanpt waren die Gefangenen ſehr zahlreich. Manche errötheten beim Anblick von Fremden, andere wurden blaß. Zwei oder drei hatten Gefangenwärter bei ſich, weil ſie ſehr krank waren; und einer, ein fetter alter Neger, dem im Gefängniſſe das Bein abgenommen worden, hatte einen gelehrten und ausgebildeten Chirurgen, der ſelbſt auf Straſe ſich hier befand, zum Wärter. Auf der Treppe ſaß, mit einer leichten Arbelt beſchäftigt, ein hübſcher farbiger Junge. „In Philadelphia giebt es alſo kein Aſyl für jugendliche Verbrecher?“ fragte ich. „O ja, aber blos für weiße Kinder.“ O edle Ariſtokratie des Verbrechens!

(Fortſetzung folgt.)

C o r r e ſ p o n d e n z.

Schweinfurt, 16. Januar.

Vor einigen Tagen berührte Herr Mechanikus M a y e r h o f e r aus Wien auf ſeiner Kunſtreiſe auch unſere Stadt mit ſeinem Georamatheater mit beweglichen Figuren und gab geſtern im Gaſthauſe zum „Raben“ ſeine erſte Production. Ein großer Ruf ging bereits dieſem genialen Künſtler durch öffentliche Blätter voran, und ſo geſchah es nun auch, daß der Andrang der Schaubegierigen ſo ſtark war, daß der Raum für die Menge nicht genügen konnte und ein großer Theil wieder abgewieſen werden mußte. Waren auch die Erwartungen, mit denen man eintrat, ſehr hoch geſtellt, dle Leiſtungen und Effecle, die ſich in der Darſtellung eines Frühlingsmorgens in einer Schweizerlandſchaft mit aufgehender Sonne, der Tableaux von Konſtantinopel und Wien, dem Auge entfalteten, ließen dieſe Erwartungen weit hinter ſich, ſo wie ſeine Phantasmagorien und ſeine hydrauliſchen Experimente Alles übetrafen, was man bisher in dieſem Genre geſehen hatte. Nein, wir glauben nicht, zu viel zu ſagen, daß man nur ſehen müſſe, um zu ſtaunen und zu bewundern. Herr Mayerhofer wird wahrſcheinlich ſeine Reiſe über die kunſtſinnige Kreishauptſtadt Würzburg fortſetzen, woſelbſt man gewiß auch den Verdienſten desſelben gerechten Beifall zuerkennen wird, welches wir dieſem beſcheidenen Künſtler nur theilnehmend wünſchen konnen. —ſ—

✡

Köln, 14. Januar.

Die Carnevalsſitzungen haben bereits mit dem bekannten Kölner Humor begonnen. An Stoff, dieſen auszulaſſen, fehlt es vorzugsweiſe in dieſem Jahre nicht. Anekdoten, welche Bezug auf die im Laufe des vorlgen Herbſtes ſtattgehabten Feſtlichkeiten haben, die Theater-Verhältniſſe, der ewige, nur durch kurze Waffenſtillſtände unterbrochene Krieg der Dr. H.....'ſchen conſervativen und der Herwegh'ſchen deſtructiven Politik der hieſigen Zeitungen, dann die himmelſchreienden Miracula des Niederempter-Propheten liefern ein weites Feld. Von den großen Wunderthaten dieſes Schäferarztes, zu welchem auch im J. 1843 die große Menge ſtrömt, circuliren hier manche Anekdoten, die in der That coloſſal ſind. So ſoll ein Mann, welcher einen Thaler verſchluckt hatte, nach Auflegung der Hände des Hirten denſelben in 30 Silbergroſchen wieder von ſich gegeben haben; auch ſoll er ein Weib, die eine Fliege im Magen hatte, durch Verſchlingen einer Spinne gerettet haben. — Dieſer Schäfer rief eine eigene Literatur hervor. Es ſind bereits 6—7 Büchelchen für und gegen ihn erſchienen; die L i t e r a t e n(?), die m i t dem Strome ſchwammen, fanden ihre Rechnung dabei.

Auch der Theaterdirector Herr Spielberger hat viel zu leiden, obgleich man ihm trotz mancherlei Angriffe das Zeugniß geben muß, die hieſige Oper auf eine früher nicht erreichte Höhe gebracht zu haben. Das Schauſpiel iſt jedoch weniger, als mittelmäßig. Hr. Spielberger machte gegen das Ende des vorigen Jahres, um alle Plänkeleien gegen ihn mit einem Schlage zu zernichten, durch große Zettel an den Straßenecken und in Cafés den Ertrag ſeiner zweijährigen Verwaltung bekannt, die darin beſtand, daß er 13,000 Thaler aus ſeinem Privatvermögen zulegen mußte. Böſe Zungen machten hierüber Gloſſen und meinten, man müſſe doch erſt 13,000 Thaler h a b e n, ehe man ſie verlieren könnte. —k—

✡

Hannover, 16. Januar.

Döring trat als neues Mitglied unſers Hoftheaters am 9. dies als Shylok im „Kaufmanne von Venedig“ vor einem brechendvollen Hauſe auf und wurde mit Beifall überſchüttet. Es iſt nicht allein das große Darſtellungstalent dieſes Künſtlers, das unſer Publikum in freudige Bewegung ſetzt, ſondern die Hoffnung, daß ſein Engagement eine neue Aera für unſer Theater herbeiführen werde. D ö r i n g, der momentan wegen Heiſerkeit nicht weiter ſpielen kann, war uns aber ſchon verloren. Man hatte ihn in D r e s d e n engagirt und er hieher abgeſchrieben, als es der Intendanz des Dresdener Hoftheaters einfiel, oder wie man glaubt, durch Einflüſterungen von Stuttgart, dieſelbe ſich glauben machen wollte, Döring ſey nicht ehrenvoll von Stuttgart, wo er einmal nicht bleiben wollte, entlaſſen worden. Doring trat darauf klagend gegen die Intendanz des Dresdener Hoftheaters auf und unterzeichnete den Contract mit unſerem Hoftheater Man iſt geſpannt, wie ſich die Dresdener Intendanz durchhelfen wird. —h—

✡

Frankfurt, 19. Januar.

Dem. Sabina Heinefetter bewies ſowohl in ihrer erſten Rolle, „Norma“, wie geſtern Abend in der zweiten, „Romeo“, daß ſie von ihrer wunderſchönen Stimme wenig oder gar nichts eingebüßt hat, ja derſelben noch Jugendfriſche zu erhalten wußte; ungeachtel daß Dem. Heinefetter ſchon Anfangs 1824 zu uns kam. Ihre Darſtellung iſt eine wahrhaſt vollendete in Geſang und Spiel, und ſie erntet deshalb immer noch großen Beifall. — Die Schweſtern Milanollo gaben heute zum Beſten der Armen ihr letztes Concert und wiewohl das Entre 1 preußiſchen Thaler koſtet und ſie bereits eilf Concerte gegeben haben, wird der große Concertſaal des Weidenbuſch doch gedrängt voll. Das iſt ein ſeltenes Ereigniß bei uns und vielleicht noch nicht vorgekommen. Von verſchiedenen Seiten ſind dem ſeltenen Schweſterpaare Einladungen zugegangen: von Hamburg, Wien, Berlin u. ſ. w. — Gutzkow's „ein weißes Blatt“ iſt nach Mittheilungen aus Wien auf dem Burgtheater mit dem g ü n ſ t i g ſ t e n Erfolg gegeben worden. — Das Trauerſpiel „Karl von Bourbon“ von Prutz wird am 28. dies hier zum erſtenmale gegeben. Es kann dieſem Stücke nicht gerade zum Vortheile gereichen, daß ſchon ganze Abhandlungen über dasſelbe geſchrieben worden. —

Digitized by Google

Das Hiller'ſche Concert war vorgeſtern ſehr zahlreich beſucht und Herr Hiller bewährte darin ſein hervorragendes Talent als Componiſt, ſo wie nicht weniger ſeine Gattin als vorzügliche Sängerin. Noch in dieſem Sommer wird eine neue Oper von Hiller zur Aufführung kommen. —ff—

Würzburger Theater.

Veegangnen Sonntag ſahen wie die **Puritaner.** Auch dieſe Oper ging nicht ſo gut über die Beetter, als wir ſie vergangenes Jahr ſahen, wie den überhaupt ein eignes Mißgeſchick übee unſerer Oper waltet. Neue Beſetzung war: Mad. Cordin — Elviea, Hr. Lincker — Geoeges und Hr. Kiſſner — Valton. Mad. Coedin war ſichtbar unwohl, und wir enthalten uns deshald jedes Uetheils über ihre Leiſtungen. Zu dedauern iſt ek, daß dieſe Sängerin, ſobald ſie die Brettee betritt. ſo beſangen wied, daß ſie von iheen ſchönen Stimmmitteln keinen Gebeauch machen kann.

Hr. Lincker war im Geſang und Spiel recht beav; vorzüglich in dem geoßen Duett mit Hen. Huppmann. Hr. Kiſſnee ſang rein, coreekt und ſichee, aber duechaus ohne Ruudung und ohne Charakter. Duech Fleiß könnte ſich Hr. Kiſſner zu einem guten Sängee heeanbilden. Der Choe war eben erſt in Corpore krank, und das höete man ihm denn auch noch an. Das Oechester war im Allgemeinen, die einzelnen falſchen Töne im Fagott abgeeechnet, befriedigend.

Der Brauer von Preſton wurde Mitwoch, den 18. Jan. gegeden. Wie können dieſer Aufführung im Allgemeinen nue lobend gedenken. Herr Stoffregen (Robinſon) und Dem. Scheurich (Effie) ſangen die Hauptpaethien der Oper und wußten iheem Geſange und Spiele jenes Leben, jene Wärme, freundliche Naivität zu veeleihen, welche dieſe Rollen veelangen. Schade nur, daß Demoiſelle Scheurich nicht immer rein ſang. Chöee und Orcheſter waren eecht gut, nur iſt die Flöte uns mehreee Stellen ſchuldig geblieben. —r—

Notizen=Blatt.

(Muſikaliſches.) Die Paetitur der neueſten Symphonie Spohr's: Irdiſches und Göltliches, iſt in ſehr ſchöner Ausgabe dei Schubeeth und Komp. in Hamburg erſchienen.

Europa wied mit Nächſtem den Geoßmeiſter aller Violinſpieler kennen leenen. Es iſt Rode=Gepp, dee Tauſendkünſtler, der dieect aus Philadelphia kommt, und ein zweiter Philadelphia, die Muſikfeeunde von London und Paris, Wien und Berlin, Neapel und St Peteesbueg in Erſtaunen und Verwunderung veeſetzen will. Er behauptet, Paganini, Vieuxtemps, Molique, Eenſt, Beriot und Ole Bull nie gehöet zu haden. Deſſenungeachtet wied ee ſich oon ſeinen Zuhörern die odengenannten Namen und jede beliedige Compoſition dieſer Meiſter zueufen laſſen, und ſie ſogleich im Geiſte dieſer Künſtler ſpielen, ſo daß man in einem Concerte Paganini, Vieuxtemps, Molique, Ernſt, Beriot und Ole Bull zu hören vermeine. Er wird das Geld für ſein Concert wieder zurückgeben, wenn er nur eine Nüance der berühmten Violinſpieler vergißt. Er wird noch mehr bieten. Er wird improviſieen auf ſeiner Violine und man wird glauden, alle ſechs Meiſtee auf einmal zu hören! Herr Rode=Gepp ſoll ein Iſraelite aus Danzig ſeyn, ein wieklich intereſſanter Künſtler, der das geößle Nachahmungslalent beſitzt. In Lioeepool ſoll er beerits ein ſolches Conceet mit geoßem Beifalle gegeden haben. Engliſche Blätter nennen ihn aber nur einen Chaelatan.

(Theatraliſches.) Im Königsſtädter Theater zu Berlin hat der »Peinz und Apotheker oder der letzte Stuaet« oielfachen Beifall gefunden, als eine raſche, effectvoll abwechſelnde Komödie der Weltgeſchichte.

Die Spielhonoeaee der Pariſer Schauſpielee und Sängerinnen ſind ganz niederteächtig hoch im Verhältniß zu den Honoraren oder Veedienſten andeeer ehelicher Leute. So erhält z. B. Mad. Doens=Gras 45,000 Fr. jähelich mit zwei Monaten Uetaud. Das Carps de ballet koſtet 68,000 Fr., die Chôre 83,000, das Oecheſtee 115,000 Fr.

Das Pariſer Publikum eegötzt ſich im Cieque Olympique fortwäheend an Darſtellungen der Thaten dee geoßen Armee. Nicht die Siege freuen es am meiſten, ſondern bei den Unfällen z. B. an der Bereſinaſchreit es am lauteſten auf; es klatſcht dem Muthe im Unglück Beifall zu; eine grandioſere Nationaltragödie läßt ſich nicht denken. Joſephine ſtiebt zu Malmaiſon; dann gebt der Hintergrund auf; man ſieht ihre Krönung in Notre=Dame als Apotheoſe; zum Schluſſe wird die phantaſtiſche Revue der Garde in den elyſäiſchen Feldern ausgefühet, nach der Ballade von Zedlitz.

(Miscellen.) In Königsberg zeigte man einen Hund, der Flöte bläßt.

Neulich erregte auf dem Pariſer Boulevard ein hundertjähriger Greis, der ſeine kleine Enkeltochter auf der Schulter trug, viel Aufſehen. Ee wae zu Fuß von Lille nach Paris gegangen, um ſeinen dortigen Wohlthätern perſönlich zu danken.

In Lioerpool hat die Gewerdsſchule 3300 Schüler und 50 Leheer.

Die Weinausſuhr aus Feankreich betrug im Jahre 1841: 147,839,000 Litres, und der Geſammtwerth deeſelben 54 1/2 Mill. Feancs.

Neulich eelegte ein Jäger von Brenny zwei neden einander gehende Wölfe von ungeheurer Geöße mit einem Schuß, indem die Kugel beide Beſtien zur Seite durchbohete.

In Bergerae wurde ein Individuum, das an Schlafſucht litt, begeaben. Nach einigen Tagen dachte man, daß er doch vielleicht noch nicht geſtoeden ſey, und öffnete den bereits eingeſenkten Sarg wieder. Dee Begeabene wae nun freilich todt, aber erſt im Saege geſtoeben. Der Andlick ſoll füechteelich geweſen ſeyn, ſo erzählt die »Preſſe« vom 1. Januae.

Dee engliſche „Globe" eezählt, daß Maſter Arthue Harvei von Haarlesworth, 11 1/2 Jahre alt, zu Framlingham und Woodbridge Voeleſungen über Aſtronomie hielt.

Von der Mnemoſyne eeſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Wüezburgee Zeitung im Verlage dee Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 11. Dinstag, 24. Januar 1843.

Der Thronerbe.

Novelle von S. Koliſch.

(Fortſetzung und Schluß.)

Matteo nahm das Wort: »Du ſtehſt hier vor deinem Gericht, Azzo.«

»Wer kann mich richten?«

»Dein König und die er dazu erwählt.«

»Du biſt kein König.«

»Geſtehſt du ein, daß du nach dem Throne trachteſt, und daß du mein Volk zum Abfall und Aufruhr verleitet?«

»Nach dem Throne tracht' ich, der mein iſt, und mein Volk hab ich eben aufgerufen, daß es mir zu meinem Rechte helfe.«

Matteo wandle ſich hierauf zu den Richtern mit den Worten:

»Wir haben ſein Geſtändniß vernommen, nun wollen wir ein gerechtes Urtheil ſprechen. Die Stimmen-Mehrheit ſoll entſcheiden. Ich ſtimme für den Tod des Verräthers und Aufwieglers, durch Henkershand!«

»Für den Tod!« »Für den Tod!« ſcholl es noch acht Mal durch den Saal.

Der König zerbrach einen weißen Stab. »Bruder, ich beſchwöre dich bei Gott, dem Allmächtigen, nimm den Richterſpruch zurück; du haſt dir ſelbſt das Urtheil geſprochen,« rief der Verurtheilte.

»Das Gericht iſt aufgehoben,« ſprach der König, ſich von ſeinem Sitze erhebend. Stumm und langſam, wie Stunden des Unglücks, ſchritten die Beiſitzer des Gerichtes aus dem Saal.

Noch wurden Ueberredung, Vorſtellungen, Bitten von Azzo angewendet, um bei ſeinem Bruder die Zurücknahme des Todesurtheils zu bewirken. Doch vergebens: »Du mußt ſterben, denn du haſt den Tod verdient,« war Matteo's letztes Wort, und durch einen Wink gebot er, den gefangenen Thronerben hinwegzuführen; doch auch dieſer winkte, und plötzlich wechſelte die Scene. Matteo ward von den Wächtern, die ſeinem Wink gehorchen ſollten, überfallen, entwaffnet und in Azzo's gelöſte Feſſeln gelegt.

Umſonſt war des Königs Raſen, umſonſt ſein Hilferuf; ein Gefeſſelter ſtand er jetzt ſeinem verurtheilten Bruder gegenüber. »Wo ſind meine Schaaren, meine Getreuen?« rief Matteo aus. »Deine Schaaren ſind überwunden, der Thron, der mir gebührt, iſt mein,« ſprach Azzo, führte ſeinen Bruder zum Fenſter und zeigte ihm die mit Bewaffneten angefüllten Straßen.

»Alle dieſe warten meines Winkes; nun iſt's an mir, dich zu richten. Ich allein will dich richten; denn ich brauche nicht den Schein der Gerechtigkeit zu borgen, den du verleihen wollteſt deinem böſen Beginnen. Du haſt dir ſelbſt das Urtheil geſprochen, du ſtirbſt.« Der plötzliche Sturz von einer ſolchen Höhe in eine ſolche Tiefe, von ſorgloſer Sicherheit in ſo große Gefahr machte den kühnen, todtverachtenden Matteo erzittern, ob er gleich ſein Leben tauſenmal beim zufälligen Würfelſpiele gefährlicher Schlachten eingeſetzt.

»Verzeih' mir, Bruder, ich geſtehe dir, daß ich gefehlt; doch ſieh, du ſollſt den Thron, den ich dir geraubt, den ich durch ſchändlichen Betrug gewonnen, ungeſtört beſitzen, nur laß mich leben.«

»An dir beginne die erſte That der Gerechtigkeit« — erwiederte der neue Herrſcher. »Du ſtirbſt noch in dieſer Nacht.« Matteo blickte ſeinem Bruder in's Geſicht und las keinen Troſt in den ſtrengen eiſernen Zügen.

Zu der Königin Ohren, die von ängſtigenden Gedanken beunruhigt, von ſtechenden Gefühlen gemartert, in ihrem Gemache ſaß, drang die Kunde, daß der liſtige Matteo von dem gewandten Bruder überliſtet wurde, daß dieſer dem drohenden Streich zuvorkam und darum zuvorkommen konnte, weil der unrechtmäßige Beſitz des Thrones und die launenhafte Weiberherrſchaft ſelbſt unter Matteo's Mannſchaft für ſeinen Bruder warb; und daß der König, wenn ſein Bruder nicht weichherziger als er ſelbſt iſt, den Tod zu erwarten habe. Schrecken und Angſt trieb ſie aus ihrem Gemach und ſie ſtürzte in den Saal, wo ein furchtbares Gericht gehalten werden ſollte, wo ein furchtbares Gericht gehalten ward. Da ſah ſie nun den König, ihren Gemahl, gefeſſelt vor ſeinem Gegner ſteh'n, einen Bittenden, der zurückgewieſen ward; ſie hörte die letzten Worte des Königs, und der ganze Schrecken des fürchterlichen Augenblicks fiel auf ihre Seele.

Matteo erblickte ſeine Gattin, die heißgeliebte, und der Schmerz der Trennung vom Leben drang noch tiefer und ſtechender in ſein Herz; aber dennoch mag ihm dieſer Anblick ſeine ganze Würde als Krieger wieder gegeben haben; kein Zug der Angſt oder Schwäche war mehr an ihm ſichtbar; er umarmte mit heißer Inbrunſt ſeine junge Gemahlin, tröſtete mit ſanften Worten die Erſchütterte und Gepeinigte, die in ihrem Schmerz ſich als die Urheberin des Unheils, das ihren Gatten traf, anklagte, weil ſie es war, die deſſen Herrſchſucht aufgereizt.

Sie hing das erſte und letzte Mal innig, ja liebend an der Bruſt des Gatten. »Leb wohl,« rief Matteo, »das Leben iſt nichts, von dem ich ſcheide, aber du, dein Herz, dein Wort, dein Blick; — — doch es muß geſchieden ſeyn.« Er wendete ſich von der Weinenden und übergab ſich der Wache mit den Worten: »Führt mich, wohin ihr wollt.«

Azzo, der dieſer Scene regungslos mit bangem

Digitized by Google

Herzen zuſah, winkte mit der königlichen Rechten; ſein Bruder ward von den Bewaffneten in das Gefängniß geführt; — er fiel noch dieſelbe Nacht durch Henkershand als Uſurpator und Hochverräther.

Ein Edikt des rechtmäßigen Herrſchers an ſein Volk machte die Hinrichtung ſeines Bruders auf ſeinen Ausſpruch, die Verheißung unerſchütterlicher Gerechtigkeit ohne perſönliche oder ſonſtige Rückſicht, endlich Verzeihung und Amneſtie für alle Anhänger und Helfershelfer Matteo's bekannt.

Das Volk war nicht einig darüber, was es von der Zukunft erwarten ſollte. Daß Azzo über ſeinen eigenen Bruder den Tod verhängt, machte die Gemüther ſchaudern und weckte Beſorgniß und Unruhe. Aber die Mäßigung gegen deſſen Anhänger, deren Viele in des Fürſten Gewalt waren und freigelaſſen worden, ließ wieder heitere Ausſicht und Hoffnung gewinnen. Aus Filippo's Augen zuckte ein furchtbarer Freudenſtrahl, als er den Tod Matteo's vernahm. Er war als das ſchändlichſte Werkzeug, als der Rathgeber und Agent des Uſurpators verhaftet und freigelaſſen worden. Filippo verlangte nicht mehr zu leben, denn ihm war's als hätt' er ſeine Sendung auf der Erde vollbracht.

Triumph im Angeſichte, trat er vor Azzo hin und ſprach: »Herr, wir ſind quitt: Du haſt mich und ich dich zum Mörder gemacht, du haſt mir das Liebſte und ich dir das Liebſte geraubt. Nun tödte mich.« Azzo begriff den Sinn dieſer Worte nicht, bis Filippo den Staunenden darüber aufklärte. „Ich ſtamme aus niederer Abkunft,« begann er, »aber dennoch ließ mein ſtolzes Gemüth nicht zu, daß ich einem Menſchen diente; Noth und Hunger hab' ich gelitten, doch ich diente nicht, weil die Schmach zu dienen mir größer dünkte, als der Werth des Lebens. Doch als du mir das Theuerſte geraubt, als du mich gezwungen, den Inhalt meiner ganzen Lebensglücks zu vernichten, den Dolch zu ſtoßen in Lucia's Herz — ich bin's, den ſie liebte, ich bin's, der ſie gemordet — da ſiegte Rachedurſt über meinen Stolz. Ich nahm Kriegsdienſte, that mich hervor, ward der Günſtling deines Bruders, und nicht wenig trug ich dazu bei, daß ſo die Sachen ſich gewendet. Ich hab' vollbracht, richte mich.«

Dem Fürſten trat der ganze Umfang ſeiner Schuld vor die Seele, er bedeckte mit den Händen ſein Geſicht, als wollte er die Nacht ſeines Gemüths auch um ſeine Augen breiten. »Wer richtet mich?« ſprach er im erſchütterten Tone. Filippo, deſſen Rache nun geſättigt war, fühlte Mitleid mit dem reuigen Fürſten.

Azzo ward wieder Herr über den innern Sturm, und ruhig ſprach er zu Filippo: »Laß uns Freunde ſeyn. Hilf mir an dem Wohle meines Volke arbeiten! Hilf mir niederhalten den Uebermuth der Starken, daß keiner fürder ſo handeln kann, wie ich gehandelt; dieſe Genugthuung ſey der Geopferten, ſey dir gegeben.« Filippo wurde von der Größe, Hoheit und Heiligkeit dieſes Gedankens ergriffen, und ſein Leben, das er als ein werthloſes Nichts, als ob es weder Blüthe noch Frucht zu tragen vermöchte, hingeben wollte, gewann durch das ſchöne Ziel, das ihm vorgeſteckt wurde, Inhalt und Bedeutſamkeit. Er gelobte dem Fürſten mit aller Kraft und Ausdauer beizuſteh'n und hielt redlich ſeinen Schwur.

Der Fürſt und Filippo, die vielfach Getrennten und ſich Entgegenſtehenden, waren Freunde und nicht ſelten ſaßen beide trauernd beiſammen auf dem Grabhügel Luciens.

Durch die Verurtheilung ſeines Bruders ward Azzo's innere Kraft noch mehr gehärtet, geſtählt und ſein Herz den Irrlichtern und Sternſchnuppen alltäglicher Freuden und Leiden verſchloſſen. Der Ruf wallender Leidenſchaft in ihm ward zum ewigen Schweigen gebracht. Sein Trachten, Streben, Sinnen ward das Wohl und der Fortſchritt ſeines Volkes. Alle Glut, alle Liebe ſeines Herzens waren dieſem zugewendet. Wo Segen zu ſchaffen war, da ſchuf er ihn; er war ein Gott ſeinem Volke, der ſeine waltende und ſchirmende Hand über Jeden ausbreitete, ob er vornehm oder gering, was er auch glauben oder hoffen, was ſein Gewerbe oder ſeine Handthierung ſeyn mochte.

Und wenn der Fürſt auch Nachts auf ſeinem Lager manchmal unheimliche Erinnerungen und quälende Gedanken zu bekämpfen hatte, oder durch die Säle des Palaſtes ein ſchlafloſer einſamer Wanderer ſchritt, am Morgen gewann er ſeine Ruhe und Kraft wieder, und legte ſie auf den Altar ſeines Volkes.

Azzo feierte nie Feſte, mied Schimmer und Gepränge; er war weder von Liebe noch von Haß, weder von Hoffnung noch von Furcht, von keinem kleinlichen Suchen oder Haſchen nach Anerkennung, nach Ruhm und Ehre auf ſeiner glorreichen Bahn beirrt. Er liebte und freite kein Weib mehr, und das Volk verehrte den Herrſcher, an dem es weder Schwäche noch Härte, ſondern ſtrenge Gerechtigkeit wahrnahm, der des Landes Macht und Würde nach außen durch weiſe Maßregeln und ſiegreiche Schlachten, Wohlſtand, Eintracht, Feſtigkeit im Innern durch ſchwierigere Kämpfe begründete.

So büßte Azzo Visconti ſein Vergehen. Er wird ewig leben im Gedächtniß ſeines Volkes.

Ninna della Torre erkannte zu ſpät ihre Verirrung und mußte die Rache des beleidigten Gefühls erfahren. Im Ueberdruß an den heißgeſuchten Genüſſen zog ſie ſich, von einer traurigen Erfahrung und von Selbſtvorwürfen begleitet, auf eines ihrer Schlöſſer von der Welt und deren Treiben zurück.

Ob der Geiſt, der in dieſem Weibe waltet, lange in dieſer Ruhe und Stumpfheit verharren könne, bezweifeln wir; aber ihre Zukunft iſt das Product neuer Ereigniſſe und Lebensverhältniſſe, neuer äußerer und innerer Einwirkungen; wir können ſie unmöglich vorausſehen oder beſtimmen.

Der Armuth ſey auch hier wie im Leben nur ein kleiner Raum gegönnt und von der unglücklichen Bianca nichts weiter erwähnt, als daß ſie neben ihrer Tochter begraben wurde. —

Das Bußhaus in Philadelphia.

(Fortſetzung.)

Ich intereſſirte mich ſehr für einen Matroſen, der über eilf Jahre hier war und in einigen Monaten frei werden ſollte. Eilf Jahre einſamer Einkerkerung!

„Es freut mich ſehr, zu hören, daß Eure Zeit bald abgelaufen iſt." Was antwortete er? Nichts. Warum ſtarrt er auf ſeine Hände, was zerrt an ſeinen Fingern, und hebt dann und wann den Blick zu den

Digitized by Google

kahlen Wänden empor, die ſein Haupt ergrauen ſahen? Das iſt ſo ſeine Gewohnheit, zuweilen.

Sieht er nie einem Menſchen ins Geſicht und kaut er immer ſo an ſeinen Händen, als wollte er die Haut von dem Knochen trennen? Das iſt ſo eine Grille von ihm, weiter nichts.

Es iſt auch eine Grille von ihm, zu ſagen, daß er nie ans Freiwerden denke, daß er ſich nicht freue, weil die Zeit ſeiner Entlaſſung heranrückt, daß er wohl einſt daran gedacht habe, aber das ſey lange her; und daß er ſich um nichts in der Welt mehr kümmere. Es iſt ein Eigenſinn von ihm, ein hülfloſer, gebeugter, herabgewürdigter Menſch ſeyn zu wollen. Und der Himmel iſt ſein Zeuge, daß ihm vollkommen nach ſeinem Wunſch geſchieht.

In den anſtoßenden Zellen befanden ſich drei junge Weiber, alle zu gleicher Zeit überwieſen, ſich zur Beraubung ihres Anklägers verſchworen zu haben. In der Stille und Einſamkeit ihres Lebens waren ſie wirklich ſchön geworden. Ihre Blicke waren ſehr traurig und würden auch den Strengſten zu Thränen gerührt haben, allein nicht zu jener Art von Rührung, welche der Anblick der Männer erweckt. Die eine war, wie ich mich entſinne, ein junges Mädchen von noch nicht zwanzig Jahren, in deren ſchneeweißem Gemach die Arbeit eines frühern Gefangenen hing, und auf deren zu Boden geſenktes Antlitz die Sonne in all ihrem Glanz durch die hohe Spalte in der Mauer ſchien, durch welche man einen ſchmalen Streifen heitern blauen Himmels erblickte. Sie war ſehr bußfertig und ruhig und hatte ſich in ihr Schickſal ergeben, wie ſie ſagte (und ich glaube ihr). „Mit einem Worte," ſagte einer meiner Begleiter, „ihr befindet Euch alſo hier wohl?" Sie kämpfte lange mit ſich ſelbſt, um „Ja" zu ſagen; allein als ſie ihre Augen erhob und jenen Streifen freien Himmel ſah, da brach ſie in Thränen aus und ſagte: „Sie bemühe ſich, zufrieden zu ſeyn; ſie äußere keine Klage; allein es wäre doch natürlich, daß ſie zuweilen wünſche, aus dieſer einen Zellen herausgehen zu dürfen, ſie könne ſich nicht helfen," und dabei ſchluchzte ſie — das arme Geſchöpf!

Ich ging an dieſem Tage von Zelle zu Zelle, und jedes Geſicht, das ich ſah, und jedes Wort, das ich hörte, jeder geringfügige Umſtand, den ich bemerkte, ſteht noch immer vor meiner Seele in all ſeiner Peinlichkeit. Doch man laſſe mich ſie übergehen, um einen angenehmern Blick auf ein nach demſelben Plane eingerichtetes Gefängniß zu werfen, das ich ſpäter in Pittsburgh beſuchte.

Als ich daſſelbe in derſelbe Weiſe beſichtigt hatte, fragte ich den Direktor, ob er keinen Gefangenen hätte, der bald entlaſſen werde. Einer, antwortete er, wird den nächſten Tag frei; allein er hat blos zwei Jahre hier zugebracht.

Zwei Jahre! Ich blickte auf zwei Jahre meines eigenen Lebens zurück — die ich frei, glücklich, umgeben von Segnungen, Bequemlichkeiten und Glück zugebracht — und ich bedachte, welch' langer Zeitraum dies war, und wie lang dieſe zwei Jahre mir erſt hätten werden müſſen, hätte ich ſie in einſamer Gefangenſchaft durchlebt. Das Geſicht des Mannes, der den nächſten Tag erlöſt werden ſollte, ſteht noch immer vor mir. Es iſt beinahe merkwürdiger, dieſes glückliche, als die andern elenden Geſichter. Wie leicht wurde ihm, zu ſagen, daß das Syſtem recht gut ſey, und daß die Zeit ziemlich geſchwind vergehe — verhältnißmäßig nämlich.

„Warum rief er Sie zurück, was ſagte er Ihnen mit ſo verwirrter Eile?" fragte ich meinen Führer, nachdem er die Thüre verſchloſſen hatte und mit mir weiter ging.

„Nun, er fürchtet, ſeine Stiefelſohlen paßten nicht zum Ausgehen, da ſie ſehr abgetragen geweſen wären, als er hereingekommen; und daß er mir es ſehr danken würde, wenn ich ſie ihm ausbeſſern laſſen wollte."

Dieſe Stiefel waren vor zwei Jahren von ſeinen Füßen genommen und mit ſeinen übrigen Kleidungsſtücken bei Seite gelegt worden.

Ich ergriff dieſe Gelegenheit, um mich zu erkundigen, wie ſich die Freigelaſſenen vor ihrem Abſchied benehmen, wobei ich hinzufügte, daß ſie wohl ſehr zittern. —

„Nun," war die Antwort, „ſie zittern wohl dabei, aber es tritt dann bei ihnen mehr eine vollſtändige Zerrüttung des Nervenſyſtems ein. Sie können ihre Namen in dem Buch nicht unterzeichnen, oft können ſie nicht einmal die Feder halten; ſie ſehen ſich um, ohne daß ſie zu wiſſen ſcheinen, warum, oder wo ſie ſind, und zuweilen ſtehen ſie in einer Minute zwanzig Mal auf und ſetzen ſich eben ſo oft wieder nieder. Dies geſchieht in der Expedition, wohin ſie noch mit der Kapuze über dem Kopf geführt werden, ſo wie ſie hereingebracht worden ſind. Wenn ſie aber vor das Haus kommen, ſo bleiben ſie ſtehen, blicken bald da bald dort hin, und wiſſen nicht, welchen Weg ſie einſchlagen ſollen. Zuweilen wanken ſie wie betrunken, und manchmal müſſen ſie ſich ans Geländer lehnen, ſo ſchlimm iſt ihnen; allein nach und nach vergeht das ſchon."

(Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Mainz im Januar.

Es lebe die Narrheit hoch! und abermals hoch! Was nützt uns die Weisheit? Hat es doch der weiſeſte der Sterblichen am Ende nur ſo weit gebracht, um in ſeinem ſpäteſten Greiſenalter einzuſehen, daß er ein Narr, wo nicht gar ein Thor war. Und dieſer weiſeſte der Sterblichen war noch dazu ein König und verſtand ganz genau, was die Vögel zwitſcherten und die Bäume ſäuſelten. Nein, mit der Weisheit iſt es nichts und mit der Philoſophie iſt es auch nichts, und das Bischen Weisheit, das uns armen Menſchen verliehen worden, ſteckt am Ende nur in der Narrheit. Glauben Sie ja nicht, theuerer Freund, daß ich ſpaße: Es iſt vielmehr mein vollkommener Ernſt, daß ohne zweimonatliche Narrheit jedes Jahr uns zur langen Folter mit dreihundert fünfundſechszig furchtbaren Schrauben würde. In der bunten Schellenkappe ſteckt der Troſt und die Freude, und das glauben auch die Mainzer, und darum hegen und pflegen ſie die Göttin Narrheit und darum haben ſie ihr einen herrlichen Tempel, Narrhalla genannt, in der goldenen Gutenbergsſtadt aufgebaut.

Es fehlt zwar den Mainzern durchaus an jenem Humor, der lächelnd weint und weinend lächelt, der die Freude in Schmerz und den bittern Schmerz in der trunkenen Freude zeigt; allein der Mainzer beſitzt Lebensluſt

Digitized by Google

genug, um den Champagnerſchaum des beſchwingten Genuſſes, noch ehe er ſich verflüchtet, ſchnell abzunippen und gerade ſo viel Narr zu ſeyn, als ihm zum Vergnügen erforderlich dünkt. —

Unſer diesjähriger Carneval verſpricht viel. Das Comite iſt ſehr populär; namentlich iſt der Präſident Dr. Zitz ſehr beliebt und da er als Juriſt öffentlich zu reden gewohnt, ſo hat er ſchon einen bedeutenden Vortheil vor ſeinen Vorgängern voraus. Drei Narrhalla-Sitzungen haben bereits ſtattgefunden und mehr denn 900 Narren haben dabei ihre Schellenkappen luſtig erklingen laſſen. — Die Carnevalszeitung, von Ludwig Kaliſch redigirt, erfreut ſich eines allgemeinen Beifalls. Kaliſch ſucht in ſeiner Narrenchronik alles zu verbannen, was an das Gemeine und Unanſtändige ſtreift, und beſtrebt ſich die Maſſe des Publikums auf jene Höhe zu bringen, wo in reiner, heiterer Luft die Geiſter des Carnevals ſich fröhlich herumtummeln.

Ueber den diesjährigen Carnevalszug haben ſich ſchon mehrere projectirende Stimmen hören laſſen; bis jetzt iſt aber noch nichts entſchieden worden. Ich werde Ihnen auf jeden Fall darüber ſo wie über die folgenden Narhalla-Sitzungen Berichte zukommen laſſen und Sie überhaupt von allem in Kenntniß ſetzen, was in Bezug auf die Narrheit hier getrieben und vollbracht wird. Vale!

*

Notizen-Blatt.

(Theatraliſches.) Hummel's Sohn hat eine Oper „Alor, oder die Schlacht der Ungarn bei Merſeburg" geſchrieben, die eheſtens in Weimar zur Aufführung kommen ſoll.

Grillparzer iſt ſeit mehreren Jahren mit einem neuen Drama: „Libuſſa", beſchäftigt, das jetzt der Vollendung nahe iſt.

Agneſe Schebeſt, jetzt die Frau von David Strauß in Sontheim, war, wie das Prager Blatt „Oſt und Weſt" erzählt, vor zwanzig und etlichen Jahren ein Soldatenmädchen der Garniſonsſchule zu Thereſienſtadt; der Vater Unteroffizier, die Mutter Wäſcherin und Obſthändlerin. Der Garniſons-Cantor Langer, der muſikaliſche Talente in ihr entdeckte, nahm ſich ihrer an, dann ſein Schwager Mikſch, Muſikus in Dresden, und von hier aus begann ihre glänzende Laufbahn.

Donizetti hat zwei neue Opern vollendet, eine tragiſche: „Der Herzog von Alba" und eine komiſche: „Don Pascal."

Die „Trilogie" Victor Hugo's wird Dräxler-Manfred überſetzen, deſſen Ueberſetzung Hernani's allgemein gelobt wird.

(Miscellen.) Der Miniſter Villemain ſieht ſich jetzt bitterem Tadel ausgeſetzt, weil er Rubini's Geſuch um ein Kreuz der Ehrenlegion rund abgeſchlagen und dadurch Paris um das Vergnügen beraubt hat, den berühmten Sänger noch ferner ſingen zu hören. Der Vorgänger des Hrn. Villemain, Herr von Remuſat, ſoll erklärt haben, er hätte dem eitlen Trillerhelden ſogar zwei Kreuze verliehen, mit dem Beifügen, daß er ſie alle beide tragen müſſe: das eine rechts, das andere links auf ſeiner Bruſt.

Die würltembergiſche Regierung hat, auf den Antrag der Geſellſchaft zur Beförderung der Gewerbe in Stuttgart, eine in England erfundene, der Länge nach arbeitende Tuchſcheere angeſchafft, welche wenigſtens eben ſo viel, als drei in die Quere gehende Cylinder arbeitet, indem durch ſie in 6 Minuten ein Stück Tuch einmal geſchoren wird. Dabei ſind nur zwei Perſonen zur Bedienung erforderlich und die Maſchine nimmt kaum den Raum von 1 1/2 Cylindern des jetzigen Syſtems ein. Dieſelbe iſt zwei Tuchfabrikanten des Landes je auf ein halbes Jahr mit der Bedingung zur Benutzung überlaſſen worden, die Anſicht und auch das Abzeichnen jedem inländiſchen Tuchfabrikanten oder Mechaniker zu geſtatten.

Eine Frau aus dem Dorfe Cuire hörte davon reden, daß die Wittwen von Malabar ſich bei dem Tode ihrer Männer verbrennen laſſen, und als ihr Mann geſtorben, errichtete ſie ebenfalls eine Art von Scheiterhaufen und zündete ihn an. Aus Schmerz und Todesangſt fing ſie aber an zu ſchreien, und man löſchte das Feuer wieder.

Ein Einwohner der Gemeinde Floriac in Frankreich, ein Hr. Jokeſtos, hat 800,000 Francs den Hoſpitälern Frankreichs, eine gleiche Summe andern Wohlthätigkeits-Anſtalten und 80,000 Francs der Gemeinde Floriac vermacht.

In der Gemeinde Paulhan, Dep. Herauld, ſollte eine Hebamme, deren Tod beſcheinigt worden war, nach 24 Stunden begraben werden. Während des Tragens des Sarges ſpürten die Träger eine Bewegung, öffneten den Sarg und fanden die Unglückliche lebendig. Man brachte ſie in ihre Wohnung zurück, allein in Folge des Schreckens ſtarb ſie wenige Tage darauf.

Die Menagerie des Jardin des Plantes wurde durch eine Tigerkatze von Sumatra und einen ſchwarzen Java-Panther vermehrt.

Victor Hugo hat einen Palaſt auf dem Place Royal in Paris an ſich gekauft. Es iſt derſelbe, in welchem die Heldin ſeines Drama's, Marie de l' Ormes, gewohnt hat.

Ein Engländer hat berechnet, daß, ſo lange es Menſchen giebt, 26,628,843,285,075,840 (rechne es ihm Einer einmal nach!) Perſonen bis jetzt auf der Erde geſtorben ſeyen.

Nun wird bald auch eine Frauen-Academie beſtehen, die ein Journal herausgeben und über literariſche Fragen debattiren will. Der reiche Graf Caſtelan in Paris will ſie gründen.

(Anekdotäres.) Die Amerikaner bringen ſehr gern Wappen an ihren Wagen an, ob ſie gleich einen ſehr ſchwachen Begriff von dem zu haben ſcheinen, was dieſe Dinge eigentlich bedeuten. Ein engliſcher Diplomat brachte vor nicht langer Zeit ſeine Londoner Equipage mit nach Neu-York, die bald nach ſeiner Ankunft zu einem Kutſchenbauer gebracht werden mußte. Mit großer Verwunderung bemerkte aber der Diplomat einige Zeit nachher an wenigſtens einem Dutzend anderer Wagen ſein vollſtändiges Wappen. Der Kutſchenbauer, an den er ſich wandte, um die Löſung des Räthſels zu erfahren, antwortete ohne Umſtände ſehr naiv: Das Muſter habe allgemein gefallen und er deßhalb von vielen Perſonen Auftrag erhalten, daſſelbe nachzumachen.

*

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 12. Donnerstag, 26. Januar 1843.

Das Bußhaus in Philadelphia.

(Fortſetzung.)

Während ich dieſe einſamen Zellen durchwanderte und die Geſichter der Gefangenen darin betrachtete, verſuchte ich mir die ihrer Lage natürlichen Gedanken und Gefühle auszumalen. Ich ſtellte mir vor, wie ihnen eben die Kapuze abgenommen worden, und ſie nun den Ort ihrer Gefangenſchaft in all ſeiner traurigen Einförmigkeit vor ſich ſehen.

Anfangs iſt der Gefangne betäubt. Seine Einkerkerung dünkt ihm ein ſchauerliches Traumbild, und nur ſein früheres Leben Wirklichkeit. Er wirft ſich auf ſein Bett und liegt da, eine Beute der Verzweiflung. Nach und nach rüttett ihn die unerträgliche Stille und Oede des Orts aus ſeiner Erſtarrung auf; die Klappe in ſeiner Gitterthür wird geöffnet, und er bittet demüthig um Arbeit. „Geben Sie mir zu arbeiten, oder ich werde raſend.“

Er bekommt Arbeit, und dann und wann, ruckweiſe thut er was; allein oft erfaßt ihn der Gedanke an die Jahre, die er in dieſem ſteinernen Sarge noch zuzubringen hat, und eine marternde Angſt befällt ihn, wenn er an diejenigen denkt, die er jetzt weder ſehen, noch von ihnen etwas erfahren kann; er ſpringt von ſeinem Sitze auf, läuft in dem engen Gemach hin und her, mit beiden Händen ſich den Kopf haltend und hört, wie böſe Geiſter ihm zuraunen und ihn in die Verſuchung führen, mit dem Kopfe wider die Wand zu rennen.

Er wirft ſich abermals auf ſein Bett, und bleibt da ächzend und ſtöhnend liegen. Plötzlich ſpringt er auf, er fragt ſich, ob noch irgend ein Menſch nahe ſey, ob auf jeder Seite auch ſo eine Zelle ſeyn möge, wie die ſeinige, und jetzt horcht er mit geſpannter Aufmerkſamkeit.

Kein Laut iſt zu hören, aber trotzdem können andere Gefangene in der Nähe ſeyn. Er entſinnt ſich, einſt, als er nicht daran dachte, ſelbſt hierher zu kommen, gehört zu haben, die Zellen wären ſo gebaut, daß die Gefangenen einander nicht hören könnten, obgleich jeder Wärter ſie höre. Wo mag ſein nächſter Nachbar ſeyn? Zur Rechten oder zur Linken? oder iſt auf beiden Seiten einer? Wo mag er jetzt ſitzen? Mit dem Geſicht dem Lichte zugekehrt? oder geht er auf und ab? Wie mag er gekleidet ſeyn? Iſt er ſchon lange hier? Iſt er ſehr abgezehrt? Sieht er recht blaß und geiſterhaft aus?

Indem er kaum zu athmen wagt und begierig lauſcht, malt er ſich bei dieſem Gedanken eine Geſtalt aus, die ihm den Rücken zukehrt, und ſtellt ſich vor, daß ſie in dieſer nächſten Zelle auf und abgehe. Er kann ſich keinen Begriff von ihrem Geſicht machen, allein ee weiß gewiß, es iſt die dunkle Geſtalt eines Mannes mit gekrümmtem Rücken. In die Zelle auf der andern Seite denkt er ſich eine andere Geſtalt, deren Geſicht gleichfalls vor ihm verborgen iſt. Tag für Tag, nnd oft wenn er mitten in der Nacht aufwacht, denkt er an dieſe beiden Männer, bis er beinahe von Sinnen iſt. Seine Einbildungskraft verwandelt dieſe Geſtalten nie mehr. Wie er ſich ſie anfangs dachte, ſo ſtehen ſie noch vor ihm — ein Alter zur Rechten, ein Jüngerer zur Linken; — ihre verhüllten Geſichter quälen ihn zu Tode, es umgiebt ſie etwas Geheimnißvolles, das ihn beben macht.

Die öden Tage gehen hin, mit feierlichem Schritt, wie Leidtragende bei einem Begräbniß; und allmälig fängt er an zu fühlen, daß die vier weißen Wände ſeiner Zelle etwas Entſetzliches für ihn haben: ihre weiße Farbe iſt ſchauervoll; ihr glattes Aeußere macht ihm das Blut in den Adern gerinnen; und jener Winkel dort hat etwas Gehäſſiges, das ihn quält. Jeden Morgen beim Erwachen zieht er das Betttuch über ſein Haupt, und ſchaudert, da er ſieht, daß noch immer dieſelbe grauenhafte Decke auf ihn herabſieht. Das ſegenvolle Licht des Tages ſelbſt blickt als ein häßliches geſpenſtiſches Geſicht durch den unwandelbaren Mauerſpalt, der ſein Kerkerfenſter iſt.

Langſam, aber unaufhaltſam wächſt in ihm das Grauſen vor jenem verhaßten Winkel, bis es ihm nie mehr Ruhe läßt, ſeine Träume vergiftet und ſeine Nächte ihm zu Schrecken macht. Anfangs empfand er blos ein ſeltſames Mißbehagen, wenn er hinſah, als erwachte dabei in ſeinem Hirn ein Etwas von entſprechender Geſtalt, was nicht darin ſeyn ſollte, und ſeinen armen Kopf erfüllte. Dann fing er an, ſich voe jenem Winkel zu fürchten, davon zu träumen, als ſähe er dort Leute ſtehen, die ſeinen Namen flüſterten und auf ihn mit Fingern wieſen. Dann vermochte er weder hinzuſehen, noch ihm den Rücken zu kehren. Jetzt iſt dort allnächtlich der Schlupfwinkel eines Geſpenſtes, eines Schattens — eines ſchweigſamen Etwas, fürchterlich anzuſehen; und doch kann er nicht ſagen, ob es ein Vogel, eine Beſtie, oder eine vermummte Menſchengeſtalt. —

Am Tage, wenn er in ſeiner Zelle iſt, fürchtet er ſich vor dem kleinen Hof draußen. Iſt er im Hofe, ſo fürchtet er ſich, wieder in die Zelle zu gehen. Kommt die Nacht, ſo ſteht wieder das Phantom im Winkel. Wenn er den Muth gewinnt, ſich ſelbſt hinzuſtellen und

es aus dem Winkel zu treiben (einmal hatte er den Muth dazu, in der Verzweiflung), ſo lagert es ſich über ſein Bett. Im Zwielicht und ſtets um dieſelbe Stunde ruft ihn eine Stimme beim Namen; wie die Finſterniß dichter wird, fängt ſein Webſtuhl an lebendig zu werden; und ſelbſt dieſer ſein einziger Troſt verwandelt ſich in eine abſcheuliche Geſtalt, die ihn anglotzt, bis der Morgen graut.

Allmälig verlieren ſich dieſe grauenhaften Phantaſien eine nach der andern; ſie kehren zuweilen unvermuthet zurück, aber in längern Zwiſchenräumen und in minder ſchrecklicher Geſtalt. Mit dem Herrn, der ihn beſucht, hat er über religiöſe Dinge geſprochen; er hat in ſeiner Bibel geleſen und ſich auf ſeine Schiefertafel ein Gebet aufgeſchrieben und an die Wand gehängt, als eine Art von Amulet, das ihn der Gegenwart Gottes und des himmliſchen Schutzes verſichert. Jetzt träumt er zuweilen von ſeinen Kindern oder ſeinem Weib, aber ſtets mit der Ueberzeugung, daß ſie geſtorben ſind oder ihn verlaſſen haben. Er wird leicht zu Thränen gerührt, iſt ſanft, fügſam und unterwürfig, gebrochen an Geiſt und Muth. Dann und wann kehrt die alte Angſt zurück; die geringſte Kleinigkeit, ein bekannter Laut, oder ein Blumengeruch in der Luft ruft ſie zurück; aber ſie hält nicht mehr lang an, denn die Welt draußen iſt jetzt das Traumbild geworden, und dieſes ſein einſames Leben die traurige Wirklichkeit.

(Fortſetzung folgt.)

Herr von Kipfelhuber.*)

„Wenn ſich Herz und Mund thut laben,
Will die Naſe auch was haben."
Sprichwort.

Einer der drolligſten Charactere der öſtreichiſchen Hauptſtadt, des harmloſen, gemüthlichen, lebensluſtigen Wiens, war ein Herr Ignaz Kipfelhuber, ein alter Hageſtolz und ehemaliger Kaffeeſieder, der ſich, acht Jahre vor ſeinem Lebensende, von ſeinem einträglichen Geſchäfte, vom geräuſchvollen Kaffeehaus-Leben mit einem jährlichen Einkommen von 6000 Gulden in die idylliſche Einſamkeit eines kleinen Hauſes im entlegenſten Winkel der Alſer-Vorſtadt zurückgezogen, ſich hier auf die Bärenhaut geworfen, oder, feiner ausgedrückt, der angenehmen Beſchäftigung des Müßiggangs hingegeben hatte. — Halb Wien, das früher ſein prächtiges Kaffeehaus auf dem Graben beſucht hatte, kannte den komiſchen Kauz, der, einer der größten Freſſer der ganzen Monarchie, eben ſo breit als lang, von der Vogelperſpektive betrachtet, viel Aehnlichkeit mit einem Nußknacker gehabt. Außer Eſſen und Trinken hatte der dicke Herr von Kipfelhuber nur noch eine Leidenſchaft: die Leidenſchaft des Tabakſchnupfens.

Es hat Pſychologen gegeben, welche behaupten wollten, daß großer, unmäßiger Hang zum Tabakſchnupfen in der Regel den Mann von durchdringendem Verſtande und glänzenden Geiſtesfähigkeiten verrathe. Dieſe Seelenkenner entwarfen eine lange Liſte von ſtarken Tabakſchnupfern, die zugleich auch ſtarke Geiſter, große, berühmte Männer geweſen ſind. An der Spitze dieſer tabakſchnupfenden Berühmtheiten prangte Magliabechi, ein Gelehrter, der, nach ſeinem eigenen Bekenntniß vom 28ſten bis zum 78ſten Jahre tagtäglich im Durchſchnitt drei Loth, in 50 Jahren alſo ungefähr 55,000 Loth aufgeſchnupft hatte. Den Schluß dieſer Liſte machte Friedrich der Große, der den Tabak, wie Jeder weiß, aus der Weſtentaſche geſchnupft. Aber dieſe pſychologiſche Beobachtung ruht, wie manche Andere, auf ſehr lockerm Grunde, denn Herr von Kipfelhuber war, trotz ſeiner unendlich großen Vorliebe für das Tabakſchnupfen, einer der ausgezeichnetſten Dummköpfe von ganz Wien, ſo dumm, ſo bodenlos dumm, daß er nur mit knapper Noth ein Parapluie von einem Sonnenſchirm unterſcheiden konnte. — Nebenbei ſammelte er auch Doſen.

Herr von Kipfelhuber war freilich nicht der einzige Narr, der dieſes Steckenpferd ritt. Auch Herr von Talleyrand beſaß eine reiche Doſenſammlung, von denen jede mit dem Bildniß eines Souverains und, was in ſeinen diplomatiſchen Augen freilich mehr Werth beſaß, mit koſtbaren Diamanten geſchmückt war, eine Sammlung, deren Werth ſich auf 200,000 Fr. belief.

Die Doſenſammlung des Hrn. v. Kipfelhuber war freilich viel weniger werth, denn häufig geſchah es, daß er kannibaliſch geprellt wurde. Ganz Wien kannte ſeine Schwäche für hiſtoriſche Doſen, das heißt für ſolche, die früher im Beſitze weltgeſchichtlicher Perſonen geweſen. Er hatte eine Doſe von der großen Maria Thereſia, eine vom Kaiſer Joſeph, eine vom Prinzen Eugen, eine vom Fürſten Kaunitz und eine ſogar vom großen Napoleon. Für eine Tabatiere, aus welcher der große Friedrich bei der Schlacht von Leuthen geſchnupft haben ſoll, hatte Hr. v. Kipfelhuber, ob dieſe Doſe gleich nur von Schildkrötenſchale war, 280 Gulden Conventionsmünze bezahlt. Jeden Tag pflegte er aus einer andern Doſe zu ſchnupfen, und da er deren gegen 400 beſaß, ſo verſtrich mehr als ein ganzes Jahr, ehe wieder die Reihe von vorn anfing. — Die Spötter und Witzbolde hatten ihm aus dieſem Grunde einen Spitznamen beigelegt, unter dem er in Wien und der ganzen Umgegend ſo bekannt wie ein bunter Pudel war. Jedes Kind wußte, daß man unter „Doſen-Nazi" keinen andern als den kleinen dicken Hrn. v. Kipfelhuber verſtand.

Da hier von einem Schnupfer die Rede iſt, ſo ſey es mir erlaubt, auch ſeine Leidenſchaft, den Tabak, in den Kreis meiner Erzählung zu ziehen.

Der Tabak ſtammt urſprünglich aus dem ſüdlichen Amerika und wurde von einem ſpaniſchen Mönche, Roman Pane, der ihn vier Jahre nach der Entdeckung von Amerika in Tabaco, einer Provinz in Sanct Domingo, hatte kennen gelernt, nach Europa gebracht. — Im Jahre 1559 kam der erſte Tabak nach Portugal und ein Jahr ſpäter brachte ihn Jean Nicot, franzöſiſcher Geſandter in Liſſabon, der Königin Katharina von Medicis, weßhalb der Tabak, Nicot zu Ehren, Nicotiana Tabacum, vom Hofe aber herbe à la reine oder herbe Médicée getauft wurde. Kaiſer Karl's V. ſpaniſche Soldaten brachten ihn nach Deutſchland, wo er 1559 zuerſt zu Suhl in der Grafſchaft Henneberg angebaut wurde.

Der Tabak hatte in der erſten Zeit ſeiner Einführung viele Verfolgungen zu beſtehen. Jakob I., Englands Salomon, der Sohn der unglücklichen Maria Stuart, der kein entblößtes Schwert ſehen konnte, ein Fürſt, der, trotz ſeiner großen Gelehrſamkeit, überall Geſpenſter wähnte, und eine Dämonologie ſchrieb, verfaßte auch ein fulminantes Buch gegen den Tabak und erließ im Jahre

*) Aus Ed. M. Oettinger's „Narren-Almanach für 1843."

Digitized by Google

1604 eine ſtrenge Verordnung gegen das Tabakrauchen, welche Karl I. im Jahre 1633 in ſo weit wieder aufhob, daß er gegen Entrichtung einer nicht unbedeutenden Abgabe Erlaubniß zum Tabakhandel ertheilte und ſomit das Rauchen und Schnupfen wieder geſtattete. — Im Jahre 1661 erwuchs dem Tabak ein neuer Feind in der Perſon Urban's VIII., der einen Bannſtrahl auf Alle ſchleuderte, welche rauchten, und auf jeden, der in der Kirche zu ſchnupfen wagte. Die freie Schweiz, und namentlich Bern, folgte dem Beiſpiele des heiligen Vaters und züchtigte jeden Tabakraucher mit Pranger, Geld- und Gefängnißſtrafe. — In Rußland wurde unter Michael Feodorowitſch im Jahre 1634 das Tabakrauchen bei Verluſt der Naſe verboten. — Sultan Mahomed III., Achmet I. und Schah Abbas der Große gingen noch weiter und beſtraften Raucher und Schnupfer mit dem Tode. — Auch Ludwig XIV. war ein Gegner des Tabaks und ſoll die geiſtreiche Frau v. Sevigné nur darum gehaßt haben, weil ſie ſich, wie, beiläufig geſagt, alle Frauen, welche ſchriftſtellern, dem Laſter des Tabakſchnupfens ergeben hatte, wodurch auch die reizende Marquiſe v. Monteſpan bei ihm in Ungnade gefallen war. — Ohne beſondere Erlaubniß durfte keine Prinzeſſin des königl. Hauſes eine Priſe Tabak ſchnupfen. Hr. v. Lauzun, der ihm einſt eine Priſe anzubieten gewagt, wurde dafür in die Baſtille geſchickt. — Ein noch weit ſchlimmerer Feind des Tabaks war Guſtav III. von Schweden, der in einem ſeiner Werke das naive Bekenntniß abgelegt, daß er nichts ſo ſehr gehaßt habe, als die deutſche Sprache und das Tabakrauchen. Die neuere Zeit hat den Tabak emancipirt; nur noch hie und da iſt das harmloſe Vergnügen des Tabakrauchens bei zwei Thalern Geld- oder verhältnißmäßiger Gefängniß-Strafe unterſagt; das Schnupfen aber iſt — Dank der Weisheit und Toleranz unſerer Regierungen — überall, ſelbſt in Wien erlaubt.

(Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Dresden, 21. Januar.

Die Tanzluſtpartbien des Winters ſind ſeit dem Neujahre in vollem Gange. Bei Hofe iſt jeden Mitwoch Ball und in Privathäuſern faſt täglich. Auch an Lämmerbällen, wie man ſpottweiſe Kinderbälle nennt, iſt kein Mangel, denn die lieben Kinder müſſen ja fein zeitig zum Genuſſe ſolcher Freuden angehalten werden, damit ſie keine Neigung mehr dafür haben, wenn ſie in die Jahre eintreten, wo ihnen der Genuß derſelben erſt geſtattet ſeyn ſollte. Es iſt unbegreiflich, wie Eltern ſolchen Modethorheiten huldigen können, welche die Geſundheit der Kleinen untergraben; es gehört aber zum guten Ton, und der muß mitgemacht werden. Eine rühmliche Ausnahme macht der Prinz Johann, der auf keine Weiſe ſeine Kinder prämaturirt, ſehr weiſe erzieht, daher ſie auch höchſt ſelten das Theater beſuchen läßt. Sein älteſter Sohn, muthmaßlicher Thronfolger, erregt viel Hoffnung für die Zukunft.

Darüber, daß der Schauſpieler Döring nicht engagirt wurde, ſpricht ſich die allgemeine Unzufriedenheit ohne Zwang aus, und die Direction unſerer Bühne muß ſich bei der Gelegenheit gar manche Wahrheit über ihre Amtsführung ſagen laſſen. Großen Beifalls erfreuten ſich folgende im hieſigen Tagsblatte befindlichen Zeilen überſchrieben:

Nachruf an einen großen Künſtler.

Schmerzvoll weihen wir Dir die letzte der Huldigungen,
Was Dir ein Einz'ger verſagt, bringen Dir Tauſende dar.
Zürne der Willkür nicht, dem ſtolz ſich blähenden Dünkel,
Hat nicht der Hohe das Recht, auch einmal niedrig zu ſeyn?
Nur wer zu dienen gewohnt, will unterwürfige Demuth,
Aber die Herrſchaft der Kunſt haßt die Bedientennatur.

Eine Wiener Sängerin, Mad. Schodel, hat ſich uns kürzlich präſentirt, vielleicht mit Rückſicht auf den Abgang unſerer Prima Donna. Ihre Stimme iſt leicht und rein, in der Hohe aber beſchränkt; ein Erſatz für jene wäre ſie nicht ganz.

Würzburger Theater.

Freitag, 20. Januar 1843.

Hamlet.

Es iſt gut, wenn wenigſtens ein Mal im Jahr der geharniſchte Geiſt über die Bretter geht. An der Shakeſpeare'ſchen Fülle und Kraft, die Dutzende der heutigen Stücke beleben und ernähren könnte, erwärmt ſich wieder ein Mal das Herz des Kunſtfreundes, und der Laie erkennt, daß zu einem guten Drama etwas mehr gehört, als ein glücklicher Gedanke, ein modernpikanter Dialog und etliche überraſchende Situationen.

Wir können auch diesmal dem Herrn Wohlſtadt das Lob eines fleißigen Studiums nicht verſagen, wenn wir auch, offen geſtanden, uns mit Vielem in ſeinem Hamlet nicht befreunden konnten; mag ſeyn, daß bei dieſem vielgedeuteten Drama Herr Wohlſtadt von einem andern Geſichtspunkte bei Auffaſſung der Rolle ausging, als von dem, von welchem wir ſie betrachteten. Es ſoll deshalb unſer Urtheil gerade heute am wenigſten ein maßgebendes ſeyn, da Hamlet auf die verſchiedenſte Weiſe und immer mit künſtleriſcher Auffaſſung dargeſtellt werden kann. Wir begreifen, daß eine Kritik bei einer Rolle, wie dieſe, mit einer kurzen Andeutung, noch weniger mit einem allgemeinen Raiſonnement nicht abgemacht werden kann. Andrerſeits giebt uns der dem Theatraliſchen vergönnte Raum in dieſen Blättern bei weitem nicht Platz zu kritiſchen Erörterungen über die Darſtellung einer Rolle, über welche die größten Geiſter bereits geſchrieben haben. Wir müſſen uns daher mit der Hervorhebung einiger Punkte begnügen. —

Wir übergehen die erſten Scenen, in denen Herr Wohlſtadt recht wacker ſpielte, beſonders jene, in der ihm Horatio die Erſcheinung ſeines Vaters erzählte, und verweilen in dem entſcheidenden Auftritte, wo Hamlet dem Geiſt ſelbſt in den Weg tritt. Die Ueberraſchung wurde ſehr ſchön gegeben; weniger glücklich dürfte die Anrede geweſen ſeyn. Hamlet liegt in den Armen ſeiner beiden Begleiter. Die Worte fallen ihm — ſo will es Göthe, ſo ſtellte es Garrick dar — tonlos, haſtig, halb abgebrochen und ſtoßweiſe aus dem Munde. Garrick ſtieß ſie faſt undeutlich hervor, nachdem er, wie das Entſetzen ſich wirklich ausdrückt, beklemmt und tief aufgeathmet hatte. Ja Lichtenberg, der uns dies mittheilt, ſtellt uns den Satz auf, man dürfe die

Digitized by Google

Hälfte der Worte kaum verſtehen! Dann war die Stellung des H. Wohlſtadt zwar ſehr maleriſch, aber nicht entſprechend genug. Es ſollte ſich das Entſetzen zwar in ſeinen Zügen, aber das Streben, vom Geſicht des Geſpenſtes etwas zu ſehen, hätte deutlicher hervortreten, und Hamlet bald herüber bald hinüber ſeine Stellung wechſeln ſollen. Daſſelbe gilt von der folgenden Scene, in deren letzterem Theile die Zerriſſenheit Hamlets ſich nicht klar genug dem Auge darſtellte. Herr Wohlſtadt ſprang zu ſchnell in jene Darſtellung über, die er ſich für den Hamlet der folgenden Akte gebildet hatte. Nehmen wir aber, welche verſchiedene grelle Effekte ſich hier einander begegnen und abſtoßen! Zuerſt die grauenvolle Nachricht von der Ermordung, die ſo gräßlich auf ihn wirkt, daß ſie allein nun die Erinnerung ſeines Herzens ausmacht. Horatio nahet und Hamlet muß ſich faſſen. Die Antworten, die er da gibt, ſind zerſtreut und in ſich hinein gebrütet. Bald will er mit dem ſchrecklichen Geheimniß, das ihn erfüllt, herausbrechen, bald überraſcht er ſich darüber und verſchließt es aufs Neue ins Herz. So die Stelle:

„Es lebt kein Schurke in ganz Dänemark". —

Hier wollte Hamlet fortfahren, „der ſchlimmer wäre als mein Oheim." Da plötzlich beſinnt er ſich und fällt ein:

„Der nicht ein ausgemachter Bube wär'!"

Mit dem zweiten Akt eröffnen ſich neue Schwierigkeiten dem Darſteller. Vorerſt iſt die Klippe zu umſchiffen, wie der Wahnſinn Hamlets dargeſtellt werden ſoll, wie viel Heuchelei Hamlets, wie viel Wirklichkeit, da die geiſtreichſten Erklärer, z. B. Gans, den erheuchelten Wahnſinn durchaus läugnen und in der damaligen Charakterſtimmung, in der Reflexionsſucht Hamlets und in ſeiner ſteten Ironie die Tollheitserſcheinungen begründet wiſſen wollen. Dieſe Annahme möchte denn doch etwas zu gewagt erſcheinen und nur ſo viel ſtehet feſt, daß die Uebergänge von dem Ernſt Hamlets zum Schein nicht grell, wie es Herr Wohlſtadt manchmal that, ſondern allmählig herbeigeführt werden ſollen.

Der berühmte Monolog des dritten Aktes hat uns in der Darſtellung Herrn Wohlſtadts nicht angeſprochen, der ihn gewiß zu pathetiſch vortrug. Von der Stelle an:

„Sterben, ſchlafen, ſchlafen und vielleicht auch träumen",

möchte die Reflexion in grübelndem, nicht aber in declamatoriſchem Vortrage gehalten werden. Auch fragt ſich, ob die Stellung mit vorgebeugtem Knie nicht etwas zu theatraliſch iſt. Garrick, und nach ihm Manche, gaben den Monolog ſo, daß vom Anfange des Monologs das Kinn auf dem rechten Arme ruht, der von dem linken Arme geſtützt wird, und in dem Verlaufe des Monologes beide Arme herabſinken. Die tollen Rathſchläge an Ophelia werden zuweilen in greller Härte, zuweilen leicht hin geſprochen. In letzterer Art gab ſie Hr. Wohlſtadt. Barſon, den wir im vergangenen Jahre hier ſahen, ſprach ſie ganz weich, faſt mit Zärtlichkeit. Auf dieſe Weiſe wurden die harten Reden einigermaſſen gemildert und zeigten, daß die alte Liebe zu Ophelia ſich hie und da hervordränge. Einer der ſchwierigſten Theile des Charakters Hamlets wird ſo lichter, und wir verſöhnt mit der unmotivirten Grauſamkeit gegen Ophelia. — Die Scene mit den Schauſpielern ſprach Hr. Wohlſtadt mehr gegen das Publikum, als zu den Schauſpielern. Während des Schauſpieles ſelbſt wußte er die Steigerung der auf Claudius gerichteten Aufmerkſamkeit nicht deutlich genug darzuſtellen. Auf die Frage, wie das Stück heiße, gab er die Antwort: „Die Mauſefalle." raſch und leichthin, ſtatt zwiſchen dem die und Mauſefalle eine Pauſe zu machen und langſam, ſpähend jene Worte auszuſprechen. Dagegen ſpielte Hr. Wohlſtadt in der Scene mit der Königin ſehr ſchön.

Weniger Schwierigkeiten bietet der fünfte Act, und ſie wurden zumeiſt glücklich von Hrn. Wohlſtadt überwunden. Ihm verdanken wir es, daß wir zum erſtenmale hier die Todtengräberſcene ſahen. Ueberhaupt hat ein glücklicher Stern für unſere Bühne dieſen braven Schauſpieler uns hergeführt, durch den es uns vergönnt iſt, hie und da ein claſſiſches Stück über die Bühne gehen zu ſehen, denen er ſich mit beſonderer Vorliebe zu widmen ſcheint.

Die Rolle der Ophelia war durch Dem. Pichler ungenügend vertreten. Wir erinnern nur an die Wahnſinnsſcene, in welche ſie keine „Methode" zu bringen wußte. Gerade die Stellen, die über den Charakter Ophelia's Licht verbreiten ſollten, jene leichtfertigen Liedchen, verſchluckte ſie. Daß Hr. Waldmann die Parthie des Geiſtes übernahm und hiedurch eine gewöhnlich ganz vernachläſſigte Rolle rettete, iſt nicht genug zu loben. Doch dürfte er, was bei ihm ſelten der Fall iſt, ſie zu pathetiſch geſprochen haben. Hr. Dennerlein und Hr. Danielſohn, ſo wie Mad. Wacker, leiſteten das Ihrige redlich. In Beziehung auf die Rolle des Erſteren möchte jedoch zu erwähnen ſeyn, daß ſie nicht allein eine komiſche Seite, ſondern auch eine ernſte, ſchöne darbietet, nämlich die Güte und Vaterliebe des alten Mannes. Dieſe ſahen wir zu wenig, wie wir es denn auch bedauern müſſen, daß die Rathſchläge an Laertes wegblieben.

Die **Krondiamanten,** die Herr Stoffregen am 26. Januar zu ſeinem Benefice giebt, werden ſowohl rückſichtlich des anſprechenden Textes, als der gefälligen Muſik gelobt. Gewiß iſt unſerm wackern, vielbeſchäftigten Tenoriſten ein volles Haus zu wünſchen. —r—

Notizen=Blatt.

(Literariſches.) Emile Lefeank, Verfaſſer der kritiſchen Elementargeſchichte der Literaturen der alten Welt, hat jetzt bei den Gebrüdern Periſſe in Paris eine Histoire élémentaire et critique de la litérature étrangère herausgegeben; der erſte Band handelt von der italieniſchen, ſpaniſchen und portugieſiſchen Literatur, der zweite von den Literaturen des Nordens. Jeder Band koſtet in 12. nur 3 Fr. 50 Ct. und kann bei dem erwachten Eifer der Franzoſen für die poetiſchen Schätze des Auslandes als Vorſchule von entſchiedener Wichtigkeit werden.

(Muſikaliſches.) Zu Leipzig ſoll in wenig Wochen eine großartige Lehranſtalt für höhere Ausbildung in der Muſik (alſo ein Conſervatorium) eröffnet werden, das vom Könige Schutz und Unterſtützung genießt. Die Anſtalt ſteht In- und Ausländern offen; als Lehrer werden daran unter Andern Dr. Felix Mendelsſohn Bartholdy, Dr. Rob. Schumann und Muſikdirektor Polenz thätig ſeyn.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 13. Sonntag, 29. Januar 1843.

Das Bußhaus in Philadelphia.

(Fortſetzung und Schluß.)

Wenn ſeine Gefängnißzeit kurz iſt — verhältnißmäßig meine ich, deun wirklich kurz kaun ſie nie ſeyn — ſo iſt das letzte halbe Jahr beinahe ſchlimmer als Alles; denn da glaubt er, es werde Feuer auskommen und er unter den Ruinen des Kerkers verbrennen; oder er fürchtet, daß er hier zu ſterben verdammt iſt, oder daß er auf irgend eine falſche Anklage hin feſtgehalten und noch auf eine kurze Zeit verurtheilt werden wird; kurz, daß irgend etwas vorfallen müſſe, um ſeine Erlöſung zu hintertreiben. Und dieſe Furcht iſt ſo natürlich, das ſich mit Gründen gegen ſie gar nicht kämpfen läßt; denn nach einer ſo langen Abgeſchiedenheit, nach einem ſolchen Verſchwinden aus der Welt und ſo großen Leiden iſt ihm der Einſturz des Himmels glaublicher, als die Möglichkeit, wieder der Freiheit und ſeinen Nebenmenſchen zurückgegeben zu werden.

Wenn ſeine Gefängnißzeit ſehr lang war, ſo macht ihn die Ausſicht auf ſeine Erlöſung verwirrt und beſtürzt. Sein gebrochenes Herz ſchlägt vielleicht einen Augenblick höher, wenn er an die Welt draußen denkt und was ſie ihm hätte ſeyn können in all jenen einſam verbrachten Jahren, aber das iſt auch Alles. Die Kerkerthür war zu lang geſchloſſen hinter all ſeinen Hoffnungen, Sorgen und Intereſſen. Beſſer Ihr hättet ihn gleich aufgehenkt, als ihn d a h i n zu bringen — und ihn dann fortzuſchicken unter die Menſchen, die ſeines Gleichen nicht mehr ſind.

Auf dem hagern eingefallenen Antlitz eines jeden dieſer Gefangenen lag derſelbe Ausdruck. Ich weiß nicht, womit ich ihn vergleichen ſoll. Er hatte etwas von jener geſpannten Aufmerkſamkeit, die wir auf den Geſichtern der Blinden und Tauben ſehen, gemiſcht mit einer Art von Entſetzen, als hätte man ſie im Geheimen erſchreckt. In jeder kleinen Kammer, die ich betrat, und an jedem Gitter, durch das ich ſah, glaubte ich daſſelbe grauſende Antlitz zu ſchauen. Es lebt in meiner Erinnerung, wie mit der Zauberkraft eines merkwürdigen Bildes. Führt mir hundert Menſchen vor, und wenn nur Einer darunter iſt, der nicht lang aus einer ſolchen einſamen Zelle befreit iſt, — ich will ihn augenblicklich erkenren.

Die Phyſiognomien der weiblichen Gefangenen werden, wie ich ſchon angedeutet, dadurch eher veredelt und milder gemacht. Mag dies von ihrer beſſeren Natur herrühren, die ſich in der Einſamkeit geltend macht, oder davon, daß ſie an ſich ſanftere Weſen ſind, von größerer Geduld und ausdauernder Dulderkraft, ich weiß es nicht; aber es iſt ſo. Daß die Strafe, nach meiner Anſicht, nichts deſto weniger eben ſo grauſam und ungerecht bei den Weibern iſt wie bei den Männern, brauche ich kaum noch hinzuzufügen.

Es iſt meine feſte Ueberzeugung, daß dieſe Strafe, abgeſehen von der Seelenangſt, die ſie hervorbringt — einer Angſt, die ſo heſtig und fürchterlich iſt, daß keine Einbildungskraft ſich ſie denken kann — den Geiſt in einen krankhaften Zuſtand verſetzt und für die rauhe Berührung der Außenwelt und ihre geſchäftige Thätigkeit für immer untauglich macht. Ich bin überzeugt, daß, wer dieſe Strafe ausgehalten hat, nicht anders als innerlich zerſtört und moraliſch krank in die Geſellſchaft zurückkehren kann. Man hat viele Beiſpiele von Menſchen, die gezwungen oder aus freier Wahl ein vollkommen einſames Leben führten; aber ich weiß keinen Einzigen, ſelbſt unter den Weiſen von ſtarkem Geiſt und durchdringendem Verſtand keinen, bei dem die Folgen ſich nicht durch einen geſtörten Gedankengang oder irgend eine Art von Viſion und verdüſterter Phantaſie offenbart hätten. Was für ungeheuerliche Phantome, Kinder des Zweifels und der Verzweiflung, geboren und großgezogen in der Einſamkeit, ſind nicht ſchon über die Erde geſchritten, vor denen die Schöpfung häßlich und das Antlitz des Himmels ſelbſt verfinſtert ward!

Der Selbſtmord iſt unter dieſen Gefangenen ſelten, ja beinahe ganz unbekannt. Aber zu Gunſten des Syſtems kann man billiger Weiſe dieſen Umſtand durchaus nicht anführen, obgleich es ſehr häufig geſchieht. Jeder, der die Seelenkrankheiten zu einem Gegenſtand ſeines Studiums gemacht hat, wird ſehr wohl wiſſen, daß es einen Grad äußerſter Verzweiflung und Niedergeſchlagenheit gibt, der den ganzen Charakter eines Menſchen untergräbt und alle Spannkraft ſeines Geiſtes zerſtört, alle Selbſtſtändigkeit ſeines Willens bricht, ohne doch gerade zum Selbſtmord zu führen. Dies iſt ein Fall, der ſehr häufig vorkommt.

Daß es die Sinne abſtumpft und allmälig alle körperlichen Kräfte lähmt, davon bin ich völlig überzeugt. Ich bemerkte gegen die Herren, welche mit mir zu Philadelphia in dieſem Gefängniß waren, daß die Verbrecher, welche lang geſeſſen hätten, taub ſeyn müßten. Sie, die darin gewohnt waren, dieſe einſamen Menſchen beſtändig vor ſich zu ſehen, waren ganz erſtaunt über meine Idee und hielten ſie für grundlos, für eine bloße Einbildung. Und doch beſtätigte der allererſte Gefangene, den ſie befragten — und den ſie ſelbſt gewählt hatten — meine Vermuthung (von der er nichts wußte) augenblicklich, und ſagte mit der aufrichtigſten Miene von der Welt, die gar keinen Zweifel zuließ, er wiſſe nicht, wie es komme, aber er werde wirklich ſchwerhörig.

Daß die Strafe eine außerordentlich ungleichmäßige iſt und den ſchlimmſten Verbrecher am wenigſten berührt,

Digitized by Google

iſt außer allem Zweifel. Und ich glaube nicht im Mindeſten, daß ſie als Beſſerungsmittel wirkſamer ſeyn ſoll als jenes andere Strafſyſtem, welches den Gefangenen erlaubt, in Geſellſchaft zu arbeiten, ohne mit einauder zu reden. Alle Beiſpiele von einer Beſſerung, die mir aufgezählt wurden, waren der Art, daß ich glaube, ſie wäre eben ſo gut, wo nicht noch gründlicher durch das Schweigſyſtem erreicht worden. Was ſolche Individuen, wie den oben geſchilderten Neger und den engliſchen Dieb betrifft, ſo werden wohl auch die größten Enthuſiaſten ſich nicht mit der Hoffnung ſchmeicheln, ſie zu bekehren.

Mich dünkt, ſchon der Einwurf, daß nie etwas Gutes oder Heilſames aus ſolcher unnatürlichen Einſamkeit entſprungen iſt, und daß ſelbſt ein Hund oder überhaupt jedes verſtändigere Thier unter ihrem Einfluß hinwelken, verdummen oder verroſten würde, müßte an und für ſich ein völlig ſchlagender Grund gegen dieſes Syſtem ſeyn. Aber wenn man dazu noch bedenkt, wie hart und grauſam es iſt, und daß ein einſames Leben hier ſtets ganz beſonders beklagenswerthe und eigenthümliche ſchlimme Folgen gehabt hat: und wenn man überdem noch erwägt, daß man nicht etwa zwiſchen dieſem Syſtem und einem ſchlechten, ſondern zwiſchen ihm und einem andern zu wählen hat, welches in ſeiner ganzen Theorie und Praxis anerkannt vortrefflich iſt und bereits ſeine gute Wirkſamkeit bewährt hat; ſo ſollte man doch mehr als hinreichenden Grund haben, eine Strafweiſe aufzugeben, die ſo wenig verſpricht nud unſtreitig eine ſolche Unzahl von Uebeln in ihrem Gefolge hat.

Zur Erholung von dieſen traurigen Betrachtungen will ich das Kapitel mit einer ſeltſamen Geſchichte ſchließen, die mit demſelben Thema zuſammenhängt und mir von den dabei betheiligten Herren während unſeres Beſuchs im Gefängniß mitgetheilt wurde.

Bei einer der periodiſchen Zuſammenkünfte der Inſpectoren dieſes Gefängniſſes trat ein Arbeiter aus Philadelphia vor die Schranken und verlangte in allem Ernſt, einſam eingeſperrt zu werden. Auf die Frage, was ihn zu dieſem ſeltſamen Begehren bewegen konne, erwiederte er: Er habe einen unwiderſtehlichen Hang zum Trunke; er gebe ſich ihm beſtändig hin, zu ſeinem größten Ruin und Verderben; er habe nicht die Kraft, ſich ſelbſt zu widerſtehen, wünſche daher, gewaltſam aller Verſuchung entrückt zu werden, und könne dazu kein beſſeres Mittel finden, als eben dieſes. Man machte ihm begreiflich, daß das Gefängniß nur für Verbrecher beſtimmt ſey, die verhört und geſetzlich verurtheilt worden wären, aber keineswegs ſolchen grillenhaften Wünſchen dienen könne; man ermahnte ihn, ſich aller berauſchenden Getränke zu enthalten, was er, wenn er ernſtlich wollte, ſehr gut im Stande ſeyn würde, und entließ ihn mit noch manchem andern guten Rath. Außerordentlich unzufrieden mit dem Erfolg ſeiner Bittſtellung entfernte er ſich.

Allein er kam noch einmal, er kam zum zweiten und zum dritten Mal wieder, und wurde ſo ungeſtüm und zudringlich, daß ſie endlich mit einander berathſchlagten und ſagten: „Wenn wir ihn noch länger abweiſen, wird er ſich gewiß eines Vergehens ſchuldig machen, und die Strafe wirklich verdienen. Sperren wir ihn ein. Er wird bald froh ſeyn, wenn er nur wieder gehen kann, und dann ſind wir ihn los.“ Sie ließen ihn demnach ein Actenſtück unterzeichnen, damit er nie wegen unrechtmäßiger Einſperrung Beſchwerde erheben könne, des Inhalts, daß er ſeine Haft für eine freiwillige und ſelbſtgewünſchte erkläre; dann erſuchten ſie ihn, wohl zu merken, daß der Gefangenwärter den Befehl habe, ihn zu jeder beliebigen Stunde bei Tag oder bei Nacht frei zu laſſen, ſobald er zu dieſem Zweck an die Thüre ſeiner Zelle klopfen würde; gaben ihm aber auch zu verſtehen, daß er, einmal fort, nicht wieder aufgenommen würde. Da er auf dieſe Bedingungen einging und noch immer auf ſeinem Wunſch beſtand, wurde er nach dem Gefängniß geführt und in eine der Zellen eingeſchloſſen.

Und dieſer Menſch, der nicht ſo viel Feſtigkeit beſaß, um ein Glas Branntwein auf dem Tiſch unberührt ſtehen zu laſſen — lebte in dieſer Zelle, einſam eingekerkert, freiwillig nahe an die zwei Jahre und arbeitete täglich in ſeinem Gewerbe als Schuhmacher. Da nach dieſem Zeitraum ſeine Geſundheit zu wanken anfing, empfahl ihm der Arzt, dann und wann im Garten zu arbeiten. Das behagte ihm denn gar ſehr und er machte ſich recht munter an dieſe neue Beſchäftigung.

An einem Sommertage grub er da recht fleißig, als zufällig das Pförtchen des äußern Thores offen ſtand und ihm draußen die wohlbekannte ſtaubige Straße und die ſonnverbrannten Felder zeigte. Der Weg ſtand ihm jeden Augenblick offen wie nur irgend einem freien Mann auf der Welt, allein kaum hob er den Kopf in die Höhe und ſah die Gegend draußen im Licht der Sonne ſtrahlend, als er mit dem unwillkürlichen Inſtinkt eines Gefangenen den Spaten wegwarf und, ohne ſich ein Mal umzuſehen, ſo ſchnell als ihn ſeine Beine nur tragen mochten, auf und davon rannte.

Herr von Kipfelhuber.

(Fortſetzung.)

Und das war wirklich ein Glück für Hrn. v. Kipfelhuber; denn hätte er für jede Priſe, die er geſchnupft, nur einen Krenzer Strafe bezahlen müſſen, ſo wäre im Jahre ein hübſches Sümmchen herausgekommen.

Wie oft pries er deshalb die Freiheit ſeines Vaterlandes, die Toleranz der hohen Polizei!!!

„Ich kann eſſen und trinken, wann ich will,“ ſagte er, und ſang dann im überſtrömenden Gefühle ſeines k. k. öſterreichiſchen Patriotismus:

„Es gibt nur a Kaiſerſtadt,
Es gibt nur a Wien!“

Eines Morgens, als Herr v. Kipfelhuber im Kaffeehauſe zum Stopſel ſein drittes oder viertes Frühſtück zu ſich nahm, fiel ihm eine Beilage der Wiener Zeitung in die Hand, worin mit auffallend großer Schrift folgende Anzeige ſtand:

»Tauſend Gulden Belohnung
Demjenigen, der die Schnupftabaksdoſe Rudolfs von Habsburg, welche vorgeſtern auf dem Wege vom Stephansplatz bis zum Kärnthner Thor verloren gegangen, dem untröſtlichen Eigenthümer derſelben ungeſäumt wiederbringt. Nähere Auskunft ertheilt das Bureau der Wiener Zeitung.«

»Kellner!“ rief Hr. v. Kipfelhuber.

»Was ſchaffen Ew. Gnaden?«

»Können Sie mir ſagen, wer dieſer Rudolph von Habsburg iſt, der vorgeſtern ſeine Doſe verloren hat?«

»Rudolf von Habsburg? Den kenn' ich nicht.

Digitized by Google

Wollen's vielleicht ſo gut ſeyn, im Schematismus nachzuſchlagen? Da finden ihn Ew. Gnaden ganz beſtimmt.«

»Her damit!«

Der Kellner brachte gleich darauf das Adreßbuch. Hr. v. Kipfelhuber ſchlug erſt unter Rudolf und dann unter Habsburg nach, fand aber weder den einen noch den andern Namen.

»Da haben wir's,« rief Hr. v. Kipfelhuber, »Rudolf von Habsburg ſteht nicht im Schematismus. S' iſt zum Dummwerden! Da findet man Alle drin, nur die nicht, die man ſucht.«

»Vielleicht iſt er geſtrichen worden.«

»Geſtrichen? Von wem?«

»Von der Cenſur, Hr. v. Kipfelhuber.«

»Darf ſie denn auch Namen Streichen?«

»Na ob!! Dieſer Rudolf von Habsburg muß ein mächtiger Menſch ſeyn«...

»Aber mehr Geld haben als ich! Stellen ſie ſich vor, Kellner, tauſend Gulden verſpricht er Demjenigen, der ihm ſeine verlorne Doſe wiederbringt. Herr Gott, das muß eine Doſe ſeyn! Die möcht' ich ſehen! Die möcht' ich haben!«

»Ich auch, aber blos von wegen der tauſend Gulden,« meinte der Kellner.

»Und ſo ein Mann ſteht nicht im Schematismus? 'S iſt zum Dummwerden!« wiederholte Hr. v. Kipfelhuber.

Bald darauf trat Hr. v. Zwiebelmeyer, der blutjunge Theater-Recenſent eines Wiener Unterhaltungsblattes, ein Stammgaſt des ſilbernen Stöpſels, ein und ließ ſich mit großer Herablaſſenheit an dem Tiſche nieder, an dem Herr Doſen-Nazi ſaß.

»Guten Morgen, Hr. v. Kipfelhuber.«

»Grüß Ihnen Gott, Hr. v. Zwiebelmeyer. Gut, daß Sie kommen. Kennen Sie vielleicht einen gewiſſen Herrn von Habsburg?«

»Habsburg?« wiederholte der Gefragte. »Dieſer Name kommt mir ziemlich bekannt vor; ich glaube, ihn ſchon manchmal gehört zu haben, und wenn ich nicht irre, in einem Zauberſpiel, das ich einmal vor zehn Jahren im Leopoldſtädter Theater geſehen.«

»Das wird wohl ein Anderer, aber nicht Dieſer da geweſen zu ſeyn, der vorgeſtern ſeine Doſe verloren hat... Da leſen Sie mal.«

Hr. v. Kipfelhuber gab dem gelehrten Hrn. v. Zwiebelmeyer das Zeitungsblatt.

»Sie ſcheinen dieſe Anzeige nicht zu verſtehen,« ſagte der Literat.

»Wie ſo?«

»Dieſe Doſe hat nicht der Hr. v. Habsburg verloren«...

»Wer denn?«

»Das kann ich Ihnen nicht ſagen.«

»Warum denn nicht?«

»Weil ich's nicht weiß. Wenn Ihnen aber daran gelegen iſt, zu erfahren, wer ſie verloren hat, ſo erkundigen ſie ſich im Bureau der Zeitung.«

»Hören Sie, des iſt ein prächtiger Einfall! Aber wiſſen möcht' ich deun doch, wer dieſer Habsburg iſt?«

»Vermuthlich kein Anderer, als der frühere Beſitzer dieſer Do... Kreuz Element, jetzt fällt mir etwas ein.«

»Was fällt Ihnen ein?«

»Ja, nun erinnere ich mich ſeiner ganz genau! Es war kein Zauber- ſondern ein Trauerſpiel. Dieſer Rudolf von Habsburg war ein Feind Ottocars.«

»Und dieſer Ottocar?«

»Wie, Sie wiſſen nicht, wer Ottocar war?«

»Ich hab' in meinem ganzen Leben nichts von dem Mann gehört.«

»Pfui, ſchämen Sie ſich, Hr. v. Kipfelhuber. Sehen Sie, das kommt Alles davon her, daß Sie nie das Theater beſuchen und niemals die Wiener Theaterzeitung leſen. Ottocar, mein lieber Freund, war König von Böhmen.«

»I, was Sie ſagen?«

»Und dieſer Rudolf von Habsburg war Kaiſer von Deutſchland.«

»Nicht möglich!«

»Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort.«

»Das iſt ein ſchlechter Spaß.«

»Meinen Sie damit mein Ehrenwort?«

»Was fällt Ihnen ein. Nein Freund, ich meine damit den Einfall, daß dieſer Hr. v. Habsburg Kaiſer von Deutſchland ſoll geweſen ſeyn.«

»Aber es iſt ſo; ich kann's Ihnen durch die Wiener Theaterzeitung beweiſen.«

»Alſo wirklich der Kaiſer? Und dieſer Kaiſer hat vorgeſtern ſeinen Schnupftabaksdeckel verloren?«

»Er nicht, hab' ich Ihnen ſchon einmal geſagt.«

»Na wer denn ſonſt?«

»Das werden ſie im Bureau der Zeitung erfahren.«

»Gleich will ich hin. Dieſe Doſe muß ich haben, ſo wahr ich Ignaz heiße und nicht ſo dumm bin, wie ich ausſehe. Addio, Hr. v. Zwiebelmeyer, Sie ſind doch ein Tauſendſaſa, der Alles weiß.

(Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Frankfurt, 26 Januar.

Die wichtige Frage, ob wir im Theater in dieſem Winter Maskenbälle haben werden oder nicht, iſt noch nicht entſchieden. Der Senat hat ſich zwar bereits dagegen ausgeſprochen, da es aber einzelnen Wirthen erlaubt ſeyn ſoll, Maskenbälle zu halten, wird die Theater-Direction es noch einmal verſuchen, auch für's Theater dieſe Begünſtigung in Anſpruch zu nehmen. Sie muß es verſuchen, da die Theaterabonnenten den Wunſch ausgeſprochen haben, es möge die Direction wenigſtens zwei Maskenbälle veranſtalten. Man wird es auswärts komiſch finden, daß man den Frankfurtern nicht geſtatten will, auf einem öffentlichen Maskenballe ſich zu beluſtigen — allein es geſchehen gar ſonderbare Dinge unter der Sonne und namentlich in unſerer freien Stadt. — Ueber unſer Theater, namentlich aber das Schauſpiel-Repertoire, kann ich Ihnen wenig Erfreuliches melden und muß mir einen beſondern Brief für eine Jeremiade darüber vorbehalten. Er ſoll kommen, geharniſcht vom Kopf bis zur Zehe, und dann wollen wir ſehen, was die miniſterielle Theaterpreſſe darauf zu erwiedern wiſſen wird. —ff—

*

Bonn, 24. Januar.

Es drängt ſich hier jedem Beobachter der Tages-

Digitized by Google

begebniſſe die Bemerkung auf, daß Bonn vor allen Nachbarſtädten mit Novitäten aller Art zu jeder Zeit verſehen iſt. So ſind Virtuoſen, Taſchenkünſtler, fremde Thiere und dergleichen immer in Thätigkeit. Die Leute aber, welche als Künſtler u. ſ. w. hierher kommen, täuſchen ſich, wenn ſie meinen, wegen der Univerſität mit reicher Beute von hier abzuziehen; die meiſten entfernen ſich oft mit großem Nachtheile. Die Stadt bietet ſelbſt Vergnügungen genug, auch Merkwürdiges hinreichend, um die Schauluſtigen zu befriedigen. Hier iſt ein Theater, worin von der Kölner Truppe wochentlich geſpielt wird. In der Leſe- und Erholungsgeſellſchaft werden öfter Concerte gehalten; ſo iſt das zweite Concert für dieſen Winter ſchon angekündigt; das erſte war zu Ehren Beethovens. — Am 20. d. M. hat eine junge Dilettantin, Frln. Heymann, ans hieſiger Stadt gebürtig, ein Clavierconcert gegeben, deſſen Reinertrag ſie zur Hälfte dem hier beſtehenden Frauenvereine zukommen ließ. Dieſer Frauenverein hat die Pflege und Erhaltung armer Wittwen und Waiſen ſich zur Aufgabe gemacht. — In Kurzem wird anch der akademiſche Singverein, beſtehend aus Studirenden und vornehmen Madchen der Stadt, ein Concert zum Beſten des Frauenvereins geben. Der herrliche Pſalm von Mendelsſohn iſt ſchon eingeübt. Prof. Breidenſtein leitet das Ganze und man kann daher eine gelungene Aufführung erwarten. (Das Nähere wollen wir Nächſtens beſprechen.) — A. W. v. Schlegel iſt noch immer in Ruhe. Vermuthlich wird er ſeine neueſte Schrift, wovon er in einer frühern Stunde im College ſprach, herausgeben und hält ſich zu dem Zwecke von allem Störenden fern. Als er nämlich über die Baukunſt der Alten ſprach, brachte er Hirt in Berlin in Erwähnung und ſagte: daß dieſer wegen Unkenntniß der griechiſchen Sprache manche falſche Anſicht von der alten Baukunſt, ſo wie auch über das attiſche Theater gehabt habe, und fügte hinzu, daß er jetzt an einer Schrift arbeite, die das attiſche Theater behandle, wovon nur noch einige Bogen fehlten, um es dem Drucke zu übergeben. Es wird jedenfalls etwas Tüchtiges und in jeder Beziehung Gediegenes, da Schlegel gerade auf dieſem Felde der Wiſſenſchaft ſehr bewandert iſt. —b—

Würzburger Theater.

Sonntag, 22. Januar 1843.

K e a n.

Dieſes hiee ſehr beliebte Drama wurde im Ganzen gut gegeben, beſonders zeichnete ſich Hr. W o h l ſ t a d t in der Titelrolle aus. Sein Spiel veranſchaulichte alle Seiten dieſes excentriſchen Charakters ſehr glücklich, und vorzüglich gelungen war die Scene vor und auf dem Theater. Eine einzige Stelle hätten wir anders gewünſcht, nämlich die, worin er der Miß Anna Temple die Gefahren vorſtellt, welche der Schauſpielerſtand für ihre Tugend haben könnte. Man kann dieſe Stelle, die gewiß jeden Mann, der ſie ſpricht, und jedes Mädchen, an das ſie geſprochen ſind, in Verlegenheit dringen muß, nicht leiſe und zart genug halten. Hr. W a l d m a n n iſt zum Lord Devonshire wie gemacht. Auch Mad. W e r n e r und Dem. P i c h l e r füllten ihre Rollen gut aus. Weniger günſtig müſſen wir der Mad. H a h n gedenken;, der ſchon wegen ihrer leiſen Stimme eine Beſchäftigung in nur etwas anſehntichen Rollen nicht zu wünſchen iſt. —r—

☆

N o t i z e n : B l a t t.

(**Bildende Kunſt.**) Der berühmte Maler L u d w i g S c h n o r r von Karolsfeld hat für das Refectorium des Neuburger Kloſterſtiftes in Wien die Schleierfindung durch Herzog Leopold den Frommen gemalt, d. h. den Moment, wie der Herzog an der Stelle, wo er den verlorenen Schleier ſeiner Gemahlin wiederfand, ein Kloſter zu gründen gelobt.

(**Theatraliſches.**) Im Jahre 1825 ſollten „die Kreuzritter“ M e y e r b e e r's zum erſtenmal in der großen Oper gegeben werden. Meyerbeer war damals noch ſehr mit Roſſini befreundet und vertraute ihm ſeine Beſorgniß an, das Stück möchte durchfallen. Der italieniſche Meiſter behauptete das Gegentheil und wettete mit ihm 100 Louisd'or. Am Abend der Vorſtellung erſchien Roſſini, ganz gegen ſeine Gewohnheit, im eleganten Coſtum auf einem Sperrſitze auf dem Balkon der großen Oper. Bei jedem Stücke applaudirte er. Das Publikum applaudirte nach, und die Wette war gewonnen. Meyerbeer zahlte wohl die 100 Louisd'or ſehr gerne.

Eine neue Oper von P a c c i n i, „die corſiſche Verlobte“ hat in Neapel ungeheures Glück gemacht.

(**Miscelle.**) E i n V a t e r e r d r ü c k e t ſ e i n K i n d v o r F r e u d e. Ein engliſcher Laſtträger, der ſich in äußerſter Noth befand, da er bei ſehr geringen Einkünften eine zahlreiche Familie zu ernähren hat, eebte plötzlich von einem Anverwandten 20,000 Pfund Sterling. Als er davon Nachricht erhielt, befand er ſich eben am Themſe-Ufer. Außer ſich vor Freude lief er nach Hauſe, hob daſelbſt das ihm am Erſten begegnende jüngſte Kind auf ſeine Arme und küßte und drückte es ſo lange, bis er aus ſeinem Wahnſinn erwachte und das Kind todt in ſeinen Händen hatte.

(**Anekdotäres.**) D u m o u r i e z ſchrieb an einen Mann, welchem er viel ſchuldig war, und ſchloß mit den Worten: „Ich verbleibe Zeitlebens Ihr ergebenſter Diener und Schuldner.“

Ein alter ungariſcher Edelmann, der nur Stiefel trug, die für beide Füße paßten und zum Abwechſeln eingerichtet waren, ließ ſich neue verfertigen. Der Schuhmacher machte ſie ihm nach der Mode, jeden Stiefel für ſeinen beſondern Fuß. Sie paßten am erſten Tage trefflich, der Ungar ſpazirte ganz bequem darin. Den folgenden Tag wechſelte er nach ſeiner Gewohnheit und litt entſetzliche Schmerzen. Einige Zeit darnach begegnete ihm der Schuhmacher und fragte, ob er mit ſeiner Arbeit zufrieden ſey, „Sind verzauberte Stiefel, verſetzte der Ungar, alle Montag, Mitwoch und Freitag geht mir's gut darin, aber Dinſtag, Donnerstag und Samſtag drücken's ganz verzweifelt.“

*

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 14. Dinſtag, 31. Januar 1843.

Herr von Kipfelhuber.

(Fortſetzung.)

Doſen-Nazi rannte eilig fort.

Zu dick und bequem, um den weiten Weg vom äußerſten Ende der Alſer-Vorſtadt bis in die Mitte der Stadt zu Fuß zurücklegen zu konnen, warf ſich Doſen-Nazi in den erſten Fiacre, der ihm begegnete, und fuhr nach der Rauhenſteingaſſe.

Unterwegs waren ſeine Gedanken einzig und allein mit der Doſe Rudolfs v. Habsburg beſchäftigt. Er wußte nun, daß dieſer Habsburg deutſcher Kaiſer war, und ſeit jenem Augenblicke war er auf deſſen Doſe wie der Teufel auf eine arme Seele erpicht.

»Die Doſe muß ich haben, ſie mag koſten, was ſie will. Bin ich denn nicht reich und kann ich nicht Alles haben, was ich will?«

In der Rauhenſteingaſſe angelangt, verließ er den Fiacre und begab ſich in die Expedition der Zeitung.

»Nehmen Sie's ja nicht übel,« ſagte er zu einem der Expedienten, »wenn ich ſo frei bin, Sie zu bitten, mir zu ſagen, wer der Herr iſt, der vorgeſtern in der Zeitung den Schnupftabaksdeckel von dem deutſchen Kaiſer Rudolf von Habsburg verloren hat.«

»Der Mann heißt Reginald Pfefferkorn.«

»Und wohnt?«

»Jägerzeile Nr. 18, 3 Treppen hoch. So eben hat er uns die Anzeige geſchickt, daß ſeine Doſe bereits gefunden iſt.«

»Alſo wirklich gefunden?«

»Morgen ſteht's in der Zeitung.«

Hr. v. Kipfelhuber dankte für die erhaltene Auskunft, ſtieg wieder in ſeinen Fiacre und fuhr nach der Jägerzeile hinaus.

Herr Reginald Pfefferkorn, der dem redlichen Finder der verlornen Doſe tauſend Gulden Belohnung zugeſichert hatte, gehörte zu jenen Leuten, die man im bürgerlichen Leben Glücksritter, in der juriſtiſchen Praxis aber, welche maſſivere Bezeichnungen liebt, Filous oder Spitzbuben nennt. Dieſer Filou bewohnte nicht weniger als drei verſchiedene Quartiere. In der Jägerzeile nannte er ſich Reginald Pfefferkorn, in der Joſepſtadt Hr. v. Paroli und in der Stadt Dr. Müller. Seinen wahren Namen wußte Niemand. Er war ein junger, hübſcher Mann, der einen ſtarken Backenbart in Form eines Hufeiſens, auf dem vierten Finger ſeiner linken Hand ein halb Dutzend funkelnder Ringe und immer buttergelbe Glacehandſchuhe trug. Ueberhaupt machte er ſtets feine Toilette, trug im Sommer auffallendes Hoſenzeug und im Winter einen der reizendſten Zobelpelze von ganz Wien; kein Wunder, daß ihn alle Welt für einen reichen, vornehmen Mann hielt. Das Capital aber, von dem er lebte, war die Leichtgläubigkeit und Dummheit vieler Leute, die eigentlich nur darum auf der Welt zu ſeyn ſcheinen, um ſich von jedem Glücksritter gutmüthig hinters Licht führen und über's Ohr hauen zu laſſen.

Hr. Reginald Pfefferkorn war einer der pfiffigſten Induſtrieritter, ſo verſchmitzt, daß er ſelbſt die Luchsaugen der geheimen Polizei zu blenden und zu täuſchen verſtand.

Jeder Wiener, welcher in den Jahren 1837 und 1838, Nachmittags zwiſchen drei und vier Uhr, Cora's Kaffeehaus vis-à-vis vom Auguſtinerkloſter beſucht hat, wird dort die Crême der Wiener Literaten: Hrn. Ignaz Jeitteles, einen großen Schöngeiſt, von dem der ſelige Sulzer ſeine Theorie der ſchönen Künſte abgeſchrieben, Hrn. Wilhelm Lembert, den berühmten Miteſſer des Hrn. Scribe und — was viel intereſſanter als dieſe beiden Herren der Literatur — einen ſchwarzen Pudel geſehen haben, der beſtändig unter dem Billard lag.

Er hieß Diplomat und mochte wohl der geſcheidteſte Pudel von ganz Wien ſeyn. Er war ungefähr das unter den Hunden, was Hr. Jeitteles unter den Literaten iſt. Er (der Pudel nämlich) hatte hundert liebenswürdige Eigenſchaften: er war ein Ausbund der Treue, ein Muſter von Wachſamkeit und ein Wunder von Dreſſur. Er bellte und knurrte auf's Commando, ſtand eben ſo feſt auf den zwei Vorder- als auf den zwei Hinterbeinen, wedelte ganz diplomatiſch mit dem Schweife und wußte aufzuwarten, wie ein Frankfurter.

Dieſer Pudel gehörte dem bewußten Hrn. Dr. Müller und der bewußte Hr. Dr. Müller zu den Stammgäſten dieſes Kaffeehauſes.

Dieſer Dr. Müller hatte ſeinen vierfüßigen Diplomaten abgerichtet, jedes Geldſtück, das ſein Herr oder irgend ein anderer auf die Erde fallen ließ, im Nu aufzufangen und — was die größte Tugend dieſes Hundes war — augenblicklich zu verſchlucken. Der gute Diplomat verſchluckte alles Geld ohne Unterſchied des Standes und der Religion: katholiſches und proteſtantiſches Geld, Kupfer- und Silbergeld, von der Größe eines Kreuzers bis zu der eines Zweiguldenſtücks... nur Papiergeld war ihm zuwider.

Sein Herr, der täglich die Runde durch wenigſtens zwanzig Kaffeehäuſer machte, verdankte ſeinen Unterhalt großentheils der Geſchicklichkeit ſeines Diplomaten, den er überall mit ſich führte. — Sobald unſer Glücksritter in ein Kaffeehaus eintrat, legte ſich ſein Pudel ſogleich unter's Billard und verfolgte vor Allem jede Bewegung der Marqueure. So oft dann einer der dienſtbaren Geiſter oder einer der Gäſte beim Bezahlen oder Wechſeln aus Unvorſichtigkeit ein Geldſtück durch die Finger auf die Erde fallen ließ, ſtürzte — noch ehe ſie

ſich niederbücken konnten — der Pudel darauf los und verſchlang es, ungefähr mit der Wonne, mit der ein Feinſchmecker eine Auſter verſchlingt.

Das Geldſtück war dann unwiederbringlich verloren. Der Eigenthümer des Pudels bat tauſendmal um Entſchuldigung und verfügte ſich dann in ein anderes Kaffeehaus, entrirte dort eine Partie Domino und ſtieß während des Spielens an den Tiſch an, damit ſein Geld ſowohl als das ſeines Gegners auf die Erde falle. Diplomat, der liſtig auf der Lauer lag, ſprang dann ſchnell aus ſeinem Hinterhalt hervor, ſchnappte ein Stück nach dem Andern auf — und verſchluckte es. Sein Herr gab ſich dann die Miene, als ob er — Gott weiß wie ſehr — empört darüber wäre. Er ſchimpfte und ſchlug den armen Pudel; Diplomat krümmte ſich wie ein getretener Wurm, Diplomat winſelte, Diplomat ſchrie, gab aber das Geld um keinen Preis der Erde zurück.

(Fortſetzung folgt.)

Salonſcenen.

Von Ignaz Wulſter.

(Aus der Wiener Zeitung für Kunſt, Literatur, Theater u. Mode.)

Von den Ufern der Seine und Garonne hat ſich viel des Unfuges und des böſen Krautes zu uns herüber gezogen: blutrünſtige Romane, leichtfertige Luſtſpiele, koſtſpieliger Prunk und unnöthiger Flitter, ruheſtörende Gedanken und tauſend böſe Gewohnheiten; doch als Gefährlichſtes überkam uns ruhige Deutſche auch das ſo große Wort „Salon“ in ſeiner weiten, um ſich greifenden Langweiligkeit und ſeinem Verderben für ächten kernhaften Witz und heitere Geſelligkeit.

Unſere Altvordern oder Ahnen, wie die ſogenannte gebildele Welt ſie zn nennen pflegt, hatten auch ein großes abgeſondertes Gemach, worin alte Waffen und Rüſtungen aufbewahrt, worin die Kinder der Edelſten des Landes geführt wurden, ſich zu ergötzen. Der Jüngling prüfte dort ſeine phyſiſche und moraliſche Kraft, und die Erzählungen der Thaten, welche ſich wie ein Erinnerungsmoos um dieſe ehernen Bilder ſchlangen, ſo wie das Schwert, das in ſeiner Fauſt zum erſten Male glänzte, weckten in ihm die Sehnſucht, das Recht zu verfechten, die Dame ſeines Herzens zu ſchützen, oder es gegen die Sarazenen für das heilige Kreuz zu ziehen. Auch Feſtgelage wurden in dieſer Halle gehalten, wo die edle Hausfrau den Humpen credenzte, manchem ernſten und heiteen oder gewichtigen Worte zuhorchte, und wenn die Männer ſich noch lange im Geſpräche ergingen, die Spindel zur Hand nahm oder die bunte Schärpe durchwirkte, die den geliebten Gatten zum Scherzſpiel oder ernſten Kampf umgürten ſollte. Die ehernen Ritter und ihr Waffenſpiel verſanken mit ihrer thatkräftigen Zeit und mußten dem weichlichen Gebrauch eines Prunkzimmers Raum gönnen, worin die ſchönſten Hausgeräthe, das aufgeſtellte Silber und Porzellan, die Familienbilder und chriſtlichen Vorſtellungen in zierlicher Gleichförmigkeit zuſammen aufgeſchichtet waren. Die Dame des Hauſes betrat es nur, wenn hohe Gäſte kamen, wo es dann ein paar Tage früher ſorgſam geſcheuert und geſäubert, das breite Sopha und die Lehnſtühle ihrer Hülle, welche das ganze Jahr ſie umgab, entledigt wurden, und der rothe Damaſt, auf welchem die Großmutter am Tage ihrer Hochzeit geſeſſen hatte, an den weiß lackirten, reich vergoldeten Stüblen recht feierlich und ehrwürdig entgegenglänzte. Da ſaßen des Abends vor 5 Uhr ſchon die reinlich gekleideten Frauen rund im Kreis und ſchwätzten mancherlei von Wirthſchaftsſorgen und Kinderſegen, von theuerer Zeit und dem neueſten Schauſpiel, von welchem ſie weinend heimgekehrt waren, und nicht ohne Thränen daran denken konnten. Der würzige Kaffee mit dicker Sahne wurde hochgeprieſen und löste die Zungen zu heiterm Scherze. Die Herren waren eifrig befliſſen, mit fröhlichem Geſpräch, mit Erzählungen der Tagsneuigkeiten, oder witzigen Anekdoten die Damen zu unterhalten, es wurde viel und laut gelacht, und glücklich wurde Jener geprieſen dem die hohe Ehre zu Theil wurde, einer dieſer Schönheiten den Arm zur Begleitung auf den Heimweg zu reichen.

Die reicheren Bürger und Handwerker, der wohlhabende Landmann hatten auch damals ſchon ihr Prunkgemach, worin nebſt allen Familienſchätzen die heiligen Bilder in ſchönen geglätteten Glasſchränken und ein Paar hohe Betten aufgerichtet waren; ſie nannten es in ſeiner wahren und ſchönſten Bedeutung Gaſtzimmer, und jeder müde Wanderer wurde gern darin aufgenommen, wohlgenährt und wohlgebettet, und mit der ehrlich gemeinten Bitte entlaſſen, ja gewiß bald wieder zu kommen.

Damals, als noch das Wort Salon zu den unbekannten Größen gehörte, herrſchte noch ächte deutſche Sitte und deutſcher redlicher Sinn, froher Muth, ſtrenge Wirthlichkeit, Gaſtfreundſchaft und Großmuth vereinigend, und die Geſelligkeit war Zweck der Erheiterung, nicht leere Prunkſucht und Eitelkeit.

So war es damals! — und nun, mein nachſichtsvoller Leſer oder gütige Leſerin, wollen wir zuſammen die Wanderung in die neueſten Salons der Reſidenz unternehmen; ich warne dich; du wirſt, wenn dein Geiſt gebildet, dein Sinn klar und unverdorben iſt, wie ich nicht zweiſle, manches Lächerliche, Läſtige, Langweilige dort finden, doch auch genug des Stoffes zu ernſter Betrachtung und komiſchen Scenen; und ſo magſt du es denn wagen, das Erlebte noch einmal mit mir durchzuleben in meiner einfältigen Erzählungsweiſe.

Ich war aus der Provinz, wo ich meine politiſchen Elementarbegriffe in meiner bureaukratiſchen Carriere erweitert hatte, in die Reſidenz einberufen worden; ein Neuling, in der ſtrengſten Beziehung des Wortes, eilte ich, wenigſtens meiner Außenſeite den nöthigen Firniß beizulegen. Ich betrat etwas ängſtlich die Halle eines berühmten Haarkünſtlers, wo alle Atribute männlicher Kraft und Würde in Geſtalt mannigfaltiger Schnurr-, Knebel- und Backenbärte in einem Glaskaſten prangten, neben welchen die **Pommade de Lion** in Lapidarſchrift ahnen ließ, hier gelte es, das ſämmtliche junge Deutſchland mit Anſehen und ſimſoniſcher Kraft zu allen ſeinen wichtigen Unternehmungen zu ſtählen. „Treten Sie hier nebenan in den Salon,“ liſpelte ganz nachläſſig ein Jünger der edlen Haarverfälſchungsmethode, welcher eben auf einem Holzkopfe die üppigſten blonden Locken zerzauſte, welche wahrſcheinlich an demſelben Abende aus einer Loge das bewaffnete und unbewaffnete Parterre entzücken ſollten. Ich trat ſchüchtern in den Salon ein, welcher alle erſinnliche Elegance von rothſeidenen Gardinen, hohen Spiegeln, Lampen und Candelabern ent-

Digitized by Google

wickelte. Die Tochter des Künſtlers ſaß an einem Rahmen mit Stickerei beſchäftigt; der Vater, welcher das Prachteremplar eines Collier grec im eigenen Geſichte trug, lag nachläſſig auf einer Ottomane hingeſtreckt, die rauchende Cigarre an den Lippen. Ich brachte mühſam meinen Wunſch vor, mein Haar nach der neueſten Mode ordnen zu laſſen. „Gut, mein Herr, ſetzen Sie ſich," ſagte herablaſſend der Gebieter dieſer Hallen, und zu ſeiner Tochter gewendet, rief er: „Ariadne! faſſe dieſen Herrn feſt ins Auge und ſchlage mir vor, zu welchem Studium ſein Kopf ſich am beſten eignet."

Ariadne hob das bleiche Geſicht langſam empor, nahm die Lorgnette, welche an einer goldenen Kette hing, und nachdem ſie lange forſchend mich angeblickt hatte, und ich wie ein Schuljunge in der Prüfung regungslos dageſeſſen hatte, fing die Richterin über Tod und Leben meines üppigen Haarwuchſes folgendermaßen an: „Für die raſirte Manier à l'Alger ſieht dieſer Herr zu occidentaliſch aus, für den genialen langen Scheitel à la Liszt finde ich ihn leider zu geſund und rothbackig; ich meine, Vater, du ſollteſt ihn en bon bourgeois coeffiren, die Paſſivität ſeiner Züge fordert es, die urſprüngliche Lage ſeines Haares nicht zu desorientiren." Ich erſtarrte eben ſo mächtig vor dieſer gelehrten Verhandlung, als auch vor meinem Bilde, das nach vollbrachter That mir aus dem Spiegel entgegenblickte. So einfältig hatte ich noch nie in meinem Leben ausgeſehen, und dafür mußte ich noch einen blanken Dukaten auf dem Rahmen der ſibylliniſchen Ariadne zurücklaſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

München, 26. Januar.

Während der Carneval in den Städten am Rhein mit kecker Friſche noch in jugendlicher Blüthe ſteht, ja ſelbſt in dem benachbarten Augsburg im heurigen Jahre beſtimmter hervortritt, geht derſelbe in München, ein abgelebter Greis, ſeit langen Jahren farblos, lautlos vorüber. Vor einigen Dezennien war wohl auch hier noch ein regeres, fröhlicheres Leben in dieſer Zeit zu finden, in eben dem Maße aber, in welchem ſeither Münchens Einwohnerzahl ſtieg, ja im Fluge ſich hob, entnervt allmählig der luſtige Junggeſelle. Als ſich im Jahre 1840 die hieſigen Künſtler, ihren Genoſſen am Rheine nacheifernd, zu einem glänzenden Maskenzuge — Marimilian's, des Kaiſers, Einzug in Nürnberg darſtellend — vereinigten, da ſchien der Carneval wieder einmal aus ſeinem lethargiſchen Schlafe erwacht zu ſeyn; — ſeither hievon keine Spur mehr.

Allein nicht als ob der Münchner ſeinen gemüthlich fröhlichen Charakter verloren hätte, ſcheint vielmehr die allzugroße Zerſplitterung des geſelligen Lebens dahier als Urſache hievon angegeben werden zu müſſen. Die vielen in den letzten 20 Jahren dahier begründeten Privatgeſellſchaften haben der öffentlichen Geſelligkeit großen Eintrag gethan. Die Wuth, „ſich zu abonnieren", hat ſehr um ſich gegriffen. In jedem nur einigermaßen reſpectablen Gaſthauſe abonnirte Zimmer, abonnirte Tiſche, abonnirte Plätze! Hier treten nun ſtets die nämlichen Bekannten zuſammen, unterhalten ſich und ſcheiden wieder, Tag für Tag auf dieſelbe Weiſe. Daher die Verhinderung eines allgemein geſelligen, abwechſelnden, fröhlich friſchen Carneval-Lebens.

Die „abonnirten Geſellſchaften" vereinigen ihre Mitglieder zu zahlreichen Bällen, welche jedoch im allgemeinen Treiben geräuſchlos vorübergehen. Auch Meiſter S t r e c k hat ſeine ſtark beſuchten, bisher in dem geſchmackvollen und geräumigen Saale des Odeums gegebenen Bälle in ein anderes, weit kleineres Local verlegt. Dem Vernehmen nach wurde ihm die Benützung des genannten Locales nicht geſtattet, um die Masken-Bälle im k. Hof- und Nationaltheater mehr zu heben. Allein auch hiedurch ſcheint dieſer Zweck nicht für erreichbar gehalten worden zu ſeyn, indem zwar anfänglich drei Maskenbälle angekündigt, der erſte aber, vielleicht aus einer alten Abneigung (nie war dieſer ſo beſucht, daß die zwar allerdings bedeutenden Koſten gedeckt waren) wieder geſtrichen wurde. Man will ſomit auch heuer mit dem zweiten beginnen. — Einige maskirte Academien im Odeumsſaale werden größtentheils nur von den höhern Ständen beſucht, bilden ſomit keinen Theil allgemeiner Beluſtigung.

Deſto mehr hatten wir ſeit Ende November Concerte. Obgleich wir aber eben in letzterer Zeit in dieſer Hinſicht viel Ausgezeichnetes hörten, waren dieſelben dennoch wenig beſucht. Auch das k. Hoftheater gab uns in dieſer Zeit viel Neues, Treffliches. Insbeſondere iſt hier das Gaſtſpiel des Hrn. Wild und Directors Karl, beide aus Wien, zu erwähnen. Während erſterer einen Schmuck der Oper bildete, hob letzterer das komiſche Fach und rief eine angenehme Erinnerung an das früher und bis 1825 von ihm dirigirte, ſeither aber geſchloſſene Iſarthortheater in uns hervor. Allein nicht nur verſchaffte Director Karl auf der Bühne uns langentbehrten Genuß, auch durch rühmliche Acte der Wohlthätigkeit zeichnete ſich ſeine Anweſenheit dahier aus, indem er meiſtens zum Beſten allgemeiner Wohltätigkeitsanſtalten auftrat. Bereits nach Wien zurückgekehrt ſteht er in München in dankbarer Erinnerung.

Morgen wird die dahier anweſende italieniſche Operngeſellſchaft ihre zweite und letzte Gaſtdarſtellung im Coſtüm geben. Die Leiſtungen derſelben ſind im Ganzen recht brav zu nennen, insbeſondere aber hat die Primadonna in der bereits ſtattgefundenen Darſtellung ihre Aufgabe auf eine vollkommen genügende Weiſe gelost.

Unter den in letzterer Zeit vom hieſigen Adel gegebenen Bällen zeichnete ſich beſonders der in den Salons des kaiſ. ruſſ. Geſandten, Hrn. v. Severin am 22. d. ſtattgefundene aus. JJ. KK. HH. der Kronprinz und die Kronprinzeſſin verherrlichten denſelben mit Ihrer Gegenwart. — Geſtern war k. Kammerball in den obern Gemächern des Königsbaues. Alles derartige ſoll aber der am 8. Febr. in dem neuen Saalbaue ſtattfindende Hofmaskenball an Pracht und Eleganz übertreffen, bei welchem ein Maskenzug zum Vorſchein kommen wird, an dem der allerhöchſte Hof perſönlichen Antheil nimmt. Wir werden ein Näheres hierüber berichten.

In voriger Woche fielen (wie bekannt. D. R.) dahier zwei Selbſtmorde vor, von welchen beſonders der zweite Aufſehen erregte. Es gaben nämlich auf dem hieſigen Gottesacker eine Dienſtmagd, auf dem Grabe ihres bereits ſeit 1 Jahre verſtorbenen Geliebten und einige Tage ſpäter ein Zimmermann, beide durch Vitriolöl ſich den Tod. Letzterer aber verſchlang die todbringende Flüſſigkeit in der Kirche des Friedhofes ſelbſt und wurde erſt nach einiger

Zeit in das allgemeine ſtädtiſche Krankenhaus gebracht, wo er nach 4 Stunden den ungeheuerſten Schmerzen erlag. Wichtig an letzterem Vorfalle iſt jedoch, daß die Kirche, durch den darin vorgefallenen Selbſtmord entweiht, nun geſchloſſen iſt und von Neuem ausgeweiht werden wird.

⁂

Frankfurt, 26 Januar.

In dieſen Blättern iſt ſchon im vorigen Sommer das Bedürfniß eines neuen Theaters in unſerer Stadt angeregt worden. Die Frage eines neuen Theaterbaues kam auch in der geſetzgebenden Verſammlung zur Berathung, allein man ſprach ſich für die Reſtauration der alten Spelunke aus.

Nachdem nun die große Frage wegen der Reſtauration unſeres Schauſpielſaales durch alle Inſtanzen gezogen iſt, und man glauben ſollte, die Sache ſey endlich erledigt, ſo herrſcht doch hier allgemein die Anſicht, ja für Einige die Hoffnung, es könne ein neuer Zwiſchenfall eintreten und die Sache wird abſichtlich verzögert. In der geſetzgebenden Verſammlung gab ſich bei der Discuſſion eine Oppoſition, nicht gegen die Herſtellung, ſondern dagegen kund, daß die zur Decorirung nöthigen Malereien in Berlin gefertigt werden ſollen. Es wollten bei dieſer Gelegenheit von Seiten der hieſigen zünſtigen Maler vermeintliche Zunſtrichter geltend gemacht werden, und als ſolche Prätenſionen, wie natürlich, gebührend widerlegt worden, nahmen die Herren Maler zum letzten Mittel, zu einem kräftigen Auftreten bei der betreffenden Behörde, ihre Zuflucht, ein Mittel, welches in ähnlichen Fällen ſchon oft geholfen hat.

Wir ſind weit entfernt eine Gewerbsfreiheit im weiteſten Sinne, wie in Frankreich, gut zu heißen, da alle Erfahrung einer ſolchen widerſpricht, und man auch z. B. in Preußen davon zurückgekommen iſt; aber die alten Zunfteinrichtungen wieder aus dem Grabe citiren, das können wir unmöglich billigen, am wenigſten bei einem Gewerbe, welches, wie das der Maler, der Kunſt und dem Fabrikweſen ſo nahe ſteht. Es iſt bekannt, daß zu der brillanten Decorieung eines Theaterſaals die gewöhnlichen Linear-Ornamente und die in kleineren Räumen oft geſehenen Verzierungen nicht ausreichen; hier muß ein Künſtler wirken und die Sicherheit der Erfahrung, ähnliche Arbeiten mit Erfahrung durchgeführt zu haben, kommt bei vorliegendem Gegenſtande ſehr in Betrachtung; ein eigenes Studium der Farbeneffecte bei Licht, kommt ſehr zu Hülfe; von demſelben findet ſich bei den vorigen hier decorirten Sälen keine Spur.

Wir ſind überzeugt, daß die Beſtrebungen der hieſigen Maler keinen Anklang finden werden, wenn man auch ſonſt geneigt iſt, bürgerfreundlichſt entgegen zu kommen, da in Folge des Zollvertrags vereinsländiſche Fabrikate, wie: Tapeten, Bronce-Ornamente, ꝛc. ꝛc. frei eingeführt werden dürfen, auch man nicht zu dem koſtſpieligen Mittel greifen wollen wird, fremde Tapezirer und Anſtreicher kommen zu laſſen. Doch was hier nicht genügend gefertigt werden kann, muß das Ausland liefern. Es wäre gut geweſen, wenn bei der Reſtauration i. J. 1827 ein erfahrner Künſtler zu Rathe gezogen worden wäre; ein ſolcher würde weder die Hanfkirfarbe, noch die beiden Figuren an der Uhr gebilligt haben.

Wir ſprechen hier noch den Wunſch aus, daß unſere thätige Theaterdirection, welcher nach Beſchluß der geſetzgebenden Verſammlung die Decorirung gegen eine Averſionalſumme überlaſſen iſt, noch dem ſchönen Ganzen die Gaslichtbeleuchtung hinzufügen möge; wenn bis nächſtes Frühjahr über die Verhältniſſe der Gasbereitungs-Geſellſchaft entſchieden ſeyn werden. —ff—

Notizen-Blatt.

(Literariſches.) Von den Gedichten eines alten Herzogs Karl von Orleans, des Neffen Karl's VI. und Vater Ludwig's XII. von Frankreich, ſind im vorigen Jahre zugleich zwei Ausgaben von J. M. Guichard und Aimé Champollion-Figeac erſchienen. Die Gedichte ſind im Geſchmacke der Zeit zierlich und fein, würden aber wohl ſchwerlich aus dem Staube der Bibliotheken hervorgezogen worden ſeyn, wenn nicht die Dynaſtie Orleans jetzt den franzöſiſchen Thron occupirte. An welchen dünnen Fäden hängt der Nachruhm eines Dichters.

(Bildende Kunſt.) Rom, 17. Jan. Das Schickſal der Galerie Feſch iſt nun nunmehr entſchieden. Im Monat April ſoll zum Einzelverkauf geſchritten werden, jedoch wird man ſich begnügen, in dieſem Jahre nur einen Theil dieſer reichen Sammlung zu verſteigern; in der nächſten Saiſon ſoll dann eine abermalige Auction ſtattfinden. Der Katalog, den die hieſige Commiſſion, Cammucini an der Spitze, veröffentlicht hatte, iſt unzulänglich und für dieſen Zweck ganz unbrauchbar befunden worden. Man hat den bekannten Kunſthändler George, der in Paris die Stelle eines Commiſſaire, expert vom Louvre, einnimmt, beauftragt, einen zuverläſſigen Katalog abzufaſſen und die Sammlung neu zu beſchätzen. Derſelbe war nach Rom gekommen, um die ganze Galerie im Namen einer Geſellſchaft von Speculanten, an deren Spitze er ſich befand, anzukaufen. Da ſich dieſes Geſchäft zerſchlagen, hat er keinen Anſtand genommen, die bezeichneten Verpflichtungen zu übernehmen.

Das neue Theater in Lyon iſt das bequemſte und ſchönſte in Europa. Es iſt unmöglich, durch ein Gedränge incommodirt zu werden. Das Parterre hat 16 Eingänge, und das Foyer läuft faſt um das ganze Bühnengebäude herum. Alle Courtinen und Couliſſen ſind von Eiſenblech. Die Bibliothek, der große Muſikſaal, die Ankleidezimmer, der Malereiſaal, das Dekorationen-Magazin ſind große ſteinerne Hallen mit eiſernen Kuppeln. Eine Feuersbrunſt würde höchſtens das Podium und die Theaterſitze verzehren können. Die Gallerien ſind von Eiſen, aber nun kommt ein hinkender Bote: man befürchtet nämlich noch immer, daß die Mauern des Theaters in der Folge eine ſolche Eiſenlaſt nicht lange werden tragen können. Eine ganz neue Erſcheinung iſt das Souffleur-Häuschen; es iſt aus Glockenmetall, vollkommen akuſtiſch und ſelbſt das leiſeſte Liſpeln des Souffleurs hört der Schauſpieler, wenn er auch noch ſo weit entfernt iſt. Die Bühne wird mit dem neueſten Stücke Viktor Hugo's eröffnet.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 15. Donnerstag, 2. Februar 1843.

Herr von Kipfelhuber.

(Fortſetzung.)

Nachts, bevor ſein Herr zu Bette ging, gab er ſeinem getreuen Mitarbeiter ein kleines Pulver ein, worauf der Pudel alles Geld, das er im Laufe des Tages aufgeſchnappt und bei ſich herumgetragen hatte, wieder herausgab und von ſeinem Herrn zur Belohnung ſeiner treuen Dienſte zwei, drei, auch vier Wiener Würſtchen erhielt, je nachdem Diplomat ſich gut oder ſchlecht aufgeführt, das heißt: viel oder wenig Beute gemacht hatte. Sein Herr, der über dieſe Einnahmen gewiſſenhaft Buch zu führen pflegte, notirte allabendlich, wieviel er von ſeinem Capitalhunde Intereſſen bezogen hatte. Es ſoll Tage gegeben haben, wo Diplomat 20—30 Gulden gekapert hatte. — Herr Reginald Pfefferkorn liebte darum ſeinen Pudel mehr als ſich ſelbſt und wohl mit vollem Rechte, denn Diplomat — der Schrecken aller Marqueure, der Schobri aller Geldborſen — war der treue Diener ſeines Herrn, der Compère ſeiner Induſtrie, ſeine vierfüßige Sparkaſſe, ſein geheimer Finanzminiſter, ſein Freund in der Noth.

Der Eigenthümer dieſes Pudels hatte in Erfahrung gebracht, daß Herr von Kipfelhuber der eifrigſte Sammler weltgeſchichtlicher Schnupftabaksdoſen und außerdem der größte Schwachkopf von ganz Wien ſey. Herr Reginald Pfefferkorn hatte ſich deßhalb ſchon lange vorgenommen, den Doſen-Nazi einmal auf's Korn zu nehmen. Und darum hatte er die Liſt erſonnen, in der Zeitung bekannt zu machen, er habe die Doſe Rudolphs von Habsburg verloren, einzig und allein in der Abſicht, durch dieſe Anzeige die Aufmerkſamke.t des Herrn v. Kipfelhuber auf ſich zu lenken, eine Liſt, die, wie meine Leſer ſogleich erfahren werden, ihm vollſtändig gelang.

Herr Reginald Pfefferkorn lag eben, mit einer langen, türkiſchen Pfeife im Munde, am offenen Fenſter, als Herr v. Kipfelhuber ganz leiſe und ſchüchtern an deſſen Thür pochte.

„Herein!" rief der Glücksritter.

Gleich darauf wälzte ſich zur Thür eine dicke Fleiſchmaſſe hinein, in der Herr Pfefferkorn alſogleich den Doſenſammler erkannte.

„Habe ich die Ehre, Herrn von Pfefferkorn zu ſprechen?"

„Der bin ich."

„Ew. Wohlgeboren haben eine Doſe verloren."

„Verloren und bereits wieder gefunden."

„Wollten Sie vielleicht die Gnade haben, mir dieſe Doſe einmal zu zeigen?"

„Wozu?"

„Ich bin ein großer Freund von Doſen . . ."

«Das glaube ich Ihnen «

»Und kaufe Alle, die mir gefallen...«

»Ich aber verkaufe dieſe Doſe nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil ſie mir über Alles lieb und theuer iſt. Dem Fiacre, der ſie gefunden, habe ich tauſend Gulden geſchenkt. Daraus können ſie entnehmen, wie theuer ſie mir iſt. Aus dieſer Doſe ſchnupfte einſt der große Kaiſer Rudolf von Habsburg, der Ahnherr unſeres Kaiſerhauſes... Das kaiſerliche Antiquitäten-Cabinet hat mir bereits 1200 Gulden Conventionsmünze angeboten... ich habe den Antrag zurückgewieſen.«

»Aber kann man ſie denn nicht ſehen?«

»Ich will ſie Ihnen zeigen,« ſagte Herr Pfefferkorn und holte aus einem rothledernen Futteral ſeinen Schatz hervor. — »Dieſe Doſe« fuhr er fort, »iſt ein Meiſterwerk italieniſcher Kunſt... Sie ſpielt...«

»Was ſpielt ſie?«

»Eine Meſſe des berühmten Paleſtrina . . . Sie ſtaunen, wenn Sie dieſe Muſik hören . . .«

Die Doſe fing zu ſpielen an. Kipfelhuber ſpitzte die Ohren.

»Von wem iſt dieſe Muſik?«

»Von dem berühmten Paleſtrina, welcher Kapellmeiſter bei Rudolph von Habsburg geweſen iſt.«

»Dieſe Meſſe kommt mir ſehr bekannt vor. Sie hat viel Aehnlichkeit mit einem Lanner'ſchen Walzer, den ich geſtern in der goldenen Birn gehört.«

»Sie ſcheinen ein verdammt ſchlechtes Gehör zu haben, wenn Sie zwiſchen einer Meſſe von Paleſtrina und einem Walzer von Lanner keinen Unterſchied herausfinden. — Außerdem ſpielt meine Doſe auch die öſterreichiſche Nationalhymne, »Gott erhalte Franz den Kaiſer«, ein Lied, das ſchon zur Zeit Rudolphs von Habsburg geſungen wurde. Dann ſpielt ſie auch das bekannte Aſchenlied, das unſer großer Volksdichter Raimund in ſein »Mädchen aus der Feenwelt« eingelegt hat.« —

»Herr«, ſprach Herr von Kipfelhuber, »Sie könnten mich glücklich machen.«

»Wodurch, lieber Mann?«

»Wenn Sie mir dieſe Doſe verkaufen wollten . . .«

»Ei, wo denken Sie hin . . .«

»Begehren Sie dafür, ſo viel Sie wollen . . . ich bin reich und gebe Ihnen Alles, was Sie verlangen ...«

»Ich ſagte Ihnen ſchon einmal, daß das k. k. Antiquitäten-Cabinet mir dafür 1200 Gulden Conventionsmünze angeboten hat . . .«

»Ich gebe Ihnen hundert Gulden mehr . . .«

»Auch dafür iſt ſie mir nicht feil . . .«

»Sind Sie mit 1500 Gulden zufrieden?«

Digitized by Google

»Ich habe Ihnen ſchon ein Mal geſagt, daß mir dieſe Doſe über Alles lieb und theuer iſt. Ich würde mich allenfalls nur dann entſchließen können, ihren Beſitz einem Andern abzutreten, wenn ich Jemanden fände, welcher geneigt wäre, mir dafür 2000 Gulden zu zahlen.« —

»2000 Gulden? Viel Geld.«

»Ich zwinge Niemand. Sie erweiſen mir im Gegentheil einen Gefallen, wenn Sie mir dieſe Doſe nicht abkaufen, denn Geld, lieber Mann, hat keinen Werth für mich, dieſe Doſe aber iſt ein Schatz, auf deſſen Beſitz ich ſtolz ſeyn darf.«

»Sie haben Recht. Nicht Jeder beſitzt eine Doſe Rudolphs von Habsburg. Herr, bin ich entſchloſſen, Ihnen 2000 Gulden dafür zu geben.«

»Auch dann trenne ich mich nur mit ſchwerem Herzen von dem mir liebgewordenen Kleinod.«

»Ziehen Sie ſich an und fahren Sie mit mir in meine Wohnung, um dort das Geld in Empfang zu nehmen.«

Unſer Glücksritter ließ ſich das nicht zwei Mal ſagen. Er warf ſich raſch in die Kleider und fuhr mit dem Doſen-Nazi nach der Alſer-Vorſtadt.

Unterwegs ſpielte die Doſe Rudolphs von Habsburg auf inſtändiges Begehren des Herrn von Kipſelhuber noch einmal die Meſſe von Paleſtrina.

Doſen-Nazi war außer ſich vor Freude.

Eine halbe Stunde ſpäter war der Handel abgemacht: Kipſelhuber hatte die Doſe und Pfefferkorn die 2000 Gulden.

(Schluß folgt.)

Salonſcenen.

(Fortſetzung.)

Nicht viel beſſer erging es mir in dem *zweiten Salon*, den ich betrat, es war jener des Bekleidungsverfaſſers (vulgo Schneider), wo ebenfalls die Vor- und Nachtheile meiner Gliedmaſſen und unſcheinbaren Perſönlichkeit geometriſch aufgenommen, nach mathematiſchen Figuren berechnet und von dem Secretär des Unternehmers tabellariſch in ein Album, wie er es nannte, aufnotirt wurden. Der Salon war eines orientaliſchen Fürſten würdig ausgeſtattet, ſelbſt das reich beleuchtete Atelier des Künſtlers, wie er die Werkſtätte zu nennen beliebte, ſah einer Tafelrunde des Minnegerichts ähnlich, ſo romantiſch bleich mit hängenden Locken und knappem Wams ſaßen die Jünger der edlen Kunſt in idealiſchen Gruppen darin gelagert; ernſte Stille herrſchte in den heiligen Hallen, und Niemand ahnte wohl, in dem Kreis munterer Schneidergeſellen ſich zu befinden, welche ſonſt mit luſtigen Handwerksliedern ſich die Arbeit würzten.

Nun hatte ich meine provinzialiſtiſche Verpuppung abgeſtreift, entfaltete als künftiger Salonſchmetterling die neuen Rockſchöße, und gab meine Empfehlungsbriefe mittelſt Glacéhandſchuhen ab. Der Erfolg war draſtiſch, unerwartet, heilbringend. In wenigen Tagen lag eine zierlich in Gold und Farben ſchimmernde Karte, die höchſte Potenz der Typographie, auf meinem Tiſche, die Worte enthaltend: „Le Baron et la Baronne de Luchsenstein prient Mr. de Wulster (ſo hieß ich leider), de leur faire l'honneur d'assister à un thé dansant, qui aura lieu le 10. de Février. L'on se réunit à 8 heures.“

Stolzer, als ein Fahnenjunker ſein Patent, ſteckte ich die Karte zu mir, es war ja die wichtigſte Urkunde meiner Aufnahme in den eleganten Zirkeln, denn dafür galt das Haus des Baron Luchſenſtein, indem man ihn gewöhnlich ſcherzweiſe den Millioneſer nannte. Dieſer Titel flößt allgemein die höchſte Ehrfurcht ein, mag auch das Individuum, das ihn trägt, noch ſo wenig ehrwürdig ſeyn. Im Gaſthofe, wo ich täglich ſpeiſte, (wenn Niemand ſo geiſtreich war, mich privatim abzuſpeiſen), zog ich, wie von ungefähr, die Karte mit andern Papieren heraus, und ließ ſie ſo lange ſchillern und glänzen, hinabfallen, aufheben, kurz manövrirte damit ſo geſchickt, wie eine empfindſame Wittwe mit ihren Augen (wenn ſie nämlich hübſch ſind), bis die Gäſte ſie bemerken mußten. „Gratulire“, ſagte ein junger Offizier, „dort ſehen Sie die *hübſcheſten* Mädchen in Einen Punkt vereint.“ — „Ein famoſes Haus,“ rief ein alter Kaufmann, „nur zu viel Luxus, zu viel Luxus, ſchwingt ſich hoch, plumpt aber deſto tiefer.“ — „Ich verlange nicht, dort geladen zu werden,“ murmelte ein dicker Beamter, „Zuckerl, und ewig Zuckerl, die ganze Nacht, und warmes Waſſer, da bedanke ich mich ſchönſtens.“

Dieſe widerſprechenden Anſichten ſpornten noch mehr meine Neugierde, und mit dem Schlage 8 Uhr, um ja nicht zu ſpät zu kommen, ſchritt ich ſchon über die mit grünen Teppichen belegte, reich mit Orangenbäumen und tropiſchen Geſträuchen beſetzte Treppe. Im Vorzimmer zogen die Bedienten bei meinem Anblicke ihre Livreeröcke erſt an und ſchmunzelten einander zu; etwas beklommen folgte ich dem ſchwarz gekleideten Kammerdiener, deſſen Glacéhandſchuhe die meinigen verdunkelten; er ſprach: »Haben Sie die Güte, ſich noch ein wenig zu gedulden, die Baronin iſt noch an der Toilette.« — »Mein Gott,« rief ich erſchrocken aus, »ſollte ich zu früh gekommen ſeyn,« zog die Uhr heraus, »gerade 8 Uhr, wie es auf der Einladungskarte ſteht.« — »Nun ja,« antwortete er lächelnd, »auf der Karte ſteht es wohl, aber was *fäſch* iſt, kommt erſt nach 10 Uhr.« Ich kannte zwar die hohe Bedeutung des verhängnißvollen Wortes *fäſch* noch nicht, doch ſchallte es mir überall wie ein Weheruf über mich entgegen aus unbekannter Geiſterwelt und ich fühlte den Druck, nicht fäſch zu ſeyn, demnach gewaltig. »Was iſt zu thun?« rief ich zerknirſcht aus, »es regnet entſetzlich und der Wagen iſt ſchon fortgeſchickt;« ich ahnte, daß es nicht fäſch wäre, das Wort Fiacre hier auszuſprechen. »Sie finden hier Zerſtreuung, Journale, Albums, die Zeit wird Ihnen ſchnell vergehen,« ſagte höflich der vernichtende Kammerdiener, und führte mich zu einem Marmortiſche, worauf derlei Lückenbüßer lagen. Nun war ich allein, *allein* in den ungeheuern Sälen und hatte Muße, meine armſelige Figur durch alle Grade der Optik in vielfältigen Spiegeln zu ergründen; halbleiſe rief ich mir ſelbſt zu: »Dummkopf!« Die chineſiſchen Pagoden nickten bejahend mit dem Kopfe, ſtreckten ſchäkernd ihr ſcharfes Züngelchen heraus, als ſtillen Vortrab der weit ſchärferen, die mich bald zerreißen ſollten. Sonderbar erſchien mir damals, daß alle Stühle, Sofa's, Tiſche, Claviere ſo ſchief und bunt durch einander ſtanden, daß ich meinte, die Bedienten hätten vergeſſen, aufzuräumen. Symmetrie war das große Wort, mit welchem mein Zeichenlehrer mir die äſthetiſche Grundbaſis der Architectur eingeprägt hatte, und nun lernte ich erkennen, daß Ungleichheit und

Digitized by Google

Unregelmäßigkeit die Schönheit eines Salons bezeichnen und der Faden der Ariadne dazu gehört, ſich als gewandter Theſeus durch alle Irrgänge dieſer Mobilien- und Effectenausſtellung durchzuwinden. So wandelte ich einſam in den Gemächern umher, welche, allmälig in meiner Gegenwart erleuchtet, ſich zum Feentempel umwandelten. Hohe Wände voll duftender Blumen, deren Koſtenaufwand, wie ich ſpäter erfuhr, das Leben einer ganzen Familie durch ein Jahr erhalten hätte, Sammtdraperien mit Goldtroddeln, wie man einſt den Thron deutſcher Kaiſer verzierte, arabiſche Zelte, chineſiſche Pagoden, Alabaſterſtatuen, antike Broncecandelaber, Bilder und Erzeugniſſe alter und neuer Welt verbreiteten eine orientaliſche Pracht, in welcher ich armer Verlaſſener allein ſtand, »allein, unter Larven die einzige fühlende Bruſt.«

Endlich nach zweiſtündiger Folter, die der Todes-Angſt eines Verurtheilten, der ungeſtillten Sehnſucht eines Bräutigams glich, trat ein dickes, rundes kugelförmiges Männchen ein; »willkommen, Leidensgefährte!« dachte ich, ihn demüthig begrüßend, er war mir armen Robinſon ein tröſtender Freitag geworden; freudig kam er mir entgegen. »Sie ſind fremd, weiß ſchon Alles, ſind zu früh gekommen, macht nichts, macht nichts, ich weiß Alles, werde Ihnen Alles erklären; da kommt die ſchöne Baronin, die Frau vom Hauſe.«

Eine Huldgeſtalt im dunkeln Sammtkleide, mit reichem Perlennetz die üppigen Locken haltend, trat mir entgegen; ich wollte ihr die Hand küſſen, »um Gottes willen, das iſt nicht mehr fäſch,« flüſterte mein dicker Cicerone mir zu; erſchrocken zog ich meine ausgeſtreckte Pfote, meine geſpitzten Lippen ein; wir murmelten Beide ein paar höfliche Worte, und die geöffneten Thüren ließen nun nach einander im bunten Gedränge üppig geputzte alte, phantaſtiſch gekleidete junge Damen, Schönheits-Exemplare neueſter, Ruinen alter Zeit, und beſternte Herren, wandelnde Claqueträger und Faſhionables aller Zonen ein. Nun dachte ich, wird die Luſtbarkeit angehen! es ſetzten ſich die Damen in weiten Kreiſen, in maleriſchen Gruppirungen herum; ich war geblendet von ſo viel Glanz, und wartete noch immer auf den Zweck des Feſtes, auf die Luſtbarkeit! ſie kam aber immer nicht, wohl aber ſeidenbeſtrümpfte Bediente mit Thee und Zuckerbrod. Alles ſaß oder ſtand ſchweigend, leiſe flüſternd; es war ſtill, wie in den Katakomben, wo auch das Gedränge der Maſſen, aber ohne Seele, aufgeſchichtet iſt. Immer leiſer ward das Geliſpel, immer ſtiller die Menge; da wurde das Pianoforte geöffnet, ein großes Talent, wie mein Freitag den jungen Virtuoſen nannte, ſetzte ſich an dasſelbe, ich horchte mit aller Anſtrengung, es war eine der neueſten herrlichſten Compoſitionen, wie mein Nachbar mir verſicherte, und immer klang es wie ein Gemiſch von Katzenjammer und Dreſchmaſchine, wie Flötenmißlaut und Cavallerieattaque; da wurde es plötzlich ſo laut im Saale, alles plauderte ſo heftig durch einander, daß trotz aller Anſtrengung des Künſtlers, derb darein zu donnern, er doch überſchrieen wurde; »ſehen Sie,« ſagte mein neuer dicker Freund, »das iſt wieder fäſch; wenn es gilt, mit Geſpräch ſich zu erheitern, liſpelt Alles unhörbar, opfert ſich aber irgend ein Talent auf, ſie zu unterhalten, ſo überhören ſie es ganz und dürfen keinen Antheil beweiſen, wenn ſie fäſch bleiben wollen; wehe dem, der einmal ſpricht, wie es ihm ums Herz iſt oder gar zu lachen ſich erkühnt, (verſteht ſich, wenn keine Muſik getrieben wird), der bleibt proſcribirt wie ein Paria, denn einen Künſtler auslachen, das iſt ſchon wieder fäſch.«

»Curioſe Welt, die elegante!« dachte ich bei mir, »die ſich ſchämt, luſtig zu ſeyn, aber nicht ſich ſchämt, ſich über Andere luſtig zu machen.«

(Fortſetzung folgt.)

Würzburger Theater.

Donnerstag, 26. Januar.

Die Krondiamanten.

Auber's Krondiamanten ſind zwar keine Diamanten der Muſik, jedoch bilden ſie in dem Ruhmeskranze dieſes reichen Componiſten einen ſchönen Schmuck. Beim einmaligen Anhören dieſer Oper, wo man durch das Sujet abgezogen wird, ſcheint es beinahe, als ſey die Muſik zu flach, zu leichthin behandelt; man verſöhnt ſich jedoch bald damit, ſobald man im Verlaufe ſieht, daß die leichte Dichtung keine andere Behandlungsweiſe zuläßt. Auber iſt mit ihr Hand in Hand gegangen, und ſo haben wir eine picante, rhythmiſche, friſche und oft auch originelle Muſik; man vermißt hin und wieder die Sentimentalität, die wir in italieniſchen Opern zu hören gewöhnt ſind. Wir wollen nun, ſo weit es nach einmaligem Anhören und dem uns vorliegenden Clavierauszuge möglich iſt, die einzelnen Nummern näher prüfen.

Die Ouverture, frivol in Gallopadenform gehalten, iſt wohl der ſchwächſte Theil der Oper, doch dürfte das Gefällige derſelben auch ihr Liebhaber erwerben. Nr. 1 und 2 ſind ziemlich gewöhnliche Piecen; Nr. 3 Chor und Romanze kräftig und friſch, von vielem Effect; das darauffolgende Duett und daranhängende Finale ſind im gemüthlichen Style und mit characteriſtiſcher Färbung behandelt. Im zweiten Acte iſt die Geſangsſcene, die öfter unterbrochen wird, und wo die hereintretende Theophila die Partie des Tenoriſten übernimmt, iſt artig und nett; mit den Variationen aber, die Theophila nach geſchehener Aufforderung vorträgt, können wir uns nicht ganz befreunden. Das Duett zwiſchen Enriquez und Diana iſt ganz allerliebſt. Das zweite Finale enthält einige recht ſchöne Stellen; das Quintett im Anfange des dritten Actes iſt eine der ſchönſten Piecen in der ganzen Oper, bietet jedoch einige Schwierigkeiten dar, die bei nächſter Wiederholung hoffentlich beſſer beſiegt werden. Die eingelegte Arie der Königin iſt ſehr picant, und theilweiſe auch neu. Wir können Mad. Cordin für dieſen Zuſatz nur Dank wiſſen. Terzett und Finale gehören zu den ziemlich gleichgiltigen Piecen, und verdienen deßhalb auch keine beſondere Hervorhebung.

Die Oper verdient demnach das Glück, das ſie in vielen Hauptſtädten gefunden, ſo ziemlich, und es iſt wohl anzunehmen, daß ſie auch hier ſich auf dem Repertoire halten kann, beſonders da auch das Sujet Intereſſe zu erwecken verſteht. Freilich iſt es etwas barock und, gerade heraus geſagt, unſinnig, daß an einem portugieſiſchen Hofe, der bis in das Kleinlichſte hinab von der Etikette behütet und beherrſcht wird, eine ſolche Intrigue ſtattfinden kann; freilich iſt es ſchwer zu glauben, daß eine Königin ſo vertraut mit Zigeunern umgeht und bei ihnen weilen kann; — aber was verzeiht man einem Operntexte nicht. Die Handlung wäre in der That recht ſchön, wenn ſie, ſtatt in Portugal, in Utopien, oder irgend einer unentdeckten Inſel ſpielte und die Zigeuner durch freundlichere Geſtalten erſetzt werden. Der Zettel

Digitized by Google

ſagt aber ausdrücklich, daß die Handlung ſich 1777 in Portugal ereignet habe, und ſo müſſen wir wohl den Operntext als eine Zugabe zur portugieſiſchen Hiſtorie in unſere Becker'ſche Weltgeſchichte hineinkleben. Doch, wir haben ja die Fabel noch gar nicht einmal erzählt. Maria Anna, die jugendliche Königin Portugals, hat zwar ein Reich, aber das Reich hat kein Geld. Sie verfällt deshalb auf den Gedanken, in eigenee Perſon zu einem zum Tode veruetheilten Zigeuner, der Diamanten geſchickt nachzumachen verſteht, ins Geſängniß ſich zu verfugen und eilt dann mit ihm zu dee Zufluchtsſtätte ſeinee Spießgeſellen, wo die Krondiamanten nachgemacht und die ächten veekauft werden. Hier trifft ſie ein edler Portugieſe, Don Eneiquez, und veeliebt ſich in die anſcheinende Zigeunerin, troß dem, daß er bereits Bräutigam iſt. Es begegnet der Liebende der Königin im zweiten Act, wo ſie wieder in einer andern Geſtalt vor ihm auftaucht, und beweiſt bei den anſcheinenden Gefahren derſelben ſo viele Zuneigung zu ihr, daß ſie ihn im dritten Acte zu iheen Gemahl erwählt. Die Situationen ſind manchmal ſehr draſtiſch und komiſch und gewiß nicht ohne Spannung für den Zuſchauer.

Mad. Cordin hat uns als Theophila wahehaft überraſcht, und wir müſſen aufrichtig bekennen, daß ſie uns nichts zu wünſchen übrig ließ; ihre edle conſequente Auffaſſung der Rolle, das noble ſeine Spiel, der herrliche Geſang, die ganze Erſcheinung — kurz es war eine vollkommene Harmonie in ihrer Leiſtung, und ſie hat allgemeines Lob geärndtet. Läßt Madame Cordin ſich nicht durch Befangenheit in der Geltendmachung ihres ſchönen Talentes ſtören, ſo kann ſie als äſthetiſch gebildete Sängerin, die mit einer herrlichen Schule eine ſchöne Stimme und die deutlichſte Textesausſprache verbindet, Vorzügliches leiſten. Die Variationen im zweiten Acte, voezüglich aber die Arie des dritten Aktes hat ſie mit großer Vollendung geſungen. Eine Coſtumebemerkung! Der zweite Act ſpielt in Reiſekleideen. Hr. Stoffregen (Enriquez) nahm dieſe Partie zu oberflächlich, zu franzöſiſch, und ſchien auch nicht gut bei Stimme geweſen zu ſeyn. Die Grandezza des Portugieſen war nirgends zu ſehen. Im zweiten Acte, wo wir auch einige Gedächtnißlücken bemerkten, hätte das: ich liebe dich! gewiß nicht ſo ſpaßhaft hingeſagt werden ſollen. Mag ſein, daß das volle Haus, das zu ſeinem Beneſice ſich verſammelte, ihn zu dieſer Heiterkeit hinriß. Dem. Scheurich (Diana) gab ihre Partie recht gut, und ſang auch heute ziemlich rein. Hrn. Huppmann (Bazano) wünſchen wir bei ſeinem guten Geſang ein paſſenderes Spiel; nur drollig, aber nicht eckig ſoll der Miniſter ſeyn. Auch das Coſtume wae nicht richtig. Hr. Linker (Rebolledo) leidet an Undeutlichkeit im Geſange und in der Ausſpeache; die Auffaſſung ſeiner Partie war recht gut. Hr. Danielſon (Sebaſtian d'Aveyro) ſpielte wie gewöhnlich gut und war im Geſange nicht ſtörend; ſeine ſehe deutliche Ausſprache im Geſange können wie nur lobend erwähnen. Die Männerchöre des erſten Actes wurden ſehr gut und kräftig geſungen, in den übrigen Acten ſind die Chöre ohne Bedeutung. Das Orcheſter war, wie gößtentheils in dieſem Jahee, präcis, und bei den geeigneten Stellen recht discret.

—r—

*

Donnerstag ſind zum Beneſice des Hrn. Danielſon **die Memoiren des Satans.** Mit vollſter Ueberzeugung können wie dieſes Luſtſpiel als eines der intereſſanteſten und witzigſten, das uns Frankreich ſeit Langem geſchickt, unſern Leſern empſehlen. Wo es bis jetzt noch aufgeführt wurde, hat es ein volles Haus gemacht und das Lob der Kritik gefunden. Außerdem iſt Hr. Danielſon ein braver und einer der fleißigſten Schauſpieler unſerer Bühne, eine Art Factotum, der auch in der Oper, wie wir erſt oben bemerkten, hülfreich beiſpringt. Wir hätten deshalb auch gewünſcht, er hätte ſich eine Oper zu ſeinem Beneſice gewählt, da dieſe gewöhnlich einen beſſern Beſuch finden. Es iſt gar zu traurig, wenn ein Schauſpieler an dieſem Tage vor leeren Stühlen und Bänken ſpielen muß. Das ganze Leben des Schauſpielers, ſein Wirken und Streben gilt dem Publikum, und die Theilnahme desſelben iſt ja der einzige Lohn, der ihm von dieſem wird.

—r—

*

Notizen=Blatt.

(Theatraliſches.) Die Berlinee „Haude und Spener'ſche Zeitung" meldet aus Paris: Halevy's neue Oper „Karl VI", die bereits am 15. Febr. gegeben werden ſollte, iſt nun auf unbeſtimmte Zeit vertagt; als Urſache erzählt man, daß, als bei einer von Halevy ſelbſt gehaltenen Theater-Peobe Mme. Stolz nicht erſchien, der Componiſt ſie holen ließ, daß hierauf ein heſtiger Wortwechſel entſtand; in der Hitze des Zornes wirft Halevy ſeine Partitue wüthend auf die Erde und ſchwört, ſeine Oper nicht geben laſſen zu wollen; Mme. Stolz, noch wüthender, ſchleudert im Zorn ihre koſtbare Uhr auf den Boden und Hrn. Halevy einige bezeichnende Schmeicheleien an den Kopf; Hr. Pillet kommt dazu und droht dem Komponiſten, die Oper gar nicht geben zu laſſen; — großes Tableau — Schreck, Zorn, Wuth, Beſtürzung — die Chöre lachen. — Halevy ſchwört abermals, daß ſeine Oper gegeben werden wird, und ſtürzt mit ſeiner Partitur und ſeiner Wuth zum kgl. Theaterkommiſſär; Mme. Stolz wirft ihm ihre Paetie nach und fällt dann auf den Trümmern ihrer Uhe in Ohnmacht.

(Anekdotäres.) Der Vicekönig von Egypten ſchickte bekanntlich mehrere junge Orientalen nach Europa, damit ſie dort in Wiſſenſchaftlichkeit und Sitte ſich bildeten. Einer unter ihnen, ein junger Perſer, hielt ſich vor einigen Jahren in Florenz auf und wurde dort von einem Engländer zu einer Soirée eingeladen. Der Perſer kam und unteehielt ſich in ſeinem gebrochenen Italieniſch vorzüglich mit den drei ſchönen Töchtern des Wirthes. Des andern Tages kam unſer Perſer wieder und ſtellte einen Heirathsantrag; der Engländer fragte erſtaunt, welche von ſeinen Töchtern er denn zur Frau begehee. „Alle drei", antwortete der Türke; „ich zahle für's Stück 1000 Ducaten und nehme ſie mit nach Kahiro."

Berichtigung.

In Neo. 14 der „Mnemoſyne", Seite 4, Spalte 2, Zeile 26 von oben leſe man: **Nankinfarbe.**

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zue Neuen Würzbueger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 16. Sonntag, 5. Februar 1848.

Herr von Kipfelhuber.

(Schluß.)

Gleich nach dem Eſſen begab ſich der neue Beſitzer der Doſe Rudolphs von Habsburg in's Kaffehaus.

An einem der Tiſche unfern des Billards ſaßen zwei Stammgäſte des ſilbernen Stöpſel: Herr Wurzelhofer, bürgerlicher Handſchuhmacher, und Herr Kneiferl, k. k. patentirter Milly-Kerzen-Fabrikant.

»Guten Tag, meine Herren«, ſagte Herr v. Kipfelhuber. —

„Servus, servus", erwiederten die beiden Andern.

»Ach, ich bin heut ſo glücklich, daß ich die ganze Welt umarmen möcht'«.

»Warum?« fragten die Andern.

»Ich hab' heut' eine Doſe gekauft. Schaun Sie, dieſe Doſe da . . .«

»Und was iſt's mit dieſem Deckel?« fragte der Milly-Kerzen-Fabrikant.

»Dieſer Deckel da iſt kein gewöhnlicher Deckel. Er ſpielt . . .«

»Karten?« fragte der Handſchuhmacher.

»Nein, Muſikſtücke. Wollen Sie 'mal die Meſſe von Papaſtrina hören?«

»Wann's nir koſten thut«, meinte Herr Kneiferl.

Kipfelhuber ließ ſeine Doſe ſpielen.

»Was iſt das?« fragte Kneiferl.

»Die berühmte Meſſe von Papaſtrina.«

»Laſſen's ſich nit auslachen. Das iſt ein Walzer von Strauß, den meine Tochter den lieben langen Tag von Morgens 7 bis Abends 10 Uhr ſpielt.«

»Ich ſag' Ihnen, Sie irren ſich, das iſt kein Walzer von Strauß. Wiſſen Sie, wie alt dieſe Doſe iſt? 600 Jahr', hat mir der Mann geſagt, von dem ich ſie heut Morgen gekauft. Aus dieſer Doſe hat ein deutſcher Kaiſer geſchnupft.«

»Was für ein Kaiſer?« fragte Kneiferl.

»Rudolph von Habsburg.«

»Wer?« fragte Kneiferl noch einmal.

»Rudolph von Habsburg«, wiederholte Doſen-Nazi.

Der Milly-Kerzen-Fabrikant fing nun dermaßen zu lachen an, daß es den Anſchein hatte, als wollte er gar nicht mehr damit aufhören. Herr von Kipfelhuber ſchien ihm das ſehr übel zu nehmen.

»Herr, warum lachen Sie?«

»Weil ich mir denken kann, daß Sie wieder einmal angeſchmiert ſind.«

»Angeſchmiert? Wie ſo?«

»Rudolph von Habsburg hat nie geſchnupft.«

»Warum nicht?« fragte Doſen-Nazi.

»Aus dem ganz einfachen Grund, weil die Regierung damals noch keinen Tabak verkauft hat, weil überhaupt damals noch kein Tabak bekannt war.«

»Jeſus Maria und Joſeph!« rief Kipfelhuber und ſank leichenblaß auf ſeinen Stuhl hin.

»Hilfe, Hilfe!« rief der Handſchuhmacher, »der Mann giebt ſeinen Geiſt auf.«

»Seyn's unbeſorgt, der hat keinen.«

Als Herr von Kipfelhuber ſich vom erſten Schreck erholt hatte, eilte er auf die Straße hinaus, warf ſich in einen Fiacre und fuhr augenblicklich zum Spitzbuben Pfefferkorn hinaus.

Schäumend vor Wuth, lief er die Treppen hinauf und riß an dem Klingelzuge.

»Iſt Herr von Pfefferkorn zu Haus?« fragte er das Stubenmädchen, das ihm die Thür öffnete.

»Herr von Pfefferkorn iſt vor zwei Stunden abgereiſt.«

»Wohin?«

»Das können Sie ihn ſelber fragen — ich weiß es nicht.«

»O, ich Eſel!« rief Herr von Kipfelhuber. »Betrogen! Betrogen um 2000 Gulden! Wie viel Kalbſchnitzel, wie viel Roßbratl hätt' ich für 2000 Gulden haben können! Wie viel Seidl Wein und wie viel Maß Faßbier! Jetzt fahr' ich nach Haus, laſſ' mir zwei ungriſche Soldaten kommen, ſchenk' Jedem einen Zwanziger und laſſ' mich ſo lang' durchhauen, bis mich der Schlag trifft.«

Ob er wirklich Wort gehalten, weiß ich nicht.

Salonſcenen.

(Fortſetzung.)

»Sehen Sie dort die zwei ſchönen Frauen, die eine mit dunkelrothen Granatblüthen in den Haaren, mit dem weißen Atlaskleid, die andere mit blauen Malven, wo der Kern ein Diamant erſter Größe iſt,« fragte mein Cicerone; »was halten Sie von dieſen innigen Umarmungen beim Eintritt, dieſem Zuſammenkaueen auf der engen Cauſeuſe, dieſen ſchmeichelnden Blicken und Geberden?« — »Das ſind ein paar Caſtorinen und Polluxinen,« rief ich aus, (denn es iſt meine Schwäche, die Götter Griechenlands bei jeder Gelegenheit zu citiren.) »Hat ſich was zu polluxen,« murmelte mein dicker Freund; »eine will die andere betrügen, ſie haſſen ſich innerlich und heucheln Freundſchaft, wo ſie Gift ſtreuen möchten.« — »Das iſt ja recht ſchlecht!« rief ich entrüſtet aus. »Hi, hi, hi,« kicherte der Dicke, »nicht wahr, das iſt fäſch; aber kommen Sie eiligſt hier fort, es ſteuert

»Frau von Unermüdlich« auf uns zu; man gab ihr dieſen Namen, weil ſie ſchon ſieben Carnevale ihre vier Töchter auf alle Bälle begleitet; wenn ſie uns erhaſcht, ſo müſſen wir eine ausführliche Beſchreibung der Talente dieſes vierblättrigen Klees erdulden, von der Verfertigung des Aſpics bis zum Daguerreotyp.« Ein hübſcher, höchſt eleganter junger Mann mit Schnurrbärtchen, ſo zart wie Maikäſer-Fühlhörner, drückte meinem Nachbar herablaſſend die Hand; ich bückte mich tief; »machen Sie es ſich nur bequem,« ſagte dieſer, »nur keinen Reſpect vor ſolcher Eleganz; der gehört einer Nation an, die man die Unbegreifliche nennt; er iſt ſtets am feinſten herausſtaſſirt, hält einen Jäger, ein Tilbury und einen Groom, ſpielt hohes Spiel, iſt in allen Logen der berühmteſten Sängerinnen oder Tänzerinnen, ſagt zu jungen Grafen: bon jour, mon ami, ſchlendert mit irgend einem Fremden, Engländer oder Franzoſen, Arm in Arm; fragt man, wer er ſey, bleibt Jeder verlegen um die Antwort; reist er plötzlich ab, hinterläßt er eine erfundene Duellgeſchichte, und eine Anzahl Schulden, die er nie zu zahlen gedenkt.« — »Iſt das auch fäſch?» fragte ich ganz eingeſchüchtert. »Urfäſch,« erwiederte mein dickes Freundchen.

Eine herrliche Quadrille ertönte, ich hoffte, einigen Effect zu machen, da ich in der Provinz für einen tagslioniſirten Tänzer galt; doch, wo ich mich hinwenden wollte, ſcholl mir das abſchreckende Wort: »Ich bin ſchon engagirt,« entgegen, wie in Saraſtro's Hallen dem herumzappelnden Tamino — Zurück! überall entgegendröhnt; »wer tanzen will,« kicherte mein dicker Bertrand, »muß ſich ſchon wochenlang früher engagiren; haben Sie denn das nicht gewußt?« — »Das iſt ſehr albern,« rief ich entrüſtet aus, »was thut denn ein Fremder, wie ich, der Niemand kennt?« »Sitzen bleiben und zuſehen, wie ich alte, dicke Salonfledermaus,« ſpöttelte der Alte. Da erblickte ich zufällig in einem Winkel des Salons ein wunderhübſches Geſicht mit hochrothen Wangen, nachdem Alles ſchon, wie in Noah's Arche, gepaart ſtand. »Du ſollſt nicht ſitzen bleiben, holde Madonna della Sedia,« dachte ich triumphirend; doch als ich zu ihr eilen wollte, liſpelte mir Bertrand ins Ohr: »Mit dieſer tanzen Sie nicht, ſonſt bleiben Sie von allen Tänzerinnen geflohen.« — »Haftet ein Makel an ihrem Ruf?« fragte ich erſchrocken. »Ach nein,« antwortete er leiſe, »ſie iſt ein ſehr gebildetes, achtbares Mädchen, aber ihre Mutter, die Wittwe eines verdienſtvollen Obriſten, lebt von der Penſion, möchte gerne auch die Tochter in Geſellſchaft führen, wie andere Mütter, ſie iſt nicht reich, hat keine Equipage, trägt meiſtens dasſelbe Kleid, hat keine Loge in der Oper: ohne alles das ſollte man ſich nicht in die elegante Welt miſchen, denn man iſt nicht fäſch!« — »Ja wohl iſt ſie zu gut für die faſche Welt,« murmelte ich, denn es fing in mir zu dämmern an, daß Tugend und Anmuth nichts gelte, wo nur Eitelkeit und Prunkſucht herrſcht. Ich ſtellte mich ganz ritterlich geſinnt mit der erkornen Dame in die Reihe; doch wirklich wollte kein vis-à-vis ſich zu uns finden; ich fühlte es tief, es haftete ein Fluch auf uns, wir waren ein unfäſches Paar! »Ich bitte Sie, treten wir zurück,« liſpelte meine Tänzerin kaum hörbar mit Thränen in den ſchönen blauen Augen; »ich wollte ja ohnehin nicht hierher kommen und gab nur dem Wunſche der Mutter nach; ich bitte Sie dringend, treten wir zurück!« Ich ſetzte mich zu ihr, vergaß die Quadrille und allen uns umgebenden Glanz, denn ſie ſprach ſo zart und ſinnig, ſo gebildet und gemüthreich, daß ich ſie gerne als Königin unter allen dieſen geputzten Damen proclamirt hätte, die mir nur mit Flitter behängte Masken ſchienen. Sie beſchwor ihre Mutter, ſie heimzuführen; beide grüßten mich artig, Thereſe mit dankendem Blicke, nnd verließen den Saal, der mir bald zu heiß vorkam. Ich entwiſchte meinem Cicerone und eilte nach Hauſe und träumte von dem glanzoollen Salon, noch mehr aber von Thereſens glanzvollen Augen.

Am andern Morgen ging ich ganz entmuthigt in das Kaffeehaus, wo ich zu frühſtücken und Journale zu leſen pflegte. Eine göttliche Erfindung die Journale! man braucht keine Bibliotheken mehr, nur homöopathiſche Gaben, ein Tropfen durch viel Waſſer verdünnt, ſo nimmt man ſämmtliche Literatur in nuce ein. So las ich eben eine Novelle, die ich nicht verſtand, obgleich ich ſchon am Ende war; da trat ein junger bleicher Mann zu mir und ergriff meine Hand: »Ich danke Ihnen, mein Herr, daß Sie dieſer Kleinigkeit ſo viele Aufmerkſamkeit ſchenken; ich läugne nicht, ſie iſt von mir, ich heiße Knäufler; mein Name wird Ihnen nicht unbekannt ſeyn; Sie haben Tiefe, innere Anſchauung, Sie verſtehen mich ganz, das ſehe ich, wie finden Sie dieſe Novelle unter dem genialen Titel: »Friedhofsmarkt?« ich meine, die Idee, die Gräber als Buden zu betrachten, wo der Tod mit guter und ſchlechter Waare Jahrmarkt hält, iſt kühn und nicht verbraucht. Wollen Sie heute in dem literariſchrn Thee bei Frau von Zimper, einer unſerer erſten Aeſthetikerinnen, mein neueſtes Trauerſpiel hören? ich leſe es dort in einem Kreiſe von Damen, ich liebe weibliches Ohr und Herz als Preisrichter; alſo hier iſt die Karte mit der Adreſſe, heute Abend 7 Uhr;« — ich war unfähig, ein Wort einzuſchalten und er verſchwand!

Ich war plötzlich ohne mein Zuthun Mäcen, Recenſent, Aeſthetiker geworden; Dinge, vor denen ich ungeheuern Reſpect hatte, und nun flog es mir ſo aus der Luft zu. Der Tag ſchien mir lang, ich fühlte ein ängſtliches, unbehagliches Gefühl.

Voreiliger Leſer oder werthe Leſerin, ſollteſt du die Urſache meines beklommenen Gefühls noch nicht ergründet haben? Damals war es mir noch dunkel und ich will der Entwicklung nicht vorgreifen, die ohnehin nicht intereſſant iſt, ſondern ſchnell den Abend, die ſiebente Stunde und den literariſchen Thee heranrücken laſſen.

Ich ſtieg drei Treppen hoch und fragte die alte Magd, welche mit einem Knicks mir öffnete, ob ich hier bei Frau von Zimper ſey? — »O ja,« antwortete ſie mit wichtiger Miine, »ſie ſind ſchon Alle drinnen beiſammen und thun dichten; wenn Euer Gnaden auch einer von d e n e n ſind (dieß betonte ſie ſcharf), ſo ſpazieren Sie nur herein.« — Es war keine Prunkſucht in dem Gemach zu finden, aber die Sucht nach Originalität, und da geht es wohl wie mit der Schönheit; wer ſie beſitzt, braucht ſie nicht heroorzurufen, und wer ſie gewaltſam zu erſtreben ſucht, legt falſchen Flitter auf und wird zur Karrikatur. Vielerlei Göthe hing und ſtand herum, Beethoven mit ſtruppigem, Liſzt mit ſtraff herabhängendem Haar über dem Clavier bezeichneten die Verzweiflung des Einen, die Erſchöpfung des Andern, ſich oft hier an dieſer Stelle mißhaudelt zu wiſſen; denn Frau von Zimper war eine von den vielen unſeligen Clavierzermalmerinnen. Ich ſetzte mich nach einer verlegenen Begrüßung in einen beſcheidenen Winkel; auf dem Sofa ſaß Frau von Zimper mit einem Kranz von wilden Roſen über einem herabhängenden Schleier, blon-

Digitized by Google

den langen Locken, zwiſchen Ophelia und Gurli ſchwankend in Geberde und Ton, neben ihr zur Rechten eine bleiche magere Geſtalt mit einfach geſcheiteltem Haare und ſtierem Blicke, den ſie entweder zum Himmel hinauf richtete oder tief in die Erde ſenkte; ihr ganzes Weſen, wie ihre Kleidung war der unermeßlichſten Einfachheit befliſſen, ſie ſpielte ſich auf eine Clauren'ſche Kartoffelheldin hinüber.

(Schluß folgt.)

Correſpondenz.

Frankfurt, 2. Februar.

Unſer Schauſpiel wird von der Oper immer noch ſtark überflügelt, und ihr wendet ſich auch vorzugsweiſe die Theilnahme des Publikums zu. In der nächſten Zeit werden wir wieder mehrere neue Opern hören und auch die »Katharina Cornaro« von Halevy, die unſer Baritoniſt Piſchek zu ſeinem Benefice gibt. Halevy hatte dieſe Oper unſerer Direktion zum Geſchenke gemacht, und da die Lachner'ſche Oper gleichen Namens dem größern Publikum nicht anſprach, wiewohl die Muſiker mit Verehrung von ihr ſprachen, iſt man auf den Erfolg geſpannt, welchen die Halevy'ſche haben wird. Die Halevy'ſche Opern haben übrigens hier auch nicht ſehr gepackt. Auch eine neue komiſche Oper von Eſſer, »Riquiqi«, deren Text von Karl Gollmik iſt, wird Dem. Kratky demnächſt zu ihrem Benefice geben. Eine gute komiſche Oper, und die »Riquiqi« ſoll es ſeyn, wird willkommen ſeyn und namentlich mit wahrer deutſcher Muſik.

Heute Abend hält unſer Göthemonumental-Comité eine Sitzung, worin über die Wahl des Platzes für das von Schwanthaler modellirte und von Stieglmayer zu gießende Monument debattirt werden ſoll. Es wird ſehr ſchwer halten, einen geeigneten Platz für das Monument zu finden, da unſere Stadt an freien Plätzen ſehr arm und der geeignetſte, auf dem Roßmarkt, für das Gutenberg-Fuſt-Schöffer-Monument, an dem unſer v. Launitz rüſtig fortarbeitet, beſtimmt iſt. — Wie man hört, hat der Direktor des Stadel'ſchen Kunſtinſtitutes, Ph. Veit, ſeine Demiſſion eigereicht, weil die Adminiſtration des Inſtitutes das bekannte Gemälde von Leſſing: Huß vor dem Concilium, das gegen ſeine kirchliche Geſinnungen ſtreitet, angekauft hat. —ff—

✡

Bonn, 29. Januar.

Lange Jahre hindurch lag der Carneval in Bonn ganz darnieder; die hieſigen Bewohner zogen an dieſen Tagen nach Koln hinab, um dort das Feſt zu feiern und ſich Vergnügen zu bereiten. In dieſem Jahre jedoch iſt der Carneval für Bonn wieder aufgelebt. Se. Majeſtät der König ertheilte der Bürgerſchaft die Erlaubniß, den Carneval öffentlich zu feiern, jedoch unter der Bedingung, die Studirenden Antheil nehmen zu laſſen. Das Decret hierüber war am ſchwarzen Brette angeſchlagen und mit der Unterſchrift derer verſehen, welche die Leitung des Ganzen übernommen haben. K. Simrock gehört auch mit zum Vorſtande. Zwei der hier beſtehenden Corps der Studentenverbindungen haben ſich angeſchloſſen und außerdem noch viele andere Studenten. Das hieſige Wochenblatt bringt Beſchlüſſe, Geſetze u. dgl., welche in den Sitzungen gegeben ſind, und man ſieht, daß es den Bonnern recht ernſtlich um den Carneval zu thun iſt. Einem on dit zufolge zählt der Narrenverein ſchon an 500 ordentliche Mitglieder. Daß beim Zuge Mancher übel mitgenommen werden ſoll, iſt leicht zu denken, denn Stoff bietet ſich in Menge. — Beſondere Beachtung verdient die rege Theilnahme, die man hier allgemein für die Renovation der Münſterkirche genommen hat. Dieſe Kirche wurde nämlich im Laufe der Zeiten an vielen Theilen ſehr beſchädigt. Die Dachrinnen ſind ſchon renovirt und man will bald anfangen, den Fußboden, die Stiege und das ganze Aeußere zu erneuern und wiederherzuſtellen, doch fehlt es gegenwärtig noch an ausreichenden Mitteln. Von allen Seiten kommt man daher zu Hülfe, um dieſes Unternehmen zu befördern. So ſind mehrere der Herren Profeſſoren unſerer Univerſität: A. W. v. Schlegel, Walter, Argelander, Goldfuß, G. Biſchof und Dechen freiwillig zuſammengetreten, um in der Erholungs- und Leſegeſellſchaft abwechſelnd Donnerstags und Freitags allgemein faßliche und populäre Vortrage zu halten. Dieſe Vorleſungen betragen für jeden Zuhörer den Winter hindurch einen Thaler und bei der erſten Vorleſung, welche G. Biſchof über Botanik hielt, war die Zahl der Zuhörer ſchon ziemlich ſtark. Wie es heißt, wollen obengenannte Profeſſoren ihre Vorleſungen drucken laſſen, um den Ertrag dem Neubaue zuzuwenden. Hr. Dr. L. Lerſch, Privatdocent, beabſichtigt um Oſtern ein Jahrbuch für Geſchichte, Kunſt und Poeſie herauszugeben, deſſen Ertrag ebenfalls der Münſterkirche zufließt. Daß dieſes Jahrbuch ſeinen Zweck nicht verfehlen wird, dafür bürgen die Mitarbeiter, denn es ſoll einen Aufſatz von Dahlmann, dann Beiträge von Arndt, Simrock, Braunfels und andern bedeutenden Männern enthalten. Auch wird der Herausgeber ſelbſt die größte Sorgfalt und den größten Fleiß dabei nicht ſcheuen, wie er denn als ein claſſiſch-gebildeter Mann bekannt iſt. Man wird daher das Jahrbuch aus zwei Gründen kaufen, erſtlich wegen des reichhaltigen Inhalts und dann wegen des edlen Zweckes. Man erhalt ſomit Gelegenheit, für die Erhaltung eines Denkmals alter Kunſt, das geſchichtliche Bedeutſamkeit hat, auf eine erfreuliche Weiſe mitzuwirken; um ſo mehr, da von des Königs Majeſtät eine Beiſteuer verweigert wurde, wahrſcheinlich aus höheren Gründen, wie es im Wochenblatte heißt. Möge der Tempel in erneuerter Geſtalt zur Ehre der Stadt und der Bürgerſchaft hoch emporragen und ihren Sinn für Religion, Kunſt und Alterthum noch lange verkünden. —b—

✡

Dresden, 30. Januar.

Von unſerer Prinzeſſin Amalie iſt wieder ein neues Schauſpiel, »der Siegetring«, auf die Bühne gebracht worden. Es iſt nun auch an Werth den früheren der Verfaſſerin gleich, und ſo dieſe neue Gabe des Dankes werth. Sämmtliche Stücke derſelben ſind Originale, keine Bearbeitungen ausländiſcher Produkte oder engliſcher Romane fur's Theater, wovon es jetzt wimmelt. Wir haben hier auch eine ſolche Fabrik, in der ſogleich jedes mittelmaßige franzöſiſche Stuck für unſere Buhne zugeſtutzt wird.

Digitized by Google

Am 27. d., dem Geburtstage unſerer trefflichen Landesmutter, wurde »der Siegelring« zum erſten Mal gegeben und mußte gefallen, da die Vorſtellung meiſterhaft ausfiel. Die ganze königliche Familie war zugegen, bei ihrem Eintritte erſchallte ein freudiger Zuruf und ein Glückwunſch begrüßte die Königin zu ihrem Wiegenfeſte. Nach der Vorſtellung rief man die erſten der Schauſpieler, von denen unſer braver Devrient mit einer Verbeugung nach der königlichen Seitenloge dankte, andeutend, daß hierher der Dank des Publikums gehöre. — Gutzkow's »Weißes Blatt« iſt öfter ſchon gegeben, läßt aber, ungeachtet der trefflichen Darſtellung, das Publikum kalt. Solche Aufnahme verdient das Stück nicht: ſo viel auch daran gekrittelt wird, ſo iſt es doch gewiß ein treffliches Stück, das ſich weit über das preisgekrönte »Dr. Weſpe« erhebt. —ſ—

Notizen-Blatt.

(Literariſches.) Zedlitz hat ein neues Gedicht vollendet, das „Waldfräulein" heißt und bei Cotta erſcheint. Es ſoll alle ſeine Arbeiten an Friſche übertreffen.

Sternbergs neueſter Roman „Diana" wird in den kritiſchen Blättern verſchieden beurtheilt. Alle geſtehen ihm aber zu, daß er ſehr viel Intereſſe erregt und zu erhalten verſteht. Die Fabel iſt eine Verwechſelung einer Gräfin und einer gemeinen Dirne, welche letztere jedoch die Sitten der Geſellſchaft ſich anzueignen verſtanden hat.

(Bildende Kunſt.) Ein paſſendes Denkmal iſt dem Andenken Mungo Park's auf dem alten Kirchhof von Galaſhiels, wo ſeine Vorväter ruhen, errichtet worden.

Rom, 17. Jan. Für den inländiſchen Kunſthandel ſind die im letzten Jahre bei dem Dorfe Paggio S. Lorenzo in der Provinz Sabina aufgefundenen Gruben von Breccia Corallina ſchon jetzt von außerordentlicher Bedeutung geworden. Die Schönheit dieſes Marmors kommt dem in alter Zeit bei den Ciliciſchen Thoren auf der Gränze Syriens gebrochenen farbigen Geſteine faſt gleich. Mehrere Säulen aus dieſem Breccia ſollen das Innere der neuen Baſilica St. Paul am Oſtienſiſchen Wege ſchmücken.

(Muſikaliſches) Der berühmte deutſche Singlehrer Mainzer iſt jetzt in Dublin und unter ſeinem Einfluſſe bilden ſich viele Singvereine.

(Miscellen.) Der Prinz von Wales, kaum ein Jahr alt, hat ſchon ſeine Regierungsſorgen. Er hat geruht, durch ein Patent mit ſeinem fürſtlichen Privatſiegel einen neuen Wildhüter auf einem ſeiner Güter im Herzogthum Cornwall zu ernennen.

Wir haben neulich den Selbſtmord Raymond's, eines der beliebteſten Komiker des Cirque Olympique, gemeldet. Die Urſache hievon war folgende: Raymond kam mit ſeinem Ankleider in der Garderobe in Streit, den der Schauſpieler Galoue beizulegen ſuchte. Raymond, in einer Aufregung, die ihn als einen Wahnſinnigen erſcheinen ließ, gab ſeinem Collegen einen Schlag ins Geſicht und entfernte ſich. Tags darauf, als er bei der Probe erſchien, ſah er ſehr angegriffen aus, und der Director ſagte deshalb zu ihm: „Legen Sie ſich zu Bette, damit Sie heute Abend die Vorſtellung nicht hindern;" das nahm denn der melancholiſche Schauſpieler ſich ſo zu Herzen, daß er nach Hauſe ging und ſich erſtach.

Als neulich Maria Taglioni in Paris tanzte, riß ein Parquett-Enthuſiaſt einer benachbarten Zuſchauerin die künſtlichen Blumen aus den Haaren und warf ſie der Tänzerin zu. Aber leider zeigte die entblätterte Dame ſo wenig feinen Sinn für die Kunſt, daß ſie den Blumenräuber ſogleich den Händen der Polizei überlieferte, zumal der Enthuſiaſt zugleich mit Florus nachgemachten Kindern eine ſehr werthvolle Brillant-Haarnadel von ihrem Kopf gepflückt hatte, die er natürlich nicht der Taglioni zu Füßen warf, ſondern mit Döbler-Schnelligkeit in die Taſche fingerte. Die Pariſer Polizei wird ſolche Proben eines um ſich greifenden Theater-Enthuſiasmus einzuſchränken wiſſen.

Zu Gollan bei Großſtrelitz ſtarb am 18. November ein Krüppel, der die Geſtalt eines Dreifußes hatte. Sein linkes Knie befand ſich unter dem linken Arme und das rechte lehnte ſich an das rechte Ohr an, ſo daß die beiden Unterſchenkel und der Hintere den Dreifuß bildeten. Die beiden magern Arme konnte er vor den Schienbeinen nur ſchwach und langſam bewegen. Verlor er beim Sitzen das Gleichgewicht, ſo mußte er warten, bis fremde Hülfe kam. Willkürlich konnte er ſeinen Platz nicht verändern, ſonſt beſaß er leidlichen Verſtand und war mit ſeinem Schickſal zufrieden. Alle Jahre brachte ihn ſein Vater zum Abendmahl, wobei er ein neues Hemd bekam, ſein einziges Kleidungsſtück. Er wurde 21 Jahre alt.

(Anekdotäres.) Zu Komorn in Ungarn beſtiegen neulich drei Perſonen das Dampfſchiff. Als ihnen aber die Billete abgefordert wurden, hatten ſie deren nur zwei. „Ei," erwiederte der Herr, „ich habe nach dem Reglement 100 Pfund frei und die Zofe meiner Frau wiegt nur 80 Pfund; ſie iſt alſo frei, da wir ſonſt ohne Gepäcke ſind. Der Conducteur ließ ſich den drolligen Einfall als Bezahlung gefallen.

Das neueſte Heft der „Guèpes" von Alph. Karr enthält unter Anderm folgende Anekdote: Ein vormaliger Verwalter verfolgte ſeit einigen Monaten Hrn. Villemain mit Bitten und Reclamationen. Vor einigen Tagen empfing der Miniſter wieder einen Brief, in welchem der Exbeamte ihm anzeigt, daß er verzweifle, in die äußerſte Noth verſetzt ſey u. ſ. w. Hr. Villemain ſchickt unter Couvert als Antwort ein Billet von 500 Francs. Aber am nächſten Tage erhält er einen Brief folgenden Inhalts: »Mein Herr! Ich verlange Gerechtigkeit und kein Almoſen; glauben ſie nicht, meine Unabhängigkeit durch ihre Wohlthaten erkaufen zu können. Ich ſchicke Ihnen Ihre Anweiſung von 500 Francs zurück, da Sie ſich ohne Zweifel in der Adreſſe geirrt haben. Ihr Diener." — Hr. Villemain ſtaunt und wendet das Blatt, um die bezeichnete Anweiſung zurückzunehmen. Er ſieht ſie nicht, ſucht am Boden, weil er ſie vielleicht fallen ließ, indem er den Brief haſtig öffnete — dort liegt ſie nicht; er ſucht in ſeinen Taſchen, vielleicht hat er ſie in der Zerſtreuung eingeſteckt; ſie iſt nicht in ſeinen Taſchen. — Der Exbeamte hat das Billet nicht zurückgeſchickt, ſondern ſich mit der Abſendung des bloßen Briefes, den er vorher dreißig Perſonen gezeigt, begnügt.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 17. Dinstag, 7. Februar 1843.

Salonſcenen.

(Schluß.)

Eine kleine runde ewig bewegliche, nimmer ruhende Wittwe ſprang vom Tiſche zum Fenſter, riß mehrere Blumen ab, ſetzte ſich auf den Boden, um einen Strauß daraus zu flechten und war entſetzlich neckiſch und plauderhaft, »ſehen Sie doch, wie Lelia (ſo wurde die Wittwe genannt) mich immer und ewig an Bettina mahnt,« ſagte Frau von Zimper, »ja, das Sitzen hat ſie von ihr,« liſpelte die Bleiche, welche Louiſe hieß, und gar zu gerne dazu auch noch Brachmann geheißen hätte. Endlich fiel mein Blick auf die vierte Dame, welche junoniſch groß, mit einer Habichtsnaſe, Augengläſern, dichten Augenbraunen und einer Art von Turban um das Haupt gewunden wie ein Janitſcharenhäuptling drohend ſich erhob; wie erſtaunte ich, eine Cigarre an ihren Lippen dampfen zu ſehen; doch Knäuſler, den ich befragte, verſicherte mich, literariſch gebildete Frauen pflegten gerne zu rauchen; George Sand verdankt ihre glühendſten Compoſitionen der Cigarrenglut.« Ich ſtand verblüfft in einer Ecke, mir war, als hätte ich Macbet's weiſſagende Geſtalten vor mir, als Knäuſler noch zwei männliche Kampf- und Preisrichter einführte, der eine todtenbleich, lang und gerade wie ein Linial, mit bliſterbendem Blicke und eingefallenen Wang'n, lang herabfallendem Haar, nur liſpelnd mit verzweiflungsvollen Zügen, ein wandelnder Weltſchmerz mit Schnurr- und Knebelbart; der zweite, ein ſchon bejahrter Mann, dicke, auswärts ſtehende Naſe, in deren Hallen er viel Tabak verbrauchte, breiten Mund, der ſich bei oft wiederholtem Lachen lappländiſch verzog, immer heiter und fröhlich ausſehend, geſund und lebenskräftig, neben ſeinem Nachbar Joſephs Traum am Hofe Pharaonis verwirklichend. Ein kleines Tiſchchen mit zwei Kerzen wurde gebracht; Knäuſler verlangte Zuckerwaſſer, ließ die Uhr ſtille ſtehen, welche mit lautem Räderwerk jede Viertelſtunde verkündigte, blickte mit affectirter Schüchternheit rund um im Kreiſe und liſpelte den Titel des Trauerſpieles: — den ich, ſo wie ſeinen Inhalt verſchweigen will; es könnte einſt bei ſeiner erſten Aufführung mich Lügen ſtrafen, da die optiſche Täuſchung der Dramaturgie nur zu oft mich irre geführt hatte. Als der Vater, die Mutter und die Geliebte des Helden glücklich abgethan waren, und er ſelbſt noch einen Act bis zum Verenden ſich herumſchleppte, lag Frau von Zimper mit vorgebeugtem Blick auf den Tiſch gelehnt, das Haupt in den Händen ruhend und ſchüttelte ſich wie in Fieberſchauer zeitweiſe, während Lelia, auf einem Schemel ſitzend, immer dazwiſchen ausrief: „Ergötzlich furchtbar! verwegen zart!“ über Louiſens bleiche Wangen rieſelten Thränen, die ſie mit einem bunten Tuche abtrocknete, »o Himmel hilf!« und nach der Zimmerdecke Arme und Augen ſtreckte; die hohe turbantragende Dame dampfte an einer Cigarre und ſchüttelte ungläubig mit dem Kopfe, als Oppoſition wie es ſchien. Endlich fiel der Vorhang, das heißt: Knäuſler ſtand ſchweißtriefend auf, blickte erwartend im Kreiſe herum, da reichte ihm die Zimper ermattet die Hand; »Sie ſind groß, Knäuſler!« ſagte ſie mit trunkenem Blicke. »Die ganze Geſchichte geht nicht auf der Bühne!« donnerte der dicke Herr und alle Blicke, nur jenen der Amazone ausgenommen, flogen drohend gegen ihn; er aber ließ ſich nicht irre machen und fuhr fort zu brüllen: »In der Schlacht geht's ja nicht ſo mörderiſch zu, fünf Leichen auf der Bühne, man hat an einer oft ſchon zu viel.« — »Gemeine Naturen ſchreckt der Tod, dem Edlen iſt er ein freundlicher heilbringender Genius,« liſpelte der Bleiche im Winkel. »Ja, Sie haben Medicin ſtudirt, das iſt etwas Anderes,« antwortete der Dicke.

Ich beſorgte ſchon ernſtlichen Strei', als der Thee gebracht wurde und mit Ceremonien wie heidniſche Opferfeſte, verſahen die Damen deſſen Verfertigung, die Flamme loderte, waren's auch nicht Veſta's Prieſterinnen, die ſie anfachten.

»Iſt R u m da?« ſchnaubte der dicke Recenſent. »Ja,« ſagte die Zimper, »R u h m für die Dichtee,« und Knäuſler bückte ſich verſteckt lachend über den ſchlechten Wortwitz.

Ich fürchtete, eine Rolle in dem Nachſpiele der Kampfrichter übernehmen zu müſſen, und ſuchte mit Vorwänden ihm und dem Thee zu entfliehen, der einen abſonderlichen Heugeruch verbreitete; ich wurde gebeten, alle Mittwoch wiederzukehren; »es werden ſtets nur claſſiſche Werke geleſen,« rief mir Knäuſlee noch auf der Treppe nach, über die ich eilig lief und mitten auf derſelben plötzlich vor — der Obriſtin und Thereſen ſtand. Ich war in demſelben Zuſtande wie ein Tenorſänger, dem das hohe A verſagt; doch die redſelige Obriſtin hatte mich ſchnell benachrichtigt, daß ſie im vierten Stocke dieſes Hauſes wohne, mit Frau von Zimper keinen Umgang habe, weil ſie äſthetiſche Frauen fliehe, und daß es ſie freuen würde, wenn ich einmal höher ſteigen und ſie beſuchen wolle. Die ſchweigſame Thereſe begleitete die Rede der Mutter mit einem ſo lieblichen himmelblauen Blicke unter dunkeln Wimpern, daß er wie eine Einladungskarte zu einem Frühlingsfeſte voll blauer milder Luft, voll Blüthenduft, Nachtigallengeſang und Abendglockengeläute erſchien. Schmerz und Glück haben in ihrer Culmination keine Worte, ſo verbeugte auch ich mich in innerer Seligkeit, äußerlich ſo kalt und unbeholfen, als nur möglich, und war glücklich, den das Thor öffnenden Hausmeiſter mit ſeinem Cerberusgeſichte um

dieſe Damen befragen zu können. »Das iſt ein Engel, die junge nämlich,« ſagte er, »wie mein Weib ſo krank war, hat Fräulein Thereſe bei ihr viele Nächte durchwacht, gute Suppe gekocht, mich getröſtet und die Kinder gepflegt; Gott muß ſie belohnen, ſie verdient einen recht braven Mann.« Mit dieſen Worten ſchloß ſich die Thüre, und ich ſtand auf der Straße. »Ja, ich bin ein braver Mann,« ſagte ich zu mir ſelbſt mit ſtolzem Selbſtgefühl und rannte in dieſer Ueberzeugung ſchon den folgenden Tag die hohe Treppe hinan, die zum Wohnſitze meiner noch unausgeſprochenen Wünſche führte. »Sie finden bei uns keinen Salon,« rief mir die Obriſtin entgegen, »aber einen ſtillen häuslichen Kreis und freundliche Aufnahme.«

»Gottlob, rief ich aus voller Seele aus, und nur zu bald wurde dieſer Nichtſalon allmählig der Erholungs-Hafen für geſellige Qualen, der Tempel der Erkenntniß höheren Lebensglückes und der Prachtſalon meines Gemüthes, worin die herrlichſten Empfindungen meines Herzens, die reinſten Bilder meiner Phantaſie und die größten Schätze irdiſchen Glückes aufgehäuft und für das ſpäteſte Alter aufbewahrt wurden.

Arago's abenteuerliche Heimfahrt.

Während des napoleoniſchen Krieges zwiſchen Frankreich und Spanien waren, mit Erlaubniß England's und Spanien's, die franzöſiſchen Mathematiker Biot und Arago auf Reiſen, um Unterſuchungen über das Maß und die Krümmungen der Erde anzuſtellen. Biot kam glücklich nach Frankreich zurück; Arago aber mußte, ehe ihm dieſes gelang, zuvor die ſeltſamſten Abenteuer beſtehen.

Er befand ſich zuletzt auf der Inſel Majorka, wo er noch auf der Höhe von Gallazzo ſeine Arbeiten vollenden, und dann nach Paris heimkehren wollte. Es entſtand aber plötzlich unter dem Volke eine Unruhe; ſie meinten, Arago's Inſtrumente, und beſonders die Feuer-Signale, welche er andern Beobachtern gab, ſeyen beſtimmt, um den Feind, die Franzoſen, auf ihre Inſel zu locken und ihnen den Weg zu zeigen. Arago hörte plötzlich ringsum den Ruf: „Verrätherei! Tod!“

Der Angriff auf den Berg Gallazzo begann. Glücklicher Weiſe bemerkte Arago die nahe Gefahr. Er verkleidete ſich ſchnell als Landmann der Inſel und entwiſchte ſchnell nach Palma. Er fand hier das Schiff, welches ihn nach der Inſel gebracht hatte, und verſteckte ſich auf demſelben. Zugleich gelang es ihm, durch einige wackere Leute von der Schiffsmannſchaft auch ſeine mathematiſchen Inſtrumente, die er noch auf dem Berge hatte zurücklaſſen müſſen, zu retten. Aber neue Schrecken waren ſchon im Anzuge. Entweder aus Furcht oder auch Verrätherei, weigerte ſich ganz unerwartet der ſpaniſche Schiffscapitän, der ſich bis dahin als Arago's Freund erwieſen hatte, ihn ferner zu beſchirmen, auch nach Frankreich wollte er ihn nicht mit zurücknehmen; Bitten, Verſprechungen, Vorwürfe — nichts half. Zum Glück nahm in dieſer großen Bedrängniß der Oberbefehlshaber der Inſel ſich Arago's an, konnte ihn aber für jetzt auf keine andere Weiſe retten, als daß er ihn, wie einen Gefangenen, in die Citadelle verſchloß.

Während hier Arago mehrere Monate verweilen mußte, ſchwebte ſein Leben oftmals in größeſter Gefahr. Die fanatiſchen Mönche der Inſel verſuchten es mehrere Male, die Wachen zu beſtechen und den Gefangenen zu ermorden. Aber der ſpaniſche Mathematiker Rodriguez, ſein Mitarbeiter und getreuer Freund, nie von ſeiner Seite weichend, ward ſein Retter. Nicht eher ruhte dieſer wackere Mann, bis er mit ſeinen Vorſtellungen gegen die Ungerechtigkeit der Mißhandlung eines Unſchuldigen endlich durchgedrungen war, nnd dem Freunde die Freiheit und zugleich die Erlaubniß, in einem kleinen Fahrzeug nach Algier überzuſetzen, ausgewirkt hatte.

Zu Algier nahm Dubois, damals dort franzöſiſcher Conſul, den Geretteten freundlich auf, und ſorgte dafür, daß er ſich auf einem algieriſchen Kauffahrer einſchiffen konnte, um ſo nach Frankreich zurückzukehren. Anfangs ging alles nach Wunſch. Das Schiff langte vor Marſeille an und Arago ſah ſich in fröhlicher Hoffnung ſchon im Hafen. Aber in demſelben Augenblicke flog ein ſpaniſcher Korſar herbei, griff das Schiff an, nahm es und brachte es nach Roſas, an der ſpaniſchen Küſte, auf. Noch hätte Arago ſich wieder frei machen können, da er in dem Schiffsbuch als deutſcher Kaufmann eingetragen war; aber unglücklicher Weiſe wurde er von einem der Matroſen, der früherhin im franzöſiſchen Dienſte geweſen war, als Franzoſe erkannt, und gerieth nun, nebſt allen ſeinen Gefährten in die ſchrecklichſte Gefangenſchaft. Als jedoch dem Dey von Algier die Beleidigung ſeiner Flagge zu Ohren kam, forderte er ſogleich Zurückgabe des Schiffes mit Ladung und Mannſchaft, widrigenfalls er Spanien den Krieg ankündigen werde. Dieſes wirkte. Das Schiff und die Mannſchaft wurde freigegeben und Arago ſegelte nun zum zweitenmale nach Marſeille, ohne diesmal an einer glücklichen Ankunft nur im mindeſten zu zweifeln.

Schon erblickte er die Stadt, ſchon ſteuert das Schiff nach dem Hafen, als plötzlich ein ungeheuerer Sturm aus Nordweſt daher brauſte, das Schiff mit unwiderſtehlicher Gewalt ergriff und nach Sardinien hinaus verſchlug. Welch' ein Unſtern! — Die Sardinier waren mit den Algierern im Kriege begriffen. Eine neue Gefangenſchaft war vor der Thür. Der Befehlshaber des Schiffes faßte deßhalb den Entſchluß, an den Küſten von Afrika, wie weit ſie auch entfernt ſeyn möchten, Rettung zu ſuchen. Es gelang. Er lief drei Tagereiſen von Algier, im Hafen von Bougie ein.

Aber ſchon wieder erwartete eine höchſt höchſt traurige Neuigkeit den armen Arago. Der bisherige Dey von Algier, Arago's Freund, war in einem Aufruhr getödtet und ein anderer erwählt worden. Deshalb wurde nun von der Partei des neuen Herrſchers das Schiff mit argwöhniſcher Genauigkeit durchſucht, und die ſchweren Kiſten Arago's, die ſeine mathematiſchen Inſtrumente enthielten, ſogleich in Beſchlag genommen: denn was ſollten ſie anders enthalten können, als — Gold? Warum ſollten ſie anders ſo ſorgſam verwahrt ſeyn, wenn ſie nicht mit Zechinen angefüllt waren? —

Arago's Gegenvorſtellungen fruchteten nichts. Er mußte ſeine Geräthſchaften in den Händen der Algierer laſſen. Eine Noth kam hinzu. Wie ſollte er durch ein, ohnedem wildes, jetzt heftig aufgeregtes Volk und Land die drei Tagereiſen bis Algier zurücklegen? — Muth und Geiſtesgegenwart halfen indeſſen hindurch. Er ſteckte ſich in türkiſche Kleidung, begab ſich unter den Schutz eines hochgeachteten Heiligen der dortigen Gegend, und dieſer führte ihn, nebſt einigen Andern, durch unwirth-

Digitized by Google

bares Gebirge und grauſenvolle Wüſten, nach Beſiegung mancher ſchauderhaften Gefahr, zuletzt denn doch glücklich nach Algier.

Wie ſtaunte der Conſul Dubois, als er ſeinen geliebten Landsmann, den er längſt in Marſeille gewähnt hatte, plötzlich als Türke wieder vor ſich ſtehen ſah! — Er nahm ſich indeſſen ſeiner ſogleich mit dem größten Eifer an, ſorgte für Zurückgabe der Kiſten, deren Inhalt, da man Meſſing ſtatt Gold gefunden hatte, die Algierer zu Bougie weiter nicht intereſſirte, und behielt den „Abenteurer wider Willen“ zunächſt bei ſich: denn die Gelegenheit nach Frankreich zu ſegeln, war damals eben ſo ſelten, als mißlich.

So gingen abermals ſechs Monate hin. Endlich wurde der Conſul von Napoleon nach Frankreich zurückgerufen. So ſchiffte denn Arago mit ihm ſich zum dritten Male nach Frankreich ein. Kaum aber erblickten die Reiſenden Marſeille, ſo war auch ein engliſches Geſchwader zur Hand, welches ihnen den Befehl ertheilte, nach Minorca zurückzukehren: denn alle franzöſiſchen Häfen waren damals im Zuſtande der Blokade. Die übrigen Schiffe, welche im Geleite Dubois' waren, gehorchten; nur das eine, worauf Arago reiſte, benutzte ein günſtiges Auffriſchen des Windes, und flog durch Hülfe aller Segel glücklich in den Hafen.

Die Verdienſte Arago's fanden in ſeinem Vaterlande die gebührende Anerkennung und wurden auch von unſerm Könige durch die Verleihung der neuen Claſſe des Verdienſtordens an den großen Gelehrten gewürdigt.

(Preuß. Volksf.)

Neuilly *).

Der König war mit ſeiner ganzen Familie in Eu; daher konnten wir Neuilly ſehen. Ich kenne manche königliche Schlöſſer; die prächtigen ſind froſtig, die einfachen ſind todt. Meiſtens ſpricht ſich gar keine Eigenthümlichkeit der Bewohner in ihnen aus, und wenn's geſchieht, ſo fühlt man ſich auch nicht immer angenehm durch ſie berührt. In Neuilly ſagt' ich: Hier könnt' ich ſchon einen Sommer zubringen. Das Schloß beſteht nur aus einem rez-de-chaussée und einer Attika darüber. Die langen Fenſter führen auf breite Stufen, die rund umherlaufen und in den Park hineingehen. Mit einem Schritt iſt man im Freien, die friſche Luft weht in alle Zimmer, und aus allen fällt der Blick auf anmuthige Baumgruppen, die über große Pelouſen und Blumenpartien und Baſſins verſtreut ſind. Es ſind nicht die graden ernſten Linien, welche in den Gärten der Tuillerien und des Luxembourg, von Verſailles und Fontainebleau herrſchen, und auch recht gut mit der Majeſtät dieſer Paläſte harmoniren; hier iſt freiere Bewegung in den Anlagen, und nicht imponiren wollen ſie, nur gefallen. Jedes Mitglied der königlichen Familie, den Herzog von Orleans ausgenommen, welche im Sommer Trianon bewohnen, hat in Neuilly ein Appartement, das aus einem Salon, einem Schlafzimmer und einem Schreib- oder Toilettenkabinet beſteht. Der König hat ein größeres, mit einer Bibliothek, einem Arbeitszimmer und einem Saal für die Adjutanten. Alle dieſe Gemächer ſind ſehr zierlich, aber höchſt einfach in buntem Zitz meublirt, nur das Schlafzimmer der Königin iſt in weißer — und der große Empfangſaal in rother Seide. Außer dem ſehr prächtigen Speiſeſaal iſt kein anderer Luxus in Neuilly, als der wahrhaft königliche der allerſchönſten Gemälde. Da hab' ich Marinen von Gudin geſehen, bei denen ich den Wellenſchlag am Ufer und das ferne Brauſen des Windes vernahm; da Fauſt und Gretchens melancholiſche Bilder von Henri Scheffer. Es wohnte ein milder, wohlthuender Geiſt in dieſem Hauſe, der Jeden, welcher ohne Vorurtheil hineintritt, angenehm berühren muß; denn es iſt ein Gemiſch von ganz einfachen Gewohnheiten, von gebildetem Sinn, von innigem Familienleben und von fürſtlichem Anſtande. Ich freute mich des Gedankens, daß es der Herzogin Helene recht wohl gehen müſſe in dieſem Kreiſe. Sonſt, mein' ich, würd' es einem deutſchen Herzen ſchwer ſeyn, in Frankreich zu leben, wenigſtens in dieſer unvertrauensvollen, mißgeſtimmten Zeit, wo man auf einen König wie auf einen tollen Hund ſchießt. Das Toilettenkabinet der Königin iſt auf ganz eigenthümliche Weiſe decorirt. Es hangen darin hinter Glas und Rahmen von Bronce die Lorbeerkränze, welche die Prinzen bei den öffentlichen Prüfungen im College, wo ihre Erziehung gemacht wurde, als Preiſe davongetragen haben. Unter jedem ſteht der Name, wahrſcheinlich ſo, wie ihn der Lehrer hingeſchrieben hat: L'élève Orleans, l'élève Montpensier, und Tag und Jahreszahl. Dies gefiel mir wundervoll, und mehr noch, als daß ſie die Kränze aufbewahrt, daß ſie in dies einſame Zimmer ſie gehängt hat, welches niemand betritt als ſie allein. Und freilich — neugierige Fremde auch, ſo wie ich! Aber ich habe mich gefreut über die kleinen von der Mutterliebe gehegten und doch gleichſam verſchleierten Trophäen, und wen's freut, der darf ſie ſehen. Welch ein Wechſel für dieſen König: aus der heitern ſorgloſen Anmuth von Neuilly in die froſtigen ſorgenvollen Tuillerien, wo man ihm das Parterre mißgönnte, welches er vom Garten abtheilen ließ, damit man nicht in die untern Fenſter hineinſehe, und welches ſich zum Garten verhält, wie die Finger zum Körper. Und welchen magnetiſchen, bezaubernden Reiz hat denn eine Krone, um ſo viel Glück und Friede entbehrlich zu machen, und ſo manche Sorgen und Aengſten verſchmerzen zu laſſen. Es macht mich zuweilen ganz traurig, daß es mir völlig unmöglich iſt, mir eine Krone zu erringen. Ich würde doch für mein Leben gern wiſſen, nein! empfinden mögen, was für eine Magie ſie umſchwebt, und ob überhaupt eine.

In Verſailles kann man darüber nachdenken, und ihre Wetter- und Sonnenſeite gegen einander abwägen. Nicht in dem gegenwärtigen Verſailles, das halb Muſeum und halb Polterkammer — halb ein Tempel des Ruhmes „A toutes les gloires de la France“ gewidmet, und halb eine Agglomeration von Curioſitäten, Monſtroſitäten und einigen wenigen ſchönen Werken der bildenden Kunſt iſt. Nein, in dieſem Verſailles mußt' ich immer an Frau v. Genlis denken, und daß König Louis Philipp recht von ihrer Erziehung profitirt habe. Sie ließ für den Geographieunterricht ein Zimmer mit Landkarten austapeziren, und für die Hiſtorie eins mit franzöſiſchen Königsporträts, und für die Naturgeſchichte wurden Bilder von Vögeln und

*) Aus „Erinnerungen aus und an Frankreich von Ida Gräfin Hahn-Hahn, 2 Bände. Berlin, bei Alexander Duncker.“

Digitized by Google

Käfern und was weiß ich! ihnen beſtändig vor Augen gebracht, und damit die Prinzen eine Idee über Handwerke bekämen, ließ ſie kleine Werkſtätten in Miniatur vom Schloſſer, Tiſchler, Töpfer, ein chemiſches Laboratorium anfertigen, was Alles man noch jetzt im Conservatoire des arts et métiers neben der Drechſelbank Ludwigs XVI. ſieht. Genug, ſie machte ihnen alle ihre Studien ſo viel wie möglich anſchaulich, um ihnen Daten und Thaten, Namen und Begriffe durch Bilder einzuprägen. Und ſo kommt mir vor, als habe König Louis Philipp Verſailles zu einem anſchaulichen hiſtoriſchen Curſus für ſeine Pariſer einrichten laſſen, welche vermittelſt der Eiſenbahn mit großer Leichtigkeit, wenn ſie ſonſt dazu Luſt haben, hier geſchichtliche Studien treiben können. Bewundernswerth ſind die Maſſen von Gemälden und Statuen, die er in einem Zeitraume von 5 oder 6 Jahren hat anfertigen, anſchaffen, anſammeln und aufſtellen laſſen. Wenn man durch die endloſen Räume, Zimmer, Gallerien, Treppen, Hallen und Säle gewandert iſt, ſo hat man gerade zwei Lieues gemacht. Stellen ſie ſich vor! eine Strecke von zwei Lieues zwiſchen einem Spalier von Kunſtwerken! ich muß aufrichtig geſtehen, daß mir da eine Obſtbaumallee ſchon lieber iſt.

Correſpondenz.

Mainz, 3. Februar.

Ich habe Sie lange auf einen Brief warten laſſen; aber das geſchah nicht aus Mangel, ſondern aus Ueberfluß an Zeit. So oft ich nämlich nichts zu thun habe, was mir oft genug widerfährt, beſchäftige ich mich in Gedanken mit Planen für die Zukunft und ergebe mich auf dieſe Weiſe einem fleißigen Müßiggange oder einem müßigen Fleiße. Wie läſtig iſt aber auch das Schreiben! Um die kleinſte Dummheit in die Welt zu bringen, brauchen wir — ich ſpreche nur von mir — Tinte, Feder und fünf Finger, die Thurn- und Taxis'ſche Poſt und die Erfindung Gutenbergs. — Wir ſind hier bald im fünften Himmel der Narrheit. Vier Generalverſammlungen ſind nämlich ſchon gehalten worden. Viele Narrencandidaten haben ihre maiden speech mit mehr oder minderm Erfolg von ſich gegeben und mancher iſt ſogar „eingebrochen", wie man hier das Mißlingen eines Vortrages nennt. — Der rothe Faden, der durch den diesjährigen Carnevalszug geben wird, heißt: „Die Erweckung des deutſchen Michels durch die Narrheit." Der ſchlafende Michel liegt auf einem Wagen, der von Krebſen gezogen wird. Schlafend gibt er geſchriebene Gedanken von ſich, die unter die Scheeren der Krebſe gerathen und augenblicklich zerſchnitten werden. Alle Mittel, ihn zu erwecken, bleiben fruchtlos; endlich kommt die Narrheit und er erwacht. Das iſt die Hauptidee. Nun folgen die wichtigſten Begebenheiten des vorigen Jahres, z. B. der Krieg der Engländer mit den Chineſen, die Durchſuchungsfrage u. ſ. w. Die Gruppen ſind bis jetzt noch nicht vollſtändig. Heute Abend iſt große Generalverſammlung mit Ball im Theater. Da es nun jedem Narren erlaubt iſt, zwei Damen mitzubringen, und auch viele Fremde aus der Umgegend bereits eingetroffen, ſo wird der Zudrang außerordentlich ſeyn. Ich werde Ihnen Bericht darüber erſtatten.

Vorgeſtern wurden hier die „Hugenotten" zum erſten Male aufgeführt. Schon nach 4 Uhr waren alle Thüren des Schauſpielhauſes von der Menge belagert und nach 5 Uhr alle Plätze beſetzt. Dieſe Oper wird für unſeren Director eine fette Kuh werden, die ihm nährende Milch bis zum Frühjahr reichlich ſpenden wird. Unſer Director liebt die Kunſt, — reich zu werden, eine Liebe, die unſere materielle Zeit mehr, als zu viel beſeelt. Leben Sie wohl! —m—

Notizen-Blatt.

(Theatraliſches.) Die „Krondiamanten" erhielten auch in Königsberg großen Beifall. Das dortige Theater ſcheint von dem neuen Director Diez ſehr gut geleitet zu werden. — Auch in Gotha wurden die „Krondiamanten" gut aufgenommen. Auf dem dortigen Theater ſah man bereits das neue Trauerſpiel Laube's „Monaldeſchi."

Von Wiesbaden aus wird geſchrieben, daß „die Memoiren des Teufels" eine ſolche Senſation gemacht, wie ſeit Langem kein Luſtſpiel. Dieſelbe Senſation hat es in Mannheim, Frankfurt, Berlin und Wien gemacht.

Eine Demoiſ. Waleſch gieng mit einem Hrn. Reußler von Köln nach Aachen durch. Dem. Waleſch gaſtirte als Hedwig in der „Banditenbraut" zuerſt auf der dortigen Bühne und wurde ausgepfiffen. Den Tag darauf las man in der Aachener Zeitung folgendes Epigramm:

O Hedwig, bleibe fern!
Ich glaub's, Du ſpielſt die Lady gern,
Doch hoff' ich, wirſt Du's laſſen,
Wir müßten ſonſt noch mehr Dich haſſen;
Dein Bild als Hedwig bleibt uns ewig vor,
Das erſtemal pfiff wenig, das zweitemal pfiff's ganze Corps.

Dem. Waleſch wollte nämlich noch in „Kabale und Liebe" auftreten und — ſie trat wirklich auf, und zwar im Gefolge ihres Beſchützers und Begleiters, des Hrn. Reußler, der an das Publikum eine Rede hielt und erklärte, daß es wahr ſey, daß er in Köln durchgegangen; er werde aber die Conventionalſtrafe zahlen; man ſolle nur das edle Weſen, die Waleſch, nicht wieder auspfeifen. Die Claqueurs klatſchten, das Publikum ziſchte und die Aachener Zeitung brachte den folgenden Tag:

„Der neue Wunderdoktor, oder die Kunſt, wie man durch „Kabale und Liebe" ſeine verlorene Ehre wieder erhält."

(Miscellen.) Im glücklichen Arabien gibt es ein Mittel, den Schlaf zu vertreiben und den Körper zu ſtärken, nämlich der Genuß der Knoſpen und aufſproſſenden Blätter des Baumes Colustrus edulis. So berichtet wenigſtens der franzöſiſche Botaniker Botta.

Der Herzog von Devonshire ließ am Schluß des vorigen Jahres einen Theil ſeines berühmten Zugviehes verſteigern. 2000 Steigerer waren anweſend. Ein fetter einjähriger Stier kam für 70 Pfd. Sterl., ein Schwein für 20, eine Kalbin für 36 und ein Kalb für 20 Pfd. St. heraus.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 18. Donnerstag, 9. Februar 1843.

Das Glas Waſſer.

(Novelle aus den „Humoresken" von W. Achat)

Im Weinhauſe ſaß ein halbes Dutzend junger Männer hinter der Flaſche, die nach manchem munteren Geſpräch auch auf die Beſchwerden ihres Standes zu reden kamen. Jeder beklagte ſich über den ſeinigen — der Juriſt über die Hungerjahre des Referendarlebens — der Arzt über Homöopathie und Hydropathie — der Theolog über die Conflicte gemiſchter Ehen — die Maler über den Liepmanniſchen Oeldruck — der Wirth über die Eiſenbahnen — blos der Sechſte klagte nicht, obgleich er blos Zuckerwaſſer trank und ſeine Heiterkeit folglich nicht der Flaſche verdankte.

»Das einzige Mittel«, ſagte Guſtav, »mit ſeinem Stande zufrieden zu ſeyn, iſt: keinen zu haben. Dem Himmel ſei Dank! ich habe keinen. Ich bin Philoſoph und weiter nichts. Vom ſeligen Onkel hab' ich das nöthige Vermögen, und vom ſeligen Hegel die nöthige Philoſophie geerbt, um alle Sorgen und Anfechtungen des gemeinen Lebens verachten zu können. Wie ein dem Erdenſtaub entnommener Geiſt ſchwebt der Philoſoph in wolkenloſer Region, und naſerümpfend blickt der Adler auf das niedere Treiben der Ameiſen. Ja, meine Freunde, an mir hat die Körperwelt ihre Rechte verloren. Vor allen Pfeilen des Schickſals bewahrt mich der undurchdringliche Panzer der Philoſophie. Ich wandle den einzig wahren Weg zum Glücke.

»Verirre Dich nur nicht auf dieſem Wege«, ſagte der Arzt. »Nemo ante mortem beatus.«

»Darum«, verſetzte Guſtav lächelnd, »ſorgt ihr Doctoren auch ſo fleißig für das Wohl der Menſchen. Aber mich verlangt nach Eurer Seligkeit nicht. So lange ich Geſundheit und Philoſophie habe, iſt es hienieden ſchon zu ertragen, und damit ich beides behalte, halte ich mich an dieſes Glas.«

»Nüchterne Seele, mit Deinem ewigen Zuckerwaſſer! Aber, Menſch, verſuche die Götter nicht! Eben dieſes Glas kann Deinem prahlhaften Glück ein Ende machen«.

»Armer Doctor! Du denkſt wohl wieder an die Hydropathie. Damit Du ſiehſt, daß ich meiner Sache gewiß bin, will ich mir gleich noch eins geben laſſen.«

Hiermit trank Guſtav den Reſt ſeines Zuckerwaſſers aus und reichte dem Wirthe das Glas. Dieſer ging mit verdrießlicher Miene, es wieder füllen zu laſſen, und ſagte, als er zurückkam: »Meine Herren, es ſteht eine Zigeunerin draußen, welche Ihnen die Zukunft zu entſchleiern wünſcht.«

»Wozu die Poſſen?« erwiederte Guſtav, »die Philoſophie beweiſt.« —

»Die Erfahrung beweiſt das Gegentheil. Dieſe Frau hat ſchon Wunderdinge vorausgeſagt, und Alles iſt buchſtäblich eingetroffen. Sie kennen doch den Schauſpieler B., der immer ſo ſchlecht auswendig lernt. Zu dem ſagte ſie einmal: Hüte dich vor Faulheit! Und ſiehe da! am ſelbigen Abend bleibt er in ſeiner Rolle ſtecken, und von der Gallerie herab begrüßt ihn ein Regen von faulen Aepfeln und faulen Eiern.«

»Um in ſolchen Dingen die Zukunft zu wittern, bedarf es keiner Zigeunernaſe.«

Die Alte war indeß ſchon eingetreten und die beiden nächſten Gäſte hielten ihr lachend die Hand hin. Sie prophezeite dem Einen eine geiſtreiche Frau, dem Andern eine Niete in der Lotterie, — und beide beneideten ſich gegenſeitig. Als nun an Guſtav die Reihe kam, zeigte das Geſicht der Chiromantin plötzlich einen veränderten Ausdruck. Sie fuhr überraſcht zuſammen, betrachtete lange aufmerkſam die Linien ſeiner Hand und ſagte dann mit feierlicher Stimme: »Hüte Dich vor dem Waſſer!«

»Siehſt Du, Guſtav! Was hab' ich Dir geſagt?«

»Wärſt Du draußen geweſen, ſo würd' ich in jenem Spruch einen Spaß von dir vermuthen. So aber macht ſich die Alte wohl nur auf eigne Rechnung lächerlich. Auf keinen Fall ſoll ihr Geſchwätz mir das Zuckerwaſſer verbittern. Pereat der Aberglaube!«

Mit dieſen Worten nahm er ſein Glas aus den Händen des Aufwärters und ſah verwundert in ein fremdes und doch bekanntes Geſicht. Der neue Marqueur war vormals bei ihm Bedienter geweſen und wegen Betrug und Diebſtahl entlaſſen worden. Guſtav bedauerte jetzt, aus unzeitigem Mitleid den Grund jener Verabſchiedung geheim gehalten zu haben. Es ſtörte ſeine Heiterkeit, daß dies tückiſche Grinſen ihm hier nun beſtändig vor Augen treten ſollte. Der Kerl hatte in ſeinen Zügen etwas Dämoniſches, Banditenartiges. Sein ſtechender Blick erinnerte an Gift und Dolch, und Guſtav konnte ſich eines Schauders nicht erwehren, als ihm einfiel, wie leicht dieſe Hand ſtatt des Zuckers —

»Nun, Freund? Du trinkſt ja nicht. Die ägyptiſche Zauberin ſcheint Dich ganz nachdenklich gemacht zu haben.«

»Mir fiel eben ein,« ſcherzte Guſtav, »daß ihr Orakel doch wohl einige Beachtung verdient. Als ſie mich vor dem Waſſer warnte, hat ſie ohne Zweifel Eure Gedichte gemeint, die ich immer leſen und beurtheilen muß.«

Ihm war nicht wohl bei dieſem Witzworte. Er rührte ſchon ſeit zehn Minuten mit dem Löffel, und der Zucker wollte nicht vollſtändig vergehen. Immer von neuem ſetzten ſich am Boden des Glaſes weiße Körner ab.

Guſtav hatte geleſen, daß Arſenik im Waſſer ſchwerlöslich ſey — gerechter Himmel, wenn der Marqueur —

aus Rachſucht — — Aber nein, wie könnte der Menſch ſo boshaft ſeyn? Er mußte es Guſtav ja Dank wiſſen, daß er ihm nach allen ſeinen Bübereien noch ein leidliches Zeugniß gegeben. Auch blamirte man ſich vor der ganzen Geſellſchaft, wenn das Waſſer ſtehen blieb. Darum Courage und hinunter damit!

Guſtav leerte das Glas auf einen Zug. Doch nahm er ſich wohl in Acht, auch die Neige mit den weißen Körnern zu trinken. Man ging bald darauf auseinander, und der Philoſoph fand nun Zeit, die Wirkungen ſeines Trunks zu beobachten.

Er hatte gerade ſehr ſtark zu Abend gegeſſen — ein Umſtand, der auch bei Philoſophen vorkommt — vermuthlich war dies der Grund, daß er gleich nach dem Zubettegehn einiges Leibweh ſpürte. Erſt die Pflaumenſuppe — dann Salat mit Eierkuchen und endlich zum Nachtiſch noch Aepfelcompot, da mußte man ja Leibweh bekommen.

(Schluß folgt.)

Correſpondenz.

Frankfurt, 5. Februar.

Sie werden ſchon wiſſen, daß das Göthemonuments-Comité den Theaterplatz zur Aufſtellung des Monuments gewählt hat. Unter den drei geeigneten Plätzen unſerer Stadt iſt er der beſte, allein noch fragt es ſich, ob der Senat ihn bewilligt. Es ſteht zu hoffen, und Göthe lugt dann nach dem auf dem Roßmarkte (in der Nähe des Theaters) zu errichtenden Monumente für die Erfinder der Buchdruckerkunſt. — Es beſtätigt ſich, daß Hr. Veit ſeine Demiſſion als Director des Städel'ſchen Kunſtinſtituts eingereicht hat, und wir dieſen berühmten Künſtler verlieren. Leſſings Huß wurde unterdeſſen heute in der Gallerie des Städel'ſchen Inſtituts zum erſten Male ausgeſtellt und fand ſchon viele Hunderte von Beſchauern. — Die Theaterdirection hat eine abſchlägige Reſolution vom Senate erhalten und mit den Maskenbällen im Theater iſt es für dieſen Winter vorbei. Mehreren Wirthen ſind ſie aber für ihre Geſellſchaften geſtattet worden. Ein Maskenball ſoll aber gerade ein öffentliches Vergnügen ſeyn. —ſſ—

✡

Karlsruhe, Anfang Februar.

Bei uns zeigt ſich diesmal ein weit regeres Faſchingsleben als in früheren Jahren, und man wundert ſich ſelbſt allgemein darüber, daß in dieſer Beziehung ſo viel Rührigkeit vorhanden iſt. Die Narrheit aber ſteckt an, und das alte Sprichwort ſagt ganz richtig, daß ein Narr tauſend macht. So auch hier. Im alten Cöln, der wahren Heimath des Held Carneval, hatte ſich derſelbe ſtets eine bleibende Stätte erhalten; vor fünf Jahren begann er das goldene Mainz zu coloniſiren, und ſeine Anſiedelung dort gedeiht über alle Erwartung. Dann iſt er weiter den Rhein hinaufgezogen und auch hier im Schwabenlande eingekehrt, wo er ſich gaſtlichen Empfangs erfreute. Die Narrenverſammlungen finden ſehr häufig ſtatt, und ſind jedesmal zahlreich beſucht. Feſtliche Aufzüge werden für die großen drei Tage vorbereitet, die Ranzengarde, eine aus fünfzig Bäuchen beſtehende Mannſchaft in altfränkiſchem Aufputze, mit rothen Sammetröcken, blauen Aufſchlägen, weißen Gamaſchen, Dreimaſten und Flachsperucke, beſtrebt ſich, den berühmten Mainzer Genoſſen gleich zu werden; ſie wird auf dem großen Markte ihre Zelte aufſchlagen, ihre offenen Küchen rechtſchaffen verſorgen, und im weidlichen Trinken das Ihrige thun; eine ganze Leinwand- und Bretterſtadt wird ſich unter luſtigem Geräuſch und Getreibe in dem ſonſt ſo ſtillen Karlsruhe erheben, und man erwartet auch Gäſte aus weiter Ferne.

Die Sage geht, daß der aus den chineſiſchen Opiumhändeln ſo bekannte kaiſerliche Commiſſarius Lin ſammt hoher Begleitung in dieſen Tagen dahier im „engliſchen Hofe," den er natürlich aus Vorliebe gewählt, ankommen werde, um ſich zu überzeugen, ob die Ranzengarde der ſchwäbiſchen blauäugigen Barbaren wirklich tapferer ſeyen, als die Mandſchugarde Seiner chineſiſchen Majeſtät. So weit wäre alſo der Ruhm unſerer Stadt gedrungen, und mit welchem Genüge man Selbiges hier vernimmt, mag ein Jeder leichtlich erachten. Die Sage geht ferner, daß unſer berühmter Naturdichter, der Bäkkermeiſter Vorholz, welchen man ſeinem poetiſchen Amtsgenoſſen Reboul in Nismes würdig zur Seite ſtellen kann, ſich bereits anſchicke, dieſes weltgeſchichtliche Ereigniß in spe durch ein Naturgedicht zu verherrlichen. Die Buchdrucker wollen an den drei großen Tagen ein Alphabet bilden und ſich, als Buchſtaben in Leibesgröße ausſtaffirt, zu Worten und Wörtern verſchieben. Man ſpricht von einer wandelnden Dampfpreſſe und manchen andern Dingen mehr, über die ich Ihnen getreulich berichten werde, ſobald ſelbige das Licht der Welt erblickt haben werden; namentlich über die ſieben Schwaben, welche ſich leibhaftig ſammt dem berühmten Haſen zu zeigen gedenken.

Die Narrethei hat auch ihre Hof- und Staatszeitung, den „Narrenſpiegel," in welchem ſich friſche muntere Laune bethätigt. Dadurch und durch ſeine Unumwundenheit zeichnet er ſich vor ſeinen Collegen, den politiſchen Moniteurs, auf eine ſehr rühmliche Weiſe aus. Er zieht auch die Tagesvorfälle in ſein Gebiet. So meldet er, daß ganz kurzlich im faulen Pelz Herr Spatenſtich, Einſiedler von Raſtatt, angelangt ſey, um anzudeuten, wie erklecklich wenig ſeither an der werden ſollenden und ſeyn wollenden, aber kaum erſt angefangenen Bundesfeſtung geſchehen ſey. Demnächſt kommt wohl, um ſich mit Herrn Spatenſtich zu berathen, im „fleißigen Herrn" der Ingenieur Rührig aus Ingolſtadt oder Mainz hier an. — Die Conferenzenprotocolle beider werden indeſſen ſchwerlich in ein Portfolio kommen.

Im Muſeum hielt Herr Sutter, ein geborener Badener, Vorträge über die Hindu, in denen es entſchieden heidniſch zugeht; d. h. der Miſſionär von Mangalone erörtert die Heidenreligion jener Leute und erzählt ſehr vieles von Brama und anderen Götzen. »Herr Brahm« war auch in einem hieſigen Gaſthofe angekommen, wahrſcheinlich um den Vorträgen jenes Herrn, die er als einen Faſtnachtsſchwank zu betrachten ſcheint, zuzuhören. —

Hr. Sutter vertheidigt ſich ſehr ſalbungsreich in der »Karlsruher Zeitung« und bedauert es nicht, daß, wie er in Erfahrung gebracht, ſeine Vorleſungen ſehr vielen Leuten mißfallen. Dieſes gehört offenbar zu den größten Seltenheiten, und verdient darum eine Erwähnung.

In einer hieſigen Kirche hat am Sonntag vor acht

Tagen ein angehender pietiſtiſcher Candidat eine Prophezeiung gewagt, die vielleicht nicht erfüllt wird. Er erklärte nämlich, daß der Himmel ſeinen Aerger habe über die Narretheidinge, ſo hier ſich begeben, und daß am Faſtnachtsſonntage ein feuriges Schwert aus den Wolken herabfallen werde, um die ſündhafte Narrenſtadt (d. h. die Zelte und Buden) zu vernichten. Die Sache iſt buchſtäblich wahr; wahr auch, daß der Prophet leider in ſeinem eigenen Lande nichts gilt. Die Abrahamaſanctaclara'ſche Manier fand denn auch im »Spiegel« ihre Anerkennung.

An Virtuoſen hat es uns ſeither nicht gefehlt. Da kam Hr. Hector Berlioz aus Paris, ließ ſich einen »franzöſiſchen Beethoven« nennen; reiste aber wieder ab, ohne daß wir ihn gehört hätten; denn beeeits hatteu zwei Italiener Concerte in Ausſicht geſtellt: der Flötenſpieler Briccialdi, für den ſich die Mannheimer begeiſtert haben, und der Geigenſpieler Anton Bazzini. Die Bildniſſe beider hängen an den Buchläden aus. Briccialdi iſt ein tüchtiger, Bazzini aber ein ſehr bedeutender Künſtler, dem eine glänzende Laufbahn bevorſteht. Nur ſoll er ſich hüten, das Publikum mit ſeinen eigenen Compoſitionen zu langweilen, die nicht viel Anſprechendes haben. Manche ſtellen ihn, wie denn das ſo zu gehen pflegt, neben ſeinen Lehrer Paganini, der doch in ſeiner wunderbaren Eigenthümlichkeit gar keine Vergleiche zuläßt; daß aber Bazzini mit Ole Bull und Ernſt, Molique und dem braunſchweiger Müller (dem älteſten der vier Brüder) verglichen werden kann, das leidet niemals Zweifel. Er iſt ein wiſſenſchaftlich gebildeter und anſpruchsloſer junger Mann. Jetzt ſpielt er in den Städten des Oberlandes und in Baſel, und gedenkt, wie ich höre, durch Franken nach Norddeutſchland zu gehen. Es iſt alſo möglich, daß er ſich auch in Würzburg hören läßt. — Unſer Theater hält eigentlich das ganze Jahr hindurch Faſtnacht; da folgt eine Neſtroy'ſche Poſſe der andern; bald das liederliche, bald der Jux, dann leichte franzöſiſche Waare, und dann einmal die Jüdin oder die Norma; auf einmal der Brauer von Preſton, die Schachmaſchine, dee Ball zu Ellerbrunn und der Alpenkönig, oder andere dergleichen ſeltene Sachen, zwiſchen die ſich ſeltſamer Weiſe einmal Don Carlos und Oberon verloren haben. Das Publikum muß wohl damit zufrieden ſeyn. In dieſen Tagen hatten wir ſogar den Clauren'ſchen Wollmarkt! Solche Stücke bilden hier ſo ziemlich die Regel, und ſind nicht etwa wie anderwärts, Lückenbüßer und Ausnahmen.

Narrenſpiegel.

Unter dieſem Titel erſcheint, wie wir bereits in vorſtehender Correſpondenz aus Karlsruhe erwähnt, in dieſer Stadt eine Carnevalszeitung, die nach einer uns vorliegenden Nummer mit vielem Witz redigirt iſt. Wir geben unſern Leſern hiemit einige Proben aus derſelben. Unter der Rubrik: Privatbekanntmachungen, finden ſich folgende:

(Erkläeung.) Da, wie mir mein Amtsdienee ſchon mehrmals berichtete, unter meinen Amtsuntergebenen das Gerücht verbreitet wird, daß mein Pinſcherhund die Entſcheidungsgründe zu meinen Verfügungen mache, ſo erkläre ich dieſes Gerücht um ſo mehr für eine übelwollende Ausſtreuung, als es bekannt iſt, daß kein Hund ſich mit Sachen abgiebt, welche lediglich für die Katze ſind.

Hieronymus Blechkopf,
Schulz.

(Verlorenes.) Es hat ſich eine Bierprobecommiſſion verlaufen. Der redliche Finder wird gebeten, derſelben den Weg zu einem runden Eck in der langen Straße zu zeigen, wo Arbeit vollauf gefunden werden kann, in ſofern man nicht glaubt, daß dort Hopfen und Malz verloren iſt.

(Anerbieten.) Ein oder mehrere Theilnehmer an einer guten Schneiderrechnung können ſogleich eintreten. Hiezu Luſttragende erfahren das Nähere bei F. Lachs in der Comödiengaſſe.

(Zimmee zu vermiethen.) Ein mit alten Meubeln und bunten Vorhängen elegant aufgeputztes Zimmer wird zu einem möglichſt hohen Preis an einen ledigen Herrn zu vermiethen geſucht.

Für Mangel an Bequemlichkeit, ungefällige Begegnung, ſchlechte Bedienung, Aerger und Verdruß, ſowie für Minderung des Holzvorrathes iſt auf's Beſte geſorgt, wogegen man jedoch ſtets pünktliche Vorausbezahlung erwartet.

(Erbieten.) Ein Mann von geſetztem Alter hat noch einige Stunden im Würfeln frei; gern würde er dieſe, blos um beſchäftigt zu ſeyn, einer Geſellſchaft junger Leute unentgeldlich widmen.

(Sympathetiſche Dinte), welche in 4 Wochen verſchwindet, wird zu Wechſelunterſchriften empfohlen.

(Todesanzeige.) Ein großer Verluſt hat mich getroffen; mein wärmſter Freund, deſſen Anhänglichkeit an meine Perſon über alles ging, der ſtets den größten Gleichmuth bewahrte, wenn ich ihn zuweilen auch hart anließ; der ohne Murren mit mir die Stürme des Lebens ertrug und nicht einmal zürnte, wenn ich ihn, ſo undankbar es ſeyn mochte, bei Seite ſetzte, ſobald mir die Sonne freundlicher ſchien; der vielmehr auch dann noch bereit war, mit ſeinem ganzen Credit mir beizuſtehen und ohne Vorwurf in meine Arme zurückzukehren, wenn ich ihn wieder an mich zog; der mit chriſtlicher Liebe ſich über meine Mängel hinwegſetzte und ſie bedecken half — dieſer, ich will nicht ſagen, unſchätzbare, doch gewiß ſehr ſchätzbare Freund, welcher wahrlich ſeine grauen Haare mit Ehren trug, — mein alter treuer Mantel iſt nicht mehr!

Wer die Kleinheit meiner Wintergarderobe kennt, wird die Größe meines Schmerzes zu beurtheilen wiſſen.

In den letzten Tagen ſeines Daſeyns beunruhigte mich bei ihm ein immer mehr einreißender Mangel an innerer Haltung, der ohne Zweifel mit dem herrſchenden allgemeinen Futtermangel in unmittelbarer Verbindung ſtand. Der freundlichſte Zuſpruch half nichts mehr, die Zerriſſenheit ſeines Innern wuchs von Tag zu Tage und ward auch endlich die Quelle ſeines Verderbens.

Dieſer Zuſtand nämlich, der freilich eine äußerſt aufmerkſame und einſichtsvolle Behandlung erfordert hätte, wie ſie nicht zu jeder Zeit möglich war, führte ihn in höchſt unpolitiſche Verwickelungen und Reibereien mit einem Wagenrade, wobei die Feſtigkeit und Reinheit ſeines ſonſt ſo vortrefflichen Charakters völlig zu Grunde gieng. Ich ſah ihn aus dieſer beklagenswerthen Affaire — der Ausdruck iſt hart, aber leider nur allzuwahr — ich ſah ihn daraus als einen vollſtändigen Lumpen hervor-

geben, deſſen jetzt durchaus zerrüttete phyſiſche Verhältniſſe ſeiner Exiſtenz ein baldiges Ziel ſetzen mußten.

Man brachte ihn in die Anſtalt des Hrn. Papierfabrikanten Holländer in Ettlingen, der ſich ſeiner auch freundlich annahm. Wiederherſtellung aber war hier nicht mehr zu erwarten, — — geſtern iſt er in ein beſſeres Daſeyn übergegangen.

Gottfried Trauermantel.

Die letzte Rubrik enthält: Fremde in hieſigen Gaſthöfen; darunter:

(Im heiſern Raben.) Mr. Schnack du Rhin, Invalide aus Paris. — Hr. Rinaldini, Virtuos auf der G-Saite, von Modehauſen bei Tollheim.

(Im wilden Mann.) Hr. Rattier, Exabonnent der »Karlsruher Zeitung«, aus Pforzheim. (Ganz Pforzheim hat nämlich die »Karlsruher Zeitung« abgeſchafft.)

(Im Schwanen.) HH. Gebrüder Zechfrei, Schnellläufer, von Wolfartsweier.

(In der Hoffnung.) Hr. Demnächſt, Eiſenbahnconducteur, von Knielingen.

(In der Stadt Worms.) Hr. Tauſendjahr, Theilungscommiſſär, von Verdun.

(In den Mohren.) Hr. Siehdichfür, cand. med., und Herr Lieberdurch, Rechtscand., vom Schreckhorn.

Würzburger Theater.

Seit unſerm letzten Referate ſahen wir zwei neue Luſtſpiele auf der hieſigen Bühne: **König und Bauer** von Halm und **die Memoiren des Satans**, (über letzteres werden wir in der nächſten Nummer der „Mnemoſyne" berichten.)

„König und Bauer" von Halm iſt eine freie Bearbeitung des Stückes von Lope de Vega: „der Bauer im Winkel." Ein Bauer iſt unermeßlich reich und ſtolz auf ſeinen Stand; er hat ſich nicht nur ein Haus für dieſes Leben gebaut, ſondern auch ſchon für das jenſeitige Leben; der Grabſtein, der einſt ſeinen Hügel bedecken ſoll, iſt bereits auf dem Kirchhofe zu ſehen und auf ihm ſteht: daß der Bauer nie ſeinen König geſehen, obwohl das Dorf nur wenige Stunden von Paris entfernt iſt. Da kömmt denn auch der König einmal auf dieſen Leichenacker, lieſt und ſtaunt. Begierig, dieſen ſeltſamen Mann kennen zu lernen, ſchleicht er ſich als Schultheiß von Paris bei ihm ein und hört ihn aus. Der Bauer geſteht, daß er den König nicht ſehen möchte, ſpricht aber mit der größten Treue und Anhänglichkeit von ihm und ſagt, daß er ſelbſt ſein Vermögen und ſeine Kinder auf ſeinen Befehl hergeben wollte. Der König wagt die Probe. 100,000 Thaler werden von einem Geſandten des Hofes verlangt und — gegeben, und ſelbſt die Kinder im Geleite eines Ritters nach neuen Befehlen zu Hofe geſchickt. Ein neuer Befehl ruft nun auch den Bauer, aber es bedurfte deſſen nicht, denn ſchon war der arme Vater aus Beſorgniß für die Seinen auf dem Wege. Der König behandelt nun den Bauer als ſeinen Vetter und giebt ihm den Ehrenplatz bei der Tafel. Dies Spiel erſchreckt den Landmann noch mehr; allein es ſoll ſich Alles gut löſen. Die Tochter wird mit dem Hofmarſchall, ihrem Geliebten — die Liebesintrigue dieſer beiden jungen Leute giebt zu ſehr intereſſanten und ſinnigen Scenen im Stücke Veranlaſſung — vermählt und der Sohn in den Grafenſtand erhoben. Der Bauer kehrt, bei Halm, auf ſeine Güter zurück, bleibt, bei Lope de Vega, am Hofe.

Der geiſtreiche Kritiker Enk ſagt von dem Stücke Lope de Vega's:

„Es gibt kaum ein anziehenderes Schauſpiel, als das einer edlen, ihrer ſelbſt ſich klar bewußten ſittlichen Selbſtſtändigkeit; und wenn dieſe mit dem Genuß äußeren Behagens verbunden iſt, ſo bietet ſie uns ein ſo heiteres und erhebendes Lebensbild, daß kein anderes in dieſer Hinſicht damit verglichen werden kann. Friſcher, lebendiger und anziehender, als Lope dies Bild hier hergeſtellt hat, dürfte es kaum zu malen ſeyn. Die Grundlage zu ſeiner gelungenen Darſtellung gab eben jener einfache geſunde Sinn her, der ihm ſo gänzlich eigen war, mit dem gewöhnliche Dichter ſo wenig ausgerichtet glauben, und deſſen Mangel bei ihnen ſo häufig die Urſache, daß mit ihren Werken in der That ſehr wenig ausgerichtet iſt."

Nichts deſto weniger kann nicht geleugnet werden, daß das Luſtſpiel in der Moderniſirung Halm's kalt läßt. Wer Lope de Vega regelrecht und modern machen will, verſtümmelt ihn, und ſo ging es auch hier. Gerade das raſch in einandertreibende Intriguenſpiel, dieſe ſpaniſche Situationenfülle und Schalkheit kann hier nicht weggelaſſen werden, wo ſie Abwechslung bieten ſoll zu den langen Reden, die dem Helden in dem Mund liegen.

Zu ſolchen Stücken gehört ein raſches Ineinanderſpielen, und das kann man von dem hieſigen Schauſpiele nicht ſagen. Wenn die Bauern ausgelacht werden, der Souffleur manchmal herausſchreien oder mit dem Finger winken muß, damit der Schauſpieler erſt die Antwort gibt, die er ſchon längſt hätte geben ſollen und noch ſo viele ꝛc. ꝛc., — da darf man keine ſolchen Stücke ſpielen. Hr. Waldmann war als Bauer ſehr gut; Hr. Wohlſtadt als König gut, doch möchten wir wünſchen, daß er mit Leichtigkeit und nicht mit rhetoriſcher Emphaſe geſpielt würde. —r—

Notizen-Blatt.

(Bildende Kunſt.) In Riga hat ſich ein Kunſtverein für die deutſch-ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen Kurland, Liefland und Eſthland gebildet.

Die Profeſſoren Göppert in Breslau und Hartig in Braunſchweig haben einige Lichtbilder mikroſkopiſcher Gegenſtände z. B. Pflanzenfaſern, Haare, Staubgebilde von Blumenfaden in mäßigen Vergrößerungen auf Metallplatten dargeſtellt.

(Theatraliſches.) Der Philolog Dr. Marbach wird in Kurzem eine nach Euripides bearbeitete Tragödie „Hippolytos" erſcheinen laſſen.

Hr. Hornicke, ein Mitglied des Detmold'ſchen Theaters, hat ein vieractiges Schauſpiel, „Joſeph Süß," gegeben, wahrſcheinlich eine Bearbeitung der Hauf'ſchen Novelle.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 19. Sonntag, 12. Februar 1843.

Das Glas Waſſer.

(Novelle aus den „Humoresken“ von W. Achat.)

(Schluß.)

Es iſt doch ſchön, ein Philoſoph zu ſeyn. Ihn kann nichts beunruhigen. Er weiß immer, woran er iſt. Ueberall dringt er auf den Kern der Dinge. Jede Wirkung wird auf ihre Urſache zurückgeführt, und ſo trägt er ſeine Leibſchmerzen mit Geduld, weil ihm einleuchtet, daß ſie die natürliche, die nothwendige Strafe eines Diätfehlers ſind.

Eines Diätverbrechens, könnte man ſagen. Und die Strafe iſt auch darnach. Von Secunde zu Secunde wird ſie härter. Schon ſieht Guſtav ſich genöthigt, ſein Leibweh in Bauchgrimmen umzutaufen. Dies Stechen, Klemmen, Schneiden — wie iſt es nur möglich? Nein, es kann nicht vom Abendeſſen herrühren. So grauſam peinigt keine Pflaumenſuppe — ſolche Wütheriche ſind Salat und Eierkuchen nicht — und vollends der Aepfelbrei — wie könnte der es in ſeiner Gutmüthigkeit über's Herz bringen, einem armen Philoſophen ſolche Qualen zu bereiten? Nein, dies ſind nicht die Nachwehen des Supers, es ſind die Folgen des genoſſenen G — —

Mit einem Sprunge war Guſtav aus dem Bette und griff nach den Kleidern, als ſtände das Haus in Flammen. Aber ſchon der Licenciat Vidrieva beim Cervantes ſagt, wenn man recht ſchnell fertig ſeyn will, ſo muß man ſich recht langſam anziehen. Es dauerte zehn Minuten, bis Guſtav in der Dunkelheit ſeine Pantalons fand, und wie er nun auf die mondhelle Straße hinaustrat, zeigte ſich, daß der Philoſoph mit den Beinen in die Rockärmel gefahren war.

Doch wer beachtet ſolche Kleinigkeiten, wenn das Leben auf dem Spiele ſteht? Guſtav ſah nichts als zwei abſcheuliche Fratzen, die citronengelbe der Zigeunerin und die pomeranzenfarbige des Marqueurs. Gehetzt von dieſen Teufelslarven, lief er ſpornſtreichs nach dem Hauſe des Doctors, welcher zum Glück noch mit den übrigen Freunden plaudernd vor der Thür ſtand.

»Rette mich! Ich bin vergiftet.«

»Nicht geſcheidt biſt Du. Oder iſt das Zuckerwaſſer Dir zu Kopf geſtiegen?«

»Ach, eben dieſes Zuckerwaſſer — doch zögere nicht!! ſonſt iſt es aus mit mir.«

»Ruhig, ruhig, lieber Freund? Wo bleibt Dein philoſophiſcher Gleichmuth?«

»Zum Henker die Philoſophie! Ich war ein Dummkopf, mich mit ihr zu bruſten.«

»Das geſtehſt Du? — Dann will ich Dir auch geſtehen, daß man Dich nur zum Beſten hatte, und daß der Arſenik in Deinem Glaſe nur ein Stückchen unſchuldigen Kalks war. Der Wirth, Deines beſtändigen Waſſertrinkens müde, inſtruirte die Zigeunerin, und das zufällige Erſcheinen des Marqueurs verſtärkte den Eindruck ihrer Warnung.«

»Ach ſo!« ſtammelte Guſtav und ſah beſchämt zu Boden. Jetzt bemerkte er auch ſein ſeltſames Coſtüm und hätte ſich vor dem allgemeinen Gelächter in ein Mäuſeloch verkriechen mögen.

Guſtav iſt ſeitdem ein Anderer geworden. Er hat die Philoſophie und das Waſſertrinken an den Nagel gehängt und trinkt jetzt Wein, wie alle vernünftigen Leute.

Wozu auch Waſſer trinken? Trinkt man doch immer noch Waſſer genug, wenn man nichts als Wein trinkt!

Liebe und Verbrechen.

Esparville, Offizier von der Leibwache Ludwigs XV., reiste zu Pferde allein von Gap ab, um in Grenoble einen Freund zu beſuchen. Unterwegs verlor ſein Pferd zwei Hufeiſen und er ſah ſich genöthigt, ſobald als möglich ein Unterkommen zu ſuchen. Ein Bauer ſagte ihm, daß in geringer Entfernung ein Schloß liege, das den beiden Brüdern v. Beaubours gehöre; und da einer dieſer Herren ſein Freund war, ſo ritt er ſogleich nach dem Schloſſe zu. Hier empfing ihn ein alter Haushofmeiſter, der ihm erzählte, der ältere der beiden Brüder befinde ſich ſeit etwa einem Monate in Paris und der jüngere ſey vor zwei Monate geſtorben. Esparville beweinte den todten Freund und bat, man möchte ihm ein Schlafgemach anweiſen und ſein Pferd beſchlagen laſſen. Der Haushofmeiſter konnte dem Fremden nur ein Zimmer anbieten, von dem man ſagte, es ſey da nicht recht geheuer.

Esparville ließ ſich dadurch nicht irre machen, unterſuchte die Schränke und Wände dieſes Zimmers und wollte ſich, nachdem er ſich überzeugt hatte, daß er allein ſey, niederlegen, als er ein leiſes Geräuſch hinter dem Bette hörte. Das Geſpenſt hatte nicht einmal auf die Geiſterſtunde gewartet, um den Bewohner des ſogenannten »grünen Zimmers« zu ängſtigen. Esparville horchte eine Zeit lang aufmerkſam, trat dann an die Mauer, hinter welcher er das Geräuſch vernahm, hob die da hängende Tapete auf und erblickte eine mit Eiſen beſchlagene verriegelte Thüre. Ohne lange zu zögern, zog Esparville die Riegel zurück und öffnete die Thüre. Sogleich ſtürzte das Geſpenſt, eine kaum halb bekleidete hagere Geſtalt mit langem Haare, in das Zimmer herein. Es war der junge Herr v. Beaubours, der ſeinen Freund

ſogleich erkannte und ihm zurief: »Rette mich! rette mich!« Nachdem Esparville von ſeinem Stannen über die Erſcheinung des Todtgeſagten ſich erholt hatte, erzählte dieſer, daß er vor drei Monaten in Paris ſich um die Hand des Fräuleins v. Luſſan beworben, die ſeine Liebe erwiedert habe. »Aber,« ſagte er, ich hatte einen Nebenbuhler, meinen Bruder, und der Vater der Geliebten ſagte mir die Hand ſeiner Tochter zu. Mein Bruder war in hohem Grade aufgebracht und flüſterte dem Hrn. v. Luſſan zu, er würde ſeine Wahl bereuen, da ich bisweilen Anfälle von Wahnſinn habe. Einige Tage darauf wurde ich Abends von vier Mannern überfallen, die mich banden und knebelten, mich in einen Wagen hoben und in das Schloß meines Bruders brachten, wo man mich in das Verließ einſperrte, und wo ich wahrſcheinlich ſterben ſollte. Ich verlor indeß den Muth nicht und ſand nach langem Suchen endlich in meinem Kerker einen Nagel, mit dem ich das Blei losmachte, in das die Thürangeln eingegoſſen waren. Ich hatte Lebensmittel auf mehrere Monate und Niemand erſchien bei mir. Nachdem ich die Thüre geöffnet, gelangte ich zu einer Treppe, die hierher führte; ſeit vierzehn Tagen arbeitete ich mit einem Nagel an der Wand, um mir eine Oeffnung zu verſchaffen.«

Esparville brachte den Freund unbemerkt aus dem Schloſſe hinaus und kehrte mit ihm nach Paris zurück. Der erſte Gang Esparville's führte ihn zu dem Hrn. v. Luſſan, wo er von dem Thürſteher erfuhr, daß der Graf v. Beaubours den Tag darauf mit dem Fräulein vom Hauſe vermählt und in wenigen Stunden der Contract unterzeichnet werden ſollte. Er eilte ſogleich zu ſeinem Freunde zurück; beide legten Feſtkleider an und fuhren zu dem Herrn v. Luſſan. Esparville ließ ſich zuerſt allein anmelden, trat ein, begrüßte die Geſellſchaft, trat zu der Braut, die ſehr traurig ausſah, und ſagte zu ihr: »Ich komme, um Ihre Thranen zu trocknen und Ihnen Den zurückzugeben, den Sie lieben. Mein Freund Beaubours iſt nicht geſtorben, er lebt, und liebt Sie mehr als je.«

In demſelben Augenblicke erſchien der jüngere Beaubours und die Braut flog ihm entgegen in die Arme. Er erzählte, wie es ihm ergangen: der Heirathscontract war entworfen, es brauchten nur einige Vornamen geändert zu werden, und man ſetzte ſich vergnügt an den Tiſch. Am nächſten Tag reiſete man nach dem Landgute des Hrn. v. Luſſan und die Liebenden wurden getraut.

Damit war aber die Sache nicht abgethan; Esparville erhielt eine Ausforderung von dem Grafen v. Beaubours, dem ältern Bruder ſeines Freundes, und er nahm ſie an. Der Himmel erklärte ſich für ihn, denn der Graf blieb todt auf dem Platze. Esparville mußte aus Frankreich flüchten und lebte lange Zeit im Auslande, bis man endlich Ludwig XVI. vermochte, ihm Verzeihung zu gewähren und die Rückkehr zu geſtatten.

Correſpondenz.

Aſchaffenburg, 10. Februar.

Sie werden erfahren haben, daß ſich das neulich erſchiene Buch Menk-Diktmarſch's: „Der Main ꝛc.“ unartig über unſer Aſchaffenburg ausgedrückt hat.

Ich will nicht auf dieſe Aeußerungen zurückkommen, ſondern nur einige Worte zur Ehrenrettung unſerer Stadt ſagen.

Es herrſcht unter den Aſchaffenburgerinnen ein ſehr feines Schicklichkeitsgefühl und ſelbſt ihr Beſtreben, ſchön gekleidet zu ſeyn, zeigt ihren Sinn für Anſtändigkeit, Geſchmack und Selbſtachtung; dabei ſtehen ſie in der Krankenpflege und Unterſtützung der Armen den Frauen anderer Stadte gewiß nicht nach. Wenn ſie gegen Fremde zurückhaltend ſind, ſo gereicht ihnen das in dem Grade zur Ehre, als es lobenswerth von der männlichen Bevölkerung Aſchaffenburgs iſt, wenn ſie die Fremden nicht, wie in ſo vielen andern Städten zurückſtoßend behandelt. Jeder Beamte oder Offizier wird uns bezeugen können, daß man bei uns ſehr bald bekannt wird, und ein keineswegs ſteifer Ton in unſeren Geſellſchaften herrſche. In unſerm Caſino ſitzen ſelbſt die höchſten Beamten unter Bürgern in gemeinſchaftlicher Unterhaltung. Dagegen findet man auch viele Bürger, mit denen man nicht blos Alltägliches ſprechen darf. Der hieſige Sängerverein, ſowie die Schützengeſellſchaft, deren oberſter Schützenmeiſter unſer König iſt, beſteht gleichfalls aus Mitgliedern aller Stände. Aſchaffenburg, wo ſo oft der feingebildete Churmainzer Hof reſidirte, lernte die Bildung nicht erſt ſpäter, wohl aber lernt ſie mancher Fremde daſelbſt. Wenn endlich die Aſchaffenburger ſtolz auf ihre herrlichen Gegenden und Anlagen ſind, ſo haben ſie wohl das Recht dazu, denn ſo klein und unanſehnlich die Stadt iſt, ihre Umgebungen ſind entzückend, und der Botaniker wie der Mineralog findet hier eine Ausbeute, wie an wenigen Stellen Deutſchlands. —a—

Düſſeldorf, Anfangs Februar.

Das Düſſeldorfer Theater iſt, wie wir ſchon früher gemeldet haben, noch nicht ſo in Verfall gerathen, als es faſt alle deutſche Bühnen leider jetzt ſind. Von den alten Heroen der Kunſt ſteht W. Henckel, der Director, zwar nur noch allein da, aber gerade weil er Director iſt, übt ſeine Kraft auf das ganze Theaterperſonal einen mächtigen Einfluß aus. „Sie ſtehen hier auf einem claſſiſchen Boden,“ heißt es, wenn er einen Schauſpieler auf der Buhne einfuhrt, und das ſpornt an, wenn es im Grunde auch eine Luge iſt. Claſſiſch war am Ende die hieſige Buhne ſelbſt während ihrer Glanzperiode zu Immermanns Zeiten nicht, allein es geſchah hier doch mehr, als irgend anderswo fur die Kunſt, und die glänzende Beleuchtung, welche von der Ferne her auf das Inſtitut geleitet wurde, führte uns wirklich auch manches Talent zu, welches in der armſeligen Exiſtenz, welche das deutſche Theater bietet, noch nicht untergegangen war. Als aber die ſtädtiſche Intendanz ihre Wirkſamkeit mit einer namhaften Zahl Schulden einſtellte, zogen viele wieder von dannen. Die Geſchafte wurden ſodann unter dem verſtorbenen Director Deroſſi immer mehr vereinfacht, die Gagen homoopatiſch gereicht, ſo daß es ganz naturlich war, wenn die Kunſt nach und nach gar die Waſſerkur aushalten mußte. Henckel z. B. Immermanns Regiſſeur, dem es als Director in Aachen auch nicht nach Wunſch gegangen war, ſchloß hierauf im Jahre 1841 einen Vertrag mit Deroſſi ab, wonach dieſer ihm gegen eine Penſion von 600 Rthlr. jährlich, für ſich und ſeine Familie, die Directorſtelle ubergab. Die Regierung conceſſionirte Henckel auch, und ſo trat dieſer wieder an die Spitze des Regiments. Von den

alten Mitgliedern wurden von ihm nur wenige hier beliebte engagirt; fürs Schauſpiel: Frln. Karoline Müller und Frln. Stephani, ſodann die Herren Reußler und Amberg; ſämmtliches Opernperſonal und die übrigen Bühnenmitglieder kamen aus allen Weltgegenden zuſammen. Als erſter Liebhaber kam Hr. Böck, als Cavalier Hr. v. Rigeno, für Väter Hillprecht; unter den Damen befindet ſich nur Frln. Diemar, die ſich Beifall erwarb und ihre Stelle ausfüllte. Für die Oper wurden Mad. Ernſt-Seydler und Frln. E. Kundt und die Herren Freimüller (Tenor), Oeſer (Baß-Buffo), Schäfer (Baß) und mehrere andere, die weniger Glück machten, engagirt. Allein im Ganzen ſprach die Zuſammenſtellung nicht an; am wenigſten die Oper. Mad. Ernſt-Seydler, die für jugendliche Parthien unleidlich ſchien, machte ſich daher mit ihrem Reiſebegleiter, Herrn Gaudelius, plötzlich heimlich davon, und ſo hatten wir denn auf einmal gar keine erſte Sängerin. Der verzweifelnde Director warf ſeine Angeln nach allen Seiten aus, aber lange vergebens. Die inzwiſchen hierher gebetene Mad. Kruger-Fürth hatte gar kein Glück, als auf einmal Mad. Hammermeiſter eintraf und Furore machte. Unter dieſen Verhältniſſen wurde die Bühne im April geſchloſſen. Erſt im September ſah man die uns treu gebliebenen Kinder Thaliens wieder kehren. Die Zahl jener, die uns bekannt, war aber ſehr geringe; ſelbſt mehrere langjährige Mitglieder der hieſigen Bühne, wie zum Beiſpiel Reußler, Frln. Stephani, blieben aus. Die neue Generation wurde von dem Publikum freundlich bewillkommt. Nach näherer Unterſuchung ſtellte ſich jedoch bald heraus, daß das Schauſpiel die Erwartungen nicht befriedigte, obſchon mehrere talentvolle Mitglieder dabei mitwirkten, wie Herr Kaibel, der jetzt die Regie übernommen und ſich alle mögliche Mühe gab. Plötzlich fiel es auch unſerm erſten Liebhaber, Hrn. Wagner, noch ein, ſich plötzlich unſichtbar zu machen, wodurch die Verwirrung erſt groß wurde, und ſeit der Zeit ſpielen die Alten die jungen Liebhaber. Mit den Liebhaberinnen will es auch nicht recht gehen: Dem. Winzer iſt ſehr winzig, Mad. Progrell ſehr grell und mit dem Gefallen von Frln. Hagen hat es es auch einen Haken. Hr. Keſſler iſt leer.

—d—

Würzburger Theater.

Donnerſtag, den 2. Februar.

Die Memoiren des Satans.

Eine franzöſiſche Generalin, Deutſche von Geburt, wurde in Hanau, ihrer Vaterſtadt, dem Gatten angetraut und zog mit ihm nach Frankreich. Nach langen Jahren glücklichen Eheſtandes ſtirbt der General plötzlich, entfernt von ſeiner Gattin, und ohne angegeben zu haben, wo ihr Trauſchein ſich befindet. Die Verwandten werden das inne, nehmen, vom Gerichte unterſtützt, die reiche Erbſchaft in Beſitz und verjagen Mutter und Tochter aus den heimiſchen Gütern. — So beginnt der erſte Akt.

In einem ſchlechten Wirthshauſe nahe am Schloſſe erwarten ſie das Fuhrwerk, das ſie nach Hanau zurückbringen ſoll. Während die beiden Unglücklichen aus- und eingehen, gewahren wir noch einen Maurermeiſter, der, ohne gerade Zeichen von Stupidität zu verrathen, ſeit einigen Jahren plötzlich auf alle Fragen nur mit Ja oder Nein antwortet, die geſchwätzige Wirthin und den furchtſamen aber treuen Bedienten der Generalin. Dieſer erzählt eben von dem Hausteufel des Schloſſes Ronquerolles, der ſobald erſcheine, als mit einer geheimnißvollen Klingel das Zeichen gegeben würde. Draußen tobt das Wetter; die Baronin will fort; einer ihrer ſchlechten Vettern, ein gefräßiger Geizhals, der eben gekommen iſt, um von dem Schloße Beſitz zu nehmen, gibt ihr neue Veranlaſſung, ſchnell abzureiſen, da — man ſprach eben wieder von dem Teufel von Ronquerolles — tritt unter Donner und Blitz ein geheimnißvoller junger Mann herein, grüßt, als ob er die ganze Geſellſchaft kenne, und verſpricht, die Wittwe wieder in ihre alten Güter einzuſetzen. Dieſe wendet ſich unwillig von dem vermeintlichen Charlatan ab, der Bediente zittert, die Wirthin macht neugierige Augen, und Marie, die Tochter der Generalin, ſieht freundlich auf den jungen Mann, aus deſſen Augen Gutmüthigkeit ſpricht, und der ihrer Mutter gar zutraulich ſeine Verſicherungen macht. Endlich, nachdem Robin — ſo benennt ſich der Jüngling — wenigſtens das bewieſen hat, daß er mit der Geſchichte der Generalin genau bekannt iſt, läßt ſie ſich überreden, ihm ein geheimes Gehör zu ſchenken, und in dieſem verlangt der junge Mann als Lohn der gewiß auszuführenden Rettung Mariens Hand. Die Baronin verweigert es hartnäckig, aber Marie hat es gehört und ſagt zu. Robin veranlaßt die Damen, in das Schloß zurückzukehren und dort noch vier Wochen zu verweilen, wo er entweder als Retter zurückkehren, oder anſtatt ſeiner die Nachricht kommen werde, daß er für das Unternehmen gefallen ſey. Er empfiehlt ſich und nimmt den zitternden Bedienten mit ſich. Ein verſiegeltes Portefeuille läßt er den Damen zurück; die Baronin lieſt als Aufſchrift: „die Memoiren des Satans!“ — Der Vorhang fällt.

Während man nun Vorbereitung macht, den zweiten Akt zu beginnen, wollen wir unſern Leſern ein Stück des Geheimniſſes verrathen:

Die Familie Ronquerolles hatte ſeit lange ein und denſelben Notar, dem ſie alle ihre Geheimniſſe anvertraute, und bei dem Robin arbeitete. Der Notar, ein ſchlechter Kerl, wußte, daß der General, ſeinen Verwandten nicht trauend, den Trauſchein irgend wo verborgen habe, kannte ferner Lebensumſtände der Verwandten desſelben, deren Veröffentlichung ihnen ihre Ehre rauben mußte, und baute darauf den Plan, die Erbſchaft an ſich ſelbſt zu bringen. Der Notar ſtarb aber vor Ausführung desſelben und Robin erbte deſſen Papiere — die Memoiren des Satans, — in denen zwar nicht der Ort ſtand, wo das Teſtament verborgen wurde, wohl aber pikante Züge aus dem Leben der Klienten des Notars und die Schlechtigkeiten der Ronquerolles'ſchen Verwandten.

Der Vorhang rollt auf. Ein glänzender Maskenball bei Hrn. v. Lormias, einem der falſchen Erben, verſammelt die noble Welt von Paris. Wir begegnen hier Hrn. v. La Rapinière, dem Geizhalſe, den wir ſchon in der Schenke bei Ronquerolles kennen gelernt haben, und auch der Gräfin v. Cerny, der dritten im Bunde, einer nicht ſchlechten, aber koketten Dame. Man ſpricht eben von der Erbſchaft, da hört man Gelächter vom Saale. Ein Teufel ſagt der ganzen Welt Grobheiten und Geheimniſſe. Der Marquis will der Maske den Puls fühlen und ſehen, ob er einer der Geladenen iſt, als Satanas erſcheint. Wir wiſſen, es iſt Robin. Seine Aufgabe gelingt. In drei ergötzlichen Einzelkämpfen werden die Erben vermocht, der Baronin die Erbſchaft zuzuſtellen; denn er zeigt jedem, daß er Geheimniſſe von ihnen weiß, deren Veröffentlichung ihnen Verderben bringen würde. Hat Robin bis jetzt die Andern myſtificirt, ſo widerfährt ihm dies nun ſelbſt. Die Baronin und ihre Tochter, von Unruhe getrieben, ſind nämlich nach Paris

gereiſt und haben ſich hier eingeſchlichen. Marie, in einen Domino gehüllt, bindet mit unſerm Robin an. Aber um 12 Uhr muß ſich alles demaskiren, und noch iſt Mutter und Tochtee da und jetzt von allen übrigen demaskieten Anweſenden gedrängt, die Maske abzunehmen. Ritterlich nimmt ſich Robin ihrer an und deckt ihre Flucht. Eine Menge Heeausfoederungen iſt die Folge davon.

Und als daher im 3ten Acte die Baronin auf Schloß Ronqueroles nach abgelaufenee Friſt Robin erwartet, erſcheint dee Bediente, und meldet, das er in Folge eines unglücklichen Duells geſtorben ſey. Kurze Zeit daeauf kommen auch die drei Erben, die nun, nachdem Robin todt iſt, in der richtigen Veemuthung, die Baronin habe ſeine Papiere, dieſe ihe ablocken wollen. Robin iſt aber nicht todt, die Verwundung wae nicht ſo bedeutend und wir wären nun glücklich am Ziele, hätte nicht unterdeſſen Rapinièee die Papiere der Gräfin enteiſſen und ins Feuee geworfen. Ein einziges Blatt iſt gerettet und daraus eeſichtlich, daß der Maurer Gautier um das Geheimniß weiß, und drei Worte das Zeichen ſind, daß er es dem, der ſie ausſpricht, entdecken düeſe. Gautier wied geeufen. Eine der ſchönſten Scenen iſt nun dieſe, in welcher Robin alles verſucht, dem Maurer das Geheimniß abzulocken, doch Bitten und Drohungen ſind vergeblich. Während die Erben kommen, bricht Robin in heftige Worte gegen ſie aus, die ſie aber keineswegs bewegen. Da nennt ee zufällig den Namen jenes Notars; dee Maurer hört es, dieß war die Loſung. Er ſchwingt den Hammer und in einer geöffneten Niſche wied der Trauſchein ſichtbar. Dee treue Gautier hatte, um ſich nicht zu verrathen, ſeit dem Augenblicke, wo ihm das Geheimniß anverteaut worden war, nichts als Ja oder Nein geſprochen.

Wir haben das Sujet ausführlich erzählt, weil wir glauben, daß die geiſtreiche Erfindung auch als Erzählung intereſſieen dürfte. Nicht leicht kann ein Stuck ſo ſpannen, wie dieſes, oder mit gößerer Kunſt angelegt ſeyn, ſo daß eine überraſchende Situation der andern folgt. Die günſtige Aufnahme, welche dieſem Luſtſpiele faſt in allen Städten wurde, wo man es ſah, iſt hiedurch gerechtfertigt. Andeerſeits iſt die Characteriſtik nichts weniger als flach. Gautier iſt ein Meiſterſtück; Robin, eben ſo gutmüthig als ſchlau, ganz aus dem Leben gegriffen; eben ſo hat jede dee andern Perſonen eine gutgezeichnete Characteriſtik. Zu tadeln iſt, daß die Intrigue zuviel daeauf abzielt, die Neugieede zu feſſeln, und daß manche Nebenumſtände, nur daeauf berechnet, der Waheſcheinlichkeit bedeutenden Abbeuch thun.

Bei der erſten Daeſtellung wae die Aufführung nicht der Art, daß ein Urtheil darüber gefällt werden könnte. Zwei der bedeutendſten Rollen mußten wegen plötzlich eingetretener Krankheit dee treffenden Schauſpieler erſt am Tage der Vorſtellung neu beſetzt werden. Es fehlte durch und duech das geeignete Zuſammenſpielen, das gerade hier ſo nothwendig iſt. Robin wurde duech Hrn. Danielſonn echt gut gegeben. Im erſten Act ſollte ee nicht mit einer kleinen Brieftaſche, ſondern mit einem goßen Poetefeuille erſcheinen, in welchem die Papiere in einem rothen Umſchlag verſiegelt liegen. Von dee zweiten Vorſtellung konnte Referent nur den eeſten Act ſehen; aber ſchon in dieſem zeigte Hr Wohlſtadt, daß er die Rolle Gautiee's ſo würdigte, wie ſie es veediente.

—r—

Notizen=Blatt.

(Muſikaliſches) Richard Wagner, dee beeühmte Dresdener Componiſt, iſt ein Beuder des Hrn. Wagner, welcher längeee Zeit hier in Wüezbueg als Sängee engagirt war. In einer Autobiographie R. Wagners, die in der „Zeitung für die elegante Welt" abgedeuckt iſt, findet ſich folgende Notiz übee unſeee Stadt:

„Um meinen Bruder zu beſuchen, eeiste ich nach Würzburg und blieb das ganze Jahr 1833 dort. Mein Beudee war mie als erfaheenee Sänger von Wichtigkeit. Ich componiete in dieſem Jahee eine 3actige eomantiſche Opee, „die Feen," zu der ich mir den Text nach Gozzi's „die Feau als Schlange" ſelbſt machte. In Concerten gefiel, was ich in Würzburg aus dieſee Oper zu höeen gab."

Wagnee iſt jetzt 29 Jahee alt. Anfangs für's Studium beſtimmt, wandte er ſich, ſeinem ueſprünglichen Hange folgend, bald zue Muſik. Seine erſte Ouvertüee, die im Leipziger Theatee aufgeführet wurde und die, wie er ſelbſt ſagt, dee Culminationspunkt von Unklarheit und Hoffmann'ſchen Extravaganzen war, wuede belacht und ausgepfiffen. Bei Weinlich in Dresden ſtudirte ee, ſpätee beſonnenee gewoeden, Contrapunkt, und ſeine daeauffolgenden Arbeiten wurden mit Beifall aufgenommen. Hierauf ſah ee Wien, beſuchte Würzbueg, konnte aber ſeine „Feen" in Leipzig, wohin ee nun kam, nicht zur Aufführung beingen. Im Jahre 1834 wurde er Muſikdirektoe am Magdeburgee Theater und ſchried dort eine Oper: „das Liedesverbat," wozu dee Stoff aus Shakespeare's „Maß für Maß" genommen wuede.

(Miscellen.) Ein Landmann im Departement Seine und Maene hat eine Kuh, die in den letzten 8 Jahren nicht weniger als 31 Kälber geworfen hat. So erzählt wenigſtens das „Univees."

Die Goldproduction in Böhmen war in den Jaheen 1839 — 1841 7 Loth, dagegen die des Silbees 73,000 Maek.

In Paris giebt es jetzt Markt-Omnibus, die gegen einen geringen Betrag jeder Partie ihren Einkauf vom Markte in verſchloſſenen Körben nach Hauſe füheen.

Die Holzfaſeen laſſen ſich duech ein chemiſches Verfaheen in eine dem Waizenmehl ähnliche Subſtanz umwandeln. Vor allen müſſen die Holzfaſeen daduech von allem Saft befreit werden, daß man ſie 2 Tage lang in eine ſchwache Auflöſung von Potaſche und dann einige Stunden in weiches Waſſee thut. Sobald das Waſſer abgefloſſen iſt, wird die Maſſe 3—4 Tage mit ſchwachem Alkohol angefeuchtet, wodurch jedee fremdartige Stoff entfernt wied. Hierauf wird ſie einer Hitze von beinahe 500' Faheenheit 20 Stunden lang ausgeſetzt, darf jedoch nicht veeſengt weeden, dann gemahlen und bei einer abermaligen Hitze von 400' Faheenheit häufig umgeeühet; nach 36 Stunden zeigt ſich das feinſte Mehl.

Bei einem Doeſe unweit Beidgewatee entſtand am 26. Dez. ein Beand duech einen Ballon, dee im Aufſteigen Feuer gefangen und eine geoße Holzmaſſe in einem Hofe, wo ee niederfiel, angezündet hatte. Alle umliegenden Gebäude wurden ein Raub der Flammen.

Von dee Mnemoſyne eeſcheinen wöchentlich 3 Numeen als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 20. Dinstag, 14. Februar 1843.

Die verbeſſerte Schifffahrt auf der obern Donau.

„Die Menge fragt bei einer jeden neuen bedeutenden Erſcheinung, was ſie nütze, und ſie hat nicht Unrecht; denn ſie kann blos durch den Nutzen den Werth einer Sache gewahr werden.“

Göthe.

Wer über die Verhältniſſe der Länder, die gegenſeitigen Verkehrswege der Nationen ſich blos durch den Anblick der Landcharte ein Urtheil bilden wollte, konnte gewiß nicht einen Augenblick anſtehen, die Donau, den mächtigſten Strom Europas, als eine der älteſten wie der natürlichſten und wichtigſten Straßen des Verkehrs zu betrachten. Und dennoch iſt dem nie ſo geweſen. Nie hat ſelbſt die untere Donau, welche erſt in unſern Tagen durch die Kraft des Dampfes in ihrem Bette eine lebendigere Bewegung ſich entwickeln ſah, mit dem Umfang und der Regelmäßigkeit des Verkehrs auf dem Rheine einen Vergleich beſtehen können; wie viel weniger die mittlere oder gar die obere! Was zunächſt dieſe betrifft, ſo finden wir ſeit der Zeit, als Julian mit 3000 ſeiner Krieger an dem Punkte, wo ſie ſchiffbar wird (Ulm), die Schiffe beſtieg, um zum Kampfe mit ſeinem Oheim Conſtantius zu eilen, der Donau in ihrem obern Laufe von Ulm bis Regensburg durch das ganze Mittelalter herab kaum hie und da wieder als Straße der Menſchen erwähnt, ja nicht einmal als Verkehrsweg des im 14. und 15. Jahrhundert im ſüdlichen Deutſchland zur ſchönſten Blüthe emporgewachſenen Handels, regelmaßig und in erheblichem Umfange benützt; und erſt an der Schwelle der neuern Zeit, um die Mitte des 16. Jahrhunderts, begegnen wir an dem Punkte ihrer erſten Schiffbarwerdung einer geordneten Schiffergilde, die von nun an bis in unſere Tage im Beſitze des Transports der Waaren ſich erhielt, welche hier, an dem wichtigſten Straßenknoten Süddeutſchlands, in großen Maſſen zuſammenſtrömend, zu einem nicht geringen Theile auf der Donau verladen und den mittleren und untern Donaugegenden durch ſie zugeführt wurden. Aber freilich, was will ein Verkehr beſagen mit Schiffen, die nicht einmal wieder die Bergfahrt ertragen, welcher ſomit die Bedingung jedes gewinnbringenden Transports, die Rückladung und Gegenſeitigkeit, ausſchließt; wie könnte ein derartiger Betrieb auch nur eine Ahnung gewähren von der Höhe, zu welcher ſich der Verkehr in allen großen Waſſeradern ſeines Umlaufs, ja ſelbſt in viel minder bedeutenden gehoben hat. Nehmen wir hiezu, daß es in neuerer Zeit, ſeit dem Jahre 1835, ſelbſt den Bemühungen der bayriſch-württembergiſchen Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft zu Regensburg nicht gelingen wollte, ſich auf dem obern Theile des Stromes Bahn zu brechen; ſo dürfen wir wohl behaupten, daß die Thatſache feſtſtehe, welche wir oben andeuteten, wie nämlich die wirkliche Benützung des Stromes keineswegs ſeiner natürlichen Beſtimmung und nothwendigen Bedeutung entſpreche.

Aber auch Thatſachen konnen bewältigt werden, und wir irren uns wohl nicht, wenn wir glauben, rückſichtlich der Beſchiffung der obern Donau bei dem Stadium einer neuen weſentlichen Entwicklung angekommen zu ſeyn. Wir gründen unſere Hoffnung auf die in Ulm neuerrichtete Aktiengeſellſchaft für Dampf- und Ruder-Schifffahrt auf der Donau, deren Grundſätze bereits durch die öffentlichen Blätter dem Publikum bekannt ſind. Sie zeigen von dem ernſten Willen, die Hinderniſſe endlich zu bewältigen, in welchen wohl die Erklärung der oben erwähnten auf den erſten Anblick allerdings auffallenden Thatſache wenigſtens zum großen Theile gefunden werden mag; ſie gewähren durch die bedeutende und höchſt uneigennützige Betheiligung der k. württembergiſchen Staatsregierung und der Stadtgemeinde Ulm einen hohen Grad von Sicherheit gegen mogliche Verluſte für die übrigen Theilnehmer; ſie eroffnen die gegründete Erwartung, in naher Zukunft von dem Punkte aus, der als Centrum der württembergiſchen Oſt- und Südeiſenbahn und in Folge des Baues einer der größten Feſtungen durch den Zuſammenfluß von Menſchenmaſſen und den Waarenverkehr eine überwiegende Bedeutung im ſüdlichen Deutſchland gewinnen muß, ein reges Leben ſich an den Ufern des europäiſchen Stromes ergießen zu ſehen. Daraus ergeben ſich von ſelbſt die Vortheile der Unternehmung, nicht blos ſolche, wie ſie der Ideologe will und anerkennt, der im Siege des Geiſtes über die Macht der Natur einen der ſchönſten Triumphe feiert und in jedem erleichterten Verkehrsmittel einen Fortſchritt der allgemein-menſchlichen Geſittung erblickt; ſondern auch ſolche, wie ſie der umſichtigere Geſchäftsmann ſchnell begreift und ergreift, der, wie das Unternehmen von den Dampfſchifffahrts-Geſellſchaften der mittleren und untern Donau zu Regensburg und Wien als ihren Zwecken in die Hande arbeitend nur mit Freude begrüßt werden wird, ebenſo auch von ihnen nur Förderung der Zwecke des Unternehmens ſelbſt mittelbar und unmittelbar erwarten darf und wohl bemeſſen kann, wie die gegenſeitige Berührung der verbeſſerten Schifffahrt auf der obern Donau einerſeits und der bayeriſchen Nordbahn und des Ludwig-Canals andererſeits auch für die gegenſeitigen Intereſſen die erſprießlichſten Reſultate gewähren muß. Kann es ja doch nicht fehlen, daß ein nicht geringer Theil des Waarenzuges, der ſich aus der weſtlichen Schweiz und dem ſüdlichen Frankreich nach dem Norden bewegt, auf den Donauſchiffen jenen beiden Wegen zugeführt wird, die der großartige und kräftige Wille des

bayeriſchen Ludwigs in's Leben ruft; wie umgekehrt die Waaren, die aus dem Norden, aus Sachſen, aus Bayern über Nürnberg auf jenen Wegen an die Geſtade der Donau gelangen werden, und in die Schweiz und den Süden überhaupt beſtimmt ſind, theilweiſe Fracht der Bergfahrt der Donauſchiffe bilden werden. Ja, unſere Augen ſind wohl nicht trunken, wenn wir, ob auch in fernerer Zukunft, ſo gewiß das Mittelmeer und die Binnenländer des europäiſchen Feſtlandes einander durch neue Wege werden näher gerückt werden, ebenſo zuverſichtlich einen Theil jenes großen mittelalterlichen Handelszuges wieder an die Ufer der Donau und von da in divergirenden Richtungen ſüdwärts und nordwärts, zunächſt durch das geſegnete Bayern ſich bewegen ſehen, während er ſeit drei Jahrhunderten um die weſtlichen und öſtlichen Meeresküſten Europas ſich nach dem Norden zog. Wir wollen bei großartigern Ausſichten nicht der kleinern gleichſam greifbaren Vortheile gedenken, welche den Anwohnern der Donauufer durch den beſchleunigten und erleichterten Perſonen- und Waarenverkehr ſich ergeben müſſen, den Bewohnern des Regierungsbezirks Schwaben und Neuburg durch den erleichterten Zugang zu der höhern Gerichtsſtelle zu Neuburg, dem nicht unbedeutenden Günzburger Gemüſehandel, der gewiſſermaßen in die Vorſtädte von Ulm verſetzt wird u. ſ. w. Aber, weil dieß von größerer Bedeutung, können wir ſchließlich nicht unterlaſſen, darauf hinzuweiſen, welche Ausſichten ſich dem getraidreichen Ries und dem großartigen Lauinger Fruchtmarkt durch die Donauſchiffe und die württembergiſche Südbahn im Verkehr mit der Schweiz, dem ſtets ſichern Abſatzpunkte aller Getraidezufuhr, eröffnen.

(Zeitintereſſen.)

Das Unglücksjahr 1842.

Wenige Jahre laſſen ſich in der Weltgeſchichte auffinden, die ſich in der Häufung von großen Unglücksfällen auf ſo betrübende Weiſe ausgezeichnet haben, wie das verfloſſene. Wir geben hier eine gedrängte Ueberſicht der bedeutendſten Unglücksereigniſſe in chronologiſcher Ordnung:

Januar. Am 22.: Brand von Drontheim in Norwegen; es brannten 300 Häuſer ab.

Februar. Untergang des Dampfbootes Mohikan bei New-Orleans, durch das Springen des Keſſels verurſacht.

März. Auf der Inſel Java wird durch den Ausbruch eines Vulkans eine ganze Landſchaft mit 400,000 Kaffeebäumen verſchüttet.

April. Das neue Dampfſchiff Medora (Dienſt zwiſchen Baltimore und Norfolk) wird durch Zerplatzen des Keſſels mit 150 Perſonen in die Luft geſprengt. — Brand in Poſega (Croatien) 200 Häuſer. — Brand von Povidz (Provinz Poſen) 64 Gebäude brennen ab. — Brand von Pozeg (bei Agram), 200 Häuſer brennen ab. — Brand der preußiſchen Stadt Büren (Regierungsbezirk Minden) 37 Gebäude.

Mai (der furchtbarſte Monat unter allen.) Den 3.: Brand von Steyer in Oeſterreich; 272 Häuſer brennen ab. — Den 5. bis 8.: Brand von Hamburg. Es werden ein Raub der Flammen: 75 Straßen, 1749 Häuſer, 1508 Säle, 188 Buden, 474 Keller; im Ganzen 4219 Feuerſtellen, 102 Speicher und 9 Stallungen. Die Zahl derjenigen, die dadurch um ihre Wohnungen gekommen ſind, beträgt 19,099 Seelen. — Den 7. bis 10.: Großes Erdbeben auf der Inſel St. Domingo. Die Stadt Cap Harti ſtürzt theils in Trümmer, theils wird ſie von einer Feuersbrunſt in Aſche gelegt; 7000 Menſchen büßen dabei ihr Leben ein. — Den 8.: Unglück auf der Verſailler Eiſenbahn. Der Zug beſteht aus 20 Wagen mit etwa 800 Paſſagieren. Zwiſchen Clamart und Meudon bricht die Axe der erſten Locomotive; die zweite ſtößt darauf: die Waggons werden aus den Schienen geſchleudert, fangen Feuer, 80 Menſchen werden getödtet, (theils zerſchmettert, theils verbrannt) 150 ſind mehr oder minder verwundet. — Den 9. bis 11.: Brand in den Novo Ußolkyſchen Salzwerken (in Rußland); 600 Häuſer, 15 Magazine und 80,000 Faden Brennholz werden in Aſche verwandelt. — Den 14. am Pfingſtfeiertage: Brand von Niedereiſenhauſen; 46 Gebäude zerſtört. — Den 20.: Brand in Hirſchberg (in Böhmen) 100 Häuſer. — Den 24.: Brand von Berga (im Weimarſchen) 100 Häuſer — Den 30.: Brand in Jeſremow (Rußland) 110 Häuſer.

Juni. Am 1.: Brand in Oberndorf a. N., durch einen Brandſtifter veranlaßt; 35 Gebäude werden in Trümmer gelegt. — Den 5.: Einſturz der Decke des Reithauſes in Schleiz während einer Theatervorſtellung; 21 Todte und gegen hundert Verwundete. — Brand von Rottdorf (Hannover); das ganze Dorf von 62 Häuſern brennt nieder. — Brand von Waſſerbielitz (bei Trier); 80 Häuſer. — Brand in Frimar (bei Gotha) 86 Häuſer. — Großer Sturm in den franzöſiſchen Departementen der Loire, Saone und Rhone; 130 Häuſer und ganze Wälder werden niedergeriſſen und mehrere Menſchen getödtet. — Brand von Tourteron (Dep. des Ardennes) 250 Häuſer. — Den 28.: Brand von Steinbach (bei Gießen); 23 Wohn- und 112 Nebengebäude und 48 Scheunen, 284 Perſonen wurden obdachlos. — Brand im Bad Salzbrunn (in Schleſien), 31 Gebäude. — Brand in Wasmünſter (im Elſaß) 60 Gebäude.

Juli. Brand zu Leuchtenberg in der Oberpfalz. Der ganze Markt wird in einen Schutthaufen verwandelt. Waldbrand bei Langhard (bei Koblenz); 200 Morgen Waldung werden in Aſche gelegt. — Den 13.: Tod des Herzogs von Orleans, herbeigeführt durch einen Sprung aus dem Wagen, während die Pferde durchgingen, auf dem Wege zwiſchen Paris und Neuilly. — Brand von Lugos (in Ungarn); 300 Häuſer. — Brand von Beretzk (in Ungarn); 700 Gebäude. — Brand von Szeet-Katolna (in Ungarn); 180 Häuſer. — Brand in Knittelfeld (Steyermark); 116 Gebäude. — Brand des Städtchens Markdorf über 100 Gebäude. — Brand in Lorch am Rhein; 28 Häuſer. — Brand in Villach (Kärnthen); 24 Häuſer.

Auguſt. Den 4.: Brand von Kamenz (in Sachſen) 300 Häuſer. — Den 7.: Untergang des afrikaniſchen Sträflingsſchiffes „Waterloo"; gegen 200 Menſchen verlieren ihr Leben. — Brand von Möckern (bei Magdeburg); 200 Häuſer. — Waldbrand bei Bensberg; 100 Morgen Waldungen. — Brand von Rieſchheim (Baden); 115 Gebäude. — Brand in Seeburg (bei Magdeburg); 52 Häuſer.

September. Brand von Oſchatz (Sachſen); 153 Häuſer. — Großer Waldbrand im ſächſiſch-böhmiſchen Waldgebirge. Große Ueberſchwemmung in der Gegend von Havre. Brand von Perm (Sibirien); die ganze Stadt brennt ab. — Den 10.: Brand von Kaſan;

1309 Häuſer, 9 Kirchen und 1 Kloſter. — Den 14.: Schiffbruch des ruſſiſchen Linienſchiffes „Ingermanland" von 74 Kanonen; 403 Perſonen verlieren das Leben. — Den 25.: Brand von Liverpool.

Oktober. Furchtbare Stürme in den ſpaniſchen Küſtenländern, namentlich in der Provinz Valencia. — Die Stadt Ceuta (in Afrika) wird von Stürmen und Wolkenbrüchen faſt ganz zerſtört. — Ausbruch der großen Rinderſeuche in Aegypten. — Ueberſchwemmung der Stadt Smyrna in Kleinaſien; 400 Menſchen verlieren das Leben. — Orkan und Wolkenbruch auf der Inſel Madeira, wodurch der größte Theil ihrer koſtbaren Rebpflanzungen zu Grunde gerichtet ward.

November. Das Schiff „Reliance" geht am 12. November bei Boulogne unter. Von 116 Perſonen retten ſich nur 10; die Ladung von 1,884,748 Pfund chineſiſchen Thee's geht zu Grunde. — Am 27. erfolgte der Ausbruch des Aetna, (welcher bis heute noch nicht ruhig iſt.)

Dezember. Am 25.: Zuſammenſturz der Galleriegelände in der Kirche zu Galway (Irland); bei 50 Menſchen werden erſchlagen, viele verwundet.

Die Bosheit des Winters.

(Aus den „Petites misères de la vie humaine.")

Herr Prevalu iſt ein Angeſtellter an einem öffentlichen Bureau. Er erwacht eines Morgens und hält den hellen Widerſchein des Schnees für Sonnenglanz; wie er aber ſich anſchickt, das Bett zu verlaſſen, wird er gleich von der Kälte zurückgetrieben. Er wartet dort ruhig die Ankunft ſeiner Wärterin ab; aber Madame Lebidois hat den trägen Inſtinkt eines Murmelthieres, und Prevalu verläßt, durch das Herannahen der Stunde ſeiner Pflicht getrieben, ſein Bett mit Kummer und wendet ſeine Augen traurig auf die halb verzehrten Reiſer ſeines Heerdes hin. Der wackere Beamte wird von den düſterſten Betrachtungen erfüllt, während er ſeine ganze Büchſe voll Streichholzchen und ſeine ganze Sammlung alter Zeitungen dazu verwendet, ſich ein Feuer anzumachen. Wenn Madame Lebidois nicht kommt, ſo ſieht er ſich genöthigt, ſich mit Haushaltungsgegenſtänden zu befaſſen, die er längſt vergeſſen hat, und ſich ſelber, ſeiner männlichen Würde zum Schaden, nach Milch und Brod umzuſehen, welche im Verwahrſam ſeiner Schließerin ſind. Um aber die Zeit beſtmöglich zu benützen, will er mit ſeiner Toilette beginnen. Allein er ſucht vergebens nach Waſſer, um ſich zu waſchen, es iſt ſowohl in der Flaſche, wie in dem Kruge gefroren. Dieſe geben, wenn er ſie ſchüttelt, einen hohlen, dumpfen Schall, der die Dicke des Eiſes beweiſt. Die Seife, hart wie Marmor, iſt mit dem beſcheidenen Schüſſelchen, worauf ſie liegt, zu einem Stück verwachſen. Die Bürſte, welche des Abends vorher ernſt geweſen, bietet tauſend verſchiedene Proben der mannigfaltigſten Kryſtalliſationen dar. Prevalu, welcher ausgehen mußte, erwägt nun in ſeinem Geiſte alle guten Gründe, die ſich dafür angeben laſſen, daß man bei ſo ſchlechtem Wetter zu Hauſe bleibe. Er wird dann mit ſich darüber einig, daß ſeit Menſchengedenken kein ſo ſtrenger Froſt geweſen ſey. Aber dies hiſtoriſche Zeugniß bringt ihm keinen Troſt in ſeinen Leiden. Seine Zähne klappern, ſeine Nieren ziehen ſich zuſammen, ſeine Finger ſind ſteif, ſein Haar richtet ſich unter dem Kamme empor. Er ſpringt und tanzt umher, läuft bald vom Heerde zum Fenſter, dann vom Fenſter zur Treppe und ruft mit ſteigender Ungeduld der Mad. Lebidois.

Sie kommt endlich, Prevalu erkennt auf der Treppe das Keuchen ihrer mit dem Aſthma behafteten Bruſt und das Schlurfen ihrer abgeſchliffenen Pantoffeln, das jetzt ſeinem Ohre die herrlichſte Melodie ſcheint. Der Beamte verbirgt ſeine Freude und will ſeine Kammerfrau mit dem kalten Ernſte eines Mannes empfangen, den man genöthigt hat, zu warten. Er ſetzt ſich in ſeinen Armſtuhl an den Ofen, gerüſtet, ihr den drohenden Ausruf entgegenzuwerfen: »Wie! ſeyd Ihr endlich gekommen?«

Aber Mad. Lebidois hat den Sturm vorhergeſehen und hat ſich, um ihn zu beſchwören, mit einer Entſchuldigung verſehen. Es iſt der Tag, an dem Prevalu reine Wäſche anzieht. Sie hält ihm ein Paar Abends zuvor rein gewaſchene Strümpfe entgegen, welche die Form und Dichtigkeit von ein Paar dürren Stockfiſchen angenommen haben. Das durch dieſen unvermutheten Anblick erregte Erſtaunen entwaffnet den armen Prevalu, den wir jetzt ſeinem weiteren Schickſal überlaſſen müſſen.

Correſpondenz.

Frankfurt, 10. Februar.

So wie faſt an allen Theatern machen jetzt auch die hieſigen Unpäßlichkeiten der Sänger und Schauſpieler dem Repertoire einen Strich durch die Rechnung. Mad. Frühauf wollte uns ſchon vor vierzehn Tagen die neue Fanchon zu ihrem Benefice bringen und leidet noch an Unwohlſeyn. Es wäre um ſo wünſchenswerther, daß dieſe im Luſtſpiele ſo vortreffliche Künſtlerin wieder auf den Brettern erſcheinen könne, indem Herr Baiſon, ein Hauptpfeiler unſeres Schauſpiels, übermorgen einem ehrenvollen Rufe zufolge nach Gotha abreiſt, um dort zu gaſtiren. Später wird dieſer ausgezeichnete Darſteller in Weimar, Mannheim und Hamburg gaſtiren, und alſo in dieſem Jahre längere Zeit entzogen ſeyn. Dem. Sabine Heinefetter wird wahrſcheinlich nur noch zweimal auf unſerer Bühne ſingen und auch in der Vorſtellung mitwirken, welche unſere Theaterdirection zum Beſten des Gutenbergmonumentes gibt. Das Theater iſt bei jedem Auftreten dieſer immer noch bedeutenden Sängerin ſtark beſucht, und man muß geſtehen, daß ſie jede Rolle in dramatiſcher Vollendung zu geben weiß, wenn auch der Schmelz der Jugend entſchwunden iſt. Mad. Lehmann-Rauch vom Mannheimer Hoftheater wird in nächſter Zeit hier gaſtiren und namentlich in Mozart'ſchen Opern; ſie iſt eine tüchtige Sängerin und eine geborne Frankfurterin. Unſere Prima Donna, Dem. Rudersdorff, tritt jetzt ſelten auf, wird aber vorerſt nicht das Theater verlaſſen. Eben ſo iſt das Gerücht, unſere tüchtige Mezzoſopraniſtin, Dem. Kralky, wolle abtreten, ungegründet. Sie gibt am 27. dies die komiſche Oper „Riquiqui" von Eſſer zu ihrem Benefice. — Der „Leſſing'ſche Huß" zieht fortdauernd eine Menge Schauluſtiger an. Eine Polemik über die Tendenz des Bildes iſt im Entſtehen; dieſe Tendenz ſollte aber rein hiſtoriſch und nicht von dem confeſſionellen Standpunkt aufgefaßt werden.

—ff—

Mainz, den 10. Febr.

Die Narrheit beſitzt eine große Schönheit und die Schönheit iſt eine große Narrheit, ſo daß auch der Scharfſinnigſte nicht weiß, wem von beiden die Palme gebührt. Darum iſt es wohl am beſten, daß ein ächter Narr beiden zugleich huldigt, wie es am vorigen Freitag bei uns in Mainz geſchah. Denken Sie ſich das ganze Mainzer Theater voll Lockenköpfen und Narrenkappen; denken ſie ſich eine wildrauſchende Muſik, während deren Pauſen mehr als tauſend Männerkehlen Jubellieder anſtimmen; denken Sie ſich ferner das ganze Haus von unzähligen Lüſtern, Girandolen und Armleuchtern auf's prächtigſte erhellt und — Sie haben nur einen ſehr ſchwachen Begriff von der Pracht des vorigen Narren-Theaterballs. In der That! die Narrheit iſt klüger als die Weisheit. Während dieſe traurig bei dem dämmernden Lämpchen ſitzt, um mit ihrem geiſtigen Licht die ganze Menſchheit zu erleuchten, zeigt die luſtige Narrheit ſich im prächtigſten Lichte und erleuchtet lieber ſich ſelbſt als Andere. Die Weisheit iſt alt und man gibt ihr nichts nach; die ewig junge Narrheit aber kann die tollſten Sprünge und Kapriolen machen und wird belächelt. Die Weltweisheit verſchafft uns viel Rippenſtöße und Ohrfeigen in der Welt; ein Allerweltsnarr aber wird überall gut aufgenommen.

Unſerm diesjährigen Carnevalszuge reihen ſich noch immer Gruppen an, denen es durchaus nicht an Komik fehlt. Unter andern wird auch die Emancipation der Frauen gegeiſſelt. Studentinnen auf der Menſur, Profeſſorinnen auf dem Katheder, Lieutenantinnen auf der Parade u. ſ. w. werden ſich in ihren ſonderbaren Coſtümen drollig genug ausnehmen und Heiterkeit erregen. — Bis jetzt fehlt es dem Zuge noch immer an Einheit. Auch hab' ich überhaupt an unſern hieſigen Narren-Beſtrebungen auszuſetzen, daß Pracht und Eleganz zu vorherrſchend ſind. Man kann vor lauter Draperie das Bild nicht ſehen. Unſere Narrhalla beſteht aus ungefähr 900 Mitgliedern, deren verſchiedener Bildungsgrad der freien Entfaltung des Witzes und Humors ſehr hinderlich iſt. Man ſollte lieber weniger Aufwand machen und den tollen Streichen mehr Spielraum gönnen.

Das Faſtnachtsſtück, »der Heirathskandidat« betitelt, wird bereits einſtudirt. Ich habe noch keiner Probe beigewohnt und behalte mir ein Urtheil darüber vor. Es finden nur noch zwei Narrenſitzungen oder Generalverſammlungen ſtatt; dann wird die Narrhalla geſchloſſen und die Narrheit predigt auf den Gaſſen.

Sobald die Zeit der Tollheit vorüber iſt, werd' ich Ihnen über unſer ſonſtiges Thun und Treiben in Mainz einige Berichte zuſchicken. —m—

*

Dresden, den 8. Februar.

Der Verein der hieſigen Künſtler zur Unterſtützung hülfsbedürftiger Künſtler iſt ſchon einige Male bemüht geweſen, durch Herbeiſchaffung großer Prachtbilder und deren Ausſtellung für ſeinen Zweck eine gute Einnahme zu erzielen, und dem kunſtliebenden Theile Dresdens zugleich einen Genuß zu verſchaffen, der dieſem außerdem nicht werden konnte. So ſahen wir vor einigen Monaten hier Leſſing's Huß, der nun ſein Domizil in Frankfurt gefunden hat und dem Städel'ſchen Inſtitut daſelbſt einverleibt worden iſt, und jetzt ſtehen wir von Neuem und voll Verwunderung vor zwei Prachtſtücken, welche von jenem Verein, von der Diplomatie unterſtützt, hierher gefördert wurden. Es ſind dieſe zwei Bilder Eigenthum des belgiſchen Staates, der ſo gefällig iſt, ſie den Städten Berlin, Dresden, Leipzig und Frankfurt auf deren Erſuchen zur Beſchauung zu überlaſſen, wofür wir dieſem, wie unſerm Verein den größten Dank ſchuldig ſind. Beide Bilder ſind von außerordentlicher Größe, jedes 25 Fuß lang und 16 1/2 Fuß hoch. Das eine ſtellt die Abdankung Kaiſer Karl's V. in Brüſſel am 25. Oktober 1555, von Ludwig Gallait in Brüſſel gemalt, vor. Man ſieht hier den kränklichen Karl in dem Augenblicke, wo er ſeinem Sohne Philipp II. im Beiſeyn ſeiner Verwandten, Beamten und Stände die Herrſchaft der ſpaniſchen Regierung übergiebt. Hauptfiguren in dieſem reichen Bilde ſind Wilhelm I. von Oranien, auf deſſen Schulter der ſchwache Karl ſich ſtützt, deſſen Sohn Philipp, vor ihm knieend; die Schweſter Karl's, Königin Marie, Statthalterin der Niederlande, ſitzend neben Karl im Lehnſtuhle; die Königin Eleonore von Frankreich, Karl's ältere Schweſter; Chriſtine, Herzogin von Lothringen, Karl's Nichte; Karl's Tochter Marie, Erzherzogs Maximilian II. von Oeſterreich Gattin; dann noch Egmont, Graf Horn, Herzog Philipp von Croy und Max von Oeſterreich; auch hat der Maler nicht unterlaſſen, ſich ſelbſt mit ſeiner Braut hinter einer Gruppe von Hofdamen anzubringen, wo ſein junger ſchöner Kopf das Auge bald feſſelt.

Das zweite Bild, von F. de Bieſve in Brüſſel gemalt, ſtellt die am 16. Februar 1566 ſtattgefundene Verſammlung der Edlen der ſpaniſchen Niederlande in Brüſſel dar, um das Compromiß zu unterzeichnen, in welchem ſie ſich gegen die Einführung der Inquiſition verwahren. Der Künſtler hat den Augenblick der Unterzeichnung dargeſtellt. Vor einem Tiſche ſitzt der Graf Mariny und ſieht dem Grafen Horn zu, wie er eben unterzeichnet. Der Prinz Wilhelm von Oranien und noch mehrere ſtehen, zur Unterſchrift ſich bereit haltend. Graf Egmont ſitzt und der Graf Brederode ſteht auf einer Erhöhung, ſprechend und die ihn umgebenden Edlen zur Theilnahme an der Unterzeichnung auffordernd.

Beide Bilder ſind wahrhafte Meiſterſtücke zu nennen, in der Kompoſition wie in der Ausführung, und werden Beifall finden wie Bewunderung erwecken, wo ſie auch geſehen werden mögen. Das Letztere verdient jedoch den Vorzug, obgleich die Handlung einfach und der dargeſtellte Moment nicht von der Wichtigkeit erſcheint, als der des Erſteren. —b—

*

Zürich, 9. Februar.

Mad. Birch-Pfeiffer legt beſtimmt die Direction unſeres Theaters nieder und verläßt auch die Schweiz, um in Deutſchland ihre fruchtbare dramatiſche Schriftſtellerei fortzuſetzen. —z—

*

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 21. Donnerstag, 16. Februar 1843.

Der alte Schauſpieler.

(Theater-Novelle von J. Kueanda.)

Mari hatte ihn in Berlin ausgeziſcht, man halte ihn in Wien ausgeziſcht, in Pommern wie in Schwaben, in den böhmiſchen Bergen wie im Thüringer Walde, wo nur eine Schauſpielerbude aufgeſchlagen wuede, hatte man ihn ausgezlſcht; keln Meuſch konnte gleich ihm jemals ſich rühmen, die allgemeine Stimme ſo gleichmäßig in allen Theilen Deutſchlands hervoegeruſen zu haben.

In Teplitz war's, wo ich ihn das Eeſtemal ſah. Man ziſchte nlcht mehr, man ſchien deſſen müde zu ſeyn. Es war im Anfange des Frühlings, zur Zeit, wo noch keine fremden Curgäſte die heilſame Quelle beſuchen, und nur die hülfsbedürftigſten Krauken aus der Umgegend ſich einſtellen. Die Truppe hatte den Winter über den Teplitzer Bürgern ihre Stücke vorgeſpielt, und man erwaetete eben für den Sommer einige bedeutende Mitglieder aus dem nahen Peag, um die fremden Curgäſte und namentlich das Geſolge des preußiſchen und ruſſiſchen Monarchen, die für dieſen Sommer angekündigt waren, mit etwas beſſerer Koſt zu unterhalten. Bei allen Theatern kleiner Städte giebt es zweierlei Parteien, »Kabalen,« wie ſie die Schauſpieler nennen; die eine will immer dasjenige, was die andere nicht will. Beide Parteien aber ſchienen dennoch ſich vereinigt zu haben, ihn zu dulden, oielleicht aus Mitleidsgeſühl. Er errieth dieß, und man bemerkte, wie ſehe er dadurch litt. Hätte man dieß nicht bemerkt, ſo hätte man gewiß von Neuem angeſangen, ihn auszuziſchen. Ich weiß mir nicht zu erklären, warum ich oon einem ſo tieſen Mitgeſühl für dieſen Menſchen mich bewegt fühlte, für einen Menſchen, den ich nicht kannle, und den mir vor dem Aufgehen des Vorhangs ein geſchwätziger Nachbar als den aemſeligſten Comödianten geſchildert hatte, der je auf den Beeltern des Teplitzer Theaters geſpielt habe. — Wie gerne ich dem Urtheile dieſes keitiſchen Spießbürgers mich widerſetzt hätte, ſo mußte ich doch bei mir ſelbſt eingeſtehen, daß dieſer Menſch in der That — die alleeunglücklichſte Anlage für die Bühne hatte, die mir jemals vorgekommen. Man glaube ja nicht, daß er etwa ein bedeutendes Rollenſach inne hatte; er ſpielte, was man Anſtandsrollen nennt, aber ſelbſt in dieſem Fache, welches nichts als eine gute Haltung und eine gewiſſe Gravität der Rede oerlangt, fand er Mittel, den Chaeakter geeadezu umzukehren. Er war ein ſchöner Mann und doch war ſeine Geſtalt durch eine gewiſſe ſchwammige Wohlbeleibtheit ungraziös; ein ſonderbar linkiſches Weſen in Gang und Bewegung, ein unbewegliches beſchattetes Geſicht, eine klangloſe, kreiſchende Stimme, dieſes zuſammen bildet das Capital ſeines »Talentes«! Denn bekanntlich iſt Talent ein Wort, welches in der Bühnenſprache die Natur des Schauſpielers bezeichnet, ſelbſt wenn er keinen Funken davon beſitzt. Alles bei ihm war ſo ungeſchickt, ſo gemacht, daß man hätte glauben müſſen, er erſcheine zum erſten Male vor den Lampen, und doch oerſicherte mich mein Nachbar, der mich von Allem unterrichtete, was ich durchaus nicht zu wiſſen verlangte, daß er bereits über dreißig Jahre auf den Brettern zubringe! Was hauptſächlich das Publikum dieſer klelnen Stadt gegen meinen armen Schauſpieler aufbrachte, was überhaupt das Publikum in allen deutſchen Gauen, die er durchſtrichen, gegen ihn erzürnte, das war durchaus nicht ſeine Mittelmäßigkeit, oder beſſer geſagt, ſeine Nichtigkeit, als vielmehr die Verachtung, die er gegen ſeine Richter zu haben ſchien, der offenbare Ueberdruß an ſeinem Geſchäfte, der ſchlecht verhehlte Ekel eines ſich fühlenden Mannes gegen die Maſſe von Narren, die er zu beluſtigen gezwungen iſt. Gewiß, er hatte Unrecht, wenn ſeine Gedanken wirklich dieſem Anſcheine entſprachen! Er hatte keine Urſache ſtolz zu ſeyn. Und doch war es gerade dieſes Menſchliche, welches durch die Maske des Comödianten ſich hervordrängte, was mich zu ihm hinzog.

Gerade an dieſem Abende hatte er die unglückliche Gelegenheit, eine unzweideutige Probe jenes heimlichen Stolzes, den ich zu errathen glaubte, abzugeben. Am Schluſſe des Stückes wueden alle Schauſpieler der Reihe nach hervorgeeuſen; jeder derſelben ward applaudirt, die erſte Liebhaberin, weil ſie ein Sammtkleid trug, der jugendliche Held, weil er erſt fünfzig Jahre alt war, der zweite Liebhabee, weil er eine Stimme à la Seidelmann hatte; kurz Alle hatten die ſchmeichelhafteſte Aufnahme von dieſem empfindungsvollen Areopag erhalten. Auch mein alter Schauſpieler hatte einen Abgang, den er aber offenbar ſo raſch als möglich abzukurzen ſchien, um unbemerkt oon der Scene zu oerſchwinden. Alles blieb ſtille, und er würde wahrſcheinlich ruhig abgetreten ſeyn, wenn nicht einer der Zuſchauer ſich durch ein lautes Gelächter bemerkbar zu machen geſucht hätte. Der Schauſpieler, ohne ſich aufzuhalten, begnügte ſich einen Blick anf den Lacher zu werſen; aber welch' ein Blick! Der aus der Faſſung gebrachte Lacher wollte Unbeſangenheit affektiren, und fing an zu pfeifen; aber ſeine Beſchämung wurde nicht oermindert. Kein Menſch ſtimmte ein; nicht etwa weil das Publikum ſeine Gemeinheit verdroß, ſondern weil man ihn in dem Städtchen nicht liebte, denn er war reich und trug die Naſe hoch.

Ich verließ aufgeregt das Theater, ohne ſelbſt zu wiſſen warum; ich dachte an meinen Schauſpieler, und wie unglücklich er ſich in ſeinem Stande fühlen möge; ich ärgerte mich, den Fuß in dieſe abſcheuliche Comödie geſetzt zu haben. Der Egoismus iſt ein ſo häßliches

Element in unſerer Natur, daß ſelbſt die beſten Herzen nicht davon frei ſind, und daß wir immer dem Zufall grollen, wenn er unſer Mitleid auf die Probe ſetzt.

(Fortſetzung folgt.)

Das Wettrennen,

oder:

Wie eine Mutter einen dummen Streich durch einen klugen wieder gut macht.

Entführungen ſind in der faſhionablen Welt New-Yorks jetzt an der Tagesordnung; ſie ſind Mode, und manche Tochter Bruder Jonathans ſetzt eine Ehre darein, ſich entführen zu laſſen, damit die Menſchheit erkenne, wie heiß ſie geliebt werde und wie aufopfernd ſie fühle. Ueber einen Prachtfall dieſer Yankee-Mode berichtet ein dortiges Blatt Näheres. Die Heldin wohnte auf dem Carrol-Place. Seit längerer Zeit beſtand zwiſchen der eleganten jungen Dame und ihrem Verehrer ein trauliches Verſtändniß, deſſen ſich das junge Paar unter dem Schutze der nordamericaniſchen Freiheit und Ungezwungenheit in vollem Maße erfreute. Ob der Held unſeres Abenteuers nun von der Mutter der Schönen eine abſchlägige Antwort bereits erhalten hatte, ob er eine ſolche nur fürchtete, oder endlich, ob er den Förmlichkeiten einer Bewerbung die Romantik einer Entführung unbedingt vorzog, darüber ſchweigt unſere Quelle. Genug, an einem ſchönen Morgen fuhr mit Tagesanbruch eine Kutſche vor dem Hauſe der Schönen vor; die Hausthür öffnete ſich leiſe, die Schöne eilte in den Wagen, zwei ſchwarzbefrackte Arme nahmen ſie in Empfang, das Wagenfenſter wurde geſchloſſen, der Kutſcher hieb auf die Pferde und im Fluge ging es auf und davon. Aber war die Tochter des Hauſes früh aufgeſtanden, ſo bewies doch auch die Mama darin eine gewiſſe Sympathie, daß ſie durch das Vorfahren des Wagens aufgeweckt wurde. Ob die Neugier über ein ſo ungewöhnlich frühes Pferdegeſtampfe vor dem Hauſe ſie ans Fenſter lockte, oder ob ſie ein dunkles Vorgefühl von dem hatte, was ihr bevorſtand, wiſſen wir nicht; genug, die Frau Mutter ſprang barfuß und im Nachtgewande aus dem Bette ans Fenſter; — ein Blick — ein — Stoßſeufzer, und die Treppe hinab, zur Hausthür hinaus, dem Wagen nach, es war das Werk einer Minute! Aber konnte der entſchloſſenen Mama, ſelbſt barfuß und leichtgekleidet, wie ſie war, der Wettlauf mit den beiden Kutſchpferden gelingen? — Und dennoch holte ſie die Fliehenden ein! Dank einigen Frühaufſtehern, welche das Räthſel zwiſchen dem Wagen und der nachſetzenden Lady ſofort mit ſpekulirendem Yankeeſcharfſinne löſten, gelang es der Athemloſen, daß ſie an der Ecke von Blenker-Street und Broad-Way den angehaltenen Wagen erreichte. Der Entführer leiſtete den derben Fäuſten der unberufenen Mittelsperſonen anfangs den tapferſten Widerſtand und da er die Kutſchenfenſter durchaus nicht aufmachen wollte, ſo wurden dieſelben eingeſchlagen. Durch dieſen Klang kam die Schöne aus der Ohnmacht wieder zu ſich, ſie öffnete den Wagenſchlag und ſtand ſo der Mutter gegenüber. Was war zu thun? Als die erzürnte Mama wieder zu Athem gekommen, befahl ſie dem mürriſchen Pferdebändiger umzukehren, und da ſie jetzt mit Schrecken erkannte, daß ſie in ſolchem Anzuge nicht anders als im Wagen nach Hauſe kommen konnte, ſo überwand ihr Gefühl für Anſtand und Würde den Haß und den Zorn gegen den Entführer in ſo weit, daß ſie zwiſchen Tochter und Liebhaber Platz nahm. Entweder hatte der Kutſcher in dem Wettrennen die Pferde über Gebühr angeſtrengt und wollte ſie jetzt dafür entſchädigen, oder er hatte die Notion, wie Bruder Jonathan zu ſagen pflegt, daß dies gezwungene Beiſammenſitzen der feindlichen Gewalten ſein Gutes haben könne, wenn es lange genug währe: kurz, er fuhr über Gebühr langſam und ließ ſich in dieſem Entſchluſſe ſelbſt nicht durch die Fingerzeige und das Gelächter der Vorübergehenden irre machen. Und was geſchah im Wagen ſelbſt? Die Mutter fand die beiden Miſſethäter ſo kleinlaut, ſo demüthig, ſo zerknirſcht, ſie vernahm ſo rührende Bitten von der geliebten Tochter, ſo heiße Betheuerungen von dem Entführer, daß ihr Zorn in einen ſchweren Kampf mit ihren mütterlichen Gefühlen gerieth. Endlich hielt die Kutſche vor dem Hauſe, der Entführer öffnete den Wagen. Wehmüthig reichte die Lady dem jungen Gentleman die Hand, er führte ſie ins Haus, die Stufen hinauf und, o Wunder! die Mutter — war es die erwachte Gaſtlichkeit ihrer Hausfräulichkeit oder die fromme Ergebung in ihr Schickſal? — genug, ſie lud den reuigen Sünder ein, mit ihr zu frühſtücken. Was im Kreiſe der Lieben weiter vorgefallen, wiſſen wir nicht, wohl aber können wir als Thatſache ſchließlich anführen, daß nach dem Frühſtücke ein Geiſtlicher erſchien, daß der Gentleman die junge Lady noch an demſelben Tage Verwandten und Freunden als ſein liebes Weib vorſtellte, und daß die ärgſten Spötter ſelbſt betheuerten, die Mutter ſey eine Frau von bewundernswerther Geiſtesgegenwart und Klugheit.

Der Unaufhaltſame.

Während des franzöſiſch-ſpaniſchen Krieges unter Napoleon wurde einem engliſchen Dragoner das Pferd unter dem Leibe von einer Kanonenkugel getödtet, die ihm zugleich beide Beine zerſchmetterte. Der Beklagenswerthe überlebte kaum die Amputation und ward ſo weit geheilt, daß er, wenn nicht auf beiden Beinen, doch auf ein Paar hölzernen ſeines Weges holpern konnte.

Er kehrte nach England heim und lebte von der ihm gebührenden kleinen Penſion in ſeinem Geburtsorte, einem Dorfe, auf keinem großen jedoch auch nicht auf einem hölzernen Fuße, ſondern auf zweien. Bei dem Landmanne, wo er ſich einlogirt hatte, bekam er eine geſunde, ungekünſtelte Koſt, und die tägliche Portion erregte keine Sorge wegen Verdauungsbeſchwerden.

Für den Sonntag war Schweinefleiſchpaſtete ſtehendes Gericht, weil es des Invaliden Leibeſſen war. Eben ſo regelmäßig blieb immer der vierte Theil etwa von dieſem Leckerbiſſen übrig und ward aufbewahrt, um den Montag fett zu machen. Denn warm oder kalt, der Kriegsmann widmete dieſem Gerichte dieſelbe Theilnahme.

So ſaß er denn eines Montags auch mit Meſſer und Gabel bewehrt am Tiſche und harrte ſchmunzelnd des angenehmen Gegners, den er zu vertilgen entſchloſſen war, als ihm ſeine Wirthsfrau zu ſeinem Aerger

Digitized by Google

meldete: die übriggelaſſene Paſtete ſey verſchwunden und die Schüſſel leer, worin ſie geweſen war. Vergebens ſannen die Leute hin und her, welche räuberiſche Individualität ſich daran vergriffen haben könnte; es war Niemand, der mit einigem Grunde deßhalb zu beargwohnen geweſen wäre.

Die Woche verging, und wieder ſtand Sonntag Abends ein Paſtetenreſt für den Montag im Speiſe-Schranke. Die ſämmtlichen Hausbewohner waren zu Bett, hatten ſich ſchon einige Stunden in Morpheus Arme gewiegt, als den Hausherrn, welcher mit dem Invaliden zu ebener Erde ſchlief, ein Geräuſch weckte. Halb erſchrocken ſtand er vom Lager auf, öffnete behutſam die Kammerthüre und ſah erſtaunt ſeinen hölzerbeinigen Hausgenoſſen beim Mondſcheine am Tiſche ſitzen und den Paſtetenüberreſt leckern Mundes verſpeiſen. Als er damit zu Stande war, holperte er wieder in ſeine Schlafkammer. Der Bauer folgte ihm, trat ihm in den Weg und wollte ſchon mit Vorwürfen über ſeine Hinterliſt gegen ihn herausplatzen, als er mit Schrecken ſah, daß der Soldat feſt ſchlief und ein Nachtwandler ſey.

Am kommenden Tage machte er ihn denn mit dem bekannt, was er im Schlafe gethan habe. Der Paſtetenfreund woll jedoch davon kein Wort glauben, lachte dem Bauer in's Geſicht und hielt das ganze für eine Finte, womit irgend Jemands Naſchhaftigkeit vertuſcht werden ſollte.

Der Bauer nahm ſich hierauf vor, nächſten Sonntag Abend, wenn der ungläubige Miethsmann eingeſchlafen ſeyn werde, deſſen hölzerne Beine wegzunehmen, um denſelben ſicher im Bett zu haben. Er führte das richtig aus und legte ſich beruhigt wegen des Paſtetenreſtes ſchlafen. Er konnte ſich indeſſen nicht gleich in den Schlaf finden, und indem er ſo für ſich hindämmerte, glaubte er abermals verdächtiges Geräuſch zu vernehmen. Raſch richtete er ſich auf und traute ſeinen Ohren nicht; — er hörte neben an etwas gehen, es war nicht mehr zu zweifeln. Im Nu war er auf den Beinen, und mit doppelt ſo großer Angſt wie das erſte Mal lugte er zwiſchen der halbgeöffneten Thür hinaus und erblickte ſeinen Mietsmann, der wohlgemuth auf ſeinen Stumpfen von Beinen am Tiſche ſtand und den Paſtetenreſt eifrig vertilgte. — Hinzuzufügen iſt nur: wer's etwa nicht glauben will, der ꝛc.

Correſpondenz.

München, 11. Febr.

(Kunſtvereins-Revue.) In voller Erwartung ſind wohl die Mitglieder des hieſigen Kunſtvereins auf die am 16. dieſes Monats ſtattfindende Verlooſung der im verfloſſenen Jahre aus Vereinsmitteln angekauften Kunſtgegenſtände geſpannt, ob ein günſtiges Geſchick wohl den Einzelnen den glücklichen Treffer oder die ärgerliche Niete zuwerfen wird. Und nicht mit Unrecht! Denn der Anblick dieſer trefflichen Sammlung rechtfertigt leicht den ſehnlichen Wunſch nach dem Beſitze auch nur des kleinſten Theils derſelben.

Außer mehreren Lithographien und einigen plaſtiſchen Kunſtwerken ſind nämlich auch 125 Oelgemälde, großentheils vortrefflichen Styles der Vertheilung durch das Loos anheimgegeben. Unter dieſen letztern finden wir die verſchiedenen Fächer der Malerei mehr oder weniger vertreten. — Um zuerſt der Hiſtorien-Malerei zu gedenken, bieten ſich zwar wenige aber gute Gemälde dieſer Art dar. An eine recht fleißig und mit Glück ausgeführte Madonna von Anſchütz reihen ſich ein Chriſtus, dann F. Schuberts Gleichniß vom großen Abendmahl würdig an. Ebenſo hat Schubach ein recht gutes Gemälde in dieſem Genre geliefert, zwei Bacchantinnen, deren einer der junge Bacchos, von Vater Silen in den Armen erhoben, den Saft einer Traube in eine dargebotene Schale träufelt, während die andere zu den Füßen jener bereits des köſtlichen Nektars genießt. Die Figuren ſind ſämmtlich trefflich gehalten, auch iſt die Beleuchtung ſehr brav. —

Der zahlreichſten Vertretung hat ſich jedoch die Landſchaft zu erfreuen. Unter den Gemälden dieſes Faches heben wir beſonders ein treffliches Bild von dem bekannten Etzdorf hervor, das in allen ſeinen Theilen gleich vorzüglich erſcheint. Nicht nur iſt hier die Natur mit Genie aufgefaßt und trefflich wiedergegeben, — auch die Staffage iſt gut und fleißig gearbeitet. Ein eben ſo treffliches Gemälde hat Ed. Schleich gegeben — eine Partie an der Iſar darſtellend. In lebendiger Friſche lacht uns der Vordergrund an, während die zauberiſch ſchönen Berggeſtalten des bayeriſchen Hochlandes, recht zart und duftig gehalten, ſich im Hintergrunde dem Auge darbieten. Alles Derartige aber übertrifft die magiſche Beleuchtung in dieſem Bilde. — Hieran reiht ſich eine etwas größere Landſchaft von Neelmeyer, ungefähr 3 1/2 Schuh hoch, 2 Schuh breit. Wir finden uns hier in eine Gebirgsſchlucht verſetzt, welche ein wildes Bergwaſſer im reißenden Sturze durcheilt. Hoch über uns ragen, in zerriſſenen Wolkenſchleier gehüllt, die Felſen-Gipfel eines mächtigen Bergſtocks. Düſtere Tannen uralten Stammes baden ihren Fuß im ſchäumenden Sturzbach, während die nackten Felſenwände, wie Geſpenſter, in Nebelgewänder gehüllt, ruhig und ernſt auf die wildbewegte jungfräuliche Natur zu ihren Füßen herabblicken. Kein menſchliches Weſen in dieſer Wildniß — noch auch eine Spur von Menſchen. Zwei Falken ſchweben ſtolzen Fluges über dem Gewäſſer. — Der Anblick dieſes mit kräftigem Pinſel hingeworfenen Gemäldes hat uns mit angenehmem Schauer erfüllt, — die lebensfriſche, von keinem Menſchenfuße noch betretene Urnatur macht ſelbſt im Bilde einen mächtigen Eindruck auf des Menſchen Seele. — In ähnlicher Weiſe iſt eine Gebirgslandſchaft von Frhr. v. Hoſſtetten gehalten, mit trefflichem Baumſchlag, in lebendiger Darſtellung.

Auch Dorner hat ein ſehr gutes Bild dieſer Art geliefert, mit meiſterhafter fleißiger Ausführung, nicht minder Rottmann, der den Erzeugniſſen ſeines Pinſels eine liebliche Färbung zu geben und eine gewiſſe, unnachahmliche Wärme der Luft einzuhauchen weiß. Würdig reiht ſich an: Schloß Landeck in Tyrol von Scheuchzer, ganz trefflich aufgefaßt; eine weitere Gebirgslandſchaft von Ed. Schleich, von einer grünenden Bergmatte, mit einer Sennhütte, die lieblichſte Ausſicht ins freundliche Thal darbietend; Heinzmann, Schloß Hohenaſchau, recht duftig und viel Natur; Jul. Lang, Landſchaft mit trefflichem Baumſchlag; Schiller, ein Gebirgsthal, irre ich nicht, am Fuße der Zugſpitze, darſtellend, zart gehalten; Steffan, italieniſche Landſchaft, endlich Heinel, zwei Jäger im ſchwankenden Kahn auf dem ruhigen waldumgürteten Spiegel eines Gebirgsſees von der Jagd heimkehrend. Der Abend ſenkt ſich mit duftigen Schwingen

Digitized by Google

auf den See, den 'ringsaufſteigende tannenbewachſene Felſen im weiten Becken eingeſchloſſen halten. — Hierbei iſt noch einer Abendlandſchaft von Kotſch lobend zu erwähnen. Die Sonne hat ſich im Weſten in den von den letzten Strahlen gerötheten Aether getaucht, während am öſtlichen Himmel der freundliche Mond bereits aufgegangen iſt und tiefe Dämmerung auf der ruhigen Gegend ruht. Ebenſo einige treffliche Nachtlandſchaften von Lichtenheldt, dann von Stange.

Einige Seeſtücke, darunter zwei von J. B. Weiß und ein Fiſchfang von Tank verdienen rühmliche Erwägung. — Mehr dem architektoniſchen Fach nähern ſich drei recht brave Gemälde von Vermeerſch, deren zwei Gebäude am Seeufer, das dritte eine Parthie des ſudöſtlichen Theiles unſerer Stadt, am Einlaßthore, darſtellen; ferner ein derartiges von Mohr, der alte Judenkirchhof in Prag, — verfallne Grabmäler im magiſchen Schimmer des Mondlichts mit der Ausſicht auf die Kuppeln und Thürme der Stadt.

Im rein architektoniſchen Fache hebt ſich ein Bild von Gerhardt, das Baptiſterium der Kirche St. Marko in Venedig, beſondrrs hervor, ein Meiſterſtück der Perſpective. Ferner eine Parthie aus einer Kirche in Sevilla von der geübten Hand des bekannten Gail; nicht minder brav: Reher, Münſter in Ulm.

Unter den Thierſtücken: Eberle, 3 Schafe, von einem Hund gejagt, mit vieler Wahrheit und naturgetreu gemalt, ebenſo gut ein anderes derartiges Gemälde von der Hand deſſelben Künſtlers. Auch unſer genialer Schelver hat einige recht brave Gemälde dieſes Faches gegeben; — ferner Werberger, — ein weiblicher Fuchs, von fünf Jungen umgeben, mit trefflicher Auffaſſung der wilden Natur des ſchlaurn Reinecke.

Im Genrefach finden wir mehrere ſehr gute Gemälde vor. Unter mehreren anderen ein ſehr ergötzliches und nicht ohne Glück ausgeführtes Bild von Kirchmeyer. Eine wandernde Schauſpielertruppe hat dem Thespiskarren in einem Dorfe des bayeriſchen Hochlandes einige Ruhe gegönnt und eine Scheune zum Schauplatz der mimiſchen Kunſt gewählt. Hier finden wir denn nicht nur die Notabilitaten des Dorfes, Pfarrer, Schulmeiſter und Wirth, ſondern auch einen großen Theil des ſchonen Geſchlechts in treuer Begleitung der kraftigen Burſche, wie nicht minder die liebe Schuljugend, theils, wahrſcheinlich um der unerſchwinglichen Koſten willen, im Gebälke der Scheune kühn ſich anklammernd, theils in Geſellſchaft der gutmüthigen Großmütter von einer unwiderſtehlichen Zwerchfellerſchütterung ergriffen. Das Bildchen iſt recht brav gehalten und erregt unwiderſtehliches Lachen.

So auch ein anderes von Schön: Zwei Schulknaben, welche, während der neben ihnen von den Müden des Tages in ſüßer Ruhe eingeſchlummerte Schulmeiſter mit gravitätiſcher Miene ſelbſt im Schlafe noch den mächtigen Schulſcepter in der Hand hält, anſtatt der ihnen aufgegebenen Arbeit den langnaſigen Schatten ihres nunmehr willenloſen Gebieters ſpottend abzeichnen.

So noch zwei Genrebilder von Geiger in Augsburg, darunter eine Bauernfamilie in einer Menagerie im ſtaunenden Begaffen der fremdartigen Thiere begriffen, alles um ſich her vergeſſend.

Großartiger Auffaſſung aber iſt ein Portrait von Dürk: ein Mönch des Kloſters Camaldi in Bosko bei Neapel, ein ſchöner männlicher Kopf, der aufgehenden Sonne ins Antlitz blickend, in prächtiger Beleuchtung.

Unter den plaſtiſchen Arbeilen iſt ein recht niedlicher Amor, eine Taube in den Händen faſſend, von Hautmann, rühmlichſt zu erwähnen; nicht minder ein ſehr fleißig gearbeitetes Haut-Relief von Halbig, St. Georgs Kampf mit dem Drachen verſinnlichend,

Ein Geſammturtheil über die diesjährige Sammlung der verſchiedenen Kunſtgegenſtände kann nur ſehr zu Gunſten der hieſigen Kunſtler ausfallen. Es wurde in der That recht vieles Treffliche geliefert, beſonders im Fache der Landſchaften. Wenn die Hiſtorie nicht ſehr zahlreich vertreten wurde, ſo liegt der Grund hievon nicht im Mindeſten in einem allenfallſigen Mangel an tüchtigen Hiſtorienmalern (wir erwähnen Kaulbach, Schnorr, Heß ꝛc. und ihre Schüler), ſondern vielmehr an dem eben dieſem Fache zugehörigen Stoffe, der ſich mehr zu großartigen Ausfuhrungen eignet. Was die Landſchaftsmalerei betrifft, ſo iſt der Einfluß, den die Gegend des Wohnorts auf den Künſtler ausubt, nicht zu verkennen. Wir finden meiſtens treffliche Parthien aus dem maleriſchen bayeriſchen Hochlande in Münchens Nachbarſchaft, gut aufgefaßt, eben ſo gut wiedergegeben. In der That, wir dürfen uns des rühmlichen Aufſchwunges, den die bildende Kunſt, beſonders in Munchen, genommen, ſtolz erfreuen und mit dankbarem Herzen des erhabenen Furſten zu gedenken nicht unterlaſſen, durch den und unter deſſen Aegide all dies Schöne ſich erhoben hat.

m—m

Notizen-Blatt.

(Literariſches.) Aus Anlaß eines Artikels der „Augsb. Allg. Zeitung" erklärt der bekannte Dichter, Advokat Dr. Julius Moſen zu Dresden, daß ſeine Vorfahren ſeit dem 16 Jahrhunderte deutſche und chriſtliche Kirchen- und Schulmänner in Sachſen geweſen ſeyen. Jener Artikel hatte angedeutet, daß Moſen dem moſaiſchen Glaubensbekenntniſſe angehöre.

(Bildende Kunſt.) Die Königin Chriſtine läßt als Seitenſtück zu „den Kindern Eduards", von Paul Delbroche, ein Gemälde unter dem Titel „die Kinder Chriſtinens" anfertigen. Es ſoll die beiden jungen Prinzeſſinen darſtellen, wie ſie, in ihr Gemach zurückgezogen und ungeſehen von der Gräfin Mina, mit Thränen in den Augen einen Brief von ihrer Mutter leſen. Die franzöſiſche Regierung will, aus politiſchen Rückſichten, das Bild auf der Ausſtellung nicht zulaſſen.

(Miscelle.) Man hat zum erſten Mal in einer der Kirchen zu Paris, in der Kirche Saint Nikolas-du-Chardonnet, die Gasbeleuchtung angebracht. Die geſchickt geleitete Operation hatte einen glänzenden Erfolg. Dem Altar hat man ſeine Beleuchtungsweiſe gelaſſen und 18 Leuchter im Styl von Ludwig XIV. laſſen nicht die geringſte Spur der Leitröhre dieſes Fluidums verſpüren, das durch 300 Kerzen ſtrahlende Helle verbreitet.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 22. Sonntag, 19. Februar 1843.

Der alte Schauſpieler.

(Theater-Novelle von J. Kuranda.)

(Fortſetzung.)

Einige Tage darauf beſuchte ich eine befreundete Familie, die einige Meilen in der Nähe das hübſch gelegene Libochowitz bewohnte. — Ich hatte meinen Theaterabend völlig vergeſſen, als eine unerwartete Begegnung mir ihn wieder in's Gedächtniß brachte. Der Reiz der Gegend hatte mich an einem Nachmittage allzuweit getrieben, und meinen Spaziergang länger als gewöhnlich ausdehnt. Als ich dieſes etwas ſpät bemerkte, befand ich mich auf freiem Felde, entfernt von allen Wohnungen, mit der Gewißheit, erſt lange nach Sonnenuntergang das Haus wieder gewinnen zu können. Um meine Verlegenheit zu erhöhen, ſtand ein Ungewitter in Ausſicht, welches, nach den ſchweren Regentropfen, die bereits zu fallen begannen, zu urtheilen, mich bis auf die Haut zu durchnäſſen verſprach. In der That blieb dieſes nicht aus. Das Gewitter brach ſo ſtürmiſch herein, daß ich unter einem Weidengebüſch Schutz zu ſuchen genöthigt war, wo ich mich gleich anfangs nicht gar zu trocken befand, und welches am Ende all das Waſſer, wogegen es mich ein Bischen geſchützt hatte, wie Weiher wieder über mich ausgoß. Ich klapperte mit den Zähnen und, meiner üblen Laune Luſt zu machen, ſchimpfte ich mich ſelbſt laut aus. Plötzlich, indem ich meine Augen links wendete, hatte ich einen Anblick, der ganz dazu geeignet war, meinen Zorn zu lähmen und mir etwas von jener practiſchen Lebensphiloſophie, die mir fehlte, einzuflößen. Das Weidengebüſch war von einer Wieſe umgeben, die von einem langen Bach durchſchnitten ward. An dem Rande dieſes Baches ſtand eine Figur, die ich nicht deutlich unterſcheiden konnte, da ſie von einem breiten Strohhute bedeckt war. Es ſchien ein Fiſcher zu ſeyn, der trotz dem in Strömen fallenden Regen ruhig und unbeweglich mit der Angel fiſchte. Ich näherte mich dieſer Figur — was ſollte ich unter meinem tropfenden Weidenbaume noch länger aushalten? Der Regen begann etwas nachzulaſſen; ich ſchritt daher auf die Figur zu, und erkannte meinen Schauſpieler vom Teplitzer Theater.

Es iſt dieß die Eigenthümlichkeit ſcharf markirter Geſichter, daß ſie ſich ſogleich dem Gedächtniſſe einprägen, und das ſeine, obgleich es für einen Schauſpieler zu ſtarr und unbeweglich war, hatte doch einen ſo auffallenden Ausdruck von ſpöttiſcher Bitterkeit, daß man es ſogleich wiederkennen mußte. Das Geräuſch meiner Schritte entlockte ihm nicht die mindeſte Bewegung; er ſchien in dieſem Augenblicke ganz in der Betrachtung des Sturms verſenkt zu ſeyn; ein prächtiger Sturm unſtreitbar, wenn er nur etwas trockener geweſen wäre. Anfangs reſpectirte ich ſeine Zerſtreuung, da ich aber bemerkte, daß ein Fiſch an ſeiner Angelruthe zappelte, ohne daß er darauf Acht hatte, ſo klopfte ich ihn leiſe auf die Schulter, um ihm den Fang zu zeigen, der ihm wieder zu entſchlüpfen drohte.

Bah, ſagte er, indem er die Ruthe aus dem Waſſer zog, ſeit fünf Uhr Morgens, nichts als dies! — Es war ſein erſter Fang. Es ſind nicht viel Stück, fuhr er fort, allein was thut's? Es iſt ein gar zu ſchöner Tag, und ich bedauere nicht die Zeit, die ich am Rande dieſes Baches zugebracht.

Ein ſchöner Tag, antwortete ich, ein ſchöner Tag, der häßlich endet. —

Der ſehr gut endet! Kennen Sie ein erhabeneres Schauſpiel als dieſes ſchöne Ungewitter. Ihr ſeyd die rechten Leute, Ihre Herren Gutsbeſitzer! — Er hielt mich wahrſcheinlich für einen Mann aus der Umgebung. Ihr bringt ſechs Monate in Euren Schlöſſern zu und bedauert, daß es Winter iſt, ohne daß Ihr im Sommer die Herrlichkeiten genießt, über welche der Himmel ſich wölbt. Hier, indem ich meine Augen auf den gigantiſchen Kampf der Elemente richtete, ganz allein in der Mitte dieſer weiten Ebene, hier begreife ich jenen alten Lear: »Heulet, ihr Winde, ihr Himmel löſet euch in Thränen auf!« Es iſt ein ſchönes Stück, dieſer Lear!

— Sie ſcheinen die Schauſpiele der Natur ganz beſonders zu lieben?

— Sie iſt eine prächtige tragiſche Schauſpielerin, ich kenne keine, die mit ſolcher Wahrheit ſpielt.

— Sie haben vielleicht die Rachel nicht geſehen? ſagte ich, meinen Rock ausziehend, um ihn an der wieder hervorbrechenden Sonne ein Bischen zu trocknen.

Bah, erwiederte er mit höhniſcher Miene, wozu die Mühe? ſie iſt gewiß, wie alle anderen. Sprechen Sie mir nicht von Wahrheit auf der Bühne, da iſt Alles Sache der Mode und der Caprice. Die Comödianten werden immer Comödianten bleiben; ihre Seele — wenn ſie nämlich noch eine haben — iſt ganz von derſelben Natur, wie ihr Geſicht, das ſie roth färben müſſen, damit man über ihre Bläſſe nicht erſchrecke. Früher heulte man in der Tragödie à la Devrient, jetzt röchelt man à la Seidelmann, morgen kommt vielleicht eine andere Methode. Natur! Wer kümmert ſich darum? Das Publikum iſt es, welches den Schauſpielern die Geſetze vorſchreibt, Geſetze, die es ſelbſt erſt aus der Hand irgend eines Modekritikers erhält. Der Schauſpieler, ſage ich Ihnen, iſt auf der Scene ganz Comödiant, vom Strumpf bis zu der Perücke, vom Geiſte bis ins Herz; ſeinen Menſchen läßt er in der Couliſſe, und er thut wohl daran, denn nicht den Menſchen hat er dem

Digitized by Google

Publikum verkauft, ſondern die Maske; es iſt noch immer die alte Maske der Griechen und Römer, obſchon ſie von der Scene verbannt iſt, die er zwiſchen das Publikum und ſein Geſicht legt. Sehen Sie mich z. B. an, ich habe nicht minder als jeder Andere die heftigſten Herzensſtürme durchlebt. Mein Vater hat mir geflucht. Er war ein wackrer alter Mann, der meinen Hang zur Verſchwendung allzu ernſthaft nahm und darüber geſtorben iſt. Mein Gott, als ich das erſte Mal auf dem Theater einem Sohn zu fluchen hatte, da hütete ich mich wohl, es ſo zu machen, wie mein Vater es gemacht, und mit gepreßter, erloſchener Stimme zu rufen: ich fluche Dir! Ich hätte vollſtändig Fiasko gemacht. — Nein, ich ließ mir Zeit, ich ſtützte mich auf mein linkes Bein, ſchlotterte mit dem rechten Knie, beide Hände vorgeſtreckt, den Kopf mit Entſetzen zurückgewandt, und aus allen Kräften meiner Lunge ſchrie ich: ich fluche Dir! Es ging prächtig, und in der That applaudirte mich an jenem Tage das Publikum, als ob das Haus zuſammenſtürzen ſollte, daſſelbe Publikum, das gewöhnlich es vorzog, mich auszupfeifen.

Alſo Sie ſind Künſtler?

Als ob Sie das nicht wüßten! Seit einer halben Stunde leſe ich in Ihren Augen, daß Sie mich kennen. Künſtler! Das iſt wieder ſo ein Wort, welches mir ſtets ſchlecht in die Ohren geklungen hat. Iſt denn unſere Kunſt die wahrhafte Kunſt? Die Tänzer waren es, welche uns zu dieſer lächerlichen Benennung verhalfen, weil wir ſie nicht, wie uns ſelbſt, Schauſpieler nennen konnten, ſo nannten ſie uns wie ſie ſich ſelbſt nennen: Künſtler, als wären wir Geſchwiſterkinder der Seiltänzerei. Ich bin kein Künſtler, ich bin nichts als ein ſchlechter Landſchauſpieler, was nicht allzuviel ſagen will.

Aber — ſagte ich —

Nein, nein, ich laſſe mir nur Gerechtigkeit wiederfahren, und Sie dürfen mir glauben, daß, wenn ich läugne, daß es eine Wahrheit auf der Buhne giebt, ſo geſchieht dieſes nicht aus Neid gegen meine Collegen, die glucklicher ſind, als ich, nein, ich mache keine Anſprüche, ich ſchwöre es Ihnen. Ich bin für das Theater gerade ſo gemacht, wie für die Angelfiſcherei; Sie ſehen meinen Erfolg. Man zahlt mir nicht, damit ich das Theater liebe. Ich und meine lächerlicher Exiſtenz, wir leben dreißig Jahre, brüderlich zuſammen, mitten unter dem Gepfeife aller deutſchen Parterre's, Gallerien und Sperrſitze. Und doch beneide ich Niemand, nicht einmal Ludwig Devrient, den ich ſehr wohl kannte, und deſſen Genie ich bewunderte, obſchon er es mir nicht vergeben konnte, daß ich ihm einmal einen Abgang verdarb, weil ich ihm das Stichwort nach der Schlegelſchen Ueberſetzung, ſtatt nach der Schröderſchen gab. Ich habe Ludwig Devrient geſehen, als er in der Couliſſe ſeinen ſchönen Kopf mit einem großen Schnupftuche umwunden hatte aus Furcht vor der Zugluft, und dabei ein ganzes Bierglas voll Grog ausſoff, welches er aus den Händen deſſelben alten Mohr empfing, zu dem er fünf Minute früher die Worte ſagte: »Wie viel Tauſende, die ſich aus dem Becher der Wolluſt voll geſoffen haben, ſind durch Leiden gebeſſert worden.« Ich ſah Sophie Schröder in dem Moment, wo Lady Macbeth mit ſtarren Augen, die blutigen Hände ſich reibend, das Herz jedes Zuſchauers vor Entſetzen beben machte, in die Couliſſe kommen, und das erſte Wort, das ſie ſprach, war: »Wie kleidet mich das Roſa?« In dieſer Stunde begann mein Ekel gegen die Tragödie und gegen die tragiſchen Schauſpieler. Und iſt es im Luſtſpiel anders? Ich ſah eine Subrette, die am Morgen ihren Vater durch den Tod verloren hatte, des Abends beim Klingeln des Regiſſeurs ſich die Augen trocknen, vor der Lampe erſcheinen und ſo natürlich lachen, daß das Publikum ſich die Hände zerklatſchte. Ich ſah Raimund über die Bühne tanzen und hüpfen und unter dem Gejauchze der Menge Späße machen, um Tags darauf ſich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Seit jener Zeit weiß ich, woran ich mit den Comikern und ihren Poſſen bin.

— Allein wie kommt es, da Sie ſo wenig Ihren Beruf lieben, daß Sie Sich entſchloſſen haben, ihn zu ergreifen und ihn ſogar noch auszuüben?

— Sie beſitzen keine ſchlechte Portion Neugierde, ſagte er, indem er ſein Fiſchergeräth zuſammenſuchte; allein ich verarge es Ihnen nicht, habe ich doch ſelbſt durch meine Geſchwätzigkeit dieſelbe hervorgerufen. Wie ich die theatraliſche Laufbahn ergriff? Man gelangt hiezu auf zweierlei Wegen. Die Einen ſind Kinder von Schauſpielern, und ergreifen den Stand ihrer Eltern; erzogen in dieſer abgeſchiedenen Welt, welche die andere wirklich nur vor den Lampen kennen lernt, finden ſie ihre Stellung ganz natürlich und folgen ihrem Berufe ohne Nachdenken und ohne Zögern. Die Andern ergreifen denſelben in Folge eines tollen Einfalls, wenn nicht gar aus Verzweiflung. Ja, aus Verzweiflung, denn man läßt die Schranken des Vorurtheils zwiſchen ſich und der Welt abſperren. Was man auch von Aufklärung ſagen möge und wie der Stand der Schauſpieler ſich geändert, man iſt verloren, Alles iſt vorüber. Dies wenigſtens iſt meine Geſchichte: Jugendthorheiten, bedauernswürdige Verſchwendung, Ekel gegen Arbeit und ein geregeltes Leben. Was ſoll ich erzählen? Meine Geſchichte iſt ganz gleich mit der ſo vieler Andrer meiner Collegen, ſie bietet Nichts, was Sie intereſſiren könnte.

— Allein, ſagte ich, um ſein Vertrauen zu ſtacheln, Sie vergeſſen ganz jene Schauſpieler, die aus innerem Beruf dieſen Stand ergreifen.

— Das iſt eine Ausnahme, Verehrteſter, Einer unter hundert, und ſelbſt von dieſen täuſchen ſich drei Viertel über ihre natürliche Anlage. Wenn Sie wollen, ſo können Sie auch ein viertes Thor, welches in die dramatiſche Laufbahn führt, mir aufzählen. Die Speculation! Eine Tenorſtimme, ein komiſches Aeußere, eine abſcheuliche Naſe, iſt wie eine prächtige Pachtung, welche man heutzutage mit noch beſſerem Erfolge ausbeutet, als die ſchönſten Güter in Böhmen und Schleſien. Unſere Kunſt iſt zum Handwerk geworden, wie jede andere, und wie in allen andern opfert man auch für das goldene Kalb.

Der Schauſpieler verſank in ein tiefes Stillſchweigen. Unſer Theatergeſpräch ſchien eine jener tiefen Seelenwunden bei ihm geöffnet zu haben, von denen man nur mit Rückhaltung ſpricht. Ich wagte nicht weiter in ihn zu dringen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Schwert und Ring.

Erzählung aus dem ſechszehnten Jahrhundert.

Von

Dr. A. van Haſſelt.*)

Nach dem Abſchluſſe des Friedens von Cambrai, welcher in der Geſchichte der Niederlande unter dem Namen des Damenfriedens allbekannt iſt — er wurde nämlich durch Margaretha von Oeſterreich, verwittwete Herzogin von Savoyen und Statthalterin der Niederlande, für Kaiſer Karl V., ihren Neffen, und durch Luiſe von Savoyen, verwittwete Herzogin von Angouleme, für König Franz I. von Frankreich, ihren Sohn, unterzeichnet — nach dieſem glücklichen Ereigniß herrſchte in Brüſſel überall Jubel und Feſtlichkeit. Die langwierigen, verheerenden Kriege zwiſchen dem Kaiſer und dem franzöſiſchen Könige waren erſt ſeit kürzlich aufs Neue, und zwar mit größerer Erbitterung als je zuvor, zum Ausbruche gekommen; denn der König Franz I. hatte ſich geweigert, die Bedingungen des Madrider Vertrags, in den er nach der Schlacht bei Pavia hatte willigen müſſen, zu erfüllen; auch war es ihm gelungen, ſeine Parthei durch ein Bündniß mit König Heinrich VIII. von England zu verſtärken. Dem neuen Kriege, der ſich abermals über die von den früheren Anſtrengungen bereits erſchöpften Länder zu ergießen drohte, ward nun auf einmal durch den zu Cambrai am 24. Juli von den beiden Fürſtinnen unterzeichneten und am 31. deſſelben Monats beſtätigten Frieden Einhalt gethan. Für die belgiſchen Lande beſonders kam dieſer Friedensabſchluß höchſt erwünſcht. Denn die italieniſchen Kriegszüge waren ein Schlund geweſen, der ihren ganzen Wohlſtand verſchlang. Jeden Augenblick galt es, dem Kaiſer Anleihen zu leiſten, neue Auflagen zu übernehmen, freiwillige oder vielmehr abgedrungene Beiſteuern zu zahlen, und dies Alles wirkte dahin, Karls hoch bevorzugte Erblande auf eine bewundernswerthe Weiſe auszuſaugen. Es iſt bekannt, daß durch dieſe endloſen Contributionen die Genter zu jenem berüchtigten Aufſtande getrieben wurden, den die Statthalterin Margaretha umſonſt zu bezähmen verſuchte, und welchem ſelbſt Karl V. nur durch das Aufgebot ſeiner ganzen furchtbaren Macht ein Ende zu ſetzen vermochte.

Jetzt konnte das Volk endlich wieder aufathmen. Die drohenden Kriegswetter halten einem heitern, freundlichen Tage Platz gemacht. Im ganzen Lande that die Freude ſich kund; man überließ ſich ſtürmiſch dem Ausdrucke der Luſt, als wollte man an einem Tage die Erinnerung an die überſtandenen Drangſale vergeſſen. Brüſſel, der Sitz der Regentin, war der Mittelpunkt der Feſte. Ohne Aufhören erſcholl das Geläute der Glocken von allen Kirchen und Klöſtern über die Stadt hin. Die Pfeifer und Trommler verließen keinen Augenblick den Thurm von St. Nicolai, ihr Spiel hallte vom Morgen bis zum Abend über den großen Marktplatz hin, mit gellendem Getön und dumpfen, rollenden Wirbeln das Ohr betäubend. Faſt in allen Straßen konnte man Freudenfeuer gewahren, um welche alsbald das Volk zum Rundtanze ſich verſammelte, indem es unaufhörlich folgenden Vers ſang, der ſich noch bis auf unſere Zeit erhalten hat:

Heil den Damen, denn ſie haben
Frieden uns in's Haus gebracht!
Bürgersfrau und Gräfin, lacht!
Daß ſie endlich Frieden gaben.

Von Zeit zu Zeit ſah man in einer Straße oder auf einem Kreuzwege einen Waffenherold erſcheinen, um den die Menge ſich herandrängte. Einen Augenblick lang ſchwenkte er ſeinen Stab; dann rief er mit lauter Stimme:

— »Hört, hört, ihr Bürger, der Frieden iſt geſchloſſen!«

Das Volk nahm dieſen Ausruf mit ſchallendem Händegeklatſch auf und antwortete wie aus einem Munde:

— »Es iſt Frieden, Frieden!«

Jedoch war es nicht blos das gemeine Volk, das dieſe Botſchaft mit Jubel aufnahm; auch in den Wohnungen der Reichen und in den Paläſten der Großen erklang der nämliche Freudenruf. Feſte, Bankette, Luſtbarkeiten folgten ohne Ende aufeinander; Feſte, wie es keine mehr giebt, Bankette, die man jetzt für fabelhaft halten möchte, Luſtbarkeiten, bei denen die Hälfte einer Provinz verthan wurde.

(Fortſetzung folgt.)

*) Dieſe wie die vorſtehende Novelle ſind als Probe dem 3bändigen in Leipzig erſcheinenden „Novellen-Almanach" entnommen.

Correſpondenz.

Frankfurt, 16. Februar.

Der berühmte Flötiſt Briccialdi aus Rom, ein junger, ſchöner Mann, iſt hier eingetroffen, wird aber ſchwerlich zu einem Concerte gelangen können. Es iſt nämlich den Opernmitgliedern bei Strafe verboten, in den Concerten außer dem Theater — die Muſeumsſoiréen ausgenommen — mitzuwirken; dadurch iſt den Virtuoſen alle Unterſtützung abgeſchnitten und das Theater iſt einer Concurrenz mit den Concerten nicht ausgeſetzt. Aus dieſem Grunde können aber auch die einheimiſchen Virtuoſen kein Concert geben und unſer Klavier-Virtuos Baldenecker hat deshalb auch ſein Concert ſchon zweimal vertagen müſſen. Das Theater übt ſo eine Art Monopol, das die Künſtler benachtheiligt, ja auch dem Publikum und der Kunſt keinen Vortheil bringt. — Dem. Sab. Heinefetter gaſtirt in dieſer Woche in Wiesbaden; die geſtrige Angabe des Theaterzettels, ſie ſey erkrankt, war eine diplomatiſche Finte. Unſer Schauſpiel bietet jetzt faſt nur große Stücke, als: „Humoriſtiſche Studien," „Es ſpuckt," „Herr Hampelmann im Eilwagen," und wie die claſſiſchen Stücke weiter heißen. Ja es ſollte heute ſtatt der dritten Aufführung der Reeb'ſchen Oper „der Eid" ſogar „Einen Jux will er ſich machen," gegeben werden, aber eine Unpäßlichkeit brachte uns um den Genuß. Es iſt bejammernswerth!

—ſ—

Darmſtadt, 15. Febr.

In unſerer ſtillen Reſidenz fängt es auch an, für Kunſt und Literatur lebhafter zu werden. Unſer Hof-Theater ſtrebt darnach, ſeinen alten Ruhm wieder zu erlangen, doch wird ihm dies ſchwer halten, da die Mittel nicht mehr ſo großartig ſind, als unter Ludwig dem

Digitized by Google

erſten. Unſere Oper brachte neulich die Hugenotten zum erſtenmale in würdiger, ſceniſcher Ausſtattung — in welcher unſere Bühne überhaupt noch groß daſteht — und nun wird die Regimentstochter einſtudirt. Auch das Schauſpiel erhält in nächſter Zeit eine neue Anregung durch das Gaſtſpiel Baiſon's vom frankfurter Theater. Dieſer Künſtler hat eine ſehr ſchmeichelhafte Einladung von unſerer Intendanz erhalten. — Die immer noch bedeutende Sängerin Dem. Sabina Heinefetter wird in nächſtee Zeit hier auch gaſtiren. Sie ſang in verfloſſener Woche in einer Soirée, welche der auf Gaſtrollen reiſende Dr. Wieſt im hieſigen Hof-Theater veranſtaltete, und entzückte Alles. Dr. Wieſt hat ſich von hier nach Mannheim begeben und wird in dem dortigen Journale als Künſtler empfohlen. Des Literaten Erdenwallen! — Seit Kurzem beſteht hier auch eine Geſellſchaft von Literaten und Künſtlern, welche alle Donnerstag im „Trauben" zuſammenkommt und „beim Schoppen" vertraulich über Kunſt und Literatur discutirt. In Frankfurt beſteht eine ähnliche Geſellſchaft, nach welcher ſich die hieſige gebildet zu haben ſcheint. — Unter den hier erſcheinenden Zeitſchriften behauptet das „Vaterland" unter Duller's Redaction und den Beiträgen tüchtiger Schriftſteller eine ehrenvolle Stellung. Duller, deſſen geſchichtliches Werk „der Abfall der Niederlande" (Fortſetzung des Schiller'ſchen) auch in Belgien eine freundliche Aufnahme erfuhr und ſehr günſtig beurtheilt wurde, iſt vor einigen Tagen von der in Gent beſtehenden Geſellſchaft „de Tael is gantsch het Volk" zum correſpondirenden Mitgliede ernannt worden. Seine in dem „Rheiniſchen Taſchenbuch" (Frankfurt, Sauerländer) erſchienene Novelle „Balduin von Flandern" iſt von Baron Blommaert in Gent ins Flammändiſche überſetzt worden. — Die Jonghaus'ſche Hofbuchhandlung unternimmt jetzt die Herausgabe eines ſehr verdienſtvollen Werkes: das heſſiſche Gelehrtenlexicon von Scriber. Die erſte Lieferung iſt bereits im Drucke beendigt und wird bald ausgegeben.

d—d

*

Düſſeldorf, 12. Febr.

Der hieſige Carnevalsverein entwickelt in dieſem Jahre eine beſondere Thätigkeit. Geſtern hielt man auf hieſigem Karlsplatze, wo in der Regel auch die Militär-Paraden ſtattfinden, einen General-Appell ab, bei welchem die beim Militär üblichen Honneurs und Dienſt-Formlichkeiten auf eine höchſt ergötzliche Weiſe nachgeahmt wurden. Heute machte der geſammte Verein in corpore eine Spazierfahrt auf dem Rheine nach Benrath, bei welcher es an harmloſen Scherzen nicht fehlte. Der Corſo ſoll auch in dieſem Jahre während der beiden Carnevalstage in der hieſigen Alleeſtraße ſtattfinden. Eine Menge Plätze zu den aufzubauenden Buden hat der Praſes des Corſo-Ausſchuſſes, der Maler Achenbach, bereits vorgeſtern von den Baumeiſtern abſtecken laſſen. Mehrere Curioſitäten, Zettel, Ankündigungen, Erlaſſe ꝛc. werden bereits zum Druck vorbereitet. Natürtich wird unter den Merkwürdigkeiten auch der berühmte Wunder-Doctor und der Mann mit dem geſchloſſenen Viſir (Kunſtrecenſent) nicht fehlen. Der Umſtand, daß Caricaturen keiner Cenſur mehr unterworfen ſind, wird auch hier wohl zu ſtatten kommen.

—d—

✡

Jena, 14. Februar.

Prutz iſt noch nicht hierher zurückgekehrt; er wird in Stettin durch Unwohlſeyn ſeiner Gattin zurückgehalten. Wie man vernimmt, wird der Dichter uns bald verlaſſen und ſich am Rhein, jedoch im deutſchen Vaterlande, niederlaſſen. Prutz hat ein neues Drama, „Herzog Moritz von Sachſen", vollendet, mit deſſen Durchſicht er nun beſchäftigt iſt. Ein neuer Band politiſcher Gedichte erſcheint in der Schweiz. Die politiſche Poeſie ſcheint aber ihre Zeit bereits gehabt zu haben. Herwegh brachte ſie zu Ehren und zum — Falle!

—j—

Notizen-Blatt.

(Miscellen.) Corſika, berühmt durch ſeine ſchöne Gegenden, An- und Ausſichten, iſt neuerlich durch eine merkwürdige Entdeckung bereichert worden, wie ſie in gleicher Schönheit kaum irgendwo anders anzutreffen ſeyn möchte. Es iſt eine wahrhaft feenartige Tropfſteinhöhle, deren genaue Beſchreibung zu den Unmöglichkeiten gehört. Männer, die viele Erſcheinungen dieſer Art geſehen haben, räumen ihr unter dieſen unſtreitig den erſten Rang ein. Man wird nirgends in einem ſo eng begränzten Raume, denn die Höhle iſt nur 75 Meter lang und 8 bis 10 Meter breit, ſo elegante, graciöſe und reine Formen von Tropfſteinbildungen in ſo großer Zahl vereinigt finden, wie hier. Sie erſcheinen als Pilaſter, Säulen, Säulchen, Capitäle, Statuen, Statuetten, reiche Draperien u. ſ. w, alle von bewunderungswürdiger blendend weißer Farbe und köſtlicher Transparenz; jeder Schritt bietet neue Perſpectiven dar, keine Wiederholung kommt vor, und der Künſtler kann hier die reichſten Inſpirationen zu artiſtiſchen Schöpfungen gewinnen. Ein bloßer Zufall hat dies wahrhafte Wunderwerk der Natur zur Entdeckung gebracht, und zwar, was noch ſeinen Zauber erhöhet, gerade in der Nähe eines großartigen Waſſerfalles.

Unter den 230 Millionen Seelen, die Europa hat, ſollen ſich nach einem engliſchen Blatte 17,900,000 Bettler befinden. In Holland ſollen auf 100 Köpfe 14 Bettler, in England 10, in Frankreich 7, in Dänemark und Deutſchland 5, in Rußland 4 Bettler kommen.

(Anekdotäres.) Die Civiliſation ſiegt! Auf einer rheiniſchen Bühne zweiten Ranges erſchienen neulich in der Final-Scene des Mozart'ſchen „Don Juan's" die Teufel mit ſchwarzen Cravatten, weißen Vatermördern und in Stiefeln. Die fortſchreitende Civiliſation muß ſogar von den hölliſchen Geiſtern anerkannt werden!

Fontenelle aß Spargeln, beſonders mit Oel zubereitet, ſehr gerne. Abbé Terraſſon, der ſie gerne mit Butter aß, bat ſich einſt bei ihm zu Gaſte. Fontenelle machte ihm zuerſt begreiflich, welch großes Opfer er ihm bringe, daß er ſein Lieblingsgericht mit ihm theile, und befahl ſodann, die Hälfte in Butter zu kochen. Wenige Minuten, ehe man ſich zur Tafel begab, wurde der Abbé plötzlich vom Schlage gerührt. Da ſtürzt Fontenelle wie beſeſſen in die Küche, und ruft: „Ganz in Oel, ganz in Oel!"

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 23. Dinstag, 21. Februar 1843.

Der alte Schauſpieler.

(Theater-Novelle von J. Kuranda.)

(Fortſetzung.)

Einige Tage vergingen, da begegneten wir uns wieder auf demſelben Platz; er war wiedee in derſelben Stellung, auf demſelben Flecke, mit derſelben Aufmerkſamkeit angelnd, und wahrſcheinlich auch mit demſelben Erfolg. Diesmal redete er mich an: — Sieh da, finden wir uns wieder. Lieben Sie vielleicht auch die Angelfiſcherei? Gewiß nicht, ich meinerſeits liebe dieſe Uebung der Geduld. Die Angelfiſcherei iſt ſicherlich unter allen menſchlichen Erholungen diejenige, welche die Reize der Natur allen Sinnen zugleich zuführt. Man erquickt ſich an Luft und Sonne, man riecht den friſchen Dampf des Waſſers, man hört die Heimchen im Graſe ſummen. Die Landſchaft verwandelt ſich zehnmal vor den Augen, je nachdem das Licht fällt oder ſteigt; die Natur rund herum ſchreitet vorwärts und verändert ſich; der Fiſcher allein ſitzt unbeweglich. Nehmt ihm ſeine Ruthe, nnd er wird einſchlaſen. Seine Augel iſt wie ein magiſcher Ring; indem ſie ihn zwingt, die Augen offen zu halten, dehnt er ſeine wachen Träume aus; indem ſie ſeine Aufmerkſamkeit feſſelt, verhütet ſie aber zugleich, daß er in allzu aufregende Gedanken ſich verliere, und zwingt ſeine Seele zur gleichmäßigen Ruhe. Ich fühle dieſes Alles weit beſſer, als ich es ausdrücken kann. Allein auch Sie würden dies fühlen, wenn Sie ſo, wie ich, verdammt wären, die ſchönen Abende, welche die wahre Natur uns ſchenkt, in Mitte einer falſchen, gemalten, ſteifleinenen Natur zu verleben, die mit Lampen und Talglichtern erleuchter iſt. Um Ihnen zu beweiſen, wie ſehr platoniſch meine Liebe für den Fiſchfang iſt, ſo will ich Ihnen geſtehen, daß ich die Backfiſche verabſcheue.

— Abſcheulicher Menſch! Mit ſeinen proſaiſchen Abſprüngen, dachte ich bei mir ſelbſt.

Er ſagte mir noch viele ähnliche Dinge, in welchen die feinſten Gefühle mit dem Gemeinen vermiſcht waren. Sein irrendes und bisweilen ſehr dürftiges Leben, die geſellſchaftliche Umgebung, die er ſelten nach ſeinem freien Willen zu wählen in Stand geſetzt war, mögen allmälig ſeine edlere Natur herabgebracht haben. Er ſchien ſich eine eigene Philoſophie gemacht zu haben, eine Philoſophie, die über Alles ſpottet und bei ſich ſelbſt beginnt. Dieſem Manne gegenüber fühlte ich, daß Eigenliebe eine Tugend ſey. Man merkte ihm an, daß er ſeine Vergangenheit durchaus nicht bedaure, daß er über die Gegenwart ſich tröſte und von der Zukunft Nichts hoffe. Man brauchte dieſen Mann nur zu hören, um zu errathen, daß er Alles geſehen, Alles gewußt und Alles vergeſſen hatte.

Der Comödiant niedrigſten Rangs und der Mann von Welt lebten in ihm in beſter Eintracht. Er hatte mir ſeine Herkunft ſorgfältig verborgen, aber ich habe Urſache zu glauben, daß er einem alten ſchleſiſchen Adelsgeſchlechte angehörte. Dennoch war das Theater ſein einziges Vaterland, ſeine einzige Familie; wo es Couliſſen gab, da fühlte er ſich zu Hauſe; von der übrigen Welt ſprach er, wie man von einee fremden Nation ſpricht, deren Sprache, Sitten und Vorurtheile uns zuwider ſind. Seine ganze Lebensgeſchichte mußte dahin führen; er hatte mir ſie nicht erzählt, aber aus den einzelnen Fragmenten, die er, ohne es zu wollen, verrieth, konnte ich nach mehreren Zuſammenkünften das Ganze errathen. Es würde mir ſchwer werden, ſeine eigenen Worte wiederzugeben. Seine Geſchichte iſt ungefähr folgende:

Er hieß Müller; wenigſtens war dieß ſein Theatername. In Folge einer Ausgelaſſenheit, welche die gewöhnlichen Grenzen eines verſchwenderiſchen, jungen Mannes noch überſtieg, war ſein Vater zum äußerſten Zorn gebracht, und ſchwur, keine ſeiner Schulden mehr zu bezahlen; er ſeinerſeits ſchwur wieder, daß er, wenn ſein Vater nicht bezahlte, untee die Schauſpieler gehen würde. Der Alte, den er durch dieſe Drohung einzuſchüchtern hoffte, antwortete mit ruhiger Miene: er möge ſeinetwegen Muſelmann werden. Um die Drohung auszuführen, debütirte er auf dem Theater ſeiner eigenen Vaterſtadt; dee Scandal, der dadurch entſtand, zog jenen Vaterfluch herbei, den unſere Leſer ſchon kennen. Die allgemeine Entrüſtung zwang ihn, dieſes Theater zu verlaſſen, wo er unter wüthendem Geziſche ſeinen Probeſchritt gemacht hatte. Nun begann er dieſes lange Vagabundenleben. Er hatte überall geſpielt, und es wäre viel leichter, die Städte zu nennen, wo er ſein Nomadenzelt nicht aufgeſchlagen hat, als jene, die ihn aufgenommen, und wieder zurück geſtoßen haben. Ob dieſes irrende Leben wohl den Hang ſeiner früheren Jugend unterdrückt haben mag? Als Ueberdruß und ein reiferes Alter ihn endtich übermannten, da knüpfte er ſein Loos an das einer jungen Schauſpielerin; er verheirathete ſich mit ihr, und zwar in der Kirche, wie er ausdrücklich hinzufügte; denn, ſagte er, mein Weib hatte Vorurtheile, die man reſpectiren muß. Er hatte einen Sohn mit ihr, den er taufen ließ, gleichfalls in Folge der Vorurtheile ſeines Weibes, überdieß meinte er, kann man doch nicht umhin, einzugeſtehen, daß da oben etwas voegeht; dieß war ſeine ganze Religion! —

Bei dem allen wußte er nicht, was aus ſeinem Weibe und ſeinem Sohne geworden. Zuerſt hatte er ſeine Frau verloren; ein Engagement hatte ſie von ihm getrennt, und nach einer immer ſeltener werdenden Correſpondenz hatten ſie aufgehört, ſich einander Nachricht

zu geben. Auch um ſeinen Sohn war er gekommen, ich weiß ſelbſt nicht wie, ſagte er mit philoſophiſcher Ruhe. Er verlor ihn an einer Straßenecke, wie man eine Brieftaſche verliert. Am andern Morgen kam ihm der Gedanke, er wolle ihn in der Stadt ausrufen laſſen; durch einen Freund, mit dem er eine Spazierfahrt auf's Land verabredet hatte, wurde er an demſelben Tage davon abgehalten und als er zurückkam, da war es zu ſpät, und ſo dachte er nicht mehr daran. Dieſe Sorgloſigkeit bildete den Grund ſeines Charakters; außerdem liebte er ſeinen Sohn nicht ſehr, da dieſer ſchon jenen liebenswürdigen Gewohnheiten ſich überließ, die er von ſeinem Vater geerbt hatte, den er bei jeder Gelegenheit beſtahl. Vielleicht betrübte ihn dieſer doppelte Verluſt im Anfange ein wenig; allmälig aber erſchien er ihm als die Befreiung von einer Laſt. Er begann wieder ſein alleinſtehendes Leben, das er früher ſo ſehr liebte. Ein einziger Kummer vergiftete ſein ſtumpfes Daſein, es war dieß der Widerwille, den jedes Publikum gegen ſeine Perſon bewies. Das Ziſchen verurſachte ihm Nervenſchmerzen wie am erſten Tage, er hatte ſich noch immer nicht daran gewöhnt, obſchon er jene ſpöttiſche und verächtliche Maske, die alle ſeine Richter über ihn irrig machte, anzunehmen wußte. Das Theater machte zu gleicher Zeit ſein Glück und ſeine Geißel aus. Es wäre ihm unmöglich geweſen, fern von der Bühne zu leben, und doch erneuerten ſich hier an jedem Abend ſeine innerſten Qualen. Man ſah, daß er ſeine Eigenliebe betäubt, aber nicht getödtet hatte; er zog von Stadt zu Stadt, und ſein Name wurde der Schrecken aller Schauſpiel-Direktoren; er hatte böſe Jahre, in welchen er neun Monate ohne Engagement war. Nach fünf und zwanzig Jahren, in welchen er ehrenvoll in Helden- und Liebhaber-Rollen durchgefallen war, wollte man nun ihn zwingen, in die niedern Regionen der Väter und der Vertrauten herabzuſteigen. Er brachte Anfangs ſeinem Stolze jedes Opfer, und wies jede Verſuchung von ſich ab; aber der Hunger übermannte ihn. Da entdeckte er auf der Karte von Deutſchland den freundlichen Badeort Teplitz, die einzige Stadt, wo er noch nicht geſpielt hatte. Er verſuchte es, in einer neuen Region ſich zu bewegen; er ſpielte die Anſtandsrollen im anſtändigen Geiſte des kleinen Städtchens, und man fing endlich an, ſich an ihn zu gewöhnen. Was in ſeinem zigeunerartigen Leben ihm noch nie vorgekommen war, erlebte er hier; ſein Contrakt wurde dreimal erneuert, und als ich ihn kennen lernte, begann er das vierte Jahr an dieſer Bühne.

Wenige Wochen ſpäter verließ ich Teplitz; ich verlor Müller ganz aus den Augen, um ihm durch einen ſonderbaren Zufall nach fünf Jahren wieder zu begegnen.

(Fortſetzung folgt.)

Schwert und Ring.

(Fortſetzung.)

Eines Abends, um die Mitte des Monats Auguſt 1529, war der Palaſt Naſſau glänzend erleuchtet. Eine Menge Bürgersleute, die vor dem Thore ihren Stand genommen hatten, beſchauten die prachtvollen Sänften, die von allen Seiten herkamen und auf der Schwelle die Damen niederſetzten, welche ganz von Seide und Gold ſtrahlten. Sie bewunderten die Schönheit und Anmuth der Frauen, den Reichthum ihres Schmucks und ihrer Gewänder und horchten auf die Muſik der Trompeten und Hoboen, welche drinnen im Hauſe alle die luſtigen Tänze ſpielten, die uns die Fürſtin Margaretha ſehr ſorgfältig in ihrem Album aufbewahrt hat, das jetzt im Beſitze der burgundiſchen Bibliothek iſt. Alle jene Damen hatten gewiſſermaßen vor den neugierigen Blicken der Bürger die Muſterung aushalten und, ſobald ſie vor dem Thore ausſtiegen, das Freudengeſchrei des Volkes als Tribut annehmen müſſen. Aber im höchſten Grade ſtürmiſch und betäubend ward dieſer Ausbruch der Huldigung, als man die Leute ſchreien hörte: »Platz, Platz für die Dame von Baude!« und wieder: »Ordnung! zurück! das iſt das edle Fräulein von Baude! Da kommt die Präſidentin von Brabant.«

Um acht Uhr waren alle Gäſte in den Sälen des Palaſtes Naſſau verſammelt. Es war ein herrliches Schauſpiel, an dem das Auge ſich mit Staunen weidete. Denn Alles, was die Hauptſtadt Edles und Vornehmes aufweiſen konnte, hatte ſich dort eingefunden. Da ſah man Männer, deren Schwerter in des Kaiſers Kriegen geglänzt, oder deren Weisheit mit ihm das Schickſal der Völker gelenkt hatte; Frauen, die auf dem Haupte die Grafenkrone trugen und, was ſie noch mehr ſchmückte, die Krone der Jugend und der Schönheit. Von der Pracht und Mannichfaltigkeit der Kleider jener Zeit können wie uns jetzt in unſerer heutigen nüchternen Welt ſchwer einen Begriff machen. Unzählige Kerzen auf vergoldeten Armleuchtern warfen auf die in den Windungen des Tanzes ſich bunt verſchlingende Geſellſchaft ein ſchimmerndes Licht. Dazwiſchen tönte ohne Unterbrechung eine kräftige Muſik, welche die Schritte der Tanzenden zu regieren ſchien. Mit Entzücken ſchaute man, mit Entzücken hörte man dem Allen zu.

Indeſſen konnte man zwei junge Cavaliere gewahr werden, welche ſich nicht in die allgemeine Luſt miſchen zu wollen ſchienen. Beide ſtanden an eine der Säulen des berühmten Bettes gelehnt, von dem man erzählt, daß es für fünfzig Perſonen Raum hatte, und das auch Albrecht Dürer in dem Palaſt Naſſau beſichtigt haben ſoll, als er im Jahre 1521 eine Reiſe nach den Niederlanden machte. Eine Zeit lang verharrten die beiden Männer unbeweglich in dieſer Stellung, bis der eine das Stillſchweigen mit den Worten unterbrach:

— »Das ſchönſte Weib in Flandern, und auch nicht einen einzigen Anbeter annehmen wollen? Das iſt fürwahr ein ganz unerhörtes Ding, mein tapferer Hauptmann von Baume! Das Fräulein von Baude hat alſo, ſo ſchön ſie iſt, kein Herz?«

— »Ob ſie ein Herz habe, wertheſter von Lannoy, das weiß man bis auf dieſen Tag nicht,« verſetzte ſein Nachbar. »Und freilich iſt es nicht leicht, die Sache auszumitteln, wenn man erwägt, daß bereits eine ſo große Zahl Cavaliere ſich umſonſt abgemüht haben, den Punkt in Erfahrung zu bringen.«

— »Sie hat ein ſehr ſtolzes, kaltes Ausſehen,« bemerkte der Erſtere.

— »Und ſo iſt ſie auch in Wahrheit,« erwiederte der Andere.

— »Wie es ſich damit auch verhalten möge, das iſt bei meinem Leben das ſchönſte Weib, das ich noch geſehen habe,« murmelte jener zwiſchen den Zähnen.

Digitized by Google

— »Und doch mußt Du deren gar herrliche geſehen haben, Du, der mit Aug' und Schwert alle Winkel Italiens durchmuſtert hat,« warf ihm darauf der Andere ein.

Auf dieſes Zwiegeſpräch folgte abermals Stillſchweigen, während deſſen die beiden Herren nicht abließen, ihre Blicke auf eine junge Dame zu richten, die nachläſſig in einem ungeheuren ſammetnen Lehnſtuhl ſaß, neben der Dame des Hauſes, und mit den Pfauenfedern ſpielte, aus denen ihr Fächer gemacht war.

Fürwahr, wer dieſe reizende Geſtalt betrachtete, dem mußte das Herz vor Bewunderung klopfen, der konnte ſein bezaubertes Auge nicht wieder abwenden. Ein rundes, wunderbar fein gebildetes Geſicht, dunkelblaue Augen, gleich den Cyanen des Sommers, Naſe und Mund edel geformt, als ſollten ſie einem Bildhauer zum Muſter dienen, eine Stirne, die ausſah, als komme ihr eine Krone zu, blondes Haar, das ihr vom Haupte herabrieſelte, ſo ſeidig, wie es nur je eine Frau getragen, Schulteen, gleich dem reinſten Marmor, der Wuchs ſchlank, leicht, die Formen voll und zart, gleich einem Götterbild; und zu dem Allen, ſechszehn Jahre, die ſchönſte Zeit des Lebens! Das war die Jungfrau, die beide Cavaliere voll Staunen und Entzücken betrachteten.

— »Sie iſt ein Engel des Himmels,« nahm der junge Lannoy das Wort.

— »Seit zwei Jahren,« bemerkte ſein Nachbar, »ſchleppt ſie an ihrem Triumphwagen die edelſten und trefflichſten Cavaliere unſeres Hofes; aber ſeit zwei Jahren verſchmäht ſie auch alle Bewerber, die ſich ihr nähern. Immer hat ſie dieſe Gleichgültigkeit gezeigt, die wir jetzt an ihr wahrnehmen, immer war dieſe ernſte, unfrohe Wolke auf ihrer Stirn gelagert, die Jeder bemerkt, der ſie nur ein Paar Augenblicke anſieht.«

— »Man ſollte das nicht glauben,« fügte der Erſte bei.

— »Man verſichert,« verſetzte der Andere, »daß unſere gnädige Gebieterin, die Statthalterin, das bekannte Rondeau für ſie eigens gedichtet hat, um ihr die Verachtung der Männer, die faſt unglaubliche Gleichgültigkeit gegen dieſelben, wie Du es treffend nennſt, einzuflößen. Du kennſt ja die Zeilen, die neulich die Runde am ganzen Hofe machten:

Schöne Worte müßt ihr zollen
Süßen Schmeichlern, die verwegen
Euch mit falſchem Schwur bewegen,
Lieb' und Treu' erheucheln wollen.

Trauet nicht den Ränkevollen,
Ob ſie ſchön thun! Ei, dagegen
Müßt ihr ſchöne Worte zollen!

Wort dem Wort kommt recht gelegen,
Eins dem andern hold entgegen!
Friſch bereit, drum, ſonder Schmollen,
Gleich und gleich den Dank zu wägen,
Müßt ihr ſchöne Worte zollen!

— »Das iſt traun eine ſonderbare Lehre, und noch verwunderlicher die Folgſamkeit des ſchönen Kindes,« ſagte von Lannoy, der kein Auge von Amalie von Bande verwandte. »Sie treibt es aber noch weiter, als der Spruch der Lehrmeiſterin ihr vorſchreibt; denn ihr Mund iſt ſo karg, als ihr Herz gefühllos. Bei dem guten Rathe:

Gleich und gleich den Dank zu wägen,
Müßt ihr ſchöne Worte zollen!

geht ſie, meiner Treu, nicht ganz ehrlich zu Werke; kaum hat man noch den Laut ihrer ſchönen Lippen vernehmen können!«

— »Mag wohl ſeyn,« verſetzte von Baume, »ſo viel iſt gewiß, daß ſie kalt, eiſig iſt, daß ſie Alle verachtet, die ſich erkühnen, ihr von Liebe zu reden, daß ſie alle Schwüre, alle Huldigungen zurückſtößt, ſelbſt die des edlen Herrn von St. Aldegonde, der, wie Du ſiehſt, ſich alle erdenkliche Mühe giebt, einen freundlichen Blick von ihr zu erhaſchen.«

Lannoy runzelte finſter die Stirne, eine Wolke des Unmuths überflog ſein Geſicht; denn in der That, der Edle von St. Aldegonde neigte ſich eben jetzt über den Rand des Armſtuhles, in dem die junge Dame ſaß.

(Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

München, 16. Febr.

Der auf den 8. d. M. feſtgeſetzt geweſene Hofmaskenball iſt auf den 28. l. M. verſchoben worden, weil die hiezu nöthigen Koſtüme erſt bis dorthin fertig gemacht werden können. Dem Maskenzuge, an welchem JJ. MM. der König und die Königin, ſo wie JJ. KK. HH. der Kronprinz und die Kronprinzeſſin allerhöchſt perſönlichen Antheil nehmen werden, liegt die bekannte Mythe vom Dornröschen zu Grunde. J. K. H. die Kronprinzeſſin haben die Rolle Dornröschens, und Ihre Königl. Majeſtäten die des Königs und der Königin in benannter Mythe übernommen. Der Ball ſelbſt wird in den von Schnorrs Meiſterhand geſchmückten Räumen des neuen Feſtſaalbaues mit der entſprechenden Pracht ſtattfinden, während die bisherigen Hof- und Kammerbälle in den Gemächern des Königsbaues abgehalten wurden. Die Dauer desſelben iſt wie bisher im dießjährigen Carneval bis auf zwölf Uhr Nachts feſtgeſetzt. —

Künftigen Dinstag, den 21. d. M. werden die dahier verſammelten Herren Abgeordneten auf der München-Augsburger Eiſenbahn mit einem Extra-Train, geführt durch die erſte in Bayern erbaute Locomotive »der Münchner,« eine Fahrt nach Augsburg veranſtalten, daſelbſt in dem Gaſthofe zu den drei Mohren diniren und Abends mit demſelben Extra-Train wieder hieher zurückkehren. Da übrigens am genannten Tage die gerade in Augsburg anweſende italieniſche Operngeſellſchaft, welche auch dahier mit großem Beifalle gehört wurde, eine Gaſtvorſtellung giebt, zweifelt man nicht, daß mehrere der Herren Abgeordneten dieſe günſtige Gelegenheit, ſich einen recht angenehmen Genuß zu verſchaffen, benützen und erſt am folgenden Tage wieder hieher zurückkommen werden. Die vortreffliche Conſtruirung der genannten Locomotive, welche aus der Maſchinenwerkſtätte des Großhändlers Frhrn. v. Maffei dahier hervorging; ſowie der Umſtand, daß bei der erwähnten Extra-Fahrt nur einmal, nämlich in Nannhofen, zum Behufe des Waſſer-Einnehmens, angehalten wird,

Digitized by Google

läßt mit Grund hoffen, daß die Fahrt mit einer ungewöhnlichen Schnelligkeit vor ſich gehen werde.

Seit geſtern ſind in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt von J. G. Cotta dahier einige Abdrücke galvanographiſcher Platten von Frhr. v. Kobell nach Gemälden von A. Schleich zur Schau geſtellt. Dieſelben ſind aus der lithographiſchen Anſtalt von Minſinger hervorgegangen. Wenn auch dieſe Abdrücke im Ganzen und nach dem jetzigen Stande der Ausbildung dieſer Erfindung ſehr gelungen genannt werden können, ſo läßt ſich doch der Wunſch nicht unterdrücken, daß dergleichen Nachbildungen mit größerer Deutlichkeit und Genauigkeit zu Stande gebracht werden möchten. Der eine der genannten Abdrücke iſt ziemlich verwiſcht, einer flüchtigen Tuſchzeichnung nicht unähnlich, während der andere ſchon reinlicher und genauer ausgeführt erſcheint. Gleichwie jedoch das Daguerreotyp ſchon bis jetzt bedeutende Fortſchritte gemacht hat, wird auch die Herſtellung von Nachbildungen auf galvaniſchem Wege ſicher allmählig zu größerer Vervollkommnung übergehen, ſo daß auch in dieſer Manier bedeutende Kunſtprodukte neuer Art ſich erwarten laſſen. —

Franz v. Kobell's Gedichte in oberbayriſcher und pfälziſcher Mundart ſind vor einiger Zeit in einer zweiten, beträchtlich vermehrten Auflage bei J. G. Cotta erſchienen. Die lieblichen, gemüthlichen und ſchwungreichen poetiſchen Erzeugniſſe Fr. v. Kobell's voll tiefen Sinnes, gepaart mit reicher Phantaſie, ſind genug bekannt und bedürfen keiner weitern lobenden Erwähnung. Wir begnügen uns daher damit, auf dieſelben empfehlend hinzuweiſen. — —m—

*

Dresden, 16. Febr.

Seit bald vier Jahren lebt hier der Sohn eines Fürſten oder Häuptlings auf der Inſel Java, Prinz Raden Saleh. Es iſt ein junger Mann, deſſen Geſichts-Bildung und Farbe die Zone ſeines Vaterlandes bezeichnet. Er ſpricht holländiſch und deutſch. Anfangs wollte er nur einige Wochen hier verweilen und dann Wien zu ſeinem Aufenthalte wählen. Auch lebte er ganz zurückgezogen, bis Se. Maj. der König ſeinen Beſuch — wobei er in ſeiner Landestracht erſchien — annahm. Dies war das Signal, ihm Beſuche zu machen und in die erſten Zirkel ihn einzuladen, wo er, bei leichter Aneignung europäiſcher Sitten, gern geſehen ward. Da er bei ſeiner Neigung zur Kunſt hier reichlichen Unterhaltungs-Stoff fand, ſelbſt in Oel malte, ſo fühlte er ſich mehr und mehr angezogen an Dresden und verweilt noch hier. Seine Leiſtungen erheben ſich über das Gewöhnliche. Es ſind meiſt Darſtellungen von Löwen und Tigerjagden, die er um ſo anſchaulicher zu geben vermag, da er in ſeinem Vaterlande ſelbſt Theilnehmer daran war. Eines der werthvollſten Bilder der Art acquirirte der König für ſeine Privatſammlung. Seine Zeit füllt er lediglich mit Beſchäftigungen in der Malerei aus und bildet dabei ſeinen Geiſt auch in wiſſenſchaftlicher Hinſicht. Wahrſcheinlich wird er Dresden als ſteten Wohnort beibehalten. — In unſerem Zittau iſt kürzlich die Frau eines Taglöhners von drei Knaben entbunden worden, welche alle geſund ſind. Der 6. Jan. war ihr Geburtstag. Da dies auch der Tag der drei h. Könige war, ſo beſtimmte dies die Eltern, deren Namen den drei Knaben zu geben.

Ein Böhme hat hier jetzt ein Modell einer Gebirgseiſenbahn aufgeſtellt, das er zum Beſten unſerer Armen ſehen läßt. Es ſoll uns überzeugen, daß es leicht ausführbar, auf ſolcher Bahnart von hier übers Gebirge bis Außig zu gelangen, und nicht nöthig ſey, die projectirte Eiſenbahn durch das Elbthal zu führen. Man muß dem Erfinder dieſer ſehr complicirten Maſchine allerdings Lob ertheilen und, ſieht man dies Modell operiren, ſo ſcheint die Ausführung derſelben im Großen keine Schwierigkeiten zu haben und die verheißenen Vortheile zu leiſten. Aber auch die damit verbundene Gefahr ſpringt in die Augen. Ketten ſpielen die Hauptrolle dabei, und Fäſſer mit Waſſer, als Gegengewicht. Dampfmaſchinen ziehen bergauf und durch die Waſſerlaſt wird die Fahrt bergunter bewirkt. Wenn aber eine ſolche Eiſenbahn nur zum Transport von Menſchen, weniger zu dem von Gütern dienen kann, ſo dürfte es wohl leicht ſeyn, ſich bald für die Bahn durch das Thal zu entſcheiden, wenn ſolche auch koſtſpieliger wäre, denn wie könnte bloßer Menſchentransport großrn Ertrag geben. Man war Anfangs verwundert, daß ein Ausländer hierher komme, ſeine Erfindung ſo ganz ohne allen Eigennutz zum Beſten unſerer Armen zeige, allein dies erklärte ſich bald. Der Beſitzer von Culm, durch deſſen Territorium die Bahn gehen würde, hatte das Modell aufſtellen laſſen, wohl um für deſſen Realiſirung dadurch zu wirken, die ihm in mancher Hinſicht von großem Vortheil ſeyn würde. Doch, ſein Project wird wohl Project bleiben, obgleich unſere Regierung durch Sachverſtändige das Modell beſichtigen und prüfen ließ. —dn—

*

Notizen-Blatt.

(Anekdotäres.) Eine Geſangs-Primadonna ſagte eines Tags zum Dirigenten: „Herr Kapellmeiſter, das Orcheſter begleitet ſo ſtark, daß man mich nicht hören kann.“ — „Verzeihen Sie, mein Fräulein“, ſagte der Direktor, „das geſchieht Alles in Ihrem Intereſſe!“

Die gewaltige Benennung Löwe für unſere Faſhionables iſt nun in Wien mit Seehund vertauſcht worden, ſeitdem ein Wiener Pelzhändler Herrenfräcke von Seehundsfell angezeigt. „Wie gefällt Ihnen mein neuer Frack?“ ſüßelte ein Seehund mit koloſſalbreiten Schößen zu einer ehelichen Bürgersſeele. „Sehr gut“, entgegnete dieſer trocken, „von vorne iſt's kein Rock und von hinten iſt's kein Frack.“

Der Herzenerober. In einer Geſellſchaft rühmte ſich ein reicher Geck, daß er mit ſeinem Gelde in jedes Mädchenherz zu ſteigen im Stande wäre. „Damit ſtimme ich vollkommen überein,“ erwiederte ein Witzbold, „denn ſchon Philipp der Große, König von Macedonien, hatte den Wahlſpruch: Keine Mauer iſt zu hoch, als daß nicht ein mit Gold beladener Eſel über ſie zu ſteigen vermöchte.“

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 24. Donnerſtag, 23. Februar 1843.

Der alte Schauſpieler.

(Fortſetzung.)

Es war in Wien, wo ich an einem hübſchen Frühlingsnachmittag ein Glas Eis in Corra's Kaffeehaus zu mir nahm. Dieſes Kaffeehaus liegt dem großen Operntheater am Kärntbner-Thore gerade gegenüber. Hier verſammeln ſich faſt alle Schauſpieler der großen Kaiſerſtadt, und namentlich im April nach der Oſterzeit ſieht man hier viel fremde Geſichter, reiſende Hiſtrionen, die ein Engagement ſuchen, und hier von den Theater-Unternehmern der kleinen ungariſchen, ſteyeriſchen und mähriſchen Bühnen aufgegabelt werden. Plötzlich ſah ich in einer Ecke ein bekanntes Geſicht; es war das Geſicht meines alten Müller. Ich kann nicht beſchreiben, wie mein Mitleid plötzlich aufgeregt wurde; er war ſehr zuſammengeſchrumpft in dieſen fünf Jahren. Ich konnte nicht gleich errathen, ob er hülfsbedürftig ſey, denn ſeine Kleidung war nicht ſehr abgetragen; er war ganz in Grün gekleidet, in jenes Grün, was man in früherer Zeit Apfelgrün nannte; ſein Oberrock war grün, ſeine Weſte war grün, ſeine Cravatte war grün, ſein Beinkleid war grün, und ſein Geſicht war nicht minder grün. Sein Blick war erloſchen; ſeine verlängerten Züge verriethen eben ſo wenig einen Ausdruck von Schmerz, als einen Ausdruck von Freude. Er ſaß mit den Händen in der Taſche, mit gekrümmtem Rücken, und ſein Kopf hing gebeugt nach der rechten Achſel. Ich bemerkte, daß ſeine Fußbekleidung aus einem Paar Ritterſtiefel beſtand, deren gelbes Leder durch ſchwarze Wichſe ſchlecht verhehlt wurde. Dieſe Entdeckung ließ mich ſeine Umſtände kennen lernen; ein Schauſpieler, der ſich ſeiner Theatergarderobe zum Ausgehen bedient, der verbrennt in ſeiner Dachſtube den Stuhl, worauf er ſitzt, um ſich wärmen zu können. Ich ging auf ihn zu und rief ihn bei ſeinem Namen. Er konnte ſich nicht alſogleich meiner erinnern, und erſt, als ich ihn auf das Capitel der Angelfiſcherei zurückbrachte, kam ich ihm wieder in's Gedächtniß. Ich ſchlug ihm vor, mich in meinen Gaſthof zu begleiten, wo wir zu Mittag ſpeiſen, und ungeſtört plaudern könnten. Allein Müller lehnte dieſes ab; ich habe bereits geſpeiſt, ſagte er. Mit vieler Mühe nahm er ein Glas Gefrorenes an, durchaus nichts anderes. Gefrorenes mit nüchternem Magen! denn ich bin überzeugt, daß er aus Stolz gelogen hatte. Ich mußte es dabei bewenden laſſen, da er es nicht anders wollte. Wir ſetzten uns in einen Winkel, um frei und ungehindert uns zu unterhalten.

Haben Sie das kleine Teplitzer Theater aufgegeben, fragte ich ihn. —

Sagen Sie lieber, es hat mich aufgegeben, antwortete Müller.

Wie ſo denn? —

Sie ſind alſo ſeit jener Zeit, wo Sie mir beim Fiſchen begegneten, nicht wieder nach Böhmen zurückgekehrt? — Nein, antwortete ich. — Nun kann ich mir freilich Ihre Frage erklären, fuhr er fort; wer hätte mir damals geſagt, daß jenes Jahr mit meinem Unglück enden werde? Allein in dem Buche des Schickſals ſteht geſchrieben, daß ich nie glücklich werden ſoll. Ich fing an, mich des Wanderlebens zu entwöhnen. Dieſe drei Jahre, welche ich in Teplitz zubrachte, haben mir wohlgethan; ich war müde, von Stadt zu Stadt, von Theater zu Theater zu ziehen; ich war glücklich, die Intriguen und die Kabalen, die mich ſo lange verfolgt hatten, endlich zum Stillſchweigen gebracht zu haben. Bei dem Worte Kabale ſah ich ihn ſcharf an, doch ohne ihn zu unterbrechen. Es war dies der einzige ſchlechte Schauſpieler, den ich nicht über die Kabale klagen gehört hatte; nun glaubte auch er an die Kabale: ſeine Philoſophie hatte ihn ſomit verlaſſen.

Allmälig fühlte ich das Bedürfniß der Ruhe, fuhr er fort, und erquicklich ſah ich meine Zukunft in Teplitz geſichert; niemals war ich glücklicher in meinem ganzen Leben. Ein Triumph, ja, lieber Herr, ein wahrer Triumph, erhöhte noch mein Glück. Sie kennen die Griſeldis von Halm? Ein prächtiges Stück, auf mein Ehrenwort, ein prächtiges Stück und ſehr geſchickt gemacht; es kommt von Allem etwas darin vor, etwas Tragödie, etwas Luſtſpiel, und ſogar ein Bischen Melodrama. Ich bekam die Rolle des alten Cedric, eines Kohlenbrenners, des Vaters der ſchönen Griſeldis. Ich weiß nicht, was ich die ganze Zeit über, während das Stück einſtudirt wurde, getrieben habe; vielleicht daß ich zuviel Fiſche fing; ich erinnere mich nicht mehr, aber ſo viel iſt gewiß, daß ich den Abend vor der Vorſtellung auch nicht Ein Wort von meiner Rolle wußte. Ich war daher gezwungen, das Ganze in einer einzigen Nacht zu lernen, und dieſer Gewaltſtreich gelang mir ganz vortrefflich. Das erſte Mal in meinem Leben betrat ich die Scene, ohne vorher mein Spiel und meine Abgänge berechnet zu haben, aber es ſcheint, als wäre ich durch und durch in den Charakter eingedrungen, vielleicht daß die Seelenbitterkeit des Alten mit der meinigen harmonirte, genug ich hatte einen wahnſinnigen Erfolg, über den ich noch heute verblüfft bin.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Schwert und Ring.

(Fortſetzung.)

Philipp von Marnix, Edler zu Mont-Sainte-Aldegonde, derſelbe, deſſen Sohn ſpäter die zweifelhaſten Verdienſte des Prinzen von Parma ſo hochpreiſen und eine Revolution offen verdammen ſollte, der er mit dem Degen ſo tapfere Dienſte geleiſtet hatte, gehörte einem der angeſehenſter Häuſer des Landes an. Die Sterne ſeines Wappens ſtrahlten in einem Glanze, der von den ſtolzeſten Schildern des Landes nicht verdunkelt wurde. Er ſelbſt wird in den Chroniken als einer der bravſten und trefflichſten Cavaliere geſchildert, die den Hof Margarethens zierten, an dem ſich ſo viele fremde Herren aus der Fremde zuſammenfanden. Ueberdies beſaß er außer einem angeſehenen Namen alle jene Vorzüge, die den Ruhm einer edlen Abkunft nur erhöhen konnen, Geiſt, Jugend, Schönheit, Reichthum. Mehr als eine Frau würde ſich glücklich geſchätzt haben, wenn ſeine Neigung auf ſie gefallen wäre; mehr als eine hätte ſich geſchmeichelt gefühlt, wenn er ſie durch ſeine Aufmerkſamkeit hätte auszeichnen wollen. Aber er hatte nur Augen für Amalie von Baude, wie er auch einzig nur an ſie dachte, nur für ſie empfand. Allein er war nicht glücklicher, als alle Anderen, die vor ihm verſucht hatten, das eherne Herz dieſer Dame zu erweichen. Doch ließ er ſich durch den bisherigen ungünſtigen Erfolg nicht abſchrecken. Er beharrte immer auf ſeinem Sinne, ihren Stolz zu beugen, ſowohl aus Liebe gegen ſie, als aus eignem Selbſtgefühl. Jeden Tag gaukelte ſeine Einbildung ihm eine neue Hoffnung vor, aber auch jeden Tag ward ſie vereitelt und zerſtört.

— »Der wird an ihr Zeit und Mühe verlieren!« murmelte der Hauptmann v. Baume leiſe fur ſich.

Unter deſſen bemühte ſich der junge Herr v. Marnix vergeblich, durch die ausgeſuchteſten Reden einen holden Blick von der ſchönen Amalie v. Baude zu erlangen, eine Gunſt, die ſie bisher noch Allen, die ihr von Liebe zu reden gewagt, verweigert hatte. In ſeiner Stimme lag ſoviel Beredtſamkeit, in ſeinem Auge ſoviel gewinnende Hingebung; aber alle dieſe verführeriſchen Waffen zerbrachen an dem unerweichbaren Felſenherzen dieſes räthſelhaften Mädchens. Auf Alles, was der edle Cavalier ihr ſagte, ſchien ſie nicht im mindeſten zu achten, ſie fuhr nur immer fort, wie zum Hohne, mit ihrem Fächer zu ſpielen, den ſie mit bezaubernder Anmuth und Fertigkeit zwiſchen ihren zarten Fingern ſchweben ließ.

— »Mit Verluſt zurückgeſchlagen!« flüſterte der Hauptmann Baume ſeinem Nachbar in's Ohr, indem er die intereſſante Scene beobachtete.

Lannoy athmete wieder auf, ſein Geſicht erheiterte ſich.

— »Die Sache iſt unbegreiflich,« ſagte er. »Zweifelsohne liegt der Dame ſchon eine andere Liebe im Herzen, wohl eine heimliche, ſchwärmeriſche Liebe.«

»Das hat man lange Zeit gedacht,« entgegnete der Hauptmann. »Man hat ſogar vermuthet, daß ſie für einen der Pagen des Edeln von St. Aldegonde eine Neigung habe, erräthſt Du, für wen? . . . fur Herrmann von Roſſem!«

»Wie? ſollte ſie zu Pagen herabſteigen?« rief Lannoy aus. »Ei, beim Himmel, ſollte das Fräulein nicht wiſſen, was ein Mann, was ein Ritter bedeutet?«

Indem er dieſe Worte ausſtieß, fuhr ein bitter ſpöttiſches Lächeln über ſein Angeſicht, worin ſich zugleich Verachtung und Eiferſucht ausſprachen.

Es entſtand eine neue Pauſe. Aber mit einem Male wandten die beiden Männer ſich lebhaft gegeneinander, denn zu gleicher Zeit waren ſie von dem nämlichen Gedanken getroffen worden.

— »Haſt Du's bemerkt!« fragte der Eine.

— »Haſt Du's wohl geſehen?« So rief ſein Nachbar.

Herrmann von Roſſem war eben durch den Saal zwiſchen den Gäſten hingegangen, und im Vorbeigehen hatte er der jungen Dame einen verſtohlenen Blick zugeworfen, einen Blick, der unendlich viel zu ſagen ſchien.

Das Mädchen erzitterte auf ihrem Seſſel, und antwortete ihm ebenfalls durch einen ſchnellen, vertrauten Blick. . .

— »Wird euch unwohl?« wandte ſich Marnix an die Dame. »Ihr erbleicht, wie ich ſehe.«

»Es iſt nichts,« entgegnete ſie. »Die Hitze macht es; denn der Saal iſt zum Erſticken ſchwül.

— »Wollt ihr, daß ich jenes Fenſter öffne?«

— »O nein, es iſt ſchon vorüber», gab ſie zur Antwort, indem ſie ſich das Antlitz mit dem Fächer kuhlte.

Herrmann von Roſſem war verſchwunden.

— »Das iſt das Mißgeſchick der Zeiten,« fügte von Baume hinzu. »Die Edelleute gehen herunterwärts, die Pagen machen ſich in die Höhe.«

Der Freund des Hauptmanns knirſchte mit den Zähnen und zupfte mit fieberiſch geſpannten Fingern die Federn an ſeinem Hute, um die ſeltſame Bewegung zu vertreiben, die ihn ergriffen hatte.

Es ſchlug eben eilf Uhr auf der Schloßuhr, und von Lannoy war noch nicht von ſeinem Platze gewichen.

— »Es iſt Zeit zum Aufbrechen,« ſagte ſein Gefährte zu ihm; »denn eben iſt Fräulein von Baude aufgeſtanden, um nach Hauſe zu gehen.«

Der junge Mann hatte nicht bemerkt, daß die Dame ſich entfernt hatte; er glauble ſie noch immer in demſelben Seſſel ſitzen zu ſehen, den ſie vor Kurzem verlaſſen hatte.

— »Auf denn, ihr nach! vielleicht daß wir ſie noch einholen,« ſprach der Hauptmann.

Beide Cavaliere ſtiegen jetzt die große Treppe hinab; vor dem Hauſe angekommen, bemerkten ſie eine Sänfte, welche von vier Dienern begleitet war, die Fackeln trugen. Sie erkannten die Livrê der Dame von Baude.

— »Sie iſt es,« flüſterte von Baume ſeinem Freunde zu.

— »Wir wollen ihr bis an ihre Wohnung nachfolgen«, ſagte der andere beifällig.

So ſchritten ſie in einiger Entfernung von der Sänfte fort; zur Seite derſelben gingen zwei Männer, außer den Dienern, die dem Zuge leuchteten. Dieſe beiden Geſtalten, die von dem Scheine der Fackeln hell beleuchtet wurden, zogen die Aufmerkſamkeit des jungen Lannoy auf's lebhafteſte an.

— »Ha, was ſind das da für zwei Geleitsmänner?« fragte er den Hauptmann, den er beim Arme hielt.

— »Das iſt der Edle von St. Aldegonde mit ſeinem Pagen!« gab dieſer zur Antwort.

— »Herrmann von Roſſem?« fragte jener mit erſtickter Stimme.

— »Kein anderer als Herrmann von Roſſem.« — Unwillkürlich griff Lannoy an ſein Schwert.

Digitized by Google

— »Bei St. Michael, thue nicht, was Dich gereuen würde,« ſagte beſänftigend der Hauptmann.

Da machten die Fackelträger Halt vor dem Thore eines am Eingang der Hochſtraße gelegenen Hauſes. Die beiden Freunde ſtanden ebenfalls ſtill. Einer der Diener ſchlug laut mit dem kupfernen Klöpfel an das Thor; faſt in dem nämlichen Augenblicke that es ſich weit auf. Die junge Dame ſtieg aus der Sänfte, überſchritt die Schwelle des Hauſes, nachdem ſie dem Edlen von St. Aldegonde gedankt. Ein mildglühender Blick fiel auf den Pagen Herrmann.

— »Ich ſage Euch Dank für Euer Geleit,« ſprach ſie zu dem Herrn.

— »Der Page iſt beſſer bedacht,« bemerkte Baume, als das Thor des Hauſes ſich hinter den Fackeln und der Sänfte ſchloß.

— »Dem ſoll es übel bekommen, bei meiner Ehre«, fiel ihm von Lannoy in's Wort, indem er vor Wuth mit den Zähnen kniſchte.

— »Ei, ſchlägt man ſich mit ſolchem Pagenvolk«? warf der Kriegsmann verächtlich ein.

— »Nein! höchſtens bläſt man ihnen das Licht aus in einem Straßenwinkel,« erwiederte ſein Gefährte.

— »Lannoy, Du erinnerſt mich daran, daß du aus Italien kommſt, aber Du möchteſt mich ſchier vergeſſen machen, daß Dein Bruder der Sieger von Pavia iſt,« ſagte von Baume ganz kaltblütig.

Die ſonderbare Zuckung, die das Geſicht des jungen Mannes ergriff, ward der Hauptmann nicht gewahr. Wohl aber fühlte er den Arm desſelben erzittern, als eben der Edle von St. Aldegonde mit ſeinem Pagen ihnen nachkam und die Mauern der großen Kapelle entlang ganz dicht neben ihnen hinwandelte; denn hinter einem der Strebepfeiler dieſer Kirche hatten die beiden Freunde ſich verſteckt gehalten, um ungeſehen die Dame und ihre Begleiter beobachten zu können. Als der Edelmann und der Page vorbei waren, klopfte der Hauptmann ſeinem Begleiter auf die Schulter, mit den Worten:

— »Und jetzt laß uns heimkehren, denn die Nacht iſt ſchon weit vorgerückt, und Schlafen iſt ein gutes Ding.«

— »Schlafen?« lächelte Lannoy. »Wohl denn, gute Nacht!« . . . .

— »Gute Nacht, bis morgen!« rief der Hauptmann ihm zu, indem er den Weg nach ſeiner Wohnung nahm

(Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Frankfurt, 20. Februar.

Nicht allein über unſerm Schauſpiel, ſondern auch über der Oper herrſcht durch Krankheiten der Mitglieder jetzt ein Unſtern; das Repertoire läßt ſich nicht auf zwei Tage feſtſtellen. Unſere Primadonna, Dem. Rudersdorff, erſcheint zwar wieder auf der Bühne, allein ſie ſcheint ſich keine große Anſtrengungen zutrauen zu dürfen und muß deshalb häufig transponiren. Dem. Kratky iſt durch Unwohlſeyn ſchon ſeit mehreren Wochen von der Bühne verbannt, und wir werden deshalb ſo bald nicht die neue komiſche Oper von Eſſer „Riquiqui" hören. Heute Abend giebt der Tenoriſt Chrudimsky, ein mit reichen Stimmmitteln verſehener Sänger, das alte „Aſchenbrödel", von Iſouard, zu ſeinem Benefice.

Geſtern Abend begrüßten wir auch einen alten Bekannten, „die Kreuzfahrer", und während die dicht beſetzten Gallerien immer noch jubelten, konnte ſich das Parterre eines mitleidigen Lächelns nicht entwehren.

Unſerm Schauſpielrepertoire iſt aber durch die Unpäßlichkeiten, und namentlich durch die ſchon mehrwöchige der Mad. Frühauf, Vieles in die Brüche gefallen. Baiſon kehrt ſchon in den nächſten Tagen von Gotha zurück, da er nicht länger entbehrt werden kann, wird aber an den ſpielfreien Tagen auf dem Darmſtädter Hoftheater gaſtiren.

Eine Zahl angeſehener Katholiken dahier hat auf ihre Koſten Hrn. Veit ein großes Altargemälde, für den Dom dahier beſtimmt, in Anbeſtellung gegeben.

—ff—

*

Düſſeldorf, 15. Febr.

Unter den Mitgliedern des hieſigen Theaters ſind im Schauſpiel außer dem Director W. Henckel nur die Herren Kaibel, Wollrabe und Henckel jun., unter den Damen allein Frln. Müller hervorzuheben. Auch Herr Amberg weiß nicht ſelten das Publikum für ſich zu gewinnen. Andere, wie z. B. Hr. Gyſi, Frln. Schwartzer, ſind zwar nicht ganz ohne Talent, allein als Anfänger zu betrachten. Unter den ſecundairen Darſtellern verdienen noch die Herren C. Deroſſi und Denkhauſen erwähnt zu werden. Beſſer aber iſt die Oper beſtellt. Frau Hammermeiſter und Fräulein Bauer leuchten als Meteore in der Kunſt hervor. Die Herren Pichon, Hinterberger, ſodann auch Herr Hermans haben eine herrliche, reichbegabte Stimme und ernten deshalb ſtets Beifall ein. Eine vorzügliche Acquiſition iſt an Herrn Saalbach (Baß Buffo) gemacht, deſſen Komik bei allen Darſtellungen das Publikum ergötzt, obſchon ſeine Stimme weniger angenehm iſt, als die ſeines Vorgängers Deſer. Unter ſolchen Verhältniſſen kann es auch gar kein Wunder ſeyn, wenn die Oper in dieſem Jahre mehr als ſonſt Furore macht, oder das Schauſpiel wohl gar in den Hintergrund ſtellt. Da man ſich am Rheine ohnehin mehr für die Oper, als das Schauſpiel intereſſirt, ſo übt dieſelbe überhaupt den mächtigſten Einfluß auf die Theaterkaſſe, reſp. Seyn oder Nichtſeyn der Bühne aus. Obſchon der Director Henckel in gegenwärtiger Saiſon ſeine Ausgaben durch das Engagement eines zahlreichen und tüchtigen Opernperſonales, namentlich auch durch Gewinnung des in der muſikaliſchen Welt rühmlichſt bekannten Muſikdirectors J. Rietz, als Operndirigent, bedeutend vermehrte, ſo dürfen wir dennoch hoffen, daß uns das Loos unſerer Nachbarſtadt Köln, wo die Bühne mit jedem Tage eine neue Exiſtenzkriſis erlebt, nicht treffen wird. Die dortigen Vorfälle der letzten Jahre und das Falliment des damaligen Directors Köckert ſind uns dabei in friſchem Andenken. Auch in Aachen ſoll Herr Schäfer mit vielen Sorgen für die Zukunft kämpfen. Dagegen hat man in Elberfeld ein neues Theater erbaut, deſſen innere Einrichtung ſchon bis zum nächſten Frühjahre vollendet werden ſoll. Wie man hört, wird Hr. Henckel auch die Direction der dortigen Bühne erhalten, was gewiß für beide Städte vortheilhaft wäre, indem der Director ſodann im Stande ſeyn würde, die Geſellſchaft auch den Sommer über zu-

Digitized by Google

ſammen zu halten, was ſeither nicht geſchehen konnte. Es iſt hierbei zu berückſichtigen, daß die jetzige Entfernung der Städte Düſſeldorf und Elberfeld wegen der Eiſenbahn nur 45 Minuten beträgt. —d—

Würzburger Theater.

Wir können das eine Zeitlang durch Verhindeeungen unterbrochene Referat über das hieſige Theater nicht mit einem Lobe beginnen. Das **Wunderglöckchen,** das am 17. Februae auf den Brettern erſchien, war eine ſchlechte Wahl der Beneſiciantin. Demoiſelle Scheurich. Abgeſehen daoon, daß Maſchinerieſtücke auf Bühnen, wie der unſrigen, ſelten einen guten Erfolg haben, iſt weder das Sujet noch die Muſik zu loben. Eeſteres iſt ein ſchlecht zuſammengeſtickter Fetzen aus dem wunderherrlichen Mährchen der 1001 Nacht: die Wunderlampe; letztere eine Anfänger-Arbeit, wenn auch von Heeold, die matt und farblos iſt. Die Darſtellung war des Stückes ganz würdig, ſelbſt jene euſige, blecherne Kaffekanne miteindegriffen, die, oon einer kräftigen Zimmermannsfauſt emporgehoben, das koſtbare Geſchenk oorſtellen ſollte, welches dem Sultan präſentirt wird. Dem. Scheurich war matt in Spiel und Geſang, Herr Lincker und Here Danielſon karrikirten, und Hr. Stoffregen wurde durch unſern zweiten Tenoriſten — oder Choriſten? — im Geſichte ſo verletzt, daß er nur mit Mühe weiter ſpielen konnte; nur Mad. Cordin rettete das Ganze noch dadurch, daß ſie mit Herrn Stoffregen ein eingelegtes Duett und ſpäter noch eine Arie Sargino's ausgezeichnet vortrug. Was das Spiel der Darſteller anlangt, ſo — war der Souffleur ganz oortrefflich. In Zürich wurde unlängſt Dr. Wespe ohne Souffleur geſpielt; hier ſpielt manches Stuck der Souffleur ganz allein. —

Die darauffolgende Vorſtellung von Raymunds Zaubermährchen: **Alpenkönig und Menſchenfeind,** war recht gut. Es iſt anerkannt, daß die Raymund'ſchen Stücke klaſſiſch in ihrer Art ſind, und jeder nur etwas Tiefblickende erkennt ſchnell unter der leichten Hülle von Poſſe, Zauberei und Karrikatur die ernſten, hochtragiſchen Gedanken des Autors. Einige Striche dem Menſchenfeind genommen, und ſtatt zum Lachen zu reizen, erpreßt er uns Thränen. Herr Wohlſtadt ſpielte ganz vorzüglich, eben ſo Herr Danielſon. Heee Dennerlein war ein ganz vortrefflicher Habakuk und Demoiſelle Scheurich ließ als Kammer-Mädchen nur einen anderen Vortrag der Geſangsſcenen wünſchen, die bei dergleichen Stücken mehr geſprochen als geſungen werden ſollen. Herr Faber verſprach ſich; das kann Jedem paſſiren; aber er ſollte ſich angewöhnen, jeden Vokal deutlich auszuſprechen, ſeine Worte nicht zu überhudeln, daß ſie überſtürzen, und ruhiger auf den Brettern zu ſeyn, nicht Kopf und Arm und Bein beſtändig zu bewegen.

Die Luſtſpiele vom Montag: **Der Betlehemitiſche Kindermord** und das **Tagebuch** giengen nicht beſonders. Erſteres, das eine etwas barocke Maler-Gentalität zeigt, iſt in Verſen geſchrieben, die gar oft mit Hülfe des Souffleurs geradbrecht wurden. Madame Werner gefiel uns noch am Beſten. Auch Herr Wohlſtadt als Maler war gut. Im letzten Stücke zeichnete ſich Demoiſelle Pichler aus. In der erſten Hälfte dieſes Stückchens dürfte Hr. Wohlſtadt ſich vergriffen haben; das war nicht Humor, das war mürriſches Weſen. Auch möchte ihm in beiden Luſtſpielen Gleichmaß und Grazie ſeiner Bewegungen einigermaßen gefehlt haben. —r—

Notizen-Blatt.

(Literariſches.) Drr „Telegraph" bringt einen intereſſanten Artikel über Johann v. Fahſe, Schuhmacher und Schriftſteller in der hamburger Vorſtadt St. Georg. Es heißt darin u. A.: Dieſer Ritter von St. Georg iſt ein geſcheidter Mann, wie ſeine „phyſiſchen und pathologiſchen Notizen über den allgemeinen, bis jetzt noch wohl in ſeiner wahren Eigenthümlichkeit nicht hinlänglich gekannten Darmwurm" klar beweiſen. Joh. v. Fahſe mißt Euch ein Paar Stiefel nach der Mode an und ſagt Euch auf ein Haar, ob ihr am Darmwurm leidet. Ach! er hat Recht, in ſeiner medieiniſchen Schrift zu ſagen: „Die Menſchen ſterben an Wüemern." Die ganze Welt iſt wurmſtichig, die Menſchen werden von Würmern gefreſſen. Millionen Lumbrioiden zehren am Mark unſeres Lebens, ſetzen ſich in die geheimſten Falten unſeres Daſeyns und ſaugen die beſten Säfte auf. — Daß ſich das Andenken Johann's v. Fahſe über die Dauer ſeines Lebens hin erſtrecken wird, dafür ſcheint ſchon geſorgt zu ſeyn, denn in ſeiner Vorrede zu „Otto, der Heimathsloſe, Drama in fünf Aufzügen," ſagt der Verfaſſer: „Als Anſpruch auf die wohlwollende Nachſicht eines hochoerehrten Publikums, keineswegs aber, um mich damit über meinen beſchränkten Horizont erheben zu wollen, erlaube ich mie, die gütigen Beförderer meines obgedachten dramatiſchen Werkchens hier, der Rangordnung nach, zu recapituliren. Es waren 1 Kaiſer, 2 Herzoge und 1 Herzogin, 6 Grafen, 8 Barone, 40 hohe Militär- und Civilbeamte, 5 Bürgermeiſter, 8 Senatoeen, 10 Gutsbeſitzer, 9 Doctoren und Procuratoren, 59 Kaufleute und endlich 353 Mitgliedee der verſchiederen achtbaren Stände und Gewerbe, wie denn dieſe Geſammtzahl von mehr als 500 Exemplaren ſich über alle Länder Europa's oerbreitete."

(Miscelle.) Treibekunſt. Man hat oor einiger Zeit bekannt gemacht, daß man durch verdünnte Chlorſäure das Wachsthum der Pflanzen außerordentlich fördern könne, ſo zwar, daß man einen Salat binnen 48 Stunden bis zu einer Höhe von 2½ Zoll, und Fichten und Tannen in drei Monden zu einer Größe bringen kann, zu welcher ſie ſonſt erſt in zwei Jahren gelangen. Die Sache hat ſich nach angeſtellten Verſuchen allerdings bewährt, aber man hat gefunden, daß ſich das übereilte Treiben mit einem ſchnellen Tode der Pflanzen rächte. Die Natur läßt ſich wenigſtens hieein nicht vorgreifen, und wo es geſchieht, ſetzt ſie gar bald den Markſtein — und das iſt der Leichenſtein des überreizten und n den Lebensfunctionen geflügelten Weſens.

✿

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 25. Sonntag, 26. Februar 1843.

Der alte Schauſpieler.

(Fortſetzung.)

Und wollen Sie noch behaupten, Herr Müller, daß es keine Wahrheit auf der Bühne giebt? unterbrach ich ihn.

Sicherlich, antwortete er; iſt nicht mein Erfolg ein hinlänglicher Beweis? Ich war nur deshalb als Cedric wahr und natürlich, weil ich diesmal das Publikum und die Lampen, das Coſtüm und den Dichter ganz vergeſſen hatte und mich in der wirklichen Welt glaubte. Weder ſcandirte ich die Verſe, noch hielt ich den Athem bei jedem Reim inne, wie es die großen Schauſpieler machen. Ich weiß nicht, wie ich ſpielte, kurz, ich ſpielte gut, ſehr gut, und die Kabale wär gezwungen, es einzugeſtehen. Mein College, der den Percival ſpielte, wurde im Gegenſatze vom Parterre ausgepocht, und es hat wenig gefehlt, ſo hätte er die ganze Vorſtellung verdorben. Ich bin nicht der Menſch, um zu ſchwören, aber glauben Sie mir, lieber Herr, als nach dem Fallen des Vorhangs das geſammte Publikum mich hervorrief, als ich unter allgemeinem Applaus den Namen Müller hörte, der dieſes Mal nicht von ſpöttiſchen Schimpfreden begleitet war, da fing ich an zu weinen, wie ein Kind, und als nun der Vorhang ſich hob, da, ſtatt die herkömmliche Verbeugung zu machen, fiel ich ihn Ohnmacht. Als ich in den Couliſſen wieder zu mir ſelbſt gebracht wurde, da ſah ich, wie Percival, der in ſehr ſchlechter Laune war, über meine Ohnmacht ſpöttelte und leiſe ins Ohr der Griſeldis etwas flüſterte. Was kümmerte mich ihr Neid? War ich doch endlich ihnen gleichgeſtellt; auch ich hatte nun einen Triumph erlebt, auch ich hatte nun mein Publikum, auch von mir ſagte man nun: Der treffliche Müller, unſer Müller! Mein Triumph hat nicht lange gedauert; aber es war darum ein nicht minder ſchöner Triumph. — Hatte ich nicht Urſache, vorauszuſetzen, daß ich von nun an in Teplitz würde ausruhen können? Aber der Teufel hat ſich darein gemiſcht. Die Spektakelſtücke hatten unſern Director zu Grunde gerichtet. An einem ſchönen Morgen war er auf und davon gegangen, und hatte in der Eile die Kaſſe mitgenommen, in welcher unſer Monatsgehalt ſich befand. Ein neuer Director kam an. Große Veränderungen fanden ſtatt; früher heulten wir im Drama, nun ſollten wir in der Oper und in der Localpoſſe ſingen. Umſonſt ſtellte ich ihm vor, daß ich in meinem ganzen Künſtlerleben nicht eine einfache Note geſungen hatte, daß mein ganzes Geſang-Repertoire aus den zwei Arien »Heil Dir im Siegerkranz« und »Gott erhalte Franz den Kaiſer« beſtand, die ich an den großen Feſttagen in Preußen und in Oeſterreich, wo das ganze Theaterperſonale ſeinen Patriotismus an den Abend zu legen pflegte, einſtudirt hatte. Er wollte mir kein Gehör ſchenken. Da erhob ſich der Stolz des Schauſpielers in mir; ich hatte mich erniedrigen können, von Helden zu Vätern, von Vätern zu Vertrauten überzugehen; aber zum Hanswurſt mich zu machen, dazu war ich zu ſtolz. Wie, ich Müller, der ich neben Iffland, neben Ludwig Devrient, neben Eßlair geſpielt hatte; ich, der ich unter den Augen Göthe's und Müllner's die Bretter betreten, ich ſollte nun in den Casperliaden eines Neſtroy herumſpringen? Nimmermehr. Ich erklärte dem neuen Director offen, daß ich die Achtung vor mir ſelbſt nicht verlieren wolle, daß, indem ich ſeine erniedrigenden Anträge annahme, ich mich nicht der Gefahr ausſetzen wolle, daß ſeinem Nachfolger vielleicht einfiele, mir im Ballet ein Engagement zu bieten. Wenn Sie ſingen können, würde er zu mir ſagen, ei, wohl, ſo können Sie auch tanzen! Statt aller Animort ſagte der Director nichts als: Sie ſind ein Narr; hier iſt der Contract, fügte ee hinzu, indem er mir das neue Engagement zeigte; wollen Sie ihn annehmen odee nicht? Ich zuckte die Achſeln, und hatte einen prächtigen Aogang.

Ach, mein lieber Herr, hier endet meine Glückszeit; ich hatte kaum die abſchlägige Antwort gegeben, als ich ſie ſchon bereute; ich, der vagabundirende Schauſpieler, ich hing an dem Teplitzer Theater weit mehe, als ich es gedacht; war es doch die erſte Bühne, an welcher ich ſo lange Zeit geſpielt hatte, vier Jahre hintereinander! Ich kannte dort alle Ausgänge, jeden Corridor, jedes Brett, das kleinſte Treppchen, ich hätte jeden Nagel aufzählen können. Ich ſpielte dort faſt jeden Abend, und den Winter über, wenn wir nicht ſpielten, war mir's unbehaglich, ſelbſt zur Zeit, wo man mich auspfiff. Ich habe es immer gedacht, und überzeuge mich jetzt noch mehr, daß das Theater meinem Leben nöthig ſey. Ich begreife noch jetzt die Anhänglichkeit nicht, welche ich für die armſelige Buhne jener kleinen Stadt hatte. Vielleicht entſtand ſie daraus, weil das Publikum daſelbſt mich zu ſchätzen wußte, weil ich meinen erſten und letzten Triumph dort erlebte. Und dann dieſe Umgegend, dieſe böhmiſchen Landſchaften ſind ſo ſchön; man athmet dort eine ſo friſche und reine Luft! Ich konnte mich nicht entſchließen, Teplitz zu verlaſſen, obſchon ich kein Engagement hatte.

Anfangs hoffte ich, daß das Publikum mich verlangen werde; allein, da ich keine Intriguen zu machen verſtand, ſo ward ich bald vergeſſen. Seit dieſem Augenblicke begann ich das traurigſte Leben der Welt. Jeden Abend begab ich mich nach meinem Theater, wie ich es aus der Zeit gewohnt war, wo ich noch Mitglied der Truppe geweſen. Ich ſtellte mich zwiſchen den Couliſſen in einen Winkel, um die Schauſpieler nicht zu

Digitized by Google

ſtören; maſchinenartig hörte ich zu. Wie oft ſtand ich auf dem Sprunge, in die Scene zu eilen, wenn ein gewohntes Stichwort mir in's Ohr klang. Ich kam mir ſo leer, ſo nutzlos vor, ich glaubte, ich hätte umſonſt geſpielt; ich hätte obendrein mich als Tänzer engagiren laſſen, und Sie wiſſen, was das ſagen will, denn Sie kennen das Teplitzer Ballet! Ich muß wohl ſehr elend ausgeſehen haben, denn meine früheren Collegen, mitleidig, wie ſie waren, baten den Direktor, mir den Zutritt auf die Bühne zu verbieten. Als der Theaterdiener mir dieſe ſchmerzliche Anzeige machte, fühlte ich einen tiefen Stich in's Herz. Durch vierzehn Tage ſtreiſe ich jeden Abend um das Theater herum, mit mir ſelbſt grollend, daß ich mich dahin immer wandte, ohne deshalb aus ſeiner unheilvollen Nähe mich reißen zu können! Wenn ich wenigſtens den Troſt gehabt hätte, mich in's Parterre ſchleichen zu können; allein der Thürſteher wies mich auch hier zurück, und meine geringen Erſparniſſe, die mit jedem Tage mehr zuſammenſchrumpſten, erlaubten mir nicht einmal, auf die letzte Gallerie zu bezahlen.

(Fortſetzung folgt.)

Schwert und Ring.

(Fortſetzung.)

Es war bereits tief in der Nacht. Schon lange hatte die Uhr auf St. Gudula angeſchlagen, um den Stadtbewohnern die erſte Morgenſtunde zu verkünden.

Wen in dieſem Augenblicke der Zufall an die Mündung der Hochſtraße zu Brüſſel geführt hätte, der würde, wenn er vor der dem edlen Geſchlecht von Baude zugehörigen Wohnung ſtehen geblieben, gegenüber dem großen Balkon, der an der Vorderſeite dieſes Hauſes ſich über die Straße vorneigte, einen Mann gewahrt haben, der wie ein Wachtpoſten unbeweglich auf dem Platze ſtand, gleich als habe er ſeiner Liebſten dahin ein Stelldichein gegeben, oder als ginge er darauf aus, irgend eine furchtbare That zur Vollendung zu bringen. Ein tief herabgedrückter Hut, deſſen breite Ränder ſein Geſicht bedeckten, und ein weiter ſpaniſcher Mantel, in den er ſich ganz eingehüllt hatte, hinderten, den Mann zu erkennen. Mit argwöhniſchem Späherblick ſchaute er in dem Dämmer der Nacht um ſich, mit geſpannter Aufmerkſamkeit ſuchte er jeden Laut, der ſein Ohr traf, zu deuten. Wer ihn ſo ſah, der mochte wohl erſchreckt zurückweichen, aus Furcht, der nächtliche Späher möchte ihn für den Mann halten, auf den er es abgeſehen hatte. Betrachtete man ihn näher, ſo konnte man bemerken, wie der Saum ſeines Mantels leiſe aufgehoben war von der Spitze eines bloßen Schwertes. Was konnte der Mann, deſſen Auge unverrückt auf alle Zugänge des gegenüberſtehenden Hauſes gerichtet war, anders ſeyn, als ein von Eiferſucht geplagter Verliebter, ein Rauſer, der ſich vor dem Balkon der Edeldame von Baude auf die Lauer geſtellt hatte?

Von Zeit zu Zeit machte er eine Bewegung, welche Ungeduld und geſteigerte Leidenſchaft erkennen ließ, er ſtampfte wohl mit dem Fuß auf das ſchallende Pflaſter der einſamen Straße; dann aber horchte er wieder auf, that den Mantel halb auseinander, als wollte er ſeine Waffe hervorholen, und ſagte leiſe für ſich: Iſt es nicht der Schritt eines Menſchen, was ſich da regt?

In der That vernahm man einen verworrenen, unſichern Laut, der in der dumpfen Stille der Nacht das Ohr neckte, und ſich dann verlor. Aber man konnte nicht unterſcheiden, ob irgend ein lebendes Weſen, ob etwa ein Menſch ſich in den düſtern Winkeln der Häuſer, oder in den engen Seitengäßchen regte, oder ob ein Hund, durch die Dunkelheit ſchweifend, an den Pforten der Häuſer Eingang ſuchte. Der Himmel war von undurchdringlicher Finſterniß verhüllt, ein Gewitter, das ſich ſchon am Abend in der Ferne zuſammengezogen, hatte ſchwarzes Gewölk emporgethürmt; wie ein ſchauerliches Gewölbe lag der Himmel drückend über der Stadt; dann und wann ſchlängelte ein Blitz an demſelben herab, der ſchnell einen ſeltſam fahlen Schein über alle Gegenſtände warf. Sobald die flüchtige Helle aufleuchtete, konnte man die Figur eines Mannes in ſchwarzem Mantel auf der Vorderſeite des Hauſes, gleich einem hölzernen Standbilde, ſich abzeichnen ſehen; er ſtand regungslos aufrecht zwiſchen den ſchlanken Caryatiden, womit das Gebäude geziert war.

Lange Zeit hatte der Unbekannte gewartet, indem er oft ungeduldig nach dem Balkon emporſchaute. Plötzlich fuhr er zuſammen, wie vor Freude und Ueberraſchung, und ſagte bei ſich ſelbſt: »Da iſt ſie!«

Und wirklich wurde der Vorhang des Balkons auseinandergeſchlagen, und es zeigte ſich dahinter eine reizende Frauengeſtalt, ganz weiß gekleidet und deutlich zu erkennen bei dem Schein einer Nachtlampe. Langſam näherte ſich dieſe Geſtalt dem Rande des Balkons, dann rief ſie mit ſanfter Stimme, ſüßer als der ſchmeichelnde Ton einer Nachtigall:

— »Biſt Du da, mein Freund?«

— »Seit einer Stunde, ſeit einem Jahrhunderte bin ich hier und harre Dein,« erwiederte der Mann in ſchwarzem Mantel, indem er ſich auf den Fußſpitzen dem Balkon näherte. »Aber was iſt die Zeit für mich, was ſind die Schrecken dieſer Gewitternacht, da ich jetzt Dich wiederſehe?«

Darauf entſpann ſich ein Zweigeſpräch der Liebe, zärtlich und vertraut, ein Austauſch der Gefühle, worin eine ganze Welt von Gedanken und Empfindungen ſich offenbart und mittheilt. Man konnte glauben, der entzückenden Scene in Shakeſpeare beizuwohnen, wo der große Dichter ſeine ganze Seele in die liebeglühenden Reden Romeos und in die holden, bezaubernden Worte Juliens gelegt zu haben ſcheint. Es war, als wenn zwei Engel mitten in der irdiſchen Welt ſich über die Seligkeit der himmliſchen unterhielten. Endlich ſchien der Augenblick der Trennung gekommen. Die weiße Hand der Dame ließ einen Blumenſtrauß zu den Füßen des Unbekannten fallen, indem ſie ihm die Worte zurief:

— »Nimm dies, Herrmann, bewahre dieſe Roſen zum Andenken des verfloſſenen Abends. Ich habe ſie geſtern bei dem Feſte getragen und ſie für Dich behalten, damit ſie Dir die Gedanken wiederſagen ſollten, die mein Herz mit Freude durchſchauerten, in dem Augenblicke, als Du mir in jener großen Menſchenwüſte erſchienſt, die man einen Hof nennt.«

— »Dank, Geliebte, tauſend Dank!« flüſterte der Jüngling im ſchwarzen Mantel. »Ich werde dieſe Gabe nur mit dem Leben von mir laſſen.«

— »Dem wird nicht alſo ſeyn!« unterbrach ihn eine rauhdonnernde Stimme, indem eine eiſerne Hand auf

Digitized by Google

des Pagen Herrmann rechte Schulter ſchlug. Zu gleicher Zeit zuckte ein Blitzſtrahl durch die Wolken nnd erhellte flüchtig die nächtliche Scene. Mit einem Schrei des Schreckens warf die Jungfrau ſich auf die Knie, ihre Arme ſchienen vom Balkon herab dem Freunde Hilfe reichen zu wollen. Sie hatte in dem unvermutheten Zeugen ihres heimlicheu Geſprächs den Mann erkannt, der ſie während des geſtrigen Balles nicht aus den Augen gelaſſen.

— »Herr Ritter von Lannoy,« rief Herrmann, indem er ſich mit Mühe von der Hand, die ihn feſthielt, losmachte, »Ihr tragt wohl ein edles ritterliches Wappen, aber Ihr handelt, als wäre es mit dem Balken eines Baſtards gezeichnet!«

Lannoy ſchäumte vor Wuth, ſeine Augen flammteu, daß man ſie in der Finſterniß konnte funkeln ſehen.

— »Ein Baſtard ſelber würde ſich ſchämen, zu thun, was Ihr thut,« hub Roſſem auf's Neue an, indem er um die Länge eines Schwertes von ſeinem Gegner zurückwich. »Denn das iſt nicht das Thun eines Ritters! Indeß, weil Ihr ſo ſchlecht beginnt, ſo hoffe ich beſſer zu endigen! Wenn der gute Name einer Frau Euch heilig iſt, ſo gehen wir an einen andern Ort, Ihr, um mir Fragen zu ſtellen, wie's Euch gefällt, und ich, um Euch mit den Waffen darauf zu dienen.«

— »Wohlan, ſo kommt,« ließ der Andere mit gepreßter, höhniſcher Stimme vernehmen.

(Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

München, 19. Febr.

Kgl. Hof- und Nationaltheater: das „Narrenhaus,“ Faſchingspoſſe mit Geſang von L. Feldmann, Muſik von Ph. Roth. So viel man ſich anch von dieſer heute zum erſtenmale gegebenen Poſſe verſprach, faſt eben ſo ſehr wurde die Erwartung getäuſcht, zu welcher der Name des durch einige gelungene Bühnendichtungen bereits bekannten Autors zu berechtigen ſchien. Das Sujet genannter Poſſe iſt folgendes: Schwammerl, Auſſeher im Narrenhauſe, feiert ſeinen Geburtstag. Die Geſchenke, welche ihm am Morgen dieſes Tages bei der Gratulation von ſeinen Kindern dargebracht werden, erfreuen das Herz des zärtichen Vaters dergeſtalt, daß er ihnen verſpricht, ſie Abends mit der Mutter auf den Ball gehen zu laſſen. Auch die ſeiner Beaufſichtigung anvertrauten Narren ſollen die Freude des Tages theilen; ſie ſollen wieder einmal längere Zeit der friſchen Luft genießen, und deu ganzen Tag lang ſich frei und ungehindert ergehen dürfen, bei welcher Gelegenheit ein durchreiſender Gelehrter ſeine pſychologiſchen Bemerkungen macht und des andern Tages wiederzukommen verſpricht, um auch die innere Einrichtung der Irrenanſtalt kennen zu lernen. Kaum kommt aber Abends die geſammte Familie Schwammerl's auf den Ball, als ſich die ältere Tochter in einen hier anweſenden jungen Dichter verliebt. Während nun dieſe beiden im Tanze dahinſchweben, treten — welche Ueberraſchung für Schwammerl's Familie — ſämmtliche Irren ein, welche während ihrer Promenade im Hof Gelegenheit gefunden hatten, zu entwiſchen. Für Masken gehalten, finden ſie freundliche Aufnahme und miſchen ſich unter die Tanzenden. Unterdeſſen gibt einer der Narren, als Theaterdirector auftretend, dem erwähnten Dichter ſeinen Mantel zur Aufbewahrung, welcher denſelben jedoch ſelbſt umhängt. Bei dem Erſcheinen der Irren auf dem Ball aber war die Familie des Auſſehers nach Hauſe geeilt und hatte Leute herbeigeholt, welche nun auch erſchienen und die Entwiſchteu, und unter dieſen auch den unglücklichen Dichter wegen ſeiner Kleidung miteinfingen und in der bewußten Anſtalt in die verſchiedenen Zelle ſperrten. Hier erkennt des folgenden Tages der zur Beſichtigung der Anſtalt wiedergekommene Gelehrte in dem als Irren in Verwahrung gebrachten Dichter ſeinen ſeit drei Jahren nicht wiedergeſehenen Sohn, und dieſer findet hinwiederum ſeine liebekranke Tänzerin von Tags zuvor. Beide letztere verabreden ſich nun, ſich anzuſtellen, als ob der eine wirklich geiſtesverwirrt, die andere aber dieſes geworden ſey, um ſo das Mitleid beider Eltern zu erregen und hiemit die Einwilligung in ihre Verehelichung zu erwirken, letzteres als einzige Bedingung ihrer Heilung darſtellend. Sie erreichen auf dieſem Wege auch ihren Zweck und hiemit ſchließt das Ganze.

Die erwähnte Poſſe, deren Inhalt wir ſo eben dargelegt haben, entbehrt in ihrem Verlauſe aller erforderlichen Markirung und iſt überhaupt im Ganzen ſehr flach gehalten. Einzelne Sceneu ſind jedoch unwiderſprechlich gut, manche Stellen mit ſcharſem Witze trefflich gehalten und überhaupt einiges Einzelne gut, das Ganze, als ſolches, mittelmäßig.

In ſolcher Weiſe läßt ſich leichtlich entſchuldigen, daß, obgleich unſer trefflicher Komiker, Hr. Lang (Schwammerl) wie gewöhnlich ſeine Rolle ganz erſchöpfte und auch Hr. Heigel, (der Gelehrte Plattling) trefflich ſpielte, das Stück keines oder doch ſehr geringen Applauſes ſich zu erfreuen hatte.

Die auf Dienstag, den **21.** d. feſtgeſetzte Extrafahrt der Herren Abgeordneten iſt wegen eingetretener Hinderniſſe bis auf Weiteres verſchoben worden, doch werden dem Vernehmen nach am genannten Tage die Herren Reichsräthe eine Extrafahrt nach Augsburg veranſtalten.

☆

Mainz, den 23. Febr.

Bald iſt der Carneval vor der Thüre, und noch immer iſt das Programm nicht erſchienen. Ich kann Ihuen jedoch aus der beſten Quelle einige Notizen über den großen Zug mittheilen. Die Idee von der Erweckung des deutſchen Michels durch die Narrheit hat man fallen laſſen. Es war auch in der That ſehr ſchwer, die Schlummernden drei lange Stunden durch die Straßen zu fahren, ohne die Zuſchauer ſelbſt einzuſchläſern. Auch fand man die Idee nicht originell genug. Die Emancipation der Frauen hiegegen iſt beibehalten worden. Außerdem geht noch folgende Idee durch den Zug. Der Zigeunertochter Esmeralde wird prophezeiht, ſie würde keinen Gatten erhalten, es müßte denn einer ſeyn, dem die unbegreifliche Natur einen blauen Bart verliehen. Esmeralde, obgleich Zigeunerin, theilt dennoch die Schwäche der civiliſirten Damen, d. h. ſie möchte gerne unter die Haube kommen; ſie bereiſt deßhalb die meiſten Länder und Städte Europas mit ihrem Zigeunergefolge und kommt endlich nach Mainz, wo ſie das Gluck hat, den Prinzen Blaubart zu finden. Ungeheuere Heiterkeit und Hochzeit. Im Gefolge des jungen Paars befinden ſich auch viele Altenburgerinnen mit der ſonderbaren Coeffüre und den klaſſiſch kurzen Röcken. Sie tra-

Digitized by Google

gen lange Beſen und auf das Commando: »Kehrt!« drehen ſie die Beſen um und kehren — den Staub. — Ich glaube nicht, daß der Zug, in Rückſicht auf Komik, befriedigen wird. Die Coſtume ſind zu elegant und ich fürchte, es wird alles zu feierlich. Man wird hören, ſehen und ſchweigen, aber nicht achen. —

Unſere letzte Verſammlung am vorigen Freitag war ſehr heiter und befriedigend und dauerte bis zur Mitternachtſtunde. Sehr intereſſant war die Rede des Präſidenten, Dr. Zitz, über das Benehmen der Kölner Narren beim Empfange der Inſignien, die ihnen vom Mainzer Comité zugeſchickt worden. Es fand ſich nehmlich in dem Sendſchreiben unſeres Comités ein Paſſus, woein die Freude über das Gedeihen des Kölner Carnevalsvereins ausgedrückt wird. Die Kölner aber fanden ſich ſehr beleidigt erſt jrtzt ein Streben anerkannt zu ſehen, das nach ihrer Meinung von der ganzen Welt ſchon vor vielen Jahren anerkannt worden, und pfiffen und ziſchten, als ihnen ihr Präſident die Stelle vorlas. Dem Mainzer Comité ward keine Antwort ertheilt, und ſo herrſcht zwiſchen beiden Vereinen eine ungewöhnliche Spannung. Die Kölner haben Unrecht. Die Mainzer ſprechen den Kölnern durchaus nicht das Verdienſt um den deutſchen Carneval ab; ſie wollen aber ihren Verein, der faſt 1000 Mitglieder zählt, nicht als Filialinſtitnt von Köln anerkennen. Die Mainzer Narrnhalle ſteht auf eigenen Fußen und ſteht recht feſt und ſicher. — Beruhigen Sie ſich übrigens, ein Krieg, denk' ich, wird wegen dieſer Mißhrlligkeiten nicht ausbrechen. —m—

✡

Karlsruhe, 18. Februar.

Die Widerſinnigkeit mancher deutſchen Zeitungen iſt koloſſal; ihr Inhalt nicht ſelten mit einem Kehrichtfaß vergleichbar. Am Rhein geigen jetzt zwei junge italieniſche Mädchen, die von Frankfurt aus als Wunderkinder verſchrieen wurden. Uebertreibung! Dieſe Mädchen, die Milanollo's, leiſten allerdengs ſehr Tüchliges auf ihrem Inſtrumente, und man hört ſie mit Vergnügen. Nun aber kommen die Enthuſiaſten, und einer von dieſen läßt in der Karlsruher Zeitung ſolgendes Sonnett drucken, das für ein treffliches Epigramm gelten könnte, wenn es nicht offenbar ſehr ernſt gemeint wäre. Wir haben ſelten etwas Tolleres geleſen. Die Geigerin Thereſe begeiſtert den Verſeſchmied bis zum Wahnſinne. Doch hier iſt das Sonnett:

Thereſa Milanollo.

„Gib' die Legionen mir, Varus, die Legionen!“
So rief Auguſtus einſt, der Herr der Welt,
Als Roma's Adler auf dem Weſerfeld
Zertrümmert lag vom Arme der Teutonen.

Er rief umſonſt! Und hätt' er Scipionen,
Hätt' er zu Hunderten ſie hingeſtellt,
Sein letzter Wunſch, er war ihm doch vergällt:
Rom zwang die Deutſchen nicht, nicht die Teutonen.

Wie anders jetzt! Ein Mädchen kommt, ein Kind,
Es trägt nicht Schwert, trägt Lanze nicht, noch Schild,
Thut ſeinen Leib in rauhes Erz nicht ſchließen; (sic!)
Ein Stäbchen nur, zu winken ſanft und lind,
Ein Blick des Auges, ernſt und doch ſo mild,
Und Deutſchland liegt zu eines Kindes Füßen!

Wer hat denn dem enthuſiaſtiſchen Schwaben verbürgt, daß „ganz Deutſchland“ einem Kinde zu Füßen liege, wenn er ſeine wunderliche Begeiſterung nicht mehr halten kann? Er hat $\frac{1}{20000000}$ für das Ganze genommen! —f—

✡

Gotha, 21. Februar.

Der treffliche Schauſpieler J. B. Baiſon vom Frankfurter Stadttheater gaſtirt jetzt auf unſerm Hoftheater und erntet als „Bollingbroke“ und „Hamlet“ ſtürmiſchen Beifall. Das Haus war jedesmal gedrängt voll und der herzogliche Hof anweſend. Se. Durchl. der Herzog empfing Hrn. Baiſon in faſt einſtündiger Audienz, welche Auszeichnung den Werth dieſes ausgezeichneten Mimen in den Augen des Publikums noch erhöht. Auf beſonderen Wunſch des Herzogs ſpielt Herr Baiſon morgen noch den „Chevalier“ von St. George und eilt nach der Vorſtellung nach Frankfurt zurück, da er Freitag auf dem Hoftheater zu Darmſtadt auftreten muß. Wir bedauern, daß Hr. Baiſon nur drei Rollen geben kann, hoffen aber, daß er bald zu uns zurückkehrt. —g—

Notizen-Blatt.

(Miscellen.) Die „Trierer Zeitung“ über Berlin: Berlin iſt ganz modern; die Friedrichsſtadt iſt eine verſteinerte Cabinetsordre, deren Worte und Zeilen mit Paläſten und ſchnurgeraden Straßen auf Sand lithographirt ſind. Ich glaube, wegen des Mangels an hiſtoriſchem Hintergrunde iſt Berlin ſo excluſiv preußiſch.

In London legte am 16. Januar Abends eine Feuersbrunſt zwei nebeneinander liegende große Teppichfabriken und ein paar Wohnhäuſer in Aſche. Nur mit Mühe konnte man die angränzenden Häuſer retten. Der Schaden beträgt wenigſtens 50,000 Pfund Sterling, trifft aber größtentheils die Verſicherungs-Geſellſchaften. — Wenige Tage zuvor brannte zu Dasſhill eine große Seidenfabrik im Werthe von 40,000 Pf. St. ab, wodurch etwa 600 Arbeiter brodlos wurden. — Es vergeht faſt kein Tag, wo in den Londoner Blättern nicht wenigſtens ein durch Feuerlegung entſtandener Brand gemeldet wird.

Jeffery's Leim, ein in England neu erfundenes Bindungsmittel, zuſammengeſetzt aus Gummi-Elaſtikum, Auſterſchalen und einigen andern Beſtandtheilen, ſoll Holz, Eiſen und andere Materien ſo feſt zuſammen leimen, daß ſie ſelbſt mit der größten Gewalt an der geleimten Stelle nicht wieder gebrochen werden können. Die Admiralität hat dieſe Erfindung Hrn. Jeffery bereits abgekauft und läßt gegenwärtig ein Dampfſchiff bauen, deſſen Beſtandtheile lediglich durch dieſen Leim verbunden werden ſollen. Man erwartet von demſelben viele Vortheile für die Gewerbe, beſonders für den Schiffbau, daher auch dem neuen Product der Name Marine-Leim gegeben worden iſt.

*

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 26. Dinstag, 28. Februar 1843.

Der alte Schauſpieler.

(Fortſetzung.)

Dieſe Einzelnheilen werden Ihnen vielleicht kindiſch erſcheinen; ich will daher raſch zu meinem folgenden Mißgeſchick übergehen. Ich mußte mich entſchließen anderwärts ein Unterkommen zu ſuchen; allein das Schickſal hörte nicht auf, mich zu verfolgen, und verſagte mir ſelbſt den Schmerz, an einer andern Bühne als der in Teplitz ſpielen zu müſſen. Ich war genöthigt, die Stadt Schulden halber zu verlaſſen. Ich wanderte nach Wien, wohin zuletzt alle Schauſpieler, die ohne Beſchäftigung ſind, ſich wenden. Aber bis jetzt hat ſich noch nichts gefunden, und ich fange an zu fürchten, daß ſelbſt, wenn ſich eine Ausſicht bietet, ich ihr nicht folgen kann, denn ich fühle mich krank. Doch, fort mit dieſen Gedanken! Wenn ich mich der Verzweiflung überlaſſe, ſo wird mich das nicht weiter bringen. Man gewöhnt ſich an Alles, ſelbſt an's Elend; ich verſichere Sie, ſeit langer Zeit habe ich nicht ſo viel über mich nachgedacht, wie heute. — Vier Uhr! ſchrie er plötzlich, als die Glocke des Stephansthurmes ſchlug; ich muß auf das Theaterbureau des Herrn Prix eilen; er hat mir ein Engagement in Siebenbürgen verſprochen. Er eilte raſch davon, indem er mir einen mit zitternder Hand geſchriebenen Zettel, worauf ſeine Adreſſe ſich befand, in die Hände gab, und das Verſprechen ihn zu beſuchen, mir abnahm. Es verſtrich ohngefähr ein Monat; ich beſuchte jeden Tag daſſelbe Café, ohne Müller wieder anzutreffen. Ich nahm mir mehrere Male vor, ihn aufzuſuchen, allein in dem Gewühle der großen, lebensfrohen Stadt verdrängen die Eindrücke einander, und ſo vergingen wohl drei Monate, ohne daß ich meinen Vorſatz ausführte. Ich dachte ihn mittlerweile verreiſt, konnte mich aber nicht einiger Gewiſſensbiſſe erwehren, daß ich mich um den Unglücklichen nicht weiter bekümmert habe. Eines Tags, als ich mich in einer der entlegenſten Seitenſtraßen der Roßau-Vorſtadt befand, erinnerte ich mich, daß dies die Gaſſe ſey, in welcher Müller ſeiner Adreſſe nach wohnte; ich beſchloß, mich nach ihm zu erkundigen. — Wohnt hier Herr Müller? rief ich dem Hausmeiſter zu. — 3ter Hof, 6te Stiege, 5ter Stock, Thüre Nr. 83, antwortete dieſer brummig. — Es ſcheint, dachte ich bei mir, daß der arme Müller ſeinen Hauszins noch nicht bezahlt hat, ſonſt wäre dieſer Hausmeiſter kein ſolcher Flegel. Fünf Treppen hoch und die beiden Entreſols dazu gerechnet, machen ſieben; doch ſtieg ich hinauf. Ich klopfte an der beſchriebenen Thüre; eine ſchwache Stimme rief: herein! Ich öffnete; gerechter Himmel, welche Wohnung! Ein Dachzimmer, in welches der Tag durch die Decke hereinfiel; man mußte auf einen Stuhl ſteigen, um die Spitzen der Dächer ſehen zu können. Der Raum war ſo enge, daß das Bett die Hälfte deſſelben einnahm. Drei Perſonen hätten in dieſem Gemache ein Gedränge verurſacht. Mein erſter Blick zeigte mir, daß die grüne Garderobe meines Alten verſchwunden war, ſie zierte wahrſcheinlich irgend einen der numerirten Kaſten des Leihhauſes. Müller lag ausgeſtreckt auf ſeinem Bette, todtenbleich und krank; ganz allein in dieſem Stockwerk, ohne Wärter, ohne den mindeſten Menſchen, der ſich um ihn kümmerte, ohne Arzneimittel und ſicherlich auch ohne Geld. Wie machte ich mir Vorwürfe über meine Nachläſſigkeit! Ich drückte ihm die abgemagerte, brennende Hand, die er unter ſeiner durchlocherten Bettdecke hervorzog. Was fehlt Ihnen, lieber Alter? frug ich ihn. Ach, ich ſah wohl, was ihm fehlte, Noth und Krankheit hatten ihn in einen Zuſtand von Auszehrung verſetzt, der fürchterlich anzuſehen war. Was mir fehlt? antwortete er, weiß ich es denn ſelbſt? Ich bin krank, das iſt Alles — man muß einen Arzt holen — und wer wird ihn holen? Es iſt genug, daß ich genöthigt bin, mit dieſem Pferdefieber die Treppe hinunter zu gehen, und mein Waſſer und mein Brod mir ſelbſt zu holen. — Ich will nach ihm laufen, ſagte ich, indem ich mich raſch erhob. — Setzen Sie ſich doch, ſagte er, indem er mich bei der Hand zuruckhielt; jetzt iſt es ohnehin unnütz; es iſt zu ſpät, ſetzte er mit der größten Kaltblütigkeit hinzu, es iſt Zeit, daß es damit zu Ende geht, ich bin am Schluſſe meiner Rolle. Von meiner Garderobe iſt mir Nichts übrig geblieben, als dieſes; er zeigte auf einen Hoffrack aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten, der ziemlich gut erhalten auf dem Stuhle lag, und deſſen er ſich wahrſcheinlich als Schlafrock bediente. — O mein Gott! rief ich von innern Vorwürfen gepeinigt. — Wie finden Sie dieſe Wohnung? fuhr er fort, ohne merken zu wollen; geſtehen Sie, daß für einen Naturbewunderer dieſer Platz nicht der allerſchönſte iſt. Ich würde jetzt viel darum geben, (und der Arme hatte doch Nichts) wenn ich nur eine Stunde an unſerm Bache bei Teplitz fiſchen könnte. — Alſo Sie ſind allein? und keiner von jenen, mit denen Sie in Verbindung ſind, kam Sie zu beſuchen? — Keiner, ausgenommen der Hausmeiſter, der von Zeit zu Zeit heraufgeſtiegen kommt, um den rückſtändigen Zins zu fordern, und im Namen des Hausherrn mir droht, mich auf die Straße zu werfen. Es wundert Sie, daß ich allein bin? fügte er vom Fieber aufgeregt hinzu, ei, der einſam leben wollte, der muß auch einſam zu ſterben wiſſen. Wenn ich wollte, ſo hätte ich ſeit einem Monate Jemand an meinem Bette ſehen können; allein ich will nicht. — Und wen denn? fragte ich. — Mein Weib, antwortete er ganz gelaſſen. — Ihr Weib? — Ja, ich bin ihr, als ich das letzte Mal ausging, begegnet; ſie

Digitized by Google

fuhr in einer prächtigen Kaleſche; es ſcheint, daß ſie glücklichee geweſen iſt, als ich. Sie bat mich nicht geſehen; ich aber erkannte ſie auf den erſten Blick, obgleich ſie fürchteriich häßiich geworden iſt. — Nun, ſagte ich, ſo muß man ſie in Kenntniß ſetzen, daß Sie krank ſind; ich will zu ibr hineilen. — Wohin wollen Sie? Sie haben wohi große Luſt, mich zu veriaſſen? Was habe ich mit meiner Frau gemein? Jeder hat ſeine Beſtimmung; möge ſie auf einem Flaumbette ſterben; ich ſterbe auf einem Strohſacke. Wie haben es beide ſo gewollt.

(Schluß folgt.)

Schwert und Ring.

(Fortſetzung.)

Die beiden Cavaliere veriießen den Platz; der Eine warf noch einen Blick der Liebe nach dem Balkon, der Andere ſchaute voll Haß und Verachtung hinauf. — Alles war wieder in Grabesſtille verſunken, als die Jungfrau, von dem friſchen Hauch des Morgens geſtärkt, ſich wieder erholte. Sie fühlte ſich bald von Eiſeskälte, bald von brennender Gluth durchſchauert. Die Stirn gegen die ſteinerne Fenſterbekleidung geiehnt, bleich, noch halb wie von einem entſetzlichen Traume bethört, erhob ſie ſich bebend und angſtvoll; mit unſtetem Blick, mit ungeſtümm pochendem Herzen, ſchaute ſie umher; ihr Auge ſchien auf einem Gegenſtand ruhen zu wollen, den es nicht mehr finden konnte. Ihre Gedanken verwirrten ſich noch; undeutliche, quäleriſche Traumbilder jagten, wie Schatten, durch ihren Kopf; ſie rieb ſich mit Heftigkeit die Stirn, als wollte ſie die Bilder verſcheuchen. Schwache Erinnerung des Erlebten tauchte allmahlig in ihrer Seele auf; aber deſto furchtbarer ergriff ſie der Sturm der Gefühie; Wahnſinn und Verzweiflung kämpften in ihrer Bruſt; voll banger Ahnungen zerſchmettert, verließ ſie ſchwankenden Schrittes den Ort, an den noch vor Kurzem die ſchmeichieriſchen Wechſelreden der Liebe ſie gefeſſelt hatten. — —

Der Morgen war ſchon weit vorgerückt, als Fräulein von Baude in die Gemächer der Prinzeſſin Margaretha von Oeſterreich trat. —

— »Wie kommſt Du heute ſo ſpät?« fragte die Fürſtin.

— »Wolle Euee Hoheit mir verzeihen,« erwiederte das Mädchen. »Ich bedurfte alle Kraft der Liebe und Ergebenheit, die ich gegen Eure Hoheit empfinde, um bis hieher zu kommen.

— »Was iſt dir mein Kind,« fragte die Fürſtin mit mütterlicher Sorge und Theilnahme.

— »O, ich ieide ſchwer!« ſprach das Fräulein.

— »Setze dich nieder, Du biſt ja bleich, und ſiehſt krank aus,« ſagte Margaretha. Das junge Mädchen ſetzte ſich zur Seite der edlen Frau; dieſe faßte liebevoll ihre Hände, und ſuchte mit Blick und Stimme ihren Kummer von ihr zu erfragen. Margaretha hatte ſelbſt die härteſten Wechſelſchläge des Schickſals erfahren; ſie verſtand den fremden Schmerz; das Leben und natürliche Herzensgüte ſtimmten ihr Gemuth zu zärtlichem Mitgefühi für Andere. Der Kummer, der ſich auf dem Angeſichte des Mädchens malte, regte das Innerſte ihrer Seele auf; ſie ſchien die quellende Thräne zurückzudrängen, ſchien die Erinnerung an eignes Leid in ſich zu erſticken. Noch hielt ſie Amaiien bei der Hand, und drückte einen Kuß auf ihre Stirne.

— »Beruhige Dich, mein Kind,« ſprach ſie mit mildem, feierlichem Ton. »Gott wird den Schmerz, womit er Dich jetzt prüft, wieder von Dir nehmen. Du weißt ja, daß er Alles zu unſerm Heile leitet. Erzähle mir die Urſache Deines Kummers, vertraue Dich mir, wie Deiner Mutter und Freundin.

Kaum hatte ſie ſo geſprochen, ais die Thür des Gemaches aufging, und eine Hofdame, von Schrecken außer ſich, die Hande ringend, hereinſtürzte. — »Was gibt es,« fragte Margaretha, »was iſt es, daß Ihr uns ſo erſchreckt? — »Verzeihung, edle Frau!« ſtammelte die Kammerfrau. »O, es iſt ſchrecklich zu ſagen!« — »Sagt es, was es auch ſey!« rief die Fürſtin, erbleichend aber mit Faſſung. — Allein die Frau vermochte kaum zu athmen, ſie ſank faſt ohnmächtig nieder. — »Was es iſt?« ſchrie ſie, »Herr Gott, mit eigenen Augen babe ich's geſehen! Ritter Lannoy . . .

— »Heilige des Himmels ſteht mir bei!« rief Amaiie.

— »Den Ritter Lannoy? hat man todt aus der Senne gezogen!« — »Den Ritter von Lannoy?« — »Von drei Degenſtichen durchbohrt!« — »Und kennt man den Mörder?« fragte die Statthaiterin.

Furchtbare Angſt lag auf Amaliens Geſicht und hemmte ihren Athem.

— »Man verſichert, das Schwert, womit ee durchbohrt war, trägt Herrmann von Roſſems Wappen.«

Das junge Mädchen war wie vom Bliß gerührt; ſie wankte, und ſtürzte, wie zum Tod getroffen, zu Boden. — Hilſe, Hilſe! ſchrie die Fürſtin zugleich mit der Hofdame. Man hob die Ohnmächtige, die man erſt für todt anſah, auf; man beeilte ſich, alle Mittel anzuwenden, ſie wieder zum Bewußtſeyn zu bringen. — »O mein Gott,« rief ſie, ſich erhoiend, aus, »warum muß ich denn in's Leben zurückkehren!« dann entſtürzten Thränen ihren Augen, und Schluchzen erſtickte ihre Stimme. — »Faſſe Dich, mein Kind,« ſprach die Fürſtin, indem ſie ſie feſt an ihre Bruſt gepreßt hielt. — »Was ſoll mir nun das Leben?« wiederholte das Mädchen mit dem brechenden Ton dee Verzweiflung.

Die Kunde von dee geheimnißvollen Ermordung Lannoys hatte ſich mit Blitzesſchnelle in Brüſſei verbreitet. Mit Entſetzen glaubte man, die Zeiten nächtlichen Raubes und Mordes ſeyen wieder gekommen, wo Niemand ſicher durch die Straßen wandeln konnte. Indeſſen, an einen Raubmörder war in dieſem Falle nicht zu denken; die Börſe und die goldene Halskette des Ritters waren unangetaſtet geblieben. So mußte wohl irgend eine Privatrache die Urſache dieſer biutigen That geweſen ſeyn, oder Eiſerſucht, gekrankte Ehre vielleicht, die hier, nach ächt ſpaniſchee Weiſe, ihr Opfer gefordert hatte. Doch wozu ſich in zweifelhaften Vermuthungen ergehen? Steckte nicht in der Bruſt des Getödtelen das Schwert mit Herrmann von Roſſems Wappenzeichen? Wer aber konnte die Schöne ſeyn, um welche ein ſo angeſehener Edelmann, wie Lannoy, mit dem Pagen des Hrn. v. St. Aldegonde die Waffen meſſen mochte? — Umſonſt bemühten ſich die Bewohner der Stadt, das Geheimniß zu erforſchen; denn von den Unterſuchungen des Amtmanns über den Vorfall verlauteten nur unbeſtimmte Gerüchte. Nur hie und da behauptete man: die

Digitized by Google

ſchönen Augen der Edeldame von Baude haben dieſes Unheil angerichtet.

(Schluß folgt.)

---

* Johann Rudolph Glauber,

ein fränkiſcher Alchimiſt des 17. Jahrhunderts.

Unter den vielen Anhängern des großen Paracelſus iſt der berühmteſten einer Joh. Rud. Glauber, ein Mann, welchen Franken mit gerechtem Stolze den ſeinen nennt. Seinen Namen erhielt bisher allein ein von ihm zuerſt bereitetes Präparat, das Glauberſalz; Lebensverhältniſſe ſelbſt, ſowie Schriſten blieben faſt gänzlich unbekannt, ſo groß auch der Letztern Werth iſt für die verſchiedenen Zweige der Naturwiſſenſchaften und den lebhaften Wunſch erregt, es möchten, wie die Werke des Paracelſus in neuerer Zeit durch Leſſing und Preu, ſo auch jene Glauber's wieder herausgegeben werden und zu verdienten Ehren gelangen. Eine kurze Skizze von Glauber's Lebensverhältniſſen u. wiſſenſchaftlichen Leiſtungen dürfte für die Freunde der vaterlandiſchen Literaturgeſchichte nicht unintereſſant ſeyn.

Glauber war der Sohn eines Weingärtners zu Kitzingen. Talente und angeborene Neigung zur Naturgeſchichte wieſen ihm frühzeitig die Bahn, auf welcher er einſt mit Ruhm wandeln ſollte. Nachdem er mehrere Jahre in Apotheken ſervirt und ſich zu einem tüchtigen Chemiker herangebildet hatte, verließ er als 18jähriger Jüngling ſein Vaterland. Sein erſter Ausflug gieng nach dem Rheine und nach Frankreich. Von dort wanderte er durch die Schweiz nach Oeſterreich, wo er mehrere Jahre verweilte, in den Laboratorien verſchiedener berühmter Alchimiſten als Famulus beſchäftigt. Angeſtrengte Operationen, beſonders mit arſenikaliſchen Gradirwaſſern, hatten ihm bereits im 21. Lebensjahre heftige Nervenleiden zugezogen, zu denen ſich das ungariſche Wechſelfieber geſellte und ihn auf ein mehrmonatliches Krankenlager zu Wiener-Neuſtadt warf. Erſt in Baſel, im Hauſe des gaſtfreien Dr. Erius, trat vollkommene Geneſung ein, und nun eilte Glauber, begeiſtert durch den Beſuch von Pararelſus Grabmahl in Salzburg, nach der Heimath.

Im Jahre 1640 finden wir Glauber in Kitzingen, im Beſitze eines großen mit vielen Koſten erbauten Laboratoriums, von mehreren Schülern umgeben, mit alchimiſtiſchen Arbeiten beſchäftigt. In dieſe Zeit fällt die Erfindnng ſeines Wunderſalzes, mit dem er ſo viele glückliche Kuren gemacht zu haben vorgiebt, und deſſen von ihm lange geheim gehaltene Zubereitung von einem ſeiner Zuhorer abgelernt und veröffentlicht wurde. Außerdem beſchäftigten ihn beſonders die Bereitung von Salpeter, einem in jenen kriegeriſchen Zeiten ſehr geſuchten Artikel, und, nach des Jahrhunderts Sitte, Verſuche, aus verſchiedenen Mineralien Gold zu ſchmelzen. In dieſer Abſicht bereiste er ganz Franken, die früher in dieſem Lande ſehr häufigen Erzgruben, welche während des Schwedeneinfalles verfallen, die Steinbrüche und die Gerolle des Mainſtromes genauer Prüfung unterwerfend. Haben dieſe Nachforſchungen nach dem edlen Metalle auch nicht den großen Erwartungen Glauber's entſprochen (wenn derſelbe gleich im Mainſande und in einzen Gruben kleine Gold- und Silberkörner eingeſpregt vorfand) ſo ſind ſie doch als erſte im Lande angeſtellte geognoſtiſche Verſuche noch jetzt ſehr ſchätzbar und leſenswerth. Insbeſondere verdienen die chemiſchen Analyſen der Erdunterlagen in verſchiedenen berühmten Weingegenden Frankens, als Klingenberg, Wertheim, Heuach und andere (zu dem Ende angeſtellt, um darin, wie in der Aſche der Weinreben ſelbſt, kryſtalliniſches Gold zu finden), bei dem in unſern Tagen eifrig betriebnen önologiſchen Studium, einer neuen Vergleichung und Prüfung.

Die Umgegend des gräflichen Schloſſes Caſtell fand Glauber reich an Eiſenerzen in Form von ei- und nierenförmigen oft kopfgroßen Stücken, auf den Haßbergen in grauem Sandſtein Kupfer. An beiden Orten wurden, nach einer an den Fürſtbiſchof Johann Philipp von Würzburg eingeſendeten Probe, Erzgruben angelegt, die ſich viele Jahre hindurch ſehr ergiebig zeigten. Durch dieſe glücklichen Funde erlangte Glauber ausgebreiteten Ruf; von verſchiedenen Gegenden erhielt er metallhaltiges Geſtein zur chemiſchen Unterſuchung geſendet; mehrere Gelehrte, darunter die Aebte von Theres und Stably, beſuchten ihn, um ſich über Geheimniſſe der Alchimie mit ihm zu berathen. Durch ſeine Freunde, Dr. Herbſt, brandenburgiſchen Leibmedicus, und Renninger, fürſtlichen Proviantmeiſter zu Plaſſenburg, bethätigte er Verbeſſerungsvorſchläge im fichtelbergiſchen Bergbau.

Auch als praktiſcher Arzt genoß Glauber eines großen Rufes und des Vertrauens der Grafen v. Caſtell und Wertheim. Um's Jahr 1651 gerieth er in heftigen literariſchen Zwiſt mit zwei Chemikern, Namens Farner in Hamburg und Harprecht in Kopenhagen. Er hatte nämlich in einer gedruckten Anzeige den Fürſtbiſchöfen von Bamberg und Würzburg erklart:

»Daß er längſtens bis zum Jahre 1660 in den »Stand geſetzt ſeyn werde, dem deutſchen Vaterlande »zum Beſten, die ächte und unverfälſchte nutzbringende »Verbeſſerung der geringen Metalle in Gold und Silber in ſeinem Laboratorium publice zu demonſtriren.«

Gegen dieſe Annonce erließ Harbrecht, unter dem Namen »Elias Artiſta« verſteckt, eine kleine Flugſchrift mit dem Motto:

»Hütet euch vor den Werken der Sophiſten und »beſonders des Neuerers Johannes Rudolphus Glau»berus, deſſen Namen im Anagramma lautet: Vah »longus verbo sed nil supra.«

Glauber beſchäftigte ſich damals mit der Herausgabe ſeines wichtigen Werkes »Deutſchlands Wohlfahrt«, in welchem er Veranlaſſung nimmt, ſich über dieſe Verläumdungen bitter zu beklagen, mit dem Bemerken:

»daß er bereits vor einem Jahre in Gegenwart »vieler hochverſtändiger Profeſſoren, Doctoren, Adel »und anderer ehrlicher Männer in ſeinem Laboratorium »demonſtrirt, natürliches gutes Gold zu bereiten, da»von Zeugnuß genug vorhanden.«

Dieſe durch Harprecht erlittene Kränkung zog ſich Glauber ſo ſehr zu Gemüthe; daß er beſchloß,

»ſolche große Untreue nicht ungeſtraft bei ihm zu »halten und Deutſchland mit aller Undankbarkeit zu »verlaſſen, da er doch im Stande geweſen wäre, ſei»nem Vaterlande, deſſen ehrlichen frommen Bewohnern »zu Liebe, die ſich ihr Leben ſo ſauer werden ließen, »um das tägliche Brod zu gewinnen, aus ſeinen Ver-

Digitized by Google

»gen und Flüſſen die größten Schätze zu heben. Da»für ſey ihm zum Lohne nun der Vorwurf gemacht »worden, er ſey ein betrüglicher Goldmacher.«

Glauber verließ wirklich im Jahre 1655 Franken und reiste über Hamburg nach Amſterdam, wo er dermals ein Laboratorium errichtete und mit großem Beifalle als Alchimiſt und Arzt lehrte und praktizirte. Hier verfaßte er den in vielen Sprachen gedruckten »Troſt der Seefahrer«, ein Werk, in welchem ſich zuerſt ationelle Behandlung verſchiedener Seekrankheilen, beſonders des Scharbocks, findet; auch veröffentlichte er durch den Buchhändler Janſſon ſeine zahlreichen alchimiſtſchen Schriſten.

Der Komet und außerordenlliche Winter des Jahres 1661, in welchem bereits im Februar die Bäume bluhten, veranlaßten ihn zur Herausgabe eines Prognoſtikums, in welchem er von der neuen Invention eines unverlöſchlichen Feuers ſpricht, welches in dem drohenden Türkenkriege gute Dienſte leiſten konnte. Im Jahre 1662 verkundete er, daß er demnächſt ſein Laboratorium ſchließen werde, da Verdrüßlichkeiten und Altersſchwächen, nicht minder auch Mangel ihn drückten, indem ihm ſeine Operationen bisher weit über tauſend Dukaen gekoſtet hätten. Doch wolle er der Welt zuvor noch einen größern Dienſt erzeigen, als den er ſeither in ſechszehn Jahren als Schriſtſteller zu leiſten bemüht geweſen ſey. Worin dieſes Verſprechen beſtanden, davon beſitzen wir keine Kunde, ebenſo ermangeln wir zur Zeit näherer Nachrichten über den Abend ſeines vielbewegten Lebens und ſeinen Tod.

Glauber's verſchiedene Werke ſind eine reiche Fundgrube naturhiſtoriſcher, mediciniſcher und geſchichtlicher Beobachtungen, welche für alle Zeiten von hohem Werthe bleiben werden; insbeſondere dienen ſie zur Erläuterung der von Paracelſus gegründeten Naturphyſiognomik und ſogenannten Signatura rerum, einer Lehre, welche auch noch heut zu Tage viele Anhänger zählt. Im Drucke erſchienen ſie vollſtändig in Amſterdam und Frankfurt am Main mit Glauber's in Kupfer geſtochenem Portrait; gehören jedoch bereits zu den ſelteneren Büchern.

Reuß.

Correſpondenz.

Frankfurt, 24. Februar.

In dieſer Zeit der Noth aller deutſchen Bühnen und der Unverläſſigkeit des Repertoires iſt dem unſrigen eine franzöſiſche Schauſpielertruppe zu Hülfe gekommen. Es iſt die hier bereits bekannte des Hrn. Conſtant, ſie gibt ſchon heute Abend die erſte Vorſtellung. Drei Bagatellen. Es wurde ſchon früher gemeldet, daß unſere faſhionable Welt das franzöſiſche Theater goutire und ſo wird es auch diesmal ſchwerlich den fremden Künſtlern an dem Logenpublikum fehlen. Shakespeare und Schiller, wie überhaupt das claſſiſche Schauſpiel, erblicken aber immer leere Logenreihen. Wir wollen indeſſen auf das claſſiſche Schauſpiel nicht ſo ſehr pochen, wenn unſer Schauſpielrepertoire nur mehr Novitäten brächte. Morgen wird die dritte, in dieſem Jahre einſtudirte gegeben, ein dreiactiges Luſtſpiel, „das Portrait der Geliebten,“ von Feldmann. Allerdings hat die ſtereotype Unpäßlichkeit der Mitglieder das Repertoire deranzirt. Da Mad. Frühauf wieder auf der Bühne erſcheinen kann, ſoll nächſten Montag die „neue Fanchon“ zu ihrem Beſten gegeben werden. Wir ſehen das Stück zum erſtenmale. — Hr. Baiſon iſt von Gotha, wo ſein Gaſtſpiel den glänzendſten Erfolg hatte, in der verfloſſenen Nacht zurückgekehrt und ſpielt heute den „Ingomar“ auf dem großh. heſſiſchen Hoftheater. — Der Flötiſt Briccialdi läßt ſich nun im Theater hören. — Prof. Dr. Böttger dahier hat nun glückliche Verſuche gemacht, Lichtbilder in Farben darzuſtellen, doch ſollen ihm bis jetzt nur drei Farben und namentlich der Ton der Fleiſchfarbe gelungen ſeyn. —ff—

✡

Bonn, 22. Februar.

Am 18. d. hörte man gegen Mittag plötzlich vom Markte her Trompetenſchall, worauf ſich eine große Menge Volkes dorthin begab. Vor dem Rathhauſe ſtanden nämlich 11 große Wagen, deren drei erſte Sechsgeſpanne und die übrigen Viergeſpanne waren. Der Zug ſetzte ſich bald in Bewegung dem Univerſitätsgebäude zu; derſelbe war wirklich großartig. In dem erſten Wagen befanden ſich an 20 Muſiker und in jedem der übrigen zehn Wagen, die alle von Poſtillonen gefahren wurden, ſaßen zwei Studenten (alle mit weißen Mützen), zu beiden Seiten des Wagenzuges ritten Chargirte dieſer Verbindung (die der „Boruſſen“.) Dieſe ſechs Chargirten trugen hohe Reitſtieſel, Koller und Stulphandſchuhe; in der Rechten führten ſie das Rapier und als Kopfbedeckung diente ihnen die Kneipmütze. Sie zogen zum Koblenzer Thore hinaus, dem Rolandsecke zu, wo ſie einen großen Commerce hielten und kehrten ſpät in der Nacht wieder zurück. So etwas erinnert noch an die Blüthe des früheren Studentenlebens, wo noch akademiſche Freiheit in ihrer ganzen Größe beſtand. — Die Theilnahme, welche mehrere Profeſſoren für die Wiederherſtellung des hieſigen Münſters genommen haben, wird immer reger. Dieſe wetteiſern in ihren Vorleſungen, um dem Gotteshauſe einen Fond zuzuwenden, der zur Wiederherſtellung von nicht geringer Bedeutung ſeyn möchte. Die Zahl der Zuhörer iſt beträchtlich. Prof. Nöggerath hat ſeine im vorigen Winter zu demſelben Zwecke gehaltenen Vorleſungen „über das Entſtehen der Erde“ in Druck gegeben, und der Ertrag der Exemplare iſt wieder für die Münſterkaſſe beſtimmt.

Der Licentiat der katholiſch-theologiſchen Facultät, Friedlieb, hat bei Henri und Cohen eine „Archäologie der Leidensgeſchichte“ im Drucke herausgegeben. Der Verfaſſer iſt ein junger Mann und beſitzt nicht geringe Kenntniſſe. Das Werk zeugt davon, beſonders aber von großem Fleiße. — Wie man hört, wird Profeſſor Diez, der ſich um Sprachforſchung und die Literatur der Deutſchen, wie mehrerer anderer Völker ſo ſehr verdient gemacht hat, bald den zweiten Theil ſeiner (bei Weber in Bonn erſchienenen) Grammatik der romaniſchen Sprachen der Oeffentlichkeit übergeben. Dieſer zweite Theil wird das koſtbare Werk beſchließen; es ſoll nämlich die Syntax umfaſſen und wird ſo das Verdienſt dieſes Mannes in ein helleres Licht ſtellen und ſeinen Namen weiter verbreiten. —h—

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 27. Donnerstag, 2. März 1843.

Der alte Schauſpieler.

(Schluß.)

Ein heftiger Stoß an der Thüre unterbrach unſere traurige Unterhaltung. Es war der Hausherr, der wahrſcheintich in höchſteigener Perſon ſeinem unglücklichen Inwohner die Miethe aufkündigen wollte. Als der atte Müller ihn erblickte, eehob er ſich plötzlich, und betrachtete ihn ſitzend mit aufgeriſſenen Augen; eine heftige, unbeſchreibliche Bewegung ſchien in ihm vorzugehen. Allein ſie dauerte nicht lange; er legte ſich alſogleich wieder ruhig nieder, und ſchien entſchloſſen, alles von dem Hausbeſitzer anzuhören. Dieſer war ungefähr dreißig Jahre alt, ein hübſcher Menſch, dee mit einer gewiſſen Eleganz gekleidet war. Man muß ſehr niedrige Geſinnungen haben, wenn man in dieſem Alter die Rolle eines Gerichtsdieners für eigene Rechnung zu ſpielen ſich nicht ſcheuet.

Er befahl dem Hausmeiſter ganz zornig, Müller die Thüre zu weiſen, da er ſich weigerte, Miethe zu bezahlen. Wie, mein Herr? rief ich, kann ein Menſch, der nur einiges Gefühl beſitzt, einen ſo ſchwer leidenden Kranken dergeſtalt behandeln? — Ein Hausbeſitzer darf kein Gefühl haben, antwortete er unverſchämt, ſonſt würde er ſelbſt im Spital ſterben. — Ich glaube, es ſtirbt ſich dort gar nicht ſo ſchlecht — flüſterte Müller, und ich glaube, ich werde noch dieſen Abend zu Ende gehen. — Nein, mein atter Freund, ſagte ich, ich leiſte Bürgſchaft für die Bezahlun: Ihrer Schuld, und dieſer Herr wird wohl die Gute haben .... Nein! ich nehme es nicht an, ſagte Müller, vielleicht ſpäter. Ich verlange nur eine Stunde Nachſicht von meinem liebenswürdigen Hausherrn, dann mag er Alles in Beſchlag nehmen, was er hier findet. Der junge Baebar, der vielleicht innerlich ſich ſchämte, wegen einer ſo elenden Summe ſich in Bewegung geſetzt zu haben, war ſo großmüthig, drei Stunden Nachſicht zu bewilligen.

Was haben Sie thun wollen? ſagte Müller, als Jener hinausgegangen war. Sie wollten den Zins meinem eigenen Sohn bezahlen! — Ihr Sohn! rief ich mit dem größten Erſtaunen aus. — Nun ja, mein Sohn, fügte Müller gelaſſen hinzu; dieſer Monat hat viele Erkennungs-Scenen aufzuweiſen; vor vier Wochen die Mutter, und heute den Sohn. — Ich glaubte, daß das Fieber ihn irre reden machte; er merkte dies. Sie glauben, daß ich träume? fügte er hinzu — ich habe jedoch alle meine Sinne beiſammen und wiedeehole Ihnen, es iſt mein Sohn. Es ſind jetzt achtzehn Jahre, daß ich ihn verlor; er war damals noch ein Kind; und es hat ſich Nichts an ihm verändert, weder ſein Geſicht noch ſein Herz. — Warum thun Sie ihm nicht zu wiſſen, daß Sie es ſind? Er hätte über ſein gefühlloſes Beteagen erröthen müſſen.

Warum? Sie wiſſen, wie wenig ich im Leben die Theaterſceuen liebe. Ich hätte ihm wohl zu declamiren beginnen ſollen: O mein Sohn! damit er darauf erwiedere: O mein Vater! oder vielmehr damit er darauf antworte: Ich weiß nicht, was dieſer Mann von mir will. Wirklich, es iſt eine große Wahrheit in der Stimme des Bluts! Sehen Sie da einen Sohn, der ſeinen Vater zum Hauſe hinauswerfen will! — Glauben Sie mir, wer allein teben will, der muß auch allein zu ſterben wiſſen. Sie haben mir heute ſo viel Theilnahme erwieſen, wie ich längſt entwöhnt bin, ſie zu finden. Verſprechen Sie mir, daß, wann ich auch ſterben möge, Sie meinem Herrn Sohne da nie verrathen, wer ich war; verſprechen Sie mir dies auf das Wort eines ehrlichen Mannes. — Ich gab ihm mein Woet. — Und nun noch Eins, ſeine Stimme wurde immer ſchwächer, wenn ich etwa bald ſterben ſollte, und Sie ſind noch hier, übernehmen Sie es, meine letzten Reſte beſtatten zu taſſen; ich will die Mühe lieber Ihnen als meinem Sohne danken. Unter uns geſagt, da oben über uns muß doch Etwas vorgeben, denn ich habe einen Sohn, der meinen armen Vater gar wohl rächt. Ich verſpeach ihm Alles aus vollem Herzen. Nun bin ich ruhig, ſagte er. Wenn ich nicht fürchten müßte, Ihre Güte allzuſehr zu mißbrauchen, ſo mochte ich Sie bitten, hinab zu gehen, um mir eine Suppe herauf bringen zu laſſen, es iſt ſchon lange her, daß ich nichts Stärkendes zu mir genommen habe; ich glaube, dieſes würde mir wohl thun. Ich eilte die Treppe hinab, und ging in den nicht ſehr nahen Gaſthof, um die gewünſchte Erquickung herbei zu ſchaffen. Eine halbe Stunde ſpäter, trat ich leiſe in ſein Zimmer. Als er ſich bei meinem Eintritte nicht bewegte, ſo dachte ich, er ſchlieſe; allein — er war todt! Er hatte wohl Recht: der einſam lebte, der ſtarb auch einſam. Ich war noch ganz bewegt und verplüfft von dieſem plötzlichen Tode, als ſein Sohn, der wahrſcheinlich in demſelben Hauſe wohnte, heraufgeſtiegen kam. Ich wies auf den entſeelten Körper hin, und gab ihm ein Zeichen, daß er ſchweigen möge. Anfangs ſchwieg er wirklich, aber ſeine Habſucht machte ſich bald Luft, und er fragte mich, ob ich noch geſonnen wäre, die Hausmiethe zu bezahlen. Ich antwoetete ihm, daß ich dazu bereit ſey, um ſo mehr, als ich ihn ganz für den Mann hielte, dee den Leichnam ſonſt auf die Straße werfen ließe. Statt aller Antwort ließ er ſeine Augen im Zimmer herumſchweifen, und als er die Stiege hinunter ging, hörte ich ihn zum Hausmeiſter ſagen: Dieſes Comödiantenvolk, welch' ein elendes Ende nimmt es!

Digitized by Google

Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß das Verſprechen, welches ich dem armen Müller gab, mir nun doppelt heilig war.

Correſpondenz.

Dresden, 24. Febr.

Bekanntlich läßt Louis Philipp, der Franzoſen König, einen Herr Berlioz, Profeſſor am Conſervatorium in Paris, Deutſchland durchreiſen, um es von Seiten ſeiner muſikaliſchen Thätigkeit und Ausbildung überhaupt kennen zu lernen, vorzüglich aber zu erforſchen: auf welcher Stufe der Ausbildung die Kirchenmuſik in Deutſchland ſtehe, und welche Einrichtung die Unterrichtsanſtalten für Muſik bei uns haben. Auf dieſer Wanderung iſt Herr Berlioz auch zu uns gekommen, wo er über 14 Tage weilte. In Betreff der Kirchenmuſik mag er wohl in unſerer katholiſchen Hofkirche die Ueberzeugung erhalten haben, daß in ſolcher Vollendung nirgends, auch nicht in Paris, etwas Aehnliches aufzufinden iſt. Da er überhaupt gefunden haben mag, daß hier große muſikaliſche Ausbildung zu Haus, der Sinn für Muſik auf das Allgemeinſte verbreitet ſey, ſo gab er zwei Conzerte, um uns ſeine noch ganz unbekannten Compoſitionen vorzuführen. Er gab ſie im Theater, weil keiner der hieſigen Säle für das Orcheſter, welches er bilden mußte, um ſeinen Hauptzweck, zu imponiren, zu erreichen, groß genug war; und Nebenzweck möchte auch der ſeyn: eine beſſere Einnahme zu haben. Das Orcheſter der königl. Kapelle war ihm nicht ausreichend, ungeachtet es an 70 Mitglieder zählt. Er verſtärkte es daher noch durch die Muſikchöre der hier garniſonirenden Regimenter, an 40 Mann betragend, und bildete ſo ein Orcheſter, wie wir es hier nur ein Mal im Jahre gebildet ſehen, wenn auf den Palmſonntag im alten Opernhauſe, zum Beſten des Unterſtützungs-Fonds für Wittwen und Waiſen der königl. Kapelle, ein Oratorium aufgeführt wird. Daß bei der Vereinigung ſolcher Kräfte, die Wirkung des Vorgetragenen groß, impoſant, gewaltig ſeyn mußte, iſt begreiflich. Hier aber war ſie dies nicht allein, ſondern auch betäubend, niederſchmetternd, taub machend, Denn, Herr Berlioz ließ 2 Trommeln, 4 Pauken, 20 Poſaunen und Trompeten kräftig mitwirken. Vor lauter Muſik hörte man keine Muſik. Wozu dieſe Betäubung? — Vielleicht um den Mangel an Melodie zu verbergen, der aber doch dem ſtrengen Beobachter nicht entging. Alles was Herr Berlioz vortragen ließ, war ſeine Compoſition; originell funkenſprühend, aber kalt laſſend, melodienlos. Er dirigirte mit einer Lebhaftigkeit, die in dem Grade wohl überflüſſig war und ſeine Kräfte gewaltig konſumiren mußte. Der Beſuch war im erſten Conzerte bedeutend, im zweiten weniger. Der Beifall war eben ſo. Mehr ſprach ein Conzert an, das der Harfeniſt Pariſch-Alvars aus London in Vereinigung mit den Brüdern Carl und Richard Lewi, Pianiſt und Horniſt aus Wien gaben. Erſterer beherrſcht kunſtvoll das zarte Inſtrument. Rauſchend und zartvoll ſchwirrend fährt er über die Saiten und mit einer an Unbegreiflichkeit grenzenden Fertigkeit. Er läßt vergeſſen, daß die Harfe eigentlich nur zur Begleitung des Geſanges geſchaffen iſt, und weniger zum Vortrag ſchwieriger Compoſitionen. Auf unſerer Bühne iſt Bedeutendes von Belang kürzlich nicht vorgekommen. Rienzi wird oft gegeben. Daß dieſe jetzt in zwei Abenden vorgetragene Oper aber nicht ein Liebling des Publikums iſt, zeigen die leeren Logen. —b—

Bonn, 25. Februar.

Das hieſige Narren-Comité macht hier viel Redens. Der Ausſchuß desſelben hat unter Anderm mehreres vorgeſchlagen, um es an den Faſtnachtstagen auszuführen, z. B. Bonner Wind, wo manche Töchter und Söhne von den Bürgern Bonn's mitgenommen werden ſollten, in Bezug auf übertriebene Putzſucht. Dann auch »der Kölner Dom.« Aber was ſoll der denn? Bonn und Köln gehen beim Dombau Hand in Hand, und Bonn ſpendet für den Bau mehr als jede andere Stadt, d. h. im Verhältniß zu ihrer Größe und ihrem Vermögen. Einige wollen dies jedoch zu deuten wiſſen und zwar mit Sicherheit. Es ſollte nämlich denjenigen tüchtig mitgeſpielt werden, welche ſich durch Verſprechen, dem Dombau hülfreich zu ſeyn, beſonders den Schriftſtellern, wie ſich einige nennen, blamirt, d. h. die viel verſprochen und nichts geleiſtet haben. Am meiſten aber ſollte **Auguſt Lewald**, der deutſche Schriftſteller und Redacteur der Zeitſchrift »Europa«, mitgenommen werden. Ganz unrecht iſt es zwar nicht, denn A. Lewald hat dadurch gefehlt, daß er ſeine »Dombauſteine« (ein Taſchenbuch) mit vielem Pomp anzeigte und ſich bei dieſer Anzeige ſo ausſprach, als läge es ihm tief am Herzen, daß der Dom vollendet werde. Aber — nascitur ridiculus mus! Ob nun dieſe ganze Sache ſich ſo verhält und ob ſich einige dazu finden, dieſe Leute in ihrer Lächerlichkeit darzuſtellen, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn. Beſſer möchte es ſeyn, wenn es unterlaſſen würde, da Lewald vielleicht, was ihn betrifft, ſein Vorhaben ausgeführt hätte; ungünſtige Umſtände mögen ihn gehindert haben. Aber warum machte er dies nicht bekannt? — Relata refero! — —b—

Düſſeldorf, 25. Febr.

Wie Todte leicht vergeſſen werden, das ſah man bei der geſtrigen Aufführung von Immermann's Luſtſpiel »die ſchelmiſche Gräfin.« Bei Lebzeiten Immermann's wurde das Stück ſechsmal hinter einander wiederholt, und das Haus war drückend voll; geſtern aber waren kaum 30 Mann im Parterre. Die Aufführung ließ nichts zu wünſchen übrig, wenn auch das Bauernmädchen, Frl. Erhartt, für dieſe Rolle nicht jugendlich und naiv genug iſt. Der Graf, Hr. Wollrabe, und die Gräfin, Frl. Müller, dagegen erinnerten an die ſogenannte claſſiſche (?) Zeit der hieſigen Bühne.

Ein neuer Jobs iſt erſtanden! Der hier lebende Maler Theemer hat ſo eben das Leben und die Erfahrungen eines Malers in Düſſeldorf in Knittelreimen publicirt. Wir geben hier eine Probe: (Pag. 49.)

Der Kunſtverein.

Wie der Verein thät entſtehen,
Mußte man hauptſächlich darauf ſehen,
Daß Leute an der Spitze ſtanden,
Die von der Kunſt etwas verſtanden.

Digitized by Google

Da brauchte man nicht lang zu ſuchen,
Die Profeſſoeen ſich dazu antrugen,
Sie bekamen zwar keinen Lohn,
Sie waren nur Käufer und Veekäufer in einee Perſon.

Dadurch, daß die Profeſſoeen waeen dabei,
Geſchah des Unſinn's allerlei,
Hatte ſich einer nicht gut aufgeführt,
Blieb der Geldbeutel ihm zugeſchnürt.

Und wenn er auch noch ſo ſchön gemalt,
So bekam er ſeine Bildee nicht bezahlt,
Doch der thät ſich am beſten ſteh'n,
Der mit dem Schwänzeln wußt umzugeh'n.

Auch geſchahen noch andere Sachen,
Die man in den Blättern bekannt that machen,
Wie ſie zur Stützung füe einen Keller
Gaben ſieben tauſend Thaler.

Wie Sie handelten wohlgemuth
Gegen ein gedeucktes Statut,
Daß ſie nue von Malern ſollten kaufen,
Und doch gaben einem Kunſthändlee Goldhaufen.

Da bildete ſich nach einigen Jahren ſchon
Eine gewaltige Oppoſition,
Die eief: wie wollen einen neuen Ausſchuß,
Der die Sache beſſee verwalten muß.

Nun kam die Geſchichte zur Verhandlung,
Worauf man gewaetet mit Spannung,
Und es hat da geſprochen ein Advokat,
Bis man den Verein geſtürzet hat.

Doch die Geſtüezten wußten ſich heraus zu beißen,
Sie unternahmen groſe Reiſen,
Wo bedeutende Actionäee
Füe ſie teaten in's Gewehre.

Auch wußten ſie einigen die Mäuler zu ſtopfen,
Denn hundert Louisd'oe iſt ein großer Maulpfropfen,
Den man ſchier
Nicht machen kann aus dem beſten Löſchpapier.

Und wie es bei ſo Sachen immer iſt,
So blieb auch hier dee alte Miſt,
Denn gerade die am meiſten raiſonnirt,
Haben nachher das Maul nicht gerühet.

Jetzt wueden frech die Peofeſſoeen,
Nachdem ſie die Geſchichte nicht veeloeen,
Und klagten ein Referenten, die geſchrieben,
Die Redacteuee ſind nicht verſchont geblieben.

Und trugen auf Beſteafung an,
Was abee kein Gericht gethan,
Sie wollten verzweifeln ganz,
Nachdem ſie abwies die letzte Inſtanz.

Auch wurden ſie wackee ausgelacht,
Weil ſie es doch bekannt gemacht,
Daß es Ihnen angenehm wäe',
Wenn man veeöffentlichte jede Beſchwer. ꝛc. ꝛc.

Darmſtadt, 26. Febr.

Vorgeſtern trat Hr. Baiſon vom Frankfurter Stadttheater als Jugomar im »Sohn der Wildniß« auf unſerer Hofbühne auf. Das ungewöhnlich ſtark beſetzte Haus zeugte von der Anziehungskraft des Rufes dieſes Künſtlers, und der geoße Beifall, der ihm zu Theil ward, die Ehre des Hervorrufens mögen ihn den Beweis liefern, daß man auch hiee ſeinem hervorragenden Talente als Darſteller volle Gerechtigkeit wideefaheen läßt. Demnächſt wird Herr Baiſon als zweite Gaſtrolle den Hamlet geben.

Die jetzt durch alle Zeitungen gehende Bemerkung, der Schauſpieler Philipp Herwegh ſey ein Bruder des Dichters Georg Herwegh, iſt durchaus ungegründet.

—bt—

Frankfurt, 28. Februar.

Vorgeſtern ſahen wir auf unſerer Bühne zum erſtenmale das Originalluſtſpiel »das Portrait der Geliebten« von Feldmann. Das Stück ſpeach hier wenig an und iſt auch in der That ſo unbedeutend, daß wir nicht begeeifen können, wie es unſere Regie geben konnte. Im Sujet iſt das ſogenannte Originalluſtſpiel dem benannten Luſtſpiel von Devrient »die Gunſt des Augenblickes« nachgeahmt, aber auf ſo ungeſchickte Weiſe, daß der Knoten der Irrung dreimal auf dieſelbe Weiſe geſchürzt und gelöſ't wird. Hätte Herr Feldmann das dreiaktige Lnſtſpiel in einen Akt eingeeahmt, dann würde es eher genießbar ſeyn. So abee iſt es langweilend und wird ſich nicht auf dem Repertoire halten. — Heute Abend ſehen wir endlich das vielgerühmte Schauſpiel »Mutterſegen, oder die neue Fanchon« zum Beneſice der Madame Feuhauf; unſere Direction hofft, daß es ein Kaſſenſtuck werde. Wir wünſchen es ihr von Herzen. — Nachdem Lachners gleichnamige Oper liegen geblieben, wird nun die Oper »die Königin von Cypern« von Halevy hier einſtudiet und ſoll in wenigen Wochen zum Beneſiee des Baritoniſten-Piſcheck gegeben weeden. — Die zunachſt daeauffolgende neue Oper auf unſerer Bühne iſt im Sujet nach dem Raupach'ſchen Drama »der Müller und ſein Kind« bearbeitet, welche Fried. Hillee componiet hat. Die Muſik dieſer Oper wied von Kenneen, die ſie theilweiſe gehört, ſehr gelobt. Im Laufe d. M. hören wir auch Hillers geoßes Oratoeium »die Zerſtörung Jeeuſalems«, welches er zum Beſten des Theaterpenſionsfonds aufführen läßt. Hiller bietet uns übeehaupt viel muſikaliſchen Genuß und dies auch in ſeiner Matinées, die jeden Sonntag in ſeinen Salons ſtattfinden und zahleeich beſucht ſind. Seine Gattin iſt eine höchſt ausgezeichnete Sängerin und bezaubert nicht allein duech ihren Geſang, ſondern auch duech ihre Liebenswürdigkeit. —ff—

Das Entlaufen der Galeerenſclaven.

In einer ſo eben unter dem Titel: „Das Innere der Bagnos,“ erſchienenen franzöſiſchen Schrift, befinden ſich einige Details, die auch füe das Ausland nicht unintereſſant ſeyn dürften.

Es iſt ſchwer, ſagt der Verfaſſer jener Schrift, Herr Sers, einen allgemeinen Bericht über die Art der

Digitized by Google

Beaufſichtigung abzuſtatten, die in den drei franzöſiſchen Bagnos ausgeubt wird, da die Dienſtreglements je nach der beſondern Localitat verſchieden ſind; indeſſen ſind wir doch im Stande, Folgendes in dieſer Beziehung mitzutheilen:

„An den Gittern des Bagnos iſt eine Wache aufgeſtellt, dir das Geſchäft hat, die Thüren zu öffnen und zu ſchließen; ſie darf keinen Fremden herrin oder hinaus laſſen, ohue daß die beſondere Erlaubniß des Aufſehers über die Dienſtmannſchaft hierzu gegeben wird. An den Gittern der einzelnen Gefängniſſr ſind in gleicher Weiſr beſtändig zwei Wachen aufgeſtellt, von denen die eine die Schtüſſel führt, die andere hingegen die Verbrecher bei ihrem Aus- und Eingange zu controliren und zu viſitiren hat. Des Morgens, wenn die Verbrecher ſich zur Arbeit begeben, werden ſie gezählt und eine Abtheilung der Wache iſt insbeſondere damit beauftragt, die Feſſeln zu unterſuchen, um nachzuſehen, ob ſie etwa zerhauen oder zerbrochen ſind. Bei der Arbeit werden jedem einzelnen Aufſeher fünf Verbrecherpaare übergeben; wenn dieſer bemerkt, daß eine oder mehrere von ihnen verſchwunden ſind, ſo führt er ſogleich die übrigen ihm anvertrauten Leute nach dem Bagno zurück und macht daſelbſt Anzeige davon, indem er den Ort angibt, wo jene entwichen ſind. Zu Mittag, wenn die Verbrecher nach dem Bagno zurückkehren, zählt man ſie noch ein Mal. Wenn ſie des Nachmittags wieder herausgelaſſen werden, ſo werden ſie von Neuem viſitirt. Endlich zur Nachtzeit werden ſie zum letztenmale zuſammengrrufen, indem zu dem Zwecke eine Kanone abgefeuert wird. Des Abends, wenn alle Verbrecher zuſammen ſind, nehmen die Aufſeher vor den Gefängniſſen ihre Poſtrn ein und eine Abtheilung der Wache wird für die Nacht conſignirt. Auch während der Nacht wird der ganze Umfang des Bagnos von den Gehülfen der Aufſeher umzogen, wobei ſie, ſo ſie es für nöthig halten, ſich von Wachen begleiten laſſen. Außerdem hat jedes Bagno eine Militairwache unter den Befehlen eines Officiers und beſtändig geladene Kanonen; wenn dir Verbrecher herausgelaſſen werden, ſo zieht die Wache auf und die Lunte wird angezündet, ſo daß das Geſchütz im Nothfalle auf der Stelle abgefeuert werden kann.

Bald befinden ſich die fünf einem Aufſeher anvertrauten Verbrecherpaare auf derſelben Stellr zuſammen, bald nehmen ſie rinen zirmlich weitrn Raum ein, ſo daß der Aufſeher nicht im Stande iſt, ſeinen kleinen Trupp auf einmal zu überſchauen. Uebrigens enthalten die Arſenale mehr odrr weniger Vertiefungen; ſie ſind mit Magazinen aller Art verſehen, haben Schiffr auf den Werften und auf der See; auch liegen Tauſende von Holzſachen hier und da aufgethürmt, wie Schiffstrümmer, Maſchinen und Bauholz, die alle ſo viele Schlupfwinkel bilden, daß der Verbrecher ſich in einer Secunde dem wachſamſten Auge zu entziehen im Stande iſt; er ſtudirt, er erräth, er erkennt die Ausgänge, die ihn gegen die ſorgfältigſten Nachſnchungen zu ſchützen im Stande ſind; die Hoffnung auf die Wiedererlangung der Freiheit eröffnet ihm die Ausſicht auf unglaubliche Hülfsquellen; er zerbricht ſeine eigene Kette und verſchwindet plötzlich, gleichſam wie auf einen Zauberſchlag.

(Fortſetzung folgt.)

Würzburger Theater.

Mittwoch, 22. Febr.

Der ſchwarze Domino.

Wenn dieſe Oper diesmal das Publikum kalt ließ, ſo mag wohl einigermaßen die Muſik daran ſchuld ſeyn, die zwar pikant, mannigfaltig und theilweiſe ſogar characteriſtiſch, aber dabei im Ganzen gemüthlos iſt und jene muſikaliſchen Abgänge entbehrt, durch die Effect hervorgerufen wird. Mehr aber als die Muſik mag die Beſetzung Urſachr tragen, daß die Oper nicht günſtig aufgenommen wurde. — Die Hauptparthie — Graf Juliano — ruhte in den Händen des Hrn. Danielſon, der zwar Alles thut, was in ſeinen Kräften ſteht, aber nun und nimmermehr einen zweiten Tenoriſten abgeben kann, der unſerer Bühne ſeit geraumer Zeit mangelt, und in der ganzen Saiſon gar nicht würdig beſetzt war. Dadurch, daß man Hrn. Danielſon in eine Sphäre hienein zwängt, in die er nicht gehört, verdirbt er nicht nur bir rine, ſondern er ſchadet auch der andern, für die er engagirt iſt. Warum ſpielte (?) Hr. Faber den Maler im „Fabricanten“ während dieſe Rolle durch Hrn. Danielſon genügend beſetzt wurdr? Alles in Allem kann man nicht, und für 2te Tenorparthien gehört ein zweiter Tenoriſt. — Hr. Stoffregen — Maſareno — hat uns mit einer recht hübſchen Einlage beſchenkt; mit dem Dialog kam er in einige Verlegenheit. — Mad. Cordin war im Geſange ausgezeichnet, im Spiel etwas zu kühl und zu ernſt. Nur lobrnd können wir der übrigen darſtellrnden Perſonen erwähnen mit Ausnahme der Damen Lincker und Scheurich ꝛc. Wir ſind gernr discret, aber bitten möchten wir doch, daß auf die Beſetzung und Ausführung ſolcher Parthien mehr Sorgfalt verwendet würde.

—r—

Notizen-Blatt.

Der Prinz von Mogador, Bruder des Kaiſers von Marokko, hielt ſich unlängſt incognito in Liſſabon auf und vergnügte ſich damit, in den Straßen herumſpaziren und vor den Thoren des Hauſes hinzuſetzen. Da ſetzte er ſich denn auch in einen Lehnſeſſel, der am Laden eines Tapezirs ſtand; der Ladeneigenthümer proteſtirte dagegen, und der Prinz, der ebenſalls nicht weichen wollte, wurde tüchtig durchgepufft. Nun gab er ſein Incognito auf.

Der Kaufmann L. in B. hatte einen lebensluſtigen Sohn, der vom Vater nicht genug Geld zu ſeinen Ausgaben bekommen konnte. Der junge L. verkaufte, um ſeinr Kaſſe neu zu füllen, dir Hälfte des Antheils eines ſeinem Vater gehörigen Güterlotterieloſes und machte in der deshalb auszuſtellenden Prämiſſe die Handſchrift des Vaters nach. Das Loos kam mit dem erſten Treffer heraus; unglücklicher Weiſe hattr der Vater die anderr Hälftr verkauft und ſo mußte er, um ſeinen Sohn nicht wegen Fälſchung in Strafe zu bringen, den ganzen Treffer herausbezahlen. Der alte L. verfiel in ſtillen Wahnſinn, der jungr lief in die Welt hinaus.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 28. Sonntag, 5. März 1843.

Schwert und Ring.

(Schluß)

Es war ungefähr einen Monat nach dieſer Begebenheit, als die Bewohner von Brüſſel die ſchaudervolle Gewißheit erhielten, daß auf dem großen Markte vor dem Rathhauſe eine Hinrichtung ſtattfinden werde, grade an demſelben Platze, wo einige Jahre ſpäter die edlen Häupter der Grafen Egmont und Horne fallen ſollten. Das Gerüſt war aufgeſchlagen, und ſeit frühem Morgen wogte die Menge der Neugierigen umher, die den furchtbaren Augenblick kaum erwarten konnten. Sehr getheilte Gefühle gaben ſich über das blutige Gericht kund, das über Lannoys Mörder ergehen ſollte; die Einen bedauerten ihn im Grund des Herzens; die Andern meinten, er habe ſein Schickſal verdient.

Der Zeiger am Zifferblatte der Rathhausuhe hatte ſo eben die 9te Stunde erreicht. Die lauten, gemeſſenen Schläge der Glocke tönten über den Platz hin, da nahm das Gemurmel und Geſchrei unter dem Volke plötzlich ein Ende; düſtres, banges Schweigen trat ein. Man hätte das Klopfen der Herzen, man hätte die beklommenen Athemzüge vernehmen können. Das Thor des Stadthauſes ward geöffnet; alle Blicke richteten ſich nach dem Thore, denn ein ſchrecklicher Zug, ein Geleite des Todes, ſollte aus dieſem Thor kommen. Zuerſt erſchien ein Trupp Soldaten in blauen Waffenröcken, mit Piken bewaffnet; in ihrer Mitte ſah man das blaſſe Angeſicht eines Mannes, welcher, von einem Dominikanermönch geſtützt, daherſchritt; ihm folgte ein Mann in rothem Mantel und zwei Knechte, widerwärtige unheilbringende Geſtalten. Zuletzt folgte noch ein Haufen blauer Pikenträger. Langſam bewegte ſich der Zug dem Gerüſte zu. Tiefgerührt betrachteten die Naheſtehenden den bleichen Jüngling, der indeß feſt und ergeben, mit ſicherm Fuße ſeinem Looſe entgegenging.

»So jung zu ſterben, zu ſterben, wenn man kaum zu leben anfängt!« ſagten Viele von Mitleid ergriffen.

»So zu enden, wenn einer ſo glücklich hätte ſeyn können unter den Glücklichen der Erde!«

»Wie ſchön er iſt, trotz der Todtenbläſſe ſeines Geſichts, wie wohlgebaut, fein Haar ſo voll und ſchwarz, das Auge feurig, noch voll jugendlichen Muthes!

»Mehr als eine Dame am Hofe unſerer gnädigſten Statthalterin wird heute den Edelknaben des Hrn. v. St. Aldegonde beweinen!

»Das Fräulein von Baude gewiß!«

»Und keine jener edlen Frauen hat ihn von dieſem Tode erretten können?» fragte ein Bürger

»Keine, gab man zur Antwort. Denn die Macht Derer von Lannoy iſt ſeit der Schlacht bei Pavia ſo gewaltig, daß alle Verſuche an ihr zu Waſſer werden...«

Das Geſpräch brach ab; denn der Zug ſtand am Fuße des Schaffots. Herrmann von Roſſem ſchickte ſich an, die Stufen hinauf zu ſteigen, indem er fortwährend den Arm des Prieſters gefaſſt hielt. Ein grauſiges Stillſchweigen lagerte ſich über der Volksmenge; ja, es war, als wenn mit der bangen Erwartung des verhängnißvollen Moments die Stille wuchs und immer tiefer in jeden Buſen drang. Alle durchfuhr ein elektriſcher Schlag, als man den Scharfrichter das Beil zur Hand nehmen ſah, während der Verurtheilte knieend den Kopf auf den Block legte, indeß der Diener des Hochgerichts ſchon ſeinen weißen Stab erhob, um dem Mann im rothen Mantel das Signal zu geben. Da brach aus der Todesſtille, die über dem Volke herrſchte, aus Aller Mund zu gleicher Zeit der Schrei hervor:

»Halt ein, Halt ein!«

Der Henker erbebte, und der Gerichtsdiener hatte nicht den Muth, zu rufen: »Hau zu!« —

Verwundert wandten ſich alle Blicke nach der Hügelſtraße zu; die Volksmaſſen thaten ſich auseinander, um einem jungen Weibe Platz zu machen, das, weiß gekleidet, den Kopf mit einem Blumenkranz geſchmückt, auf das Schaffot zueilte.

»Platz für die Jungfrau, welche kommt, das Leben des Verurtheilten zu löſen!« rief das Volk. — »Sie hat das Recht, Leben und Freiheit für ihn zufordern, woſern ſie geſonnen iſt, ihn zum Ehegemahl zu nehmen, das iſt ein alter Brauch!« riefen Einige mit Ungeſtüm. — Die Menge klatſchte Beifall, Freudengeſchrei begrüßte die wunderbare Retterin, und der Platz, noch eben zu einem gräßlichen Schauſpiel beſtimmt, donnerte von dem Jubel vieler tauſend Kehlen.

Unterdeſſen war die Jungfrau am Fuße des Blutgerüſtes angelangt. Da verſagten ihr die Kräfte, ihr Fuß bebte zurück, als er die erſte Stufe berührte, ſie ſchwankte, und ſank zuſammen.

»Engel des Himmels!« rief Herrmann aufſpringend.

Er hatte ſie erkannt, es war Amalie, die Geliebte, um derenwillen er ſeinen Kopf dem Henkersbeil preisgegeben hatte. Als die Ohnmächtige wieder zu ſich gekommen war, fragte ſie der Gerichtsdiener: »Weib, was kommt ihr hier zu thun und zu begehren?« — »Ich komme, um dieſes Mannes Leben zu fordern, auf daß er mein Gatte, Herr und Gebieter werde,« antwortete die Jungfrau mit erlöſchender Stimme. — »Herrmann von Roſſem, nahm darauf der Amtmann das Wort, willigſt Du ein, das Weib zur Ehe zu nehmen, welches Dich zum Gemahl verlangt?« — »Wenn ſie den zweifachen Ring der Verlobung in Händen hat, werd' ich mit Freuden einwilligen, ſie zum Ehgemahl zu nehmen!« gab der

Jüngling zur Antwort. — »Nimm hier das Band unſeres Bündniſſes!« ſprach das Mädchen, und ſteckte dem jungen Mann den Ring auf den Finger. — »Herrmann von Roſſem, Du biſt frei, im Namen des Kaiſers! ſprach der Amtmann mit lauter Stimme; Henker, der Mann da iſt nicht mehr Dein!«

Hoch lebe der Kaiſer! erſcholl es wie aus einem Munde.

Wir überlaſſen es dem Leſer, ſich Herrmanns Entzücken und die Gefühle ſeiner Geliebten vorzuſtellen, als die Beiden in dieſem Augenblicke, an dieſem Orte, inmitten dieſer Verſammlung ſich wiederfanden. Während das Volk jauchzte, und mit erhobenen Händen und Hüten ihnen zuwinkte, blieben ſie ſprachlos ſich umarmend, ohne die Scene wahrzunehmen, in deren Mitte ſie ſtanden.

Noch an demſelben Abend wurden die Liebenden in der kaiſerlichen Schloßkapelle verbunden. Die Prinzeſſin Margaretha, gerührt durch die ſeltene Handlung der Liebe, ward ihre Beſchützerin. Die Chronik, aus der wir dieſe Geſchichte entlehnt haben, meldet uns, daß Herrmann und ſeine Gattin ſich in's Innere des Limburger Landes zurückzogen, wo ſie eines ſtillen, ungetrübten Glückes genoſſen.

Das Entlaufen der Galeerenſclaven.

(Fortſetzung.)

Die Kette bildet übrigens für den Verbrecher das geringſte Hinderniß; er erfaßt ſie mit einem kalten Meiſſelſchlage, mit der Art oder mit jedem andern Werkzeuge, das gut ſchneidet; hierauf befeſtigt er den Ring in der Spalte irgend eines Stückes Holz und biegt ſodann zu wiederholten Malen das Eiſen hin und her, ſo daß daſſelbe endlich ſeinen Anſtrengungen weicht.

Uebrigens kommen mitunter Entweichungen vor, die ſich unmöglich verhindern laſſen. So zum Beiſpiele waren am Abende vor Weihnachten, im Jahre 1838, zehn Verbrecherpaare, unter der Aufſicht zweier Aufſeher, auf der Rhone-Wieſe zu Rochefort mit Erdarbeiten beſchäftigt. Auf einmal zerbrachen ſechs von dieſen Verbrechern ihre Ketten und liefen plötzlich davon, ſo daß ſie ihre Aufſeher außer Stand ſetzten, ſie alle zugleich wieder aufzugreifen. Zur ſelben Zeit fiel der Regen in Strömen herab, die Nacht brach ein und vierzehn Mann waren zurückgeblieben. Indeſſen gelang es einem von den Aufſehern, die Spur der Flüchtlinge aufzufinden, und nachdem er ſie mit Standhaftigkeit verfolgt, holte er ſie endlich ein und brachte den, der zuerſt von ihm aufgegriffen wurde, mit entblößtem Säbel nach dem Bagno wieder zurück.

Ein anderes Mal zerbrachen in demſelben Hafen zwei Verbrecher ihre Feſſeln am Ufer der Charente, ſtürzten ſich in den Strom und ſchwammen durch den Fluß unmittelbar vor den Augen der Aufſeher, denen, da ſie nicht ſchwimmen konnten, nichts Anderes übrig blieb, als die Deſerteure mit ihren fruchtloſen Drohungen zu verfolgen.

Als die günſtigſte Jahreszeit für die Entweichungen erſcheint der Sommer, eine Zeit, wo die Natur ſelbſt den Flüchtling durch Obſt erhält, in den Getraidefeldern Schutz gegen die Gensd'armen gewährt und ſo das Entkommen ſehr erleichtert; auch warten in der That die Verbrecher meiſtens die Monate Juni und Juli ab, um alsdann plötzlich zu entweichen. Die zu dieſer Jahreszeit herrſchende Dürre geſtattet ihnen, überall durch das reißendſte Waſſer zu ſchwimmen, wenn die Noth es erfordert.

Das Entlaufen des Verbrechers wird der fernen Landſchaft durch drei Kanonenſchüſſe angezeigt; wer denſelben auffängt und nach dem Bagno bringt, erhält eine Prämie, die im Hafen fünfundzwanzig Francs, innerhalb der Stadt funfzig und außerhalb der Mauern derſelben hundert Francs beträgt. Durch dieſe Prämie, ſo wie durch den Schrecken, den die Flucht des Galeerenſclaven einflößt, wird die ganze Bevölkerung, ſowohl innerhalb als außerhalb der Stadt in Bewegung geſetzt; man bewaffnet ſich, man durchſtreift und bewacht ſorgfältig ſeine Güter; das Signalement des Deſerteurs wird auf der Stelle an die Seepräfectur, an den Befehlshaber der Truppen, an die Gensd'armerie der Umgegend, an den Berichterſtatter bei dem Marinetribunal, an den Douanenaufſeher und an die Präfecten der acht benachbarten Departements abgeſchickt.

Aber in welcher Kleidung wird man den Galeerenſclaven wiederfinden? Und was für Papiere wird er bei ſich führen? Im Arſenal kann man für Geld durch hülfreiche Gauner Kleidungsſtücke geliefert erhalten; aber auch mittelſt Nachſchlüſſel, welche die Verbrecher ſich ſelbſt anfertigen, können ſie in eines der Magazine oder in ein Atelier einbrechen und ſich hier neue oder alte Kleider verſchaffen. Was ferner die Papiere betrifft, ſo werden dergleichen in allen Bagnos angefertigt; namentlich können wir zu Rochefort den Verbrecher Clement citiren, deſſen hierin geübte Feder aufs Täuſchendſte einen Reiſepaß nachzumachen verſteht. Man hat zuweilen einen ſolchen mit den von der Marine ausgeſtellten Päſſen verglichen und man war nicht im Stande, irgend einen Unterſchied zwiſchen denſelben zu entdecken.

Dem entlaufenen Verbrecher werden, wenn er wieder eingefangen wird, entweder drei Jahre verlängerte Strafzeit auferlegt, wenn er vorher als Galeerenſclave auf Zeit, oder er wird zu drei Jahren Doppelketten verurtheilt, wenn er vorher als lebenslänglicher Galeerenſclave im Bagno war.

Als Beiſpiele einiger Entweichungen, die Staunen erregen, führen wir folgende an:

Zu Toulon gelingt es dem Verbrecher Fichon, ſich von ſeinen Ketten loszumachen; er täuſcht die Aufmerkſamkeit der Wachen und man findet ihn nicht mehr auf. Indeſſen werden gegen ihn als einen Verdächtigen die ſchleunigſten Unterſuchungen angeſtellt: Aufſeher und Gehülfen ſind auf den Beinen; man zieht überall Erkundigungen ein; das Innere des Arſenals wird nach allen Richtungen hin durchſpäht; nichts führt auf die Spur des Verbrechers. Was iſt aus ihm geworden? Er hat ſich im Waſſer, im Hintergrunde eines Baſſins, verſteckt; vermittelſt eines ledernen Aermels, deſſen äußerſtes Ende an der Oberfläche des Gewäſſers angebunden war, erhielt er die ihm nöthige Luft; während der Nachtzeit kam er aus ſeinem Schlupfwinkel hervor und nahm die Nahrungsmittel zu ſich, die ſeine Kameraden an einem geheimen Orte für ihn niederlegten. Am dritten Tage erſt entwich er gänzlich.

Der berüchtigte Moritz entkam aus dem Bagno auf eine noch merkwürdigere Weiſe: trotz der Doppelketten, mit denen er gefeſſelt war, gelang es ihm, ſich einen

Digitized by Google

Nachſchlüſſel zur Thüre ſeines Gefängniſſes zu verſchaffen; nachdem er ſeine Feſſeln durchſägt, ſchwingt er ſich aufs Gitter, nicht weit von der dort aufgeſtellten Wache. Ohne die Glocke des Bagnos in Bewegung zu ſetzen, ſteigt er mittelſt des Seiles aufwärts, durchbricht das Dach, verhüllt den Glockenklöppel mit leinenem Zeuge, kommt ſodann zurück und findet acht ſeiner Kameraden von ihren Feſſeln befreit. Der kühne Verbrecher führt ſie unter die Glocke, zeigt ihnen den offenen Weg und ſchwingt ſich ſelbſt als der neunte Mann aufs Dach. Unterdeſſen hat die Wache herausgerufen; die Entweichung wird entdeckt; ſogleich umzingeln die Patrouillen das Arſenal, deſſen vorzüglichſte Punkte auf der Stelle von ihnen beſetzt werden; acht Galeerenſklaven werden aufgefangen; Moritz allein entwiſcht den Nachſuchungen. Dieſer Verbrecher befand ſich in dem Bagno zu Breſt.

(Schluß folgt.)

Heirathsgebräuche in der Bretagne.

Das Liebesleben des Landvolkes in der Bretagne iſt ſo einfach und durch Gewohnheitsrecht ſo ſtreng geregelt, daß romantiſche Ausbrüche der Leidenſchaft zu den ſelterſten Fällen gehören. Aber auch dieſe ſchlichte Natürlichkeit und dieſer Abſchein früherer poeſiereicherer Zeiten hat ſeine anziehenden Seiten, ſo daß wir hoffen dürfen, ein treues Bild dieſer ländlichen Lebens- und Liebesverhältniſſe werde unſern Leſern nicht ohne Intereſſe ſeyn. Aehnliche Formen finden ſich noch überall, wo ſich ein wahrer Bauernſtand erhalten hat.

Mit dem achtzehnten Jahre erſt erreicht das Bauernmädchen in der Niederbretagne das reife Alter; erſt jetzt wird ſie ein Gegenſtand, welcher die Aufmerkſamkeit des jungen Volkes feſſelt. Aber für den Verkehr der jungen Leute ſteht ſtreng das Grundgeſetz feſt, daß alle Beziehungen offen und ehrlich im Kreiſe der Familie und vor den Augen der Aeltern ſtatt finden. Wehe der Schönen, welche dieſe Grenze überſchritte: man würde mit Fingern auf ſie deuten und ihr Ruf wäre unrettbar verloren. Dieſe Strenge wird durch die Verhältniſſe nicht nur gerechtfertigt, ſondern ſogar bedingt; denn dem Mädchen den Hof zu machen, ſteht jedem frei, und iſt eine Jungfrau ſchön und reich, ſo kommt ſie Sonntags aus der Veſper wohl mit einem Gefolge von zehn, zwölf Burſchen nach Hauſe, die gegen ſie die Aufmerkſamkeit ſelbſt ſind und unter einander im fröhlichſten Einvernehmen ſtehen. Der Hausvater heißt ſie herzlich und vergnügt willkommen, und was Küche und Keller bieten, wird aufgetiſcht. Beim Apfelwein wird von der Erndte, vom Vieh und dergleichen geſprochen, und der Herr vom Hauſe kann eine gute Portion Lob und Bewunderung vertragen. Indeß kommt die Umworbene, die ſich mit der Mutter eine Weile ins Zimmer des erſten Stocks zurückgezogen, wieder zum Vorſchein, und da es die Landesſitte ſo verlangt, ſo iſt ſie gegen jeden Anbeter ohne Ausnahme gleich artig und freundlich. Eine merkbare Auszeichnung oder Zurückſetzung iſt gegen die Schicklichkeit: ſollte ſich aber unter die Bewerber der Eine oder der Andere wagen, der durch Stellung oder Vermögen keine Anſprüche auf die Hand der Schönen machen dürfte, ſo iſt es Sache der Burſchen, ihn auf das Unpaſſende ſeines Schrittes aufmerkſam zu machen und ihn nöthigen Falls ſelbſt durch handgreifliche Beweiſe davon zu überzeugen. Dann beginnt der Kampf; in der Regel iſt aber Alles ausgeglichen, wenn ſie über der Schwelle der Angebeteten treten; nur aus den blauen Flecken und zerſetzten Kleidungsſtücken erhellt, daß die Kämpfer das Anſehen ihres Sterns zu wahren wußten.

Uebrigens werden dieſe Geleite (conduites heißt der Kunſtausdruck) als bloße Artigkeiten betrachtet; vom Heirathen iſt dabei keine Rede. Nach Jahren der unausgeſetzteſten Geleitſchaft fühlen ſich beide Theile nicht mehr verpflichtet, als bei uns Herr und Dame, welche auf Bällen miteinander tanzten. Als unbeſchränkter Herr und Meiſter in ſeinem Hauſe, ſetzt der Vater in der Regel auch die Zeit feſt, wann die Tochter ans Heirathen denken ſoll.

»Mädchen,« hebt der Alte zu guter Stunde unter vier Augen an, »ich miſſe Dich zwar ungern in der Wirthſchaft, aber ich denke an Deine Zukunft; es iſt Zeit, daß Du an den Mann kommſt, und ich will Dir nicht entgegen ſeyn. Der Augenblick iſt günſtig; die Erndte ſteht gut und die Mitgift fällt mir nicht ſchwer. Es ſoll mir auf hundert Thaler und ein Paar Ochſen nicht ankommen, wenn Du Ernſt machſt. Ueberleg Dir das und ſag mir Beſcheid.«

Von Jugend auf an unbedingten Gehorſam gewöhnt, nickt die Tochter den vernünftigen Vorſtellungen des Vaters, und nun wird der Tag beſtimmt, wo der Alte mit ſeinem Mädchen zur Stadt fährt, um die Einkäufe für den Brautanzug zu machen. Selten überläßt ſich die Schöne indeß ihrem eigenen Geſchmacke; der Schneider, eine wichtige Perſon im Dorfe, bekommt unter der Hand Wind, und nun treibt der Zufall ſein Spiel ſo, daß er mit Vater und Tochter gerade zuſammentrifft, wenn ſie in den Kaufladen treten.

Der Kaufmann kennt den Geſchmack ſeiner Kunden; die ſolideſten Stoffe und ſchreiendſten Farben werden vorgelegt, der Schneider unterſucht die Proben mit kritiſchem Auge und findet die Preiſe enorm, bis der Kaufmann ihm einen Wink giebt, worauf der Schneider gelindere Saiten aufſpannt. Denn da es einmal Brauch iſt, daß der gute Mann heute nur zufällig in die Stadt kommt, ſo muß der Kaufmann ihm die Mühe vergüten.

Es vergeht keine Woche, ſo iſt eine Stunde in der Runde alle Welt ins Geheimniß des Schneiders eingeweiht: das Mädchen hat ihren Brautſtaat gekauft und iſt alſo gewillet, binnen Jahresfriſt Hausfrau zu werden.

(Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Frankfurt, 2. März.

Ich hatte die am Montag zum Benefice der Mad. Frühauf ſtattgehabte Aufführung des Schauſpieles mit Geſang: »Mutterſegen oder die neue Fanchon« von Friedrich und Schaffer, bereits angezeigt. Das Stück, das allerdings auch trefflich beſetzt war und gegeben wurde, hatte den glänzendſten Erfolg. In der Hauptrolle der Marie war Dem. Herrmann, obgleich eine noch ſehr junge Schauſpielerin, ſehr brav und wurde mehrmals gerufen. Mad. Frühauf — die leider wieder erkrankt

Digitized by Google

iſt und dadurch die Wiederholung des Stückes verhindert — ſtattete die Chonchon mit einer bezaubernden Liebenswürdigkeit aus und nicht weniger trugen die HH. Meck und Nork, Commandeur und Pierrot, durch ihre draſtiſch wirkenden Leiſtungen zur günſtigen Aufnahme des Stückes bei. Die ſchlüpfrige Einfaſſung des Schauſpiels — ſeine Tendenz iſt eine ſittliche — ſtößt bei den Moraliſten allerdings an.

Ich hatte Unrecht gehabt, daß ich der franzöſiſchen Schauſpieler-Geſellſchaft des Monſieur Conſtant einen günſtigen Erfolg peophezeite. Ihre beiden bis jetzt gegebenen Vorſtellungen waren überaus ſchlecht beſucht und ſie wird es dabei bewenden laſſen. Allerdings beſteht dieſe Geſellſchaft nur aus einigen Mitgliedern, den Trümmern der frühern größern.

An die innere Reſtauration unſeres Theaters wird denn nun endlich Hand angelegt. Die Ausſchmückung wird von Gropius in Berlin ausgeführt, worüber unſre zünftigen Maler ſich nicht wenig ärgern. —ff—

⁂

Bonn, 26. Februar.

Profeſſor Löbell iſt durch einen Sturz beim Umſchlagen eines Wagens außer Stande geſetzt worden, dieſe Woche ſeine Vorleſungen zu halten. Somit hat Löbell nun ſeine Vorleſungen gänzlich für dieſes Semeſter geſchloſſen, da er Sonnabend den 25. März abreiſen will; ee hat daher dieſe wenigen Tage nöthig, ſich von dem Unfalle zu erholen. Es hat ſonach Prof. Walter, zeitiger Decan der philoſophiſchen Fakultät, öffentlich bekannt gemacht, daß die Hrn. Studirende, welche bei Löbell Colleg belegt hätten, ihre Anmeldungsbogen überbringen ſollten, damit ſie über den Beſuch ihrer Collegе teſtirt bekämen. — Die Reiſe des Hrn. Prof. Löbell iſt, wie bekanntlich, nach Mecklenburg gerichtet, wohin er, eingeladen von dem dortigen Fürſten, einem früheren Zuhörer, mit Erlaubniß unſeres Königs geht. Lange jedoch wird drr Aufenthalt daſelbſt nicht währen, da er, wie man mit Gewißheit behauptet, ſchon im nächſten Sommer-Semeſter wieder ſeine Vorleſungen beginnen wird.

Man kann ſchon ſehr wohl merken, daß dieſes Semeſter ſeinem Ende entgegen geht; die Hrn. Docenten ſetzen ein Colleg nach dem andern aus, und einige haben ſchon die Zahl der wöchentlichen Vorleſungen vermindert. Dahlmann jedoch hat in ſeinen Vorleſungen nie eine Viertelſtunde ausfallen laſſen. Er ſpricht jetzt gerade über Steuern und Eigenthum, und entwickelt hier, wie überall, eine reiche Gelehrſamkeit, die auf feſtem Grunde aufgebaut iſt; er verfolgt das Emporkommen der Steuern bis auf unſere Zeit, bringt die Anſichten der verſchiedenen frühern und jetzigen Staatsmänner vor, ſpricht über Steuern im Allgemeinen, über den Einfluß des Geldes zu den verſchiedenen Zeiten und von welcher Seite aus daſſelbe betrachtet werden müßte, und dergleichen.

Trotzdem, daß der Gegenſtand ſeiner Vorleſungen im Gebiete dee Politik nicht ganz intereſſant iſt, wie auch der jetzige die Meiſten nicht beſonders anſpricht, wegen der Eigenthümlichkeit, wird es doch keinem der Zuhörer einfallen, den Vorleſungen nicht beizuwohnen; denn es iſt unglaublich, wie Dahlmann den Stoff beherrſcht, wie er dem trockenen Gegenſtande Leben einzuhauchen und ſolche Geſtalt zu geben weiß, daß Jeder ſich bloß um deßwillen hingezogen fühlen muß, dem Gegenſtand regere Theilnahme und Aufmerkſamkeit zu leihen. Dahlmann hat auf dem Catheder etwas beſonders Eigenthümliches; mitten im Vortrage nämlich bringt er oft einen zu dem Gegenſtande paſſenden witzigen Gedanken vor, den er mit allem Ernſte ausſpricht und der deshalb bei den Zuhörern viele Wirkung macht; beſonders, wenn er eine Anekdote erzählt, zeigt ſich dieſes; man vernimmt unter der großen Zahl der Zuhörer ein Lachen, das aber gleich unterdrückt wird und der ernſten Sache bedeutend viel Gewicht verſchafft, da Dahlmann ernſt bei ſeinem Gegenſtande bleibt, höchſtens zeigt ſich um ſeinen Mundwinkeln ein zartes Lächeln.

Der Ausſage eines Docenten der kathol. theolog. Facultät zufolge ſollen die meiſten Docenten der Univerſität ſich darüber beſchwert haben, daß die College ſo ſchlecht beſucht würden, beſonders von den katholiſchen Theologen. Das Verſäumen der College ſey auch lediglich die Urſache, daß in letzter Zeit die Examina ſo ungünſtige Reſultate geliefert hätten. Es ſollen demnach Maßregeln getroffen werden, nach welchen das Verſäumen von Vorleſungen gehemmt würde. Näheres hat man jedoch nicht vernommen; ſollte etwas darüber beſchloſſen werden, ſo werden wir ſpäter darauf zurückkommen. —b—

Notizen-Blatt.

(Miscellen.) Voe Kurzem ging ein elegant gekleideter junger Mann durch eine der volkreichſten und ſchönſten Straßen von Paris, blieb vor dem Laden eines Bilderhändlers ſtehen, in dem die anſtößigſten und alle Scham außee Acht laſſenden Statuen ausgeſtellt waren. Der Kunſthändler war von Frau und Kindern umgeben in ſeinem Comptoie. Der junge Mann trat ein, ließ ſich mehrere Gruppen Gipsfiguren zeigen, welche von Seiten des Kunſthändlers ins vortheilhafteſte Licht geſtellt, und deren Kunſtwerth hervorgehoben wurde. Dee junge Mann ließ aber eine hervorholen, die alle übrigen an Unzüchtigkeit übertraf. Der Kunſthändler hielt ſie ihm entgegen und lobte den Geſchmack des Künſtlers. Der junge Mann ließ ſich den Preis ſagen, der ſehr hoch kam, zog ohne zu handeln ſeine Börſe, zählte das Geld hin und zertrümmeete die Statue auf dem Boden des Comptoirs in tauſend Stücke, indem er dem Händler ſagte: „Verzeihen Sie, mein Herr! ich muß mit meiner Mutter und Schweſter wieder hier vorbeikommen und nähme nichts in der Welt ſo hoch in Anſchlag, als wenn dieſe abſcheuliche Figue ihre züchtigen Augen verletzt hätte.“ Dieſer junge Mann ſoll einer ausgezeichneten Familie angehören und zu den ausgezeichnetſten jungen Gelehrten gehören. — So berichtet dee „Univers.“

Bei dem Jahresfeſte der Londonee Paſtoralgeſellſchaft hielt Me. Villiers eine Rede, in der er die furchtbare Rohheit der untern Volksklaſſen Londons ſchilderte, um zu beweiſen, wie nöthig Bildungsanſtalten ſeyen. In dieſer Rede erzählte er unter Anderm: „Erſt neulich kam mir der Fall voe, daß bei einem Streite eines Mannes mit ſeinee Frau der Lärm ſo groß wurde, daß die Leute von der Straße ins Haus drangen, wo ſie den Mann die Frau prügeln ſahen — womit? — mit den Leichnam ihres eigenen Kindes!“ — — Wenn ſo Etwas möglich iſt, ſo ſind Dickeu's Volksſchilderungen nicht zu kraß.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 29. Dinstag, 7. März 1843.

* Denkwürdigkeiten
aus dem Leben und Wirken
Joh. Michael's v. Seuffert.*)

I.

Decret des Fürſten Franz Ludwig, welches Seuffert zum geh. Referendar ernennt.

„Demnach der hochwürdigſte des heiligen römiſchen Reichs Fürſt und Herr, Herr
Franz Ludwig, Biſchof zu Bamberg und Würzburg, Herzog zu Franken ꝛc. ꝛc.

Jhro fürſtlichen wirkl. Hofrath und öffentl. Lehrer auf der dahieſigen Univerſität, Johann Michael Seuffert, der beiden Rechte Licentiaten, in Anſehung deſſen, daß derſelbe bereits gegen dritthalb Jahre alle Gattungen der geheimen Referendariats- und Cabinets-Geſchäfte, ſelbſt auch zwei Jahre hindurch neben der fleißigſten Ausübung ſeines öffentlichen Lehramts mit ausgezeichneter Geſchicklichkeit, großer Thätigkeit und unruckſichtlichem geraden Benehmen zu Jhrer vollkommenſten Zufriedenheit bearbeitet hat, — zu Jhrem wirklichen geheimen Referendarius mit Vor- und Beibehaltung ſeiner Profeſſur und der hiebei eintretenden Tour und Ordnung, auch mit dem Rechte, der Verſammluug des akademiſchen Senats ſowohl, als der Juriſten-Fakultät mit Sitz und Stimme beizuwohnen, jedoch ohne Beziehung eines Profeſſors-Gehaltes und allen andern ſich darauf beziehenden Emolumenten auf- und anzunehmen, und ihm die Direction der geheimen Kanzelley zu übertragen, auch demſelben gegen gänzliche Zurücklaſſung der wirklichen Hofraths- und Profeſſur-Beſoldungen, derenſelben Accidenzien und Emolumenten, die in dee Anlage enthaltene Beſoldung**) auszuwerfen, gnädigſt geruhet haben.

Als iſt gegenwärtiges, unter obhöchſtermeldt Seiner Hochfürſtlichen Gnaden höchſten Hand-Unterſchrift und beigedrucktem geheimen Kanzelley-Siegel ausgefertigte Decret zu ſeiner behörigen Legitimation hierüber ertheilt worden.

Gegeben Würzburg am 31. des Dezembers 1792***)

F. Ludwig, B. u. F. zu B. u. Wg."

*) Von der Selbſtbiographie fand ſich nue das n Nr. 1—7 mitgetheilte Bruchſtuck vor. — Die Originale obiger Actenſtücke werden von dem Appellationsgerichtsrath Seuffert verwahet.

**) Dieſe beſtand aus folgenden Bezügen: 1) Tauſend Gulden fränkiſch, mit Einrechnung der Unterhaltung eines beſondeen Bedienten; 2) das gewöhnliche Cavalierkoſtgeld zu drei Reichsthaler die Woche, ohne Abzug, das ganze Jahr hindurch; 3) das Neujahrsgeld von 28 Speciesdukaten; 4) zwei Malter Kuchenſpeis, dreiſſig Malter Korn, achtzehn Malter Hafer, Beſchlaggeld nebſt dem rauhen Futter für zwei Pferde, drei Fuder Wein von herkömmlicher Gattung; 5) die Hälfte von den Kanzleiaccidenzien.

***) Seuffert hatte bei ſeiner Verſung zum einflußreichſten Amte des Staates das 28. Lebensjahr noch nicht zurückgelegt.

II.

Ernennung zum geheimen Rathe durch den Fürſten Georg Carl.

„Demnach der Hochwürdigſte des heiligen römiſchen Reiches Fürſt und Herr, Herr
Georg Carl, Biſchof zu Würzburg, Herzog zu Franken ꝛc. ꝛc.

dem bisherigen Hof- und Regierungsrath, dann geheimen Referendarius, der beiden Rechte Doctor, Johann Michael Seuffert, in Anſehung deſſen, daß Höchſtihro Regierungsvorfahrer Höchſtſeligen Gedächtniſſes wegen der ausgezeichneten Verdienſten deſſelben: wegen der bei Vorfällen jeder Art in aller Rückſicht unwandelbar bewährten redlichſten Denkungsart, wegen deſſen von Vorurtheilen, ſo wie von Nebenabſichten entfernteſten, geradeſten u. rechtſchaffenſten Herzens u. wegen desſelben mit entſchiedenem Scharfblicke, mit der gewandteſten Thätigkeit, mit vorzüglichſter Treue, Geſchicklichkeit, Gelehrſamkeit und Staatskunde gemeinnützig geleiſteten furtrefflichen Cabinetsdienſtes demſelben durch Ernennung zum wirklichen geheimen Rathe Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, bereits beſtimmt war und Höchſtſie das, was der zuvorgekommene Tod unerfüllbar machte, überzeugt von der Wahrheit und dem Gewichte aller dieſer Gründe, mit warmem Vergnügen realiſiren — zu Höchſtihrem furſtlich würzburgiſchen geheimen Rathe zu ernennen geruht haben,

Als iſt gegenwärtiges, unter obhöchſtermeldt Sr. Hochfürſtlichen Gnaden höchſter Handunterſchrift und beigedrucktem geheimen Kanzelleyſiegel, ausgefertigte Decret zu ſeiner behorigen Legitimation hierüber ertheilt worden.

Würzburg, den 13. März 1795.

Georg Carl, B. u. F. zu Würzburg, H. zu Fr. ꝛc.

(Fortſetzung folgt.)

Das Entlaufen der Galeerenſclaven.

(Schluß.)

Eine der merkwürdigſten Deſertionen iſt die des Cochot. Der Plan, den er bei ſeinem Entlaufen ſich entwarf, war folgender:

Am 30. April des Abends, als am Vorabend des Geburtstages des Königs, werden in jedem Hafen 21

Digitized by Google

Kanonenſalven gelöst. Cochot dachte nun, daß die 3 Kanonenſchüſſe, die als Signal der Entweichnng eines Verbrechers abgefeuert zu werden pflegen, leicht mit denen verwechſelt werden dürfen, welche den königlichen Geburtstag ankündigten. So verſchwand er denn am 30. April 1838 aus dem Bagno von Rochefort; ſo wie er es im Voraus berechnet hatte, ſo war in der That das gleichzeitige Abfeuern des Geſchützes günſtig für ihn. Auf dem Lande hatte der Widerhall der Kanonen kein Mißtrauen erregt. Cochot befindet ſich auf einmal in Freiheit! Wohin wendet er ſich nun? Wir verfolgen ihn. Er beſteigt die Landkutſche von Rochefort nach Fontenay-le-Comte, kömmt in dieſer Stadt an, und ohne den Wagen zu räumen, ſchlägt er den Weg nach Antigny ein. Der Maire von Antigny, Herr Thibault, beſchützte einen gewiſſen Metay, den Kettenzenoſſen unſeres Deſerteurs; Letzterer nun, der ſich des Namens und der Wohnung des Maire's erinnert, wendet ſich an denſelben, erzählt ihm, daß er bei Gelegenheit des königlichen Geburtstages begnadigt worden ware; ſodann überreicht er ihm als Geſchenk von Seiten Metay's mehrere im Bagno verfertigte Gegenſtände. Nachdem er auf dieſe Weiſe das Zutrauen des Herrn Thibault gewonnen, erzählt ihm Cochot von einem Unglücksfalle, der ihm, wie er ſagt, auf dem Wege widerfahren ware: der Deſerteur hat nicht bloß den Brief, der das Detail über die an den Maire überſchickten Gegenſtände enthielt, ſondern auch ſeinen eigenen Gnadenbrief, mit dem zugleich ein Reiſepaß nach Paris verbunden war, verloren. Der zu leichtgläubige Maire laßt ſich ins Netz fangen und liefert dem Deſerteur einen Paß. Cochot, der nun mit regelmäßigen Papieren verſehen war, konnte hiedurch den Nachſuchungen der Polizei leichter entgehen, aber beherrſcht von der Luſt am Verbrechen, beging er eine Menge Diebſtähle, auf deren Entdeckung er zu Rheims aufs Neue eingeſperrt wurde. Indeſſen gelang es doch dem beſtändig auf Freiheit bedachten Verbrecher, ſich einen gebratenen Fiſch bringen zu laſſen, in welchem ein Pendel verborgen lag; vermittelſt einer Meſſerklinge macht er Zacken darein, zerſägt damit die Bretter des Galeerenſchiffes und entwiſcht zum zwölften Male. Zu Beauvais wieder eingefangen, wird er wegen neuer Verbrechen nach den Galeeren gebracht, wo ſeine Strafe bis auf 40 Jahre Zwangsarbeit ſtieg.

Der aus Spanien gebürtige Boucher gehört auch zu jenen Verbrechern, deren Kühnheit in Erſtaunen ſetzt. Noch bis jetzt hat man nicht entdecken können, welcher Mittel er ſich beim Deſertiren bedient, ſo viel aber iſt gewiß, daß er bei ſeinem Entweichen den Tag vorher anzuzeigen pflegt, und doch, trotz dieſer vorherigen Anzeige, trotz der beſonderen Wachſamkeit, die man deshalb auf ihn wendet, verſchwindet Boucher. Bei ſieben von ihm ausgeführten Entweichungen iſt es ihm ſechsmal gelungen, nach Spanien zu entkommen; das ſiebente Mal jedoch wurde er außerhalb der Thore der Stadt wieder eingefangen.

Der in den franzöſiſchen Bagnos als ein Dieb von merkwürdiger Gewandtheit bekannte Foſſard entweicht aus dem Bagno und entkommt nach Paris. Foſſard verſchmäht die Börſe des flaneur, ſo wie die vor dem Laden des Kaufmanns ausgehängten Proben; er ſucht ſich vielmehr ein für ſeine Gewandtheit geeigneteres Feld auf: er geht in das königliche Münzkabinet, und hier, faſt vor den Augen der Dienerſchaft, entwendet er auf einmal mehr als 100,000 Francs in ſeltenen allen Medaillen. Der wenige Augenblicke darauf entdeckte Diebſtahl führte die Polizei ſogleich auf die rechte Spur. Foſſard erräth die Gefahr, macht, daß er davonkommt, geht vor einem Kleiderladen vorbei, entwendet auf offener Straße einen Paletot und einen Hut, begibt ſich nach der nächſten Allee und kleidet ſich daſelbſt um und ſo, durch die neuen Kleider unkenntlich gemacht, verliert er ſich bald mitten unter der Menge. Später jedoch in der Provinz als Vagabund feſtgehalten, wurde er zu Limoges wiedererkannt und hierauf von Neuem auf die Galeeren gebracht, wo er ſeitdem die fürchterliche Strafe der Doppelketten ertragen muß.

Als Beiſpiel einer liſtigen Deſertion können wir die von Viktor Desbois anführen, der im Bagno von Breſt eingeſperrt war. Derſelbe verfertigte ſich aus buntem Sammtpapier eine Livree, wie die eines Aufſeher-Gehülfen; einige Augenblicke, nachdem der Chef der Aufſeher in ſein Gefängniß eintrat, um ſeine gewöhnlichen Unterſuchungen anzuſtellen, zeigt ſich der Verbrecher vor dem Gitter und verlangt mit Keckheit, herausgelaſſen zu werden; die Aehnlichkeit des Koſtüms erſcheint ſo auffallend, daß die Schildwache gar kein Mißtrauen faßt, ſie öffnet ihm die Thür und Viktor Desbois befindet ſich in Freiheit.

Bis auf den heutigen Tag iſt es unmöglich geweſen, den geheimen Verbindungen auf die Spur zu kommen, welche die Verbrecher des einen Hafens mit denen des anderen Hafens unterhalten, und man iſt in dieſem Betreff auf bloße Muthmaßungen beſchränkt.

Collet war zu Rochefort beinahe 20 Jahre in Gefangenſchaft; während dieſer langen Zeit hatte der Rechnungsführer nie eine Centime von ihm zur Aufbewahrung erhalten; niemals hatte man eine größere Summe bei ihm geſehen, als die ihm vorſchriftsmäßig zukam. Trotzdem hatte Collet während dieſer 20 Jahre beſtändig ſeine, ſaubere Wäſche gehabt, einen guten Tiſch geführt, bei dem ſelbſt eine Flaſche Bordeauxwein oft anzutreffen war, ferner Taback geſchnupft, ſo wie er ſich auch Bücher und allerlei Lieblings- und Erholungsgegenſtände, die von den Vorgeſetzten nicht unterſagt ſind, ankaufte. Collet ließ ſich nichts entgehen, er bezahlte des Tages und auch des Abends verſchmähte er die Ausgaben nicht. Woher floß nun dieſem Verbrecher das hierzu nöthige Geld zu? Das iſt ein Geheimniß, das er, ſo wie viele andere Verbrecher, mit ſich ins Grab genommen. Nach ſeinem Tode fand man noch neun Goldſtücke in dem Kragen ſeiner Weſte.

Heirathsgebräuche in der Bretagne.

(Fortſetzung.)

Sogleich lichtet ſich das »Gefolge« ſichtbar; nur diejenigen, welche wirklich ernſte Abſichten haben, bleiben. Jetzt ſchreitet die Braut (oder wie ſie dort zu Lande heißt, die pennérés) zur Wahl. Sind die jungen Leute einig, ſo treten die beiderſeitigen Familien zuſammen, um die äußern Angelegenheiten zu ordnen. Können die Alten ſich nicht vereinbaren, ſo wird die Sache — und zwar mitunter um der größten Kleinigkeiten willen — rückgängig; ſogleich trifft jetzt die Braut eine neue Wahl, bis jedermann zufrieden geſtellt iſt.

Digitized by Google

Bei einer fehlgeſchlagenen Partie Schmerz oder Groll zu zeigen, iſt gegen Schicklichkeit und Ehre. Gewöhnlich machen die Vettern und Baſen bei den Unteehandlungen die Mittelsperſonen; eine gegen ihren Willen geſchloſſene Ehe fällt, dem Volksglauben zufolge, unglücklich aus.

Sind die äußern Angelegenheiten geordnet, ſo wird der Hochzeitstag anberaumt. Die Braut ſucht ſich unter Verwandtinnen und Freundinnen die liebſte zur Ehrenjungfer aus, eben ſo wählt der Bräutigam den Ehrenburſchen; beide laden vierzehn Tage vor der Hochzeit die Gäſte. Arm oder reich, kein Verwandter der beiden Familien darf übergangen werden; denn, wie allenthalben, wo noch ein echter Bauerſtand lebt, wird in der Bretagne der Verwandſchaftsgeiſt hochgeehrt. Die verwandten Familien betrachten ſich fort und fort wie eine große Verbrüderung, welche bei großen Unglücksfällen oder Freuden für einander einſtehen und zuſammenhalten, wie früher in Schottland die Mitglieder eines Clan oder bei den Alten die Genoſſen einer Tribus. Natürlich wird bei ſolchen Verhältniſſen die Zahl der Hochzeitsgäſte ſo groß, daß reiche Bauern oft mehrere hundert Verwandte laden. Die Koſten, welche ein ſolches Feſt veranlaßt, werden indeß wieder ausgeglichen. Die Hochzeit fällt ſtets auf einen Dinstag; der vorhergehende Sonntag heißt der Steuertag; alle diejenigen nämlich, welche der Einladung Folge leiſten wollen, geben dies dadurch kund, daß ſie einen Knecht mit einer Hausſteuer ſchicken, welche jedoch nur in Fleiſch, Wildpret, Obſt, Butter und ſonſtigen Freſſalien beſteht, ſo daß nur die Getränke und die Zubereitungskoſten den Brautältern zur Laſt fallen und auch dieſe meiſtens durch den Ueberſchuß an Eßwaaren noch gedeckt werden. Die Ueberbringer der Hausſteuer werden ſo ſchmuck wie möglich herausgeputzt, da es hier der Ehre der ganzen Sippſchaft gilt. Die Hochzeit ſelbſt wird in dem Hauſe der Braut gefeiert; nur die dringendſten Fälle geſtatten hierbei eine Ausnahme, weil alle Gebräuche auf dieſer Bedingung fußen.

Der große Tag bricht an. Mit Tagesanbruch verſammeln ſich die Verwandten des Bräutigams im Dorfe und ziehen in Prozeſſion zum Hauſe der Braut. Der Spielmann, welcher bei der Hochzeitsfeier den Ehrentitel sonneur erhält, ſchreitet voran. Aber die Gäſte finden Thür und Thor verſchloſſen, obgleich Hof und Scheunen die erfreulichſten Beweiſe von Vorkehrungen zum Feſte zeigen. Es wird Lärm gemacht und Einlaß begehrt; doch Alles bleibt im Hauſe ſtill. Endlich thut ſich die Lade über der großen Thür auf, ein Mannskopf lugt heraus, betrachtet verwundert die Ankommenden und ruft ihnen zu, ihr Aufzug nehme ihn höchlich Wunder und er rathe ihnen, ruhig ihres Weges zu ziehen und den Frieden dieſes Hauſes nicht zu ſtoren. Dieſer Beſcheid wird in Knittelverſen ertheilt, denn der Mann iſt der Reimſchmied (rimeur) der Braut, welcher in ſeiner heutigen Würde basvalan genannt wird und zum Zeichen ſeines wichtigen Amtes gelbe Strümpfe trägt. Aber er findet ſeinen Mann; denn dee Bräutigam hat ſich für ſolche Fälle vorgeſehen und gleichfalls einen Reimer mitgebracht. Beide beginnen nun zum großen Jubel der Zuſchauer ein gereimtes Frage- und Antwortſpiel, das in ſeiner Art dem Examen des Kandidaten Jobs ähnlich iſt. Hat der Spaß eine Weile gedauert, ſo ſtreicht der Reimer der Braut die Segel, indem er ſich durch die triftigen Geünde ſeines Gegners beſiegt erklärt und die große Thür aufmacht. Aber die Gäſte ſind darum noch nicht viel beſſer daran. In der Thür nämlich hält der basvalan eine neue gereimte Anrede *), in welcher er am Schluſſe fragt, was ſo viele ſchmucke Gäſte, die alle wie Edelleute ausſehen, unter dieſem niedern Dache und in dieſer ſchlechten Hütte ſuchen?

Der Reimer des Bräutigams erwidert:

„Sprich nicht von ſchlechter Hütte, Freund!
Dies Haus mie wie ein Schloß erſcheint,
Und eine Blume ſchließt es ein,
Die ſchimmert mehr, als Sonnenſchein.
Entzieh ſie unſerm Blick nicht mehe,
Wie kamen, ſie zu ſehen, her!“

(Schluß folgt.)

Correſpondenz.

Bamberg, 3. Mäez.

Unſer Carneval iſt zu Ende! — Doch, wie kann man von dem Ende eines Dinges ſprechen, das keinen Anfang gehabt hat; man müßte denn die gehäufte Gelegenheit, die zum Tanzen geboten wurde, Carneval nennen; denn von anderen Beluſtigungen war nicht die Rede, ſelbſt auf den beiden Schlußbällen der bedeutendſten Geſellſchaften, der Harmonie und Concordia, hatten ſich ſo wenige Masken eingefunden, daß es nicht der Mühe werth iſt, davon zu reden. Auf beiden Bällen waren Se. Durchl. der Fürſt Reuß-Ebersdorf-Lobenſtein zugegen geweſen.

Ich weiß auch nicht, warum ſich die ſchönen Bambergerinnen maskiren ſollen; ihre Natürlichkeit iſt ſo groß, daß ſie nicht lange unentdeckt ihr loſes Spiel treiben könnten, und die Reize, die ihnen die liebe Mutter Natur verlieh, größer, als daß ſie durch irgendwelchen Maskenanzug ihn noch zu erhöhen brauchten.

Die Harmonie gab geſtern ihr erſtes Concert während der Faſtenzeit. Sie dürfen natürlich den Maßſtab, den Sie bei muſikaliſchen Productionen in Ihrem Würzburg anzulegen gewohnt und berechtigt ſind, bei ähnlichen Leiſtungen hier nicht in Anwendung bringen. Was man aber billigerweiſe verlangen kann, findet man ſchon hier. Der Liederkranz, ein Verein zur Belebung und Fortbildung der muſikaliſchen Kräfte, die ſich hier vorfinden, wirkt nicht ohne guten Erfolg, er hat auch in der neueren Zeit angefangen, zur Hebung des Geſanges einen Geſangsunterricht einzurichten, der fleißig benutzt wird; an ſeiner Spitze ſteht der Herr Magiſtratsrath Schneider und der Muſiklehrer Dietz, der ſeine Bildung in Würzburg unter Fröhlich gefunden hat.

Was nun das geſtrige Concert betrifft, ſo war es intereſſant durch die Productionen des Hrn. Stigler aus Wien auf ſeinem Polymelodicon. Es war mir nicht vergönnt, das Inſtrument in dee Nähe zu ſehen; es hat die Größe eines kleinen Pianos; ſeine

---

*) Von dieſen Hochzeitsreimen giebt es meheere Ausgaben; abee alle ſind unvollſtändig und abweichend, weil die rimeurs ſich derſelben nur als Träger ihrer Anſpielungen bedienen und die Gedichte ſtets den Veehältniſſen anpaſſen.

Töne werden durch ein Gebläſe, das mit den Füßen in Bewegung geſetzt wird, heevorgebracht. Die obern Töne gleichen einer Flöte, der Baß iſt ſehr voll und rund; am wenigſten ſprachen mich die mittleren Töne an. Unter den 6—8 Piecen, die er vortrug, gefielen vornämlich die lyriſchen; Allegros möchten ſich weniger für dieſes Inſtrument eignen.

Von unſerem Theater iſt nicht viel zu ſagen: im Schauſpiel war ich einmal und »niemals wieder«; die Oper wird am 17. März wieder hieher kommen. Ich wünſche, daß dann das Haus beſucht werde, damit wir die Ausſicht haben, das Opernperſonale für den nächſten Winter zu behalten. Und das wäre gut; denn die Oper iſt wirklich heuer ſehr gut. —bb—

✡

Düſſeldorf, 1. März.

Vom hieſigen Carneval, von welchem man ſich viel verſprach, könnte geſagt werden, daß man vorher viel Geſchrei um Nichts gemacht habe, wenn der Lärm nicht ſehr viel Geld gekoſtet hätte. Doch beruhigte man ſich, denn Alle ſind mit all' den Hoffnungen auf die Dinge, die da kommen ſollen, hinlänglich bezahlt. — Auch dürfen wir uns gar nicht wundern, wenn Narren uns zum Narren halten, die Narren halten ja ihre Narrheit und ſich ſelbſt auch für etwas. — Der Zug am Montag war zwar groß, aber deſto unbedeutender der Witz. Der geiſtreichſte beim ganzen Zug war unſtreitig der von einem Helden gerittene Eſel, wenn die Flaſchen Champagner, woraus mehrere Mitglieder auf öffentlicher Straße Begeiſterung ſchöpften, nicht mit in Anſchlag gebracht werden ſollen. Von notablen Perſonen ſah man wenig — von notablen Pferden dagegen viele dabei, wodurch das Ganze ein vollſtändig geborgtes Anſehen bekommen hätte, wenn nicht auf einigen Geſichtern das Selbſtgefühl der Narrheit ſich in aller Glorie gezeigt hätte. Stumm wie ein Fiſch mit ſcheelen Blicken auf dem Eiſenſitz umher ſchauend brummte ſich mancher in den Bart: Heute iſt die Reihe an mir, ſtaune Düſſeldorf! — Nichts bin ich, mit Nichts imponire ich, und Nichts ſind wir Alle! Der Mann hat aber Recht. Iſt der Carneval etwas Rechtes ohne ihn? Fördert er nicht allein den gemeinen Sinn? Bebet jetzt alle, denkt er, die ich beſudeln kann, ich allein vermag die Kloaken der Galle des Spottes und Haſſes zu öffnen. In der That die Schleußenmeiſter derſelben ſind ſeine Adjutanten, similis simili gaudet. Sie dünken ſich als Könige der Welt, mit und ohne Geld, ſie ſetzen auf den Thron wer ihnen gefällt. Heut zogen ſie darob von Haus zu Haus, und theilten Liebesgaben aus. Freunde, Feinde groß und klein, entgingen nicht den derbſten Witzeleien. Bis ſpäter die hohe Polizei ſo manches riß entzwei.

Dienstags. Der Corſo hat nicht beſſer es gemacht, und manchen in den Harniſch noch gebracht. Wohl ſtand auf den Zetteln Grobes viel geſchrieben, allein vom Witze ſind ſie ſämmtlich leer geblieben. —d—

✡

Berlin, 1. März 1842.

Von dem geſtrigen königl. Maskenball ſchwelgt hier Alles noch ob der Pracht und Schönheit, welche dort entfaltet wurde. Während alle Gäſte, außer den darſtellenden Perſonen, in bunten Dominos erſchienen waren, erblickte man den erhabenen Feſtgeber, unſern König in einem mit Blonden reich beſetzten ſchwarzen Domino ſich freundlich und heiter beſonders mit vielen eingeladenen Bürgern unterhalten. Das Feſt ſelbſt ſollte ein Maskenfeſt am Hofe zu Ferrara unter der Regierung des Herzogs Alfonſo II. d'Eſte veranſchaulichen, welches letztgenannter bei der zufälligen Anweſenheit mehrerer hohen Gäſte beſchloſſen und zugleich beſtimmt hat, daß vor dem Beginn des eigentlichen Feſtes ein Charakter-Maskenzug und lebende Bilder ſtattfinden ſollen. Die Ausführung dieſer Feſtmomente hat der Herzog den an ſeinem Hofe lebenden Dichtern und Nebenbuhlern Guarini und Taſſo übertragen. Erſterer nun führt dem Hofe von Ferrara, den unſere Königin und ſämmtliche Prinzen und Prinzeſſinnen, ſo wie viele Hofdamen und Hofcavaliere vorſtellen, verſchiedene Maskenzüge, beſtehend aus den wichtigſten Perſonen von Arioſt's »Raſendem Roland« vor. Der erſte Zug »das Chriſtenheer« tritt mit einem von Meyerbeer meiſterhaft componirten Marſch auf, der auf alle Anweſende einen höchſt impoſanten Eindruck machte. Sodann folgen die Züge: Zauberer und Feen, die Abenteuernden und das Sarazenheer. Nach Beendigung des Zuges wurden 2 Quadrillen getanzt, erſterer von den gefangenen Sarazenen und Chriſtinnen, letztere von den Rittern und Nymphen aus dem Gefolge der Fee Alcina. Hierauf bittet Taſſo um die Erlaubniß der Darſtellung von lebenden Bildern aus ſeinem befreiten Jeruſalem, wozu der Director von Cornelius die Zeichnungen, und Meyerbeer die Muſik wieder componirt haben. Die 6 Bilder ſtellten dar: Der Engel Gabriel erſcheint dem Herzog Gottfried von Bouillon; das Kreuzheer erblickt zum erſten Mal Jeruſalem; Armide wird von Euſtach ſeinem Bruder Gottfried von Bouillon vorgeſtellt; Herminia, in Klorindens Rüſtung, bei den Hirten; die ſterbende Klorinde wird von Tankred getauft, nachdem ſie im Kampfe mit ihm gefallen iſt; und Herminia und Vaſrin finden den ohnmächtigen Tankred. — Während der diesjährigen Karnevalszeit hat unſer Theaterpublikum zum erſten Mal die Aufführung von großen Opern vermißt, was aber nur lediglich darin ſeinen Grund haben dürfte, daß die Theaterkräfte in dieſem Winter häufig zu den vielen Hofkonzerten in Anſpruch genommen worden ſind. Der Generalmuſikdirector Meyerbeer, dem es zum großen Ruhme gereichen muß, daß er, trotz ſeines großen Reichthums, mit völliger Hingebung ſeinem Berufe lebt, vermochte deßhalb auch nicht, unſerm kunſtliebenden Publikum bis jetzt irgend eine große Oper vorzuführen. Man ſchmeichelt ſich daher, daß dieſer gefeierte Komponiſt ſeinen Aufenthalt hier verlängern und uns ſpäter noch mit Aufführung von großen Opern entſchädigen wird. — Einen ſeltſamen Kontract hat jetzt unſere Theaterintendantur mit der Sängerin Madame Scheöder-Devrient abgeſchloſſen. Dieſelbe tritt nämlich am Ende dieſes Jahres bei dem ſächſiſchen Hoftheater in den Penſionszuſtand, und hat ſich für das nächſte Jahr ſchon unter der Bedingung bei dem hieſigen k. Theater engagiren laſſen, daß ſie 8 Mal des Monats auftritt, und für jede Gaſtrolle 40 Frd'or erhalte. Was ſie dann nicht mehr durch ihre Stimme zu leiſten vermag, wird ſie uns durch ihr Spiel erſetzen!!

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 30. Donnerſtag, 9. März 1843.

Denkwürdigkeiten
aus dem Leben und Wirken Joh. Michael's v. Seuffert.

(Fortſetzung.)

III.

Zeugniſſe über Seuffert's Leiſtungen in Vollzug ſeiner Miſſion an die Reichsdeputation zu Regensburg, deren Aufgabe war, für die Opfer der Säculariſation, die geiſtlichen Fürſten und Corporationen, ſo wie für deren Unterthanen und Diener die beſtmögliche Feſtſtellung ihres künftigen Looſes zu erwirken.*)

A) Reſcript des Fürſten Georg Carl.

„Von Gottes Gnaden Georg Carl ꝛc. Wir haben den Bericht unſeres geheimen Rathes und Geſandten Nr. 59, wahrſcheinlich den letzten von Regensburg, heute richtig erhalten. Unſere Beruhigung, daß durch das zu Stande gekommene Concluſum der Reichsdeputation vom 26. dies für das Beſte der zu ſäculiriſirenden Hochſtifte im Allgemeinen, ſo wie für jenes der Regenten, Domkapitel, geiſtlichen Korporationen, Diener und Verfaſſung insbeſondre möglichſt geſorget wurde, iſt ſo groß als lebhaſt und bleibend der Dank, den Wir Unſerm geh. Rathe und Geſandten hiemit ſagen, welcher all dies Gute durch ſeine raſtloſen, eben ſo klugen als zweckmäßigen Bemühungen größtentheils bewerkſtelligte, und der ſich dadurch bei tauſend minder unglücklichen Teutſchen ein ewiges Denkmal geſtiftet hat.

Wir freuen Uns übrigens auf den nunmehr nahen Tag, an welchem wir Unſern geheimen Rath und Geſandten wieder ſehen, und demſelben lebhafter und umſtändlicher verſichern können, daß Wir demſelben in Fürſtlichen Gnaden wohl beigethan bleiben.

Würzburg, am 29. des Oktobers 1802.

G. C. F. u. B."

B. Schreiben des Fürſten Chriſtoph Franz von Bamberg.

„Ehrſamer und hochgelehrter,
beſonders lieber Herr geh. Rath und geh. Referendär!

Nach nunmehriger Beendigung der von dem Herrn geheimen Rath und geheimen Referendäre auch für Mein Hochſtift mit ſo viel Ehre und Erfolg zu Regensburg gepflogenen Negotiation mache Ich Mir das vorzügliche Vergnügen, Meine dankbare Anerkennung des ausgezeichneten Verdienſtes an Tag zu legen, welches ſich derſelbe durch unverkennbar wichtigen Einfluß auf den beruhigenden Deputationsſchluß vom 26. v. M. ſowohl um Mich, Meine Geiſtlichkeit, Unterthanen und Diener, als um die Geſammtheit der Opfer des Säculariſationsloſes gemacht hat, und da Ich Meine bisherigen Urtheile und Geſinnungen hierüber in einem unterm 30. v. M. an Mich von Meiner geheimen Conferenz erſtatteten Vortrage auf das Vollſtändigſte bezeichnet finde, ſo laſſe ich hieneben eine Abſchrift davon als den angemeſſenſten Ausdruck Meiner Erkenntlichkeit an den Herrn geheimen Rath gelangen, zumal Ich gerne auch ſie an ſolcher Theil nehmen laſſe.

Möge übrigens der weitere Anſchluß**) ſeinem Zwecke entſprechen, von Zeit zu Zeit in dem Herrn geheimen Rath das Andenken jener Geſinnungen angenehm zu erneuern und zugleich demſelben ein beſtätigendes Merkmal der ganz ausnehmenden wahren Werthſchätzung zu ſeyn, womit Ich verbleibe

des Herrn geh. Raths und geh. Referendärs
wohlaffectionirter
C F. B. und F. zu B."

Bamberg, den 11. Nov. 1802.

(Fortſetzung folgt.)

Heirathsgebräuche in der Bretagne.

(Schluß.)

Der Reimer der Braut eilt hierauf unter Freudenſprüngen ins Haus, holt die älteſte und häßlichſte Frau hervor, ſtellt ſie den Gäſten vor und ſpricht:

„„Hier bring' ich euch die einz'ge Blume,
Die hier erblüht zu Preis und Ruhme.
Ihr ſcheint mir brave Leut' zu ſeyn
Und gute Chriſten obendrein:
Die Blume ſey euch dargebracht,
Habt ihr um ſie die Reiſ' gemacht?""

---

*) Aehnliche Dankſagungen, wie die hier mitgetheilten, erhielt Seuffert von den Fürſtbiſchöfen von Regensburg und von Speier, von den Domkapiteln zu Bamberg und Würzburg, von dem Stifte Camburg, und mehreren einzelnen Prälaten und Präbendirten.

**) Ein werthvolles Geſchenk.

Digitized by Google

Der andere Reimer verneigt ſich und entgegnet:

„Reſpect vor dieſer Frau fürwahr;
Doch ihre Roſen ſind dahin!
Wohl ehren wir das graue Haar,
Zumal ward's grau bei frohem Sinn;
Doch gehen jetzt wir Andrem nach.
Dreimal ſo jung wohl iſt die Maid,
Und jeder leicht ſie kennen mag
An ihrer ſeltnen Lieblichkeit.“

Nach der alten Frau bringt der basvalan nun ein Wickelkind, dann eine verheirathete Frau und endlich eine Wittwe. Aber der Reimer des Bräutigams findet immer triftige Gründe, alle nach einander zu verwerfen, bis zuletzt die Braut im Hochzeitskleide und mit glühendem Geſichte an der Schwelle erſcheint. Jetzt entſteht ein dreifaches Freudengeſchrei und die Geſellſchaft zieht ins Haus ein.

Die Scene verwandelt ſich; dem Scherze folgt der Ernſt. Der Reimer ſpricht — wiederum in Verſen — ein Gebet für die verſtorbenen Lieben des Hauſes und wendet ſich darnach an die Brautältern mit der Bitte, daß ſie der Tochter ihren Segen geben ſollen, damit dieſelbe ihn als Pfand des Glückes dereinſt auf ihre Kinder übertragen könne. Die Braut kniet vor der Mutter nieder, dieſe legt auf ſie die Hände und zieht ſie an die Bruſt. Gerührt breiten nun auch die nächſten Verwandten die Arme aus und küſſen die Glückliche.

In manchen Dörfern ſchließt ſich dieſer Scene noch eine andere an; die Mutter ſchneidet nämlich mit der Scheere ein Stuck von dem Leibbande der Braut ab und ſagt:

»Tochter, das Band, das uns vereinigte, iſt getrennt und ein anderes folgt der Gewalt, die der liebe Gott über Dich verlieh. In Zukunft iſt mein Haus nicht mehr Dein Haus, ſo lange Du glücklich lebſt. Doch wenn Dich Leiden heimſuchen, ſo bleibt die Mutter Mutter und ihre Arme ſind den Kindern immer offen. Gleich Dir verließ ich Vater und Mutter und folgte dem Manne; wie Du mich verlaßt, werden auch Dich dereinſt Deine Kinder verlaſſen. Es iſt ſo Gottes Wille: wenn die Vögel groß ſind, fliegen ſie aus und ſuchen ſich ein ander Neſt. Gott der Herr, in deſſen Namen ich Dich ſegne, gebe Dir ſo viel Heil und Glück, als er Deiner Mutter verlieh.“

Nachdem die Braut den Segen der Aeltern und die Glückwünſche der Verwandten empfangen hat, hebt der Reimer wieder ein langes Carmen an, in welchem er ihre Talente und Tugenden ins gehörige Licht ſtellt. Hierbei vergißt er nicht, zu bemerken, daß Sparſamkeit und Fleiß in der Familie erblich ſind, und ermahnt zum Schluſſe den Bräutigam, daß er ſeinem Weibe ein milder Herr ſeyn und ohne ihren Rath kein Unternehmen beginnen ſolle.

Die beiden Familien reichen ſich hierauf die Hände und der Zug ins Dorf ordnet ſich. Aber alle Augenblicke wird die Proceſſion von Bettlern aufgehalten, welche den Weg mit Brombeerſträuchen verſperren, die ſie dem Brautpaare — als Symbol der Mühen des Lebens — entgegen halten. Der Ehrenburſch macht mit einem Almoſen den Pfad wieder frei. Bald geht das Spiel jedoch von Neuem an und wenn der Weg bis zur Dorfkirche weit iſt, ſo muß der Ehrenburſch ſich bei den letzten Brombeerſträuchen auf's Bitten und Verheißen legen.

Wir übergehen die kirchliche Feierlichkeit und einige andere Gelegenheiten, wo die Reimer ihr Licht leuchten laſſen, und bemerken nur, daß in der Bretagne ein Gebrauch vorkommt, der in der That ſchön und ergreifend iſt. Tritt das junge Ehepaar mit den Gäſten aus der Kirche, ſo zerſtreut ſich Alles auf dem Kirchhofe und kniet zum Gebete an den Gräbern der Verwandten nieder.

»Wenn die Lebenden fröhlich ſind,« ſagt der Landmann in der Bretagne, »ſo dürfen die Verſtorbenen nicht vergeſſen werden. Denn vielleicht ſchmachten ſie gerade desbalb im Fegefeuer, weil ſie zu eifrig darauf bedacht waren, daß ihre Hinterbliebenen ein Feſt ſo herrlich und in Freuden begehen können.« —

Das Feſt, welches nun nach der Trauung anhebt, ſucht ſeines Gleichen in der Welt. Kein holländiſches Gemälde kann mit einer Hochzeit in der Bretagne an originellen Figuren und Gruppen wetteifern; Pinſel und Feder reichen nicht aus, um das heitere Durcheinander der Gäſte jeden Alters und Geſchlechts würdig zu veranſchaulichen.

Am frühen Morgen ſchon werden die langen Tafeln unter den Zelten aufgepflanzt; ſeit Tagesanbruch rauchen die Küchen, welche gleichfalls unter freiem Himmel eingerichtet ſind. Alle Nachbarinnen und Gevatterinnen, welche von der edlen Kochkunſt was verſtehen, zumal von den Myſterien einer Hochzeitsküche, haben längſt vor dieſem großen Tage die Köpfe zuſammen geſteckt und ſind Tags zuvor der Brautmutter mit Rath und That an die Hand gegangen. Nur die Schaar der Auserwählten iſt jedoch jetzt den Küchen treu geblieben und nicht mit zur Kirche gezogen; unter ihrer Anführung wirken Mägde und Knechte. Welch ein anziehendes Bild für eine hungernde Seele, wenn dieſe Getreuen den guten Willen des bratenſchöpferiſchen Elements durch Holz belohnen und dem unzähligen Geflügel ihre eifrigſte Sorgfalt ſchenken!

Aber troß allen Eifers halten doch nur wenige der erprobteſten Feueranbeterinnen am Heerde aus, wenn der ferne Schall der Trompete das Herannahen des Brautzuges verkündet.

Wer kann's dem Schauluſtigen verargen? So etwas ſieht man nicht alle Tage! Den Zug eröffnen die Spielleute und Stockſpieler, die durch ihre Jonglerien und Krafttouren die Heiterkeit der Gäſte auf die Spitze zu treiben ſuchen, weil ſie wiſſen, daß ein fröhlicher Geber doppelt gibt.

Jetzt kommt das junge Ehepaar: er mit gravitätiſchem Ernſte und im Wohlbehagen ſeiner Wichtigkeit; ſie mit geſenktem Haupte, züchtiglich erröthend und doch nicht minder mit ſich, Gott und der Welt zufrieden.

Ihnen ſchließen ſich die Brüder und Schweſtern, die Vettern und Baſen mit Vätern und Müttern an: auch ſie gehen noch in guter Ordnung, weil ſie ſich als Mitrepräſentanten der Familienehre fühlen.

Die übrigen Gäſte gehen wie Kraut und Rüben durcheinander, jeder in ſeiner Originaltracht, in ſeinem Sonntagsſtaate und mit ſeinem Feſttagsgeſichte. Die einen gehen zu Fuße, die andern ſitzen zu Pferde und zwar faſt alle zu zweien. Der Mann ſitzt auf einem Querſacke, der mit Heu gefüllt iſt und zum Sattel dient, die Frau oder Schweſter oder Angebetete ſitzt hinter ihm und umfängt ihn mit liebenden Armen. Daß es hierbei an Späſſen nicht gebricht, verſteht ſich von ſelbſt. Einen noch kurioſeren Anblick gewähren aber die Saum-

thiere, welche zu beiden Seiten hohe Körbe hängen haben, in denen die Kinder, welche die Hochzeit mitmachen, eingeſchachtelt ſind: wie die kleinen muntern Köpfchen, die kaum über den Korb hinausreichen, ſo fröhlich in das rege Treiben hinausſchauen!

Den Schluß bilden Schaaren von Bettlern, welche ſtundenweit aus der Umgegend einrücken, wo eine Hochzeit vor ſich geht.

Wenn der Zug, der ſich wie eine Rieſenſchlange durch's Dorf wand, endlich auf dem Hofe und in den Umgebungen des Brauthauſes angelangt iſt, ſo entſteht plötzlich ein ſolcher Wirrwar, ein ſolches Gewühl, daß keiner zu Athem kommen, keiner die Arme frei bewegen kann: Alles ſchreit durcheinander, und das iſt eben der Humor davon!

Nach und nach gewinnt indeß die Ordnung den Sieg oder richtiger geſagt der Appetit. Denn jetzt reiht ſich männiglich um die Tiſche. Dieſe beſtehen aus Brettern, welche auf den in die Erde gerammten Pfählen eine ſehr ſolide Haltung haben, jedoch ſehr niedrig und ſchmal ſind. Die Bänke ſind ganz nach demſelben Principe conſtruirt, jedoch im Verhaltniſſe zu den Tiſchen ſo hoch, daß die Knie zwiſchen Magen und Teller die Mittelglieder bilden würden, wenn nämlich auf einer bretagniſchen Hochzeit Teller nicht als überflüſſige Luxus-Artikel betrachtet würden. Warum die Bänke ſo hoch, und die Tiſche ſo niedrig ſind, dürfte ſchwer zu erklären ſeyn; genug die Mode will es ſo.

Die Suppe wird nun aus hölzernen Näpfen gegeſſen, die übrigen Speiſen verzehrt man aus freier Fauſt. Gabeln kommen nicht vor und für Meſſer hat jeder ſelbſt zu ſorgen.

Das Getränk wird in irdenen Krügen (pichers) aufgetiſcht und man trinkt aus einer Taſſe, welche vier bis fünf Gäſten zugleich dient. Unter ſolchen Verhältniſſen iſt an Anſtoßen der Gläſer nicht zu denken; es iſt auch nicht Brauch; dagegen erfordert es die Artigkeit, daß derjenige, welcher eine Taſſe gefüllt hat, nur die Hälfte trinkt und den Reſt dem Nachbar reicht; der ärgſte Verſtoß würde es ſeyn, wenn Jemand dieſes Anbieten ablehnen und ſeine eigene Taſſe haben wollte.

Nach jedem Gange, der, wenn auch keine Leckerbiſſen, doch eine ſo reſpektable Menge guter Biſſen bringt, daß er mit den homeriſchen Heldenmahlzeiten ſich füglich meſſen kann, laßt ſich die Muſik vernehmen. Dieſe Einrichtung iſt nicht übel, weil ſie der Verdauung überaus förderlich wird. Denn jetzt erhebt ſich Alles zu Kampfſpiel und Tanz, indeß die älteren Frauen den Mägden und Knechten hülfreiche Hand im Abräumen der Tiſche und Auftragen des neuen Ganges leiſten. Der Abhub der Speiſen wird in Körben geſammelt und den Dorfarmen und Bettlern zugetheilt, welche in einiger Entfernung ihr Feldlager aufgeſchlagen haben und eine luſtige Zigeunerwirthſchaft treiben.

Beim letzten Gange treten die Freundinnen zur Neuvermählten und ſtimmen einen Geſang an, in welchem ſie der ehemaligen Geſpielin Lebewohl ſagen. Uralt ſind dieſe Hochzeitslieder; ſie drehen ſich alle um das nämliche Thema und kontraſtiren durch ſentimentale und oft überaus zarte Wendungen außerordentlich mit der jetzigen Derbheit des Landvolkes.

Man verſetze ſich einmal recht lebhaft in die tolle Freſſerei, welche wir ſo eben beſchrieben haben; wie ſticht ein Lied von derſelben ab, das wir, um es wortgetreu wieder zu geben, in Proſa überſetzen! Es lautet:

»Wir beſuchen fortan nicht mehr miteinander die fröhlichen Feſte; Du ſagſt Lebewohl den Freuden, Lebewohl den Liedern.

»Du darfſt nur noch ſingen, um Dein Kind in Schlaf zu bringen; Deine einzige Luſt iſt das Lächeln Deines Kindes, Deine Hoffnung, daß es den Namen der Mutter ſprechen lerne.

»Lebet wohl, Putz, Herrlichkeiten und Tänze! Die Ehe feſſelt das Weib an des Mannes Heerd und an die Wiege des Kindes.

»Die Ehe bringt Ernſt und Sorgen: ſelbſt der Vogel vergißt den Geſang, wenn ſeine Jungen ausgekommen ſind.

»Doch auch die Pflicht iſt eine Luſt: Du wirſt eine gute Mutter und die Tage Deiner Jugend kehren wieder, wenn Du Deine älteſte Tochter erblühen ſiehſt ſchön, wie jetzt Du biſt.

»Muth und Vertrauen!' Das Leben bringt Prüfungen und ſchöne Tage. Lache und tanze noch einen Tag mit Deinen Geſpielinnen; lache und tanze noch einen Tag!«

So ſind faſt alle dieſe Jungfrauenlieder: wahrlich, es waren ſchönere Zeilen, als ſie entſtanden; es lag in jenem Mittelalter ein reicher Schatz des Gemüths und der Volkspoeſie!

So geht es auf einer Hochzeit in der Bretagne her. Wir hielten es für unſere Pflicht, die Feier in ihrer ganzen Urſprünglichkeit und Naivetat zu ſchildern und enthielten uns deshalb aller Individualiſirung und jedes poetiſchen Beiwerks, um die Naturwahrheit nicht zu beeinträchtigen. Aber wie allenthalben, ſo verlieren auch dieſe Feſte von Tag zu Tage mehr. Das, was die Aufklärer Civiliſation nennen, was aber, ſo wie es jetzt erſcheint, nur proſaiſches Verſtandesweſen und flache Modeſucht iſt, dringt von den Städten aus immer tiefer in die alten Lande Armoricum's und verdrängt die poetiſche Auffaſſung des Landlebens. Seltſam und doch leider wahr! Die Civiliſation, welche das Leben verſchönern, verfeinern und verklären ſollte, verſcheucht das Anmuthige, Gemüthliche und Anziehende, es entblättert die Blüthen der Phantaſie, es macht die guten alten Sitten und Gewohnheiten lächerlich und verſchont nur die Flachheit, Plumpheit und Rohheit. Der häusliche Sinn, die Volkslieder und Feſte verſtummen mehr und mehr; Prozeſſe, Raufereien und Saufereien treten an ihre Stelle. Der Wohlſtand verſiegt, die Armuth nimmt überhand und die Noth, welche früher auf die Theilnahme der Dorfbewohner die nächſten Anſprüche hatte, ſie, die Mitleid und Beiſtand in Rath und That erweckte, wird jetzt zu einer Schande, zu einer Schmach. Sonſt war es, auf dem Lande wenigſtens, ein Unglück, arm zu ſeyn, wie Krankheit ein Unglück iſt; doch jetzt wird Armuth gleich einem Verbrechen betrachtet und ſie führt deshalb auch leichter zum Verbrechen. Die Politik, die Zerſtückelung des Grundbeſitzes, die ſchwindende Religioſität, das Alles wirkt mit. Die Sprache der Landleute in der Bretagne, einſt ſo reich an Bildern, ſie wird immer trockner, proſaiſcher — verſtändiger, und bald ſchlägt die Stunde, wo die Bretons ſich ihrer Mutterſprache ſchämen, wie der Gebräuche ihrer Altvordern. Das franzöſiſche Centraliſationsſyſtem, mit welchem das Nivellirungsſyſtem Hand in Hand geht, greift immer tiefer in alle Kreiſe ein. Bald wird in ganz Frankreich Gleichheit herrſchen, jene abſtrakte Gleichheit; doch Freiheit?

Digitized by Google

Die Bande der Sieben und vierzig.

Von Henry Curling.

(Aus Bentley's Miscellany.)

»Wozu dies Anhalten? Diego,« fragte Don Mathias de Caſtro, indem er den Kopf aus dem Wagenſchlag eines ſchwerfälligen Vehikels ſteckte, das von noch zwei ähnlichen das hinterſte war und ein paar Dutzend wohlbewaffneter Reiter zur Bedeckung hatte. „Reitet zur Front und laßt den vorderſten Wagen zufahren, ſo raſch, als möglich. Wir ſind gerade an der ſchlimmſten Stelle dieſer heilloſen Straße und die Sieben und vierzig treiben hier herum ihr Unweſen; darum zugejagt, hier gilt kein Weilen!«

Platz gemacht! rief Diego, vorwärts ſprengend, ſo weit ihm das auf dee zu beiden Seiten von hohen Felſen eingeengten Straße moglich war. Platz gemacht, vorwärts! wiederholte er. Was zaudert Ihr? der General iſt ſchon ganz aufgebracht uber dieſen Halt.

Die ſchöne Elvira de Mendoza, die mit Don Mathias de Caſtro im Wagen ſaß, verdeckte ihr liebliches Geſicht mit beiden Händen vor dem Schein der zackigen Blitzſtrahlen, die in dieſem Augenblicke das Firmament durchzuckten und die Felſen, die Abgründe und die überhängende Waldung rund umher ſo deutlich ſehen ließ, wie wenn ſie plotzlich von hundert Fackeln beleuchtet worden wären.

»Vorwärts Leute!« ſchrie der hitzige Hidalgo laut auf, indem er noch einmal vor Ungeduld zum Wagenſchlage hinausſchaute. »Alle Teufel! was zaudert Ihr Hallunken!«

Verzeihung, Herr! antwortete der Diener Diego mitten aus dem Gedränge, in dem er nun ſelber eingeklemmt war, wir können nicht vorwärts; die Straße iſt hier an ihrer engſten Stelle durch umgeſtürzte Wagen und Karren verſtopft, unſere Leute wollen aber eben abſitzen, um dies Hinderniß wegzuräumen; dabei iſt es eine Finſterniß, daß wir es gar nicht würden haben unterſcheiden können, was uns den Weg verſperrt, wenn wir es nicht beim Leuchten des Blitzes geſehen hätten.

»Es ſoll Niemand abſitzen!« donnerte Don Mathias wild. »Es greiſe vielmehr ein jedee zu den Waffen, denn wir werden hier angegriffen werden!«

Mit dieſen Worten holte der Hidalgo ein Piſtol hervor, ſtieß die Wagenthur auf, ſprang hinaus auf die Straße und eilte an die Spitze der Cavalcade.

»Hallo!« brüllte da eine Stimme, die den rollenden Donner übertönte, »Hallo! wer wagt es, unſer Gepäck anzurühren und uns in unſerem Bivouac zu ſtören? Feuer gegeben, Matteo! ſchießt die Schurken nieder! Feuer!“

Kaum war dieſee Befehl jenſeits der Karren und Wagen, welche die Reiſenden am Weiterkommen verhinderten, gegeben worden, als dieſe ſammt ihrer Bedeckung von allen Seiten angegriffen wurden. Sieben und vierzig Kugeln ſauſeten ihnen um die Ohren, ſieben und vierzig Säbel fuhren aus ihren Scheiden und ſieben und vierzig wohlgepanzerte Räuber ſtürmten wüthend auf die Armen ein.

Es entſpann ſich ein nur kurzer, aber mörderiſcher Kampf. Die Pferde vor den Wagen wurden niedergeſtochen, ihre Führer und die Escorte bis auf den letzten Mann zuſammengehauen, ein Schickſal, dem auch Don Mathias de Caſtro, General in ſpaniſchen Dienſten, erlag, nachdem er ſich fünf Minuten lang wie ein wüthiger Tiger gewehrt hatte.

Ehe noch einmal das Getümmel zu Ende war, waren die ſämmtlichen Frauen der drei Wagen ohnmächtig herausgeriſſen und die Beute der Banditen geworden. Einer der wildeſten unter ihnen, der Lieutenant der Bande, Roderigo Rapscalliano genannt, hatte ſich Elvira's de Mendoza bemächtiget.

Nun flackerte zwiſchen den Riſſen und Spalten dee Felſen, die gerade an der Stelle, wo der Angriff ſtattgefunden hatte, über die Straßen hinausragten, auch Fackelſchein auf, bei deſſen Licht die Wagen in wenigen Minuten ausgeplündert und ſo zu ſagen, ihr Inneres nach Außen gekehrt wurde. Am Boden lagen die ausgeleerten Kiſten und Kaſten umher und aus dem Sande funkelten Pretioſen und Gold hervor. Es war eine Scene, die nur ein Salvator wiederzugeben im Stande geweſen ſeyn würde. Von all den Paſſagieren und der Escorte der drei Wagen, die vor wenigen Minuten den Gebirgspaß betreten hatten, war Niemand mehr am Leben, als ein halbes Dutzend hülfs- und rathloſer weiblicher Geſchopfe, während der röthliche Schein der brennenden Tannenreiſer in den Händen von zehn oder zwölf Böſewichtern, die bis dahin im Hinterhalt gelegen hatten, von dem ſtählernen Bluthamiſch ihrer Kameraden zurückgeworfen, ihre wilden Geſichter, und im Contraſt mit dieſen, die verzerrten Züge der hingemetzelten Opfer, die blutend zwiſchen ihren verwundeten Pferden und ihren umgeſtürzten Wagen lagen, beleuchtete.

Der Capitain der Räuber war der einzige, der ſich ganz paſſiv verhielt, während ſeine Bande im Plündern begriffen war. Er ſah von ſeinem Pferde herab in einiger Entfernung ihrem Treiben eine Zeitlang zu und ritt dann, nachdem er ſeine Klinge eingeſteckt hatte, nach der Stelle hin, wo ſein Lieutenant eben beſchäftigt war, die ohnmächtige Elvira aus dem Wagen zu ziehen. Er herrſchte ihm zu, einige der Mannſchaft von der Plünderung abzurufen und ihm ſofort die gefangenen Frauenzimmer vorzuführen.

(Fortſetzung folgt.)

Würzburger Theater.

Würzburg, 8. März. Morgen findet das Benefice des Hrn. Wohlſtadt ſtatt. Dieſer Schauſpieler hat während ſeiner Anweſenheit dahier uns ſo viele vergnügte Abende bereitet, ſo viel Fleiß, ſo viel Ernſt um die Kunſt gezeigt, daß er gewiß die Anerkennung und Theilnahme des Publikums verdient. —r—

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 31. Sonntag, 12. März 1843.

• Denkwürdigkeiten
aus dem Leben und Wirken
Joh. Michael's v. Seuffert.

(Beilage des in der vorigen Nummer enthaltenen Schreibens.)

Conferenzbeſchluß vom 30. Okt. 1802.

Anweſende:

P. T. Herren Domdechant Rſb. v. Kerpen, Obereinnahme-Präſident Rſb. v. Fechenbach, Hofkanzler Pabſtmann, geb. Räthe Püls und Schlehlein, Hofrath Werner, Hofrath Fracaſſini Ref.:

Die diesſeitige Negotiation bei der zu Regensburg zur Vollziehung des Luneviller Friedensſchluſſes conſtituirten außerordentlichen Reichsdeputation, nun den Schluß derſelben über das künftige Loos der ſchuldloſen Opfer beſagten Friedens betreffend:

Es ſey Sr. Hochfürſtlichen Gnaden für das in treugehorſamſte Conferenz geſetzte Vertrauen in Beziehung auf den hieneben bemerkten äußerſt wichtigen Gegenſtand die ſonſt ſchon eröfterte ehrerbietigſte Dankſagung nun um ſo nachdruckſamer zu wiederholen, als Höchſtſie durch ſo ſchleunige huldvolle Mittheilung des hier angefügten Reichsdeputationsſchluſſes dieſelbe ſobald mit einem der wichtigſten Reſultate des großen deutſchen Friedenswerkes bekannt zu machen, gnädigſt geruhet hätten.

Die Conferenz enthalte ſich hier, ihr Trauergefühl über die unabwendbare Entſcheidung des über den geiſtlichen Reichstheil verhängten, unverſchmerzlichen Looſes in das Herz Ihres gleichfalls davon betroffnen gnädigſten Landesfürſten ſich ergießen zu laſſen. Vielmehr überlaſſe ſich dieſelbe den Eindrücken des Troſtes, welchen dieſer Deputationsſchluß jedem gutgeſinnten Deutſchen einflöße, indem dadurch für alle unter dem Säculariſationslooſe leidende Individuen eine ihr künftiges Schickſal möglichſt lindernde Fürſorge getroffen werde.

Die Geſammtheit dieſer gegen ein kränkendes Loos, oder doch gegen die demüthigende Willkür einer prekären Gnade durch dieſen Schluß ſicher geſtellten Individuen könne den auf dieſen edlen Zweck zuſammenwirkenden rühmlichen Bemühungen der Reichsdeputation die dankbarſte Anerkennung dieſes erhabenen Verdienſtes nicht verſagen.

Des großen Antheils aber, ſo nach der Ueberzeugung treu gehorſamſter Conferenz der fürſtlich Würzburgiſche geheime Rath und geheime Referendär Seuffert an dem beruhigenden Inhalt dieſes Deputationsſchluſſes habe, insbeſondere hier achtungsvoll zu erwähnen, hiezu fühle ſich dieſelbe manchfältig durch das ihr übertragene Geſchaft ſeiner diesſeitigen Inſtruction, durch die gerechten Anſprüche des wahren Verdienſtes ſolcher Art auf Jedermanns Hochſchätzung und durch Dankbarkeit für den offenbaren Einfluß ſeiner Negotiation auf das künftige Schickſal Sr. Hochfürſtlichen Gnaden, des Vaterlandes und aller hierunter begriffenen Claſſen von Individuen verpflichtet.

Seine zahlreichen durch die conſequenteſte Verbindung von Thatſachen und Urtheilen, Vermuthungen und Erfolgen zuſammenhangenden Berichte bezeichneten in ihrer Geſammtheit jene vollkommene Vereinbarung der Talente und ihrer Verwendung in dieſem Geſchäftsmanne, von welcher allein man ſich einen günſtigen Erfolg ſchwieriger Negotiationen verſprechen konne.

Allenthalben leuchte die gründlichſte, umfaſſendſte Sachkenntniß, Geſchicklichkeit in der Anwendung tief durchdachter Grundſätze, Klugheit und Gewandtheit in diplomatiſchen Einleitungen, Feſtigkeit im Fortſchreiten auf der angenommenen Grundlage ſeines Benehmens, Unerſchütterlichkeit bei drohenden ſowohl, als ſchmeichelhaften Verſuchen auf ſeine Geſinnungen, unwandelbare Anhänglichkeit an der Sache, deren Vertheidigung er übernommen, unermüdbarer aufmerkſamſter Fleiß im einzelnen Detail der großen Sache, deren ausgebreiteten Umfang er ſtets im Auge hatte; alles dieſes in Verbindung mit einer ſeltenen Mäßigung und Beſcheidenheit, leuchte aus ſeinen Berichten hervor, und habe der Conferenz keinen Stoff zu einer weitern Inſtruction für denſelben mehr übrig gelaſſen.

Werfe man einen Blick auf die kritiſche Lage, in der ſich der Abgeordnete befand, und auf die Schwierigkeiten, die ſich ſelbſt aus der Natur ſeines Auftrages ergaben, ſo ſtelle ſich der Werth ſolcher Eigenſchaften, ſolcher Handlungsweiſe als Bedingniſſe eines wirkſamen Einfluſſes auf die verſchiedenen handelnden Perſonen in der fraglichen Angelegenheit in das hellſte Licht.

Seuffert als Vertheidiger einer beinahe verzweifelten Sache, als Sachwalter derjenigen, die dem Looſe der Aufopferung Preis gegeben waren, habe der Geſammtheit jener vielen auserleſenen Geſchäftsmänner gegenüber geſtanden, deren Committenten größten Theils das von der Uebermacht begünſtigte Intereſſe hatten, aus dem Säculariſations-Verhängniſſe den möglichſt größten Vortheil zu ziehen.

Was Seuffert für ſeine Committenten zu erhalten geſucht, ſey immer Verluſt für jene geweſen. Seuffert habe ſich bald von den kaiſerlichen Miniſtern verlaſſen geſehen, ein kräftiges, einträchtiges Zuſammenwirken des gleichwohl gleichmäßig intereſſirten geiſtlichen Reichstheiles habe man vergebens erwartet, und er habe ſich beinahe allein und verlaſſen auf dem kritiſchen Standpuncte befunden,

während die Vertheidiger des entgegengeſetzten Intereſſes mit vereinter Kraft und Einverſtändniß gehandelt hätten. Ihre Geſinnungen habe Seuffert erſt einzeln erforſchen müſſen, die ſeinigen hätten ſich bereits durch ſeine muſterhafte doctrinelle Auslegung des ſiebten Artikels des Luneviller Friedensſchluſſes rühmlich angekündigt gehabt.

Unter dieſen Umſtänden, in dieſer Periode, auf dieſem Platze ſich als Vertheidiger der Unglücklichen wirkſames Anſehen, Gewicht und Einfluß zu verſchaffen, wem könne es entgehen, wie ſchwer dieſes ſey, woher anders, als aus den oben angerühmten Eigenſchaften und Handlungsweiſen konnte man wohl die Erreichung dieſes Zweckes erklären?

Man ſey weit entfernt, gegen die Logik der Politik, wenn man ſo ſagen dürfe, den Werth einer Negotiation nach dem von ſo vielen Zufälligkeiten abhängigen Erfolge zu bemeſſen, zumal in dem fraglichen Geſchäfte, da die Seuffert'ſchen Berichte den zuverläſſigſten Maßſtab der Würdigung hierunter zur Ehre des Abgeordneten an die Hand gäben. Zur näheren Beleuchtung aber, was man dieſem Manne zu verdanken habe, glaube man die Wirkſamkeit des Einfluſſes der Seuffert'ſchen Negotiation auf den fraglichen tröſtlichen Deputationsſchluß unter näheren Geſichtspunkten betrachten zu müſſen.

Es ſey nicht zu verkennen, von welcher Wichtigkeit es geweſen ſey, daß die definitive Annahme des franzöſiſch-ruſſiſchen Entſchädigungsplans und die Beſtimmung des künftigen Looſes der Entſchädigungsopfer in gleichzeitiger Verbindung geſchehen. Offenbar ſey es, wie viel dadurch für letztere gewonnen worden, bekannt ſey das Widerſtreben der Entſchädigungsluſtigen und die mühſamen Inſinuationen des Abgeordneten für dieſen höchſt wichtigen Zweck.

Erwäge man den ſtarken Eindruck, welchen die treffliche zum Theile auf jenen Zweck mit berechnete Note des geheimen Rathes Seuffert dd. **29.** et dict. **31.** Aug. d. J. gemacht, welchen Kampf dieſe denſelben mit dem franzöſiſchen Geſandten und dem brandenburgiſchen Subdelegirten gekoſtet, und erinnere man ſich aller der abgemeſſenen rechtzeitigen Schritte, welche Seuffert zu dieſem Ziele gethan, ſo bleibe kein Zweifel übrig, daß man ihm dieſes große Werk zu verdanken habe. Vergleiche man ſeine Note dd. **26.** et dict. **27.** v. M. mit den einzelnen Abſtimmungen, aus welchen das Concluſum hervorgegangen, vergleiche man ferner noch ſolche mit den letztern Seuffert'ſchen Berichten, und erinnere ſich dagegen, wie erfolglos, ja außer aller Rückſicht die köllniſchen und trieriſchen Anträge bei der Deputation verblieben, ſo müſſe man ſich dem Vergnügen überlaſſen, den großen in jedem Betracht rühmlichen Antheil dieſes ſchätzbaren Geſchäftsmannes an jenem allerſeits tröſtlichen Reſultate des Deputationsgeſchäftes mit lauteſtem Danke anzuerkennen.

Umgehen könne hiernächſt treugehorſamſte Conferenz die Bemerkung nicht, daß ſie glaube, ſelbſt die von den franzöſiſchen Abgeordneten zu Regensburg erzeigte Empfänglichkeit für die Inſinuationen des geheimen Rathes Seuffert, wovon ſo Vieles abgehangen habe, und die von ihnen demſelben zu Tage gelegten guten Geſinnungen des erſten Conſuls der franzöſiſchen Republik für die beiden gnädigſten Herren dahier und zu Würzburg in der von dieſem ausgezeichneten Geſchäftsmanne im vorigen Jahre zu Paris für Bamberg und Würzburg gepflogenen Negotiation und in dem hiebei von ihm gemachten empfehlenden Gebrauche ſeiner vorſtechenden Talente vorbereitet zu finden, nachdem der Referent als damaliger Mitabgeordneter und Zeuge ſeiner verdienſtvollen Bemühungen ein- und andermal ſchon bei dieſer hochfürſtlichen Stelle deſſen damaliges Benehmen in ein ehrenvolles Licht geſtellt habe.

Nun bezweifle man zwar nicht, daß ein Mann, wie geheimer Rath Seuffert, in dem Danke der Tauſende, welchen ſeine Negotiation nützte, in dem Beifalle ſeiner höchſten Committenten, in der Ehre, ſo er ſich erwarb, und in dem Bewußtſeyn ſeines Verdienſtes die erſchöpfendſte Belohnung ſeiner raſtloſen Bemühungen geſucht habe und finde. Man ſey auch weit davon entfernt, durch gegenwärtigen Ausdruck des Werths, den man auf die Geſchäftspflege Seuffert's lege, dem eigenen Urtheile Sr. hochfürſtlichen Gnaden vorzugreifen, von welchem nach höchſt Ihrer Großmuth ſich die Geſinnung nicht trennen laſſe, Ihre beifallsvolle Anerkennung der Dienſte dieſes a u s w ä r t i g e n Geſchäftsmannes um das künftige Loos ihrer höchſten Perſon, Diener und Unterthanen durch ein entſprechendes Geſchenk zu bezeichnen.

Nur erlaube man ſich hiebei die unmaßgebliche Bemerkung, daß durch ſolche fürſtliche Belohnung dieſes Verdienſtes, ſich alle Mitglieder der treu gehorſamſten Conferenz zum ehrerbietigſten Dank verpflichtet fühlen würden, und nach ihrer Ueberzeugung ſolches Merkmal der höchſten Erkenntlichkeit auf Sr. hochfürſtlichen Gnaden zu Würzburg einen angenehmen Eindruck machen würde, höchſtwelchen man die Verwendung dieſes Ihnen angehörigen Geſchäftsmannes für Bamberg's Intereſſen zu verdanken habe.

Uebrigens empfehle ſich treugehorſamſte Conferenz zu höchſter Huld und Gnade. *)

Die Bande der Sieben und vierzig.

(Fortſetzung.)

Roderigo, der das liebliche Weſen, das in ſeinen Armen lag, eben mit dem Erſtaunen eines Wilden, der zuerſt eine Schönheit erblickte, angeſtiert hatte, legte es auf dieſen Befehl neben ſich nieder und ſtieß in das Horn, das an ſeinem Halſe hing, um die Mitglieder der Bande herbeizurufen.

»Ich will Euch Eure Priſe bewahren, Kamerad,« ſagte da ein Mann, indem er ſich Roderigo näherte und zugleich mit ſeinem Fuße den Feuerbrand austrat, den dieſer von ſich geworfen hatte, als er Elvira auf den Boden gelegt. »Ich will ſchon ein Auge auf ſie haben, während Ihr den Befehl des Capitains ſogleich auszuführen geht.«

»Nicht alſo,« antwortete der Lieutenant wirſch; »bekümmert Euch um Eure eigenen Angelegenheiten. Sie iſt mein und ich weiche nicht von ihr. Aber was Henker! warum habt Ihr meine Fackel ausgetreten? Darüber ſollt Ihr mir noch Rechenſchaft ablegen.«

Mit dieſen Worten kehrte er ſich um und bückte ſich, um ſein Opfer wieder aufzuheben und fortzutragen. In dieſem Augenblicke erhielt er aber einen ſo kräftigen Schlag im Nacken eben über dem Panzer, daß er, ohne einen Laut von ſich zu geben, todt zur Erde ſtürzte.

*) Dieſe Denkwürdigkeiten werden von Zeit zu Zeit fortgeſetzt werden.

Digitized by Google

In einem zweiten Augenblicke ſah ſich Elvira dann von den nervigen Armen eines neuen Angreiſers umſchlungen, der ſie queer über ſein Pferd legte und nun haſtig und leiſe dem Dickicht des Waldes zueilte.

Dieſe Entführung der ſchönen Elvira war ſo raſch vor ſich gegangen, und die andern Räuber waren noch ſo ſehr bei dem Plündern beſchäftigt geweſen, daß derjenige, der ſo zufällig in den Beſitz der beſten Priſe der Bande gekommen war, ſchon einen ziemlichen Vorſprung gewonnen hatte, ehe den andern das Vorgefallene bekannt geworden ſeyn konnte. Sein Pferd am Zügel führend, drang er haſtig, aber behutſam in eine Gebirgsſchlucht ein, längs welcher ein kleiner Fluß über ein Kieſelbett hinrauſchte und durch ſein Plätſchern das Geräuſch der Huftritte verdeckte. Als er aber ein Paar hundert Schritte weit darin eingedrungen war, da konnte er nicht weiter, indem ein ungeheuerer glatter Felſen, der ſich wie eine ſenkrechte Mauer erhob und von deſſen Gipfel das Gewäſſer herniederſtürzte, den Ausgang verſperrte, während die ſchmalen Klüfte und Riſſe zu beiden Seiten ſo jähe und mit Geſtrüpp bewachſen waren, daß es für ihn, behindert, wie er durch das lebloſe Weſen, das er mit ſich führte, war, höchſt gefährlich ſchien, ſich in ſie hinein zu wagen. Aber er hörte, daß ſeine That entdeckt war, indem das Getrappel von Reitern, die zu ſeiner Verfolgung ausgeſandt waren, an ſein Ohr ſchlug. Er hob deshalb Elvira, die noch immer bewußtlos war, raſch vom Pferde, drehte dieſes herum und jagte es, ihm einen Hieb verſetzend, zur Schlucht hinaus; dann nahm er ſeinen Säbel zwiſchen die Zähne, ſtieg in das kleine Waſſerbecken vor ihm, in welches ſich die Caſcade ergoß, hinab und trug ſeine Bürde nach einer Hohle oder Grotte, die er jenſeits entdeckte. Dieſe Hohle war durch den Waſſerfall ſowohl verborgen und es gehörte eine ſo große Entſchloſſenheit, dazu, ſich dahin zu wagen, daß ohne einen beſonderen Zufall ihre Entdeckung unmöglich zu ſeyn ſchien.

Als Elvira endlich aus ihrer langen Ohnmacht wieder erwachte, da ſah ſie ſich auf dem harten Boden einer matt erleuchteten düſtern Grotte liegen, die nach allen Seiten von tobendem Gewäſſer umgeben war, welches bis auf ihre bleichen Wangen ſpritzte. Im Hintergrunde der Höhle hing eine kleine Lampe und an dem Eingange derſelben hielt ein große Geſtalt mit dem bloßen Säbel in der einen und einem Karabiner in der andern Hand Wache.

Haſtig die langen Flechten ihres Haares bei Seite ſchiebend, indem ihr eine Erinnerung des gräulichen Gemetzels geblieben war, von dem ſie unlängſt Zeuge geweſen, ſtierte ſie unverwandt auf die düſtre Geſtalt hin, die ihr den Rücken zugekehrt dort ſtand, und war außer Stande, ein Wort von ſich zu geben. Endlich kehrte der Wächter am Eingange der Höhle ſich um und ging langſamen, gemeſſenen Schrittes auf Elvira zu. Da warf ſie ſich ihm zu Füßen, umklammerte ſeine Knie und flehte ihn um Schuß und Erbarmen an. Er war ein großer ſtattlicher Mann, von edlem Anſehen, ſo weit Elvira das bei dem ſchwachen Schimmer der Lampe unterſcheiden konnte. Er beugte ſich zu ihr nieder, hob ſie auf und richtete Worte des Troſtes und der Beruhigung an ſie. Wenn er, wie ſie glaubte, der Hauptmann der Räuber war, ſo zeigte er wenigſtens Spuren von einiger Bildung und in ſeiner Haltung eine Anmuth und Würde, die von einem beſſeren und ehrenwerthern Stande zeugte. (Fortſ. f.)

Correſpondenz.

Dresden, 6. März.

Geſtern ſahen wir zum erſten Male auf unſerer Bühne die nun 66 Jahre alte Oper »Armide« von Gluck. Da auch des Königs Namenstag war, ſo hatten ſich ſämmtliche Mitglieder beider Kammern im Schauſpielhauſe eingefunden, um den König beim Eintritte freudig zu begrüßen. Das geſchah auch mit einem Applaudiſſement, in welches das ganze Haus einſtimmte, das, ungeachtet des erhöhten Eintrittspreiſes, faſt zu angefüllt war. Die ganze königliche Familie war zugegen. Die Darſtellung der Oper fiel ſehr gut aus und die Muſik erfreute durch ihre Gediegenheit und Kraft. Die Dekoration von Gropius in Berlin wurde beifällig begrüßt. Beim Austritte aus dem Hauſe dachte ich: ob wohl nach 66 Jahren Roſſini's und Conſ. Opern auch ſolchen Beifall noch erhalten, ob ſie überhaupt dann wiederum hervorgeholt werden aus dem ſie bedeckenden Staube?

Am Schluße des laufenden Monats werden wir tiefe Trauer anzulegen haben. Und um wen? werden Sie fragen: — um unſere Prima-Donna, Madame Schröder-Devrient, die Krone unſerer Bühne. Sie wird uns verlaſſen, auf immer verlaſſen. Verſuche, in ihrem Beſitze zu bleiben, ſind gemacht, aber ihre Anforderungen waren zu hoch geſpannt. Die Direktion würde getadelt worden ſeyn, wäre ſie darauf eingegangen; denn, wenn auch der Verluſt ſehr groß, wenn er auch unerſetzlich zu nennen iſt, ſo würde doch der Preis, für den er abgewendet werden konnte, in keinem Verhältniſſe damit geſtanden haben, beſonders, wenn man berückſichtigt, daß Madame den Vierzigern nahe ſtehe, ihre ſchöne Stimme ſich daher mit ſtarken Schritten bald neigen wird. So viel man hört, wird ſie nirgends wieder feſtes Engagement ſuchen oder annehmen, ſondern nur Gaſtrollen geben an beliebigen Orten. Daß ſie hier auch nicht länger zu Hauſe ſeyn will, beweiſt der angekündigte Verkauf ihres Mobiliars, was gewiß gut bezahlt wird, theils, weil es ſchön und koſtbar iſt, theils, weil ihre große Anzahl Verehrer beeifert ſeyn werden, Etwas zu beſitzen, das einſt der großen Künſtlerin Eigenthum war. Jetzt iſt nun die große Frage: Durch wen ſoll ihre Stelle erſetzt werden? Die Antwort darauf möchte wohl ſobald nicht gefunden werden, vielleicht nie, denn — es gibt nur eine Schröder-Devrient. In Gluck's »Armide« wird ſie noch einige Male auftreten. Wie ihr letztes Erſcheinen auf der Bühne gefeiert, wie ihr da noch gehuldigt werden wird, berichte ich demnächſt.

Die großen herrlichen belgiſchen Gemälde, von denen ich Ihnen ſchon früher ſchrieb, ſind noch immer hier und werden fortdauernd fleißig beſucht. Erſt den 14. d. gehen ſie nach Wien ab. —dn—

*

Leipzig, 6. März.

Hier gibt es jetzt einen Schneidermeiſter Hoyer, wohnend in dem bekannten Auerbachshofe. Dieſes Mitglied einer Zunft, die eben ſo wenig zu entbehren iſt als das liebe Brod, die zu Brode hilft, da Kleider Leute machen, Anſehen verſchaffen und Eingang in hohe Zirkel, und ſchon manches ſchöne reiche Kind durch die Kleidung ſich fangen ließ — dieſes Mitglied liefert in dem Blatte »Lokomotive« geiſtreiche und Witz ſprudelnde Annoncen

von denen wir einige hier wiedergeben wollen, da ſie auch im Baverlande gekannt zu werden verdienen.

Zum Beiſpiele:

»Das Unglaubliche geſchieht! Man fährt in 1 Stunde 7 deutſche Meilen; man iſt auf dem Punkte, in 1 Tage durch die Luft nach Paris von Leipzig zu fahren, wenn Hrn. Leinberger's Maſchinerie ſich bewährt. Aber eine bei Weitem würdigere Aufgabe für unſere Zeit war es, binnen 6 Stunden einen Mann aus dem Zuſtande der Natur in den Nimbus der Civiliſation zu ſtecken; denn einen neuen modernen Frack eine Stunde früher oder ſpäter zu erhalten, davon hängt oft die ganze Laufbahn eines Jünglings ab. Demgemäß verpflichtet ſich der Unterzeichnete (Hr. Hover), in Zeit von 6 Stunden einen vollſtändigen Anzug aufs Eleganteſte, Kunſtfertigſte und — aufs Billigſte anzufertigen. Dies iſt der Triumph der Induſtrie, die Glorie des Jahrhunderts!«

Ferner:

»Das Atelier des Schneidermeiſters Hover empfiehlt ſich dem europaiſchen Publikum in dem ſchönen Bewußtſeyn, keiner Selbſtempfehlung zu bedürfen, um als groß da zu ſtehen.«

Ferner:

»Praktiſche Philoſophie! Kleider machen Leute, das iſt eine alte Wahrheit. Die Kleider macht der Schneider, das iſt auch eine alte Wahrheit. Folglich macht der Schneider die Leute. Dieſe Wahrheit kann kein Kant, kein Schelling, kein Hegel über den Haufen werfen, noch wegräſonniren. Nun gibt's aber verſchiedene Leute, wie es verſchiedene Kleider gibt, und verſchiedene Kleider, weil es verſchirdene Schneider gibt. Ein Schneider macht gemeine lumpige Kleider, und das macht gemeine lumpige Leute; ein Anderer macht ſolide ehrbare, und das macht ſolide ehrbare Leute. Nur Wenigen aber iſt es gegeben, noble Kleider, und alſo noble Leute zu machen; die nobelſten aber macht der Schneidermeiſter Hover in Leipzig u. ſ. w.«

Wird man nicht verſucht, bei dieſem Meiſter der Meiſter künftig arbeiten zu laſſen? —l—

☆

Bonn, 5. März.

Die Vorleſungen waren vom 25. Februar bis zum 2. März des Carnevals wegen geſchloſſen. Die meiſten Studenten hatten ſich nach Koln begeben, wie dies alljährlich zu geſchehen pflegt, und obgleich Bonn den Carneval öffentlich feierte, war kaum ein Sechstel derſelben hier geblieben. — Prof. Delbrück berückſichtigte den Carneval nicht, ſondern hielt am 27., am Tage der allgemeinſten und größten Fröhlichkeit, ſeine Vorleſungen und zwar vor e i n e m Zuhörer. Die Vorleſungen haben nun wieder allgemein begonnen, jedenfalls aber nicht mehr für lange Zeit, denn, wie man ſicher wiſſen will, wird keiner der Herren Docenten nach dem 25. d. M. den Katheder betreten. — Bonn hat das Auferſtehungsfeſt von einer langen Ruhe gefeiert und zwar auf eine für dieſe Stadt großartige Weiſe. Einer, der in dieſer Stadt einige Zeit verweilt und dieſelbe ziemlich kennen gelernt hat, ſollte leicht auf die Vermuthung kommen, die Stadt habe ſich überboten. Am Sonntage, dem erſten Carnevalstage, war ſogenannter Kappenzug, wo die ſämmtlichen Mitglieder des Narrencomité's mit ihren Narrenkappen in Wagen durch die Stadt und dann nach Godesberg fuhren, was, wie wohl Jedem bekannt, über eine Stunde von Bonn entfernt iſt. Der Zug zählte mehr als 60 Wagen. Drei Studenten-Verbindungen hatten ſich angeſchloſſen, welche auch frühee den närriſchen Sitzungen beiwohnten und ordentliche Mitglieder des Vereines waren. Dies waren die Boruſſen, Rhenanen und Hanſeaten, außer dieſen waren auch noch andere Studenten als Mitglieder des Narrenvereines bei dem Zuge. Am folgenden Tage ſollte ſich der Faſching ganz entfalten. Schon gegen 9 Uhr war der Markt vor dem Rathhauſe von Schauluſtigen angefüllt, obgleich noch nichts zu ſehen war. Allmälig verſammelten ſich daſelbſt die Wagen, um ſich zu einem großen Zuge zu vereinigen, welcher gegen Mittag vollſtändig war und nun erwartete man den Augenblick, wo er ſich in Bewegung ſetzen ſollte. Plötzlich vernahm man aus einer 20 Fuß hohen, auf einem Wagen erbauten Flaſche einen Knall und es flogen mehrere Kügelchen heraus, die in der Luft alle mit Geprаſſel aus einanderſprangen; dieſen folgte ein Hanswurſt, welcher aus dem Halſe der Flaſche heraus weit unter die Leute flog. Dieſes war das Signal des Aufbrechens und ſollte auch zugleich eine Perſiflage auf die Champagnerfabrikanten ſeyn. Wir wollen nicht das Einzelne des Zuges aufzählen und führen nur einiges Beſondere an. Der bekannt gewordene Schäfer von Niederempten war gut ausgeführt und den Abbildungen Jenes ganz ähnlich; Kranke waren um ihn, einer mit Ochſenhörnern, welche er in Eſelsohren verwandelte ꝛc. — Ein Götterwagen war gut decorirt und die einzelnen Götter, wie Bacchus, Jupiter, ſehr pompös coſtumirt. — Die Preßfreiheit, dargeſtellt von Studenten, hätte komiſcher ausgeführt werden ſollen. Einige derſelben hatten ſich Stöcke von der Rheiniſchen Zeitung gemacht, welche vom 1. April ab nicht mehr erſcheinen darf; der Cenſor ſaß im Hintergrunde. Vieles Komiſche, das ſich auf Oertliches bezog, wurde gut dargeſtellt. Dem Zuge voran gingen altbonner Soldaten, coſtumirt wie in kurfürſtlichen Zeiten. Abends war an vielen Orten Ball, unter welchen ſich beſonders jener, den das Narrencomité und die angeſehenen Familien veranſtalteten, auszeichnete. Nun iſt wieder Alles ruhig, man ſieht und hört nichts mehr, was irgend ein Intereſſe verſchaffen konnte. So hat nun Bonn angefangen, ſich den Städten Köln und Düſſeldorf, wo Faſtnacht, der Held Carneval, ſeinen Scepter führt, anzuſchließen und ſich dem Range der bedeutenderen Städte etwas zu nähern.

Einen Vorfall müſſen wir hier noch erwähnen. Während dee Faſchingszug einige Stunden ſchon in Bewegung war und die Herren Narren ſich das Dachſtübchen überladen hatten, gerieth eine kleine Unordnung in den Zug. Ein Reiter ſprengte durch die Menge hin und her und überrannte ein Mädchen, vielleicht 18 Jahre alt, welches dieſem den Rücken zukehrte und dem Zuge nachſah, ſo daß es den heranſprengenden Reiter nicht bemerken konnte. Das Mädchen wurde durch den Huf des Pferdes ſo verletzt, daß das Blut ſtromweiſe herausquoll und die Unglückliche wie todt nach Hauſe getragen wurde; ob dieſelbe noch lebt, konnten wir bis jetzt noch nicht ermitteln. —b—

☆

Von der Mnemoſyne erſcheinen wochentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 32. Dinstag, 14. März 1843.

Die Bande der Sieben und vierzig.

(Fortſetzung.)

»Seyen Sie guten Muthes, meine Dame,« ſagte er zu ihr; »ich hoffe, daß die unmittelbare Gefahr vorüber iſt. Sie ſind ſo glücklich geweſen, den Klauen der Sieben und vierzig, einer Schaar der hölliſcheſten Böſewichter, die je die Pyrenäen unſicher gemacht haben, zu entrinnen.«

»Allmächtiger Gott!« rief Elvira aus, »ich bin alſo nicht mehr in der Gewalt dieſer mit Recht ſo gefürchteten Bande?«

»Nein, meine Dame, das ſind Sie nicht,« erwiederte der Fremde. »Meine Anweſenheit unfern der Scene Ihres Unfalles hat mir die erwünſchte Gelegenheit gegeben, Ihnen den Dienſt, Sie zu befreien, erweiſen zu können.«

»Wem, wem verdanke ich eine ſo kühne und ſo menſchliche That?« fragte Elvira haſtig. »O nennen Sie mir Ihren Namen, wackrer Fremder, damit ich desſelben ſtets in meinen Gebeten gedenken mag!«

»Forſchen Sie darnach nicht, meine Dame,« entgegnete er wieder, »falls nicht mein kleiner Dienſt mit einem Stich ins Herz, ſo tief, wie wenn er von irgend einem Stilette der Banditen käme, welchen ich Sie entriſſen habe, vergolten werden ſoll. Ich bin namenlos, jedoch nicht heimathlos. Meine Wohnung iſt nicht weit von hier, und ſo der Himmel will, werde ich Sie dahin führen. So viel ſey Ihnen aber geſagt, daß ich kein Räuber bin, ſondern ein Cavalier von Alrantara, alſo ſchon durch mein Gelübde verpflichtet, der bedrängten Schönheit Schutz und Beiſtand zu verleihen. Umſtände haben mich dahin gebracht, meine Pforten der Welt auf ewig zu verſchließen; doch mag Ihre hülfloſe Lage es entſchuldigen, wenn ich von meinem genommenen Entſchluß, mich um Niemand mehr zu bekümmern, dieſes Mal abweiche.«

»Aber mein Vormund, Don Mathias de Caſtro, und unſere Dienerſchaft und Bedeckung?« fragte Elvira ängſtlich, indem ſie ſich das Geſicht mit beiden Händen bedeckte: »iſt denn keiner von ihnen davon gekommen?«

»Nein, meine Dame, keiner,« erwiederte er. »Wir dürfen jetzt aber nicht an ſie denken, weil wir ſelbſt noch all' unſere Energie aufbieten müſſen, um den Gefahren, die uns umgeben, zu entgehen und ein ſicheres Aſyl zu erreichen. Die Sieben und vierzig haben dieſen Theil unſeres Gebirgs noch nicht oft beſucht, ja ich glaube, daß dies das erſte Mal iſt; es würde ſonach gerathen ſeyn, in dieſem Verſtecke noch zu weilen, bis es tagte; aber ich fürchte, daß der Fluß nach dem Gewitter zu ſehr anſchwillt, und dann könnten wir hier ſo eingeſchloſſen werden, daß wir eines elenden Hungertodes ſterben müßten.«

Nachdem der Ritter Elvira noch einmal aufgefordert hatte, ihm ganz zu trauen, ſagte er, daß er zuvor das Terrain recognoſciren wolle, ehe er mit ihr den Berge-Platz verließe, um ſie ſeiner Wohnung zuzuführen.

»Sollte ich aber innerhalb einer Stunde nicht zurückgekehrt ſeyn,« ſetzte er hinzu, »ſo weilen Sie hier nicht länger, ſondern gehen Sie kühn unter dem Waſſerfall weg dem jenſeitigen Ufer zu, dort verbergen Sie ſich in dem Hohlweg zur Linken, bis der Tag anbricht, dann gehen Sie denſelben ein paar Meilen entlang, bis Sie über dem Walde der Thürme meiner Burg anſichtig werden. Sie werden dort eingelaſſen, wenn Sie dieſen meinen Siegelring vorzeigen. Wenn ich am Leben bleibe, ſo bin ich vielleicht ſchon in einer Viertelſtunde wieder bei Ihnen; außerdem verfahren Sie nach meiner Anweiſung; anders bleibt Ihnen zu Ihrem Heile nichts übrig.«

Dann durch das Waſſer watend, ließ er Elvira allein zurück. In den erſten Augenblicken ihrer Einſamkeit in dieſem ſonderbaren Aſyl, gerieth ſie in Verſuchung, dem Beiſpiele des myſteriöſen Fremden zu folgen und zu ſehen, ob ſie nicht wie er der Art von Grabe entweichen konnte, in welchem ſie ſich eingeſchloſſen ſah. Wenn ſie einerſeits der brauſende Waſſerfall, deſſen Waſſer ihr bei dem ſchwachen Lampenlichte ſchwarz wie Dinte erſchien, mit Grauſen erfüllte, beunruhigte ſie andererſeits der zweifelhafte Charakter desjenigen, der ſich das Anſehen gab, ihr Beſchützer ſeyn zu wollen. Wie? ſagte ſie bei ſich ſelbſt, wenn er dennoch zu jener Bande gehörte und mich nur in ſträflicher Abſicht zu dieſem Schlupfwinkel gebracht hätte! Das war ein fürchterlicher Gedanke. Dann zweifelte ſie wieder, ob ſie allein im Stande ſeyn würde, die reißende Strömung zu paſſiren, und ſchrack zuſammen, als ſie es verſuchen wollte. Bei fernerem Nachdenken beruhigte ſie aber wieder das offene und edle Benehmen ihres Retters und die neue Hingebung, die er ihr dadurch bewies, daß er ſich nur ihrenthalben wieder aus der Höhle herauswagte, und ſie beſchloß nun, ſeine Inſtruction zu befolgen.

Naß und ſchauernd von der feuchten Luft ihres Kerkers hüllte ſie ſich wieder in den geſtickten Mantel ein, mit welchem der Fremde ſie zugedeckt hatte, dann ſetzte ſie ſich ruhig auf den Felſen nieder, um ſeine Rückkunft abzuwarten. Schon nach wenigen Minuten traf er athemlos wieder ein und ſagte haſtig zu Elvira:

»Schnell, werthe Dame, wir haben keinen Augenblick zu verlieren! Auf unſerm Pfade haben wir keinen Feind mehr zu befürchten, aber das Waſſer iſt im Steigen, und was uns bis jetzt zur Sicherheit gereichte, das dürfte uns bald die größte Gefahr bereiten.«

Dann hob er ſie raſch auf den Arm und ſtürzte

Digitized by Google

mit ihr durch die brauſende Fluth und hatte in einem Nu das jenſeitige Ufer erreicht. Dort ſetzte er Elvira nieder, nahm ſie bei der Hand und zog ſie die Schlucht entlang mit ſich fort.

Die zwei Meilen aber, deren er zuvor erwähnt hatte, waren auf dem ſeichten und überwachſenen Pfade, den ſie gingen, ſo beſchwerlich, als es zehn Meilen geweſen ſeyn würden, auch mußte er ſeine erſchöpfte Gefährtin oft über die ſchlimmeren Stellen hinwegtragen. Er that dies mit dem ſtoiſchen Gleichmuthe eines ächten Ritters von altem Schrot und Korn; als ſie endlich den Wald erreicht hatten, zeigte er tröſtend auf ein einzelnes Licht hin und verkündete ſeiner Gefährtin, daß ſie nun den Hafen des Heiles erreicht hätten. Elvira ſchaute auf und ſah die Mauern eines mitten im Walde belegenen Gebäudes von ſehr melancholiſchem Anſehen.

(Fortſetzung.)

Die Bickes'ſche Erfindung.

Wir haben ſchon im vergangenen Jahre auf die Erfindung des Hrn. Bickes aufmerkſam gemacht, den Boden ohne Dünger anzubauen. Unterdeſſen hat die Verſammlung der naturforſchenden Geſellſchaft in Mainz die Erfindung geprüft und ſie für gut befunden; auch wurde dieſelbe von vielen Privaten bereits ſehr günſtig praktiſch erprobt. In einer uns vorliegenden Ankündigung findet ſich folgende Stelle:

»Dieſe Erfindung wurde ſeit 12 Jahren in mehren Ländern, auf dem verſchiedenartigſten Boden, mit der größten Sorgfalt geprüft und hat ſich im Laufe dieſer Zeit immer mehr und mehr erprobt.

Insbeſondere beweiſen — in dieſem beiſpiellos trokkenem Jahre 1842, das am meiſten geeignet war, ein Urtheil darüber feſtzuſtellen — die am Schluſſe abgedruckten diesjährigen Urkunden eine Ueppigkeit und Erfolge, wie ſie bei der günſtigſten Witterung und auf den beſten Feldern nirgends vorkommen.

Frühere Reſultate finden ſich durch die achtbarſten Zeugen beſtätigt und näher beſchrieben in: »Mittheilung über die Erfindung, den Boden ohne Dünger anzubauen, von Bickes.« Frankfurt a.M. 1842 bei Lauten, und in Mainz bei Victor von Zabern und Kirchheim, Schott und Thielmann und ferner im »zweiten Jahresbericht des Gartenbauvereins in Mainz, Juni 1842.«

Bisher rechnete man den Preis des Düngers auf beiläufig 25 fl. für den Morgen oder 100 fl. für den Hectare, wozu derſelbe nirgends in hinreichender Menge aufgebracht werden konnte, weshalb beſonders in Sandgegenden der Boden meiſtens ausgehungerte oder der Aufwand des Viehſtandes faſt allen Vortheil verzehrte.

Bei dieſen Verhältniſſen mußte häufig Brache ſtattfinden oder der Anbau von Pflanzen, die nichts eintrugen. Die Urbarmachung der vielen öden Felder war ganz unausführbar. Nun aber durch dieſe kräftigen und billigen Mittel der Samenbereitung, wo der Morgen Getreide, Mais ꝛc. nur 15 Kreuzer, Kohlſaat, Klee, Rüben, Mohn u. dgl. kleine Sämereien kaum die Hälfte koſtet, können die nützlichſten Pflanzen gewählt und der Geringſte die Unkoſten aufbringen. Nebſtdem wird eine reichere Ernte erlangt und ſehr anſtrengende Arbeiten ganz erſpart.

Die Mittel können noch ſehr geſteigert werden. Will man bei Weinbergen 8 bis 10 Gulden anwenden, ſo iſt die Wirkung ſehr kräftig. Die Beeren werden weit größer und weniger gedrängt, eben ſo das Obſt, Gemüſe, Blumen u. ſ. w. führen zu ganz neuen, bisher unbekannten Erſcheinungen in der Pflanzenwelt.

Keine Auffindung in der Geſchichte bietet ähnliche Hülfsmittel, die eben ſo auf alle Glieder der menſchlichen Geſellſchaft wohlthätig einwirken. — In ihr ſind alle Elemente des Friedens und der Glückſeligkeit beſchloſſen. Es werden Werke dadurch ausführbar, wozu der gegenwärtige Weltzuſtand keine Mittel aufzubringen vermag.

Jeder wird dadurch in Stand geſetzt, ſich zu ernähren. Alle Noth kann ſehr bald gemildert werden. — Tauſend neue Erwerbsquellen öffnen ſich damit. Bei geſtiegenem Wohlſtande wird auch der Verbrauch aller und beſſerer Lebensbedürfniſſe ſowohl zur Nahrung, als häuslichen Einrichtungen bedeutend vermehrt. — Der Weinbau muß dadurch ſehr gewinnen.

Wer kennt nicht die gräßliche, *durchaus hoffnungsloſe* Noth des ſtolzen Britanniens? Tauſende ſchmachten ohne Rettung in den größten Leiden und ſterben des Hungertodes. Vor 10 Jahren ſchon betrug bereits die Armentaxe in der einen Stadt London jährliche 24 Millionen Gulden. Gegenwärtig rechnet man im ganzen Lande 2 Millionen Seelen, die durch Almoſen unterſtützt werden, und damit ſind nur Wenige hinreichend genährt und üben einen unerträglichen Druck auf die übrige Bevölkerung.

Für ganz Deutſchland rechnet man nur 60 Mill. Gulden. Immer noch viel für das gewerbreichſte und fleißigſte Volk, das an Wohlſtand allen andern Nationen überlegen iſt. — Ein Beweis, wie viele unſerer Brüder noch in Mangel leben!

Man bildet Vereine für Denkmäler, gegen Thierquälerei u. ſ. w., warum nicht auch einen Verein gegen *Menſchenquälerei*? Ohne Herz iſt alle Weisheit eitel! — Alle Pforten des ſichtbaren und unſichtbaren Himmels geſchloſſen.

Unbebautes Land zu nützlichen Anlagen findet ſich noch in allen Staaten in Ueberfluß. — Großbritannien hat nur 46 Millionen angebaut und 30 Millionen Acres ſind öde. — Frankreich hat noch 7 Millionen Hectares oder 28 Millionen Morgen, Belgien, Holland, Deutſchland ebenfalls noch ſehr große Strecken.

Welche Erleichterung kann den Gemeinden auf dem edelſten Wege hiedurch verſchafft werden. Die Landwirthſchaft wird zu einem ganz neuen Syſteme übergehen und erlangt dadurch unberechenbare Vortheile.

Auf der bisher höchſt koſtſpieligen Erzeugung des Düngers beruht die ganze Wirthſchaft und ohne denſelben war alle Erzeugung nichtig. In welchem Maßſtabe Frankreichs Getreidebau und Viehſtand dadurch geſunken iſt, beweiſt durch vergleichende Berechnungen, Dr. Bixio in ſeinem „Journal d'Agriculture pratique de Jardinage et d'Economie domestique p. 568. Paris 1842." Hiernach erträgt der Getreideboden nur die Hälfte und der Viehſtand nur ein Fünftheil desjenigen von Deutſchland und England.

Nun aber kann, von dem Flugſande angefangen, alles faſt ohne Unkoſten ſelbſt jedes Jahr reichlich gedüngt, ein bedeutender Mehrertrag und nebſtdem einträglichere Pflanzen hervorgebracht werden, ſogar auf einem Boden, der vorher *untauglich* dazu war.

Welche beträchtliche Vortheile bietet der Anbau von

Digitized by Google

Handelsgewächſen dar? Dieſe insbeſondere haben, überall am meiſten, den Wohlſtand erhoben, und darin iſt man nun nicht mehr beſchränkt. — Tabak iſt ſehr vortheilhaft. — Dieſer hat ſich nun ſeit zehn Jahren, nicht allein frei von allem unreinen Beigeſchmack, ſondern Varinas und Havanna in dem, jedem Kenner bemerkbaren, Wohlgeruch ſeines Vaterlandes erhalten. —

Wenn auch ſchon Sand bedeutend ertragfähig wird, ſo iſt nicht gerade nothwendig, den zufälligen Dünger deswegen wegzuwerfen. Auf beſſerem Boden iſt natürlich die Wirkung noch ſtärker. — Ueberall hat es noch ſchlechte Felder, die man nun mit mehr Nachdruck kräftigen und ſie auf die höchſte Stufe bringen kann.

Ferner folgendes Zeugniß:

Die Unterzeichneten bezeugen hiedurch dem Franz Bickes, daß ſie die nach deſſen Erfindung behandelten verſchiedenen Anpflanzungen, ſowohl im Felde als im Garten, beſtehend aus:

Hafer, Gerſte, Sommer- und Winterwaizen, Welſchkorn (Mais), Kartoffeln, franzöſiſch und italieniſch Reigras, weißen und rothen Klee, Flachs, Madiasativa, Hirſen, Hanf u. ſ. w. beſichtigt, und wie folgt befunden haben:

1) Ein ſtark mit Sand melirter Acker, auf welchem Niemand einfallen konnte, Waizen zu pflanzen, und der dermaßen ausgeſogen war, daß der unterzeichnete Eigenthümer Hr. Lorge, ohne denſelben mit Dünger zu verſehen, auch gar keine Frucht mehr darin pflanzen konnte.

Hr. Bickes hatte mir denſelben abgemiethet, mit Waizen bepflanzt, welcher letztere ſich von der Art gut ſtellte, daß auf vielen Aeckern, welche guten Boden und Dünger hatten, nicht allein nicht beſſer geſtanden hat, ſondern mehrere ſogar ſchlechter.

2) Vier Morgen am Rabenberghohl, wovon die eine Hälfte mit Hafer und die andere mit Gerſte, beides übertrifft alles auf beſſerem Boden der Umgegend.

Dieſer Acker war in einem Zuſtande, daß er nichts mehr ertrug, und der Eigenthümer deßwegen ihn Hrn. Bickes umſonſt angeboten hatte.

3) Welſchkorn ſtehet in den beſten Jahren gedüngt nirgends ſo üppig; faſt keine Pflanze hat unter 3, viele 4—5 Stengel, und eben ſo viele und mehr Kolben.

Dieſer Acker hat ganz ausgehungerten mageren Sand, der ſeit Gedenken nicht gedüngt wurde.

4) Im ſogenannten Garten iſt geringer, ſteiniger Boden, — wie er im Felde oft viel beſſer, — der bisher nur gehackt wurde. Es ſtehet hier Alles in einer ausnehmenden Kraft, wie ſie in den beſten Jahren nicht vorkommt; ſo daß Herr Bickes jedem Feldſchützen einen preußiſchen Thaler verſprochen hat, der ihm beſſer ſtehendes auch auf beſſerem und gedüngtem Boden auffinden würde.

Sehr bemerkenswerth iſt, daß die Gerſte bis zu 18 Körner in einer Zeile, und Pflanzen bis zu 45 Halmen, und der Sommerwaizen meiſtens 4 ſogar fünf Körner in einem Spreu hat. Kartoffeln bis an 30 Stengel. Mais faſt keine Pflanze unter 4—5, manche ſogar 6—7 Stengel und eben ſo viele Kolben zeigen. Eine Pflanze ſogar mit 4 Stengeln hat zuſammen 14 Kolben, eine andere mit 5 Stengeln hat am Hauptſtengel ſogar 6 Kolben. Die andern ſind noch nicht entwickelt.

5) In dieſem Garten befindet ſich auch eine 4 Fuß tiefe, mit Rheinſand ausgefüllte Grube, worin Reben, Gerſte, Sommerwaizen, eine Hanf- und eine Kartoffelpflanze. Alles ſtehet in einer beſonderen Kraft, die man auf den beſten Feldern nicht antrifft. Hanf iſt 10 Fuß hoch und noch nicht ausgewachſen.

Der Waizen hat bis 4 Körner in einem Spreu, und eine Gerſtenpflanze bis 26 Halme mit eben ſo viel vollen Aehren von gleicher Größe.

Dieſe Erſcheinungen früherer Jahre und jetzt, bei der diesjährigen beiſpielloſen Dürre, haben bei unſerer ganzen Gemeinde jeden Zweifel über die Wirkſamkeit der Erfindung des Herrn Bickes gehoben und augenfällig bewieſen, daß hier eine Kraft wirken mußte, wie noch niemals ein Dünger ſelbſt in guten Jahren auf unſeren beſten Feldern hervorgebracht hat.

Wir erklären zugleich, daß der Mehrertrag dergeſtalt in die Augen fällt, daß es völlig unnütz wäre, ihn mit dem Scheffel ausmeſſen zu wollen, und die Felder der ganzen Gemarkung als Gegenprobe dienen konnen.

Wir beſtätigen dieſes der Wahrheit gemäß, und urkundlich unſerer eigenhändigen Unterſchrift.

Kaſtel, am 20. Auguſt 1842.

Lorge, B. Buſch II., Paul Höſel.

Außer dem Obigen wird noch beſcheinigt, daß Hr. Bickes mir die Hälfte eines Gerſtenackers zubereitete, und dieſe Gerſte mit ihren größeren Aehren gegen den andern ſich auszeichnete. Doſch.

Kaſtel, am 3. Sept. 1442.

(Folgen 51 Unterſchriften.)

Correſpondenz.

Darmſtadt, 7. März.

Freitag den 24. Febr. betrat Baiſon als Ingomar in Halm's Sohn der Wildniß zum Erſtenmal die Hofbühne ſeines Vaterlandes. Die Erwartung des zahlreich verſammelten Publikums war wahrlich keine geringe; aber dennoch dürfen wir wohl aus dem unſeren trefflichen Gaſt zu Theil gewordenen ſtürmiſchen Applaus (ſonſt die ſchwache Seite des Darmſtädter Theaterpublikums) ſchließen, daß der Ingomar ſo, wie ihn Baiſon vorführte, dieſe Erwartungen von Scene zu Scene geſteigert, und am Schluſſe dem gefeierten Künſtler eine glänzende Anerkennung von Seiten des Publikums eingebracht hat. Wir ſind weit davon entfernt, nach dieſer einen Rolle die ganze künſtleriſche Bedeutſamkeit Baiſons beurtheilen zu wollen; je höher die Meinung iſt, die wir nach dieſer erſten Bekanntſchaft von dem Künſtler hegen, um ſo mehr werden wir uns hüten, den Ingomar als den Zenith ſeiner Kunſt zu betrachten. In wenigen Tagen wird Baiſon uns in „Hamlet“ Gelegenheit geben, ihn in einer Stelle zu ſehen, die nicht nur zu ſeinen eigenthümlichſten Leiſtungen gehören ſoll, ſondern auch vor Allem geeignet iſt, den Künſtler in der innerſten Werkſtätte ſeines Geiſtes zu belauſchen und ein totales Bild ſeiner ganzen Bedeutſamkeit zu gewinnen. —d—

Frankfurt, 7. März.

Die deutſche Oper iſt mit einem neuen guten Werk bereichert worden: ich meine Heinrich Eſſer's komiſche Oper „Riquiqui,“ zu welcher Gollmick nach dem Franzöſiſchen den Text geliefert hat. Die Oper wurde geſtern Abend zum Beneſice der Dem. Kratky zum erſtenmale gegeben und obgleich die Aufführung eine verunglückte

Digitized by Google

war — die Oper mußte ohne Prima Donna gegeben werden, da Dem. Capitain erkrankt war, zwar auf der Bühne erſchien, aber keinen Ton ſang — erhielt ſie doch viel Beifall. Die Muſik iſt ſehr gediegen und fließend, enthält auch artige Melodien, freilich auch Reminiscenzen. Das Sujet entbehrt etwas der Handlung, hat aber mehrere komiſche Scenen, welche ſehr anſprechen. Der Componiſt wurde nach dem zweiten Akte gerufen; warum dabei geziſcht worden, iſt nicht zu begreifen. Eine gelungene Wiederholung der Oper wird einen ausführlicheren Bericht veranlaſſen. — Dem. Heineſetter wird von Mannheim nach Karlsruhe gehen und dann hier ihr Gaſtſpiel beendigen. In den nächſten Tagen wird Mad. Lehmann-Rauch vom Mannheimer Hoftheater — eine Frankfurterin — hier gaſtiren. — Dem Gerüchte, daß die Gothe'ſchen Erben den Verkauf des Göthe'ſchen Hauſes ꝛc. abgelehnt haben, will man keinen Glauben ſchenken. —ſſ—

Würzburger Theater.

Eine hübſche Novität brachte uns der Theater-Abend von Montag, den 7. März.

Die Kunſt zu gefallen (nach dem Franzöſiſchen des Bayard von Blum) iſt eine recht niedliche Bagatelle, die unterhält und die man ſchon einige Mal ſehen kann. Es gibt uns eine Art Pagenſtreiche à la Rococo, freilich, daß die Gränzen nicht eben ganz genau eingehalten werden, die der Laune in einer anſtändigen Poſſe gezogen ſind.

Ein junger Edelmann, der vorläufig gar nichts als einen ſchlecht ſtehenden Prozeß hat, der aber, im Falle des Gewinnes, ihm 2 Millionen einbringen könnte, läuft aus dem College nach Paris; ſeine Geliebte, die von einem habſüchtigen Bruder der ihr gehörigen Erbſchaft willen in ein Kloſter geſperrt werden ſoll, aus dem Inſtitute. Der junge Cavalier iſt ſchön, liebenswürdig, leichtſinnig, muthig und gewandt. Die Frauenzimmer beſticht er durch ſein Aeußeres und die bei ſeinen Jahren ſchon faſt allzugroße Routine. Seine Richter gewinnt er dadurch, daß er ihren Schliche auf die Spur kömmt, was zu einer der ſchönſten Scenen des Stückchens Veranlaſſung gibt. Ein Parlamentsrath, der beſtändig bei ſeiner Bibliothek und über ſeinen Büchern ſitzt, hat ſtatt Bücher, Flaſchen in leeren Buchfutteralen. Darüber ertappt ihn nun unſer junger Sauſewind, der endlich auch den Gönner ſeiner Feinde, den dummen Herzog von Soubiſe, durch ironiſche Schmeichelworte zu kirren verſteht. So kommt er zu Geld und zur Geliebten. Der letzte Akt iſt der gedehnteſte und am wenigſten intereſſante.

Der Gedanke, daß es Menſchen gibt, die durch ihr Aeußeres, wie durch ihr ganzes Weſen nicht allein über ihre Mitmenſchen eine Herrſchaft ausüben, ſondern denen ſogar der Zufall immer günſtig zu ſeyn ſcheint, denen Alles glückt, dürfte wohl ein guter Stoff für ein Luſtſpiel ſeyn; wie geiſtreich wurde er nicht ſchon in dem Mährchen „die Wunderlampe“ und in dem „Fortunatus“ behandelt.

In dem vorliegenden Luſtſpiel will der erſte Akt dieſelbe Idee verfolgen; es wäre vielleicht beſſer geweſen, wenn auch in der übrigen Handlung ſtatt der verſchiedenen anderen Momente das der äußern Erſcheinung allein gewirkt hätte.

Die Darſtellung war im Ganzen gelungen, beſonderes Lob verdient Dem. Pichler. Hr. Dennerlein würde noch ergötzlicher geſpielt haben, wäre er ſeiner Rolle mehr Meiſter geweſen. Doch läßt ſich bei einem ſo wackern Veteranen unſerer Bühne da ſchon einmal durch die Finger ſehen.

Des Königs Befehl, von Töpfer, hat nicht angeſprochen und konnte es auch nicht. Wir ſind nun einmal nicht mehr in der Zeit, uns zum Heirathen trommeln zu laſſen, und commandirte auch Friedrich II.

Mad. Wacker war ganz ergötzlich, Hr. Waldmann recht gut, Hr. Wohlſtadt gab uns den Friedrich II. mit vieler Wahrheit, doch trug der große Fritz keinen Schnurrbart.

Das Benefiee des Hrn. Wohlſtadt: **Guſtav Adolph in München**, von Bahrdt, hat wenigſtens unſern Beifall nicht gehabt. Referent war, offen geſtanden, ſchon vorher etwas eingenommen gegen das Stück, als ihm der große Zettel ein Oder brachte und gar noch den Namen eines Vorſpiels. Wer ein Drama ſchreiben will, ſollte ſeinen Stoff auch in die gebräuchlichen 5 Akte zwängen können. Auch iſt es eine mißliche Sache um die dramatiſche Bearbeitung von Romanen, da das Weſen eines Drama dem eines Romanes gerade zu entgegengeſetzt iſt.

Das Stück hat ſelten gute Momente, iſt aber im Ganzen mißlungen. Manchmal übereilt ſich die Handlung, manchmal dehnt ſie ſich in epiſcher Breite. Von der hiſtoriſchen Färbung desſelben wollen wir nicht ſprechen, es würde uns zu ſehr von dem Berufe dieſer Blätter entfernen, zu tief in wiſſenſchaftliche Fragen verwickeln, allein ſo viel müſſen wir denn doch ſagen und iſt auch Jedem erſichtlich, Guſtav Adolph iſt idealiſirt, Tilly carrikirt. Wer hat denn Hrn. Bahrdt geſagt, daß Guſtav Adolph wirklich ſo auf alle Eroberungen in Deutſchland reſignirte, wie er es in dem Monologe that. Wo findet ſich endlich die hiſtoriſche Begründung von einem Meuchelmorde, den ein Tilly an Guſtav Adolph in München verüben wollte? Solche Zugaben verwirren die Geſchichte, geben ihr eine falſche Färbung. Noch Eines! Der Held des Stückes hat ſeiner erſten Braut die Treue gebrochen, ſeine zweite verlaſſen, ehe er von ihrer ſchlechten Geſinnung Kunde hatte, ſeinen Glauben abgeſchworen (ohne Motive anzugeben!), in ſein Vaterland die Waffen getragen, auf die Stütze desſelben, Tilly, aus perſönlichen Rückſichten die tödtliche Kugel gelenkt, und der Mann kann, weil er zu ſeiner erſten Geliebten zurückgekehrt, heirathen und glücklich werden? O poetiſche Gerechtigkeit!

Die Fabel iſt ſchlecht ſcenirt, graß und oft unwahrſcheinlich, die Charakteriſtik ſchwach, die Diction eine Nachahmung Schiller's, deſſen Worte man ſogar zuweilen hört.

Die Darſtellung war, wie es in ſolchen Stücken hier gar nicht anders möglich iſt, nur zur Hälfte gelungen; vorzüglich war Hr. Waldmann als Bürgermeiſter von Starnberg. Hr. Wohlſtadt hatte eben keine bedeutende Rolle: der Grundcharakter Guſtav Adolph's in dem Stücke läßt wenig Nuancirung zu; blos das Coſtume war getroffen; die Ruhe des Helden dürfte ihm manchmal gefehlt haben. Hr. Lincker, hat uns nicht einmal das Coſtume Tilly's gezeigt, worüber er ſich ja leicht hätte Belehrung holen können. Der bayeriſche Feldherr trug ein ſpaniſches Wams von hellgrünem Atlas mit geſchlitzten Aermeln, auf dem Haupte einen hohen Spitzhut, von dem eine lange rothe Feder bis auf den Rücken niederwallte. —r—

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 33. Donnerſtag, 16. März 1843.

Die Bande der Sieben und vierzig.

(Fortſetzung.)

Das Wetter war ruhiger geworden und, indem die Wolken unter dem Monde hinzogen, erſchienen die Thurmzinnen eben ſo ſchwarz, als die dichte Waldung, die ſie umgab. Der Nachtwind rauſchte ſchauerlich durch die Wipfel der Bäume und die Eule im Thurme antwortete klagend auf das Heulen der Wölfe im Walde. Alles hatte das Anſehen einer Rauberburg und Elvira überkam abermals ein Gefuhl des Mißtrauens und der Furcht. Es überlief ſie ein kalter Schauer, als ſie das finſtere Gebäude vor ſich ſah, und es ängſtigte ſie faſt, von ihrem Fuhrer zum Eintritte in deſſen Mauern aufgefordert zu werden. Ueberdem hatte ſein Weſen etwas ganz eigenthümlich Kaltes und Ernſtes angenommen, ſeit ſie die Höhle verlaſſen hatten: er hatte kaum ein Wort mit ihr geſprochen, als er ſie haſtig mit ſich fortgezogen, und wenn er gleich immer ſehr hülfreich geweſen war, wo ihr auf dem ſchwierigen Pfade Beiſtand Noth that, hatte er ſich doch mehr wie ein Wächter gegen eine Gefangene, denn als ein freundlicher Schirmherr benommen. Es blieb ihr aber keine Wahl mehr, und ſie mußte ſich ihrem Looſe, es mochte gut oder übel ſeyn, ergeben und ihr trauriges Geſchick dem Himmel anheimſtellen.

Nach einer Pauſe von wenigen Augenblicken ſetzte der Cavalier ſein Hifthorn an den Mund und entlockte demſelben einen ſchwachen aber gedehnten Ton, der alſobald von den Mauern herab und wie durch ein Echo beantwortet wurde. Einige Minuten ſpäter ließ ſich dann Waffengeklirr hören, es ſchimmerte Licht durch die Schießſcharten des Thurms und eine Zugbrücke wurde niedergelaſſen, über welche der myſteriöſe Cavalier nun ſeine Gefährtin in die ominös ausſehende Behauſung geleitete.

Sie ging zwiſchen einem ziemlich zahlreichen Trupp Bewaffneter hindurch, die ihrem Führer ganz in Soldatenmanier die Honeurs machten. Auch kam ihnen auf dem Hof eine Art von Burgvoigt entgegen, der ſie bis in die Halle des Gebäudes begleitete, ſich dann verneigte und wieder fortging. Die Halle der Burg oder des Schloſſes war ſehr geräumig, auch im Verhältniß jener Zeit mit vielen Annehmlichkeiten verſehen. Auf dem Heerde brannte ein wohlgenährtes Feuer und vor demſelben ſtand ein großer maſſiver Tiſch, mit Wein und Erfriſchungen bedeckt, wie wenn Gäſte erwartet worden wären. An dem Gebälke zu beiden Seiten hingen Paniere aus den früheren Ritterzeiten und die Wände waren mit einer ſolchen Menge von Waffen aller Art aufgeſchmückt, daß man ein ganzes Regiment Soldaten damit hätte ausrüſten können.

Der Herr der Burg bewillkommte ſeinen liebenswürdigen Gaſt nun förmlich in ſeiner Veſte und ſagte, indem er den Hut abzog und ſich vor ihr verneigte:

»Es freut mich, meine Dame, Ihretwegen den ſonſt ſo feſten Entſchluß, an den Vergnügungen der Welt nie mehr Theil zu nehmen, noch meine Thore je wieder zur Ausubung der Gaſtfreiheit zu öffnen, zu brechen; aber das Eigenthümliche Ihrer Lage entbindet mich ſchon meines Gelübdes, und ſo ſtelle ich denn in dieſer wilden Domaine Alles zu Ihrer Verfügung; nur muß ich noch bemerken, daß dieſelben Umſtände, die mich hier eingeſchloſſen halten, auch Sie auf unbeſtimmte Zeit zu einer Gefangenen machen werden, weil die Gefahren, die mich augenblicklich umgeben, es nicht geſtatten, Ihnen perſönlich oder durch meine Leute ein ſicheres Geleite zu geben. Rechnen Sie indeß darauf, daß Alles geſchehen ſoll, um Ihnen das Leben unter dieſem Dache möglichſt behaglich zu machen und für Jedes Ihrer Bedürfniſſe Sorge zu tragen.«

Hiernach bot er dem Fräulein Erfriſchungen an, deren ſie auch ſehr bedürftig war, und gebot einem Diener, ſofort das Abendeſſen anzurichten und indeſſen ein Zimmer für die fremde Dame in Stand zu ſetzen. Während ſofort an dem einen Ende der Halle Speiſen aufgetragen wurden, trat in die Thür am entgegengeſetzten Ende ein Aufzug von einem halben Dutzend ſchwarz gekleideter und vom Kopf bis zum Fuß verſchleierter Frauen ein, die ſich gemeſſenen Schrittes der Tafel näherten und dort ſtehen blieben, wie wenn ſie auf eine Aufforderung warteten, Platz und an dem Mahle Theil zu nehmen.

Der Cavalier, deſſen Züge ſich plötzlich verfinſterten, als er dieſe Gäſte herbeikommen ſah, wollte das Fräulein Elvira eben zu ihrem Sitz führen, als ein lauter zweimaliger Stoß ins Horn draußen ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Auf ein Zeichen, das er einem ſeiner Diener gab, ging dieſer, um ſich nach der Urſache dieſes Signals zu erkundigen, und kam in einem Augenblicke mit der Botſchaft zurück, es wären ein paar Fremde draußen, die ſich dem Anſchein nach vor der Bande der Sieben und vierzig geflüchtet und dabei im Gebirge verirrt hätten und die um ein gaſtliches Obdach bäten. Nach einem kurzen Kampfe zwiſchen ſeinem früheren Entſchluſſe und ſeiner Humanität behielt Letztere doch die Oberhand und er gab Befehl, die beiden Fremden hereinzuführen.

Die neuen Ankömmlinge waren in reichen Reiſekleidern gekleidet, ſo wie ſie wohl der begüterte Kaufmann oder ſelbſt die Herren vom Adel in jener Zeit zu tragen pflegten; im Uebrigen waren ſie in einem Zu-

ſtande, der einen eben beſtandenen Strauß und eine beſchwerliche Reiſe verrieth. Sie traten mit all der Würde und Unbefangenheit ein, die Leuten eigen iſt, welche mit der vornehmen Welt verkehren, und aus ihrem Accent ergab ſich, daß ſie Engländer waren.

Der größere und ſtämmigere der Beiden nahm das Wort, ohne ſich dabei jedoch irgend eine Superiorität über ſeinen ruhigern Kameraden anzumaſſen, in deſſen Weſen ein Etwas lag, daß auf den erſten Blick Reſpect und Huldigung gebot; auch war es dieſer, dem der Wirth zuvorderſt ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte.

Als die erſten Begrüßungen vorüber waren, fragte er nach dem Namen und Stande ſeiner Gäſte und hieß ſie willkommen.

Sie ſagten, ſie wären engliſche Kaufleute und hätten nach Madrid reiſen wollen, waren aber beim Uebergang über die franzöſiſche Gränze von einem Trupp Räuber angefallen und ſo von ihren Freunden und Dienern getrennt worden. Nach dieſer Erklärung lud der Cavalier ſie ein, an ſeiner Tafel Platz zu nehmen.

Der Größere von Beiden ſetzte ſich neben Elvira, brach dann aber gleich in den Ausruf aus:

„Abee Sir Hidalgo, ich finde mich beim heiligen Georg hier ſehr angenehm überraſcht! Als wir hinter dieſen dicken Mauern Schutz ſuchten, glaubte ich, wir würden etwa ein halbes Dutzend altfränkiſcher Geſichter, einen Capitain von einem Detaſchement, oder vier oder fünf Compagnien Bewaffneter zu ſehen bekommen; ſtatt deſſen haben wir nun aber eine ganze Carmeliterinnen-Gemeine vor uns; dafür halte ich nämlich dieſe verſchleierten Schweſtern dort, und wenn nicht ſchon die himmliſche Erſcheinung neben mir alle meine Sinne gefeſſelt hielte, ſo würde mich, ich ſchwöre es Euch beim Himmel, ſo kalt und hungrig ich durch das Faſten in Eurem Gebirge auch geworden bin, doch eben ſo ſehr darnach verlangen, die neidiſchen Schleier dort gelüftet zu ſehen, als an der guten Mahlzeit Theil zu nehmen, mit der Eure gaſtliche Tafel beladen iſt."

„Eurem Verlangen kann gewillfahrt werden," erwiederte der Spanier ſtolz; „inzwiſchen möchte es wohl gethan ſeyn, daß ich, da Ihr Euch in meine Privatangelegenheiten miſcht, während Ihr meines Daches Schutz und Gaſtfreiheit in Anſpruch nehmt, Euch benachrichtige, wie jede Unterbrechung, jede Nachforſchung in Dingen, die Euch möglicherweiſe als außergewöhnlich erſcheinen könnten, mein ernſtes Mißfallen erregen und eine ſolche Beleidigung mit einem plötzlichen und gewaltſamen Tode geahndet werden dürfte."

(Fortſetzung folgt.)

Der arme Muſikant.

(Nach Urbino da Mantova.)

Eine Jungfrau ſaß ſtill und in ſich gekehrt an dem einzigen Fenſter eines Dachſtübchens, deſſen nackte Wände auf die drückendſte Armuth hindeuteten, obwohl ſonſt die größte Sauberkeit herrſchte. Das rabenſchwarze Haar, die großen braunen Augen, und das vollendete Ebenmaaß der Formen, dazu das milde, leidende Geſicht — in der That, ſie war eine rührende Schönheit. So jung und ein ſolches Madonnenbild und doch ſo unglücklich!

Der Winter war ſtreng; der Schnee lag ungewöhnlich hoch. Wehmüthig blickte die Jungfrau hinaus auf das unabſehbare Leichentuch, welches ganz Mailand einhüllte; ihr Auge ſchweifte über die Dächer ins Freie, wohin das Fenſter des Dachſtübchens die Vogelperſpective geſtattete. Jetzt ſah ſie zur Seite und drückte der Mutter, welche neben ihr ſaß und in einem Gebetbuche las, die Hand; ach, dieſe theuere Mutterhand war ſo kalt — das Zimmer war den ganzen Tag noch nicht geheizt geweſen!

An dem einzigen Tiſche des Dachſtübchens ſaß den Kopf in düſterem Grübeln auf beide Arme geſtützt, ein alter Mann. Weder er, noch Mutter, noch Tochter ſprachen ein Wort; die Stille war drückend und doch, was ſollten ſie ſagen, das nicht ſchon geſagt war? Der Troſt war erſchöpft, die Hoffnung hin, und die Liebe, die treue, innige Liebe der drei Menſchen, machte die Noth, nun ſie dieſe Höhe erreicht hatte, wenn nicht peinlicher, doch tiefer, herzzerreißender.

Dem Greiſe traten die Thränen in die Augen; ſie rieſelten die abgehärmten Wangen hinab. Als die Tochter das ſah, ſchauderte ſie und die heiße Stirn dem Fenſter zuwendend, ſtarrte ſie ins Freie hinaus. Sie rang nach Faſſung, ſie kämpfte einen ſchweren Kampf.

Und wiederum war eine Viertelſtunde in trübem Schweigen vergangen, da ſprang das Mädchen auf, fiel dem lieben alten Mann um den Hals und ſagte ſchluchzend:

»Vater, laß mir freie Hand! Es iſt beſchloſſen, ich gehe zum Theater.«

Der Greis ſchüttelte den Kopf.

»Sag nicht wieder nein; laß mich handeln. Du ſiehſt, daß es ſo nicht mehr geht. Seit vier Wochen habe ich keine Arbeit mehr; wir haben verkauft und verſetzt, was wir irgend entbehren konnten und mehr als das. Es bleibt uns nichts mehr. Der Winter iſt ſtreng und jetzt kommt die Nacht. Wir haben kein Feuer, kein Eſſen, und wenn Du auch jetzt wieder nein ſagſt, ſo gehen wir alle drei zu Grunde und ſind ſelbſt Schuld daran! . . . Du weißt, wie ich Deine Bedenken achte, aber vertraue mir, laß mich!«

»»Nein, nein, Kind,«« antwortete der Greis, »»Du ſollſt nicht zum Theater, Du taugſt nicht dazu. Ich kenne dieſe Welt und will mein Kind nicht dem Verderben opfern.««

Es lag ein Schmerz und zugleich ein Stolz, ja man könnte ſagen, der Eigenſinn der Verzweiflung, der unverſchuldeten Armuth in dem Tone, mit welchem der alte Mann dies ſagte, der dem bittenden Mädchen das Herz faſt abdrückte.

»»Da Du ſo weit gehen wollteſt,«« fuhr der Greis fort, »»ſo will ich noch einen Schritt weiter gehen. Ich habe mich lange und zu lange geſträubt; mein falſcher Stolz iſt an Allem Schuld. Muth, wir werden nicht Hungers ſterben.««

Er ſtand auf, nahm die Geige von der Wand und ſagte in ſich gekehrt:

»Vierzig Jahre verdiente ich mit ihr mein Brot in Ehren; fünf Jahre rührte ich ſie nicht an . . . gut, ich gehe und bringe Hülfe.»

»»Was haſt Du vor?«« fragte die Tochter ängſtlich, während die Mutter das Gebetbuch zumachte und ihm die Hand reichte.

»Was ich vorhabe? Was ich früher trieb . . . ich ſpiele die Geige.«

»Aber, Vater, ſeit vierzig Jahren dirigirteſt Du das Orcheſter . . . Du ſagteſt ſelbſt, daß, wer ſich ein=

Digitized by Google

mal ans Befehlen gewöhnt habe, ſchwer mehr gehorchen lerne, und nun gar jetzt . . .««

»Jetzt, wo ich keine Noten mehr leſen kann, ſpiele ich aus dem Gedächtniſſe. Ich hätte es längſt thun ſollen.«

»»Doch wo?«« fragte die Mutter.

»Wo es Gott gefällt. Muth, Franciska, Muth! Steh auf, ich bitte dich; mach mir das Herz nicht noch ſchwerer. Soll unſer Kind für elendes Sündengeld Choriſtin werden und ſich mißhandeln laſſen? Lieber will ich um ein Stück Brot ſpielen.«

»Das neue Kaffehaus in der Galerie von Chriſtoforis iſt ſeit einiger Zeit der Sammelplatz der Fremden.«

»Und dort willſt Du . . .«

»Will ich Brot für Weib und Kind verdienen, dort will ich ſpielen.«

»Luigi, Du thuſt es nicht . . . nein, nein!«

»Ich will, was ich muß; ich will dem feigen Stolze nicht länger Raum geben, ſondern meine Pflicht thun. Es bleibt dabei! Jetzt laßt mich gehn.«

Mutter und Tochter küßten den Greis unter Thränen. Gebeugt verließ Luigi das Zimmer.

Es war Nacht. Die ungewöhnlich ſtrenge Kälte, der eiſige Wind hielt die Bewohner der Stadt in den Häuſern; die Straßen waren leer.

Als Luigi die Wohnung im Rücken hatte, ließ er ſeinem Schmerze freien Lauf. Der Kampf des Greiſes bei ſolcher Noth mag übertrieben und thöricht erſcheinen; aber Künſtlerſtolz iſt ja bekannt, und Luigi hatte früher in glänzenden Verhältniſſen gelebt; die Art, wie er ſeine Stelle verlor, wie er herunter kam, da er mit Ehren alt geworden, hatte den ſtolzen Italiener erbittert, vergrillt.

Langſam ſchlich er der Corſia bei Servi zu; je näher er dem Kaffehauſe kam, deſto unſchlüſſiger wurde er. Endlich fing er an zu eilen, als wolle er ſo ſeinen Sorgen entfliehen. Jetzt war der Bazar erreicht. Im Kaffehauſe wogte es auf und ab; Alles ſchien ſich dort vor dem rauhen Wetter bergen zu wollen.

Unſchlüſſig ſtand der alte Mann vor der Thür des großen Saales; endlich faßte er ſich ein Herz, ſprach ein kurzes Gebet, dachte an Weib und Tochter und trat ein.

Er ſetzte den Hut auf ein Tabouret an der Thür und fing an zu ſtimmen.

Da kam ein Kellner, ſah den gebeugten Greis an und ſagte barſch:

»He, glaubt der alte Bettler, daß die Tabourets hier für ſeinen ſchlechten Hut hingeſtellt ſind?«

Luigi ſetzte den Hut mit ſcheuer Hand vor ſich auf den Boden und fing trotz der zitternden Hand an zu ſpielen.

Endlich kam er in den Zug; lange hatte er den alten Freund, die Geige, nicht gehört: das Herz ging ihm auf. Sich, ſein Leid und den Ort vergeſſend, wo er ſtand, entſchwebte ſein Geiſt mit den Tönen in eine Welt des Friedens, der Freude und der Seeligkeit. So wohl war ihm lange nicht geweſen, denn ſeit Jahren hatte er jede Muſik vermieden, weil ſie ihn nur ſchmerzlich an ſeine frühere Stellung erinnerte.

Das präciſe, ausdrucksvolle Spiel und die meiſterhafte Behandlung des Inſtruments erregte bald Aufmerkſamkeit. Jetzt begann der alte Muſikant den Schwur aus Wilhelm Tell, als plötzlich ein großer, korpulenter Mann heftig aufſprang, auf den Greis zueilte und rief: —

»Großer Gott, Luigi!«

Es war Lablache, der den alten Kapellmeiſter an ſeinem Spiele erkannt hatte.

»Sieh hier, Monſieur Lablache?« antwortete der alte Muſikant mit zitternder Stimme.

»Wie, Freund, dahin iſt es mit Dir gekommen?«

»Ich ſehe nicht mehr gut . . . das Alter . . . die Noth . . .«

»Gut, gut, darüber ſpäter, armer alter Freund! . . . Jetzt ſpiele mir einmal mein Rondeau aus der Semiramis.«

Der Greis faßte ſich und begann. Nach der Introduction erhob ſich im Saale eine Stimme, ſo gewaltig, ſo herrlich . . . es war Lablache's Stimme und ſie that Wunder.

Alles ſtand wie bezaubert; die tiefſte Stille herrſchte, die Billardſpieler machten Halt, die Spaziergänger im Bazar drängten ſich zur Thür des Divans — es war ein Ereigniß.

Als Lablache die Arie geſungen, nahm er den Hut des alten Muſikanten, ging im Saale und in der Galerie von Gaſt zu Gaſte. Der Segen war dem Enthuſiasmus gleich. Mit freudeſtrahlendem Geſichte kehrte Lablache endlich zu Luigi zurück, gab ihm den geldſchweren Hut und ſagte:

»Hier, alter Freund. Wir theilen ein ander Mal! Auf Wiederſehen.«

Und damit ging der Künſtler, um ſich dem Sturme des Enthuſiasmus zu entziehen.

Dieſer Abend brachte einen völligen Umſchwung im Schickſale Luigi's hervor. Die allgemeine Theilnahme war ihm gewonnen worden; er gab Muſikunterricht und wurde glänzend honorirt; genug, es ging ihm am Abend ſeines Lebens wieder ganz nach Wunſch und Verdienſt. Kurz vor ſeinem Ende erlebte er noch die Freude, daß ſich ſeine Tochter mit einem ausgezeichneten Muſiker verheirathete und ſomit ihre Zukunft, wie die letzten Tage ſeiner Frau geſichert waren.

Wenn bei Lablache die Rede auf dieſen Vorfall kommt, pflegt er zu ſagen:

»Der Abend gehört zu den ſchönſten meines Lebens.«

(Mainzer Unterh.-Bl.)

Correſpondenz.

Frankfurt, 13. März.

Die franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft unter der Direction eines Herrn Conſtant, die aber nur aus ſechs bis ſieben Mitgliedern beſteht, ſetzte in den letzten Tagen ihre Vorſtellungen auf unſerer Bühne fort, da ein tüchtiger Comiker, Herr Bernard Léon bei ihr eingetroffen war. Deſſenungeachtet war das Haus bei den franzöſiſchen Vorſtellungen immer ganz leer und die fremden Künſtler werden morgen zum letztenmale auftreten. Man kann nicht ſagen, daß, Hrn. Léon ausgenommen, ein hervorragendes Talent ſich unter denſelben befinde. Sie wurden namentlich von unſerer Direction zum öftern Spielen zugelaſſen, um die Verlegenheit unſeres Schauſpielrepertoires zu maskiren. Baiſon gaſtirt in Mannheim, Lußberger in Stuttgart, letzterer, ein noch

junger Schauſpieler, der hier als ein Localtalent gilt, ſoll Ausſicht haben, Döring in Stuttgart zu erſetzen,) und Mad. Frühauf war wieder einige Wochen unwohl. Doch wird letztere übermorgen in der erſten Wiederholung der »neuen Fanchon« wieder auftreten, ob aber darauf nicht wieder einige Wochen pauſiren, ſteht dahin. Unſere Direction hat noch eine junge Liebhaberin für das Luſtſpiel engagirt, von der geruhmt wird, daß ſie Mad. Frubauf „die Spitze bieten könne." „Nous allons voir!" iſt der Refrain eines griſtreichen Kritikers. — Mit unſeren Opern geht es jetzt auch nicht zum Beſten. Dem. Capitain, die Seele des Opernrepertoires, iſt unwohl. Dem. Rudersdorff kann nur ſelten ſingen und beabſichtigt auch, ſich ganz von der Buhne zurückzuziehen. Unſer Kapellmeiſter Guhr hat deshalb wieder eine neue Endeckungsweiſe nach einer Prima Donna angetreten, und iſt gegen Stuttgart geſegelt, wo in dieſem Augenblick eine vacirende erſte Sangerin vorhanden ſeyn ſoll. — Möchte er glücklich ſeyn! — Mit Intereſſe ſieht man der Wiederholung der Eſſer'ſchen Oper »Riquiqui« entgegen. Gegen den Text dieſer komiſchen Oper iſt die Kritik ſtark zu Felde gezogen, allein er iſt doch nicht ſo ſchlecht, daß er nicht überall die Oper auf die Bretter bringen konnte. — Wie man vernimmt, würden Eſſer und Reeb, ſo bald ihnen ein guter Text — freilich eine Rarität! — geworden, neue Opern komponiren. — Halevy's »Königin von Cypern« wird noch in dieſem Monat, zum Beſten des trefflichen Baritoniſten Piſcheck, hier gegeben. — Jugel's neue engliſche Zeitſchrift, von welcher das erſte äußerſt reichhaltige Heft erſchienen iſt, wird eine gute Aufnahme bei den Freunden der engliſchen Literatur finden, da ſie raſch die neueſten literariſchen Erſcheinungen bringt und ſehr billig iſt. —ſſ—

✡

Mainz, den 11. März.

Die ſchönen Tage von Aranjuez ſind nun vorüber, d. h. die letzte Narrenſchelle iſt verraſſelt, und der Ernſt des Lebens iſt wieder in ſeine Rechtr eingeſetzt. Es war in der That ein tolles Leben und Treiben im goldenen Mainz; aber der Himmel ſchien keine Freude daran zu haben, und löſte unſere öffentliche Faſchingsluſt und beſonders den großen Zug in Waſſer auf. Mit dieſem Zug ging es übrigens, wie ich Ihnen prophezeihte. Es fehlte ihm an einer beſtimmten Idee und — was die Hauptſache iſt an — ächter Komik. Unſer Carnevalszug hat eigentlich noch nie befriedigt, was daher rührt, daß einzelne Mitglieder, die ſich bei dem Zuge betheiligen wollen, ihre entworſene Plane dem Comité mittheilen, welches dieſelben zu genehmigen oder zu verwerfen hat. Dadurch entſtehen vereinzelte Gruppen, die durch kein gemeinſames Band zu einem Ganzen vereinigt werden. Rechnet man noch dazu, daß die artiven Mitglieder meiſtens junge Leute ſind, die eine chevalereske Maske einer proteskten vorziehen, ſo wird man leicht begreifen, daß es dem Zuge perſönlich an wahrem Faſchingsgeiſt, an Laune, Witz und Satyre gänzlich fehlt. Dieſem Uebel ſoll künftig dadurch abgeholfen werden, daß die Idee des Zuges von dem Comité ausgehen wird, und die activen Mitglieder werden ſich dann die vorgeſchriebenen Gruppen auszuwählen haben. Daß es ihnen unbenommen bleibt, dieſe einzelnen Gruppen auszuſchmücken und zu vervollkommen, verſteht ſich von ſelbſt.

Unſer Theaterdirector, Herr Remie, hat die Direction auf ein zweites Probejahr übernommen. Der Mann probirt lange und findet ſeine Rechnung dabei. Bei den gegebenen Verhältniſſen kann unſer Theater durchaus nur den dritten Rang einnehmen. Es fehlt unſerer Stadt an Adel und Patriziere und außerdem bietet unſere herrliche Gegend der Genüſſe ſo viel, daß während der Frühlings- und Sommerzeit auch der enthuſiaſtiſche Kunſtfreund das Theater nicht beſucht. — Ueber unſere literariſchen Beſtrebungen nächſtens. —m—

✡

Stuttgart, 13. März.

Die Geſchwiſter Milanollo entzücken gegenwärtig Stuttgart mit ihrer hinreißenden Kunſt. Die beiden kleinen Mädchen (Thereſe 13 und Maria 9 Jahre alt) beſchämen die größten Künſtler, und man muß den Mitgliedern der k. Hofkapelle, welche zum Theile ſo ausgezeichnet ſind, die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ſie vor allen übrigen Kunſtverſtändigen mit dem enthuſiaſtiſchſten Beifalle vorausgehen. Auch Molique, der große Violiniſt, iſt hingeriſſen von dem erſtaunlichen Genie der Mädchen. —ſt—

Muſikaliſche Notiz.

In unſerer Stadt, die überhaupt der Tonkunſt ſo ſehr huldigt, und in welcher man ſo viele Kenner derſelben, wie nicht leicht an Einem Orte vereinigt findet, hat ſich eine neue Geſellſchaft zur Pflege derſelben gebildet: die Liedertafel. Nach dem Beiſpiele Zelter's und vieler Liedertafeln Deutſchlands iſt die Pflege des Männergeſangs ihr Zweck, und ihr Entſtehen verdankt ſie 14 jungen Männern, die am 26. Sept. vergangenen Jahrs zuſammentraten, um mit dieſem edlen Genuſſe ihre freie Zeit zu verkürzen. Das Unternehmen hat ſich des glücklichſten Erfolges in kurzer Zeit zu erfreuen gehabt, und zählt jetzt ſchon über 50 wirkende Mitglieder und über 200 außerordentliche Mitglieder, unter ihnen manche Notabilitäten der Stadt. Bereits wurden 4 große Productionen gegeben, in denen ſowohl die Wahl als die Ausführung der einzelnen Tonſtücke — welche mit großem Fleiß einſtudirt und mit Präciſion jugendlicher Friſche und glühender Begeiſterung vorgetragen wurden — enthuſiaſtiſchen Beifall fanden. Außerdem brachte faſt jeder Mittwoch (der Geſellſchafts-Abend), etwas muſikaliſch Neues und Pikantes. Montag und Freitag ſind die Uebungen für die wirkenden Mitglieder. Es iſt dieſem muſikaliſchen Vereine recht langes Beſtehen und ſchönes Gedeihen zu wünſchen; die thätige Leitung ihrer Vorſtände — in muſikaliſcher Beziehung unſer tüchtiger Componiſt Becker, in ſocialer Hr. Dr. Garven's — läßt es mit vollem Rechte hoffen.

✡

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 34. Sonntag, 19. März 1843.

Die Bande der Sieben und vierzig.

(Fortſetzung.)

Nach dieſer Mahnung gab der Cavalier einer unter den verſchleierten Frauen, die einen Vorrang vor den andern zu haben ſchien, einen Wink, ſich zur Tafel zu ſetzen, die übrigen zogen aber eben ſo feierlich wieder ab, als ſie gekommen waren. Ehe das Mahl noch begonnen hatte, gebot der Wirth der Dame in Trauer, die ihm gegenüber Platz genommen, ihren Schleier zurückzuſchlagen, und da erblickten ſeine Gäſte ein Geſicht von ſo außerordentlicher Schönheit, daß ſie die ſchönen Gerichte, die vor ihnen ſtanden, ganz darüber vergaßen.

Die beiden Fremden ſahen ſich verwundert an, Elvira aber fühlte ſich tief ergriffen von der Schwermuth, die in den bleichen Zügen der ihr unbekannten Dame lag. Der finſtere Spanier forderte indeß zum Eſſen auf und ging den andern darin mit ſeinem Beiſpiele voran. Dieſer Aufforderung genügend, ließen die Engländer ſich dann die Olla potrida und was ihnen ſonſt noch Gutes geboten ward, wohlſchmecken, die trauernde Dame aber genoß nur einige wenige Körner Reis, wonach ſie wieder eben ſo ſtumm und regungslos als zuvor da ſaß.

Während der Wirth nun ſeine Gäſte aus einem köſtlichen Becher mit lieblichem Wein bediente, holte ſein Leibdiener oder Haushofmeiſter von einem Nebentiſche ein Trinkgefäß von ungewohnter Form und abſchreckendem Ausſehen herbei und gab es ihm. Es war dies ein Todtenkopf, deſſen offene Stellen mit Silber ausgegoſſen waren. Der Spanier füllte auch dieſen Becher mit perlendem Wein, erhob ſich dann von ſeinem Sitze und überreichte ihn der trauernden Dame, die ihn mit bebender Hand an ihre Lippen brachte und daraus nippte, wonach ſie aufſtand, ſich vor dem Herrn vom Hauſe verneigte und, ohne von den übrigen Anweſenden irgend eine Notiz zu nehmen, den Speiſeſaal wieder verließ.

Da ſprang aber der größere von den beiden Engländern auf und ſagte:

„Wie! Iſt ſo etwas möglich? Ha! Spanier, ich muß Euch für einen Schandfleck Eurer Nation halten, weil Ihr Euch nicht ſcheuet, ein ſo unvergleichlich liebenswürdiges Weſen ſo teufliſch zu behandeln! Ich, ein freigeborener Engländer, fordre Euch hiemit auf, mir irgend einen Grund zu nennen, der eine Grauſamkeit, wie diejenige, welche Ihr an jener Unglücklichen ausübt, die ſo eben dieſes Gemach verlaſſen hat, entſchuldigen könnte.“

Blau vor Wuth ſah der Spanier bald den einen, bald den anderen Engländer an; dann erhob er ſich langſam von ſeinem Sitze, winkte ſeinen Haushofmeiſter herbei und raunte ihm einige Worte in's Ohr.

Da ſtand aber auch der jüngere Engländer auf und ſagte zu dem Wirthe mit würdevoller Ruhe:

„Auch ich kann nicht unterlaſſen, die Mißhandlung eines wehrloſen Frauenzimmers für durchaus ungebührlich zu erklären. Wir ſind freilich nur als Gäſte hier, doch müßten wir entweder Feigherzige oder Mitſchuldige ſeyn, wenn wir einer ſo heilloſen Marter, als die, welche Ihr jener Unglücklichen auferlegt, ruhig zuſehen könnten. So verlange ich denn ebenfalls, daß Ihr uns die Bedeutung der Scene erklärt, die hier eben Statt gefunden hat.“

„Heilige Agathe! Ihr verlangt? Ei! das iſt ja allerliebſt, meine Herren!“ rief der Spanier zähneknirſchend und die Fäuſte ballend aus. „Ihr erweiſt mir aber zu viel Ehre damit, daß Ihr Euch ſo um meinen Haushalt bekümmert . . . .“

Unterdeſſen waren ein halbes Dutzend Hellebardiere in das Gemach getreten, und ihr Herr gebot ihnen, ſich der übermüthigen Inſutauer zu bemächtigen.

„Wir ſind Eure Gäſte, Elender!“ rief der ältere Engländer aus; „Ihr werdet nicht ſo ſchamlos ſeyn, Hand an uns legen zu wollen?“

„Ihr habt Euch der Gaſtfreiheit verluſtig gemacht, indem Ihr Euch in die häuslichen Angelegenheiten Eures Wirthes miſchtet,“ entgegnete der Spanier; „und wenn Du nicht an meinem Tiſche geſeſſen hätteſt, würde ich Dich unmittelbar erdolcht haben.“

„Eure Drohungen erſchrecken mich nicht,“ rief der Engländer aus, ſprang auf den Spanier zu, umſchlang ihn mit dem einen Arm und hielt mit der andern Hand hoch einen Dolch empor. „Sobald ſich einer Eurer Leute auf Eurem Befehl vom Flecke rührt,“ ſagte er dann, „ſo wird dies Gemach Euer Blut trinken; ſchickt ſie vielmehr fort, wenn Ihr nicht wollt, daß Euch Uebles widerfahre!“ Sich dann zu ſeinem Gefährten wendend, ſagte er zu dieſem: „Wir ſind in ſchlechte Geſellſchaft gerathen, Königliche Hoheit, Ew. Geſtrengen wollte ich ſagen. Es wird gut ſeyn, wenn Sie ſich zur Gegenwehr bereit halten; ich glaube, es iſt dieſes ein Räuberneſt.“

Vergebens ſuchte ſich der Spanier den eiſernen Armen ſeines Gegners zu entwinden, und ſeine Leute wagten es nicht, ihrem Herrn zu Hülfe zu kommen, aus Furcht, ſo Urſache ſeines ſichern Todes zu werden. Der zweite Engländer hatte während dem auch den Degen gezogen.

Dem faſt zu Brei gedrückten Hidalgo blieb alſo nichts übrig, als ſich dem Willen ſeines Drängers zu fügen und ſeinen Bewaffneten das Zeichen zum Abmarſch zu geben. Als ſie fort [illegible]

länder ihn weit von ſich und zog den Degen, um ihm nun cavaliermäßige Genugthuung zu geben. Raſch holte auch der Spanier ſeinen Toledo aus der Scheide und drang ſofort mit Tigerwuth auf ſeinen Gegner ein. Der jüngere Engländer war während dem bemüht, die über alle dieſe Vorfälle höchſt erſchrockene Elvira zu beruhigen.

(Schluß folgt.)

Ein Wort

über

die Lebensverſicherungs- und Renten-Anſtalt der bayeriſchen Hypotheken- und Wechſel-Bank in München.

In keinem Lande, das einen bedeutenden Grad von Cultur erreicht hat, kann die Wohlthätigkeit der Lebensverſicherungen auf die Dauer unerkannt bleiben, ſondern man wird früher oder ſpäter zu der Einſicht gelangen, daß durch dieſelben einem wahren Bedürfniß der Geſellſchaft abgeholfen wird. Der Vermögenden und Reichen, die ihren Angehörigen ein zur Subſiſtenz hinreichendes Erbtheil hinterlaſſen können, gibt es überall verhältnißmäßig nur wenige; aber neben ihnen beſteht ein zahlreicher, durch Intelligenz und Thätigkeit ausgezeichneter Mittelſtand, der jedoch bei aller Anſtrengung oft nicht ſo viel zurückzulegen vermag, daß die Familie nach dem Tode ihres Ernährers ohne drückende Nahrungsſorgen der Zukunft entgegen ſehen kann. Nun gibt es zwar in den meiſten Staaten Penſions-Anſtalten und Wittwen-Kaſſen, um den Hinterlaſſenen der Staatsdiener und öffentlichen Beamten einen nothdürftigen Unterhalt zu ſichern, damit wird im glücklichſten Falle aber nur einem Stande geholfen, während die zahlreiche Klaſſe der Gelehrten, Advokaten, Aerzte, Künſtler und Handwerker, welche gleichfalls ein in der Regel nur perſönliches, mit ihrem Tode erlöſchendes Kapital beſitzen, auf die Hülfe beſchränkt bleibt, die ſie ſich ſelbſt zu bereiten vermag. Auch darf nicht überſehen werden, daß ſelbſt bei dem Beamtenſtande die Wittwen-Gehalte ſo bemeſſen ſind, daß ſie höchſtens nur vor Nahrungsſorgen ſchützen, daß andern ſehr dringenden Bedürfniſſen der Familie damit aber nicht im Mindeſten abgeholfen wird. Die Töchter verlangen außerdem eine Ausſtattung, die Söhne ein kleines Kapital, um ihre Studien fortzuſetzen, oder ſich in der Welt etabliren zu können; wo ſoll dieſes aber hergenommen werden, wenn nicht ererbtes Vermögen vorhanden iſt? — Das Inſtitut der Sparkaſſen, das ſich im Uebrigen als ſo nützlich bewährt hat, kann hier allein nicht immer aushelfen und wird ſogar, wenn es ſich um Verſorgung einer Familie handelt, in ſo fern ein prekäres Hülfsmittel bleiben, als Niemand weiß, wie lange er ſeine Erſparungen fortzuſetzen vermag; denn ſchon nach wenigen Jahren kann ſelbſt den Rüſtigſten der Tod überraſchen, und das bis dahin angeſammelte Kapital wird alsdann nicht ausreichen, um den Hinterlaſſenen eine nachhaltige Unterſtützung zu gewähren.

Dieſe und ähnliche Betrachtungen ſind es, welche zur Einführung der Lebensverſicherungs-Anſtalten geführt haben, die in England bereits ſeit länger als einem Jahrhundert beſtehen, und ihre Solidität in allen Stürmen der Zeit erprobt haben. Durch dieſelben wird es Jedem, der ein geſichertes Einkommen hat, mag er außerdem Vermögen beſitzen oder nicht, möglich, die Exiſtenz einer Familie auch für den Fall ſeines Todes ſicher zu ſtellen, und er kann nach Maßgabe der jährlichen Prämie, welche er zu zahlen im Stande iſt, zum Voraus u. mit Sicherheit die Summe beſtimmen, welche er ſeinen Angehörigen hinterlaſſen will. Es beſteht nämlich ein feſter Tarif, welcher angibt, wieviel der Verſicherte nach dem Alter, in welchem er bei ſeiner Aufnahme ſteht, für jedes Hundert der Verſicherungsſumme an jährlichen Prämien zu entrichten hat, wogegen die Anſtalt die Verpflichtung übernimmt, nach dem Tode ihres Mitgliedes an die Erben oder ſonſtigen rechtmäßigen Beſitzer des Verſicherungsſcheines die verſicherte Summe voll und unverkürzt auszuzahlen. Ob der Verſicherte ſchon im erſten Jahre nach ſeinem Eintritt oder erſt ſpäter ſtirbt, ob er die Prämie nur einmal oder zwanzigmal bezahlt hat, kommt dabei gar nicht in Betracht, und es iſt gewiß kein geringer Vorzug der Lebensverſicherungen, daß der Aufgenommene, wenn er die vorgeſchriebenen Bedingungen erfüllt, über die Zukunft ganz unbeſorgt ſeyn kann und ihm all der Kummer erſpart wird, der Andere oft vor der Zeit in das Grab führt.

Wenn die Lebensverſicherung die Vorſorge für die Familie übrigens auch als ihre Hauptaufgabe betrachtet und in dieſer Beziehung nicht genugſam empfohlen werden kann, ſo ſind andere Anwendungen darum nicht ausgeſchloſſen, und es gibt eine Menge Fälle im bürgerlichen Leben, wo der nützlichſte Gebrauch davon gemacht werden kann. Es genüge, nur einige der vorzüglichſten hier aufzuführen.

Angenommen, Jemand wollte eine milde Stiftung oder ein Legat zu Gunſten einer ihm theuren Perſon oder eines treuen Dieners machen, ohne ſeinen Erben von der baaren Verlaſſenſchaft etwas zu entziehen, oder triftige Gründe hielten ihn ab, den Legatar in ſeinem Teſtamente namentlich aufzuführen, ſo laſſe er ſich für eine beſtimmte Summe in die Lebensverſicherung aufnehmen, verwende alsdann die Erſparniſſe ſeines laufenden Einkommens zur Bezahlung der Prämie, und er kann ſicher ſeyn, daß ſein Wille erfüllt und dem Beſitzer des Verſicherungsſcheines, wenn derſelbe mit der erforderlichen Ceſſion verſehen iſt, die verſicherte Summe unverkürzt nach ſeinem Tode ausbezahlt wird. Eine der vorzüglichſten Anwendungen, welche die Lebensverſicherungen geſtatten, iſt die, daß ſie bei Verehelichungen die Stelle der Heiraths-Cautionen vertreten können, denn die verſicherte Summe hat, wenn die Prämien richtig bezahlt werden, nicht nur ſo viel Werth, als baares Geld, ſondern ſie gewährt in mancher Beziehung ſogar noch eine größere Sicherheit, weil ſie bei Lebzeiten des Verſicherten nicht verausgabt werden kann, alſo ganz den Hinterlaſſenen vorbehalten bleibt.

Lebensverſicherungsſcheine eignen ſich außerdem zu Bürgſchaften aller Art und werden eben ſo wohl dazu dienen, einem jungen angehenden Geſchäftsmanne, der noch keinen großen Credit genießt, ſein Etabliſſement zu erleichtern und ihm bei ſeinen Unternehmungen helfend unter die Arme zu greifen, als ſie bei plötzlich herein-

Digitized by Google

brechenden Unglücksfällen von Anderen dazu benüßt werden können, dem ſchwankenden Credit wieder aufzuhelfen, dem andringenden Gläubiger ein Unterpfand für ſeine Forderungen zu geben und die allmälige Tilgung der Schuld dadurch zu erleichtern. Selbſt baare Darlehen konnen auf Lebensverſicherungen darum gegeben werden, weil die Anſtalt beim Tode des Schuldners, der jedenfalls einmal erfolgen muß, die Zahlung an denjenigen leiſtet, welchem der Verſicherungsſchein cedirt iſt. Hat der Verſicherte die Ausſicht, die entliehene Summe in einer beſtimmten Reihe von Jahren wieder abtragen zu können, ſo wird eine Verſicherung auf 5 oder 10 Jahre vielleicht ſchon genügen, um dem Gläubiger das gewünſchte Unterpfand zu geben, und es iſt alsdann eine geringere Prämie zu entrichten, als bei einer Verſicherung auf Lebensdauer.

Da zur Aufnahme in die Lebensverſicherungsanſtalt außer einem unbeſcholtenen Rufe vor Allem eine gute Geſundheit erforderlich iſt, und bei herannahendem Alter dieſe in der Regel ſchwankender wird, ſo iſt jedem, der zum Eintritt Luſt hat, zu rathen, daß er die Anmeldung nicht lange verſchiebe, weil ſein körperlicher Zuſtand in kurzer Zeit leicht ſolche Veränderungen erleiden könnte, daß er eine Zurückweiſung befürchten müßte. Außerdem iſt der Beitritt für jüngere Perſonen ſchon um deßwillen vortheilhafter, weil ſie eine geringere Prämie zahlen und bei gleichem Koſtenaufwand ſich alſo für eine weit größere Summe verſichern konnen.

Die bayeriſche Hypotheken- und Wechſel-Bank, von dem Wunſche beſeelt, das Inſtitut der Lebensverſicherung, das ſich in andern Ländern als ſo nützlich erwieſen und darum namentlich in England eine ſo unglaubliche Ausbreitung erlangt hat, auch bei uns einzubürgern, hat es vor einigen Jahren unternommen, mit ihren übrigen Geſchäftszweigen auch eine Lebensverſicherungsanſtalt zu verbinden. Da die bewährteſten Erfahrungen dabei benützt, die Statuten von der königlichen Staatsregierung geprüft und ſanktionirt ſind, und die Anſtalt wie alle übrigen Zweige der Bank unter ihrer fortwährenden Oberaufſicht ſteht, ſo wird, was die Solidität betrifft, gewiß nicht der mindeſte Zweifel dagegen erhoben werden können, und die Verſicherungsluſtigen, welche bisher dem Ausland ihre Prämiengelder zufließen laſſen mußten, dürfen ſich daher für die Zukunft ohne Bedenken unſerer bayeriſchen Lebensverſicherungsanſtalt anvertrauen, die in der kurzen Zeit ihres Beſtehens an die Erben ihrer verſtorbenen Mitglieder bereits nahe an 60,000 fl. ausbezahlt und ihre Wohlthätigkeit damit hinlänglich bewährt hat.

An allen bedeutenderen Orten des Königreiches ſind Agenten aufgeſtellt, welche die Statuten unentgeltlich vertheilen und überhaupt jede gewünſchte Auskunft zu geben bereit ſind. Durch ihre Vermittlung gelangen zu gleicher Zeit die Verſicherungsanträge in die Hände der Adminiſtration, weßhalb man ſich in allen Fällen ausſchließlich an ſie zu wenden hat.

(Schluß folgt.)

Die Dienſtboten in den vereinigten Staaten Nordamerica's.

In Nordamerika iſt der Lohn für die Dienſtboten ſehr hoch und dieſelben ſind, wie alle andere Bürger der vereinigten Staaten, ſehr gut gekleidet. Beſonders tragen ſich die Mädchen dieſer Claſſe ſehr reich und müſſen jährlich eine bedeutende Summe auf den Putz verwenden; ſeidene Kleider und Hüte nach der neueſten Pariſer Mode ſind ſehr gewöhnlich unter ihnen, und wenn man eine ſolche Magd nicht an ihrer Körperhaltung und an ihren großen Händen erkennt, die Kleider, die Federn auf dem Hute und die goldnen Ohrringe verrathen ſie gewiß nicht. Die Dienſtboten haben unter einander ihre Bälle und Abendgeſellſchaften. Ein Reiſender, der eine vornehme Frau in Boſton beſuchte, hörte alle Augenblicke einen Wagen an der Hausthüre halten und die Klingel fortwährend ziehen; er fragte ſeine Wirthin nach der Urſache dieſer ungewöhnlichen Bewegung und ſie antwortete lächelnd: »Meine Dienſtboten haben heute große Geſellſchaft, und Sie mögen deßhalb entſchuldigen, wenn Sie nicht ſo gut bedient werden wie gewöhnlich.«

Dieß kam unſerm Reiſenden ſo ſeltſam vor, daß er um die Erlaubniß bat, ſich jene Geſellſchaft in der Nähe beſehen zu dürfen. Er fand in den Zimmern große Spiegel, Wein, Kuchen u. ſ. w., die »Damen« dabei waren glänzend gekleidet; ſie trugen nach der damaligen Mode ſehr kurze Kleider und feine, ſeidene, reich geſtickte, franzöſiſche Strümpfe, während ihre rothen Hände in feinen Handſchuhen verſteckt waren. Man ſpielte »blinde Kuh,« weil die Hausfrau, welche einer ſehr ſtrengen Secte angehörte, weder Muſik noch Tanz erlaubt hatte, die ſie für unheilige, gefährliche Vergnügungen hielt. Nicht ſelten leihen die vornehmſten Damen bei ſolchen Gelegenheiten ihren Dienſtboten ihr ganzes Silberzeug und geſtatten ihnen, die Geſellſchaft in ihrem Saale zu halten. Einige treiben die Gefälligkeit ſogar ſo weit, ihren Schmuck ihren Negerinnen anzuvertrauen, auf deren ſchwarzer Haut ſie dann ihre Halsbänder, ihre Armbänder und diamantenen Ohrgehänge glänzen ſehen. Uebrigens darf man nicht vergeſſen, daß es in Nordamerica durchaus keinen Unterſchied der Stände, keinen Herrn und deßhalb auch keinen Diener gibt. Diejenigen, welche in einem Hauſe die Arbeiten unſerer Dienſtboten verrichten, würden ſich für ſehr beleidigt halten, oder wohl gar den Schutz der Geſetze für ſich anrufen, wenn man ſie Bediente, Knechte oder Mägde nennen wollte, ſie heißen Gehülfen und Gehülfinnen.

Correſpondenz.

Bonn, 12. März.

Das harmloſe muntere Leben, welches ſich ſeit einiger Zeit bei den hieſigen Studenten zeigt, und das ſich unſtreitig auf allerhöchſten Orts geſtatteten Conceſſionen baſirt, erfüllt auch die ergrauten Volksfreunde mit Freude. Während man ſonſt von Studenten wenig oder gar nichts gewahr wurde, ſieht man in ihnen jetzt jenes geiſtvolle jugendliche Aufſtreben wieder. Geſtern feierte eine große Anzahl, Hanſeaten genannt, den Schluß des

Semeſters durch eine Spazierfahrt nach dem 2 1/2 Stunden von hier gelegenen Nonnenwörth, wozu ſie ein Dampfſchiff gemiethet hatten. Das darauf befindliche Muſikcorps rief eine zahlreiche Volksmenge nach dem Rheine, welche die Freude mit den Studenten theilte. Vor einigen Tagen wurde auch in einem der nahe gelegenen Dörfer ein Commerce gehalten, wobei in einem koſtbaren Coſtüme der Bierherzog und deſſen Gemahlin in Begleitung zweier Troubadours erſchienen.

Profeſſor Dahlmann iſt noch immer ein mächtiger Magnet für nahe und ferne, und nicht ſelten ſehen wir ausgezeichnete Gelehrte und Dichter unter ſeinen Zuhörern, von denen manche ſich länger wegen ſeiner hier aufhalten. Seit einigen Tagen weilt auch der beliebte rheiniſche Sänger W. Smets hier, der ebenfalls den Vorleſungen Dahlmann's beiwohnt. —b—

☆

Düſſeldorf, 10. März.

Seit mehreren Jahren giebt der hieſige Verein für Tonkunſt in Verbindung mit dem Geſang-Muſik-Vereine während des Winters einen Cyclus von Concerten, die ſeit Mendelsſohn-Bartholdy's Abgange von hier der ſtädtiſche Muſikdirektor J. Rietz dirigirt. In dieſen werden die alten claſſiſchen Meiſterwerke von Beethoven, Mozart, Händel und Anderen mit einer außerordentlichen Präciſion aufgeführt. Geſtern fand für die gegenwärtige Winterſaiſon bereits das fünfte ſtatt. Es wurde darin: 1) die Simphonie Nr. 7. A-dur von Beethoven aufgeführt, die jeden Zuhörer zur Begeiſterung entflammte, da die Exekutirung mit diplomatiſcher Genauigkeit durchgeführt wurde; 2) das Alexander-Feſt von Händel mit der Inſtrumentirung von Mozart, ein eben ſo großartiges als ausgezeichnetes Muſikwerk. Die Chöre, von circa 150 Dilettanten und Dilettantinnen ausgeführt, waren ſo vorzüglich einſtudirt, daß der Totaleffect ſich glänzend machen mußte, wenn auch eine der Solopartheien mit geringerem Erfolge gekrönt werden konnte. Der Abend war ein höchſt genußreicher, wofür ſich der ausgezeichnete Director von Neuem die Anerkennung des Publikums erworben hat. Die Theilnahme wird um ſo wärmer, als man befürchtet, daß J. Rietz ſeinem Freunde Mendelsſohn bald nach Berlin folgen werde, um daſelbſt eine Stelle am neuen Conſervatoire einzunehmen. Verwirklicht ſich dieſe Vermuthung, ſo wird es ſchwer halten, ſeine ſeitherige Stellung ſpäter hier eben ſo würdevoll auszufüllen, da J. Rietz ſeit vorigem Herbſte auch die Oberdirection der hieſigen Oper übernommen hatte, welche ſeit jener Zeit als eine der erſten in Deutſchland genannt werden darf. —b—

Notizen-Blatt.

(Theatraliſches.) Neulich wurde in der Porte St. Martin das mit ſo großen Erwartungen angekündigte Spektakelſtück „Tauſend und eine Nacht" zum erſten Mal gegeben. Die Vorſtellung dauerte von ſieben Uhr Abends bis zwei Uhr Morgens. Da, Beneficevorſtellungen ausgenommen, die Theater mit der Mitternachtsſtunde ſchließen und in Uebertretungsfällen für jede halbe Stunde über die geſetzliche Dauer 500 Francs Strafe zahlen müſſen, ſo mußten für die Wiederholung bedeutende Kürzungen vorgenommen werden. Die Ausſtattung iſt wirklich phantaſtiſch prachtvoll und verſetzt den Zuſchauer in alle Mährchenträume des Orients; großartige Wirkung machte eine Ueberſchwemmung und eine Illumination, bei der mehr als 10.000 Gasflammen architektoniſch vertheilt brannten. Viel gelacht wurde über eine Scene, wo Moeſſard, der dickſte Schauſpieler in Paris, als Schmetterling an Dräthen von einem Blumenkelche zum andern naſchend fliegt. Der Andrang des Publikums iſt ungeheuer.

(Miscellen.) Der Goldarbeiter und Bijoutier, Hr. Dumoulin zu Paris, Straße du Temple, 42, wurde Anfangs dieſes Monats um einen Werth von 4000 Francs beſtohlen. Das plötzliche Verſchwinden eines Gehülfen, deſſen Verſchwendungsſucht und ausſchweifende Lebensweiſe ſchon früher bei Hrn. Dumoulin Beſorgniſſe erregt hatten, ließ über die Perſon des Diebes faſt keinen Zweifel übrig. Es wurde ſofort eine Anzeige beim Polizeiamte gemacht, mit genauer Bezeichnung aller entwendeten Gegenſtände, und bald ergaben die Erkundigungen, welche man einzog, die Gewißheit, daß ſich der Urheber dieſes bedeutenden Diebſtahles über die Gränze begeben und ſeine Zuflucht in der Hauptſtadt Belgiens geſucht habe. Indeſſen fuhr die Polizei mit ihren Nachforſchungen fort und ließ den jungen untreuen Menſchen, trotz der beträchtlichen Entfernung, auf das Sorgfältigſte bewachen. Nach einigen Tagen, als er vermuthlich die Edelſteine nicht zu den gewünſchten Preiſen in Brüſſel unterbringen konnte, entſchloß er ſich, wieder nach Paris zurückzukehren, um dort beſſere Verkäufe zu machen. Man wußte, daß er einen Platz in der Diligence genommen und ſich unter dem falſchen Namen Thenard hatte einſchreiben laſſen. Die Gendarmerie wurde hievon ſogleich in Kenntniß geſetzt, und als am Morgen des 22. Febr. der Eilwagen von Brüſſel ankam, unterſuchte die Brigade alle Reiſenden genau, machte jedoch keine günſtige Entdeckung. Ein junger Menſch war vor der Ankunft am Louvre ausgeſtiegen und ging ganz ruhig, da er kein Gepäcke bei ſich führte, die Straße entlang. Man hielt ihn zwar an, allein ſeine Papiere waren in Ordnung und Nichts verrieth an ihm einen verdächtigen Menſchen. Einer der Gendarmen jedoch, der ihn etwas genau in die Augen gefaßt hatte, bemerkte, daß der Reiſende eine ungewöhnlich dicke Cravatte trug. Er fragte ihn, ob er ſo unglücklich ſey, einen Kropf zu haben? Auf die verneinende Antwort erſuchte er ihn höflichſt, die Cravatte auszuziehen, und es zeigte ſich alsbald, daß die Binde doppelt war und eine beträchtliche Anzahl von Juwelen enthielt, wie ſie zu dem Verzeichniſſe des Hrn. Dumoulin paßten. — Der junge Menſch, Namens Jean Baptiſt H . . . ., wurde ſofort, des Diebſtahles der Juwelen dringend verdächtig und des Gebrauches eines falſchen Reiſepaſſes überwieſen, von der Gendarmerie feſtgenommen.

Ein junger Dresdener Maler hat die Schwindſucht in einem Gemälde perſonificirt: Ein hageres, hohläugiges, bleiches, weibliches Weſen im Ballkoſtüme und in tanzender Stellung; Meiſter Tod ſpielt die Fiedel dazu. Der „Planet" bemerkt zu dieſem Einfall: „So widerlich dieſes Gemälde auch erſcheint, ſo dürfte es doch als Zierde in einem Tanzſaale von ſehr großer Wirkung ſeyn."

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 35. Dinstag, 21. März 1843.

Nachruf
an
Victor Stöhr.
(Cand. philos.)

Venit mors velociter,
Rapit nos atrociter,
Nemini parcetur. —

Wiederkehrt der Lenz der Eede,
Und des Schöpfers gütig „Werde!“
Kleidet ſie mit friſchem Geün;
Blumen unter jungem Mooſe
Keimen aus dem Mutterſchooſe
Der Natur zu ſchönem Blüh'n.

Doch, ach! eine zarte Pflanze
Reihet nimmer ſich zum Kranze,
Den uns neu der Frühling flicht,
Von des Todes Hauch verdorben
Liegt ſie welk und abgeſtorben,
Und der Lenz erweckt ſie nicht.

Victor! Ja, Du biſt die Blume,
Die nach Edens Heiligthume
Unſer Blick verſetzet ſchaut;
Auf die goldner Wolken Hülle
Nun in ihrer reichſten Fülle
Ew'gen Segen niedeethaut.

Bald zwar biſt Du uns geſchieden,
Und es wuede Dir hienieden
Nur der Leiden herbe Zahl;
Doch Du biſt nun eingegangen,
Wo des Friedens Palmen prangen
In des Urlichts heil'gem Strahl.

Hemmt die Klage drum ihr Lieben,
Ein Troſt iſt uns doch geblieben,
Der des Schmerzes Wunde heilt:
Einſt folgt ja das Wiederſehen,
Wenn auch wir zum Vater gehen,
Zu dem er vorangeeilt!

Würzburg, den 17. März 1843

G. A. Herrgott,
cand. juris.

Die Bande der Sieben und vierzig.
(Schluß.)

Der Kampf war von nur kurzer Dauer. Der Hidalgo hatte mit der Wuth eines Raſenden einen Stoß nach ſeinem Gegner geſuhrt, der, wenn er ihn getroffen, ihn unfehlbar an die getäfelte Wand geſpießt hätte; der Engländer hatte denſelben abee nicht allein ausparirt, ſondern dem ihm zu nahe auf den Leib gekommenen Angreifer einen ſo kräftigen Schlag mit dem Handgriff ſeines Degens auf den Kopf gegrben, daß er der Länge nach zu Boden ſtürzte. Dann ſetzte er ihm den Degen auf die Bruſt und ſagte: „Jetzt erklärt Euch für überwunden, Spanier, und verſprecht, daß Ihr die gefangene Dame losgeben wollt, oder Ihr ſeyd des Todes!“

Da ſprang aber Elvira herbei, warf ſich dem Engländer zu Fußen und bat um Gnade für den Ueberwundeaen. Ihre Bitte gewährend, ſteckte der Sieger ſeine Schwert in die Scheide und gab auch ſeinem gedemuthigten Gegner, den er wieder aufſtehen ließ, das ſeinige zuruck.

„Fremder,“ ſagte der Spanier dann, „Ihr ſeyd gegen mich im Vortheil geblieben, und wenn ich auch, indem ich meine Leute rieſe, Rache an Euch nehmen könnte, will ich, da ich eben aus Eurer Anrede an Euren Gefährten vernommen habe, daß Ihr Männer vom höchſten Range ſeyd, die Sache doch nicht aufs Aeußerſte treiben, ſondern Euch vielmehr nach Eurem Wunſche Aufſchluß geben über den Umſtand, der unſern Zwiſt veranlaßt hat. Ihr ſeht in mir den unglücklichſten Mann vor Euch, den es auf der Welt geben mag. Ich bin der Marquis von Caſtel Blaſtam und die Dame, deren Sache Ihr Euch ſo warm angenommen habt, iſt meine Gemahlin. Verflucht ſey aber die Stunde, wo ſie dies ward. Daß ſie ſchön iſt, habt Ihe geſehen, auch iſt ſie von edler Abkunft. Ob ich aber zu ſtrenge gegen ſie geweſen bin, darüber könnt Ihr erſt dann entſcheiden, wenn Ihr die Veranlaſſung meines Verfahrens vernommen habt. Nachdem ich kaum zwölf Monden in ihrem Beſitze des hochſten Glückes genoſſen hatte, traf ich von einer haſtigen Reiſe, die ich nach Madrid hatte machen müſſen, fruher, als ich erwartet worden war, wieder auf meinem Schloſſe ein und fand mein Weib — treulos, verführt durch meinen Buſenfreund! .... Don Antonio de Cordova fiel, von mir durchbohrt, ſofort und ich wollte ſo eben auch die Treuloſe opfern, als ich ſelbſt von mehreren Freunden ihres Buhlen, die auf den Lärm herbeigeeilt waren, zu Boden geſchlagen wurde. Wieder zur Beſinnuag gekommen, ſchenkte ich meinem Weibe auf ihr Flehen zwar das Leben, ſann aber eine Rache aus, die ihr, die mein ganzes Lebensglück vergiftet hatte,

Digitized by Google

noch peinigender ſeyn ſollte als der Tod ſelber. Ich ließ das Skelett ihres Buhlen in voller Rüſtung hier im Speiſeſaale aufhängen und aus ſeinem Schädel, wie Ihr geſehen habt, einen Becher anfertigen, damit ſie bei ihren Mahlen ſtets zwei ſchneidende Gegenſtände vor Augen habe: einen lebenden Feind und einen erſchlagenen Verführer; Beides durch ihre eigene Schuld .... Sehet, Ihr Herren, das iſt meine Geſchichte; nur gehört noch das dazu, daß ich mich ſeitdem ſtets von erbitterten Feinden bedroht ſehe und meine Burg in immerwährendem Belagerungsſtande halten muß, vollends jetzt, wo auch die heilloſe Bande der Sieben und vierzig in der Nähe haust. In verfloſſener Nacht perſönlich darauf ausgegangen, dieſe zu recognosciren, war ich ſo glücklich, dieſe Dame hier aus ihrer Gewalt zu befreien. Wenn Ihr nun die unglückliche Perſon, mein Weib, zu zu ſehen und zu ſprechen wünſcht," ſchloß er, „will ich Euch zu ihr führen."

Dies Anerbieten wurde angenommen, und der excentriſche Spanier geleitete ſeine Gäſte, Elvira nicht ausgenommen, zu einem elegant aufgeſchmückten und möblirten Gemache, wo die Trauernde mitten unter ihrer weiblichen Bedienung ſaß.

„Wenn Reue, wie ich hoffe, die Frucht der Ergebung und Geduld iſt, mit welcher Sie bisher Ihre Strafe ertragen haben," redete ſie der ältere Engländer an, „ſo möchte ich Ihrem wackern gekränkten Gatten hier aufs dringendſte dazu rathen, daß er endlich Mitleiden mit ihrer Buße fühlte, Ihnen Ihre Schuld verziehe und Sie wieder zu Gnaden aufnähme."

Auch der jüngere Engländer ermahnte den Hidalgo zur Verſöhnung, worauf derſelbe entgegnete:

„Aber, meine Herren, wer ſeyd Ihr denn eigentlich und was veranlaßt Euch, Euch ſo ernſtlich in meine Familienangelegenheiten zu miſchen?"

„Das ſollt Ihr von mir hören," erwiederte der junge Engländer nun, indem er zum erſten Male das Wort vorweg nahm: „ich bin Prinz Carl von England, nach Spanien gekommen, um mir hier eine Gemahlin zu erkieſen."

„Und jener Hitzkopf?" fragte der Spanier weiter.

„Ich bin Villiers, der Herzog von Buckingham," antwortete dieſer ſelber. „Euer Leben war in meine Hand gegeben, ich ſchonte ſeiner aber; nun laßt es auch gut ſeyn und gewährt uns unſere Bitte, Marquis von Caſtel Blaſtam!"

„Sie ſey gewährt," rief der Spanier aus, „und ich begleite Euch mit nach Madrid."

„Zuvörderſt bringt aber Euer Skelett unter die Erde und macht ein Auto-da-fe aus Eurem gräulichen Becher," entgegnete der ältere Engländer.

Die Leidende, deren ſich die engliſchen Gäſte ſo ritterlich angenommen hatten, erntete die Früchte ihrer Verwendung nicht. Durch die heftige neue Gemüthsbewegung, welche der unverhoffte Wechſel ihres Geſchickes hervorgebracht hatte, war ihre ohnehin durch lange Leiden untergrabene Conſtitution ſo erſchüttert worden, daß ſie ſchon in der nächſten Nacht zuſammenbrach.

Ob Elvira de Caſtro nach dem ihre Stelle eingenommen hat, darüber gibt unſre Geſchichte keine beſtimmte Auskunft, doch iſt es wahrſcheinlich, weil in den Berichten über die Feſte, welche dem Prinzen Carl von England zu Ehren zu Madrid veranſtaltet wurden, geſagt wird, daß auf den gegebenen Bällen auch ein Marquis und eine Marquiſe von Caſtel Blaſtam in den Reihen des engliſchen Prinzen und der ſpaniſchen Prinzeſſin getanzt hätten.

Ein Wort
über
die Lebensverſicherungs- und Renten-Anſtalt der bayeriſchen Hypotheken- und Wechſel-Bank in München.

(Schluß.)

Der Zweck der von der Bank gleichfalls gegründeten und garantirten und von der Regierung überwachten Rentenanſtalt iſt in ſo fern mit dem der Lebensverſicherung verwandt, als auch ſie dem Publikum ein Mittel darbietet, für die Zukunft zu ſorgen. Die Art jedoch, wie ſie dieſen Zweck erreicht, iſt von der Lebensverſicherung weſentlich verſchieden; denn während bei jener nach dem Tode des Verſicherten den Erben ein beſtimmtes Kapital ausbezahlt wird, gibt die Rentenanſtalt ihren Mitgliedern Gelegenheit, vermittelſt barer Einlagen ſich oder andern ſchon bei Lebzeiten eine Rente zu ſichern, welche mit den Jahren allmählig ſteigt und daher zu den im Alter wachſenden Bedürfniſſen des Menſchen im Verhältniß ſteht. Daß eine ſolche Anſtalt nicht nur in vielen Fällen eine ſehr nützliche Anwendung geſtattet, ſondern bei unſern geſellſchaftlichen Zuſtänden ſogar zum Bedürfniß geworden iſt, beweiſt mehr als alle Anpreiſung die große Theilnahme, welche die Rentenanſtalten in der neueren Zeit in allen Ländern gefunden haben.

In ſehr vielen Familien der höheren Stände reicht das vorhandene Vermögen nicht aus, um namentlich den Töchtern, wenn ſie unverheirathet bleiben, ein anſtändiges Auskommen zu ſichern, denn einige tauſend Gulden, bei dem herrſchenden niedrigen Zinsfuß auf Hypotheken oder in Staatspapieren angelegt, werfen kein bedeutendes Erträgniß ab, und es wird daher wünſchenswerth ſeyn, eine Art der Anlegung zu finden, welche, ohne die Sicherheit zu gefährden, zu gleicher Zeit den Genuß einer hohen Rente gewährt. Steigt man weiter herunter zum Bürger- und Handwerkerſtande, ſo findet ſich derſelbe Wunſch ausgeſprochen, denn auch er möchte ſeine Erſparniſſe oder einen Theil ſeines Vermögens auf eine ſolche Art anlegen, daß er, gegen alle Wechſelfälle geſichert, in den Tagen des Alters eine wirkſame Hülfe davon zu erwarten hat. Selbſt der Geringſte, wenn er nicht ganz in den Tag hineinlebt, wird ſich einen ſolchen Rückhalt zu ſichern trachten, damit er nicht Gefahr läuft, bei eintretender Erwerbsunfähigkeit ſeinen Mitbürgern zur Laſt zu fallen.

Hier kann alſo die Rentenanſtalt treffliche Dienſte leiſten, denn ſie bietet ohne Unterſchied des Standes, Alters und Geſchlechtes, Jedem eine bequeme Gelegenheit dar, ſein Geld ſo anzulegen, daß er eine auf keine andere Art zu erzielende ſo hohe Rente genießt, indem dieſelbe ſchon nach wenigen Jahren nicht nur den übli-

Digitized by Google

chen Zinsfuß überſteigt, ſondern für eine einfache Einlage von 100 fl. im Verlauſe der Zeit und durch das allmählige Abſterben der Mitglieder, für die überlebenden Mitglieder bis auf 200 fl. ſteigen kann. Dabei iſt der Rentenbeſitzer unter Garantie der Bank nicht nur ſicher gegen jeden möglichen Verluſt, ſondern er kann auch mit Zuverläſſigkeit auf ſein Einkommen rechnen und iſt aller Mühe der Verwaltung überhoben. Das einmal angelegte Kapital kann allerdings, wie es die Natur einer ſolchen Anſtalt verlangt, nicht mehr zurückgezogen, aber eben darum ſeiner urſprünglichen Beſtimmung auch nicht mehr entfremdet werden, und gar Manchem, der einem vorübergehenden Bedürfniſſe oder einer Laune des Augenblicks, vielleicht ohne Bedenken ſeine Zukunft zum Opfer bringen würde, wird die Gelegenheit damit für immer abgeſchnitten.

Die Rentenanſtalt iſt eine nothwendige Ergänzung des ſo nützlichen Inſtituts der Sparkaſſen und bildet gleichſam den Schlußſtein dazu, denn wahrend jene die Zerſplitterung der Kräfte verhindert und das Anſammeln kleiner Kapitalien möglich macht, ſichert ihnen dieſe zum Behuf der Verſorgung die ſicherſte und einträglichſte Verwendung. Der Familienvater erhält durch ſie eine Gelegenheit, für ſeine Gattin und ſeine Kinder zu ſorgen, der Bruder für ſeine unverſorgten Geſchwiſter, ſie iſt das beſte Mittel für Herrſchaften, treue Anhänglichkeit an alten Dienern zu belohnen, und verdient zu Pathen-Geſchenken und Prämien allen denen empfohlen zu werden, welche eine nachhaltige und bis ins ſpäteſte Alter ſich erſtreckende Wirkung einer augenblicklichen und vorübergehenden vorziehen.

Der Betrag einer *vollen Einlage* iſt auf 100 fl. feſtgeſetzt, es ſteht aber jedem frei, deren ſo viele zu machen als ihm beliebt, oder ſeinen Verhältniſſen angemeſſen erſcheint, und er tritt alsdann für jede in den Genuß derſelben Vortheile, hinſichtlich der Steigerung der Rente. Um den weniger Bemittelten den Zutritt zu erleichtern und die Anſtalt überhaupt ſo gemeinnützig als möglich zu machen, ſind auch theilweiſe Einlagen zu 25 fl., 50 fl. und 75 fl. geſtattet, welche durch den Zuſchlag der Zinſen oder die Renten-Gutſchrift allmählig zu vollen Einlagen ergänzt werden, auf welche aber außerdem auch *Nachzahlungen* angenommen werden, wenn das Mitglied ſie voll zu machen wünſcht.

Diejenigen Mitglieder, welche in einem und demſelben Jahre ihre Einlagen gemacht haben, bilden, wenn ſie die Zahl von wenigſtens Tauſend erreichen, für ſich einen abgeſchloſſenen Verein oder eine Jahresgeſellſchaft, welche ſich in den einzelnen Claſſen in der Art gegenſeitig beerbt, daß Jeder, welcher mit Tod abgeht, zur Steigerung der Rente der Ueberlebenden ſo viel zurücklaſſen muß, als er an Renten bezogen hat oder ihm zur Ergänzung theilweiſer Einlagen gutgeſchrieben worden iſt. Der Reſt wird baar an die Erben zurückbezahlt. Bei dem Erlöſchen einer Claſſe fällt das hinterlaſſene Renten-Capital derſelben an die noch übrigen Claſſen, und wenn die ganze Jahresgeſellſchaft ausſtirbt, ſo geht ihre Verlaſſenſchaft auf die andern Jahresgeſellſchaften über, ſo daß alſo alle Mitglieder als in einem Erbverein ſtehend zu betrachten ſind.

Nach dem Alter, das die Mitglieder bei der Conſtituirung einer Jahresgeſellſchaft haben, werden dieſelben in ſieben Claſſen eingetheilt: die erſte umfaßt die Kinder bis zum zehnten Jahre, die zweite reicht von da bis zum zwanzigſten und ſo geht es von 10 zu 10 fort bis zum ſechzigſten, womit die ſechſte Claſſe ſchließt. Die ſiebente und letzte umfaßt alle diejenigen, welche das ſechzigſte Jahr überſchritten haben. Nach dieſen verſchiedenen Claſſen ſind auch die Rentenſätze verſchieden, es trifft nämlich auf eine volle Einlage von 100 fl. in der I. Cl. 3 fl. 12 kr., in der II. Cl. 3 fl. 24 kr., in der III. Cl. 3 fl. 36. kr., in der IV. Cl. 3 fl. 48 kr., in der V. Cl. 4 fl. 12 kr., in der VI. Cl. 4 fl. 36 kr. und in der VII. Cl. 5 fl. 12 kr. Doch ſind dies natürlich nur die urſprünglichen Renten und es hängt von der größeren oder geringeren Sterblichkeit ab, um wie viel dieſelben in den folgenden Jahren ſteigen werden. Daß die älteren Claſſen gleich von vorn herein beſſer bedacht wurden, als die jüngern, war eine Forderung der Billigkeit, weil ſie nach den Geſetzen der Natur früher aus der Geſellſchaft ſcheiden, und die jüngeren als Erben hinterlaſſen.

Ein hinlänglich dotirter Reſervefonds, der gemeinſchaftliches Eigenthum aller Jahresgeſellſchaften iſt, dient zur Beſtreitung der ſämmtlichen Verwaltungskoſten, wie auch der Proviſionen an die Agenten, und es haben die eintretenden Mitglieder daher weder Aufnahmsgebühren zu entrichten, noch ſonſtige Unkoſten zu tragen. Sobald ſeine Lage es geſtattet, wird der Reſervefond auch zur Steigerung der Rente beigezogen werden.

Indem die bayeriſche Hypotheken- und Wechſelbank es unternahm, nach dem Muſter der bereits in mehreren Staaten Deutſchlands beſtehenden Rentenanſtalten auch bei uns eine ſolche zu errichten, war ſie darauf bedacht, dieſelbe mit einem beſonderen Vorzuge dadurch auszuſtatten, daß ſie im §. 40 der Statuten ſowohl die Garantie des Renten-Capitals als deſſen 4procentiger Verzinſung übernahm. Keine ähnliche Anſtalt in Deutſchland kann ſich einer ſolchen Gewährſchaft rühmen, welche die Mitglieder für immer der Sorge überhebt, daß die Rente jemals, entweder durch mögliche Kapitalverluſte, oder durch das Sinken des Zinsfußes herabgedrückt werden konnte, und die daher ganz geeignet iſt, unſerer bayeriſchen Rentenanſtalt das Vertrauen des Publikums in vorzüglichem Maße zu gewinnen. Auch hat die Erfahrung gezeigt, daß man ſich in den gemachten Vorausſetzungen nicht getäuſcht hat, denn obwohl es einer langen Zeit bedarf, um die Kenntniß einer ſolchen Anſtalt allgemeiner zu verbreiten, und eine große Theilnahme in den erſten Jahren daher kaum zu erwarten war, ſo haben doch ſchon die beiden erſten Jahresgeſellſchaften zuſammen ein Einlagskapital von nicht weniger als 347,750 Gulden geliefert.

Zur Aufnahme, welche mit Ausnahme der Monate Dezember und Januar zu jeder Zeit ſtattfindet, iſt nichts weiter erforderlich, als die Beibringung eines Taufſcheines oder eines ſonſtigen legalen Zeugniſſes, aus welchem der Tag und das Jahr der Geburt mit Verläſſigkeit zu erſehen iſt.

Die Statuten, welche die näheren Beſtimmungen enthalten, können ſowohl bei den an allen bedeutenderen Orten des Königreichs aufgeſtellten Agenten, als auf dem Bureau der Anſtalt im Banklocate in München unentgeldlich in Empfang genommen werden.

Digitized by Google

Correſpondenz.

Mannheim, 16. März.

Unter den Gaſtſpielen auf unſerm Hoftheater in dieſem Winter iſt das des Hrn. Baiſon vom Frankfurter Stadttheater das hervorragendſte. Dieſer, im erſten Range ſtehende Künſtler, iſt bis jetzt als Stephan Foſter, Robert in den „Memoiren des Teufels“ und geſtern als Molière in dem Schauſpiele gleichen Namens, aufgetreten. Zu den beiden letztern Stücken war das Theater namentlich überfüllt, der Beifall ſo enthuſiaſtiſch, daß der ausgezeignete Künſtler mehrmals gerufen wurde, was bei uns ein faſt unerhörtes Vorkommen iſt. Morgen iſt die letzte Gaſtrolle des Hrn. Baiſon, Ingomar im „Sohn der Wildniß,“ von Halm, welches vielbeſprochene romantiſche Schauſpiel uns auch zumerſtenmale vorgeführt wird. So fanden wir in Hrn. Baiſon nicht allein einen in Talent und Ausbildung höchſt ausgezeichneten Künſtler, ſondern lernten auch durch ſein Gaſtſpiel einige neue Stücke kennen. Sehr gern hätten die Kunſtfreunde Hrn. Baiſon als Hamlet, Macbeth und in einer andern Rolle des klaſſiſchen Trauerſpiels geſehen, allein vorerſt müſſen ſie auf dieſen Genuß verzichten. — Hr. Düringer aus Leipzig iſt als techniſcher Director unſeres Hoftheaters auf 10 Jahre mit 2000 fl. engagirt worden. Noch manche weſentliche Veränderung ſteht unſerem Theater bevor. —mn—

✡

Frankfurt, 16. März.

Mit dem glänzendſten Erfolge wurde geſtern Abend auf unſerem Theater, zum Beſten des Penſionsfonds, die „neue Fanchon“ zum erſtenmal wiederholt. Mad. Frühauf, obgleich noch unwohl, ſpielte die Chonchon wieder mit hinreißender Liebenswürdigkeit, Dem. Herrmann die Fanchon mit ergreifender Naivität und, lebhaft hervorgerufen, begrüßte ſie das Publikum mit einem „Hierbleiben.“ Ueberaus ergötzlich war auch Hr. Meck als Commandeur, wie überhaupt alle Rollen trefflich ausgeführt wurden. Das Stück iſt ein Kaſſenſtück. — Kapellmeiſter Guhr hat keine prima Donna, aber den Wiener Komiker Wallner von Stuttgart mitgebracht, welcher bis Sonntag im „Verſchwender“ auftritt. — Webers „Oberon“ wird zum Benefice der Dem. Rudersdorff neu einſtudirt. Wir freuen uns, dieſe Oper wieder einmal zu hören. —f—

✡

Hamburg, 11. März.

Großes Intereſſe erregt hier die Faber'ſche Sprach-Maſchine, oder wie man ſagt, Sprachinſtrument. — Dem Stadttheater iſt in dem Engagement des Hrn. Grunert ein neuer Impuls zu Theil geworden, dem man das Wiedererſcheinen vorzüglich klaſſiſcher Stücke verdankt; man hofft, daß Gutzkow mit dem weißen Blatt nächſtens wieder auf dem Hamburger Repertoire erſcheinen wird, von dem ihn hauptſächlich Perſonlichkeiten zu ſcheiden gezwungen haben. Die Stadttheater-Direction hat das Zutrauen des Publikums ſehr erſchüttert. — Die jährlichen philharmoniſchen Concerte erfreuen ſich in dieſem Jahr keines ſo großen Zuſpruchs, als im vergangenen. —h—

✡

Notizen-Blatt.

(Miscellen.) Ein engliſcher Schauſpieler reiſte einmal nach Bath, das wegen ſeiner Mineralquellen bekannt und beſucht iſt, aber nicht blos von wahrhaft Kranken, ſondern auch von vielen eingebildeten Patienten aufgeſucht wird. Während der Reiſe kam das Geſpräch auf die Wirkſamkeit und Heilkraft der Quellen und die Reiſenden befragten einander um ihre Leiden; der Eine hatte die Gicht, der Andere den Appetit verloren, ein Dritter den Spleen. Man fragte auch den Schauſpieler, warum er ins Bad gehe, und er antwortete, daß er von einem wüthenden Hunde gebiſſen worden ſey, man habe ihm daher die Bather Quellen angerathen, die dem Ausbruche der Waſſerſcheu vorbeugen ſollten, allein er furchte, daß es ſchon zu ſpät ſey, indem er ſchon die vorhergehenden Anzeichen dieſer Krankheit verſpüre. Dieſe Aeußerung verſetzte die ganze Geſellſchaft in Beſtürzung und man erkundigte ſich angelegentlich nach der Beſchaffenheit dieſer Anzeichen. „Manchmal,“ gab der Gefragte zur Antwort, „werde ich von einem Huſten befallen, der ganz dem Gebelle eines Hundes gleicht, und ich fühle in ſolchen Momenten unwiderſtehliche Luſt, Alles um mich herum zu beißen.“ Bei dieſen Worten wuchs die Aengſtlichkeit der Reiſenden außerordentlich. Der Patient beruhigte ſie, indem er verſicherte, daß er das Herannahen des Huſtens fühle und Jedermann warnen könne. Nach einigen Stunden hielt der Wagen, um die Paſſagiere ein Mittagsmahl einnehmen zu laſſen. Der Schauſpieler, welcher fürchtete, dies möchte für ſo viele Perſonen zu mager ausfallen, und daß wahrſcheinlich die auf ihn fallende Portion mit ſeinem Appetite in keinem Verhältniſſe ſtehe, fing, als aufgetragen war, auf unnatürliche Art zu huſten an. Die Reiſenden, in der Furcht gebiſſen zu werden, ſprangen wie raſend auf, flüchteten aus den Zimmern und ließen den verſchmitzten Künſtler allein, der, nachdem er ſeinen Appetit vollkommen geſtillt, zu dem Wagen eilte und ſeinen Reiſegenoſſen verſicherte, daß er niemals die Beißwuth gehabt und ſie auch niemals zu bekommen fürchte, zumal nach einer ſo guten Mahlzeit, wie er ſo eben eingenommen.

(Anekdotäres.) Deutſche Sprache in Amerika. In Baltimore rief ein Mädchen aus dem Fenſter des obern Stockes einem auf der Straße gehenden Knaben im echten Frankfurter Deutſch zu: „Heid eſſe mehr hunde“ (heute ſpeiſen wir unten). Ein vorübergehender Preuße, die Worte nach ihrem Klange auffaſſend, ruft verwundert hinauf: „Na, da mag ich ihr Jaſt ooch nicht ſind.“

Einen Tag vorher, ehe Schumann nach Clichy gebracht wurde, gingen ihm drei Choriſten ſtark zu Leibe, ſie hatten beſchloſſen, ihn durchzuprügeln, als ſie aber in ſein Zimmer traten, trafen ſie ihn über einem Halbdutzend gebackener Eier, und mehr hungrig als racheſchnaubend, nahmen ſie ihm die Eier weg und aßen ſie.

✡

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 37. Sonntag, 26. März 1843.

Der Gnadenſtoß, oder das Fondsſpiel.

(Schluß.)

Die Ausſicht, welche Oscar mir eröffnete, war mir neu und machte Eindruck auf mich. Das Börſenſpiel, die Agiotage auf die Staatspapiere konnte mir in der That wieder zu Reichthum verhelfen; ich brauchte nur die Wechſelfälle gut zu berechnen und die Reſultate der Begebenheiten vorherzuſehen. Als Deputirter konnte ich mancherlei in Erfahrung bringen und vorweg eine Menge werthvoller Fingerzeige erhalten. Ganz von dieſer Sache eingenommen ging ich von Oscar nach Hauſe. Im Allgemeinen hatte ich ſchon einige Kenntniſſe von dem Börſenſpiele und wußte, wie ſich die Summen je nach den Fictionen dabei vervielfältigten. Um die größten Operationen zu unternehmen, brauchte ich nur eine gewiſſe Summe unter der Benennung Deckung zu deponiren. Dieſe Deckung dient zur Bürgſchaft für etwaige Differenzen, d. h. Verluſte. Ich begab mich ſonach zu einem der thätigſten und vermeſſenſten Wechſelagenten, der ein Hotel wie ein Fürſt bewohnte, und deſſen Salon ſo prächtig, deſſen Cabinet ſo reich war, wie irgend eines zu Paris. Wegen meines Titels als Deputirter nahm er mich ſehr freundlich auf, auch verlangte er als Deckung nur **10,000** Franken; dann wurde verabredet, daß die Operationen noch denſelben Tag beginnen ſollten und zwar, wie er, als Garantie für mich, ſich erbot, auf gemeinſchaftliche Rechnung.

Ich konnte in dem Börſenſpiele nicht als ein gewöhnlicher Speculant auftreten; meine Lage geſtattete nicht, daß ich wie ein Kranich ſchon früh Morgens auf der Freitreppe von Tortoni horſtete, mir Winters dort in die Hände blies und mich im Sommer einem Sonnenſtich ausſetzte; eben ſo wenig durfte ich mich im Börſenſaale blicken laſſen und dort unter dem Geſumſe und Geklaffe eine Operation verfolgen. Ich mußte mir ſelber ein gewiſſe Würde, meinem Titel eine gewiſſe Zurückhaltung bewahren. Es ging kaum an, daß ich den Schwankungen der 5 und der 3 pCts. von ferne folgte, [illegible] Prämie verkaufte oder kaufte und meine Reports [illegible] Um aber dem Mittelpunkte dieſer aleatori- [illegible]n dennoch nahe zu ſeyn, ging ich jeden [illegible]i, um dort zu frühſtücken und beſuchte [illegible] Agiotage nahe gelegenes Caffeehaus. [illegible] daß ich mich zum öſteren mit [illegible] beſprechen und ihm über dieſes [illegible] geben konnte. Im Uebrigen [illegible]änden.

[illegible]as meinen finanziellen Hori- [illegible]ert hatte, war ich nur ſelten [illegible] und dies immer in der unbehaglichſten Stimmung von der Welt. Als ich es mir aber in den Kopf geſetzt hatte, daß mir, um meinen Namen unbefleckt zu erhalten und die Meinigen vor Mangel zu ſchützen, nichts anderes übrig bliebe, als mich kühn auf Börſenſpeculationen einzulaſſen, da überwand ich meinen Widerwillen gegen den Beſuch der Kammer. Vermöge einer der tauſend Kriſen, welche die parlamentariſchen Regierungen modificiren, war es mir ein Leichtes, wieder in den Schooß der Kirche zurückzukehren, wo ich, um das Vergangene in Vergeſſenheit zu bringen, mich nun über alle Maſſen eifrig bezeigte. Ich nahm zugleich ein ganz anderes Weſen an. Früher in allen Stücken gleichgültig und ohne alle Neugier, wurde ich nun der feurigſte Kundſchafter, ließ mir keine Neuigkeit entſchlüpfen und forſchte überall darnach. Ich hatte ſtets ein Paar Boten zur Hand und wenn ich irgend ein Gerücht vernahm, theilte ich es in einem mit Bleiſtift geſchriebenen Bulletin ſogleich meinem Wechſelagenten mit, wo er auch ſeyn mochte. Unter irgend einem Vorwande war ich jeden Morgen in dem Vorzimmer eines Miniſters, um die Erſtlinge der Neuigkeiten zu haben, die ein Courier gebracht oder der Telegraph gemeldet hatte. Es war mir gelungen, mit den kleinſten Particularitäten der Auszugsarbeiten bekannt zu werden, auch wußte ich, wo die vertraulichen Notizen ankamen und in welchen Büreaus ſie entziffert wurden. Endlich war ich auch aufs Beſte in der adminiſtrativen Handhabung, einer complicirten und veränderlichen Wiſſenſchaft, die eine große Praxis erfordert, bewandert.

Während der vier erſten Monate ging es glücklich mit unſern Operationen. Fünf oder ſechs kleine Nachrichten, die ich zur rechten Zeit mittheilte, warfen mir für meinen Antheil einen Gewinnſt von **110,000** Frs. ab. Der Wechſelagent war hoch erfreut, an mir einen ſo wohlunterrichteten Compagnon gefunden zu haben, mit deſſen Hülfe er faſt völlig ſicher zu Werke gehen konnte. Der Erfolg machte ihn kühner und er proponirte mir, unſere Operationen zu verdoppeln. Das war gerade Waſſer auf meine Mühle! Eine ſehr gewichtige Frage hielt eben Europa in Spannung: es ging die Rede von einem nahen Bruche, von Krieg. Die unter den Cabinetten gewechſelten Noten wurden täglich drohender. Wir, mein Wechſelagent und ich, waren à la baisse, jedoch ohne dabei mit großer Verwegenheit zu Werke zu gehen; es war nämlich im Publikum laut geworden, daß der Banquier, der die Anleihen beherrſcht, der Börſe Eins verſetzen wolle, und da rieth denn die Klugheit, ſich defenſiv zu verhalten. Die Rente gab jedoch unſrer Meinung Recht, indem ſie täglich **20** bis **30** Centimen wich. Mein Gewinnſt mehrte ſich deshalb mit jedem Augenblicke, und ich ſchmeichelte mir, daß der

Digitized by Google

Stern der Paturot in ſeinem früheren Glanze wieder aufgeben würde.

Ein beſonderer Umſtand trug noch dazu bei, mein Vertrauen zu heben und mich an eine ſchöne Zukunft glauben zu laſſen. Eines Morgens, als eben die größte politiſche Ungewißheit herrſchte, ging ich zu dem einflußreichen Miniſter, der damals das Staatsruder führte. Er befand ſich noch in ſeinem Ankleidezimmer, doch war es mir geſtattet, ohne Weiteres bei ihm einzutreten. Er hatte ſich eben eigenhändig raſirt und war in einer ausgelaſſenen Laune. Ich ſetzte mich neben einem kleinem Tiſch, während er ſeine Toilette beendigte. Auf dieſem Tiſche nun lag ein Blatt Papier, auf das mein Blick maſchinenmäßig fiel. O unverhoffter Zufall! — es war eine eben eingelaufene telegraphiſche Depeſche. Da pochte mir das Herz mit einer Gewalt, als ob es die Bruſt zerſprengen wollte; es wurde mir dunkel vor den Augen und es vergingen mehrere Minuten, ehe ich nur eine Zeile entziffern konnte. Endlich gewann ich meine Kaltblütigkeit wieder, ſo, daß ich die Depeſche überlas. Sie war entſcheidend — der erſte Kanonenſchuß war abgebrannt. Ha! dieſer Kanonenſchuß machte mich wieder zum reichen Mann. Nach einigen Worten gleichgültiger Converſation empfahl ich mich dem Miniſter und eilte nach Tortoni. Dort fand ich meinen Wechſelagenten, nahm ihn auf die Seite und ſprach mit ihm das Röthige ab, um unſere Operationen im größten Maßſtabe zu betreiben.

Wir verkauften und verkauften, ſo lange ſich nur ein Käufer finden wollte. Dieſe Kühnheit im immerwährenden Ausbieten machte eine außerordentliche Senſation: es gelang uns, die Speculanten à la hausse zu überwältigen und die Rente in weniger als einer Stunde um 2 Franken zu werfen. Der Phalanx zu Tortoni wußte gar nicht, wie er ſich dieſe Vermeſſenheit erklären ſollte. Nach der politiſchen Lage der Dinge konnte eine Operation wie dieſe nur in irgend einer entſcheidenden Nachricht, die denſelben Morgen eingetroffen war, begründet ſeyn. Das dachte die Börſe auch und erwartete, dieſelbe angeſchlagen zu ſehen. Bei Tortoni hatte man 2 Fr. 20 C. niedriger geſchloſſen und die Börſe öffnete ſich zu demſelben Courſe. Inzwiſchen war durchaus nichts bekannt geworden und die rechts und links, in der Deputirtenkammer und bei den Miniſtern, eingezogenen Erkundigungen machten es offenbar, daß die ungewöhnliche Bewegung in den Fonds das bloſe Ergebniß eines auf nichts beruhenden paniſchen Schreckens geweſen war. Ha! das Ganze war die Folge eines Mißverſtändniſſes. Die telegraphiſche Depeſche, die vergeſſen auf dem Tiſche des Miniſters gelegen hatte, war mehrere Jahre alt und hatte ſich nur als ein werthloſer Fetzen Papiers dahin verirrt. Die Börſe kam wieder zur Beſinnung und beantwortete das Fallen vom Morgen durch ein doppeltes Steigen. Der Finanzkoloß kam dazwiſchen und ſchnellte die Rente raſch in die Höhe. Ich hatte auf Maſſen operirt und war deshalb mit einem Schlage zu Grunde gerichtet; auch mein Wechſelagent war hart mitgenommen worden. Er hielt ſich noch vier Wochen, dann reiste er — ſeiner Geſundheit wegen nach Belgien ab.

Wozu durch meine kaufmänniſche Sorgloſigkeit der Grund gelegt worden war, das hat die Agiotage nun vollendet. So iſt es denn natürlich, daß mir ein unverſöhnlicher Haß darwider geblieben iſt. Daß ſie exiſtirt, iſt eine Verhöhnung der Geſetze, und Wechſelagenten, die die Hand dazu bieten, verletzen ihre Pflichten und machen ſich der ſchwerſten Strafen ſchuldig; denn es heißt in unſerm Strafcoder:

»Art. 404. Wechſelagenten oder Makler, die falliren, ſollen zu Zwangsarbeiten verurtheilt werden.

»Art. 421. Wetten auf das Steigen oder Fallen der Staatspapiere ſollen mit den im Art. 409 angegebenen Strafen (Geldbußen von 500 bis 10,000 Francs oder Gefängniß von vier Wochen bis ein Jahr) belegt werden.

»Art. 422. Als derartige Wetten ſoll jede Uebereinkunft wegen Lieferung oder Verkauf von Effecten angeſehen werden, von welchen der Verkäufer nicht beweiſen kann, daß er ſie zur Zeit der Uebereinkunft, oder dann, wenn ſie geliefert werden ſollten, zu ſeiner Verfügung gehabt hat.«

So hätte alſo der Wechſelagent, der mein Aſſocié geweſen war, die Strafe der Zwangsarbeit verwirkt; aber zwei Monate nach ſeiner Abreiſe hatte er ſeine Angelegenheit ins Reine gebracht und noch ein hübſches Sümmchen nachbehalten, während ich, nur ein Werkzeug, aufs Härteſte leiden mußte.

Wenn ich mich nun auch ſelber aus dem Spiele laſſe, bleibt es doch ſcandalös, daß es in Frankreich eine Corporation giebt, die ſich über die Geſetze hinwegſetzen darf.

Wer von Frankreich ſagt, es fände dort keine Ausnahme vor dem Geſetze ſtatt, der vergißt mindeſtens die Claſſe der Wechſelagenten!

Marie Palmer.

Criminalgeſchichte. Dem Engliſchen nacherzählt.

In der lebhaften und gewerbthätigen Stadt Glocester iſt eine Gaſſe, welche den Namen Bull Lane führt, und ehemals Bullace Street genannt wurde. Nach den bedeutenden Verſchönerungen, welche in der neueſten Zeit in der Stadt vorgenommen wurden, wird ſie nur von den niedern Volksklaſſen bewohnt; aber zur Zeit Georgs II. wohnten viele angeſehene und wohlhabende Bürger darin. In einem kleinen Hauſe dieſer Gaſſe lebte damals Miſtreß Bunt, eine reiche Wittwe, ganz allein mit einem jungen Mädchen, Namens Marie Palmer. Obgleich Letztere unter einer faſt tyranniſchen Aufſicht ſtand, ſo mußte ſie ſich doch oft vom Hauſe entfernen, um die für den kleinen Haushalt nöthigen Bedürfniſſe einzukaufen, und ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit fand zahlreiche Bewunderer. Unter dieſen befand ſich Henry Sims, Commis bei einem benachbarten Tuchhändler. Der junge Mann war weder ſchüchtern, noch von der Natur vernachläßigt; Marie hörte daher ſeine Schmeichelworte gern, und bald war ſie Hen-
Verlobte.

Dieſes Liebesverhältniß wurde zuer-
ebenfalls im Hauſe des Tuchhändlers
Mädchen bemerkt. Miß Jones, wel-
gebens ihre Netze nach dem ſchm-
ſen hatte, zog aus deſſen Unem-
Reize den Schluß, daß er irgend
ſtändniß habe; die Eiferſucht ſch-
ſinn, und bald gelang es ih-
dringen.

Digitized by Google

Eines Morgens wurde ein Brief unter der Hausthüre der Miſtreß Bunt gefunden. Marie beeilte ſich, ihn der Letzteren zu überbringen. Der Brief war anonym; die Alte las mit bedenklichem Kopfſchütteln, und erklärte Marien endlich, ſie ſey nicht geſonnen, ein Mädchen länger bei ſich zu behalten, welches junge Männer an ſich ziehe, ohne etwas davon zu ſagen, und vielleicht nur ſolche Verbindungen unterhalte, um ſie zu beſtehlen. Die arme Marie ſchlug die Augen nieder, und wußte nicht, was ſie antworten ſollte; endlich aber empörte ſich ihr Selbſtgefühl ob der erniedrigenden Beſchuldigungen, ſie wagte eine beſcheidene, aber feſte Einrede, und erhielt von der aufgebrachten Megäre den Abſchied.

Mehrere Tage vergingen indeſſen, und Marie war noch immer im Hauſe der Miſtreß Bunt. Miß Jones konnte ſich dies nicht erklären, und um der alten Wittwe etwas Beſtimmtes hinterbringen zu können, ſpürte ſie allen Schritten Henrys mit verdoppelter Wachſamkeit nach. Als der Abend herankam, glaubte ſie zu bemerken, daß Henry beſonders unruhig war, und die Kunden, welche er zu bedienen hatte, mit großer Haſt abzufertigen ſuchte. Kaum war der Laden zur gewöhnlichen Stunde geſchloſſen, ſo verſchwand er durch die Gartenpforte. Miß Jones eilte ihm nach, und trat eben noch früh genug in den Garten, um zu ſehen, wie Henry über die niedrige Mauer in den Garten der Miſtreß Bunt ſprang. Von Eiferſucht und Neugierde getrieben, näherte ſie ſich der Mauer, um das Geſpräch der beiden Liebenden zu belauſchen.

Glaube mir, Marie, ſagte Henry, Miß Jones, und keine Andere hat das Mißtrauen der Miſtreß Bunt gegen Dich rege gemacht. Sie wäre närriſch genug, ſich in mich zu verlieben, und da ich viel zu viel Geſchmack beſitze, als daß ich auf die verliebten Blicke eines Skeletts achten ſollte, da ich Deine Roſenwangen — —

O höre auf! unterbrach ihn Marie. Nach einer kurzen Pauſe ſie fort: Höre mich an, Henry; wir können uns künftig nur ſelten ſehen. Du weißt, daß Miſtreß Bunt mir hundert Guineen in ihrem Teſtament vermacht hat, und daß die geringſte Unbeſonnenheit ſie bewegen könnte, ihr Wort zurückzunehmen. Sie iſt immer ſo argwöhniſch, ſo reizbar! Vergiß das nicht, hundert Guineen iſt ſchon ein kleines Vermögen. Wir kaufen uns das Haus meines Oheims, eröffnen einen Laden, und dann werden wir recht glücklich ſeyn.

Ach ja! wenn wir nur das Haus erſt hätten! Ich möchte wirklich beinahe wünſchen, daß die Alte ſchon unter der Erde wäre.

O Pſui! wer wird auch ſo etwas wünſchen! antwortete Marie in einem Tone, der nicht gerade viel Unwillen verrieth.

Die beiden Liebenden nahmen jetzt Abſchied von einander, und Miß Jones eilte in das Haus zurück.
Es war der 19. September. Die Nacht war fin-
·nd ſtürmiſch. Miß Jones ſchlief erſt ſpät ein, und
bei Tagesanbruch aus einem beängſtigende
ſchien ihr, als ob unter ihrem Fenſter ein
·mmel ſey. Es war keine Täuſchung. Sie
·ie enge Gaſſe war mit Menſchen
·n traten beſtürzt aus den Häu-
Gemurmel wogte durch das Ge-
·eidete ſich ſchnell an und ging
·ge fortgeriſſen, erreichte ſie die
·nt, und mit Mühe gelang es
die Treppe zu bahnen. Sie
ging hinauf, wurde aber an der Thür des Schlafzimmers durch einen Conſtabel zurückgehalten, der den Neugierigen den Eintritt verweigerte. Sie trat indeſſen ſo nahe hinzu als ſie konnte, und bemerkte auf dem Bette den Leichnam der Miſtreß Bunt, deren Kopf beinahe vom Rumpfe getrennt war; der Kleiderſchrank ſtand offen, alle Schubladen waren ausgezogen, und verſchiedene Kleidungsſtücke lagen zerſtreut auf dem Boden umher. Uebrigens war kein Schloß geſprengt, keine Thüre erbrochen, alle Fenſter des Hauſes ſorgfältig verſchloſſen gefunden worden, und überhaupt zeigte ſich nicht die geringſte Spur eines nächtlichen Einbruches. Da Marie immer allein mit der Wittwe im Hauſe gelebt hatte, ſo fiel der Verdacht ſogleich auf ſie. Vergebens betheuerte ſie ihre Unſchuld; ſie wurde ſogleich verhaftet und ins Gefängniß geführt.

Henry Sims wurde ebenfalls verhaftet, aber wegen Mangel an Beweiſen bald wieder freigelaſſen. Er beſuchte Marien täglich in ihrem Kerker und bot überhaupt Alles auf, um den ſchrecklichen Verdacht, der auf ihr laſtete, von ihr abzuwälzen.

Endlich wurden die Aſſiſen eröffnet. Der Mord von Bullace Street war der Gegenſtand aller Unterhandlungen, und an allen Straßenecken wurden Klagelieder und Balladen über Marie Palmer geſungen. Natürlich nahm auch Jedermann den lebhafteſten Antheil an den Verhandlungen. Nach Ableſung der Anklageacte erhob ſich die Angeſchuldigte, und behauptete mit feſter Stimme ihre Unſchuld; plötzlich aber brach ihre Kraft, und ſie ſank todtenblaß und erſchöpft auf ihren Sitz zurück.

(Schluß folgt.)

Die Spieler.

Hr. Lauvergne, Oberarzt der Marine und des Hoſpitals am Bagno zu Toulon, ſchrieb ein Buch über „die letzten Stunden und den Tod in allen Claſſen der Geſellſchaft, aus den Geſichtspunkten der Humanität, der Phyſiologie und der Religion betrachtet.“ Wir entnehmen dieſem merkwürdigen Werke, das ſo eben in einer deutſchen Ueberſetzung (bei Ernſt Fleiſcher in Leipzig) erſcheint, folgenden Abſchnitt, worin der Verfaſſer das Laſter des Spiels mit grellen Farben ſchildert:

Das Ende des Spielers iſt faſt immer ſo entſetzlich, als dramatiſch. Unſere Nachbarn jenſeits des Canals haben die Orte der Barbarei, wo in geheimnißvoller Verſammlung ſich alle treffen, welche der unerſättliche Durſt beherrſcht, ſich die Plünderung eines andern ſtreitig zu machen, mit dem ſymboliſchen Namen „Höllen“ bezeichnet. Die Krankheit, mit welcher wir es hier zu thun haben, frißt am tiefſten und am weiteſten um ſich, in den Ländern, wo Luxus, Wohlhabenheit und das übertünchte Leben der Civiliſation am meiſten herrſchen. England leidet am ſchlimmſten an dieſer Krankheit, und trotz aller Maßregeln, mit welchen es ihre tragiſchen Reſultate zu vermindern ſucht, trotz ſeiner Geſellſchaften zur Verbeſſerung der Sitten, ſieht man dort alle Tage auf die Verſchwendung des größten Vermögens die abenteuerlichſten Selbſtmorde folgen; oder auch die bekannteſten Männer des hohen Adels dahin gebracht, ihr Brod zu betteln, um ſich vor dem neuen Glanze des Emporkömmlings aus niederem Stande zu entehren. Grafen

Digitized by Google

und Genllemen, vormals eeich und nun durch das Spiel zu Grunde gerichtet, ſinken ſo tief, daß ſie die Kutſch-Pferde eines gemäſteten Roturiers lenken. Das Spiel, dieſe künſtlich erworbene Leidenſchaft, muß ſeine Opfer mit Geiſtesverwirrung heimſuchen; denn wie kannten z. B. einen Engländer von hoher Geburt, der als Staatsmann und Gelehrter in Achtung ſtand, bei ſinkender Nacht aber eine armſelige Kleidung überwarf und unter dieſer Verhüllung in die dunkelſten Spiellöcher Londons ſchlich. Und nun ſage man nicht, daß eine Beſchäftigung mit den Aufgaben des Geiſtes und Herzens, und daß große Ehrenſtellen, mit Talent und Gewiſſenhaftigkeit verwaltet, den ganzen Menſchen darſtellen. Der, von welchem ich ſpreche, und der ſeitdem England verlaſſen hat, weil er ſich den Tod nicht geben konnte — vielleicht weil er ein ſcharfer Logiker war, — dieſee Mann war zu dee nämlichen Zeit, wo er einer elenden Leidenſchaft nachhing, von ſeiner Regierung beauftragt, den Vorſitz in den großen Mäßigkeits- und Sittenveebeſſerungsgeſellſchaften des Königreichs zu führen; zugleich hatte er die Stelle des Lord-Oberrichters.

Ein gutes Viertheil der in England ſo gewöhnlichen Selbſtmorde, die man dem Lebensüberdruß zuſcheeibt, iſt vielmehr die Folge des Herabkommens durch Spielverluſte und Entbehrung allee Mittel zu einem anſtändigen Auskommen, die der ruinirte Spieler nicht zu eetragen vermag.

Die Spielwuth gehöet zu dem Abraum einer Nation, welche die natürlichen Gränzen einer angemeſſenen Civiliſation überſchritten hat. In der Türkei ſpielt man nicht, und das iſt eine der Urſachen, weßhalb dort die Selbſtmorde etwas Unerhörtes ſind.

In der Seele des Spielers lodert ein verzehrendes Feuer. Der Mann, der eine unſinnige Leidenſchaft für ein Weib hegt, die ihn betrügt und zu Grunde richtet, iſt lange nicht ſo zu beklagen. Manchmal aber reichen ſich beide Leidenſchaften die Hand, um ihr Opfee auf die Galeeren oder aufs Blutgerüſt zu führen. Ich habe etliche Hundert Galeerenſteäflinge vor mir, die mit dem Spiele das Glücksritterleben begannen und es in den Stunden, wo ſie damit inne hielten, zu den Füßen einee Buhlerin fortſetzten. Tod oder Schande war ihe verdientes Loos.

Die Gewinnſucht, die ſich in die Wechſelfälle des Spiels wagt, wird zur unheilbaren Unſittlichkeit und entſtellt den Menſchen um ſo mehr, als ſie in dem Lebensalter erwacht, wo er, in die Geſellſchaft eintretend, eingedenk dee Lehren, die er in dee Schule oder von ſeinen alten Eltern empfing, ihre Klippen vermeiden ſollte. Gerade da, wo ee Zeugniß ablegen ſollte von der Feſtigkeit ſeiner Geundſätze, werden dieſe von der ſchrecklichen Leidenſchaft erſtickt. Der Spieler treibt ein wagehalſiges Gewerbe, das einen Mann mit nachgiebigen Sitten verlangt, der allenfalls nach Erfordeeniß der zweifelhaften Gunſt ſeines Steenes auch nachhilſt. Hat er ſich dieſem Gewerbe ganz hingegeben, ſo tritt auch bald das Gepräge desſelben an ihm hervor; er verliert die gute Natur, die er vielleicht hatte, und wird ſelbſtſüchtig, menſchenfeindlich und herzlos.

(Schluß folgt.)

Correſpondenz.

Mannheim, 20. März.

Das romantiſche Schauſpiel von Halm, »der Sohn der Wildniß«, das am verfloſſenen Freitag zum erſtenmale, durch das Gaſtſpiel Baiſon's, auf unſerer Bühne gegeben wurde, gefiel recht, wiewohl auch hier die Schwächen des Stückrs nicht verkannt werden. Wenn irgend ein Schauſpiel, ſo eignet ſich dieſes zue harmloſen Parodie und man kann es Holtei nicht verdenken, daß er dem Verſuche mit ſeiner »beſchuhten Katze« nicht widerſtand. Baiſon machte übrigens auch in der Rolle des Ingomar großes Glück und überſchwängliches bei den Damen, welche überhaupt das berufene Auditorium zum »Sohne der Wildniß« ſind. Er wuede ſehr lebhaft applaudirt. Die Aufführung wae im Ganzen gut und beſonders Dem. Pichler in der Rolle der Parthenia recht brav. Wir hoffen, daß es Hrn. Baiſon möglich ſeyn werde, in dieſem Sommer einen zweiten Cyclus von Gaſtrollen hier auszuführen. —mn—

*

Karlsruhe, 20. März.

Dee Theaterintendant, Hr. v. Gemmingen, hat, wie man vernimmt, ſeine Entlaſſung von dieſem Poſten gegeben; aus welchen Gründen, weiß ich nicht. Soviel iſt aber gewiß, daß die hieſige Bühne, trotz der ſplendiden Mittel und dee tüchtigen Talente, welche ihr zu Gebote ſtehen, füe die Kunſt ſeither wenig geleiſtet hat und weniger leiſtete, als viele Stadttheater, die ſich vom Ertrage dee Kaſſe erhalten müſſen. Eine Wiederbelebung thut ihr dringend noth, und da dieſe nur von dem Intendanten ausgehen kann, ſo iſt die Wiederbeſetzung der Stelle eine ziemlich nöthige Angelegenheit für eine Stadt, in der das Theater immer ſtark beſucht wird. Jetzt ſingt Sabine Heinefetter hier.

Die Milanollo's ſind über dem Schwarzwalde in Württemberg. Wenn man weiß, wie der Vater dieſe Mädchen abgerichtet hat, ſo kann man ſich zwar nicht enthalten, dieſe Fertigkeit im Geigen anzuſtaunen, aber auch eines wehmuthigen Gefühls über die Art und Weiſe, in der ſie erworben wurde, nicht erwehren. Vereine gegen Thierquälerei gibt es; ein Verein gegen Menſchenquälerei, wenn ein ſolcher voehanden wäre, fände täglich Veranlaſſung, gegen den Vater dieſer Mädchen nachdrücklich einzuſchreiten. Vom Morgen bis in die Nacht müſſen die Mädchen geigen zur Uebung oder fürs Geld. Gleichviel, ob das Wetter gut oder ſchlecht iſt, werden ſie von ihm über Berg und Thal geſchleppt, um heute hier, moegen dort zu ſpielen. Aus ſeinem
fünf- oder ſechsjährigen Knaben dreſſirt er jetzt
muſikaliſches Wunderkind Hier ſperrte er
in eine Ecke, zog einen Strick vor
dieſem Stricke nun mußte der A.
Fidelbogen herumarbeiten, um
lernen und eine feſte Hand zu
Mädchen hat er in derſelben W
bringt ihm dieſe Spekulation

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 38. Dinstag, 28. März 1843.

Marie Palmer.

(Schluß.)

Aus dem Zeugenverhör ergab ſich, daß Marie Palmer zur gewöhnlichen Stunde der Milchverkäuferin geöffnet und dann, um das Geld zu holen, in das Schlafzimmer der Miſtreß Bunt gegangen, aber ſogleich wieder jammernd und händeringend zurückgekommen ſey. Der Conſtabel hatte, wie oben bemerkt, Alles verſchloſſen gefunden, und der Arzt erklärte, die Todeswunde habe nur durch ein ſcharfes Inſtrument und mit ſtarker Hand beigebracht werden können. Aus andern Ausſagen ergab ſich die Entwendung einer Summe Geldes, einer goldenen Uhr, mehrerer Brillanten und eines Korbes mit Silbergeſchirr; dieſe Gegenſtände hatten ſich aber weder in Mariens Zimmer, noch anderswo gefunden. Unglücklicherweiſe wurde dieſer Umſtand, der für die Beklagte hätte günſtig ſeyn können, faſt ganz bedeutungslos durch eine andere Ausſage, woraus hervorging, daß von der Entdeckung des Mordes bis zur Ankunft des Conſtabels beinahe eine halbe Stunde verſtrichen ſey, während welcher Zeit die Ausgänge unbewacht geblieben waren.

Die Angeklagte vermochte auf die Frage, was ſie zu ihrer Vertheidigung zu ſagen habe, nichts als wiederholt ihre Unſchuld zu verſichern; ſie rief ſchluchzend den Himmel zum Zeugen an, daß ſie keinen Theil an dem ihr Schuld gegebenen Verbrechen habe, und erklärte dabei die Unmöglichkeit, über die Vollführung der Unthat Auskunft zu ertheilen, wodurch das Gericht auf die Spur der Verbrecher geleitet werden könnte. Darauf erhob ſich ihr Vertheidiger und ſuchte mit vieler Beredſamkeit zu beweiſen, wie pſychologiſch unmöglich es ſey, daß in dem ſanften, harmloſen Character Mariens eine ſo plötzliche Veränderung vorgegangen ſeyn ſollte. Er fragte die Geſchwornen, ob es denkbar ſey, daß die Angeſchuldigte, wenn ſie wirklich das Verbrechen begangen, gar keine Anſtalten getroffen haben ſollte, um den Verdacht von ſich abzulenken. Wäre ſie ſchuldig, ſo würde ſie gewiß eine Lüge erſonnen haben, um die Aufmerkſamkeit der Richter auf irgend eine andere Perſon zu lenken. Außerdem ſey ſie zu ſchwach, um eine ſolche Wunde beizubringen, und endlich ſey der Mord offenbar in der Abſicht geſchehen, die Wittwe zu berauben; man habe aber durchaus keine der geſtohlenen Sachen in dem Hauſe verſteckt gefunden, und da Dieb und Mörder ganz unbezweifelt eine und dieſelbe Perſon ſey, ſo müſſe die Angeſchuldigte, welcher man den Diebſtahl nicht zur Laſt legen könne, auch von dem Verdachte des Mordes freigeſprochen werden.

Der Advocat redete in ſeiner innigen Ueberzeugung von der Unſchuld ſeiner Clientin mit ſolcher Wärme, daß die Zuhörer auf das Tiefſte dadurch ergriffen wurden. Die Gegenrede des Generaladvocaten war ſehr kurz. Er ſtellte alle vorhandenen Thatſachen noch einmal in gedrängter Ueberſicht dar, und zog namentlich aus dem Zuſtande, worin man Thüren und Fenſter gefunden hatte, den Schluß, daß Niemand habe ins Haus eindringen können. Er deutete ferner auf das Vermächtniß und auf das Intereſſe hin, welches die Angeſchuldigte dabei haben mußte, der Wittwe nicht Zeit zur Widerrufung zu laſſen, und machte endlich auf die von Miß Jones berichtete Unterredung der beiden Liebenden aufmerkſam.

Die Geſchwornen zogen ſich in den Berathungsſaal zurück; dies war indeſſen blos nur eine Formalität, denn ihre Ueberzeugung ſtand längſt feſt. Sie erſchienen nach wenigen Minuten wieder, und der Vorſitzer der Juri erklärte die angeſchuldigte Marie Palmer des freiwilligen und vorſätzlichen Mordes an der Perſon der Miſtreß Bunt für ſchuldig.

Marie ſchien vom Blitze getroffen, als ſie den ſchrecklichen Ausſpruch vernahm. Alle ihre geiſtige Fähigkeiten ſchienen ſie auf einmal verlaſſen zu haben, und als der Richter ſich erhob, und das Haupt bedeckte, ſprang ſie mit einer krampfhaften Bewegung auf, ſtieß einen durchdringenden Schrei aus und ſank ohnmächtig zu Boden.

Drei Tage ſpäter ward vor dem Gefängniſſe ein Galgen errichtet, und Mariens Leichnam in eine unter demſelben gegrabene Grube geworfen. Henry Sims verließ Gloceſter und ließ ſich in einer andern Stadt nieder. Ein neuer Eigenthümer bezog das Haus der Miſtreß Bunt, und bald war die arme Marie Palmer vergeſſen.

Zwei Jahre verfloſſen, als die Stadt Gloceſter von Neuem durch die Gefangennehmung einer Diebsbande in Bewegung geſetzt wurde. Der Hauptanführer den Rotte, welcher zum Tode verurtheilt wurde und keine Begnadigung zu hoffen hatte, bekannte kurz vor der Hinrichtnug, daß er der Mörder der Miſtreß Bunt ſey. Angelockt durch die Guineen, welche Letztere, der allgemeinen Meinung zufolge, vorräthig hatte, war er Nachts in Geſellſchaft eines ſeiner Spießgeſellen in ein gegenüber liegendes Haus, welches noch im Bau befindlich war, eingedrungen. Ein breites Brett, welches die Mörder aus dem neuen Hauſe über die ſchmale Gaſſe in ein, gegenüber befindliches Bodenfenſter legten, hatte ihnen zur Brücke gedient, und ſie hatten ſich mit bloßen Füßen in das offen ſtehende Schlafzimmer der Miſtreß Bunt geſchlichen. Dieſe hatte unter den Mörderhänden einen ſchnellen Tod gefunden, und die beiden Verbrecher

hatten ſich aller werthvollen Gegenſtände bemächtigt, deren ſie habhaft werden konnten. Darauf hatten ſie ſich auf demſelben Wege wieder entfernt, das Bett wieder an ſeinen Ort geſtellt und ſich ſo mit ihrer Beute aus dem Staube gemacht.

Die arme Marie Palmer hatte alſo in der Blüthe ihres Alters, in welchem ſie ſich dem Ziele ihrer theuerſten Wünſche nahe glaubte, für ein Verbrechen, welches ſie nie begangen, einen ſchmachvollen Tod leiden müſſen! Miß Jones, welche die Haupturſache ihrer Verurtheilung war, mußte die Stadt verlaſſen, wo ſie ſich nicht mehr zeigen konnte, ohne mit Schmähungen überhäuft und von den Gaſſenbuben mit Koth beworfen zu werden. Die Mitglieder des Gerichtes begaben ſich in feierlichem Zuge nach dem Platze vor dem Stadtgefängniſſe, wo die irdiſchen Ueberreſte Mariens ausgegraben und in die Kirche gebracht wurden. Die ganze Geiſtlichkeit der Stadt hielt ein feierliches Todtenamt, und der Magiſtrat proclamirte öffentlich die Unſchuld der unglücklichen Palmer. Auf ihrem Grabe ſteht ein Marmordenkmal mit einer Inſchrift, welche in kurzen, aber wohlgeſetzten Worten die Geſchichte ihres unglücklichen Endes enthält. Aber wozu dieſe ſpäte Sühne? Marie war nicht wieder ins Leben zurückzurufen, und das Herz ihres Verlobten war auf immer gebrochen.

(Wiener Allg. TheaterZ.)

Die Spieler.

(Fortſetzung.)

Ich habe die wegen Diebſtahls zu den Galeeren verurtheilten Sträflinge zum beſondern Gegenſtande meiner phrenologiſchen Unterſuchungen gemacht. Diejenigen, die geſtohlen hatten, um ihre Spielwuth befriedigen zu können, ſind faſt allgemein Köpfe von gar keiner oder geringer Ausbildung der edlern Organe, aber das Diebs-Organ und das der Schlauheit ſind an ihnen hinlänglich ausgeprägt. Ohne Energie und Größe der Seele, wie manchmal die vornehmern Spieler von Profeſſion ſie beſitzen, unterlagen ſie einer entehrenden Verurtheilung und tragen ſie geduldig, führen aber immer ein Spiel ſchmutziger, abgegriffener Karten bei ſich, das ſie hervorziehen und gebrauchen, ſo viel ſie es vor der Wachſamkeit der Aufſeher vermögen. Sie gehören alle den geringern Ständen auf dem Lande an. Fragt man ſie, was ſie auf die Galeeren gebracht hat, ſo iſt die Antwort ganz aufrichtig: das Spiel, die Schenke und die ſchlechte Geſellſchaft. Faſt keiner kann leſen; jeder Unterricht in Moral und Religion geht ihnen ab. Ihrer iſt die große Mehrzahl gegen die etwas Gebildeteren, die aus gleicher Urſache ihr Loos mit ihnen theilen, und ſie begreifen z. B. gar nicht, wie man ſich das Leben nehmen kann, weil man ſein Geld verloren hat. Diejenige moraliſche Freiheit, die von Beurtheilung abhängt und nur die Frucht irgend einer Erziehung iſt, muß man ihnen größtentheils abſprechen.

Ihr Gehirn, ohnehin ſchon an Maſſe nicht ſo viel enthaltend, wie es für einen Menſchen von gewöhnlichen Fähigkeiten erforderlich ſcheint, iſt ungefähr zu gleichen Theilen aus den Organen der bloßen Thierheit und des Menſchen zuſammengeſetzt. Ihr Tod bewährt dieſelbe Stumpfheit, in der ihr Denken während des ganzen Lebens befangen war. Es gibt aber junge Leute unter ihnen, die „ins Unglück gekommen ſind" (ſo drücken ſich die Mitglieder des Bagnos kunſtgemäß aus), weil ſie, mangelhaft unterrichtet und von ſchlechten Beiſpielen verdorben, ſich ins Spiel ſtürzten, nicht um die anlockenden Gemüthsbewegungen des Gewinnſtes und Verluſtes zu empfinden, ſondern lediglich um Pferde und Maitreſſen halten zu können. Dieſe beſtahlen, wenn es ihnen an Geld fehlte, ihre Vorgeſetzten um ſo zuverſichtlicher, je mehr ſie auf eine gute Karte rechneten, die das Entwendete wieder erſetzen ſollte. Dieſe letztere, ſchlaffere, weibiſchere Claſſe findet ſich nicht ſo geduldig in ihr Schickſal wie ihre Genoſſen aus niederm Stande; das Heimweh plagt ſie, ſie erſcheinen mürbe und werden andächtig. Aber ihr Tod zeigt ſie, wie ſie ſind; da fehlt jede Erhebung der Seele, und ſie ſterben wie die Füchſe in der Falle. Einige Organe ſind an ihrem Gehirn immer vorzugsweiſe ausgebildet; ſo namentlich das der Schlauheit und Berechnung, das ihnen vielleicht eine andere Stellung in der Welt verſchafft haben würde; auch das des Höheſinns, welches ſie an die Pharobank trieb, von wo ſie als Beſitzer großer Schätze zurückzukehren hofften.

Der ächte Spieler iſt aber kein „Wild für die Galeere"; ſeine Leidenſchaft kann in ein Herz einziehen, das niedrige Handlungen und Verbrechen nicht zu begeben vermag. Dieſe Leute ſpielen, wie man eine Frau anbetet, der man Gut und Blut opfert, und derentwegen man ſich tödtet, wenn ſie uns betrügt oder verläßt.

Denn wo dieſe Leidenſchaft ſich ſo ſehr des Gemüths bemächtigt hat, daß ſie in ihm das ſittliche Gefühl des Menſchen tödtet, und wo von keiner Seite her ihr Mäßigkeit und Heilung verſchafft werden kann, da mag man ein gewaltſames Ende erwarten. Mancher wäre vielleicht ſchon zwanzig Mal geſtorben, hätte er, um Mitternacht das Blut im Kopfe und die Wuth im Herzen aus dem Spielhauſe tretend, eine Piſtole bei ſich gehabt. Die Thüre ſolcher Häuſer in großen Städten iſt nur zu oft der letzte Kampfplatz, auf welchen der Spieler mit leeren Taſchen fällt. Seit zwanzig Jahren zähle ich über ſechshundert mir bekannte Perſonen, die dem Spiele als Todesopfer fielen.

Der characteriſtiſche Kopf des Spielers iſt am beſten unter den höhern Ständen zu finden. Bei einem Umfang über einundzwanzig Zoll iſt die Gehirnſubſtanz zu gleichen Theilen den Organen des thieriſchen Inſtincts und denen der menſchlichen Seele zugemeſſen. Solche Doppelnaturen ſind der Seelengröße und der erbärmlichſten Schwachheit, der Werke des Genies wie der tiefſten ſittlichen Verwilderung gleich fähig. Zu der letztern gehört das Spiel mit allen ſeinen Gemüthsaufregungen und den raſenden Entſchlüſſen, die es hervortreibt. Der ächte Spieler iſt abergläubiſch bis zum Unſinn, wie überhaupt alle heftigen und leidenſchaftlichen Menſchen. Er glaubt an ein beſonders ihm dargelegtes Geſchick, an ſein gutes oder ſchlechtes Glück, an ſeinen Stern; er folgt deſſen Eingebungen, er bewahrt ſie in ſeinem Bewußtſeyn auf, und doch, ſelbſt dann, wenn ihm die innere Stimme Unglück prophezeit, reißt ihn ein noch ſtärkerer Dämon fort in die Hölle. Bei jeder abgeſchlagenen Karte verflucht er ſeinen Stern, und im nächſten Augenblicke ſoll er ihn doch bei einem neuen Verſuche begünſtigen. Und fällt dieſer wieder unglücklich aus, dann macht er ſich nicht mehr in Flüchen Luft; mit zuſammengepreßten Lippen unterdrückt er ſein Zähneknirſchen, er fühlt ſein

Digitized by Google

Herz ſchlageu, und die Hand krallt ſich auf demſelben zuſammen, wie eine glühende Zange. Wie betrunken, mit wankenden Beinen und einen Vulkan im Kopfe ſtürzt er hinaus. Hat er Alles verloren, iſt aller Credit bei Wucherern, bei Verwandten und Freunden erſchöpft, ſo wird er nun ſchweigſam und das Leben ihm wahrhaft zur Laſt. Denn für ibn war das Leben nur in der Welt, und er, der ſich dort nicht mehr den gewaltſamen Stürmen des Spiels hingeben kann, er findet ſich mitten in dem Strudel der Geſellſchaft einſam und in ſeinem öden Herzen verlaſſen. Hat er nun dabei den Hang zum großen Leben, ſo führt ihn die Verzweiflung über ſeine Verluſte und die Unmöglichkeit, ſie wieder zu erſetzen, früher oder ſpäter an eine entlegene Stelle, wo er ſich den Tod gibt. Und das Ende des Spielers iſt die Krone der menſchlichen Selbſtſucht; er geht aus der Welt ohne Trauer, ohne Thränen, ohne Reue. Der Gedanke an Gott oder an ein zukünftiges Leben iſt nie in ibm aufgeſtiegen. Hat er jemals menſchlichen Sinn geheuchelt, ſo war doch kein Funke davon in ſeinem Herzen; hatte er einmal ein Lächeln für einen Mitſpieler, ſo war es das des Schlächters über das Lamm, das er ſich fürs Meſſer auserſehen hat. Eigentlich fechten zwei Spieler einen Zweikampf auf Leben und Tod mit einander, und der Piſtolenſchuß, den der Beſiegte in ſeiner Verzweiflung auf ſich abfeuert, iſt nur das Signal zur Enthüllung des eigentlichen Unglücks, welches Vermögen, Achtung, Weib und Kinder in ſeinen Schlund mit ſich hinabgeriſſen hat.

Denn bis dahin war dieſes Unglück im Verborgenen geblieben. Verſtellung und Verſchwiegenheit ſind unerläßliche Eigenſchaften für den, der auf die Gunſt des Glückes an der Spielbank ſpeculirt; in dieſem Punkte hat er niemals einen Vertrauten. Gewinnt er, ſo bringt er das Gewonnene auf die Seite, um kunftige Verluſte zu decken; verliert er, ſo verſchluckt er ſeinen Aerger, und hat er die Gegenwart einer Gattin und Familie auszuhalten, ſo lächelt er ihnen zu, um ſie einzuſchläfern und ihre Aufmerkſamkeit oder ihre Leichtgläubigkeit zu betrugen. Immer in der Erwartung, daß das Glück ſein Unrecht wirder gut machen werde, verwüſtet er ſein Hausweſen, belaſtet es mit wucheriſchen Zinſen und rennt an die Spielbank; und dieſes Treiben hort nicht eher auf, als mit ſeiner völligen Verarmung und ſeinem Tode. Ermordet er ſich nicht, ſo hat er vielleicht eine Mutter, eine Frau, die er noch liebt; denen bekennt er ſeine Schuld und ſeine Reue, er rechnet auf ihre Nachſicht und will ſie verdienen. Vergebens! die Zeit mäßigt die Spielwuth nicht, ſo wenig wie ſie den Säuferbeſſert; der einzige Tag, an welchem unſer Mann wieder der Freude auflebt, iſt der, wo die Erbſchaft eines reichen Verwandten wieder von Neuem an die Roulette wandern und den Pactolus de Rouge et Noir anſchwellen helfen kann.

Es gibt alſo, wie geſagt, unheilbare Spieler. Viele ſolcher habe ich in ihren Todesſtunden beobachtet.

Der noble Spieler, das Ideal der Gattung, hält unerſchütterlich an dem Grundſatze feſt, daß Spielſchulden Ehrenſchulden ſeyen. Auch davon gebe ich ein Muſter: „Mitternacht Die Ehre meiner Namens nach meinem Tode verpflichtet mich zu der Erklärung, daß ich auf Ehrenwort dem *** ſechzigtauſend Franken, und dem *** fünfundvierzigtauſend Franken ſchuldig bin. Dieſe Ehrenſchulden werden von meinem Sachwalter, dem ich Vollmacht zur Liquidirung meines Nachlaſſes gegeben, berichtigt werden."

Der ruinirte Spieler, dee ſeine Verluſte zu überleben vermochte, und nun mit ſeiner Familie von Almoſen oder von einem niedrigen Gewerbe lebt, leidet lange Zeit von der Gleichgültigkeit derer gegen ihn, die er ins Unglück geſtürzt hat; er leidet nicht minder an ſeinem Gewiſſen, wenn er der beſſern Zeiten gedenkt, wo er ſagen konnte: „mein Beſitzthum und meine Einkünfte." Manchmal beugt den Menſchen, den man ſonſt den Kopf ſehr hoch tragen ſah, auf einmal die Laſt des Unglückes, das er ſich allein zugezogen hat. Niemand bedauert ihn, nicht einmal ſeine Frau und ſeine Kinder, die ihm vielmehr ihr Elend und ihre Verlaſſenheit vorwerfen. Dann ſind Liebe, Freude und Hoffnung dahin. Uebrigens ſtirbt er ſchnell, wie Alle, die ihre Lebenskraft in unaufhörlichen Orgien vergeudet haben.

Doch bereitet ſich dieſer Tod langſam vor; Magen, Lungen, Herz oder Kopf empfinden zuerſt die Angriffe des wüſten Lebenswandels. Ein mitleidiger Arzt warnt und gibt guten Rath; alle Freunde, die noch einiges Mitgefühl haben, treten an das Krankenbett des armen Teufels; ein Beichtvater empfängt das abgedroſchene Bekenntniß einer markloſen, von Gewiſſensbiſſen und Unglück zerrütteten Seele. Endlich ſtirbt er, als hätte er niemals gelebt. Gleichgültigkeit und Vergeſſen begleiten ihn auf den Winkel irgend eines Kirchhofes; keine Kindesthräne benetzt ſein flaches Grab.

Im Jahre 1840 begegnete ich auf dem Wege zum Friedhofe einer großen Stadt zwei Leichenträgern, die ſich auf den Sarg niedergeſetzt hatten, um auszuruhen. Sie wollten den Todten begraben. Die Nacht war hereingebrochen; kein Freund begleitete den Sarg. Da ſagte der eine der Männer: „Den wir hier tragen, den bettete man an dem Tage, wo er geboren ward, wie einen Prinzen; und heute hätte, ohne das Hemd, das man einem andern Todten ausgezogen hat, ſeine Frau ihn in Papier einnähen laſſen." Ich fragte den Redenden nach dem Namen des Verſtorbenen; es war ein Spieler, den ſeine Leidenſchaft von einem hohen Rang in die ſchimpflichſte Lage herabgebracht hatte.

(Schluß folgt.)

Correſpondenz.

Stuttgart, 24. März.

Mit Lorbeeren und württembergiſchen Dukaten reich beladen ſind die Wunderkinder Milanollo dieſer Tage oſtwärts gezogen. Thereſe beſchämt die Herren des Fidelbogens, die kleine Marie entzückt die Dilettanten. Es ſind in der That entſchieden geniale Weſen und die Natur auf ihrer eingebornen äſthetiſchen Höhe beſchämt das eifrigſte, halbhundertjährige Studium der künſtlichen Künſtler. Wenn nur nicht ihr „Genie in Theewaſſer erſäuft wird," wie E. T. A. Hoffmann einmal von ähnlichen wandernden Wunderkindern ſeinen genialen Kapellmeiſter Kreisler ſagen läßt. Denn der Papa Milanollo, ein ungebildeter Savoyard, reiſt mit ſeinen Kindern, wie er mit einer Marmotte reiſen würde, hätte nicht Gott in ſeiner Gnade ihm dieſe Kunſtgenie's geſchenkt. Er beutet ſie aus wie ein Geiziger ſeinen Zinspfennig; kein Oertchen, wo 20 Zuhorer ſich finden, wird

Digitized by Google

übergangen, und die armen Kleinen mußten den einen Tag von hier nach Hechingen, Abends dort vor der fürſtlichen Familie ſpielen, den andern Morgen in Tübingen Concert geben und den gleichen Abend noch (ihr viertes Concert) zu Stuttgart. In Ludwigsburg, in Eßlingen, überall, auf jeder Poſtſtation, müſſen die zarten Genieen ihre Fittiche entfalten, daß es zum Erbarmen iſt. Hier war bei jeder Vorſtellung das Gedränge ungeheuer und am Tage des dritten Concertes wurden in einem hieſigen Hôtel vergeblich 2 Dukaten für einen Sperrſitz geboten. Die Intendanz überließ den Kindern großmüthig fünf Achtel der jedesmaligen Reineinnahme, weil ſie vorher irgend ein Luſtſpiel aufführen ließ, in welchem der hochgebietende Oberregiſſeur, Hr. Moritz, auch einmal vor vollem Hauſe das Publikum langweilen konnte. Euterpe mußte ihre heruntergekommene Schweſter Thalia unterſtützen, — denn unſer Theater liegt furwahr ſehr im Argen. Döring ſelbſt, ein Nachſolger des unvergeßlichen Seydelmann, hat uns verlaſſen und noch immer iſt ſein Fach unbeſetzt. Hr. Lußberger von Frankfurt, welcher dieſer Tage hier gaſtirte, kann dieſen ſchweren Verluſt weit nicht erſetzen; aber mittelmäßige Schauſpieler haben jetzt hier abſonderlich gute Chancen, weil dann die vorhandenen Mittelmäßigkeiten nicht verdunkelt werden. Doch es muß wohl wahr ſeyn, daß „die dramatiſche Kunſt in neueſter Zeit (!) einen glänzenden Standpunkt hier einnimmt,“ denn eben erſt verſichert es die Buchhändleranzeige des von einem hieſigen Schauſpieler Theodor Löwe herausgegebenen „Albums des k. württembergiſchen Hoftheaters.“ Hr. Löwe ſelbſt und ſein Protector Moriz ſind die Glanzpunkte: ex ungue leonem! Doch genug von dieſem traurigen Glanz auf den Brettern, die ſchon längſt die Welt durchaus nicht mehr bedeuten.

Eine Blumenausſtellung, ähnlichen Inſtituten anderer Städte nachgeahmt, haben wir dieſe Woche ebenfalls zu ſehen bekommen. Weil aber der häusliche Schwabe lieber Schwarzwurzeln und Blaukraut in ſeinen Garten ſetzt, als koſtbare, nichts eintragende Blumen, ſo iſt die höhere Gärtnerei wenig bei uns cultivirt und die hieſigen Kunſtgärtner haben eben zu dieſer Blumenausſtellung ganze Omnibus voll blühender Topfpflanzen von Frankfurt geholt und zu dieſer patriotiſchen Horticulturausſtellung gegeben. Die wenigen ſeltenen und ausgezeichneten Pflanzen gehörten einem reichen Hofwürdenträger. Für das Gute iſt viel Sinn in unſerm Lande, für das Schöne aber bedeutend wenig.

Der noch vor wenigen Jahren ſo ſehr blühende und ſchwunghafte Verlagsbuchhandel ſtockt gewaltig. Zum Theil liegt die Urſache in der geſteigerten Cenſur, zum Theil aber darin, daß nach den frühern großen Gewinnen (Frank hatte in 2—3 Jahren über 100,000 fl. verdient, Hoffmann an Rotteck’s Werken, an Oken u. ſ. w. wohl über 60,000 fl.) bei übertriebenen Speculationen ſchwere Verluſte folgten und die Kapitaliſten ſich von dieſer Branche zurückzogen.

Die Druckereien, welche ebenfalls wie Pilze aus dem Boden ſchoſſen, empfinden natürlich die Rückwirkung und ſtehen häufig ſtille, ebenſo die Schriefstgießereien u. ſ. w. — Seit Neujahr iſt nichts Neues von größerer Bedentſamkeit von den hieſigen Verlagshandlungen ausgegeben worden, mit Ausnahme der vor einigen Wochen bei A. Krabbe erſchienenen „conſtitutionellen Jahrbücher“ von Dr. Weil, welche große Senſation erregten, beſonders ein darin enthaltener Originalartikel von David Urquhart, dem berühmten britiſchen Ruſſenfeind. —ſt—

✡

Frankfurt, 20. März.

Nach einem Gerüchte haben die ausgezeichneten, ja berühmten Maler Veit und Steinle, welche vom nächſten Semeſter an aus ihren Beziehungen zu dem Städelſchen Kunſtinſtitut treten, von Wien die Erlaubniß erwirkt, in den Räumen des deutſchen Hauſes in Sachſenhauſen, das dem deutſchen Orden gehört, eine Malerakademie zu errichten. Allerdings iſt ihnen dazu auch die Genehmigung unſeres Senats nöthig, aber wohl gewiß. Er muß unſerer Stadt von beſonderem Intereſſe ſeyn, die beiden renommirten Künſtler ſich zu erhalten. — Unſere Direktion hat den Plan, »Egmont« zur Gedächtnißfeier des Todes Beethoven’s zu geben, fallen laſſen und will nun »Fidelio« aufführen. Der Oper wird eben bei uns die Ehre und die Kaſſe aufgebürdet.

Der Wiener Komiker Wallner ſprach in ſeiner erſten Rolle, Valentin, im »Verſchwender« ſehr an. Er iſt eine treue Copie Raymunds und wird deshalb auch in den andern ähnlichen Rollen — er iſt auf ein Monat engagirt — Glück machen.

Die Sängerin Dem. Zerr iſt es, welche als Prima Donna einen Meßdienſt bei unſerer Oper nehmen wird.

Die geſtrige Aufführung des »Oberon«, von Weber, ging nicht zum Beſten, wiewohl Dem. Rudersdorff, die Beneficiantin, als Rezia großen Beifall erntete. Unſere Scenerie iſt für eine Feenoper nicht reich genug und erweckt deshalb keine Tauſchung.

Der »Riquiqui« von Eſſer wird in nächſter Woche wiederholt. —ff—

Notizen-Blatt.

Als zur Zeit der demagogiſchen Umtriebe die Päſſe in Frankfurt a. M. ſehr ſcharf viſirt wurden, kam auch ein Süddeutſcher auf das dortige Fremdenbureau, und da er auf die Frage nach ſeinem Paſſe verſetzte, er habe keinen, fuhr ihn der Beamte an: „Wie können Sie denn ohne Paß reiſen?“ — „Verzeihn’s, Eue Gnoden,“ entgegnete der Fremde, „i hob holt gehört, daß me jetzo mit den Päſſen gor z’ viel Umſtänd’ hätt, und i will mi nirgends lang aufhalten.

Unter dem Titel: „Chineſiſche Ohrgehänge“ verkauft man in Paris zierliche Glöckchen an einem Ringe, die zu läuten anfangen, wie man einem Mädchen etwas ins Ohr flüſtert. Eine beſorgte Mutter ſoll ſie erfunden haben, welche auf Bällen das Ohrenziſcheln der jungen Herren nicht leiden kann.

✡

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzbueger Zeitung im Verlage der Stahel’ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 39. Donnerstag, 30. März 1843.

V e r g i ß m e i n n i c h t

auf das Grab des edlen Dulders, des unvergeßlichen Prieſters und Menſchenfreundes,

Georg Thomas Haaf.

Iſt hier die Gruft? Sind hier die theuren Reſte?
Harrt hier der Auferſtehung ſein Gebein?
O wehet ſanft, weht ſanft ihr Frühlingsweſte!
Und ihr, Cypreſſen, rauſchet leiſe drein!
Und wenn ob dieſem Prieſterſarkophage
Zum Himmel auf ſich ringt die Todtenklage —
Dann flüſtert, wie aus Jenſeits-Träumen wach,
Der Friedens-Engel in des Schmerzes Ach!

Denn dieſes Herz, das hier im Grabe modert,
Als Auferſtehungskeim im Erdenſchoos —
In Liebesflammen iſt es aufgelodert,
Die Liebe gab ihm ſeinen Todesſtoß.
Es hat geſtrebt, geduldet und getrachtet,
Bis es für Chriſtus liebend ſich geſchlachtet.
Begeiſtert grub man hier das Opfer ein,
Und Thränen rannen auf den Grabesſtein.

Fürwahr! ſie müſſen blutend ihn verſchmerzen,
Die unter ſeiner Obhut einſt geruht,
Erwärmt an ſeinem warmen Prieſterherzen,
Gehegt an ſeiner Liebe heil'ger Gluth —
Sie, die einſt himmliſcher Begeiſt'rung Welle
Geſchöpft aus ſeines Buſens reicher Quelle,
Den Abglanz ſchauten von der Wahrheit Licht
Aus ſeinem prieſterlichen Angeſicht!

Die Heerde weint — der Hirt iſt weggezogen.
Auf Lebensau'n, von keiner Wolk' umgraut,
Wo er die Seelen, die er hier gepflogen,
In der Verklärung Glanze wiederſchaut.
O Prieſter! o wie war Dir, als in Schaaren
Dir Tauſende ſogleich Begleiter waren,
Und zum Gericht der ganze Jubel-Zug
Der Pflegekinder ihren Vater trug

Wie haſt Du da gejauchzt in Siegesfreuden,
Als Dir Dein Prieſterleben wurde klar,
Und Tauſende mit bittendem Bedeuten
Dich Deinem ew'gen Richter ſtellten dar?!
Die heißen Stunden, wo Du Kraft und Leben,
Um Seelen zu gewinnen, hingegeben —
Wie Perlen wurden ſie für Dich gezählt,
Und für Dein Haupt als Kronenſchmuck gewählt.

Und ſieh! auf Erden hat es durchgeklungen,
Wie Deiner Trauerglocken Vollaccord —
Was Du für Gottes Sache haſt gerungen
Mit ungebroch'ner Kraft in That und Wort!
Der Läſterung Natter, die Dich einſt umzüngelt,
Sie liegt beſchämt — in engſten Knäul geringelt;
Dem Grau'n der Lüge folgt der Wahrheit Licht,
Denn auch auf E r d e n hält der Herr Gericht!

So ruhet denn ihr theuren Grabes-Reſte,
Auch euer Wonnetag bricht einſt herein!
O wehet ſanft, weht ſanft ihr Frühlingsweſte,
Und ihr, Cypreſſen, flüſtert leiſe drein!
Laßt hier an dieſem Prieſterſarkophage
Die ſchmerzerpreßte bange Todtenklage —
Und miſchet nicht, wo jenſeits Jubel wach,
In Siegeshymnen euer Schmerzes-Ach!

Würzburg am 27. März, 1843.

Drei Bretagner.

M o r e a u. — E l l e v i o u. — D u v a l.

Wenige Jahre vor Ausbruch der Revolution wuchſen in einem Collegium von Rennes drei junge Männer heran, von denen jeder einer ſehr wackern Bürger-Familie angehörte. Einer von ihnen, der Sohn eines ausgezeichneten Advokaten, arbeitete darauf hin, ſeinen Vater bald vertreten zu können. Der Andere, von dem ſeinigen zum Architekten beſtimmt, zeichnete aus allen Kräften und entwarf Pläne zu koſtbaren Monumenten— ein Streben, das nicht immer dahin führt, daß man auch bequeme Häuſer bauen lernt. Dem Dritten, welcher von allen der Schönſte oder vielmehr der einzige Schöne war, hatte ſein Vater, ein Arzt von vielem Rufe, die Arzneikunde als Brodſtudium angewieſen. Keiner von ihnen fühlte innern Beruf zu der ihm vorgezeichneten Laufbahn.

Aus dem Collegium entlaſſen, machte der angehende Advokat ſeine Arbeiten mit Reſignation und Widerwillen. Der junge Architekt, dem nur von Reiſen träumte, ging nur mit dem Gedanken um, nach Amerika ſich einzuſchiffen, unter dem Vorwande, dort ein glänzendes Glück zu machen. Ganz voll von dieſer Idee, ließ er ſich eines Tages friſchweg in das Corps der jungen Freiwilligen einſchreiben, die mit der nautiſchen Garde (gardes marines) gleiche Functionen hatten. So war er nun Offizier und Seemann, ſeiner Familie und ſich ſelber zum

Troße; denn es koſtete ihm viele Mühe, in den nautiſchen Dienſt ſich einzuzwängen.

Unterdeſſen lernte der ſchöne junge Doktor Muſik und widmete den Compoſitionen Gluck's und Grétry's alle Zeit, die er auf ſeinen anatomiſchen Curſus hatte verwenden ſollen.

Nach der Rückkehr des Seemann's, den ſeine Reiſe nur mit Ideen bereichert hatten, mietheten ſich unſere drei Bretagner eine gemeinſchaftliche Wohnung in Rennes; denn ihr Pauſch- und Bogenleben hatte ſie gezwungen, das älterliche Haus zu verlaſſen. Jeden Tag verübten ſie einen neuen muthwilligen Streich: bald gab es nächtliche Serenaden, die Ehemännern ihren Schlaf raubten; bald Myſtificationen, deren Opfer die Patrouille in Schuß nehmen mußte. In ſolchen Fällen entwickelte der Advocat ein ſolches Feldherrn-Talent, wie es bei Leuten ſeines Faches ſelten zu finden iſt: er formte ſeinen kleinen Trupp zu einer unangreifbaren Phalanx und ſicherte ihm allemal einen ehrenvollen Rückzug, ſo daß der Feind keine Gefangenen machen konnte.

Der junge Seemann entſchädigte ſich für die auf der See ausgeſtandenen Strapaßen mit allen Genüſſen, die man zu Lande haben kann. Er und ſeine muntern Kameraden hatten die hübſchen Damen von Rennes überredet, mit ihnen Komödien aufzuführen; denn ſie hofften, daß ihr dramatiſches Talent ihnen bei den Damen große Gunſt verſchaffen würde. Die ſchöne Stimme, der feine Wuchs und die Anmuth des Jüngſten, wie die leidenſchaftliche Empfindſamkeit der Andern, verhießen wirklich ſo vielen Beifall, ſo gute Erfolge aller Art, daß ſie ſich in den Kopf ſetzten Schauſpieler zu werden.

Der Advocat, in welchem ein das Rechte treffender Geiſt mit Schwäche des Charakters ſich paarte, machte ſeinen Kameraden, ſo oft ſie einen Exceß vorhatten, anfänglich Gegenvorſtellungen und that ihnen dann Vorſchub. Beſonders lebhaft proteſtirte er gegen das eben erwähnte Project. Der Seemann ſchenkte den Ermahnungen des Freundes einen Augenblick Gehör; aber der junge Arzt erklärte, es ſey beſſer, jedes andere Gewerbe zu treiben, als in Kadavern wuhlen zu müſſen, und reiſte nach Paris. Dort verband er ſich mit der Truppe eines Schauſpiel-Direktors aus der Provinz. Als er aber in La Rochelle debütiren ſollte, wurde er durch die Polizei verhaftet und in einen Thurm auf dem öffentlichen Platze geſteckt. Hier ſang er jeden Abend hinter den Gitterſtangen ſeiner Fenſter melanchotiſche Romanzen, zu deren Anhörung alle Schönheiten der Stadt ſich auf dem Platze einfanden. Beſonderen Beifall erndete die Romanze aus Richard Löwenherz:

Ein großer König ſchmachtet
In einem finſtern Thurm.

Dieſer Beifall entzückte den medieiniſchen Troubadour und ermuthigte ihn zu was ganz Anderem als zur Bekehrung. Dennoch gelobte er ſeinem Vater die Bühne nicht mehr zu betreten; denn nur unter dieſer Bedingung erhielt er ſeine Freiheit wieder.

(Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Frankfurt, 27. März.

Die Huldigung, welche unſer Theater vorgeſtern, dem Gedächtniſſe Beethovens, deſſen Sterbetag geſtern war, durch eine feierliche Vorſtellung des »Fidelio« mit Prolog von Wilh. Wagner darbrachte, wurde in ſo fern vom Publicum nicht recht gewürdigt, als es in ſehr kleiner Zahl verſammelt war. Einen merkwürdigen Contraſt bildete der geſtrige Theaterabend. Der Wiener Komiker Wallner trat zum zweitenmale als Valentin im „Verſchwender" auf, und das Haus war zum Brechen voll. Raymund hat ſomit größere Anziehungskraft für das große Publicum als Beethoven! das iſt der Geſchmack unſerer Zeit! — »Egmont«, der morgen gegeben werden ſollte, am ungünſtigſten Theatertag, würde wahrſcheinlich auch nicht ſtark beſucht geweſen ſeyn. Baiſon's Unwohlſein verſchiebt indeſſen die Aufführung dieſes klaſſiſchen Trauerſpiels, das, an einem Sonntag gegeben, zuverläſſig auch ein volles Haus machen würde. — Man hört immer noch nichts von der Berufung eines neuen Directors des Städelſchen Kunſtinſtituts, dagegen iſt das Gerücht verbreitet, Veit und Steinle — zwei klangvolle Namen in der Kunſtwelt — würden wirklich eine Malerſchule in den Räumen des deutſchen Hauſes in Sachſenhauſen, das neu reſtaurirt wird, errichten. Ad vocem Reſtauriren muß ich Ihnen bemerken, daß es mit der innern Verſchönerung unſeres Theaters nun Ernſt wird. Die Arbeiten werden alsbald nach der Meſſe beginnen und in einigen Wochen beendigt ſeyn. Gropius hofft viel Ehre damit einzulegen. — Heute in der Mittagsſtunde wurde auf unſerer Mainbrücke ein Wagen durch einen andern wider die Einfaſſung der Brücke gedrängt, die Deichſel desſelben hob einen locker geweſenen ſchweren Stein von der obern Bekleidung in die Höhe, und ſtürzte ihn in den Main auf einen mit Wein beladenen großen Schelch, der zu einem Frachtſchiffe vom Obermain gehört. Ein Faß wurde ganz zerſchlagen, und der rothe Wein floß in die Fluth, während der Schelch ſelbſt unter Waſſer ſank. Wer muß nun den Schaden tragen? —ff—

o

Mainz, im März.

Der Baum unſerer hieſigen Belletriſtik treibt ziemlich viel Blätter, z. B. »das Rheinland, fliegende Chronik für moderne Zeit und Welt«, den »rheiniſchen Telegraphen«, die »Unterhaltungsblätter« und den »Reiſenden.« Die erſte dieſer Zeitſchriften erfreute ſich unter Wieſt's Redaction vieler Leſer, wenn man auch ob ihrer Oberflächlichkeit, Beſtechlichkeit und häufigen Obſcénitäten unwillig den Kopf ſchüttelte. Wieſt hatte eine gewiſſe Lebendigkeit und eine Rührigkeit des Geiſtes, die den Mainzern im Allgemeinen zuſagt. Auf Wieſt folgte ein gewiſſer Julian Chownitz, Verfaſſer mehrerer Romane, Novellen u. ſ. w. Das Publikum war geſpannt; aber Hr. Chownitz zeigte ſchon in der erſten Nummer ſeiner »fliegenden Chronik« — wie er ſein Blatt umtaufte — daß er weder ſelbſt Geſchmack beſitze, noch den des Rheinländers kenne. Und ſo geſchah es, daß er ſich durch die erſte Nummer ſeines Blattes das Publikum ſo abwendig machte, daß der Verleger ſich genöthigt ſah, einen andern Redacteur zu gewinnen. Hr. Chownitz tritt demnach mit dem 1. April die Redaction des »Rheinlandes« an Hrn. Ludwig Kaliſch ab. Kaliſch hat ſich in Mainz durch die Redaction der »Narrhalla«

ein ſehr geneigtes Publikum erworben und kommt alſo in eine ziemlich leichte Stellung. Es iſt nicht zu erwarten, daß er in ſeiner Zeitſchrift auf Koſten des guten Geſchmackes der Maſſe huldigen und dem gebildeten Publikum den Rücken kehren wird. Man hofft auch von ihm, daß er ſeinem Blatte eine erweiterte, allgemeinere Tendenz gibt. Die Zukunft wird uns nun zeigen, ob er dieſer Hoffnung entſpricht.

Der »Rheiniſche Telegraph«, von Dr. Eduard Reiß redigirt, ſtreckt nach allen Seiten, nicht die Arme, ſondern die langen Finger aus. Das Blatt iſt nämlich ſtark in der »Benutzung.« Man iſt aber billig darob erſtaunt, warum der »Rheiniſche Telegraph« juſt immer das Allermiſerabelſte aus andern Blättern ſtibitzt. Der Redacteur iſt aber blasé sur cela und benutzt nach wie vor jede Gelegenheit der ſchlechten Benutzung.

Ueber die »Mainzer Zeitung« und die »Mainzer Unterhaltungsblätter« werde ich Ihnen nächſtens berichten.

—m—

✩

Bonn, 21. März.

Von den Docenten werden im künftigen Semeſter vier keine Vorleſungen halten, theils wegen Krankheit, theils auf höhere Erlaubniß, und zwar Arndt von der philoſophiſchen, Sack von der proteſtantiſch-theologiſchen und Maurenbrecher und Koſegarten von der juridiſchen Facultät. Einen bedeutenden Erſatz erhält die juridiſche Facultät durch den rühmlichſt bekannten Prof. Blume, welcher im nächſten Semeſter zuerſt den akademiſchen Lehrſtuhl hier betritt. Man wird immer mehr zu dem Glauben berechtigt, daß unſere Univerſität zu ihrem alten Glanze gelangen ſollte, den ſie unter Niebuhr hatte. Alle Facultäten werden gekräftet, nur nicht die katholiſch-theologiſche, der es doch am meiſten Noth thut. Man hat wohl früher ſchon mit Gewißheit davon geſprochen, daß im Sommerſemeſter bedeutende Docenten für dieſe Facultät den Katheder beſteigen, und nannte unter Andern einen Mack, Staudenmeyer und Döllinger.— Obwohl an hieſiger Univerſität die meiſten Fächer der Wiſſenſchaft zur Genüge, theils auch ausgezeichnet beſetzt ſind, ſo tritt doch das Studium der deutſchen Literatur und Sprache nicht bedeutend hervor. Dieß iſt noch der ausgezeichnetſte in dieſem Fache. Es wäre deshalb zu wünſchen, wenn durch höhere Verfügung ein Mann, wie Gervinus, der noch allein von ſeinen Collegen unbeamtet geblieben iſt, unſerer Univerſität einverleibt würde; man könnte dann noch mit mehr Recht einer ſchönen Zukunft für das Aufblühen unſerer Hochſchule entgegenſehen. Vielleicht verwirklicht ſich auch der Wunſch, indem wir ſchon früher in einer Zeitſchrift laſen, daß der König dieſen Mann in ſeinem Staate anzuſtellen gedenke; dazu kommt noch, daß Berlin, (die Gebrüder Grimm) wie auch die übrigen Hochſchulen, in dieſem Fache tüchtige Vertreter beſitzt. — Das Concert des akademiſchen Singvereines, geleitet von Prof. Breidenſtein, findet nächſten Donnerſtag ſtatt und es werden dabei zur Aufführung kommen: „der 95. Pſalm von Mendelsſohn,“ „die Meſſe von Cherubini“ und einige Chöre mit den dazu gehörenden Solo's aus der Oper „Idomenäus von Mozart,“ z. B. „der Erdkreis verehre“ u. ſ. w. — Die Theilnahme, welche man hier für die Renovation unſeres hiſtoriſch-merkwürdigen Münſters nimmt, wird immer reger; ſo kündigte man öffentlich ein Geſchenk für die Kirche mit der Bemerkung an, daß der Geber ſeine Spende nun dem Bonner, ſtatt dem Kölner Münſter bringen werde. — Nächſten Samstag wird ein Spectakelſtück oder Localpoſſe über unſere Bühne gehen. Daſſelbe wurde Samstags vor der Faſtnacht von den Mitgliedern des Narrencomité's, unter dem Namen: „die Kleſboß in der Unterwelt“, aufgeführt; der Ertrag iſt zum Beſten des Münſters beſtimmt.

—b—

✩

Dresden, 24. März.

Das ſchöne Frühlingswetter, das Allem neues Leben einhaucht, hat auch die Bauluſt wieder bei uns in neuen Umſchwung gebracht. Häuſer in Menge ſollen wieder aufſteigen, und iſt dazu der an der Elbe befindliche Markt für Bauſteine, welchen die Steinhauer im Elbthale halten, mit überaus großem Vorrath verſehen. Auch an ſonſtigen Verſchönerungen der Stadt wird es in dieſem Jahre nicht fehlen. Das bald vollendete Monument für Friedrich Auguſt wird im Laufe des Sommers enthüllt werden, und ein neuer eleganter Conditorſalon wird auf unſerm reizenden Spaziergange, der Terraſſe, mit dem 1. Mai ſich öffnen und der ſchönen Welt einen Platz darbieten, wo ſie ſehen und ſich ſehen laſſen kann. Auch das böhmiſche Dampfſchiff erſchien geſtern zum erſten Male wieder, ſeine regelmäßigen Fahrten von Obriſtwy bis hierher und zurück, — von wo der nach Prag Wollende, zu Wagen in 3 Stunden, dahin befördert wird, — zu beginnen. Die hieſigen Dampfſchiffe ruhen noch in ihren Winterquartieren bis 1. Mai. Die Theuerung der Lebensmittel iſt hier immer noch fortdauernd. Der Scheffel Kartoffel koſtet 1 1/2 Thlr., und der Preis des Fleiſches wird immer noch ſteigen, da ſo vieles Vieh wegen Futtermangel verkauft werden mußte, und jetzt zur Zucht nichts mehr oder wenig verkauft werden wird. Das Schock Eier koſtet 18 ggr. Gebe uns der Himmel ein fruchtbares Jahr, damit dieſes große Mißverhältniß ſich wieder ausgleiche. — An der Einrichtung einer Droſchkenanſtalt wird jetzt auch gearbeitet, um die theuern Fiaker zu niedrigern Preiſen zu zwingen, und das wird einen ſehr wohlthätigen Einfluß haben, einem längſt gefühlten Bedürfniſſe abhelfen. — Die am weſtlichen Horizont zu allgemeiner Ueberraſchung mit einem Male hervortretende leuchtende Erſcheinung iſt ſeit dem 20. d. M. hier auch beobachtet worden, zwar nicht von einem officiell angeſtellten Horizontaufſeher, deren es hier gar nicht gibt, ſondern von einem Privataſtronomen, dem das oberſte Dachfenſter ſeines Hauſes Sternwarte iſt. Er machte in unſerm Lokalblatte darauf aufmerkſam, und die Menſchen konnten es kaum erwarten, daß die Dämmerung eintrat, wo dann aller Augen nach Weſten hinblickten und der eine ſagte: das iſt ein gewaltiger Komet, größer wie der 1811 zur Zeit des Königsreichs Weſtphalen; der andere dagegen meinte: Nein, das iſt kein Komet, das iſt Zodiakalſchein, ein der Milchſtraße ähnliches Licht, der Dunſtkreis der Sonne, der entweder von ihren Strahlen erleuchtet wird oder ſelbſt leuchtend iſt, und gewöhnlich im Frühjahre ſichtbarer erſcheint als in andern Monaten. Heute berichten die Leipziger Zeitungen auch über dieſe Erſcheinung, ſind aber auch zweifelhaft, wofür dieſes nun jeden Abend ſichtbare Lichtbild zu halten ſey. Es iſt nicht daran zu zweifeln, daß die aſtronomiſche Ständeverſammlung Europas den Gegenſtand berathen und mit Stimmenmehrheit entſcheiden werde, wofür wir die Erſcheinung zu halten haben; uns auch berichten, wie es kam, daß dieſe uns nicht ſchon längſt voraus von ihnen verkündigt wurde.

—bn—

Würzburger Theater.

Wenn unſer Referat ſeit einiger Zeit ſchwieg, ſo liegt der Grund darin, weil es unrecht iſt, auch nur die gelindeſte Kritik an Vorſtellungen zu legen, die nicht gehörig vorbereitet wurden und wegen plötzlich eingetretener Hinderniſſe für andere eingeſchoben werden mußten.

„Es geht ein finſtrer Geiſt durch unſer Haus!" nämlich der Geiſt der Krankheit, der neidiſch unſere beſten Mitglieder an das Lager feſſelt. Das löſchpapierene Antlitz unſrer Theaterzettel hat einen melancholiſchen Zug bekommen, der uns bald ankündet, Mad. Cordin iſt krank, bald Mad. Werner, bald Hr. Stoffregen. Wenn der Vorhang aufrollt, etwa zu einem Trauerſpiele, tritt das Trauerſpiel der Wirklichkeit ſtorend dazwiſchen und ruft ſein Veto. Sonderbare Ironie des Schickſals! — Zwei Acte von Halms „Griſeldis" wurden durch „Liebe kann Alles" fortgeſetzt; die ſanfte duldſame Griſeldis verſchwand, die wiedebelleriſche Louiſe erſchien und zwar in einer und derſelben Perſon, Demoiſelle Pichler.

Eine Roſe auf dem dürren Acker des Repertoires war die Oper **Zampa** (Sonntag, 19. März). Die Muſik derſelben iſt reich an gefälligen Motiven, deren einige ſchon in der bunt und wirkſam zuſammengeſtellten Ouvertüre vorkommen. Obgleich der Theatereffect keineswegs vermieden iſt, ſo begegnen wir doch ſehr werthvollen Stücken, die eben ſowohl durch ihr dramatiſches Leben, als ſchöne Verknüpfung der Gedanken demerkbar ſind; überall zeigt ſich außerdem die große Gewandtheit des Komponiſten.

„Zampa" wurde diesmal und zwar zum erſten Male von Hrn. Huppmann gegeben. Obſchon Hr. Huppmann ſchon ſeit einer Reihe von Jahren als tüchtiger, durchaus gebildeter Sänger anerkannt iſt, ſo war man doch ſehr geſpannt, wie er dieſe Parthie, da er ſich noch wenig in dieſem Genre bewegte, durchführen würde; ja mancher zweifelte ſogar an einem befriedigenden Erfolge. Aber ſeine Leiſtung übertraf alle Erwartung; er ſang den Zampa ſo ausgezeichnet und vollendet, daß das Urtheil ſich wohl dahin ausſprechen kann, daß man dieſe Parthie noch nie ſo gut hier gehört habe; beſonders gilt dies vom Trinkliede im 1. Finale G-dur, welches er mit jener Leichtigkeit, Kraft und Frivolität vortrug, die daſſelbe nothwendig bedingt; er ging dabei bis zum hohen G mit voller Bruſt, eine für einen Baſſiſten ſeltene Höhe. Die Arie im zweiten Acte G-dur errang ihm den vollen Beifall des Hauſes. Ergreifend und mit wahrer Meiſterſchaft trug er die Cavatine As-dur („O zitt're nicht!") im dritten Acte vor, wobei er mit wohlgeübtem Falſet bis ins hohe B ſang. Es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob man dieſer Kunſtleiſtung mehr den gediegenen kunſtgerechten Vortrag bewundern ſoll, oder die Kraft und Ausdauer der Stimme, mit welcher er dieſe äußerſt anſtrengende Parthie vom Anfange bis zum Ende durchführte, ohne im Geringſten den Wohllaut des Tones zu beeinträchtigen. Auch ſein Spiel trug das Gepräge des Fleißes und Strebens nach Vervollkommnung. und blieb es auch etwas hinter ſeinem Geſange zurück, ſo konnte man dennoch billig zufrieden ſeyn; denn: „Nil omni parte beatum," und ging bei Hrn. Huppmann das Spiel mit dem Geſange Hand in Hand, würde er ſicher einen ehrenvollen Platz bei einer bedeutenden Bühne einnehmen.

Hr. Stoffregen (Alphons) hat die an ſich kleine Parthie mit der bei ihm gewohnten Aufmerkſamkeit geſungen und ihr jene Bedeutung verliehen, welche derſelben inne wohnt. Mad. Cordin (Camilla) beurkundete ſich in dieſer Parthie als eine tüchtige Sängerin, ſie überwand die ſchwierigen Stellen mit großer Leichtigkeit, ihre Coloraturen waren deutlich und nett, ſie ſang mit Herz und Verſtand. Dem. Kronberg (Ritta) ſang befriedigend und that, was in ihren Kräften ſtand. Die komiſchen Rollen des Cappuzzi und des Dandelo fanden in den HH. Kißner und Danielſon ergötzliche Repräſentanten. Chor war ſehr brav, Orcheſter ausgezeichnet.

Donnerstag, 23. März, gieng zum Benefice des Hrn. Linker die Oper **Aſchenbrödel** über unſre Bretter.

Die Muſik iſt im altfranzöſiſchen Style geſchrieben, wo Charakteriſtik und Wahrheit die Hauptſache ſind; ſie iſt von Anfang bis zum Ende eine durchaus gute Muſik, und wir können nichts bedauern, als daß ſie nicht mehr Anklang fand; zu begreifen iſt es, warum dies nicht geſchah, denn unſere Ohren ſind durch die neufranzöſiſche nicht claſſiſche Muſik verwöhnt. Auf das Einzelne der Piecen uns einzulaſſen, wäre überflüſſig, da dem ächten Muſikliebhaber und Kenner die Oper bekannt iſt oder ſeyn ſoll, und der jüngern Generation, die dem Neuern huldigt, dieſelbe aus Vorurtheil wohl verſchloſſen bleiben wird, weil das Wort „alt" als ein unüberſteigbares Hinderniß ſich derſelben entgegenſtellt

Hr. Linker, der Beneficiant, hatte ſeine Parthie zwar recht ergötzlich gegeben, allein ſeine Komik war ſehr ſtark aufgetragen und ſpielte gar zu gern und zu oft in das Triviale hinüber. Wir geben gerne zu, daß die Rolle hie und da dazu Veranlaſſung gibt, allein in ſolchen Dingen iſt es beſſer, zu wenig als zu viel zu thun. Dem Françaiſiren des Wortes Aſchenbrödel in Aschenbrédle konnten wir wenigſtens keinen Geſchmack abgewinnen. Hr. Danielſon dagegen trug gewiß nicht zu ſtark auf und wußte die richtige Granze ſchön zu finden. Hr. Stoffregen (Prinz Pamiro) war, unwohl, und deshalb mußte auch die ſchöne Romanze in C moll wegbleiben. Hr Huppmann leiſtete als Alidor Tüchtiges und verdiente den Beifall, der ihm reichlich gezollt wurde. Die beiden Damen Cordin und Kronberg ſangen ihre malitiöſen Parthien gut und mit entſprechendem Spiele. Nur ſchien uns Mad. Cordin in der Arie, welche ſie dem vermeintlichen Fürſten vortrug, heiſer zu ſeyn, wenigſtens ließ ſie ihre Stimme nicht ganz heraus. Recht gut war Dem. Scheurich als Aſchenbrödel; Tänzerin iſt ſie freilich keine. Chor und Orcheſter waren befriedigend, die ſceniſche Ausſtattung eben nicht ſehr glänzend.

Im Ganzen war die Vorſtellung correct, aber ziemlich kalt; man hörte die Noten, aber nicht den Geiſt der Muſik.

Ueber die Production am Sonntag, den 26. März, **der Freiknecht**, wollen wir gar nicht ſprechen, da wohl einzelne Darſteller Gutes leiſteten, aber im Ganzen eine gräuliche Verwirrung ſtattfand. —r—

✡

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 40. Sonntag, 2. April 1843.

Die Spieler.

(Schluß.)

Ein ander Mal wurde ich zu einem Kranken in ein Dachſtübchen gerufen. Er zeigte mir eine ſchlecht ausſehende krebsartige Wunde, welche die ganze Herzgegend einnahm. Ich fragte nach der Urſache. „Ach, Herr Doctor, das iſt nicht von geſtern; und wenn ich mich dazu verſtehe, mich behandeln zu laſſen, ſo iſt es nur, weil ich in meinem Elende Zeit dazu habe. Wiſſen Sie wohl, daß ich aus dem erſten Stockwerke eines Hauſes, das mir gehörte, in das fünfte eines andern geſtiegen bin, das einem alten Spielgenoſſen gehört, der mehr Glück hatte als ich? Er gibt mir dieſe Wohnung aus Mitleid, vielleicht auch aus Erkenntlichkeit, denn kain Vermögen gehörte ein Bischen mir. Nun, ſo erfahren Sie alſo, daß ich ein alter Spieler bin, den Gott verlaſſen hat. Ich habe Alles verloren, und ſelbſt das, was Sie hier in dieſer Dachkammer ſehen, iſt nicht mein Eigenthum. Nun, um auf mein Uebel zu kommen, das fing mit Kratzen an, das erſt nur bis aufs Blut ging, und iſt, wie Sie ſehen, bis zu offenen Stellen gekommen, die das Fleiſch wegfraßen. Ich will Ihnen das Räthſel erklären. Wenn ein Spieler auf eine Karte geſetzt hat und nun von dieſer ſein Loos erwartet, ſo fühlt er, wie ſein Herz zerſpringen will, und drückt es mit der rechten Hand zuſammen. Ich that aber noch mehr: wenn meine Karte immer nicht kommen wollte, ſo packte es mich unwillkürlich, meine eignen Nägel wühlten ſich in meine Haut. Zeit, mich heilen zu laſſen, hatte ich niemals; auch wäre der Verſuch nutzlos geweſen, denn den andern Tag, wenn mich das Unglück wieder verfolgte, machte ich es noch ſchlimmer; und ohne es eigentlich zu wollen, fühlte ich mit einer Art von Wolluſt das warme Fleiſch und Blut an meinen eiskalten Fingerſpitzen. Jetzt, wo ich nichts in der Welt mehr habe und wo mir nur noch der Tod übrig bleibt, denke ich an meine Wunde und möchte ſie gern los ſeyn. Es iſt närriſch, Doctor; ſeitdem ich ſo arm bin wie Hiob, will mir mein Löffel nicht mehr ſchmecken."

Ich hatte Zeit, meinen Mann zu ſtudiren. Er hatte einen ſehr wohlgeformten Kopf, mit den Organen, die auf edlere Anlagen deuten. Aber unter dieſen fehlte der Muth gänzlich. Verdankte er dieſem Mangel die ſtoiſche Reſignation in ſeiner Lage? Ich machte ihm darüber meine Bemerkungen; er antwortete ſehr aufrichtig: „Ohne die Liebe zum Leben wäre ich ein Held geworden. Ich bin einem Duell ausgewichen, das mir ein Spitzbube, der mich im Spiel unverſchämt geſchnellt hatte, anbot, um ſich weiß zu brennen. Ich fürchtete, wenn ich mein Leben in Gefahr brächte, nicht mehr die verdammten Karten tanzen laſſen zu können." Dieſem Manne verdanke ich auch das Bekenntniß, was ein wahrer Spieler ſey. „Er iſt," ſagte er, „der leibhaftige Teufel. Er hat weder Seele noch Herz; Karten und Gold, das iſt der Kreis, in welchem er handelt, denkt und ſich bewegt. Der Spieler hängt an gar nichts. Ich weiß einen, der mit dem Dolche in der Hand ſeinen alten Vater zwang, ihm Geld zu geben. Ich kenne noch einen, der für eine beſtimmte Summe ſeine Frau einem Andern überlieferte; als er das Geld verloren hatte, wurde er wieder eiferſüchtig, verkaufte aber die Frau noch einmal, um wieder an die Bank gehen zu können. Wir ſterben alle nur auf zweierlei Art: Diejenigen die einen Namen haben und auf ein falſches Point d'honneur halten, erſchießen ſich, halb der Ehre wegen und halb aus Verzweiflung; das ſind die Ariſtokraten der Roulette; die andern, zu denen gehöre ich, ſterben jeden Tag an Gewiſſensangſt und Elend. Ich hätte nun wohl die Kenntniſſe, die ich mir beim Spiel erworben habe, nutzbar machen können; denn, ſehen Sie, in dieſer unſittlichen Zeit ſind wir eben ſolches Unkraut, wie das Böſe ſelbſt, die es aber doch auch mit jäten helfen. Ruinirte Spieler haben Induſtriezweige, die ſich ihrer Geſchicklichkeit eröffnen; ſie können ein Caffeehaus anlegen oder ſelbſt ein Spielhaus halten, und was dergleichen mehr iſt. Das alles aber ſteht mir nicht an; ich fühle mich weder ſtark genug, mich zu entehren, noch die jungen Leute zu verlocken, die an ſolchen Orten ihr Verderben beginnen, und von da hinlänglich formirt herauskommen, um den geraden Weg auf die Galeeren oder auf das Schaffot zu wandern. Ich könnte ihrer dreißig nennen, die einen in den Bagnos, die andern guillotinirt, die mit mir zugleich das ſchlechte Leben anfingen. Der ganze Unterſchied zwiſchen ihnen und mir iſt, daß jene, als ſie fertig waren, Revanche haben wollten, und deßhalb ſtahlen oder nach Befinden mordeten, während ich dagegen am Rande des Abgrundes anhielt. Gute Lehren von zu Hauſe und von meiner erſten Communion her haben mich vor einem größeren Unglück, als die Armuth iſt, bewahrt. — Hätte ich übrigens ein Kind, ſo würde ich ihm jede Gelegenheit zum Spiel benehmen, weniger wegen der Zeit, die dabei verloren wird, als wegen der Anleitung zur Selbſtſucht, welche die hölliſche Freude am Gewinn gibt. Ich ſah meine alte Eltern tagtäglich ſpielen; das machte mich glauben, daß man vom bloßen Zeitvertreib leben könne, und als ich nun etwas lernen ſollte, hatte ich ſchon keine Luſt mehr zur Arbeit. Große Spieler ſind alle faul."

In dieſem Bekenntniß wird man wohl die naturgetreue Schilderung finden.

Es iſt auch vollkommen richtig, daß die Faulen und Müßiggänger beſtändig auf irgend einen glücklichen Tref-

ſer ſpannen; beſonders ſind die Schwachſinnigen unter ihnen von dieſer Art Fatalismus beſeſſen, mit dem ſie ſich einem unbekannten Geſchick auf Gnade und Ungnade ergeben. Es gibt in den Annalen der Spielbänke unerwartete Glücksfälle; und dieſe, übrigens hinlänglich ſeltenen Fälle liefern eben dem Diebſtahl und dem Bankrotte immer neue Candidaten.

Unter den letztern gibt es auch noch häßlichere Geſtalten, als die bisher geſchilderten, deren Ende auch ihrem Leben entſpricht, und das ſind die wahren Panierträger der Immoralität eines Volkes. So empfängt z. B. ein Sachverwalter mehre Depoſitengelder; die Gewinnſucht ſpiegelt ihm vor, daß er damit ohne Mühe ein großes Vermögen erwerben könnte; er ſetzt das Geld ſeiner Clienten auf eine Karte und verliert. Ein paar Tage darauf wird es wieder eingefordert; der Geſetzkundige verlangt Aufſchub, der ihm abgeſchlagen wird. „Warten Sie, ich gehe in meine Caſſe." Zehn Minuten, eine Stunde vergehen, der Mann kommt nicht wieder. Man geht nach der Caſſe und findet ihn mit umgedrehtem Kopfe und ein Raſirmeſſer in der Hand. Er hatte ſich die Halspulsadern durchſchnitten. In dem Blute ſchwimmt ein Billet. „Ich habe Ihr und vieler Anderen Geld verloren. Verfluchtes Spiel! Vergebe mir Gott."

Solche tragiſche Selbſtmorde von Leuten, die für rechtſchaffen galten, ſind nicht ſelten, und ſie beweiſen, was die Verblendung dieſer Art vermag, da ſie mehr und mehr die Würde und Reinheit des Sachwalterſtandes, des Verkehrs und aller Berufsarten, die ſich auf Rechtlichkeit und Vertrauen gründen, zu vernichten droht. Der perſönliche Charakter und die öffentliche Stellung werden dabei gleichmäßig geopfert.

Frauen, denen nichts daran liegt, ob ſie gefallen, kennen die heftigen Gemüthsbewegungen eines Menſchen, der Vermögen und Leben aufs Spiel ſetzt, ebenfalls ſehr wohl; wenn ſie ſich dieſer Leidenſchaft weniger überlaſſen, ſo kommt dies nur daher, weil einerſeits ein eigentlicher Spielclubb von Frauen in der öffentlichen Meinung weit mehr verpönt iſt, und andererſeits die Regierung, ihrem financiellen Vortheile entgegen, die Abſchaffung des Lottos ausgeſprochen hat. In den Zeiten, wo dieſes, unter einem König, der beſtändig in Geldverlegenheit war, erfunden, unglücklicher Weiſe ſo gute Geſchäfte machte, wurden ihm Menſchen ſelbſt bis in die unterſten Stände hinab zum Opfer. Beſonders ſtürzten ſich die Frauen, vom Hange zum Außerordentlichen und von Habſucht getrieben, wie wahnſinnig an das Glücksrad, wo ſie in Hoffnung ankamen und mit bitterer Täuſchung heimkehrten. Von Zeit zu Zeit trifft man noch auf einige ſolche Opfer, die ihr kleine Habe überlebt haben, und denen auf ihrem Strohlager kein Troſt blieb als das unaufhörliche Anſtarren der unzähligen Zettel, auf welchen die alten Verſprechungen einer erſehnten Terne immer wieder zu leſen ſind.

Das Lotto war ganz darauf eingerichtet, das Volk in ſeinem Aberglauben zu erhalten; und es iſt ſo wahr, daß die Träume die Gedanken, die man am Tage mit ſich herumträgt, wiederſpiegeln; denn faſt überall konnte man damals beobachten, daß die Spielerinnen hartnäckig auf den Nummern beſtanden, die ihnen im Traume als die künftigen Treffer angegeben waren. Das Lotto war die Schooßſünde der alten Weiber und des Dienſtperſonales; und da die Kirche das Glücksſpiel verbietet, ſo gingen ſie lieber nicht zur Beichte, als daß ſie die hoffnungsreichen Tage vor den Ziehungen aufgaben. Ich hatte eine alte Frau zu behandeln, die durch langen Kummer in eine Art von Blödſinn verfallen war. Seit zwölf Jahren wohnte ſie in einem fünften Stockwerk und lebte da, entfernt von allem Umgange, und nur von ihrer Familie mit Almoſen unterſtützt, in der Verborgenheit. Eines Tages aber fand ich ſie bei vollem Verſtande; da geſtand ſie mir ihre Thorheit, daß auch ſie auf die Millionen einer Quaterne gehofft habe. Sie hatte ſechzigtauſend Franken in den Schlund des Lottos geworfen, und als mir dies doch zweifelhaft ſchien, holte ſie ein ungeheueres Paket alter Lottozettel unter ihrem Kopfkiſſen hervor. „Alles habe ich in dieſem Spiele verthan, Schmuck, Wäſche, Renten und Capital. Ich habe nichts behalten, als was ich da im Koffer liegen habe, ein Taſchentuch und eine Nachthaube. Dahin hat mich dieſes Spiel gebracht; ich denke aber doch noch mit Sehnſucht an die gute Zeit, wo ich allemal acht Tage lang mit der Hoffnung auf zweimalhunderttauſend Livres Renten einſchlief." Die Frau ſtarb bei wiedergekehrtem Verſtande und in der äußerſten Dürftigkeit. Sie mußte auf öffentliche Koſten begraben werden. So führt das Spiel zu allen Entartungen des Geiſtes und Herzens.

Man beklagt ſeine Folgen, weil ſie gewöhnlich auf Selbſtmord und den Zuſammenſturz alles zeitlichen Glückes hinauslaufen. Aber in den Gefängniſſen und auf den Galeeren findet der Beobachter noch viel traurigere Folgen, wenn er fragt, ob die, die dorthin gebracht wurden und ſpäter einmal wieder auf freien Fuß kommen, durch die Strafe beſſer geworden ſind. Wer weiß nicht, daß die Spieler von Profeſſion, die durch ihre Geburt oder ihr Gewerbe Vermögen beſitzen, die natürlichen Verführer derer ſind, die nichts haben, die in ärmlichen Verhältniſſen, aber mit Laſtern und begehrlicher Sinnlichkeit aufgewachſen, in dem Diebſtahl, dem Morde und in Verbrechen aller Art den erſten Einſatz auf ihren Glücksſtern ſuchen? Die böſen Beiſpiele werden immer von oben gegeben. Es gibt unter dem Volke Leute von den tüchtigſten Anlagen: ſie konnten gute Familienväter, rechtliche Gewerbsleute und würdige Bürger werden, hätten ſie nicht mit angeſehen, wie das Glück ſein Füllhorn in die Börſe des Spielers ausſchüttet. Nun gehen ſie die Schlangenwege des Böſen, um ihrem aufgeregten Verlangen Befriedigung zu verſchaffen.

Die großen Virtuoſen des Verbrechens gehen ſtets aus der großen Claſſe von Menſchen mit ſchwankenden Grundſätzen hervor, die weder an Sittlichkeit glaubt, noch irgend etwas für unmöglich hält. Dieſe ſtehlen, um zu ſpielen, und morden, um zu ſpielen. Einer der Sträflinge, der zum Tode verurtheilt worden, aber durch königliche Gnade auf Lebenszeit auf die Galeeren verwieſen war, erzählte mir, daß er als Haupt einer Spielerbande zu Paris zu ſeiner Unterhaltung die ihm nur bekannten Spielhäuſer oft beſucht habe. „Ich unterſtützte" ſagte er, „den Beſitzer eines dieſer Etabliſſements mit meinem Credit und meinem Rathe. Letztern gab ich umſonſt, erſteren nur gegen ſicheres Unterpfand. Nun, es konnte nichts Schmählicheres geben, als die Liſte der Darlehen, die ich täglich hingab. Denn ich lieh nur auf werthvolle Dinge; glauben Sie wohl, daß man mir Frauen und Töchter anbot? Und wenn dieſe verdammten Spieler Alles verloren und keinen Credit mehr hatten,

Digitized by Google

blieben ſie freilich von der Bank weg; bald aber kamen ſie mit vollen Taſchen wieder. Ganz gewiß hatten ſie dann geſtohlen, oder mit ihren Frauen und Töchtern Gold gemünzt. Wenn einer arm, von geſunden Knochen und faul iſt, ſo ſoll mich nichts von ihm wundern; nur Eins iſt er nicht im Stade: recht zu thun.“

Hier haben wir alſo an dem Spiel das Laſter, das, wie ſich mein Galeerenſträfling richtig ausdrückte, die untern Claſſen anſteckt, ihr Herz verhärtet und den Glücksfall zu ihrem Gott macht. Die Ablegung alles menſchlichen Gefühls und der Mangel an freiem Willen ſind Anfang und Ende aller Auflöſung der Sittlichkeit.

Drei Bretagner.

Moreau. — Elleviou. — Duval.

(Fortſetzung.)

Indeſſen brach die Revolution aus. Der Freiheitsſchwindel ergriff jedes Individuum, und Jeder empörte ſich mehr oder minder gegen die Autorität, die ihm Geſetze vorſchrieb. Manches abſcheuliche Naturell entwickelte ſich; aber auch mancher harmloſe Beruf fand in der allgemeinen Umwälzung eine kräftige Beſchützerin: ein ſprechender Beweis davon ſind unſere drei Bretagner.

Beim erſten Signale der Empörung gegen das Parlament von Rennes fühlte ſich der bereits zum prévôt de droit avancirte Advocat mit einemmale von Kampfsluſt ergriffen: er tritt an die Spitze der Zuſammenrottungen von Rennes und Nantes gegen die Stände der Provinz und wird bald Befehlshaber des Bataillons Isle-et-Vilaine. Dieſes Bataillon ſtößt zur Nordarmee und thut ſich bei jeder gefährlichen Gelegenheit hervor. Sein Chef glänzt durch ſeine Tapferkeit, ſeine Klugheit, ſein Genie und zahlreiche ruhmgekrönte Erfolge ſtellen ihn bald in die Reihe der größten Feldherrn Europa's.

Durch die Großthaten ihres Freundes ermuthigt, begeben ſich der nautiſche Architekt und der muſikaliſche Arzt nach Paris — Beide Arm an Geld und reich an Hoffnungen. Sie miſchen ſich in die Geſellſchaft der Künſtler, die ihnen ſehr freundliche Aufnahme gewähren, aber mit nichts als wohlfeilem gutem Rathe aushelfen. Ein junger Maler, Perrin, nahm, als er ſah, daß es mit Beiden zum Aeußerſten gekommen war, den Zeichner zu ſeinem Gehülfen an; er beabſichtigte nämlich, dem Publikum mit Bleiſtift gezeichnete Portraits aller Deputirten der conſtituirenden Verſammlung zu liefern. Der berühmte Kupferſtecher Maſſard unterſtützte ihn bei dieſem Unternehmen, das ohne Wiſſen der Originale und, wie man bald ſehen wird, auf eine gar ſonderbare Weiſe ausgeführt ward.

Mehrere junge Zöglinge der Akademie vereinigten ſich in einem Saale, welcher mit dem Verſammlungsſaale in Verbingung ſtand. Ein gewandter und geiſtreicher Agent lockte die Deputirten, Einen um den Andern, unter verſchiedenen Vorwänden in jene große Antichambre, den Ehrgeizigen eine Nachricht mittheilend, die ihrer Hoffnung ſchmeichelte, den Neidiſchen das nahe Ziel der Gewaltigen des Tages verkündend, die Alten mit einer Siegesbotſchaft und die jungen mit Ausſicht auf eine Emeute begeiſternd. Es gelang ihm einige Mal ſo viel Neugier zu erregen, daß mehrere Deputirte gleichzeitig hereinkamen und über die ſie intereſſirende Begebenheit — mochte ſie nun wahr oder falſch ſeyn — ein Langes und ein Breites ſchwatzten. Man kann ſich denken, wie vielen Spaß das Erſcheinen einer ganzen Gruppe dieſer Fliegenſchnapper unter den Zeichnern, zu denen auch Gros, Gérard und Iſabey gehörten, veranlaſſen mochte. Dieſe Herren hatten eine Sprache ausgedacht, die es ihnen geſtattete, ihren jovialen Geſprächen ſich hinzugeben und recht con amore über die bisweilen gar komiſchen Köpfe der Originale zu witzeln, ohne die Beſorgniß, von ihnen verſtanden zu werden. Die häßlichſten Geſichter waren dem Architekten zugewieſen, da er im Treffen der ſchwächſte war; boshafte Leute meinten, er ſey nicht einmal dieſer Kommiſſion gewachſen geweſen.

Vielleicht verdankte er dieſem geringen Erfolge im phyſiſchen Abſchildern ſeine nachmaligen großen Erfolge im Darſtellen der Charaktere und der Lächerlichkeiten ſeiner Epoche.

Während unſer Architekt die Geſichter der Deputirten entſtellte, ließ ſich der junge Medikus in die Truppe an der komiſchen Oper aufnehmen. Da er bis dahin nur in Privatzirkeln geſpielt hatte, glaubte man, er werde ausgepfiffen werden. Aber ſeine Unbekanntſchaft mit der conventionellen Theater-Mimik nützte ihm, ſtatt ihm zu ſchaden; das Publikum wurde entzückt, als es in einem Verliebten der komiſchen Oper die einfach anmuthigen Manieren eines Verliebten der guten Geſellſchaft ſah, und unſer Debütant wurde bald Mode-Typus in ſeiner Kunſt. Sein Freund, in gleichem Grade für die dramatiſche Kunſt begeiſtert und vom Beiſpiel fortgeriſſen, debütirte in der Comédie Française, wo er, ohne ſich auspfeifen oder beklatſchen zu laſſen, ein Stück mit Geſchicklichkeit durchführen und als Autor die Thränen oder das Gelächter eines ganzen Publikums erregen lernte.

Man kann ſich denken, daß er einen ſeiner erſten dramatiſchen Verſuche zum Beſten ſeines Freundes ſchrieb. Die erſte Vorſtellung des „Gefangenen“ brachte unſere drei Bretagner zuſammen: Elleviou war auf der Bühne, Alexandre Duval, vom Autor-Fieber zitternd, hinter den Couliſſen, und General Moreau gab aus ſeiner Loge das Signal zum Applaus.

Vor dieſem Triumphe hatte Duval der Schreckens-Regierung ſeinen Zoll bezahlt. Mehrere Monate lang mit ſeinen Kameraden Saint-Prix, Dazincourt und vielen andern „Verdächtigen“, worunter ſehr verdienſtvolle Leute, eingekerkert, war er durch Madame Talma's Verwendung in Freiheit geſetzt worden. Dieſe ſchon wegen ihres Geiſtes berühmte Frau war es damals nicht minder wegen ihres Muthes, womit ſie der unglücklichen Verhafteten ſich annahm. Da der Ex-Abbé Sieyes ihren Schritten den meiſten Vorſchub that, bewahrte ſie ihm zeitlebens eine tiefe Anhänglichkeit. Als der Vicomte von Ségur eines Tages von Sieyes ſagte: „es ſey nicht zu leugnen, daß er vielen Geiſt beſeſſen; aber man müſſe ſeine ſehr revolutionäre Geſinnung beklagen,“ antwortete ihm Mad. Talma: „nun, Sie können ſich glücklich ſchätzen, daß er ſo revolutionär geweſen iſt; denn ſonſt wär' es ihm nicht gelungen, Ihren Bruder zu retten.“

Als Duval ſich auf freien Füßen ſah, dachte er nur noch an die Befreiung der Gefährten ſeines Elends und ſetzte deshalb den ganzen Kredit der Freunde der Mad. Talma in Requiſition. Dieſes war kein gefahr-

Digitized by Google

loſes Unternehmen; aber ohne des Vergnügens zu gedenken, das mit jeder guten Handlung verbunden, ſammelte der junge Autor eine Fülle komiſcher oder dramatiſcher Beobachtungen bei den Unmenſchen, die er anflehte — ein Studium, das ihm bei künftigen Leiſtungen für die Bühne oft zu Statten kam.

Ein Beiſpiel: Als Duval eines Morgens auf die Audienz eines Mitgliedes des Wohlfahrts-Ausſchuſſes wartete, hörte er dieſen dem Maire eines kleinen Dorfes bei Paris die Frage ſtellen, wie viele „Verdächtige" in ſeiner Gemeinde ſeyen. — „Es mögen wohl zwei ſeyn," antwortete der Maire. — „Zwei? . . . das iſt nicht genug," ſagte der Jacobiner. — „Je nun, man kann ja noch mehrere machen; an reichen Leuten haben wir keinen Mangel!"

Man findet dieſe Aeußerung in der Operette: „die Verdächtigen" (les suspects) wieder, welche Duval mit ſeinem Freunde Picard gemeinſchaftlich ſchrieb.

Es war eine dem Studium menſchlicher Charaktere ſehr günſtige Epoche; denn kein Menſch gab ſich damals die Mühe, den ſeinigen zu verbergen. Wenn man einen Haufen Feiglinge abrechnet, die nur darum Terroriſten wurden und Blut verlangten, damit ihr eigenes Blut verſchont bliebe, ſo zeigte ſich Jeder, wie der Himmel ihn geſchaffen hatte, und wir müſſen zur Ehre der Menſchheit ſagen, daß jene Zeit mehr Edelſinn und heroiſche Tugenden, als Laſter und Niederträchtigkeit geoffenbart hat.

Als die fürchterliche Kriſe vorüber war, verſöhnten ſich unſere drei Bretagner mit ihren Aeltern. Dem guten Erfolge verzeiht man immer. Der Ruhm Moreau's machte ſeine Familie ſehr ſtolz und ſeine Freunde ſehr glücklich; denn ſo oft der Krieg ihm einige freie Augenblicke ließ, verlebte er ſie unter ihnen, gab ihnen Diners oder erzählte ihnen ſeine Feldzüge. Dazu kamen die Komödienplane Duval's und die Liebeshändel Elleviou's. Dies Alles ſteigerte das Intereſſe und die Munterkeit der Unterhaltung gar ſehr.

(Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Bamberg, 29. März.

Ein erfreuliches Beiſpiel giebt die edle patriotiſche Handlungsweiſe mehrerer Schulzen aus dem Landgerichtsbezirke Scheßlitz, welche eine Schiffsladung Kartoffel ſtromaufwärts bringen ließen, um dieſe als Saatkartoffeln unter ihre Ortsnachbaren zu vertheilen, ſo zwar, daß dieſe den Betrag erſt im Herbſte zu entrichten haben. Wie vieler Noth und wie vielen böſen Handlungen könnte auf dieſe Weiſe vorgebeugt werden, wenn unterrichtete Männer auf ſolche Weiſe in ähnlichen und andern Fällen thatkräftig handeln, was können da Landrichter ꝛc. thun! Das hilft mehr, als wenn man einen armen Teufel ins Loch ſteckt, oder auf die Plaſſenburg ſchickt, wenn er einen Laib Brod ſtiehlt, um ſeinen oder der Seinigen Hunger zu ſtillen. So kam aus der Oberpfalz ein Gerücht zu uns, das uns mit Schauder erfüllt, wenn es wahr iſt. Im Egerſchen, erzählte eine glaubwürdige Perſon, lebe ein Mann mit einer Familie von 5 Kindern, der dieſe mit dem ſpärlichen Ertrage eines Handels mit Zwiebeln ꝛc. ernährte. Während ſeiner Abweſenheit borgte die Mutter das Brod ſo lange beim Bäcker des Ortes, bis der Vater heimkam, der bis jetzt regelmäßig gezahlt haben ſoll. Nach ſeinem letzten Weggang war übrigens längere Zeit vergangen, und die Bäckerin fing an, Schwierigkeiten zu machen, und verweigerte weiteres Brodabgeben. So kamen vor kurzem die Kinder und baten um Brod. Allein die Bäckerin vertrieb ſie mit den Worten: zahlt erſt euer altes Brod. Die Kinder gingen. Als der Bäcker nach Hauſe kam, klagte er: es habe ihn im Wirthshauſe nicht ruhen laſſen; es ſey ihm, als müſſe ihm etwas begegnen, und als die Frau bemerkte, daß die . . .ſchen Kinder um Brod da geweſen ſeyen, ſie hätte ſie aber ohne ſolches fortgeſchickt, ſo äußerte der Mann ſeine Unzufriedenheit damit und ſchickte die Magd mit Brod zu der Familie. Dieſe kommt gerade dazu, wie die Kinder Fleiſch in den Topf ſteckten — ſie hatten ihr kleinſtes Schweſterchen geſchlachtet, um ihren Hunger zu ſtillen. Auf Nachſuchen fand man die Mutter erhängt und ſchon kalt! Gott gebe, daß das Referirte, wenigſtens nicht in ſeinem Umfange, wahr ſey. — Das heutige Tagblatt meldet aus dem Gerichte Tambach, daß man im Schulhauſe zu Neundorf, welches auf einem Berge neben der Kirche liegt, in der Nacht vom 25. auf 26. März ein Oſcilliren der Betten und der Wohnung, und ein furchtbares Getöſe bemerkt haben. Ein Theil der 4 1/2' dicken Kirchhofmauer war eingeſtürzt. — Vor mehren Wochen waren dem Thale der Aurach entlang häufige Fälle der wahren Blattern vorgekommen und größtentheils an Perſonen in dem Alter von 40 Jahren. Die Leute waren alle geimpft. —b—

Berlin, 28. März.

Unter den Muſikfreunden iſt das dem Hofe und der Haute-volée vom hieſigen engliſchen Geſandten, Grafen von Weſtmoreland, neulich gegebene Feſt, in welchem die ſchönſten Piecen aus deſſen geiſtlichen und Opern-Compoſitionen zur Aufführung kamen, noch immer Gegenſtand der Unterhaltung. Von allen Seiten hier wird nun der Wunſch laut, daß das gedachte Feſt auch für das größere Publikum wiederholt werde, da die durch die Sängerinnen Aſſandri und Tuczek bekannt gewordenen Arien, beſonders die aus den Opern „Il torneo" und „Eroe di Lancastro", das künſtleriſche Intereſſe dafür bei uns lebhaft angeregt haben.

Der berühmte Symphoniecomponiſt Hector Berlioz iſt geſtern von Hamburg hier eingetroffen, nachdem er dort und vorher in Braunſchweig die glänzendſten Erfolge gefeiert. Bei den hier von demſelben zu veranſtaltenden Muſikaufführungen werden die königlichen Kapellen mit allen Acceſſiſten, ſo wie die Eleveuſchule und alle Muſikkorps der Garderegimenter mitwirken.

—bn—

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 41. Dinstag, 4. April 1843.

Drei Bretagner.

Moreau. — Elleviou. — Duval.

(Fortſetzung.)

Die Thorheiten Elleviou's, ſehr verzeihlich an einem jungen und ſchönen Künſtler, dem das Publikum Weihrauch ſtreut, wurden von dem militäriſchen Breton in weniger heiterer Art nachgeahmt. Es iſt das Privilegium ernſthafter und geſetzter Leute, auch bei ihren Exceſſen etwas ſchwerfällig zu ſeyn. Den Launen einer ſchönen, herrſchſüchtigen und ſehr phantaſtiſchen Frau faſt unbedingt ſich preisgebend, trieb der berühmte Feldherr ſeine Schwäche ſo weit, daß er ſie ſogar ſeinen Namen führen und bei den Offizieren, die er befehligte, für ſeine Gemahlin gelten ließ. Dieſe Frau, die ſeitdem mit ihren mehr Dichtung als Wahrheit enthaltenden Memoiren ſo großen Lärm gemacht, betrog den armen General auf eine betrübende Weiſe. Duval fühlte ſich oft verſucht, ihn aus ſeiner Täuſchung zu ziehen; allein man redete ihm dieſes Vorhaben aus, mit der Bemerkung, daß ein ſolcher Dienſt gewöhnlich Undank von Seite des dupirten und Haß von der des untreuen Theiles zur Folge habe.

Glücklicher Weiſe rief der Krieg Moreau wieder zum Heere, wo er bald erfuhr, daß ſeine Abweſenheit nicht ſo ſchmerzlich ertragen wurde, wie er ſich geſchmeichelt. Auch ſchrieb er der Dame bei Zeiten, daß er ihr befehle, den Namen abzulegen, den ſie ſo unwürdig führte. Dieſer Name ging ſpäter rechtmäßiger Weiſe auf Mlle. Hulot über, eine ſehr hübſche, an Talenten und Tugenden ausgezeichnete Kreolin.

Ich muß noch bemerken, daß unſere drei Bretons ein feierliches Verſprechen hielten, welches ſie als Jünglinge ſich gegeben hatten — das Verſprechen, nur eine hübſche Frau zu heirathen. Duval ging mit gutem Beiſpiele voran, Moreau folgte ihm, und die Heirath Elleviou's mit der ſchönen Madame Jars beſtätigte das Publikum in der Idee, daß Schönheit und Glücksgüter nicht zu viel für das Talent thun können. Die Erfahrung zeugte von der Wahrheit dieſes Sprüchworts; denn der ehemalige Schauſpieler wurde als Gutsbeſitzer ein treffliches Familienhaupt. Während andere Künſtler das Talent, dem ſie ihr Glück verdankt haben, ſpäter modern laſſen, hörte Elleviou nicht auf, die Tonkunſt zu kultiviren, und ſeine Freunde wiſſen, daß Stimme und Methode des Künſtlers zu einem Grade der Vollendung herangediehen waren, die ihm ſelbſt an Rubini's Seite Beifall eingeerndtet hätte.

Duval's Triumphe waren in einem anderen Gebiete nicht weniger glänzend als die Siege des Generals und die Eroberungen des Bühnenhelden; ſie erwarben ihm ſogar die Ehre eines Exils. Sein Stück »Eduard in Schottland«, deſſen Sujet er aus einem Romane Pigault-Lebrun's ſchöpfte — ich habe mir lange darüber Vorwürfe gemacht, daß ich ihm erwähntes Buch geliehen — zog dieſe Kataſtrophe herbei. Zum Verbrechen machte man ihm erſtens: den ungeheuren Erfolg der erſten Vorſtellung; zweitens: die Wirkung des Wortes: »Ich trinke auf Niemandes Tod,« welche einen Miniſter, der für Ludwig's XVI. Hinrichtung votirt hatte, verdroſſen haben ſoll; drittens: das royaliſtiſche Beifallsklatſchen des Herzogs von Choiſeul, welcher, Napoleon gegenüberſitzend, den enthuſiaſtiſchen, durch dieſes hiſtoriſche Drama in ihm heraufbeſchworenen Erinnerungen und Hoffnungen vielleicht in zu eklatanter Art ſich überließ.

Gezwungen, aus Paris, wo man die fernere Aufführung ſeines Stückes verbot, ſich zu entfernen, ſuchte Duval in Rußland für ein ſo unverdientes Mißgeſchick Troſt. Preußen und Rußland ſind immer die Aſyle unſerer verfolgten Talente geweſen. Duval fand in St. Petersburg bei dem Kaiſer und der Kaiſerin die ſchmeichelhafteſte Aufnahme.

Den dringenden Zureden aller hohen und höchſten Perſonen, bei ſeinem Freunde Boieldieu in Rußland ſich niederzulaſſen, würde er wohl ſich gefügt haben, hätte ſeine Conſtitution dem Clima beſſer Trotz bieten können. Als er nach zehnmonatlicher Abweſenheit wieder in Paris erſchien, wollte der Miniſter, der die Vorſtellungen ſeines »Eduard« verboten, den Verfaſſer für das ihm angethane Unrecht etwas ſchadlos halten: er ernannte ihn zum Director des zweiten Franzöſiſchen Theaters, welches damals das Italieniſche mit einbegriff und der Kaiſerin gewidmet war. Aber nichts beſänftigt den Unwillen eines Autors; nichts entſchädigt ihn für den geraubten Triumph; und Duval nährte noch ſeinen alten Groll gegen den Kaiſer. Da befand er ſich einmal mit ſeiner Truppe in Fontainebleau und korrigirte eben das Manuſcript des »Falſchen Stanislaus,« als die Königin Hortenſia ihn bei dieſer Beſchäftigung antraf. Gleich ließ ſie ihm durch Hrn. v. Rémuſat ſagen, er möge ihr doch in ihrer ſchrecklichen Langweile das Werk vorleſen, an dem er arbeite. An eine Weigerung war nicht zu denken: Duval ſetzte ſeine Arbeit, ſo gut es in der Eile gehen wollte, in lesbaren Stand; denn ſchon morgen früh wollte der Kaiſer auf die Jagd gehen, und man wählte dieſen Moment, um das Stück bei der Königin Hortenſia in Gegenwart aller derjenigen Hofleute, die an der Jagd keinen Theil nahmen, vorleſen zu laſſen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die beiden Bären.

(Magazin für die Literatur des Auslandes.)

„Bär und Baſſa“ — wer hätte nicht über dieſes Produkt der geiſtvollſten Einfalt gelacht, „mit Ober- und Unterkieſer, vom rechten Ohr bis zum linken Abſatze“, wie Tabarin und Bruskambilla ſich ausdrucken — gelacht? Dennoch werden nur Wenige wiſſen, daß dieſe ſo ergötzlich auf die Bühne gebrachte Geſchichte einſtmals leibhaftig ſich zugetragen. Ja, wir ſind in der That glücklich genug geweſen, in einer Abhandlung über die Sitten und Gewohnheiten der Affen, in einem engliſchen Buche, welches Herr Scribe ſchwerlich jemals zu Geſichte bekommen, dieſelbe zu entdecken. Uneigennützig ohne Vorbehalt geben wir ſie hier zum Beſten, wie folgt:

Nach chriſtlicher Zeitrechnung im Jahre 1805 ſaß zu Konſtantinopel Selim III., weder durch Landſtände beſchränkt, noch durch Preßfreiheit geängſtet, in altangeſtammtee Machtvollkommenheit auf dem Throne der Sultane. Und wenn er auf einen Wink fünfundzwanzig Gläubigen den Kopf vor die Füße legen ließ, ſo wagten die Sklaven ſeiner Gnade nicht anders als mit der Naſen- an der Zehen-Spitze vor ſeinem Angeſichte zu erſcheinen und nicht anders als knieend ihn zu bedienen, bis ſie zwei Jahre ſpäter den göttlich verehrten Statthalter des Propheten in der beſten aller Schlingen ſanft und ſelig hinüberſchlummern ließen.

Vor dieſem ſeinem glorreichen Ende geſchah es bisweilen, wie wir aus beſter Quelle geſchöpft, daß Seine Hoheit einige Langeweile zu verſpüren geruhten: bei den glänzendſten Paraden gähnten, im Schoße der reizendſten Sultanin ſchnarchten Höchſtdieſelben; Puppen- wie Schattenſpiel ſammt den kitzelndſten Zweideutigkeiten des Leib-Hanswurſtes veranlaßten kaum ein Augenzwinkern. Da ereignete es ſich, daß einen gewiſſen Italiener ſein guter Stern an das Geſtade des Hellespont's fuhrte, nachdem er ihn von einem Engliſchen Schiffe glücklich hatte deſertiren laſſen. Baſſo war für den Augenblick und ſeit zehn Jahren überhaupt vielleicht der elfte Name, den er ſich beigelegt. Sein Beruf, nachdem er als Schmuggler und Gauner, als Haushofmeiſter einer Lombardiſchen Herrſchaft, als Antiquar im Romiſchen Corſo, Verfaſſer unterſchiedlicher archäologiſcher Abhandlungen, als Kammerdiener eines Lords, als ein Stückchen Bandit und Schnurre ſeinem Vaterlande die beſten Kräfte redlich gewidmet — dabei weder die heimathlichen Geſängnißſuppen verſchmäht, noch den Galeerendienſt Sr. Majeſtat des Königs beider Sicilien unter ſeinrr Würde erachtet und auf mannigfachen Ausflügen in vieler Herren Landen, dem Zuge ſeines angebornen Durſtes nach allſeitigen Erfahrungen folgend, als hochherziger Kosmopolit (daſern ſeinen vertrauteſten Freunden hierin keine Uebertreibung zur Laſt fällt) durch allerunmittelbarſte Einnahme des Augenſcheines bis in die geringſten Einzelheiten hinein ſelbſt den Galgenbau vom Standpunkte des Armen Sünders geprüft — — ſein Beruf gegenwärtig war eben Jedwedes, was der nächſte Augenblick als Mittel, ein leidliches Frühſtück zu erangeln, ihm an die Hand geben ſollte.

Als ſolches erſchien ihm bald genug die Anknüpfung irgend eines Verhältniſſes mit irgend einem der großherrlichen Hofbedienten; und ſintemal das Wort unmöglich bei ihm von jeher nur die allernothdürftigſte Anerkennung genoſſen, hatte der Abenteurer, zu ſeiner eigenen Verwunderung ſchnell, nicht nur das geſuchte Frühſtück, ſondern auch einen Patron bei Hoſe gefiſcht, deſſen Vermittlung ihn zunächſt in den Stand ſetzte, einen kleinen Handel mit Kaffee, Tabak, Opium — dieſer allgegenwärtigen Dreieinigkeit der Morgenländer — zu betreiben. Und ob er dieſen ausbeutete? Seine unerſchöpfliche Schnurrpſeiferei, ſeine ſchlangenhafte Klugheit und Geſchmeidigkeit, vor Allem aber ſeine ganz unübertreffliche Bereitwilligkeit zu jedem Dienſte trug ſeinen Namen und ſeinen Ruf im Fluge zu den Großwürdenträgern der Serai, welche dergleichen bekanntlich am nöthigſten brauchen und, wie billig, am reichlichſten belohnen. Aber nicht allein als Allerwelts-Lieferant von Prachtwaffen, anatomiſchen Präparaten, Geſchmeide, Racepſerden, Brillen, Griechinnen und Tſcherkeſſinnen, Koransabſchriften, Strangulirſchnuren, Phosphorfeuerzeugen, Roſenwaſſer, Sklaven, und Sklavinnen in allen Farben- und Alters-Abſtufungen, Möbeln, Kaſchemirſhawls, Barometern, Giſt- und Liebes-Pülverchen, ſondern vielmehr als ein geradezu allwiſſendes Faktotum wurde er zuletzt völlig unentbehrlich, indem der Erzgauner mit ſeinem Gewiſſen endlich auch dahin eins wurde, für Geld, wenn es durchaus nicht anders gehen wollte, ſogar ehrlich zu handeln. — Wie zufrieden waren die hohen Osmanli's, für welche ſchon das bloße Rauchen eine Arbeit iſt, an Baſſo den Mann gefunden zu haben, der ihnen eben ſo wohl wie die Schwierigkeit der Befriedigung, ſelbſt die Mühe des Ausſinnens von Wünſchen erleichterte und abnahm! So half er eines Tages Sr. Eminenz dem Hrn. Großmufti auf den Gedanken, den Trank einmal zu koſten, den die ungläubigen Hunde Wein benennen, um nur zu ergründen, weshalb der Prophet ſolchen unterſagt habe — und alsbald gaben die Schlemihl's-Taſchen ein gewiſſenhaft verpichtes und drahtgeſchnürtes Duzend mit dem echten Etiquet der Wittwe Cliquot von ſich.

Dieſe Dame ſchuf Baſſo's Glück: Seine Gewandtheit, das Glas zu füllen, indem ſie ganz gleichen Schritt hielt mit ſeines hohen Gönners Fertigkeit daſſelbe zu leeren, machte ihn vollkommen würdig, den Saum des Teppichs küſſen zu dürſen, auf welchem die geheiligten Füße des Beherrſchers der Gläubigen nach dem letzten Gebete zu ruhen pflegten. Sr. Hoheit aber gefiel es, der Neuheit wegen, einmal ein anderes als all' die erbärmlichen Hofſchranzen-Geſichter zu erblicken; bald unterhielt er ſich weit lieber mit unſerem Baſſo als mit dem Großweſir, und endlich trat er eines Abends in Höchſteigener Perſon zu dem Kislar Aga hinaus und ſprach die erhabenen Worte: „Der Marquis hat künftig ungemeldet Zutritt.“ — Das ließ nun auch Baſſo ſich eben ſo wenig wie der Leibgarden-Commandeur zweimal ſagen, und bald ſah es beim Großtürken aufs Haar ſo aus, wie im Pariſer Diorama-Bazar: Alles rings ein rieſiger Nipptiſch. Für alle Haremsfrauen zuſammengenommen hätten die tauſend und abertauſend Plunder-Kleinodien hingereicht, dem geſtrengen Herrn jedoch genügten ſie nicht; nur immer das Neueſte fand Gnade vor ſeinen Augen, und jetzt langweilten ihn ſogar ſchon die abgerichteten Beſtien, obgleich Baſſo eine wahre Wuth für dergleichen ihm eingeflößt und ganze Koppeln von ſchachſpielenden Hunden, betriebſamen Flöhen u. a. m. in deſſen Vorzimmee inſtallirt hatte.

Da geſchah es ihm, daß er in ſeiner Verlegenheit nach Neuem, um eben ja nicht verlegen zu erſcheinen, von einem Bären erzählte, welchen er im fernen Lande

Digitized by Google

als Konzertgeber auf dem Fortepiano kennen gelernt. — „Den bringe mir" — war des Sultans kurze Erwiederung; und hierbei blieb es, ungeachtet der alleruntertHänigſten Vorſtellung, wie dieſer Virtuos entſetzlich weit hervorgeholt werden müßte oder vielleicht erſt nach vielen Monaten auf ſeinen Kunſtreiſen zu erreichen ſein dürfte. Selbſt durch das Bedenken, derſelbe könne inzwiſchen bereits ganz von dieſer Welt geſchieden ſeyn, da dergleichen Geiſter ihr äußerſt reizbares Nervengehäuſe ſehr ſchnell aufzureiben pflegen — gewann der geängſtete Hoflieferant nur eine Friſt von acht Tagen, um jedenfalls wenigſtens eine eben ſo talentvolle Kreatur zu präſentiren. So ſchoß denn zu ſeinem eigenen Unheile die Drachenſaat der Unerſättlichkeit auf, welche er in das Gemüth des Sultans ſo reichlich geſtreut. Sonder Ruh bei Tag und Nacht hatte er zuletzt nur noch den Gedanken, welche ſeiner eigenen ſo probaten Strangulirſchnuren er an ſich ſelber probiren ſolle. Siehe, da bewährte ſich aufs neue und aufs glänzendſte der tröſtliche Wahlſpruch ſeines ganzen Lebens: Unkraut vergeht nicht!

Giuſeppe Vecchiari, ſein Doppelgänger im irdiſchen Lebenswallen und deshalb auch ihm anhänglich, wie ſein Schatten, wurde ſein Rettungsengel. Unerſchöpflich in Ränken und Kniffen, um Auskunft niemals verlegen und dem zwanzigſten Gefängniſſe ſo eben mit der dringlicher als je ans Herz gelegten Einſicht entſprungen, daß es unumgänglich für ihn, jedes Hülfsmittel ſchleunigſt zu ergreifen, unvermeidlich, bei Strafe des Hungertodes — ging dieſen, als der arme Freund beim Wiederſehen ſeine Drangſal ihm klagte, ſofort und mit der unbedenklichſten Hingebung an ſie und auf das einzige endlich gefundene Mittel zu ihrer Abſtellung ein. Zuvörderſt kaufte Giuſeppe ein prächtiges Bärenfell, an Länge und Umfang ſeinem eigenen Wuchſe genau angemeſſen; dann übte er in dieſem Gewande unverdroſſen alle bekannten Bärenſtückchen vom einfachen Pas à quatre bis zur Pirouette à la marqueroute, ohne das obligate Brummen dabei zu verſäumen, und ließ ſich mit ſeinem Führer zur beſtimmten Stunde bei Hofe anmelden. Der ſchönſte Kiſting mit Engliſcher Mechanik und herrlicher Fülle des Tones war ſchon bereitgeſtellt, denn ſchon im geheimen Divan hatte der hohe Präſident daran erinnert, daß heute das Bären-Konzert an der Tagesordnung. Jetzt nahm der behaarte Meiſter mit edlem Anſtande Platz und führte, während alle Großwürdenträger rings athemlos aufhorchten und ſelbſt die Favoritinnen des Harems hinter engvergitterten Wänden lauſchten, ein ſo vollendetes Charivari aus, daß der entzückte Sultan dem bewährten Maestro ſeine vollkommene Zufriedenheit zu erkennen gab, indem er ihm auf der Stelle fünfhundert Beutel reichen ließ. Die Freude der beiden Gauner hierüber wurde indeß eben ſo raſch, wie ſie hervorgerufen, wieder verſcheucht, da der huldreiche Herrſcher Befehl gab, das ſo überaus kunſtfertige Thier, als die werthvollſte Seltenheit, der Großherrlichen Menagerie einzuverleiben, und dieſer Befehl nicht minder ſchleunig als der erſtere ausgeführt wurde. So trug nun des Pſeudobär's Liſt ihm die mißliche Ehre ein, mit hungrigem Magen Angeſichts einer Ration von vier bis fünf Pfund rohen Fleiſches, hinter handfeſten Eiſenſtäben im ſorglichſt verſchloſſenen Käfige, einen Löwen zur Rechten, einen Panther zur Linken, die Nacht im Großherrlichen Thiergarten hinzubringen. Vom Gebrüll ſeiner Nachbarn, welche den falſchen homo novus mit doppelten Grolle zu wittern ſchienen, aus ſeinen trübſeligen Gedanken zum hundertſten Male aufgeſchreckt, überlegte Giuſeppe ſo eben, ob nicht wirklich für ihn das Gerathenſte ſey, den Kopf, den er doch nicht füglich noch länger ſein Eigenthum nennen konnte, lieber alsbald freiwillig an der Käfigswand einzuſtoßen — als das Schloß geöffnet, er herausgeriſſen, in einen andern Käfig auf einen Karren geworfen und davongefahren wurde. Der Hoffnungsſtrahl, welcher trotz der gewaltig unſanften Behandlung in ihm aufblitzte und das ganze Verfahren als Baſſo's Veranſtaltung zu ſeiner Erlöſung ihm erſcheinen ließ, machte nur allzubald der vorigen Finſterniß Platz, da er wahrnahm, wie alle Palaſtwachen ihn ſammt ſeinen Beſtandſchi's völlig ungehindert durchließen, denn das konnte nur auf des Sultans Befehl geſchehen, der offenbar alles entdeckt und ſeinen Tod angeordnet hatte. — So war es in der That aber nicht: „Zweitauſend Piaſter koſtet mir deine Befreiung und dein Stellvertreter" — raunte, als man außerhalb des Serai's war, die unverkennbare Stimme ſeines Baſſo ihm zu. Er war gerettet.

Etliche Tage ſpäter wollte der Sultan den ſeltenen Ohrenſchmaus erneuern; diesmal zertrümmerte aber der Bärenhäuter Erard's würdigen Nebenbuhler in tauſend Splitter und zeigte obendrein nicht übel Luſt, auch die geſammte Hohe und Höchſte Zuhörerſchaft ſeine ungeleckten Tatzen fühlen zu laſſen. Dafür zahlte er im Marmorhofe mit ſeinem Kopfe. Vierzig Rebellenhäupter und dreißig Sultaninnen, in Lederſäcke ſäuberlichſt vernäht, hätte der wohlgeübte Janitſchar kaum raſcher abgethan als Giuſeppe's Sofias.

Baſſo aber fiel, wegen der offenbar nur oberflächlichen Bildung ſeines Schülers in humanioribus in Allerhöchſte Ungnade und nahm ſich dieſe oder einen ihm zugefügten Diebſtahl, deſſen Thäter er nicht habhaft werden konnte, weil ſein Herzensfreund Giuſeppe plötzlich zum Islam überging — dergeſtalt zu Herzen, daß er auf- und davonging. Niemand weiß, wo und wie er ein Ende genommen; doch darf man wohl über das Wie ziemlich zuverläſſig muthmaßen.

Die Kometen.

Die Erſcheinung eines neuen Kometen, die wir ſeit mehreren Tagen am ſüdweſtlichen Himmel, in der Nähe des ſchönen Sternbildes Orion, zu bemerken Gelegenheit haben, gibt uns Veranlaſſung, einiges Weniges über dieſe ſonderbare Art Himmelskörper mitzutheilen.

Schon die Alten erſchöpften ſich in höchſt ſeltſamen Anſichten über das Weſen dieſer von Zeit zu Zeit am Himmel neu angekommenen Fremdlinge von mehr oder weniger runder, ſchwach ſchimmernder, vom Mittelpunkte gegen den Rand hin verwaſchener, nebliger Geſtalt, die gewöhnlich mit einem Schweife verſehen ſind und deßhalb den Namen Komet (der Behaarte) erhalten haben. Nach Einigen entſtanden ſie durch die Vereinigung zweier oder mehrerer Planeten, Andere hielten ſie für das Licht eines Sterns, der in eine dichte Wolke eingeſchloſſen ſey, durch welche das Licht hindurchſtrahle, wie das Licht aus einer Laterne; wieder andere für zuſammengehäufte Maſſen trockner Dünſte, die durch hineingefallenen Feuerſtoff entzündet und durch den Umſchwung des Himmels mit fortgeführt werden, ſich aber bald wieder zertheilen und verlöſchen; und ſo gab es noch andere Erklärungen, von denen noch folgende ihrer Richtigkeit halber angeführt zu werden verdient: Die

Kometen ſind Sterne wie Sonne und Mond, jedoch nicht von runder, ſondern lang geſtreckter Geſtalt, welche die höhern Himmelsregionen durchſtreifen und ſich nur beim Durchwandern der unteren Theile ihrer Bahnen uns ſichtbar machen. Im Verlaufe der Zeit kam man von dieſer im Ganzen richtigen Anſicht zurück, und kehrte ſelbſt bis vor zwei Jahrhunderten zu jenen höchſt ſeltſamen zurück, fügte noch andere hinzu, und der Aberglaube erkannte in ihnen ſichere Vorboten mancherlei Unglücks für Menſchen und Völker, das ſie als giftige, in den oberſten Regionen der Luft herumſchwärmende Ungeheuer bei ihrer Annäherung an die Erde dieſer bringen, oder doch vorher anzeigen ſollten, wobei man in Zeiten des Krieges nicht conſequent genug war, zu bedenken, daß dasjenige, welches dem einen von zwei kriegführenden Völkern Unglück bringt, dem andern Glück iſt. Erſt ſeitdem der engliſche Aſtronom Halley gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts die Wiederkunft eines Kometen vorausbeſtimmte, und dieſelbe auch erfolgte, überzeugte man ſich, daß man es mit wirklichen Körpern, analog denen unſeres Sonnenſyſtems, zu thun habe, auf welche die allgemeinen Geſetze der Schwere anzuwenden ſeyen, zumal da man durch den Gebrauch der Fernrohre bei mehreren derſelben mehr oder weniger ſcharf begränzte, kreisförmige Kerne, und auf denſelben ſelbſt dunkelgraue Flecken, wie auf unſeren Planeten, beſonders auf Jupiter und Mars, bemerken wollte. Nunmehr betrachtete man ſie nicht mehr als Fremdlinge, die unberufen ſich in unſer Sonnenſyſtem hereinwagten und Unheil brächten und verkündeten; man ſchauderte nicht mehr vor ihrem fürchterlichen Schweife, der an eine Zuchtruthe erinnerte, oder vor ihrer furchtbaren Farbe zurück, die ſchon eine Abſtrahlung des Blutes, das fließen oder der Flamme, die ſich entzünden ſollte, zu ſeyn ſchien; ſondern hielt ſie meiſt alle für Kinder derſelben Mutter, welcher wir angehören, die, nur mit mehr Freiheit, als die Planeten, am Gängelbande ſich bewegten, und größere und nach allen Richtungen des Himmels hin erfolgende Reiſen zu machen beſtimmt ſeyen. Der Aſtronom Schubert in St. Petersburg berechnete die Anzahl der zu unſerem Sonnenſyſtem gehörigen Kometen auf nicht weniger als 20 Millionen. Im Jahr 1826 erſchienen nicht weniger als 6 Kometen, und ſo verfließt nicht leicht ein Jahr, in welchem nicht ein Komet an Himmel ſichtbar wäre, wenn auch nur dem bewaffneten Auge, dem aber ſelbſt nicht wenige entgehen, theils durch ihre Kleinheit und übergroße Entfernung, theils dadurch, daß ſie nur am Tage ſich zeigen, oder bei bewölktem Himmel, oder endlich in jenem Theile des ſüdlichen Himmels, der unſerm Blicke durchaus nicht zugänglich iſt. Nur von ungefähr 150 der uns bisher bekannten Kometen ſind die Bahnen berechnet, und bei einer noch kleineren Anzahl beruht die Beſtimmung der Bahn und der Zeit ihres Wiedererſcheinens auf ſicherer Berechnung. Genau genommen, iſt dies zunächſt nur bei vieren der Fall: dem Halley'ſchen, Biela'ſchen, Olbers'ſchen und Enke'ſchen, welches letzteren Umlaufszeit nur 3 Jahre, 110 Tage beträgt, und ſelbſt auf wenige Stunden oder gar Minuten genau eingehalten wird. Bei den Kometen von größerer Umlaufszeit, die ſich viele hundert Millionen Meilen von der Sonne entfernen, läßt ſich keine ſolche Uebereinſtimmung der Erſcheinung mit der Berechnung erwarten und, erfolgt die Wiederkunft eines ſolchen Kometen auch nicht mit dem Monat, ſo macht es immerhin dem menſchlichen Geiſte Ehre genug, wenigſtens in dem Maße mit der Wiederkunft eines ſo weit in das Univerſum hinausſchweifenden Himmelskörpers im Reinen zu ſeyn. Denn wie leicht iſt es möglich, daß der Komet auf ſeiner weiten Reiſe der Einwirkung uns ganz unbekannter Kräfte unterliegt, welche ſeine Umlaufszeit nicht nur, ſondern auch ſeine Bahn verändern.

Was nun die Geſtalt der Kometen betrifft, ſo hat man gewöhnlich dreierlei zu unterſcheiden: den Kopf oder Kern, die den Kern umhüllende ringförmige Nebelhülle und den ſtets an der von der Sonne abgewandten Seite des Kometen befindlichen Schweif. Der Kern erſcheint zwar bei keinem als eine feſte, dunkle, undurchſichtige Scheibe, jedoch zeigen die meiſten Kometen eine ſehr ſtarke Verdichtung ihres Glanzes nach einem im Innern der Maſſe, ſelten in der Mitte gelegenen Punkt. Dieſen nur vergleichungsweiſe ſo zu nennenden Kern umgibt eine nach Außen immer dünner werdende neblichte Hülle, an die ſich gewöhnlich der Schweif in Geſtalt eines geraden Kehrbeſens, eines Fächers oder einer Ruthe anſchließt. Die Länge der Schweife iſt ſehr verſchieden und unterliegt, ſo wie ihre Geſtalt bei den einzelnen Kometen binnen wenig Tagen großen Veränderungen, welche vornehmlich mit der Annäherung und Wiederentfernung des Kometen von der Sonne zuſammenhängen, wobei im Allgemeinen die Regel gilt, daß, je mehr ein Komet ſich der Sonne nähert, in demſelben Maße ſein Schweif zu- und umgekehrt abnimmt, daß aber unmittelbar nach ſeiner größten Sonnennähe die Länge und der Glanz des Schweifes am bedeutendſten iſt. Der Komet vom Jahre 204 v. Chr., deſſen die Alten erwähnen, hatte einen Schweif, der vom Morgenhimmel bis zum Abendhimmel herüberreichte; der von 1680 einen ſo bedeutenden, daß, wenn er Abends 5 Uhr untergegangen, dennoch die ganze Nacht hindurch noch etwas von ſeinem Schweife erſichtlich war; die Länge des Schweifes des Kometen von 1811 betrug nicht weniger als 12 Millionen Meilen.

Ueber die Natur und phyſiſche Beſchaffenheit dieſer räthſelhaften Himmelskörper iſt etwa Folgendes theils mit Gewißheit, theils mit großer Wahrſcheinlichkeit anzuführen. Die Kometen ſind Himmelskörper, welche den Geſetzen der Anziehungskraft unterworfen und folglich ſelbſt ſchwer ſind, alſo einen Stoff, eine Maſſe haben. Dieſer Stoff iſt aber äußerſt dünner Natur, oder die Kometen beſtehen aus einer überaus feinen und lockeren Subſtanz, die nicht einmal von gasförmiger Natur, gewiſſen Erſcheinungen zufolge ſeyn kann, geſchweige denn von feſter oder tropfbarflüſſiger, ſo daß wir gar kein Analogon für ſie kennen. Für gänzlich immateriell dürfen wir ſie jedoch nicht halten, denn ſonſt würden ſie ſelbſt den Geſetzen der Schwere unterworfen ſeyn, vielmehr hat ihre Maſſe die Eigenſchaft, das Sonnenlicht zurückzuwerfen und dadurch für uns ſichtbar zu werden. Früher war man der Meinung, die Kometen beſäßen ihr eigenes Licht; directe Verſuche haben in neuerer Zeit die Unhaltbarkeit dieſer Anſicht dargethan.

Die Frage: was wir von einem möglichen Zuſammenſtoßen unſerer Erde mit einem Kometen zu erwarten hätten, beantwortet ſich leicht aus dem ſo eben Erwähnten über ihre phyſiſche Beſchaffenheit, ſo daß auch in dieſer Beziehung die Kometen wenig Furcht zu erregen im Stande ſind. (E. v. u. ſ. D.)

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 42. Donnerſtag, 6. April 1843.

Drei Bretagner.

Moreau. — Elleviou. — Duval.

(Schluß.)

Zur feſtgeſetzten Stunde legte Duval das, was er ſein Galla-Kleid nannte, an, einen Rock, in welchem er allbereits dem Könige von Preußen, dem Kaiſer von Rußland und vielen kleinen deutſchen Fürſten aufgewartet hatte, der alſo, wie man ſich denken kann, ſchon ziemlich abgetragen war. So oft er nachmals von ſeiner Vorleſung erzählte, ermangelte er nie, hinzuzuſetzen: »Ich ſah, wie die Hofleute meinen um die Hälfte zu knappen Hofanzug, in welchem ich mich ſehr linkiſch ausnahm, belächelten. Da aber ein Autor, der ſein Werk bei Hofe vorlieſt, immer eine lächerliche Figur macht, ſo ließ ich mich dadurch nicht aus dem Texte bringen und ſtand wacker meinen Mann.«

Wir können ihm dies um ſo mehr glauben, als er hier eine ſchöne Gelegenheit fand, ſeine ſeltene Beobachtungsgabe zu üben. Es umgaben ihn da viele Leute, die, wie er ſelbſt, im ehrſamen Burgerſtande geboren waren, mit denen er wohl hundert Mal bei ſeinen Freunden dinirt hatte, und die jetzt eine vornehme Miene annahmen, ja ſich anſtellten, als ſey er ihnen eine unbekannte Perſon. Die junge Dame, welche Duval ſelbſt im Salon von Malmaiſon Komödie ſpielen gelehrt, das liebenswürdige Fräulein Beauharnais mit ihrer anſpruchloſen Grazie, mußte er jetzt „Ihre Majeſtät“ betiteln. Der gegenſeitige Haß des alten, zum Theil um eine Stufe degradirten, und des neugebackenen Adels, die feinen Witzleien der weiland Hofleute von Verſailles über die vielen Etiketten-Verſtöße ihrer neuen Kollegen in den Tuilerien: dies Alles war eine vortreffliche Komödie. Nur Schade, daß anfänglich die Macht und in der Folge das Unglück unſerem Duval nicht erlaubten, ſie auf die Bühne zu bringen.

Als jeder ſeinen Platz eingenommen hatte, trat der Ober-Ceremonienmeiſter zu Duval heran und lud ihn im Namen der Königin ein, die Vorleſung zu beginnen. Bei dieſer Gelegenheit ſagte er dem Autor einige ſchmeichelhafte und verbindliche Dinge. Herr von Ségur war Duval's Kollege an der Akademie.

Von ein paar gnädigen Worten der Königin Hortenſia noch ferner ermuthigt, begann der Verfaſſer zu leſen. Er ſah wie die erſten Scenen die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden feſſelten, von denen Jeden ſein Ehrgeiz oder gekränkte Eitelkeit marterte. Er ahnte guten Erfolg und verdoppelte ſeinen Eifer, ihn zu verdienen, als plötzlich die beiden Thürflügel des Salons mit großem Geräuſch aus einander fuhren und ein Huiſſier mit lauter Stimme den Kaiſer ankündigte! Alle Zuhörer erhoben ſich raſch von ihren Sitzen.

Von Staunen faſt betäubt, ſtand auch Duval maſchinenmäßig auf und ſah den Kaiſer mit ſeinem ganzen Jagdgefolge vor ſich ſtehen. Napoleon fragte kurz gebunden, was man hier treibe? Frau von Larochefoucault erklärte es ihm und wollte etwas über den Verfaſſer und ſeine Werke hinzuſetzen. Aber der Kaiſer unterbrach ſie mit den Worten: „Oh! ich kenne ihn; er hat den „Haustyrann“ und den „Eduard“ geſchrieben.“ Darauf ſagte er, der Regen habe ihm die Jagd verdorben, und es werde ihm gar nicht unangenehm ſeyn, das Stück mit anzuhören. Dann hieß er Duval in ſehr gnädigem Tone ſich niederſetzen.

Herr von Ségur forderte den Verfaſſer auf, die Lektüre wieder anzufangen.

„Nein“, ſagte Napoleon, „man gebe nur die Expoſition, ich werde bald im Gange ſeyn.“

Herr von Ségur hielt es für ſeine Pflicht, dies zu thun; allein, mochte ihn die Anweſenheit des Kaiſers einſchüchtern, oder mochte er den erſten Akt ſchlecht angehört haben: ſeine Analyſe war dem Süjet ſo fremd, daß der arme Autor nicht länger an ſich halten konnte und mit Bretagniſcher Freimüthigkeit ihn unterbrach: „Ich bitte um Verzeihung, Herr Graf, das iſt nicht der Inhalt meines Stücks.“ Herr von Ségur verſicherte mit aller ihm zu Gebote ſtehendenden Höflichkeit, er täuſche ſich nicht, er habe ſehr gut gehört; aber Napoleon rief: „Bah! Sie wollen das Stück beſſer kennen, als derjenige, der es gemacht hat? Reden Sie, Duval.“

Ein paar Worte reichten hin, um dem Kaiſer die Intrigue des erſten Aktes begreiflich zu machen. Er ſchien ſich für die beiden andern zu intereſſiren. Nach beendigter Lektüre machte er dem Autor ſein Kompliment und fragte ihn, warum er ſtets Könige auf die Bühne bringe? Duval antwortete naiv, da ſeine Vorgänger die bürgerlichen Lächerlichkeiten erſchöpft hätten, ſo habe er in dieſer neuen Wahl von Perſonen eine neue Mine zur Ausbeutung geſucht. Der Kaiſer lächelte, erhob ſich dann und ſagte in ſtrengem Tone:

„Nun was machen Sie mit Ihrem Eduard?“ — „„Ew. Majeſtät““, entgegnete Duval, „„wiſſen beſſer, als jeder Andere, daß er unter Arreſt gelegt iſt, und daß ſeine Befreiung nur von Ew. Majeſtät abhängt.““

Der Kaiſer lächelte wieder, aber dieſes Mal ſardoniſch; dann verließ er den Saal, begleitet von ſeinem ganzen Hofe.

Unterdeß war Moreau, nachdem er die Welt mit ſeinem Kriegsruhm erfüllt und einem Dichter die ſchönen Worte eingegeben: „Der Sieg iſt ſtaunend Deinem Rückzuge gefolgt“ — nachdem er aus Bonaparte's Händen jenes koſtbare Paar Piſtolen empfangen, begleitet mit

den Worten: „Ich hätte gern Ihre Siege darauf graviren laſſen, allein es war nicht Platz genug dazu“ — nachdem er einen ſo ſchmeichelnden Rival ſich zum Feinde gemacht und einen Prozeß beſtanden, über den erſt die Nachwelt richten wird: Moreau, ſag' ich, war, zur Deportation verurtheilt, nach den Vereinigten Staaten abgereiſt. Ach! warum blieb er nicht dort bis zum Sturze des Kaiſerreichs!

Der Tod nimmt keine Rückſicht auf die Talente, die großen Berühmtheiten; man ſollte denken, der Lärm, den ſie auf Erden machten, errege ſeinen Neid. Er hat unſere drei Bretagner hinweggerafft:

Alexandre Duval, nachdem er alle Undankbarkeit der Theater, die durch ihn aufgeblüht waren, hatte erfahren müſſen, nach langen Leiden, welche die ſorgſame Pflege ſeiner verehrungswürdigen Familie ihm verſüßte;

Elleviou, im Augenblick, als er zu einer Luſtpartie ſich anſchickte, ohne Schmerz, ohne irgend ein Vorgefühl dieſes letzten Aſchiedes, — ein verzogenes Kind des Todes, wie er ein verzogenes Kind des Himmels geweſen.

Moreau! — ach! wie wird die Geſchichte ſein trauriges Ende ſchildern! — Moreau, dieſer tapfere Breton, der beklagenswertheſte von allen Dreien — er vergaß ſich, von Rache geleitet, ſo weit, daß er die Feinde ſeines Vaterlandes kommandiren wollte. Der Himmel hinderte ihn aus Mitleid daran, ſeine Schmach zu überleben. — Beweinen wir den großen Feldherrn, den Fabius der neueren Zeit, in welchen eine franzöſiſche Stückkugel in einer Sekunde dreißig Jahre des Ruhms getödtet!

Sophie Gay.

Der Thurm von Maſaleti.

Der Küſtenſaum von Sicilien zeigt ſich von Strecke zu Strecke mit Thürmen beſetzt, welche vor Zeiten als Warten gedient, von deren Hohen herab, Land und Meer weithin überſchauend, Wachen jedwedes in ihrem Geſichtskreiſe auftauchende Verdächtige durch ein Lärmzeichen meldeten. Dies geſchah in jenen Zeiten, da die Barbaresken-Seeräuber mit ihren unvermutheten Beſuchen dieſer Geſtade ſo wenig Umſtände zu machen pflegten, daß gewöhnlich eine Ortſchaft überfallen und ausgeplündert, deren Bewohner umgebracht, Frauen und Tochter derſelben aber, ſo weit ſie jenen deſſen werth ſchienen, für ihre Bazare davongeſchleppt waren, ehe nur den nächſten Nachbarn die erſte Kunde davon zugekommen. Heutzutage, da Algier die Hauptſtadt eines franzöſiſchen Departements geworden, Tunis und Tripolis aber, wohl oder übel, dieſen einträglichen Handſtreichen entſagen gemußt, heutigen Tages dienen jene Thürme zu nichts mehr, als etwa zum Ausputze einer Landſchaft und zum Zeitvertreibe der Zeit, die ſich ein Spielwerk daraus macht, ſie nach und nach zu zerbröckeln.

So erhebt ſich auch unweit Catania, auf einem abgelegenen Hügel, der ſchönſten Landſchaft von der Welt, der Thurm von Maſaleti, vielleicht maleriſcher als alle die anderen gleich ihm vor drei Jahrhunderten durch eine hinlänglich gerechtfertigte Furcht errichteten Bauten, und doch zugleich vernachläſſigter als alle jene, denn keine Seele kommt ihm zu nahe, nicht einmal ein paar luſtige Geſpenſter — denen indeß für ihre Ausflüge wohl überhaupt die taghelle Nacht wie die blendende Sonne beider Sicilien weniger zuſagen mag, als Skandinaviens dämmeriges Dunkel.

An einem lieblichen Mai-Abende des Jahres 1838 aber erklimmten zwei junge Frauen langſam die Höhe von Maſaleti. Sie waren allein ſelbander und nützten die Augenblicke, in welchen das Anſteigen ihres Pfades ſie zum Ausruhen nöthigte, während ſie friſchen Athem ſchöpften, bald zum Abpflücken etlicher Blumen, bald zur wiederholten Betrachtung des immer näher gerückten Thurmes und der Rundſicht zu ihren Füßen, welche von jedem neuen Standorte einen neuen Anblick darbot, immer neue Reize entfaltete. Beide ſprachen Franzöſiſch mit einander, doch hätte der Kenner leicht herausgehört, daß nur die Aeltere die reine Pariſer Mundart, die Jüngere dagegen eine fremdländiſche Ausſprache hatte; und in der That, jene, Frau von C..., war eine Pariſerin, mit ihrem Gatten nebſt Beider noch ganz jungem Kinde zum Beſuche der an den Buſen des mittelländiſchen Meeres ſo reizend ſich anſchmiegenden Gefilde hierhergekommen, und ihre Begleiterin Maria, die Tochter eines angeſehenen Hauſes in Catania. Hier hielt ſich die Franzöſin ſeit etlichen Wochen auf und hatte, während Herr von C., in ſeiner Leidenſchaft für die Erdkunde unvermögend vom Aetna ſich zu trennen, am Monte Nero, Monte Leone, Monte Roſſo, eine überreiche Ausbeute von Leuciten, Olivinen, Augiten, kieſelartigen Tropfſteinen und von Schlacken nach Herzensluſt zuſammentrug — die Bekanntſchaft der Italienerin gemacht, deren Heiterkeit, Gefälligkeit und Bildung für die Fremde nicht minder ergiebige Quellen der Unterhaltung und Belehrung wurden. Beide Frauen paßten auch übrigens vortrefflich für einander, da Beide, ungefähr in gleichem Alter, blühend geſund, ſehr vermögend, voll der angenehmſten Rückerinnerungen und mit der heiterſten Zuverſicht auf Gegenwart und Zukunft blickten.

Als nun dieſe treuen Verbündeten den Gipfel der Höhe gewonnen hatten, ließen ſie die Blicke mit Wohlgefallen über ihre herrliche Eroberung, wie ſolche rings um ſie her in voller Pracht der üppigſten Fülle ſich ausbreitete, hinſchweifen, und Maria, auf die ſchönſten Landhäuſer, die bemerkenswertheſten Oerter in den durch anziehende Erinnerungen aus dem Alterthume geweihten Auen mit dem feinen Finger hinzeigend, nannte die einzelnen Namen. Da traf im langſamen Kreiſen, dem Fingerzeige folgend, der Nachbarin Auge zuletzt auch wieder auf den alten Thurm, deſſen düſteres Gemäuer nun ſo dicht neben ihr emporſtieg, daß ſie, um ſeines Kranzes anſichtig zu werden, mit hinterwarts gewandtem Kopfe ein paar Schritte zurücktrat: und augenblicklich ſtieg in ihr das Lüſtchen auf, von der Platte des Gothiſchen Wart-Obelisken, gleichſam in den Lüften ſchwebend, alle dieſe Landhäuſer, Dörfe, Städte, Berge und das ganze ſchiffbeſäete Meer, durch nichts als durch den unermeßlichen Ring des tiefblauen Himmelsgewölbes begränzt, in einem trunkenen Blicke einzufangen. — Gedacht und gethan war Eins bei dem lebhaften Pärchen, indem es beim Umbiegen, um eine der Thurmecken eine kleine Thür gewahrte und mit lautem Jubelrufe begrüßte, deren Füllung der vereinten Unbild des Regens und des Windes gewichen, ſo daß der Zugang zu der hinter ihr an den dicken Mauern ſich aufwindenden Treppe offen ſtand. Trotz Moderſtaub und dichter Finſterniß zog es Frau C., innerlich von Neugier und der Laune ihres Einfalles

getrieben, höher und höher, die lange Stufenfolge empor, welche ſie in allem feurigen Ungeſtüm eines zum erſten Male mitſtürmenden jungen Helden hinaneilte. Einiger Schutt und hin und wieder einiges Steingeröll waren übrigens die einzigen Hinderniſſe, welche ſie zu überwinden fand. Gleichſam zu immer neuer Herzſtärkung konnte ſie dabei durch die kleinen Mauerlucken bald einen Streif der blauen, vom Sonnenuntergange golden übergoſſenen Meeresfläche, bald ein Zipſelchen der Landſchaft erhaſchen: und nie vorher war ihr der Himmel heiterer, die Luft duftiger vorgekommen, nie hatten die Gefilde ſie freundlicher angelächelt, als jetzt die niedlichen Duodez-Landſchaften von wenigen Zollen, welche ſie ſich ſo im Vorbeigehen wegſtahl. Maria mochte ihr immer nachrufen, daß ſie doch auf ſie warten möge — die Uebermuthige ſtieg nur um ſo behender, bis endlich, kichernd und frohlockend, Beide faſt in demſelben Augenblicke auf der Platte des Thurmes anlangten.

Seit länger als einem Jahrhundert wohl mochte hier ein menſchlicher Fuß nicht mehr geſtanden haben, und alle Fährlichkeiten, alle Schreckniſſe dieſer Eroberung im Sturme hatten ſich auf das Herabfallen etlicher vom Gewölbe losbröckelnder Mortelſtückchen, auf das zornige Geſchwirr der flüchtenden, durch ſo unberufene Eindringlinge aus ihren wohlerſeſſenen Erbſitzen aufgeſcheuchten Fledermaus-Sippſchaften beſchränkt. Die beiden Siegerinnen, obgleich von der plötzlich wieder um ſie ausgebreiteten Helle anfangs geblendet und von dem Gefühle ein wenig verwirrt, welches unſerer auf ungewöhnlich hohem Standorte ſich zu bemeiſtern pflegt, genoſſen doch ſehe bald ohne weitere Beeinträchtigung alle Vortheile aus ihrem abenteuerlichen Wagniſſe, indem ſie in vollen Zügen, mit wahrhaft trunkenen Blicken alle Herrlichkeiten des nun ſchrankenlos vor ihnen aufgethanen Zauberkreiſes einſogen, den ich gewiß um ſo trefflicher beſchriebe, da ich ihn mit eigenen Augen niemals geſehen, und den ich dennoch ungeſchildert laſſe, weil jede Beſchreibung unleidlich iſt. — „Gelt! hier bei uns iſt's hübſch?" fragte die Italienerin mit anmuthigem Eifer in Tone — „und ich hatte wohl Recht, Sie nach und nach hieher zu führen! Sehen Sie nur: da die Trümmer von Epipola auf anſcheinend unzugänglichen Höhen, in deren ſenkrechten Felswänden die Begräbniſſe der alten Bewohner wie lauter eingehauene Fenſteraus ſehen — dort die Arethuſa, die freilich ſeit Cicero's Zeiten beträchtlich eingeſchrumpft und vertrocknet ſeyn muß, wenn der Quell damals wirklich, wie jener ſagt, incredibili magnitudine et plenissimus piscium geweſen ...." — „Verſtehen Sie denn Lateiniſch, Maria?" — „O, das Latein iſt ja ſo leicht begreiflich, daß es weder ein Vorwurf noch ein Vorzug ſeyn kann, es zu verſtehen. Aber ja die Arethuſa, ein armſeliges Quellchen auf dem Grunde von einer Art Brunnen iſt ſie heutzutage, und in dieſer gottgeweiheten Fluth waſchen, ſpülen und ringen die entarteten Töchter der alten Syrakuſa, Angeſichts derſelben Sonne, welche ihren gläubigen Urmüttern geſtrahlt ... ihrer Männer Hemden und Hoſen! — Weiterhin finden Sie das halbkreisförmig in den Felſen gebrochene Theater von Syrakus. Ringsumher ragen die Rieſen-Feigenbäume, deren undurchdringliche Schatten oft mit einem Durchmeſſer von 60, ja von 150 Fuß den Boden decken; und gegenüber, an aſchfarbige Schnee- und Eismaſſen hinanreichend, die Eichenhaine des Aetna, unſeres gefährlichen Nachbars, der vielleicht Exequien, wie in beiden verhängnißvollen Jahren mit dem Krebszeichen (1169 und 1669), eben jetzt für Bellini's und Paccini's Wiege wieder ſinnt. Zu alledem nun endlich noch die ganze Kalabriſche Küſte ...! Aber, Sie hören ja gar nicht mehr auf mich, ſondern blicken unverwandt noch immer nach Cantania." — „Ich ſuche unſer Haus und bedaure eben, daß mein Mann und unſer kleiner Heinrich nicht hier oben mit uns ..."

Weiter vermochte ſie nicht zu ſprechen, denn urplötzlich unterbrach ſie ein entſetzliches Krachen, wie hundertfaches Donnergetöſe den Thurm im tiefſten Grunde erſchütternd. Maria rief ein herzzerſchneidendes: „Hilf, Himmel!" — Die Fremde dagegen gab keinen Laut von ſich und ſtand, todtenbleich, wie eingewurzelt. Sie gehörte zu denjenigen, deren Geiſt die Beziehungen zwiſchen Wirkung und Urſache mit Blitzesſchnelle faßt; die Schwingungen der grauenvollen Erſchütterung dauerten noch, als ſie den ganzen Umfang der gräßlichen Schickung bereits überſchaut hatte. Ein unwiderſtehlicher Trieb, der Schauerzug, welcher uns lockt, wider unſeren eigenen Willen nach demjenigen zu blicken, was uns in eiſigem Grauen verſteint, den Finger auf das ſchwarzglühende Eiſen ſelbſt zu legen — nöthigte ſie deſſen ſich zu verſichern, vor deſſen Beſtätigung ſie im Innerſten erbebte. Zwei Schritte bis zur der Oeffnung hin, aus welcher ſie auf die Thurmplatte gelangt war, genügten: Ein unabſehbarer Schlund, ein unzugänglicher Abgrund gähnte dem ſtarren Auge entgegen — ſchied die Gattin, die Mutter von den Theuerſten ihres Herzens — vielleicht für die Ewigkeit .... Von der ganzen Wendeltreppe waren nur die drei oberſten Stufen noch an ihrem Platze, und dieſe löſten ſich ſo eben vor den bangen Augen ab, tauchten in den leeren Raum hinunter, in deſſen Grabesnacht verſchwindend, und erſt nach einer in ſchmerzlichſter Spannung gemeſſenen Pauſe — für die berechnende Verzweiflung ein nur allzu ſicheres Doppelmaß der eigenen Rettungsloſigkeit wie der Thurmhöhe — ertönte das dumpfe Geräuſch, welches das Aufſchlagen der Stufen am Boden anzeigte und in dem alten Gemäuer unheimlich wiederhallte. — Nach ſo vieler Jahre, obwohl ſtillverborgenen, doch nicht minder wirſamen Angriffen hatte der leichte Tritt zweier Frauenfüßchen hingereicht, die verwitterte Treppe zu zerſtoren. — — Erſt, als Alles wieder ſtill geworden, wandte ſich die arme Frau ſchaudernd von dem Abgrunde weg, aber noch ſchneller vom Himmel über ihr, zu welchem ein ſtummklagender Blick ſich erhoben, weil deſſen ungetrübte Heiterkeit ihr jetzt unerträglich ſchien; und doch, obwohl mit beiden Händen die Augen feſt zudeckend, ſah ſie Alles, was ſie verloren geben ſollte, nur um ſo heller, reizender und lebendiger vor ſich.

Maria war unterdeſſen auf die Kniee geſunken und beugte ſich jetzt mit dem ganzen Oberkörper über die Bruſtung, nach allen Seiten umblickend, ein lebendes Weſen zu erſpähen, das ſie zur Rettung anrufen könnte. Eitles Mühen — nirgend ein Ohr, ihr Rufen zu vernehmen! .... Doch, kommt da nicht Jemand den Hügel herauf? Richtig! Aber er hört uns nicht und ſieht fortwährend zur Erde nieder: es iſt ein Kräuter-Austräger. Wir müſſen noch lauter rufen. Alles umſonſt — da geht er wieder hinunter .... Unſere Stimmen ſind viel zu ſchwach für dieſe Höhe.

Ach, noch viel ſtarkere Stimmen wären das ebenfalls geweſen. — Bis zur Ermüdung aller Kräfte ſuchten nun die Unglücklichen, unausgeſetzt abwechſelnd, durch Tücherſchwenken ſich bemerklich zu machen. Nichts,

gar nichts geſtattete ihnen nur im Geringſten eine tröſtliche Hoffnung, daß ſie geſehen, daß ſie verſtanden worden ſeyen. Völlig abgeſpannt ließ Maria die Arme ſinken, als Frau v. C. mit ſchauerlich hohler Stimme ſprach: „Was hälf' es uns denn aber, wenn man uns auch wirklich ſähe und verſtände — iſt's nicht ganz unmöglich zu uns zu gelangen?"

So brach die Nacht über ſie herein — welch' eine Nacht!

(Schluß folgt.)

Correſpondenz.

Berlin, 1. April.

Geſtern Abend ſchenkte Se. Maj. der König mit ſeinem ſämmtlichen Hof der vortrefflichen Aufführung von der neueinſtudirten Oper: „die Hugenotten" ſeine hohe Gegenwart. Der in jeder Beziehung großartige Componiſt derſelben, unſer Generalmuſikdirector Meyerbeer, dirigirte die Oper und wurde von den überaus zahlreichen Zuſchauern in den Zwiſchenakten und am Schluſſe der Vorſtellung mit den Damen Marx und Tuczeck, ſo wie mit Herrn Mantius, welche Alle darin Ausgezeichnetes leiſteten, ſtürmiſch hervorgerufen. Die Marx übertraf in der Rolle als „Valentine" ihre hier bewunderte Vorgängerin, Mad. Schröder-Devrient, nicht nur im Geſang, ſondern nach unſerer Anſicht auch im Spiele, indem ſie dieſe Rolle weit weiblicher und natürlicher auffaßte, als die Schröder-Devrient, welche darin zu ſehr nach Effect haſcht und ſo das wirkliche Leben vernachläſſigt. Vorgeſtern Abend gab der Intendant der Hofmuſik, Graf v. Redern, in ſeinem Hôtel eine große muſikaliſche Soirée, die auch unſer Königspaar, ſo wie die Prinzen und Prinzeſſinnen bis in die ſpäte Mitternacht durch ihre Gegenwart verherrlichten. — Karl Maria v. Weber's muſikaliſche Werke, welche ſeit langer Zeit zum Nachtheile der Erben und der Verleger in Nachdrucks-Ausgaben verbreitet worden ſind, werden nun hier durch das Geſetz und die Behörden mit Umſicht beſchützt. So hat erſt jüngſt unſer Polizeipräſidium die Beſchlagnahme der in Erfurt und Eisleben für das Pianoforte nachgedruckten Opern: „der Freiſchütz und der Oberon", in dem hieſigen Muſikalienleihinſtitut bei Bote und Bock veranlaßt. — Die bayeriſche Hofopernſängerin, Dem. Hetzenecker, welcher hier ein ſo großer Ruf voranging, debutirte auf der königlichen Bühne als „Agathe" im Freiſchütz und entſprach nicht den von ihrem Geſange und Spiele gehegten Erwartungen. Erwähnte Sängerin dürfte nur zu den mittelmäßigen Talenten zu zählen ſeyn, da es ihr noch ſehr an Ausbildung mangelt. Indeſſen wäre es zu voreilig, dieſelbe nach ihrer erſten Gaſtrolle richtig zu würdigen. Eine ſchöne umfangreiche Stimme iſt der Gaſtgeberin nicht abzuſprechen, was auch das Publikum durch lauten Beifall anerkannte. Uebermorgen tritt Dem. Hetzenecker zum zweiten Male hier auf und zwar in Mozart's Figaro. —bn—

✲

Dresden, 24. März.

In einem großen Saale an der Terraſſe iſt wieder, wie gewöhnlich jährlich, eine Blumenausſtellung veranſtaltet, zu welcher Alles ſtrömt. Das Lokal iſt ſo groß, daß man in einem Garten zu ſeyn wähnt, welche Täuſchung noch dadurch befördert wird, daß mit Sand beſtreute Gänge zwiſchen den mit vielem Geſchmack geordneten Baum- und Blumengruppen ſich hindurch winden, auch Ruhebänke hier und da angebracht ſind, und in zwei Baſſins kleine Fontainen ſpringen, wenn auch nur ganz im zarteſten Styl. — Unſere Madame Schröder-Devrient können wir nun nicht mehr die unſrige nennen, denn geſtern iſt ſie von uns geſchieden, gehört uns alſo nicht mehr allein an, ſondern für den Augenblick dem Orte, der Gegend, dem Publikum, dem ſie ſich in die Arme werfen wird. Die vier letzten Tage ihres Hierſeyns ließ ſie uns recht fühlen, was wir an ihr verlieren. Ich möchte faſt ſagen, ſie bemühte ſich, das Herz uns ſchwer zu machen und zwar mit einer kleinen Schadenfreude im Hintergrunde, weil wir ſie ziehen laſſen. Denn ihr Geſang, ihr Spiel erſchien uns ſo ſchön wie noch nie. Den erſten und zweiten Tag trat ſie in „Rienzi" auf. Am 3. gab ſie ein Concert zum Beſten der Erzgebirger, an deſſen Schluſſe ſie mit einem Lorbeerkranze geſchmückt ward und am 4. trat ſie in der Rolle der Armide auf. Der Enthuſiasmus des entzückten Publikums rief ſie zweimal während des Stückes und am Schluſſe. Hier träufelte ſie aber wieder einige Tropfen Balſam in unſer wundes Herz. Sie ſprach nämlich einige Worte, ausdrückend den Schmerz an das Scheiden von hier, aber zugleich hoffend, bei ihrer Rückkehr gleiche freundliche Theilnahme wieder zu finden, als ſie jetzt bei ihrem Abgehen erhalte. Getröſtet verließ die Menge das Haus, denn — wir werden uns wiederſehen. Heute reiste ſie ab über Bautzen, wo ſie ſogleich ein Concert wieder für die Erzgebirger geben wird, nach Breslau und Petersburg.

Außer dem politiſchen Leben, welches während der Zeit des Landtags hier auftaucht, da die hieſige Bevölkerung durch das Erſcheinen der Abgeordneten an öffentlichen Orten, wie durch die ihm geöffneten Tribunen der Ständeverſammlungsſäle, gleichſam genöthigt und darauf hingeführt wird, auch von öffentlichen Volksangelegenheiten und mehr als von ſonſt kurrenten Unterhaltungs-Gegenſtänden zu reden — zeigte ſich auch im nun verfloſſenen Winter ein reges literariſches Leben. Verſchiedene Vorleſungen wurden gehalten und auch recht fleißig beſucht. Beſonders war dies der Fall bei der des Hrn. Franz Brendel über Geſchichte der Tonkunſt. In blühender Sprache, mit tiefer Kenntniß des wahren Weſens der Muſik, entfernt von aller Pedanterie und dem Wuſte todter Gelehrſamkeit, ſchilderte er die Anfänge und Fortſchritte der Tonkunſt von den Zeiten der Troubadours bis auf Gluck, Mozart und Beethoven; zeigte, wie die Eigenthümlichkeit jedes Volkes ſich auch in ihr ausprägt, ſo Gemüth und Tiefſinn in der deutſchen, wie Glanz und Pracht der Darſtellung in der italieniſchen Muſik. Dabei beleuchtete er das Leben und die Werke der berühmteſten Tonkünſtler aller Zeiten und gab zugleich Darſtellungen von Tonerzeugniſſen der verſchiedenen Epochen, welche das hiſtoriſch gegebene Bild zur deutlichſten Anſchauung brachten. Beethoven beſchloß den Cyklus, denn bei den modernen Tonwirren der neueſten Zeit hielt ſich zu eines jeden Tonkennersfreude Hr. Brendel nicht auf. Möge der nächſte Winter etwas Aehnliches uns wiederbringen, und wir hoffen es, da dies erſte derartige Unternehmen eines großen Beifalls ſich erfreute.

Von der Mnemosyne erſcheinen wöchentlich 3 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 43. Sonntag, 9. April 1813.

Der Thurm von Maſaleti.

(Schluß.)

Mit dem anbrechenden Morgen des nächſten Tages — es war der Sonntag — erſchien ein Fiſcherboot, fuhr ganz dicht heran und hielt gerade im Angeſichte des Thurmes ſtill. Plötzlich machte einrr der beiden Fiſcher den anderen aufmerkſam, Beide ſahen herauf, ſchienen eifrig auf einander einzureden, als ob ſie entgegengeſetzter Anſichten über die beiden räthſelhaften weißen Geſtalten im Morgengrauen wären, und — mit welcher fiberiſcher Spannung folgten die unermüdlich ihre Nothzeichen erneuenden Frauen jeder Bewegung — fuhren zuletzt ſo ſchleunig wie moglich auf und davon. War es nur abergläubiſche Furcht oder nur Sorge um Arbeitsverſäumniß? Gleichviel für unſere Verlaſſenen. — Später tauchte das Dampfboot auf, welches zwiſchen Neapel und Malta geht. Mehr als e i n e r der Reiſenden richtete das Fernrohr nach der Küſte. Jetzt hatte man die Aermſten wahrgenommen, denn man erwiederte das Tücherwehen. — — Aber ach, das Schiff glitt ruhig weiter; man hatte nur Grüße verſtanden, nur Artigkeiten erwiedert.

Wie viele enttäuſchte Hoffnungen, bis auch dieſer Tag ſich neigte! — Maria ſchluchzte: „Niemand geräth darauf, hier oben uns zu ſuchen, und Hungers ſollen wir ſterben, wo ringsum nur Fülle und Ueberfluß ausgeſchüttet — Angeſichts unſerer Wohnung ſterben, aus der unſere Lieben die ſuchenden Blicke unwiſſentlich vielleicht gerade auf uns richten!“ — Frau v. C. fühlte ſich wie vernichtet bei den Gedanken an Gatten und Kind, an deren ängſtliches Verlangen nach ihr. Ein Augenblick hatte alſo zwei der glücklichſten Familien in die tiefſte Trauer verſetzt. Uebermenſchliche Kraft gehörte dazu, dies zu ertragen; die Troſtloſe blieb ſtumm und reglos. Nur, als Maria ihr zurief: „So ſprechen Sie doch; dieſes Schweigen iſt ja qualvoller als Alles, was Sie ſagen können — was bleibt uns jetzt noch zu thun?“ ſprach jene mit eiſiger Ruhe: „Zu ſterben — wir haben Nichts mehr zu hoffen.“ Langes tiefes Schweigen folgte dieſen Worten.

Endlich — die Schatten **wuchſen** ſchon über die natürliche Länge hinaus — brach die vereinte Wirkung aller Abmattung, Schlafloſigkeit, Schmerzen und Hungerqualen bei Maria in einem glühenden Fieber aus, welches ſich alsbald zum Irrſinne ſteigerte. Unaufhörlich nur die Worte murbelnd: Wir haben nichts mehr zu hoffen — erhob ſie ſich mühſam von den Steinplatten, auf welche ſie niedergeglitten war, ſchritt über den engen Raum, der ſie wohl wie ein Schaffot gemahnen mochte, erſt einige Male langſam, dann raſcher und immer raſcher, bis ſie zuletzt dicht an der klaffenden Oeffnung ſtehen blieb und mit ſtarrem Auge lange, lange hinunterblickte. Etliche Male ſchien ſie ſich abwenden zu wollen, aber es doch nicht zu vermögen. Urplötzlich jedoch, die Hand an die Stirn legend, ſtürzte ſie in den Schlund hinab . . . Ein Schwindel, wie er beſonders häufig aus der Tiefe des Waſſers die Beſchauenden hineinzieht, hatte ihr die Sinne befangen, ſo daß ſie ihm widerſtandlos in dieſes gräßliche Grab folgen mußte. Frau v. C. hatte, hinzugeeilt, um die Schickſalsgefährtin zu halten, nur deren Roſa-Schärpe noch erfaſſen können und hielt jetzt das abgeriſſene Stück derſelben als das Einzige, was von der theuern Freundin ihr geblieben, in Handen.

Da ſtand nun die jugendkräftige Frau, mitten im Leben von ihm abgeſchieden — allein, mit dem überwogenden Mutterherzen — gebrochen durch die, ach, allzu wahrhafte Erkenntniß, daß nur Flügel ſie zu dem Gatten, dem Kinde hinab, nur Flügel dieſe Heißgeliebten zu ihr herauftragen konnten . . . .

Sie ſank auf die Kniee nieder, ſprach ein inbrünſtiges Gebet und ſchloß die Augen.

Ob zum l e tz t e n Schlummer? — Ach, fragt den Landmann, fragt den Fiſcher, die ihr täglich Brod im Schweiße des Angeſichts auf der Höhe von Maſaleti ſuchen — Jedweder antwortet Euch, daß er nichts geſehen, nichts gehört — und, fragt Ihr den rüſtigen Jäger, oder den jungen Künſtler, der ſein beſcheiden Stübchen am Hügel oftmals, wenn der Abendſonne letzte Strahlen das alte Thurmgemäuer überglänzen, verläßt, um des ſeltſamſchönen Augenblickes beſſer zu genießen — Beide ſagen Euch: Kein lebend Weſen haben wir jemals auf dem Thurme erblickt; nur einmal krächzte ein Schwarm von Raben ganz gewaltig um die Zinnen, doch ſchien er ſich nicht hinaufzuwagen, denn ein großer Adler kreiſete über dem Thurme in immer engeren Ringen.

* * *

Drei Monate ſpäter ſchrieb Herr von C. einem Freunde:

„Nun bleibt mir gar keine Hoffnung mehr, das geheimnißvolle Ereigniß zu durchdringen, welches aus mir den unglücklichſten aller Gatten gemacht. Seit dem verhängnißſchweren Nachmittage, an welchem Clemende von mir und dem Kinde Abſchied nahm, um mit ihrer vertrauteſten hieſigen Freundin Maria B. einen Spaziergang zu machen, habe ich nicht die leiſeſte Andeutung über Beider Schickſaal zu erlangen, nicht eine Spur von ihnen aufzufinden vermocht. Die Behörden haben keine Mühe geſpart und ſind noch immer deshalb thätig; ich habe es wahrlich an nichts fehlen laſſen und mein halbes Vermögen demjenigen zugeſagt, welcher mir die Gewiß-

Digitized by Google

heit, wenn auch nur ihres Todes, verſchaffen wird. Ganz Catania, wie ſich leicht denken läßt, hat den lebhafteſten Antheil genommen — Alles vergeblich! Und doch geraubt können die beiden Frauen nicht ſeyn — davon bin ich, nach allen hier und längs der Kalabriſchen Küſte angeſtellten Nachforſchungen, unzweifelhaft überzeugt; ertrunken ſind ſie eben ſo wenig, denn auch hiefür ſpricht, nach allen Ermittelungen, nicht das Mindeſte; verirrt und etwa von wilden Thieren zerriſſen können ſie noch weniger ſeyn, denn ich ſelber habe während der ſeitdem verfloſſenen drei Monate tagtäglich bald die nächſte, bald die entferntere Umgegend durchſucht, Tritt für Tritt durchforſcht, wie ich ſie nach dem koſtbarſten Edelſteine der Welt nicht hätte durchſpähen können: Berge und Thäler, Wälder und Felſen, die ganzen Trümmer von Syrakus, jedes einzelne alte Gemäuer meilenweit in der Runde und an unſerer Küſte habe ich durchſtöbert. Nur in den Thurm von Maſaleti bin ich nicht eingedrungen, weil ich ihn gänzlich mit Schutt gefüllt und ſeine Treppe eingeſtürzt, hier alſo natürlich auch alles Suchen von vornherein überflüſſig gefunden. — Die theure Verlorene lebend wiederzuſehen, durfte ich wohl ſchon lange nicht mehr hoffen; aber auch nicht einmal die entſeelte Hülle zur Ruhe bringen zu dürfen, ſo ganz ohne allen Troſt für meine Verzweiflung bleiben zu ſollen — das fällt mir entſetzlich ſchwer!

Uebermorgen verlaſſ' ich die Inſel, dieſe blühende Grabſtätte meines Lebensglückes, um unſere kleine Waiſe in die Heimath zurückzuführen."

Im Dezember v. J. endlich erhielt der unglückliche Gatte vom Franzöſiſchen Konſul in Catania die Nachricht: daß ein armer taubſtummer und halb irrſinniger Kräuter-Austräger, als er vor kurzem ſeine Bündel zufällig im älterlichen Hauſe der Maria B. feilgeboten, ein Stückchen Zeug um den Hals geſchlungen getragen, welches die zweite Tochter vom Hauſe mit größter Beſtimmtheit für ein Stückchen von ihrer Schweſter Maria roſa Schärpe erkannt habe. Der Burſche wolle daſſelbe — ſofern man ihn recht begriffen — an oder in dem Thurme von Maſaleti gefunden haben, doch ſey die allerſorgfältigſte Durchſuchung der ganzen Anhöhe, ſo wie des Waſſers daſelbſt und des Schuttes im Thurme, leider erfolglos geweſen und bleibe auch von daher keine nähere Aufklärung zu hoffen, da dieſer Thurm ſchon ſeit Jahren durch die Trümmer ſeiner eingeſtürzten Treppe unzugänglich und nichts weiter als ein alter Adlerhorſt ſey.

(Mag. f. d. L. d. Ausl.)

Karl Seydelmann.

Zu den Heroen der Kunſt, welche in Berlin wirkten und ſtarben, einer Bethmann, einem Fleck, Iffland, Ludwig, Devrient, iſt nun auch der große Künſtler eingegangen, der von allen Uebrigen in dieſer haſtigen Zeit des Suchens nach dem Flitter eines raſchen, aber vergänglichen Ruhmes, den Adel und den wahren Werth ſeiner Kunſt erkannt, mit eiſerner Kraft und Ausdauer den Höhepunkt nicht allein des Glanzes, ſondern auch der Würdigkeit erſtrebt und erreicht hatte. Die Scholle iſt auf ſeinen Sarg geſunken, ſein Wirken wird uns nicht mehr erheben und belehren. Umarmen wir deshalb nur um ſo feſter ſein Ideal, das reine Ideal der geläuterten freien Kunſt, laſſen wir ſeinen Geiſt nach Kräften in uns fortwirken, damit noch die Erinnerung uns lehrreich werde. Wie Seydelmann mit der innigen, ſeine ganze Seele erfüllenden Begeiſterung ſich der Kunſt ergeben, wie kein falſcher Dünkel jemals von dem ſtrengen Pfade ſeines Strebens ihn abweichen ließ, wie keine Entbehrung, keine Mühe ihn entmuthigte, dies beweiſt uns die Geſchichte ſeines Lebens. Die große Schaar derjenigen, welche durch das Mittel eines natürlichen Talents ſich ſchon für berechtigt halten, Künſtler zu heißen, alle diejenigen, welche, auf eine flüchtige, oft nur in ihrer Einbildung vorhandene Genialität bauend, das ſtrenge Studium verſchmähen, ſie ſollten lernen aus dem unausgeſetzten, bis in ſeine endenden Tagen regen Streben Seydelmann's, daß ſelbſt dem Genie Fleiß und ernſtes Wiſſen nothwendig ſind. Soll ein hoher, nirgend wankender Kunſtbau ſich erheben, ſo muß er von Grund aus feſt und ſicher angelegt werden, allmälig Stein auf Stein ſich fügen. Nicht mit einem Male, nicht plötzlich entſteht das wahrhaft Gediegene und Große, nicht die Begeiſterung allein macht den Künſtler, ſondern nur das ernſte Studium gebiert aus dem Triebe das Bewußtſeyn, erhebt die bloße Liebhaberei zur Kunſt. Wenn Schlegel ſagt: der Schauſpieler bedürfe einer gewiſſen, leichtſinnigen Begeiſterung, ſo kann das wohl nur in Hinſicht auf die freie Aufopferung Geltung haben, mit welcher der Schauſpieler ſich der Kunſt übergeben ſoll; der Kunſt ſelber muß er mit Ernſt gegenübertreten. Ein Künſtler, welcher dieſen Ernſt im höchſten Grade beſaß, war Seydelmann, und er möchte wohl auch das lebendige Vorbild ſeyn, welches Rötſcher bei ſeiner wiſſenſchaftlichen Organiſation der dramatiſchen Darſtellungskunſt vor Augen hatte.

Karl Seydelmann wurde im Jahre 1795 in dem Städchen Glaß in Schleſien geboren. Sein Vater war Kaufmann daſelbſt. Wie das bei hervorragenden Talenten ſtets der Fall, entwickelte ſich auch in ihm ſchon früh der innere Drang zum Beruf des Schauſpielers. Kaum war eine Lehrſtunde in der Schule beendet, ſo wurden die Bänke und Tiſche zu allen möglichen Dekorationen verwandt, wobei die Phantaſie tüchtig aushelfen mußte, und die dramatiſchen Vorſtellungen begannen unter Seydelmann's Direction. Der kleine Schauſpieler gewann bald einigen Ruf unter Vettern und Bekannten, und ein Geſellſchaftstheater, das die Offiziere der Garniſon errichtet, verſchaffte ihm beſſere Gelegenheit, ſeinem Vergnügen nachzuhängen. Die dramatiſchen Dichtungen, die Biographien von Dichtern und Schauſpielern bildeten die Lectüre des Knaben, welcher Alles darüber vergaß und ſelbſt den Schlaf der Nacht darum aufopferte. Doch die Natur unterwirft ſich nicht immer dem menſchlichen Willen. Sie wollte auch einmal ihr Recht geltend machen und ließ den Schlummer unmerklich den eifrig Leſenden ergreifen. Plötzlich erweckt eine brennende Hitze den unfreiwilligen Schläfer, mit mühſam geöffnetem Auge ſtarrt er umher: Dampfwolken umgeben ihn und ſchon ſteht ſein Bett in hellen Flammen! — Dieſer Vorfall ſetzte den längſt mit dem Treiben des Sohnes unzufriedenen Vater dermaſſen in Zorn, daß er alle Schriften, welche mit Drama und Theater in irgend einer Beziehung ſtanden, konfiscirte. Seydelmann wurde nun zu fleißigem Erlernen der Schulwiſſenſchaften auch zu Hauſe angehalten und ließ ſich keinen Vorwurf mehr zu Schulden kommen. Er legte ſich einen tüchtigen Grund von Kenntniſſen. Mit Freuden griff er im Jahre 1813

auf den Ruf des Königs zu den Waffen und folgte dem Preußiſchen Heere als Freiwilliger in den Kampf. Nach Beendigung des Befreiungskrieges kehrte er in die Heimath zurück, überließ ſich von Neuem ſeinem innern Kunſtdrange, ſpielte oft auf dem Privattheater des Reichsgrafen von Herberſtein zu Grafenort und ward hier, im Kreiſe fein gebildeter Perſonen, in ſeinen Anſichten, ſo wie in der ihm ſpäter zur Eigenthümlichkeit gewordenen haltungsvollen Weltmanier ſehr gefördert. Durch Empfehlung des Grafen erhielt er Engagement in Breslau, wo er zuerſt den Liebhaber ſpielte, unter anderen auch die Titelrolle in Goethe's »Clavigo,« einem Drama, in welchem er ſpäter als »Karlos« einen ſeiner höchſten Triumphe feiern ſollte. Aber ſchon hier wandte er ſich mehr der Charakter-Darſtellung, namentlich dem fein Komiſchen zu, worin er ſehr gefiel. Auch die Vorſtellung phantaſtiſcher Spiele, welche man in Oeſterreichiſchen Städten zur Hanswurſtiade entwürdigt hatte, ſuchte er durch eine höhere Auffaſſung zu veredeln. Bei der neuen Bühne in Grätz, auf das Kommando zweier Oeſterreichiſchen Officiere errichtet, war Seydelmann zugleich als Regiſſeur thätig, verlor aber dieſe Stellung wieder durch den Bankerott der Anſtalt. Um ein Engagement zu ſuchen, begab er ſich auf die Wanderung, die ihn auch über Wien führte. Zum erſten Male ſah er das Hofburgtheater und hier das längſt in ihm lebende Ideal echter Kunſt an den Koryphäen dieſes Inſtituts in die Realität treten. Was er hatte, gab der arme Künſtler hin, um ſich den Genuß eines guten Schauſpiels zu verſchaffen. Wenn er den, andern Bedürfniſſen abgedarbten Groſchen für ein Billet geopfert, ſtand er ſchwelgend und lernend vor der ſchönen Welt ſeiner Sehnſucht. Wie glücklich hätte es ihn gemacht, einmal auf dieſen Brettern zu ſtehen neben einem Koberwein, Korn u. ſ. w., aber ſeine Beſcheidenheit erlaubte ihm nicht einmal, dies Begehren kund werden zu laſſen. Er drängte die ſehnlichſten Wünſche ſeiner Seele zurück und verließ mit ſchwerem Herzen Wien, wo ſeine Taſchen leicht geworden waren ohne Erſatz. In Preßburg erhielt er Gaſtſpiel und Beifall, doch die Noth ſeiner Familie — er hatte ſich ſehr jung nach freier Wahl ſeiner Neigung verheirathet — zwang ihn, das ihm angetragene Engagement in Ollmütz anzunehmen. (Wir übergehen nun die fernere wechſelvolle Laufbahn des Künſtlers in Prag, Kaſſel und Stuttgart, von wo er ſich nach Berlin wandte.)

Gerade hier wollte er ſein nie ausgeſetztes Studium zur Vollendung bringen. Die Einſicht und Beſcheidenheit des Künſtlers ließ ihn die richtigen Einwürfe herausfinden, und was an ihm war, geſchah, um ihnen die Motive durch Entfernung der Mängel zu nehmen. So hob der große Künſtler ſich in immer größerer Vollkommenheit empor, alle Stimmen einten ſich zu ſeinem Ruhm; da trat im Jahre 1841 der erſte Anfall jener böſen Krankheit ein, welche ihn dem Grabe zuführen ſollte. Mehrmals ſchien er ſich zu erholen, betrat von Zeit zu Zeit die Bühne, machte Reiſen in's Bad — es war dies Alles nur ein vergeblicher Kampf! Nach langen Leiden entriß ihn uns der Tod am 17. März d. Jahres.

Kein Schauſpieler kann gleich Seydelmann als ein ſo leuchtendes Vorbild für den Kunſtjünger gelten. Dieſer ſoll ihn aber nicht nachahmen, wenigſtens nicht im materiellen Sinn, ſondern verſtehen, verſtehen dieſen Verein glühender Begeiſterung und unermüdlicher Emſigkeit. Welche Anſtrengungen muß es unſerm Künſtler gekoſtet haben, die Mängel ſeines etwas ſchweren Organs zu beſiegen, es für die dramatiſche Bildung fähig zu machen! Wie oft ſehen wir dagegen die ſchönſten Organe der Unbildung oder der Manier zum Opfer werden! Seydelmann hatte ſein Organ zur Folgſamkeit gezwungen durch nie ermüdende techniſche Uebung, er war dahin gelangt, jede Modulation ſo vollkommen in ſeiner Gewalt zu haben, daß er manche Rollen durchgehends in einer Tonlage ſprach, ganz verſchieden von der, welche er in andern Rollen anwandte. Seine äußere Perſönlichkeit war für die Umgeſtaltung ſehr geeignet, nicht zu bedeutend an ſich, doch leicht zu edler Repräſentation zu erheben: ſein Antlitz war beweglich, ohne eine ſtarke Eigenthümlichkeit der Züge, doch jede Charakteriſtik leicht in ſich aufnehmend. Original, ſelbſtſchöpferiſch war Seydelmann in Allem. Die abgeſchloſſene Conſequenz, das ſtete Bewußtſeyn in ſeinen Darſtellungen gab ihnen ihre eigene Idealität. Die Wahrheit muß immer das abſolute Geſetz der dramatiſchen Darſtellung ſeyn, die Schönheit iſt nur das die Wahrheit beſtimmende, die Gränze ihr bezeichnende. Schönheit ohne Wahrheit iſt unlebendig, wirkungslos in der Dramatik, die Wahrheit kann auch ohne Schönheit noch dramatiſch wirken, aber nach äſthetiſchen Geſetzen ſoll ſie es nicht. Man warf Seydelmann vor, er habe die Idealität oft zu ſehr über die Wahrheit aufgeopfert. Unterſcheiden wir zwei Seiten der Idealität: Conſequenz, allſeitig bewußtes Gedankenleben und Schönheit der Form. Die Idealität dramatiſcher Darſtellung als überall nicht durch zufällige Natur, ſondern durch den Gedanken zur Wahrheit kommendes Leben war bei Seydelmann im höchſten Grade vorhanden; gegen die Form verſtieß er mitunter, im vollen Bewußtſeyn, doch mit zu viel Abſichtlichkeit. Aber auch hier wußte er zu unterſcheiden, und Züge, die er ſich im hiſtoriſchen Charakter-Schauſpiel erlaubt, würde er in der höheren Tragödie nicht angewendet haben. Kein Schauſpieler beſaß die Macht des ethiſchen Accents, wie Rotſcher ihn bezeichnet, in ſolchem Grade wie Seydelmann, und wenn Emil Devrient und Löwe durch die Wahrheit des Gefühls, durch Gluth und Leidenſchaftlichkeit hinreißen, ſo feſſelte und ergriff Jener durch die abgeſchloſſene Individualiſirung ſeiner Charaktere. Aus dem innig erfaßten Charakter heraus bildete er ſich den ethiſchen Accent mit unvergleichlicher Wahrheit und Vielſeitigkeit. Wohl legte er zuweilen auf einzelne Züge zu großes Gewicht, Züge, die manchmal mit Beeinträchtigung des allgemein Menſchlichen zu ſehr in die Eigenheiten des konkreten Charakters griffen, aber wie ſchon geſagt, man betrachte die Stücke, wo er dies that, und man wird finden, daß darin meiſt ſchon der Dichter zu viel gethan. Dagegen ſchuf Seydelmann immer einen Charakter ſelbſt da, wo nichts als eine Rolle vorhanden war. — Aus ſeinem Selbſt kann Niemand ganz heraus, aber hatte jemals ein Darſteller die dramatiſche Kunſt in ihrer Objectivität, von jedem fremden Einfluß rein erfaßt, ſo war es Seydelmann. Wie Goethe als Dichter in ſeiner edlen, freien, objectiven Auffaſſung der Kunſt unberührt geblieben von den Wechſeln des Geſchmacks, ſtets dem innern Genie, dem Triebe des eigenen tiefen Dichterquells mit feinem Tact gefolgt, ſo ſcheint mir Seydelmann unter allen Schauſpielern, die ich geſehen oder über die ich ein Urtheil vernommen habe, derjenige, welcher in ſeiner aus ſich ſelbſt zur Entwickelung gelangten Eigenthümlichkeit die freieſte Selbſtbeſtimmung und das ſicherſte Bewußtſeyn über die ob-

Digitized by Google

jectiven Forderungen der Kunſt ſich bewahrte. Die Kunſtgeſchichte wird ſein Wirken dem Gedächtniß erhalten, — wer aber kann ihn uns erſetzen? (Geſellſch.)

Die erſte Reiſe eines Admirals.

Wahre Anecdote.

(Aus der „Wiener Allg. Theaterzeitung", von Dr. Rödiger.)

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ſtand vor dem Pfarrhauſe eines Dorfes in der Provence ein blondgelockter zwölfjähriger Knabe und klopfte ſchüchtern an die Thüre. Die alte Haushälterin ließ ihn freundlich grüßend ein und führte ihn in das Studirzimmer des ehrwürdigen Herrn. Erröthend, aber mit entſchloſſener, feſter Stimme brachte der Kleine ſein Anliegen vor. Es handelte ſich um ein Darlehen von zehn Livres, welche er ſich im Namen der Mutter mit dem Verſprechen erbat, das Geld im nächſten Monate zurückzuzahlen. Der Pfarrer, welcher ſchon öfters bedeutendere Beträge vorgeſtreckt und ſtets pünktlich wieder zurückerhalten hatte, gab mit Vergnügen die kleine Summe und der Knabe verließ erfreut das Pfarrhaus.

Die Mutter dieſes Knaben gehörte einer der älteſten adeligen Familien des Landes an; ſie war einſt reich geweſen, befand ſich aber jetzt in einer Lage, welche an Dürftigkeit gränzte. Ihr Gemahl war ein leidenſchaftlicher Spieler geweſen und hatte ſeine Angelegenheiten in der größten Unordnung hinterlaſſen. Der älteſte Sohn, welcher Gardeofficier zu Paris war, konnte nur geringe Unterſtützung gewähren, und das Wenige, was die tiefgebeugte Mutter von ihm erhielt, reichte kaum hin, um ſie vor den Verfolgungen der Glaubiger zu ſichern. Der einzige Troſt, welcher ihr blieb, war der jüngere hoffnungsvolle Sohn, der ſie mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit liebte; aber eben dieſe zärtliche Liebe wurde für ſie die Quelle des tiefſten Kummers, wenn ſie ihre bedrängte Lage bedachte, welche ihr nicht geſtattete, dem Knaben eine angemeſſene Bildung und Erziehung zu geben. Der Letztere, mit einem weit über ſein Alter erhabenen Scharfblick begabt, begriff ſeine Lage vollkommen und verſtand den Kummer ſeiner Mutter. Der Gedanke, ſich als die Haupturſache desſelben zu wiſſen, wurde ihm endlich ſo unerträglich, daß er ſich entſchloß, ſeinen Bruder in Paris aufzuſuchen, und zu dieſem Zwecke hatte er die zehn Livres geborgt. Mit dieſen zehn Livres wollte er die zweihundert Stunden nach Paris zurücklegen. Er hatte einen Monat Friſt; und dieſe Zeit, welche er bei einem entfernten Verwandten zuzubringen vorgab, beſchloß er zur Ausführung ſeines Vorhabens anzuwenden. Der Pfarrer konnte auch vor Ablauf dieſer Friſt nicht auf Wiederbezahlung des geborgten Geldes rechnen.

Nachdem er dieſe Vorkehrungen getroffen hatte, trat er in ſeinen Sonntagskleidern und mit zehn Livres und einigen Sous in der Taſche getroſten Muthes ſeine Reiſe an.

Eine Reiſe nach Paris war damals immer ein bedeutendes Unternehmen. Die Landſtraßen waren wenig befahren und daher oft unſicher. Eine ſchwerfällige Kutſche brachte beinahe einen Monat auf einer Reiſe zu, die jetzt ein Eilwagen in ſechzig Stunden zurücklegt, und die ein Eiſenbahntrain künftig in zehn Stunden vollenden wird. Eine ſolche langſame, ſchwerfällige Poſtkutſche glich einem ambulanten Wirthshauſe, einer Karavane in den afrikaniſchen Wüſten, oder den nordamerikaniſchen Prairien. Der Name eines Reiſenden gab Anſpruch auf ein Aſyl unter der Geſellſchaft. Der Knabe ließ die Poſtkutſche nicht aus den Augen. Am Tage wanderte er rüſtig neben oder hinter ihr her und Nachts ſchlief er in demſelben Wirthshauſe, wo die Paſſagiere übernachteten. Bald wurde er als ein Mitglied der Reiſegeſellſchaft angeſehen und das Wenige, was er verzehrte, ward mit auf die allgemeine Zeche geſetzt.

Auf dieſe Art ging die Reiſe bis nach Orleans, wo die ſchwerfällige Kutſche durch einen elegantern und ſchnellern Wagen erſetzt wurde. Was ſollte der Kleine thun? Er konnte ſich nicht entſchließen, die Pariſer Poſt, die ihm einen Monat gleichſam als Compaß gedient hatte, aus dem Geſichte zu verlieren. Er ſuchte ihr alſo zu folgen; in der Ebene blieb er zwar zurück, aber in hügeligen Gegenden holte er ſie wieder ein und lief athemlos hinter ihr her. Zwei Gardeoffiziere, welche ſich zufällig in dem Wagen befanden, wurden aufmerkſam auf den Knaben, noch mehr aber wurden ſie überraſcht durch den provencaliſchen Dialect des Knaben und die außerordentliche Aehnlichkeit mit ſeinem Bruder, dem Marquis von D**, deſſen Kameraden ſie waren. Die Offiziere ließen den Wagen halten und den kleinen Reiſenden einſteigen.

Dieſe Zuvorkommenheit gegen den intereſſanten Knaben war indeſſen nicht ohne eine geheime Nebenabſicht. Die beiden Offiziere waren gefällig gegen den jüngern Bruder, um den älteren zu beſchämen. Dieſer führte den Namen eines berühmten alten Geſchlechts, befand ſich aber in ſehr beſchränkten äußern Verhältniſſen und beobachtete bei jeder Gelegenheit gegen ſeine Kameraden eine Zurückhaltung, welche dieſe für Stolz und Eigendünkel auslegten. Die Offiziere fanden es daher ſehr ſpaßhaft, daß der ſtolze Marquis einen kleinen Bauer zum Bruder hatte, der ein abſcheuliches Patois redete und mit den Schuhen in der Hand dem Poſtwagen nachlief; und dies gab ihnen einen köſtlichen Stoff zur Unterhaltung in gewiſſen Zirkeln, welche ſich wenigſtens eine Woche lang damit beſchäftigen würden.

(Schluß folgt.)

Correſpondenz.

Frankfurt, 6. April.

Halevy's Oper: „die Königin von Cypern" wurde geſtern Abend zum Benefice des trefflichen Baritoniſten Piſcheck zum erſtenmal gegeben, — hat aber nicht angeſprochen. Halevy hat auch in dieſer Oper Tonmaſſen auf Tonmaſſen gehäuft, der Harmonie Alles geopfert und die Melodie faſt ganz vergeſſen. Einzelne Nuancen ſind allerdings theilweiſe ſchön, keine ganz; allein dieſe Oper, die vier Stunden ein langweilendes Sujet verarbeitet, kann nie eine Repertoireoper werden. Der Beifall war gering und galt nur den Leiſtungen Piſcheck und der Dem. Capitain als „Katharina Cornaro."

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 44. Dinſtag, 11. April 1843.

Ein Duell.

Carl Melville an Eduard Vernillier.

Theurer Freund!

Ich werde bis den 25. dieſes in Paris eintreffen und Dir dann recht herzlich die Hand drücken; Adolf begleitet mich nicht, er blieb in Baden bei meiner ſchönen Braut, Eugenia Derval, um wahrend meiner Abweſenheit über mein Glück zu wachen; dringende Umſtände und kräftiger Wille konnten nur allein in mir den Entſchluß reifen, die Reiſe zu unternehmen. Du erinnerſt Dich vielleicht noch: als arme Waiſen von acht Jahren wurden wir, mein Bruder und ich, bei unſerer guten Tante untergebracht, welche für uns eine wahrhaft gute Mutter war und unſere Kindheit, ſo wie auch unſere Jugendjahre mit ununterbrochener Sorgfalt pflegte, als ihre Verhältniſſe ſie nöthigten Paris zu bewohnen. Während wir in Italiens prachtvollen Gefilden Nahrung für Geiſt und Herz ſuchten, hat ſie ſtets, nahe oder fern, über uns gewacht, unſere jungen Herzen mit Rath und Lob geleitet. So viel Liebe mit Gleichgiltigkeit lohnen, wäre die ſchlechteſte Handlung meines Lebens, nicht wahr Freund? und fiele es mir auch noch ſo ſchwer, meine Eugenia zu verlaſſen, ſo wollte ich doch nicht einen Bund ſchließen, von welchem mein ganzes Lebensglück abhängt, ohne meiner zweiten Mutter Einwilligung zu verlangen, welche ſie mir mit ſo vieler Freude geben wird.

Du kennſt Eugenia Derval noch nicht; zwei Worte reichen hin, Dir dieſelbe zu ſchildern: von ihrer Außenſeite iſt ſie ein Weib mit allen Reizen geſchmückt; aber ihr Herz! ihrem Herzen nach iſt ſie ein Engel in ſeiner ganzen jungfräulichen Unſchuld; auch iſt es nicht Liebe, welche ich für ſie hege, ſondern die beſtimmteſte Abgötterei; und doch, wenn ich Dich bis in mein Inneres blicken ließe, o! ich bekenne es Dir, Freund, ich erſchrecke vor dieſem Bündniß, welches ich doch ſo ſehnlich wünſche; denn die Stimme meiner Vernunft ſagt mir, daß ich nicht allein dieſes Mädchen liebe; mein Bruder liebt ſie auch und betet ſie an, aber ſein ſchönes, ſelbſtopferndes Herz iſt ſchlau genug, um bei ihr kalt und gleichgültig zu ſcheinen. Meine ganze Seele iſt erſchüttert, indem ich dieſes niederſchreibe. Wie! um glücklich zu werden, ſoll ich ein Lebensglück zerſtören, welches zu befeſtigen bis heute meine ſchönſte und heiligſte Pflicht war? Wie konnte es auch anders ſeyn, wie konnte ich glauben, daß mein Bruder nicht Eugenia lieben würde; er, der zu jeder Zeit Alles mit mir empfunden? Zwillinge von Geburt, glichen ſich unſere Geſichter dermaßen, daß man uns oft verwechſelte und dieſe ſo große Aehnlichkeit hat der Schöpfer auch in unſere Herzen gelegt; gleiche Gedanken, gleiche Empfindungen, gleiche Bedürfniſſe ſowohl in phyſiſcher als auch in moraliſcher Hinſicht. Dieſes iſt es eben, was mich ſo ſehr erſchreckt. Oft überraſchte ich Adolf in Thränen; oft ſah ich ihn leichenähnlich erblaſſen, als er unſere Worte hörte. O, Freund! ſage mir, daß ich irre, daß alles dieſes ein Spiel meiner Einbildungskraft ſey; o! gib mir Kraft, dieſes Geheimniß nicht zu ergründen, denn ich fühle es, ich bin eines großen Opfers unfähig, ich würde Eugenia Gott ſelbſt ſtreitig machen.

Carl Melville.

Eduard Vernillier konnte dieſen Brief nicht ohne große Beſorgniſſe leſen, denn er war den beiden Brüdern von Herzen zugethan, und wenn er an die erſtaunliche Harmonie, den vollkommenen Accord, welchen die Natur in ihre Gefühle gelegt, dachte, ſo war er ganz berechtigt, an die Wirklichkeit des Unglücks zu glauben, welches beide bedrohte.

Dieſer Brief kam nur drei Tage vor Carl in Paris an. Carl Melville war ein eleganter, ſchöner Mann von 25 Jahren, ſeine hohe Stirne verrieth große Fähigkeiten und ſein großes ſchwärmeriſches Auge drückte bald tiefe Melancholie, bald ungeſtüme Lebhaftigkeit aus und ließ eine tief empfindende Seele ahnen.

Die beiden jungen Männer umarmten ſich warm und innig, unterhielten ſich einige Zeit ſo herzlich und frei, daß auch bei Keinem mehr ein verborgener Gedanke oder ein Geheimniß zu entdecken war. Eduard Vernillier hatte ſeinem Freunde wenig mitzutheilen; ſein Leben war frei von jenen Ereigniſſen, welche die Seele bis in ihr Innerſtes erſchüttern. Aber ſo war es bei Carl Melville nicht; ſeine Wünſche, ſeine Hoffnungen waren auf den Beſitz eines Machens gegründet. Eine vortreffliche Erziehung, eine ausgezeichnete Schönheit und Herzensgüte machten aus Eugenia Derval ein vollkommenes Weib. Ihr Vater hatte ſich nach einer in der Medizin ausgezeichneten Laufbahn zurückgezogen und lebte in Baden in angenehmen Verhältniſſen vom Ertrage ſeines Vermögens, welches ihm ſein Fleiß und ſeine Talente erworben. Weit entfernt, die Neigung ſeiner Tochter zu mißbilligen, zeigte er derſelben vielmehr, wie ſehr ihn ihre Wahl freue, denn Alles trug bei, dieſes Bündniß zu wünſchen. Eugenia gab Carl den Vorzug, nicht weil ſie Unterſchied zwiſchen beiden Brüdern machte, welcher zu machen auch nicht wohl möglich geweſen wäre, allein Carl war der Erſte, der ihr von Liebe ſprach, der ihr die Hand kußte. Adolf hingegen, heldenmüthiger im Opfern oder ſchüchterner, genügte ſich, zu leiden und zu lieben: glücklich, die Rolle des Leidenden im Drama zu übernehmen, in welchem ſein Bruder die des Glückes annehmen würde. Wie man ſchon geſehen, ahnte Carl

die heldenmüthigen Leiden ſeines Bruders, kurz bevor er ſich mit ſeiner Eugenia verbinden ſollte, und erſchrack über den furchtbaren Schlag, welchen er ſeinem Adolf verſetzen würde, und erzählte deßwegen ſeinem Freunde all' ſeinen Kummer; derſelbe gelangte dahin, ihm zu verſichern, daß, ungeachtet ihrer ſo großen Aehnlichkeit, er nicht gezwungen ſey, zu glauben, daß ſie Beide ein und denſelben Gegenſtand lieben mußten; man glaubt ſo leicht, was man gerne glaubt. Die tröſtenden Worte Eduards verſcheuchten die Melancholie von Carls Stirne, und es wurde ausgemacht, daß die beiden jungen Leute den Tag beſchließen würden, miteinander in die Oper zu gehen; ſie gingen wirklich hin, und mit vieler Mühe gelangten ſie dazu, ſich zwei Sperrſitze beim Orcheſter zu verſchaffen. Aber an welchem leichten und geheimnißvollen Faden iſt des Menſchenleben oft nur gebunden; Carl war während einer Pauſe hinausgegangen, und als er zurückkam, bemerkte er, daß ſein Platz beſetzt ſey; er geht zu der Perſon, welche denſelben eingenommen hat, hin, ſagt derſelben ganz höflich, daß ſie ſich vermuthlich geirrt und bittet, ihm ſeinen Platz zu räumen, indem er erklärt, bevor er hinausgegangen, einen Handſchuh hingelegt zu haben, welcher ſich noch dort befinden ſolle.

Der Mann, welchem dieſe Bemerkungen galten, hatte ein grauſames und finſteres Geſicht. Sein dicker, ſchon gräulich werdender Schnurrbart, die Halsbinde, welche mit militäriſcher Disciplin ſeinen Hals umwand, ſein Ueberrock bis oben zugeknöpft, ſein rothes Bändchen im Knopfloch, ſeine gebieteriſche Haltung, alles dies ließ keinen Zweifel über ſeinen Stand. Indem derſelbe den Worten Carls zuhörte, wendete er kaum bemerkbar den Kopf und warf ihm, ohne zu antworten, einen verachtenden Blick zu. »Dieſe Stelle gehört mir, mein Herr!« ſagte Carl mit einer Stimme, welche vor Zorn zitterte, »ſeyen Sie ſo gut, mir dieſelbe freiwillig zurückzugeben, um mich der Nothwendigkeit, dieſelbe mit Gewalt zu verlangen, zu entheben.« »»Sie gehört Ihnen? doppelte Urſache, dieſelbe zu behalten.«« »Dann nehmen Sie mir nicht übel, dieſelbe zu nehmen,« verſetzte Carl Melville, indem er den Unbekannten am Kragen packte; aber in demſelben Augenblicke wendete ſich dieſer und gab ihm eine Ohrfeige, eine Beleidigung, welche in allen Ländern blutige Genugthuung fordert. Eine Verabredung fand ſtatt ohne Larmen; am Ende der Oper ging der Unbekannte an Carl vorbei und indem er ihn feſt ins Auge faßte, um zu ſehen, welche Veränderung ſeine Worte in Carls Zügen hervorbringen würden, ſagte er zu ihm »Morgen mein Herr, ich bin der General D***«; dieſen Namen kannte Carl ſo gut, wie Jedermann; denn er hatte in ganz Frankreich, beſonders aber in Paris, einen furchtbaren Ruhm. Jedermann wußte, daß, Dank einer mörderiſchen Geſchicklichkeit, immer von dem Zufall unterſtützt, alle Unglückliche, welche ſich ihm gegenüber ſtellten, als Leichen davongetragen wurden. Es ſind, der Menſch mag mit noch ſo viel Seelenkraft ausgerüſtet ſeyn, immer furchtbare Augenblicke, die einem Zweikampfe entgegen ſehen; alle ſo vielfach verſchiedenen Bande, welche uns an dieſe Erde binden, knüpfen ſich feſter und enger an unſer Daſeyn. Carl brachte die Nacht mit Schreiben und Denken zu, und manches ſüße Andenken machte ſeinen Muth wanken. Bei Anbruch des Tages war die Probe überſtanden und die Scheidung geſchehen; der Mann fühlte ſich wieder Herr über ſich ſelbſt und von aller Schwachheit entledigt. Die Beleidigung, welche man Carl zugefügt, war zu groß, um eine Ausſöhnung möglich zu machen; Eduard Vernillier begnügte ſich mit der Rolle des Secundanten, ohne zu verſuchen, dieſelbe als Mittler zu machen; er wußte, daß Carl Kenntniſſe mit Kaltblütigkeit verband, er wußte, daß er ſich ſchlagen würde und ſchlagen konnte; demungeachtet vernachläſſigte er keine Vorſchrift, welche ihm die Freundſchaft auferlegte. Er beſtimmte in Uebereinkunft der Zeugen des Generals die Conditionen des Kampfes, und es war entſchieden, daß derſelbe im Gehölze von Vincennes bei dem Dorfe St. Mandé ſtattfinden, die beiden Gegner zwanzig Schritte auseinander ſtehen und das Loos entſcheiden ſollte, welchem von beiden der erſte Schuß zukommen wird. Carl überreichte, bevor er in ſeinen Wagen ſtieg, Eduard einen Brief mit der Bitte, wenn ihn eine tödtliche Kugel treffen ſollte, denſelben ſeinem Bruder Adolf Melville zu überbringen. Eduard drückte ſeinem Freunde die Hand, und dieſer Handdruck war ein feierliches Verſprechen. »Ich danke Dir,« ſagte Carl, welcher auf eine wunderbar melancholiſche Art lächelte, und fuhr mit ſeinem Secundanten ab.

(Schluß folgt.)

Die erſte Reiſe eines Admirals.

(Schluß.)

Sobald der kleine Reiſende vor der Wohnung ſeines älteren Bruders abgeſetzt worden war, beeilten ſie ſich, das Abenteuer überall zu erzählen. Man fand es wirklich höchſt ergötzlich und es wurde in wenigen Stunden ſelbſt bei Hofe erzählt. Dort beſchäftigte man ſich wenig mit dem vermeintlichen Stolze des Marquis, aber deſto größeres Intereſſe erregte die ungemeine Ausdauer und der Muth des Knaben, vorzüglich aber der Beweggrund, der ihn zur Unternehmung einer ſo langen Reiſe angetrieben hatte. Eine der Prinzeſſinnen, die Tochter Ludwigs XV., wollte ihn ſehen und zwar gerade ſo, wie er angekommen war, mit ſeinen Reiſekleidern und großen Schuhen.

Der Knabe hatte unterdeſſen eine ſchwere Probe zu beſtehen. Sein Bruder, aufgebracht über dieſe Geniereiſe des Kleinen und ſchlimme Folgen für die Geſundheit der Mutter fürchtend, hatte ihn ſehr übel aufgenommen und drohte ihn gleich am folgenden Tage wieder zurückzuſchicken; der Kleine zerfloß in Thränen und ſuchte vergebens ſeinen Bruder zu beſchwichtigen. Glücklicher Weiſe wurde dieſe Scene durch den Eintritt eines Hofdieners unterbrochen, der dem Marquis folgendes Billet übergab:

„Der Herr Marquis von D** wird morgen ſeinen Bruder in den **Palaſt führen und ihn beim Lever der Prinzeſſin vorſtellen. Der Wille derſelben iſt, daß er gerade ſo vorgeſtellt werde, wie er angekommen iſt, ohne die geringſte Veränderung in ſeinem Coſtüm.“

Das war ein förmlicher Befehl; ſich demſelben zu entziehen, war unmöglich. Der Marquis war verdrießlich, der Kleine lachte ins Fäuſtchen und kümmerte ſich gar nicht um ſeine Kleider; es war ihm genug, daß er bleiben durfte.

Ein Fiaker führte am folgenden Tage die beiden Brüder zur beſtimmten Stunde nach dem Palais der

Prinzeſſin. Der Kleine antwortete in ſeinem provencaliſchen Patois und, ohne die geringſte Schüchternheit zu zeigen, auf die Fragen der Prinzeſſin. Endlich fragte ihn dieſe, ob er nicht ſchon an ſeine Zukunft gedacht und was er werden wolle? — „Schiffskapitän!“ erwiderte dieſer lebhaft. Die Prinzeſſin lächelte und ſagte zu dem Marquis, den dieſe Scene ſehr in Verlegenheit ſetzte: „Er muß zuerſt in ein Collegium gegeben werden, dies ſoll meine Sorge ſeyn. Schreiben Sie ſogleich an Ihre verehrte Mutter und verſichern Sie ihr, daß der liebe Knabe eine Beſchützerin gefunden. Sobald er aus dem Collegium tritt, wird er Page und dann Seekadett und dann — nun, das iſt ſeine Sorge, die Laufbahn hat er vor ſich, es liegt dann an ihm, das zu werden, was er wünſcht.“

Die Prinzeſſin hielt Wort, und der Knabe zeigte ſich ihrer Verwendung vollkommen würdig. Durch ſeine Talente und ſeinen ſeltenen Muth ſtieg er von einer Ehrenſtufe zur andern und vierzig Jahre nach ſeinem erſten abenteuerlichen Ausfluge in die Welt war er — Viceadmiral!

Aufopferung eines Indiers.

(Aus der „Wiener Allg. Theaterzeitung“, von Dr. Rödiger.)

Ich hatte mich — erzählt ein in Oſtindien etablirter Engländer — nach Berhampore begeben, um mit einigen Officieren meiner Bekanntſchaft einer mir völlig fremdartigen Jagd beizuwohnen, wobei eine Meute Leoparden die gewöhnlich den Hunden beſtimmte Rolle ſpielen ſollte. Die Leoparden ſchienen ſich ihres blutdürſtigen Inſtinctes völlig entſchlagen zu haben; ſie waren ſo gut gezähmt, daß ſie an der Seite ihres Hüters ſchliefen, und wer es gewagt hätte, ſich ihm während ſeiner Nachtruhe zu nähern, wäre gewiß in Stücke geriſſen worden. Die Lebendigkeit dieſer Thiere iſt bekannt, und vermöge dieſer Eigenſchaft gibt eine Jagd, wobei Leoparden als Jagdhunde figuriren, immer eine reiche Ausbeute. Leider folgt jedem Genuſſe immer ein Schmerz, oder eine Abſpannung, und dieſe blieb auch bei mir nach den körperlichen Anſtrengungen in dem heißen Klima, und nach den lebendigen Eindrücken, welche dieſe fantaſtiſche Jagd auf mich machte, keineswegs aus. In Calcutta angekommen, fühlte ich mich in ſo hohem Grade erſchöpft, daß ich das Bett zu hüten beſchloß; aber ein Brief von Berhampore zwang mich bald, auf die erſehnte Ruhe zu verzichten. Ein Freund ſchrieb mir, daß in meinem Hauſe einige beträchtliche Diebſtähle begangen worden wären, und daß einer meiner Leute ihn erſucht habe, mich von der Nothwendigkeit einer ſchleunigen Rückkehr in Kenntniß zu ſetzen. Ich war 116 (engliſche) Meilen von Berhamoore entfernt, und da eine Fahrt den Fluß hinauf wenigſtens ſechs Tage Zeit erfordert haben würde, ſo beſchloß ich, ungeachtet meiner Ermüdung, die Reiſe in einer Sänfte zu machen. Auf dieſe Weiſe konnte ich in 28 Stunden dort ſeyn. Wer noch nie in Indien gelebt hat, wird es für unmöglich halten, eine ſolche Entfernung in einer Säfte ſo ſchnell zurücklegen zu können; dies iſt jedoch durchaus nichts Ungewöhnliches. Nach je zwölf Meilen bekommt man friſche Träger, ſo wie man in Europa friſche Poſtpferde bekommt. Auf jeder Station nimmt man acht Männer, welche ſich in vier Paare theilen und einander ungefähr jede Viertelſtunde ablöſen. Die leer gehenden Träger traben ſingend voraus. Nachts tragen ſie brennende Fackeln, um die wilden Thiere abzuhalten. Auf dieſe Weiſe legt die kleine Caravane 4 1/2 Meile in der Stunde zurück. Die Vortheile dieſer Art zu reiſen, muß man indeſſen ſehr theuer bezahlen, denn am Tage wird man von der Sonne geſotten, und zur Nachtzeit iſt man jeden Augenblick in Gefahr von den Tigern gefreſſen zu werden.

Kaum war ich in Berhampore angekommen, ſo ließ ich den »Wahrſager« des Ortes kommen, um ſogleich zur Entdeckung des Diebes die nöthigen Anſtalten zu treffen. Jedes indiſche Dorf hat nämlich ſeinen Wahrſager, der zugleich etwas von der Prieſterwürde an ſich hat, deſſen Hauptgeſchäft aber darin beſteht, die Zukunft zu verkünden, verlorene Sachen wieder aufzufinden, und die Schuldigen zu entlarven. So lächerlich und kindiſch auch die Mittel ſeyn mögen, welche dieſe Magier anwenden, um den Schleier zu lüften, der auf Verbrechen ruht, ſo hatte ich doch hier einen neuen Beweis von der Wirkſamkeit derſelben.

Meine Leute wurden in einen Kreis geſtellt. Der Wahrſager hielt eine Schüſſel mit Reis in der Hand, und nachdem er einige geheimnißvolle Worte gemurmelt hatte, gab er einem Jeden eine Hand voll von den bezauberten Reiskörnern, wobei er verſicherte, daß Wiſchnu nicht ermangeln würde, den Schuldigen zu zermalmen, wenn dieſer es wagen würde, die Körner zu käuen. Als an einen meiner Leute, dem ich bisher immer das größte Zutrauen geſchenkt hatte, die Reihe kam, bemerkte ich, daß ſeine Geſichtsmuskeln ſich zuſammenzogen, als hätte er den Starrkrampf gehabt, und als er auf Geheiß des Wahrſagers die Reiskörner ausſpie, zeigte es ſich, daß ſie gar nicht gekäuet waren. Er fiel mir ſogleich zu Füßen und bekannte, daß er nicht allein die letzten Diebſtähle, ſondern auch noch mehrere andere begangen habe, deren ich irriger Weiſe einige ſeiner Kameraden beſchuldigt hatte. Ein ſo ſchändlicher Mißbrauch meines Vertrauens erfüllte mich mit tiefem Unwillen; allein ich hatte nicht den Muth, einen Menſchen zu züchtigen, der ſo lange in meinen Dienſten geſtanden, und ich begnügte mich ihn zu entlaſſen.

An demſelben Abend machte ich einen Beſuch bei einem benachbarten Freunde, und ich ſaß eben beim Whiſt, als mir gemeldet wurde, daß einer meiner Leute, der Indier, der mir den Diebſtahl hatte anzeigen laſſen, mich am Hausthore erwarte und ein Wort mit mir zu reden wünſche. Ich ſtand ſogleich auf, obwohl ich nicht recht begriff, was er mir mitzutheilen haben könnte. Er zeigte mir an, daß ein Freund von mir, der 10 Meilen von meinem Wohnorte, in Moorhedabad wohnte, einen Eilboten an mich abgeſchickt habe, um mich in Folge eines ſtattgehabten Unfalls zu erſuchen, mich ſchleunigſt zu ihm zu begeben. — Aber, wo iſt der Eilbote? fragte ich. Warum iſt er nicht mit Dir gekommen?

Er iſt ſogleich wieder fortgegangen, antwortete Aghar.

Er wird mir doch aber einen Brief von ſeinem Herrn hinterlaſſen haben?

Sein Herr hatte keine Zeit zum Schreiben.

Trotz der Sonderbarkeit dieſer Nachrichten, zögerte ich keinen Augenblick, der Aufforderung meines Freundes Folge zu leiſten. Ich ließ ſogleich die Sänfte bringen, und machte mich auf den Weg nach Moorhedabad. Es war Mitternacht vorüber, als ich ankam; alle Thüren

und Fenſter meines Freundes N** waren ſorgfältig verſchloſſen und ich pochte lange, ohne eine Antwort zu bekommen. Endlich wurde mir aufgethan. Man denke ſich mein Erſtaunen; die ganze Familie lag im tiefſten Schlafe. Ich eilte in das Zimmer des Hausherrn, den ich nur mit Mühe aufwecken konnte. Als ich ihn über den Unfall, der ihm widerfahren, befragte, machte er große Augen, und zeigte ſich nicht weniger erſtaunt, als ich ſelbſt war. Gott ſey Dank! es war ihm nichts widerfahren, und es war ihm gar nicht in den Sinn gekommen, einen Eilboten an mich abzuſchicken. Es unterlag keinem Zweifel. Man hatte mich zum Beſten gehabt, und eben durch Aghar, meinen treueſten Diener, war ich ſo hintergangen worden. Welchen Beweggrund, welches Intereſſe konnte er dabei haben, mich ſo zu myſtificiren? Ich vermochte die Loſung dieſes Räthſels nicht zu finden. Die Sache beunruhigte mich ſo ſehr, daß ich auf der Stelle wieder aufzubrechen beſchloß; ich ließ meine Träger rufen, und machte mich, troß der dringenden Bitten und Gegenvorſtellungen meines Freundes, wieder auf den Weg.

Vor meiner Wohnung angelangt, pochte ich heftig an die Thüre; ich war gegen Aghar ſehr ergrimmt, und beſchloß, ihn ſtrenge zu zuchtigen. Einige meiner Leute öffneten, und ich fragte, wo dee Schuldige ſey. Keiner wußte es, und vergebens durchſuchten ſie das ganze Haus, er war nirgends zu finden. Verdrießlich zog ich mich in mein Schlafzimmer zurück. Als ich durch mein Ankleidezimmer glug, bemerkte ich auf dem Fußboden umgeſtürzte Schubladen nebſt einigen Toilettegegenſtänden, und ich überzeugte mich auf den erſten Blick, daß meine Garderobe ausgeplündert worden war. Ungeachtet der Liſt, welcher Aghar ſich ſchuldig gemacht hatte, um mich zu entfernen, war es mir doch faſt unmöglich, ihn dieſes Raubes zu beſchuldigen; aber ſein Turban, den ich zu meinen Füßen am Boden liegend fand, verwandelte den Verdacht, deſſen ich mich noch immer zu erwehren ſuchte, in ſchmerzliche Gewißheit. Aghar alſo, dem ich mein Leben anvertraut haben würde, der mir noch kürzlich einen ſo überzeugenden Beweis ſeiner Treue gegeben hatte, der hatte ſich dieſer neuen Dieberei ſchuldig gemacht! Was ich bei dieſem Gedanken empfand, war weniger Zorn, als der Schmerz einer getäuſchten Freundſchaft. Ich entließ meine Diener, und trat in mein Schlafzimmer; ich näherte mich dem Bette — zog die Vorhänge auseinander — ich hatte mein zweites Ich vor mir — auf dem Kiſſen ruhte ſein mit einem Foulard umwundener Kopf. Ein Anderer hätte ohne Zweifel mich zu erkennen geglaubt. Erſtaunt über dieſen Anblick, beleuchtete ich die Zuge des Schläfers — es war Aghar! Ich rief ihn laut beim Namen, erhielt aber keine Antwort. Ich nahm ihn beim Arm, um ihn aus dem Schlafe zu ſchütteln, er war kalt und ſtarr — es war ein Todter, den ich aufwecken wollte; und als ich die Decke hob, ſah ich, daß ein Dolch in ſeiner Bruſt ſteckte. Auf mein Rufen eilten meine Leute herbei, und ein Kidmutgar reichte mir ein Billet, welches der arme Aghar an mich beſtellt hatte. Auf dem Papier ſtanden einige Zeilen in hindoſtaniſcher Sprache mit einer Nadel geſchrieben, wie es die Indier oft zu thun pflegen. Ich ließ ſogleich meinen Muchir oder Dolmetſcher rufen, und dieſer las mir Folgendes vor:

„Mein theurer Herr! Der Dieb, den Ihr ſeines Dienſtes entlaſſen, hatte ein Complot gegen Euer Leben angezettelt. Seine Maßregeln waren zu gut genommen, als daß Ihr ſeiner Rache hättet entgehen können. Ich mußte ſchwören, das Complot bis an meinen Tod geheim zu halten. Verzeiht mir, mein theurer Herr, die Unwahrheit, der ich mich ſchuldig gemacht, um Euch zu entfernen. Ich habe Euren Platz eingenommen und fuhle mich glücklich, daß ich für Euch ſterben kann. Möge der Gott der Weißen über Euch wachen.“ —

Der Schuldige hatte in der Ueberzeugung, mich erdolcht zu haben, die Flucht ergriffen. Meine Leute zeigten durchaus kein Erſtaunen, als ob ſie die edle Aufopferung Aghars für die naturlichſte Sache hielten. Ich betrauere von ganzem Herzen den treuen Diener und betrachte die Erhaltung ſeinee Familie als meine heiligſte Pflicht.

Notizen-Blatt.

(**Muſikaliſches.**) Würzburg. (Eingeſ.) In dem jüngſten Harmonie-Concerte genoſſen wir das Vergnügen, das neue, aller Orten Aufſehen erregende Tonwerk von Roſſini: Stabat Mater, oder das Kreuz des Erlöſers, unſer Heil! zum erſten Mal dahier zu hören. Die eifrige Theilnahme von zahlreichen Sängerinnen und Sängern machten es möglich, dieſes ſchöne, aber vielſeitig ſcharf recenſirte Kunſtwerk in den einzelnen Solopartihien ſowohl, als den Chören, gut beſetzt ihren verehrten Mitgliedern zur Selbſtbeurtheilung vorzuführen — und das gelungenſte Reſultat zum Lobe der Mitwirkenden mit verdienter Anerkennung der anſprechenden Compoſition ſowohl, als der guten Durchführung in reichlichem Maße zu erringen. Der Kunſtkritik laſſen wir es anheim geſtellt, ob dieſes Tonwerk mehr im Concert- als Kirchenſtyle geſchrieben ſey, und ſind wenigſtens ſehr froh, es kennen gelernt zu haben.

(**Anekdotäres.**) Man erzählte einer Dame von einer anderen, die ſie nicht eben ins Herz geſchloſſen hatte, daß dieſe bei einer ſehr ſchwierigen Gelegenheit ſich voller Geiſt gezeigt habe. „Hätte ich doch nie geglaubt,“ rief dieſe aus, „daß Fräul. R— ſich ſelbſt ſo weit vergeſſen konnte.“

(**Miscelle.**) Kopenhagen. Das Dorf Soerslev zwiſchen Odenſe und Bogenſe wird, ſeiner hohen Lage wegen, für einen beſonders geſunden Aufenthalt gehalten, welches ſich durch den Umſtand einigermaßen beſtatigt findet, daß dort ſeit hundert Jahren nicht mehr als zwei und ſeit Einführung der Reformation nicht mehr als zehn Prediger auf einander gefolgt ſind.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 45. Donnerstag, 13. April 1843.

Ein Duell.

(Schluß.)

Als Carl und Eduard ankamen, war der General ſchon da und ging, als er Erſtern erblickte, auf denſelben los, begrüßte ihn mit kalter Höflichkeit und rauchte ſo ruhig fort, als wäre er dieſer Schreckensſcene ganz fremd. Ein Fünffrankenthaler wurde in die Höhe geworfen und das Schickſal begünſtigte Carl Melville. Carl, welcher ſeiner Sache ſicher war, wußte zum Voraus, daß ſein Gegner verloren ſey; da er nun das Leben des Mannes, der ihn ſo ſehr beleidigt hatte, in ſeinen Händen ſah, verſchwand ſeine Rachbegier; er erſchrack vor dem Gedanken, ein Menſchenleben zu zernichten, das Gott geſchaffen; er fragte ſich, ob er am Altare dieſelbe Hand, welche einen Mord begangen, ſeiner Eugenia reichen dürfe? Das Andenken ſeiner Liebe für einen Engel machte die Beleidigung vergeben; er ſtreckte ſeinen Arm aus und ſagte: „General! die Spitze ihres Hutes!“ — die Kugel pfiff und nahm den bezeichneten Gegenſtand mit. General D*** machte keine Bewegung, weder von Furcht, noch von Ueberraſchung oder Dankbarkeit; ſeine Haltung blieb drohend, ſein Blick unbeweglich, ſeine Lippen ironiſch. „Sie ſind geſchickt,“ ſagte er kalt, „jetzt iſt die Reihe an mir, mein Herr! den fünften Knopf auf Ihrer linken Seite,“ — der Schuß ging los, Carl fiel, die Kugel hatte ſein Herz getroffen.

Eduard Vernillier, bleich von Schmerz und Indignation, ſchrie: „dieſes iſt ein Mord, ein abſcheuliches Verbrechen!“ — „Nicht ſo viel Lärmen, junger Menſch,“ ſagte D*** mit gleichgültiger Stimme, „jeder hat nach ſeiner Neigung gehandelt. Auf's Vergnügen, meine Herren!“ Indem er dieſes ſagte, ſtieg er in ſeinen Wagen und fuhr davon. Eduard Vernillier erwies dem Ueberbleibſel ſeines Freundes die letzte Ehre; der unglückliche junge Mann wurde in dem Kirchhofe St. Mandé begraben. Als Eduard dieſe traurige Pflicht erfüllt hatte, reiſte er ſogleich nach Baden ab, um treu das feierliche Verſprechen zu erfüllen, das er ſeinem zum Tode gehenden Freunde gegeben hatte. Als Adolph Melville die Nachricht des Todes ſeines Bruders vernahm, ward er wie vom Blitze getroffen; ſein Schmerz war ſtumm und geräuſchlos, wie jede große und ſtille Verzweiflung; er führte ſeinen Freund zu einem Scheibenſchießen, welches vor der Stadt ſtattfand, zielte, ſchoß zehnmal nach einander und traf jedesmal das Ziel, dann lächelte er mit fürchterlicher Ironie. „Eduard, glaubſt Du mich im Stande, einen Menſchen zu erſchießen?“ fragte er ſeinen Freund mit unausſprechlicher Melancholie.

Einen Monat nach dieſem Vorfalle drängte ſich eine ungeduldige Menſchenmenge, durch die Verſprechungen des Theaterzettels gelockt, in den Saal der großen Oper zu Paris. Unter denen, welche ihren Platz ſchon gefunden hatten, konnte man den General D*** erkennen; nicht weit von ihm ſtand ein junger Mann von bleicher Geſichtsfarbe und feurigem Auge, welcher alle ſeine Bewegungen mit wunderbarer Aufmerkſamkeit beobachtete. Während einer Pauſe war der General hinausgegangen, in demſelben Augenblicke nahm der junge Mann den Sperrſitz desſelben in Beſitz, den dieſer ſo eben verlaſſen hatte. „Dieſer Platz gehört mir, mein Herr,“ ſagte der General, der ſo eben zurückkam, mit ſtarker, gebieteriſcher Stimme; allein auf dieſe Anrede erfolgte keine Antwort. „Verlaſſen Sie auf der Stelle dieſen Platz, verſtehen Sie mich!“ wiederholte der General entrüſtet. Der junge Mann, dem dieſe Worte galten, wendete ironiſch den Kopf um, und ohne zu antworten, fixirte er ernſt den General, den dieſer Blick zurückſchaudern machte. Dies Geſicht glaubte er ſchon geſehen zu haben, und rief eine Scene, welche er bereits vergeſſen hatte, ſchwarz und dunkel vor ſeine Seele. „Dieſer Platz gehört Ihnen?“ ſagte der junge Unbekannte langſam und trocken; „es iſt recht, darum behalte ich ihn.“ Auf der Stelle erhielt der junge Mann eine Ohrfeige, welche er aber mit Kraft erwiderte. In demſelben Augenblicke vernahm man einen Schreckensſchrei, der aus einer Loge kam, in welcher ſich ein ſchönes junges Mädchen befand. „Auf Morgen, mein Herr! auf Morgen!“ erwiderte der General mit düſterer Stimme. „Wir werden uns, wenn es Ihnen gefällt, im Gehölze von Vincennes, bei dem Dorfe St. Mandé ſchlagen und der Herr hier wird mein Secundant ſeyn,“ ſagte der Unbekannte, indem er Eduard Vernillier bezeichnete, welcher ſich in dem anſtoßenden Sperrſitze befand und zwar nicht gleichgültiger, doch ruhiger Zuſchauer dieſer ganzen Scene war. Der General betrachtete denſelben mit tiefer Beſtürzung: „gut, gut,“ antwortete er, von Schauer ergriffen, „dieſer oder ein anderer, macht wenig zur Sache.“

Man wird leicht errathen haben, daß der junge Unbekannte Niemand anders, als Adolph Melville war. Er nahm Eduard beim Arm und ging mit demſelben in eine kleine Wohnung in der Straße Lepelletier, die ſeit einigen Tagen Eugenia Derval und ihr guter Vater bewohnten. Auch war der Aufenthalt in Baden Eugenia ſeit dem Tode Carls unerträglich geworden. Der Schmerz zerſtörte dieſe ohnehin ſo zarte Geſundheit, und ihr Vater hatte ſie genöthigt, einige Zeit in Paris zuzubringen, in der Hoffnung, daß die tauſend Zerſtreuungen, welche dieſe große Stadt bietet, ihre Gemüthsſtimmung erheitern und wohlthuend auf ihre ſchon ſtark

Google

bedrohte Geſundheit wirken ſollten. Bleich, wie eine Statue, erſchrack Eugenia, als ſie Adolphs Tritte vernahm, mit von Thränen erſtickter Stimme ſagte ſie leiſe: „Mein Gott, was haben Sie gethan!" — „Meine Pflicht." — „Guter Gott! bin ich denn verurtheilt, Alles zu verlieren?" — „Denken Sie an ihn!" antwortete Adolph. Eugenia verbarg ihr Geſicht in beide Hände und ſagte mit kaum hörbarer Stimme: „Ich kann nur noch an Sie denken." — „O, ſtille!" rief der junge Mann und erbleichte; „wollen Sie aus mir einen Feigen machen? einen verachtungswürdigen Bruder? ich weine, ich zittere, ich fürchte mich, mit einem Worte, ich bin wahnſinnig, und Sie wollen mich hindern, ihn zu rächen? Nein! ſagen Sie mir, daß Sie dieſes nicht wollen!" — Eugenia hatte ſich während dieſer Zeit wieder geſammelt; ſie faßte den jungen Mann bei der Hand, betrachtete denſelben lange ſtillſchweigend und ſagte dann mit ernſter und gefaßter Stimme: „Ich liebe Sie nicht." — „Meinen Dank, theure Schweſter, für dieſes Geſtändniß," erwiderte Adolph kleinlaut und ging mit ſeinem Eduard davon. Der junge Advocat hatte verſprochen, Adolphs Secundant zu ſeyn, ſo wie er es bei Carl Melville war; eingebrüdert in dieſe Rache, war er feſt entſchloſſen, wenn ſein Freund fallen ſollte, ſich dem General als letztes Opfer gegenüber zu ſtellen.

Der Platz, wo der Streit ſich erhoben, der Ort, an welchem der Zweikampf ſtattfinden ſollte, die erſtaunliche Aehnlichkeit des Mannes, der ihm gegenüber ſtehen würde, mit dem, den er getödtet, alles dieſes war ganz geeignet, auf den Muth des Generals einen nachtheiligen Eindruck hervorzubringen. Auch begleitete ihn diesmal jene unerſchrockene Tapferkeit, jener Glaube an ſich ſelbſt, welcher ihn noch nie verlaſſen hatte, nicht. Obſchon das Loos ihn begünſtigte, ſo ſchoß er mit ſo unſicherer Hand, daß die Kugel blos Adolphs Haar ſtreifte. Zum erſten Mal in ſeinem Leben hatte er ſeinen Schuß gefehlt; das Schickſal, welches ihn bis heute ſo begünſtigt hatte, ward ihm untreu. Adolph hatte, voll Vertrauen auf Gott und Recht mit ſtolzer Haltung der Kugel des Generals entgegengeſehen. „Jetzt, mein Herr," ſagte er mit ſicherer, feierlicher und zugleich furchtbarer Stimme, „iſt es an mir," und indem er ſeinen Arm ausſtreckte, rief er in einem Tone, welcher den Anweſenden bis in die Seele drang: „General, den fünften Knopf auf Ihrer linken Seite!" Der Schuß fiel, und zum zweiten Male war die Prophezeihung eingetroffen und der General D*** hatte die Strafe aller ſeiner kaltblütigen Mordthaten auf demſelben Platze, wo er ſo manches junge Leben zernichtete, erhalten. Das Unthier war erlegt. Als Adolph Melville und Eduard Vernillier in das Haus des Hrn. Derval zurückkamen, fanden ſie Eugenia in Thränen vor einem Cruzifix knieen. Adolph ging auf ſie zu, faßte ihre Hand und ſagte: „Eugenia, mein Bruder iſt gerächt, und jetzt werde ich Ihnen den Brief leſen, den er mir, ehe er in den Tod ging, noch ſchrieb, den ich aber Urſache hatte, bis heute zu verheimlichen." — „Leſen Sie," ſagte das Mädchen, indem ſie ihre Hand auf ihr Herz legte.

Der Brief von Carl Melville an ſeinen Bruder enthielt nur einige Zeilen:

„Mein Freund! Mein Bruder! Mein Adolph! Ich werde mich heute ſchlagen und in dieſem Zweikampfe getödtet werden; ich habe die traurige Ahnung und doch ſoll ich es Dir ſagen? Obſchon ich im Begriffe war, mich mit Eugenia zu verbinden, das Weib meines Herzens, den Engel meiner Träume, ſo fürchte ich dennoch den Tod nicht, ich wünſche ihn beinahe, denn das Bündniß, welches mich ſo unendlich glücklich machen ſollte, würde mich auch zugleich zur ewigen Pein verurtheilt haben. Ich habe in Dein Inneres geblickt, den ganzen Werth Deines Opfers erkannt und Deine Hingebung bewundert. Führe, ſtatt meiner, Eugenia zum Altare, verbinde Dich mit dieſem Engel, ich verlange es von Dir, und der letzte Wille Deines Dich liebenden Bruders wird Dir heilig ſeyn."

Nach Beendigung dieſes Briefes wurde kein Wort gewechſelt; Eugenia reichte Adolph die Hand, welche er mit heiliger Verehrung an ſeine Lippen drückte. Der Wunſch des Sterbenden wurde bald erfüllt. Vor den Menſchen, ſo wie ſie es ſchon, ohne es zu wiſſen, vor Gott verbunden waren, zogen ſie ſich mit Herrn Derval und Eduard Vernillier, der auch bei ihnen zu wohnen wünſchte, in ein kleines Häuschen im Dorfe St. Mandé zurück, welches nicht weit von Carls Grabe entfernt war, und es verging kein Tag, ohne daß ſie hingingen, demſelben ein Gebet, eine Blume, eine Thräne zu bringen.

Matroſen-Rache.

(Nach dem Engliſchen.)

Sam Spritſail war unbeſtritten einer der beſten Matroſen der engliſchen Marine und wurde auch nach Verdienſt geſchätzt. Doch der Menſch kann Unglück haben; auch Sam ſollte dieſe Erfahrung machen. Einſt — es war bald nach der Spitheater Revolte — kreuzten wir in der Gegend von Breſt, als ſich plötzlich ein ſcharfer Wind aufmachte. Es wurde Befehl gegeben, die Bramſegel einzureffen. Da unſer Schiff ſich mit dem beſten Schnellſegler meſſen konnte, ſo ſetzten die Matroſen eine Ehre darein, dieſen Ruf zu erhalten und wo möglich noch zu ſteigern. Alles flog auf ſeinen Poſten. Sam ließ nicht auf ſich warten, wenn es galt. Er ſtürzte deshalb raſch zu den Luken, gerieth aber in der Haſt mit einem Midſhipman zuſammen, der kaum erſt die Fingerſpitzen in Salzwaſſer geſteckt und von Seiner Majeſtät Schiffszwieback noch wenig Notiz genommen hatte. Sam prallte an den jungen Herrn ſo heftig an, daß derſelbe das Gleichgewicht verlor und einem Sturze nahe war. Der Matroſe hatte dem kleinem Offizier den Stoß ohne Arg gegeben, dieſer aber ſah böſen Humor darin und ſchlug ohne Weiteres zu. Der Schlag machte dem Matroſen keinen blauen Fleck, aber er that ihm doch ſehr weh: Sam's Ehre war verletzt und er hätte deshalb lieber ein Bein gebrochen, als ſich einen ſolchen Makel anhängen zu laſſen. Indeß war zu einem Wortwechſel die Zeit zu koſtbar. Der Wind gebot Eile. Sam warf dem Midſhipman deshalb nur einen drohenden Blick zu und eilte ins Takelwerk.

Als die Segel eingerefft und die Quartierwache abgelöſt worden, wurde Sam auf's Verdeck kommandirt. Der Midſhipman hatte ſich mit dem Schlage, den er dem Matroſen verſetzte, noch nicht beruhigt, ſondern war zum Lieutenant gegangen. Dieſer befand ſich erſt ſeit einigen Tagen an Bord und kannte deshalb ſeine Leute noch ſehr wenig.

Digitized by Google

Der Lieutenant fuhr Sam barſch an und ſtellte ihn zur Rede.

„Auf Ehre, Herr Lieutenant,“ betheuerte der Befragte, „die Schuld liegt nicht an mir. Ich wollte dem jungen Herrn nicht weh thun; es war ein leidiger Zufall!“

„„Iſt dem ſo, Sir?““ fragte der Lieutenant den Midſhipman.

„Ein Zufall?“ rief dieſer erbittert. „Nein, es war Abſicht. Denn als er mir den Stoß verſetzt, drehte er ſich noch höhniſch um und ſchnitt mir ein Geſicht.“

„„Ich ihm ein Geſicht ſchneiden?““ fuhr Sam unwillig auf. „„Nein, Herr Lieutenant, das fiel mir nicht ein. Ich drehte mich zwar um, als . . . doch laſſen wir das gut ſeyn, Sir!““

Sam brach ab, weil er ſich ſchämte, einzugeſtehen, daß er einen Schlag bekommen habe.

„Nein, das laſſen wir nicht gut ſein, Burſch!“ erwiederte der Lieutenant. „Die Luft iſt noch nicht rein; es riecht hier noch nach Meuterei. Aber ich will euch den Spaß vertreiben! Zweiter Bootsmann, hieher! Gebt dem Duckmäuſer mit dem Tauende doch einmal einige Hiebe, damit er wiß, warum er Geſichter ſchneidet.“

„„Das iſt ſehr bitter,““ brummte Sam. „„Ich that immer meine Schuldigkeit, Sir, und alle Offiziere an Bord werden für mich einſtehen!““

„Halt's Maul! . . . Bootsmann thut Eure Pflicht!“

Dieſer aber war ein guter Freund Sams und nahm ſich daher Zeit zur Vollziehung des unangenehmen Befehls. Da verſetzte ihm der Lieutenant einen Stoß mit der Fauſt. — Indeß war die Schiffsmanſchaft herangeſchlichen und betrachtete mit Staunen und Unwillen, was vorging. Denn Alle kannten ihren Kameraden als den gutmüthigſten, friedfertigſten und dienſteifrigſten Menſchen und tüchtigſten Seemann. Es entſtand daher ein Geflüſter und Geziſch; der eine blickte den andern an, als wollte er in ſeinem Geſichte beſtätigt ſehen, was in ihm ſelbſt vorging.

Immer zorniger werdend, rief der Lieutenant jetzt:

„Bootsmann, ich ſage Euch, thut Eure Pflicht!“

Jack Honſer hob den Arm, aber als er das Geſicht des Kameraden ſah, der wie ein Felſen feſt ſtand und keine Miene verzog, aber todtenblaß war, ließ er den Arm ſinken und blickte traurig zu Boden. Das war dem Lieutenant zu bunt: im Jähzorne ergriff er ein Stück Holz, das ihm zur Hand lag, und verſetzte Jack einen Schlag über den Rucken. Dieſer hob jetzt das Tauende zum zweiten Male in die Höhe. Als Sam den Kampf des Bootsmannes ſah, ermahnte er ihn mit wehmüthigem Lächeln, dem gegebenen Befehle Folge zu leiſten.

„Hau zu!“ ſchrie der Offizier, und als er Jack auch jetzt noch zaudern ſah, rief er: „Ihr ſeyd alle mit einander eine Meuterbande!“

Jetzt ergab ſich Jack in ſein Schickſal und hob wieder den Arm empor, aber plötzlich warf er das Tau zu Boden, drehte ſich um und rief:

„„Ich thu' es nicht, und wenn ich gehängt werde!““

Ein dumpfes Murren entſtand unter den Matroſen; der Lärm wuchs; Alle waren bereit, über den Offizier herzufallen, als der Kapitän dazukam und durch eine kurze Standrede den Lärm ſtillte, worauf der Befehl des Lieutenants vollzogen wurde.

Einige Wochen nach jenem unangenehmen Vorfalle warfen wir in der Tor-Bay Anker, um Trinkwaſſer einzunehmen. Alle Boote fuhren ans Ufer und die meiſten Offiziere benutzten die gute Gelegenheit zu einer kurzen Landpartie. Der Lieutenant, welcher indeß den Oberbefehl an Bord hatte, war übler Laune und ließ dieſelbe an dem armen Sam aus, den er um ſo vergrillter peinigte und plagte, weil derſelbe es für einen Ehrenpunkt hielt, dem boswilligen Offizier nie merken zu laſſen, wie ſehr ihn dies verdrieße. „Iſt er kleinlich genug, mir das Leben ſauer zu machen,“ dachte Sam, „ſo bin ich zu ſtolz, um einzugeſtehen, daß er ſeinen Zweck erreicht.“ Heute jedoch wurde es dem guten Jungen faſt zu bunt.

Sam war verheirathet und er hatte ſeine Frau, die bei ihren Aeltern zwiſchen Tor-Bay und Plymouth wohnte, ſeit der Spitheater Revolte nicht geſehen. Jetzt kam ſie auf das Schiff, welches neben dem, auf welchem Sam diente, lag. Sie hoffte zuverſichtlich, ihren Mann ſehen zu dürfen; aber der Lieutenant berief ſich auf den Befehl, der den Weibern den Zutritt an Bord unterſagte. Der arme Sam mußte ſeine Frau alſo auf der Stelle wieder fortbringen und, da ſie ſo ſehr weinte, ſo trat auch ihm eine Thräne ins Auge. Alle Matroſen waren über eine ſolche Tyrannei empört und es wäre ohne Zweifel zu Händeln gekommen, wenn Sam ſich nicht jeden thätlichen Beweis der kameradſchaftlichen Theilnahme entſchieden verbeten hätte.

„Laßt's gut ſeyn,“ ſagte Sam mit finſterem Geſichte; „es kommt wohl einmal die Gelegenheit, wo ich dem Offizier beweiſen will, weß Geiſtes Kinder wir beide ſind!“

Und dieſe Gelegenheit kam nur zu bald.

Wir kreuzten wieder in der Manche, als ſich eines Abends ein ſo jäher Wind erhob, daß das Bugſpriet brach. Unſer Lieutenant bog ſich über, um den Schaden genauer im Augenſchein zu nehmen. Plötzlich erhob ſich der Schrei:

„Ein Mann im Meere! Ein Mann im Meere!“

Aber das Pfeifen des Windes überholte den Hülfsruf, ſo daß er von den Wenigſten verſtanden wurde. Sam, der auf dem Backbord ſtand, hatte den Ruf jedoch vernommen, wiederholte ihn ſo laut er konnte und ſtürzte zu den Verſchanzungen. Bald war die ganze Mannſchaft auf den Beinen; man warf Taue aus, aber der Mann war nirgends zu finden.

„Wo iſt er?“ rief der Kapitän, der neben Sam ſtand. „Die Schaluppe in See!“

Sam blieb ſtumm, aber ſeine Falkenauge fixirte einen dunkeln Punkt im Meere.

„Wo iſt der erſte Lieutenant?“ fuhr der Kapitän fort.

„„Er iſt's ſelbſt . . . er fiel ins Meer!““ antworteten ein Dutzend Stimmen zugleich.

„Kapitän, ich ſeh' ihn!“ ſagte, aus ſeiner Unbeweglichkeit plötzlich auffahrend, Sam, und ehe der Kapitan ihm antworten konnte, war er ſchon in die Fluth geſprungen.

Der Ertrinkende kam jetzt deutlich empor und ſchwebte wie eine ſtarre, regungsloſe Maſſe auf der ſchäumenden Fluth, während Sam mit kräftigen Armen das Waſſer theilte. Bevor der kühne Schwimmer jedoch die Stelle erreichen konnte, ſenkte ſich die dunkle Maſſe mehr und mehr und war gänzlich verſchwunden, als der Retter da war.

Der Augenblick war ergreifend. Der tüchtigſte Matroſe ſetzte das Leben aufs Spiel, um ſeinen Todfeind zu retten; die edle Rache ſchien mislungen und der Retter den guten Willen mit dem Leben bezahlen zu ſollen.

Während die Mannſchaft ſtarr vor Schrecken und Staunen daſtand, war das Schiff eine bedeutende Strecke fortgeflogen und bis zum Einſteigen in die Schaluppe mehr Zeit verloren gegangen, als es ſonſt bei ſolchen Gelegenheiten der Fall zu ſein pflegte.

(Schluß folgt.)

Correſpondenz.

Frankfurt, 10. April.

Die großh. badiſche Hoffängerin, Dem. Zerr, machte in ihrer erſten Rolle auf unſerer Bühne als „Amine" Glück, als „Suſanne" in „Figaro's Hochzeit" war ſie aber unbedeutend. Eine ſehr beachtenswerthe Erſcheinung war in letzterer Oper Frln. v. Knoll, welche den „Cherubin" ſang. Sie iſt noch Anfängerin, aber im Beſitze einer vollen ſchönen Stimme und ihr Spiel verräth ein bedeutendes Talent für die Bühne. Sie iſt für unſer Theater engagirt. Die Theatervorſtellungen ſind jetzt ſtark beſucht und es werden Oper und Schauſpiel, namentlich die Jurſtücke gegeben; man kann es der Direction nicht verdenken, daß ſie bei dem Fremdenzuſammenfluſſe beſonders die Kaſſe berückſichtigt, da den fetten Jahren auch die magern wieder folgen. Die Reſtauration des Theaters wird im Mai vorgenommen. Baiſon gaſtirt unter den glänzendſten Bedingungen für den ganzen Monat Mai auf dem Hamburger Stadttheater. Nach ihm geht unſere Capitain nach Hamburg. —ff—

Notizen-Blatt.

(Theatraliſches.) Vor dem Aſſiſenhofe der Seine in Paris wurde kürzlich der Prozeß verhandelt, den die Schauſpielerin Dem. Maxime gegen das Théâtre français und Victor Hugo, wegen Entzugs einer ihr beſtimmt geweſenen Rolle anhängig gemacht hat. Die Freunde der Dem. Maxime hatten ihr mit dieſem Prozeß einen üblen Rath gegeben. Ihr Contract weiſt aus, daß ſie für die geringe jährliche Summe von 4000 Franken zu Roth- und Hülfsrollen engagirt iſt und ſich von der Direction ſo ziemlich Alles gefallen laſſen muß. Aber auch ohne dieſen Contract würde ſie ſchwerlich eine artiſtiſche Frage zu einer juriſtiſchen haben machen können. Sie hatte in dem neuen Hugo'ſchen Stück: „die Burggrafen" eine Rolle zugetheilt bekommen, die man ihr ſpäter nach einer Anzahl von Proben wieder abgenommen hat. Dieſer Schritt, der von V. Hugo ſelbſt ausging, war ohne Zweifel ſehr grauſam, aber was will ſie der Nothwendigkeit gegenüber, daß das beabſichtigte Drama würdig und richtig heraustritt, machen? In Deutſchland freilich möchten wir keinem Autor rathen, einen ſo kuhnen Schritt zu wagen. Die deutſchen Autoren hängen gänzlich von der Direction und den Schauſpielern ab. Man beſuche eine deutſche Theaterprobe, der ein Dichter beiwohnt! Wie empfindlich werden meiſtentheils ſeine Bemerkungen entgegengenommen und wie ſchonend muß er ſeine Wünſche vortragen, ja wie unmöglich macht man es ihm, eine ſchwere Stelle mehrmals repetirt zu ſehen. In Frankreich iſt das nun Alles anders. Ja, wenn man lieſt, daß Victor Hugo der Dem. Maxime die betreffende Rolle nach der

Zwei und dreißigſten Probe

abgenommen habe, dann muß man ſich freilich ſagen, die Schauſpielkunſt iſt in Frankreich ein ganz anderes Etwas, als in Deutſchland, ein ganz anderer Begriff, als bei uns. Zwei und dreißig Proben! Das Publikum weiß vielleicht nicht, daß unſere Stücke alle mit

Drei Proben

in's Leben treten. Wie geſagt, alle unſere ſchönen Talente abgerechnet, manchmal kommt es Einem vor, als wären franzöſiſches und deutſches Bühnenweſen zwei ſo verſchiedene Dinge, wie wenn der Eine von Caviar ſpräche und der Andere darunter ſchwarze Seife verſtünde. (Hamb. Telegr.)

(Miscelle.) Das Comite der Tiedge-Stiftung in Dresden entwickelt eine ſehr erfreuliche Thätigkeit. Der Zweck dieſer Stiftung iſt: 1) Eine Preisſtiftung, darin beſtehend, daß alle 5 Jahre das beſte deutſche Dichterwerk, welches die höheren Intereſſen der Menſchheit fördernd berührt, mit einer Prämie von 100 Dukaten gekrönt wird. 2) Eine Unterſtüzzungsſtiftung für hilfsbedürftige Dichter, Maler, Bildhauer und Tonkünſtler, aus welcher dieſelben entweder für die Lebenszeit eine Penſion, oder nach Befinden eine einſtweilige Unterſtüzzung erhalten ſollen. — Die Preisſtiftung iſt begründet und die erſte Preisertheilung für das Jahr 1848 bereits ausgeſchrieben. — Zum Beſten der Unterſtützungsſtiftung iſt vom Comite eine Verlooſung von Gemälden und plaſtiſchen Bildwerken veranſtaltet, die nach Oſtern 1843 ſtattfinden wird. Auf weſſen Loos kein ſolcher Gewinn fällt, erhält ein Exemplar des Albums der Tiedge-Stiftung, das aus Beiträgen der vorzüglichſten deutſchen Schriftſteller beſteht und über zwei Thaler Buchhändlerpreis haben wird; bei Abnahme mehr als eines Looſes wird eine ſchöne Lithographie von ähnlichem Werthe ſtatt der Nieten gewährt. Der Preis für das Loos iſt nur ein Thaler. Bei dreitauſend Looſen kommen die in Dresden öffentlich ausgeſtellten 45 Geſchenke zur Verlooſung. Für den Fall eines noch ſtärkeren Abſatzes von Looſen ſind theils anderweite 30 Kunſtgegenſtände, die dem Comite bereits übergeben, als Geſchenke zur Verlooſung beſtimmt, theils noch von edlen Beförderern der Stiftung in Ausſicht geſtellt worden.

(Anekdotäres.) In New-York und Philadelphia treibt ein gewiſſer Müller, der ſich „Prophet" nennt, ſein Unweſen. Er verkündigt auf den laufenden April das Ende der Welt. Mehr als 7000 Perſonen drängten ſich in New-York zu ſeinen Predigten, und den Frauen hat er dergeſtalt den Kopf verdreht, daß ſie ihr Hausweſen an den Nagel hängen, ja ihren Hausrath verkaufen, nur um dem Propheten zu gefallen und ſich auf das Ende der Welt würdig vorzubereiten.

*

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 46. Sonntag, 16. April 1843.

Matroſen-Rache.

(Nach dem Engliſchen.)

(Schluß.)

Endlich ging die Schaluppe in See und Aller Augen hafteten an der Stelle, wo Sam mit dem Lieutenant verſchwunden war. Die Welle ſchien, von jeder Laſt befreit, ihr Schaumhaupt ſtolz und triumphirend zu erheben.

„Dort! dort!“ rief jetzt der Kapitän, welcher den Matroſen zwiſchen zwei Wogen wieder zum Vorſchein kommen ſah. „Mehr rechts, Jungen! Vorwärts!“

Dieſer Befehl, welcher dem Offizier in der Schaluppe mit dem Sprachrohr zugerufen wurde, führte gerade auf den Punkt zu, wo Sam mit der Fluth kämpfte. Man ſchöpfte neue Hoffnung; aber bald ſank Allen wieder der Muth.

Eine rieſige Woge brauſte mit ſprühendem Schaume wie ein wüthendes Ungeheuer heran, ereilte die Schaluppe, füllte ſie im jähen Ueberſturze faſt ganz mit Waſſer an und ſchleuderte ſie weit weg vom Punkte der Rettung.

Die Dunkelheit verhinderte, daß wir ihr folgen konnten, doch kam von Zeit zu Zeit auf den Wellen ein dunkler Punkt zum Vorſchein, woraus wir mindeſtens ſchließen durften, daß ſich die Mannſchaft tapfer gegen das Verderben wehrte.

Jetzt ward die zweite Schaluppe ausgeſetzt und bemannt; es wurden an Bord des Schiffes Lichter angezündet; aber eine Viertelſtunde nach der andern verging; ſchon ſchwebten wir länger als eine Stunde zwiſchen Furcht und Hoffnung.

In der größten Beſorgniß und Unruhe ſchritt der Kapitän auf dem Verdecke auf und ab; in den mißlichſten Fällen, bei Stürmen und Schlachten hatten wir ihn nicht ſo niedergeſchlagen geſehen. Jeden Augenblick blieb er ſtehen, fragte den und jenen oder ſah in die wogende See hinaus: es war eine wahre Marterſtunde. Endlich rief ein kleiner Midshipman:

„Eine Schaluppe! Jetzt noch eine! Seht, ſeht, ſie kommen!“

„„Hurrah, Jungen! Gott Lob, ſie ſind gerettet!““

Bald hatten ſie das Schiff erreicht und legten an.

„Ein Seil herab!“ rief der Offizier, der in der erſten Schaluppe war.

„„Sie haben alſo einen Schwerkranken!““ bemerkte der Wundarzt, der ſchon ſeit einer Stunde mit allem, was in ſolchen Fällen nöthig ſeyn kann, bereit ſtand.

„Ich fürchte, wir kommen ſo billig nicht los“ brummte der Kapitän.

Während dieſer Bemerkungen war von den Matroſen mit geſchäftiger Eile und Vorſicht jemand an Bord geſchafft worden und der Kapitän hatte ſeine Befürchtungen kaum ausgeſprochen, als derſelbe, allem Anſcheine nach todt, auf das Verdeck gelegt wurde.

„Ach Gott, Mr. L**,“ rief der Wundarzt; „mein armer Kamerad!“

Und ſogleich eilte er hinzu, um den Unglücklichen ins Zwiſchendeck zu transportiren.

„„Wie ſteht's mit dem Matroſen?““ fragte der Kapitän mit dumpfer Stimme.

Sam brachte die Antwort ſelbſt, er ſtürzte auf's Verdeck, taumelte auf den Kapitän zu und ſank in demſelben Augenblicke beſinnungslos zu Boden.

„„Bringt meinen guten Sam in die Kajüte,““ rief der Kapitän mit väterlicher Theilnahme, „„und ſchickt ihm auf der Stelle den Gehülfen des Wundarztes!““

„Hier, Kapitän!“ rief der junge Mann.

Sam kam in der Kajüte bald wieder zur Beſinnung; der erſte Lieutenant dagegen gab in den erſten zwei Stunden kein Lebenszeichen von ſich; endlich ging der Puls wieder; in der dritten Stunde ſtieß er einige unzuſamenhängende Worte aus, worauf er in einen feſten Schlaf verſank.

Die Freude an Bord war allgemein. Jetzt erzählte Sam, wie es ihm ergangen war und der Kapitän hörte ihm mit einer Herzlichkeit zu, welche ihm die Begeiſterung der ganzen Mannſchaft, wenn möglich, noch mehr gewann.

Als Sam den Lieutenant verſchwinden ſah, tauchte er im Vertrauen auf ſeine Fertigkeit und Kraft unter, ergriff den Ertrinkenden bei den Haaren und riß ihn empor; doch bald mußte er ihn wieder fahren laſſen, um ſein eigenes Leben zu ſichern. Er tauchte zum zweiten Male unter, grade als die Schaluppe von der Woge fortgeſchleudert wurde. Faſt gänzlich erſchöpft, mußte er den Lieutenant zum zweiten Male ſeinem Schickſale anheim geben, um ſelbſt wieder zu Athem zu kommen. Das Bewußtſeyn naher Hülfe begeiſterte ihn zu dem letzten verzweifelten Verſuche: er tauchte zum dritten Male unter und ergriff den Sinkenden bei den Haaren, entſchloſſen, mit ihm zu enden oder ihn herauszureißen. So kämpfte er auf Tod und Leben zum Waſſerſpiegel empor. Endlich tauchte er mit dem Kopfe auf und wurde in demſelben Augenblicke an Arme ergriffen. Zwei Kameraden waren aus der Schaluppe geſprungen — das Rettungswerk gelang.

Dieſe Lehre wirkte: der Lieutenant ging in ſich, lernte ſeine Leute kennen und ſeinen Jähzorn beherrſchen; er wurde einer der tüchtigſten, menſchenfreundlichſten und beliebteſten Offiziere der engliſchen Flotte.

Digitized by Google

Sam erlebte bald die Genugthuung, daß er zum Bootsmann ernannt wurde; er hatte an dem Kapitän, von dem er ſich nicht trennte, einen väterlichen Freund und an dem Lieutenant einen treuen Genoſſen in Freuden und Gefahren. Für den kleinen Midſhipmann war jener abſichtsloſe Stoß ein tüchtiger Anſtoß zu einem echten Seemannsleben. Sam pflegte zu ſagen, dieſem Zufalle verdanke er ſein ganzes Glück. (Mainz. Unterhalt.-Bl.)

Die kleinen Abenteurer.

(Aus den „Lebensbildern aus der niederl. Schule" von W. A. Gerle.)

Auf ſeiner Stammburg Donnersberg, die theils in dem gothiſchen Zuſtande vergangener Jahrhunderte erhalten, theils unter den letzten Beſitzern noch abenteuerlicher verziert und decorirt worden war, lebte der Freiherr Martianus von Donner, ein betagter Hageſtolz, den eine unglückliche Liebe in die Gefahren und Stürme des Krieges getrieben, worauf er ſich auf die Güter ſeiner Ahnen zurückgezogen, von den Waffenthaten eines Feldzuges auf wohlerworbenen Lorbeeren auszuruhen, und als ſpäterhin der größte Theil ſeiner Familie ausſtarb, übernahm er die Erziehung eines zwölfjährigen Großneffen, Albert von Donner, den er ſammt ſeinem Hofmeiſter, dem Abbé Ferville, auf die Donnersburg kommen ließ, um ihn zu einem Helden auszubilden; doch genügte es ihm nicht, dem gelehrten Mentor vorzüglich das Studium des Arrian, Plutarch, Cornelius Nepos, Polyb, Xenophon und Julius Cäſar zu empfehlen, ſondern, um auch auf die Phantaſie des Knaben zu wirken und ihn durch und durch zum Helden einzuweihen, wurde der kleine Freiherr in eine Stube einquartirt, an deren Wänden die Abenteuer und Thaten des vielberühmten Don Quixote de la Mancha in den lebhafteſten Farben prangten, und er mußte alle Abende vor dem Schlafengehen ſeinem Großonkel einige Capitel aus den berühmteſten Romanen und Ritterbüchern der alten und neuen Zeit vorleſen, wobei Albert, trotz der ſpäten Stunde, viel weniger gähnte, als bei den grammatiſchen und hiſtoriſchen Lectionen des Abbé, und dann die ganze Nacht hindurch von nichts als Rieſen, Drachen, Streitroſſen und blutigen Kämpfen träumte.

Lange Zeit begnügte ſich der Junker mit der gedruckten Ritterwelt aus den Heldenbüchern des Großonkels, der gemalten auf den Wänden der alten Gemächer und mit den jugendlichen Spielen im Schloßhofe, woſelbſt er ſich auf einem kleinen Schimmel weidlich herumtummelte, während Caspar, des Gärtners Sohn, den er zum Range ſeines Waffenträgers erhoben hatte, hinter ihm auf einem geduldigen Müllerthier einhertrabte, das ſich über die poſſirlichen Sprünge des ſchneehellen Rößleins gar ſehr zu verwundern ſchien; doch endlich wurde es dem jugendlichen Helden zu enge in der Burg ſeiner Väter; er beſchloß um jeden Preis die Welt als fahrender Ritter zu durchziehen, einige verzauberte Prinzeſſinnen zu erlöſen, vielleicht eine derſelben als Gemahlin heimzuführen, auf jeden Fall aber dem Großonkel ein halb Dutzend Drachen- und Rieſenhäupter als Frucht ſeiner Siege zu Füßen zu legen.

Albert benutzte eine glückliche Nachmittagsſtunde, da der alte Freiherr einen Spazierritt gemacht, und der Abbé ſich den Süßigkeiten der Sieſte überlaſſen hatte, und erklärte ſeinem getreuen Schildknappen, ſie müßten nun ohne Abſchied das Schloß verlaſſen, und auf Abenteuer ausziehen, ſo ſey es Sitte.

Caspar, welcher nicht allein die Spiele, ſondern auch einige Lehrſtunden des Junkers (zum großen Verdruſſe des Abbé mit ſehr geringem Erfolg) theilte, verſtand zwar nicht recht, was ein Abenteuer ſey; doch begriff er, daß es nichts dabei zu lernen gebe, und in der Hoffnung, ein paar Tage von dem fatalen, mit ſchwarzer Wachsleinwand bezogenen Tiſche befreit zu bleiben, ſattelte er wohlgemuth die beiden Reitthiere, worauf ſie muthig in den nahen Wald trabten; ſie kannten die Kreuzwege des Forſtes nicht und ritten in der Irre herum, bis die Nacht einbrach, ohne daß ſie Abenteuer und eine — menſchliche Wohnung gefunden hätten. Darüber war Caspar etwas betroffen, deſto entzückter aber der Junker, der es in allen Romanen ſo gefunden, und fröhlich ſprang er ab, ſein Schildknappe, der ſich tüchtig mit Brod verſehen, und Erd- und Heidelbeeren im Walde geſucht hatte, beſtellte die Tafel, das Roß und der Grauſchimmel ſuchten ſich höchſt romantiſch auf eigene Fauſt ihre Nahrung, die beiden Reiter ſtillten ihren Durſt an einem kühlen Quell und ſchlieſen dann feſt ein; doch wer beſchreibt ihr Schrecken beim Erwachen, als Schimmel und Eſelin verſchwunden, und all ihr Rufen und Suchen fruchtlos war.

So etwas kam in den Ritterromanen ſelten vor, und Junker Albert ahnte eine feindſelige Macht in der Nähe, die er beſiegen müſſe.

»Wenn wir nur,« klagte Kaspar, »den Weg nach Donnersberg wüßten.«

»»Wozu dahin?«« rief der Junker, »»Du willſt doch nicht nach Hauſe?««

»Nun, ſollen wir denn zu Fuße noch weiter fortgehen?«

»»Freilich Don Casparo!««

»Aber nennen Sie mich doch nicht immer Don — ich bin nicht gewohnt anders als Kaspar oder Käsperle zu heißen.«

»»Biſt Du nicht mein Schildhalter?««

»Ja, Sie haben mir das geſagt, aber ich weiß nicht, was es iſt, Herr Baron!«

»»Wie oft habe ich dir ſchon verboten, mich Herr Baron zu nennen?««

Das iſt wahr — ich vergeſſe nur den fatalen Namen — daß Sie Baron ſind, merke ich mir — — aber den Don — Don —«

»»Don Cherubino von Morgenroth.««

»Das iſt lang und ſchwer, Hr. Baron.«

»»Nun ſo nenne mich Hr. Ritter!««

»Hr. Ritter? — das wird eher möglich ſeyn, doch, lieber Hr. Baron! machen Sie jetzt, daß wir jetzt nach Hauſe kommen, ich habe geſtern Abend und heute nichts Warmes gegeſſen, und die Mutter wird entſetzlich böſe werden, wenn ſie hört, daß ich über Nacht nicht im Schloſſe war.«

»»Sie wird ſich beruhigen, wenn ſie erfährt, daß Du Statthalter einer Inſel geworden biſt.««

»Statthalter? — da weiß ich ſchon wieder nicht, was das iſt — aber wir haben ja unſere Roſſe verloren, der Hr. Großonkel wird uns einfangen laſſen, und der Abbé Fahrwohl gibt mir gewiß die Ruthe, weil ich mit Ihnen davon gelaufen bin.«

Digitized by Google

»»Ich werde es nicht dulden, daß man meinem Schildknappen die Ruthe gibt.««

»Ja Sie werden es verhüten — am Ende geht es Ihnen ſelbſt nicht beſſer, Herr Baron —“

»»Sage doch Cherubino —««

»Hr. Ritter Don Zirbelino — den Namen werde ich mir nie merken — und wo gehen wir denn nun hin?«

»»Abenleuer aufſuchen.««

»Abenteuer? Sie ſprechen immer ſo unverſtändlich, und leſen doch ſo viel, Herr Baron!«

»»Willſt Du ſagen Herr Ritter?««

»Ja ja, Herr Ritter!«

»»Erinnerſt Du Dich denn an gar nichts von all den ſchönen Dingen, die ich Dir aus den Ritterbüchern des Groſsonkels vorgeleſen habe?««

»Nein, denn ich bin immer dabei eingeſchlafen.«

Kaspar ſuchte noch einen Reſt des Brodes aus ſeinem Ränzel hervor und fragte mit vollem Munde:

»Wo werden wir denu heute zu Mittag eſſen?

»»Du iſſeſt ja ſo eben.««

»Ja ich frühſtücke — und leider ſchlecht genug — aber man muß auch wieder zu Mittage eſſen — ich könnte den ganzen Tag eſſen. Warum frühſtücken Sie denu nicht?«

»»Weil ich nie geleſen habe, daß ein fahrender Ritter gefrühſtückt hätte.««

»Mir ſcheint, es iſt ein hungriges Gewerbe, das wir ſo eben ergriffen haben. Ich wollte lieber auf der Donnersburg mit dem Vater arbeiten, oder in der Küche den Bratſpieß drehen.«

»»Und der Ruhm?««

»Das weiß ich ſchon wieder nicht, was das iſt.«

»»Du verſtehſt doch gar nichts, als zu eſſen.««

»Aber Herr Baron — nicht doch — Don — ſtatt hier ins Blaue zu ſchwatzen, wäre es doch viel klüger, wenn wir unſere Klepper ſuchten.«

»»Nun was machen wir denn Anderes?««

»Wir ſuchen ſie?«

»»Ohne Zweifel!««

»Sehen Sie, Herr Ritter! das habe ich auch nicht gemerkt.«

(Fortſetzung folgt.)

Ein Beſuch in Seraing.

Frohe Erinnerung iſt ein guter Begleiter auf Reiſen. Als ich hinter Eupen die brabanter Tricolore ſah, nahm ich auf einen Moment alle patriotiſchen Gefühle ſo recht zuſammen und mußte mir geradezu geſtehen, daß ein langer Abſchied vom Vaterlande auch das deutſche Gemüth bewegen kann. Ich dachte: wie verläſſeſt du dein Vaterland? Aufſtrebend in neuer Fülle, thatkräftig, bewußt, geſund an Herz und Geiſt, durchbildet, ſelbſtſtändig, dem jungen Tage nach, deſſen Morgenröthe leuchtend hervorſteigt. Ich ſah wie die Nebel niederſanken vor der aufgehenden Sonne, die, eine unüberwindliche Heldin, vor ſich her die Finſterniß jagt, von einem Verſteck zu dem andern, um ſie auch im letzten zu vernichten. Ich gedachte der drei vergangenen Jahre; ſie machten mich froh. Denn was auch geſchah und nicht geſchah in der Uebereilung von Verlangen und Verſprechen, ein großer Sieg iſt gewonnen, das Bewußtſein der Nation hat durch alle Herzen geſchlagen.

Nehme der Deutſche das nationale Eigenthum von nun an in alle Länder mit, es wird nicht nur der Hebel ſeiner Perſon, es wird der Hebel ſeines Volkes ſein. Der Deutſche, der in der Fremde den Heerd ſich baut, wird darüber das Vaterland nicht vergeſſen, noch vergeſſen wollen. Die Zeit hat aufgehört, wo man ſich ſchämen mußte, ei: Deutſcher zu heißen.

Bereits auf der kurzen Strecke und in der kurzen Zeit habe ich erfahren, daß man zwiſchen Heute und Geſtern unterſcheidet. Wie wenig im Ganzen der deutſchen Politik Achtung geſchenkt wird, ſo hat doch der nationale Aufſchwung des Volkes über alle Grenzen hinaus gewirkt. Belgien insbeſondere iſt dieſem Einfluß nicht entgangen; ein Staat, deſſen Wurzel wenigſtens zur Hälfte germaniſch iſt, mußte von mehr als Wahlverwandtſchaft getroffen werden. Dann leben in Belgien ſo viele Deutſche nicht allein als Arbeiter der untern Claſſen, ſondern als oberſte Theilnehmer an dem reichen Gewinne des Landes. Wenn die blonden Haare und blauen Augen der flava pubes germanica fortgelebt haben durch Jahrhunderte, wird auch das Herz nicht ſo romaniſch geworden ſein, um die deutſchen Mutterlaute zu verkennen.

Es mag Jemand fragen, wie ich von ſo empfindungsreichem Patriotismus zu den Kohlengruben und Maſchinen des Herrn Cockerill übergehen und nach ſo ideellen Betrachtungen das nöthige Gleichgewicht für die Werke der Technik und Mechanik bekommen wolle. Da muß ich mich freilich auf Gnade ergeben. In einem Feuilleton ſich gehen zu laſſen, iſt ein erlaubtes Privilegium, und wenn der Leſer, um ihn nicht länger zu ermüden, ſelbſt nach dem Zuſammenhang zwiſchen der geiſtigen und materiellen Einheit in Handel und Induſtrie forſchen will, ſo liegt, wenn wir hauptſächtich die Intereſſen des Orts, der Zeit und der Politik in Acht nehmen, ein patriotiſcher und nationaler Gedankengang, wie der meinige, nicht im weiteſten Radius. Die Induſtrie iſt das Element der Gegenwart, und die Vaterlandsliebe knüpft ſich ſo gut an das Spinnrad und die Dampfcylinder, wie an das Schwert und die Fahne.

Solchen und ähnlichen Gedanken gab ich Audienz auf dem Imperial des Omnibus, der alle zwei Stunden des Tages zwiſchen Lüttich und Seraing wechſelt. Aus Seraing war die erſte Locomotive, die mich auf dem Eiſenwege forttrug. Was uns jetzt die Gewohnheit alltäglich gemacht, ſahen wir damals, ich erinnere mich, mit ſtaunender Neugierde an. Jetzt wird wohl kaum ein ſchiffbarer Fluß, noch eine Bahn auf dem Continent ſeyn, wo nicht eine Maſchine John Cockerill's treibt. Wer kannte Seraing nicht, wer hörte nicht von jedem Reiſenden in dieſer Gegend den ſtaunenden Bericht? Selbſt der ſtolze Brite beugte ſich anerkennend vor dem großem Manne und tröſtete ſeinen Ehrgeiz damit, daß er ja ſelbſt ein Engländer ſey. Mitten aus dem ſchaffenden Leben riß der Tod vor einigen Jahren den induſtriellen Napoleon. Die Krone fällt ſchneller, als ſie errungen wird. Einen Augenblick ſtockte das Geſchäft und beunruhigende Gerüchte verbreiteten ſich. Lange hieß es, die ruſſiſche Regierung wolle das Etabliſſement kaufen; bald ſollte es ganz auseinander fallen. Allein in einem Lande, das wie Belgien durch gemeinſame Mittel bereits die größten Werke vollbracht, fanden ſich auch hier bald die rechten Männer der That. Es trat eine Geſellſchaft zu-

Digitized by Google

ſammen, welche das nöthig gewordene Betriebs-Capital herbeiſchaffte, eine Verwaltung des großen Werkes ernannte und die Arbeit nicht allein, wie ſie geblieben, fortſetzte, ſondern zugleich erhöhte und ausbreitete. Die Regierung, welche bei allen Unternehmungen des gemeinen Beſten voranſteht, und die Einkünfte des Staates für die Quelle der Landeswohlfarth anſieht, betheiligte ſich anſehnlich bei der Geſellſchaft, die nunmehr unter dem Namen „Société anonyme“ den ungeſtörten Fortgang des Cockerill'ſchen Etabliſſements umſichtig und kenntnißvoll leitet. Ein königl. Commiſſär iſt dabei angeſtellt.

(Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Mainz, 9. April.

Der Frühling, dieſer ewig jugendfriſche Gedanke der Natur, fängt an lebendig zu werden. Neugierige Knoſpen und Knoſpchen blicken ſchon ins Leben hinein; ja, einige Bäume ſtehen ſchon in der herrlichſten Blüthe und feſſeln die Blicke der Spaziergänger. Ja, es iſt Frühling, und das bemerkt man nicht nur an dem ſaftigen Grün der Hecken und Wieſen, ſondern auch an unſern Damen, welche bereits die Burnuſſe abgeworfen und — ihre ſchöne Haut zu Markte tragen. Man ſieht manchen ſchönen Hals und Nacken den Augen junger Männer preisgegeben, ſeit die Sonne wärmer lächelt. Dieſe liebenswürdigen Blößen ſind mir, der ich faſt gar nicht in's Freie komme, immer ein Zeichen, daß der Lenz herangenahet. Bei dem Anblick des erſten ſchönen Halſes mach' ich immer das erſte Frühlingsgedicht. Aber der Frühling hat uns nicht blos Knoſpen, Blüthen, grüne Hecken und ausgeſchnittene Kleider gebracht, ſondern auch die Mainzer Meſſe. Was iſt aber die Mainzer Meſſe? Was ein deutſcher Hofrath iſt, nämlich: ein Titel ohne Gehalt. Der lebensfrohe Mainzer weiß indeſſen auch dem unbedeutendſten Dinge eine freundliche, erheiternde Seite abzugewinnen, und ſo ſieht man jeden Abend vor den miſerabeln Buden die kichernden, muntern Mainzerinnen ſtehen und den kurfähigen Jünglingen entweder geneigtes Gehör oder ungeneigte Antworten geben. Hier packt man jede Gelegenheit zur Unterhaltung keck bei'm Schopf und läßt ſie nicht los, bis man ſie vergnügt und heiter benützt. — Seit der erſten Frühlingswärme werden auch die neuen Bauten mit friſcher Thätigkeit fortgeſetzt; an allen Feſtungswerken wird mit ſolch' unglaublicher Schnelligkeit gearbeitet, daß man faſt glauben ſollte, der Krieg wäre ſchon vor der Thüre. Auch eine neue Kaſerne, groß wie das Escurial, taucht aus der Erde hervor und beſchäftigt eine große Menge Arbeiter und müßiger Zuſchauer. So arbeitet man im Frieden für den Krieg, damit der Krieg die Werke des Friedens zerſtöre. — Ob das Mainzer Stadttheater am erſten Mai, oder ſpäter, oder gar nicht geſchloſſen wird, das wiſſen die Götter und der Theaterdirector; wir aber, das Publikum nämlich und ich, ſind in dieſer Beziehung noch nicht im geringſten belehrt. Es wird jetzt auch eine neue Oper „Riquiqui“, von dem jungen Liedertafeldirector Eſſer, einſtudirt. Die Oper hat in Frankfurt gefallen. Der junge Mann beſitzt wirklich viel Talent und tüchtiges Streben. Gott helfe ihm auf der dornigen deutſchen Künſtlerlaufbahn und bewahre ihn vor Mißgriffen und Recenſenten!

Bald ſollen Sie wieder etwas von mir hören!

—m—

Notizen-Blatt.

(Anekdotäres.) In einee Abendgeſellſchaft in F— wurde unlängſt die außeeordentliche Schnelligkeit der Eiſenbahnen und Dampfſchiffe beſprochen und höchlichſt geprieſen. „Das iſt Alles noch nichts,“ bemeekte ein Anweſender, „gegen die allerneueſte Eefindung, die man in Ameeika gemacht hat. Man hat nämlich doet eine Art Dampfſchiffe erbaut, mit denen man eine Stunde früher ankommt, als man abfährt?!!

Auf der Baſtei zu Wien beluſtigt nichts mehr, als die hier ſicher wandelnden Hundeliebhaber, die mit iheem Spitzerl prunken wie im Prater die Liebhaber von Pferden und Wagen. „Mama iſt mit der Mina auf die Baſtei!“ — So? alſo haben die Fräulein noch eine Schweſter? — „Halten's zur Güte! Nina heißt der Mama ihe Spitzeel!“ Dieſe Spitzeel werden ſo voenehm behandelt, daß das Stubenmädchen der Hundsliſette, die ihren Beſen anpackt: „So euhen's doch, Fräulein Liſette!“ und der Gärtner dem Caro, der in ſeinen Beeten revirt, zuruft: „Wollens raus, Ihr Gnaden!“

(Miscelle.) Aus Amerika ſchreibt man: Der große Volks-Rath der Cherokeſen hat beſchloſſen und ein Geſetz erlaſſen, daß alle geiſtigen Getränke, welche künftig auf dem Boden der Nation gefunden weeden, auf die Erde ausgeſchüttet werden ſollen. Das Laſter dee Teunkenheit iſt nämlich als der Hauptgrund erkannt worden, weßhalb die Nation der Cheeokeſen, ungeachtet ſie ſich manche Früchte der Civiliſation angeeignet, bisher im Wohlſtande zurückgeblieben iſt. Ehedem gaben Viele untee den Cherokeſen Alles, was ſie beſaßen, her, um ſich nue berauſchen zu können; allein die jetzige Geneeation, von dee Viele leſen und ſcheeiben gelernt haben, ſteebt, ſich von den Feſſeln dieſes Laſters zu befeeien, und daeum iſt dieſes, von der cherokeſiſchen Nationalverſammlung ſelbſt ausgegangene neue Geſetz eine eefreuliche Erſcheinung. Die Cherokeſen hatten auf iheem Gebiete im Weſten ſchon 1836 einige Beanntweinbrenneeeien angelegt, die nunmehr wohl weeden eingehen müſſen. Uebrigens hat die Regierung der Veeeinigten Staaten ſtets verboten gehabt, den Indianern geiſtige beeauſchende Getränke zuzuführen, und an den Orten, wo Militär ſteht, iſt dieſes Veebot auch ſteeng aufrecht eehalten worden; aber die Gränze des Gebiets dee Indianerſtämme iſt ſo ausgedehnt und ſo ſparſam mit Militär beſetzt, daß eine Controle unmöglich war.

Von dee Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zue Neuen Würzbuegee Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 47. Dinstag, 18. April 1843.

Die Affekte.

(Bruchſtück aus den Papieren der Herzogin von Nottingham.)

»Am Hofe der verwittweten Herzogin v. D.,« hub Madame Drieſen zu erzählen an, „lernte ich vor mehr als zwanzig Jahren, als mein verſtorbener Gatte noch in den Dienſten jener edeln Frau ſtand, die beiden Heldinnen der Geſchichte perſönlich kennen, welche ich wieder erzählen will, und ſelbſt das Ereigniß, welches die Kataſtrophe meiner Erzählung bildet, ging noch unter meinen Augen vor. Als nach dem Tode ihres Gemahls ſein Neffe den Thron beſtiegen hatte, zog ſich die Herzogin Leopoldine, von wenigen alten Dienern begleitet, auf das ihr zum Witthume angewieſene Schloß Sternau zurück und lebte hier in einem kleinen ſelbſtgewählten Kreiſe den Genüſſen, welche eine reizende landſchaftliche Umgebung, eine gutgewählte Bibliothek und ſonſt Alles, was in Kunſt und Wiſſenſchaft das Leben zu verſchönern und die Zeit zu kürzen vermag, gewähren konnen. Die Natur hatte ſtiefmütterlich der hohen Frau die Erfüllung ihres Lieblingswunſches — Kinderſegen — verſagt, und doch empfand die edle Fürſtin gleich unſerem Freunde, Hrn. Weining, das Bedurfniß, ſich Jemanden zu gewinnen, der dieſe Lucke in ihrem Herzen ausfülle, dee ihr durch Dankbarkeit, Ergebenheit und kindlichen Gehorſam die Liebe und Sorge mit Wucher zurückgebe, welche ſie für ihn gezeigt. Die Gelegenheit hiezu fand ſich bald: der neue Regent huldigte, wie ſo manche Andre, dem Grundſatze, daß mit dem neuen Herrſcher auch ein neuer Hofſtaat ſich bilden müſſe, und im Hof- und Staatshaushalt fanden Entlaſſungen, Reorganiſationen, Neuerungen aller Art ſtatt. Unter den entlaſſenen Günſtlingen des fruheren Herzogs befand ſich auch der Hofmarſchall Baron v. Werben, ein eitler prachtliebender Herr, der in ſeinem Amte einen großen Theil ſeines eigenen Vermögens geopfert hatte und nun, als ihn der Kummer über die erfahrene Zurückſetzung und Ungnade auf's Kranken-, ja auf's Sterbelager gelegt hatte, ſein einziges Kind, ein äußerſt liebliches Mädchen von etwa zehn Jahren, allein und verwaist auf Erden zurückließ. Die zerrütteten Vermögensumſtände des Marſchalls hätten der kleinen Aurelie eine ſchlimme Zukunft verheißen, wenn ſich die Herzogin Wittwe, in dieſem Unglucksfalle einen Wink der Voeſehung erkennend, nicht gedrungen gefühlt hätte, ſich des verwaisten Kindes anzunehmen und ihm die Stelle der Eltern zu vertreten. Die Verwandten der Waiſe waren ſehr zufrieden, daß die Sorge fur das Wohl der Verlaſſenen ihnen abgenommen worden war, denn einmal waren ſie nichts weniger als reich, und für's Andere knüpften ſie keinerlei freudige odee dankbare Erinnerungen an Aureliens Vater, der den ärmeren Verwandten ſtets recht ſtolz und abſtoßend ſich gezeigt hatte. Aurelie vergaß unter der liebevollen Pflege der fürſtlichen Mutter gar bald des Vaters, der ihr nie beſonders viel Theilnahme erwieſen, und ihr jugendlich lebhaftes Temperament, ihre Luſtigkeit, ihr Verſtand und Witz ſicherten ihr ſchnell die innigſte Liebe der Pflegemutter, deren ganzes Streben nur dahin ging, die glücklichen Anlagen der jungen Mündel auf's Vollendetſte heranzubilden, und ſie zu einer nach Geiſt und Körper, nach Wiſſen und Gemüth untadelhaft vollkommenen Jungfrau zu erziehen. Alle Erwartungen der Herzogin ſchienen auch in Erfüllung zu gehen, alle Bemuhungen vom glücklichſten Erfolge gekront, bis nach zwei Jahren in Folge einer Krankheit die Munterkeit, der leichtfertige Muthwille der Kleinen nicht mehr zurückkehren zu wollen ſchien. Sie blieb ſtille, in ſich gekehrt, trotzig, weinte viel, und nur der Verkehr mit Altersgenoſſen ſchien ſie erheitern zu können. Nachdem Aerzte und Erzieherinnen ſich vergebens gemüht hatten, den wahren Grund dieſer plotzlichen Umwandlung zu erforſchen, kam endlich die Herzogin auf die Ueberzeugung, daß nur die gänzliche Abgeſchloſſenheit von Geſpielen, von Kindern ihres Geſchlechts und Alters der Grund dieſer Verſtimmung ſeyn müſſe. Dieſem abzuhelfen traf ſie alsbald Vorkehrungen: ſchon ſeit einigen Monaten lebte in der Gegend des Schloſſes Sternau eine fremde Wittwe, — eine Frau von großer Schönheit und den herrlichſten Geiſtesgaben, — in großem Elende, in freiwilliger Dürftigkeit. Die Herzogin, welcher kein Nothleidendee vergebens nahte, hatte ſchon zu wiederholten Malen der verſchämten Armen durch dritte Hand Unterſtutzungen anbieten laſſen, abee die ſtolze Frau hatte jede Gabe beſcheiden abgelehnt und lieber durch wenig lohnende Handarbeit ſich und ihr Tochterchen zu erhalten geſucht, als die Anerbietungen der ihr unbekannten Mittelsperſonen benützt oder den gegebenen Winken, ſich an die wohlthatige Großmuth der Herzogin Mutter zu wenden, Folge geleiſtet. Eben dieſes Selbſtgefuhl der unverkennbae Nothleidenden hatte das Intereſſe ihrer erlauchten Gönnerin nur erhöht, und angeſtellte Nachforſchungen wollten ergeben haben, daß die Frau, welche ſich unter dem beſcheidenen Namen einer Madame Seeburg aus Holſtein in dem benachbarten Dorfe aufhielt, eigentlich eine polniſche Fürſtin und Wittwe eines tapfern Soldaten ſey, der in der ſtürmiſchen Zeit der letzten polniſchen Revolution der theuren Heimath und all ſeiner Habe den Rücken zu kehren gezwungen worden, dann im engliſchen Heere Dienſte gefunden und endlich im ſpaniſchen Kriege das Leben verloren habe. Waren dieſe Notizen auch nur unverbürgte Gerüchte und widerſprach die hülfloſe Lage der armen Mutter gleichſam zum Voraus der Thatſache, daß ihr

Digitized by Google

Gatte in engliſchen Kriegsdienſten geſtanden, ſo glaubte doch die Herzogin Wittwe ſich berufen, dem ſtolzen Selbſtgefühle der Leidenden entgegenzukommen und um des Töchterchens willen die erſten Schritte zur Ergründung der eigentlichen Lage und Verhältniſſe der Wittwe zu thun. Sie erſchien daher eines Tages ganz unerwartet in der Hütte, welche die hochherzige Polin mit ihrem Kinde bewohnte, und äußerte ihren Wunſch, den verlaſſenen Fremdlingen Hülfe und Rath zu gewähren. Die holde Milde, die Sanftmuth und chriſtliche Demuth der erlauchten Frau gewannen ihr das volle Vertrauen ihrer Schützlinge; die Fremde weihte ſie unter heißen Dankeszähren in ihre Geſchichte ein und nahm das Anerbieten der Herzogin, für die Zukunft der jungen Waiſe zu ſorgen, mit Vergnügen an. Ein eigenthümlich ſchroffes Mißgeſchick ſchien über die Fremde verhängt zu ſeyn, ihr Leben bildete nur eine Kette von Schickſalsſchlägen, Stürmen und Enttäuſchungen, und erſt die Huld der Herzogin verſprach ihr Frieden, Ruhe und Glück. Tochter eines der erſten Adelshäuſer Polens, hatte Georgine Lerzinsky in ihrem ſechszehnten Jahre ſchon dem geächteten Vater, deſſen Theilnahme an patriotiſchen geheimen Bündniſſen ihn den neuen Eroberern verdächtig gemacht hatte, aus der theuren Heimath nach Frankreich folgen müſſen, von wo ſie indeß der Wille des erſten Conſuls auf Anrathen einiger diplomatiſchen Agenten wieder vertrieb. Ihr Vater wandte ſich hierauf nach England, wo er mit den Reſten ſeines Vermögens ſich ein beſcheidenes Landhaus erkaufte und, im Stillen für die Freiheit ſeines Vaterlandes wirkend, unbemerkt einige Jahre verlebte. Des Einverſtändniſſes mit dem Feinde des Staates beſchuldigt, als Agent der franzöſiſchen Republik verdächtigt, ſah er ſich aber gar bald auch hier angefeindet, am Ende gar auf Requiſition einer fremden Macht gefangen geſetzt und ſo lange in einer willkürlichen Haft gehalten, bis ihn ein früher Tod von ſeinen Verfolgern und fernern Chicanen befreite. Georgine ſah ſich jetzt allein, ganz auf ſich ſelbſt beſchränkt, was faſt ganz verlaſſen hieß unter einem fremden Himmel, unter gleichgültigen, eigenſüchtigen, engherzigen Menſchen. Eine neue Reihe von Leiden begann für ſie: der Bankerott eines Handlungshauſes, bei welchem ihr Vater den Reſt ihres Vermögens angelegt hatte, brachte ſie faſt in gänzliche Verarmung; ihr Verlobter, ein junger Gutsbeſitzer, der ſie ſchon während der Haft ihres Vaters mit ungewöhnlicher Kälte behandelt hatte, verließ ſie nun gänzlich, von ſchnödem Geiz und falſchem Ehrgefühl geleitet. Die Freunde, welche ihrem Vater einſt in beſſern Glücksumſtänden unverbrüchliche Treue und ewige Ergebenheit zugeſchworen hatten, waren plötzlich in gleichgültige theilnahmsloſe Fremdlinge umgewandelt, und die Wenigen, welche noch treu blieben, waren wohl von andern Abſichten, als den reinen uneigennützigen der Freundſchaft, gefeſſelt. Der Landsleute ihres Vaters waren nur Wenige in der Nähe und dieſe meiſt ſelbſt fremdem Mitleide und der Unterſtützung Anderer preisgegeben; die größere Mehrzahl der verbannten polniſchen Patrioten kämpfte unter der Tricolore der franzöſiſchen Republik oder unter den Sternen der neuen nordamericaniſchen Union; auf Unterſtützung und Schutz mußte alſo Georgine ganz verzichten, und ſah ſich am Ende bewogen, lieber mit dem Reſt ihrer Habe ſich nach Paris zu begeben, wo man ihr den Aufenthalt wahrſcheinlich nicht erſchweren würde, und bei den Freunden ihres Vaters Schutz zu ſuchen, als länger in dem ungaſtlichen England zu verbleiben. Doch ihrem Vorhaben ſollten ſich wiederum Schwierigkeiten in den Weg ſtellen: auf der Reiſe nach Portsmouth, wo ſie am eheſten Gelegenheit zur Ueberfahrt zu finden hoffte, ward ſie um ihre geringe Habe beſtohlen und genöthigt, nach London zurückzukehren, wo ſie ſich bei einer Putzhändlerin für geringe Vergütung als Arbeiterin verdingte. Der Zufall wollte es, daß ein Freund ihres ehemaligen Verlobten ſie hier entdeckte und, voll Entzücken über den Fund eines ſo koſtbaren Juwels, ihr ſeine Hülfe anbot, um ſie aus einer ſo niedrigen und entwürdigenden Lage zu befreien.

(Fortſetzung folgt.)

Die kleinen Abenteurer.

(Fortſetzung.)

Albert befahl ſeinem Schildknappen, auf dieſer Stelle zu bleiben und die beiden Thiere anzuhalten, wenn ſelbe etwa vorbei kämen, während er ſelbſt noch einen Theil den Waldes durchſtreifen wollte, ſie aufzuſuchen. Kaspar war das wohl zufrieden, ſtreckte ſich, ſobald ſein Gebieter im Dickicht verſchwunden war, der Länge nach auf den weichen Raſen und war eben im Einſchlummern begriffen, als eine alte Bäuerin mit einem Korb auf dem Rücken den Pfad entlang ſchlich und auf einem ungeheuern Baumſtamme Platz nahm, von ihrem Wege auszuruhen.

»Hört einmal Mutter!« ſprach Kaspar ſich ein wenig aufrichtend.

»»Was will denn der kleine Junge?«« entgegnete die alte Urſula, ihre Blicke auf den Winkel richtend, woher Kaspars Stimme erſcholl.

»Ich wollte Euch wohl fragen, ob Ihr nicht einem Pferd und einem Eſel begegnet habt?«

»»Eſel Du ſelber — die ſchelmiſchen Kinder haben doch gar keinen Reſpekt mehr vor alten Leuten.««

»Nun ſo ſagt es mir doch, wenn Ihr ſie geſehen habt.«

»»Nein ſage ich, Du kleiner Galgenſtrick! — laß mich in Ruhe.««

»Laßt Ihr mich ſelbſt in Ruhe, denn ich will ſchlafen.«

Kaspar dehnte ſich im Graſe, während die Alte brummend weiter ging, und ſchlief endlich feſt ein.

Durch einen ſonderbaren Zufall, oder vielmehr eine Laune des Schickſals hatte es ſich begeben, daß des Freiherrn grauſame Geliebte aus vergangener Zeit, nunmehr verwittwete Gräfin von Ruhmwald, ein benachbartes Gut bezog, welches ein Eigenthum ihrer Enkelin, der früh verwaiſten Verena von Mildenau, war, deren Erziehung die Gräfin den Reſt ihrer Tage gewidmet hatte. Dieſe Dame liebte die romantiſche Lecture nicht minder als ihr ſchmachtender Anbeter; doch wenn ſein kriegeriſcher Geiſt gern dem Waffenklang der Helden lauſchte, erging ſich ihr zartes Gemüth lieber in den idylliſchen Auen einer zärtlichen Feen- und Schäferwelt, mit deren ſüßen Klängen ſie ihre Enkelin täglich in den Schlaf der Unſchuld lullte. Alle Hirtenpoeſien von Theokrit bis auf die ſpaniſche Galathea, die franzöſiſche Aſträa, ja ſogar bis auf die Eſtelle des Florian und

Digitized by Google

Geßners und Bronners Schäfergedichte, gleichwie die Mährchen von der Magelone und Meluſine bis zur Frau von Aulnoy und Tieck und Novalis erfüllten ihre Bibliothek, und die kleine Verena, aufgewachſen unter den Bildern des Hirtenlebens, fühlte eine nicht geringere Sehnſucht, ein ſolches in der Wirklichkeit zu verſuchen, als Albert, den Glanz der alten Ritterfahrten in unſere Zeit zu übertragen. Minder glücklich als er, fehlte es ihr an einer Vertrauten, ſie mußte allein das Schloß ihrer Großmutter verlaſſen und begegnete der Mutter Urſula, wie dieſe ſich kaum 500 Schritte von dem ſchlafenden Kaspar entfernt hatte.

Die Alte war ſehr verwundert, ein wohlgeputztes Fräulein in blendend weißem Gewande mit roſenrothen Bändern und Blumen geſchmückt, und das Haupt mit einem wundetzierlichen Schäferhut bedeckt, durch den dichten Wald kommen zu ſehen, die ſie bald mit einem ſanften und furchtſamen Weſen antrat.

»Guten Morgen, meine edle Frau!« verſetzte Verena.

»»Guten Morgen, mein ſchönes Fräulein!«« erwiederte Mutter Urſula.

»Ich möchte Euch wohl etwas fragen, aber Ihr müßt mir verſprechen, die Wahrheit zu ſagen.«

»»Hier in dieſem Dorfe lügen wir niemals, mein ſchönes Fräulein!««

»Ich wünſchte ſehr zu wiſſen, ob ihr nicht eine Fee ſeyd.«

»»Eine Fee?««

»Ja, und wenn es ſo iſt, ſagt mir, ob Ihr eine gute oder eine böſe ſeyd?«

»»Ach, Du meine Güte, Fräulein! ich weiß gar nicht, was Sie damit ſagen wollen.««

»Wie, — Ihr wißt nicht was eine Fee iſt?«

»»Ich habe in meinem Leben von dieſen Thieren nicht ſprechen gehört.««

»Ihr leſet alſo keine Mährchen?«

»»Mährchen? — die alte Marzibille hat mir allerdings erzählt vom Doctor Fauſt, vom daumlangen Hans, vom Blaubart — als ich noch jung war, und unſere Heerde weidete.««

»Wie, Mutter! Ihr habt eine Heerde?«

»»Das glaube ich, und eine recht ſtattliche mit ganz feiner Wolle.««

»Schafe?«

»»Hammel, Schafe und Lämmer.««

»Und braucht ihr keine Schäferin?«

»»O nein, mein Sohn hütet ſie ſelbſt.««

»Euer Sohn iſt alſo ein Hirt?«

»»Ja freilich.««

»O wie ſehr wünſchte ich ihn zu ſehen, ich liebe die Hirten über Alles.«

»»Nun das kann leicht geſchehen, wenn Sie mit mir nach Hauſe gehen wollen, wir kommen gerade an der Gemeindewieſe vorüber.««

Willig folgte Verena der Alten, und wie der Pfad aus dem Walde heraus ſich über die Wieſe ſchlängelte, wo Michel, Urſulas Söhnlein, mit den übrigen Hirten des Dorfes die Schafe weidete, rief ſie ihn herbei.

»Michelchen,« liebkoſte ſie, »komm einmal her — es iſt ein ſchönes Fräulein hier, das Dich ſehen will.«

»»Mich?«« rief Michel herbeiſpringend, »»warum nicht gar — nun da bin ich.««

»Aber,« klagte Verena, »Du biſt ja kein Hirt.«

»»Nicht? — was wäre ich denn?««

»Du biſt nur ein Bauer — die Hirten ſehen ganz anders aus, ich habe deren gar viele auf den Bildern bei meiner Großmutter und auf Kupferſtichen geſehen.«

»»Ja, das ſind aber auch nur gemalte.««

»Aber, mein ſchönes Fräulein!« nahm Mutter Urſula den Faden des Geſprächs wieder auf, »warum gehen Sie denn ſo ganz allein?«

»»Ich will eine Hirtin werden.««

»Sie, mein Fräulein?«

»»Ganz gewiß.««

»Das iſt ein gutes Stück,« lachte Michel überlaut, »und ſind Sie denn zu Fuße von Sternwalden herunter gegangen?«

»»Ja — doch wer hat Dir denn geſagt, daß ich vom Schloſſe komme?««

»Niemand — ich meinte nur, weil der Weg daher kommt. Sie wollen alſo eine Hirtin werden?«

»»Ich wünſchte wohl eine eigene Heerde zu beſitzen, da ich aber kein Geld habe, mir eine anzuſchaffen, will ich die Eure weiden, wenn Ihr es zufrieden ſeyd.««

»Sie wollen alſo heute unſere Heerde hüten?«

»»Nicht doch, immerdar — gibt es denn keine Schäferinnen wie ich in der Gegend?««

»O ja!« entgegnete Michel mit unterdrücktem Lachen und flüſterte der Alten zu, ſie möchte nur ja ſagen, worauf dieſe befremdet das Fräulein um ihrem Namen fragte.

»Ich heiße Galathea,« erwiederte die kleine Hirtin, »aber ſagt mir, gute Frau! ob Ihr mir Eure Heerde übergeben wollet, ſonſt gehe ich weiter, mir eine andere zu ſuchen.«

»»Nicht doch,«« ſchmeichelte Michel, »»Sie werden uns ſchon den Vorzug zugeſtehen.««

»Wo iſt denn Eure Heerde?«

»»Dort nächſt den Weiden.««

»Ihr habt doch auch einen Hund?

»»Ei freilich — der buntfleckige dort am Hügel, o Sie werden bald Bekanntſchaft mit ihm machen.««

(Fortſetzung folgt.)

Ein Beſuch in Seraing.

(Fortſetzung.)

Seraing liegt in dem anmuthigen Thale der Maas auf dem Wege nach Namur, zwei kleine Stunden von Lüttich. Die ganze Gegend wetteifert im Reiz der Landſchaft mit dem Intereſſe der Staffage. Der Fluß iſt breit, ſtrömt raſch dahin, hoch und ſteil heben ſich die Uferberge, mit wechſelnder Waldung bewachſen. Schiffe eilen auf und ab, ein Dämpfer furcht bisweilen vorbei und miſcht ſeinen Rauch in die große Geſellſchaftswolke, welche Tag und Nacht aus hundert Eſſen gen Himmel ſteigt. Es iſt kein Schritt in der lütticher Umgebung, wo nicht die Betriebſamkeit ihre Spuren zeigt. Wohin du ſchauſt und horſt, ſteigt die hohe Eſſe auf und drohnen die Stampfer der Maſchine. Nur blaß und matt ſcheint die Sonne durch den rauchenden Schleier. Seraing iſt in langen Gaſſen am linken Flußufer hingebaut; am Tage ſind Frauen und kleine Kinder die ganze Bevölkerung, denn die großen und die Männer gehen zumeiſt

Digitized by Google

alle zur Arbeit hinüber auf die rechte Seite, wo die Cockerill'ſche Stadt gelegen.

Seit einigen Jahren wird der Eintritt in die Fabrik nur beſonders Empfohlenen geſtattet. Die vielen, nicht allein wißbegierigen, ſondern auch eigennützigen Beſuche und die unvermeidlichen Störungen der bis auf die Minute geregelten Arbeit hatten dieſe Beſchränkung veranlaßt, und ich durfte mich daher doppelt glücklich ſchätzen, vom Director ſelbſt an ſeinen Neffen adreſſirt zu werden. Herr P., ein Deutſcher — wie denn überhaupt ein großer Theil der Angeſtellten Landsleute ſind —, aus Aachen gebürtig, empfing mich mit großer Zuvorkommenheit und begann vom Kleinen aufſteigend zu dem Großen, von der Urſache zur Wirkung, von dem Urſtoff des Bodens bis zum Product raffinirter Erfindungskraft mit mir die Tour durch das weite Gebiet, deſſen Flächenraum wohl eine halbe Meile beträgt. Herr P. ſah in mir den Laien, den mehr ahnenden als wiſſenden, begierig, zu lernen, den Organismus der Maſchine im Augenblick ihrer Schöpfung, ihrer Fortbildung, ihres Handelns und mit den eigenen Augen einmal hinter die Couliſſen des Welttheaters zu ſehen, deſſen Trilogie dermalen Kohlen, Eiſen und Dampf ſind. Er ſetzte ſo gut wie keine Kenntniß in mir voraus, erklärte daher die einfachſten Dinge, brachte mich zu den Elementen zurück und ließ ſich nicht verdrießen, auch thörichte Fragen zu beantworten und falſche Anſichten zu verbeſſern. Wie recht that er, und wie vielen Dank ſchulde ich ihm! Die Theorie abgeprägt im Leben vor mir, jeden Lehrſatz durch den praktiſchen Beweis im Augenblick vor Augen, geiſtige und ſinnliche Wahrnehmung auf das engſte verbunden, waren zwei mir Stunden nützlicher als ein halbjähriger Curſus in der polytechniſchen Schule. Zwar wird in der nachfolgenden Skizze meine Darſtellung mehr die Spuren des moraliſchen Eindrucks zeigen, als techniſche und mechaniſche Notizen; denn wie ſehr mir auch ſelbſt die logiſche Ordnung des geſammten Fabrikorganismus an der Hand meines Begleiters erkennbar wurde, ſo muß ich doch aus unzähligen Gründen auf einen die Sachkenner befriedigenden Bericht verzichten. Ich will nichts weiter, als ein faßliches Bild, woran man ſich unterhält, doch keine Studien macht.

Die Induſtrie hat geographiſchen Charakter; d. h.: nur ein Land, deſſen Erdboden die Materialien zur Fabrication mehr beiſammen hat und ohne Mühe die Ausbeute gewährt, hat die natürliche Beſtimmung, ein Fabrikland zu ſeyn. Nichts rächt ſich mehr, als wenn man durch künſtliche Steigerung dieſe natürlichen Grundlagen zerſtört und verfälſcht. Ich ſehe nicht ein, warum ein Land, das Ackerbau und Viehzucht treibt, weniger reich ſein ſoll, weil es den gegebenen Verhältniſſen ſich anſchmiegt. Durch den Austauſch der Naturproducte mit denen der Kunſt entſteht erſt das rechte Gleichgewicht im Völker- und Staatsleben. Seraing iſt, wie kaum ein anderer Ort, zum Fabrikweſen ausgewählt. Hart bis an die Thüren ſeiner Werkſtätte fluthet die ſchiffbare Maas, welche kaum drei Stunden weit das Erz herbeiſchafft; das Eiſen, das am Morgen noch im Erdenſchooß lag, glüht bereits Abends im Hochofen und iſt in wenig Tagen Schiene, Keſſel, Cylinder oder Walze; die einfachſte Rolle ſchiebt ein ganzes Dampfboot aus dem Atelier in das Waſſer hinab, wo es fertig gezimmert und ausgeſtattet wird, um ſeinen Lauf zu beginnen, ſei es in welche Himmelsgegend es beſtellt worden; denn bis Rotterdam treibt die Maas, und da wenden ſich die Wege. Jeder Ziegel, jeder Backſtein, der zum Bau genommen, iſt aus der Erde, worauf das Haus zu ſtehen kommt. Nur einen Schuh darf man graben, und der herrlichſte Thon ſcheint zu Tage. Unter dem Thore lagern die Kohlen, ein unerſchöpflicher Schatz der weiten Umgebung, von beſonderer Ergiebigkeit und intenſiver Güte auf dem ſerainger Gebiet. Die ganze Fläche vom hinterſten bis vorderſten Werke iſt mit Eiſenbahnen durchſchnitten; kein einziger Schubkarren fährt anders, als in der Schiene, und der Fußboden aller Hütten, Oefen und Ateliers ſind eiſerne Platten.

So wirken Umſtände zuſammen, deren vereinigter Nutzen das Capital der Zeit, Gelegenheit und Arbeit mit überreichen Zinſen zahlen läßt. Was ſonſt zerſtreut und der einzelnen Induſtrie überlaſſen, iſt hier alles beiſammen, ſo zu ſagen unter Einem Dache. Es giebt in Seraing vielleicht kein einziges Werkzeug, welches nicht daſelbſt gefertigt worden; denn man bedenke, daß alle Gewerke, die mit dem Maſchinenbau nur in entfernter Verbindung ſtehen, vertreten ſind. Das Schiff, deſſen rohes Geripp auf den Werften liegt, wird an Ort und Stelle mit dem ganzen Comfort ausgerüſtet, deſſen Geſchmack und Luxus wir mit Recht bewundern. Der Zimmermann, der Schreiner, der Tapezierer, der Glaſer, der Schloſſer, alle ſind in Thätigkeit, und alle ſind integrirende Theile der Fabriks-Colonie. Dieſe Vollſtändigkeit, dieſer Umfang der Arbeit über alle Zweige und die Schnelligkeit des Schaffens macht Seraing zu einem induſtriellen Modell, wie vielleicht kein zweites in der Welt zu finden.

(Schluß folgt.)

Correſpondenz.

Frankfurt, 14. April.

An dem heutigen Charfreitag veranſtaltet unſer Guhr im Theater ein ſogenanntes Concert spirituel, in welchem das immerhin geniale Stabat Mater von Roſſini, vielfach verlangt, und die Doppel-Symphonie „Irdiſches und Göttliches" von L. Spohr, ausgeführt werden. In dieſer Symphonie wirken zwei Orcheſter mit, von welchen das eine in dem zweiten Rang angebracht iſt. Am erſten Oſtertage wird dem muſikaliſchen Publikum im Theater ein ſogenanntes chronologiſches Concert geboten, d. h., es werden darin chronologiſch geordnete Geſangſtücke vorgetragen, um damit die Entwicklung der Vokalmuſik anzudeuten. Allerdings iſt darunter die Oper verſtanden. Beide Concerte werden wohl zahlreich beſucht werden und man muß es Guhr zu ſeinem Ruhme nachſagen, daß ſein regſamer Eifer dem Publikum immer einen beſondern Genuß zu bereiten weiß.

Die großh. badiſche Hofſängerin Dem. Zerr ſprach vorgeſtern als Zerline im „Don Juan" ſehr an. Sie war im Spiel und Geſang ſehr anmuthig und wußte das Publikum lebhaft anzuregen. Die liebliche Sängerin wird noch neun Gaſtrollen auf unſerer Bühne geben. — Wie man vernimmt, erſcheint demnächſt hier eine Gallerie von Coſtume-Portraits der erſten Mitglieder unſeres Theaters, die ſo gut wie die bekannten Pariſer ausgeführt werden ſollen. —ſſ—

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 48. Donnerstag, 20. April 1843.

Die Affekte.

(Fortſetzung.)

Sir Auguſtus Howard ſprach ſo ſchön und edel, ſo eindringlich, daß Georgine Vertrauen gewann und ſich von ihm aus den Händen ihrer Gebieterin, die ſich als ein gemeines, nichtswürdiges Weib erwies, befreien ließ. Er brachte ſie in ein anderes Stadtviertel, nach Islington hinaus, wo er ſie bei einer alten Frau einmiethete, welche ihr gerne die Gelegenheit zu Gelderwerb mittelſt Stickens und andern weiblichen Arbeiten verſchaffte. Hier wohnte Georgine einige Monate lang in ungetrübtem Frieden; Sir Auguſtus kam nur ſelten, war dann aber ſtets ſo artig, ſo theilnehmend und edel, daß in dem Herzen der Gebeugten ein Gefühl höchſter und hingebendſter Dankbarkeit rege ward und ein unerſchütterliches Vertrauen in ſeine Tugend und Ehrliebe ſich befeſtigte. Wie tief verachtete er den ſchmählichen wortbrüchigen Verlobten, wie glühender Haß ſprach aus ihm, wenn er Georginen um Erlaubniß bat, mit dem Degen in der Hand dem Treuloſen Rechenſchaft über die Gründe ſeines Verraths abfordern zu dürfen?! Wie rührend und innig mußte ſie ihn bitten, ſolchen Plänen zu entſagen, ſein ihr ſo theures Leben nicht muthwillig um eines ſo Unwürdigen willen aufs Spiel zu ſetzen und ſie ſo ihrer letzten Stütze zu berauben?! Wie ſchwer ward es ihr, in ſolchen Momenten ſeinen ritterlichen Ungeſtüm zu dämpfen.

Die Beſuche ihres Beſchützers wurden ihr wahre Feierſtunden und erſt auf Georginens Bitte wiederholte er ſie häufiger. Sir Auguſtus liebte ſeine Schutzbefohlene, das war unverkennbar, allein edel wie er war, ſprach er nicht von ſeiner Liebe, mied es gefliſſentlich, die Erinnerung an einſtiges Glück in ihrem Buſen heraufzubeſchwören, und blieb zurückhaltend, duldend und edel, wie zuvor. Sie errieth leicht, was in ſeinem Herzen vorging, allein ſie durfte es nicht errathen, auch wenn der Jubel über eine ſolche Entdeckung ihre Bruſt zu ſprengen gedroht hätte. Sir Auguſtus war der Erbe eines ungeheuren Vermögens — ſie die arme Tochter eines Verbannten, die Taglöhnerin, die von ihrer Hände Arbeit mühſam lebte und nicht einmal wagen durfte, die Geſchenke, womit Sir Auguſtus ihre unglückliche Lage zu erleichtern beabſichtigte, anzunehmen. Und Sir Auguſtus mochte wohl auch Gründe haben, ſeine Gefühle zu verſchweigen! — —

Ja wohl hatte er ſie, und recht triſtige waren es! Der junge Mann war ein gründlicher Menſchenkenner, trotz ſeiner jungen Jahre, ein gewandter Verführer. Wohl wiſſend, daß, Georginens Vertrauen gewonnen zu haben, ſchon ein wichtiger Triumph ſey, hatte er ſeine niederträchtigen Abſichten lange recht gut hinter der Maske der Ehrbarkeit zu verſchleiern gewußt, hatte ſeine Rolle mit wunderbarer Gewandtheit geſpielt; allein auf die Dauer vermag kein Heuchler conſequent zu bleiben, und ſo kam es denn, daß Howard, der Verſtellung müde und ſeines Sieges vermeintlich gewiß, eines Abends die Maske ablegte und mit Betheuerungen ewiger Liebe ꝛc. Herz und Ohr der Schutzbefohlenen beſtürmte und auf ſein Ziel, Befriedigung roheſten Sinnesrauſches, gerade aus zuging. Die Art und Weiſe, wie Georgine ſolche Anerbietungen aufnahm, hätte ihn vorſichtiger machen ſollen, allein der eitle Roue täuſchte ſich mit dem, ſolchen Menſchen eigenen Mißtrauen in fremde Tugend, muthwillig und hielt für Koketterie, was nichts anderes war, als edle Entrüſtung. Sir Auguſtus glaubte einen Verſuch unter andern Umſtänden wagen zu dürfen. Eines Abends erſchienen zwei Wagen vor dem kleinen Häuschen zu Islington und Howard trat an der Spitze einer kleinen Geſellſchaft von Herren und Damen herein, der einſamen Dulderin anzukündigen, daß er in der guten Abſicht, ihre tödtlich langweilige Iſolirtheit zu unterbrechen und ſie für die Freuden der Geſellſchaft empfänglicher zu machen, einige ſeiner Freunde und Freundinnen zu einem Souper hieher geladen, und beeilte ſich nun, die Herren nach einander der Erſtaunten vorzuſtellen. Der Ton, welchen die Herren von Anbeginn an den mitgebrachten Damen gegenüber beobachteten, war nicht geeignet, Georginen mit Sir Auguſtus Abſichten zu verſöhnen, und das Betragen der „Damen" nahm bald eine Wendung, die der Tiefgedemüthigten die höchſte Gluth empörten Schamgefühls auf die gramesbleichen Wangen trieb. Howard, als Wirth, war der muthwilligſte von Allen; ſeine Worte, ſeine Blicke, ſein Betragen gegenüber den andern „Damen" öffneten der getäuſchten Georgine auf einmal die Augen über ihn und eine furchtbare Kluft, ein unermeßlicher Abgrund eröffnete ſich vor ihr; ihre Thränen floſſen, ihr Herz drohte zu brechen; ſo wenig achtete Sir Auguſtus ihr weibliches Gefühl, daß er ſie mit — Buhlerinnen paaren wollte? Das alſo waren die Abſichten, die er ſo künſtlich zu verbergen gewußt hatte! ſo tief durfte ſie erniedrigt werden, weil ſie arm und hülflos war?!

Anfangs hatte die Glorie von Adel und Tugend, welche die Verlaſſene umgab, Howard's Betragen gegen Georgine einigermaſſen innerhalb der Schranken der Scheu und Achtung gehalten; als aber der genoſſene Wein das thieriſche Theil des Wüſtlings wachgerufen, da ſchien er die Maske abwerfen und ſich in ſeiner ganzen Nichtigkeit zeigen zu wollen. Taub für ihre Thränen, blind für die Gluth der tiefſten Beſchämung, die auf Georginens Antlitz mit der Verzweiflung und dem erhaben Schmerze eines edlen, gewaltſam zertretenen Geſchöpfes ſich paarte, begehrte er Emporendes, Unmögli-

Digitized by Google

ches von ihr; ſie wies ihn ab mit all der Beredtſamkeit, welche ein ſolcher Affect gibt, die Weiber hohnten ſie, die Herren beſchmutzten ſie mit giftigem Spott — nur Einer blieb ſtill und ſtumm, und in ſeinen eiſernen Zügen war keine Billigung des Schrittes zu leſen, den ſeine Gefährten und ſein Wirth gethan. Howard, ſeiner Beſinnung nicht mehr mächtig, hielt Georginen gewaltſam zurück, als ſie den Schauplatz der Orgie fliehen wollte. In Verzweiflung rang ſie mit dem Wüthrich, deſſen Kräfte Trunkenheit und Leidenſchaft noch geſteigert zu haben ſchienen, und ſchon war ſie nahe daran, zu unterliegen, als eine gewaltige Fauſt den Bedränger zurückſchleuderte und dem Schlachtopfer den Weg zur Thüre räumte — der ſtumme Gaſt war es. Er geleitete ſie zur Thüre des Hauſes, reichte ihr ſeine Börſe und ſagte mit einer Stimme, worin ſein ganzes Mitgefühl ſich kund gab: „Fliehen Sie, unglückliches Mädchen, bevor die andern ehrloſen Schurken ſie wieder erreichen. Sie waren in böſen Händen; müßte Ihr Vertrauen in unſer Geſchlecht nach ſolchen Erfahrungen nicht ganz zerſtört ſeyn, ſo würde ich Ihnen meinen Schutz anbieten; allein, wie können Sie einem Manne trauen, den ſie in ſolcher Geſellſchaft geſehen haben?!" Georgine ſchwieg eine Weile, halb ohnmächtig an des Beſchützers Arm ſich klammernd; dann hauchte ſie in einem Tone, worin ihre ganze Verzweiflung ſich malte, die Worte: „Ich bin fremd hier . . . . kenne keine Rettung als den Tod!" — Der Fremdling verſtand; er faßte ſeine Begleiterin unter dem Arme und führte ſie zu einem Miethwagen in der Nähe, worin er ſie zu ſeiner Mutter, die in London wohnte, brachte und wo die ſchwer Gekränkte Pflege und Wartung fand.

(Fortſetzung folgt.)

Die kleinen Abenteurer.

(Fortſetzung.)

Mutter Urſula und ihr Sohn führten die ſchöne Galathra zu den Schafen, die ihrer Obhut anvertraut wurden, dann gingen beide mit einander ins Dorf, und die Alte fragte ihren Sohn, ob er denn das Fräulein kenne?

»Freilich,« verſicherte Michel, »ich wollte es mir nur nicht merken laſſen.«

»»Den Namen, den ſie mir nannte, habe ich in der ganzen Gegend noch nicht gehört.««

»Sie hat auch noch einen andern — es iſt die Enkeltochter der alten Gräfin dort auf dem Schloß Sternwalden, die ſo närriſch ſeyn ſoll.«

»»Haſt Du die Gräfin einmal geſehen?««

»Wohl gar oft, ſie geht immer hier im Walde ſpaziren und lieſt in dicken Büchern, da iſt ſie einmal, weil ſie niemals auf die Erde ſieht, über einen Maulwurfshügel gefallen, und ich habe ſie von der Erde aufgeklaubt, und ſie hat mir einen harten Thaler geſchenkt.«

»»So, einen harten Thaler? — ei Michelchen! davon haſt Du mir ja noch gar nichts geſagt.««

»Ja, es war damals gerade Kirchweih, und dann — und dann — kurz das Fräulein trippelte hinter der Großmama drein, und ich habe ſie gleich wieder erkannt, aber ſie mich nicht.«

»»Und was ſollen wir denn mit dem Fräulein machen, Michelchen?««

»Ja ſeht nur, Mutter! die alte Gräfin hat mir einen Thaler geſchenkt, weil ich ſie aufgehoben habe, daraus ſehe ich, daß ſie ſehr freigebig iſt — ſie wird nun glauben, ihr Enkelkind ſey verloren.«

»»Verloren?

»Freilich, weil ſie ganz allein gekommen iſt.«

»»Ja ſie iſt ganz allein gekommen.««

»Ich werde alſo hinauf gehen, und ihr ſagen, daß ſie bei uns iſt, da ſchenkt ſie mir gewiß einen ganzen Haufen Geld.«

Mutter Urſula zollte der Klugheit ihres Söhnleins das gebührende Lob und Bewunderung, und ging, Brod, Butter, Milch und Früchte für ihre vornehme Hirten zu holen, während Michel ſich im ſchnellen Laufe nach Sternwalden begab. —

Der Schildknappe des Ritter Don Cherubino von Morgenroth hatte ein paar Stunden ſanft geſchlafen, als er ſich plötzlich heftig gerüttelt fühlte.

»Ja Vater, ich komme ſchon,« verſetzte Kaspar mit geſchloſſenen Augen, indem er ſich bemühte, aus einem ſüßen Traume von dem leckerſten Schmaus zu erwachen; aber wie er endlich die ſchlummerſchweren Augen öffnete begegneten ihm jene ſeines jungen Herrn, die vor Freude glänzten.

»»Nun Junker!«« rief er aufſpringend, »»haben Sie unſere Thiere gefunden?««

»Nein, nein,« jubelte Albert, »aber ich habe etwas Anderes gefunden.«

»»Einen Schatz?««

»In der That!«

»»Da müſſen Sie mir auch einen Theil davon geben.««

»Ach, es iſt kein Geld.«

»»Nun, was denn?««

»Ein Abenteuer!«

»»Da reden ſie ſchon wieder, daß ich Sie nicht verſtehe.««

»Eine bezauberte Prinzeſſin, die in eine kleine Hirtin verwandelt iſt.«

»»Eine verhandelte Prinzeſſin? — was koſtet ſie denn.««

»Höre, Don Casparo! höre mein Abenteuer! — Als ich vorhin ausging, unſere Streitroſſe zu ſuchen, irrte ich lange im Walde umher, ohne etwas zu finden, bis ich endlich ins Freie, und auf eine große Wieſe kam, wo viele tauſend Lämmer weideten — da ſaß auf dem grünen Schmelz eines Hügels die tugendſame Prinzeſſin in zartem Schäfergewande — mit beflügelten Ferſen eilte ich auf ſie zu, der Hund bellte, wie ein verwandelter Drache; aber ich ließ mich nicht abhalten, ſondern kniete mitten zwiſchen die Schafe hin, die, ſcheu gemacht, davon rannten, und zum Theil in den vorüberfließenden Bach ſtürzten, die Schöne weinte, und verſchwand in dem Gebüſche, ich aber lief hieher, um Dir mein Glück mitzutheilen — nun mußt Du gleich in meinem Namen zu ihr gehen.«

»»So? — warum nicht? wo iſt ſie denn? ich will hingehen und ſagen, ich ſey der Junker.««

»Warum nicht gar, Du mußt ihr ſagen, Don Cherubino von Morgenroth —«

»»Das merke ich mit in meinem Leben nicht.««

»Ich ſtelle mich hinter Dich, und ſage Dir es ein.«

Digitized by Google

»»Aha! wie in der Schule, wenn man nichts weiß.««

»»Aber wie Du ausſiehſt, Dein Schnurbart iſt verwiſcht.«

»»Sie haben ſelbſt nur noch die Hälfte.««

»Fatal! ich muß mir die andere mit dem Schnupftuch weggewiſcht haben — es iſt doch ein Unglück für einen Ritter, noch keinen Bart zu haben.«

Albert trieb ſeinen Schildknappen vor ſich her auf die Wieſe, wo die ſchöne Galathea wieder auf dem Hügel ſaß; aber Hund und Heerde war verſchwunden, und ſie weinte um die verlornen Schafe.

»Das iſt die Prinzeſſin? die hat doch keine Aehnlichkeit mit einer Hirtin, da ſieht meine Schweſter Annemarie, welche die Kühe hütet, ganz anders aus.«

Das Fräulein blickte ſehnſuchtsvoll nach dem jenſeitigen Ufer des Baches, wo ihre Heerde in gemüthlicher Ruhe das Sommergetraide abfraß, und rief die Lämmer mit den ſüßeſten Namen, ohne daß dieſe Notiz davon zu nehmen ſchienen, als Kaspar auf Befehl ſeines Herrn vor ihr niederkniete, die Mütze ehrfurchtsvoll zu Boden geſenkt.

»Angebetete Prinzeſſin!« ſoufflirte Albert.

»»Ange —«« ſtammelte Kasper nach — »»das Uebrige habe ich vergeſſen.«

»Angebetete Prinzeſſin!« wiederholte der Junker, und: —

»»Betete Prinzeſſin:«« ergänzte ſein Schildknappe.

»Ihr ſehet vor Euch.«

»»Ihr ſehet — hinter mir ſollte ich eigentlich ſagen.««

»Nein, nein — Ihr ſehet vor Euch.«

»»Nein, nein, Ihr ſehet vor Euch —««

»Den Ritter Don Cherubino von Morgenroth.«

»»Den Ritter —«« ſtotterte Kaspar, nachdem ihm ſein Herr den Namen noch dreimal vorgeſagt, »»Don Körbelino von Morgenbrod —««

Albert faßte ſeinen Waffenträger beim Kragen, ſchleuderte ihn mit einem derben Fluch auf die Seite, und begann ſelbſt, ſich auf ein Knie niederlaſſend:

»Angebetete Prinzeſſin! Ihr ſeht zu Eueren Füßen den Ritter Don Cherubino von Morgenroth, den demüthigſten und verliebteſten Eurer Knechte. Trotz dieſer Bezauberung hat Euch mein Herz erkannt, erlaubet, daß ich Eurem Dienſte mein Leben und meine Waffen auf ewig weihe.«

»»Haltet ein, Herr Ritter!««

»Wie, hohe Dame! kann Euch meine Liebe mißfallen?«

»»Ihr ſprecht mit mir von Liebe? — habt Ihr vergeſſen, wer Ihr ſeyd und wer ich bin? — Erkennet in mir die Schäferin Galathea.««

»Nein erlauchtes Fräulein! Ihr ſeyd keine Schäferin.«

»»Wohl, aber ihr ſeyd kein Hirt, und nur einem ſolchen darf ich meine Liebe ſchenken.««

»Ich will ein Schäfer werden, wenn Ihr es wünſchet — hat nicht Rinaldo für Armiden alles aufgegeben?«

»»Wenn Ihr ein Schäfer wäret, Ihr würdet es nicht wagen, mit mir von Liebe zu ſprechen, ſondern mir meine Lämmer zurückbringen, die ein böſer Zauberer auf das andere Ufer getragen hat.««

(Fortſetzung folgt.)

Ein Beſuch in Seraing.

(Schluß.)

Treten wir näher in die Details. Wie eine Stufenleiter folgt in logiſcher Ordnung eines nach dem andern. Hier, an der hinterſten Hutte, ſehen wir den Beginn der Thätigkeit, das Material im rohen Product der Kohle, welches Tag und Nacht ſieben Maſchinen aus dem Schooß der Erde heraufwinden. Zwei ungeheuere Körbe ſteigen 1400 Fuß auf und nieder, in je fünf Minuten füllt ſich immer der eine und windet ſich herauf. Durch mechaniſche Vorrichtung ſchüttet der Korb am Rand der Grube ſeinen Inhalt aus, den ſogleich die Schubkarren in Empfang nehmen und kaum in einer Minute Zeit nach den Koksöfen fahren, wo die Kohle ausgeſchwefelt wird. Dieſe Oefen ſtehen in zweiter Linie lang hingereiht dicht bei einander, glühend und dampfend wie der Krater eines Vulkans. Zweimal des Tages werden ſie ausgeleert und der heiße Kok durch Waſſer gelöſcht. In gleicher Diſtanz, im dritten Treffen ſtehen die Hochöfen, welche das Erz ſchmelzen. Die Boote, mit dem Eiſenſtein beladen, liegen im Canal, der, wie geſagt, hart bis an den Eingang reicht. Jetzt finden ſich die Getrennten zuſammen, aus den Schiffen das Erz, von der Grube die Kohle, aus den Brüchen der Kalkſtein. Dieſe dreifache Miſchung kommt nach gemeſſenem Verhältniß in das auflöſende Feuer, welches in einer ungeheueren Eſſe von wohl 30 Fuß Höhe und 8 Fuß Breite fortbrennt, wie der hölliſche Pfuhl. Eine ſteile Eiſenbahn führt bis an den Rachen dieſer Eſſe, die bis oben hinaus gefüllt wird; mit eiſernen Armen langt eine Maſchine von oben bis herunter, wo die mit dem Material belaſteten Karren ſtehen, und zieht, wie einen Kinderwagen, den einen mit vielem Zentnergewicht geladenen zu ſich hinauf, während der andere, deſſen Laſt im Moment ausgeleert, und in den Schlot geſtürzt wurde, herabſteigt, um, ſchnell wieder gefüllt, mit ſeinem Kameraden zu wechſeln. Ehe wir dieſe Höhe, die den ganzen Bezirk beherrſcht, verlaſſen, werfen wir einen Blick über das Bild zu unſeren Füßen. Lang geſtreckte Häuſer rechts und links, vor- und rückwärts, ganze Wälle von Schlacken, hoch aufgethürmt, das Thal zum Berge wandelnd, Funkenregen und Feuerſäulen, Waſſerſtaub und Qualm, bunt im Sonnenſtrahl gerändert, unzählige Schornſteine, wie Minarets aufſteigend, huſtend und drohnend, ſtoßweiſe aufwirbelnd den Rauch, durch deſſen zerriſſenen Schleier hier und da der Berg von gegenüber ſchaut und das Silber des Stromes heraufblitzt. Neunzehn Maſchinen mit 870 Pferdekraft und ſechstauſend Menſchenhände ſchaffen hier ein Stück Weltgeſchichte, ohne zu wiſſen und zu begreifen, daß ſie die Werkzeuge der ewigen Fürſehung ſind. Eine bewältigende Idee! wer ſie ausdenken möchte!

An die Hochöfen ſtoßen die Flammenöfen, die Hammer- und Walzwerke und die Gießerei. In dieſer befindet ſich eine Modellkammer, wo die feinen und eleganten Gußwaaren geformt werden. Die Leitung iſt einem Künſtler übergeben, deſſen Erfindungsgabe immerfort auf neue, geſchmackvolle Zeichnung bedacht ſeyn muß. Man leiſtet darin das Außerordentlichſte. Ich ſah kleine, kaum ſechs Zoll im Durchmeſſer faſſende Räder und Spindeln, ſo glatt und ſcharf, als waren ſie mit der Hand in Holz geſchnitten. Auch Treppen, Geländer, Candelaber, Karyatiden und dergleichen fanden ſich in reicher Auswahl.

Digitized by Google

In den Hammer- und Walzwerken iſt die ſchnelle und gewandte Handhabe der Leute bewundernswerth. Wie einen Ball hebt der Werkmeiſter den glühenden Erzklumpen aus dem Ofen, legt ihn unter den Hammer, dreht, wendet und ſchiebt, unbeweglich und ruhig unter dem Feuerregen, der um ihn ſprüht, bis das Eiſen zur nöthigen Fläche geſchlagen iſt; ein leiſer Druck ſeiner Hand ſtellt und hebt den 116 Centner ſchweren Hammer. Vom Amboß weg faßt ein Anderer das noch gluhende Erz und legt es unter die Walze, welche in der Minute vier-, fünfmal ſich umdreht und, wie man mit dem Meſſer das Papier beſchneidet, die zuvor unformliche Maſſe als eine gerade und gleiche Stange herausſchiebt. Auf der Walze werden auch die Schienen gedreht, deren bei meiner Anweſenheit auf Beſtellung der bayeriſchen Regierung für mehre Millionen Francs angehäuſt waren.

Nachdem wir ſo die Vorſchulen aufſteigend durchſchritten, ſtehen wir nun vor dem Heiligthume ſelbſt, zu deſſen Zweck das Bisherige nur Mittel, Vorbereitung war: wir ſind an den Maſchinenwerkſtätten ſelbſt angelangt. Sie nehmen den größten Umfang ein und ſind nach drei Rubriken eingetheilt: für die Keſſel, für die Locomotiven und für die Dampfmaſchinen im eigentlichen Sinne. Bei den Keſſeln, denkt man unwillkürlich an die Cyklopen. Die nervigen Arme, welche hier den Hammer ſchwingen, und das ſchallende Gedröhn, das tauſendſtimmig wiederhallt, erinnerte mich lebhaft an die Rhapſodie der Odyſſee. Auf dieſem Felde herrſcht die Handarbeit über die Maſchinen. Es waren wohl Hunderte beſchäftigt, rührig und mit ſichtbarer Luſt ſchaffend. Alle ſahen wohl und kräftig aus, was übrigens die geſammte Arbeiterſchaft Seraings auszeichnet. Schon daß die Arbeit nicht ſitzend, ſondern bewegend iſt, hält die Geſundheit aufrecht, und dabei iſt Cockerill's Humanitat nicht geringer geweſen, als ſeine Induſtrie. Die Säle ſind hoch, friſcher Luft zugänglich und werden auf das reinſte gehalten. Der Verdienſt iſt für den Fleißigen und Geſchickten bis auf vier und fünf Franken den Tag, da Alles in Accord gegeben und ſtuckweiſe bezahlt wird. Fehden zwiſchen Brodherrn und Dienſtmännern, die wie in England zu offener Empörung und Zerſtörungswuth ausarteten, kennt Seraing nicht.

In der Werkſtätte der Locomotiven iſt für die Laien das Interreſſanteſte die Zuſammenſetzung und Verbindung der tauſend kleinen Theile, die für ſich nur Atome ſind, zu dem großen organiſch ſchaffenden Körper. Dazu gehört das Nachdenken und vor Allem die Ruhe eines erprobten Ingenieurs; denn hier kommt die mathematiſche Berechnung nicht auf Zolle, ſondern auf Linien an. Keſſel, Cylinder, Ventile, Schrauben, Stangen, Axen und Räder ſind dem unveränderlichen Ordnungsgeſetz der Mechanik unterworfen; wo einer dieſer Theile nur um einen Gedanken differirt, ſtockt die ganze Maſchine. Und gerade in dieſer Accurateſſe und Solidität ſteht Cockerill's Fabrik oben an. Ein großer Schuppen war mit Locomotiven angefüllt, deren faſt die Hälfte nach Deutſchland ging. Da wir ſo vieles nachahmen, nehmen wir hier ein Beiſpiel!

Die letzte Abtheilung iſt die Werkſtätte der Dampfmaſchinen mit ihren weiten Pertinenzen, wo alle die Theile gefertigt werden, woraus ſich die Maſchine zuſammenſetzt. Gleich beim Eintritt überraſcht die Perſpective in die ungeheuern Räume, wo Tauſende von Rädern, groß, klein und mittel, in allen Tempos durch einander ſchnurren, ergriffen und abgeſtoßen von gleicher und ungleicher Gewalt, aber Alles bewegt von der Kraft der Maſchinen, die ſich immer ſelbſt aus ſich erzeugen. Vielleicht daß in einem Vierteljahr das Eiſen, das ich heute unter dem Hammer ſah, hier am Ort, als fertige Maſchine wirkt, um das Feuer zu blaſen oder die Walzen zu drehen, oder die Räder zu ſchwingen. In der Werkſtätte der Maſchinen wird das Eiſen gerade wie Holz behandelt, gleich Spänen fliegt das Erz unter dem Hobel, der Säge, der Feile, dem Bohrer, dem Meſſer herum. Es gibt keine Form, die das Metall nicht annehmen müßte. Der Menſch ſteht dabei nur mit dem Gedanken wirkend, die phyſiſche Gewalt der Maſchine hemmend oder loslaſſend; die materielle Anſtrengung, die ermüdende Arbeit gehört der Maſchine, dem Menſchen die geiſtiche Achtſamkeit, die regelnde Vernunft. Und da gibt es noch beſchränkte Köpfe, welche gegen Maſchinen eifern und die erfindende, fortſchreitende Kraft des menſchlichen Geiſtes verdammen!

Wir ſind am Ende gelangt; was der entſtehende Gedanke war, die Kohle aus dem Schacht, ſteht jetzt als fertige That vor uns, eine Minerva, wie ſie gerüſtet mit Panzer und Helm aus des Olympiers Gehirn entſprang. Da hängt das neueſte Werk der Induſtrie vor unſern Blicken — eine Brucke, mit Drahtſeiten über die Maas geſpannt, leicht und zierlich, wie zum Spiel eines Phaetons und nicht zum Ernſt ſchwerer Laſtwagen geſchaffen.

Nehmen wird Abſchied und preiſen den Wechſel der Zeit, welche die ſchwelgeriſche Trägheit einer fürſtbiſchöflichen Reſidenz — dies war bis Anfang des Jahrhunderts Seraing — in den thätigen Markt einer Weltinduſtrie umgeſchaffen hat.

Brüſſel im März. H. Scherer.

Correſpondenz.

Frankfurt, 14. April.

Viel Heiterkeit erregt ein Bericht unter der Rubrik „Allerlei" in einem Mannheimer Beiblatte über hieſige Verhältniſſe, worin in dünnbeinigem Style ein pſeudonymer Cordello — der ein hieſiger Sprachlehrer zu ſeyn ſcheint — über das Frühauf'ſche Paar wunderliche Dinge zu erzählen weiß. So wird u. A. Herr Frühauf als der Gründer (was war lobeſan Meidinger?) der italieniſchen Sprache dahier genannt und von Mad. Frühauf heißt es, wenn ihr Mann auf dem Theater-Zettel ſtehe, werde das Haus geſtürmt: die Direction beſitzt ſomit in Mad. Fruhauf einen wahren Geldſchatz. —ſſ—

*

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 49. Sonntag, 23. April 1843.

Die Affekte.

(Fortſetzung)

Die Freunde boben Howard vom Boden auf und brachten ihn zu Bette; der Fauſtſchlag des Capitains hatte ihn bewußtlos gemacht; dann ſetzlen ſie die Orgie fort, bis die letzten Vorräthe erſchöpft waren, und kehrten nach Hauſe zurück. Sir Auguſtus Howard ſah das ſeinige nie wieder; als er am andern Tage erwachte, ſtand der Capitain Henry Holeman, ſein Gegner vom vorigen Abende, mit zweien der Theilnehmer an dem nächtlichen Gelage vor ihm und erbot ſich, für die zugefügte Beleidigung die durch das blutige Geſetz der Ehre vorgeſchriebene Genugthuung zu geben. Man fuhr hinaus nach St. Albans und kehrte nicht wieder zurück, weil Coleman zu ſeinem Regimente nach Brighton abreiste, der Leichnam des Sir Auguſtus Howard aber nach Howard Lodging in Kentſhire ins Familienbegräbniß gebracht ward — eine Kugel hatte ihm das tückiſche Herz durchbohrt.

Im Schooße der kleinen Familie, beſtehend aus der Mutter und einer Schweſter ihres Retters, fand Georgine die gütigſte Aufnahme; man begegnete ihr mit der Achtung und Theilnahme, welche ihre Abkunft und ihr herbes Geſchick einflößten, eine Mutter mit ihrer unendlichen Liebe, eine Schweſter mit ihrer Güte und ihrem Vertrauen wurden ihr zu Theil, und der edle Retter ſtand in wöchentlichem ſchriftlichem Verkehre mit der ſchönen Polin. Was ſoll ich den Faden meiner Erzählung noch weiter ausſpinnen? Aus dem Retter ward ein Bruder, aus dem Bruder der G a t t e Georginens, und die Frucht von Beider Ehebunde war Natalie, der kleine Engel, deſſen erſter Anblick die Herzogin in wahrhaftes Entzücken verſetzte. Als am 16. Januar 1809 Marſchall Soult die Engländer in Corunna an der Einſchiffung hindern wollte, traf eine franzöſiſche Kugel den Capitain Coleman an der Spitze ſeiner Colonne und machte die vielgeprüfte Georgine nach einer Ehe von wenigen Jahren zur Wittwe. Nach dem Tode ihrer Schwiegermutter, welcher Helena Coleman längſt vorangegangen war, verließ Georgine mit ihrem Kinde das Land, in welchem ihr nur trübe Erinnerungen begegneten, und überſiedelte nach Holſtein und von da nach Deutſchland, wo ſie mit warmem Antheile und zwiſchen Furcht und Hoffnung getheilt den manchfachen Schickſalen ihres Vaterlandes folgte, ſtets noch hoffend, daß um ihres Kindes willen die Verhältniſſe daſelbſt für ſie eine günſtigere Wendung nehmen möchten, bis mit der Verbannung des Kaiſers auch dee letzte Hoffnungsſtrahl erloſch.

Die ſeltſame Verkettung von Unglücksfällen, welche Madame Coleman ihrer erlauchten Gönnerin vorführte, gewann dieſe zu nicht geringer Theilnahme. Die kleine Natalie alſo, nur ein Jahr jünger als Aurelie, ward ins Schloß Sternau gebracht und der Letzleren zur Geſpielin beigegeben; ihre Mutter folgte auf inſtändiges Bitten der Herzogin ebenfalls dorthin und blieb als Geſellſchafterin in der nächſten Umgebung der erlauchten Dame und der geliebten Tochter. Ein Paradiesglück zog in der Bruſt Georginens ein, als ſie im Schloß Sternau erſt heimiſch geworden, als durch den Einfluß der Herzogin das engliſche Miniſterium ihr den lange vorenthaltenen Wittwengehalt nachbezahlte und ihr für die Zukunft eine anſtändige Suſtentation ausſetzte; als ſie ſich überzeugte, wie liebevoll, mütterlich ſorgend die erlauchte Frau die Erziehung ihrer beiden Pflegetöchter leitele, wie weiſe, wohl durchdacht und zweckmäßig die Grundſätze waren, welche die erhabene Gönnerin dabei leiteten! Zum erſten Male in ihrem Leben fühlte ſie ſich beruhigt und zufrieden, und geſtand ſich, daß ſie jetzt im Frieden und ſonder Furcht dem Tode entgegenſehe, den ſie als recht nahe ahnen mochte! Kaum ein Jahr lang genoß ſie der Liebe und des Troſtes der Herzogin, als eine Krankheit — Folge ſo mancher Entbehrungen, Leiden, Anſtrengungen und Kummers der früheren Jahre Madame Coleman dahinraffte nnd die Vorſehung ihr eine ſchönere Heimath an der Seite ihres vorangegangenen Henry anwies. Sie ſchied aus dem irdiſchen Daſeyn mit der Ueberzeugung, daß Natalie eine unübertreffliche Mutter an Herzogin Leopoldine habe, und ihre Zukunft kaum je beſſern Händen anzuvertrauen geweſen ſeyn würde.

Der Verluſt der Mutter ſchien die arme Waiſe noch dringender der Pflege und Liebe der Herzogin anzuempfehlen, und die Letztere übertrug wirklich den ganzen Antheil und die innige Freundſchaft, welche ſie für Georginen empfunden hatte, auf deren Kind. Natalie erhielt den Vorzug vor dem einſtigen Lieblinge, Aurelien; ihre ſchüchterne ſtille Beſchaulichkeit, ihre Gemüthlichkeit ſprachen vielleicht kräftiger zum Herzen der erlauchten Frau, als das feurigere, ungeſtümere Temperament Aureliens, die zwar ihre Finſterkeit, ihren Trübſinn verloren zu haben ſchien, aber dafür andere Schattenſeiten entwickelte, an denen das Mutterherz kein Wohlgefallen haben mochte. Ein Zweck war freilich erreicht worden durch Nataliens Aufnahme: die ältere Aurelie hatte eine Geſpielin erhalten, aber der andere Zweck: Freundſchaft, Liebe, ſchweſterliche Innigkeit zwiſchen den beiden Kindern hervorzurufen, ſchien unerfüllt geblieben zu ſeyn. Aurelie ſah in der ſchönern, klügern Natalie eine Stiefſchweſter, eine Nebenbuhlerin um die Gunſt der Pflegemutter, — ſie ſtieß das freundliche Entgegenkommen der argloſen Geſpielin nicht zurück, aber ſie entgegnete es

auch nicht, und blieb verſchloſſen, nährte Neid und Groll im Buſen, obwohl ſie um ihrer ſelbſt willen bemüht war, dieſe Empfindung auch im Buſen zu bewahren und vor fremden Augen zu bergen.

So wuchſen beide Mädchen heran, zu herrlichen Jungfrauen ſich entfaltend; wenn Aurelie, die feurige, lebhafte Brünette, mehr den ſüdlichen Typus in ſchönſter Entfaltung zeigte, ſo ſchien hingegen Natalie, die von ihrem Vater mehr das britiſche Naturell überkommen hatte, die gerühmte Schönheit der Töchter Albion's zur vollkommenſten Anſchauung bringen zu wollen. Ihr Wuchs, ſo ſchlank wie der der Tanne, ihr Teint ſo zart und roſig, ihre herrliche Büſte, die ſie von den Statuen der klaſſiſchen Glyptik entlehnt zu haben ſchien, waren die charakteriſtiſche Mitgiſt ihres Geburtslandes, während das ernſte, in hehrem Geiſtesfeuer ſtrahlende Auge, der graziöſe leichtbeſchwingte Gang und der königliche Anſtand ihres ganzen Weſens an den Sprößling des alten podlachiſchen Fürſtenhauſes gemahnte. Wenn Aureliens Verſtand und Geiſt ſich mehr in dem Spiele eines muntern, buntſchillernden Witzes und in treffenden ironiſchen Ausfällen zeigte, wenn ihre Kenntniſſe mehr vielſeitig und oberflächlich waren, wenn ihr Gefühl für einen Eindruck empfänglicher, der gemachte Eindruck aber, die Begeiſterung nicht nachhaltig war, ſo war Natalie ebenfalls wieder ihr ſchnurgerades Widerſpiel: ernſt, gemeſſen, von einer achtungheiſchenden Würde umſchwebt, verſtand ſie vielleicht weniger durch ihr Weſen und Betragen zu bezaubern, als ihre Geſpielin und Schweſter, aber ſie wußte dauernder zu feſſeln. Ihr Wiſſen war weniger ſchimmernd und bunt, aber deſto gründlicher; ihre Phantaſie, weniger erregbar, gab ſich — einmal angeregt — mit einer Art ſtürmiſcher Energie dem erfaßten Ideale hin, und ſie war fähig, dem einmal als ſchön, erhaben oder gut Erkannten jedes Opfer zu bringen.

Die Spaltung, welche ſeit den erſten Monaten ihres Zuſammenlebens in den Herzen der beiden Geſpielinnen ſich gezeigt hatte, wuchs mit den Jahren; das Bedürfniß und der Zwang gemeinſamen Zuſammenlebens verhinderte zwar ein offenes Bekenntniß der gegenſeitigen Abneigung und nöthigte beide Mädchen, ihre wahren Empfindungen und Gefühle vor den Augen der Mutter zu verheimlichen, allein dem Scharfblicke der erlauchten Frau entging die gegenſeitige Gleichgültigkeit der beiden Mädchen dennoch nicht; ſie fand vielleicht bei reiferem Nachdenken, daß die natürliche und anerzogene Verſchiedenheit der Charaktere eine Spannung und ein Auseinandergehen der Neigungen, Wünſche und Zwecke bedinge, aber einige Beſorgniſſe vermochte ſie darum doch nicht zu unterdrücken. Die Zeit ſollte lehren, wie ſehr dieſe Beſorgniſſe gerechtfertigt waren.

(Fortſetzung folgt.)

Die kleinen Abenteurer.

(Fortſetzung.)

Leichtfüßig wie Daphne hüpfte die kleine Schäferin davon, und der Palatin wollte ihr folgen; aber Kaspar hielt ihn zurück, indem er ihm den Abbé von Weitem zeigte, der ganz ermüdet einhertrabte und ihn zu ſuchen ſchien.

»Nein,« rief Albert, »das iſt er nicht.«

»»Ach, Du meine Güte! Jetzt kennen Sie Ihren Hofmeiſter nicht mehr, das wird er ſehr übel nehmen — ſehen Sie, er kommt gerade auf uns zu.««

»Nicht doch, das iſt der Zauberer, welcher der Prinzeſſin die Heerde geraubt und nun dieſe Geſtalt angenommen hat, um mich zu erſchrecken; aber ich will meine Waffen holen, die ich im Walde aufgehangen, und dann die Erlaubniß der Prinzeſſin anſuchen, ihn zu bekämpfen.«

Albert flog mehr als er ging, in den Wald zurück und Kaspar, der meinte, ſein junger Herr habe den Verſtand nun ganz verloren, verkroch ſich im Gebüſch.

Wie der Abbé von ſeinem Mittagsſchläfchen erwacht war, ſuchte er ſeinen Zögling erſt in ſeinem Zimmer, dann brummend im Garten; und ſann eben über die Strafpredigt nach, die er ihm halten wollte, daß er ſchon wieder in laſtigem Herumſchlendern eine ſeiner weiſen Lehrſtunden verſäumt habe, als auch der Baron von ſeinem Spazierritte heim kam, der anfänglich ſeinen Neffen in Schutz nahm; wie aber die Stunde des Abendeſſens, und endlich jene des Schlafengehens herangekommen war, ohne daß die beiden Knaben erſchienen, wurde er bedenklich, und befahl einigen ſeiner Leute, mit Sonnenaufgang ſich in der Gegend zu zerſtreuen, und keine Hütte, keinen Winkel der Gegend undurchſucht zu laſſen, bis man den Erbfreiherrn gefunden haben würde.

»Wenn ſie erſt wieder da wären,« verſetzte der Abbé, »ſie ſollten beide an die Angſt denken, die ſie mir verurſachen.«

»»Wahrlich,«« entgegnete der Baron, »»ich kann mir gar nicht vorſtellen, wo er hingekommen, hätten wir Krieg, ſo glaubte ich, er ſey zu den Fahnen des Vaterlandes geeilt, und würde ihm entzückt verzeihen.««

»Auch dann dürfte er nichts ohne Ihre Erlaubniß und die meinige unternehmen.«

»»Wenn Sie Ihre Sieſte nicht ſo über alle Gebühr verlängert hätten, ſo würde er keine Gelegenheit zur Flucht gefunden haben, die mir ſchon lange projectirt ſcheint — das ſteckt im Blute, mein Vater und mein Großvaler ſind ihren Eltern davon gelaufen; übrigens kann er noch nicht weit ſeyn, und meine Dienerſchaft holt ihn gewiß ein.««

»Ich bin nur beſorgt, daß er nach einem ſolchen Herumvagiren gar nicht mehr zum Ernſt der nöthigen Lehrſtunden wird zu bringen ſeyn, er ſpricht ohnedies von nichts als Rittern, von Roſſen, Schild und Speer.«

»»Er hat alſo mehr Nutzen aus meinen als ihren Lehren gezogen.««

»Freilich wohl — Sie ſprechen von nichts mit ihm als von Kriegen und Kämpfen, von allen Wänden ſchaut ihn der phantaſtiſche Ritter Don Quixote an, Sie haben mir ſogar befohlen, ihm dieſes Buch zu kaufen, und nun liegt er beſtändig über ſelbem.«

»»Deſto beſſer, das Buch enthält eine vortreffliche Moral.««

»O die Kinder kümmern ſich viel um die Moral eines Buches, ſie ſuchen nur das Wunderbare und Lächerliche darin auf.«

»»Don Quixote war tapfer, und ich habe immer viel auf ihn gehalten.««

»Er war ein Narr!«

»»Halten Sie ein, Abbé, und zeigen Sie mehr Achtung für die Tapferkeit, ſie iſt die erſte aller Eigenſchaften.««

Digitized by Google

»Nun wohl, wenn er Helden der Phantaſie kennen lernen will, ſo leſe er den Homer und Virgil.«

»»Nicht doch, dort kämpfen die Götter für ihre Lieblinge, ich verbiete Ihnen dirſe Bücher mit ihm zu leſen, gute Nacht!««

Am Morgen fand ſich Alberts Schimmel und der Eſel des Gärtners an den Thüren ihrer Ställe ein, man bemerkte, daß ihre letzte Nahrung in Laub beſtanden, und Landleute ſagten aus, Junker Albert und der kleine Kaspar ſeyen in den Forſt geritten, da machte ſich der Abbé, ſo ſehr er alle Wälder und ihre gefährlichen vierfüßigen Bewohner verabſcheute, ſelbſt auf den Weg, ſeinen entlaufenen Zögling aufzuſuchen, und Baron Donner, welcher ihn ernſtlich ermahnte, mit dem hochſinnigen Jüngling nicht zu hart zu verfahren, folgte ihm, weil er noch ein Geſchaft in den Ställen hatte, erſt nach ein paar Stunden; aber am Eingang des Waldes fand er den betrübten Hofmeiſter ganz ſtill ſitzen.

»Was machen Sie denn noch hier, Abbé!« rief der Baron, »ich denke, Sie haben den Wildfang ſchon lange in Empfang genommen?«

»»Ja, ich wollte wohl.«« ſtammelte der Befragte, »»ich ging eben auf den Wald zu, da ſprang etwas über den Weg, und da ich mein Augenglas im Schloſſe vergeſſen habe, ſo konnte ich nicht wahrnehmen, ob es ein Knabe oder vielleicht ein Eber, oder ein Wolf war.««

»Am Ende war es Albert ſelbſt, denn ich wollte wetten, daß er in dieſem Walde übernachtet hat.«

»»Wenn ihm nur keine wilden Thiere begegnet ſind.««

»Er wird ſich ſchon vertheidigen — hat er nicht ſein Schwert mit ſich?«

„„Aber wenn ihn Räuber anfallen?""

„So wird er ſie anhalten, und gebunden auf mein Schloß bringen."

„Gebunden? ein Kind?""

„Er iſt mein Großneffe, Abbé! und für die Helden gibt es keine Kindheit. Ich habe in dem Alter von 10 Jahren ſchon einen Zweikampf beſtanden, und wäre gewiß General, wenn nicht eine unglückliche Gemüthskrankheit, in Folge hoffnungsloſer Liebe mich beſtimmt hätte, ſchon nach dem erſten Feldzuge wieder meine Entlaſſung aus den Kriegsdienſten zu verlangen."

„„Sie waren verliebt, Herr Baron! Sie ſcherzen wohl?""

„Mit der Liebe ſcherzt man nicht, und wenn Albert aus Liebe entflohen iſt, ſo verzeihe ich ihm auch."

„„Wie, ſollte ſchon in ſeinem zarten Alter dieſe unſelige Leidenſchaft —""

„Unſelig? freilich wohl, ich empfinde ſie ſeit 34 Jahren.

„„Ich kann es kaum glauben.""

„Sie haben alſo die Gräfin von Ruhmwald nie geſehen?

„„Die in Sternwalden?""

„Dieſelbe iſt es, deren Strenge ſeit 34 Jahren mein Leben vergiftet, und dieſe iſt der einzige Fehler, den ich an ihr kenne — doch was ſage ich, Fehler? — eben dieſe Strenge iſt ja ein Beweis ihrer hohen Tugend."

„„Man nennt Sie in der ganzen Gegend eine Närrin.""

„Was ſagen Sie?"

„„Ich nicht, ich kenne ſie gar nicht, aber die Leute ſagen ſo.""

(Schluß folgt.)

Angelica Kaufmann.

Angelica Kaufmann war ein wunderbar begabtes Mädchen. Sie hat die Kunſt der Frauen, ihre ſo lange verkanntrGeſchicklichkeit, ſey es durch Töne, ſey es durch Linien und Farben, das Gefühl des Schönen, die idealiſche Natur wiedrr zu geben, in einer reizenden Weiſe dargethan. Als Malerin, Tonkünſtlerin, faſt dürfte man auch ſagen, als dramatiſcher Künſtlerin, vorzugsweiſe jedoch in erſterer Eigenſchaft, war ihr das glückliche Loos beſchieden, die Thätigkeit ihres Geiſtes in verſchiedener Weiſe an den Tag zu legen; und ſie verwirklichte den Typus der Künſterin um ſo vollſtändiger, als ſie von vollkommener Schönheit, voll Anmuth, Lebhaftigkeit und Eſprit war. Jeder Theil von ihr ſelber konnte ihrem Pinſel ſelber zum vollendeten Modell dienen. Indem ſie ſich in ihrem Werke wiedergab, ſchuf ſie wie durch Zauberkraft eine Venus oder eine Minerva; dabei beſaß ſie eine noch ſeltenere Tugend, die Sittſamkeit, welche das Talent erhöht und die Schönheit nur noch vermehrt. Geboren 1741 zu Chur, der Hauptſtadt von Graubündten, einem gebirgigen und materiſchen Lande, das ſich auf dem rechten Rheinufer bis zum Conſtanzer See verbreitet, war ſie die Tochter von Johann Joſeph Kaufmann aus Schwarzenberg, im bregenzer Kreiſe, Canton Voralberg. Sein Vater war von unbrkannter Herkunft, ſein Talent und Vermögen nur mittelmäßig. Da ſein Vaterland ihm nicht die genügenden Erwerbsquellen bot, ſo hatte er ſich an ein umherziehendes Leben gewöhnt. Fußreiſen waren in dem Leben des tyroler Künſtlers ſehr häufig, ja zur Gewohnheit geworden. Hatte er ſeine Arbeit vollendet und ſeinen Beutel geſpickt, ſo kam er treulich in das Dorf, worin ſeine ganze, ſehr zahlreiche Famitie wohnte, zurück. Eines Tages, als er, um einige Aufträge zu verrichten, einen Ausflug nach Chur machte, verliebte er ſich in eine junge Proteſtantin, Namens Cleofe, die, um ihn zu heirathen, zur katholiſchen Religion überging. Seine Heirath, die Schwangerſchaft ſeiner Frau, die Geburt und Erziehung Angelica's, ſo wie zahlreiche Aufträge, die idm zu Theil wurden, feſſelten den Künſtler an die Heimath der guten Cteoſe. Meiſter Kaufmann, der nichts Anderes auf der Welt kannte als ſeine Pinſrl, hatte dieſe ſeiner Tochter in die Hände gegeben, ſobald ſie im Stande war, ſich derſelben zu bedienen. Obgleich ein mittelmäßiger Praktiker, war er doch gebildet und beſaß tüchtige Grundlagen; er unterwies die kteine Angelica ziemtich gut, erließ ihr aber ſeine Muſter, die ſie gewiß nicht zu ertragen vermocht hätte. Es iſt nicht ſelten in der Geſchichte der Malerei, daß ein Künſtler zweiten Ranges ein ausgezeichnetes Talent, ein eminentes Genie heranbildet. Angelica ward, von ihrer natürlichen Antage unterſtützt, bald ein ſogenanntes Wunderkind. Mit neun Jahren zeichnete ſie mit Erfolg ein Paſtrll; einige Jahre ſpäter unternahm ſie ſchon großere Malereien und gab frühzeitig zu erkennen, daß ſie, wenn auch noch unentwickelt, Talent beſaß. — Sie war noch ein Kind, als ihr Vater Chur verließ, um ſich zu Morbeger niederzulaſſen. Im Jahr 1752 begab er ſich nach Como, um ſich dort niederzulaſſen. Der Biſchof von Como, Monſignore Nevroni, der von dem Wundermädchen ſprechen hörte, wünſchte ſein Portrait von ihm zu erhalten. Angelica wurde dem Prälaten vorgeſtellt und gefiel ihm ſehr durch ihre naiven Antworten. Es ſchien Anfangs ſehr verwegen, daß ein eilfjähriges Mädchen eine ſo

Digitized by Google

wichtige Aufgabe unternahm wie jene, einen ernſten und hochſtehenden Würdenträger der Kirche zu malen. Durch die wohlwollende Aufnahme ermuthigt, begann jedoch die junge Künſtlerin die Aufgabe, welche ihr ausgezeichnet gelang. Sogleich waed Angelica mit Aufträgen beſtürmt; Jeder wollte ein Portait von ihrer Hand haben. Ich übergehe eine Menge von denen, die ſie anfertigte, außee jene der Herzogin von Maſſa-Carrara, des Erzbiſchofs von Mailand, des Cardinals Pozzobonelli, des Grafen Firmian und Anderer. Die Mäcenaten wetteiferten ſie zu protegieen, erſt Renaud von Eſte, Heezog von Modena, dann die meiſten Mitglieder der hohen Geiſtlichkeit, deren Patronat ſich zu alten Zeiten über die Kunſt und die Künſtler Italiens erſtreckte. Angelica bedurfte, ehe ſie ihre Portraits entwarf, einige Zeit und Vorbereitung. Sie erſpähte eine Lieblingsſtellung der Perſon, welche ſie daeſtellen wollte, und ſuchte geſchickt die Wirkung des Helldunkels hervorzuheben. Allenthalben, wo die Wahrheit dadurch nicht beeinträchtigt wurde, ſtrebte ſie, einen eleganten und anmuthigen Styl anzuwenden. Von dem Cardinal von Roth nach Conſtanz gerufen, übertraf ſie ſich ſelber in einem Portrait, worin ſie eine feine und geiſtreiche Auffaſſung der menſchlichen Geſichts-Bildung zu erringen wußte.

(Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Beelin, 18. April.

Die Medea des Eurypides wird hier nun nächſtens ſicher zur Auffuhrung kommen, da die Rollen dazu ſchon untee die konigl. Schauſpieler vertheilt, und die daein voekommenden Chöre von Felix Mendelsſohn beeeits in Muſik geſetzt ſind. Ludwig Tieck hat dieſe griechiſche Tragödie, welche ſich mehr der neuern Zeit anſchließt, in Scene geſetzt, und wird auch das Einſtudiren dieſes klaſſiſchen Stucks leiten. — Der öſtereeichiſche Hofopern-ſänger Pfiſter iſt hier angekommen und wird in dieſen Tagen auf dee königl. Bühne den Cyclus ſeiner Gaſtrollen beginnen. —bn—

Frankfurt, 20. April.

Se. Hoh. der Kurprinz-Mitregent von Heſſen iſt vorgeſteen mit ſeiner Gemahlin zu mehrtägigem Aufenthalte hier angekommen. Se. k. Hoh. der Kurfürſt verweilt fortdauernd hiee, wied aber in dieſem Sommer, wie gewöhnlich, einige Bädee beſuchen. — Die warme Witterung macht unſere Meſſe außerordentlich belebt und man erinnert ſich, ſeit lange nicht ſo viele Fremden in der Frühjahrsmeſſe hier geſehen zu haben. Der Großhandel iſt langſt voebei, der Detailhandel ſcheint ein ſehr günſtiges Reſultat zu haben. Die Leder-Preiſe ſind alle fühlbae gewichen, wie es bei der großen Ueberführung des Marktes mit allen Sorten Leder, namentlich auch mit Sohlleder aus dem Großherzogthume Luremburg, nicht anders der Fall ſeyn konnte. Wenn gleich unſere Meſſe den früheren Glanz nicht mehr bewahrt, iſt ſie doch immer noch bedeutend und unſerer Stadt von großem Vortheil. — Die Lokaldampfſchifffahrt zwiſchen hier und Mainz iſt ſeit vorgeſtern unteebrochen, da der »Delphin« am Montag bei zu ſtaekee Perſonenfracht Schaden nahm. Man muß es bedauern, daß bis jetzt nur ein Dampfſchiff zwiſchen hiee und Mainz geht. — Aus den Taunusbädern vernimmt man, daß viele Wohnungsbeſtellungen für die Vorſaiſon bereits eingelaufen ſind und in Wiesbaden ſind ſchon einzelne Kurgäſte anweſend, ja ſelbſt in dem nahen Bade Soden. — Geſtern wurde die komiſche Oper »Riquiqui,« oder »die politiſche Heirath« von Eſſer, Text von Gollmick, zum erſtenmal wiederholt und nicht ungünſtig aufgenommen. Mehr Leben wäre allerdings dee Handlung und dee Muſik zu wünſchen. Dem. Zerr, vom großh. bad. Hoftheatee in Kaelsruhe, erntete vorgeſtern als Armina in der »Nachtwandlerin« wieder großen Beifall. Sie iſt eine ſehr gediegene Sängerin, die jede Effecthaſcherei verſchmäht und deshalb den Kenner ſehr anſpricht. Ihre Stimme iſt ſchön und vollkommen ausgebildet. — Der ausgezeichnete Wiener Komiker Wallner tritt heute als Stabert auf; er machte immer volle Häuſer. Ee erntet viel Beifall und wird in Munchen, wohin ee demnächſt geht, nicht weniger günſtig aufgenommen weeden. —ff—

Berichtigung. In der vor. Nr. der „Mnemoſyne“ leſe man in der Correſp. aus Frankf., Z. 3 v. u. ihr Name ſt. ihe Mann.

Notizen-Blatt.

(Literariſches.) Von dem Turn- und Fechtlehrer Karl Eulee ſollen in Königsberg „Jahrbücher der Turnkunſt“ eeſcheinen. „Sie wollen — wie der Herausgeber ſagt — nicht allein eine Turn-Zeitung ſeyn, worin das Turnweſen in allen ſeinen Beziehungen zum Leben auf das Gründlichſte beſprochen werden ſoll, ſondern auch ein Vereinigungspunkt aller Turnplätze, ein gemeinſamer Ringplatz dee Turnlehrer und ein Ort dee Erholung und Erhebung für ſie, deren Stellung bis jetzt noch trotz der Cabinetsordee des Königs von Preußen vom 6. Juni 1842 (die das Turnen wieder einführt) und anderer günſtigee Ereigniſſe ſo unbeſtändig, wie die Wind- und Wetterfahne iſt, zu weeden ſteebt.“ Möchte das Unternehmen den Sinn füe die ſo nützliche und nothwendige körperliche Ausbildung immer mehe und mehr wecken und beleben.

(Miscelle.) Hr. Johann Dietrich, Fabrik- und Bergbau-Inhaber aus Grätz, legte am 28. März auf dee Brandſtelle des Koloſſeums in Berlin vor einee Kommiſſion von Sachveeſtändigen eine Probe mit dem von ihm erfundenen privilegirten Feuerlöſch-Pulvee ab. Zwei kleine Scheiterhaufen, mit Pech getränkt, wueden in Brand geſetzt, und ihre Löſchung war zu gleicher Zeit begonnen, einerſeits durch Waſſee, andrerſeits durch das gedachte Pulver. Dieſer Verſuch wurde, doch ohne Zuſatz des Pechs, noch einmal wiederholt. Der Erfolg war ungefähr der nämliche. Die Löſchenden bedienten ſich einer Gießkanne. Hr. Dietrich hatte ſein Pulvee zu dem Zwecke in Waſſer aufgelöſt. Er bemerkte jedoch, daß es ſich, ſeiner größeren Conſiſtenz wegen, vorzugsweiſe für den Gebrauch der Spritze eigne.

Von dee Mnemoſyne eeſcheinen wöchentlich 3 Numeen als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 50. Dinstag, 25. April 1843.

Die Affekte.

(Fortſetzung)

Eines Tages — Aurelie mochte damals 18 Jahre zählen und ſtand in vollem Prangen ihrer verführeriſchen Schönheit — regte ein ganz unerwartetes Ereigniß die ganze Einwohnerſchaft des Schloſſrs Sternau auf. „Er kommt!“ hieß es in Aller Munde, von der Herzogin-Mutter an bis zum letzten Pferdejungen; „übermorgen wird er eintreffen!“ — „Er kommt,“ wiederholte Jeder, und fragte dann raſch hinterdrein: „Wer denn?“ — Baron Auguſtin! war dann die Antwort, wenn gleich nicht eine genügende, denn man fragte dann wieder von Neuem, was es denn mit dieſem Baron Auguſtin für eine Bewandtniß habe, und ich will zuerſt dieſe Frage beantworten, ehe ich in meiner Erzählung weiter ſchreite, damit Sie nicht ſo lange geſpannt bleiben, wie die Bewohner von Sternau.

Baron Auguſtin von Kirchenau war nämlich kein Anderer, als der Sohn des ehemaligen Erbkämmerers der Herzogin, welchen die edle Frau nach dem frühen Tode ſeines Vaters ebenfalls unter ihrem beſonderen Schutz genommen und, wenn auch nicht unter ihren eigenen Augen, doch aufs Beſte erzogen hatte. Auguſtin war auf den beſten Unterrichtsanſtalten Deutſchlands und Frankreichs unter Aufſicht eines als Gelehrter und Menſch gleich ausgezeichneten Mannes erzogen worden, hatte ſich ſpäter in Göttingen, Berlin und Paris den ernſteren Studien gewidmet, nach deren Beendigung aber eine mehrjährige genußreiche Reiſe durch drn größten Theil von Europa gemacht, von welcher er jetzt zurückkehrte, ſeinen heißeſten Dank zu den Füßen ſeiner großmüthigen Wohlthäterin zu legen.

Herzogin Leopoldine hatte als ſchönſten Lohn ihrer Bemühungen und Opfer von allen Seiten her die Verſicherung erhalten, daß Auguſtin nicht nur ein durch alle Vorzüge des Gemüthes, wie des Geiſtes ausgezeichneter Mann, ſondern auch neben dem tüchtigen Gelehrten ein vollendeter Cavalier geworden ſey; das erſte Lob ſchien ihr wichtiger und ehrender als die beiden letzteren, und ſie hatte gerade darauf ihre beſonderen geheimen Pläne und Abſichten gegründet — Auguſtin nämlich ſollte ihr nicht nur ſeine Erziehung, — die erſte Grundlage ſeines ganzen Lebensglücks — er ſollte ihr auch ſeine Zukunft und insbeſondere ſein häusliches Glück verdanken. Für ihn erzog ſie ihre beiden Pflegetöchter, unter ihnen ſollte er wählen, wenn ſein Herz nicht ſchon anderswo ſeinen Hort gefunden: ſie wollte ſeine Wahl nicht leiten, aber ebenſowenig auch die Gemüther und Herzen der beiden Töchter im Voraus für ihn anregen. Darum wußte Auguſtin von den jungen Pfleglingen der erlauchten Frau ebenſowenig, als die Mädchen im Schloſſe Sternau von dem Baron Auguſtin erfahren hatten, und die Letztern horchten hoch auf, als ſie an jenem Tage aus dem Munde der Mutter die frohe Kunde vernahmen, daß ſie noch mit einem Bruder das Wohlwollen, die Gunſt und mütterliche Sorge der erlauchten Frau theilten, und daß dieſer Bruder binnen weniger Tage den Bewohnern des Schloſſes ſeinen lange erſehnten Anblick gewähren werde. Eine wahrhaſt mütterliche Begeiſterung leuchtete aus den Augen der herrlichen Frau, als das Lob ihres Pflegeſohnes mit hinreißender Beredtſamkeit über ihre Lippen quoll, als ſie ſein Bildniß enthüllte, aus deſſen Rahmen den jüngern Schweſtern ein edles Jünglingsangeſicht von hoher Schönheit entgegentrat, in welchem ſich gleichſam ſymboliſch die Bewährung all des Guten und Rühmlichen nachweiſen ließ, das ihm in ehrender Kunde vorangeeilt war.

Der Eindruck, welchen dieſe Entdeckung auf die beiden weiblichen Zöglinge der Herzogin machte, mußte natürlich der Geiſtesrichtung und den Anlagen derſelben gemäß — ein ganz verſchiedener ſeyn. Auf Aureliens feuriges Temperament hatte das Bildniß des wirklich idealiſch ſchönen Mannes tief eingewirkt: dieſe hohe ernſte Stirn, der magiſche Glanz dieſer klaren liebreichen verſtändigen Augen, das freundliche Lächeln des ſchmalen kleinen Mundes, das ganze Enſemble von Anmuth und Adel ſprach mächtig zu ihrem Herzen: ſie ſah den ſchönſten Mann, der ihr je begegnet war, nun vorerſt im Bilde, und geſtand ſich erröthend, daß das Bewußtſeyn, die Liebe eines ſolchen Mannes ſich errungen zu haben, ihn als ausſchließliches Eigenthum zu beſitzen und ſich an dem allgemeinen Neide der übrigen Damenwelt triumphirend zu weiden, zu den ſeligſten ſüßeſten Empfindungen gehoren würde; ihre Phantaſie blieb aber bei ſolchen Träumen nicht ſtehen, ſondern der Verſtand erhob jetzt auch ſeine Stimme. Wie? hub dieſer an, wenn der Bruder Dir den Reſt der mütterlichen Liebe und Neigung vollends entzöge, welchen die blöde Natalie Dir nur noch mühſam gönnt? wenn dieſe Beiden Dich vollends verdrängten aus dem einſt ausſchließlich beſeſſenen Platze?

Dieſe Gedanken waren keineswegs erfreulich und tröſtlich, und der Horizont ihres Glückshimmels ward eine Weile von drohenden Wolken verfinſtert, aber ſchnell raffte ſie die Phantaſie wieder empor: die bedrohte Eitelkeit verband ſich mit dem berechnenden Verſtand und wolle überzeugend darthun, daß nicht nur noch gar nichts verloren, ſondern noch Alles zu gewinnen ſey. „Ei,“ ſprach die Erſtere, „nennt man Dich nicht allwärts die ſchöne, liebenswürdige, witzige, muntere, geiſtreiche Aurelie, — zeugen nicht aller Männer Blicke für die Leich-

Digitized by Google

tigkeit Deiner Triumphe, — ſollte Baron Auguſtin allein unempfindlich bleiben? Verſuch's, ihn zu feſſeln, und mache ihn zum Sklaven, — mit ihm wird Dir's leicht ſeyn die unwillkommene Nebenbuhlerin zu ſtürzen oder doch wenigſtens ihr Uebergewicht zu ſchwächen. — Verſuch's, ſetzte der Verſtand hinzu, ich bin bereit, das Meinige ebenfalls zu thun, und die Zeit wird's lehren, ob wir bei gemeinſamem Wirken den Zweck verfehlen, den uns die Phantaſie als ſo lockend darſtellt.« Unter ſolchen Gedanken ſah ſie der Ankunft ihres Ideals mit Spannung und Sehnſucht entgegen.

Anders dachte Natalie; auf der einen Seite noch zu kindlich unbefangen, um das Weſen der Liebe in ihrer gewohnlichen Bedeutung zu kennen, fühlte ſie ein inniges Vergnügen, nun ſo plötzlich mit einem Bruder beſchenkt zu werden, an deſſen Beſitz ſie ſeither ſo mancherlei Begriffe und ſehnſüchtige Wünſche geknüpft hatte. Die Begeiſterung, mit welcher die Herzogin den lange Erſehnten geſchildert und gerühmt hatte, machte ſie im Voraus vertraut und befreundet mit dem Bruder, in deſſen Bilde ſie Bürgſchaft für das gegenſeitige Verſtändniß, für Erwiederung ihres Vertrauens in ihn zu finden wähnte. Von Auguſtin's Kenntniſſen, von ſeinem Urtheile, das die ausgedehnten Reiſen noch geſchärſt haben mußten, erwartete ſie anderſeits Belehrung, Anleitung und von ſeinem Umgange Veredelung. Sie ſah in ihm den Liebling der Mutter, welcher ſie zu ſo warmem Danke verpflichtet war, und ſchon als ſolcher war er ihr ein Gegenſtand der Verehrung, ein Muſter für alle ſeines Geſchlechts. Wenn ſie nun ebenfalls auch mit nicht minderer Neugierde ſeiner Ankunft entgegenſah, ſo geſchah dies doch wenigſtens in ganz anderer Abſicht und ohne jenen eigenſüchtigen Zweck, welcher Aurelien erfüllte. —

(Fortſetzung folgt.)

Die kleinen Abenteurer.

(Schluß.)

Der Baron war während dieſes Geſpräches rüſtig vorwärts geſchritten, vorſichtig nach allen Seiten ſpähend, folgte ihm der Abbé, und jener wollte ihm eben ein Bild ſeiner Jugend entwerfen, als Mutter Urſula den Wanderern begegnete, mit einem ehrfurchtsvollen Gruß ſtehen blieb, und endlich fragte, ob die beiden Herren nicht etwa ein kleines Fräulein ſuchten?

„Nein,“ entgegnete der Abbé, „wir ſuchen den Großneffen des Herrn Baron, der uns geſtern abhanden gekommen iſt.“

„„Einen kleinen Jungen? — hat er nicht eine rothe Mütze auf dem Kopfe?““

„Ich glaube ja.“

„„Der hat hier im Walde länger als eine Stunde geſchlafen, und wo ich nicht irre, habe ich vor Kurzem beide am Bache unter den Weiden geſehen.““

Baron Donner trug dem Abbé auf, mit der Alten hinzugehen, um ſich zu überzeugen, ob es auch gewiß die Flüchtlinge wären, und beſchloß mittlerweile im Graſe von dem ungewohnten Spaziergang auszuruhen; aber er war nicht lange im dichten Walde gelegen, als er eine bekannte theure Stimme vernahm: es war die Gräfin ſelbſt, welche, entzückt über Michels Botſchaft und die Aehnlichkeit ihrer Enkelin mit ihren eigenen Geſinnungen und Gefühlen, mit ihm herabgekommen war, um ſich an dem reizenden Anblick der ihrem Herzen verwandten Hirtin zu weiden, und überraſcht ſtehen blieb, als der Anbeter ihrer Jugend aufſprang, und mit demüthigem Gruß ihr nahte.

„Was ſehe ich, hochverehrte Frau!“ rief der Baron, „nachdem mir ſo lange das Glück verweigert war, Ihnen zu nahen, finde ich Sie endlich wieder, und Sie ſehen mich nicht mehr mit ſo ſtrengem Blicke an.“

„„Nein, Herr Baron!““ entgegnete die Gräfin ſchmachtend.

„Mein Glück betäubt mich, — welche Reize, welche Anmuth!“

„„Wie, mein Herr! Sie finden noch? —““

„Ach, Sie waren nie ſchöner, als in dieſem Augenblick.“

„„Sie ſchmeicheln mir.““

„Wahre Liebe ſchmeichelt nicht, und die meinige war ſo groß als Ihre Grauſamkeit.“

„„Sie waren ſelbſt Schuld an Ihren Leiden.““

„Ich, angebetete Gräfin?“

„„Ja, Undankbarer! in dem Augenblicke, wo ich mich endlich Ihrem Flehen ergeben wollte, verließen Sie mich.““

„Ich floh auf das Feld des Mars, um mich Ihrer Liebe würdiger zu machen, die Lorbeern des Sieges mit den Myrthen der Liebe zu vereinigen, aber Sie ſandten meine Briefe unerbrochen zurück.“

„„Ich glaubte Sie treulos.““

„Sie verweigerten bei meiner Rückkehr mich zu ſehen.“

„„Die Tugend gebot es mir — vielleicht —““

„Aber welche günſtige Gottheit gewährt mir heute dieſen ſeligen Anblick?“

„„Ein ſonderbarer Vorfall, der meine Seele entzückt, und auch Sie erfreuen wird, wenn Ihr Gefühl noch ſo zart und lebhaft iſt, als vor 34 Jahren. Meine Enkelin — ich kann kaum ſprechen vor Freude — ein höchſt liebenswürdiges, zartes Kind von 12 Jahren, der Gegenſtand meiner zärtlichſten Sorgfalt, ein hoffnungsvolles Mädchen, das ich ſeit meiner Tochter Tode erziehe, hat heimlich mein Schloß verlaſſen, um hier die Schafe zu hüten, und dieſer brave Jüngling brachte mir eben die entzückte Kunde —““

Die Gräfin ſah ſich nach Michel um, der ſich aber ſchon lange aus dem Staube gemacht hatte, und eben wieder aus dem tiefen Walde geſprungen kam, ihm folgte Mutter Urſula und der Abbé, welcher dem Baron zurief:

„Nun da haben wir's, ich ſagte es Ihnen ja, Ihr Großſohn iſt ein irrender Ritter geworden.“

„„Ich wünſchte nichts ſehnlicher, als das,““ betheuerte der Baron.

„Ja, ja, ich habe ihn dort im Walde geſehen, gewaffnet, wie man den Don Quixote malt.“

Der Baron war entzückt über den Heldengeiſt ſeines Großneffen, und die Gräfin theilte ſeine Freude.

„Der Abbé meinte,“ beklagte ſich jener, „ich thäte unrecht, ihm nur von Schlachten und Waffenthaten und von der ſüßen Minne der Ritterſchaft zu erzählen.“

„„Oh!““ entgegnete die Gräfin, „„er verſteht ſich nicht darauf.““

Mutter Urſula brachte der Dame die Kunde, das

Digitized by Google

kleine Fräulein ſäße im Walde, wo der junge Herr zu ihren Füßen liege, und Michel alſogleich den Befehl, die beglückten Großeltern zu den Wunderkindern zu führen, welche die Gruppe in der That ſo fanden, wie jene ſie beſchrieben hatte.

„Nein Ritter!“ verſicherte das Fräulein, „ich werde Euch nicht länger anhören.“

„„Aber ſo erlaubt doch, ſchöne Prinzeſſin —““ flehte der kleine Freiherr.

„Bedenket, daß ich befohlen habe, mich nie wieder zu ſehen.“

„„Ich verlange ja nun eine Gnade von Euch.““

„Und welche?“

„„Die Erlaubniß, mit dem Zauberer, zu kämpfen, der Euch verfolgt, und ihn zu zwingen, daß er Euch wieder in den Beſitz Eurer Staaten ſetze; dann moget ihr mich auf ewig aus Eurer Gegenwart verbannen, wenn ich noch immer das Glück habe, Euch zu mißfallen.““

„Was für ein Zauberer?“

Die Gräfin und der Baron konnten ſich nicht länger zurückhalten, und drückten im Uebermaß ihrer Wonne die kleinen Abenteurer an ihre Herzen.

„Wie Papa!“ rief der kleine Ritter, „Sie ſind hier — aber ſeyn Sie ruhig, ich werde den Zauberer erlegen, ich fürchte nichts.“

„„Nein mein Sohn, fürchte nichts, Du willſt für die Sache der Frauen fechten, und das iſt löblich.“

Athemlos ſprang nun Kaspar, von dem Abbé mit geſchwungenem Stock verfolgt, einher, verbarg ſich hinter Albert und rief:

„Herr Baron, Ritter Don Körbelino! — ſchützen Sie mich, der Abbé will mich ſchlagen.“

„„Wie, Papa!““ zweifelte Albert, während der Baron Kaspar tröſtete, es werde ihm nichts zu Leide geſchehen, „„iſt denn das wirklich der Herr Abbé?““

„Nun, wer ſoll es denn ſeyn?“

„„Iſt es denn nicht der böſe Zauberer, welcher die Prinzeſſin verfolgt?““

„Mein Kind, die Prinzeſſin iſt Fräulein Verena von Mildenau, die Enkelin der Frau Gräfin von Ruhmwald. Bei alle dem iſt keine Zauberei, überhaupt ſind alle Zaubereien fabelhaft; aber die Tapferkeit und Tugend ſind Gaben des Himmels und die Liebe iſt die natürliche Wirkung der Reize dieſer Damen.“

„„Herr Baron!““ lächelte die Gräfin, „dieſes Abenteuer ſcheint mir ein Wink des Schickſals zu ſeyn, der mir andeutet, daß unſere Kleinen für einander geboren, wenn Sie es zufrieden ſind, ſollen ſie einſt ein glückliches Paar werden.““

„Ich bin es ganz zufrieden, ihr Stand, ihre Güter ſind gleich, und — ſie ſind glücklich; aber ich — ſoll ich denn immer hoffnungslos bleiben?“

„„Ja — wenn Sie mir verſprechen, nicht mehr flatterhaft zu ſeyn —““

„War ich es denn jemals? — und wer könnte in Ihrem Beſitz an eine andere Dame denken?“

Das ältere Liebespaar wurde vermählt, das jüngere verlobt; Albert ſchwur ſeiner kleinen Braut, keine Abenteuer mehr aufzuſuchen, die ihrerſeits recht froh über dieſes Arrangement war, weil ſie nun keine Langweile mehr hatte, und der Abbé meinte, wenn die Kleinen von dem Baron und der Gräfin entfernt würden, könnten doch ein paar vernünftige Leute aus ihnen werden — ob jenes geſchehen, dieſes eingetroffen, darüber ſchweigen unſere Nachrichten, und wir können leider nur dasjenige mittheilen, was wir aus den verläßigſten Quellen erfahren haben.

Correſpondenz.

Dresden, 15. April.

Das erſte Männer-Geſangfeſt, das im vorigen Sommer wir hier hatten, erlangte einen ſolchen allgemeinen Beifall, daß ſogleich der Wunſch überall gehört wurde, jährlich ein ſolches wiederholt zu ſehen. Dieſes wird, wie nun feſt beſtimmt und uns ſchon angekündigt iſt, erfüllt. Den 6. und 7. Julius ſollen wir dieſen Genuß wieder haben. Am erſten Tage wird ein Geſangconcert in einer der Kirchen ſeyn, und am zweiten werden die Sänger zu Waſſer nach dem nahen Dorfe Blaſewitz, des bekannten Kirchencomponiſten Naumann Geburtsort, fahren. Gewiß wird dieſe Fahrt, wie voriges Jahr, ein eben ſo buntes, lebendiges Gemälde wieder darbieten und Tauſende von Zuſchauern an den Ufern der Elbe ein freudiges Hurrah zujauchzen. Von Seiten des Miniſteriums und der ſtädtiſchen Behörden kommt man dem Unternehmen mit vieler Bereitwilligkeit entgegen.

Schon ſeit einer langen Reihe von Jahren wird jährlich am Palmſonntage in dem ehemaligen, außerdem unbenützten Opernhauſe, zum Beſten des Unterſtützungsfonds der Wittwen und Waiſen der königl. Kapell-Mitglieder, irgend ein bedeutendes Oratorium aufgeführt. Dies war auch dießesmal der Fall. Das Oratorium Paulus, vom preußiſchen General-Muſikdirector und ſächſiſchen Kapellmeiſter, Mendelsſohn-Bartholdy, kam dießesmal zur Aufführung. Der Componiſt dirigirte es ſelbſt. Nach dieſem folgte noch die Beethoven'ſche Symphonie Nr. 8. F-dur unſtreitig die ſchwächſte der neun Symphonien Beethovens, aber wahrſcheinlich deßhalb gewählt, weil es die kürzeſte iſt. Die Aufführung fiel vortrefflich aus, und das überaus große Haus, das von einer Bühne nichts mehr enthält, nur einen Saal bildet, war, wie jedesmal, gedrängt voll.

Unſer Theater verwaist immer mehr. Die beſten Mitglieder gehen auf Reiſen, anderwärts zu glänzen, zu erfreuen und, nachdem ſie nun gute Wirthe ſind, bereichert zurückzukehren. Es ſähe daher auf unſerer Bühne karg aus, wenn wir nicht darauf rechnen könnten, daß uns dafür Matadors anderer Bühnen auch und in gleicher Abſicht beſuchten. Es iſt dieſer Austauſch eine lobenswerthe Mode. Jede Bühne lernt dabei das Vorzüglichere anderer kennen, woraus auch mancher Nutzen gezogen werden kann. Sie gleicht der Mittheilung ſchöner Gemälde, welche ein Kunſtverein dem andern zur Beſchauung zuſendet. Mit beidem Wechſeln kann das Publikum ſehr zufrieden ſeyn. An der rechten Fronte unſeres Schauſpielhauſes iſt nun auch die treffliche Gruppe aufgeſtellt worden, vorſtellend: die Muſik, auf einem Adler ſich erhebend, und zu beiden Seiten Bilder des Ausdrucks und der Wirkung der Töne auf das Gemüth des Menſchen. Es fehlen nun noch in verſchiedenen Niſchen die Statuen Shakespeares, Molieres, Mozarts und anderer ähnlicher Autoritäten der Kunſt, deren Aufſtellung aber dieſen Sommer noch erfolgen wird, womit alsdann auch die äußere Verzierung unſeres Schauſpielhauſes als vollendet zu betrachten iſt. —d—

Digitized by Google

Berlin, 19. April.

Das Unglück, welches ſich vorgeſtern auf der Stettiner Eiſenbahn ereignete, hätte noch trauriger werden können, wenn nicht von dem Führer der Locomotive letztere augenblicklich zum Stillſtehen gebracht worden wäre. Dem Vernehmen nach ſind 3 Waggons mit den ſich darin befindenden Perſonen umgeſtürzt, die ſich dabei mehr oder winiger verletzt haben. Hiegegen ſollen 2 Conducteure bei dieſem Unfalle lebensgefährlich verwundet worden ſeyn. — Ju dem am zweiten Oſterfeiertage ſtattgefundenen Hofconcert wurde auch den bayeriſchen Künſtlern, nämlich dem Hofklarinettiſten Bärmann und der Hofopernſängerin Dem. Hetzenecker, hober Beifall zu Theil. Auch die Schröder-Devrient, welche die Feierlage bri ibren bier zur Erziehung ſich aufbaltenden Kindern zubrachte, wurde mehr vermöge ihrer Connerion, als ihres gegenwärtigen Geſangtalents, als mitwirkende Künſtlerin zu dieſer k. muſikaliſchen Abendunterhaltung gezogen, worin aber die Decrepidität ihrer Stimme gar ſehr ſtörend hervorgetreten ſeyn ſoll. Indeſſen iſt es dieſer einſt gefeierten Sängerin doch gelungen, in den nächſten Vorſtellungen von den H u g e n o t t e n und der A r m i d e auftreten zu konnen, was hier inſofern allgemein befremdet, da unſere lebensfriſche vortreffliche Sängerin Dem. Marx grade in dieſen Rollen Ausgezeichnetes leiſtet. Die Schröder-Devrient erhält wieder jetzt für eine jede Gaſtrolle 40 Frd'or. Nach dem obenerwähnten Hofconcert wurde dem Meyerbeer und Berlioz noch die hohe Auszeichnung zu Theil, zur k. Abendtafel gezogen zu werden. — Der hymnologiſchen Beilage zu dem in der hieſigen Schleſinger'ſchen Buchhandlung ſo eben herausgekommenen Mozart'ſchen Requiem entnehmen wir über letzteres folgende intereſſante hiſtoriſche Notizen: »Thomas von Celano († um d. J. 1255) ſoll Verfaſſer der wegen ihrer Innigkeit und wahrhaſt erhabenen Einfalt mit Recht geprieſenen Sequenz: »Dies irae« ꝛc., ſeyn; doch werden auch die Geiſtlichen: der Minoriten-General Mathäus von Aquaſparta († 1302), der Dominikaner-General Humbert († 1277), der Cardinal, Latinus Frangipani († 1294), Auguſtinus von Biella, ſelbſt St. Bernhard Bonaventura und ſogar Gregorius Magnus als die Verfaſſer des Requiems genannt. Vollſtandige deutſche Ueberſetzungen desſelben befinden ſich in den Liedern der Kirche, in den Münchner (»Erden wanken, Welten beben,«) und Koſtnitzer (»Welche bange Trauerſtunde«) Geſangbüchern, in Herder's »Adraſtea«, in Schlegel's und Tieck's Muſenalmanach v. J. 1802 u. a. m. Die älteſte katholiſche freie Ueberſetzung findet ſich in dem Münchner kathol. Geſangbüchlein v. J. 1613 und die erſte proteſtantiſche, welche zugleich den dreifachen Reim des Grundtextes wiedergibt, in den Gedichten von Andreas G r y p h i u s (1659). —bn—

N o t i z e n - B l a t t.

(**Anekdotäres.**) Kürzlich ſoll ein Apotheker in Paris durch folgendes Billet überraſcht worden ſeyn: „Sie haben mir drei Gran Blauſäure verabfolgt, ohne die vom Geſetze vorgeſchriebenen Förmlichkeiten beobachtet zu haben. Hiernach ſind Sie alſo einer halbjährigen Haft und einer Geldſtrafe von 3000 Frs. ausgeſetzt. Hören Sie jetzt meinen Vorſchlag: Ich bin der Verzweiflung verfallen und ſtand ſchon auf dem Punkte, mich mit meiner Geliebten zu vergiften, als ein Blitz meine Nacht erhellte. Wie wäre es, wenn Sie mir, ſtatt der Strafe von 3000 Frs, 2000 geben wollten, damit könnte ich meine Lage verbeſſern, und ich gebe Ihnen mein Wort, alsdann jeden Gedanken an Selbſtmord aufzugeben. Sie hätten offenbar ein gutes Werk gethan und entgingen der Strafe. Morgen ſoll ein mir vertrauter Freund das Geld von Ihnen abholen" — Der gute Apotheker glaubte vorerſt an einen Faſchingsſtreich; als aber wirklich der Mann kam, um das Geld zu empfangen, faßte er ihn und ließ ihn verhaften. Ob die Geſchichte wahr iſt, wollen wir indeß nicht verbürgen. —

(Lewald's „Europa.")

(**Miscellen.**) Die „Breslauer Monatſchrift" enthält folgende merkwürdige Erſcheinung des Traumwandels eines Seilers. Dieſer Mann hatte ſeit dritthalb Jahren folgenden Anfall, der ihn zu jeder Stunde des Tages ergreifen konnte. Es überfiel ihn mitten unter ſeiner Handthierung oder ſonſtiger Beſchäftigung, es ſey im Sitzen, Stehen oder Gehen, ein plötzlicher tiefer Schlaf, worin alle ſeine Sinne gänzlich unempfindlich wurden, was ihn jedoch nicht hinderte, ſeine Geſchäfte faſt ununterbrochen fortzuſetzen. Wenn der Anfall kam, ſo zog es ihm Stirne und Augen etliche Mal zuſammen, worauf dann letztere ſich feſt ſchloſſen und die übrigen Sinne vergingen. Von dem Momente an war er den ganzen Paroxismus über unempfindlich, man mochte ihn kneipen, rauſen, ſtoßen, ſtechen. Er hörte nicht, man mochte ihn auch beim Namen rufen, oder eine Piſtole dicht neben ihm abſchießen. Er roch den allerſchärfſten Spiritus nicht; ſah nichts, man mochte ihm auch die feſtgeſchloſſenen Augenlieder aus einander zerren. Ueberfiel ihn der Zuſtand unter der Arbeit mitten im Spinnen, ſo ſpann er fort und drehte die Fäden ſo gut und gleich, als ob er wache; war es im Gehen über Feld, ſo blieb er nicht ſtehen, ſondern ging ſeines Weges fort, eher etwas geſchwinder als wachend, ohne den rechten Weg zu verfehlen, oder ſich an einem Hinderniſſe zu ſtoßen. So iſt er mehrmals von Naumburg nach Weimar gegangen und wieder zurück.

Die Königin Chriſtine von Spanien ſoll der Familie Aguado für ihr in der Rue-Grande-Bateliere zu Paris befindliches Palais ſammt Mobiliar und Gallerie neun Millionen Franken geboten, die Familie jedoch dieſes Angebot abgelehnt haben. Der hierauf begonnene Verkauf der Gemälde-Gallerie geht langſam, es werden nur mäßige Preiſe erzielt, die Käufer ſind meiſt Engländer.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 51. Donnerstag, 27. April 1843.

Die Affekte.

(Fortſetzung.)

Der Tag der Ankunft war ſchnell herbeigekommen, und beide Schweſtern, wie die Mutter ſahen mit nicht geringem Vergnügen, daß das Bild in jeder Hinſicht vom Original übertroffen wurde. Auguſtin war ein hochgewachſener Mann von fünfundzwanzig Jahren — ich ſage: Mann; denn der milde Ernſt, die Sicherheit, mit welcher er auftrat, rechtfertigte die Bezeichnung, die für d i e Jahre vielleicht zu frühzeitig erſcheint; — der Verkehr mit der vornehmen Welt hatte ſeine Manieren, nicht aber ſein Herz abgeſchliffen; unter der ſtrahlenden, gefälligen, glänzenden Hülle barg ſich ein guter, edler Kern, noch nicht verbittert von dem Gifte der Heuchelei, noch nicht angefreſſen vom Wurme der Selbſtſucht. Sein umfaſſendes, Staunen erregendes Wiſſen hatte die anſpruchsloſe Demuth und Herablaſſung nicht verdrängt, die ihm ſein Lehrer einzuimpfen gewußt hatte, und — eine ſeltene Erſcheinung! — ſeinen warmen Gefühlen that der durchdringende ungewöhnliche Verſtand keinerlei Abbruch. Wenn gleich gewandt im Tone der Unterhaltung, ſprühend von Witz und geiſtvollen Einfällen, ließ er ſich doch von der Munterkeit nie ſo hinreißen, daß er die ihm eigene ernſte Würde irgendwie beeinträchtigt oder ſeiner wohlwollenden Geſinnung und Theilnahme etwas vergeben hätte. Mit dem Uebergewicht ſeiner Kenntniſſe prunkte er nie, und die Urtheile über fremde Dinge, welche er fällte, zeigten hinwiederum von eben ſo viel Demuth und Anſpruchsloſigkeit als Scharfſinn und Kenntniſſen. War er den jungen Mädchen eine ſeltene und bezaubernde Erſcheinung, ſo waren ſie es nicht minder für ihn; wie weit er auch gekommen war, wie Manches er auch geſehen haben mochte, d a s Geſtändniß konnte er nicht unterdrücken, ſo vollendete Schönheit und Anmuth noch ſelten getroffen zu haben, und er verhehlte ſeine Verwunderung gegen die gütige Pflegmutter nicht. Konnte ſie mehr wünſchen, um ihrer Zwecke gewiß zu ſeyn? Die Herzogin war entzückt über dieſes Geſtändniß und ſäumte nicht, ihm ihre Wünſche in Betreff ſeiner Zukunft mitzutheilen. »Ich habe bei Dir meinen Zweck erreicht, Auguſtin!« ſprach ſie, »Du haſt die Hoffnungen, die ich in Dich ſetzte, nicht nur ganz erfüllt, ſondern noch übertroffen und mich für meine Sorge und Mühe reich belohnt. Von Aurelien und ihrer Geſpielin kann ich es nicht minder rühmen, daß ſie ſich meinrr Liebe und Erziehung werth gemacht haben. Ich erzog ſie in dem geheimen Wunſche, dereinſt in einer von ihnen Dir eine treue, würdige Gefährtin für das Leben zu ſehen, und die Hoffnung, für e i n e wenigſtens ſo die Bürgſchaft einer glücklichen Zukunft zu finden, hat mir manche Stunde verſüßt. Mein Wunſch iſt nun ſeiner Gewährung nahe und ich fühle überſchwänglichen Dank hiefür; wähle nun ſelbſt, mein theurer Sohn, lerne Beide näher kennen und prüfen und entſcheide Dich alsdann für d i e, die Deinem Herzen wie Deinem Urtheile am meiſten zuſagt. Mein ſey die Pflicht, Eure Zukunft zu ſichern!« — Konnte ſie edler, weiſer handeln?

Während die erlauchte Dame insgeheim bemüht war, dem Lieblinge eine ſeiner Kenntniſſe würdige und für die Zukunft lohnende Stellung in den Dienſten ihres nun an's Staatsruder gelangten Bruders zu finden, erging ſich Auguſtin im Umgang mit ſeinen Schweſtern. Die geſelligen Vorzüge und das Entgegenkommen der ältern waren keineswegs ohne Einfluß auf ihn, und Aurelie wähnte ſich ihres Erfolges ganz ſicher. Anfänglich hatte ſie ſich ihm von der verführeriſcheſten Seite als junges naives munteres Mädchen gezeigt, hatte ſcherzend und ſchäkernd ihn zu ſich zu ziehen gewußt, aber es war ihr dabei nicht entgangen, daß dieſe Tändelei, dieſe künſtliche verſteckte Koketterie keinen dauernden Eindruck auf ihn machen konnte. Nun erſchien ſie allmälig von einer ernſteren Seite: ihr Witz zeigte ſich nicht mehr auf Koſten Anderer wie vordem, ihr froher Muthwille verwandelte ſich in mädchenhafte Scheu, in würdigen Ernſt, ſie verwickelte den Bruder, drr hierüber ſein Wohlgefallen durchaus nicht verhehlte, in wiſſenſchaftliche Geſpräche, ſchien ihm Gelegenheit zu Entfaltung ſeiner manchfaltigen Kenntniſſe zu geben und die aufmerkſamſte Zuhörerin, die aufrichtigſte Bewunderin ſeiner Rede zu ſeyn; ſein Urtheil regelte ihre Lectüre, beſtimmte die Art ihrer Beſchäftigung, ja ſogar die Wahl ihrer Kleidung, und in allen, auch den unwichtigſten Dingen erſchien ſie nur wie ein Schatten, ein Werkzeug der Bruders.

Solche Maßregeln verfehlen ihre Wirkung auf junge Männer ſelten, zumal wenn ſie mit Conſequenz befolgt werden, und es ſchien auch wirklich im Anfang ganz unzweifelhaft, daß Aureliens Benehmen den erwarteten Eindruck auf das Herz ihres Bruders gemacht habe, aber die Folge lehrte, daß dieſer Eindruck doch kein nachhaltiger war. Zu Natalien, welche mit einer Art ehrfurchtsvoller Scheu ſtets in einiger Entfernung von Auguſtin blieb, wandte ſich ſeine ganze Neigung; ihre Schönheit wie ihr Charakter hatten eine mächtigere Anziehungskraft füe ihn als die der lebhafteren Aurelie, und wenn ihm die muthwillige Brünette hie und da auch ein freundliches Lächeln zu entlocken wußte, ſo war es doch nur die Gewalt des Augenblicks, die ſolches auf ſeine Lippen zauberte, und ſein Herz empfand keinen Nachhall davon. — — Ein halbes Jahr verging ſo im trauten Zuſammenleben der Geſchwiſter unter den Augen

Digitized by Google

der herzoglichen Gönnerin; Auguſtin halte bis jetzt noch keiner der beiden Jungfrauen einen ſichtlichen Vorzug gegeben, obſchon ſein Herz bereits gewählt hatte, da ſchlug für ihn die Stunde des Scheidens und der Entſcheidung. Die Herzogin berief ihn eines Abends in ihr Geheimzimmer und legte ein Papier in ſeine Hände: es war das Patent eines Kammerraths des Königs von M. „Hier, mein theurer Sohn,“ hub die Erlauchte an, „übergebe ich Dir eine Urkunde, kraft welcher Du in einen ebenſo ehrenvollen, als ausgedehnten und lohnenden Wirkungskreis trittſt. Deine Kenntniſſe und meine Fürſprache eröffnen Dir die Bahn zu den höchſten Würden, Dein Vermögen ſetzt Dich in den Stand, Deinem Range entſprechend zu leben. Nun bleibt mir nur Ein Wunſch noch: Dich vermählt zu ſehen; Du haſt hinreichend Zeit gehabt, Dich zu entſcheiden, und ich bin geſpannt zu erfahren, welche meiner beiden Pflegetöchter Du Deiner Wahl würdig gefunden haſt?“ — Auguſtin wollte reden, aber die Herzogin wehrte ihm noch; er ſollte in Gegenwart der beiden Mädchen ſeine Wahl bekennen, und auf einen Wink von ihr erſchienen Beide. „Meine Töchter“, ſprach die fürſtliche Wohlthäterin, „Ihr ſollt nun wiſſen, was ich Euch ſeither verheimlichen zu müſſen glaubte: das nämlich, daß ich Eine von Euch meinem lieben Pflegeſohn zur Gemahlin beſtimmt hatte. Der entſcheidende Moment iſt nun vorhanden, wo er ſich über die Wahl äußern ſoll, wozu ihn Gefühl und Vernunft zunächſt getrieben, und ich bereite Euch hiemit darauf vor, daß Eine von Euch der Gegenſtand ſeiner Wünſche und Hoffnungen iſt. Für welche ſich Auguſtin auch entſcheide, ſo brauche ich doch nicht erſt zu ſagen, daß ich ſeine Verbindung nur dann gut heißen kann, wenn auch das Herz der Erkornen für ihn ſpricht, und hoffe zugleich, daß die Andere minder Bevorzugte weder der Schweſter noch deren Gatten die getroffene Wahl verdenken, noch ſich dadurch gekränkt fühlen wird. Ihr habt Beide gleiches Recht an meine Liebe, und Keine ſoll ſich beklagen können, daß ſie auch nur um eine Stecknadel übervortheilt worden ſey von der Andern; Eure Mitgift iſt ſchon vorbereitet, und die ängſtlichſte Gewiſſenhaftigkeit hat darüber gewacht, daß der Einen nicht mehr werde, als der Andern. Diejenige von Euch, welche Auguſtin's Wahl nicht traf, oder deren Empfindungen mit den ſeinen nicht harmoniren, ſey in keiner Weiſe gehindert, eine Ehebündniß mit einem würdigen Manne nach dem Wunſche ihres Herzens einzugehen, denn es wäre mein ſehnlichſter Wunſch, meine Kinder an einem und demſelben Tage mit dem Brautkranze vor dem Altar zu ſehen.“ — So ſprach die hohe Frau und glaubte im Stillen ihren mütterlichen Pflichten und Rechten in allen Theilen Genüge geleiſtet und den Kindern ein dauerndes Glück gegründet zu haben. Aureliens Antlitz glühte fieberiſch, ihr Buſen wallte und mit beengter Bruſt blickte ſie in Auguſtin's Augen, um dort ihrer Zukunft Loos zu ergründen; Natalie aber barg ihre weinenden Augen in den Schooß der liebevollen Mutter und bat, ſie noch nicht von dem gütigen Herzen zu verſtoßen, in welchem ſie allein Erſatz für den ſchweren Verluſt der Eltern gefunden. — Auf einen Wink der Herzogin begann nun Baron Auguſtin, jene Bedingungen und Eigenſchaften zu entwickeln, durch deren Erfüllung von Seiten einer Frau er ein glückliches zufriedenes Familienleben zu gründen im Stande ſeyn könnte, und alle die Prädikate, welche er von der künftigen Gattin heiſchte, ſchienen nur eine Charakterſchilderung der blonden Natalie zu ſeyn; ſchließlich geſtand er, alle dieſe Eigenſchaften, von welchen das Glück ſeiner Zukunft abhänge, in — Natalie gefunden zu haben, und bat ſie auf den Knieen um ihre Einwilligung zu dem Bündniſſe, welches ſein eigener wie der fürſtlichen Mutter höchſter und ſehnlichſter Wunſch ſey.

(Fortſetzung folgt.)

Angelica Kaufmann.

(Fortſetzung.)

Inzwiſchen war Meiſter Kaufmann Wittwer geworden, und ſein Hang zu dem früher umherziehenden Leben hatte ihn wieder mächtig ergriffen. Auf ſeinen Wanderungen als nomadiſirender Künſtler führte er ſeine Tochter mit ſich. Wenn man ihm auftrug, Fresken in einer Dorfkirche anzufertigen, ſo lies er ſich von der jungen Schülerin helfen, zum großen Erſtaunen aller Bewohner des Dorfes. So malten die Beiden die Seitenwände der Kirche von Schwarzenberg, Kaufmann's eigentlicher Heimath. Wenn einer, ſey es aus Intereſſe oder nicht, ſich allzu ungläubig in Bezug auf die Fähigkeit der kleinen Angelica zeigte, ſo wurde der Vater, ungeachtet ſeiner natürlichen Gutmüthigkeit, ſehr zornig. Der alte Kaufmann war ein trefflicher Mann, der ſeine Tochter zärtlich liebte, ſehr gern von ihr ſprach und über dieſen Gegenſtand kein Aufhören kannte. Wenn er ſie nannte, ſo pflegte er ihren ſanften Namen Angelica mit Angelo oder Angelinetta zu vertauſchen, und ſcheute ſich nicht, wenn er einmal im Zuge war, ſie zu loben, mit einer komiſchen Beſcheidenheit einzugeſtehen, er ſey neben ihr nur ein Eſel.

Kaufmann, der ſehr wohl wußte, daß er, ungeachtet aller Entbehrungen, die er ſich auferlegen mochte, ſeiner Tochter kein Vermögen zu erringen im Stande war, hatte jeden Gedanken an Oeconomie aufgegeben. Er wollte ſeiner Tochter ſtatt der Ausſtattung die vorzüglichſte Erziehung geben laſſen. Außer ihrer ſeltenen Anlage zur Malerei hatte ſie großes Talent für Muſik, welche ſie leidenſchaftlich liebte. Ihre Stimme war rein, umfaſſend, lieblich und ſeelenvoll. Sie ſang zum Claviere die Werke der großen Meiſter mit Leichtigkeit. Oft auch bediente ſie ſich ihrer Stimme, um ihren alten Vater, wenn er traurig war, zu erheitern, und ſang aus dem Gedächtniß ein italieniſches Liedchen, wobei dem Alten das Herz vor Freude hüpfte.

Dieſe Erziehung, welche die väterliche Vergötterung und Eitelkeit erwählte, hatte in dem jungen Kopfe Angelica's Ideen hervorgerufen, welche der Niedrigkeit ihres Standes gar nicht angemeſſen waren; ſie erweckte in ihr ein unbeſchränktes Verlangen nach Eleganz und Bequemlichkeit und nach allen Genüſſen eines luxuriöſen Lebens. Von Natur aus ſehr delicat, fühlte ſich Angelica, die eben erſt aus den Kinderſchuhen getreten war, durch ihre Umgebung beengt; der Anblick der rohen Möbel ihres Zimmers, ihr grobes Linnen und Bettzeug entlockten ihr tiefe Seufzer, welche ſie ſich innerlich zum Vorwurf machte, ohne daß ſie die Kraft hatte, dieſelben zu unterdrücken. Halb Täuſchung, halb Traum, ſchwebten ihr beſtändig die Bilder Rubens' als Geſandter, Titian's, im Triumphe getragen, Raphael's, mit dem

Digitized by Google

Cardinalspurpur geſchmückt, in herrlichem Glanze vor der Seele. Solche Luftbilder, welche ſie hoffen durfte, einſt verwirklicht zu ſehen, verſcheuchten ihr die langweiligen Stunden der Gegenwart und trieben ſie mit raſtloſem Eifer zu künſtleriſcher Vervollkommnung an.

In ihrem fünfzehnten oder ſechszehnten Jahre war Angelica eine hübſche Brünette mit blauen Augen, blaſſer Farbe, langen Haaren, die in Flechten auf ihre Schulter ſanken, mit ſchönen Händen und Corallen-Lippen. Sie war ſchlank, ohne ſehr groß zu ſeyn, und rechtfertigte in jeder Hinſicht den Namen Angelica, den man ihr wie einen Wunſch und als Vorbedeutung in die Wiege gelegt hatte. Gleich ihrer Mutter, der ſie an Character und Zügen glich, beſaß ſie einen ſanften Stolz und eine durch Anmuth gemilderte Seelengröße. Mit den Jahren entfalteten ſich die hoffnungsvollen Knospen ihres Frühlings zur Blüthe, die ſchlanken Formen der Jugend rundeten ſich, ohne an Zartheit zu verlieren, und neue Gefühle, bisher ungekannte Empfindungen belebten ihren Blick ſtatt der frühern naiven Schüchternheit. — Zu Mailand hätte ihre reizende Schönheit ſie beinahe von ihrer Beſtimmung abgelenkt. Sie zählte gerade zwanzig Jahre; ihre Syrenenſtimme erregte immer mehr Bewunderung. Die Freunde, welche ungern ihre Anmuth und holde Stimme im Dunkel eines Ateliers vergraben ſahen, wollten ſie verleiten, auf's Theater zu gehen, wo ſie bald ein glänzendes Loos erreichen würde. Ihr Vater ſelbſt, von den Erinnerungen an ſein ärmliches und mühſames Leben verleitet, ermahnte ſie, den gewinnreichſten Beruf zu erwählen. Angelica war einen Augenblick unſchlüſſig; die Aufregung und der rauſchende Beifall der Bühne brachten ſie in Verſuchung; auf der andern Seite ward ſie durch den Gedanken, ihren Namen an den Straßenecken hangen zu ſehen, abgeſchreckt. Am Ende trug die Kunſt, welche ſich am beſten mit einem ſittſamen und ruhigen Leben vereinigen ließ, den Sieg davon, und ein allegoriſches Gemälde beſiegelte ihren Bund mit der Malerei. Angelica ſitzt auf denſelben zwiſchen den beiden Künſten, welche abwechſelnd ſie durch ihre Liebkoſungen zu gewinnen ſuchen; ſie hat den Augenblick aufgefaßt, wo ſie von der Muſik zärtlichen Abſchied nimmt; ein Lebewohl, das indeß nur ein erdichtetes war, weil es in der Zukunft manche Rückkehr nicht verhinderte.

Nachdem ſie Parma und Florenz beſucht, kam ſie 1763 nach Rom und im folgenden Jahre nach Neapel. Nach Rom zurückgekehrt, wohnte ſie einem regelmäßigen Curſus der Perſpectivlehre bei. 1765 befand ſie ſich zu Venedig, mit Ehrenbezeugungen überhäuft. Sechs Jahre Reiſen, das vergleichende Studium verſchiedener Schulen, das Betrachten von Kunſtwerken hatten Angelica's Talent gebildet. Ihr Ruf in Deutſchland und beſonders in Italien nahm zu. Aber die Italiener ſchätzten ihr Talent mehr, als ſie es bezahlten. Einige reiche Engländer, die in Venedig ſich aufhielten, bewogen ſie, in ihre Heimath zu kommen, und Angelica erlernte die engliſche Sprache. Familien-Angelegenheiten, die ihren Vater nach Deutſchland riefen, verhinderten zwar eine Zeit lang die Ausführung dieſes Planes, aber eine alte, ihr befreundete engliſche Dame, Wittwe eines holländiſchen Generals, Lady Mary Veertvort, beſeitigte die Schwierigkeit, indem ſie ſich erbot, Angelica mit ſich zu nehmen; ein Anerbieten, das bereitwillig angenommen wurde und ſogleich in Ausführung kam.

Am 22. Juni 1766 langte Angelica in London an und war ſchon in den erſten Tagen ſehr erfreut, dieſe Reiſe unternommen zu haben. Das Haus ihrer Wirthin, bei der ſie wohnte, lag in einem ſchönen Theile der Stadt, Charles-Street, Berkeley-Square. Die gute Dame behandelte Angelica wie ihre eigene Tochter, mit der größten Sorgfalt, und weihte ſie in die innerſten Geheimniſſe des brittiſchen Comforts ein, und man kann leicht denken, daß die junge Künſtlerin mit Entzücken ſich an der ariſtokratiſchen Eleganz, wovon die Gegenſtände, die Menſchen, ſelbſt die Luft ihr durchdrungen zu ſeyn ſchienen, labte. Angelica war immer fromm und verſtändig, aber nie Frömmlerin oder Philoſophin geweſen; ſie hatte alle Neigungen ihres Alters und war gar nicht taub für den Beifall der Welt, wie es ein hübſches Mädchen immer ſeyn ſollte.

(Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Darmſtadt, 23. April.

Unſer Hoftheater wird in längſtens 14 Tagen, ſobald die verſchiedenen Gäſte, die noch darauf agiren ſollen, ihre Gaſtrollen beendigt haben, geſchloſſen und erſt wieder im Herbſte eröffnet. Dies iſt der ſicherſte Beweis, daß unſer Hof in dieſem Sommer keine hohen Beſuche mehr erwartet. — Dem. Mittermaier aus München, die in dieſem Augenblicke hier gaſtirt, gefällt außerordentlich und auch das Gaſtſpiel des Komikers Wallner hat günſtigen Erfolg. Mit Spannung ſieht man aber namentlich der Wiederkehr des trefflichen Baiſon von Frankfurt entgegen, der noch in 2 Gaſtrollen auftreten ſoll, von denen beſonders Hamlet große Erwartungen erregt. Hr. und Mad. Pirſcher haben ihren Contract auf vortheilhafte Weiſe erneuert. — In literariſcher Beziehung iſt es ziemlich ſtill bei uns, doch arbeiten Duller und Bacherer an neuen geſchichtlichen Werken. —d—

Frankfurt, 24. April.

Unſer Schauſpiel brachte uns während der ganzen Meſſe nur, am Samſtag, das Scribe'ſche Luſtſpiel „Ein Glas Waſſer," in welchem Baiſon als Bollingbroke wieder trefflich war und unter großem Beifall nach dem dritten Akte gerufen wurde. Der Kronprinz von Heſſen wohnte mit ſichtbarem Intereſſe der Vorſtellung bis zu Ende bei. — In dieſer Woche wird der Wiener Komiker Wallner ſein Gaſtſpiel hier beendigen, und daß er mit großem Glück hier ſpielt, beweiſen die vollen Häuſer, die er zum Vergnügen der Direction macht. Man ſpricht davon, daß Hr. Wallner, nach Beendigung ſeines Gaſtſpiels auf verſchiedenen Bühnen, hier engagirt werden ſoll. Geſtern wurde Mozarts herrlicher „Titus" nach langer Pauſe wieder einmal und zwar bei ſehr vollem Hauſe gegeben. Die Aufführung war ſehr brav und beſonders überraſchte Dem. Zerr durch die glänzende Ausführung der ſchwierigen Parthie der Vitellia; ſie erhielt viel Beifall und wurde gerufen. — Die Künſtlertrias, der Harfeniſt Pariſh-Alvars und die Horniſten Karl und Richard Lewy ſind hier angekommen und treten demnächſt im Theater auf. Es geht dieſen Künſtlern ein großer Ruf voraus und man iſt deßhalb auf ihre Leiſtungen ſehr geſpannt. —f—

Digitized by Google

Stuttgart, 23. April.

Sie haben in den Zeitungen geleſen, daß auch wir unſern Corſo haben. Welch' ein Hochgefühl, ſagen zu können: „Anch' io son pittore!“ Es waren unermeßlich viele Menſchen zu Fuß dabei, daneben, der Corſo ſelbſt wurde von beiläufig 60 Equipagen gebildet, worunter die vierſpännigen Züge des öſterreichiſchen, des ruſſiſchen und des franzöſiſchen Geſandten unter den Privatequipagen ſich auszeichneten. Kein Stuttgarter, der nicht jedes Pferd vorher kannte. Wir ſind zu ſolid für ſolche Dinge, wo es gilt, einmal auch für die „Schau“ einige hundert oder tauſend Gulden „ſpringen zu laſſen.“ Die Equipagen der reichen Mitglieder des Handelsſtandes waren faſt alle weggeblieben. — Eine recht gute und löbliche Anſtalt kam dieſer Tage hier zu Stande. An hundert Familienväter aus den höhern und bürgerlichen Ständen haben ſich zu einem „Elternvereine“ gebildet und ſind übereingekommen, ihre Söhne von acht Jahren an aufwärts täglich einige Stunden zu gemeinſchaftlichen Spielen, gymnaſtiſchen Uebungen, Turnen, Exerciren, Baden, Spaziergängen ꝛc. unter Aufſicht ſich vereinigen und im Freien tummeln zu laſſen. Es iſt eine wahre Luſt und Herzensfreude, Abends die Jugend ſo froh, kräftig und ſittig auf dem großen Raſenplatze ſich vergnügen zu ſehen, hier im Dauerlauf, dort im Exerciren, daneben im Turnen oder in gemeinſchaftlichen Spielen. Ich halte eine ſolche Anſtalt für das glücklichſte Correctiv unſerer hockenden Jugenderziehung, und der Ausſchuß, welcher zur Leitung der Sache aus der Zahl der Eltern erwählt wurde, wird ſich nun auch an die Studienbehörden wenden, um eine bedeutende Reduction der leidigen Hausaufgaben zu erwirken, welche in ihrem jetzigen Uebermaße unſere Knaben vollends entnerven und zu hohläugigen Männern heranbilden, außer Stand, des Lebens froh zu werden, außer Stand, das Vaterland zu vertheidigen, wenn einſt ſein Ruf zu ihnen erſchallt. Wir haben Mitleid, gerechtes Mitgefühl mit den armen Kindern in Fabriken und jubeln der „Zehnſtundenbill“ zu. Aber unſere eigenen Kinder, die zehn oder zwölf Stunden Lateiniſch, Griechiſch, Franzöſiſch, Mathematik, Lieder-Verſe und ſonſtigen Wortkram treiben müſſen, die verkummern noch mehr, als wenn ſie ſpulten. Solch' ein früh alter Jüngling, welcher in den Bergwerken der Wiſſenſchaften taglöhnen muß, iſt nicht minder bedauernswerth, als der junge Mann, dem nur ſein einſames Grubenlicht im Kohlenbergwerke leuchtet, nur kann der letztere mit ſeinem Berufe zufrieden ſeyn, der erſtere aber wird unfehlbar „ein Maleontenter“, welches Loos das Schickſal ihm auch bereite, welchem Stande er auch angehöre: der Unterleib leitet ſeinen Geiſt. Ach, man möchte den Cicero paraphraſiren oder parodiren und ausrufen: „Der Conſul weiß es, der Senat ſieht es und dennoch wird es allweg fortgetrieben.“ Du würdiger Cicero, hätteſt Du doch nie gelebt — unſere Burſche hätten dann doch einige Spielſtunden mehr, wo ſie zu Männern heranreifen könnten, wie Deine Römer waren, ehe ſie, wie Du, Marcus Tullius, griechiſch lernen mußten. Doch nochmals, das hilft und nützt Alles nichts und Mephiſto kannte ſie wohl, als er ſagte:

Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was Ihr nicht taſtet, ſteht Euch meilenfern,
Was Ihr nicht faßt, das fehlt Euch ganz und gar,
Was Ihr nicht rechnet, glaubt Ihr, ſey nicht wahr,
Was Ihr nicht wägt, hat für Euch kein Gewicht,
Was Ihr nicht münzt, das, meint Ihr, gelte nicht.

—8—

Kunſtnotiz.

Unſer berühmter Landsmann, Hr. Prof. Schad, befindet ſich wieder in Paris, wo ſein Spiel nicht nur die lebhafteſte Theilnahme erregt, ſondern überall und ſelbſt in jenen Zeitungen, welche ſpeciell den muſikaliſchen Erſcheinungen gewidmet ſind und die ein ſehr ſcharfes Urtheil haben, großes Lob gefunden. Es wird unſern Leſern gewiß von Intereſſe ſeyn, Einiges darüber zu vernehmen.

Die „Gazette musicale“ ſagt: Hr. Schad gab vergangenen Donnerstag in Verbindung mit dem Hrn. Ronconi (dem Löwen des Tages) ꝛc. ꝛc. ein Concert. Sein Styl iſt rein, ſeine Verzierungen elegant. Den Geſang ſeines Spiels anlangend, ſo folgt er hierin Thalberg, ohne jedoch ſeine Individualität dadurch aufzugeben. Seine große Phantaſie über das berühmte deutſche Te Deum iſt eine großartige und ſchöne Compoſition. Seine Melodie „les deux ames“ iſt eine ungemein reizende muſikaliſche Dichtung und der gleichfalls von ihm componirte Walzer: „la Scintillante“ ſprüht von Kraft und Geiſt.

Ein anderes eben ſo ſchmeichelhaftes Urtheil gibt die „Phalange.“ Ueber das Te Deum ſagt ſie: Hr. Schad hat ſehr geſchickt dieſes tiefe und großartige Motiv zu benützen verſtanden, und obgleich Muſikſtücke der Art bei uns Franzoſen im Allgemeinen weniger anſprechen, ſo hat dennoch der Concertant ſowohl in Compoſition als Ausführung den ungetheilteſten Beifall erhalten. In letzterer Beziehung hat ſein Spiel gegen das vergangene Jahr noch an Kraft und Ausdauer gewonnen, ohne dabei an jener Präciſion und Zierlichkeit, die wir ſchon früher an ihm anerkannten, zu verlieren.

Endlich ſagt der „Corſaire,“ ein Blatt, das eben nicht gern lobt und ſeinem tadelnden Witz öfters ein gerechtes Urtheil opfert: Schad's Spirt iſt ſo kühn, wie das Lizt's, ſo correct, wie das Thalberg's, nicht ſo überſpannt, wie das Dreyſchock's, vereinigt alle Stimmen für ſich und befriedigt jeden Geſchmack.

Endlich bringt die „Tribune dramatique,“ eine Wochenſchrift, welche die hervorſtechenden Erſcheinungen auf dem Gebiete der Kunſt beſpricht, das Portrait und eine kurze Biographie unſers berühmten Landsmannes. In dieſer heißt es: die ganze Ariſtokratie der Faubourg St. Germain und des Finanzſtandes drängte ſich zu dem herrlichen Concert Schad's, denn Schad iſt in allen Salons der großen Welt jetzt der berühmteſte Pianiſt. Niemand gibt die Melodien von Schubert geſangreicher als er. Außerdem iſt er, wie Thalberg, ein Weltmann, was aber ſeinem Talente keinen Abbruch thut. Den nächſten Winter wird er ſich für immer in Paris niederlaſſen, wo ihn eine ſo ſchöne Zukunft des Ruhmes und Wohlſtandes erwartet.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 52. Sonntag, 30. April 1843.

Die Affekte.

(Fortſetzung)

Der Eindruck, welchen dieſe Eröffnung auf die reizbare Aurelie ausübte, iſt ſchwer zu beſchreiben; mit einem jähen Schrei ſtürzte ſie zuſammen, raffte ſich aber wieder auf und verließ das Zimmer. Anders verhielt es ſich mit Natalien; die Erklärung des Bruders kam ihr ganz unerwartet; er wußte ja, daß ſie ihn liebte, daß ſie ihn hochachtete und verehrte, wie einen Heiligen, — was wollte er denn mehr? Um Gattin, Hausmutter zu werden, dazu glaube ſie ſich noch viel zu jung, wie ſie denn überhaupt in Folge ihrer Erziehung von dem Weſen und Begriff der Familie noch gar keine richtige Anſicht hatte. Die ganze Scene war daher ohne allen Erfolg für Auguſtin geweſen, denn während die kundgegebene Aufregung Aureliens der fürſtlichen Gönnerin lebhafte Beſorgniſſe einflößte, vermochte Natalie in ihrer Ueberraſchung und Verwirrung gar keine vernünftige Antwort zu geben, und die Gruppe löste ſich ſchnell auf. Auguſtin ſuchte die Einſamkeit des Waldes, um ſich zu ſammeln; die Herzogin eilte mit Natalien der verzweifelnden Aurelie nach, welche man nach langem Suchen in einem fernen Bosket des Schloßgartens laut weinend fand, und ſie verſuchte lange vergebens, den wilden Schmerz des ſchönen Mädchens zu beſänftigen, und die Motive ihres Ungeſtüms zu ergründen.

Am andern Morgen ward die Einwohnerſchaft des Schloſſes Sternau in noch lebhaftere Beſtürzung verſetzt; man vermißte Aurelien und Niemand vermochte Auskunft über ihr Schickſal zu geben. Schon durchſuchte man den Teich des Parks, um zu erkunden, ob ſie nicht in wilder Verzweiflung ſich ſelbſt ein Leid angethan, als eine Magd einen Brief herbeibrachte, welchen ſie am frühen Morgen auf der Schwelle eines der Gartenpförtchen gefunden hatte. Er enthielt nur wenige Zeilen von Aurelien an ihre gütige Mutter, flüchtig hingeworfen in einem Augenblicke höchſten Affects, deſſen ein Mädchen von dieſem Alter nur immer fähig iſt. Sie dankte darin mit glühender Beredtſamkeit der Herzogin für die ſeither erwieſene Mutterſorge und Liebe, verſicherte aber nicht länger mit Perſonen unter Einem Dache weilen zu können, welche ſo frevles Spiel mit ihren heiligſten Gefühlen getrieben, um nachher — gleichſam zum Spott und zur Demüthigung — ſie um einer Andern willen zu verlaſſen, die ihr erſt das Herz der Mutter und nun auch das des zärtlich Geliebten abtrünnig zu machen gewußt, und ſchloß mit der Nachricht, daß ſie im Kreiſe ihrer Familie hinfort zu leben beabſichtige. — Dieſe Zeilen verſetzten die zärtliche Pflegemutter in nicht geringe Betrübniß; zunächſt wollte ſie ſich überzeugen, ob Auguſtin wirklich je ein Spiel mit den Gefühlen der Getäuſchten getrieben, und für dieſen Fall ſollte ihm die Verpflichtung auferlegt werden, den geleiſteten Schwüren Genüge zu thun, dann aber wollte ſie Natalien bitten, der Ruhe und dem Lebensglück ihrer Schweſter durch Entſagung ein Opfer zu bringen. Bevor jedoch Auguſtin noch dem Rufe der Herzogin Folge zu leiſten vermochte, kam ſchon Natalie und bat, ſich mit heißen Thränen an's Herz der Mutter werfend, die Gütige um Enthebung von der Pflicht einer Verbindung mit Auguſtin; ſie geſtand, daß ſie für Auguſtin die reinſte, uneigennützigſte, ſchweſterliche Liebe fühle, ſich aber dadurch nicht im Beſitze all jener wichtigen Eigenſchaften bewußt ſey, von welchen er das Glück ſeiner Ehe und ſeines Lebens anhängig mache, und flehte die Mutter, unter Berückſichtigung ihrer Jugend, dem Werber ſeine Abſicht auszureden, zumal ſie niemals darein willigen könnte, ihr eigenes Glück auf Koſten einer Schweſter und Freundin zu gründen. In dieſem Beginnen überraſchte ſie Auguſtin, der nun von ſeiner erlauchten Gönnerin zu ſtrenger Rechenſchaft gezogen und zur Vertheidigung gegen die von Aurelien erhobenen Beſchuldigungen aufgefordert wurde. Es ward ihm leicht, den Ungrund dieſer Beſchwerden nachzuweiſen und ſeine Unſchuld darzuthun; aber in den Vorſchlag der Herzogin, welcher vielleicht mehr ihrer mütterlichen Liebe als ihrer Reflexion das Daſeyn verdankte und dahin ging, Auguſtin ſolle ſeine Neigung für Natalien der ſtürmiſch liebenden Aurelie zum Opfer bringen, ſchien er nur mit Widerſtreben willigen zu wollen. — »Wenn ich Ihrem Willen mich füge, erlauchte Frau,« ſagte er, »ſo bringe ich wirklich ein Opfer, deſſen Leiſtung mir nur in der Erinnerung an die immenſen Verpflichtungen gegen Ihre fürſtliche Munificenz und mütterliche Liebe möglich wird! Der Charakter und das Temperament Aureliens finden ſo wenig Fürſprache in meinem Herzen, daß ich ihr nur Achtung und Freundſchaft, nicht aber Liebe verſprechen kann. Natalien zu entſagen, heißt einen köſtlichen Schatz verlieren!«

Er mußte aber dennoch auf dieſen Schatz Verzicht leiſten, denn Natalie blieb feſt auf ihrer erſten Erklärung; weder die Bitten der fürſtlichen Mutter, noch die Schwüre des liebenden Bruders vermochten etwas über das, was ſie die Sprache ihres Gewiſſens nannte. Aurelie wurde von ihren Verwandten zurückgebracht, Herzogin Leopoldine vergab ihr, und nach einer Unterredung mit ihr im Beiſeyn der Herzogin, worin Auguſtin ſich ohne Rückhalt über ſein Betragen gegen ſie ausſprach, den Ungrund ihrer Beſchuldigungen ſchonend darlegte und ſie ſeiner fortdauernden Freundſchaft verſicherte reiſte Auguſtin nach ſeinem neuen Beſtimmungsorte ab.

Digitized by Google

Auf ſeine Hand hatte Aurelie ſchon zuvor verzichtet, weil ſie, wie ſich ihr Brief ausgedrückt hatte, ihn nicht zu einem verhaßten Bündniſſe zwingen wolle.

(Fortſetzung folgt.)

Angelica Kaufmann.

(Fortſetzung.)

In England traf ſie mit einigen ihrer italieniſchen Bekanntſchaften zuſammen. Sie ward von ihnen gut empfangen und beeilte ſich, ihrem Vater zu ſchreiben: „Man hat mir mehrere Male verſichert, daß die Engländer, ſobald ſie in ihre Heimath zurückgekehrt ſind, die in der Fremde gemachten Freundſchafts-Verſicherungen vergeſſen; ich habe das Gegentheil gefunden. Die engliſchen Damen ſind beſonders ſehr liebenswürdig, voll von Freimüthigkeit und meiſt ſehr verſtändig.“ Indeß verwirklichten ſich ihre Hoffnungen bei Weitem nicht alle; mehr als eine war ein bloßes Strohfeuer, das in Rauch zerging. Die kalte Etiquette, eine ſtumpfe Gleichgültigkeit erſtickten und lähmten die erſten Freundſchafts-Bezeugungen; die Einladungen wurden ſelten, die Aufträge wenig zahlreich. Angelica fing an zu bereuen, daß ſie das bleiche England für den Azurhimmel Italiens vertauſcht. Hier fanden ſich die ungezwungenen, anmuthigen Gebrauche, die freudige Sorgloſigkeit, die Offenheit, das ſonnige Leben. Das Gegentheil bot ſich jetzt ihren Blicken dar; eine enge, abgezirkelte Exiſtenz, Schmutz, Nebel, beſtändiger Regen mitten im Sommer, Eigendünkel in den Köpfen und Egoismus in den Herzen. Alles diente dazu, ihre Traurigkeit zu vermehren. Das Heimweh ergriff ſie, und ihre vielgeliebte Kunſt bot ihr kaum noch eine Zuflucht gegen die wiederholten Enttäuſchungen. Die liebreiche Sorgfalt ihrer Wirthin verdient die Erwägung mehr wegen des guten Willens, als des Erfolges; Lady Mary war, obgleich Engländerin und aus gutem Hauſe, doch eine Fremde in London, das ſie nach ihrer Heirath verlaſſen. Sie hatte nur wenige Verwandte, mit denen ſie zudem nicht ſehr vertraut lebte; aber ſie wußte Alles durch ihre Thätigkeit zu erſetzen. Lady Veertvort ermüdete nicht, Angelica zu empfehlen, Aufträge von jedem Ankömmling zu erringen, indem ſie ſich bald an die eben tongebenden Damen, bald an Herren von gutem Rufe wandte. Endlich verfiel man auf den Gedanken, ſich an Reynolds ſelbſt zu wenden, der damals das Haupt der Schule war und dieſen Rang durch die Verjüngung verdiente, welche er einer entarteten Kunſt verlieh. Deßhalb hielt es Lady Veertvort für gut, einen ſolchen Meiſter zum Protector Angelica's zu gewinnen. Gutherzig und gefällig, ein einflußreiches und überall gehörtes Orakel, war Reynolds am beſten im Stande, ſie zu unterſtützen. Ein Lord Exeter, der die junge Künſtlerin in Italien kennen gelernt hatte, führte beide Damen bei Reynolds ein.

Angelica, wie Jedermann in England, bewunderte die hervorſtechenden Eigenſchaften Reynolds' beim erſten Blicke. Außer dem ihr daraus erwachſenden Vortheile war es ihr angenehm, Reynolds' Atelier zu beſuchen, weil ſie dort häufig mit Künſtlern und angeſehenen Leuten in Berührung kam. Die Stunden, welche ſie hier zubrachte, gehörten zu ihren angenehmſten Erholungen; ſie ſtudirte ſeine anmuthvolle Manier, und es gelang ihr, ſich etwas von ſeinem glänzenden und harmoniſchen Colorit anzueignen. Reynolds dagegen, der Miß Kaufmann ſeit längerer Zeit dem Namen nach kannte, empfing ſie mit aller Achtung und herzlicher Freundlichkeit. Während ſeiner verſchiedenen Beſuche bei ihr plauderte er gern von ihrer Kunſt und dem lieben Italien. Er erſtaunte, als Angelica ihm einige Proben ihrer Malerei zeigte, und lobte ſie unumwunden. Zu geſchickt, als daß er nicht ein wahres Talent gründlich erkannt hätte, zu rechtlich und zu ſehr ſeiner ſelbſt verſichert, als daß er Eiferſucht hätte empfinden können, fand bald ein engeres Anſchließen zwiſchen Beiden ſtatt. Reynolds malte Angelica, Angelica Reynolds. Dieſe innige gegenſeitige Zuneigung zeigte aber ſchnell ihre Klippe: Reynolds verliebte ſich plötzlich alles Ernſtes in ſeine Schülerin. Er äußerte ſeine vom Herzen kommende Leidenſchaft in ſo zärtlichen und heißen Worten, daß Angelica dadurch ſehr beunruhigt wurde. Um ſich dieſem Verhältniß, welches ſie einzugehen ſcheute, zu entziehen, ſetzte ſie der allzu lebhaften Freundſchaft ſtrengere Schranken. Sie ſchrieb in der Unruhe, welche die Verfolgung des Ritter Reynolds in ihr hervorrief, ihrem Vater: „Man behandelt mich gut, zu gut hier; aber ich werde mich ſo leicht nicht ergeben; Rom liegt mir immer im Sinne; Gott wird mich lenken.“

(Fortſetzung folgt.)

Die neue Flug-Maſchine des Herrn Henſon in England.

Die ſo viel verſprechenden Verheißungen des Mechanikers Leinberger in Nürnberg, deſſen Flugmaſchine von den in Mainz verſammelten Naturforſchern geprüft und verworfen wurde, ſind noch in lebhafter Erinnerung und ſchon tritt wiederum He. Henſon mit einer ähnlichen Erfindung auf und hat auf dieſelbe bereits ein Patent erhalten. Auch Hr. Henſon bringt die Kraft des Dampfes bei ſeiner neuen Erfindung in Anwendung und die engliſchen Blätter, namentlich die »Times«, enthalten eine Zeichnung und weitläufige Beſchreibung der Maſchine, woraus wir Nachſtehendes entlehnen.

Die große Schwierigkeit, welche der Erfinder einer Flugmaſchine vor Allem zu überwinden hat, beſteht darin, eine Kraft zu entdecken, welche, ſowohl mit dem Gewichte der Maſchine ſelbſt, als auch mit dem einer vortheilbringenden Laſt im Verhältniß ſtehend, dieſelbe zu bewegen im Stande iſt. Hierbei darf aber nicht außer Acht gelaſſen werden — und dies iſt der weſentliche Punkt, der Hrn. Henſon über alle ſeine Vorgänger erhebt — daß die Kraft, welche eine Maſchine in Bewegung ſetzen und zu einem gewiſſen Grade der Geſchwindigkeit befordern ſoll, viel ſtärker ſeyn muß, als jene Kraft, durch welche beſagter Grad der Geſchwindigkeit unterhalten wird. Die einmal gewonnene Geſchwindigkeit dauert fort mit einer Kraft, hinreichend, um den Widerſtand des Mediums zu beſiegen, durch welches der Körper ſich bewegt. Hr. Henſon gründet ſeine Erfindung auf dieſe mechaniſche Wahrheit. Er ſetzt ſeine Maſchine in Bewegung mittelſt einer Vorkehrung, welche die Maſchine nicht mit ſich fortträgt, vielmehr führt dieſelbe nur ſo

Digitized by Google

viel Kraft mit ſich, als zur Forlſetzung der Bewegung erfordertich iſt. Hiermit iſt zwar eine Hauptſchwierigkeil beſeitigt, aber außerdem iſt ſeine Erfindung noch ſo eingerichtet, daß eine außerordentliche Verminderung des Dampfapparats ſtattfindet. Wir wollen eine kurze Beſchreibung der Maſchine verſuchen, welche wenigſtens für den techniſchen Leſer verſtändlich ſeyn wird.

Eine Art Wagen, welcher den Dampfapparat, die Relſenden und die Ladung enthält, bildet den Kern der Maſchine. Von demſelben gehen zwei Flügel aus, von 150 Fuß Länge und 30 Fuß Breite, beſtehend in einem äußerſt leichten mit Seide oder Leinwand bedeckten Gerippe. An der Mitte der Flügel iſt eine Art Schweif von 50 Fuß Länge befeſtigt, welcher auf und ab geſenkt werden kann und ſo die Maſchine ſteigen oder fallen macht. Unter den Flügeln befindet ſich eln Ruder zur Beförderung der horizontalen Bewegung. Vor dem Beginne der Fahrt ſteht die Maſchine an einem Abhange und erhält hier durch eine Dampfmaſchlne den erſten Impuls der Bewegung, ſtark genug, daß der Grad der Geſchwindigkeit hinreicht, um ihr ganzes Gewicht zu tragen. Der Damvfapparat, welchen die Maſchine mit ſich führt, iſt aber nicht ſtärker als nöthig, um dieſen Grad der Bewegung zu unterhalten. Dieſe Mechanik iſt analog dem Fluge eines ſchweren Vogels, welcher, ſich vom Boden erhebend, große Anſtrengungen macht, in einer gewiſſen Höhe aber angelangt, ohne Anſtrengung ſeinen Flug fortſetzt. Der Vogel, wie die Maſchine, werden eine Zeit lang getragen durch die zuvor erworbene Geſchwindigkelt und durch die Mitwirkung des Widerſtandes der Luft.

Nun entſteht die Frage: hat die Maſchine Kraft genug, die Schwerkraft ihres Ballaſtes zu beſiegen? Hr. Henſon vermlndert dieſe Schwerkraft ungemein durch die Anwendung eines neu erfundenen Keſſels und Verdichters. Der erſtere beſteht aus etwa 50 umgekehrten Kegeln, welche über dem Ofen befeſtigt ſind und ſo eine Oberfläche von ungefähr 100 Quadratfuß der unmittelbaren Einwirkung des Feuers in ſtrahlender Hitze darbieten. Nach genauer Berechnung hat dieſe Maſchine, ſelbſt wenn die größere Wirkung des Feuers auf eine weit größere Oberfläche außer Acht gelaſſen wird, etwa 20 Pferdekraft. Der Verdichter beſteht aus einer Anzahl ſchmaler Pfeifen, welche dem Luftzuge, erzeugt durch den Flug der Maſchine, ausgeſetzt ſind und dadurch erſtauntich ſchnelle Wirkung hervorbringen. Nicht mehr als 20 Gallonen Waſſer ſind erforderlich, den Dampfer in Bewegung zu erhalten. Das Gewicht des Dampfapparats mit Einſchluß des Waſſers iſt etwa 600 Pfd. Das Geſammtgewicht, Paſſagiere, Ladung und alles Zugehör elngeſchloſſen, wird auf etwa 3000 Pfd. geſetzt. Die Maſchine mißt in ihrer ganzen Ausdehnung 4500 Quadratfuß, das Verhältniß des Gewichts zur Ausdehnung iſt alſo etwa 2/3 Pfund auf den Quadratfuß, ein Verhältniß, welches, verglichen mit dem Gewicht und der Größe mancher Vögel, die Maſchine in Vortheil ſtellt.

Den erſten Verſuch will Hr. Henſon zwiſchen dem 10. und 20. Mai anſtellen. Die Geſchwindigkeit der Maſchine gibt er ſo an, daß er die Fahrt von London nach Bombay in zwei Tagen machen will. — Man iſt mit Recht darauf geſpannt, wie der erſte Verſuch ausfallen wird.

Criminaliſtiſches.

In der Sitzung des Aſſiſengerichts der Prov. Rheinheſſen wurde Paul Hauſer, 26 Jahre alt, Küfergeſelle aus Würzburg, als Angeklagter vorgeführt, eine breitſchulterige, ſtämmige Figur, gutmüthiger Geſichtsausdruck! Er wurde ſchon am 13. Juni 1842 durch das Großh. Badiſche Hofgericht zu Raſtadt wegen Diebſtahls von Frauenkleidungsſtücken zu einer viermonatlichen Correktionshausſtrafe verurtheilt. Auch diesmal hat der Angeklagte durch ſeine Liebhaberei an Frauenkleidern ſich hinreißen laſſen, er hat wieder Frauenkleider entwendet. Er iſt angeklagt 1) in einem bewohnten Gebäude mittelſt Erbrechung einer verſchloſſenen Kiſte in der Zeit vom 29. November bis 10. Dezember 1842 zu Mainz eine Reihe von Frauenkleidungsſtücken und Leibwäſche, 2) am 5. Dezember 1842 ein blaues Kleid in Mainz und 3) am 10. Dezember 1842 in dem Hauſe des Bierbrauers Riffel zu Mainz, während er als Gaſt daſelbſt aufgenommen geweſen, ein blaugedrucktes Kattunkleid entwendet zu haben.

Aus den Ausſagen der abgehörten Zeugen ergab ſich Folgendes: Am Abende des 10. Dezember vorigen Jahrs war der Angeklagte als Gaſt in dem Bierhauſe des hieſigen Brauers Ignaz Riffel anweſend. Gegen 10 Uhr verließ er die Bierſtube. Einige Augenblicke nachher hörte die Köchin von Riffel, daß Jemand in die obern Stockwerke des Hauſes hinaufſchleiche und ſtark athme. Sie ſtieg die Treppe hinan und rief: „Wer da?“ Sogleich antwortete eine männliche Stimme naiver Weiſe: „gut Freund!“ Die Köchin ſah jetzt den Angeklagten, der gerade vor einem verſchloſſenen Gangfenſter ſtand und beſchäftigt war, daſſelbe aufzureißen. Hauſer, mit der einen Hand unter ſeinen Kleidern fuſchelnd, antwortete auf die Frage der Köchin, „was er da mache?“ mit dem Worte „Nichts“ und fuhr emſig in ſeinen Bemühungen fort, den obern Theil des nach dem Hofe führenden Gangfenſters zu öffnen. Die Köchin, durch die Hartnäckigkeit des fremden Menſchen erſchreckt und Verdacht ſchöpfend, rief den Bierknecht zu Hülfe. Hauſer wechſelte bei dem Anrücken dieſes kräftigen Alliirten die Farbe und antwortete mit großer Aengſtlichkeit. Man zweifelte an einem Diebſtahle nicht und vermuthele, daß Hauſer die geſtohlenen Gegenſtände durch das Gangfenſter in den Hof hinabgeworfen habe. Die ſogleich in dem Hofe angeſtellte Nachforſchung beſtätigte dieſe Vermuthung, denn man fand hinter Fäſſern in ſenkrechter Richtung unterhalb dem erwähnten Gangfenſter ein Kleid, welches vorher in dem Kleiderſchranke der Köchin aufbewahrt war.

Einige Tage vorher war der Köchin aus demſelben Schranke ſchon ein Kleid geſtohlen worden. Hauſer wurde arretirt. Mehrere Tage nachher fand die Dienſtmagd des hieſigen Wirthes Mangold, in deſſen Hauſe der Angeklagte ſeit ſeiner Anweſenheit dahier gewohnt und als Küfergeſelle gearbeitet hatte, im Mangold'ſchen Garten unter Spähnen verſteckt einen, ihrem Dienſtherrn Mangold zugehörigen Sack, welcher mit verſchiedenen Frauenkleidungsſtücken angefüllt war. Er wurde der Gr. Polizeibehörde überliefert und es ergab ſich, daß darin das zum Nachtheile der Riffel'ſchen Köchin einige Tage vor dem 10. Dezember geſtohlene Kleid verſteckt war. Gleichzeitig fanden ſich darin eine Reihe von Kleidungsſtücken und Leibwaſchartikeln vor, welche um dieſelbe Zeit aus einer, in dem Mangold'ſchen Hauſe aufbewahrten Kiſte entwendet worden waren. Dieſe Kiſte bildete bei den

Digitized by Google

Debatten den Gegenſtand einer lebhaften Diskuſſion zwiſchen der Anklage und Vertheidigung, denn während Hauſer die ihm zur Laſt geſetzten drei Diebſtähle unumwunden eingeſtand, läugnete er den von der Staatsbehörde behaupteten erſchwerenden Umſtand der Erbrechung dieſer Kiſte. Da dieſer Umſtand durch die Ausſagen der Zeugen auch keineswegs als unumſtößliche Wahrheit ſich darſtellte, ſo gelang es den warmen Bemühungen des Vertheidigers, Herrn Jakob Mayer, bezüglich dieſes wichtigen Umſtandes eine verneinende Beantwortung der Jury zu erhalten. Aktenmäßig hatte dieſer Umſtand den Zweifel nicht zugelaſſen, welcher erſt aus den mündlichen Zeugenerklärungen und in Gefolge vielfacher an die Zeugen von dem Herrn Präſidenten, der Anklage und der Vertheidigung gerichteten Fragen auftauchte. Ein neuer Beleg zu Gunſten der Mündlichkeit des Verfahrens in öffentlichem Gerichtsſaale, des einzigen Palladiums gegen Begriffsverwechſelung, Verdunkelung und unrichtige Darſtellung oder Auffaſſung thatſächlicher Verhältniſſe, welche allein nur das ſelbſtſehende Auge, das direkt erlauſchende Ohr und der prüfende Geiſt, vom lebendigen Worte geführt und beflügelt, erfaſſen und beurtheilen kann! Das häufig nur auf einſeitige Erkenntniß hin nieder geſchriebene Wort des ſchriftlichen Protokolles kann keine ſichere Vermittelung, kein zuverläſſiger Dollmetſcher zwiſchen Thatſache und Beurtheilung ſeyn, beſonders in Strafſachen, in welchen die Ehre, die perſönliche Freiheit und ſelbſt das Leben in Frage ſtehen. Der Angeklagte wurde von der Jury der drei ihm zur Laſt gelegten Diebſtähle ſchuldig erklärt, jedoch, wie erwähnt, bezüglich des erſten Diebſtahles von dem erſchwerenden Umſtande des Einbruches entbunden. Der Hof verurtheilte ihn ſofort zu einjähriger Cor.ektionshausſtrafe, und zwar wegen Rückfalles geſchärft während der erſten und letzten acht Tage durch einſame Einſperrung und Beſchränkung der Koſt auf Waſſer und Brod je um den anderen Tag.

Correſpondenz.

Dresden, 23. April.

Die Woche vor Oſtern war eine wahrhaft ſtille Woche. Kein Theater, nirgends Muſik, nicht einmal eine Trommel bei den Paraden. In wenigen proteſtantiſchen Städten wird man ſie ſo auszeichnen und den vornehmen Tagedieben, die nicht wiſſen, was ſie mit der Zeit anfangen ſollen, dieſe ſo lang machen. Erſt mit dem zweiten Feiertage nach Oſtern traten ſie wieder in den gewohnten Kreislauf der Zerſtreuung ein.

Seit einem halben Jahre beſteht hier durch den Zuſammentritt achtbarer Männer, an deren Spitze der Baron Brunnow, Bruder des ruſſiſchen Geſandten in London, und der Dr. Ruge ſtehen, ein literariſches Muſeum, ein Inſtitut, welches Dresden ſo lange entbehren mußte, während faſt alle deutſchen Städte gleicher Größe, ja ſelbſt kleinere dergleichen ſchon längſt beſaßen. Man findet hier die beſten engl. u. franz. Zeitungen. An deutſchen Zeitungen ſind die, welche noch einiges Leben und Intereſſe haben, auch zu finden, ſo wie Flugſchriften und ſonſtige intereſſante Broſchüren. An die Kenntnißnahme der Tagsneuigkeiten, welche ſich hier darbietet, knüpft ſich zugleich in einem Zimmer des Lokals, eine Geſelligkeit an, die zu verſchiedenen Tageszeiten verſchiedene Elemente hat, und ſo in freierer und ungezwungener Weiſe für Dresden diejenige Form der Beſprechung öffentlicher Angelegenheiten vermittelt, welche in andern Hauptſtädten die großen Kaffeehäuſer gewähren. Es iſt daher durch den thatſächlichen Beſtand dieſes Inſtitutes die Anſicht widerlegt, als wären wir Dresdener zu engherzig, um ein ſolches durch lebhafte Theilnahme ins Leben zu rufen. Gleich von ſeinem Beginnen zählte es viele Theilneh ner und dieſe mehren ſich ſtets noch, denn der jährliche Beitrag iſt ſehr billig, nur 5 Thlr. Dabei iſt auch außer der Geiſtesſpeiſe für materiellen Genuß geſorgt, indem bei einem Traiteur Erfriſchungen jeder Art zu haben ſind.

Für unſere zur Gaſtirung ausgeflogenen erſten Bühnenlieder finden ſich ſchon gleich herumflatternde Fremdlinge anderer Bühnen ein. Fräulein v. Hagn von Berlin, war die erſte, welche in einer Reihe von Vorſtellungen uns bewies, daß ſie ihren ſchon längſt gegründeten Ruf immer noch behauptet. Nur die Rolle der „Donna Diana“, welche nichts weniger als die einer Kokette ſeyn ſoll, vergriff ſie etwas, und iſt ihr zu rathen, ſo gibt ſie dieſe nicht. Vom Breslauer Theater fand ſich dann Mad. Dreßler-Potten ein, welche die Agatha im Freiſchützen trefflich gab. — Das herrliche Frühlingswetter, das unſere Landſchaft, bei 18 Grad Wärme, in kurzer Friſt mit dem herrlichſten Grün bekleidete, die Gewitter und erwünſchter Regen geben zu der Ausſicht Hoffnung, daß ein fruchtbares Jahr uns bevorſtehe, was ſehr zu wünſchen iſt. D—d

---

Notizen-Blatt.

(Literariſches.) Hood's neueſter Roman „Tulney-Hall“ wird als eines der ſpannendſten und kernigſten Werke gerühmt, das die neueſte engliſche Romanliteratur geliefert hat Nebenbei iſt es eine wahre Fundgrube für Jagd- und Pferdeliebhaber.

(Bildende Kunſt. Man lieſt in einem Valenciener Blatt: Unter den Originalmalern des Departements du Nord, welche in dieſem Jahre im Louvre Bilder ausgeſtellt haben, befindet ſich Hr. Ducornet aus Valenciennes. Dieſer Maler iſt ohne Arme geboren und führt den Pinſel mit dem Fuße. Er hat ein koloſſales Bild des todten Chriſtus, umgeben von zwei knieenden Engeln, die die Auferſtehung erwarten, und einer Menge Cherubim, welche heilige Geſänge anſtimmen, zur diesjährigen Ausſtellung geſandt. Wäre dies Bild von einer geſchickten Hand gemalt, ſo könnte ihm großer Beifall nicht entgehen, da es aber mit den Füßen gemalt iſt, ſo macht es das höchſte Aufſehen. Spanien ſah einen großen taubſtummen Künſtler; Italien zählte einen Gelähmten zu den ſeinigen; das Departement du Nord kann ſich rühmen, einen ohne Arme gebornen Maler zu beſitzen.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 53. Dinstag, 2. Mai 1843.

Die Affekte.

(Fortſetzung.)

Die geſelligen Zuſtände im Schloſſe Sternau nahmen von da an eine ganz andere Wendung; der eigenmächtige Schritt ihres Pfleglings hatte der Herzogin eine unvortheilhaftere Anſicht über den Charakter Aureliens beigebracht und ſie ſchien es kaum zu bemerken, daß dieſe ſeither wo möglich das Antlitz der Mutter und die Geſellſchaft Nataliens floh, gegen welche Aurelie hinfort einen wahren glühenden Haß empfand, den ſie unter dem Schein von reumüthiger ſchüchterner Entfremdung recht gut zu bergen wußte. Natalie blieb ſich gleich in Geſinnung und Betragen, ja ſie glaubte ſich eher zu noch größerer Liebe gegen ihre ältere Schweſter verpflichtet, weil ſie ſich ſelbſt als Urheberin von deren Unglück anklagte, obwohl ihr Gewiſſen ſie hiebei von aller Schuld frei ſprach.

Die Spannung löste ſich endlich dadurch ziemlich friedlich, daß der Kammerjunker v. Kernheim bei der Pflegmutter Aureliens um ihre Hand anhielt, wozu dieſe bei der Einwilligung des jungen Mädchens gerne ihre Zuſtimmung gab; Aureliens Mitgift war längſt vorbereitet, das Landgut, welches ſie als väterliches Erbtheil mit ſchweren Schulden übernommen hatte, war jetzt theils durch die Freigebigkeit der erlauchten Gönnerin, theils durch die weiſe Sparſamkeit und Bewirthſchaftung des von der Herzogin eingeſetzten Verwalters nicht nur von allen ſeinen Laſten befreit, ſondern zu einem der ſchönſten des ganzen Landes erhoben, und der Baron v. Kernheim ward allgemein beneidet, weil er nicht nur eine äußerſt reiche, ſondern auch durch Geiſt und Anmuth ausgezeichnete Verlobte ſich erobert. Nur wenige Wochen nach der Verlobung fand auch die Vereinigung durch den Segen der Kirche ſtatt und Kernheim führte ſeine junge Gattin auf das väterliche Schloß, das nur wenige Meilen von Sternau entfernt lag, ſo daß es ihm und ſeiner Gemahlin immer möglich war, an den Feſten, Vergnügungen und geſelligen Genüſſen des dortigen Kreiſes Antheil zu nehmen.

Seit Aureliens Verheirathung blieb Natalie allein um die Herzogin, welche in der aufrichtigen Liebe der Pflegetochter den ſüßeſten Troſt und die ſchönſten Genüſſe fand. Das Mißglücken ihrer Plane hinſichtlich der Vereinigung ihrer Kinder hatte ihrem Gemüthe einen ſchweren Schlag verſetzt und ſie verſuchte jetzt, wo Aureliens eigene Wahl den Stand der Dinge bedeutend verändert hatte, aufs Neue, die Vereinigung Auguſtins mit Natalien zu betreiben. Auguſtin erſchien ſelbſt wieder in Sternau und warb wiederholt, aber Natalie blieb, wenn auch mit blutendem Herzen, ihrer erſten Entſcheidung getreu und verſicherte, ihrem Gewiſſen nach nicht anders handeln zu **können**. So ſehr Herzogin Leopoldine und Auguſtin baten, vermochten ſie die Schüchterne doch nicht umzuſtimmen und unverrichteter Sache reiste Auguſtin wieder nach der Reſidenz ab, von wo er wenige Wochen ſpäter der gütigen Fürſtin ſeine Verlobung mit der Tochter des einflußreichen Kabinetsminiſters v. Braunfels anzeigte und um ihren Segen bat, welchen ihm die Herzogin auch nicht vorenthielt. Von Natalien erhielt er einen rührenden ſchweſterlich innigen Glückwunſch.

So war denn die Zukunft von zweien ihrer Kinder jetzt geſichert, und nur die Verſorgung des Dritten, faſt des Liebſten, lag der edlen Herzogin noch ob, aber gerade dieſer Zukunft erweckte in dem zärtlichen Mutterherzen die lebhafteſte Sorge. Aurelien hatte die Heirath keineswegs die goldenen Berge gebracht, welche ſie ſich verſprochen — ihr Gatte hatte nur die reiche Mitgift, vielleicht neben her auch die ſchöne geiſtreiche Frau gewollt, im Uebrigen aber verhielt er ſich gleichgültig gegen die junge Gattin. Er war ein kalter gemeſſener Verſtandesmenſch, in ariſtokratiſchen Vorurtheilen aufgeſäugt und verſtrickt, geizig, hart, ſelbſt roh und grauſam, wenn ſein Vortheil beeinträchtigt werden ſollte; er ſelbſt vermochte ſich des Luxus leicht zu entſchlagen, in welchem er am Hofe gelebt hatte; ſeine Jugend-Erziehung, in Mangel und Dürftigkeit auf dem ſchmalen Gute eines herabgekommenen adeligen Hauſes, hatte ihn ſchon frühe an beſcheidene Anſprüche fürs Leben gewöhnt, und ſo war ihm das Entbehren kein Opfer. Anders war es bei Aurelien. Im väterlichen Hauſe, im Schloß Sternau hatte ſie nur Wohlleben, Aiſance, Reichthum, Bequemlichkeit, raffinirte Genüſſe kennen gelernt, und dem Allen ſollte ſie **jetzt** entſagen, wo ſie eben ins Leben treten und ſich in den bunten wogenden Strom deſſelben ſtürzen wollte an der Seite des Gatten, jetzt, wo ihr Vermögen, ihre Erziehung, ihre körperlichen Vorzüge ihr eine glänzende Stellung verſprachen; das hieß dem eitlen jungen Weibchen wirklich das Unerträgliche und Unmögliche zugemuthet. Ein verderblicher Zwieſpalt entfremdete die beiden Gatten einander mehr und mehr, und nur die Furcht vor einem öffentlichen Affront bewog Aurelien, von der wiederholt heftig begehrten Eheſcheidung abzuſtehen.

Auch Auguſtin hatte ſich durch ſeine Heirath nicht glücklicher gebettet; durch läſtige Rückſichten und weibliche Vorurtheile, wie er Nataliens Bedenklichkeiten im erſten Groll genannt, an einer Ehe aus Neigung verhindert, hatte er im erſten Aufwallen ſeines Zornes ſich zu einer Mariage de raison entſchloſſen; die junge Gräfin v. Braunfels, die beſte Parthie im ganzen Lande, war nicht blind geworſen für Auguſtin's Vorzüge, man

Digitized by Google

hatte dem hoffnungsvollen Baron Auguſtin mehrmals bedeutſame Winke gegeben, die er indeß, noch zu ſehr an Natalien gekettet, unbeachtet gelaſſen, bis ihm gar keine Hoffnung mehr übrig blieb, die Geliebte je ſein zu nennen. Was die Gräfin als Verlobte verſprochen, das hielt ſie nicht als Gattin; vergnügungsſüchtig, eitel bis zur Koketterie, zu ſehr ihrer Vorzüge wie ihres bevorzugten Ranges ſich bewußt, kehrte ſie kurz nach der Verheirathung die Krallen nur zu merklich aus den weichen Sammtpfötchen heraus, als daß nicht ihr Gemahl die Gewißheit erhalten hätte, wie gar nichts von ſeinen Hoffnungen und Träumen in Erfüllung gehe; einmal unauflöslich verbunden, bemühten ſich beide Gatten, wenigſtens in den Augen der Welt ein gutes Einvernehmen und ein Glück zu heucheln, das am Ende beiden nur eine gleich läſtige Pflicht war.

Dieſe Verhältniſſe waren der Herzogin Leopoldine nicht unbekannt geblieben und ſo ſehr ſie auch wünſchte, vor ihrem Ende Natalien noch unter dem Schutz und an der Seite eines glücklichen Gatten zu ſehen, drang ſie doch nie aufmunternd in ihre liebſte Pflegetochter, ſondern ſorgte eher, daß nicht irgend ein Bewerber, den nur Selbſtſucht oder die reiche Mitgift lockte, über das argloſe Herz triumphire. Dieſe inzwiſchen erbebte ſchon bei dem Gedanken an eine Trennung von der gütigen Pflegemutter, und jede Anſpielung auf ihre Zukunft von dieſer Seite verletzte ſie tief.

(Fortſetzung folgt.)

Angelica Kaufmann.

(Fortſetzung.)

Nachdem ſie noch eine Zeit lang bei ihrer Beſchützerin gewohnt hatte, entſchloß ſich die Künſtlerin, ein Haus auf dem Galden-Square zu beziehen, wo ſie glänzende Geſellſchaft empfing. Sobald ſie hier eingerichtet war, zog Kaufmann, ſeinem gegebenen Verſprechen getreu, zu ſeiner Tochter. Angelica führte jetzt ein friedliches und angenehmes Leben; ſie hatte mehrere reiche Freier, Reynolds ungerechnet, abzuweiſen und ſchien nur die Braut der Malerei bleiben zu wollen. Nach und nach ſtellten ſich die lange erſehnten Aufträge, mehr noch, als ſie wünſchte, ein. Die Herzogin von Devonſhire hatte gewünſcht, ihr eigenes Portrait, ſo wie jenes der Lady Duncannon-Galles von Angelica's Hand zu erhalten, eine Gunſt, welche noch keinem Maler, ſelbſt Reynolds nicht, zu Theil geworden war. Sie wurde auch Georg III. vorgeſtellt, welcher das Portrait der Königin und ihres Sohnes bei ihr beſtellte. Die engliſche Faſhion hatte ſie in ihren Schutz genommen. Man beſitzt von ihr ein Gemälde, die erſte Toilette der Venus, von den Grazien geſchmückt, darſtellend, worin die Künſtlerin eine Friſche des Colorits, eine Harmonie, eine Klarheit des Tones und eine Morbidezza zu erreichen wußte, die Albani's würdig waren. Es war nicht die Mutter der Amoretten, es war die noch jugendliche Venus, die von den Grazien die erſte Unterweiſung in der Coquetterie empfängt, zum erſtenmale ob ihres Geſichtes lächelt, in der Schönheit der Unſchuld und träumeriſchen Wolluſt. Angelica hatte die Figuren wie mit einem Schleier anbetungswürdiger Schamhaftigkeit umgeben. Die Fruchtbarkeit ihrer Palette in jener Zeit war ſo groß, daß man die Zahl der von engliſchen Künſtlern geſtochenen Abbildungen ihrer Malereien auf ſechshundert ſchätzt. Sie ſelbſt gravirte gegen dreißig Blätter verſchiedener Größe, theils nach Stoffen eigener Compoſition, theils nach verſchiedenen italieniſchen Meiſtern, in Aetz- und Tuſchmanier. Ein prächtiges Portrait der Herzogin von Braunſchweig, welches ſie Anfangs 1767 zeichnete, ſetzte ihrem Renommé die Krone auf.

Angelica ſang bisweilen zur Erholung und Abwechslung in Concerten bei Lady Veertvort. Sie erſchien alsdann ſchön, aber ſanft und ruhig, mit ihrem reinen Profil, ihren langen ſchwarzen Augenbraunen und Wimpern, der feuchten Milde der tiefen, blauen Augen und der reinen, weißen Stirn, die ſo glänzend gegen die geſchmückten Geſichter ihrer Umgebung abſtach. Man hätte ſie für die Muſe der Muſik halten ſollen. Alles in ihr trug zur Illuſion bei, ihre zarte, feine Taille, die Roſen, die in ihrem gepuderten Haare ſpielten, ſelbſt das Satinkleid, deſſen Wiederſchein ſilbern wie ihre Stimme. Auch das fühlloſeſte Herz war bewegt durch ihre Stimme. Hier, mitten unter dem glänzendſten Beifall, den ſie einärntete, fiel das Hauptereigniß in Angelica's Leben, die Entwicklung ihres Drama's vor. Um jene Zeit erſchien in den Londoner Zirkeln ein Fremder, der durch ſeine äußern Vorzüge, den Adel ſeines Benehmens, den Prunk, womit er ſich zu umgeben wußte, und die anſcheinende Größe ſeines Vermögens, Aufmerkſamkeit erregte. Er gab ſich für einen Schweden aus und nannte ſich Graf Friedrich von Horn. Angelica, dem Antrieb einer unſinnigen Eitelkeit nachgebend, ließ ſich auf einmal mit dieſem Unbekannten ein und verſchmähte den trefflichen und würdigen Reynolds, der ihr läſtig fiel. Eine wahre Evatochter, ließ ſie ſich vom Verſucher berücken; ein mit Flittern bedeckter Gauner, der ſich große Titel anmaßte, feſſelte ſie. Dies iſt, wenn nicht ein Flecken, doch ein Zeichen großen Leichtſinns in ihrem Leben. Sie opferte der frivolen Laune des Weibes, die oft ſich durch die gröbſten Reizmittel fangen und einen Fant oder einen Schurken ihre Zuneigung erſchleichen läßt. Ganz London war Zeuge der Heirath der Künſtlerin mit dem verdächtigen Fremden. Doch kaum war die Handlung vollendet, als die Wahrheit das Lügengewebe durchdrang, womit ſich der Betrüger geſchickt zu umgeben wußte. Man erfuhr, daß der vorgebliche Graf von Horn nur ein ehemaliger Bedienter war, der bei einem Grafen dieſes Namens in Dienſt geſtanden hatte. Ein ſo harter und unvorhergeſehener Schlag hätte beinahe die arme Angelica vor Schmerz wahnſinnig gemacht. Indeß gelang es ihr wenigſtens durch den thätigen Rath und Beiſtand ihrer zahlreichen Freunde, dieſe Heirath durch eine unterm 10. Februar 1768 ausgefertigte Scheidungsacte aufzulöſen.

Man hat über dieſes traurige Ereigniß verſchiedenartig geurtheilt. Einige halten es für ein von Reynolds wegen getäuſchter Liebe angeſponnenes Complott, was ſich aber nach den ſorgfältigſten Unterſuchungen als erdichtet erwieſen hat. Der Betrug des vorgeblichen Grafen von Horn, der übrigens ſchon einige Jahre nachher ſtarb, war ein wohldurchdachter. Angelica befand ſich nach dieſem Schlage der Erniedrigung und durch ihren Schmerz in einem leicht zu begreifenden Zuſtande der Entmuthigung. Sie wollte an nichts mehr glauben; die Pinſel entſanken ihrer bebenden Hand; das ſtille, einſame Atelier, das einſt durch ihre Gegenwart ſo belebt wurde, war wie ausgeſtorben. Zu gleicher Zeit ereignete ſich

Digitized by Google

ein anderer Vorfall, der, wie unwichtig er auch war, Angelira doch ſehr nahe berührte. Unter ihren Freunden war ein junger Herr, deſſen anmuthige und poetiſche Geſtalt ſie ſich entſchloſſen hatte, auf die Leinwand zu bringen. Kaum war dies verſprochen und zugeſagt, als der Jüngling in allen Salons, Ateliers und Geſellſchaften umherging und ſeine Partraitmalerin bis in den Himmel erhob. Einſt war er eigens zu Reynolds, den er ſelten ſah, hingegangen, um ſich ſehr lobend über Miß Kaufmann's letztes Bild auszuſprechen. Indeß hatten verſchiedene Umſtände, welche ſie nicht zu verhüten vermochle, die Löſung ihres Verſprechens verzögert; die Kataſtrophe, deren Opfer ſie wurde, ſchob dieſelbe noch mehr ins Weite. Nicht als wenn die Arbeit ihr nicht lohnend geſchienen, oder ſie das Original nicht ihres Pinſels würdig erachtet hätte; ſie glaubte vielmehr, ihrer Aufgabe nicht gewachſen zu ſein; ſie hatte einen Abſcheu vor jeder anſtrengenden Arbeit; der Schmerz lähmte ihre Kräfte. Ohne auf die Beweggründe eines Entſchluſſes, der ihm gar nichl zum Schaden gereichen kounte, Rückſicht zu nehmen, ward der junge Mann aufgebracht. Aus einem eifrigen Lobſprecher ward er jetzt ein unverſöhnlicher Verächter Angelica's, und nicht zufrieden damit, ein Verdienſt zu ſchmälern, das er früher achtete und pries, fing er ſelbſt an, das Privatleben der Künſtlerin anzuſchwärzen. Angelica hörte davon und betrübte ſich weniger um ihrer ſelbſt, als um des Urhebers dieſer Verläſterungen willen.

(Fortſetzung folgt.)

K a r l M a l ß.

(Aus der „Kölner Zeitung.")

Tauſende wiſſen von dem „alten Bürgercapitän" und den verſchiedenen Hampelmännern, während vielleicht nur Hunderten beſchieden iſt, den Verfaſſer dieſer Sachen mit Namen zu kennen. Es liegt dies hauptſächlich in der liebenswürdigen Beſcheidenheit des Herrn Directors Karl M a l ß in Frankfurt a. M., der keineswegs ein Schriftſteller von Fach zu ſeyn prätendirt und allerdings dabei vielleicht vor aller eigentlichen Fachgelehrſamkeit, in ſofern ſie ſich in Pudermantel und Haarbeutel hüllt, nicht den größten Reſpect hat. Es liegt dies daran, daß er ſich in der ſpateren Vorrede zum Bürgercapitän nur als „Frankfurter Kind" bezeichnete und auch bei den Hampetmännern keinen Anſatz machte, aus dieſer allgemeinen Bezeichnung herauszuſpringen. In Frankreich wäre Hr. M a l ß ein reicher Mann geworden durch ſeine theatraliſche Arbeiten; in Deutſchland muß er ſich mit Wenigem als Ausbeute begnügen. Zu dieſem Wenigeren rechne ich n i c h t: das Lob, welches Göthe und Börne, zwei ſonſt ſo entgegengeſetzte Naturen, dem alten Bürgercapitän ſpendeten, und die Freude, ſo manchen geehrten Publicis die Sorgen und die Muhen des Tages am Abende hinweggeſcherzt zu haben; denn das Lob ausgezeichneter Männer iſt etwas zu Werthes, um es unter die Rubrik „Weniger" zu bringen, und, den Menſchen ihren Kummer und ihr Leid zu verſcheuchen, iſt doch eben ſo gewiß eine löbliche, als den Verſcheucher erfreuende That.

Hr. Karl M a l ß hat nun ſchon längere Zeit keine dramatiſche Arbeit ins Publikum hinausgegeben. Seine Geſchäfte als Director am Stadttheater in Frankfurt a. M. mögen ihn wohl meiſt davon abhalten; vielleicht auch die Schwierigkeit, in politiſch beengten Zeiten auf das Publikum komiſch zu wirken. Er hat ſich darüber in der Vorrede zu ſeinen „Jungfern Köchinnen" ausgeſprochen. M a l ß, wie ganz recht, hat die unendlichſte Neigung, Ereigniſſe des Tages und der Politik in ſeine Darſtellungen zu ziehen; dieſe Dinge ſind die wirkſamſten Motive; aber ſie verlangen in der Behandlung nicht nur eine g e w i ſ ſ e Freiheit, ſondern F r e i h e i t ü b e r h a u p t. Gefeſſelt kann man eher auf Stelzen gehen, als volksmäßig und munter tanzen.

Karl M a l ß iſt in ſofern ſchon bei lebendigem Leibe beerbt worden, als Andere ſeinen Hampelmann in neuen Situationen dem Publikum vorzuführen ſich bemühten, verhoffend, wenigſtens einen Theil des alten Hampelmann auf ſeine Nachfolger überzupflanzen und ſich damit zugleich einen Theil des jenem gewordenen Beifalls zuzulegen. So im „Herr Hampelmann auf Reiſen" und „Hampelmanns galante Abenteuer." In die Letzteren, deren Verfaſſer Hr. H a l l e n ſ t e i n in Frankfurt a. M. iſt, fügte Karl M a l ß für den wackern Komiker Hrn. H a ſ ſ e l eine Einlage, welche wohl ſeine neueſte Arbeit der Art iſt und nachſtehend folgt. Ungeachtet ſeines ſtrengen Incognito's iſt der Verfaſſer doch gleich vom Publikum erkannt worden, und Jeder merkte wohl, daß in dieſer Einlage nicht Nachahmung, ſondern Urſprünglichkeit ſich geltend mache. Es wurde bei der Erzählung viel gelacht und applaudirt. Und warum? Weil hübſche Späße darin ſind; weil ſie derb ſind, aber natürlich; weil nichts Gemachtes in der Arbeit iſt; weil ſie im C h a r a c t e r gehalten wurde. So etwas packt den Menſchen, er findet unwillkührlich ſich ihm hingegeben. Freilich wird, wie überall, eine tüchtige Darſtellung die Arbeit in ihrer Wirkung unterſtützen und dieſe nicht ganz ſo verlangt werden konnen, wo blos das Papier der Vermittler iſt. Aber immer bleibt genug übrig, ein paar Minuten heiter zu unterhalten. Und nun die Einlage.

„H a m p e l m a n n (tritt auf). No wos is dermehr? bin ich doch noch emol in Paris geweſe. E Mann wie ich muß des an ſich wenne, zemal e Wittmann. Geht ja jeder Schneider un jeder Barrickemacher alle Johr emol nach Paris, um ze gucke, was Trump is. Des Geld derzu hab' ich, franzeeſch kenn ich aach — ja, vom Franzeeſch zu redde — ſie hawwe mich généralement for en Franzoos gehalte, von wege meiner Ausſprach; des glab' ich, accent d'Orleans! und doch hatt' ich in meiner Jugend kähn Converſationsſtund, Alles Uhz! Ich lob mer mein alte Meidinger.

„Des Paris is awwer e merkwerdig Stadt, denn wer Paris geſehn hot, der hot ganz Frankreich geſehn und des alte Handwerksborſchelied: „Frankreich in Paris, wo ich mein Stiefel ließ," is wahrlich net ohne. Ha, ha, ha! Koſt mich awwer e ſcheen Geld der Uffenthalt. Wer nor e biſſi en gute Appetit hot, der kann e merkwerdig Geld verfreſſe; es geht da Alles à la Carte, ſogar der Konig muß Alles nach der Kart' freſſe; die Miniſter wolle als net à la Carte, worum? dorum; do kenne ſe awwer gleich ihr'n Bündel ſchnüre. Der Deiwel hols, alle vier Woche hawwe ſe annere, es is e merkwerdig Gewitſchel, grad wie bei uns die Mähd — verzehntägig Uffkindigung."

Digitized by Google

„Frau Theebrüh. No, is Ihne dann nel etwas Unangenehmes uſ der Rähs baſſirt? Denn ganz ohne läſt's bei Ihne net ab.“

„Hampelmann. Da hab' ich Ihne e merkwerdig Geſchicht zu verzehle. Ich wär Ihne beinah in en ſcheene Schlimmaſſel mit der Bariſer Bollezei gerothe. Ich bin Ihne nemlich emol mit mehre Deutſche zeſamme komme, es wor in eme Caffeehaus, aach Frankforter warn derbei, es ware Herrn Flichtlinge. Was will ich mache? es ware denn doch Landsleut, der ähn war aus der Borngaß, der anner aus der Hellgaß, ich hatt' denn aach grad mein Spendirhoſe an, un was thut mer net Alles aus Patriotismus? — Korz, ich laß e poor Botelle Champagner knalle, Buzzi oder Lombri première qualität. Wie denn die Kopp e biſſi angeraacht warn, ſo hawwe ſe net geruht, ich mußt des Beckeriſch Rheinlied nach der beſt von dene 38 Melodiee vortrage, ſe hättens noch nicht von enem gute Sänger in der Originalausgab gehört. Mein Geſang hat die Leutercher merkwerdig electriſirt. Wer A ſagt, muß B ſage; do is dann ganz ferchterlich commerſchirt wore, unner uns geſagt, uſ eine äußerſt revolutionäre Art. No ich war denn dervor bekannt, daß ich ſeiner Zeit einiger entfernte Verſuche von Bekanntſchaft mit Krawaller angeſchuldigt war, — überhaupt eine ſcharf ausgeprägte politiſche Meinung — un des Maul uf dem rechten Fleck — wie's denn ſo geht, ich hott Ihne e biſſi im Kopp und bracht Ihne einige bösartige Toaſte aus: „ou peut on être mieux,“ — „à bas les tyrans,“ — „die freie Breſſe“ u. ſ. w., was dann ſtark nach Umſturz roch. Das End vom Lied wor daru, daß ſie mich in eine geheime Geſellſchaft funſilirten, was mich, beiläufig geſagt, iwwer cinquante Francs, ohne den Champagner, gekoſt hat. E paar Tag druff — bumms! — knallt's — werd widder mol uf den König geſchoſſe, da war dann die ganze Bollezei uff de Strump, un eh ich mich's vorſah, kloppt's an meiner Thür und ich krie Citation vorn Prefect de police, correctionelle, individuelle, constitutionelle, oder ſo ebbes dergleiche. Ich mach mich dann gleich uff die Socke, un wie ich hinkomme, ſteht do e kläner Stepiel mit ene große Schnorbart und ſägt zu mir: Monsieur! — denn in Baris iſt Alles Monsieur — Monsieur Lump, Monsieur Spitzbub, Monsieur Tagdiep, Monsieur! alſo ſägt er: vous etes accusé — société prohibée, sureté de l'état, personne du roi, passeport, Legitimation un dergleiche verſängliche Redensarte mehr. Monsieur, lui repondis-je, je suis de Francfort et un certain Hampelmann, qui est content avec tout et toujours le dollmetsch des sentiments u. ſ. w., qui se plait beaucoup à Paris, der keine Zwecke hat, als Paris mit ſeinen Freuden und ſeine aimable Pariſerinnen kenne zu lerne.

Suis-je coupable, d. h., bin ich ſtrafbar for die paar Botelle Champagner un die lousge indiscrete à la santé de l'émeute, ſo will ich gern die Straf zahle. Ich zog mein Börſch — dann dodermit bin ich iwwerall dorchkomme. Was koſt's? Cumbien? Wie ich Ihne des Cumbien ſag, ſtiert mich der Kerl an, meßt mich von owwe bis unne, fängt an zu lache und ſägt: Monsieur Chose, allez mit Gott, vous n'êtes pas coupable, vous imbecille. — Seh'n Se, des is doch heeflich von dem Mann geweſe. Die Franzoſe hawwe in Allem e Art ſo, en avec — hie zu Land hett ſo e Bollezeiſchlingel geſagt: Gehn Se zum Deiwel, Sie Aenſaltsbenſel, odder ſonſt was.“

Außer in Frankfurt a. M. hat dieſe Einlage in Stuttgart vor Jahr und Tag Glück gemacht, als Haſſel ſie bei einer ſeiner häufigen dortigen Darſtellungen ebenfalls zum Vortrage brachte, und auch der anweſende dortige königliche Hof wurde von den harmloſen, dem Hrn. Hampelmann in den Mund gelegten Scherzen zu herzlicher Heiterkeit aufgeregt.

Correſpondenz.

Frankfurt, 28. April.

In dem Perſonal unſers Schauſpiels treten in der nächſten Zeit einige Veränderungen ein. Lußberger, der vor kurzer Zeit und wie es ſich zeigt, nicht ohne Erfolg, in Stuttgart gaſtirte, iſt bei der dortigen Hofbühne engagirt und man ſcheint alſo dort darauf zu verzichten, Döring würdig zu erſetzen. Lußberger iſt brav in komiſchen Alten und biedern Characteren. Für ihn wird hier wahrſcheinlich Herr Degen, auch ein Frankfurter, engagirt. Bis jetzt iſt derſelbe nur in wenigen Rollen unſerm Publicum bekannt worden. Demoiſelle Herrmann iſt auf Engagement nach Koburg zu Gaſtrollen berufen. Sie trat vor einigen Tagen als Marie in der neuen Fanchon zum letztenmale auf und machte Furore. Zwei junge Mädchen von der Züricher Bühne, auf welcher unſer Mitdirector Meck, und beſonders auch in Birch-Pfeifferſchen Stücken, im nächſten Monat gaſtirt, ſollen uns Dem. Herrmann erſetzen. Hr. Hendrichs, ein Frankfurter, von dem Hamburger Stadttheater wird während des Gaſtſpiels Baiſons in Hamburg hier gaſtiren. Hr. Baiſon ſpielt vor ſeiner Abreiſe hier noch den Grafen Benjowsky, welches Stück wieder neueinſtudirt wurde. Ob dieſes geſchehen, um unſerm hinkenden Schauſpiel auf die Beine zu helfen, möchte ich bezweifeln, denn es wäre troſtlos, wenn es ſich nun in die Arme Kotzebue's werfen müßte. Mit viel Intereſſe wird hier ein gutgeſchriebener Aufſatz im „Morgenblatt“ über Seydelmann, von einem Schauſpieler, geleſen und ſehr beherzigenswerth iſt auch, was darin über die Vielheit der Tageskritik geſagt wird. Ob es aber etwas hilft, ſteht ſehr dahin. — Mit Bedauern vernimmt man, daß der treffliche Componiſt Ferdinand Hiller mit ſeiner liebenswürdigen Gattin, unſere Stadt verlaſſen und nach Leipzig überſiedeln will. —ff—

✡

Mainz, 28 April.

Unſer Stadttheater gibt Sonntag die letzte Vorſtellung; dann wird dieſer Janustempel geſchloſſen und es iſt Friede unter den Recenſenten und Mimen. Von ſingenden Zugvögeln wird ſich wohl dieſen Sommer nichts nach Mainz verirren. Remie bietet keine warmen Neſter. Sonſtige Neuigkeiten wüßte ich Ihnen nicht zu berichten; es iſt bei uns Alles noch beim Alten, ſogar das ſchlechte Pflaſter und die noch ſchlechtere Straßen-Beleuchtung. —m—

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 54. Donnerstag, 4. Mai 1843.

Die Affekte.

(Fortſetzung.)

So vergingen acht lange Jahre ſeit Aureliens Verheirathung; eine zahlreiche Kinderſchaar umſpielte die noch blühende Mutter, die nur ſelten nach Schloß Sternau kam. Auguſtins Ehe hatte nur eine Frucht getragen, die aber nicht lange die Eltern erfreuen ſollte; kaum vier Monate nach ſeiner Geburt ſtarb das kleine Töchterlein, das vielleicht das beſte Mittel geweſen wäre, die ſich täglich mehr fremd werdenden Gatten mit einander wieder zu vereinigen. Um dieſe Zeit kaufte ſich der Major Fringlau in der Nähe des Schloſſes Sternau an und kam, durch ſeine glänzenden geſelligen Talente, ſeine vielſeitigen Kenntniſſe und reichen Erfahrungen unterſtützt, bald gar ſehr in Gunſt bei der Herzogin. Fringlau war damals ein ſchöner Mann von etwa 40 Jahren, dem eine von tropiſcher Sonne gedunkelte Hautfarbe und eine quer über die Stirne laufende Narbe von dem Säbel eines Mahratten einen ſeltenen Ausdruck von kriegeriſcher Schönheit und männlicher Energie verliehen; er hatte unter Napoleons Adlern einen großen Theil von Europa in e i n e m Siegeslaufe durchmeſſen, hatte ſpäter in Indien, in Südamerika und Griechenland gekämpft und war nun heimgekehrt, ſich mit dem kleinen Vermögen, das er erworben, ein beſcheidenes Beſitzthum für den Reſt ſeines Lebens zu ſichern. Im Schloſſe Sternau, wo er ſo ſchnell heimiſch geworden, hatte er Natalien geſehen und, in heißer jugendlicher Liebe zu ihr entbrannt, bei ihrer erlauchten Pflegemutter um ihre Hand geworben, die ihm durch die Einwilligung der Geliebten auch ſonder Verzug zu Theil wurde. Die Hochzeit ward dem Wunſche der Herzogin gemäß mit reichem Prunke begangen und der Major blieb mit ſeiner Gemahlin nach wie vor im Schloſſe, da ihn die Herzogin zu ihrem Schloßhauptmanne erhoben hatte, um nicht ſeine und der theuren Tochter Geſellſchaft zu verlieren.

Ein ungetrübtes Glück entſprang dem jungen Paare aus dieſer Ehe, und als die heißgeliebte Natalie den treuen Gatten nach Jahresfriſt mit einem Paar engelſchöner Zwillingsknaben beſchenkt hatte, kannte das Entzücken des Vaters, die Freude der fürſtlichen Pathin keine Gränzen mehr. Herzogin Leopoldine beſchenkte in ihrer Herzensfreude nicht nur die Mutter reichlich, ſondern ſetzte auch für die Erziehung der beiden Pathchen eine reiche Summe aus. Aurelia war ebenfalls Pathin des einen Knäbchens geworden, aber die Freigebigkeit ihrer Pflegemutter gegen die Kinder Nataliens erfüllte ihr Herz mit Neid, Groll und Eiferſucht; die üble Eigenſchaft ihres Gatten, der Geiz, hatte auch ihre Seele vergiftet und nährte nicht wenig den alten Neid, den ſie gegen ihre Schweſter trug. Wie weit ſie von dieſer Untugend, der ſie ſich ohne Rückhalt hingab, geführt wurde, wie tief ſie durch die Leidenſchaft ſank, das wird der fernere Verlauf meiner Erzählung alsbald darthun; zuvor noch einige andere Bemerkungen. — Der Freiherr v. Kernheim erſchien nur ſelten im Schloſſe Sternau; die Herzogin Wittwe gab ſich keine Mühe, ihm die Abneigung zu verbergen, welche ſie gegen ihn empfinden mußte, der ihrem Pflegkinde ſo wenig Pflichttreue und Rückſicht widmete; er lebte meiſt auf dem Gute ſeiner Frau, mit Viehzucht, Getreidewucher und andern landwirthſchaftlichen Speculationen beſchäftigt, nur mit Roßkämmen, Pächtern und Viehmäklern verkehrend, von Tag zu Tag mehr verbauernd; wie konnte er alſo in dem Cirkel der hochgebildeten Dame den Rang behaupten, den er früher dort eingenommen? Seit Nataliens Verheirathung erſchien Aurelie häufiger im Schloſſe, ſtets von einigen ihrer Kinder begleitet, ſo daß es ſchien, als wolle ſie der Pflegemutter ins Gedächtniß rufen, daß ſie und ihre Kinder eben ſo triftige Anſprüche an die Liebe der Herzogin haben, als Natalie. Wenn ſie zurückblickte in ihre eigene Vergangenheit, wenn ſie erwog, wie bitter ſie ſich ſelbſt in ihren Hoffnungen, Erwartungen und Wünſchen getäuſcht, wie ſie ſtatt des edlen, ſtrebſamen, hochherzigen, genialen Auguſtin einen ſchlauen, geizigen, herzloſen, harten Gatten ſich erwählt, wenn ſie dieſen mit dem Major Fringlau verglich, der in Allem jenem Auguſtin glich nur etwas mehr männliche Reiſe und etwas weniger Anſehen und Einfluß in der Staatsmaſchine beſaß, ſo ſchwellte der alte Neid ihr Herz zu noch größerer Bitterkeit gegen ihre Schweſter, und der Umſtand, daß die freigebige Herzogin ſich gegen Nataliens Erſtgeborene ſo gütig und gnädig erwieſen, galt ihr für den bündigſten Beweis, daß die Schweſter während der langen Zeit, welche ſie allein in der Nähe der Herzogin verbracht, Alles aufgeboten habe, die Liebe und Theilnahme der Pflegemutter von der älteren ab- und ſich ganz allein zuzuwenden. Das beleidigte Muttergefühl — denn ihre Kinder ſah ſie hierdurch zunächſt beeinträchtigt — geſellte ſich zu dem verletzten Selbſtgefühle, und beide heiſchten unverſöhnliche Rache; allein zu ſchwach, um offen ihrem Drange zu folgen, barg ſie ihn verſchwiegen im tiefſten Buſen und nährte ihn bis zu einer günſtigen Gelegenheit, die ſich auch bald finden ſollte.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Angelica Kaufmann.

(Fortſetzung.)

Seit dem ihr widerfahrenen Unglück hatte ſich Angelica von der Welt zurückgezogen; ſie ſah faſt Niemand mehr, als von Zeit zu Zeit Reynolds und den venetianiſchen ~~Maler Antonio Zucchi, einen Freund~~ und Mitbewohner ihres Hauſes. Dieſer Zucchi war eine von den früheren Bekanntſchaften des Kaufmann von Italien her. Sie hatten in Rom ein ſehr vertrautes Verhältniß angeknüpft, ungeachtet der Ungleichheit der Jahre, indem der tyroler Maler ſechsundzwanzig Jahre mehr als ſein venetianiſcher College zählen mochte. Zucchi hatte ſich als Landſchaftsmaler in London ein bedeutendes Vermögen und einige Berühmtheit zu erlangen gewußt, vermittels ſeiner Geſchicklichkeit, Ruinen mit Wahrheit und Leichtigkeit zu zeichnen. Er war ein Künſtler der ſonderbarſten Art, der allerlei Syſteme durch einander warf, große Vorliebe für das Grandioſe, das Naive und Tiefgründliche bewies und dabei bewundernswürdig über Theorie ſchwatzte. Er hätte ſeine Schüler, wenn er deren gehabt hätte, zur Verzweiflung gebracht; zum Glück hat aber nie etwas von einem ſolchen verlautet. Kein Künſtler war weniger dazu geeignet, durch einen Pinſel eine Schule zu ſtiften. Bei ewigem Umherſchweifen der Ideen, ohne Reſultate zu gewinnen, konnte er andere ſehr wohl lehren, was ſchön ſey, aber nicht das geringſte Schöne zur Ausführung bringen. Wer ihn, nachdem er ſeine Beredtſamkeit zugehört, an der Staffelei zu ſehen wünſchte und in ſeiner Erwartung allzu hoch geflogen war, hatte einen tiefen Fall zu gewärtigen. So ging es Winkelmann, der nie eine größere Enttäuſchung erlebte. Statt eines Malers traf man einen Schwätzer.

Als Angelica von ihrer erſten Verblendung zurückgekommen war, dachte ſie ſich gegen die etwaigen Folgen zu ſchützen; in ſtiller Ergebung ſuchte ſie Vergeſſenheit ihres Schmerzes. Die Arbeit erſtickte den letzten Stachel ihres Leidens, und die Zeit verharſchte nach und nach die Wunde. Ihre Hand griff nach langer Müßigkeit nach den Pinſeln, und die Ehre, dieſe launenhafte Fee, lächelte Angelica doppelt freundlich entgegen. Sie wurde mit einer gewiſſen Feierlichkeit der Liſte der Mitglieder der königlichen Maler-Akademie von London einverleibt. Mancher Troſt ward ihr zu Theil; u. A. beſangen ſie Klopſtock und Geßner, denen ſie zum Dank hübſche Malereien ſandte.

Indeß konnte ein Weib, das dem Idealen nachging, ſich ausſchließlich mit der Kunſt beſchäftigte, das Leben, welches ihr ſo harte Proben auferlegt hatte, nicht kannte, nicht wie ein ſchwaches Rohr den verderblichen Stürmen Trotz bieten; ſie bedurfte eines Schützers, und ein guter treuer Gatte konnte am beſten die Schickſals von ihr abwenden. Wer hätte ſich beſſer den läſtigen Sorgen und den tauſend niederdrückenden Bürden unterziehen können, die für Angelica's Schultern zu ſchwer waren? Ihre Freunde drängten ſie. Was war zu thun? Das ſtrahlende, leichte Traumbild war entſchwunden, das reifere Alter näherte ſich mit bleiernem Fuße, die Zeit des Zaubers und der Liebe war darin; ſie kannte zu gut die treuloſen Schlingen, welche der Stolz der menſchlichen Leichtgläubigkeit legt, und die ruhmloſe Ruhe war der Qual vorzuziehen. Angelica erkannte mit Einem Blick ihre Lage, faßte einen kühnen Entſchluß und leerte den bittern Kelch muthig bis auf den Boden. Mit einem Worte: ſie heirathete den aufbrauſenden, grotesken Zucchi. der, nebenbei geſagt, ein geſchworner Feind der Ehe war Vernunft, Achtung, Freundſchaft, und vor Allem der Wunſch, dem alten Kaufmann einen Gefallen zu thun, vereinten dieſe beiden, von der Natur einander ſo unähnlich geſchaffenen Weſen.

Angelica war ſehr krank geweſen und hatte zwiſchen Leben und Tod geſchwebt. Zwiſchen einer langſamen Geneſung, manchen Geſchäften und Hinderniſſen aller Art waren von der erſten zur zweiten Heirath zwölf Jahre verſtrichen. England war in Angelica's Augen immer nur ein Land für einen vorübergehenden Aufenthalt geweſen; Rom ſchien ihr in der Ferne das Ende ihres unſtäten Lebens, das Ziel ihres Künſtlerwallens zu ſeyn. Dort wollte ſie ſterben. Die Schwächlichkeit ihres Vaters begehrte ein milderes Klima, und auch Zucchi war es angenehm, ſein liebes Italien wieder zu ſehen, wo noch die alten Mauerreſte zu Hauſe ſind. Fünf Tage nach vollzogener Heirath ſchifften ſich die beiden Gatten nach Oſtende und von dort nach Venedig. Hier entwarf Angelica — man nannte ſie immer bei ihrem Tauf-Namen — für einen reichen Engländer ihr ſchönes Gemälde: Leonardo da Vinci, in den Armen Franz des Erſten ſterbend.

Von Venedig ging ſie nach Neapel, kehrte dann wieder nach Rom zurück, wo ſie ſich niederließ. Rom war damals der letzte Zufluchtsort der in Verfall gerathenden ſchönen Künſte; nur Raphael Meng's Schriften wehrten noch den allenthalben drohenden Untergang ab. Angelica, die eben ſo viel Reinheit des Geſchmackes, aber mehr Schwung und Begeiſterung, als der berühmte Deutſche beſaß, verfolgte die geſunde Richtung weiter, welche der kurz zuvor erfolgte Tod jenes Malers unterbrochen hatte. Sie entwickelte ſeine Vorſchriften, ſeine Theorieen in geiſtreichen Converſationen, deren Spur unglücklicher Weiſe verloren gegangen iſt; doch iſt noch eine Menge von ihren Malereien übrig, welche die Vortrefflichkeit ihrer Reden beweiſen, die beſſere Früchte trugen, als jene von Zucchi. Unter andern erwähnen wir zweier Werke, die ſie kurz nach ihrer Rückkehr nach Rom für den Kaiſer Joſeph II. malte, und wovon eines Arminius als Sieger über die Legionen des Varus, das andere das Trauergepränge, womit Aeneas den Tod des Pallas ehrt, darſtellt.

(Schluß folgt.)

Die neue aſtronomiſche Uhr auf dem Straßburger Münſter.

Dieſes große Meiſterwerk hat die Aufmerkſamkeit der zehnten bekanntlich in Straßburg gehaltenen Sitzung des wiſſenſchaftlichen Kongreſſes und der dortigen Univerſität in hohem Grade erregt. Letztere verehrte dem Erfinder und Verfertiger, Profeſſor Schwilgué, bei Gelegenheit der Einweihung der Uhr eine große ſilberne Medaille, und der gelehrte Kongreß beſtellte zwei General-Kommiſſionen, um über dieſes ſtaunenswürdige Erzeugniß der Kunſt und Wiſſenſchaft einen genauen Bericht zu erhalten.

Der Vicomte von Cuſſy las im Namen der Kommiſſion der ſchönen Künſte eine kurze Beſchreibung der

Digitized by Google

Uhr von künſtleriſchem Standpunkte, und ſeln intereſſanter Artikel wurde im Bulletin des Kongreſſes bekannt gemacht. Herr Fargeaud, Profeſſor der Phyſik zu Straßburg, überreichte der wiſſenſchaftlichen Kommiſſion einen Bericht; worin er ſich zunächſt übee die ſonderbaren Schickſale der alten Münſter-Uhr verbreitete, deren Bewegungen im Jahre 1789 gänzlich ſtockten. Ich erwähne in Betreff jener nur, daß ſie in das hiſtoriſche „Haus Unſerer lieben Frau“ dicht bei der Münſter-Kirche transportirt worden iſt, wo jeder Fremde ſie in Augenſchein nehmen konnte. Dieſe Maſchine ſtand zu ihrer Zeit allgemein im Rufe eines Wunders der Kunſt; auch war ſie in der That weit vollkommener als ähnliche große Uhren in verſchiedenen berühmten Kathedralen aus mittelatterlicher Zeit. Die Straßburger Legende ſagt uns, der Verfertiger jenes Meiſterwerkes, Iſaak Habrecht, ſey auf beiden Augen erblindet — ein Unglück, das viele große Baukünſtler und Mechaniker betroffen haben ſoll.

Die neue Uhr, angefangen am 24. Juni 1838, wurde am 2. Oktober 1842 zum erſten Male in Bewegung geſetzt. Man muß wiſſen, daß Herr Schwilgué grundliche mathematiſche Kenntniſſe mit der höchſten techniſchen Meiſterſchaft, was ihn ſchon auf viele neue Entdeckungen geführt hat, vereinigt; dahee ſein Werk ein mechaniſches Wunder zu nennen, mit welchem die alte Thurmuhr faſt gar keine wiſſenſchaftliche Vergleichung aushalt.

An dieſer wahrhaft grandioſen Uhr, deren Dimenſionen zu denen des gewaltigen und hehren Gebäudes im rechten Verhältniſſe ſtehen, ſind folgende Hauptſtücke zu beachten: das gewöhnliche Zeitmaß; der Kalender; die aſtronomiſchen Bewegungen und die Automaten.

I. Alle bewegliche Theile ſtehen mit einem centralen Beweger in Verbindung, welcher für ſich allein ſchon eine Uhr von höchſter Genauigkeit ausmacht. Dieſe Uhr zeigt auf einem außerhalb der Kathedrale angebrachten Zifferblatte die Stunden, die Tage der Woche, und die ihnen entſprechenden Zeichen der Planeten. Die andern Räder, welche auf das Zeitmaß ſich beziehen, bringen außerdem ins Getriebe:

a) Das Schlagwerk der Viertelſtunden. Die vier Lebensalter des Menſchen, durch eben ſo viele Automaten vorgeſtellt, kommen im Verlauf jeder Stunde der Reihe nach zum Vorſchein: ein Kind ſchlägt das erſte Viertel; ein Jüngling die halbe Stunde; ein Mann drei Viertel; und ein Greis vier Viertel. Das Automat, welches die Viertelſtunde verkündigen ſoll, kommt an die Glocke, verweilt den einzigen Augenblick, der nothwendig iſt, um den zweiten Schlag jeder Viertelſtunde zu thun, und entfernt ſich dann gleich wieder. Den erſten Schlag thut der Engel zur Linken des kleinen Zifferblattes.

b) Den Tod, welcher mit einem Knochen in ſeinen entfleiſchten Händen die Stunden ſchlägt; dieſer iſt bei Tage wie bei Nacht unausgeſetzt thätig, während die Repräſentanten der vier Lebensalter zur Nachtzeit feiern.

c) Den Engel zur Rechten, der, ſobald alle vier Viertel ſchlagen, die Sanduhr umkehrt.

d) Die Prozeſſion der zwölf Apoſtel, welche an jedem Mittage ſtattfindet, ſobald es zwölf geſchlagen hat. Die Apoſtel ziehen an dem Chriſtusbilde vorüber, wenden ſich dabei um und verneigen ſich, jedoch jeder auf eine verſchiedene Weiſe.

e) Endlich den Hahnenſchrei. Während die Apoſtel bei Chriſtus vorubergehen und ſeinen Segen empfangen, kräht der Hahn dreimal, mit den Flügeln ſchlagend und Kopf, Schnabel und Schwanz bewegend.

II. Auf einem großen metallenen Quadranten, einem Ringe von drei Meter Durchmeſſer und 25 Centimeter-Breite, ſteht ein vollſtändiger immerwährender Kalender, worin Monate, Tage, Sonntagsbuchſtaben und Namen der Heiligen verzeichnet ſind. Dieſer Quadrant vollendet einen Kreislauf in 365 oder 366 Tagen, je nachdem das Jahr ein gemeines odee ein Schaltjahr iſt. Auch das allhundertjährige Wegfallen eines Schalttages iſt berückſichtigt.

Der Kalender bezeichnet außerdem die beweglichen Feſte für alle Zeiten. Zu dieſem Zwecke bringt man am 31. Dezember um Mitternacht die beweglichen Feſte vor dem Tage des beſtimmten Kalenders an, welchem ſie im ganzen Jahr entſprechen ſollen; ſie kreiſen alsdann mit dem großen Quadranten, bis ans Ende des Jahres ihre reſpektiven Stellungen bewahrend, und ſo ferner für jedes folgende Jahr.

Die beweglichen Feſte bilden drei unterſchiedene Reihen, von denen jede einen eigenen Mechanismus erfordert: 1) die vom Oſtertage abhängenden; 2) die vier Feſte, welche vom Advent abhängen; 3) das Feſt des heil Arbogaſt, Patrons der Kathedrale.

Oſtern erhält man vermittelſt eines äußerſt ſinnreichen Mechanismus, in welchem Alles, was die Epoche beſtimmen hilft, kombinirt und auf unbegränzte Zeit reproduzirt wird. So hat Herr Schilgué die von Gauß angegebene Formel hinſichtlich der Oſterzeit gleichſam in die Sprache der Mechanik zu überſetzen gewußt.

Die Gottheiten, welche die ſieben Planeten darſtellen und den ſieben Wochentagen ihren Namen geben, erſcheinen an jedem Morgen und verſchwinden wieder Abend, indem ſie auf einer wahren kreisförmigen Eiſenbahn ſich bewegen.

III. Die aſtronomiſche Section des großen Uhrwerks beſteht aus folgenden Theilen:

a) Einem Planetarium, welches die mittleren Umläufe aller mit unbewaffnetem Auge ſichtbaren Planeten darſtellt. Die Erde hat den Mond bei ſich, der im ſynodiſchen Monat einen Kreislauf vollendet.

b) Den Phaſen des Mondes. Dieſe verſchiedenen Phaſen ſtellt ein beſonderer Globus dar, welcher größer iſt als der zum Planetarium gehörige.

c) Den verſchiedenen beſonderen Mechanismen, welche die Aequationen dee Sonne, d. h. die wahre Anomalie (Abweichung) und die gerade Aufſteigung (Rectaſcenſion) erzeugen; andere veranlaſſen die gerade Aſcenſion des aufſteigenden Mond-Knotens, indem ſie Alles hervorbringen, was zur wahren Länge des Mondes führt, welche alsdann vermöge eines anderen höchſt ſcharfſinnigen Mechanismus die gerade Aſcenſion bewerkſtelligt.*)

d) Der Mechanismus der Aequationen geſtattete es, die ſcheinbare Bewegung der Sonne, ihren Aufgang und Niedergang, ihren Uebergang zum Meridian und auch den des Mondes darzuſtellen. Da nun die

*) Die aſtronomiſche Länge eines Himmelskörpers iſt das Stück der Ekliptik von ſeinem Breitekreiſe bis zum Zeichen des Widders.

Digitized by Google

Breite*) dieſes Himmelskörpers hier ebenfalls bemerkt iſt, ſo ergiebt ſich daraus eine Darſtellung der Sonnen- und Mondsfinſterniſſe auf dem Quadranten der ſcheinbaren Zeit. Im Mittelpunkte dieſes Quadranten iſt die nördliche Hemiſphäre dargeſtellt, auf welcher man darüber ſich belehren kann, wo eine Eklipſe ſichtbar ſeyn wird.

c) Eine Sphäre, welche die Stelle der alten erſetzen wird, ſoll die ſcheinbare Bewegung des Himmels andeuten, indem ſie während der Dauer des Sideral-Tages eine Kreisbewegung vollendet.**) Ihre Bewegung wird unter dem Einfluſſe des Vorrückens der Nachtgleichen ſtehen, deren Kreislauf 25,804 Jahre erfordert.***)

Herr Schilgué hat die Automaten, welche an der alten Uhr bewundert wurden, nicht bloß reproduzirt ſondern auch ihre Zahl vergroßert. Es verdient außerdem Bemerkung, daß die ſich fortbewegenden Figuren wirklich gehen, und nicht vorwärts ruiſchen, wie die an der alten Uhr. Jedermann bewundert die Raſchheit und Anmuth, mit welcher der Engel ſeine Sanduhr umkehrt; und auch die täuſchend naturlichen Bewegungen des Hahns verdienen Bewunderung. Die ſchönen Malereien mit ihrem lebhaften Kolorit und der hohen Vollendung ihrer Umriſſe erhöhen den Eindruck des ganzen Werkes ungemein.

Die Uhr des Heren Schwilgué läßt uns aber in ihrem Erfinder nicht bloß einen tiefen Mathematiker und ausgezeichneten Mechaniker, ſondern auch einen gelehrten Phyſiker erkennen, der alle Umſtände und Wechſel der Temperatur, denen dieſe Menge von metallenen Rädern, Haspen, Spindeln und Stäbchen jeder Art, Form und Dimenſion in dem ſehr veränderlichen Klima Straßburgs unterworfen iſt, berechnet und dagegen Vorkehrungen getroffen hat.

Die ſchöne, mit vielem Fleiß gegoſſene und bereitete Bronze hat faſt die Härte des Stahls. Alle metalliſche Theile ſind ſo vertheilt, daß man ſelbſt bei den ſchroffſten Wechſeln der Temperatur nie eine Variation der Form zu befürchten braucht. Dazu iſt jedes Stuck ſo angebracht, daß man es hinwegnehmen kann, ohne die benachbarten Theile zu berühren. Da der Verfaſſer mit Hülſe eines beſonderen thermometriſchen Apparates Abweichungen der Dimenſion berechnen konnte, die weniger als ein Tauſendtheil eines Millimeters betrugen, ſo hat ſein kompenſirender Pendel eine erſtaunenswurdige Vollkommenheit erhalten. Endlich zeugt auch die zur Seite der Uhr beſchriebene Mittagslinie von dem erfinderiſchen Geiſte des Herrn Schwilgué.

Wenn die zerſtörende Zeit dieſes ſtaunenswürdige Kunſtwerk einſt unbrauchbar gemacht haben wird, ſo werden die aufbewahrten Berechnungen des Erfinders den Nachkommen immergeſtatten, eine neue Uhr von gleicher Vollkommenheit anzufertigen.

(Aus dem „Magazin f. d. Lit. d. Ausl.")

*) Die aſtronomiſche Breite eines Himmelskörper iſt ſein gerader Abſtand von der Ekliptik.

**) Die Länge eines Sideral- oder Sternentages beträgt 23 Stundrn 56 Minuten.

***) Das Vorrücken der Nachtgleichen in der Ekliptik beträgt nach aſtronomiſchen Berechnungen alle 71 1/2 Jahr einen ganzen Grad.

Correſpondenz.

Mainz, Ende April.

Es iſt merkwürdig, daß am Rheine kein eigentlich literariſches Leben gedeihen will, obgleich die Elemente dazu ſo reichlich vorhandrn. In Düſſeldorf lebten Immerman, Uechleritz und Grabbe zu gleicher Zeit und doch fanden ſie ihren Kreis weder erweitert, noch ſich gegenſeitig gefordert. Hier in Mainz ſtoßen ſich die Literaten ſogar gegenſeitig ab. Jeder von ihnen geht ſeinen eigenen Weg zur Unſterblichkeit und fürchtet, ein frater in musis an ſeiner Seite könnte ihm ein Stück dieſer Unſterblichkeit von dem Munde wegſchnappen. Unſere Literaten tragen ihren Beruf auch ins ſociale Leben über und werden dadurch ſich gegenſeitig zur Laſt. Daß überhaupt die Literatur am Rheine ſo wenig gedeihen will, liegt hauptſächlich an dem Rheinländer, der für alles Literariſche wenig Sinn hat. Das Publikum nimmt hier wenig Theil an der Literatur und weiß nichts oder nur ſehr wenig von ihren Krämpfen und Kämpfen, von ihren Beſtrebungen und Reſultaten. Dazu kommt noch das nil admirari des Rheinländers. Was ihn in der ſchönen Literatur nicht unmittelbar angeht und erfreut, hat für ihn wenig Intereſſe. Es iſt hier in Mainz kein einziger Zirkel, von dem man ſagen kann, er vereinige Alles, was ſich für Literatur und Kunſt intereſſirt. Die Literaten haben keinen Vereinigungspunkt, weil keine Theilnahme des Publikums ſie näher bringt und ihre ſcharfen Kanten abſtößt. Nur einer der dahier lebenden Literaten hatte ſich einer freundlichen Aufnahme in den feinſten Kreiſen zu erfreuen, namlich Malten, der Herausgeber der Weltkunde. Da kam es, daß er ſich in das Gebiet der Archäologie wagte, mit einem Gymnaſial-Lehrer in einen Streit gerieth und mit ſeinem Einfluſſe bei den Großen drohte u. ſ. w. Das Publikum wußte nun, was an Hrn. Malten ſey. Jetzt läßt er ſich nicht mehr blicken. — Grün, der Ex-Redacteur, hat Mainz verlaſſen, um nur noch auf einige Tage zurückzukehren und dann die Redaction des »Sprechers« anzutreten. Auerbach bereitet die Herausgabe ſeiner »Dorf-Novellen« in zwei Bänden vor, und Kaliſch läßt nächſtens einen Band poetiſcher Erzählungen erſcheinen.

Unſere Blumen-Ausſtellung war diesmal reich an Prachtexemplaren. Den erſten Preis, in einer ſilbernen Vaſe beſtehend, erhielt Hr. Bethmann aus Frankfurt. Er hatte aus allen Ecken und Enden der Welt die Roſen zuſammengekauft und für die Sammlung den Preis erhalten. Selbſt gezogen und gepflegt hatte er aber dieſe Roſen nicht. Wenn man viel Geld und Verſtand hat, iſt das Leben ſehr angenehm. —m—

*

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 55. Sonntag, 7. Mai 1843.

Die Affekte.

(Fortſetzung.)

Etwa achtzehn Monate nach dem oben genannten frendigen Ereigniſſe beſchenkte die Majorin ihren Gatten mit einem Töchterchen, das der geliebten Pflegemutter zu Ehren den Namen Leopoldine führen ſollte. Die Taufe des kleinen Engelchens ward mit nicht minderem Pompe begangen, als die der beiden Erſtgeborenen; wer nue im Mindeſten der Familie des Majors befreundet oder bekannt war, ſollte die erfreuliche Begebenheit mitfeiern, zumal dieſe Feier eben auf den einundſechszigſten Geburtstag der Herzogin Leopoldine fiel. So erſchien denn auch der Baron v. Kernheim mit den Seinigen im Schloſſe, um der kleinen Leopoldine Tanfzeuge zu ſeyn. Nach der feſtlichen Handlung war große Tafel, nach deren Beendigung feſtlicher Ball; Natalie und ihr Gatte zogen ſich in ihre eigenen Gemächer zurück, wohin ihnen Aurelia mit ihrem jüngſten Kinde und die erlauchte Mutter ſpäter folgten. Der Abend war ſchon herniedergeſunken und in den großen Sälen des Schloſſes wogten die gewaltigen Tonmaſſen einer gut beſetzten Tanzmuſik; die Offiziere des in der nahen Stadt garniſonirenden Dragoner-Regiments waren ebenfalls anweſend und drehten ſich mit den jungen Schönen in raſchem Walzer, Alles war Freude und Luſt und man vergaß es ganz, daß die erlauchte Matrone noch gar nicht zum Ball gekommen ſey, ſich an dem Vergnügen ihrer Gäſte zu weiden. Sie war von einem ganz anderen Genuſſe gefeſſelt, der wahrſcheinlich eine erhebendere Wirkung auf ſie ausübte, als die bacchantiſche Trunkenheit der tanzenden Paare — ſie beobachtete mit tiefer Rührung das Treiben einer jungen Mutter, welche ihre ganze Sorgfalt und Pflege auf ihre drei kleinen Lieblinge verwendete, und dieſer Anblick erregte in ihr alle die Erinnerungen an die mancherlei Freuden, die ſie hätte genießen können, wenn der Himmel ihren ſehnlichſten Wunſch erhört und ihren Eheſtand mit Kindern geſegnet haben würde. Wohl mochte es ein herrliches Schauſpiel ſeyn, den zärtlichen Vater und die treu liebende Mutter ſo in ihrem häuslichen Thun und Treiben zu beobachten und zu ſehen, wie rein ihre Freude, wie ungetrübt ihr Glück am Abende des für ſie ſo wichtigen Tages war!

Mitten unter dieſer rührenden Idylle erhob ſich unter den Fenſtern des Schloßflügels, den der Major bewohnte, ein feierlich ernſter Geſang von reinen klaren Kinderſtimmen, welche einen jener alten tiefſinnigen Choräle vortrugen. Es war die Schuljugend eines benachbarten Dorfes, welche dem allbeliebten freundlichen Schloßhauptmanne ein Zeichen ihrer Theilnahme und ihres Mitgefühles an dem freudigem Zuwachſe ſeiner Familie geben wollte. Waren die Herzogin und Fringlau ſchon zuvor feierlich und andächtig geſtimmt, ſo erhöhte dieſe unvermuthete und doch ſo ſinnige Huldigung ihre Freude zu einem ſolchen Grade, daß ſelbſt der ſtarke Mann ſich einiger ſtillen Thränen der Rührung nicht enthalten konnte und mehr mit Geberden als Worten den jungern Sängern ſeinen Dank auszuſprechen vermochte. Um ihnen wenigſtens einen Beweis ſeiner Dankbarkeit zu geben, ließ er ihnen Speiſe und Trank reichen und die Herzogin wollte jedem der Kleinen eine neue Münze als Andenken an dieſe ſchöne Stunde reichen. Da fand ſie aber, daß ſie ihre Börſe in ihrem Boudoir zurückgelaſſen hatte und bat deßhalb den Major, eine ihrer Kammerfrauen zu rufen, da ſie ganz allein herabgekommen.

»Was wünſchen Sie denn, theuerſte Mutter,« forſchte Natalie, »kann ich Ihnen denn nicht wie ſonſt Ihre kleinen Dienſte thun?«

»Meine Börſe ....« entgegnete die Herzogin, »ich wollte die guten Schulkinder beſchenken und bemerke eben jetzt, daß ich meine Börſe auf dem Kamin meines Boudoir zurückgelaſſen .... Wollteſt Du wohl, liebe Tochter? ...«

»O wie gerne!« rief Natalie und flog davon, nachdem ſie die kleine Leopoldine in die Ecke des Sopha's gelegt hatte. Nach einer Weile kehrte ſie wieder zurück, und händigte der Herzogin die Börſe ein. Die Schulkinder kehrten reich beſchenkt und ſeelenvergnügt heim, prieſen laut die Großmuth der Herzogin und die Herablaſſung des Majors.

Ein Stündchen ſpäter, als die Kleinen ſchlummerten, betrat auch der Major mit ſeiner Gattin die feſtlichen Räume des Ballſaales; es war eben eine Pauſe und die Diener beſchäftigt, den Boden dieſes und der anſtoßenden Gemächer zu durchſuchen; in den Geſichtern der Gäſte malte ſich eine gewiſſe Verlegenheit und ſelbſt die Herzogin ſchien ſehr verſtimmt. »Was iſt vorgefallen?« fragte der Major, als er ſich überzeugt hatte, daß die allgemeine Befangenheit nur Folge irgend einer Störung ſey. Der gefragte Lakay erwiederte, daß ein koſtbares Perlenhalsband der Herzogin vermißt werde, von welchem einzelne Perlen auf Treppen und Corridor zerſtreut gefunden worden ſeyen. Fringlau erſchrack nicht wenig; ſeine Gattin noch mehr; war ſie nicht kaum zuvor allein in dem Zimmer der Herzogin geweſen, und lag nicht, wenn ſie ſich auch über allen Verdacht erhaben wußte, dringender Verdacht auf ihr? Sie eilte zum Seſſel ihrer gütigen Mutter und erkundigte ſich voller Beſtürzung nach den Details dieſes unvermutheten Verluſtes; ihr entging es, aber ihr Gatte bemerkte es mit Entſetzen, daß ernſte, finſtere Blicke der

Anklage von allen Seiten her auf Natalien fielen; ſelbſt Aurelie, welche bei der Herzogin ſaß, blickte der Nahenden ſcharf und forſchend ins Angeſicht.

»Ich höre ſo eben,« hub er, zur Herzogin gewendet, an, »daß Eure Durchlaucht ein koſtbares Geſchmeide vermiſſen; dürfte ich um die Gnade bitten, eine nähere Beſchreibung davon zu erhalten, damit ich Alles, was in meinen Kräften ſteht, aufbiete, Urheber und Gegenſtand des Diebſtahles wieder zu entdecken.«

»Es iſt mir unbegreiflich, wie der Diebſtahl verübt worden ſeyn ſoll,« entgegnete die Herzogin, »und ich möchte mich lieber überzeugen, daß ich ſelbſt die Perlenſchnur irgend wie verlegt habe, allein meine Kammerfrauen verſichern mich, daß es gar keinem Zweifel mehr unterliege. Die Perlenſchnur iſt vielleicht das Werthloſeſte meines ganzen Trouſſeau, hat aber für mich einen faſt unerſetzlichen ideellen Werth, da es ein Andenken meiner längſt verſtorbenen Mutter iſt, womit ſie mich am Tage meiner Confirmation beſchenkte. Bis heute trug ich ſie nur an beſonders feſtlichen Tagen und, weil ich den heutigen für einen ſolchen hielt, band ich ſie bei der kirchlichen Feier an dieſem Morgen um, legte ſie aber ab, bevor wir zur Tafel gingen. Meine alte treue Eliſabeth verſichert mich, das Collier noch am Abend auf demſelben Tiſche geſehen zu haben, wohin ich es gelegt zu haben mich beſtimmt entſinne. Jetzt iſt es verſchwunden, leider! ſage ich, denn ich dachte es meiner liebſten Tochter als ein theures Vermächtniß zu hinterlaſſen.«

»Und hat von dem Zeitpunkte an, wo es abgelegt ward, bis zu dem Augenblicke, da man das Collier vermißte, Niemand die Zimmer Eurer Durchlaucht betreten?« fragte Fringlau.

»Kein Fremder wenigſtens,« antwortete die Herzogin ſchonend, »Niemand, als meine beiden Kammerfrauen. . . . .«

»Und ich!« fiel ihr Natalie ins Wort, »meine gütige Mutter kennt mich aber zu gut, um auf die Anklage zu achten, welche ein Zufall wider mich erhebt. Wie leicht denkbar iſt es, daß ein Ungefähr die ſchwachen Seidenfäden zerriſſen und die einzelnen runden Kleinigkeiten zerſtreut hat.«

»Wie ſollte ich auch Dich beargwohnen, gute Natalie?« ſagte die gütige Fürſtin, ihr die verſchämt glühende Wange ſtreichelnd, »lieber würde ich ja meinen ganzen Schmuck opfern, als meinen Glauben an Dich und Deinen Werth aufgeben.« —

(Fortſetzung folgt.)

Angelica Kaufmann.

(Schluß.)

Neues Mißgeſchick betraf Angelica in ihren letzten Lebensjahren. 1795 ſtarb ihr getreuer Zucchi, und kurz nachher verlor ſie ihr ganzes Vermögen. Als eine gute Gattin trauerte ſie mehr um den Verluſt des Mannes, als um den des Geldes. Zum wenigſten hatte die Vorſehung ihr nicht Alles geraubt, ſondern ihr die beiden Hände gelaſſen, um den Pinſel zu führen; ſie dachte daran, daß ſie nicht immer reich geweſen, und daß ſie ſich jetzt beſſer einſchränken müſſe. „Die Armuth ſchreckt mich nicht,“ ſprach ſie, „aber das Alleinſeyn tödtet mich.“ Angelica hing an dem Leben der Welt, an dem Umgange und der Geſellſchaft der Künſtler; neben dem Atelier wollte ſie den Salon, nach der Arbeit das Geplauder. Gewohnt an die beſtändige Umgebung eines Schwarmes von Bewunderern und Fremden, erſchrack ſie vor der Leere. Ihre Seele war nicht ſtark und nicht heiter genug, um ohne Schwindel den Gipfel der Träumerei zu erſteigen und ohne Unruhe zu jeder Stunde ſich ſelber erforſchen zu können.

Als die Franzoſen Italien eroberten und Rom beſetzten, bebte Angelica einen Augenblick bei dem Gedanken, ihre Ruhe geſtört und ihre Einſamkeit beeinträchtigt zu ſehen. Da die Truppen ſehr zahlreich waren, ſo hatte man ſie unter alle Einwohner ohne Ausnahme vertheilen müſſen. Die Waffen klirrten überall auf den Straßen, und das kriegeriſche Rüſtzeug drohte das Heiligthum der Künſte zu entweihen. Zu Glück hatte ihre bekannte Galanterie die Franzoſen nicht verlaſſen, und Angelica erlangte, als Dame und als Künſtlerin zugleich, von dem General Leſpinaſſe eine Befreiung von der Einquartirung. Gerührt von dieſer Achtung, wollte ſie nicht zurückſtehen. Galanterie gegen Galanterie. Die Pinſel vergalten die Ehrerbietung, welche das Schwert ihnen bewieſen hatte, und die Künſtlerin malte des Generals Bildniß.

Angelica hatte die Gewohnheit, alle Gedanken, welche ihr beim Arbeiten durch den Kopf gingen, meiſtens beſcheiden, ſinnreich, ſehr oft traurig, wie alle, die aus einem bekümmerten Herzen, oder einem unruhigen Geiſte kommen, niederzuſchreiben. Sie warf dieſelben nachläſſig auf einzelne Blättchen hin, von denen einige auf uns gekommen ſind. Auf einem (vom Jahre 1801) ſteht Folgendes: „Einſt, als es mir ſchwer fiel, in dem Kopfe Gott des Vaters auszudrücken, was ich empfand, ſprach ich zu mir: Ich will nicht mehr verſuchen, Gegenſtände darzuſtellen, welche die menſchliche Einbildungskraft überſteigen; ich will dies bis zu dem Augenblicke verſchieben, wo ich im Himmel ſein werde, vorausgeſetzt, daß man im Himmel malen kann.“ Eine liebenswürdige Beſcheidenheit, welche die Hoffärtigen unſerer Zeit gewiß zum Lachen zwingt.

Die Biographen erzählen gewöhnlich viel von den Ehrenbezeugungen, die dem Gegenſtande ihrer faden Lobhudelei von Fürſten oder andern angeſehenen Perſonen zu Theil wurden. Wir ſelbſt haben die Schwachheit gehabt, einige dieſer Vorfälle aufzuzeichnen, die ſich im Leben der meiſten Künſtler ziemlich in derſelben Weiſe wiederholen. Was kümmert uns jedoch, daß Angelica von ruhmſüchtigen oder müſſigen Lords beſchützt, an den Hof von England berufen, oder in ihrem Atelier von Clotilde, der Konigin von Sardinien, beſucht worden? Wer empfängt die Ehre hierbei anders, als eben der Protector, der ſich im Umgange mit dem Protegirten ausbildet? Angelica ward durch ſolche Vorfälle mehr beunruhigt als gerührt. Weder die eiteln Schmeicheleien der Großen, noch der lieblichere Hauch der Bewunderung des Volkes vermochten die Gluth anzufachen, welche der Kummer in ihr erſtickte. Am 5. November 1807 ſtarb ſie an Entkräftung. Am 7. wurde ſie in Sanct Andreas delle Frate beerdigt, die Akademiker von Sanct Lucas wohnten ihrem Begräbniſſe bei. Wie bei Raphael, ſo trug man auch hinter ihrer Leiche ihre beiden letzten Werke; auch hatte man ihre in Gyps abgegoſſene Hand in der Stellung, wie ſie den Pinſel zu halten pflegte, auf dem Sarge befeſtigt.

Digitized by Google

Angelica Kaufmann's Schickſal war, wie man ſieht, ein höchſt merkwürdiges. Jung, ſchön, liebenswürdig, von der Natur mit der größten Vorliebe ausgeſtattet, der reizendſten Beſchäftigung eines Menſchen ergeben, verehrt, gefeiert von ihren berühmteſten Zeitgenoſſen, ſchien ſie alles zu beſitzen, was die Welt zu gewähren vermag, Dennoch gleicht ihr Lebeu einer gebrochenen und verfehlten Lienie. Was war es, das ihr mangelte? Nur eine höchſt einfache Sache: das launenhafte, willkührliche, unerreichbare, flüchtige, nur dem Zufall entſtammende, hier ſeltene, dort überflüſſige Etwas, das man Glück nennt. Angelica's Reinheit ſtellte ſie allen Schurkenſtreichen bloß; ſie ſtrauchelte und fiel in die Fallen, die ihr Talent und ihre Schönheit ihr legte. Die Welt iſt nun einmal ſo, daß die niedrigſten Gelüſte nicht von ihr laſſen. Iſt irgend wo ein ſanftes, ſchüchternes, anſpruchloſes Weſes, das der Stütze entbehrt und allen menſchlichen Rührungen und Schmerzen zugänglich iſt, ſo wird der Böſe wie ein Geier darauf herniederſtürzen. Man kriecht vor den Mächtigen, der zu ſchrecken weiß, man iſt nur ſtark und anmaßend gegen den Schwachen, von dem man nichts zu fürchten hat. Die ſchwache Unſchuld ward ſtets dem Laſter und der Verſtecktheit zur Beute. An ihr pflegt der getäuſchte Ehrgeiz die Bitterkeit ſeiner Entrüſtung und ſeiner Unzufriedenheit auszulaſſen.

(Aus der „Kölner Zeitung.“)

Die diesjährige Saiſon der Skala.

Wir entlehnen Nachſtehendes einem Mailändiſchen Feuilleton: „Endlich iſt die Theater-Saiſon der Skala zu Ende. Dank ſey dem Himmel dafür, nicht wegen der Zerſtreuungen, die wir damit verlieren, ſondern wegen des Lärmens und Getümmels! Dank ſey dem Himmel dafür im Namen unſerer Geſundheit, unſerer Ohren, unſerer Nerven und auch wegen der wiederzuerwartenden Verbrüderung der beiden Partheien, welche ſich drei volle Monate mit entgegengeſetzten Sympathieen, mit verſchiedenen Meinungen, mit natürlichem oder gemachtem Enthuſiasmus unter uns bewegt haben! Dank ſey dem Himmel für den geſunden Schlaf, der den Theaterblättern jetzt wieder zu Theil wird! Dank auch für die Flora unſerer Gärten, welche faſt ganz geplündert ſind!

Wir hatten dieſes Jahr drei letzte Vorſtellungen! Man denke ſich, welchen Stoff dies den Ultras der Skala gab! die erſte war die, welche den Lauf der Abonnements-Vorſtellungen ſchloß. Es fehlte dabei nicht an Blumenſträußen jeder Art und jeder Farbe, die poetiſchen mit inbegriffen; es erſchienen Kränze, verſchieden an Form und Umfang, darunter einige von ſolcher Dimenſion, daß ſie, anſtatt den Kopf zu bedecken, auf die Schuldern herabfielen, wie die, welche die Staël für Herder flocht; es war ein Wettkampf von Geſchrei, ein Wuthausſpruch von Applaus. Verdi wurde bekränzt; die Taglioni, die Frezzolini, die Cerrito nicht minder. Bewunderuswerth war der Fanatismus des Publikums, noch bewunderuswerther die Geduld derjenigen, welche ſchon am Montage um 3 Uhr Nachmittags das Parterre okkupirt hatten bis Dienſtag um 2 Uhr Morgens aushielten, um die letzten Sprünge des „dankbaren Affen“ zu ſehen.

Die zweite letzte Vorſtellung fand am Donnerſtag ſtatt und war ganz dem Triumphe der Frezzolini und der Taglioni gewidmet. Schöne Kränze, geſchmückt mit koſtbaren Bändern, bedeckten zweimal ohne Uebertreibung den ganzen Vordertheil der Bühne, das erſtemal zu Ehren der ausgezeichneten Sängerin, das zweitemal zu Ehren der unvergleichlichen Tänzerin. Für die Taglioni wurde unter Anderem auch ein goldener Kranz von ausgezeichneter Arbeit geworfen, der auf zwei Atlasſtreifen die Inſchrift trug: „Maria Taglioni, der neuen Terpſichore.“ Für die Frezzolini erhob ſich aus einer Klappe unter der Bühne ein ungeheuerer Kranz, une couronne-monstre, wie die Franzoſen ſagen würden, welchen einer unſerer vornehmen Junglinge mit ſeltener Ausdauer und mit ausgezeichnetem Geſchmacke geflochten hatte. Ihn aufzuheben, bedurfte es der ganzen Kraft zweier Theaterdiener. Dieſer ungeheuere Strauß und der goldene Kranz, der Tribut der Bewunderung eines anderen Edelmanns, wurden mit ungeheuerem Applaus begrüßt.

Die letzte Vorſtellung fand zum Beneſiee des Theater-Inſtituts ſtatt, und die Taglioni, welche mit ihrem großen künſtleriſchen Verdienſte auch das einer edlen Wohlthätigkeit verbindet, verſtand ſich gern dazu, zum Beſten der Familien der armen Arbeiter zu tanzen. Das Theater war voll, und die beiden Pas, die ſie tanzte, erhielten einen doppelten Applaus, ſowohl wegen der künſtleriſchen Anmuth und Rundung als wegen des wohlthätigen Zwecks, Jeder glaubte, daß Mailand keine Blumen mehr hätte für dieſe Wunder des Tanzes, als aus derſelben Klappe, aus welcher der ungeheuere Kranz aufgetaucht war, eine Rieſen-Pyramide emporſtieg, um welche herum die ſchönſten Blumen: Kamelien, Nelken, Roſen, Anemonen, Hyacinthen u. ſ. w., äußerſt kunſtvoll gruppirt waren. Und damit endete die nächtliche Feier noch nicht, denn als die Taglioni nach Hauſe zurückkehrte, fand ſie ſchon die Muſik des Regiments Bakony und die Chöre der Skala, welche ihr eine Serenade brachten.

Noch Keiner hatte Merante einen Kranz dargebracht, obgleich er reichlichen Beifall erhalten hatte. Obgleich Worte eine ſolche Vergeßlichkeit oder Ausſchließung nicht ausgleichen können, ſo ſchickten wir uns doch ſchon an, ihm zu ſagen, daß ſchwerlich ein anderer Tänzer ſeinen Platz während einer langen und beſchwerlichen Saiſon ſo gut ausgefüllt haben würde; indeß erhielt er noch am letzten Abend die Huldigung eines Kranzes, und er, der ſolche ſo oft für die Taglioni geſammelt hatte, ſah jetzt das herrliche Weib einen für ihn aufnehmen, und ihm anmuthig hinreichen. Der verdiente Tribut und dieſe Höflichkeit erhielten den lauteſten Applaus.“

„Das iſt das Ende der wunderbaren Geſchichte!“ ſchließt der Italiäniſche Berichterſtatter. In der That eine wunderbare, hyperboliſche, pyramidale, mirobolante Geſchichte, obgleich wir mit ähnlichen aufwarten können. Mutato nomine de te narratur fabula! Italiäniſche und Deutſche Ueberſchwenglichkeit halten ſich hier einander die Waage und können ſich gegenſeitig tröſten, obgleich ſie durch einige leichte Nüancen geſchieden ſind. Der Italiäniſche Enthuſiasmus iſt naiv und darum natürlicher und erträglicher. Der Deutſche iſt auch Tollheit, aber dieſe Tollheit hat auch Methode und wird dadurch widerwärtiger. Der Italiäner klatſcht und raſet, ohne arrière-pensée, weil es ihm ſo zu Muthe iſt, und weil ſeine Leidenſchaft — im Grunde immer eine edle Regung, die von ihrem rechten Ziele ausgeſchloſſen iſt — keine andere Nahrung findet. Der Deutſche klatſcht und raſet ebenfalls: aber das iſt ein gezwungener Zuſtand bei ihm, den er rechtfertigen muß; er entwirft daher eine Meta-

Digitized by Google

phyſik der Beinhebungen und Fingerſchwingungen. Aber die Raſerei iſt auch für den Deutſchen ein unnatürlicher Zuſtand, eine Trunkenheit des Kopfes, auf welche nüchternes Erwachen folgt: es geht ihm wie einem erwachſenen Menſchen, der eine Zeit lang Kinderpoſſen treibt, deren er ſich hinterdrein ſchämt; er glaubt, ſeine Scham abzuſchütteln, indem er ſeine Seele in den Staub herabzieht und verhöhnt. Daß die Tollheit des Deutſchen reflektirt iſt, hindert freilich nicht oder bedingt vielmehr, daß ſie größere Extravaganzen begeht, als die der Italiäner. Nein, zu ſolchem Wahnſinn der Schwärmerei und Abgötterei, wie wir erlebt, haben ſie es nie gebracht. Auch haben die Italiäner noch etwas Anderes vor den Deutſchen voraus. Sie ſchwärmen für Tänzerinnen und Sängerinnen; es ſcheint uns dies eine verſchwendete Begeiſterung, aber jedenfalls iſt ſie noch tauſendmal edler, als der Taumel für das Virtuoſenthum, der in Deutſchland in der letzten Zeit ſo ſehr in die Höhe gekommen. Die Begeiſterung für die Fertigkeit der Finger, für die techniſche Dreſſur iſt die unterſte Stufe des ſogenannten Kunſt-Enthuſiasmus, der überall nur aus der inneren Leere hervorgeht und ſich bei ſolchen Völkern nicht findet, die einen gediegenen Lebenskern haben. Die Italiäner ſind ein Volk von Greiſen, deren alterſchwacher Stumpfſinn ſich an Kinderſpielen ergötzt: die wahre Kunſt iſt mit dem Aufhören ihrer politiſchen und geſchichtlichen Bedeutung von ihnen geflohen, und ſie täuſchen ſich jetzt mit dem Scheine der Kunſt. Was ſind aber die Deutſchen? Sie wagen es ſich nicht einzugeſtehen, weil ſie das eitelſte von allen Völkern ſind.*)

*) Sachte, ſachte, rufen wir unſerem virtuoſenfeindlichen Mitarbeiter zu. Das, was Sie eben ausgeſprochen, hat wohl noch kein anderer Menſch geſagt, der einen ruhigen vergleichenden Blick auf die Deutſchen und ihre Nachbarn jenſeits der Vogeſen und Alpen, wie jenſeits des Meeres geworfen.
D. R.

(Aus dem „Magazin f. d. Liter. d. Ausl.“)

Notizen-Blatt.

(**Theatraliſches.**) In Batavia ſpielt zum erſtenmal eine franzöſiſche Schauſpielertruppe und macht unter den Europäern enormes Glück. Die Truppe des Hrn. Menard gab zuvor eine Reihe von Vorſtellungen in Calcutta.

Man meldet aus Breslau: Der Sänger Hirſch, welcher ſich durch ein unlängſt vollendetes Gaſtſpiel auch in Berlin bekannt gemacht hat, iſt von der hieſigen Bühne noch auf längere Zeit, ich glaube auf 2 Jahre, engagirt, findet jedoch plötzlich geheime Veranlaſſungen, die Auflöſung des Vertrages Seitens der Direction noch vom Auguſt vorigen Jahres ab zu wünſchen. Die Direction weigert ſich ſehr natürlich, ihm, einem beliebten und tüchtigen Mitglied, ohne Weiteres nachzugeben. Hr. Hirſch will nunmehr die Entlaſſung auf andere Art gewinnen. Er beſucht eine angeſetzte Probe nicht und erklärt kurzweg, daß er in „Figaro's Hochzeit“, der nächſten bereits angekündigten Oper, welche noch dazu eine Benefiz-Vorſtellung iſt, nicht auftreten, ſondern abreiſen werde, weil ihn die Direction nicht entlaſſen wolle. Die Direction ruft den geſetzlichen Schutz an; ein ſchleuniges Prozeß-Verfahren wird am 10. d. M (oder den folgenden Tag, ich erinnere mich nicht genau) eingeleitet, am Nachmittage der Antrag gemacht und ſchon Abends 11 1/2 Uhr — welch eine dramatiſche Situation — Hr. Hirſch zum gefänglichen Gewahrſam gebracht, wo er noch heute bis zum definitiven Ausgang der Sache mit ſeiner Perſon gegen gewiſſe, in der Künſtlerwelt früher beliebte improviſirte Abreiſen Bürgſchaft leiſtet. Dieſe Theaterfrage hatte auf einige Tage ſämmtliche politiſchen und ſocialen Fragen in der Stadt verdrängt. Man darf von ihrer Löſung die allgemeinſte heilſamſte Wirkung erwarten. Das k. Stadtgericht hat hier ein Beiſpiel von muſterhaft prompter Juſtizpflege in einer Angelegenheit gegeben, bei welcher ſich die Direction dem Bonplaiſir der Schauſpieler gegenüber oft rechtlos gewähnt und rathlos befunden hat.

(**Miscellen.**) Das Banditenweib. Der Anführer einer Räuberbande, die in Calabrien ihr Weſen trieb, hatte ein junges Weib, das ſo ſchön wie muthvoll war und ihn bei den gefährlichſten Unternehmungen begleitete. Das eheliche Glück des Räuberhauptmanns wurde durch die Geburt eines Sohnes noch erhöht. Aber die Vaterfreude währte nicht lange, da das Kind faſt den ganzen Tag ſchrie, ein Umſtand, der dem Banditen ſo läſtig, wie gefährlich ſchien. Mehr als einmal drohte er, dem Schreier den Hals umdrehen zu wollen und in einer Nacht, wo er mordgieriger als gewöhnlich heim kam, weil ein Fang mislungen war, ſprang er, als das Kind wieder ſchrie, plötzlich auf und erdroſſelte es vor den Augen der Mutter, die vergebens gegen den Unmenſchen ankämpfte. Die glühende Liebe des Ehepaares verwandelte ſich in den glühendſten Haß. Durch die ſteten Verwünſchungen der Frau aufgebracht und ihre Rache fürchtend, beſchloß der Bandit, dem vielbeweinten Kinde die Mutter nachzuſenden. Eines Abends ſagte er zu ſeinem Neffen, als er ihm das Commando für die Nacht anvertraute, wenn er während der Nacht einen Schuß fallen höre, ſo ſolle er ſich dadurch nicht auf die Beine bringen laſſen; derſelbe bedeute nichts als den Laufpaß, den er der Giuditta für die andere Welt ſchreiben wolle. Hierauf kehrte er in ſein Zelt zurück, das in einiger Entfernung von denen der Bande ſtand. Aber zufällig hatte das Weib des Banditen dieſe Nacht gleichfalls zur Vollziehung ihrer Rache auserſehen. Es gelang ihr, die üble Laune des Banditen zu bannen und, ſeinen Plan vergeſſend, ſchlief er ein. Das Weib benutzte ſofort den Moment, nahm des Mannes Büchſe und ſchoß ihn durch's Herz; hierauf ſchnitt ſie ihm den Kopf ab, wickelte denſelben in die Decke und gelangte glücklich nach Reggio, wo ſie das Geld löſte, das auf den Kopf des gefürchteten Räuberhauptmanns geſetzt war. Als der Neffe des Banditen den Schuß fallen hörte, rief er: „Still, mein Oheim rechnet mit Giuditta ab!“ legte ſich auf die andere Seite und ſchlief ruhig wieder ein.

Zur Auſſuchung der Urſitze der Germanen geht mit Unterſtützung des Königs eine kleine Expedition unter Leitung des Dr. Roſe von Berlin nach dem Kaukaſus. Die Anregungen, welche von Alexander v. Humboldt und Ritter ausgehen, haben von Berlin aus durch eine Menge geographiſcher Forſcher bereits reiche Früchte getragen.

✡

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 56. Dinstag, 9. Mai 1843.

Die Affekte.

(Fortſetzung.)

Wenn nun auch die Herzogin ſelbſt felſenfeſt an die Unſchuld ihres Lieblings glaubte, ſo waren doch Andere, Kleingläubige da, welche nicht ſo edel dachten; wer in beſonderem Schutz und Gunſt hoher Perſonen ſteht, der hat unverſchuldet Neider und Feinde, und ſolchen war es Wolluſt, den längſt erſehnten Flecken an der makel- und tadelloſen Natalie endlich erſpäht zu haben. Der Baron hatte den Wink ſeiner Gattin, daß Natalie das Boudoir der Herzogin betreten, längſt unter den Anweſenden verbreitet und von den Dienern hatte man erfahren, daß die zerſtreuten Perlen längs des Weges von den Gemächern der Herzogin zu der Wohnung des Majors gefunden worden ſeyen; was bedurfte es mehr Zeugniß? Der Schein galt ſchon jetzt für Wahrheit und die erſt nur finſter tadelnden Blicke ſprachen theilweiſe Verachtung und Entrüſtung aus. Noch höher ſtieg die allgemeine Indignation, als etliche Stunden ſpäter, wie der Ball längſt ruhig wieder fortging, ein Weib eiligſt hereintrat und unmittelbar auf die Herzogin zuging. Es war die Wartefrau der kleinen Leopoldine, die jetzt athemlos hereingeſtürzt war und die Perlen des Colliers mit einem Theile der Schnur auf der Hand daher brachte. »Durchlaucht!« rief ſie, die Perlen hinreichend, »da ſind ſie, ich fand ſie im Kiſſen des kleinen Täuflings!«

Der Schreck dieſer Nachricht preßte der Mutter einen dumpfen Schrei aus; ſie barg ihr Geſicht in die Hände, dann aber ſprang ſie raſch auf und rief, die Wartefrau am Arme ergreifend, heftig aus: »Du lügſt, Roſine, Du lügſt abſcheulich! es iſt nicht war, es iſt unmöglich!«

Die arme Frau war wie angedonnert ob dieſer Entgegnung; in der Meinung aber, man wolle ſie des Diebſtahles der Perlen beſchuldigen, wandte ſie ſich gegen ihre Gebieterin und rief mit der dem Zorne eigenthümlichen derben Beredtſamkeit: »Wie, Madame? ich lügen? ich — eine ehrliche geſtandene Perſon von vierzig Jahren lügen? Wiſſen Sie, was das heißt .... 's nur gut, daß ich nicht allein war, wie ich das Kind aus dem Kiſſen nahm, worin die lumpigen Dinger da lagen, ſonſt würden Sie gar noch behaupten, ich habe ſie geſtohlen! Ei, da kämen Sie mir ſchön an, gnädige Frau! Nein, nein, 's iſt nichts ſo klar geſponnen, 's kommt doch endlich an die Sonnen! Wer Andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein! Hochmuth kommt vor dem Fall!«

Die Herzogin mußte ihr ſelbſt Ruhe gebieten, ſonſt hätte ſie am Ende ihr Herrin noch förmlich des Diebſtahles angeklagt; als ſie endlich durch Fäuſteballen Zähneknirſchen und Kopfſchütteln ihrem Zorne Luft gemacht hatte, erzählte ſie, daß ſie nach der Entfernung der Mutter ſich mit dem Säugling ſchlafen gelegt und mehrere Stunden geſchlafen habe, bis das klägliche Geſchrei des Kindes, das ſelbſt nicht geendet, als die Amme ihm die Bruſt gereicht, ſie veranlaßt habe, aufzuſtehen und des Kindes Bett zu unterſuchen, weil ſie gefürchtet habe, der arme Säugling möchte zu feſt in ſein Kiſſen gebunden ſeyn. Sowohl im Bett des Kindes, als in dem Kiſſen fanden ſich Perlen und das große mit einem prächtigen Diamanten verzierte Schloß der Schnur hatte das Beinchen des Kindes wund gedrückt und ſo ſein Schreien veranlaßt.

Man denke ſich nun das allgemeine Erſtaunen, welches das nächſte Ergebniß dieſer Erzählung war; man blickte auf die Erzählerin, blickte auf die halbohnmächtige Mutter des kleinen Säuglings, die mit ſtieren geiſterhaften Augen zu Boden ſchaute und nur die Worte: »es iſt nicht wahr! es iſt unmöglich!« vernehmen ließ. — Man winkte ſich bedeutſam mit den Augen, zuckte die Achſeln und rümpfte die Naſe. Inmitten der ganzen Gruppe ſtand der Major, eine bleiche Marmor Statue, wie auf Kohlen. Grimm, Wuth, Verachtung und Scham wühlten in ſeinem Buſen; er ſah dieſe Blicke, dieſe höhniſchen, mitleidigen Mienen, die unverkennbarſten Zeichen des allgemeinen Argwohns, und ſeine Fauſt ballte ſich krampfhaft im ohnmächtigen Drange, jene Fratzengeſichter niederzuſchmettern, aber ſeine Stellung, die Gegenwart ſeiner Gonnerin und vor Allem die körperlichen Umſtände ſeiner Gattin empfahlen ihm Mäßigung und Ruhe. Mit der ernſten Würde, welche das Selbſtbewußtſeyn völliger Unſchuld und innern Werthes gibt, trat er vor die Fürſtin und bat um die Erlaubniß, die ſo mächtig erſchütterte Gattin nach Hauſe führen und dort ſelbſt die Unterſuchung einleiten zu dürfen, indem er ſein Wort als Cavalier und Soldat einſetzte, nichts unverſucht laſſen zu wollen, was zur Auffindung des wahren Thäters dienen könnte und ſollte dieſer ſein leiblicher Bruder ſeyn; ſtolz verließ er alsdann den Saal.

Ehe die Geſellſchaft ſich auflöſte, glaubte Jeder die unumſtoßliche Gewißheit mit ſich nach Hauſe nehmen zu können, daß die Majorin — vielleicht in einer Art Envie, wie er ja bei Schwangeren und jungen Müttern häufig ankommt — die Perlenſchnur mit ſich genommen und in Ermangelung eines beſſern Verſtecks in dem Wickelkiſſen ihres Töchterchens verborgen habe. Wenn ein Theil der Geſellſchaft die Majorin ihrem bisherigen Lebenswandel und Charakter zufolge eines Diebſtahles für unfähig hielt und alle Kunſt des Verſtandes aufbot, ſich ſelbſt vom Gegentheile zu überzeugen, ſo war

es doch für eine bei Weitem überwiegende Mehrzahl volle Gewißheit, daß die »Weisheit auf der Gaſſe« mit der gemeinen herzloſen Sentenz »ſtille Waſſer ſind betrüglich« auf die unbeſcholtene Frau eine gerechte Anwendung finde.

Der Major bot Alles auf, um über die Urheberſchaft des Diebſtahls, ſo wie über die Art und Weiſe, wie die verhängnißvollen Perlen in das Kiſſen ſeines Töchterchens gekommen ſeyen, etwas Näheres, Gewiſſeres zu entdecken. Die Ausſage der Amme und der Wartefrau ſtimmten darin überein, daß keine derſelben die Kiſſen des Säuglings eher berührt, als bis das Geſchrei des Kindes ſie auf die ungeſchickte Lage desſelben aufmerkſam gemacht; ſonſt hatte Niemand das Zimmer betreten. Wie er auch drohen, bitten, beſchwören mochte, nichts vermochte den Verdacht zu mindern, der auf der Majorin haften blieb; die beiden Kammerfrauen der Herzogin, die Amme und die Wartefrau Leopoldinens beharrten darauf, die Wahrheit ihrer Ausſagen mit einem feierlichen Eide zu bekräftigen. Die Amme beſonders, eine arme Bäurin aus dem Gebirge, war es, welche der Major ungerechter Weiſe in Verdacht hatte, den Diebſtahl begangen zu haben, obwohl mit Gewißheit anzunehmen war, daß ſie den Werth eines ſolchen Schmuckes kaum zu bemeſſen verſtanden haben würde. Fringlau erſchöpfte ſeine ganze Beredtſamkeit, ſie zum Eingeſtändniſſe zu bewegen; er verhieß ihr Straſloſigkeit, Vergeſſenheit des Vorfalls, eine reiche Belohnung — vergebens; die arme Frau betheuerte mit Thränen des Schmerzes und der Entrüſtung ihre Unſchuld und flehte ihn an, ihr das einzige Kleinod, das ſie beſaß — ihren guten Namen — nicht zu nehmen, ſo daß der Major endlich einſah, die Frau habe ihn im Verdachte, ihr durch Belohnung ein Eingeſtändniß ablocken und ſo den Argwohn von Natalien abwenden zu wollen, und aus Ehrgefühl und Selbſtachtung ſchweigen mußte.

Das Collier war dem größten Theile nach wieder gefunden, nur etliche Perlen von beſonderer Größe, namentlich zwei ſchwarze Perlen, und ein Diamantkreuzchen, das an der Schließe befeſtigt geweſen war, blieben ſpurlos verſchwunden. Die Herzogin ſchien ſich begnügen zu wollen und verbat jede weitere Nachforſchung. Dem Major und ſeiner Gattin aber konnte es nicht entgehen, daß ſie troß aller Liebe für Natalien, troß des unerſchütterlichen Vertrauens, welches ſie ſeither für ſie bewieſen hatte, doch einem Argwohn Raum gegeben hatte, und dies demüthigte die beiden Gatten tiefer, als alles Andere. Wie ſchrecklich Fringlau bei dieſem Stand der Dinge litt, vermag ich nicht zu beſchreiben; der gewandte, lebensfrohe, heitre Mann ward auf einmal verſchloſſen, finſter, mürriſch, zerfallen mit ſich und der Welt; fiel ſein Blick auf Natalie, ſo trübte ſich ſein Auge, ſeine Bruſt ſchien beklemmt und mit unwiderſtehlichem Drange trieb es ihn an das Herz ſeiner Gattin; ſeine Küſſe, ſein wehmüthiges Lächeln ſagten ihr am deutlichſten, daß er keinen Zweifel hegen könne, daß er feſt und unerſchütterlich an ihre Unſchuld glauben müſſe, daß er nur den entfernteſten Verdacht für einen Hochverrath an ſeiner Liebe halte. Blickte er hingegen auf die armen Kinder, dann ward der feuchte Schleier ſeiner Augen weit trüber und eine ſtille Thräne glitt verſtohlen über die männliche gebräunte Wange; ſie, die ſchuldloſen Weſen ſollten ja am härteſten leiden unter der unverdienten Schmach der Mutter — ſie ſollten ja einſt ſelbſt den giftigen Zweifel an der Ehre der Mutter in ſich aufnehmen müſſen, ſie ſollten mit Blicken des Vorwurfs zurückſchauen auf die Vergangenheit derjenigen, welche von einem wahrhaft göttlichen Nimbus umgeben vor ihrem Blicke ſtehen ſollte. Der Gatte, der Vater, der Mann mit dem unantaſtbaren ſoldatiſchſtrengen Ehrgefühl litt, was ſich nur fühlen, nicht in Worte faſſen läßt, und die Pflicht der Liebe legte ihm noch den Zwang auf, ſein eigenes Leiden zu verbergen und der theuren ſchwergeprüften Gattin Troſt zu ſpenden, deſſen er ſelbſt bedürftig geweſen wäre.

(Fortſetzung folgt.)

Koloſſale Phantaſie der Engländer.

Ein Volk, welches ſo großartige und koloſſale Thaten vollführt, wie die Engländer, muß auch koloſſale Ideen erzeugen, wäre es auch nur auf dem Gebiete des Scherzes. Hier einige Beiſpiele. Zuerſt ein engliſches

Kinderlied:

Wenn alle Seen flöſſen in einen einz'gen See,
Was für ein ungeheurer See müßt' das nicht ſeyn!
Und wüchſen alle Bäume wie einer in die Höh',
Was für ein ungeheurer Baum müßt' das nicht ſeyn!
Und wären alle Beile in einem Beil ſodann. — Was ꝛc.
Und wären alle Männer ein einz'ger großer Mann, — Was ꝛc.
Und nähm der ungeheure Mann das ungeheure Beil,
Hüb' um den ungeheuren Baum,
Und der fiel in die See,
Was für ein ungeheures Platſchen
Und Klatſchen das müßt' ſeyn!

Ferner folgen hier zwei Proben aus dem Punch London Charivari. Die Engländer bauen einen Tunnel unter der Themſe, aber ihre Phantaſie geht weiter. Als ſich der Krieg mit China in die Länge ziehen zu wollen ſchien, ſchlug das genannte Blatt vor, zur Erleichterung der Communication eine Eiſenbahn von London nach dem Himmliſchen Reiche anzulegen; der Plan dabei war, die Eingeweide der Erde zu durchſtechen, mittelſt eines Tunnels von London nach Canton, womit man zugleich den Ankauf von Land, ſo wie den Einſpruch fremder Nationen, zu umgehen und in Gold- und Silbergruben einen reichlichen Erſatz für die Koſten des Baues zu finden hoffte. St. Paul's Kathedrale wird niedergeriſſen, und an ihrer Stelle wird der Biſchof von London oder das Parlament, das nöthige Land für den dieſſeitigen Terminus bewilligen. Unter dem Veſuv, den die Eiſenbahn unmittelbar berührt, wird eine Station gebildet, um Kohlen und Lava einzunehmen, auch Cyklopen, falls ſich ſolche dort vorfänden. Ein anderer Halt wird unter dem Mittelländiſchen Meere gemacht, um mittelſt hinaufgeleiteter Rohren neuen Vorrath von Waſſer zu gewinnen. Die Compagnie behält ſich weitere Berichte vor und wagt vorläufig zu hoffen, daß die Ausführung ihres Planes dem Geſammt-Verkehre um ſo förderlicher ſein werde, als zu erwarten ſtehe, daß die meiſten Kontinental-Völker Seiten-Tunnels anlegen würden, um ſich gleich ihnen unter einander und mit den Bewohnern des Innern der Erde in Verbindung zu ſetzen. Die Akademie zu Nirgends habe es ohnedies mehr als wahrſcheinlich gemacht, daß

die bei früheren Erdbeben verſchlungenen Erdbewohner bei dieſer Gelegenheit wieder zum Vorſchein kommen würden.

* *

Als der Krieg mit China dann plötzlich eine überraſchend günſtige Wendung genommen hatte, da war es der Thee und die Ausſicht, denſelben künftig beſſer und billiger zu beziehen, die die Gemüther in Anſpruch nahm, Sir H. Pottinger, berichtete uns der Punch, werde künftig Lord Heiſan heißen und drei Mandarinen-Köpfe, bei ihren Schwänzen zuſammengeknüpft, darüber einen teapot volante, zu ſeinem Wappen haben.

Was aber den Thee betrifft, ſo gehe Sir J. Graham mit dem denkwürdigen Plane um, das River-Reſervoir, welches gegenwärtig die City mit Waſſer verſehe, zu einem ungeheuren Metropolitan-Theetopf umzuſchaffen, deſſen lieblicher Inhalt künftig an Stelle des geſchmackloſen Waſſers durch alle Adern und Röhren in jedes Eckchen der City fließen würde. Die Oefen heißt es weiter, welche in einem ungeheuren Maßſtabe unter dem Reſervoir angebracht werden, ſollen von Bataillonen von Sinekuriſten und Staats-Penſionairen geheizt werden, die dafür zweimal täglich gratis Thee erhalten, aber für Brod und Butter ſelbſt zu ſorgen haben. Lord Abinger wird General-Superintendant des Feuer-Departements, und der Herzog von New-Caſtle ſorgt für den Kohlenbedarf.

Der Thee ſoll ferner vor der Vertheilung mit Milch und Zucker zubereitet und, um den Ingredienzien die nöthige Harmonie zu geben, von einer eigenen Geſchmacks-Geſellſchaft gekoſtet werden, die aus den Herzoginnen von Sutherland und Buccleuch und den Hon. G. E. Anſon beſtehen wird, unter der Mitwirkung der Grafen von Haddington und Aberdeen. Dem ſo vermehrten Zuckerbedarf entgegenzukommen, werden die Häfen den Braſilianern geöffnet, und Sir R. Peel — wird die Zähne beſteuern, was dann die falſchen aus dem Verkehr treiben wird. Für die Milch wird der Herzog von Buckingham ſorgen, der ſich anheiſchig macht, 10,000 Stück Hornvieh in der Nähe des Reſervoirs zu halten.

Auch Sir E. Knatchbull und Oberſt Sibthorpe erhalten ihre Rollen. An allen Ecken und Plätzen werden Pumpen angebracht, darunter ſtets gefüllte Gefäße, aus denen der Vorübergehende nach Belieben ſchöpfen kann. Die beabſichtigten Springbrunnen auf Trafalgar-Square werden heißen Thee ſprudeln, und das Nelſon-Monument wird zum Denkmale an den Chineſiſchen Krieg umgeformt und auf einem ſplendiden Korinthiſchen Kapitäl einen Mammuth-Britanniametall-Theetopf tragen, von welchem ein fortwährender Strom auf Kopf und Schultern von König Karl fallen wird. Die Nachbarſchaft Apsley-Houſe wird zu Theegärten umgeſchaffen.

Um die größeren Städte des Reichs in gleicher Weiſe mit Thee zu verſorgen, werden die Eiſenbahnen mit patentirten Lokomotiv-Krügen verſehen. Viscount Lowther ſinnt noch auf einen Plan, den kleineren Städten den Thee durch die Poſt zukommen zu laſſen.

Die beiden Häuſer werden auf das Liberalſte bedacht. Im Oberhauſe präſidirt der Lord-Kanzler an dem Theetiſche; während in dem Unterhauſe jedes Mitglied eine verſtopfbare Röhre erhält. Nur die Radikalen erhalten immer je zwei eine Röhre, indem z. B. die Herren Hume und Roebuck zuſammengehen. Sir Robert hofft, daß es auf ſolche Weiſe leichter ſeyn werde, „ein Haus zu machen", und daß ſich die Mitglieder hinfort ſeltener betrinken würden.

Der Herzog von Buckingham erhält die verbrauchten Theeblätter als Dünger für das Thal von Aylesbury, und hofft das Gouvernement, Se. Erlaucht durch ſolche politiſche Maßregel zur Wieder-Theilnahme an der Regierung zu bewegen.

Die Königin endlich, flüſtert man ſich in den beſtunterrichteten Zirkeln zu, beabſichtigt, wenn Alles fertig, den gekrönten Häuptern Europa's eine Thee-Geſellſchaft zu geben und dabei Ludwig Philipp gelegentlich zu ſeiner Zuſtimmung zu dem Durchſuchungsrechts-Vertrag zu bewegen. Der Präſident der Vereinigten Staaten erhält als „too vulgar" keine Einladung; ſo wie es auch noch nicht entſchieden iſt, ob der Regent Eſpartero und Se. Heiligkeit der Papſt, Letzterer aus Rückſicht für den Erzbiſchof von Canterbury, Karten zugeſchickt erhalten werden.

(Magz. f. d. Lit. d. Ausl.)

Die Verfälſchung und Vergiftung des Bieres durch Waſſer.

Sehr häufig hält man eine Sache für unſchädlich, die es in der That gar nicht, ſondern die höchſt ſchädlich iſt. So hält gewiß jeder Brauer und Schenkwirth Waſſer für den unſchädlichen Zuſatz, den er dem ſchon fertigen Biere gibt, und doch iſt gerade dieſes höchſt unſchädlich ſcheinende Waſſer, das er zuſetzt, der Zuſatz, der ſein Bier bitter und der Geſundheit nachtheilig macht, ſo daß ein ſchwach gebrautes Bier viel weniger ſchädlich iſt, als ein ſtark gebrautes Bier, dem man zur Verdünnung Waſſer zuſetzt. Ohne dieſen nachtheiligen Erfolg des Waſſerzuſatzes wäre derſelbe nur eine Betrügerei, ſo aber iſt der Waſſerzuſatz zu fertigem Biere eine Vergiftung, ein ſchädlicher Zuſatz. — Warum? Man mache den Verſuch, und laſſe ein beliebiges Quantum gutes, reines Braunbier auf einem Porzellan-Teller an der Luft freiwillig verdampfen, bis ein kleiner Reſt von ſyrupartiger Conſiſtenz zurückbleibt; dieſen verſuche man, und er wird nicht bitter ſchmecken, auf das Auge einer Katze gebracht, wird er die Pupille nicht erweitern, er iſt mithin nicht narkotiſch, betäubend. Von demſelben Bier ein zweites Quantum genommen, und demſelben ein Drittheil friſches Brunnenwaſſer zugeſetzt, und dann eben ſo verdampft, ſo erhält man einen Rückſtand, der höchſt bitter ſchmeckt, und — auf die Pupille des Auges gebracht — die Erſcheinung einer ſtarken Erweiterung der Pupille hervorbringt, ſomit eine narkotiſche Wirkung anzeigt. Der Waſſerzuſatz hat alſo das ſtarke Bier nicht geſchwächt, ſondern in ſeiner betäubenden, berauſchenden Wirkung verſtärkt. — Woher kommt das? Das Brunnenwaſſer, das in gewinnſüchtiger Abſicht dem Biere zugeſetzt wird, iſt ein Zerſetzungsmittel für das in inniger Verbindung für den Malzzucker und Malzgummi gehaltene Narkotiſche. Vom Brauer für ein unſchädliches Streckmittel gehalten, hat er dadurch ſein geſundes Bier in eine betäubende, bittere, giftige, der Geſundheit höchſt gefährliche Flüſſigkeit verwandelt, denn er hat nun das in ſeiner Verbindung mit Malzzucker ꝛc. geſunde, ſeiner narkotiſchen Eigenſchaften beraubte, nicht mehr giftige Princip des Hopfens wieder frei gemacht, und ſo ſein Getränk aus Gewinnſucht vergiftet. Wir können nicht umhin, dieſe intereſſante Thatſache bekannt, und vorzüglich

Digitized by Google

die Polizeibehörden darauf aufmerkſam zu machen, damit ein Getränk, was von vielen Ständen, und vorzüglich von der arbeitenden Klaſſe faſt als Nahrungsmittel betrachtet und genoſſen wird, ſelbſt durch einen ſcheinbar unſchuldigen Zuſatz nicht verdorben wird. Es mag ſich daraus eine Sache erklären, warum namlich der Brauer bei der Viſitation ſeiner Biere im Keller Biere von beſter Qualität hat, und doch der konſumirende Gaſt ſtets nur einen bitteren Wehrmuthstrank bekommt, weil dieſes gute Bier nicht nur durch ein ſehr unchriſtliches Taufen verdünnt, ſondern ſeine Miſchung verändert wird. Möge jeder Biertrinker dieſe Erſcheinung zu Gemüthe ziehen, und ſolche bittere, giftige Getränke dem Produzenten zum eigenen Genuſſe überlaſſen; die Produzenten aber von der Meinung abgehen, daß es der Experimental-Chemie nicht und nie gelinge, einem ſchlechten Biere zu beweiſen, daß es ſchlecht ſey. Profeſſor Steinheil und Obergrath Fuchs haben ſchon den Anfang gemacht, und ſolche Erfahrungen dazu werden bald das Ganze beleuchten und dem Publikum den redlichen Mann von dem Betrüger unterſcheiden lehren. Es wird dann die etwaige verwandſchaftliche Gefälligkeit zwiſchen Produzent nnd Viſitator ihr verdientes Ende finden und dem Publikum für ſein gutes Geld um ſo mehr gute Waare geliefert werden, als der Bierſatz hoch genug geſtellt iſt, daß die Brauer immer noch ſehr bedeutenden Nutzen haben, auch wenn ſie ihr Fabrikat unverfälſcht laſſen. (Reg.-Ztg.)

Correſpondenz.

Frankfurt, 1. Mai.

Der Mai läßt ſich bei uns wie ein Sommermonat an und ſcheint den Kleinhandel unſerer nun zu Ende gehenden Oſtermeſſe noch beleben zu wollen. An dem heutigen ſogenannten Nickelchestag wogte eine Maſſe Volk in der Meſſe auf und ab, ſo daß man kaum durchdringen konnte. Es iſt einmal hergebrachte Sitte, daß am dritten Meßmontage die untern Stände, namentlich die dienende Klaſſe in der Meſſe auf- und niederwogt. Die Wenigſten denken dabei an Einkäufe, haben auch wohl kein Geld dazu, gleichwohl iſt dieſer Tag doch ein Erntetag für die Detailliſten. Von den ſogenannten Sehenswürdigkeiten der Meſſe verdienen diesmal nur die Darſtellungen des Prof. Conus — Profeſſor iſt jeder Zauberkünſtler — auf dem Gebiete der natürlichen Magie, beſondere Erwähnung. Dieſer Franzoſe kann ſich einem Döbler in ſeinen Arbeiten dreiſt an die Seite ſtellen und hätte weit mehr gemacht, wenn er nicht gezwungen geweſen wäre, in einer Bude ſein Theater aufzuſchlagen. Für die mittleren und untern Stände iſt es auch ſehr unbequem, daß Herr Conns nur franzöſiſch ſpricht.

Die Meßgeſchäfte unſeres Theaters geben nun auch zu Ende. Der Komiker Wallner war ihr gangbarſter Artikel, der indeſſen heute zum letzten Male auftritt. Hr. Wallner machte 13 volle Häuſer und wahrſcheinlich bleibt es bei ſeinem letzten Auftreten auch nicht leer. Die geſtrige erſte Wiederholung der Oper »Konigin von Cypern,« von Halevy, war ſo ſchwach beſucht, wie ich noch nie das Theater bei einer Opern-Vorſtellung geſehen. Jetzt wird dieſe Oper liegen bleiben. Die großh. badiſche Hofopernſängerin Dem. Zerr ſingt noch ein- oder zweimal und wahrſcheinlich darunter noch einmal die Vitellia in »Titus;« wenigſtens wünſcht man es allgemein. Die ſchlechteſte Theaterzeit beginnt aber nun, und die Direction mag ſich beeilen, die Bühne zu ſchließen und die Reſtauration vornehmen zu laſſen. Der Wiederanfang der Vorſtellungen beginnt im Juni; »der Prinz von Homburg,« von Kleiſt, ſoll das reſtaurirte Theater eröffnen. Möchte dies eine gute Vorbedeutung für den Wiederaufſchwung unſres Schauſpieles ſeyn.

—ff—

Notizen-Blatt.

(**Miscelle.**) Der Diamanten-Palaſt in Ferrara. Ferrara, das im 16ten Jahrhundert (dem glorreichſten der Appeniniſchen Halbinſel) das Weimar Italiens war und deſſen Hof mit allen ſeinen klaſſiſchen Erinnerungen einen ſo glänzenden und würdigen Mittelpunkt des ſchönen Feſtes bildete, das unſeres Königs Munificenz am 28. Febeuar allen Ständen der Hauptſtadt gegeben, ging unmittelbae nach dem Tode des Herzogs Alphons II. von Eſte (1597) in den Beſitz des Kirchenſtaates über, von welchem das ehemalige Herzogthum, mit Ausnahme der im Norden des Po gelegenen und zum Lombardiſch-Venetianiſchen Königreiche gehörenden Landſchaften, auch heutzutage noch eine der ſogenannten vier Legationen (Bologna, Feeraea, Ravenna, Forli) bildet. Die Hauptſtadt ſelbſt, jetzt nur noch eine Ruine ihrer vormaligen Größe, zählt etwa 25,000 Einwohner, könnte jedoch in ihren Ringmauern und in ihren 3500 Häuſern, die zum Theil aus verödeten Paläſten beſtehen, mehr als die dreifache Zahl beherbergen. Der herrliche Diamanten-Palaſt, einſt der Wohnſitz der Eſte, bildet noch jetzt die ſchönſte Zierde der Stadt. Außerdem wird die Benedictiner-Kirche mit dem marmornen Grabmal Arioſt's und das Annen-Hoſpital, in welchem Taſſo 7 Jahre lang als Wahnſinniger behandelt wurde, von allen Fremden aufgeſucht, die nach Ferrara kommen. Der Diamanten-Palaſt iſt im vorigen Jahee von der Stadt Ferrara den Erben der Familie Villa abgekauft worden und hat geeade im jetzigen Augenblicke eine ſeines ehemaligen Glanzes würdige Beſtimmung erhalten. Zu Anfang des Jahres 1843 iſt nämlich die Academia Ar ostea (eine literariſch poetiſche Akademie zur Erinnerung an den Sänger des Orlando furioso), ferner die ſtädtiſche Bildergallerie (la Pinacoteca) und die Maler- und Zeichenſchule nach dieſem Palaſte verlegt worden. Ferner ward daſelbſt im Monat Februar 1843 eine theoretiſch-praktiſche Ackerbau-Schule (Stabilimento agrario) eröffnet, welches die erſte ihrer Art im Kirchenſtaat und für dieſen, der in der Bodencultur noch ſo ſehr zeuück iſt, von außerordentlichem Nutzen ſeyn kann. Ferrara liefert von allen römiſchen Provinzen, ſeiner vielen Sümpfe und Moräſte ungeachtet, noch das meiſte Getraide. In der eigentlichen Comarca aber wied kaum der zwölfte Theil des Bodens zum Ackerbau benutzt, während oft die ſchönſten Landſtriche uncultivirt liegen nnd höchſtens als Weideland zur Viehzucht benutzt werden.

✡

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numeen als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 57. Donnerſtag, 11. Mai 1843.

Die Affekte.

(Fortſetzung)

Ein paar Wochen gingen ins Land, ohne daß die hohe Belohnung, welche Fringlau auf die Entdeckung des eigentlichen Urhebers geſetzt, die Verſprechen gänzlicher Verzeihung und Verſchwiegenheit einen erheblichen Erfolg gehabt hätten; da fühlte ſich der thatkräftige Mann nicht länger fähig, die Laſt der Schmach und des Zweifels zu tragen, ſondern begehrte ein geheimes Gehör bei der Herzogin. Mit Mühe erhielt er es und der ceremoniöſe Ernſt, womit ihn die erlauchte Frau empfing, verſprach wenig Erfolg für den Zweck ſeines Beſuches.

»Durchlauchtige Frau!« hub er an, als ſie ihn um die Motive ſeines Begehrens gefragt, »ich ſchweige über *das*, was ich für mich zur Entſchuldigung einer Bitte ſagen könnte, die ich jetzt an Ihr edles großes Herz thun will. Eure Durchlaucht kennen ja meine Gattin ſeit mehr als zwanzig Jahren, kennen die geheimſten Tiefen ihres Herzens — ſollten Sie an ihre Schuld glauben können? — gewiß nicht! Gebrandmarkt von unwürdigem Verdachte ſteht die unſchuldige Natalie inmitten eines Kreiſes gleichgültiger heuchleriſcher Alltags-Menſchen, denen vielleicht der Anlaß willkommen war, die von einer ſo ausgezeichneten Frau beſonders Ausgezeichnete mit giftigem Geifer zu bewerfen; als Gattin und Mutter hat ſie doppelt heilige Pflichten, ihre Unſchuld gerechtfertigt zu ſehen. Darum wage ich, von meiner durchlauchtigen Gönnerin die Gnade zu erflehen, daß Sie nur *einmal* in Ihrem Cirkel die Ueberzeugung mit Gewißheit ausſprechen, daß Natalie, gegen welche durch die geheimnißvollſte Verkettung von Umſtänden alle Anzeichen ſprechen, *nicht die Diebin iſt*! Einmal muß ja der verborgene Frevler entlarvt werden und die Vorſehung wird Ihre und meine Ueberzeugung glänzend bewähren! Es iſt ja nur ſo wenig, um was ich bitte, ſo daß ich mich überreden möchte, Eure Durchlaucht werde mir gnädigſt willfahren.«

Die Herzogin zauderte zu antworten; ihr Auge haftete forſchend und ernſt auf den Zügen ihres Schloß-Hauptmanns und eine flüchtige Rothe überglühte auf einen Augenblick ihr Antlitz. »Ich wünſche, daß Natalie unſchuldig ſey, Herr Major!« entgegnete ſie, »und ich werde nie glauben, daß Habſucht ihr Herz ſo weit erniedrigen konnte, an ihrer Wohlthäterin zur Untreue ſich hinreißen zu laſſe; da aber ich ſelbſt keine Anklage gegen ſie erhoben habe, kann ich auch nicht in Ihre Bitte um Rechtfertigung willigen.«

Dem Schloßhauptmann trat kalter Schweiß auf die Stirne. »Eure Durchlaucht ſcheinen mich falſch verſtanden zu haben,« antwortete er; »bis jetzt hat noch Niemand gewagt, eine Anklage gegen Natalien zu erheben; wehe dem, der es thäte! Man kennt mich und weiß, daß die Ehre mir ſelbſt das Opfer des Lebens leicht machte: nicht als Pflicht, als Gnade nur erflehe ich eine ſolche Erklärung.«

»Ueberlaſſen wir's der Zeit und der Vorſehung, die geheimnißvollen Fäden dieſer That an den Tag zu bringen,« entgegnete die Herzogin mit ſichtlichem Unbehagen, »das Bewußtſeyn der Unſchuld giebt dem Verdächtigten den unerſchütterlichen Troſt des Gewiſſens und dieſer wird es ihm leicht machen, den ſcheelen Blicken der anklagenden Menge zu begegnen. Was Sie von mir verlangen, iſt mit meiner Ueberzeugung von den Pflichten einer Chriſtin unvereinbar, wenn es auch meinem Mutterherzen leicht wäre. Wir ſollen und dürfen der Vorſehung nicht vorgreifen.«

Der Major blickte eine Weile wortlos ins Angeſicht ſeiner einſtigen Gönnerin; daß auch ſie an Natalien zweifeln konnte, hätte er bisher für unmöglich gehalten, ſein Glaube an die Menſchheit verlor die letzte Stütze. »Ich danke Eurer Durchlaucht für dieſe offene Entgegnung,« ſprach er mit bebender Stimme; »aber meine Bitten ſind noch nicht erſchöpft — nun eine andere: es wird Eurer Durchlaucht gerechtfertigt erſcheinen, wenn ich es als Soldat und Edelmann für meine Pflicht erachte, mich mit meiner Familie von einem Orte zu entfernen, woſelbſt vorerſt die Ehre meines andern Ich, meiner Gattin, als zweifelhaft und ihr Charakter ſuſpect erſcheinen. Um Auftritte zu vermeiden, welche Eurer Durchlaucht nicht würdig und unangenehm, für mich aber unvermeidlich ſind, muß ich um gnädigſte Enthebung von meiner Stelle und die Erlaubniß nachſuchen, meine Gattin auf mein Gutchen führen zu dürfen. Unſere Dankbarkeit und Verehrung für die erhabene Gönnerin wird darum um kein Atom verändert bleiben.«

»Es wäre grauſam, Ihnen dieſe Bitte zu verſagen,« gab Herzogin Leopoldine mit ceremoniöſer Huld zur Antwort, »mit blutendem Herzen trenne ich mich vom meinem letzten, *einſt* meinem liebſten Kinde.« Sie wandte ſich weinend ab, um ihre Thränen zu verbergen.

»*Einſt*?« fragte Fringlau erglühend, aber er beſann ſich wieder und verbeugte ſich, einige unzuſammenhängende Worte ſtammelnd. — Die Audienz hatte ihr Ende, nicht aber ihren Zweck erreicht.

Seit Nataliens Entfernung ſchien Schloß Sternau ganz verödet, und wie die Heiterkeit der fürſtlichen Matrone, ſo ſchwand auch ihre Geſundheit von Tag zu Tag. Die Entbehrung des längſt Gewohnten, der Gram über die Vereitlung all der ſchönen Hoffnungen, welche ſie auf ihre Kinder einſt geſetzt hatte, untergruben die vom Alter geſchwächte Körperkraft vollends und kaum ein Jahr war vergangen, ſeit das allmählige Siechthum be-

Digitized by Google

gonnen, ſo machte ein Schlagfluß ihrem Leben ein unvermuthet raſches Ende. Der Schmerz um ihren Tod war allgemein, tief und wahr; nirgends aber konnte er wohl ſchmerzlichere und tiefere Wunden ſchlagen, als bei der ſo grauſam verkannten Tochter, bei Natalie, die in ſelbſtgewählter Verbannung wenige Meilen vom Schloß Sternau auf einem einſamen Pachthofe wohnte. Die Entfernung hatte den tückiſchen Verläumdern und verkappten Freunden auf's Neue Mittel geboten, ihren Argwohn beſtätigt erſcheinen zu laſſen, und die neue Umgebung, welche Herzogin Leopoldine ſich gewählt hatte, vor Allen aber die Baronin v. Kernheim gaben ſich alle Mühe, die Verhaßte, Verdächtigte vom Schloſſe wie vom Krankenbette der Herzogin fern zu halten. Daß die edle Wohlthäterin und Gönnerin geſtorben, ohne ſich mit ihr verſöhnt, ohne von der dankbarſten aller Töchter Abſchied zu nehmen oder Linderung ihrer ſchwerer Leiden erhalten zu haben, das war die herbſte Prüfung für Natalie. Nichtsdeſtoweniger wollte ſie die theure Mutter noch im Tode ſehen und eilte mit ihrem Gatten auf die erſte Nachricht herbei, um wenigſtens der feierlichen Beiſetzung anzuwohnen. Hier traf ſie nach langen Jahren wieder auf Auguſtin und das Wiederſehen der beiden zu gleich heißem Danke verpflichteten Geſchwiſter linderte beiden einigermaßen den Gram. Auguſtin hatte von dem entwürdigenden Verdachte gehört, der auf ihr ruhte, in der er einſt das Ideal ſeiner Wünſche und den Inbegriff aller Tugenden geſehen hatte; ſeine Vernunft wie ſein Gefühl empörten ſich gleich heftig gegen eine ſolche Beſchuldigung und er gelobte ſich im Stillen, zur Ehren-Rettung der einſt ſo Geliebten nichts unverſucht zu laſſen. In ſeinem Herzen keimte ein anderer Verdacht, der, wie die Folge lehrte, von der Wahrheit nicht ſehr entlegen war.

(Fortſetzung folgt.)

Engliſche Anſichten über Deutſchland.

(Aus William Howitt's kürzlich in London erſchienen Werke über Deutſchland.)

„Die Wiſſenſchaft iſt in Deutſchland einſiedleriſch" ſagt Immermann. Die Deutſchen ſitzen in ihren Schulen und Studirſtuben und brüten über Büchern. Sie geben ſich Mühe zu beweiſen, daß die Römer ihre eigene Geſchichte unrichtig niedergeſchrieben haben, und daß Demoſthenes in ſeinen Reden ſich hin und wieder unrichtig ausgedrückt habe, obgleich ſeine Landsleute und Zeitgenoſſen nichts von dieſen Fehlern gemerkt, während man in andern Theilen der Welt mit den Zeitideen ſich wacker herumſchlägt und ſich beſtrebt, den Mächtigen den Theil ihrer Macht, welchen man für unrechtmäßig hält, zu entreißen. In England iſt Jedermann ſo gewohnt, jedweden Gegenſtand von Intereſſe, er betreffe die Regierung oder die Kirche, in den Zeitungen und periodiſchen Schriften beſprochen, Handlungen der Regierung oder eines Mitgliedes derſelben oder ſelbſt des Monarchen einer ſtrengen Kritik unterworfen zu ſehen, er ſieht ſeine eigenen Handlungen und Meinungen ſo häufig angreifen und beurtheilen, daß er die öffentliche Meinung vertragen lernt. Seine Gewohnheit wird ihm zur Rüſtung, welche ihn, wenn ſein Gewiſſen frei iſt, ſchützt, und die tägliche Ausübung ſeines unverkürzten und unbegränzten Rechts der Prüfung und Erörterung befreit ihn bald von jedweder krankhaften Empfindlichkeit und Fieberhitze, welche ihm ankleben möchte. Der Zuſtand Vetter Michels iſt ein anderer. Er ſitzt und hockt und bekämpft Meinungen und Ereigniſſe, die vergangenen Jahrtauſenden angehören, und deren Vertreter nicht aus ihren Gräbern auferſtehen werden, um ſich, ihre Anſichten und Handlungen zu vertheidigen. Vetter Michel und ſeine Väter haben ſeit Generationen unter Regierungen geſtanden, welche bei einigem Anſchein von Freiheit doch nie frei waren. Die Deutſchen haben in der That kein politiſches Leben; ſie ſtellen daher in allen, die öffentliche Meinung in Anſpruch nehmenden Dingen eine große Fügſamkeit und Nachgiebigkeit zur Schau. Ihre Zeitungen enthalten mehr Auszüge aus fremden Journalen und trockne Berichte des Inlandes, als eine kühne, unerſchrockene und unermüdliche Beſprechung über politiſche Doctrinen, welche unſern, den Franzöſiſchen und Amerikaniſchen Zeitungen eigen iſt.

Der beſtändigen Einwirkung einer wachſam achtgebenden Regierung und dem ausgedehnten Wirkungskreis der Polizei iſt es zuzuſchreiben, daß Vorſicht den Deutſchen zur andern Natur geworden iſt. Oft geräth dieſe in's Blut übergegangene Vorſicht in einen merkwürdigen Kampf mit der Nächſtenliebe. Dieſer Charakterzug iſt der ganzen Nation ſo eingepfropft, daß die Bildung des Deutſchen Kopfs ihn vollkommen ausgedrückt, wodurch die Behauptung Derjenigen, welche ihm Einſichten und Vorſicht zuſchreiben, bekräftigt wird. Die Köpfe der Kinder fallen Euch gleich durch ihre Rundung und Breite auf, und die Vorſicht des Deutſchen iſt beſtändig vor Euren Augen. Im Reiten, im Fahren, in ihrer Furcht ſich lächerlich zu machen, oder irgendwo anzuſtoßen, in jedem Dinge bis zur Derbheit ihrer Architektur ſind ſie bis auf's Aeußerſte vorſichtig.

Die Art, wie Deutſche in ihren Fuhrwerken fortkommen, iſt berüchtigt. Fünf oder ſechs Engliſche Meilen in einer Stunde, auf den beſten und geebnetſten Wegen iſt die größtmögliche Schnelligkeit. Die einzige Ausnahme, welche mir beifällt, iſt das ſchnelle Fahren in den Straßen Wien's und die Fortbewegung der Eilwagen auf einer oder zwei der großen Handelsſtraßen, wie zwiſchen Frankfurt und Leipzig, wo die größte Eile vielleicht neun Engliſche Meilen in der Stunde beträgt. Aber wer hat nicht die vorſichtige Langſamkeit der Deutſchen Kutſcher verwünſcht oder belacht? Bei jeder noch ſo kleinen Senkung der Chauſſee, die zu erkennen beinahe eine Nivellirwaage nothwendig iſt, ſteigt der Kutſcher ab und legt ſeine Hemmſchuhe an. Auf einer Landſtraße mit noch ſo unbedeutenden Unebenheiten, auf der eine ſchwere Engliſche Poſtkutſche zehn Engliſche Meilen die Stunde machen würde, ohne Hemmſchuhe oder Aufenthalt zu erfordern, ſieht man den Poſtillon in einem beſtändigen Auf- und Abſteigen und Anlegen und Abnehmen einer oder zweier Hemmketten begriffen. Die Geduld und Ausdauer, mit der er ſtille hält, mit der er wieder aufſteigt, ſetzen in Erſtaunen. In einigen Deutſchen Staaten, wie in Bayern, Württemberg und Oeſterreich hat die Regierung ſogar für nothwendig gefunden, dieſe Vorſicht beſonders einzuſchärfen, und ein Pfoſten mit einem auf einem Brette gemalten, in die Augen fallenden Hemmſchuh an der Seite der Chauſſee auf der Spitze eines jeden noch ſo kleinen Buckels des Wegs, droht dem unachtſamen Wagenlenker, welcher den Hemmſchuh anzulegen vergeſſen möchte, mit

Digitized by Google

einer Straſe von ſechs Gulden. Mit ganz beſonderer Sorgfalt ſchützen die Deutſchen ſich gegen alle Unglücksfälle, die zu große Schnelligkeit hervorbringen konnte. Indeſſennimmt ihre vorſichtige Natur ſehr oft den Charakter einer großen Indolenz an, welche mit ihrer ſonſtigen Gutmuthigkeit einen ſtarken Kontraſt bildet. Niemand kann lange in ihrem Lande ſich aufhalten, ohne mit Erſtaunen die Gleichgültigkeit wahrzunehmen, mit welcher ſie öffentliche Unglucksfälle und Gewaltthätigkeiten betrachten. Da regt ſich keine Seele von der Stelle, da zeigt Niemand ſich befliſſen, beizuſpringen und zu helfen! Wo in England Hunderte in einem Augenblicke bei der Hand wären, um Beiſtand zu leiſten oder zu retten — da ſtehen in Deutſchland die Männer und gaffen, oder gehen vorbei, als müßte es ſo ſeyn.*) Es würde mir leid thun, von Räubern auf offener Straße in einer Deutſchen Stadt angefallen, odee mit einem Boote umgeworſen zu werden, ſelbſt wenn noch ſo viele Leute am Ufer ſtänden, denn ich bin überzeugt, ſie würden ſtehen und überlegen, bis es zu ſpät wäre. Sie denken ehee, als daß ſie handeln; und nächſt der Zerſplitterung Deutſchland's in eine Maſſe winziger Staaten verdankte Naooleon dieſem Charakterzuge ſeine Erfolge. Gaffend ſtanden ſie da und ſahen zu, wie er über das Land daherzog, und dann erſt dachten ſie daran, ſich zu regen und Widerſtand zu leiſten, als er ihrer ſchon Meiſter geworden war. Ein merkwurdiges Beiſpiel von dieſer Langſamkeit im Handeln erzählte uns ein Amerikaner, deſſen Bekanntſchaft wir gerade jenem Deutſchen Phlegma verdanken. Zu Linz wollten wir uns auf der Donau nach Wien einſchiffen. Wegen niedrigen Waſſerſtandes war es dem Dampfdoot unmöglich geweſen, bis nach Linz heranzukommen. Es lag in einer Entfernung von zwanzig Engliſchen Meilen von der Stadt, und wir mußten die Strecke bis dahin in einem gewöhnlichen Donauboote zeucklegen. Die Dampſchiffahrts-Geſellſchaft wußte dieſes ſchon ſeit drei Tagen, und doch war bis zum Tage der Abfahrt nicht das Mindeſte geſchehen, um das Boot in gehörigen Stand zu ſetzen, um wenigſtens hundert Perſonen von allen Ständen bei ſtarkem Regenwetter ein erträgliches Obdach zu bieten. Da war weder Schutz vor dem Regen noch eine Bank, um darauf zu ſitzen. Bis zum letzten Augenblicke, hatte man verſchoben, dafür Sorge zu tragen. Als wir an Bord kamen, war man doch damit beſchäftigt, Bänke hinzulegen. Auf dem Brette, über welches die Paſſagiere in's Boot hinabſteigen mußten, ſtand ein ſtarker Zimmernagel ein Paar Zoll hoch hervor. Dieſem Nagel mußten alle diejenigen, welche hinabſtiegen, einen Tribut bezahlen, denn ihre Kindee blieben daran hängen, und viele wurden zerriſſen; meheere Herren ſtolperten über ihn. Der Amerikaner ſtand da, um zuzuſchauen, wenn irgend Jemand einmal die glückliche Idee haben würde, dieſen Nagel niederſchlagen zu laſſen; und er behauptete, nach ſeiner durch einen einjährigen Aufenthalt in Deutſchland erworbenen Kenntniß des Deutſchen Phlegma, habe er nicht anders erwarten können, als daß, wenn die Geſellſchaft nur aus Deutſchen beſtände, es ſo bis zu Ende fortgehen würde. Und wirklich, ſeine Vermuthung ſchien ſehr begründet zu ſeyn. Einer nach dem andern blieb am Nagel hängen; ein Kleid nach dem andern zerriß; aber man half wieder auf und die Aufeeſtandenen ſetzten ihren Weg foet. Weitee geſchah nichts, als daß irgend einer der Herren, welcher gegen den Herren anrannte, ſeinem Unwillen durch eigenen kräftigen Fluch Luft machte. Als ich mit meiner Frau ankam, blieb ſie mit ihrem Kleid hängen; ich machte ſie los und rief einem Arbeiter zu, ſeinen Hammer herzubeingen und den Nagel hineinzuſchlagen. Obgleich ich dieſes auf Deutſch ſprach, ſo kam doch der Amerikaner gleich darauf zu mie und ſagte auf Engliſch: „Mein Herr, Sie entſchuldigen die Freiheit, welche ich mir nehme, aber ich ſehe, Sie ſind ein Engländer.“ Ich fragte ihn, woraus er dieſes entnommen, worauf er wieder erwiederte: „Aus dem unſcheinbaren Faktum, daß Sie gleich den Nagel haben einſchlagen laſſen.“ Er erzählte mir hierauf, was ich dem Leſer ſchon mitgetheilt habe. Aber ich will einige Beiſpiele anführen, wie dieſe Deutſche Langſamkeit eine eben ſo merkwürdige als verwerfliche Gleichgültigkeit zeigt.

(Schluß folgt.)

*) Darf man hier nicht fragen, ob die Franzoſen oder die Engländer Deutſchland beſſer kennen?

Brief des Tyrolerbubs Peter Proſch an die Kaiſerin Maria Thereſia.

»Meine liebe gute Kaiſerin! Ich hab' daheim in meinem Vaterland von den Leuten ſagen hören, daß Du ein ſo gutes Menſch biſt, und mir hat bei meiner Schweſter unterm Dach auf dem Heu geträumt, ich ſey zu Dir gekommen, und du haſt mir einen Hut voll Geld geſchenkt und haſt mir laſſen ein Branntweinhäusl bauen. Ich bitt' Dich halt gae ſchön, ſey ſo gut, und thu es mir; ich will meiner Lebstag füe Dich beten.«

Dann erzählt Proſch in ſeiner Lebensbeſchreibung, von ihm ſelbſt verfaßt und gedruckt 1789 zu München, die Audienz bei der Kaiſerin. Da finden ſich komiſche Dinge.

So als die Kaiſerin kommt:

»Ich nicht faul, lief ihr augenblicklich entgegen that abee auf dem glatt gebohnten Boden einen poſſirlichen Fall. Doch raffte ich mich wiedee auf ꝛc.«

»Ich holte nun einen Seſſel und ſprach: Hock Dich nieder! Du biſt ja unſere Kaiſerin Maria Thereſl!«

»Ich hatte ein Fläſchl Kirſch- (Branntwein) für Dich mitgenommen, es iſt mir aber unterwegs zerbrochen.«

(Sie warf mir eine Hand voll Dukaten in den Hut.)

»Im Ländl ſagt Alles, Du ſeyſt das beſte Menſch, das es geben kann, und in dee ganzen Welt finde man kein Weibsbild, wie Du biſt.«

Sie lachte über die Maßen und ſagte: »Das freut mich! Ich habe die Tyroler auch gern, weil ſie ſo treu und aufrichtig ſind!«

»Drauf warf ſie mir eine handvoll Dukaten in den Hut. Jetzt ward ich vor Freuden ganz außer mir, ſetzte den Hut auf den Boden, zerküßte ihr beide Hände und rief wohl zehnmal in einem Athem: »mein Traum, mein Traum!«

Dann faßte ich ſie auf gut tyroliſch um den Leib an, ſprang um ſie herum und ſang dabei: »Drall lall la! Deall lall la! O Maria Thereſl!«

Die Kaiſerin lachte aus vollem Halſe.

Dann erzählt er von ſeiner Geliebten:

»Ich drückte das liebe holdſelige Dingl an mich und küßte ihr ſchönes Goſchel wohl zehnmal.«

Digitized by Google

Correſpondenz.

Erlangen, 6. Mai.

Es werden Alle, die am künftigen Jubelfeſte der 100jährigen Stiftung der Friedrich-Alexanders-Univerſität den alten lieben Muſenſitz heimſuchen werden, auf der weſtlichen Seite der Regnitz entlang ſich nicht mehr auskennen. Das Altenſtein'ſche Haus, wo Mancher ſeine Logik holte, oder nicht holte — Mehmel las einige Zeit dort — iſt weg, die Allee vor demſelben iſt nicht mehr, die Gerberei (eine Voeſtadt) halb demolirt, die Städel an der Altſtadt eingeriſſen, das fruchtbare »Thal« von zwei großen Dämmen duechſchnitten; der eine hat den Canal in ſeinem Schooß und der andere wird die Eiſenbahn tragen; die Windmühle mußte weichen, ſie hat ſich zwiſchen den Canal und den Tunnel geflüchtet; auch der Felſenkeller — meminisse juvat — iſt weg, aber zum größten Glück der Erlanger hat man einen alten gefunden. Als ſich nämlich der »Albrecht« (ſo heißt der Beſitzer dieſes beliebten Bieekellers) einen neuen Keller graben wollte, ſtieß man auf eine Thüee, nach dieſer auf eine zweite; Einige hofften freudig auf Schätze, Andere auf ein altes Bier: es fand ſich auch ein prächtiger Keller — aber leer! Die Spiegel-Fabrik der HH. Gebr. Fiſcher hat auch ein anderes Anſehen, kurz wer wiedee nach Erlangen kommt, der kennt ſich nicht zurecht, bis er zum »eothen Göker« hinein iſt. Ich bezweifle, ob es zur Jubelfeier am 24. Aug. recht voll werden wird. So wenig beſtimmt die Nachricht der »Deutſchen Allg. Zeitung« iſt, daß die Univeeſität dieſen Tag nur in ſtiller Weiſe feiern werde, ſo iſt es mir doch auffallend, daß man unter dem Publikum wenig von Vorbereitungen dazu hört und ſieht. Trotzdem wird es Viele, die ſeit 20 Jahren einige heiteee Jahre im freundlichen Erlangen zubrachten, hinziehen, um gute Freunde zu treffen und in der Erinnerung der Tage, die ſo ſchön nimmer kommen, einige Stunden in der Stadt und den Umgebungen, dem Schauplatz mancher Freuden, zu verleben. —a—

*

Dresden, 5. Mai.

Unſere Kunſtſammlungen ſind wieder alle geöffnet und der Fremdenzug beginnt auch ſchon wieder, denn die Witterung iſt vortrefflich und zum Reiſen anlockend. Auch die Brunnen und Gewäſſer aller Gegenden Deutſchlands ſind wieder bereit, in der Struve'ſchen Trink-Anſtalt für den zu laufen, der Heil im Genuſſe dieſer nachgeahmten Productionen zu finden glaubt. Kurz, überall ſind Genüſſe bereitet, welche alle das ſchöne Wetter begünſtigt.

Das Hauptſtück in unſerer Gemäldeſammlung, die Krone deeſelben, Raphael's Madonna de San Sisto, die um das Jahr 1520 gemacht wurde und alſo jetzt ein Alter von 323 Jahren hat, befindet ſich ſeit 1754 hiee. Bei aller Vorſicht, ſie gegen die Einwirkungen der Luft und des Lichtes zu ſchützen, war dies doch nicht durchaus möglich und es mußte eine Reſtauration damit voegenommen werden. Um ſie aber ferner noch mehr gegen jeden Nachtheil, beſonders gegen Staub und Rauch zu ſichern, vorzüglich gegen letzteren, deſſen Eindringen bei dem allgemein hier verbreiteten Geebrauch der Steinkohlen durchaus nicht zu wehren iſt, hat man das Bild jetzt mit einer Glastafel verſehen, deeen Preis bei der Größe des Bildes von 9 Fuß 3 Zoll Höhe und 7 Fuß Breite 800 Rthlr. und welche nur in Paris zu haben wae. Zugleich eehielt das Bild eine neue prachtvolle goldene Rahme und wurde ſo aufgeſtellt, daß es nach dem Lichte gewendet werden kann. Dies war bei der Bedeckung mit Glas beſonders nothwendig, weil ſonſt das Blenden des Glaſes beim Beſchauen des Bildes oft ſtörend geweſen wäre. —dn—

Notizen-Blatt.

(**Anekdotäres.**) Einſt war ein Spanier ſammt ſeiner Frau bei Sturm auf dem Schiffe; der Capitän befahl, man möchte Alles hinauswerfen, was zu ſehr laſtete und im Wege wäre, damit das Schiff leichter würde. Alsbald nahm der Spaniee ſeine Frau und wollte ſie hinauswerfen. Der Capitän fragte ihn um die Urſache dieſes Verfahrens. „Hm," ſprach der Spanier, „ich habe nichts, was mich ſo ſehr beläſtigte, als meine Frau und daher vollziehe ich an ihr Ihren Befehl."

Ein Mann hatte eine ſehr böſe Ehehälfte, unter deren hartem Pantoffel er ſchwer leiden mußte. Es blieb nicht blos bei Zank und Schmähungen, ſondern ſie vergriff ſich oft thätlich an ihm, und da ſie eine große robuſte Perſon, er aber ein kleines verwachſenes Männchen war, ſo half aller Wideeſtand nichts, er mußte unterliegen. Einſt hatte ſie ihm die Kraft ihres Armes ſo gewaltig fühlen laſſen, daß er aus Angſt unter den Tiſch kroch, um vor ihren Fauſtſchlägen ſicher zu ſeyn. Kaum war er hier verſteckt, ſo traten ein paar Bekannte ins Zimmer. Voll Verwunderung fragten ſie ihn, was er denn unter dem Tiſche mache? Aergerlich über die unwillkommene Uebereaſchung, veeſetzte er: „Ich bin Herr in meinem Hauſe und ſetze mich dahin, wohin es mir beliebt."

*

[Origineller Liebesbrief eines alten Lieutenants an ein junges Fräulein.] Mademoiſelle, ich liebe Sie und erſuche mit umgehender Poſt um Gegenliebe. Genau bekannt bin ich mit Ihren Vechältniſſen; Sie haben keinen Liebhaber, keinen Vater, keine Mutter, außerordentlich wenig Jahre und gräßlich viel Geld. Ich bin mit Ihnen einverſtanden. Auch ich habe keinen Vater, keine Mutter, außeeordentlich wenig Haare und gräßlich wenig Geld. Sie ſind 16 Jahre, ich 61 — da ſcheer' ich mich den Teufel drum! Ich liebe jedoch wie ein Jüngling von 18 Jahren, worauf ich mich noch gut eeinnern kann. Ich bin Gottlob noch Lieutenant. Ich kann dieſe Charge jedoch ſo gleich aufgeben. Ihr Vermögen gibt mir die Stellung eines Generals. Schlagen Sie ein, Sie können mein Weib, hol' mich der Henker noch dieſe Woche werden. Schulden habe ich keine, abee Verrechnungen werden mir zur Laſt gelegt. Laſſen Sie mich daher nicht gleiche Fehlee bei der Hoffnung auf ihre Hand begehen. Hier mein Portrait, von einem Kameraden mit Bleiſtift entworfen. Mit Farben macht ſich ſo etwas beſſer; allein Sie ſollen durch das Original übeeraſcht werden. Bauch hab ich keinen, graue Haaee einige, Falten im Geſichte höchſt ſparſam. Doch rauche ich hölliſch Tabak und trinke gerne viel und lange. Dies iſt Alles.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 58. Sonntag, 14. Mai 1843.

Die Affekte.

(Fortſetzung.)

Zur Eröffnung der letzten Willensverordnung der entſchlafenen Mutter waren alle ihre Pflegekinder nebſt ihren Familien gebeten worden; aber Fringlau, den ſeine Pflicht an das Krankenlager der durch Gram und Kummer über der Mutter ſchnelles Ende tief erſchütterten Gattin band, vermochte nicht zu erſcheinen, ſondern übertrug durch Vollmacht die Behauptung ſeiner Anſprüche ſeinem Schwager, dem Präſidenten Auguſtin v. Kirchenau. Auguſtin wohnte dem feierlichen Akte bei; mit dem Rücken gegen ein Fenſter gekehrt, hatte er ſich Aurelien gegenübergeſtellt, um ſie recht genau beobachten zu können, während ſein eigenes Antlitz in einem möglichſt ungünſtigen Lichte erſchien. Ihm entging nicht die Spannung, in welcher die Baronin ſich befand, nicht die Unbehaglichkeit, das innere Fröſteln, welches ſie erfaßte, als der Hofrichter die großen Siegel von dem Aktenſtücke abnahm, nicht die Verwirrung, welche das Bewußtſeyn, von mehreren Augen feſt fixirt zu werden, auf ſie machte. Die erſten Seiten des Verhältniſſes enthielten nur Verfügungen über Garderobe, Mobilien, Legate an die Dienerſchaft ꝛc.; endlich aber kamen die Verfügungen zu Gunſten ihrer Kinder..... „Meinem theuren Sohne Auguſtin Baron v. Kirchenau,“ hieß es, „hinterlaſſe ich meine zwei Güter Erlenhof und Birkenegg, nebſt **50,000** Thlrn. zum Betriebskapital; ſeiner Gemahlin den neueſten Brillantſchmuck im violetten Etui und **20,000** Thlr. als Nadelgeld; meiner Tochter Aurelie, vermählten Baronin v. Kernheim, beſtimme ich eine andere Parure von Brillanten mit Spinellen und Smaragden, ſowie eine jährliche Rente von **4,000** Thlrn. aus meinem Fideicommiß auf Lebenszeit und eine Summe von **50,000** Thlrn.; meiner Tochter Natalie endlich ein Collier von ſchwarz und weißen Perlen mit Brillantſchloß, ſowie ihren Kindern zu gemeinſamem Beſitz das Gut Wirthenroth nebſt Appertinenzien und eine Summe von **50,000** Thlrn.“ — Auguſtin hatte Aurelien wohl beobachtet während der ganzen Scene; die Erbſchaft des Bruders hatte ſie anſcheinend theilnahmslos und kalt gelaſſen, aber ihm war der düſtre Neid nicht entgangen, der hinter dem glückwünſchenden Lächeln ſich geborgen, womit ſie ihm zugewinkt hatte; als ihr eigenes Erbe benannt ward, ſchien ſie nicht unangenehm überraſcht, bei Erwähnung der Perlenſchnur aber, welche Natalien werden ſollte, blitzte ein ſataniſches Frohlocken aus ihren Augen und ihr Mund verzog ſich zu bitterem Hohn, der jedoch alsbald einem innern Schauder wich, und die Freigebigkeit der Herzogin gegen Fringlau's Kinder wirkte wieder gleich einen elektriſchen Schlage verdüſternd auf die Stimmung der Baronin, ſo daß ſie dem weiteren Inhalte des Dokuments wenig Aufmerkſamkeit mehr zu ſchenken vermochte.

Als der feierliche Akt vorüber war, bildeten ſich verſchiedene Gruppen in dem Salon; die eine derſelben umfaßte die Leibdienerſchaft der höchſt ſeligen Herzogin, mit deren Hausarzte ſich der Baron Kernheim unterhielt. „Wie es ſcheint,“ äußerte einer der Kammerfrauen der Herzogin, „hat unſere Erlauchte Frau der Majorin doch keinen Groll nachgetragen; als ich ihr die Schnur mit den ſchwarzen Perlen zum letzenmale umhängte, hörte ich ſie noch beſtimmt ausſprechen, daß ſie das Kleinod, welches ſie hoch geſchätzt habe, ihrem l i e b ſ t e n Kinde hinterlaſſen werde.“

„Meinen Sie?“ fiel ihr der Baron Kernheim mit ſeinem gewöhnlichen Ungeſtüm in's Wort, „meinen Sie wohl, daß das die eigentlichen Motive der Herzogin geweſen ſeyen? Die höchſt ſelige Frau wird gedacht haben, daß Halsband ſey am Beſten da aufgehoben, wo die andern Perlen und das Diamantenkreuz ſich vorfinden, und darüber wird die Majorin Fringlau am beſten Auskunft geben können!“

„Haben Sie dafür Beweiſe, Baron?“ fragte eine Stimme hinter ihm, und ſich umſchauend blickte der Baron in das ernſte zornglühende Antlitz des Präſidenten.

„Bah!“ entgegnete v. Kernheim, indem er der Sache eine ſcherzhafte Wendung zu geben ſuchte, „wo denken Sie hin? Ich ſchätze und achte die Majorin, wenn ſie gleich im allerſchwärzeſten Verdachte ſteht! Und geſetzt auch, ich hätte die Beweiſe, glauben Sie denn, daß es mir gefallen könnte, ſie geltend machen zu wollen?“

„Haben Sie Beweiſe, Herr v. Kernheim?“ wiederholte Auguſtin mit funkelnden Augen.

„Nicht doch, nicht doch!“ ſtammelte dieſer, „ich ſagte nur ſo! wir ſind entre nous, wie Sie ſehen, und da kann es Niemand einfallen, aus dem Späßchen bittern Ernſt machen zu wollen...... Ich verſichere Sie, es war nur ein Scherz... ein — ein kurioſer Einfall, ein ... nun, ein ....

„Schurkenſtreich!“ fiel ihm der Präſident in's Wort, „ein feiger bübiſcher Schurkenſtreich, wenn Sie keine ſchlagenden Belege beibringen können! — Ich bin durch zu heilige Bande der Liebe und Freundſchaft mit Natalien verbunden, als daß ich dieſe Sprache hören könnte! Ich bleibe bei dem, was ich geſagt habe.“ Dabei kehrte er ihm den Rücken und verließ das Gemach.

Auf des Barons Zügen wechſelte Purpur und Bläſſe, ſein Auge ſtierte gedankenlos hinter dem Wegeilenden her und ſeine Lippen bebten; Auguſtin hatte ſo laut geſprochen, daß alle Anweſenden aufmerkſam geworden waren und neugierig forſchend ſich andrängten. „Das fordert Blut!“ ſtöhnte der Baron aus gepreßtem Herzen, und folgte dem Präſidenten. — Aurelie war zu entfernt ge-

Digitized by Google

ſeſſen, um die ganze Veranlaſſung gehört zu haben, aber ſie begriff inſtinktmäßig den Hergang der Sache, und ihre Faſſung verließ ſie; in namenloſer Angſt wankte ſie hinaus, unfähig auch nur einen Laut von ſich zu geben; auf dem Corridor aber verließen ſie ihre Kräfte und ſie brach ohnmächtig zuſammen, ſo daß der dröhnende Fall einen Theil der Verſammelten herbeizog. Man brachte ſie zu Bette, und der Leibarzt der Herzogin beſchäftigte ſich um ſie. Der Schreck, der Fall hatte die Baronin ſo erſchüttert, daß ſie einige Minuten ſpäter in einer dem Tode ähnlichen Schwäche eine unreiſe Frucht gebar und glücklicherweiſe ohne Beſinnung blieb.

Dieß Alles erfuhr der Baron erſt ſpäter; da er den Präſidenten nicht mehr einzuholen vermochte, bat er den Hofjunker v. Meiſenſtein, der ihm zufällig begegnete, zum Kartellträger, und eilte demſelben voran in den Sternauer Schloßpark. Hr. v. Meiſenſtein traf den Präſidenten auf dem ihm angewieſenen Zimmer beſchäftigt, ſeine Reiſepiſtolen zu unterſuchen, und Auguſtin folgte ihm, ohne ein Wort zu verlieren, die Piſtolen unter dem Arme tragend. — „Noch nicht, Excellenz,“ ſagte Hr. v. Meiſenſtein, „wir können nicht ſo unüberlegt zu Werke gehen! Es handelt ſich um das Leben zweier Familienväter. Könnte man die Sache nicht gütlich beilegen? Ich will Ihren Fürſprecher bei'm Baron machen, ohne Ihrer Ehre zu nahe zu treten. . . . Sind Sie ja doch gleichſam verſchwägert mit dem Baron....“

„Hier ſind meine einzigen Parlamentäre,“ entgegneet Auguſtin auf die Piſtolen deutend; „zur ungunſtigen Stunde errinnern Sie mich an die Verwandtſchaſt mit dem Baron; dieß eben hätte er bedenken ſollen, ehe er ſo unbeſonnen redete. Nicht um meinetwillen dürſte ich nach Rache, obwohl mein vergiftetes Leben mir wenig mehr werth iſt: es gilt hier einen höhern heiligeren Zweck — Rechtfertigung der Ehre meiner größten unvergeßlichen Wohlthäterin und eines Engels, deſſen begeiſterter Cultus mich Armen, innerlich Zerfallenen allein noch an die Erde knüpft! Kernheim's Reden haben meine heiligſten Gefühle zertreten, und ich lechze nach Sühne, wie der Hirſch nach Waſſer! Sagen Sie dieß dem Baron, während ich meine irdiſchen Angelegenheiten ſchnell ordne; in einer Viertelſtunde ſpäteſtens ſtehe ich zu Dienſten.“

Herr v. Meiſenſtein gieng, aber ſtatt deſſen trat ein anderer Mann herein, — ein Greis von ehrfurchtgebietendem Aeußern, der Caſtellan Weißbach, der den Präſidenten von ſeiner früheſten Jugend auf verpflegt und bedient und ihn auf allen ſeinen Reiſen begleitet hatte. Er brachte dem Präſidenten die Nachricht von dem Unfall der Baronin Kernheim, und beſchwor den Erbitterten bei'm Heiligſten, doch ſich ſelbſt und den Baron nicht der Strenge der Geſetze und der Gefahr eines ſchrecklichen Todes auszuſetzen, zu bedenken, daß der mögliche Tod Kernheim's auch den ſchwachen Lebensfaden der Mutter vollends zerreißen und die unſchuldigen Kinder zu hülfloſen Waiſen machen könnte. Der Greis kannte Auguſtin's Sinn und Charakter zu gut, um nicht auf Erfolg hoffen zu dürfen, und ſchon ſchien ſich der Präſident ſelbſt überwinden zu wollen, als plötzlich Hr. v. Meiſenſtein wieder zurückkehrte mit der Nachricht, daß Baron Kernheim ſich mit Allem einverſtanden erklärt habe und ſchon mit den nöthigen Zeugen ſeines Gegners harre. Das falſche Ehrgefühl zerſtörte jetzt mit einem Schlage wieder Alles, was der alte Weißbach bereits errungen zu haben wähnte, und ohne ſich an des Greiſes Thränen zu kehren, ſchritt Auguſtin mit dem Junker durch den Park nach einem kleinen Geholze, das hart am Parke jenſeits des Schloßbannes lag.

(Schluß folgt.)

Engliſche Anſichten über Deutſchland.

(Schluß.)

Eines Sonntags Abends, als wir in unſerm Hauſe, außerhalb der Thore von Heidelberg gelegen, ruhig ſaßen, hörten wir unter unſern Fenſtern ein herzzerſchneidendes Angſtgeſchrei, welches einer Frau anzugehören ſchien. Der Ruf wiederholte ſich und der Ton, in welchem er ausgeſtoßen wurde, zeugte von der Angſt und Hülfsbedürftigkeit der Schreienden. Wir öffneten raſch unſere Fenſter; es war heller Mondſchein. Wir ſahen einen Kerl mit einem Meſſer in ſeiner Hand, welcher ein junges Frauenzimmer feſthielt und auf die roheſte und niederträchtigſte Weiſe mit ihr umging. Wir riefen ihm zu, doch er kehrte ſich nicht an uns. Eine Menge Perſonen wanderten an der andern Seite der Straße herab, abrr Niemand ſtand ſtill, Niemand ſchien ſich um den Hülferuf des Weibes zu kümmern, der mit jedem Augenblick heftiger und klagender wurde. Wir ſchrieen hinaus: „Wird denn Niemand dem Mädchen beiſpringen?“ Keine Antwort erfolgte, alle gingen ihren gelaſſenen feierlichen Schritt voran. Ein ſolches Ereigniß auf einer öffentlichen Chauſſee und am Thore einer Stadt würde in England in einem Augenblick eine Menſchenmenge herbeigezogen haben. Man würde den Kerl gepackt und ihn auf der Stelle gebührend abgeſtraft, oder ihn der Polizei überliefert haben. Empört über die Theilnahmloſigkeit des Volkes rannte ich die Treppe hinunter und zum Hauſe hinaus. Als ich auf die Gruppe losſtürzte, kamen drei Studenten gerade vorbei und ſagten lachend: „Sieh', er geht auf den Kerl los;“ darauf blieben ſie ſtehen und ſahen ruhig fortrauchend der Entwickelung der Dinge zu. Als ich mich auf den Menſchen losſturzte, ſchrieen unſere Nachbarn mir von ihren Fenſtern herab zu: „Halten Sie ein, Here, gehen Sie nicht voran; der Kerl iſt ein berüchtigter Schurke, und in der Regel hat er ein Meſſer bei ſich.“ Meine Entrüſtung wurde hierdurch noch größer. Ich ſtürmte gegen ihn an, als ein Haufe von Lumpengeſindel, Freunde dieſes Schurken, freche Drohworte ausſtoßend, heranrückt, um ihn zu vertheidigen. Sie ſchrieen mir zu, abzulaſſen, oder der Folgen gewärtig zu ſeyn. Die Studenten hörten dieſes und kamen herzu, um mir Beiſtand zu leiſten; aber da Keiner von ihnen Waffen bei ſich führte, und die Gegenpartei uns mit einer kräftigen Salve von an der Seite der Chauſſee in Haufen aufgethürmten Steinen begrüßte, ſo waren wir genöthigt, wollten wir nicht unſer Leben muthwillig auf's Spiel ſetzen, uns in's Haus zurückzuziehen. Hier waren alle Frauenzimmer in der größten Aufregung, und die Köchin ſchrie: „Ach Herr! warum wollen Sie in ſo einer Sache Ihr Leben wagen? Das ſind verzweifelte Kerle, die Meſſer mit ſich führen, und die Weibsperſon iſt wahrſcheinlich auch von der ſchlechten Sorte.“ — Ich erwiederte, es ginge mich nichts an, ob ſie das ſchlechteſte Geſchöpf unter der Sonne ſey, und daß ich es für meine Pflicht hielte, einem Weibe, das ſich in offenbarer Gefahr befände, beizuſpringen; und

Digitized by Google

ich beſtand darauf, mit den drei Studenten nach der Stadt zu gehen, um die Polizei zu holen. Als wir aber die Thüre öffneten, ſahen wir, daß die Schurken ſich zwiſchen uns und dem Stadtthore aufgeſtellt hatten, und mit Stöcken und Steinen bewaffnet unſere Ankunft erwarteten. Das arme Mädchen flehte mittlerweiſe alle Vorübergehenden um Gotteswillen um Hülfe an. Dieſe ließen ſich aber nicht ſtören und gingen ruhig ihren Weg voran, ohne es der Mühe werth zu halten, nur einen Augenblick zu verziehen und Aufklärung über dieſen Vorfall zu erlangen. Hier war blos ein Ausweg, welchen wir auch einſchlugen. Wir ſtiegen aus einem Hintrefenſter des Hauſes hinaus und rannten durch das Gehölz, welches uns den Blicken unſerer Feinde entzog, der Stadt zu. Indeſſen warteten ſie unſere Rückkunft nicht ab; und wir vernahmen nachher, daß das Mädchen, welches von ihnen verfolgt worden war, als ſie einen benachbarten Tanzſaal für einen Augenblick verlaſſen hatte, in demſelben, wahrſcheinlich während die Schelme in einer momentanen Verwirrung ſich befanden, ſich zurückgeflüchtet hatte. Das Benehmen der Vorübergehenden während des ganzen Vorganges war vollkommen niederträchtig zu nennen. Sie verdienten in der That den Beinamen phlegmatiſche Deutſche, denn der durchdringende Hülferuf eines Weibes, das ſich in Gefahr befindet, welcher ſelbſt einen Wilden zur That anſpornen würde, war nicht im Stande, ſie in Bewegung zu ſetzen. Ihre gewohnte Vorſicht hatte vollkommen alle ihre beſſeren Gefühle überwältigt, und ſie rührten ſich nicht. Und doch würden eben dieſelben Leute, welche eine wehrloſe Frau hülflos ſtehen ließen, in gewöhnlichen Leben wahrſcheinlich mit vielem Vergnügen Euch alle mögliche Gefälligkeiten erzeigen; ja ſie würden ſogar, wenn irgend eine volksthümliche Sache oder ein Gegenſtand von hoher Wichtigkeit ſie aufrüttelte, bereit ſeyn, ihr Leben für die Erhaltung ihres materiellen und ſozialen Beſitzes aufzuopfern.

Singen und Trinken ſind noch die bewährteſten Mittel, ſie in Aufregung zu verſetzen und ſie zu veranlaſſen, ihre gewohnte Vorſicht abzuſtreifen. Ein Lied iſt im Stande, gleich einem elektriſchen Schlage das Herz des ganzen Deutſchland's zu durchzucken, und einen allgemeinen Enthuſiasmus zu improviſiren. Als im Herbſt 1840 die Franzoſen ihnen mit einem Zuge an den Rhein drohten, ſangen ſie ihnen wie aus *einem* Munde ihr „Sie ſollen ihn nicht haben" entgegen.

In Berlin, wie Jedermann weiß, der dort geweſen, zieht ſich die Straße entlang vor jedwedem Hauſe — ſelbſt in den ſchönſten Theilen der Stadt, und in der größten Nähe des Königlichen Palaſtes — ein Sumpf als Straßenrinne hin. Wir ſahen, wie ein kleiner Knabe von fünf bis ſechs Jahren, als er auf dem ſogenannten Bürgerdamm ſpielte, durch einen rohen Geſellen, welcher auf ihn nicht Acht gab, in dieſe Berliner Rinne kopfüber hinabgeſtoßen wurde. Der Knabe war in Gefahr zu erſticken, aber Niemand ſchien davon Notiz zu nehmen. Man ließ ihn ruhig ſich herauszappeln, ſo gut es gehen wollte, und nachdem er ſein Geſicht und ſeinen Mund ein wenig vom Koth gereinigt hatte, begann er ganz jämmerlich zu ſchreien. Es war in einem belebten Theil der Stadt, doch Niemand ſchien ſich darum zu kümmern; wir fragten daher den Knaben nach ſeiner Wohnung und da wies er uns auf ein kleines Mädchen von ungefähr ſeinem Alter hin, welches dabei ſtand und auf die ruhigſte Weiſe von der Welt ſtrickte. Er ſagte, ſie ſey ſeine Schweſter, und bat ſie, ſie möchte doch mit ihm nach Hauſe gehen und ſagen, wie es gekommen, daß er ſo ſchmutzig geworden, damit er keine Schläge bekomme; aber ſie ließ ſich nicht ſtören und ſtrickte fort. Wir waren ganz aufgebracht übrr ihre Gleichgültigkeit und forderten ſie ernſtlich auf, ihren Bruder mit nach Haus zu nehmen; aber ſie fuhr nur um ſo verſtärkter zu ſtricken fort. Zuletzt fingen die Umſtehenden auch an ungeduldig zu werden und vereinigten ſich mit uns, ſie aufzufordern, mit dem armen Jungen nach Hauſe zu gehen, der während der ganzen Zeit nicht aufgehört hatte, bitterlich zu weinen. Aber nicht eher, als bis ein guter Mann ſie beim Arm, faßte und ſie auf die Beine brachte, entſchloß ſich die kleine Strickerin einen Fuß oder irgend etwas anders zu bewegen, als ihre Stricknadeln.

Ein Herr, welcher in unſerer Geſellſchaft war, als dieſes vorfiel, und lange Zeit ſich in Deutſchland aufgehalten hatte, bemerkte, daß dieſe Apathie bei einem bei ſeinen häuslichen Verhältniſſen und ſeiner Literatur ſo gemüthlichen Volke ihn oft in Erſtaunen geſetzt habe, und erzählte dann, daß er einmal in einer Straße eben dieſes Berlin's eine Frau habe niederfallen ſehen. Sie prallte im Fallen gegen die Stufen eines Hauſes, und ein Blutſtrom entquoll ihrem Munde. Allem Anſcheine nach war ihr ein Blutgefäß geſprungen. Das Volk blieb ſtehen u. gaffte ſie an, aber Niemand trat hinzu, um ſie aufzuheben. Unſer Freund ſah, daß ihr Hals voll Blut ſteckte, u. daß ſie erſticken mußte, wenn man ſie nicht aufhob und vornüberhielt. Er faßte ſie beim Arm und rief den Leuten, die dabei ſtanden, zu, ihm zu helfen, ſie aufzurichten; allein es dauerte lange und nicht bevor er wiederholt und ernſtlich ihnen erklärt hatte, daß das Weib verloren ſey, wenn man ihr nicht helfe, entſchloß ſich Jemand, ihm beizuſtehen. Sie hatten ſie aufgehoben und wollten ſie in eine benachbarte Apotheke hineintragen, als der Apotheker laut herausſchrie: „Nein, nein, hier kommt ſie mir nicht herein." Man verſuchte noch daſſelbe bei zwei bis drei Häuſern, aber vergebens. Alle gaben den Grund an, es würde ihnen die Unannehmlichkeit bereiten, die Polizei in ihrem Hauſe zu ſehen, welche beſtimmt hinkommen würde, um Protokoll aufzunehmen. Zuletzt wurde unſer Freund auf's höchſte aufgebracht und fragte ſie, ob ſie aus Furcht vor einer Unbequemlichkeit die arme Frau in der Straße umkommen laſſen wollten. O, erwiederten ſie, daran hätten ſie nicht gedacht, ſie hätten blos die Polizei-Reglements im Kopfe gehabt; und nun widerſetzten ſie ſich nicht mehr und ließen die Frau herein. Man würde ihnen gewiß Unrecht thun, wollte man dieſes Benehmen einem Mangel an Mitleiden zuſchreiben. Es war blos ihre Ohnmacht, die Hemmkette ihrer ihnen in's Blut übergegangenen Vorſicht zu zerbrechen, welche ſie empfänglicher machte für die Furcht, die Geſchichte möchte ihnen ſelbſt Unannehmlichkeiten bereiten, als für den Gedanken, ihre Weigerung möchte die Leidende in größere Gefahr bringen.

Dieſes ſind einige wenige von den häufig vorkommenden Fällen, welche uns ein Bild des National-Charakters der Deutſchen geben, und ihnen ohne Zweifel den Namen der Schwerfälligen und Phlegmatiſchen zugezogen haben.

Digitized by Google

Correſpondenz.

Frankfurt, 10. Mai.

Die in der That höchſt ausgezeichneten Virtuoſen Pariſh-Alvars und Brüder Lewy geben heute im Theater ihr zweites Conrert, das wahrſcheinlich zahlreich beſucht werden wird.

Eine Sängerin vom Deſſauer Hoftheater, Dem. Kieth, wagte am Sountag den Verſuch, als Maria im »Czar und Zimmermann« aufzutreten, hatte aber ſo wenig Beifall, daß ſie gerne weiter zog.

Mit ſebr günſtigem Erfolge eröffnete vorgeſtern Hendrichs, vom Hamburger Stadttheater, ſein Gaſtſpiel auf unſerer Bühne als Jaromir. Er beſitzt namentlich eine einnehmende Perſönlichkeit.

Unſere Buhne wird am 26. d. auf mehrere Wochen geſchloſſen, und ſchon in den nachſten Tagen werden mehrere Opern-Mitglieder zu Gaſt-Spielen abreiſen. Saphir will uns für den Schluß mit humoriſtiſchen Vorleſungen entſchädigen. Spindler wird in den nächſten Tagen in Hamburg erwartet und dieſen Sommer dort verbringen. —ff—

*

Mainz, 10. Mai.

Der Mai, der Wonnemouat, hat begonnen; das merkt man aber nicht blos an dem Geſchrei der gottloſen Buben, die vom früheſten Morgen bis zur ſpäteſten Dämmerung Maikräuter ausſchreien und jedes ſterbliche Ohr erbarmungslos zerfleiſchen, ſondern an der Rheinbrücke, die jetzt das ſpazierluſtige Mainz trägt. Die Rheinbrücke hat aber auch noch viel Wichtigeres zu thun; ſie trägt die Füße der Spielluſtigen, die das Geld nicht im goldenen Mainz laſſen konnen. Seit nämlich der Wiesbadener Kurſaal wieder geöffnet, strömt Alles hinüber, um am grünen Tiſche ſich theure Reue zu erkaufen. Schon ſehr viele Tinte und Thränen ſind über dieſen Gegenſtand vergoſſen worden, und doch iſt der Spielwuth noch nicht im Allermindeſten geſteuert worden. Noch immer ſitzen die gleichgültigen Croupiers da und ſcharren unermüdlich das Geld ein, an dem oft der Schweiß der allerſauerſten Arbeit klebt. Mancher Wicht ſteht da und wirft ein Goldſtück nach dem andern dem Moloch zum Opfer, während tauſend Thränen gedrückter Unſchuld, verſchämter Armuth ſeinem zähen Herzen keinen rothen Heller entringen können. Wie kann eine Regierung ein ſolches Inſtitut dulden? wie kann ſie es dulden an einem Orte, deſſen milde Heilquellen die zerſtörte Geſundheit wieder herſtellen, deſſen herrliche Umgebungen den Menſchen zum innigen Verkehr mit der Natur einladen ſollen? Die naſſau'ſche Regierung behauptet, Wiesbaden würde Alles verlieren, wenn die Spielbank verboten würde. Freilich würden dann keine Spieler nach Wiesbaden kommen; aber würden dann die Heilquellen ihre Kraft verlieren? Die naſſau'ſche Regierung ſieht ſelbſt ein, daß die Spielbank ein ſchlechtes Inſtitut iſt, ſie gibt es dadurch zu erkennen, daß ſie ihren Unterthanen das Spielen verbietet. Aber nicht das Spielen ſoll man verbieten, da Jedermann ein wohlbegründetes Recht hat, mit ſeinem Gelde zu thun, was er will; man ſollte vielmehr die Spielbank verbieten und alles Uebel, welches davon herrührt, wird von ſelbſt verſchwinden.

Unſer Theater iſt ſeit einer Woche geſchloſſen und Mimen, Künſtler, Schauſpieler und Komodianten haben ſich bereits nach allen Enden der Welt zerſtreut. Der Director ſoll gute Geſchäfte gemacht haben; wir gratuliren ihm von Herzen und erlauben uns nur die höchſt beſcheidene Bemerkung, daß die deutſche Bühne nicht eher anfangen wird, ein Tempel ächter Kunſt zu ſeyn, als bis die Directoren aufhören werden, die Kunſt als ein rein mercantiliſches Geſchäft zu betrachten. Wie wir hören, ſoll das Theater im Auguſt ſchon wieder eröffnet werden. Bis dahin wird die Mainzer Theater-Kritik entweder auf ihren Loorbeeren ruhen, oder Ausflüge nach Wiesbaden und nach Frankfurt machen, um für Geld und gute Worte das Weihrauchfaß zu ſchwingen.

Mit dem Mai hat auch die Lebhaftigkeit in unſerer Stadt zugenommen. Die Söhne Albions ſtehen ſchon gruppenweiſe vor dem Dom und ſchauen mit bewaffnetem Auge auf deſſen vergoldete Höhe. Unſere Droſchken rollen ſchon ſchneller und häufiger durch die Stadt und beſonders in den Gaſthäuſern gibt ſich ein Leben kund, wie es nur in den Rheingrgenden möglich, wo ſich während des Frühlings und Sommers Menſchen aus allen Ländern der Welt begegnen. An unſerm Rheinquai ſoll auch eine Reihe von Kaufläden, alſo eine Art Bazar gebaut werden; kommt dieſe Bazar-Reihe zu Stande, ſo gewinnt Mainz von der Rheinſeite ein herrliches, höchſt imponirendes Anſehen. Wenn ich etwas Näheres darüber erfahre, ſollen Sie Bericht erhalten. —m—

Notizen-Blatt.

(Anekdotäres.) Bei einem großen Manöver, bei welchem Kaiſer Joſeph II. gegenwärtig war, machte ein Major einen Fehler, wodurch das ganze Regiment in Unordnung gebracht wurde. Der Kaiſer ritt ſchnell hin und fragte ihn: „Was machen Sie, Herr Major?“ — „Lauter Confuſion, Ew. Majeſtät,“ antwortete der Major. Der Kaiſer lächelte und ritt fort.

Ein böſer Gutsherr fuhr durch eines ſeiner Dörfer, da brach ihm der Wagen und der Richter des Dorfes lieh einen Strick her, um ihn zuſammen zu binden. Als ſich der Gutsherr dafür bedankte, ſagte der Richter: „Gar nicht zu danken, Ew. Gnaden haben um uns mehr als einen Strick verdient.“

Ein Geizhals fragte jedesmal den Bedienten, den er in Dienſt nehmen wollte, ob er auch pfeifen könne, und wenn er dieſes nicht konnte, nahm er ihn nicht an. Jemand erkundigte ſich nach der Urſache dieſer Frage. „Ich ſchicke,“ ſagte der Geizige, „meinen Bedienten oft allein in den Weinkeller und da muß er denn ſo lange laut pfeifen, damit ich gewiß weiß, daß er nichts trinkt.“

Zwei junge belgiſche Beamte begegneten auf der Landſtraße einem belgiſchen Prieſter, der auf einem Pferde daher ritt und den ſie fragten, warum er nicht auf einem Eſel reite, wie Chriſtus? — „Die Regierung hat alle Eſel in Dienſt genommen,“ entgegnete der Prieſter ſchnell.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 59. Dinstag, 16. Mai 1843.

Die Affekte.

(Schluß.)

Während die beiden Männer dieſen verhängnißvollen Gang thaten, wurde der kleine Kreis der Hülfreichen, welche Aureliens Schmerzenlager umſtanden, durch eine höchſt unerwartete Entdeckung in die höchſte Aufregung verſetzt. Die beiden Kammerfrauen der Herzogin wie einige andere Frauen waren nämlich dem herzoglichen Leibarzt gefolgt in der menſchenfreundlichen Abſicht, ihn in der Pflege der Kranken zu unterſtützen; man entkleidete die Baronin und entdeckte auf ihrem Buſen — nichts Anderes als eben jenes diamantne Kreuzchen, welches zu der für die Majorin Fringlau einſt ſo verderblichen Perlenſchnur gehört hatte. Das Entſetzen über dieſe Entdeckung überwog vielleicht bei mancher der Frauen die Theilnahme an der Unglücklichen, und der Gegenſtand des Schrecks gieng von Hand zu Hand, um durch den Namenszug der höchſtſeligen Herzogin jeden Zweifel über ſeine Identität unmöglich zu machen. Während die Anweſenden noch in ſtummem Erſtaunen über die unvermuthete Entdeckung ſich gegenſeitig verwundert anblickten, trat auch der Beichtiger der Herzogin herein, ein würdiger ernſter Greis, der aus den Blicken und Mienen der Anweſenden ſchon eine Ahnung von etwas Ungewöhnlichem geſchöpft haben mochte; der Leibarzt machte ihn mit dem Ereigniſſe bekannt und bat um ſeinen Rath, worauf der würdige Herr die Verſammlung der dienſtfertigen Frauen bis auf einige wenige entließ, ihnen das Diamant-Kreuz abnahm und mit der Ermahnung, kein ungünſtiges voreiliges Urtheil über eine Perſon zu fällen, welche unmöglicherweiſe doch außer aller Schuld ſeyn könne, Allen tiefes Stillſchweigen auferlegte. —

Zwei Stunden ſpäter fuhren zwei geſchloſſene Wagen langſamen Schrittes in den Schloßhof herein; die Geſichter Derer, welche ſie begleiteten, verkündeten neue tiefe Trauer, und die Gemüther der Zuſchauer und Diener, als ſie den Inhalt der Wagen bemerkten, fühlten ſich tief erſchüttert. Aus dem erſten hob man den blutigen Körper des Baron Kernheim, der nur noch durch mühſames Röcheln ein Zeichen von Leben von ſich gab; aus dem andern ſtieg, von zwei Freunden unterſtützt, der Präſident v. Kirchenau, ebenfalls ſo ſchwer verwundet, daß man ihn nur mit Mühe über die hohe Treppe des Schloſſes heraufbringen konnte. Eine allgemeine Beſtürzung verbreitete ſich unter den Gäſten und Bewohnern des Schloſſes bis in das Gemach der kranken Aurelie; ſie hatte kurz zuvor einige lichte Momente gehabt, in welchen ſie nach dem Gatten ſich erkundigt, allein ihre Schwäche war zu groß, als daß ſie ſich länger hätte bei Beſinnung erhalten können.

Schonend ward dem Baron Kernheim von dem Beichtiger der Unfall ſeiner Gattin beigebracht, ohne daß der Auffindung des Kreuzes Erwähnung geſchah; dann ward dem Sterbenden noch verſtattet, ſeine Kinder zu ſehen, in deren Armen er ſeinen Geiſt aufgab. Der gütige Gott hatte ihm wenigſtens einen großen Schmerz erſpart.

Die Gemahlin des Präſidenten ward durch einen Eilboten herbeibeſchieden, da für Erhaltung ſeines Lebens wenig Hoffnung vorhanden war; ſie langte gerade in dem Momente an, wo der Sarg des getödteten Kernheim unter dumpfem Glockenklang nach ſeinem Gute gebracht wurde, — in demſelben Momente, wo Aurelie, ihr Ende nahefühlend, nach dem Troſte der Religion verlangte, um ihr gepreßtes Gewiſſen von einer ſchweren Schuld zu entlaſten. Jetzt, vor den Pforten der Ewigkeit, geſtand ſie ein, daß ſie ſelbſt es geweſen, die jene Perlenſchnur in den Kiſſen des Täuflings geborgen, die zuerſt den Keim des Argwohns in das argloſe gütige Herz der fürſtlichen Mutter gelegt, um ſich an der begünſtigteren Nebenbuhlerin zu rächen, von welcher ſie ſich ebenfalls insgeheim angefeindet glaubte. Zu dem Geſchmeide ſelbſt war ſie auf eigenthümliche Weiſe gelangt; während der feſtlichen Tafel nämlich, welche der kirchlichen Feier folgte, hatte man die Kinder unter Aufſicht ihres Hofmeiſters und der Bonnen in einige Zimmer des oberſten Stockwerkes verbannt, wo ſie, mit Naſchwerk und Süßigkeiten reichlich bedacht, bis zur Aufhebung der Tafel ſich mit Spielen vergnügen konnten. Eines der Kinder Aureliens, ein lebhafter Knabe von fünf Jahren, entwiſchte der Aufſicht des Hofmeiſters und mochte, von kindlicher Neugier getrieben, über eine Wendeltreppe den Weg zum Vorzimmer und von da bis zum Boudoir der Herzogin gefunden haben, das er ungeſehen betrat. Hier fiel ihm zunächſt der bunte Glanz der Perlen und Steine in die Augen, und er ſpielte lange mit dem koſtbaren Collier, bis die Schnur ſich löſte, und die runden Kügelchen auf dem Boden umherkollerten; inſtinktmäßig begreifend, daß er etwas Unerlaubtes, Strafbares begangen, raffte er den glänzenden Schmuck zuſammen und wollte ihn Mama hintragen, damit ſie ihn wieder zurechtbringe; unbemerkt, wie er gekommen, verließ er auch die Gemächer der Herzogin wieder, da das Feſt in den untern Räumen Aller Hände in Anſpruch nahm, und ward zu ſeiner Mama gewieſen, die eben mit der Herzogin nach der Wohnung des Schloßhauptmanns ſich begab. Weinend klagte er der Mutter ſein Leid, und dieſe, im höchſten Grad erſchrocken, nahm ihm die verhängnißvollen Pretioſen ab, um ſie mit der Bitte um Nachſicht und Vergebung der gütigen Herzogin gelegentlich wieder zuzuſtellen. Dieſer Vorſatz aber ward wankend in ihr, als ſie im Kreiſe der Fringlau'ſchen Familie durch das ſtille Glück der Schweſter, durch die unendliche Liebe der Pflegmutter gegen Fringlau und ſeine Kinder

ihr Herz von Neid und Haß geſchwellt fühlte, und ſie ihre eigenen Kinder im Nachtheile glaubte gegenüber von denen des Schloßhauptmanns. Die Serenade der Schuljugend theilte wie bekannt die Aufmerkſamkeit des entzückten Vaters und der edlen Großmutter, wie ſie auch die Mutter auf Augenblicke entfernte. Ein ſchwarzer teufliſcher Gedanke ſtieg in ihre Seele auf; „wie?“ dachte ſie, „wenn Du jetzt Dich der unwillkommenen Laſt entledigteſt, ſie in dem Zimmer verſteckteſt, wäre nicht ſie im dringenſten Verdachte, gebrandmarkt und auf immer des Vertrauens, das ſie ſich ſo hinterliſtig und heuchleriſch erſchlichen, verluſtig?“ — Geſagt, gethan! im Nu war der größte Theil des Geſchmeides in dem Kiſſen des Säuglings verſteckt, nur die losgeriſſenen Perlen und das Kreuz konnten nicht geborgen werden, da die dienſteifrige Natalie geflügelten Schrittes wieder nahte. Später vermochte Aurelie nicht, ſich ihrer unbemerkt zu entledigen, und eine geheime Stimme ihres Geizes ſprach wohl auch für das fernere Beibehalten der Koſtbarkeiten, welche ſie jedoch, um Niemandes Verdacht zu erregen, ſtets im Buſen verſteckt wie ein Amulett mit ſich trug. Da der Schein der Schuld ſo mächtig gegen Natalien ſprach, bedurfte es wenig Mühe, im Herzen der Herzogin den Keim des unverdienteſten Verdachts gegen die jüngere Schweſter niederzulegen, und ſolchergeſtalt unausſprechliches Leiden und Unglück über die Familie Fringlau zu verhängen. — Nun bereute ſie freilich, aber leider zu ſpät; das Nahen des unerbittlichen Todes fühlend, vor der furchtbaren Rechenſchaft am Thore des Ewigen ſchaudernd, wollte ſie ihr Gewiſſen erleichtern und den Fluch der Welt von Nataliens Haupte nehmen: ſie bekannte ihre Schuld und beauftragte den Beichtiger, der ſchwer Beleidigten die flehentliche Bitte um Vergebung und Verſöhnung vorzulegen, und ſie mit dem Hergang bekannt zu machen. Dann wünſchte ſie, erſchöpft, noch den Anblick ihres Gatten und ihrer Kinder, welchen man ſeither unter dem Vorwande allzugroßer und ſchädlicher Gemüthsbewegung ihr verſagt hatte: ſchonend wollte man ſie auf die fürchterliche Nachricht vorbereiten, aber eine Ahnung, wie ſie bei Sterbenden ſo häufig iſt, ließ ſie die ſchreckliche Gewißheit erkennen. Unter fürchterlichen Krämpfen, während welcher ſie ſich ſelbſt als Mörderin ihres Gatten, als abſcheuliche Verbrecherin anklagte, entſchwang ſich der müde Geiſt der ſchwachen irdiſchen Hülle, um einer andern unerforſchlichen Zukunft entgegenzugehen. — Auch Auguſtin erſtand nicht wieder von ſeinem Krankenlager; der Schuß des Barons hatte das Rückgrath verletzt, und fünf Tage ſpäter folgte er ſeinem Opfer wenigſtens mit der verſöhnenden Gewißheit, daß ſein Vertrauen in Natalien wie ſein Argwohn in Aurelien ſich beſtätigt. — Die Majorin ſtand nun glänzend gerechtfertigt da vor den Augen einer ſchlimmen argwöhniſchen Welt, in welche ſie nicht mehr zurückkehrte; wäre auch nur noch die geringſte Spur von Verdacht an ihrem Andenken haften geblieben, ſie hätte ſchwinden müſſen vor der großherzigen Rache, die ſie an Aurelien nahm, indem ſie ihren ſechs Waiſen die treueſte beſte Mutter ward!“ — —

Frank Flint.

(Aus der „Köln. Zeitung.“)

I. »Liebe Emilie,« ſprach Frau Vorſichtig, »es iſt für unſern Vortheil durchaus nöthig, daß du in Gegenwart meines Oheim, der uns heute bei Tiſche mit ſeiner Geſellſchaft beehren wird, hübſch umſichtig biſt. Wir haben ihn auf ſechs Uhr beſtellt, und du kannſt dich darauf verlaſſen, er wird auf die Minute hier eintreffen; ich bitte dich daher, halte dich bereit, ihn zu empfangen. Ziehe dein einfaches Mouſſelinekleid an und trage gar keinen Zierath; lege dein Haar in Ringeln, nicht à la reine — denn er iſt ſo ſehr ſonderbar!« — »Aber, Mama,« entgegnete Emilie, eine allerliebſte neunzehnjährige Blondine, »ich ſehe gar nicht die Nothwendigkeit ein, mich ſo genau in die lächerlichen Launen dieſes Herrn zu ſchicken. Ich bin verſichert, daß Papa in ſolchen Sachen unabhängig genug iſt, und ich wundere mich, daß er die gewohnten Einrichtungen dieſem Sonderling zu Liebe umſtoßen kann.«

»Still, mein Kind!« fiel Frau Vorſichtig ihr ins Wort, »bedenke nur, daß die Wände Ohren haben, und begnüge dich damit, daß wir dafür unſere Gründe haben. Du haſt keinen Grund, von irgend Jemandem aus der Geſellſchaft eine Bemerkung zu fürchten; denn ich habe nur Hrn. und Frau Dumps und ihre Töchter, und unſern Vetter Schnooks eingeladen — Leute, welche wir, wie du weißt, leider von Zeit zu Zeit einmal bei uns ſehen müſſen, und die in ihrer Art ganz gut ſind, obgleich wir ſie freilich nicht mit unſern zahlreichen eleganten Bekanntſchaften zuſammenbringen können.« — »Ganz gut, Mama,« antwortete Emilie, die keineswegs durch die politiſchen Beweggründe ihrer faſhionablen Mutter überzeugt war.

Die Familie Vorſichtig bewohnte ein hübſches Haus an der Gränze des ariſtokratiſchen Viertels von London, und es war ihr ſo gut gelungen, ſich in die guten Geſellſchaften einzudrängen, daß man ſie wirklich für vornehm hielt. »Der Rathgeber beim Hofe,« »das Buch der Etiquette,« »Cheſterfield's Briefe an ſeinen Sohn« waren das vorzüglichſte Studium der Eltern, und obgleich alle Briefe an »Friedrich Vorſichtig, Esq.« adreſſirt waren, ſo gab es doch Leute, die behaupten wollten, er ſey nur Schreiber in einem Magazin, und er uſurpire blos eine Stellung in der Geſellſchaft, zu der er durchaus nicht berechtigt ſey, und opfere manche wirkliche Bequemlichkeit dem thörichten Wunſche auf, äußerlich zu glänzen. Dem ſey, wie ihm wolle, ſie ſchienen angenehme, gut umgängliche Leute, und zuverläſſig iſt es, daß der Oheim der Frau Vorſichtig, ein reicher Mann, eben erſt aus Weſtindien zurückgekehrt war, und daß beide ſich bemühten, ihn auf ihre Seite zu bringen und ſich zu Nutze zu machen. Unglücklicher Weiſe hatten ſie mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn Frank Flint war ein mürriſcher, wunderlicher, rückſichtsloſer und höchſt einfacher Mann, der alle faſhionablen »Faſeleien und Unſinn« haßte, und bei jeder Gelegenheit ſo geradeaus ſprach und ſo viele ſonderliche Begriffe und eigenthümliche Manieren hatte, daß ſein nach der Mode zugeſchnittener Neffe ſammt Nichte glaubten, ihn nicht vor der Crême ihres Cirkels präſentiren zu können.

II. »Verſchwendeſt du viel Zeit mit ſolchem Hämmern und Schreien?« fragte der alte Flint und legte ſeine Hand auf ein ſchönes Piano, auf dem ein Muſik-

Digitized by Google

Buch, eine itlienische Sonate, aufgeſchlagen lag, die damals recht en vogue war. »Sir!« rief Emitie aus, und ward feuerroth bis hinter die Ohren, dann ſich wieder ſammelnd, fuhr ſie fort: »Ich ſpiele und ſinge ein wenig.«

»Koſtſpielig und unnütz!« brummte Flint; »bloß eine Falle, um ein Stutzerlein zu fangen; denn kaum verheirathet, iſt's gleich vergeſſen. Sagt zu einer Frau, ſie ſolle ein wenig ſingen oder ſpielen, dann heißt's immer: Ach, es iſt ſo lange, ſeit ich das Inſtrument zuletzt anſah. Larifari!« Emilie lächelte. »Kannſt du einen Pudding machen, kochen, ein Huhn vorſchneiden, Strümpfe ſtopfen, den Fußboden ſcheuern oder deinem Manne dereinſt einen Knopf am Hoſenträger annähen?« — »Ich glaube wohl, daß ich es könnte, wenn ich es verſuchte und es durchaus nothwendig wäre,« antwortete Emilie.

»Lerne,« ſetzte Flint kurz hinzu, »erſt das Nützliche, dann das Angenehme. Die Erziehung wird jetzt am verkehrten Ende angefangen. Kannſt du tanzen?« — »Ja, Onkel.« — »Eine gute Uebung, der Geſundheit zuträglich. Ich konnte auch ein wenig — Fuß vor, reicht die Hände, mitten durch und wieder heraus. Was meinſt du wohl, wenn ich in einem guten alten Country dance*) mit dir tanzte?« — »Mir wäre lieber eine Quadrille und ...« — »Ein jüngerer Tänzer,« fiel Flint ein, »ohne Zweifel. Quadrillen kann ich nicht leiden; ſie ſind franzöſiſch, eine ſteife Tändelei, keine Kraft; taugt nur für gichtiſche Männer und verſchrumpfte Wittwen, wenn ſie ſich in einander vernarren wollen.« Emilie lachte. — »Das iſt ein gutes Mädchen!« ſprach wohlgefällig der Oheim; »das erſte Lachen von einer jungen Dame, ſeit ich in England bin; ein Lächeln oder Mundverziehen iſt alles, was man von ihnen herauskriegt. Es iſt, wie ich glaube, nicht »»faſhionable,«« friſchweg zu lachen; und doch ſind Kochen und Lachen die beiden eigenthümligen Kennzeichen des Thieres, das — Menſch genannt wird!« Der alte Mann hielt inne, und Emilie fürchtete faſt, das Stillſchweigen zu brechen. »Du haſt mich nicht lieb,« fuhr er plötzlich fort. »Beſtändig an glatte Schmeicheleien gewohnt, kommt dir die Wahrheit und beleidigend vor.«

»Doch, Onkel, Sie ſind mir gar nicht unangenehm, und ich liebe die Wahrheit,« antwortete kühn das Mädchen. — »So ſage mir, was hältſt du vom alten Flint?" Emilie erröthete, als ſie, allen ihren Muth aufbietend, ſprach: »Ich meine, er iſt ein ſehr aufrichtiger Mann von ſehr ſonderbaren Begriffen.« — »Sehr gut.« — »Und ich halte es für nicht ganz vernunftmäßig, wenn er begehrt, daß andere Leute ſich ſeinen merkwürdigen Anſichten von dem, was recht ſey, fügen ſollen.« — »Weiter.« — »Er trägt eine Kleidung, die vor fünfzig Jahren Mode war und auffallend iſt, weil unter zehntauſend heute nicht einer ſie mehr trägt.« — »Trägt!« wiederholte emphatiſch der alte Flint. — »Er hat ſein Haar zu einem Zopfe zuſammen gebunden, während jeder Andere es abgeſtutzt trägt, und nennt die Mädchen, weil ſie ſich nicht mehr wie einſt ihre Großmütter kleiden, lächerlich, und ...«

»Halt, ich bin zufrieden!« rief Flint lächelnd; dann ergriff er ihre Hand und ſprach: »Emilie, du und ich, wir werden gewiß einmal recht gute Freunde werden. Wir wollen fortfahren, einander zu ſchelten und unſere Fehler aufzuſuchen, und es ſteht alsdann zu erwarten, daß aus dem Wortſtreit ſich ein gutes Einverſtändniß entwickelt.«

(Fortſetzung folgt.)

*) Der alte herkömmliche, früher in England allgemein beliebte Tanz, der den neuen franzöſiſchen Weiſen hat weichen müſſen.

Erinnerungen an Göthe.

(Frankfurter Converſationsblatt.)

Wetzlar hat außer ſeinem Dom und ſeinen Naturſchönheiten noch einen andern ganz eigenthümlichen poetiſchen Reiz: es iſt der Ort, wo Werther (Jeruſalem) gewandelt und ſo tragiſch geendet hat. Daß Werther, Lotte, Albert hiſtoriſche Perſonen waren, weiß alle Welt, daß aber auch die Schulmeiſterstochter (ſiehe den Brief vom 27. Mai) und ihre kleinen Buben Hans und Philipps gelebt haben, daß ſelbſt der Amtmann kein Fictum iſt, daß es ſogar ein Wahlheim gegeben hat, und noch gibt, daß der Lottenbrunnen noch quillt und die Linde bei Wahlheim bis vor wenigen Jahren noch grünte, ja daß viele der kleinen anmuthigen Züge, die der Dichter hier und da einſtreut, ſich wirklich zugetragen haben, dürfte wohl minder bekannt ſeyn.

Starke anderthalb Stunden oberhalb Wetzlar liegt Garbenheim, ein kleines, anmuthiges Dorf: dies iſt das Wahlheim des Romans. „Die Lage an dem Hügel iſt ſehr intereſſant, und wenn man oben auf dem Fußpfade zum Dorfe hinausgeht, ſo überſieht man auf einmal das ganze Thal," ſo ſchildert der Dichter bezeichnend die Situation des Dörfchens. — Von den Linden, „die mit ihren ausgeſtreckten Aeſten den kleinen Platz vor der Kirche bedecken," ſteht wenigſtens noch eine. „So freundlich, ſo heimlich habe ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden," berichtet Werther hierüber, „und dahin laſſe ich mein Tiſchchen aus dem Wirthshaus bringen und meinen Stuhl, trinke meinen Kaffee da und leſe meinen Homer." Das Wirthshaus befindet ſich heute noch ganz in der Nähe des klaſſiſchen Platzes. — Man kennt das kleine anmuthige Epiſodchen, wo Werther erzählt, wie er auf einen Pflug gelehnt die zwei lieben, kleinen Kinderchen Hans und Philipps zeichnete, wie da nach zwei Stunden die Mutter mit einem Körbchen unter dem Arm herzukam, dem Aelteſten einen halben Weck gab und das Kleine aufhob „und küßte es mit aller mütterlichen Liebe." Sollte man aber glauben, daß ſich dieſe der Natur abgelauſchte Scene wirklich ereignet habe? Und doch iſt es ſo. Die Mutter, eine Schulmeiſterstochter, wie ſie der Roman richtig bezeichnet, hieß Henriette Bamberger; ſie war 1742 geboren und lebte noch vor zehn Jahren. Von ſieben Söhnen, die ſie gebar, waren damals noch fünf am Leben. Philippus hielt ſich in Braunſchweig auf, bereits etliche und ſechzig Jahre alt, Hans war geſtorben. Sie glühte bis in ihr ſpätes Alter von Begeiſterung für den jungen Jeruſalem (Werther), der an ihrer Familie viel Gutes gethan, und als man ſie über die Worte am Schluß des Romans befragte: „Handwerker trugen ihn, kein Geiſtlicher hat ihn begleitet," ward ſie entrüſtet und widerſprach dem. „Werther," ſagte ſie, „habe ein ehrliches Begräbniß gehabt, weil ſein Vater (der bekannte Abt Jeruſalem) ſo großes Anſehen am Braunſchweiger Hofe genoſſen. Aber, fügte ſie hinzu, er wird deswegen ſelig, weil er den armen Leuten Kreuzer

Digitized by Google

geſchenkt hat (ſiehe den Roman), und unſer Herrgott kann ſo eine gute Seele nicht verlaſſen." — Werther's Grab auf dem Wetzlarer Kirchhof iſt noch immer das Ziel mancher ſentimentalen Wallfahrt.

Auch mehrere Reliquien des unglücklichen Mannes hatten ſich in dem Hauſe der Alten erhalten, unter andern ein Stuhl, auf dem er häufig geſeſſen und ein Glas, aus dem er das Waſſer drs Lottenbrunnens zu trinken pflegte. Von dem „Doktor Göthe," (der ſich bekanntlich längere Zeit am Reichskammergericht in Wetzlar aufhielt) wußte die Alte natürlich auch zu erzählen, denn ſie mußte ihm ja dei ſeinen Nachforſchungen über Jeruſalem's Schickſal Hauptquelle geweſen ſeyn. —

Wer von Gedanken an Werther erfüllt, dieſe durch Göthe's geniale Schöpſung geweihten und klaſſiſchen Orte betritt, dem wird es doppelter Gewinn ſeyn: die Gegend wird ſich für ihn mit neuen Reizen ſchmücken, aber die Dichtung nicht minder. Es iſt eine wunderbare Wechſelwirkung zwiſchen dieſer Landſchaft nnd dem erſten Theile des Werther. Ueber beiden ſchwebt derſelbe idylliſch-ſchwäemeriſche Hauch, dieſelbe Einfalt und Naivetät; in beiden dieſelbe ſtille, tiefe Natur; aber von dem Charakter des zweiten Theils, wo der zerſtörende Kampf der Leidenſchaft beginnt, weiß die friedliche Gegend nichts. Sie kann zwar Sehnſucht, Wehmuth hervorrufen, aber nicht jene Sehnſucht des zweiten Theils, die Frau von Staël im Sinne hatte, wenn ſie ſagt, der Werthee habe mehr Selbſtmorde veranlaßt, als das ſchönſte Weib, — ich meine die Sehnſucht — ſich todtzuſchießen. —

*

Notizen=Blatt.

(Anekdotäres.) Ein Student ſchrieb an ſeinen Vater einen ſehr lakoniſchen Beief, der aus dem einzigen Worte: „Geld!" beſtand. Der Vater ſetzte nur die Sylbe „du" über das Wort (Geduld!) und ſchickte ihn ſo zueück.

Der Kaiſer Nikolaus von Rußland reiste einſt mit ſeinem vertrauten Adjutanten, General . . . , in einer einſachen Poſtchaiſe. Der bisher ziemlich praktikable Weg ward am Saume des Gehölzes plötzlich ſo ſchlecht, daß er die in ein heiteres Geſpräch vertieſten Reiſenden darin ſtöete und ſie ſich darüber gegen den Poſtillon ausließen. Dieſer ſchlug hierauf den ihm unbekannten Offizieren vor, einen recht guten Fußweg durch das Gehölz einzuſchlagen und dann auf der jenſeits beſſern Fahrſtraße den Wagen wieder zu beſteigen. Der Kaiſee ſprang ſogleich munter aus der Chaiſe und ging mit ſeinem Begleiter in den Wald hinein, aber noch waeen ſie gar nicht weit gekommen, als ihnen ein Bach, deſſen Brücke abgebrochen war, den Weg ſperrte. Sie rieſen einen nahen Holzhauer und fragten, ob nicht in der Nähe eine andere Brücke ſey, was dieſer verneinte, aber ſich ſogleich erbot, die Herren duech den Bach zu tragen. Das waren dieſe zufrieden und verſprachen dem Manne Jeder 10 Rubel. Der Kaiſer war hinübergeſchafft und rief dem Träger, der mit dem General in der Mitte des Baches war, ſcherzend zu: „wirf ihn ins Waſſer und du erhältſt 50 Rubel." Der Geneeal, der trotz des warmen Wetters und der geringen Tieſe nicht Luſt zu baden hatte, beeilte ſich, dem Manne 100 Rubel zu verſprechen, wenn er ihn trocken hinüberbrächte. Der Kaiſer verfolgte den Scherz und bot 200 Rubel und der General 300 und beim letzten Gebote des Kaiſers von 800 Rubel ſchien der Träger ſchon ſehr willig, aber der General ſchrie 1000 Rubel, klammerte ſich mit heraufgezogenen Beinen feſt an und erreichte das nahe Uſer. Im nächſten Wirthshauſe notirte der General ruhig zu den kaiſerlichen Reiſekoſten: für Ueberſchaffung Sr. Majeſtät über einen Waldbach 10 Rubel, für eine ditto des Generals unter allerhöchſt vertheuerten Umſtänden 1000 Rubel. Der Kaiſer mußte, als er dies las, herzlich lachen und genehmigte die Zahlung.

Ein in der Folge ſehr berühmt gewordener engliſcher Geiſtlicher, Dr. Eduaed Young, fuhr in ſeinen jüngern Jahren auf der Themſe mit einer Frauengeſellſchaſt nach einem berühmten großen Luſtgarten (nach Vauxhall) unweit London. Zur Unterhaltung ſeiner Begleiterinnen blies er auf der Flöte; da aber hinter ihm her ein Boot mit einigen jungen und muthwilligen Offizieren gerudert kam, ſo ſteckte er die Flöte wieder ein. Das verdroß einen der Rothröcke. „Heer!" rief er ihm zu, „warum ſtecken Sie die Flöte gerade jetzt ein, da wir kommen?" — „Aus eben dieſem Grunde," verſetzte Young, „aus welchem ich ſie hervorgeholt hatte, weil es mir gefiel." Da ergrimmte der Held und drohte den Nachen umzuſtürzen, woſern dee Flötenſpieler nicht ſogleich zur Pſeiſe griffe. Die Damen erhoben eine Jammer-Geſchrei und ihnen zu Gefallen zog Young ſeine Flöte hervor und blies; der Rothrock aber erluſtigte ſich daran, ſeine Drohung zu wiederholen, ſo oft jener einen Augenblick inne hielt und der geplagte Spieler kam bis zum Ausſteigen kaum zu Athem. Am Ufee aber zog er ſeinen Muſikdirector auf die Seite. „Sie haben ſich ſehr geirrt, mein Herr, wenn Sie glaubten, daß ich aus Furcht vor Ihnen die Flöte geblaſen habe; blos aus Gefälligkeit gegen meine erſchrockenen Begleiterinnen, die ich nicht in grundloſe Furcht wollte ſetzen laſſen, geſchah es. Sie ſollen indeß ſehen, daß unter dem ſchwarzen Rocke eben ſo viel Muth ſteckt, als unter dem rothen." — „Und wo ſoll ich das ſehen?" fragte der Offizier. — „Im Windſorhölzchen," verſetzte Young; „morgen um 9 Uhr erwarte ich Sie mit dem Degen in der Fauſt, aber ohne Beiſtand. Wir ſind uns allein genug. Wer übrig bleibt, begräbt den andern." Dem Rothrock graute doch nun ſchier vor dem Schwarzrock; aber er verſprach zu erſcheinen nnd hielt Wort. Young war ſchon da, doch nicht mit einem Degen, ſondern mit einer Piſtole bewaffnet, die er geſpannt dem Offizier entgegenhielt. — „Herr, wollen Sie mich wie ein Straßenräuber niederſchießen?" fragte dieſer ganz beſtürzt. „Haben wir uns nicht auf den Degen gefordert?" — „Davon werden wir in der Folge reden," verſetzte der Schwarzrock, „jetzt retten Sie Ihr Leben durch eine Menuette. Bei Ihnen hieß es geſtern gepfiffen! bei mir heißt es heute getanzt!" Wohl oder übel fing endlich, nach vergeblicher Weigerung, der Offizier zu tanzen an; Young drohte ein paar Mal, wenn der Offizier inne hielt; dann aber reichte er ihm die ungeladene Piſtole mit den Worten: „Wir ſind nun quitt; ich habe Ihnen pfeifen, Sie haben mir tanzen müſſen. Verlangen Sie noch mehr?" — Der Offizier ſchämte ſich, erkannte ſein geſtriges Unrecht und Beide wurden von dieſem Augenblicke an die beſten Freunde.

*

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 60. Donnerstag, 18. Mai 1843.

Die verrückten Engländer.

Neulich machte ich eine Reiſe von Oſtende nach Gent; unterwegs traf ich mit einem Belgier zuſammen. An kalten Winterabenden iſt ein gutes Buch bei warmem Ofen etwas werth; doch ein Schwank, gut erzählt, kommt im Poſtwagen nicht minder angenehm. Wir ſprachen von allerlei Reiſeabenteuer, unter andern auch von den Wunderlichkeiten der engliſchen Touriſten.

„Da kann ich Ihnen eine köſtliche Geſchichte zum Beſten geben!" ſagte der Belgier.

Er erzählte, und ich muß geſtehen, daß mir der Schwank gefiel, obgleich ich einige Zweifel nicht unterdrücken konnte. Indeß, mein Gewährsmann verſicherte, die Sache habe ſich wirklich ſo zugetragen.

Im Jahre 1817 kamen zwei Engländer nach Oſtende. Die Stadt war von 1792 bis 1814 durchaus in Verfall gerathen, doch nach dem Umſchwung der Verhältniſſe hob ſie ſich bald wieder. Das Gras, das auf den Straßen wuchs, verſchwand; die Gaſthäuſer mehrten ſich von Jahr zu Jahr; der Hafen, der ſo lange öde und leer geweſen, belebte ſich und die Fluthzeit der Gulden und Thaler und Guineen begann nach langer Ebbe wieder.

Die beiden Zugvögel waren Engländer vom reinſten Waſſer: jeder Zoll ein Original. Der eine war kurz, dick und rothhaarig; der andere lang und dürr. Der kurze Stöpſel nannte ſich Richard Mowbray, die lange Hopfenſtange William Featherington. Beide ſtanden im Hochſommer des Lebens, will ſagen, zwiſchen dem fünf und vierzigſten und fünf und fünfzigſten Jahre; beide waren vom Scheitel bis zur Ferſe Gentlemen; beider Papiere waren in beſter Ordnung. Sie ließen ſich, ſo wie ſie ans Land ſtiegen, ſofort mit Sack und Pack nach dem Gaſthof zur Schelde in der Gudulaſtraße führen. Der Wirth hieß Van Nyſoort und ſein Hotel gehörte keineswegs zu den erſten in Oſtende.

Der Wirth war ganz entzückt über dieſe unverhofften Gäſte, die ſich die erſten Zimmer im Hauſe geben ließen und das Schönſte und Beſte, was zu haben ſey, verlangten. Der Koch bereitete den Engländern ein gar kägliches Mittagseſſen, das ſie vortrefflich fanden. Sie verlangten zwei Flaſchen vom feinſten Weine; der Wirth ſetzte ihnen den erbärmlichſten Krätzer vor, den er Chateau-Margaux, die Flaſche zu 10 Frcs., taufte; die Inſulaner tranken und ließen noch zwei Flaſchen kommen. Aber die Zahlung? Auch in dieſer Beziehung wurde der Wirth am nächſten Morgen zufrieden geſtellt: die Inſulaner zahlten die enorme Rechnung mit dem [illegible] ſten Geſichte von der Welt.

Das war nun alles vortreffli[illegible] war an ſolche Par. dieſor [illegible] ht jeden Augenblick, d [illegible] weiter reiſen würden. Unmöglich kamen die Engländer über Meer, blos um Oſtende zu ſehen und dort für ſchweres Geld ſchlecht zu leben.

Indeß zeigte das nette Paar durchaus keine Abſicht, weiter zu reiſen. Ein Poſtwagen nach dem andern ging ab, eine gute Gelegenheit nach der andern zeigte ſich: die Engländer blieben. Verkehr mit Landsleuten vermied[illegible] ſie; die Sehenswürdigkeiten der Stadt kümmerten [illegible] durchaus nicht; täglich machten ſie einen Spazierga[illegible] ins Freie, aßen, tranken, rauchten, ſchliefen, laſen Zeitungen und lebten wie die Engel friedlich und ſtill. Es kam kein Brief für ſie an, ſie ſchickten keinen ab; die Welt war für ſie todt und ſie für die Welt.

Aber regelmäßig jeden dritten Morgen berichtigten ſie ihre Rechnung und nie zogen ſie etwas ab, obglei[illegible] der Scheldewirth mit doppelter Kreide ſchrieb und ſi[illegible] täglich vervollkommnete.

Van Nyſoort ſprach ſonſt ſehr wenig und kümmerte ſich um ſeine Gäſte noch weniger, verſteht ſich, wenn ſie gut bezahlten; aber dieſe ſeltſamen Gäſte machten ihm viel zu ſchaffen. Er zerbrach ſich den Kopf ü[illegible] dieſe Erſcheinung, zog dann ſeine Frau zu Rathe, und da auch dieſe des Räthſels Löſung nicht fand, ſo fagte er mit Nachbarn und Freunden über den Zweck, welchen die Engländer wohl hier verfolgen könnten.

Es ſind Spione, meinte dieſer; es ſind Flüchtlinge, die irgend etwas verbrochen haben, meinte jener; endlich that der Greffier des Friedensrichters, der mehrere Jahre in England geweſen war, ſeinen Mund auf und ſprach:

„Zerbrecht Euch die Köpfe nicht! Wißt Ihr, was die beiden Engländer ſind? Ich will's Euch ſagen. Es ſind ganz ſimple verrückte Engländer. Wißt Ihr, was das bedeutet? Ich will's Euch an einem Beiſpiele klar machen. Seht, ich kannte in London einen gewiſſen Smith, einen halben Millionär, der auf ſeine alten Tage eine ſolche Liebhaberei an Betteln fand, daß er fünfzehn Jahre lang wie der elende[illegible] lebte. Er hieß nur der Hundemann, weil er nie ohne ſeinen Hund erſchien. Des Bettelns wegen kam er mehrfach in Unangelegenheit, ſein unordentlicher Lebenswandel brachte ihm Prügel und ſogar Gefängniß zu Wege; aber er ließ nicht von ſeiner Liebhaberei. Endlich ward er eines Morgens auf der Gaſſe gefunden; er war erfroren; ſein Teſtament war in aller Form Rechtens bei einem Notar niedergelegt; er disponirte über mehr als 50, [illegible] denen er jedem [illegible] Dorfe in einer eng[illegible] er nie geſehen [illegible] wo er niemand [illegible] verma[illegible] Seht, [illegible] die, [illegible]

Digitized by Google

So ſprach der vielkundige Mann. Van Ryſoort aber ſagte:

„Verrückt oder nicht verrückt; es ſind brave Leute und ſehr friedfertig obendrein. Sie bezahlen gut, ſind mit Allem zufrieden, und wenn ich fünf Jahre lang einige ſolche Gäſte behielte, ſo wär ich ein gemachter Mann.“

(Fortſetzung folgt.)

Frank Flint.

(Fortſetzung.)

III. Frau Vorſichtig war eine Tochter von Flint's Schweſter. Er hatte auch noch einen Neffen, ſeines ältern Bruders Sohn, einen verheiratheten Mann mit ſechs Kindern, der ein Amt hatte und zufrieden von ſeinem mäßigen Einkommen lebte, da er nicht, wie ſeine Nichte und ihr Gemahl darauf ausging, äußerlich zu glänzen. Er war in Manchem dem alten Flint ähnlich. Als dieſer ihn beſuchte, hieß er ihn herzlich willkommen; als aber der Anglo-Indianer im Laufe der Unterredung ſich darüber äußerte, daß er eine ſo zahlreiche Familie ernähren müſſe, und die Klugheit verlange, daß, ehe man ein eheliches Bündniß eingehe, daran gedacht werde, wie man ſeine Nachkommen ernähren wolle, antwortete ihm Herr Stephan Flint ganz trocken: »Ich habe gerechnet, Onkel; und als Beweis, daß ich nicht falſch gerechnet habe, bin ich, Gott ſey gedankt, im Stande, mich und meine Familie anſtändig zu ernähren; ich habe Allen eine gute einfache Erziehung gegeben, die ſie in den Stand ſetzt, für ſich ſelber zu ſorgen, wie es auch ihr Vater gethan hat. Ich bin Niemanden einen Pfennig ſchuldig und begehre keinen Schutz von den Reichen, werde ſie auch, ſo lange mir der Himmel Geſundheit ſchenkt, nicht nöthig haben. Ich bin noch in meinen beſten Jahren und hoffe, ſie alle gut verſorgt zu ſehen.« — »Ich wünſche morgen bei dir zu eſſen,« ſprach Flint.

»Sonntag iſt der einzige Tag, wo ich einen Beſucher annehmen kann,« war Stephan's Antwort, »und ich laſſe nicht Jedermann an meinem Tiſche ſitzen; da Sie aber mein Verwandter ſind, ſo wird es mich freuen, Sie bei mir zu ſehen. Wir eſſen um Eins.« — »Sage Zwei, und ich bin der Deinige,« ſprach Flint.

»Wenn Sie mein Herr auch wären, thät ich es doch nicht,« war Stephan's Antwort; »es brächte meine ganze Haushaltung in Unordnung. Ueberdies heißt es, Sie wären ein reicher Mann, und meine Einwilligung in Ihr Verlangen würde für eine Schmeichelei gelten, und ich ſchmeichle Keinem, bin auch kein Erbſchaftsjäger.«

Der alte Flint ſchien ſeinen Mann gefunden zu haben. Einen Augenblick zögerte er, murmelte einige unverſtändliche Worte, endlich ſetzte er ſeinen breitgeränderten weißen Hut, der inwendig grün gefüttert war, auf den Kopf, und ſprach: »Topp! Neffe, ich werde pünktlich kommen!« dann empfahl er ſich ohne Weiteres.

»Johanna,« ſprach Stephan zu ſeiner Frau, »ich glaube gewiß, der alte Knabe will mir mein Haus zum Fenſter hinausſchmeißen, aber das ſoll er nicht. In meinem Hauſe bin ich allein Herr, und zum Kuckuck! nicht Reich noch Arm hat hier etwas zu befehlen. Und mer[illegible], nur keine Koſtſpieligkeiten; Rindfleiſch, Pud[illegible]le. Ich werde mich nicht nach tollen Launen fügen. Oder ſollte ich, weil er reich iſt, mich lächerlich machen»

Der »alte Knabe« kam, war ſo zuvorkommend, erzählte ſo viele Anekdoten von Elephanten, Tigerjagden und andern indianiſchen Vergnügungen, daß die Zeit ſehr ſchnell entfloh und man erſt ſpät von einander ſchied. »Welch ein artiger Mann, wie munter!« bemerkte Johanna. — »Es geht mit ihm gerade, wie mit euch Weibern; es dauert lange, ehe man ſeinen Mann kennt. Vielleicht ſpielt der alte Fuchs nur ein falſches Spiel. Aber er ſoll mir nichts befehlen. Heut über 2 Jahre, wenn die Bekanntſchaft ſo lange dauern ſollte, wirſt du mehr von ihm erfahren. Jetzt guckt bisweilen noch zu viel vom Nabob hervor, als daß er mir ganz behagte. Wir werden ſehen.« Stephan Flint liebte aber ſeinen Oheim, ohne es zu wiſſen, und fand in der Unterhaltung, die ihm derſelbe gewährte, viel Vergnügen.

IV. »Liebe Frau,« ſagte Herr Vorſichtig zu ſeiner Gattin, »ich habe dir eine unangenehme Nachricht mitzutheilen. Der reiche Oheim, der uns ſo viele Schererei gemacht hat und um deſſen Gunſt wir uns mit ſo vieler Geduld bewarben, iſt ein ruinirter Mann. Ich kam heute Morgens an ſeinem Haus vorbei, an deſſen Thür ſich ein Anſchlagzettel befand. Ich war ſo beſtürzt, daß ich nicht hineingehen konnte; um ſicher zu ſeyn, ſandte ich Smithers, den ich ermahnte, bei ſeinen Fragen nur recht vorſichtig zu ſeyn. Und was meinſt du wohl, das der thörichte, eigenſinnige alte Mann angefangen hat? Er hat ſein ganzes mühſam erworbenes Geld in eine nicht exiſtirende Bergwerksgeſellſchaft geſteckt und iſt dadurch unrettbar ruinirt. Es gibt keine Weſt-Waggabon-Eiſen- und Kupfer-Geſellſchaft, und die Direction iſt gleichfalls etwas Erdichtetes.«

Frau Vorſichtig bedeckte ihr Geſicht mit ihren zarten Händen und weinte. Emilie begab ſich auf ihr Zimmer, um ungeſehen zu weinen; denn ſonderbarer Weiſe hatte ſich zwiſchen ihr und dem Oheim in der letzten Zeit eine gegenſeitige Uebereinſtimmung und Achtung entwickelt, die nach und nach zu vertraulicher Freundſchaft reifte, und ihr Kummer über dieſen traurigen Vorfall kam aus einer ganz andern Quelle, als der ihrer Eltern. Herr und Frau Vorſichtig hielten es fürs Klügſte, ſich unter dieſen betrübenden Verhältniſſen verläugnen zu laſſen; denn ſie empfanden des Oheims Unglück ſo lebhaft, daß ſie ſeinen Anblick nicht ertragen konnten, weil es ihnen an Mitteln fehlte, ihm Geldhülfe zu bieten; — wenigſtens diente ihnen dies zum Vorwande.

In wenigen Tagen kam der Alte. »Nicht zu Hauſe?!« rief er erſtaunt, hatte er ſie doch immer um dieſe Stunde zu Hauſe angetroffen; ehe der Diener eine Sylbe vorbringen konnte, hatte der unwillkommene Beſucher ſei[illegible] Hut an den gewöhnlichen Nagel im Vorhauſe aufgehän[illegible] «Ei, iſt denn vielleicht Emilie zu Hauſe?« fragte er. »Fräulein Emilie, Herr?« ſagte der Diener, der üb[illegible] dieſen Punkt nicht unterwieſen worden war. »Ich kann'[illegible] nicht ſagen. Vielleicht...«

»Vielleicht! wenn ihr Zweifel habt, ſo erkundigt euch und haltet mich nicht ſo lange auf. Schließt die Wohnſtube auf und gebt mir einen Stuhl.« Verwirrt und halb erſchrocken gehorchte der Diener, und ſandte die Magd, um Fräulein Emilien zu fragen, ob Fräulein Emilie zu Haus ſey. Emilie, die von Natur ein gutmüthiges Mädchen war, kam, des Alten Frage ſelbſt zu beantworten. »Vater und Mutter beide aus?« fragte Flint, ihre Hand faſſend. — »Sagte der Bediente ſo?«

Digitized by Google

ſprach ſie erröthend, indem ſie verſuchte, der unwillkommenen Frage auszuweichen. — »Kein Wort mehr, mein liebes Kind!« ſagte Flint, »ich bin gar nicht hintergangen worden. Sage ihnen nur, wenn du die Güte haben willſt, der alte Oheim ſey genöthigt, die Ehre vornehmer Beſuche abzulehnen, es ſey zu koſtſpielig; ſeine Verwandten brauchten nicht zu fürchten, daß er ihnen je wegen abgetragener Kleider läſtig fallen würde; er habe lange gelebt und werde ferner mit fünfzig Pfund jährlich leben können, und es ſey ihm auch außerdem noch etwas übrig geblieben. Sollte ich jemals einer Kleinigkeit bedürfen, ſo werde ich nicht anſtehen, ſie von meiner Freundin Emilie zu begehren.

»Oheim,« rief Emilie ſchluchzend aus, »ich bedaure Sie und liebe Sie mehr denn je; und wenn all mein Taſchengeld Ihnen von Nutzen ſeyn kann, ſo ſollen Sie es haben.« Dabei drückte ſie ſeine rauhe Rechte mit ſolcher Innigkeit und Wärme in der ihrigen, daß es den alten Mann tief zu rühren ſchien, denn Thränen drachen aus ſeinen Augen hervor. »Sey nicht närriſch, Mädchen!« rief er, küßte ihre Stirn und verließ dann plötzlich das Haus.

(Fortſetzung folgt.)

Das Geſpenſterhaus.

Auf einem langen Spaziergange durch das Straßenlabyrinth Londons führte mich der Zufall durch einen ehemals ſehr lebhaften und glänzenden, jetzt aber faſt ganz verödeten Stadttheil, welcher unter den Namen Soho bekannt iſt. Die Häuſer nahmen ſich mit ihren vier oder fünf Stockwerken freilich noch immer recht ſtattlich aus, und ſie zeigten eine Façade, welche dem Fenſterſteueramte ſehr viel eintragen muß. Allein die von weitem prunkenden Häuſer waren faſt unſauber, oft ſogar ſchon etwas verfallen. Die fröhlichen Kinder des Glückes ſind in andere Stadttheile hinübergewandert. In den geräumigen Salons, wo einſt die faſhionabelſten Soiréen gehalten wurden, haben jetzt Trödeljuden ihren Kram aufgehängt; in den Boudoirs längſtvergeſſener Grazien verdaut der Schreiber oder Commiſſionär ſein frugales Mittagsbrod bei einem Glaſe Kornbranntwein, und arme Poeten und obſcure Künſtler finden ein Aſyl in den Gemächern, wo einſt gemäſtete Lakayen im nächtlichen Chor um die Wette ſchnarchten.

Manche Züge dieſes Gemäldes forderten zu beſonderer Theilnahme auf. So wurde meine Aufmerkſamkeit vor Allem auf ein ſtattliches Haus gelenkt, woran noch manche Spuren ehemaliger Größe ſichtbar waren. Das eite Eingangsthor war mit Bildhauerarbeit geſchmückt, allein die Blumenkränze konnten in Folge mancher Ausbeſſerungsverſuche füglich für Stränge von Zwiebeln oder Rüben, oder auch für Kettengewinde gehalten werden. Weiter hinauf ſah man indeſſen nichts als ſchmutzige Wände, halbvermoderte Fenſterrahmen und zerbrochene Glasſcheiben, während unter dem Hausthor das im Mittelpunkte von London ſo ſelten zu findende Gras wucherte. Eine am Eingange befeſtigte Tafel zeigte einige durch den Zahn der Zeit ſchon faſt unleſerlich gewordene Schriftzüge: übrigens deutete nichts das Vorhandenſeyn eines Bewohners an. Meine Neugierde wurde immer höher geſpannt, je länger ich das Haus betrachtete. Was konnte den Eigenthümer bewegen, ein ſo ſtattliches, in ſeinen Grundfeſten noch vollkommen ſolides Gebäude ſo verfallen zu laſſen? Während ich mich in Vermuthungen erſchöpfte, ging eine alte Frau an mir vorüber. Nichts konnte mir in dieſem Augenblicke gelegener kommen, denn meine Neugierde hatte einen wahren Fiebergrad erreicht.

„Wer wohnt in dieſem Hauſe?“ fragte ich.

„Sehen Sie denn nicht, daß es zu vermiethen iſt?“ erwiederte die Frau, auf die Tafel zeigend. „Wollen Sie es vielleicht anſchauen?“

„Könnten Sie mir dazu verhelfen?“

„Ja, ich weiß, wer den Schlüſſel hat. Mrs. Baudle, Sir, war Hebamme, ging ihrer Zeit in die beſten Familien, aber als ſie alt wurde, hatten die Lady's kein Vertrauen mehr zu ihr. Jetzt muß ſie über mehrere Häuſer, die ein Gentleman in dieſer Gegend beſitzt, die Aufſicht führen.“

Ich war entſchloſſen, die Bekanntſchaft der Mrs. Baudle zu machen, und fragte die alte Frau nach der Adreſſe derſelben.

„Ich glaube, Sie werden das Haus nicht nehmen, Sir,“ ſagte die Alte, während ich ihr zu der Hausinſpektion folgte.

„Und warum nicht?“

„O man erzählt ſich gar wunderliche Dinge darüber. Es ſoll nicht geheuer in dem Hauſe ſeyn!“

Nicht geheuer! Ein Haus, mitten in London, von Geſpenſtern beſucht! Welche glückliche Entdeckung! Welche noch unbekannte Fundgrube von angſtvoller Erwartung und Entſetzen! Das war Nahrung für meine Neugierde, ein wahrer Leckerbiſſen für meinen verwöhnten Gaumen, dem Alles, was mit natürlichen Dingen zugeht, nicht mehr recht goutiren will. Ich hätte der Alten, trotz ihrem ſehr merklichen Zwiebel- und Portergeruche, um den Hals fallen mögen. Frohlockend ſah ich der Geſpenſtergeſchichte entgegen, und tauſend Fragen, welche ich an die würdige Hausinſpektorin zu richten dachte, durchkreuzten ſich in meinem Gehirn. Schon durchſtreifte ich im Geiſte die Gewölbe und Kreuzgänge und unterirdiſchen Räume; ich ſah geharniſchte Ritter mit ellenlangen Schwertern aus ihren geöffneten Viſiren mit ſchrecklich hohlen Augen herausſchauen, lange weiße Nonnengewänder rauſchten an mir vorüber, das Gelächter des Mephiſtopheles klang mir in den Ohren, kurz ich ſah mich ſchon in eine Zauberwelt, in die weiten Räume des unbewohnten Hauſes verſetzt.

In wenigen Minuten ſtand ich mit der Pförtnerin am Thore. Langſam drehte ſie den Schlüſſel in dem verroſteten Schloſſe, und knarrend that ſich der Thürflügel auf. Begierig ſchaute ich über die Schulter meiner Führerin, doch keine Blutſpuren, kein Zeichen der Gewaltthätigkeit waren am Fußboden oder an den Wänden zu entdecken. Die leeren Räume trugen ganz das Gepräge des Geheimnißvollen, und ich hatte die Runde durch alle Gemächer gemacht, ohne etwas Geiſterhaftes zu entdecken. Eine einzige breite Treppe von Eichenholz führte bis in den oberſten Stock; Seitentreppen waren ſo wenig vorhanden, als lange Corridors. Wie es in einem ſolchen Gebäude, wo es ſo durchaus an allem geſpenſtigen Comfort fehlte, ſpuken konnte, war mir völlig unerklärlich, und es dämmerten bald einige Zweifel in mir auf, welche meine Ehrfurcht vor dem Geſpenſterhauſe bedeutend herabſtimmten.

„Und wie kommt es,“ fragte ich meine Führerin, welche ſich, von der langen Wanderung ermüdet, auf de

Digitized by Google

unter[illegible] Stufe der Treppe niedergeſetzt hatte, „wie kommt es, daß dieſes Haus leer ſteht? Es ſcheint mir doch ſehr bequem zu ſeyn.“

„Es iſt keine comfortablere Familienwohnung mehr zu finden, Sir, aber es gehen allerlei Gerüchte über das Haus —“

„Daß es darin ſpuke,“ rief ich, und bei dieſem Worte kehrte auch meine Begeiſterung wieder zurück.

„Ganz recht, es geht darin um,“ beſtätigte Mrs. Baudie. „Ich will Ihnen erzählen, was ich ſelbſt erlebt, [illegible]nd mit meinen eigenen Augen geſehen habe —“

„O erzählen Sie!“ rief ich voll Freuden, „Sie [illegible]erden mich ſehr glücklich machen.“

(Schluß folgt.)

[illegible]himpf-Akademie für Deutſchland.

Motto: Herunterreißen wird man jeden Ruhm,
Sey er auch an den Sternen aufgehangen.

[illegible]s iſt bekannt, daß Tadel die Menſchen beſſert, [illegible]brauchen wir wohl nichts zu ſagen, um unſere [illegible]dem moraliſchen Zartgefühl zu empfehlen.

[illegible]nto-Courrant der Schimpfſcheine.

	Thlr.	Gr.	Pf.
[illegible]er Tadel	—	1	—
[illegible] aller Werke von 1 Gr. 6 Pf. bis	2	—	—
[illegible]cutiges Lob	—	2	—
[illegible]ngliches Uebergehen , ...	— —	8	—
Herunterreißen nebſt Eigenlob, je nach der Größe des letztern, von 3 Gr. bis	2	—	—
Beſondere Qualitäten:			
Philiſter-Alongen-Perücke	—	1	—
Nachtmütze	—	2	—
Schlafmütze	—	2	6
Narr, Ign[illegible]ant	—	3	—
Rindvieh	—	4	—
Sch[illegible]unwürdig, erbärmlich	—	—	6
[illegible]ein, grob	—	1	—
[illegible]en- oder Schauſpielkrämer [illegible] 1 Gr. und	—	2	—
Lit. Fabrik-Arbeiter	—	2	6
Dutzend-Ueberſetzer	—	2	—
Ekelhaſt, frech	—	3	—
[illegible]wöhnliche Straßenſchimpfworte, das Stück	—	—	6
[illegible]as Dutzend	—	5	—
[illegible]as Schock	1	8	—
(In größern Parthien wird ein anſtändiger Rabatt gegeben.)			
[illegible]chimpfwörter, die eine Klage nach ſich ziehen (natürlich ohne Prozeßkoſten) von 3 Gr. bis	10	—	—
[illegible]erunterreißung, mit Auſſichnehmung der etwa darauffolgenden Ohrfeigen .	40	—	—
Nämlich: Für Herunterreißen . . .	5	—	—
» die Ohrfeige, da wir dieſelbe unterm Einkaufspreis losſchlagen konnen . .	28	—	—
» Schmerzensgeld . . .	3	—	—
» Verſöhnungsfrühſtück . .	4	—	—

Hudelberg, Schmäbinger u. Comp.

Correſpondenz.

Frankfurt, 15. Mai.

In dieſem Augenblicke gaſtirt Herr Hendrichs vom Hamburger Stadttheater, der ſich bei unſerm Theater bildete und ſeit ſechs Jahren von hier entfernt war, bei uns. Er iſt durch ſeine ſchöne Perſönlichkeit namentlich zum Liebhaber beſtimmt und hat auch in dieſer Rolle um ſo größern Erfolg, da er ein ſonores Organ, feurige Darſtellung hat und die Charaktere ziemlich richtig aufzufaſſen weiß. Wir ſahen bis jetzt Hrn. Hendrichs als „Ingomar“ und „Molière“; heute ſpielt er den „Philipp Beaufort.“ Er erntet in ſeinen Rollen viel Beifall. — Dem. Albini iſt hier eingetroffen und wird alsbald als „Pfefferröſel“ debutiren. Unſer Theater wird am 25. d. M. mit „Coreggio,“ den Hr. Hendrichs als letzte Gaſtrolle gibt, geſchloſſen. Von der Oper gaſtirt Hr. Chrudimsky, ein trefflicher Heldentenor, in Hannover, und Dem. Capitain, unſere liebliche Sängerin, in Hamburg. In der Mitte des Juni wird das Theater mit dem „Prinzen von Homburg“ wieder eröffnet. Unſere Direction iſt bemüht, einen tüchtigen Charakter-Darſteller zu gewinnen; und der thut auch Noth. —ff—

Hamburg, 12. Mai.

Ein uns aus früheren Jahren ſehr werther Gaſt, Hr. Baiſon vom Frankfurter Stadttheater, trat am Mittwoch als „Hamlet“ auf unſerm Stadttheater auf. Unſere Direction engagirte Hrn. Baiſon auf ein vierwöchiges Gaſtſpiel, um einen dringenden Wunſch unſeres Publikums zu befriedigen. Zwei Jahre ſind es nun, daß Baiſon nicht mehr der unſerige iſt und, nachdem wir ihn wieder geſehen, als vollendeten Künſtler ihn erkannt haben, müſſen wir um ſo mehr bedauern, ihn verloren zu haben. Ein ſtürmiſcher Empfang zeigte dem Gaſte, daß die Liebe zu ihm im Publikum noch nicht erloſchen iſt. Das Publikum verfolgte ſeine Darſtellung mit lebhaftem Intereſſe, überſchüttele ihn mit Beifall und rief ihn dreimal hervor. Da Sie dieſen weit hervorragenden Künſtler auf Ihrer Bühne und namentlich auch als „Hamlet“ geſehen haben, habe ich Ihnen nur zu melden, daß man auch hier in ihm nicht allein den von der Natur mit den ſchönſten Mitteln begabten, ſondern vor allem den denkenden, völlig gereiften Künſtler erkannte. Die Darſtellung Baiſon's bewies, daß er ſeinen Liebling, Shakespeare, vollkommen verſteht, daß er einer der würdigſten Dolmetſcher ſeiner großartigen Gedanken geworden. Bewundernswerth iſt die ſcharfe Charakteriſtik, die Conſequenz, mit welcher Baiſon die ſchwierige Rolle des „Hamlet“ durchführte. Bei ihm iſt der Charakter fertig, bevor er auf die Bretter tritt, er iſt zum klaren Bewußtſeyn gekommen deſſen, was der Dichter will, und er fühlt das erhebende Bewußtſeyn, ihn würdig auf der Bühne vertreten zu können. Um ſo mehr iſt man auf den „Coriolan“ geſpannt, den Baiſon zu ſeiner ſechsten oder ſiebenten Gaſtrolle hier gibt. Er hat dies wundervolle Shakespeare'ſche Drama nach den Anforderungen unſerer Zeit ſelbſt für die Bühne bearbeitet, tritt ſomit gewiſſermaßen in die Reihe der dramatiſchen Schriftſteller und bringt es hier zuerſt zur Aufführung. Ob Baiſon einem dringenden Geſuche, nach Beendigung ſeines Gaſtſpieles dahier einige Mal in Altona zu ſpielen, nachgeben kann, hängt von der Verlängerung ſeines [illegible]laubs ab. —m—

Von der Mnemoſyne er[illegible]

[illegible] Verlage der Stahel'ſchen [illegible]

Digitized by Google

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

. 61. Sonntag, 21. Mai 1843.

…e verrückten Engländer.

(Fortſetzung.)

…ſollte noch beſſer kommen. Acht Tage nach dieſer …ung und drei Wochen nach ihrer Ankunft ließen …er den Wirth kommen und der lange Hagere …

… van Rysoort, Ihr Haus gefällt uns, und …ten uns hier; wenn Sie daher auf unſern Vor…ngehen, ſo können wir noch lange mit einander …or bleiben.“

„…Mylord,““ antwortete der Scheldewirth mit einer …Verbeugung; „„ich ſtehe ganz zu Befehl. Sagen …Sie wünſchen und es ſoll geſchehen; denn ich …ich ſo hohen Gäſten ſchuldig bin.““

„…n guter Mann,“ nahm jetzt der Kleine das … Hotel iſt bei Weitem nicht ſo groß, wie …e. Sie wiſſen, Sie haben nur drei Zimmer, …tlemen nothdürftig unterkommen, und dieſe …n alle drei auf die Straße. Das Fahren …er Tag und Nacht kein Ende. Wir lieben …werden aber alle Augenblicke aufgerüttelt: …n leidet darunter; wir werden verſtimmt, …n iſt uns unerträglich.“

„…hut mir ſehr leid, Mylord; Sie haben …aber was ſoll ich machen? Des verdamm…iſt kein Ende, aber ich kann doch die Straße …ren.““

„…wiß nicht: die Sache iſt aber leicht abzuändern.“ „…e meinen Mylord das?““

„…Koſten ſind nicht bedentend und wir wollen …fte beiſteuern.“

„Sie hören, Mylord““, rief der Gaſtwirth …haſtigkeit und Entſchloſſenheit, wie ſie ihm …s nicht eigen war.

„…ben hinter dem Hauſe einen kleinen Garten, …ng wächſt; die alte Mauer iſt auch ſehr im …Wie wäre es, wenn Sie in dem Garten ein …mit drei comfortablen Zimmern bauen ließen? …r würde ausgebeſſert, das Gartenhaus an…ſtellt; da hätten wir eine ſtille Wohnung. … uns freie Hand laſſen, Alles anzugeben und …, wie es uns zuſagt, ſo zahlen wir die Hälfte …ten; reiſen wir ab, so gehört natürlich das …ſchen Ihnen. Der Gaſthof zur Schelde kann …gewinnen. Doch gefällt Ihnen der Vorſchlag …müſſen wir reiſen, wie gern wir ſonſt noch …n.“

…Rysoort griff mit beiden Händen zu, denn er … in jeder Beziehung ſeinen Vortheil: er be…häſte und vergrößerte ſeinen Gaſthof auf ihre …

Als er ſeiner Frau den Einfall erzählte, ſetzte er hinzu:

„Ja, Weib, das ſind zwei verrückte Engländer, wie ſie kaum alle hundert Jahre zur Welt kommen!“

Und Frau van Rysoort fand, daß ihr Mann vollkommen Recht habe.

Noch an demſelben Abend hielt der ehrliche van Rysoort mit einem Maurermeiſter, der zugleich ſein Gevatter und Stammgaſt war, Rath über den Neubau. Der Gevatter Maurermeiſter verfügte ſich am folgenden Morgen wohl vorbereitet zu den »verrückten Engländern,« denn anders wurden ſie von den Oſtender Buben nicht mehr genannt. Der lange Dürre und der kurze Dicke ſetzten dem Meiſter ihre Idee aus einander, gingen mit ihm in den Garten, bezeichneten den Bauplatz und ließen ſich dann des Meiſters Plan vorlegen. Nachdem die Inſulaner Alles wohl erwogen, bemerkten ſie, da ſie ſich der Sache einmal angenommen hätten, ſo wollten ſie über dieſelbe nun auch die Ober-Aufſicht führen, eine Aufmerkſamkeit, die den guten Wirth ganz außerordentlich rührte.

Jetzt wurde Hand an's Werk gelegt, und Mr. Richard Mowbray, wie Mr. William Featherington waren vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend auf dem Bauplatze.

Zwar ſchüttelte van Rysoort im Stillen mitunter den Kopf, ließ ſich jedoch nichts merken. Denn ganz angenehm war es ihm erſtens nicht, daß die Engländer der Arbeiter nicht genug bekommen konnten und die Sache mit einer Haſt betrieben, welche dem Baue kaum zuträglich ſeyn konnte. Zweitens bauten ſie das Gartenhaus in die Gartenecke, wobei ſie die alte Mauer mitbenutzten. Drittens wollten ſie durchaus ein Erdgeſchoß, während der Wirth, da es auf gemeinſchaftliche Koſten ging, gern ein zwei- oder dreiſtöckiges Gebäude aufgeführt hätte.

Wie durch Zauberwerk war das Gartenhaus in vierzehn Tagen fertig und die Engländer ſchienen ſo entzückt zu ſeyn, daß ſie ohne Weiteres einzogen. Van Rysoort konnte nun zwar ſeiner Frau nicht verhehlen, daß nur verrückte Engländer ein noch ganz feuchtes Haus ihren guten alten, wenn auch etwas unruhig gelegenen Zimmern vorziehen könnten; doch ſetzte er hinzu: »Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich!« und machte ſich an die Aufſtellung der Rechnung.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Frank Flint.

(Schluß.)

V. Unter den Leuten, welche man ausgewählt hatte, um mit dem reichen Oheim an der Tafel der Frau Vorſichtig zuſammenzutreffen, befand ſich Herr Selwyn, der Pfarrer der Kirche, in welcher die Familie einen Stuhl gemiethet hatte. Er war ein junger Mann von achtundzwanzig Jahren, anſtändigem Benehmen und ſehr fleißig, und bezog eine Pfründe von dreihundert Thalern das Jahr. Unter andern Vorzügen war er auch ein vortrefflicher Schachſpieler und ſchlug den alten Indianer, ſo ſehr er auch ſich ſelber rühmte, jedes Mal, obgleich er geſtand, daß bei einem ſolchen Kampfe der Beſiegte eben ſo viel Ehre einernte, wie der Sieger. Eines Abends fragte Frank Flint bei dem Paſtor vor und traf ihn zu Hauſe in einem kleinen Zimmer mit Büchern und Schreibſachen beſchäftigt.

»Hoffe, unterbreche nicht in der Arbeit?« fragte Flint. — »Durchaus nicht,« antwortete Selwyn, ſtand auf und reichte ihm einen Stuhl dar; »es freut mich ſehr, Sie zu ſehen.« — »Freut Sie's? Hm! Haben Sie denn nichts gehört von den...« (er wollte ein ſtarkes Adjectiv beigefügt haben, aber er war ſo zart, es aus Achtung vor dem Geiſtlichen herabzuſchlucken) — den Mienen?« — »Ich habe davon gehört, wollte aber nicht ſo unartig ſeyn, davon zu ſprechen, beſonders beim erſten Beſuche, womit Sie mich beehren,« antwortete Herr Selwyn. — »Wollten Sie nicht?« Herr Selwyn verbeugte ſich bloß, hinzufügend: »Wollen wir das letzte Spiel wieder aufnehmen? Wenn Sie Zeit haben, würde es mich ſehr freuen, Ihnen eine Gelegenheit zu Ihrer Revanche zu geben.« — »Ich bin's zufrieden,« ſprach Flint, faltete ſeine Handſchuhe zuſammen und legte Sie in ſeinen Hut. — »Nehmen Sie etwas Wein?« fragte Selwyn. — »Etwas Sherry mit Waſſer und Cigarre,« war Flint's Antwort. Als dieſes gebracht war, holte Herr Selwyn das Schachbrett und die Figuren, nöthigte ſeinen Gaſt ſich im Armſeſſel niederzulaſſen, rückte den Tiſch näher an's Feuer, und ſchweigend und rauchend begannen ſie zu ſpielen, indem der alte Mann ſeine Füße am Heerde wärmte. Nach einem zweiſtündigen Kampfe, der Selwyn zwölf Cigarren für ſeinen Gaſt koſtete (er ſelber that nur von Zeit zu Zeit einen Zug) endete zum erſten Male das Spiel zu Gunſten des excentriſchen Gaſtes. Vergnügt rieb er ſich die Hände. »Sind Sie verheirathet?« fragte er plötzlich. — »Nein, mein Herr.« — »Das freut mich!« — »Und warum?« — »Weil ich ſonſt eine ſchlechte Meinung von Ihnen bekommen hätte.« — »Sind Sie vielleicht dem »»heiligen«« Stande abgeneigt?« — »Nein,« war Flint's Antwort; »allein ich habe in der letzten Zeit etwas in Ihrem Benehmen wahrgenommen, das ich, wenn Sie verheirathet wären, mißbilligen müßte.« — »Allein in welcher Beziehung, mein Herr?« — »Sie machten Sich allzu angenehm bei einer jungen Dame meiner Bekanntſchaft, die ich ſehr hoch ſchätze.« Selwyn's bleiche Stirn ward blutroth, als er ſtotternd den Namen der Dame begehrte. »Unſinn!« ſprach Flint. »Sie wiſſen, wen ich meine; geben Sie mir das Licht — Emilie, — Emilie Vorſichtig!« — »Ich hoffe, mein Herr, Sie werden in meinem Benehmen nichts Tadelnswerthes gefunden haben.« — »Ganz und gar nicht, Herr Pfarrer,« erwiederte Flint, warf ſeine Cigarre ins Feuer und verſah ſich mit einer neuen. »Ich will Ihnen 'mal etwas ſagen, ich habe mich ein wenig in der Welt umgeſehen und ſehe kein X für ein U an; und ich bin überzeugt, Sie haben ſo eine geheime Paſſion für das Mädchen, als auch, daß ſie gut von Ihnen denkt. Gefällt ſie Ihnen, ſo klopfen Sie einmal an.« — »Mein werther Herr, ich kann Ihnen nicht verbergen, daß ich die junge Dame, die Sie nannten, hoch ſchätze.« — »Das können Sie freilich nicht; ſo machen Sie es Sich doch auch nicht zum Verdienſte.« — »Allein ich habe zu viel Achtung für ſie und bin nicht ſo ſelbſtiſch, ihr Glück meiner Leidenſchaft zu opfern, ſelbſt wenn ich die Ausführung eines ſolchen unwürdigen Planes für möglich hielte.« — »Unſinn!« rief Flint. »Ich will Ihnen ſagen, woran es liegt. Vorſichtig gibt zu viel für äußeres Blendwerk aus, als daß er ſeiner Tochter eine Mitgift geben konnte. Männer mit Gold beißen nicht an dem Hamen an, wenn er nicht doppelt vergoldet iſt; wär' ſie meine Tochter, ſo gäbe ich ſie Ihnen und meinen Dank obendrein.«

»Ich bin Ihnen ſehr verbunden für Ihre günſtige Meinung, aber trotz meiner Neigung hoffe ich, dieſelbe nie zu verſcherzen, ſelbſt wenn Fräulein Vorſichtig die reizende Braut ſeyn ſollte.« — »Schön geſagt, aber nicht klug. Wenn ich ein junger Mann wäre, mit nur hundert Pfund reinen Einkommens, dann be[illegible] ich ſie und machte ſie auch glücklich. Emilie hat [illegible]ſtand und ein ſehr gutes Herz. Sie iſt die [illegible]er ganzen Sippſchaft und ...« — »Sage[illegible] mehr, mein Herr, oder Sie verbittern mir [illegible] ſprach Selwyn. — »Nun gute Nacht!« rief F[illegible] Weggehen; »ich werde noch einmal anrufen.«

VI. »O, du biſt doch zu Hauſe, ſehe ich,« [illegible] der alte Flint und trat in das Zimmer ſeines Neffen. — »Ich fürchte Niemanden, der mir läſtig falle, Onkel, und laſſe mich nie verläugnen; iſt mir ein Beſuch nicht willkommen, ſo ſpare ich dem Beſucher die Mühe, noch einmal wieder zu kommen, indem ich ihm ſage, ſein Platz ſey mir lieber als ſeine Geſellſchaft. Nehmen Sie Platz. Nun Sie haben einen dummen Streich gemacht, die Finger verbrannt an dem, wovon Sie verſtanden?« »Nun?« — »Was wollen Sie jetzt anfangen?« — »Leben von dem, was ich habe; ich komme nicht betteln, denn ich habe genug, um auszukommen. Willſt du mich als Miether?« — »Unter welcher Bedingung?« — »Sechszig jährlich, eſſe mit der Familie, ſpiele mit den Kindern und bin zu Hauſe.« — »Morgen ſollen Sie Antwort haben.«

Am Tage nachher wurde Frank Flint ein Mitglied der Familie und wußte ſich ſo heimiſch zu machen, daß die Einmiethung keinen von beiden Theilen gereute; das Mittagseſſen wurde um zwei Uhr aufgetragen. »Ich meinte, ihr eſſet regelmäßig um Eins?« bemerkte Flint. »Das thaten wir auch; da Sie aber mit [illegible] wollen, wünſchen wir Ihnen Alles möglichſt angene[illegible] zu machen. Als Sie reich waren, befahlen S[illegible]; nun müſſen Sie aber wiſſen, ich kann Alles thun, a[illegible] will nicht genöthigt ſeyn. Machen Sie Sich's beque[illegible]« Der alte Mann ſprach nichts und ſchien in eine ang[illegible]nehme Träumerei verſunken. Die Zeit verſtrich [illegible] ruhig und glücklich, und der Alte ſchien in ſeinem U[illegible]glück recht zufrieden zu ſeyn, obgleich ſein alter Rock, der nicht ausgebeſſert worden war, ſichtbare Symptome des Verfalls darbot.

Kaum waren jedoch zwei Monate verſtrichen, als Stephan einſt früher als gewöhnlich nach Hauſe kam;

Digitized by Google

er verſchloß ſich eine Zeitlang mit ſeiner Gattin, und als er herauskam, waren ihre Augen roth vom Weinen, und Stephan ebenfalls ſchien ſehr entmuthigt. »Onkel,« ſprach er, »die Firma, bei der ich zwanzig Jahre beſchäftigt war, hat fallirt; ich muß mir, noch in meinen ſpäten Lebensjahren, eine neue Beſchäftigung ſuchen. Wie müſſen uns trennen, weil meine Haushaltung nicht mehr ſo bleiben kann.« — »Und was ſoll das? Nimm meine ſechzig Pfund, und dann wollen wir uns behelfen, bis beſſere Zeiten kommen. Mein Quartier gefällt mir zu gut; zudem, meinſt du, ich würde meine kleinen Spiel-Genoſſen verlaſſen? Nein, das könnte ich nicht überſtehen. Kein Wort mehr davon. Sag mir, was du zu thun gedenkſt, und vielleicht kann eines Narren Rath dir nützlich ſeyn.«

Stephan's große Familie verhinderte ihn, ſogleich wieder auf einen grünen Zweig zu kommen; allein er hatte keine Schulden, und noch eine kleine Summe zur Beſtreitung augenblicklicher Bedürfniſſe übrig. Einen Monat lang lief Stephan ab zu, um unter den zahlreichen Geſchäftsfreunden der fallirten Firma, die ihn alle kannten und ſchätzten, eine neue Stelle zu ſuchen, allein es fand ſich keine Vacanz, die ſeinem Standpunkt und ſeinen Fähigkeiten entſprach, obgleich Alle verſprachen, vorkommenden Falles ſich ſeiner zu bedienen. Eines Tages, als er entmuthigt nach Hauſe eilen wollte, hörte er Jemanden aus voller Lunge ſeinen Namen ſchreien; ſich umdrehend, ſah er ſeinen Onkel, der zu einer Lohnkutſche ſich herauslehnte. »Komm herein« rief der Alte, ſeinen Neffen beim Halskragen faſſend; »ſpring herein. Alle Wetter, ſchnell zurück! Ich wollte eben nach Haus zu dir, Neffe; welch ein Glück, daß ich ſo auf dich fiel! Ich habe die Stelle.« — »Welche?« — »Nun die, um welche ich mich einen Monat lang verwandt habe. Oder meinſt du, ich wäre all' die Zeit faulenzen gegangen? Wie viel Gehalt bekamſt du zuletzt?« »Zweihundert fünfzig Pfund.« — »Hm, das wird's alſo thun, was das Geld betrifft.« — »Aber die Geſchäfte?« »Die kann jeder Narr thun,« entgegnete Flint, »und — Aber wir ſind ſchon da, komm ſchnell!« und aus der Kutſche ſpringend, traten ſie in ein prachtvolles Haus auf einem der anſehnlichen Plätze am Weſtende.

»Iſt Se. Lordſchaft zu Hauſe?« — »Ja, mein Herr,« war die Antwort, und Onkel und Neffe traten in das Zimmer des Lords. »Mein Neffe! Lord, thut mir leid, Sie zu beläſtigen, ſähe aber gern die Sache in Ordnung.« — »Ich eben ſo ſehr, Herr Flint,« antwortete der Lord, ſchüttelte Stephan freundſchaftlich die Hand, wünſchte ihm Glück zu ſeiner neuen Stellung und hoffte, ihn baldigſt befördern zu können. »Hier,« fuhr er fort, »Herr Flint, iſt der Empfehlungsbrief an den Principal, der Ihren Neffen beſchäftigen wird.« — »Und hier, mein Lord, iſt der Brief an meinen Haushofmeiſter, mit den nöthigen Anweiſungen zur Beſtimmung der Wähler. Es wird keine Schwierigkeit haben, ich kenne ihre Geſinnungen — ein Tory Herr und Tories als Anhänger. Es ſind alle unabhängige, wohlhabende Leute, die mit mir harmoniren und in Staat und Kirche von Einfluß ſind.«

* * *

Wie glücklich war Stephan Flint und ſeine Familie, wie ſie alle rund an den Tiſch ſaßen, den „mürriſchen“ Oheim oben an! Sie weinten und lachten und waren voller Freude. Denn der Bankerott des alten Flint war nur erdichtet geweſen. Er hatte zwar ſeine Wohnung in der Stadt verkauft, in der Abſicht, ſich auf ſeine großen Landgüter zurückzuziehen, als ihm der Gedanke in den Sinn kam, ſeine Freunde zu prüfen, und er führte dieſen Plan in der eben angegebenen Weiſe aus. Nachdem er ſeinem Neffen eine Stelle auf einem Verwaltungsbureau, mit fünfhundert Pfund Einkommen, verſchafft hatte und Alle nach ihren verbeſſerten Vermögens-Umſtänden eingerichtet ſah, reiſte er ab, um ſeine ländliche Wohnung einzurichten. Wenige Wochen nachher wurde eine Pfarrerſtelle, die er zu vergeben hatte, vacant, und ſogleich ſchrieb er an Selwyn folgendes Brieſchen:

»Geehrter Herr! Die Pfarrerſtelle von F— iſt unbeſetzt. Sie trägt jährlich achthundert bis tauſend Pfund ein. Ich habe Sie zu vergeben, gedenke ſie aber nur einem verheiratheten Manne zu übertragen. Wenn Sie daher Sich mit Emilien einigen wollen, ſo iſt die Stelle Ihnen. Ich verbleibe ꝛc. Frank Flint.“

Die kurzſichtigen Vorſichtig wurden jetzt gewahr, welchen Irrthum Sie begangen hatten, indem Sie nur nach äußerm Glanze ſtrebten. Es war aber für ſie ein wahrer Troſt, daß ſie »ihrem lieben Onkel« einen »ſehr freundlichen u. liebevollen« Brief ſchrieben, worin Sie ihre Dankbarkeit für die Beſchützung ihrer älteſten Tochter an den Tag legten, die ſie natürlich ſehr gern und ſtolz auf die Verbindung dem Paſtoe zue Gattin gaben.

Ein Liebestrank.

Wir hätten es kaum für möglich gehalten, daß ein Aberglaube, deſſen Urſprung in grauer Vorzeit zu ſuchen iſt, ſich noch im neunzehnten Jahrhunderte zeigen könne, obendrein in einer großen deutſchen Hauptſtadt. Hier das Factum:

Eine junge vornehme Dame, die Wittwe eines Staatsbeamten, fühlte ihr Herz von glühender Leidenſchaft ergriffen für einen bildſchönen, höchſt talentvollen Maler, den ſie zuerſt in einer Geſellſchaft, dann an einigen öffentlichen Orten geſehen hatte. Monate lang bekämpfte ſie die Gluth ihrer Seele. Vergebens! Alle ihre Fibern verzehrten ſich in dieſem Liebesbrande. Ihre Tage waren von Sehnſucht und Kummer erfüllt, ihre Nächte ſchlaflos. Der Gegenſtand ihrer Neigung ahnte nichts davon. Endlich ward der Maler zu jener Dame gerufen, die von ſeiner Hand ihr Portrait wollte. Während dieſer Arbeit, die trotz täglicher Sitzungen einen ganzen Monat dauerte, kam es zu Erklärungen. Welche Selbſtüberwindung, welche Gewandtheit hatte es gekoſtet, ſie herbeizuführen. Und ſie ſollten fruchtlos ſeyn! Der Künſtler liebte, liebte ein armes, ſchönes, durch ſeltene Vorzüge ausgezeichnetes Mädchen. Dieſem wollte er treu bleiben und mit männlicher Feſtigkeit ſchlug er Hand und Herz der reichen, hochgeſtellten Wittwe aus. Sie bat, ſie flehte, ſie drohte, der Maler blieb unerſchütterlich. Plötzlich ſchien die Frau, deren Neigung er gefeſſelt hatte, den tobenden Aufruhr ihres Innern beſchwichtiget zu haben. Noch eine Sitzung wae nöthig, ihr meiſterlich angelegtes Portrait zu vollenden. Während derſelben ward kein Wort gewechſelt zwiſchen beiden. Der Künſtler, im Gemüthe aufgeregt, von der Arbeit ein wenig erſchöpft, pflegte nach jeder beendeten Sitzung ein Glas Wein zur Erfriſchung zu nehmen. Auch diesmal ward es ihm dargereicht und die ſchöne Dame, zu der er in ſo ſelt-

Digitized by Google

ſame Beziehungen gekommen, machte die Hebe. Der Trank ſchien einen ſehr eigenthümlichen Beigeſchmack zu haben. Ein leichtes Schaudern faßte den Künſtler, als er ihn hinunterſchlürfte; auch ſah er mit Befremden, wie ihn die Dame während des Trinkens mit dem Ausdrucke geſpannter Erwartung anſtarrte. Als das Glas geleert war, lächelte ſie und dunkle Röthe der Freude überflog ihre Wangen. Der Künſtler ging. Die Herrin des Hauſes begleitete ihn bis zur Thüre. Stumm, aber mit vielſagendem Blicke ſchied man.

Noch an demſelben Tage ward der Maler, in ſeine Wohnung zurückgekehrt, von einem heftigen Fieber ergriffen. Er ſprach irre, ſein Geiſt ſchien in wilden und ſeltſamen Träumen und Phantaſien befangen. An ſeinem Lager wachte die ſorgſame, liebende Braut. Mehrere der geſchickteſten Aerzte der Reſidenz waren herbeigeeilt, aber des Kranken Zuſtand verſchlimmerte ſich mit jeder Stunde. Am nächſten Abend erklärten ihn die Aerzte für Wahnſinn, ohne daß dieſe fürchterliche Kataſtrophe irgend zu erklären geweſen wäre. Aber es ſtellten ſich von Zeit zu Zeit lichte Augenblicke ein, und in dieſen forderte er Leinwand, Pinſel und Palette und ließ nicht eher nach, bis man ſeinem Verlangen gewillfahrt hatte. Er malte. — Man kann ſich leicht denken, mit welcher Spannung die ihn umgebenden Freunde, Aerzte und ſeine arme, troſtloſe Braut dieſem Beginnen zuſahen. Phantaſirte ſeine Hand gleich ſeinem Geiſte? — Er ſchien ein Portrait zu entwerfen. Immer klarer und beſtimmter traten die Züge hervor, denn feſt und ſicher führte der wahnſinnige Künſtler den Pinſel. Jetzt vermochte man dies Bildniß in allen Theilen unzweifelhaft zu erkennen. »Die Präſidentin von W . . . .!« riefen Alle zu gleicher Zeit. Der Kranke ſank, wehmüthig lächelnd, auf ſein Lager zurück.

Inzwiſchen war dieſes unheimliche Ereigniß ruchbar geworden in der Reſidenz und es wurde genau nachgeforſcht, wo man den Künſtler vor ſeiner Rückkehr nach Hauſe geſehen hatte. Dieſe Unterſuchungen brachten die mit ihnen Beauftragten in das Haus der Präſidentin. Als Letztere von dem plötzlichen Wahnſinn des jungen Malers hörte, ſank ſie ohnmächtig in einen Seſſel. Wieder zu ſich gekommen, brach ſie in Thränen und Wehklagen aus; ſie verwünſchte ſich ſelbſt, ihre unſelige Leidenſchaft, ihr abergläubiſches Vertrauen zu einem Mittel, das eine ſogenannte kluge Frau ihr anempfohlen hatte, das Herz des unerſchütterlich dem Gegenſtande ſeiner erſten Liebe treuen Künſtlers zu feſſeln. Sie hatte ihm in jenem Glaſe Wein einen Liebestrank gegeben, aus mancherlei Subſtanzen gemiſcht, deren Wirkung eine fürchterliche geweſen war.

Eine gerichtliche Unterſuchung dieſes merkwürdigen Falles iſt gegenwärtig eingeleitet. Die Präſidentin v. W . . . . hat Hausarreſt. Der Zuſtand des jungen Künſtlers gibt nur wenig Hoffnung zur Beſſerung.

(»Jahreszeiten, Hamb. Neue Mode-Z.«, redigirt von Ludw. Lenz.)

Correſpondenz.

Hamburg, 15. Mai.

Baiſon gab vorgeſtern den Ingomar im »Sohn der Wildniß«, von Halm, als zweite Gaſtrolle. Obgleich das Wetter ſehr ſchön, war das Theater ſtark beſucht und beim Erwachen (zweite Scene des erſten Aktes) wurde der liebe Gaſt ſtürmiſch begrüßt. Seine Darſtellung ließ wenig zu wünſchen übrig und zeichnete ſich namentlich durch große Nuancirung des Charakters und treffliches Ausmalen auch der kleinſten poetiſchen Pointen aus. Anhaltender Beifall und mehrfaches Hervorrufen lohnten Hrn. Baiſon. Dem. Stich theilte als Parthenia den Triumph des Gaſtes und verdiente dieſe Auszeichnung. — Geſtern fand die Leſeprobe vom »Coriolan« ſtatt; unſere Direction will das Stück mit großem Glanze in Scene geben, und Shakespeare verdient es, obgleich die geiſtige Kraft der ſchönſte Schmuck ſeiner dramatiſchen Dichtungen iſt. —h—

Notizen-Blatt.

(Anekdotäres.) Ein witziger, ſehr beliebter Schauſpieler, die Zierde aller Geſellſchaften in B., wurde einſt von dem Bankier M., dem Geizigſten ſeiner Zeit, zum Mittageſſen geladen. Der junge Künſtler, ausgerüſtet mit dem geſegnetſten Appetit, fand, was er geahnt hatte, eine mager beſetzte Tafel; er erhob ſich bald nach dem kärglichen Mahle, um ſich in der Reſtauration zu entſchädigen. „Haben Sie Dank, mein Theurer," ſagte ſchmunzelnd der Wirth vom Hauſe; „ſeyen Sie ferner nicht ſo ſelten, beehren Sie mich bald wieder, recht oft, ich bitte inſtändigſt darum. . . . Wann wollen Sie wieder bei mir eſſen?" — „Wann Sie befehlen!" erwiderte der hungrige Gaſt. — „Ich habe nur zu bitten . . . wann?" — „I nun, am liebſten gleich!"

In Paris trat unlängſt ein fremder Menſch zu dem Bedienten des Generals U., der deſſen Uniform ausklopfte, und übergab ihm einen Zettel mit den Worten: „Geben Sie dieſen Brief ſogleich ihrem Herrn; ich warte auf Antwort." Der Diener lief zum General und übergab ihm den Brief. Dieſer erbrach denſelben und las laut: „Geräth es, ſo iſt es gut, geräth es nicht — auch gut." — „Der Menſch, der den Brief gebracht hat, muß toll ſeyn," rief er aus, „laß ihn hereinkommen" Der Bediente lief hinaus, kam aber ſogleich wieder und ſchrie: „Ach Gott! dem Briefträger iſt ſeine Spitzbüberei gerathen, er hat Ihre Uniform geſtohlen!"

Friedrich II., der in ſeinen ernſten Geſchäftsſtunden durch die majeſtätiſche Größe ſeines Geiſtes Alles zur Ehrfurcht niederdrückte, war in den Stunden ſeiner Muße der liebenswürdigſte und einnehmendſte Geſellſchafter und wußte durch die Heiterkeit ſeiner Stimmung auch den Geringſten zu Freude und Witz zu begeiſtern. Einſt hatte ſein Mundkoch Noël ihm eine vortreffliche Paſtete vorgeſetzt. Der König lobte ihn dafür, ſetzte aber hinzu: „Wenn Er mir von dergleichen macht, ſo fürchte ich, ich verſündige mich zu ſehr durch Eſſen, daß wir beide in die Hölle fahren." „Was thät's," antwortete Noël, „weiß doch die ganze Welt von uns, daß wir beide das Feuer nicht ſcheuen."

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 62. Dinstag, 23. Mai 1843.

Die verrückten Engländer.

(Fortſetzung.)

Der Wirth »zur Schelde« hatte ſich durch den Aufenthalt der Inſulaner freilich ſchon eine gewiſſe Fertigkeit im Gruppiren der Zahlen angeeignet; aber dieſe Baurechnung machte ihm doch einige ſchlafloſe Nächte. Das Endergebniß ſeines Nachdenkens dürfte jedoch für ein Meiſterſtück gelten, das Jedem Ehre gemacht haben würde. Der ganze Bau koſtete in Allem 2374 fl., wobei der Gevatter Maurermeiſter, wie der Schreiner, Schloſſer, Tüncher u. ſ. w. ſchon einigermaßen nach dem Pfundſterlingsfuße notirt hatten. Van Rysoort aber rechnete und kalkulirte ſo lange, bis die Hälfte dee Baukoſten, zu der ſich die Engländer anheiſchig gemacht hatten, gerade 3019 1/3 Gulden betrug.

Es könnte ſcheinen, als habe der Scheldewirth die Engländer betrügen wollen; doch trifft dieſer Vorwurf ihn wohl nicht. Denn erſtens war van Rysoort der Meinung, daß ein ſolcher Bau in England wirklich wohl 6038 2/3 Gulden koſten könne, da aber die Engländer den Bau veranlaßt hätten, ſo müßten ſie auch engliſch bezahlen. Zweitens hielt es van Rysoort als guter Patriot für Gewiſſenspflicht, ſo viel engliſches Geld, wie irgend möglich, ins Land zu ziehen. Und endlich drittens ſteifte ſich der Oſtender Bürger auf einen Grundſatz, den die Engländer in ihrer Handelspolitik ſeit zwei Jahrhunderten geheiligt haben, und der lautet: „Dem Wollenden geſchieht kein Unrecht!“

Aber trotz dem fühlte der ehrliche van Rysoort einiges Herzpochen, als er dem kurzen Dicken die Rechnung vorlegte und dieſer ſie dem langen Dürren mit der Bemerkung reichte:

„Was ſagſt Du dazu?“

Mr. William Featherington betrachtete das finanzielle Meiſterſtück mit Kennerblicken, während ſich des Wirthes Naſe in einen Karſunkel verwandelte und ſein Mund ſich in ein wehmüthiges Lächeln verzog.

„Sie haben ſich verrechnet!“ hub jetzt der lange Lange an.

„„Daß ich nicht wüßte!““ erwiederte der Wirth, indem ihm kalter Schweiß auf die Stirn trat.

„Wahrhaftig, beſter Herr van Rysoort,“ fuhr Mr. Featherington fort, „Sie haben ſich verrechnet. Sehen Sie, wir wollen Ihren Schaden nicht. Zählen Sie nach! Zwei und zwei ſind fünf, ſechs und ſieben achtzehn... kurz, die Summe beträgt nicht 3019 1/3, ſondern gerade 3100 Gulden.“

Van Rysoort zählte und zählte; ſeine Naſe erhitzte ſich mehr und mehr; endlich bemerkte er, die verehrten Herren müßten das am Beſten wiſſen; kurz nach einem edlen Wettſtreit der Uneigennützigkeit zählte Mr. Richard Mowbray die 3100 Gulden auf, der Wirth ſtrich das Geld ein und fand ſich im Fortgehen mit ſeinem Gewiſſen durch die Betrachtung ab, daß er das Geld im Schweiße ſeines Angeſichtes, im Angſtſchweiße, ehrlich und redlich verdient habe.

Die Englander richteten ſich in dem Gartenhäuschen ein; ſelten kamen ſie zum Vorſchein. Sie laſen nach wie voe ihre Zeitungen, ſpeiſten an der Wirthstafel und — was das Kurioſeſte bei der ganzen abenteuerlichen Geſchichte war — ſie ließen niemand ins Haus, ſondern machten ſich die Betten ſelbſt, fegten eigenhändig die Zimmer u. ſ. w.

Das Eſſen, das den wunderlichen Gäſten vorgeſetzt wurde, geborte nicht zu dem beſten, denn Frau van Rysoort wollte einmal verſuchen, wie viel ſich „verrückte Engländer“ etwa gefallen ließen. Der Wein konnte nicht ſchlechter ſeyn, weil Herr van Rysoort der Meinung war, daß „verrückte Engländer“ eher ein gutes Gewächs zu bezahlen, als zu ſchätzen wüßten. Dazu kam, daß er ſeit der Baurechnung jedes Bedenken abgeſchworen, und ſich vorgenommen hatte, das Eiſen zu ſchmieden, ſo lange es warm ſey. Aber war die Unverſchämtheit des Wirthes groß, ſo war die Geduld der Gäſte noch größer.

Dieß war gewiß eine merkwürdige Erſcheinung, denn wer weiß nicht, daß John Bull auf Reiſen der knauſeriſchſte, heikelſte Gaſt auf der weiten Welt iſt?

Der Scheldewirth zerbrach ſich den Kopf, um dieſem Räthſel auf die Spur zu kommen; er prellte die Gäſte jetzt ſogar mit einem gewiſſen ſtillen Grimm; doch er konnte nicht in's Reine kommen. Denn die Engländee waren nicht aus ihrem Phlegma zu bringen.

Ein anderer Umſtand peinigte ihn noch mehr! Weshalb machten ſich die Gäſte die Betten ſelbſt? Warum behielten ſie den Schlüſſel zu dem Gartenhauſe ſtets in der Taſche? Weshalb hatten ſie jede Nacht Licht?

Sie waren in's Gartenhaus gezogen, um ruhig ſchlafen zu können; doch ſie ſchienen ja gar nicht mehr zu ſchlafen.

Van Rysoort verlor ob dieſer Bemerkung ſelbſt den Schlaf. Er ſtand Nachts alle Augenblicke auf, ſtarrte von ſeinem Fenſter aus das Licht im Gartenhauſe an und verwünſchte mitunter ſogar die geduldigen Gäſte, weil er ſeit ihrem Einzuge ſich des Lebens nicht mehr freuen konnte, ſondern in ſteter Aufregung war. Hatten es die „verrückten Engländer“ auf ſeinen Frieden, auf ſein Leben abgeſehen? Wollten ſie ihn zu Tode peinigen? Doch nein, für dieſen Spaß ſo viel Geld ... es mußte ſonſt etwas Anderes dahinter ſtecken.

Der geplagte Wirth theilte ſeine Nachtgedanken endlich den guten Freunden mit; es ward Rath gehalten, und das Ergebniß lautete dahin, daß die beiden Engländer

Google

Falſchmünzer ſein müßten. Van Rysoort erſchrack nicht wenig über dieſe Entdeckung und ſeine Frau hielt ihm noch dazu eine Gardinenpredigt, in der ſie Galgen und Rad vorſtellte, nach dem Grundſatze: „Der Hehler iſt ſo gut, wie der Stehler!“

Am andern Morgen hielt der Scheldewirth Muſterung über das Geld, das er von den Engländern erhalten hatte: er fand kein verdächtiges Stück darunter. Dennoch gab er den Ermahnungen ſeiner vorſichtigen Ehehälfte nach und verfügte ſich mit einigen Guineen zu einem jüdiſchen Wechsler, der in dem Rufe ſtand, daß er bei jedem Geldſtücke ſchon von Weitem wittere, ob es echt oder falſch, vollwichtig oder zu leicht ſey. Der Wechsler nahm das Geld und machte mit demſelben alle möglichen Proben, worauf er erklärte, die Münzen ſeyen alle echt und gut.

Jetzt ging dem ehrlichen Wirthe das Latein zu Ende; eben ſo der Frau van Rysoort und den Gevattern. In einer Generalverſammlung ward alſo feierlich erklärt, daß die beiden Gäſte nichts mehr noch minder ſeyen, als die allerverrückteſten Engländer, die jemals auf der Nebelinſel geboren, den Sparren bekommen und in Oſtende ihr Geld verthan hätten! — — —

(Schluß folgt.)

Das Geſpenſterhaus.

(Schluß.)

Die Alte lächelte und führte mich in den Salon, wo wir Beide einen bequemen Sitz fanden. Sie begann folgendermaßen:

„So viel ich mich erinnere, war es im Winter anno 92, als das Geſpenſt uns zuerſt heimſuchte. Zu der Zeit waren viele Fremde in London; franzöſiſche Flüchtlinge und dergleichen — und es war große Nachfrage nach Wohnungen. Auch dieſes Haus war ganz beſetzt, mein Mann war Pförtner darin — luſtige, hübſche Leute waren's, lauter Franzoſen, kein einziger Engländer darunter, und ſeitdem kann ich auch nicht leiden, wenn einer von den Franzoſen etwas Schlimmes ſagt. Im erſten Stock hatten wir —“

„Alſo im erſten Stock erſchien das Geſpenſt?“ fragte ich, voll Beſorgniß, die Namen und Abenteuer ſämmtlicher Inwohner hören zu müſſen.

„O, in allen Stockwerken, Sir!“

„Wirklich! Wer hat es denn geſehen?“

„Wir Alle haben's geſehen. Es kam oben aus dem oberſten Stock, und eilte mit ſolchem Spectakel bis unten hinunter, daß alle Hausbewohner aus den Betten ſprangen, um zu ſehen, was da vorging. Alle ſagten, es ſey ein Geſpenſt, und ich — ſagte gar nichts.“

„Das war das Beſte, und bei einer Perſon Ihres Geſchlechtes beſonders ſchätzenswerth; aber fahren Sie fort.“

„Ja, wo war ich denn ſtehen geblieben? Richtig, beim erſten Stock. Sehr hübſche Leute fürwahr, die damals im erſten Stock wohnten; eine ältliche Dame mit ihrem Herrn Gemahl und ihrer Nichte. Es waren Flüchtlinge, aber ſie ſchienen ſich gerade nicht viel daraus zu machen, denn ich ſah nie im Leben luſtigere Leute — machten immer Spaß. Es war auch eigentlich einerlei, ob ſie in Paris oder in London lebten, denn ſie hatten erſchrecklich viel Geld. Aber die Nichte war nicht ſo luſtig, wie die beiden Alten. Das arme Kind war ſchön, wie ein Engel, aber immer blaß und traurig. Die Leute ſagten, ihr Vater habe den Kopf hergeben müſſen, weil er ſeinem Könige treu geblieben, und die Mutter ſei vor Kummer geſtorben. Aber der Himmel läßt die Unglücklichen nicht ohne Troſt. Einige Tage nachher kam ein junger Mann; ich glaube, es war ein Künſtler, denn er ſaß den ganzen Tag und malte, und ſein Zimmer war voll von Bildern, und Beinen, Armen und Köpfen. Wer hätte das geglaubt! Monſieur Eugene war eine alte Bekanntſchaft der Mademoiſelle Marie; aber der Oheim konnte ihn nicht leiden, weil er arm war. — Die Tante hatte zwar nichts gegen den Maler, aber ſie meinte, es ſey doch beſſer, wenn ihre Nichte einen reichen Engländer heirathete, — als ob das Geld mit der Liebe etwas zu thun hätte. Endlich wollten die beiden Alten von dem jungen hübſchen Maler gar nichts mehr wiſſen, und die arme Marie wurde wohl vier Wochen lang in ihrem Zimmer eingeſperrt. — Monſieur Eugene wurde ſchier wahnſinnig. Tag für Tag ging er aus und ein, und bewachte die Thür; aber es half Alles nichts, er konnte die Gefangene mit keinem Auge erblicken.“

„Armer junger Mann!“ rief ich, nicht ohne Theilnahme an der mir aufgedrungenen Erzählung, aber doch der Erſcheinung des Geſpenſtes mit Ungeduld entgegenſehend.

„Ja wohl,“ erwiederte die Alte, „ich ſuchte ihn zu tröſten, aber umſonſt. Sein einziger Troſt war ein alter Herr, der dicht neben ihm wohnte. Ich habe nie herausbringen können, wer er eigentlich war. Er wollte nie leiden, daß ich ſein Zimmer reinigte, oder ſein Bett machte. Er blieb den Tag über zu Hauſe, und wagte ſich erſt hinaus, wenn es dunkel ward und die Läden geſchloſſen wurden. Er ging mit keinem Menſchen um, außer mit Monſieur Eugene, und mit einem alten Herrn, der im Hauſe nebenan wohnte.“

„Aber Sie vergeſſen das Geſpenſt?“

„Nein, Sir, aber es waren alle Leute im Hauſe dabei im Spiel, und ſie müſſen wiſſen, wer ſie waren. Dann im zweiten Stock —“

Das war zu viel für mich, meine Ungeduld hatte den höchſten Grad erreicht. Es war im Juni — ich war in Schweiß gebadet. Ich ſprang ungeduldig auf, und wehete mit dem Schnupftuche Kühlung zu. Mein Unmuth entging der Erzählerin nicht.

„Es kommt, Sir, es kommt!“ ſagte ſie.

„Was kommt?“ fragte ich.

„Das Geſpenſt.“

„Gott ſey Dank!“ rief ich, und horchte mit angehaltenem Athem.

„Im zweiten Stock, Sir, hatten wir ein junges Ehepaar, und eine Nacht wurde Frau Caudle in aller Eile gerufen. Sie werden ſchon wiſſen, was das zu bedeuten hatte. Es ging Alles gut, das Kind war da, ein herziger kleiner, bausbäckiger Bube. Alles ging zu Bett, nur ich blieb auf, um bei der Mutter zu wachen. Ich hörte alle Hausbewohner nach einander heimkehren und auf ihre Zimmer gehen, bis endlich Niemand mehr fehlte. Es mochte wohl eine Stunde verfloſſen ſeyn, als ich ein Geräuſch zu hören glaubte; allein in dem Augenblicke bedurfte die Wöchnerin meiner Hülfe, und meine Aufmerkſamkeit wurde abgelenkt. Kaum hatte ich jedoch meinen Sitz wieder eingenommen, als das Geräuſch,

Digitized by Google

welches vorhin von der Treppe zu kommen ſchien, oben im Hauſe von Neuem hörbar wurde. Ich glaubte es wären Diebe, und zitterte vom Kopf bis zu den Füßen. Da der Lärm aber immer lauter wurde, ſo faßte ich mir ein Herz, und ging auf den Vorplatz. Welche Scene! Vor allen Thüren Lichter, und das ganze Haus in Alarm! „Was iſt denn?“ riefen zehn Stimmen durch einander. Während Alle noch die Antwort auf dieſe Frage erwarteten, ſchoß ein Gegenſtand, ein Etwas, das ich nicht zu bekennen weiß, an mir vorüber, huſch! ging's erſt eine Treppe, dann eine andere, dann noch eine und ſo alle hinunter — und Alle ſahen das Ding, und Keiner konnte es beſchreiben.“

„Und als es zu ebener Erde war,“ fragte ich mit einem unbeſchreiblichen Wohlbehagen, „was wurde dann daraus?“

„O es war verſchwunden, Sie, und keine Seele wußte, was daraus geworden. Keine Thüre ging auf, kein Schloß wurde berührt, und doch war es fort.“

„Am folgenden Tage wurden doch gewiß Nachforſchungen angeſtellt?“

„Noch in derſelben Nacht, Sir! und wir machten eine ſchöne Entdeckung.“

„O reden Sie!“ rief ich, fröhlich die Hände reibend.

„Zwei von unſern Hausbewohnern fehlten.“

„Aber doch nicht durch das Geſpenſt geraubt?“

„Ich glaube nicht, denn einige Tage ſpäter hörten wir, daß die beiden Verſchwundenen unterdeſſen Mann und Frau geworden waren.“

„Gewiß Eugenie und Marie?“

„Ja freilich, die Schelme hatten einen Plan gemacht, bei erſter Gelegenheit auf und davon zu gehen. Oheim und Tante, welche glaubten, es brenne in allen Ecken, ſetzten Miß Marie in Freiheit, und Monſieur Eugene benützte ganz geſchwind dieſe Gelegenheit —“

„Das freut mich ſehr — aber das Geſpenſt?“

„Ließ keine Silbe von ſich hören. Die Geſchichte verbreitete ſich jedoch wie ein Lauffeuer; alle Miethsleute ſagten auf, und ſeitdem ſteht das arme alte Haus leer.“

Es iſt ein ſehr bequem eingerichtetes Haus,“ ſagte ich, „und da ich ein großer Freund von Geſpenſtern bin, ſo will ich mit dem Hausherrn reden.“

Während die Alte nach ſeiner Adreſſe ſuchte, wurde der abgeriſſene Glockenzug angezogen, jedoch ohne Wirkung, da der Draht ſchon lange aufgehört hatte, mit der Glocke in Verbindung zu ſtehen.

„Mein Himmel! Was iſt das?“ rief Mrs. Caudle, an allen Gliedern zitternd. Nach einigem Zögern ging ſie nach der Hausthür, und ich blieb allein im Zimmer zurück. Kurz darauf hörte ich ein Durcheinander von lauter freudigen Stimmen, Erkundigungen nach dem Befinden, herzliche Ausdrücke des Erſtaunens und der Verwunderung, worunter die Worte Monſieur Eugene und Miß Marie zu unterſcheiden waren. Meine Neugierde trieb mich hinaus, und ich ſah ein junges Ehepaar mit einem etwa ſechsjährigen Knaben und einem alten Herrn.

„Erinnerſt du dich noch des Abends, als du dieſes Haus verließeſt, Marie?“ fragte der junge Mann, ſchalkhaft lächelnd. Die junge Dame antwortete mit einem bedeutungsvollen Erröthen.

„Eben habe ich mit dieſem Herrn hier davon geſprochen,“ ſagte Mrs. Caudle. „Er iſt ſehr begierig, die Urſache des in jener Nacht gehabten Schreckens zu erfahren.“

„Hier iſt das Geſpenſt — es mag für ſich ſelbſt reden,“ ſagte Marie, den alten Herrn vorſtellend.

Die gewünſchte Aufklärung wurde gegeben. Er wohnte zu jener Zeit im anſtoßenden Hauſe, und da er gewöhnlich ſpät nach Hauſe zu kommen pflegte, ſo erhielt er einen Hausſchlüſſel, welcher, einer in England gewöhnlichen Einrichtung zu Folge, nur in eine Oeffnung der Thür geſteckt zu werden braucht, um die Klinke zu heben und die Thür zu öffnen. In der fraglichen Nacht gerieth er an die unrechte Thür, trat ein, und ging bis in den vierten Stock hinauf. Als er endlich durch die Stimme, welche aus einem für das ſeinige gehaltenem Zimmer drang, ſeinen Irrthum entdeckte, hielt er es für das Gerathenſte, ſich ſo ſchnell als möglich zurückzuziehen. Zum Unglück aber hatten ſeine Tritte auf der hölzernen Treppe die Hausbewohner aufmerkſam gemacht; er eilte an letzteren ſchnell vorüber und brachte ſo das Haus in den Ruf einer Geſpenſterwohnung.

Einige Bemerkungen

über

eine Aeußerung des Abgeordneten Dr. Müller in ſeinem Referate über das Schulweſen.

Der Abg. in der bayeriſchen Ständeverſammlung Dr. Müller äußerte in ſeinem Referate über Schulweſen manches Beherzigenswerthe; unter andern findet er es auch als eine unnatürliche Beſtimmung, daß es den lateiniſchen Schülern und Gymnaſiaſten unterſagt iſt, mit ihren Aeltern und unter ihrer Aufſicht öffentliche Orte zu beſuchen — denn gewiß könne der Sohn unter keiner beſſern Aufſicht ſtehen, als unter der älterlichen. Oder ſey es etwa beſſer, den zum Jüngling heranreifenden Knaben dem Schutze und Schirme der Aeltern zu entziehen, und bei weiblichen Dienſtboten zurückzulaſſen? Alle unnatürlichen Beſchränkungen müßten unnatürliche Folgen haben. — Es geht aus dieſer Klage doch wohl der Wunſch oder Antrag hervor, die betreffende Verordnung aufzuheben.

Wir ſtehen keinen Augenblick an, zuzugeſtehen, daß bei dieſem ausgeſprochenen Wunſche Viele, ja die meiſten ihre Bravo rufen werden. Denn wer wollte ſo unmenſchlich ſcheinen, dieſe, wie es beim erſten Anblicke ſcheint, ganz naturgemäße Forderung nicht zu unterſtützen, oder ihr gar hinderlich entgegen zu treten? Wir geben auch zu, daß wir die erſten ſeyn würden, die dieſen Wunſch unterſtützen würden, wenn wir nicht einige Bedenken hätten, die uns unter zwei Uebeln das geringe wählen hießen, nämlich die Nichtaufhebung, wenigſtens für die Hauptſache der angegriffenen Verordnung, ſo lange dieſe Bedenken beſtehen. Ref. glaubt nämlich, daß eine Aufhebung der beanſtandeten Disciplinarbeſtimmung erſt dann erwünſcht und von Nutzen ſeyn kann, wenn erſtens alle Schüler eines Gymnaſiums (wir verſtehen darunter auch die latein. Schulen; von den Lyceen nehmen wir Umgang, weil wir ſie zur Univerſität rechnen) ihre Aeltern in loco der Anſtalt hätten; zweitens wenn alle Aeltern, oder deren Stellvertreter ſo viel wahre Bildung hätten, daß ſie wenigſtens wüßten, was der Erziehung,

Digitized by Google

wenn nicht förderlich, doch nicht ſchädlich wäre, und drittens, wenn die Vergnügungen, die man an unſeru Erholungsplätzen oder »öffentlichen Orten« findet, von der Art wären, daß ſie nicht nur nicht ſchädlich für die Jugend, ſondern wenigſtens zu ertragen, wenn gerade auch nicht nothwendig, alſo auch erwünſcht wären.

Wer die Kataloge der bayeriſchen Gymnaſien aufſchlägt, und die Geburtsorte der Schüler und die Aufenthaltsorte der Aeltern derſelben durchgeht, wird leicht finden, daß nur in den kleinern Städten, wo königliche Beamten ſind und Militair liegt, der größere Theil der Schüler ſeine Aeltern an dem Sitze der Anſtalt ſelbſt hat; man kann ferner annehmen, daß in ſolchen kleineren Städten diejenigen Schüler, deren Aeltern auswärts wohnen, in Familien untergebracht werden, von deren moraliſchen Haltung die Rectorate Kenntniß haben können. Wenn man aber die frequenteren Anſtalten in größeren Städten, beſonders in katholiſchen Landestheilen, in dieſer Rückſicht betrachtet, ſo wird man ebenſo leicht die Bemerkung machen, daß der geringere Theil der Gymnaſiaſten in der Stadt des Gymnaſiums ihre Aeltern wohnhaft haben; daß wieder ein großer Theil dieſer ſelbſt aus den niederen und armen Ständen in die Anſtalten gebracht werden; daß der größere Theil der Studenten vom Lande und wieder größtentheils von ſolchen Landleuten zum Studium gebracht werden, die unverhohlen als einen der vornehmſten Gründe, warum ſie den Sohn ſtudiren, d. h. einen »geiſtlichen Herrn« werden laſſen wollen, den angeben: ſie hätten ſo eine Laſt weniger, denn ſie bauen nicht nur, ja ſie rechnen ſicher auf die milde Hand der Städter, ſie verlangen ſogar dieſelbe als eine Art Tribut, der noch immer bereitwillig in katholiſchen Städten, und wir nehmen mit Grund an, auch in den proteſtantiſchen gewährt wird.

Aus dem Geſagten möchte hervorgehen, daß während ein kleinerer Theil der Gymnaſiaſten außer der Schule unter der Aufſicht der Aeltern ſteht, alſo den »Schutz und Schirm« haben, der für das gedeihliche Zunehmen des Schülers nothwendig iſt, der andere größere Theil Leuten in Koſt, Logis und Beaufſichtigung gegeben wird, die nichts weniger als geeignet ſind, wohlthätig auf die Ausbildung der Jugend zu wirken, ja oft ſtörend und hindernd fur dieſelbe ſind. Wer bietet ſich erſtens jetzt an, Studenten zu ſich zu nehmen? Thun es wohl Viele aus Luſt und Liebe? Thun es die Meiſten nicht, um theilweiſe ihr Haushalten dabei zu heben? Was geſchieht nicht von Andern, die dem Studenten Alles nachſehen, ja ihm überall »heraushelſen,« nur um dieſe nicht dahin zu treiben, bei ihren Aeltern zu klagen und Ausquartirung zu erlangen? Wie viel wird ſich Jemand um einen Knaben, der monatlich 3 bis 4 Gulden für Wohnung zahlt, weiter bekümmern, als daß er richtig zahlt? Welche Anforderungen der Bildung kann man an ſolche Leute machen? Welchen Erholungen geben ſolche Perſonen in der Regel nach, und welche »öffentliche Orte« beſuchen ſie, und mag es geeignet ſeyn, den Gymnaſiaſten dieſe mitgenießen zu laſſen? Denn wenn den einen erlaubt wird, mit ihren Aeltern zu gehen, ſo kann den andern nicht verwehrt werden, mit ihren Koſtleuten, die Aelternſtelle an ihnen vertreten, auszugehen. Sollte man aber den Einwurf machen, die Rectorate ſollten die Schüler in keine Wohnung und zu Perſonen thun, über deren Moralität ihnen nicht die beſten Zeugniſſe vorliegen: ſo verlangt man von den Rectoren von Städten von 15 — 30,000 Einwohnern doch zu viel, und das Höchſte, was ſie erzielen, iſt, daß ſie polizeilich Nachweiſe erhalten. Jeder Einſichtige gibt gewiß gerne zu, wie viel oder wenig in Bezug auf Sittlichkeit dies iſt. Von den vielen alten Fräuleins und Wittwen, die ſich immer am erſten Studenten zu verſchaffen wiſſen, denn die haben gar viele »Vetterlein,« wollen wir ſchweigen.

(Schluß folgt.)

Notizen=Blatt.

(Anekdotäces.) Ein Geizhals war ſeinem Ende nahe. Der herbeigerufene Arzt erklärte, daß der Kranke höchſtens noch 48 Stunden zu leben habe. „Das wäre ſchrecklich,“ rief der Sterbende, „in 3 Monaten iſt erſt Georgi und ich habe den Miethzins bis dahin ſchon bezahlt.“

Kein Buch in der Welt iſt vielleicht ſo theuer bezahlt worden, als jenes, das nach dem Tode des berühmten holländiſchen Arztes Boerhave in ſeiner Bibliothek gefunden wurde. Boerhave ſtarb in Leyden in einem Alter von 70 Jahren im Jahre 1738. Als er begraben ward und man zur öffentlichen Verſteigerung ſeiner Bücher ſchritt, kam man unvermuthet auf ein ſtark verſiegeltes Buch in Folio, das folgende Aufſchrift führte: „Die einzigen und tiefſten Geheimniſſe in der Arzneikunſt.“ Weil Boerhave als Arzt außerordentlich berühmt war, glaubte Jedermann, daß in dem aufgefundenen auffallenden Buche, nach der Anzeige des Titels, auch wirklich bis jetzt noch unbekannte mediciniſche Regeln und Vorſchriften zur Erhaltung und Verlängerung des menſchlichen Lebens enthalten ſeyn müßten, und Jedermann, der eine Nachricht davon erhielt, wünſchte ſich daſſelbe aus dieſem Grunde anzuſchaffen. Der Licitanten, die um den Folianten handelten, waren viele; Einer ſteigerte und überbot den Andern. Der wunderbare Foliant wurde endlich um 10,000 fl. erſtanden und verkauft. Der Eigenthümer glaubte damit die ganze Welt gewonnen zu haben und voll der größten Erwartung entſiegelte er ihn; und was fand er in demſelben? — Alle Blätter waren leer und unbeſchrieben, blos auf dem erſten Blatte ſtand mit großen Buchſtaben Folgendes aufgezeichnet: „Halte den Kopf kalt, den Leib offen und die Füße warm, ſo kannſt Du aller Aerzte ſpotten.“ — Und dies Wenige war es, was nach Boerhave's Meinung die einzigen und größten Geheimniſſe der Arzneikunde ausmachte.

Eine Dame im Parterre hatte den Muth, zu einem Herrn, der ein paar Bänke vor ihr ſeinen Platz hatte, zu ſagen, er möge ſich ſetzen, damit ſie ſehen könne. Dieſer aber ſaß ſchon, ein Rieſe an Geſtalt. Als er nun, um zu fragen, wer was von ihm wolle, ſich erhob, rief die Dame erſchrocken aus: „Gott! nimmt denn der Menſch kein Ende?“

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 63. Donnerſtag, 25. Mai 1843.

Seltſames Zuſammentreffen.

(Times.)

Der Oſtwind über die Wüſte eilt,
Lauter die Brandung der Meere heult,
Die, hüben und drüben zornig erregt,
Die Rippe der Enge von Surz ſchlägt.

Der letzte Schimmer der Sonne ſinkt,
Die Nacht ihre ſchattenden Flügel ſchwingt,
Kameele ziehen in Reihe daher,
Die mächtigen Schiffe im Wüſtenmeer.

Das Dunkel hemmet den raſchen Gang,
Ermunternd tönet der Treiber Geſang.
Der Brittenmajor, von Gedanken erfüllt,
Sich feſter in ſeinen Burnus hüllt.

„Da, horch! von Oſten, was kommet herbei?
Kameelhufgeſtampfe, Geflüſter, Geſchrei!“
„„Karavane kommet vom rothen Meer
Und führet die Britten von Bombay her.““

Und als nun zur Seite dem fremden Zug
Der Brittenmajor in dem Dunkel ſie frug
Unaufhörlich hinunter die lange Reih':
„Iſt hier Sir Reginald Fawcett dabei?“

Ein „Ja!“ dann endlich herüber klingt,
Ein Brüderpaar ſtumm ſich zu Herzen ſinkt,
Sie hatten einander niemals geſehn,
Wie ſoll's nun im Dunkel der Wüſte geſchehn?

Es fühlet der Aeltre des Jüngern Haar:
„Du wurdeſt geboren im zweiten Jahr,
Da ich gezogen zum Gangesſtrand,
Lebt noch die Mutter in Engeland?“

Die Züge, ſie ziehen, ſie ſind ſchon weit,
Verlieren ſich faſt in der Dunkelheit,
Die Brüder noch immer beiſammen ſtehn,
Sie möchten einander ſo gerne ſehn.

„Lebwohl, lieb' Bruder! noch einmal die Hand!
Es haben ſich unſerr Herzen erkannt!“ —
Ein Jeder zu ſeinem Zuge eilt,
Der Nachtwind über die Küſte heult.

Sie haben die Hände ſich zärtlich gedrückt,
Es hat ſie die Stimme des Bruders erquickt;
Die Herzen der Brüder zuſammenſtehn,
Wenn ſich die Augen auch niemals geſehn.

Die verrückten Engländer.

(Schluß.)

So war Mitte Oktobers herangekommen, als die Engländer ihre Lebensweiſe plötzlich änderten. Sie kauften ſich jeder eine Flinte und Jagdtaſche und gingen, jedoch nie beiſammen, ins Freie, um, wie ſie ſagten, an Dünen und Kanälen ſich im Vogelſchießen zu üben. Endlich kündigte der lange Dürre dem Wirthe eines Abends an, daß ſie auf drei Tage beide zu einer großen Jagd verreiſen würden.

Und wirklich fuhr am folgenden vor Sonnenaufgang ſchon ein Wagen vor; die Engländer rückten mit Jagdtaſche, Flinte und einigem Gepäck aus; und van Rysoort hatte, gerade als er aus der Schlafkammer kam, noch die Ehre, den werthen Gäſten mit einer tiefen Verbeugung viel Vergnügen zu wünſchen.

Van Rysoort waren dieſe drei Tage eine wahre Höllenqual. Die Engländer hatten den Schlüſſel zur Wohnung mitgenommen, und im Wirthe kämpften jetzt Neu- und Habgiee einen harten Streit. Die Neugier wollte durchaus ins Gartenhaus; die Habgier wandte dagegen ein, daß die Gäſte eine ſolche Indiskretion übel nehmen und ausziehen könnten. So ward aus Abend und Morgen der dritte Tag: van Rysoort athmete wieder auf; denn die beiden widerſprechenden Dämonen ſeines Innern brachten ihn um Appetit und Schlaf. Doch auch dieſer Tag veeging ohne Rückkehr der Inſulauer.

Auch den vierten Tag — es war ein Dienſtag — übte ſich der Scheldewirth männlich in der edlen Kunſt der Selbſtüberwindung; am Mittwoch jedoch machte er die Runde zu allen Nachbarn, Gevattern und Freunden, um zu hören, was jeder von der Sache denke, Abends ward Generalverſammlung in der Wirthsſtube gehalten. Die Sitzung war höchſt ſtürmiſch; man erſchöpfte ſich in Vermuthungen, überbot ſich in den unhaltbarſten Hypotheſen, zankte ſich, kam dem Raufen nahe und trank ſehr viel: zu einer Löſung der Streitfrage kam es nicht. Am Donnerſtag legte van Rysoort de- und wehmüthig ſeinen Bratenrock an und machte der Polizei Anzeige von der Sache: er entſchloß ſich nur ſehr ungeen zu dieſem Schritte, denn tief innen raunte ihm ein gewiſſes Etwas, das viel Aehnlichkeit mit einem böſen Gewiſſen hatte, zu, der Fall könne eine tragiſche Wendung nehmen und ihn um allen Gewinn bringen.

Am Freitage erſchien der Polizeikommiſſär mit drei Gendarmen im Gaſthoſe zur Schelde, wo bereits Alles, was an der Enthüllung des großen Myſteriums Antheil nahm, verſammelt war.

Die Behörde pochte drei Mal an die Thür des Garten-

Digitized by Google

hauſes: nichts rührte ſich. Jetzt folgte Befehl zur Erbrechung der Thür.

Der feierliche, lang erſehnte Augenblick war gekommen: die Thür ſprang auf. Was kam zum Vorſchein? Nichts, durchaus gar nichts!

Der Polizeikommiſſär und der Wirth prallten zurück; ein allgemeiner Stoßſeufzer erſcholl im Garten, wo Kopf an Kopf ſtand.

Da zog der eine Gendarme muthentbrannt das Schwert und drang ins Haus. Er fand — er fand zwei leere Reiſekoffer und einen offenen Brief. Mit dieſen Trophäen kehrte er zurück. Eine neue Bewegung entſtand. Da erhob ſich der Polizeikommiſſär und, nachdem er das Aktenſtück mit Falkenaugen raſch durchflogen, las er mit lauter Stimme alſo:

„Mein lieber Herr van Ryſoort, angenommen, daß Sie in den Chroniken Ihrer Stadt ſo gut zu Hauſe wären, wie in Ihrem großen Buche — woran wir jedoch zweifeln! — ſo würden Sie wiſſen, daß Oſtende zu Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts in den Kriegen Hollands mit Spanien eine lange Belagerung erlitt. Die Stadt wurde von 1601 bis 1604 unter wechſelndem Kriegsglücke hart in die Enge getrieben, bis ſich die holländiſche Beſatzung endlich an den ſpaniſchen General Spinola ergeben mußte. Unter den Vertheidigern, unter den Helden, die manches Jahr unter den Fahnen der vereinigten Provinzen fochten, befanden ſich viele Engländer, Söhne der erſten Familien unſeres Adels; unter ihnen auch einer unſerer Ahnherrn, der Schatzmeiſter der engliſchen Expedition war. Vor Uebergabe der Stadt verſcharrte er einen beträchtlichen Theil der Kriegskaſſe, um den Schatz der ſpaniſchen Habgier zu entziehen. Bald nach ſeiner Rückkehr ins Vaterland ſtarb der Schatzmeiſter. Da uns bei Durchſicht alter Familiennachrichten das Glück nun eine Andeutung über dieſen Umſtand in die Hand gab, ſo nahmen wir uns vor, die Sache näher zu unterſuchen und wo möglich den Schatz zu heben. Der Zufall begünſtigte uns. Die Andeutungen wieſen auf Ihr Haus und Ihren Garten hin. Nachdem wir ſoweit in unſern Forſchungen gediehen waren, ſiedelten wir uns in Ihrem Gaſthofe an und führten unſere Operationen zu unſerer vollen Zufriedenheit aus, damit das Geld ohne Sang und Klang, ohne Aufſehen und Einſage aus der Tiefe erlöst und wieder zu ſeiner wahren Beſtimmung erhoben würde.

„Wie wir operirten, kann Ihnen jetzt kein Räthſel mehr ſeyn. Und, Herr van Ryſoort, die Hand auf's Herz, werden Sie zugeben müſſen, daß wir Ihnen den Ihnen zugedachten Antheil am Gewinne als Gentlemen zukommen ließen. So lange Oſtende ſteht, wird kein Wirth wieder eine ſo reiche Ernte erleben. Sie haben uns geplündert, als hätten Sie uns in einem Walde überfallen; Sie haben nicht mit doppelter, ſondern mit hundertfacher Kreide angeſchrieben. Aber wir drückten gefliſſentlich beide Augen zu, denn wir wollten unſern Plan durchſetzen und Sie, wie geſagt, bei dem Gewinne betheiligen.

„Sie finden im hinterſten Zimmer des Gartenhauſes einen Theil des Parkets ausgehoben; Sie finden eine Grube von zehn Fuß Tiefe und am Grunde einen ſchweren eiſernen Koffer. Wir nahmen uns Zeit, um den Schatz zu heben und die alten Dukaten mit dem Bildniſſe Karls V. in Sicherheit zu bringen. Den Koffer bitten wir zum Andenken zu behalten und erlauben uns zugleich den guten Rath, daß Sie das Loch, in welchem derſelbe ſtand, wieder zuſchütten laſſen.

„Wahrſcheinlich werden Sie jetzt wünſchen, zu erfahren, wie die „verrückten Engländer" heißen, die Sie ſo lange bewirtheten? Es thut uns Leid, Ihnen hierin nicht dienen zu können; denn unſere Namen waren erborgt, und wir haben die Abſicht, weder Ihr werthes Haus, noch Ihre uns unvergeßliche Vaterſtadt jemals wieder zu betreten.

„Uebrigens machen Sie ſich über die Rechtmäßigkeit unſeres Erwerbes keine Gedanken. Nur der Finanzminiſter der Königin Eliſabeth könnte uns gerechte Einwendungen machen; da der gute Mann jedoch ſchon vor zwei Jahrhunderten das Zeitliche ſegnete, ſo werden wir uns hoffentlich leicht mit ihm abfinden.

„Wenn wir uns über den fraglichen Gegenſtand mit Ihnen ſo ausführlich unterhalten, ſo hat dies ſeinen Grund theils in der überaus großen Theilnahme, die Sie unſerem, wir geſtehen es, etwas ſonderbaren Treiben ſchenkten, theils in der hohen Achtung, die uns Ihr Charakter als Wirth und Menſch eingeflößt hat.

„Wir haben die Ehre, Ihnen auf Nimmerwiederſehn Lebewohl zu ſagen und uns zu nennen

Die verrückten Engländer."

Van Ryſoort riß Augen und Mund auf; aber was war zu thun? — Als ſich der erſte Sturm der Ueberraſchung gelegt, erklärte der Scheldewirth mit einer Ueberzeugung, die ſeinem Verſtande Ehre machte, die verrückten Engländer ſeyen denn doch ſo verrückt nicht geweſen, als es den Anſchein gehabt habe.

(Mainz. Unth.)

Einige Bemerkungen

über

eine Aeußerung des Abgeordneten Dr. Müller in ſeinem Referate über das Schulweſen.

(Schluß.)

Was nun die Erholungsplätze und die »öffentlichen Orte« betrifft, wo die Städter nach gethaner Arbeit ſich verſammeln, ſo wollen wir ſie einmal etwas näher anſchauen. Einige von dieſen Eldorados ſind ganz in der Nähe der Städte, oft noch innerhalb der Ringmauern; andere näher gelegene Ortſchaften dienen an beſtimmten Tagen, beſonders an Sonn- und Feiertagen, zu demſelben Zwecke. Dieſe Orte zu beſuchen, iſt Vater und Mutter, wie es eben jetzt iſt, gezwungen. Dort ſitzt man geſchniegelt und gebiegelt, eingezwängt von einer unbequemen Sitte in knappe Kleider, hinter Kaffee, Thee, Bier, Wein, Confect und Gebackenem, unter Geſprächen, die nicht gewöhnlicher ſeyn können, bis ſpät in die Nacht, ſo lange eben, bis man müde iſt. Wenn denn nun dieſe Vergnügungen und Erholungen, wie ſie dieſelben nennen, gerne zu gönnen ſind, ſo fragen wir doch, was ſoll ein latein. Schüler, ein Gymnaſiaſt an ſolchen Plätzen? Dort muß er fein anſtändig ſitzen, ſich hüten, daß er die weißen Hoſen nicht beſchmutze, geht ein- oder zweimal in den wimmelnden Gängen auf und nieder, wird wegen der neuen Kleider oder ob einer andern Sache hie und da von guten Freundinnen belobt, und wenn ihm ein Bene geſchehen ſoll, mit Kaffee und

Digitized by Google

Gebackenem, mit Wein oder Bier ſo lang angefüllt, daß er entweder auf irgend einem Stuhle einſchläft oder unartig gebärdend kaum die zehnte Stunde erwarten kann, bis die Aeltern an's Heimgehen kommen. Oft finden Tanzmuſiken an dieſen Orten ſtatt, eine Gelegenheit mehr, ſich gut und lange zu amüſiren. Dies ſind die Plätze, an welche die »Honoratioren« ihre Kinder mitnehmen können; wohin wendet der Handwerksmann am Sonntage oder an freien Werktagsabenden ſeine Schritte? Wohl zum Thore hinaus, aber nur bis in einen Felſenkeller, oder in einen Biergarten ꝛc. Bedarf es noch der Auseinanderſetzung, welchen Scenen dort der Knabe oder heranreifende Jüngling entgegentritt? Oder man geht am Sonntag auf die Kirchweih, zu dieſem oder jenem Feſte? — Sind das die Orte, wohin man einen Gymnaſiaſten wünſchen ſoll?

Ja, wendet man ein, welcher Vater wird ſeinen Knaben dahin mitbringen? Hinaus in Flur und Wald, durch die Thäler auf die Berge: da ſind die Wege, die ein vernünftiger Vater ſeine Kinder führen wird. Hier biete er ihnen die Freuden, die Gott uns in der Natur zum Genuſſe geſchaffen; dieſe Freuden ſind rein, und geben Körper und Geiſt die rechte Erquickung und Stärkung zur neuen Arbeit. — Gewiß, da ſtimmen wir ganz überein. Aber ſchauen wir um uns: wie viele ſolche einſichtsvolle Väter ſehen wir? Wie viele ſind, denen bei gehäuften Berufsarbeiten kaum Zeit bleibt, einmal im Jahre die Blüthe der Natur zu ſchauen? Selbſt wenn ſie wollten, ſo würden ſie nur zur nothwendigſten Erholung nicht weiter als »vor das Thor« gehen können, zu einer Tageszeit, wo es für den Knaben beinahe Zeit iſt, in's Bett zu gehen. —

Man ſieht demnach, daß aus der Erlaubniß, die man den Aeltern geben ſoll, ihre Kinder mit ſich zu nehmen, an und für ſich doch nichts Gutes im Allgemeinen gewirkt wird. Wir ſagen: im Allgemeinen; denn es wäre mehr als vermeſſen, behaupten zu wollen, es gebe nicht Väter, die den Kopf und das Herz auf dem rechten Flecke haben. Aber dieſe führen gewiß ihre Kinder nicht an die Orte, die wir oben bezeichnet haben, ſelbſt wenn es erlaubt wäre; ſie machen mit den größeren weitere Spaziergänge, und führen ſie auf dieſen wohl in ein Wirthshaus, um ihnen Erfriſchungen geben zu laſſen. Es iſt aber unſeres Wiſſens noch nie verboten worden, daß Gymnaſiaſten weitere Spaziergänge machen, und, ſelbſt wenn ſie allein ſind, ein Glas Bier trinken; wohl aber iſt verboten, in Maſſe auszuziehen, um in der nächſten Dorfkneipe zu commerciren und ſich zu berauſchen.

Würde unſer Familienleben nicht ſo ſehr zerriſſen ſeyn, würde es nicht von Tag zu Tag mehr zerfallen: der Staat würde ſich wahrſcheinlich nicht bis in das älterliche Haus drängen, um die Erziehung der Jugend außer der Schule zu beobachten. Aber das immer mehr zerfallende Familienleben machte es nothwendig, um der Sittlichung der Jugend nachzuhelfen und den ſchädlichen Wirkungen auf die wiſſenſchaftlichen Fortſchritte der Schüler, welche die Folge des Beſuches der »öffentlichen Erholungsplätze« nach ſich ziehen müſſen, entgegen zu wirken.

Würde dieſe ſchädliche Rückwirkung nicht ſo bedeutend geworden ſeyn — es mag uns erlaubt ſeyn, Belege nicht zu liefern, die uns nicht fehlen, aber zu weit führen würden — die frühere Erlaubniß würde nicht aufgehoben worden ſeyn. Dafür hat aber der Staat andere Vorſorge getroffen, den Verluſt durch andere Mittel zu erſetzen, von denen wir gleich ſprechen werden.

Was die Frage betrifft, ob es nicht beſſer ſey, die Kinder unter der älterlichen Aufſicht zu wiſſen, als ſie zu Hauſe den weiblichen Dienſtboten zu überlaſſen, ſo iſt Niemand mehr bereit, ja zu ſagen, als Referent. Aber der Staat hat nicht ein Verbot ergehen laſſen, ohne den rechten Erſatz für den wirklichen Verluſt zu geben. Der allerhöchſt ausgeſprochene Wille befiehlt die Errichtung von Turn- und Spielplätzen für die ſtudirende Jugend, zu deren Beſuch alle Schüler angehalten werden. Es erſetzen dieſe Alles, was die Schule, um das vorgeſteckte Penſum, welches die Zeit von Jahr zu Jahr vergrößert, zu abſolviren, an der Jugend verſündigen muß. Wenn dieſer Wille überall in ſeiner vollſten Ausdehnung vollzogen werden könnte, es würden bald alle Klagen gegen die ſtrengere Haltung der Gymnaſiaſten von ſelbſt aufhören. So aber können in den meiſten Städten, vornehmlich in den größern, keine nöthigen freien Plätze noch weniger aber die nothwendigen Gebäulichkeiten von Seiten der Rectorate erlangt werden, ſo daß der Turnunterricht, der an manchen Anſtalten von Militärs in wenigen Stunden abgehalten wird, nichts weniger, als ſeinen Zweck erfüllt, abgeſehen davon, daß die Jugend einen eigenen Spielplatz haben muß, wo ſie unter Aufſicht des Turnlehrers ſich tummeln könne.

Referent iſt Meinung, daß man, wenn man die kurz gegebenen Andeutungen berückſichtigt, dem Wunſche des Abg. Dr. Müller nicht ſo unbedingt beitreten könne, ja, daß man ſogar, da wir ſelbſt den »Zeitgeiſt« nicht anders machen können, es für gerathener halten möchte, das Verbot beizubehalten, dagegen, ſo viel in eines jeden Macht liegt, dahin ſtreben ſollte, an jeder Schule einen guten Turn- und Spielplatz zu bekommen.

Darum möchten wir im Namen der Schule die Regierung bitten, daß ſie für jede Anſtalt die Geldmittel anweiſe zur Errichtung der nothwendigen Gerüſte und Gebäulichkeiten und die Ortspolizeien anhalte, Plätze in geeigneter Größe für ihre Jugend herzugeben und herrichten zu laſſen.

Schließlich bemerkt Referent noch, daß der beſprochene Wunſch, den man auch außerdem ſchon oft hörte und noch hören wird, von der zur Mode gewordenen Anſicht gekommen, nach welcher man jetzt von Gymnaſiaſten daſſelbe verlangen müſſe, was man ſonſt von abſolvirten Univerſitätsſtudenten erwartete, daß man mehr eine oberflächliche encyklopädiſche Bildung, ja oft nur einen äußern Abſchliff verlangt: als ob der junge Mann fertig wäre, wenn er über Alles parlirt, Glimmſtengel zwiſchen den beglacirten Händen zu halten verſteht, mit Zierlichkeit eine Taſſe Thee trinkt, Redowak und Polka tanzt und den ebenſo treibhausmäßig getriebenen Mädchen in die verliebten Augen oder auf Manches zur Schau Getragene ſieht.

(Unſer verehrlicher Correſpondent dürfte denn doch, namentlich bei Schilderung des Wirthshauslebens, etwas zu grell gemalt haben. Andererſeits fragt es ſich, ob nicht auch die Rückſicht in's Auge zu faſſen iſt, daß zwiſchen dem dermaligen Zwange des Gymnaſial- und der Freiheit des Univerſitätslebens eine zu weite Kluft liegt, die oft zum Mißbrauche der letztern führt und die es wünſchenswerth macht, daß in den obern Klaſſen ein allmäliger Uebergang ſtattfinde. Die. Red.)

Digitized by Google

Correſpondenz.

Dresden, den 20. Mai.

Die in Wien engagirte franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft gibt jetzt hier nicht im Theater, ſondern in einem Saale des Gaſthauſes „Hôtel de Pologne“ zwölf Vorſtellungen. Sie werden ſtark beſucht ungeachtet der eben nicht allzu billigen Eintrittspreiſe, denn ächt national iſt ihre Auffaſſung der Charaktere, die Lebendigkeit des Spiels ſo natürlich, ſo präcis und von ſo heiterer Anmuth begleitet, daß man freudig ergriffen wird und die Behauptung beſtätigt finden muß: daß der deutſche Schauſpieler in der Darſtellung des Luſtſpiels den Franzmann noch immer nicht erreicht. — Herr Saphir aus Wien beſuchte auch unſere Hauptſtadt. Er gab im Theater eine muſikaliſch-declamatoriſche Akademie und hielt eine humoriſtiſche Vorleſung; zeigte ſich hierin aber ſelbſt nur ein Mal mit einer humoriſtiſchen Declamation, welche allgemein gefiel; die übrige Zeit füllten Geſangpartien und ein dreiactiges Luſtſpiel von Saphir aus, das allein von Demoiſelle Beier gegeben ward. —d—

Notizen-Blatt.

(Literariſches.) Weimar. Vieles Aufſehen erregt gegenwärtig bei den Literaten und in den höheren Kreiſen der Geſellſchaft ein franzöſiſches Werk, betitelt: „Tablettes grammaticales“ von Henri Paris. Es iſt bekannt, daß unter dieſem männlichen Namen eine geiſtreiche deutſche Dame verborgen iſt, welche jetzt in Paris lebt. Sowohl von innen als von außen iſt dieſes Werk eine höchſt merkwürdige Erſcheinung. „Abréger les ennuis des études élémentaires,“ der franzöſiſchen und nicht franzöſiſchen Jugend ein gründlich grammatiſches Erlernen der franzöſiſchen Sprache möglichſt zu erleichtern und zu vereinfachen, iſt der verdienſtliche Zweck, den die Verfaſſerin zu erreichen ſtrebt. Wie der Lehrer der Geographie ſeine Landkarten, der Lehrer der Geometrie ſeine Figuren an der Wandtafel, der Lehrer der Geſchichte ſeine chronologiſchen oder ſynchroniſtiſchen Tabellen zu Hülfe nimmt, ſo treten hier die abſtracten Regeln der franzöſiſchen Grammatik dem Schüler in 16 leicht überſichtlichen Tafeln bildlich vor's Auge. Für andere Lehrgegenſtände bediente man ſich ſchon längſt mechaniſcher Hülfsmittel beim Unterricht; nur der Sprachlehrer, der doch gerade ſich und die Lernenden am meiſten langweilt, entbehrte eines ſolchen. Der Scharfſinn, womit die Verfaſſerin in dieſen Tablettes und der ihnen vorangehenden Einleitung in die feinſten Sprachnuancen eingeht, die Genauigkeit, womit ſie das franzöſiſche Idiom in ſeine Urelemente zerlegt, die Genialität, womit ſie die lernende Jugend über die ſo gefürchteten Schwierigkeiten der Grammatik hinweg hebt, ſind wahrhaft bewundernswerth. Man kann dieſe Tabellen einen Ariadnefaden nennen aus dem wirren Labyrinthe der unzähligen grammatiſchen Regeln und ihrer Ausnahmen, die uns das Aneignen einer fremden Sprache, und namentlich der franzöſiſchen, oft ſo ſehr erſchweren und nicht ſelten ganz verleiden.

(Anekdotäres.) Ein Candidat der Medicin wurde im Examen von einem überaus ſtrengen Examinator gefragt: „Welches ſind die ſchweißtreibenden Mittel?“ — Der Candidat nannte die ihm bekannten nach einander her. — „Aber wenn dieſe alle nicht helfen?“ fragte der Examinator weiter, „was werden Sie dann anwenden?“ — „Ich werde den Patienten zu Ihnen in's Examen ſchicken,“ erwiederte der Gefragte.

Ein Lehrer ſchalt einen ſeiner Schüler wegen Mangels an Fleiß und ſtellte ihm einen ſeiner Kameraden, einen Schielenden, zum Muſter vor. „O!“ erwiederte der Schüler, „das glaub' ich gern, daß er mehr kann, als ich, der lieſt auch immer zwei Seiten zugleich.“

Eines Sonntags kehrte ein Fremder wohl durchnäßt in einem Dorfe ein, wo die Bauern alle ſo nahe um den Ofen herumſaßen, daß für ihn kein Plätzchen leer war, um ſich durchzuwärmen und zu trocknen. Weit entfernt, daß einer von dieſen unhöflichen Bauern freiwillig hätte aufſtehen und dem durchnäßten Reiſenden ſeinen Platz einräumen ſollen, ſtanden ſie ſogar da nicht auf, als der Fremde darum bat, wiewohl der Wirth ſelbſt ein gutes Wort für ihn einlegte. Auf einmal wurde der Fremde tiefſinnig und ging ſchweigend in der Stube auf und ab. „Warum in ſo tiefen Gedanken,“ fragte der Wirth. — „Ach,“ entgegnete der Fremde, „es iſt mir ein höchſt fataler Zufall begegnet. Ich habe unterwegs mein ſämmtliches Geld verloren. Es waren 18 Thlr. und etwa noch 2 Gulden kleine Münze. In H., wo ich einmal getrunken habe, hatte ich den Beutel noch. Nachmals aber bin ich nicht weit von hier vom Pferde geſtiegen und da muß ich ihn verloren haben. Es iſt jetzt leider nur ſo dunkel, daß man keine Hand vor den Augen ſehen kann. Doch wird bei dem ſchlimmen Wetter heute wohl Niemand mehr dieſe Straße kommen; aber morgen muß ich mich vor Tage aufmachen und ſuchen, damit mir Keiner zuvorkommt.“ Der Fremde bat den Wirth, ihn ja morgen vor Tags zu wecken und ihm ſuchen zu helfen; dieſer verſprach es. Einige Augenblicke nach dieſer Erzählung ſchlich ſich ein Bauer nach dem andern vom Ofen hinweg und zur Thüre hinaus. Es läßt ſich leicht errathen, warum? Der Fremde bekam nun Platz genug am Feuer, und nach einiger Zeit kam ein Bauer nach dem andern wohl durchnäßt wieder herein. Der Fremde lachte ſie tüchtig aus, denn er hatte kein Geld verloren.

Ein Kaufmann hatte die Gewohnheit, beinahe Alles, was er ſagte, zweimal zu ſagen. Um ſich über ihn luſtig zu machen, tritt ein junger Mann in ſeinen Laden und ſagte: „Ein Loth Schnupftabak, Schnupftabak, aber von dem beſten, beſten, den Sie haben, haben.“ — Als er fort war, ſagte der Kaufmann mit lautem Lachen zu ſeiner Frau: „So eben war ein närriſcher Kerl da, Kerl da, der ſagte Alles zweimal, Alles zweimal.“

Als die Bürgergarde Wachdienſt verſehen mußte, fand der Offizier, welcher die Poſten viſitiren mußte, daß ein Bürger auf demſelben eingeſchlafen war; er weckte ihn und machte ihm Vorwürfe. „Sie brauchen mir keine Vorwürfe zu machen, denn vor ein paar Tagen iſt durch den Druck öffentlich bekannt gemacht worden: Ruhe iſt des Bürgers erſte Pflicht.“

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 64. Dinstag, 30. Mai 1843.

* Die Slaven (Wenden) in Steiermark.

In Briefen an einen Freund.

(Fortſetzung.)

II.

Fridau im Spätſommer.

Das Verſprechen meines letzten Schreibens, „Sie in die Luttenberger Rebenburg zu führen,“ erfülle ich heute noch nicht, ſondern ſende Ihnen vorerſt noch einen Bericht aus dem Drauthale und über unſere Umgebungen, da das Städtchen ſelbſt wohl ſehr wenig des Intereſſanten bietet, ſo wie auch das Fridau'ſche Schloß (einſt eine deutſche Ordens-Commende) nichts der Erwähnung Werthes beſitzt. Was die Bewohner betrifft, muß ich Sie auf mein letztes Schreiben hinweiſen, nur daß die Fridauer — ſchon wieder etwas näher den Gränzen der Cultur und des Chriſtenthumes — noch weniger Städter ſind, als die Pettauer; die Meiſten bebauen ihre Gründe ſelbſt und nähren ſich weniger von ihren Gewerben, als vom Acker- und Weinbaue und vom Handel mit dieſen Naturproducten; Viele beſorgen die Weingartenarbeiten der Fremden, die hier Weingarten beſitzen, aber nur zur Weinleſe hieher kommen. Wie ſchon und zweckmäßig wäre es, wenn die (oft ſchönen) Weingartenhäuſer von den Beſitzern ſelbſt bewohnt würden! Die gegenüber liegenden Edelſitze in Ungarn und Kroatien geben ein ſchones Bild ſolcher Selbſtbewirthſchaftung und eines patriarchaliſchen Lebens — leider aber trübt dort oft der Anblick des Geſindes den Blick und die Idole von ſolchem Leben. — Das gemeine Volk beluſtiget ſich an Sonntagen in den nachbarlichen (kroatiſchen) Goliben oder Arenda's, Gaſthäuſern im Freien; da ſehen Sie das ſchöne Geſchlecht in ſeinem Putze, mit Bändern und Tücheln, auf die verſchiedenſte Art gebunden und gelegt, da ſehen Sie auch die Männer in ihrer Nationaltracht, die hier ſchon durchaus rein kroatiſch iſt: durchgehends ſehen Sie die Landleute mit weiten kittelartigen Beinkleidern über die Stiefeln, (wenn Einer ſolche hat), darüber frei hängend ein kurzes Hemd — kaum bis an die Hüſte reichend — und an Feiertagen eine meiſt blaue Weſte; über Alles dieß kommt, nach Rang und Vermögen — nicht etwa nach der Jahreszeit — ein ſchwarzer Pelz, den Kopf bedeckt ein hoher ſchwarzer Filzhut mit kleiner rund aufgebogener, gegen Radkersburg hin mit breiter Krempe.

Da dieſe Kleider keine Taſchen haben, ſo trägt jeder ſeine Turba (Turbir) angehängt; Kinder leinene ſolche Säcke, die Aermeren tuchene, die Reicheren lederne an Riemen um die linke Schulter.

So zweckmäßig dieſe Tracht für den Körper überhaupt, beſonders aber im Sommer im Vergleiche gegen unſere ſinn-, zweck- und heilloſen Mode-Anzüge iſt, ſo gefährlich iſt ſie bei wechſelnder Witterung, beſonders für Kinder, daher die vielen Ruhr-Epidemien und die große Sterblichkeit, vorzüglich beim Wechſel des Herbſtes, wozu der Genuß des oft unreifen Obſtes das Seinige beiträgt.

Von meinen Ausflügen bringe ich die Warnung zurück, daß man ſolche nicht ohne Führer oder Sprachkenntniß machen ſoll; letzteres, weil man hier noch nicht ſo wie an den Hauptſtraßen die deutſche Sprache gewohnt iſt; erſterer aber bedarf man, weil Häuſer und Ortſchaften immer ſeltener werden und große Straßenſtrecken durch Waldungen gehen*), von einer Selbſt-Orientirung oder Anfrage alſo keine Rede ſeyn kann. Uebrigens ſind Gelegenheiten ſpottwohlfeil, nur darf man ſich nicht ſcheuen, auf einem Leiterwagen, wo ein Bund Heu die Stelle des Sitzes — eigentlich Brettes — vertritt, dieſe Wege, die bei ungünſtiger Jahreszeit für Kutſchen förmlich unbrauchbar ſind, zu befahren.

Ins Gebirge (wie man allgemein die Weingärten nennt) rathe ich Jedem zu Fuße zu gehen; dort gibt es Höhenpunkte, von denen man eine herrliche Ausſicht genießt; das freundliche Städtchen Waraſdin in der gegenuberliegenden Ebene, die majeſtätiſche Joanczika (bei 3600 Fuß hoch) und zu ihren Füßen das herrliche Sagorien mit ſeinen Weingärten und Edelſitzen bilden die Glanzpunkte der Südparthie. Doch zeigt ſich beim Beſuche und bei näherer Beſchauung die Wahrheit des Sprichwortes: „Je mehr die Natur thut, deſto weniger der Menſch;“ jedoch wirken nebſtbei auch andre Verhältniſſe ſtörend ein. Wo Sie auch hinkommen, führt Sie der Weg durch üppige, meiſt viel zu wenig cultivirte und bewohnte Thäler und Ebenen; die wenigen Ortſchaften bieten wenig Anziehendes; um Fridau iſt höchſtens die ſchöne Comthurey des deutſchen Ordens Groſſonntag bemerkenswerth, wie es denn doch auch jedenfalls der Mühe lohnt, einen Ausflug nach Waraſdin zu machen, um einen Begriff von dem Nachbarlande (Kroatien) zu bekommen.**)

---

*) Von den ſchönen Eichenwaldungen und einzelnen mehr als 100jährigen Eichen kann man ſich kaum einen Begriff machen. Von den nächſten Anhöhen ſchon ſtaunt man über den Holzreichthum in den Ebenen, deſto mehr müſſen bei näherer Beſichtigung ſolche Wälder durch ihre Majeſtät und Dichtigkeit auffallen, beſonders oft einzelne Bäume, die wirklich Studien für Maler bilden können.

**) Doch der Weg dahin (zu Fuße) iſt äußerſt ermüdend und langweilig, — wenn man aber einmal auf dem Weg iſt und Muſe hat, verſäume man nicht (beſonders als Naturforſcher oder Arzt) die wohl noch ſehr im Naturzuſtande befindlichen, nichts deſto weniger aber ſehr intereſſanten Bäder Krapin, Töplitz, Sutinska und Stubiza zu beſuchen.

Digitized by Google

Ich will Sie nicht mit Zahlen und andern ſtatiſtiſchen Daten plagen, auch mit keinen hiſtoriſchen Skizzen oder Volksſagen — alles dies iſt vielfach erzählt und bei uns hier arm; beſonders da die Slaven erſt in der neueſten Zeit anfingen, die Geſchichte ihres Volkes zum Gegenſtande ihrer Forſchung zu machen; deſto eifriger aber behandeln ſie jetzt denſelben und ein reges Leben wird allſeits fühlbar, Verbindungen mit den verwandten Stammgenoſſen werden angeſponnen und die Sprache geläutert und zur rein ſlaviſchen Schriftſprache gebildet.*) Die Volksſprache hier iſt reiner und nicht mehr ſo ſingend, als in Pettau oder Marburg, deſſen Windiſch ob ſeiner Verdorbenheit und Amalgamirung mit dem Deutſchen ſchon ſprichwörtlich geworden iſt und in der Sprache erkennen die beſſer Gebildeten, ſo wie die fleißigen Forſcher ſogar die Volksſtämme; ſo die Lutomerici in dieſer Gegend und in Luttenberg, die Scalovci (Eingewanderte aus Unterillyrien) um Großſonntag, die Halozani jenſeits der Drau, (Podrovci in den Ebenen) u. ſ. w. **) und der Reiſende, der nicht auf den Straßen forteilt, wird Verſchiedenheiten in Sprache und Sitte finden; aber zu wenig bietet unſere Gegend des Außergewöhnlichen oder allgemein Intereſſanten und nur eine Seitenſtraße (von Pettau nach Czakathurn) zieht durch unſer Städtchen, alſo bleibt Land und Leute der großen Welt und dem deutſchen Vaterlande fremd — bekannter dürfte die Gegend ſeyn, wohin ich Sie nun zu führen Willens bin.

(Fortſetzung folgt.)

Allgemeiner deutſcher Künſtler-Verein.

(Schluß.)

Herr Baudri verſuchte, ſein im Obigen angedeutetes Project gleich auf praktiſches Gebiet zu verſetzen, und überreichte daher dem düſſeldorfer ältern Kunſtvereine einen Entwurf zur Bildung des Vereins, welcher ihn beſtimmt haben ſoll, ſich der Sache mit Wärme anzunehmen und zur baldigen Ausführung zu ſchreiten. Aus dieſem Entwurfe citiren wir noch folgende allgemeine Stellen, und verweiſen diejenigen, welche ſich ſpeciell mit dem Ganzen vertraut machen wollen, auf die Beilage zu Nr. 129 der „Düſſeld. Ztg.“ Herr Baudri ſagt u. A.:

„Die meiſten Vereine ſind wohl induſtrieller oder doch materieller Natur und charakteriſiren eigentlich die Zeit, in welcher wir leben. Die Induſtrie iſt der mächtige Hebel unſeres Jahrhunderts und ruft Erſcheinungen hervor, welche eine gewiſſe hohe Stufe der Bildung aufs glänzendſte bekunden, aber auch wohl eben ſo ſehr beweiſen, wie manche weſentliche Intereſſen darunter leiden und unberückſichtigt bleiben, oder geradezu verletzt werden. Trotz ſo mancher edlen Unternehmung, welche unter dem Schutze dieſes mächtigen Geiſtes begonnen und vielleicht ausgeführt wird, kann unter ſeinem Einfluſſe der menſchliche Geiſt ſich dennoch nie zu einer Höhe emporſchwingen, wie ſie ſeinem innern Weſen, ſeiner Beſtimmung entſpricht; — trotz dem feſten Bande, welches er um Tauſende ſeiner Verehrer ſchlingt, vermag er nie den Geiſt wahrer Einheit und Einigkeit ihnen einzuflößen und die ihm untergeordneten dienſtbaren Geiſter des Egoismus und Particularismus zu entfernen. — Daß dieſes von Vielen erkannt wird und es nicht an Zeitgenoſſen fehlt, welche dieſe Nachtheile zu mildern oder auszugleichen bemüht ſind, beweiſen uns manche Beſtrebungen ſowohl in als außer unſerm Vaterlande, und wir wollen hoffen, daß dieſelben mehr und mehr Anerkennung und Theilnahme finden und mit der Zeit jener verderblichen Richtung wohl die Wage zu halten vermögen.

„Nachdem die Laune unſeres Jahrhunderts auch den Künſtlerſtand unter ihre beſondere hohe Protection geſtellt und in den mannigfachſten Schattirungen Künſtler hervorgerufen und beſchäftigt hat, war es ſchon oft ein Gegenſtand der Sorge und des Nachdenkens derer, welche es mit der Kunſt redlich meinen, nicht nur eine feſte Baſis, eine würdige Richtung zu geben, ſondern auch dem Künſtlerſtande hülfreich unter die Arme zu greifen; und es wurde auf dieſe Weiſe manche Anſtalt ins Leben gerufen, deren wohlthätiger Einfluß ſich nicht verkennen läßt.

„Dennoch wäre es wohl an der Zeit, demſelben eine ernſtere Theilnahme zu beweiſen und namentlich die Künſtler ſelbſt darauf aufmerkſam zu machen, wie nicht nur ihre augenblickliche Exiſtenz, ſondern theilweiſe auch ihre Zukunft in ihre Hand gegeben iſt und Rechte und Verpflichtungen ſie auffordern, ſich als Glieder eines Ganzen zu betrachten.

„Ein erſtes gemeinſames Ziel — gegründet auf die Pflicht der Selbſterhaltung und das natürliche Mitgefühl, welches der Unglückliche auch in der Bruſt roher Menſchen hervorzurufen vermag — liegt in der Bildung eines Vereines zu gegenſeitiger Unterſtützung; und wo dieſes allgemeine, jedem Menſchen von der Natur eingeprägte Gefühl durch Religion und höhere Geiſtesbildung einen beſtimmten Ausdruck erlangte und ſich wohlthuend verbreitete, bietet ein ſolcher Verein das ſchönſte Feld ſtillen ſegensreichen Wirkens dar. „„Er wird den Grund legen zu einem Bande, das die vereinzelten und zerſtreuten Künſtler verbindet; — er lehrt die einzelnen Glieder, dem Wohle des Ganzen manches Opfer zu bringen, ohne einen andern Lohn zu erwarten, als das ſtille Bewußtſein, welches jeder guten That zur Seite ſteht und folgt; — er wird manches unverdiente Unglück mildern und entfernen und auch dem durch eigene Schuld Gefallenen liebreich beiſtehen und ihm Gelegenheit geben, wieder ein nützliches, brauchbares Glied der Geſellſchaft zu werden; — vor Allem aber wird er die ſtillen bittern Thränen derer zu trocknen ſuchen, welche — dem Auge der Welt verborgen — die harten Schickſalsſchläge empfinden, und welche Scham und Zartgefühl zurückhält, ihr Unglück dem beleidigenden Bedauern gewöhnlicher Menſchen Preis zu geben.““ Und gerade dieſe, ſo beglückend getrockneten Thränen werden — dem himmliſchen Thaue gleich — ſich auf

---

Zu bemeeken iſt hier, daß auf den Edelſitzen eine bis ins Romantiſche gehende Gaſtfreundſchaft, beſondeers gegen Ausländee heerſcht.

*) In den Beiblättern der „Gräßer Zeitung“ erſcheint unter dem Titel „Pilger“ (Marbueger Keeiß) von dem berühmten Slaviſten Keempl, Pfarrer in dieſee Gegend, eine gediegene Beſchreibung der ſlaviſchen Volksſtämme nebſt der Geſchichte der Pfarren in ungebundener Folge.

**) Es ſind in den letzten Jahren mehe Speachlehren und ſlaviſche Volksbüchee ſowohl, als gelehele Werke heeausgekommen, als fruher in Jahrhunderten, und die Namen Mueko, Dainko, Krempl, Vodusheg, Slomshegg nennt der gebildetere Slave mit Ehefurcht, dee vielen eben aufkeimenden Talente und junger für ihr Volk und Vaterland begeiſterter Literalen nicht zu gedenken.

Digitized by Google

das Wirken des Vereines niederſenken und ſein Wachsthum und Gedeihen ſo befördern, daß ſein Segen ſich über den ganzen Stand, das ganze deutſche Vaterland einſt wohlthätig verbreitet!"

„Wenn nun auch einſtweilen der Verein ſich nur auf die Künſtler erſtrecken kann, welche gerade hier zu ſeiner Bildung beitreten: ſo kann es doch nicht in der Abſicht der Gründer desſelben liegen, ihm dieſen engern Wirkungskreis zu ſetzen und denſelben als äußerſtes Ziel gelten zu laſſen. — Jeder mit den Zuſtänden unſeres deutſchen Vaterlandes einiger Maßen Vertraute fühlt, was ihm vor Allem noth thut, und wie die Aufrichtigſten ſeiner Vertheidiger auf irgend eine Weiſe eine innige Vereinigung ſeiner in hundert Intereſſen getheilten Glieder zu erzielen ſuchen. Der Wege zu dieſem Ziele gibt es viele; allein auch Viele ſind berufen, dieſe Wege zu betreten, ſollen ſich einſt alle dort (bei dieſem Ziele) wiederfinden. Eine Vereinigung aller deutſchen Künſtler bahnt dieſen den ihnen angewieſenen Weg, und dieſer Verein ſämmtlicher deutſcher Künſtler ſollte die höhere äußere Aufgabe des Vereins ſeyn, der hier zuerſt ſich bildet.

„Von dieſem Standpunkte aus alles zu erwägen, was zur Bildung und Organiſation des Vereines nothwendig iſt: erkenne ich nicht nur als ein würdiges, nach dem Höchſten ſtrebendes Ziel, ſondern erachte ich auch für unwandelbare Pflicht jedes deutſchen Künſtlers, dem der Boden heilig iſt, welcher uns den Ruhm der Vorfahren ſo vielfach verkündet, und der es warm empfindet, wie ſehr wir der Einheit und Einigkeit bedürfen, wollen wir uns einiger Maßen dieſes Ruhmes würdig zeigen."

Wir ſind geneigt, der patriotiſchen Geſinnung des braven Malers volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und ſtehen nicht an, ſeinen Vorſchlag der wärmſten Empfehlung würdig zu halten. Doch wünſchten wir, das nächſte Ziel des projectirten Vereins: „gegenſeitige Unterſtützung", möge nicht als das höchſte angeſehen werden! Durch materielle Unterſtützung der Künſtler wird freilich auch der Kunſt mittelbar geholfen; aber die Hebung des Standes der Künſtler iſt dennoch nur geringfügig im Vergleich zur Ausbildung der Kunſt ſelber. Wir verſtehen dies ſo: Man ſuche immerhin dem keimenden Talente die äußeren Mittel zur Fortbildung zu gewähren, oder den gereiften Künſtler ſicher zu ſtellen vor der Erſchlaffung, die im Gefolge ſogenannter täglicher Noth ſchleicht, — aber man erleichtere keineswegs durch Hebung materieller Hinderniſſe die Exiſtenz der Mittelmäßigkeit, welche nothwendig ſich immer breiter macht, je ungeſtörter und reſpectirter ſie auftreten kann. Der deutſchen Kunſt thun allerdings Künſtler noth, aber kein Künſtlerſtand, in ſo fern darunter eine Corporation oder Gilde begriffen wird, die hauptſächlich ihrer feſten Gliederung oder Maſſenhaftigkeit wegen Anſpruch auf Geltung macht. Verſteht man jedoch unter deutſchem Künſtlerſtand eine Vereinigung, welche die höchſten Intereſſen der Kunſt zu ihrem einzigen Ziele macht, und bei freier Entwickelung der verſchiedenen Individualitäten ein großes Ganzes anſtrebt in der bewußtvollen Ausbildung des National-Eigenthümlichen, ſo gibt es kein zu großes Opfer für äußerliche Geſtaltung derſelben. Unſerer heimiſchen Kunſt mangelte es in neuerer Zeit auffallend an einer ſelbſtſtändigen Nationalgeſinnung; während die Wiſſenſchaft, Philoſophie und Poeſie mit dem Geiſt der Zeit oder des Fortſchritts ſich vermittelten, fuhr die Kunſt in alten Geleiſen fort, und huldigte der Gegenwart höchſtens in Bezug auf Modethorheiten. Ein Durchdrungenſeyn von dem Gedanken der Freiheit, der die Reſte der Vergangenheit bis ins Innerſte erſchüttert, blieb ihr durchgehends noch fremd, und ſie nährte ſich fortwährend von Erinnerungen aus der claſſiſchen oder romantiſchen Periode, ohne das moderne Element in ſeiner rechten Würde zu erkennen. — Sollte ein allgemeiner deutſcher Künſtlerverein zu Stande kommen, ſo müßte deßhalb ſein höchſtes Beſtreben ſeyn, unter den Mitgliedern übereinſtimmende volksthümliche und zeitgemäße Kunſtanſichten zu verbreiten, wodurch es möglich würde, dem deutſchen Genius originale Kraft wiederzugeben und ihn von den beengenden Banden des Veralteten und Fremden zu befreien. Materielle Hülfsmittel in iſolirter Anwendung wären dem kranken Ganzen in ſeiner Weſenheit von geringem Nutzen; erſt muß die Seele (die Kunſt) geſunden, dann iſt es leicht, dem Körper (den Künſtlern) nöthigen Beiſtand zu leiſten. — Vielleicht nehmen wir ſpäter Gelegenheit, unſere Meinung weiter zu erläutern, und wünſchen inzwiſchen der Idee des Herrn Bandri wünſchenswerthe Verwirklichung. H. Püttmann.

Gedrängte Geſchichte des Londoner Tunnel-Baues.

(Aus The illustrated London News.)

Mit der Ausgrabung wurde Neujahr 1826 der Anfang gemacht. Die erſten neun Fuß gingen durch einen feſten Lehmboden, dann kam loſer naſſer Sand; am 14. März ſtieß man aber wieder auf feſteren Grund und kam nun ungefähr zwei Fuß in vier und zwanzig Stunden weiter, wobei 90 bis 100 Tons Erde auf mechaniſchem Wege aus dem Schaft auf die Oberfläche geſchafft und zu jedem Fuß Ausmauerung 5500 Backſteine verwendet wurden. Am 30. Juni war man bis unter das Bett des Fluſſes gelangt und im September waren 260 Fuß fertig geworden. Am 2. Januar 1827 war man 350 Fuß, am 2. März 470 Fuß oder ungefähr den dritten Theil der ganzen Strecke vorgerückt. Bis zum 18. Mai des eben genannten Jahres ging Alles gut, dann brach aber der Strom an einer lockren Stelle, 544 Fuß vom Schaft, durch die Erde und das Schild mit einer ſolchen Gewalt herein, daß er den Tunnel innerhalb fünfzehn Minuten mit Waſſer und circa 1000 Tons Erde und Schutt anfüllte; doch kam Niemand dabei um das Leben, obgleich alle Arbeiter auf ihrem Poſten waren. Eine alsdann vermittelſt einer Taucherglocke angeſtellte Unterſuchung der Bruchſtelle ergab, daß der Bau des Tunnels ſich gut erhalten hatte und auch das Schild dem Anſchein nach unverſehrt geblieben war. Die Bruchſtelle ſelber hatte eine Weite von 38 Fuß und wurde mit ungefähr 3000 Säcken Lehm, mit kleinen Haſelbuſchzweigen untermiſcht, ausgefüllt, wonach das Waſſer ausgepumpt und die Arbeit, im September, aufs Neue begonnen wurde.

Als man dann wieder 52 Fuß weiter gekommen war, brach der Fluß, am 12. Januar 1828, abermals durch das Schild ein. Der Tunnel war in weniger als zehn Minuten voll Waſſer gelaufen und der durch deſſen

Digitized by Google

ſchnelles Eindringen entſtandene Luftdruck hatte alle Lichter ausgelöſcht, daher es ſechs Arbeitern unmöglich wurde, ſich zu retten. Selbſt Hr. Brunel jr. war in großer Gefahr und wurde bei totaler Finſterniß durch den Strom des eingebrochenen Waſſers bis zu dem 600 Fuß von dem Einbruche entſeruten Schaft fortgeriſſen. Dieſem Unfalle wurde jedoch ebenſo wie dem vorherigen abgeholfen, wozu aber nicht weniger als 4000 Säcke Erde und Lehm erforderlich waren. Es waren nun noch 700 Fuß, um an's Ziel zu kommen; aber den Unternehmern waren die Fonds ausgegangen und ſie ſahen ſich deshalb genöthigt, beim Parlamente um eine Anleihe von 200,000 Pfd. St. anzuhalten. Eine öffentliche Subſcription zur Vollendung des Werkes brachte etwas über 5000 Pfd. St. auf.

Da die Regierung ſich endlich zur Bewilligung des nachgeſuchten Vorſchuſſes verſtanden hatte, ging man im Januar 1835, alſo nach einer ſiebenjährigen Unterbrechung, wieder an's Werk, kam aber wegen des faſt flüſſigen Grundes, mit dem man es nun zu thun hatte, nur langſam vorwärts. Am 23. April 1837 ereignete ſich ein dritter, am 2. Nov. 1837 ein vierter, und am 6. März 1838 ein fünfter und letzter Durchbruch. Bei dem vom 2. Nov. kam wieder einer der Arbeiter um.

Im Jahr 1836 waren 117 Fuß, 1837 — 28 Fuß, 1838 — 80 Fuß, 1839 — 194 Fuß, 1840, in zwei Monaten, 76 Fuß fertig geworden und nur noch 60 Fuß zu vollenden.

Im Januar des Jahres 1841 war der Tunnel längs der ganzen Breite des Fluſſes, 1140 Fuß, fertig, und am 13. Aug. desſelben Jahres war ſein Erbauer, Sir Iſambert Brunel, der Erſte, der ihn vermittels eines Treibwegs, der den Tunnel mit dem Schafte, der an der Wappingſeite des Fluſſes, 75 Fuß tief, eingeſenkt worden war, verband, von einem Ufer zum andern paſſirte. Am 1. Aug. 1842 iſt dann zuerſt der Weſtbogen auf der Wappingſeite geöffnet worden, unter welchem gleich bei 500 Perſonen bis zu dem Rotherhithe Schafte hindurch gingen. Die beiderſeitigen Schafte ſind mit ſehr bequemen Treppen für die Fußgänger verſehen, und die beiden Fahrwege, an welchen noch gearbeitet wird, werden in einem zweimaligen Kreislaufe bis zu der nöthigen Tiefe von 57 Fuß hinabführen.

Die Koſten des Tunnelbaues haben den erſten Anſchlag von 160,000 Pf. St. faſt ums Vierfache überſtiegen, indem ſie ſich, alles in allem gerechnet, auf 614,000 Pf. St. belaufen.

Die feierliche Eröffnung des für Fußgänger fertigen Tunnels hat am 24. März d. J. ſtattgefunden, und es ſind deren ſeitdem, à 1 d. Weggeld, viele Tauſende durchpaſſirt.

Correſpondenz.

Hamburg, 22. Mai.

Alle hier erſcheinenden Zeitungen und Zeitſchriften ſprechen ſich aufs Lobendſte über die Darſtellungen des hier gaſtirenden bedeutenden dramatiſchen Künſtlers Baiſon von Frankfurt aus und unſere Kritik weiſt ihm unbedingt einen erſten Platz unter den jetzt lebenden deutſchen Schauſpielern an. Das Gaſtſpiel Baiſon's darf als eine Epoche unſeres Theaters betrachtet werden; das Haus iſt bei jeder ſeiner Vorſtellungen überfüllt, der Beifall des geſammten Publikums ſtürmiſch. Leider wird Hr. Baiſon wahrſcheinlich ſein Gaſtſpiel abkürzen, da er bei der Wiedereröffnung des Theaters, am 10. Juni, in Frankfurt zurück ſeyn muß. Wir wünſchen und hoffen, daß er bald wiederkehre. — Mit Anfang Juni beginnt die Sängerin Dem. Capitain von Frankfurt, der ein ſchöner Ruf vorausgeht, ihr Gaſtſpiel auf unſerm Theater und zwar als Valentine in den »Hugenotten.« Später werden wird noch den Tenoriſten Chrudimsky und den Baritoniſt Piſcheck, gleichfalls von Frankfurt, kennen lernen. — Die hier gaſtirende franzöſiſche Oper macht meiſtens — leere Häuſer. — Dr. Karl Grün verweilt ſeit einigen Tagen hier; er iſt auf einer Reiſe durch Norddeutſchland begriffen. —b—

Notizen-Blatt.

(Anekdotäres.) Als der Profeſſor Vater einen Sohn taufen ließ und ihm den Namen Herrmann gegeben hatte, ſo ſagte eine geiſtreiche Dame: Dieſer Knabe iſt ſchon in der Wiege Chriſt, Sohn, Herr, Mann und Vater.

Ein berüchtigter Dieb fand eine Brieftaſche mit Geld und behielt ſie, ward aber damit feſtgenommen. Als er gefragt wurde, ob er nichts von dem Aufrufe des Finders gehört habe, antwortete er keck: „O ja, ich habe ihn ſelbſt geleſen, aber nicht beachten können, weil er an den ehrlichen Finder gerichtet war.“

Im B . . . ſchen iſt es verordnet, daß bei der Anzeige eines Todesfalles in den öffentlichen Blättern auch zugleich die Krankheit des Verſtorbenen und, ob er ärztliche Hülfe gehabt hat oder nicht, bemerkt werden muß. Die Anzeige von dem Tode eines Lehenſchutzen lautete alſo: „Am 3. d. M. ſtarb der Lehenſchutze Martin Köppner zu N. an einer Unterleibsentzündung mit Hülfe des Kreisphyſikus Dr. W.“

Ein Knabe ſah, daß ſein Vater die Mutter alle Tage prügelte, und glaubte zuletzt, dies gehöre mit zur Tagesarbeit. Als nun einmal der Vater des Abends, ehe er zu Bette ging, fragte: „es iſt doch Alles verrichtet worden, was heute hat geſchehen ſollen?“ antwortete der Knabe: „Nein, Vater, die Mutter hat noch keine Schläge bekommen.“

Bei einer Verſteigerung entſtand eine Zänkerei; ſie endete damit, daß Einer Maulſchellen bekam. „Nun, Gottes Wunder!“ rief ein Jude: „der bekommt zugeſchlagen, ehe er geboten hat.“

In der Hitze eines Streites gibt der Eine dem Andern eine Ohrfeige. „Scherz oder Ernſt?“ fragte der Geſchlagene. „Ernſt“ antwortete der Andere. — „Das iſt gut, denn einen ſolchen Scherz hätte ich nicht verſtanden.“

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 64. 65 · Sonntag, 28. Mai 1843.

* Die Slaven (Wenden) in Steiermark.

In Briefen an einen Freund.

I.

Pettau im Dezember.

In der Erwartung, daß eine nähere Anſchauung unſeres Landes Ihnen nicht unintereſſant ſeyn dürfte, fordere ich Sie auf, mich auf einem kleinen Ausfluge, den ich hier an den äußerſten Marken Deutſchlands zu unternehmen beabſichtige, im Geiſte zu geleiten und will es verſuchen, dieſen meiſt von Wenden bewohnten ſüdöſtlichen Theil der Steiermark n ä h e r zu beſchreiben, als er in den gewöhnlichen Schulbüchern oder gar oft leichtfertigen Reiſeſkizzen Ihnen vorgekommen ſeyn mag.

Ich beginne meine Wanderung von hier aus; einestheils, weil dieſe Stadt durch ihr Alter und geſchichtliche Berühmtheit doch (vom Namen wenigſtens aus) mehr bekannt iſt, andererſeits, weil erſt hier der eigentliche Anfang des Windiſchen iſt und anderwärts das Ineinandergreifen beider Völker, ihrer Sprache, Tracht, Lebensweiſe u. ſ. w. noch keine Anſchauung des Slavenismus, welcher hier Hauptſache ſeyn ſoll, zuläßt. Die Stadt ſelbſt iſt unbedeutend; ihre Alterthümer ſind allerdings intereſſant, die Ausſicht vom Schloſſe Oberpettau reizend, der Handel ziemlich lebhaft; allein theils iſt dies beſchrieben, theils dem Fremden von wenigem Intereſſe; ich will Ihnen dafür unſere Umgebungen ſchildern, ſo gut es geht.

Nördlich von Pettau dehnt ſich ein fruchtbares Hügelmeer aus, welches erſt mit dem Murthale ſchließt und unter dem Namen „windiſche Büchel" bekannt iſt, obwohl deren eigentliche Gränzen beſchränkter ſind — doch wir werden ſpäter darauf zurückkommen, und ich erwähne unter der Menge von Weinbergen am ſüdlichen Abhange dieſer Hügel nur den vorzüglichen Pettauer-Stadtberger. In gerader Linie durch bis Radkersburg geht die Gränze, welche den windiſchen Kroaten vom Krainer ſcheidet, ſie war Landesgränze bis zum Jahre 1200. Daher mag noch die große Verſchiedenheit in Tracht und Sprache zwiſchen Beiden herrühren; der krainer. Steirer ſpricht weich und ſingend, der kroatiſche Steirer ſcharf und ſonderbar betont; jener unterſcheidet ſich in Tracht und Sitte wenig vom deutſchen Bauern, während dieſer ſich durch ſeine weißleinenen weißen Pantalons und den flinken Anzug auszeichnet; jener hat ſich ſchon überhaupt viel germaniſirt, dieſer hält in Sitte und Sprache noch ſeine Nationalität feſt — gleich aber ſind ſie ſich in ſchneller Faſſungsgabe, rühmlicher Lernbegierde, unglaublicher Genügſamkeit, Ausdauer und Geduld, jedoch auch in Verſchlagenheit und Mißtrauen gegen den Deutſchen, der ihnen mit ſeiner Macht leider auch ſeine Untugenden und Sprache aufdringt.

Ein Markttag hier führt Ihnen beide Stämme auf, und Dollanzen, Ober- und Unterfeldler, Kolleſer u. a. m. bilden ein buntes Gemiſch, das Sie ſich kaum vorſtellen; faſt belebt dieß den Markt mehr, als der eigentliche Handel, welcher leider, wie überall in kleineren und abſeitigen Orten, bekanntlich abnimmt. Die hier vorbeifließende Drau führt ſchon gewaltige Laſten, doch bedient man ſich hier nur immer noch der Flöße und Pletten. Dampf- oder Segelſchiffe, wie ſie die Bilder im maleriſchen Deutſchland (Leipzig 1837) zeigen, dürſten erſt anwendbar werden, wenn einmal das Strombecken dieſes verheerenden Fluſſes mit umfaſſendem Plane und im Großen regulirt ſeyn wird. Er verbindet Kärnthen, Steiermark und Kroatien mit den Donauländern; führt dorther Blei, Eiſen, und aus den nördlichen Abhängen des Bachergebirges Schiffs- und eine Menge Bau- und Brennholz nach Eſſegg und bis ins ſchwarze Meer, wird aber von Reiſenden als Fahrtmittel ſelten benützt — Alles dürfte unſere erfindungsreiche und induſtrielle Zeit anders geſtalten!

In einem Gebirgslande wie Steiermark heißt jedes breitere Fluß-Thalbett ſchon Feld, worunter man ſich eine große Ebene vorſtellt, doch würde kaum unſer Pettauerfeld (das größte im Lande) als eine ſo große Ebene in Deutſchland gelten, wie hier; die Drau theilt ſelbes in das Obere und Untere, daher auch „Draufeld"; wie dieſer Fluß nämlich links die Abdachung des Gebirgszuges, welcher die Waſſerſcheide zwiſchen ihm und der Muhr bildet, verläßt, ſo tritt er unter zahlloſen Krümmungen und Sandinſeln gegen die Kolles und bleibt dann eine Weile mit ſeinem rechten Ufer an dieſe Gebirge angelehnt.

Dieſer Gebirgszug iſt für uns nun der intereſſanteſte; ſein höchſter Punkt hier, der weitgeſehene Donatiberg zeigt ein Panorama, welches einzig in ſeiner Art iſt, aber auch die Hügel (Kolles) ſeiner nördlichen Abdachung werden an Profeſſors Molly's Worte *) erinnern, der auf den Rebenhöhen Luttenbergs die Gebirgszüge im weiten Halbkreiſe ſchauend an jene Tage erinnerte, »wo die jetzt kahlen oder vom ewigen Schnee »glänzenden Gipfel unſerer Hochgebirge ſchon aus den »Fluthen hervorragten und mit nur dürftiger Vegetation »noch belebt waren und das weite nun in einen Gar»ten umgeſtaltete Land der unterſten Niederungen noch »hoch vom Waſſer bedeckt war; nur Fiſche und niedere »Schalthiere bewegten ſich auf dem Boden, der ſich ſpä-

*) Steir. Zeitſchrift 5. Jahrgang 2. Heft, neue Folge.

Digitized by Google

»ter zu Hügeln geſtaltete, auf denen dann der Menſch »auſtrat, und auf welchen nach ſo viel durch ihn be»wirkten Veränderungen jeßt im Frieden die Früchte des »Feldes gedeihen und die herzerfreuende Traube reiſt.“

Die Gebirge, welche hier den beſten Wein liefern, ſind die Kolles und Sauritſch *); dieſer iſt lieblicher, jener ſtärker, doch beide beſſer, als manche Ausländer-Weine, deren Annoncen in den Zeitungen und Speiszetteln prangen, wie denn überhaupt bei unſern guten ſteir. Weinen Nichts als der gehörige Lärm davon und dazu fehlt! — Seit dem Beſtehen der ſteir. Landwirthſchaftsgeſellſchaft hat man auch dieſem Zweige der Oekonomie hie und da beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt und rationelle Landwirthe und Oenologen, deren Ausgezeichnetſten einen die Kolles zählt, haben auch durch Aufmunterung und Beiſpiel wohlthätig eingewirkt; ſo kam es, daß hieſige Weine (freilich beſſere) den geruhmteſten Ausländer-Weinen an die Seite geſeßt wurden.

Häufig iſt ein Weingarten der Haupt- oft einzige Erwerb der hieſigen Landleute; aus dem kargen Erloſe (beſonders bei den gegenwärtigen abnehmenden Weinpreiſen) kauft der Bauer Mehl und Fleiſch, welch' Leßteres jedoch ſchon zu den Leckerbiſſen gezählt wird. Ein anderer Haupterwerb iſt der Frachtverdienſt (in der ganzen Umgebung jedoch), wozu der Transithandel dieſer Stadt einlockt. Die Pferdezucht aber iſt deßwegen nicht eben in glänzendem Zuſtande, wie überhaupt die Viehzucht hier Nebenſache von jeher war; die Obſtbaumzucht hat ſich auch erſt ſeit wenigen Decennien gehoben. Der Ackerbau auf den beiden Draufeldern gibt Roggen, (Korn), Waizen, Gerſte, Hafer, Mais, Hirſe, Heidelbeere und hie und da in großer Menge Zwibel; den Reiſenden mögen auch die in ungemeiner Pracht und Menge prangenden Himmelskerzen (verbascum tapsus) auffallen.

Menſchenſchlag, Sprache und Tracht zeigen hier mehr den Kroaten, der in Bildung ſeinen ſteir. Stammgenoſſen weit nachſteht. Die obgedachte Gränze zieht ſich jenſeits der Drau, dann von Pettau ſüdöſtlich, wo wieder der Thalbewohner (Dollanz) ſich vom Feldbewohner (Poianecz) unterſcheidet. Wie der hochliegende Wurmberg das ganze obere Pettauer- oder Draufeld, ſo beherrſcht der auf einen gähen Fels romantiſch hingebaute Ankenſtein das untere, bis die Drau ſich zwiſchen den Hügeln Croatiens für das Auge verliert. Herrlich iſt die Rundſchau von dieſen Schlöſſern: von der in Wolken gehüllten Koralpe (Speckkogel 6786 W. S.) und dem unerſchöpflichen breitgerückten Bachergebirge über die mit zahlloſen Weingarthäuschen, Kirchen und Schlöſſern geſchmückte Hügelwelt, über ihre Niederungen bis in die endloſen Ebenen Ungarns ſchweift der trunkene Blick; wie eine Landkarte breitet ſich das Land zu den Füßen aus und das Silberband der Drau gibt dem Bilde erſt Glanz und Leben. Nur vier Städte (Marburg, Pettau, Fridau, Warasdin) zählt das Auge, während man auf gleichem Raume in Deutſchland wohl wenigſtens das Doppelte zählen würde, die Dorfer zeigen noch keinen Aufſchwung oder beſſeren Bauſinn, große Flächen Landes liegen noch öde und ſind nur durch die Herbſtübungen des meiſt hier zuſammengezogenen Militairs belebt; große Striche verwüſtet jährlich die ſchrankenlos fluthende Drau, und ſo iſt es nur des Menſchen Aufgabe, auch das Thal zum Paradieſe zu ſchaffen, wie es die Hügelwelt zeigt.

Aber der Bauer, ſo unverdroſſen er arbeitet, braucht hier eine Anleitung und als Slave eine freundliche Zuſprache, die leider noch fehlt; ſein Landsmann, der zur höhern Bildung vor Jahren ihn verlaſſen, hat ſich indeß germaniſirt und kehrt als Herr zurück, der Beamte (oft aus fernen Landen hierher geſtellt) bleibt fremd und der Slave fühlt ſich abhängig und unterdrückt; er ſpricht ſich nicht aus, er beherrſcht ſeine Gefühle mehr, als der Deutſche, daher auch das wahre Sprichwort: „Der windiſche Tuck (Tücke) gibt dem Deutſchen ein'n Druck.“

Doch die drei freundlichen Sterne Körner's beleuchten das Dunkel ſeines Lebens: Geſang und Munterkeit ſind ihm unentbehrlich, wie der Wein zur Ausdauer in jeder Lage des Lebens; in Liebſchaften beſteht er ſeine romantiſchen Abenteuer, wie der Oberſteirer ſein „Fenſterle und Ständchen“ hat; doch taucht auch überhaupt für ſeine Nationalität und Erhaltung derſelben von ſeinem öſtlichen Nachbar herüber eine beſſere Morgenröthe auf. die Erfahrung wird der Tag ſeyn; doch verlangen Sie, lieber Freund, von mir keine Propheten-Dienſte und ich beſchränke meinen Bericht nur mehr auf Andeutung unſerer Hauptſtraßenzüge: die Poſtſtraße führt von Nordweſt durch unſere Stadt nach Südoſt (von Marburg nach Kroatien) wie es jede Landkarte zeigt, nördlich führt eine ſchöne Seiten- (Bezirks-) Straße nach heil. Dreifaltigkeit und nach Radkersburg, öſtlich trennt ſich eine ſolche bald außer der Stadt von der Poſtſtraße und dort werden Sie mich in die Luttenberger Rebenburg nächſtens geleiten; ſüdlich theilt ſich wieder (außer der Draubrücke) die Straße, führt rechts nach Windiſch-Feiſtritz, gerade aus dem weitausſehenden Kirchlein M. Neuſtift vorüber ins Dränthal und nach Rohitſch, links in das Hügelthal der mittlern Kolles, von der Sie bereits gehört haben. Hat Sie mein Bericht auch nur fernhin intereſſirt, ſo dürften die kommenden es in höherm Grade thun, und ſo wollen wir, die alte Römerſtadt verlaſſend, mitſammen nach Oſten pilgern.

(Fortſeßung folgt.)

Allgemeiner deutſcher Künſtler-Verein.

Fr. Baudri, Maler in Düſſeldorf, hat die Idee zur Bildung eines allgemeinen deutſchen Künſtlervereins aufgefaßt und in begeiſterten Worten ausgeſprochen. Aus dem von ihm vorläufig entworfenen Programme zur Einladung wollen wir die bezeichnendſten Stellen auswählen:

„Mit ganzer Seele meinem Vaterlande ergeben, das zu den ſchönſten und mächtigſten Ländern Europa's gehörte, wenn Einheit und Einigkeit ihm dieſen Rang erſt ſicherten, erachte ich es für heilige Pflicht, nach Kräften und Vermögen dahin mitzuwirken, daß es ſich ſtets lebendiger entwickle und, geſund in all ſeinen Gliedern, ein mächtiges, einiges, großes Ganzes bilde. Fern liegt

*) Im Vaterland ſelbſt war dieſe Gegend früher wenig gekannt und nur Weintrinkern waren ſelbe wohlklingende Namen; erſt A. Perger beſchrieb ſelbe (Land und Leut) im Jahr 1820, wie ſie im 11. Hefte der ältern Serie der Steieriſchen Zeitſchr. vorkömmt und Prof. Molly ergänzte dieſe Beſchreibung im oberwähnten eben ſo trefflichen Aufſaße (V. Jahrgang.)

Digitized by Google

mir hier der Gedanke, alle eigenthümlichen und mannigfaltigen Beſtandtheile des geſammten Vaterlandes in einem großen Ganzen gern aufgelöſ't zu ſehen und einer Theorie die Hand zu bieten, welche wohl zu zerſtören, nicht aber aufzubauen vermag; ich erkenne virlmehr in den vielen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Theile ein dem Wachsthum und Gedeihen des ganzen deutſchen Vaterlandes ſehr erſprießliches Verhältniß: — wenn Eintracht dieſe Theile beſeelt, wenn Ein Ziel die Beſtrebungen Aller leitet, und ein reger, edler Wetteifer alle kleinlichen Eiferſüchteleien und Anfeindungen verdrängt.

„Manches iſt bereits zu dieſem Zwecke geſchehen, und hat vor Allem der Zollverein unter dem Schutze zweier mächtiger deutſchee Fürſten ſo manche Uebelſtände entfernt und ein regeres inneres Leben hervorgebracht. Literaten, Aerzte und Naturforſcher, Landwirthe und Kaufleute haben die Bahn einee gegenſeitigen Annäherung, einer innigen Vereinigung betreten, und nue der *Künſtlerſtand* ſteht noch vereinzelt in ſeinen Gliedern, ohne gemeinſames Ziel, ohne einträchtiges Streben da und entbehrt bis jetzt noch all der Wohlthaten, welche aus ſeiner Vereinigung ſchnell und bleibeud hervorgehen würden.

„Mit dem Stande der Kunſt, wie der Künſtler, in den meiſten Theilen des Vaterlandes durch eigene Anſchauung bekannt und aus wahrer Neigung ſelbſt dieſem Stande angehörend, iſt es vor allem die deutſche Kunſt, der ich das herrlichſte Gedeihen wünſchen muß. Wie kann aber an eine nationale Kunſt gedacht werden, wenn nicht die Künſtler ſich als Glieder *Eines Volkes* betrachten, wenn ſie nicht unter dem Einfluſſe eines mächtigen, ungetheilten Stammes, beſeelt von den ſchönen, erhebenden Erinnerungen einer glorreichen Vergangenheit, ihre Werke ſchaffen? Wie kann man es dem Einzelneu verargen, wenn er ſich dem Fremden zuwendet, da dieſes ſo lange, zur Schmach des Deutſchen, alle Stände beherrſchte und ihm daher oft naher lag, als das Einheimiſche? Und wie kann der Künſtler das erhebende Bewußtſein erlangen, ſeinem großen deutſchen Vaterlande anzugehören, wenn er, trotz gemeinſchaftlicher Sprache und Sitte, dennoch jeder Gemeinſchaft, ſelbſt mit dem nächſten Nachbar, entbehrt? — Für den Künſtlerſtand finde ich in dem vorgeſchlagenen Vereine den erſten Schritt zu gegenſeitiger Annäherung und zweifle nicht, daß er bei dem geſunden Sinne, der warmen Vaterlaudsliebe ſo vieler ſeiner Glieder und bei dem edlen Zwecke, den er ſich geſtellt, bald zu inniger Vereinigung führen wird. *Und Vereinigung nur macht ſtark!* — So ſpricht es auch laut zu unſerm Stande, der in ſeiner Zerſplitterung nichts wahrhaft Großes, ſeinen Kräften Entſprechendes, zu leiſten vermag und keinem ſeinee zerſtreuten Glieder Hülfe und Zuflucht gewährt, wenn es derſelben in Tagen der Noth und des Unglücks bedürfte; der ſich nicht als *deutſchee Künſtlerſtand* geltend machen kann und den Fremden gegenübee nicht jene Einheit bildet, welche allein Achtung einzuflößen im Stande iſt!

„Wie dieſe innige, alle Intereſſen unſeres Standes wahrende und fördernde Vereinigung zu bewirken, liegt für jetzt nicht in der Aufgabe meines Projectes, und ſoll dasſelbe nur den erſten Schritt zu gegenſeitiger Annäherung thun. Der ſchöne Zweck aber, den ſich dieſe erſte Vereinigung geſtellt, ſo wie das gewiß überall gefühlte Bedürfniß desſelben bürgen dafür, daß wir recht bald an allen Orten Vereine ins Leben treten ſehen, wo nur eine entſprechende Anzahl von Künſtlern ſich befindet. Dieſe verſchiedenen Vereine werden zwar in ihrer Organiſation und Form den eigentlichen Verhältniſſen des Ortes und des geſelligen Lebens entſprechen, wenn ſie auch auf derſelben Grundlage errichtet ſind; damit aber dieſe, vielleicht unweſentlichen, Verſchiedenheiten, dee einzelnen Vereine unbeſchadet, in Einklang gebracht und dem höhern allgemeinen Zweck dienſtbar gemacht werden: dürfte alsdann *eine Verſammlung von Abgeoedneten der einzelnen Vereine an einem beſtimmten Orte* am einfachſten und ſicherſten zum Ziele führen. Ein ſolchee Künſtler-Congreß würde ohne Zweifel die ſchönſten Reſultate haben und am eheſten dazu beitragen, *allen Intereſſen deutſcher Kunſt eine kräftige Stütze und einen mächtigen Schutz zu verſchaffen.*“

(Schluß folgt.)

Theatraliſches aus Braunſchweig.

(Aus dem Telegraphen.)

Die Aufführung des neuen Dramas der Mad. Birch-Pfeiffer: Nelly (nach Boz) hat hier keinen Erfolg gehabt. Das Faktum mag an ſich unbedeutend erſcheinen, wird aber intereſſantee, wenn man einige damit verknüpfte Umſtände erwägt. Erſtens welcher Eifer, dieſe neue Arbeit auf die Bühne zu bringen! dieſer Eifer unſeres »geſchmackvoll« geleiteten Hoſtheaters (das ſogar in der Perſon des Hrn. Köchy einen »Dramaturgen« hat!) iſt ſo groß geweſen, daß man den ausdrücklichen Wunſch der Verfaſſerin, ihr Drama unausgeführt zu laſſen, nicht berückſichtigte. Man kann ſagen, daß einige Theaterdirektoren formlich in Melancholie verfielen, als Madame Birch in der Theaterchronik anzeigte, ſie müſſe ihre Nelly zurückziehen, da ſie dieſelbe für verfehlt halte. Manche träumten nach »Nacht und Morgen« ſchon von einem »Mittag und Abend,« von einem Kaſſenſtück für das ganze laufende Jahe 1843. Und ſiehe! Madame Birch zieht ihre Nelly zurück, die ſchon ausgeſchriebene, ſchon vertheilte Nelly! Die meiſten Bühnenvorſtände waren der Ehren, der Verfaſſerin gehorſam zu ſeyn. Sie gaben Nelly auf, da ihre Mutter (Boz iſt der Vater) ſie aufgegeben hatte. — Aber Braunſchweig ließ ſich ſeine Hoffnungen nicht nehmen. Braunſchweig wollte beweiſen, daß ſein Publikum noch birch-pfeifferiſcher geſinnt iſt, als die Birch-Pfeiffee ſelbſt. Braunſchweig wollte die Nelly der deutſchen Theatergeſchichte erhalten, gab ſie, und Nelly fiel durch. Aber auch das iſt es nicht, was wir ſo intereſſant finden. Intereſſant iſt Folgendes: Madame Birch, originell und phantaſiereich wie immer, hat in Nacht und Morgen eine Falſchmünzerei auf die Bühne gebracht, in Nelly bedurfte ſie einer ähnlichen Epiſode und wählte dazu, wie wiſſen nicht, in welchem Zuſammenhang, *ein Wachsfigurenkabinet*. In dieſem Cabinet zeigt man die berüchtigtſten Perſonen unſerer Zeit, Fieschi, Schobri,*) den Charlestowner Apothekee u. ſ. w. Jetzt hört, hört, was in Braunſchweig geſchehen. Der »Dramaturg«

*) Apropos Schobri! Welchen komiſchen Puff haben ſich die Zeitungen über den ungriſchen Räuberhauptmann aufbürden laſſen! (A. d. R. d. T.)

Digitized by Google

Köchy reiſt nach dem Zuchthaus des Landes, läßt das Conterſei des berüchtigten Straßenräubers Roſe aufnehmen und bringt dieſen in dem birch-pfeifferſchen Wachsfigurenkabinet an. Zuſammengehalten mit der Thatſache, daß das Publikum nichtsdeſtoweniger an dieſer »ſinnigen« Idee keinen Geſchmack fand, haben wir nun folgende ſehr ſchöne Endreſultate: 1) das unleugbare und von uns immer anerkannte Talent der Madame Birch iſt in ſo heilloſe Verirrungen gerathen, daß ſchon die Schrecken der Zuchthäuſer und des Rabenſteins zu Hülfe genommen werden, um Kaſſen und Tantièmen zu machen; 2) die beſoldete »Dramaturgie« und Regie eines Hof-Theaters, die jedes claſſiſche Werk für unausführbar erklärt, wenn es ſie nur den Aufwand der geringſten Mühe koſtet, macht eine Extrapoſtreiſe, um nur der Madame Birch zu Liebe einen Spitzbuben originaliter im Zuchthauſe copiren und auf die Bühne bringen zu können; 3) trotz dieſer gewaltigen Anſtrengungen, den Geſchmack des Volkes auf das Gründlichſte zu verderben, geht das deutſche Volk auf dieſen Londoner Vorſtadt-Kitzel ſeiner Phantaſie nicht ein, ſondern verwirft die Nelly der Madame Birch ſammt dem Räuberhauptmann Roſe und dem »Dramaturgen« Köchy, der kunſtvergeſſen genug war, ſich zu ſolchen artiſtiſchen Schändlichkeiten herzugeben. Dieſe Reſultate ſind merkwürdig genug und die Kritik ſollte nirgens unterlaſſen, daran ihre weitern Betrachtungen zu knüpfen.

Correſpondenz.

Frankfurt, 23. Mai.

Der Schluß des Theaters naht langſam heran. Da Hr. Hendrichs erkrankt iſt und ſomit ſein ferneres Gaſtſpiel aufgeben mußte, werden in dieſer Woche nur noch kleinere Stücke gegeben, doch ſoll Donnerstag »Hans Sachs« zu guter Letzt über die Bretter ſchleichen. Der arme Hans wird wahrſcheinlich ein leeres Haus finden, denn der Renovationszuſtand des Hauſes behagt dem Publikum nicht. In den letzten Tagen aber lernten wir noch einen recht braven Komiker und Tenorbuffo, Hrn. Butterweck, vom Deſſauer Hoftheater kennen. Er wußte ſich als Fröhlich im Stücke gleichen Namens und als Mengler im »Endlich hat er es doch gut gemacht« viel Beifall zu erwerben und wird ohne Zweifel engagirt. — Die von Ferdinand Hiller zum Beſten des Theaterpenſionsfonds veranſtaltete Aufführung ſeines Oratoriums: »Die Zerſtörung Jeruſalems,« konnte zwar dem mildthätigen Zwecke nicht entſprechen, da kaum die Koſten herauskamen, ging aber ſehr gut vorüber, obgleich viele Dilettanten mitwirkten. — Nächſten Sonntag gibt Aloys Schmitt, der einſt berühmte Klaviervirtuoſe, ein Concert zum Beſten des Wittwenpenſionsfonds der proteſtantiſchen Volksſchullehrer auf dem Sandhofe, das gewiß ſtark beſucht wird, da der ſchöne Spaziergang ſchon allein nach dem freundlichen Orte lockt. — Heute gibt ein blinder Baſſiſt, Schweizer aus Stuttgart, ein Concert, das die Pietät in Anſpruch nimmt. — Saphir wird täglich erwartet, ſcheint ſich aber in Leipzig länger aufzuhalten, als er anfangs beabſichtigte. Er kommt übrigens auch in keiner günſtigen Zeit hieher. —ſſ—

Frankfurt, 25. Mai.

Die heutige »Wäldchesfreude« wurde unſern guten Frankfurtern zu Waſſer. Nach der geſtrigen großen Hitze folgten in der Nacht ſtarke Gewitter und heute haben wir anhaltenden Regen, das »Wäldchen« war heute Morgen deßhalb ſehr ſchwach beſucht. Vielleicht wird um ſo ſtärker heute die letzte Vorſtellung des Theaters anziehen. Die edeln dramatiſchen Künſtler können ſich nun vierzehn Tage ausruhen, inſofern ſie nicht auswärts dem Lorbeer nachjagen. Unſerm Baiſon grünt er ſtark in Hamburg.

Morgen haben wir wieder Concert. Eine Flötiſtin, Dem. Döge, laßt ſich hören. Sie iſt Virtuoſin geworden, um ihren im Freiheitskampfe erblindeten Vater zu ernähren, und ihre kindliche Liebe bleibt nicht unbelohnt. — Saphir wird erſt nach Pfingſten humoriſtiſch hier auftreten. Er hofft gute Aufnahme hier zu finden; ſie wird ihm werden. —ſſ—

✿

Elberfeld, 20. Mai.

Bekanntlich exiſtirte in unſerer Stadt überhaupt noch kein eigentliches Theatergebäude, ſondern der Düſſeldorfer Director Deroſſi ſeligen Andenkens ſpielte in einer ſogenannten Manage, zu deutſch Bretterbude, viele Jahre hindurch. Endlich wollten die reichen Elberfelder aber doch nicht andern Städten zurückſtehen und bildeten eine Actiengeſellſchaft, die ein ganz neues, aber leider ſehr kleines Theater erbaute. Dieſes wurde nun im Herbſte vorigen Jahres fertig und man beeilte ſich, den Düſſeldorfer Director W. Henckel, der auch für Elberfeld conceſſionirt iſt, einzuladen, um baldigſt im neuen Lokale zu ſpielen. Dieſer aber beeilte ſich unter den ihm geſtellten Bedingungen gar nicht, da die Actionäre, reſp. Kunſtförderer, ſpottwohlfeile Theaterplätze, d. h. halbfreies Entré, eine enorme Hausmiethe und ein ausgezeichnetes Theaterperſonal ꝛc. verlangten. Unter dieſen Verhältniſſen verzichtete Henckel lieber auf die Ehre, im neuen Theater zu ſpielen, die Elberfelder aber konnten keinem Andern die Conceſſion verſchaffen, da ſie Henkel bereits beſaß. Jetzt aber wollten ſie den Conceſſionair zwingen, entweder hier zu ſpielen, oder die Conceſſion aufzugeben. Was thut nun Henckel? Er läßt die alten Bretter zuſammenſuchen, die alte Manage wieder aufbauen und wird 1. Auguſt die Theaterſaiſon eröffnen! Heißt das nicht Komodie mit Komödie ſpielen?

—e—

✿

Hamburg, 23. Mai.

Baiſon vom Frankfurter Stadttheater feierte auch in ſeiner dritten Gaſtrolle: »Stephan Foſter,« einen großen Triumph. Er wurde zweimal auf offener Scene gerufen und unſtreitig kann dieſen kecken Charakter auch Niemand mit größerer Virtuoſität geben, als Baiſon. »Nach dieſer Rolle — ruft unſer »Freiſchütz« aus — »erwartet man mit Ungeduld, Baiſon im Luſtſpiel auftreten zu ſehen!« Das Theater iſt bei jeder Vorſtellung Baiſon's ſtark beſucht. —h—

✿

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 66. Donnerstag, 1. Juni 1843.

Der geharniſchte Kräuterſammler.

(Eine böhmiſche Sage.)

In grauer Vorzeit begab es ſich einſt, daß in dem ſo geſegneten, fruchtreichen Böhmerlande große Noth und Theuerung entſtand. Anhaltender Regenmangel hatte allgemeinen Mißwachs und außerordentliche Dürre zur Folge.

Krankheiten, die gewöhnlichen Begleiterinnen ſolcher Drangſale, rafften damals Tauſende der ſtämmigen Böhmen dahin und verbreiteten Angſt und Schrecken weit umher. Wo immer das Auge weilte, traf es Leidende und Trauernde. Troſtlos blickte der dürſtende Wanderer von waldiger Höhe auf das rauchende Thal hinab, die Heerden wankten brüllend über die fahle Heide, Schlangen ringelten ſich ziſchend durch den Kies vertrockneter Bäche, Gram und Verzweiflung ſchlichen durch das erſchrockene Land, und lagerten ſeufzend um die belbränten Grabeshügel.

Jedoch der Schmerzensruf der Bedrängten, ihr banges Stöhnen, ihr brünſtiges Gebet, ſcholl auch diesesmal nicht vergebens gen Himmel; — ein Retter ein Tröſter erſchien. In beſcheidener Pilgertracht zog ein frommer Mann umher, der, wie er ſagte, ſo eben aus dem gelobten Lande zurückgekehrt war, und ermuthigte, tröſtete die beſtürzte Menge. Dieſer edle Menſchenfreund drang in die niederen Hütten der Armuth wie in die trauernden Marmorpaläſte, ſpendete allüberall ſeine Wohlthaten, reichte überall die ſchützende Hand. Auch unterſtützte er die Dürftigen (denn große Schätze ſchien er im Morgenlande erworben zu haben), er labte, pflegte die Kranken, und richtete nicht minder die Trauernden auf durch erbauliche Rede.

Allenthalben, wo er ging, folgte ihm der Dank und der Segen des Volkes, und Jederman bezeigte dem unbekannten Pilger die innigſte Bewunderung und Verehrung. Aber ach! der raſtloſe Eifer des erhabenen Menſchenfreundes, ſeine unermüdliche Thätigkeit bei Tag und Nacht, ſein langes Weilen bei Kranken und Sterbenden, erſchöpfte endlich ſeine Kräfte, und auch er, der Allgeliebte, ſank auf das Krankenlager. Ein allgemeiner Schmerzensruf ertönte von Mund zu Munde, da ſich die traurige Nachricht dieſes Unfalles mit Blitzesſchnelle im Lande verbreitete. Doch unbeſchreiblich war das allgemeine Staunen und die grenzenloſe Beſtürzung, als nun auch endlich das jammernde Volk erfuhr, wer dieſer edle Menſchenfreund, wer dieſer Retter ſo vieler Tauſende, der Schützer verlaſſener Waiſen, der Tröſter verzweifelnder Väter und jammernder Mütter geweſen; — es war der König! Wenigen nur war das Geheimniß der Verkleidung bekannt und dieſen ſtrenge Verſchwiegenheit geboten geweſen. Denn der edle Fürſt wollte hiedurch jede bange Scheu, jede Sorge entfernen aus dem Buſen ſeiner Getreuen. Beſtürzt drängten ſich nun die verwaisten Schaaren in den Vorhof der königlichen Burg und riefen ſchluchzend! „Ach! unſer König!“ Vondannen eilten ſie hin in ihre heiligen Tempel, ſtürzten nieder vor den flammenden Altären und flehten: „Herr! Herr! erhalte unſern König!“ Jünglinge und Greiſe, Arme und Reiche, Freunde und Feinde, hatten fortan nur einen Wunſch — die Erhaltung des gekrönten Menſchenfreundes.

Längſt waren zwar auch die größten und berühmteſten Aerzte damaliger Zeit herbeigeholt, das theure Leben deſſen zu erhalten, der ſo Viele vom Tode und Verderben gerettet hatte. Eilig verſammelten ſie ſich im königlichen Schloſſe, traten ein in das ſchweigende Gemach, hin vor das Krankenbette, erblaßten jedoch und ſtotterten leiſe zu der bebenden Umgebung: „Keine Rettung!“ Hierauf erfolgte feierliche Stille. Die Thränen ſchienen vertrocknet, die Seufzer waren verſtummt; jedoch der Blick Aller flog raſch zum Sternenſitze empor und war — Gebet. Plötzlich aber wurde ein Wunſch des bekümmerten Volkes laut, der bis an den Hof drang. Unweit der Königsſtadt nämlich hauste damals in einſamer Burg auf ſteilem Felſen ein allgemein geachteter wackerer Rittersmann, welcher ſchon vielen abſonderlich gefährlichen und hoffnungsloſen Kranken das Leben gerettet hatte, „dieweil er große Kundſchaft beſaß von vieler Kräullein heilſamer Wirkung.“ Die allgemeine Stimme heiſchte nun mit flehender Bitte: es möge dieſer edle Ritter herbeigeholet werden, der beim Volke längſt und rühmlichſt unter dem Namen: des geharniſchten Kräuterſammlers, nicht minder durch ſeine Tapferkeit, als durch Liebe für nützliche Wiſſenſchaft und Erforſchung der wundervollen Naturkräfte bekannt war. Der Beiname des geharniſchten Kräuterſammlers ward dieſem edlen Manne aber insbeſondere deshalb gegeben, weil er, ſelbſt wenn er in voller Rüſtung zum Kampfe oder Turniere auszog, keine Pflanze, kein Gräslein unbeachtet am Wege liegen ließ und dieſe, falls er ſie für nützlich hielt, ſorgſam ſammelte. Auf den Beiſtand dieſes ſonderbaren Naturfreundes war nun des Landes letzte Hoffnung geſtützt. Jedoch am Hofe erhoben ſich auch alsbald zwei widerſtreitende Parteien, deren die eine dafür, die andere dagegen war, daß man den erſehnten Ritter berufe. Es werde, meinten die Einen, falls man dem Wunſche des einfältigen Volkes nachkäme, nichts frommen; im Gegentheile aber, nachdem die gelehrteſten Aerzte, welche der griechiſchen und lateiniſchen Sprache kundig, bereits alle Hoffnungen aufgegeben, leicht ſchaden können; denn da das Leben des erhabenen Kranken annoch zu friſten keine Möglichkeit vorhanden, würde man höchſt wahrſcheinlich durch fernere Verſuche blos deſſen Leiden mehren und ſein Sterbeſtündlein unnöthig verbittern. — Dagegen erwiederten die Andern: die Stimme des Volkes ſey

Digitized by Google

bekanntlich oft die Stimme Gottes. Eben deßhalb, weil die gelehrten Aerzte, welche der griechiſchen und lateiniſchen Sprache kundig, alle Hoffnung aufgegeben hätten, ſey es nun an der Zeit, noch die letzte Zuflucht zu ergreifen und nichts unverſucht zu laſſen. Auch könne man ja, ſelbſt bei dieſer weiſen und hochgelehrten Herren Behandlung, wohl nie genau beſtimmen: in wie weit des Kranken Leiden vermindert oder vermehrt worden, und ob der Geneſende ſeine Geſundheit, bei dem jederzeit heilſamen Streben der Natur, mittelſt oder trotz der angewandten Arzneien erhalte; dieſe aber ſeyen wohl ſchwerlich, ſelbſt bei Griechen und Römern, jemals durch reine Vernunft erforſchet worden. Zufällige Erfahrungen müßiger Hirten, nothleidender Wanderer, neugieriger Weiber und ſpielender Kinder, ja nicht ſelten beobachtete thieriſche Triebe ſeyen gewöhnlich die Quelle geweſen, aus welcher die berühmteſten Männer ihren hochgeprieſenen Schatz heilſamer Arzneien geſammelt. Es ſchien daher wohl immer möglich, daß auch ein ungelehrter Mann, ohne griechiſch und lateiniſch zu verſtehen, mancherlei Erfahrungen, welche dem Weiſeſten entgangen, theils ſelbſt gemacht, theils durch Mittheilungen Anderer erworben haben könne.

(Schluß folgt.)

* Die Slaven (Wenden) in Steiermark.

In Briefen an einen Freund.

(Fortſetzung.)

III.

Luttenberg im September.

Während Sie mein letztes Schreiben geleſen, ſtand ich wahrſcheinlich ſchon auf den hohen Zinnen Jeruſalem's und überſchaute mit trunkenem Auge unſere ſegenreiche Rebenburg und war verſunken im Anblicke der ewigen Güte und des unendlichen Reichthums der Mutter Erde.*)

Der Weg von Fridau hierher geht in Thalſchluchten, deren Hitze im Sommer (für hier) unglaublich und deſſen Grundloſigkeit bei naſſer Jahreszeit ſprichwörtlich iſt; ich ſchlug dafür den über die Kanten des rebenreichen Gebirges ein, der im ſammelnden Herbſte, wie im duftenden Frühlinge beſondere Reize bietet und immerhin mehr Intereſſe erweckt, als der Markt ſelbſt. Derſelbe hat gar nichts der Erwähnung Werthes aufzuweiſen; die Bürger beſchäftigen ſich meiſt mit dem Feld- und Weinbaue, weniger mit Viehzucht, worunter nur die Pferdezucht zu bemerken iſt; ſie iſt lohnend, denn Krainer und Italiener ſuchen unſere Pferde, und man ſieht oft ſolche wunderſchöne Thiere bei den jährlichen Pferde-Prämienvertheilungen. Hauptſache iſt der Weinbau, theils für Auswärtige beſorgt, theils als Selbſterwerb, da dieſe Waare auch weither**) geſucht wird. Viele der Erſtern haben bei ihren Beſitzungen ſchöne Häuſer, die an die Villa's der Italiener und Caſtle's der Engländer erinnern, doch fehlt ihr Beſitzer, der ſie nur auf einige Tage im Jahre beſucht, um die Früchte des Fleißes ſeiner Winzer zu ſammeln — auch darüber habe ich mich ſchon ausgeſprochen, wie vortheilhaft es wäre, ſolche Gründe ſelbſt zu bewirthſchaften — dem Zwecke meines Briefes nach mache ich hier die Bemerkung, daß es kränkend für den Slaven als Bewohner der Gegend iſt, daß er dem Deutſchen dienen ſoll; dieſer genießt nur, jener verdient, dadurch wird ſein Mißmuth genährt.

Die Luttenberger Gebirge (eigentlich Hügel) ſind die Ausläufer der kärnthneriſchen Alpenkette, die mit dem Eiſenhute in Steiermark beginnen und, die Waſſerſcheide zwiſchen der Mur und der Drau bildend, bis zur Schwamberger Alpe bedeutende Höhepunkte hat, ſich im Sauſaler Gebirge und den windiſchen Bücheln als fruchtbare Rebenburg zeigt und endlich in der ſogenannten Inſel verflacht. Die Hügel, durchaus Tertiärformation, ſind durchgehends (auf der Nordſeite ausgenommen) mit Reben bepflanzt und liefern die beſten Weine des Landes. In den Thälern gibt es ſchöne Weideplätze, doch gibt es wenig Hornvieh, die Schweine werden zur Sommerzeit in die Eichwaldungen getrieben; Schafzucht iſt ganz unbekannt; von Federvieh findet man überall Gänſe***) in großer Anzahl. Die letzten Abhänge der Berge dienen zum Ackerlande.

Die Bearbeitung des Weinſtockes geſchieht hier nach alten hergebrachten Formen und es iſt wegen Mangels des Herrn wenig Fortſchritt bemerkbar, denn der Miethling (Winzer) ſorgt wenig für weſentliche Verbeſſerung — ſeine Erziehung und Bildung iſt ſehr beſchränkt; dem Schulbeſuche der Kinder ſteht die große Entfernung der Häuſer, ſo wie der Umſtand hinderlich entgegen, daß die Eltern ſo früh als möglich die Kinder zur Arbeit verwenden; die Nahrung iſt armſelig und die Wohnungen ſind eben nicht einladend; (ein Freund von mir nannte dieſe Winzerklaſſe immer die windiſchen Neger) aber der Slave iſt genügſam — für manchen Städter wohl bis ins Unglaubliche! —

So hübſche Kinder man auch findet, ſo wenig und ſo ſelten ſehen Sie eine aufblühende Schönheit von 16 bis 20 Jahren; die frühe und ſchwere Arbeit und die ganz vernachläſſigte Toilette mögen daran Schuld ſeyn. Die Männer ſcheinen, wenn ſie ausgewachſen, ſich wieder zu erholen; bei den Mädchen aber iſt es vorbei. Dieſe heirathen oft ſehr früh, oft ſehr ſpät, wie es der Pflanzer oder die Umſtände (bei eigenem Grunde) beſtimmen. Hochzeitsfeierlichkeiten ſind die, wie Sie ſolche aus Be-

*) Als der bekannte Oenologe Broner vor Kurzem dieſe Gegend beſuchte (gelegenheitlich der zweiten Dezenniumsferien der königl. kaiſerl. öſterreichiſchen Landwirthſchaftsgeſellſchaft von Se. k. k. Hoheit dem Präſidenten derſelben, Erzherzog Johann, ſelbſt dazu eingeladen) war auch er über dieſen Punkt entzückt und über den Reichthum erſtaunt; ſolchen hatte er hier nicht erwartet und ſo eine ausgebreitete Rebenburg ſelbſt nicht noch geſehen — eine für einen Rheinländer gewaltige Aeußerung!

**) Leider erſtreckt ſich dieſes „weither“ nur auf die angränzenden Provinzen, öſterr. Kärnthen, Krain; unſere Oberſteirer ſind aber immer noch die beſten Abnehmer. Ein intereſſantes Urtheil aber über unſere Weine gab weniger die 1840 verſammelte gelehrte Geſellſchaft in Brünn, als eine Commiſſion darüber in Petersburg bei der Gelegenheit, als der Präſident der ſteieriſchen Landwirthſchafts-Geſellſchaft Se. Hoh. Johann mehrere Gattungen zum Verkoſten und Erzielung eines Abſatzes dorthin ſandte, wie dies in Prof. Mally's Aufſatze in der ſteier. Zeitſchrift (V. 2. neue Folge) vorkömmt.

***) Doch werden die Federn nicht benützt und Federichleißen (wohl eine langweilige Arbeit!) iſt kaum dem Namen nach bekannt, ſtatt daß es Erwerbszweig wäre, wie anderſeits.

Digitized by Google

ſchreibungen*) kennen, daß nämlich die Ceremonienmeiſter (Savczini) die Hauptrolle ſpielen und bei tagelangem Gelage viel Zeit und Geld verſchwendet wird. Sonſt treibt ſich das Leben dieſer armen Menſchen in gleich langweiligem Geleiſe fort; der Thalbewohner kümmert ſich wenig um die erquickrnden Fernſichten der Höhen und der Keuſchler auf der Kante des Berges ſchaut gleichgültig auf die Hügelwelt, beſät mit Häuſern und Gehöfen, Kirchen und Weilern, hinab; das Bild, welches dem Maler jahrelangen Stoff zu Studien bietet, zu ſehen, iſt ihm Gewohnheit, wie die Arbeit auf jähen Abhängen bei italieniſcher Hitze.

Ich will Sie nicht mit Namen plagen; unſere Weine ſind zu wenig in der Ferne bekannt, um Intereſſe zu erwecken. Die ſchönſten Anſichten des Gebirges bieten die Kirchlein Jeruſalem, (1092 W. F. hoch) Allerheiligen (1038 W. F.) und beſonders gegen Kroatien St. Wolfgang in Kaag; (996 W. F.) man ſieht nicht nur die einzelnen Bergrücken und Gebirgszüge, ſondern im Süden das Drauthal und die gegenüberliegenden majeſtätiſchen Berge des nachbarlichen Kroatiens, wrſtlich thürmen ſich in blauer Ferne der Bacher und die Granz-Gebirge gegen Kärnthen amphitheatraliſch auf, während in der Nähe ein reiches Hügelland Rebe auf Rebe zeigt; nördlich fallen dieſe Hügel in das Murthal ab und jenſeits des Fluſſes breitet ſich die unüberſehbare Ebene des reichen Ungarlandes aus, nur links in verdämmernder Geſtalt zeigt ſich der Wechſel, Schneeberg und noch einige kaum zu erkennende Alpen unſerer Obertande; öſtlich zieht ſich die Hügelreihe noch ſort, fällt aber vor Vereinigung der Mur und Drau jäh ab, welcher Anblick bei Sonnenaufgang, wo dieſelbe unmittelbar den Ebenen Ungarns zu entſteigen ſcheint, ungemein großartig und ergreifend iſt.

Als wegen ihrer Güte Ihnen doch vielleicht dem Namen nach bekannt nenne ich den Tettenhengſter, den Grünaner, den Eiſenthürer, Stermeßer, Nachtigaller, Kumersberger, Pollenſchagger als die vorzüglichſten; die Geſellſchaft der Forſt- und Landwirthe in Brünn hat ſich ſehr günſtig uber die Güte dieſer Weine ausgeſprochen, doch ſtockt der Handel und die Manie, ausländiſche Weine zu haben und mit fremden Namen zu prahlen,**) ſchadet dem Verkehre. Den König unter allen dieſen Weinen zu nennen, ohne den einen gegen den andern zu beleidigen, dürſte ſehr ſchwer ſeyn, kommen Sie ſelbſt hierher, lieber Freund, und urtheilen Sie nach eigenem Geſchmacke; doch laſſen Sie ſich nicht abſchrecken durch den Ruf unſeres Nectars, den ich ſelbſt ſchon gehört: „der Luttenberger iſt ungeſund, er geht in die Glieder," ich werde Ihnen Leute zeigen, die ihn ſchon viele Jahre trinken und achtzigjahrige geſunde Gliedrr haben — daß aber Mancher, dem es in den Gliedern fehlt, auch Luttenberger und wahrſcheinlich lieber mehr und deſto beſſern gekoſtet hat, glaube ich recht gerne. Omne nimium est vitium! Deswegen ſchließe ich, da ich wahrſcheinlich auch ſchon zu viel geplaudert habe.

Noch eine Bemerkung, die Jedem hier auffällt, iſt, daß die Weingartenhäuſer alle auf den Bergen ſtehen, was zwar einen freundlichen Anblick und eine ſchöne Ausſicht gewährt, allein auch große Unannehmlichkeiten hat, ſo die Zu- und Abfuhr, das Hinaustragen der mit Trauben gefullten Butten und Schaffer, der Mangel an Waſſer überhaupt (beſonders Trinkwaſſer), das oft weit her geholt werden muß — da beneide ich unſere Hochlander, die das friſche Waſſer beim Hauſe haben und den Wein ſich dann kommen laſſen; Weintrinker werden freilich anders urtheilen!

(Schluß folgt.)

*) J. G. Seidl gibt eine ſolche im Zilliee Kreiſe (8 Sekt. des maler. und romant. Deutſchland), die im weſentlichen mit den hieſigen Gebräuchen übereinſtimmt, obwohl die Volks-Stämme verſchieden ſind.

**) Ein Beiſpiel hiezu genüge: Bei einer Tafel in Baumſee (Heezogin von Bery) kam zufälliger Weiſe auch ein vorzüglicher Kerſchbachre an die Reihe, aber ohne Namen und die Gäſte eeſchöpften ſich in Lobeserhebungen; der Vorrath ging bald zu Ende und dee Kelleemeiſter wuede um Alter, Gebuetsort ꝛc. desſelben befeagt, da man ihn auch füe einen auständ. Wein hielt — kaum war aber dee proſaiſche Name ausgeſprochen, als man ihn wiedee bei Seite ſtellte und dagegen die fremden Weine voezog — als ob man ſich des ausgeſprochenen Lobes ſchämte!!

Correſpondenz.

Matnz, im Mai.

Wir leben wahrhaftig in einer unerquicklichen Zeit, mein werther Freund. Unſere ganzen Zuſtände und Verhältniſſe ſind ſo verwickelt und verworren, daß ſich kein geſunder Menſchenverſtand mehr darin zurecht finden kann. Ich weiß in der That nicht mehr, ob die moderne Induſtrie zur Kunſt erhoben, oder die modeene Kunſt zur Induſtrie erniedrigt worden. Vielleicht wiſſen Sie es auch nicht. So viel aber iſt gewiß, daß ſich die ächte Kunſt immermehr zurückzieht, damit ſie nicht ſo von den brauſenden Wellen des proſaiſchen Lebens da draußen überfluthet und ubertäubt werde. Nehmen ſie die erſten beſten belletriſtiſchen Blätter zur Hand, und leſen Sie, leſen Sie eine Stunde, leſen Sie einen ganzen Tag, und antworten Sie mir dann, ob ſie aus dem Schreien, Toben, Heulen, Seufzen und Quicken über Kunſt und Kunſtler irgend eine Idee gefunden, die in Ihrem Geiſte, in ihrem Herzen haftet. Nichts als Sänger, Sängerinnen, Theaterklatſch, Geſinnungsflunkerei und Virtuoſenbettet. Wenn eine Sängerin den Schnupfen kriegt, ſetzt ſich gleich eine Menge Federn in Bewegung, um dem deutſchen Vaterlande dies Ereigniß mitzutheilen. Es erhebt ſich ein wahrer Jammer, wenn der Baritoniſt Iksiks heiſer wird, und wenn in Wien eine Soubrette in einem Baudeville einen glücklichen Triller ſchlägt, ſchallt es freudig an den Ufern des Rheins wieder. Namentlich abrr iſt es die ſogenannte Virtuoſenwuth, die, wie eine wahre Hundswuth um ſich greifend, unſere Journaliſtik wirklich toll macht. Wer zählt alle Klavierkunſtreiter auf, die vom Ebro bis zur Wolga, von der Elbe bis zur Tiber klimpern, bezaubern und windbeuteln? Mit jeder Stunde taucht ein neuer muſikaliſcher Wundermann auf und füllt mit ſeinen Manövern die klaffenden Spalten der Tagespreſſe. Der wahre Künſtler kann kaum mehr aufkommen vor dieſen Quackſalbern der Kunſt; denn das Publikum hört immer den am ſchnellſten, der weit ſchreit, und überhört eben dadurch denjenigen, der beſonnen ſpricht. So geht es überall; ſo geht es auch hier, wo durch das geſinnungsloſe und erbärmliche Treiben einiger ſogrnannten Literaten der Geſchmack des gewöhnlichen Publikums erſt recht verflacht wurde. Ich glaube, daß ich Ihnen in frühern Briefen bereits einige Bemerkungen über hieſige literari-

Digitized by Google

ſche Zuſtände mitgetheilt. Laſſen Sie mich nun eines hier lebenden Künſtlers erwähnen, deſſen Namen in ganz Deutſchland einen guten Klang hat, von dem aber im goldenen Mainz Niemand Notiz nimmt: ich meine den Genre-Maler Heinr. Ruſtige. Ruſtige ſiedelte von Frankfurt, wo ihm der Aufenthalt durch gemeine Kabale verleidet wurde, nach Mainz über, in der Hoffnung, hier vielleicht einige Mitſtrebende heranzulocken. Er erſuchte unſere Stadtvorſteher um ein paſſendes Lokal für ein Atelier und — ſein Geſuch war erfolglos. Es gibt in Mainz ſo viele öffentliche Gebäude, deren weite Räume unbenutzt veröden, daß man kaum begreifen kann, warum dem rüſtigen Künſtler ein ſo einfaches und beſcheidenes Geſuch nicht bewilligt wurde. Ruſtige hätte in Mainz gewiß viel wirken können, wenn man ihm freundlich entgegengekommen wäre. Ein Künſtler, deſſen Werke unzählige Gallerien und ſogar die des Kaiſers von Rußland ſchmücken, hätte wahrlich eine beſſere Aufnahme verdient. Ruſtige iſt wahres Künſtlernaturell, das ſich nirgends ſchreiend aufdrängt und alſo deſto eher verdient aufgeſucht zu werden. —

Seit einigen Wochen haben wir hier viel Regen und Concerte; ob aber dieſe ſo fruchtbringend als jener, laß' ich dahin geſtellt ſeyn. — Unſer Theaterdirector, Herr Remie, hält ſich gegenwärtig in London auf, wo er in Unterhandlungen wegen einer dort hinzuführenden deutſchen Oper ſteht. Gott gebe, daß er keinen dummen Streich macht. Hr. Remie iſt nämlich ein geſcheidter Mann; wenn aber ein geſcheidter Mann eine Dummheit begeht, iſt ſie gewöhnlich koloſſal und von übeln Folgen. Die Einfältigen und Betrunkenen ſchützt der liebe Gott, daß ſie den Hals nicht brechen; die Klugen und Nüchternen müſſen ſich ſelbſt helfen. Leben Sie wohl! —m—

✲

Hamburg, 26. Mai.

Geſtern Abend wurde auf unſerm Stadttheater zum erſtenmale und zwar zum Beneficeantheil des Hrn. Baiſon das Trauerſpiel »Coriolan« von Shakespeare gegeben. Wie ich Ihnen bereits meldete, hat Baiſon aus heißer Liebe für den großen Britten dieſes claſſiſche Stück für die Bühne eingerichtet, und man muß geſtehen, daß ſeine Aenderungen und Zuthaten keine Bettlerlappen auf dem Purpurmantel Shakespeare's ſind, ſondern dem Geiſte der Dichtung vollkommen entſprechen. Namentlich iſt der Schluß effectvoll, da die letzte Scene von Baiſon den dramatiſchen Schlußgedanken ganz ausmalt und ſehr verſöhnend wirkt. Welche Theilnahme das Publikum der Aufführung ſchenkte, können Sie daraus entnehmen, daß das Haus überfüllt und zwei Tage vorher kein Logen-Platz mehr zu haben war. Man ſagt, es ſeyen **3500** Mark eingegangen, und das ſcheint wahr zu ſeyn; das Stück ſelbſt hatte den glänzendſten Erfolg. Baiſon ſpielte den »Coriolan«, Grunert den »Menenius«, Fähringer den »Aufidius«; die Damen Lenz und Stich die »Volumnia« und »Virgilia«. Die übrigen Rollen waren auch gut beſetzt, das Stück war mit großem Glanze in Scene geſetzt; die Ouverture von Beethoven ging voran. Bei dem Erſcheinen Baiſon's brach das Publikum, das vorher ſchon viel applaudirte, in ſtürmiſchen Empfang aus, überſchüttete den trefflichen Darſteller den ganzen Abend mit Beifall und rief ihn dreimal tobend hervor. Am Schluſſe mußte auch das ganze Perſonal erſcheinen. Baiſon führte die anſtrengende und ſchwierige Rolle des »Coriolan« mit einer Virtuoſität aus, welche nur einem Künſtler möglich iſt, der ſo klar über den großen Dichter und ſeine wundervollen Schöpfungen iſt, und eine ſo überwiegende geiſtige Kraft, wie Baiſon beſitzt. Gewiß macht der »Coriolan« nun die Runde über alle beſſeren deutſchen Bühnen. Baiſon wird zum Schluſſe ſeines Gaſtſpieles den »Coriolan« nochmals wiederholen, zuvor auf vieles Verlangen »Hamlet.« Am 3. Juni muß leider der werthe Gaſt, deſſen Wiedererſcheinen auf unſerem Theater allen Kunſtfreunden unvergeßlich ſeyn wird, nach Frankfurt zurückreiſen. —h—

Notizen-Blatt.

(Anekdotäres.) Eine angehende Schauſpielerin blieb trotz aller Bemühungen des Souffleurs ſtecken. Da rief der Director wüthend aus einer Couliſſe: „Extemporiren Sie ein paar Worte und gehen ab!“ und mit einem Knixe gegen die Zuſchauer ſagte das vor Angſt halbtodte Mädchen: „Ich extemporire ein paar Worte und gehe ab.“

Der als Dichter und k. k. Hofſchauſpieler hinlänglich bekannte und beliebte Weidmann gab den „Bettelſtudenten.“ Als er bei der Geiſterbeſchwörungs-Scene theils um ſich ſelbſt, theils um die Umſtehenden einen Kreis zu ziehen hatte, zog er auch einen um den Souffleurkaſten mit den Worten: „Wenn dieſen der Teufel holte, ſo wären wir alle verloren.

Ein Jude aus dem ehemaligen Königreiche Polen machte eine Reiſe in Handelsgeſchäften nach Amſterdam. Hier wurde er krank und mußte einen Arzt zu Rathe ziehen, der ihn auch nach Verlauf von vier Wochen wieder herſtellte. Der Geneſene ließ ſich hierauf die Rechnung des Arztes geben und als er ſie durchſah und den Betrag ſehr hoch gegen die Taxe in ſeiner Heimath fand, machte er einen Ueberſchlag, wie viel er in Holland im Verhältniß gegen Polen zu zahlen habe. Sein Arzt beſuchte ihn eben, als er mit dieſer Berechnung beſchäftigt war, und fand den Kranken mit gefalteten Händen und andächtig empor gehobenen Augen im Lehnſtuhl ſitzend. „Warum ſo andächtig,“ fragte der Arzt. — „Ja,“ verſetzte der Geneſene, „ich danke Gott inbrünſtig, daß er mich in Amſterdam mit dieſer Krankheit heimgeſucht hat.“ — „Wie ſo?“ — „Wenn ich Ihre Rechnung in Polen erhalten hätte, ſo hätte ich wenigſtens fünf Jahre auf dem Krankenlager zubringen müſſen!“

In einer Geſellſchaft kam die Rede auf einen in der Stadt daſelbſt wohnenden Kaufmann, der durch drei betrügeriſche Bankerotte ſteinreich geworden war; „Aber warum hängt man ſolche Schurken nicht auf?“ ſagte Einer in der Aufwallung ſeines gerechten Unwillens. — „Um den Galgen nicht in Mißcredit zu bringen,“ erhielt er zur Antwort.

✲

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 67. Sonntag, 4. Juni 1843.

Der geharniſchte Kräuterſammler.

(Eine böhmiſche Sage.)

(Schluß.)

So ſtritten beide Theile durch mehrere Tage mit vieler Heftigkeit, indeß der Kranke immer ſchwächer ward und ſich augenſcheinlich mehr und mehr dem Tode nahte. Da entſchied endlich die Liebe und Zärtlichkeit der erhabenen Königin: daß ungeſäumt ein des Weges beſtens kundiger und wohlberittener Eilbote den vom geſammten Volke erflehten Retter dringend nach Hofe berufe. Der Abgeſandte ritt — nein! flog nun fort und traf unverhofft den Geſuchten nächſt ſeiner Burg auf einer verkümmerten Wieſe, halb welke Kräuter, kränkelnde Blumchen und Wurzeln ſammelnd. — Geſchaukelt vom Athemzuge ſeines ſchäumenden Renners verkündete der Bote hier den hohen Auftrag, und der Ritter verſetzte ſich alſobald in ſeinen größten Staat, ſchwang ſich auf ſein ſchnellſtes Roß, und trat nach einer Stunde ſchon vor ſeinen geliebten und leidenden König. Kaum aber hatte er hier die Gefahr wahrgenommen, in welcher das Leben des Verehrten ſchwebte, ſo entfernte er ſich auch eilig und kehrte nach mehreren Stunden athemlos wieder zurück, verſehen mit den Blättern und Zweigen eines ihm wohlbekannten heilſamen Strauches. Aus dieſem bereitete er nun ohne Zeitverluſt eine Tränklein, welches er ehrerbietig dem Kranken darreichte. Das liebevolle Herz der Königin bebte hoffend, die Umgebung betete, — der König trank. Und bald ſchloß ein ſüßer Schlaf deſſen Augen, und ein wohlthätiger Schweiß entquoll ſeinem bleichen Antlitze. Lange und anhaltend ſchlief der Leidende, doch als er endlich erwachte, da blickte er froh um ſich, da fühlte er ſich neugeſtählt und wohl. Entzückt umarmte nun die Königin ihren theuern Gemahl, alle Umſtehenden weinten Freudenthränen, und der fromme und biedere Rittersmann ſprach: „Gott ſey Dank!“

Wie aber der eiſige Strom, bei der Rückkehr des duftenden Lenzes, munter brauſend die Ufer begrüßt, und von der Sonne vergüldet dahin rollt durch ſchattige Haine; alſo wogte nun das freudetrunkene Volk jauchzend durch die feſtlich geſchmückte Königſtadt und ergoß ſich begeiſtert in Hymnen und Jubelgeſänge. Allgemein erwachte zwar auch bald der Wunſch dieſer Glücklichen, vereint dem Retter ihres väterlichen Fürſten den heißeſten Dank zu zollen; jedoch jener Edle war, als er alle Gefahr vorüber ſah, längſt heimgekehrt auf ſeine Felſenburg, allwo bereits viele Sieche und Kranke wieder ſeines Beiſtandes harrten, und er ſich im Stillen der Früchte ſeines Fleißes erfreute. Mehrere Wochen verlebte er noch hier froh und vergnügt im Zirkel ſeiner theuern Angehörigen, als unvermuthet abermals ein Geſandter auf der einſamen Burg erſchien, und ihn vor den König forderte. Dieſesmal ward ihm jedoch die Freude, daß er den geliebten Fürſten wohlbehalten im prunkenden Ritterſaale traf. Es ſaß der Mächtige hier auf dem glänzenden Throne im Purpurkleide, geſchmückt mit Scepter und Krone, umgeben von den zahlreichen Großen des Reiches. Sobald ſich nunmehr der wackere Rittersmann den Stufen des ſtrahlenden Königſitzes genaht, den ein eherner Löwe, als Sinnbild des Muthes, der Majeſtät und der Kraft, aufrechtſtehend zu bewachen ſchien, da ſprach der Erhabene alſo: „Tapferer Ritter! Vor Allem fordere ich nunmehro von Euch, daß Ihr kund geben möget, durch welch ein wunderſames Mittel Ihr meine Heilung und Rettung aus ſo großer Lebensgefahr zu bewirken vermochtet. Dieſes ſollet Ihr unverholen, und zwar für das Wohl aller meiner geliebten Böhmen, hier laut und öffentlich bekannt geben.“ Als hierauf der Ritter unbedenklich, jedoch zum Staunen der hohen Verſammlung, den ſo gewöhnlichen als heilſamen Strauch genannt hatte, erhob ſich der Fürſt vom Throne und ſprach: „Euch, der Ihr eine Zierde ſeid unſerer geſammten Ritterſchaft, haben wir berufen anheute vor dieſen unſern königl. Thron, Euch unſern Dank zu beweiſen, und Euch gnädigſt zu lohnen für Euern weiſen Beiſtand in letztee Gefahr. Wir erheben Euch ſomit zu Eurer wohlverdienten Ehre, und unſeres großen Reiches Nutz und Frommen, in den Freiherrnſtand. Auf daß jedoch Euer Verdienſt noch unvergeßlich bleibe auch ſpaten Geſchlechtern: ſo ſollet fortan Ihr und Euere Nachkommen führen den Namen Bees*), als des heilſamen Strauches Benennung, durch den Ihr Tapferer! Ehrenfeſter und Getreuer! rettetet mit dem Beiſtande des Allmächtigen, das Leben Eueres Königs. Zugleich iſt es unſer allergnädigſter Wille, daß von nun an Euer Wappen ein Zweig dieſes Strauches ziere, damit ſelbſt die unſerer Sprache unkundigen Völker Eurer wohlverdienten Auszeichnung nachforſchen, Euere rühmliche That bewundern, und dereinſt Euere Aſche ſegnen mögen.“

So beſchloß der großmüthige Fürſt ſeine Rede. — Und als nun bald hiernach Herolde weit und breit im Lande umherzogen, bei feierlichem Hörnerſchalle die Worte des erlauchten Gebieters zu verkünden, da mengte gleichſam beifällig der Himmel ſeine mächtigen Donner darein, und ein erquickender Regen ſtrömte herab auf das ſchmachtende Land. Indem nun wieder der Segen des Himmels Fluren und Auen erfriſchte und die ſchattigen Wälder Böhmens neu belebte, rief der hochherzige fromme

*) Bez. Man leſe nach deutſcher Ausſprache Bees, Holler, Hollunder, Flieder. Siehe Carl Tham's deutſch-böhmiſches Nationallexikon, S. 315.

Digitized by Google

Mann abermals erfreut: „Gott ſey Dank!" Hierauf zog er heim auf ſeine friedliche Burg, und lebte lange noch zum Wohle des Vaterlandes, und übte Gutes im Stillen, bis endlich auch ſein Stündlein ſchlug, er zufrieden nochmals auf ſein Wirken in dieſer Welt rückblickte, und zum letzten Male rief: „Gott ſey Dank!" Die trauernden Zeitgenoſſen pflanzten aber auf ſeine geſegnete Ruheſtätte eine Eiche und zunächſt dieſer einen Fliederſtrauch, zum Denkmal der Feſtigkeit des Tapfern, und ſeines wohlthätigen Wandels hienieden. Zugleich ließen ſie eine Schrift verfaſſen, welche umſtändlich die Großthaten des gelehrten Helden enthielt*). Auch ſtammen von dieſem gefeierten Edlen heutzutage noch die dermalen in Mähren und Schleſien begüterten Freiherrn Bees, welche fortwährend bei ächt ritterlichem Sinne, ſo viele Liebe für das allgemeine Beſte, und ſo hohe Achtung vor Wiſſenſchaften, als geiſtiges Erbe bewahren.

(W. Z.)

Die Slaven (Wenden) in Steiermark.

In Briefen an einen Freund.

(Schluß.)

IV.

Radkersburg**), im Frühherbſte.

Mit Recht getraue ich mir, zu behaupten, daß unter den Landſtädten Steiermarks unſer Städtchen einen der erſten Plätze und an geſchichtlicher Berühmtheit, ſo wie an Reiz der Umgebungen nach Cilli vielleicht den erſten Rang einnimmt; wie dort die morſchen Trümmer der hohen Felsburg Obercilli an längſt erloſchene mächtige Geſchlechter und berühmte Männer erinnern und der Name Cilli der Geſchichte angehört — ſo knüpft ſich an Name und Wappen von Radkersburg die Erinnerung an die einſt mächtigen Eggenberge, Oeſterreichs Rothſchilde im ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderte, und knüpft ſich mehr als eine Erinnerung an die Tapfern, welche auf blutgedüngtem Boden hier Cultur und Chriſtenthum vor Islam und Barbarei ſchützten***). Wie dort die fruchtbaren Hügel um Cilli einen Zauberkeſſel bilden, den Kirchen, Schlöſſer und Ortſchaften beleben, deſſen Hintergrund der breite waldbedeckte Bacher und die rieſigen Zacken der Sulzbacher Alpen zieren — findet das Auge hier Abwechslung und Reize, die Sonne mag im Oſten dem Nebelmeere der endloſen Fläche Ungarns entſteigen und die eisumkränzten Berge des Oberlandes beleuchten oder hinter ihren goldgeränderten Gipfeln hinabſinken und in ſchöner Abendröthe des Murthals Gaue und die Ebene des Landes der Magyaren zurücklaſſen.

Nach dieſer wortreichen Einleitung werden Sie ſich wundern, wenn ich Ihnen ſage, daß unſere Stadt nur bei 260 Häuſer und kaum 1600 Einw. zählt, daß wir keine Merkwürdigkeiten und keine Alterthümer haben und daß wir endlich ſo Manches nicht haben, was der Großſtädter für unentbehrlich hält, um einen Ort berühmt — ja nur annehmbar zu machen. Sie werden lachen, wenn ich Ihnen ſage, daß Radkersburg's Wohlſtand vom Wetter abhänge; doch iſt es ſo: Witterung macht Weinpreiſe, und dieſe Preiſe, oder vielmehr ihr Fallen und Steigen, beſtimmen hier den Aufwand, Verkehr und Wohlſtand im übrigen Leben, um ſo mehr, da die meiſten Hausbeſitzer zugleich Weingartenbeſitzer ſind, deren Beſitzungen ſich im Hügelmeere gegen Süden ausbreiten*).

Dort erhebt ſich gleich außer der Stadt ein einzelner Hügel, gekrönt mit dem Schloſſe Oberradkersburg, zu dem eine Stiege von 199 Stufen führt; die Südſeite bedeckt eine ſchöne Rebenpflanzung, die Nordſeite ein ſchöner Park. Die Ausſicht von den Zimmern iſt ungemein reizend; doch plage ich Sie nicht mit einzelnen Namen der Ortſchaften und eine poetiſche Beſchreibung würde über meine Kräfte reichen; genug: ſie iſt eine der großartigſten und reichſten Steiermarks.

Die Stadt (auch früher viel von Feuersbrünſten heimgeſucht) liegt ſo nieder, daß ſie von Hochgewäſſern ſehr viel zu leiden hat, da das Flußbett der Mur (ein reißendes Gebirgswaſſer) ſeicht und ſchmal iſt, die Ufer dagegen ſehr nieder ſind; ſonſt iſt ſie nett und freundlich; von Bauten habe ich Ihnen Nichts zu erwähnen, als das ſchöne gothiſche Portal der Stadtpfarrkirche, den Rathhausthurm, deſſen moderne Geſtalt aber gegen die frühere alterthümliche Vielen nicht gefällt. Anderer Merkwürdigkeiten muß ich noch erwähnen: ein Faß, haltend 500 Eimer; ein kaltes Bad, nach Art der Seebäder, im fließenden Waſſer und die erſte (in Steiermark) werkthätige Windmühle nächſt dem Schloſſe Oberradkersburg.

Einen verſchiedenen Eindruck wird die Stadt nach der Jahreszeit auf Sie machen: einen andern im Mai, wo Schaaren auf Schaaren nur in leinene Kittel gehüllter Ungarn ſich hier lagern und Arbeit in den benachbarten Weingärten ſuchen; einen andern im Sommer, wo drückende Hitze Sie glauben machen dürfte, unter italiſchem Himmel ſich zu befinden (wir hatten häufig ſchon 34 auch 36 Grad Reaumur); einen andern im Herbſte, wo Fremde aus allen Gegenden kommen, um Bacchus' und Pomona's Gaben zu genießen und wieder

*) Auf ſolche ſcheint Sinapius hinzudeuten, indem er eines „curioſen Manuſcriptes" über dieſes adelige Haus erwähnt.

**) Die Deutſchen leiten dies Wort von „Rad" ab, weil auch ein ſolches im Wappen iſt, der Windiſche ſagt: Radgona — allein es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß es urſprünglich Rakona hieß, alſo entweder von Rak (Kredſen), deren zwei große oder dem Thore der Stadtpfarrkirche (ſonſt ohne Zweck) eingemauert ſind, oder von Raka (altſlaviſch ein Grabmahl) wofür die vielen koniſch regelmäßigen Erdhügel um die Stadt, worin hie und da Aſche und Waffen gefunden wurden, ſeinen Namen habe — und Kredſen- oder Gräberſtadt deutſch heißen müſſe.

***) Herzog Ernſt der Eiſerne von Habsburg-Steier ſchlug den erſten Angriff der Osmanen auf deutſchem Boden am 13. Oct. 1418 mit einer Niederlage derſelben zurück und bewahete ſo lange ſeine Länder vor dieſen Horden, aber ſein Sieg wurde nur durch die Ausdauer der Bürger dieſer Stadt möglich, weil die Osmanen durch die Belagerung aufgehalten wurden, den Herzog bei Leibnitz, wo ſich erſt die Kriegsvölker ſammelten, anzugreifen. (Siehe mehr in „Privilegium der Stadt Radkersburg", bei Janinn und Sorpe in Grätz, ſo wie überhaupt dieſe Stadt und Umgebungen Betreffendes.)

*) Die eigentlichen ſogenannten Radkersburger Weingärten begränzt das Staingthal und gegen Oſten die Kapellen; die vorzüglichſten darunter, die auch in Bouteillen verſandt werden, ſind der Kerſchbacher, Veigelsberger, Jeniſchberger und Pettauerſtraßer. Die Höhepunkte dieſer Gebiege bieten entzückend ſchöne Fernſichten, in der Nähe aber eine Rundſchau, die jeden Fremden ob des unendlichen Reichthums im Weinbau zur Bewunderung hinreißt.

Digitized by Google

einen andern im Frühlinge, wo Staub und Wind Sie nach Wien verſetzt glauben machen können.

Nach Radkersburg führen viele Straßen, doch bringen ſie alle uns wenig Fremde und wenigen Verkehr, da die Zeit der Wichtigkeit unſeres Städtchens (als Gränzfeſte und Stappelplatz) längſt vorüber iſt. Die Bürger betreiben meiſtens Acker- und Weinbau; erſteren für ſich, letzteren zum Handel, wodurch das Gewerbswesen zurücktritt, was jedoch für kleinere Orte (bei den diesfälligen Fabriken und größern Unternehmungen in der Hauptſtadt) durchaus gilt. Die Stadt liegt übrigens ſo hart an der Gränze der Deutſchen und Slaven, daß ſich von der Abſtammung der Bewohner wohl nichts Beſtimmtes ſagen laßt. Jeder Bürger ſpricht deutſch und windiſch, weil letzteres hier meiſtens die Sprache des Geſindes iſt, das von auswärts herkommt, doch germaniſirt ſich ſelbes meiſt bald, das heißt, ſie lernen die Untugenden der Deutſchen, ohne die eigenen zu vergeſſen, während bei dem aus Norden kommenden Dienſtvolke dazu noch der Umſtand tritt, daß es nicht einmal windiſch ſprechen lernt. Nördlich gegen Straden heißt eine Gegend die Gröben*), weiter oben liegt das aufblühende Land und Schloß Gleichenberg**), naher bei der Stadt der Ort Klech am Fuße eines gewaltigen Exvulkans, wie denn überhaupt dieſe Gegend derlei Meekwürdigkeiten viele aufweiſet; nicht minder die Hügelwelt im Süden, wo zahlloſe Sauerbrunnen zum täglichen Gebrauche benützt und als Säuerlinge (Pſeudo Rohitſcher) weithin verführt werden.***)

Was die ſlaviſchen Bewohner dieſer Gegend betrifft, theilt ſie unſer Slaviſt Krempl in Murczanji (Murthal-Bewohner), Savmiczari (Staingthaler), und noch ſüdlicher Pesniczari (Pesnitzthaler) ein und gibt von denſelben gelungene Schilderungen. Sie ſind alle kroatiſchen Schlages, Sprache und Sitte, ſo auch die Kleidung, die ich Ihnen ohndies ſchon bezejchnet.

Die Germaniſirung der Korentaner-Slaven (Krainer) ging und geht viel ſchneller; denn große Striche Landes und ihre Bewohner, offenbar ganz windiſch, (im Murthale hinauf) zeigen keine Spur mehr ihrer Abkunft und Sprache. Die jetzige Gränze zieht ſich längſt den Kanten des Gebirges hin, das die Waſſerſcheide der Mur gegen Süden bildet. Ueberall erſcheinen die Slaven als dienende, denn ſchon der Bauer ſelbſt bemüht ſich, deutſch zu lernen; dazu kommt noch das Zweckwideige, daß die Kinder in den Schulen deutſch leſen und ſchreiben lernen, wodurch es ſehr häufig geſchieht, daß ſolche nicht windiſch leſen, dafür aber auch nicht deutſch ſprechen können. Anders iſt es in der Stadt, wo man bei einigem Fleiße als Deutſcher bald windiſch, als Slave bald deutſch lernen kann.

Oeſtlich von der Stadt, kaum eine Stunde entfernt, breitet ſich Ungarn aus; dort will der Magyar Herr ſeyn; Knecht iſt wieder der Slave, welches Volk dieſes Nachbarland weithin ausſchließend bewohnt, doch in gedrücktem Zuſtande, beſondees in neueſter Zeit, wo, wie es Ihnen aus den Zeitungen bekannt ſeyn wird, der Ungar ſich ſtolz erhebt und, wenn gleich ſelbſt in der Minorität, doch Alles magyariſiren will. Man ſieht von den Letzteren oft intereſſante und höchſt ausdrucksvolle Geſichter bei uns in der Stadt, wo ſie als Edelleute oft einkaufen, als Fuhrleute Frachten befördern, als Geſchäftsleute Handel ſchließen, als Bauern zu Markte kommen, u. ſ. w., immer aber ſcharf unterſchieden in Sprache, Tracht und Sitte vom Slaven.

Wenn ich Ihnen nicht ſchon langweilig bin, will ich nächſtens mehr von unſerm Leben und Treiben melden, auch unſere Umgegenden Ihnen näher beſchreiben, wir haben deren ſchone und intereſſante; für diesmal vale et fave! **I. H. C.**

*) Darüber ſiehe Steier. Zeitſch. VI. 2. neue Folge — einen beſonders in naturhiſtoriſcher Beziehung geiſtreichen und ſehr intereſſanten Aufſatz des Profeſſor Mally.

**) Darüber ſ. Prof. Langer's Heilquellen des Thales Gleichenberg und beſonders den hiſtor. ſtatiſt. Theil von Prof. Mucher, ferner: „Erinnerung an Gleichenberg" von Dr. u. Prof. Puff, der ebenſalls die Umgebungen berührt.

***) Ausführliches über die beſſeren und bedeutenderen dieſer Sauerbrunnen haben wir an einem Werke des med. Dr. Weele nächſtens zu erwarten.

Correſpondenz.

Koburg, 24. Mai.

Dem. Herrmann vom Frankfurter Stadttheater gaſtirt in dieſem Augenblicke im naiven Fache auf unſerm Hoſtheater. Sie gab bis jetzt die »Maria« in der »neuen Fanchon« und das »Pfefferroſel« und wußte unſer ſonſt nicht leicht zu erregendes Publikum durch ihr natürliches Spiel und ihre anſprechende Perſönlichkeit zu elektriſiren. Dem. Herrmann gaſtirt auch auf dem Dresdener Hof-Theater. —u—

Hannover, 26. Mai.

Auf unſerm Hoftheater gaſtirt in dieſem Augenblicke der Tenoriſt Cheudimsky von Frankfurt und zwar mit einem ſo günſtigen Erfolge, daß er dem ihm vorausgegangenen Rufe vollkommen entſpricht. Chrudimsky beſitzt eine umfangreiche, kräftige, namentlich für Helden-Parthien geeignete Stimme, feurigen Vortrag und eine ſchöne Figur. Nachdem er mit großem Beifalle den »Sever« geſungen, mußte er auf hohes Begehren in »Lucretia Borgia« auftreten, hatte darin den beſten Succeß und ſingt Montag den »Othello.« Morgen iſt Hr. Chrudimsky zu einem Hofconcerte beſchieden. Man iſt geſpannt, ob es gelingt, ihn für die Oper zu gewinnen; an glänzenden Anerbieten fehlt es nicht.

31. Mai.

Der ausgezeichnete Tenoriſt Chrudimsky von Frankfurt ſchloß vorgeſtern mit Elvin in der „Nachtwandlerin" ſein Gaſtſpiel auf unſerm Hoftheater, das ihm ſehr großen Beifall verſchaffte. Auf die Engagements-Anträge iſt er nicht eingegangen und gaſtirt jetzt in Hamburg. Unſer Döring gaſtirt in Magdeburg und will dort (gewiß auf glänzende Weiſe) ſeine alten Parade-Pferde vorreiten. —o—

Digitized by Google

Notizen-Blatt.

(Literariſches.) (Fürſt Pückler und die „Adelszeitung.“) Die „Adelszeitung“ wollte einrn kühnen Wurf verſuchen und den „Verſtorbenen“ zum Hauptredacteur erobern. Aber Semilaſſo bedankte ſich für die Ehre, welchr dem alten ritterſchaftlichen Fouque ſo theuer zu ſtehen kam. Die Zeitung für die elegante Welt, das halbofficielle Organ des Fürſten, verſichert uns, daß der „Verſtorbene“ zuerſt über dieſen Mißgriff gelacht habe, bei näherer Betrachtung der Tendenz dieſes Blattes aber ward er entrüſtet über einen ſolchen Auftrag. Da ſoll alſo dem lieben deutſchen Publikum wieder aufgebürdet werden, was doch nur den Adelszeitungsmännern zukommt, die, wenn ſie beſſer leſen könnten, Alles, nur krine Adelszeitungsverleger und Abonnenten wären. Intereſſant iſt das Glaubensbekenntniß, das der „Vrrſtorbene“ bei dieſer Gelegenheit ablegte: Wohl bekomme es den Herren vom Mittelalter! Der Fürſt ſagte: „er habe ſich überall unverhohlen darüber ausgeſprochen, daß das banale deutſche Adelsweſen überſtändig, verrüttet und tiefer Reformen bedürftig ſey, daß es zum Beiſpiel nach Art des Engliſchen einer immerwährenden Vermittelung mit allen ausgezeichneten Kräften der Nation ohne mindeſte Rückſicht auf den Stammbaum derſelben dringend benöthigt ſey, daß andererſeits, außer den Erſtgeborenen, die Söhne der Adeligen immer wieder in den Bürgerſtand eingereiht werden müſſen, und daß überhaupt unter jetzigrn Umſtänden der Begriff eines Gentleman, das heißt eines Mannes von edler Geſinnung, der auf perſönlich erworbenen und nicht blos auf ererbten Vorzügen beruhe, zu fördern und auszubilden ſey, nicht aber der eines Junkers. Und nachdem er in all' ſeinen Schriften ſolche Geſinnungen an den Tag gelegt, komme man ihm mit dem Redactionsantrage eines Journals, welches dem banalen drutſchen Adelsweſen blindlings das Wort rede.“ (Mainz. Unterh.)

Berlin. Es iſt in vielen Blättern, ſchreibt die „Zeitung für die elegante Welt“, — davon die Rede geweſen, daß ein gewiſſer Literat, Laurian Moris, hirr plötzlich verhaftet wurde, vielleicht ſriner politiſchen Affairen wrgrn; es iſt aber allzu wahr, daß es einer jener literariſchen Beutelſchneider iſt, die ihr unehrliches Gewerbe an mehr als einem Orte treiben und ſo viel dazu beitragen, ein grhäſſiges Licht auf den kaum in Deutſchland geborenen Literatenſtand zu werfrn. Man darf ſich aber nicht wundern, wenn Mißtrauen, Abneigung und Ekel in manchen Kreiſen ſtärker als je gegen dieſen Stand im Allgemeinen hervortreten. Frechheit und Gemeinheit, Verläumdung und Lüge werden zu oft aufgeboten, um dem Publikum ein ergötzliches Schauſpiel zu bereiten. Nichts ſchützt vor der Nichtswürdigkeit dieſes literariſchen Auswurfrs, der darauf hingewieſen iſt, vom Skandal zu leben, und wenn das nicht mehr geht, zum Betrüger und Dieb in noch materiellerer Weiſe wird, wo dann freilich endlich das Geſetz und das Zuchthaus einen Markſtein ihrer Thätigkeit aufrichten. Der Artikel der „Augsb. Allg. Zeitung“, in welchem dieſer Moris und andere ſeines Gelichters, die auf freien Füßen ſind, gebrandmarkt werden, hat hier, wo man die Literaten im Allgemeinen wenigſtens als unruhige Köpfe betrachtet, da man ihnen ſonſt wohl wenigrr Böſes nachreden kann, nicht geringes Vergnügen erregt. Unſere Heiligen und unſere Anhänger des wahren chriſtlichen Staates haben natürlich einen tiefen Abſchru gegen Alles, was übeehaupt Literat heißt, das bedächtige juste milieu ſchüttelt bedenklich den Kopf und denkt darüber nach, wie es wohl anders und beſſer ſeyn könnte, und alle guten Bürger und ehrlichen Leute kommen darin überein, daß die Zeiten ſich ſehr geändert haben und die Taugenichtſe, die früher unter die Soldaten, dann unter die Schauſpieler gingen, jetzt unter die Literaten gehen. Es iſt aber allerdings nicht ſo ſchlimm, wie es ausſieht. Mag das Geſindel ſich auch vermehren und die Zahl der enfants perdus größer werden, wie es nicht anders ſeyn kann: Geſinnung, Talent, Macht und Anſehen der Literatur iſt im fortgeſetztem Wachſen, ein Beweis, daß die Männer, von denen ſie ausgeht, einen Kreis bilden, der fähig iſt, ſich Achtung und Anſehen zu erzwingen und zu erhalten, unbekümmert um den Schmutz, der an ihren Sohlen ſich mitſchleift und gelegrntlich ſie beſudelt.

(Anekdotäres.) Zwei junge Burſchen begegneten einem Müller auf der Landſtraße; ſie nahmen ihn in die Mitte und fragten ihn, was er wohl am meiſtrn ſey, ein Schelm oder ein Dummkopf? „Ich weiß es ſelbſt nicht,“ erwiderte dieſer, „was ich wehl am meiſten bin; ich glaube, ich bin ſo zwiſchen beiden.“

Als der große Schauſpirler Devrient nach der Vorſtellung drs Franz Moor hervorgerufen wurde, ſagte er zum Publikum: „Vorhin drückte ich aus, was ich nicht fühlte, jrtzt fühle ich, was ich nicht ausdrücken kann.“

König Jakob I. von England hatte die Gewohnheit an ſich, bei jeder Gelegenheit zu ſchwören und zu fluchen. Als er eines Sonntages eine Spazierfahrt machte, fiel es ihm ein, einen berühmten Prediger zu hören. Er ließ alſo von drr Straße ablenken und fuhr nach der Kirche. Wie nun der Prediger den König in die Kirche treten ſah, veränderte er das begonnene Thema, wozu ihm ſein Trxt Veranlaſſung gegeben hatte und eiferte gegen die böſe Gewohnheit des Fluchens und Schwörens. Nach der Predigt ging dee König zu dem Geiſtlichen und bezeigte ihm ſeine Zufriedenheit über ſeine ſalbungsvolle Rede, nur ſetzte er hinzu: „Aber was hatte ihr Text denn mit dem Schwören zu thun?“ Freimüthig antwortete dee Prrdiger: „Da Ew. Majeſtät ſich von Ihrem Wege entfernt haben, ſo glaubte ich, es ſey meine Schuldigkeit, mich auch ein wenig von dem nrinigen zu entfernen.“

Ein Gaſtwirth in einer bekannten Rrſidenzſtadt Deutſchlands kündigte eine Illumination an und bemerkte dabei, daß bei ihm an dieſem Abende Alles transparent ſeyn werde. Als ſich ſeine Gäſte über das dünne Bier, den dünnen Wein, die Suppen und Fleiſchſchnitten beklagten, antwortete er: „Hab's ja angekündigt, transparent, Alles transparent!“

An einer Tafel, an der ſich unter vielen anderen Gäſten auch die ſchöne und liebenswürdige Tochter eines reichen Kaufmanns aus Boſton in Nordamerika befand, kam die Rede auf die Kartoffeln und ihren mannigfaltigen Nutzen in ökonomiſcher Hinſicht. Unbeſonnen ſagte ein dicker Herr mit Miene von Wichtigkeit: „Das muß wahr ſeyn, die Kartoffeln ſind noch das Beſte, was aus Amerika zu uns herüber gekommen iſt.“ Der jungen ſchönen Dame als Amerikanerin fiel das auf, aber ohne die Faſſung zu verlieren, fiel ſie ſogleich ein: „Als Maſt für die Schweine konnte zuverläſſig nichts Beſſeres nach Europa kommen.“

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagrn zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlagr drr Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 68. Dinstag, 6. Juni 1843.

Gold und Blut.

Erzählung aus der Vorzeit*).

(Aus Heermann Reynert's „Nordlichter“.)

Ein grauer Decemberhimmel ſpannte ſich über die Gegend, ſchwerfällig ſchleppten ſich graue Gewölbe über die freie Stadt Frankfurt dahin, in ſo niedrigem, trägem Zuge, daß die Thurmſpitzen hier und dort ſich tief in jene dunſtgeblähten Maſſen hinein bohrten. Schnee rieſelte in flammigen, ſchnell zerrinnenden Flocken herab. Es war ein böſes Wetter, und was nicht nothgedrungen in den Straßen zu verkehren hatte, barg ſie mit mürriſcher Behaglichkeit im wohlverwahrten Zimmer.

Nur ein Mann, in etwas abenteuerlicher Tracht, ſchien wenig von jenen Unbequemlichkeiten der Witterung wahrzunehmen; Gedankenlos lehnte er an einer Ecke der Bartholomäuskirche und ſtarrte träumend hinein in das luſtige Gewühl der Schneeflocken, die, von einem lebhaften Nordweſtwinde durchſtört, in allerhand tollen Gruppirungen, gleich einem aufgeſcheuchten, winterlichen Elfentanze, ſich in der Atmoſphäre umhertrieben. Er vergaß in ſeiner träumeriſchen Stimmung ſogar, den rothen, ſchön geſtickten Mantel um ſeine rechte Schulter zu ſchlagen, die, der Wetterſeite preisgegeben, ſchon ganz durchnäßt war, ſo daß der reiche Kragen von Brabanter Spitzen zerweicht und formlos herunter klappte.

Trotz der Läſſigkeit, welche der gedankenloſe Zuſtand der Haltung des Mannes gab, ließ ſich doch ein gewiſſer militairiſcher Anſtand nicht verkennen, der ſich ſogar die ſteifen, unbehilflichen und hemmenden Formen der damaligen Kleidung — es war das Jahr 1709 — ſiegend unterwarf. Seine rechte Hand hielt den Griff des langen Stoßdegens gefaßt, mit welchen ſie in ziemlich heftigen und leidenſchaftlichen Bewegungen ſpielte, und ihn zuweilen tief in den durchnäßten Fußboden ſtieß; die linke aber ſuchte eine dicke Pergamentrolle ſorgfältig vor Schnee und Regen zu ſchützen, und dieſe Aufmerkſamkeit, welche er dem Pergamente erzeigte, ſchien das einzige Band, das für den Augenblick ihn mit der Außenwelt verknüpfte.

Sein Geſicht, das einen angehenden Dreißiger verkündete, konnte ſchön genannt werden. In ſeinen ſchwarzen Augen brannte jene dunkle, geheimnißvolle Glut des Orients, die das Abendland nur ſelten zu entzünden pflegt; aber ſie ſchien dieſem Auge nicht ſowohl angeboren, als vielmehr von widerſprechenden Leidenſchaften angeſchürt und unterhalten; die Schattenbilder einſtiger beſſerer Gefühle blickten zuweilen wie klagend aus jenen lodernden Flammen hervor und verſanken dann ſchnell wieder in dem wilden Scheiterhaufen dieſes Blickes, in welchem ſie ſchon lange gemordet worden ſeyn mochten. Der edel geformte Mund war krampfig zuſammengekniffen; kurz in der ganzen Erſcheinung des Mannes lag ſo viel verzerrte Schönheit, ſo viel phyſiognomiſcher Kampf und Widerſpruch, daß ſie einen faſt unheimlichen Ausdruck gewährte.

Eine geraume Weile ſchon hatte er ſo dageſtanden. Niemand kam, ihn in ſeinem ſtumpfen Hinbrüten zu ſtören; denn die ſchnöde Witterung hielt Alles in den Häuſern zurück. Da ſchienen endlich in einiger Entfernung Schritte laut zu werden. Er fuhr bei dieſem Schalle fieberhaft auf, und in ſein erſt ſo ſtarres Weſen kam plötzlich eine haſtige Thätigkeit. Als die Schritte ſich näherten, drückte er ſich in einen Vorſprung des Kirchengebäudes, der nur wenig von ſeiner Geſtalt entdecken ließ. Aber ſeine Augen ſpähten unter dem hinaufgezogenen Mantel lauernd und unruhig hervor. Er ließ die männliche Geſtalt, deren Schritte ihn aufmerkſam gemacht hatten, ruhig an ſich vorüber gehen; dann aber, als ſie, ohne ihn bemerkt zu haben, in eine Seitengaſſe einlenkte, fuhr er heftig aus ſeinem Verſtecke hervor, und eilte mit leiſem Tritte ihr nach. Nach kurzer Zeit verſchwand ſie in einem Hauſe.

Der Lauſcher zitterte heftig; es ſchien ſich ihm in dieſem Augenblicke etwas zu beſtätigen, was er erwartet und doch gefürchtet. Der Degen machte in ſeiner Hand noch unruhigere Bewegungen, als zuvor, und im erſten Momente hatte es faſt den Anſchein, als wolle er der Geſtalt nachſtürzen und, wie ſie in dem Nebel des Schneegeſtöbers ſchattenähnlich an ihm vorübergegangen, ſie nunmehr auch wirklich den Schatten beigeſellen. Mühſam genug hielt er ſich zurück; er drohte nur mit der

*) Die nachfolgende Erzählung, großentheils auf Ueberlieferungen und Actenſtücke gegründet, möge einen abermaligen Beitrag zur Geſchichte des gelehrten Aberglaubens früherer Jahehunderte geben, mit welchem, wie hier — auf vielleicht geelle Weiſe, denn das Verabſcheuungswürdige verlangt in der Daeſtellung oft tiefere Schatten — der Beweis geführt iſt, nicht nur abenteuerliche Thorheiten, ſondern auch Laſter und Verbeechen ſo gern Hand in Hand gingen. Jene dunkle Zeit liegt uns, Gottlob! geiſtig ſchon ſo fern, daß wir ihre Verirrungen, geſchweige ihre, auf Irrwahn und Verblendung geſtützten Frevel, kaum mehr begeeifen, und die Menſchheit blickt zweifelnd, ungläubig auf die Wahrzeichen jenes finſtern Rauſches zurück, den ſie einſt beſtanden. Ich fand daher nöthig, mich zum Theil auf Quellen zu beziehen.

Weitere biographiſche Aufſchlüſſe übee den Helden dieſer Erzählung, Baron Hektor v. Kleitenbeeg, findet man in Schlözers Beiefwechſel, in der „Geſchichte dee höhern Chemie“ (Leipzig 1785), in Engelhardt's „täglichen Denkwürdigkeiten aus der ſächſiſchen Geſchichte ꝛc. A. d. Verf.

Google

Fauſt gegen das Haus hin, und einige erſtickte, lallende Töne der Wuth preßten ſich über ſeine Lippen.

Wonach ſoll ich greifen, murmelte er, was ſoll ich feſthalten: Gold oder Blut? Was von Beiden iſt getreuer, und welcher Durſt iſt in mir größer, der Durſt nach Gold oder nach Blut? Oho, mein verliebter junger Herr, nehmt Euch in Acht, daß ich nicht einmal wieder auf naſſrem Wege tingire! Blut iſt ein gut' Ding, um Gold zu gewinnen. — Was ſagſt du dazu, alter kunſterfahrener Lehrer? —

Er ſchüttelte den Schnee von dem Pergamente, das er in der Hand hielt, und blickte mit einem halb neugierigen, halb hämiſchen Lächeln hinein.

Ja, ja, mein alter ehrlicher Robert Fludd*) — fuhr er fort — der du ſo tief das rothe Geheimniß des Blutes erforſcht, der du zuerſt entdeckt, wie dasſelbe aus der wandelnden und denkenden Maſchine des Menſchen heraus, auch noch gar wunderbar hinübergreife in die ſtarre Welt der Metalle, ich fürchte, du wirſt an mir einen nur zu gelehrigen Schüler erhalten. Wie ſchaurig gelehrſam ſchlägt ſich mir da zufällig eben dein tiefſinniges ſechſtes Kapitel: „de mysteriis sanguinis,“ auf! Laß doch ſehen!

Und ſeine vorworrenen, wunderlichen Reden abbrechend, entfaltete er das Pergament auf ſeinem Knie, und vertiefte ſich mehr und mehr in die ſeltſamen Träume und Myſterien, welche jene Schrift ihm offenbarte Der blutgierige Grimm, der vorher auf ſeinem Geſichte gelagert hatte, wich allmälig dem Ausdrucke grübelnden Nachſinnens und ſchwärmeriſcher Gläubigkeit.

Nach einer Weile faltete er das Pergament wieder zuſammen. Ich muß Gold haben, ſagte er nachdenklich ich werde es haben, und wahrhaftig ich brauche es auch. Was iſt der Menſch ohne Gold, ohne dieſes Rieſenmaß, mit welchem jede irdiſche Größe auszumeſſen, jede Untiefe des Lebens zu ergründen iſt? Was laßt ſich beginnen ohne dieſes Metall, deſſen Gewaltherrſchaft in dem furchtbaren Syſtem der Seltenheit, im Gegenſatze zu ewigem Bedürfniſſe beſteht? Ich will die Welt von dieſem Tyrannen befreien, indem ich ihn vervielfältige; man wird ihn verachten, ſobald er aufhört, ſelten zu ſeyn. Aber ehe ich ſeinen Thron ſtürze, ſoll er mir noch dienen, mich reich und geehrt machen, und dann, arme goldſüchtige Menſchheit, will ich jenes metallene Molochsbild zerſchlagen, in deſſen glühenden Augen du ſeit Jahrtauſenden wimmerteſt, das du feſtzuhalten ausgingſt, und das ewig nur dich feſthielt, in grauſamer Brünſtigkeit!

Jene gelehrte Glaubensſchwärmerei, welche die Anhänger der Alchemie ſelbſt gegen phyſiſche Unmöglichkeiten waffnete, ſie kühn gegen das Vorurtheil der Welt, wie gegen Verfolgungen und leibliche Gefahren in die Schranken treten ließ, verklärte das geiſtreiche und ausdruckvolle Geſicht des ſeltſamen Mannes; ſeine Rachegedanken traten in den Hintergrund vor der verlockenden Ausſicht des unſchätzbaren Steines der Weiſen. Er bemerkte nicht, wie der Schnee immer dichter ihn umrieſelte, ihn endlich ganz in eine feuchte Decke einhüllte, und ſtand ruhig, geiſtig-behaglich, mitten in der Neckerei der Witterung, den ernſten Blick der Erde zugewendet, die er bald mit Gold aufzwiegen, und zugleich von dem Einfluſſe dieſes ſchlimmſten aller Erbübel zu erlöſen hoffte.

(Fortſetzung folgt.)

*) Robert Fludd a Fluctibus, gebürtig aus Kent und Arzt in London, ein eifriger Gold- und Roſenkreuzer. Seine alchemiſtiſchen Schriften erſchienen zuerſt im zweiten Decennium des ſiebenzehnten Jahrhunderts.

Ein Zigeuner-Abentheuer.

(Aus dem Engliſchen von L. M.....)

Wenige Jahre vor dem verhängnißvollen Tage von Flodden (1573), der für Schottland von ſo nachtheiligen Folgen geweſen, beſaß Sir Walter Colvine ein Landgut in der Grafſchaft Fif. Zur beſagten Zeit war Sir Walter ſchon in ziemlich vorgeſchrittenem Alter. Er bewieß ſtets die bewährteſte Treue und eine außerordentliche Anhänglichkeit an die Familie Stuarts, und fünf ſeiner Söhne hatten mit den Waffen in der Hand bei der Vertheidigung ihres angeſtammten Landesherrn den Tod gefunden; er ſelbſt lebte nach ſo vielem Ungemach, das die Gebrechlichkeiten noch vermehrte, mit ſeiner einzigen ſchönen Tochter Edith auf ſeinem Gut Balmeny ganz in ſtiller Zurückgezogenheit.

Nicht weit von Balmeny wohnte mit ſeiner Mutter der Sohn eines Edelmannes, welcher Habe und faſt Leben in dem Dienſte der dem Sir Walter feindlichen Parthei aufgeopfert hatte. Arthur Wirton, ſo nennen wir den jungen Mann, galt deßhalb dem Laird von Balmeny nur als Feind, obgleich er und ſeine Mutter weit entfernt waren den Haß zu theilen, den ſein Nachbar gegen ihn hegte. Sein Herz ſchlug nur in zärtlicher Liebe für Edith, die er auf einem ländlichen Feſte kennen gelernt, wo ſich ihm Gelegenheit geboten, ihr einen uneigennützigen Freundſchaftsdienſt zu leiſten. Ihre Dankbarkeit gegen ihn ward zur Freundſchaft, und dieſe keimte zwiſchen beiden nach und nach zu heißer Liebe auf. Sie fanden leicht Gelegenheit ſich heimlich zu ſehen und zu unterhalten; — aber nicht ſobald hatte Sir Walter ihr zartes Verhältniß erkundet, als er auch Arthur mit ſeinem Zorn bedrohte und ſeine Tochter einſchloß, argwöhniſch ihre Schritte bewachend.

Wie groß die Beharrlichkeit der Frauen in ſolchen Verhältniſſen zu ſeyn pflegt, iſt bekannt. Edith, gekränkt und verfolgt, hielt es nun für eine heilige Pflicht, Wirton um ſo inniger zu lieben; ja ihn zu ſehen, bot ſie Alles auf. Wirklich glückte es ihr auch, die Wachſamkeit ihrer Hüter zu täuſchen. Gewähren ja doch dieſe geheimen Zuſammenkünfte, die dem Auge der Welt verborgenen Freuden des Wiederſehens einen eigenen lieblichen Reiz — und wie labend ſind nicht für das Gemüth jene Abendſtunden, die man am Ufer des See's im einſamen Haine zubringt? Mitten in den Felſen der Meeresküſten, über der ſchäumenden Brandung der Wogen war das Plätzchen, wo ſich die beiden Liebenden trafen. Oft war Edith verhindert zu kommen, ihr Geliebter jedoch ſtets da! — harrte er ihrer vergeblich, ſo irrte er trüben Sinnes in dem Felsgeklüft umher, wo ihm nur hier und da nach ihrer Hütte zurückkehrende Fiſcher, oder ſchmuggelnde Bergleute begegneten, den Blick unſtet auf ihn gerichtet. —

Als die Geliebt-Liebenden eines Tages bei ihrem Stelldichein an der Küſte die oft ausgetauſchten Schwüre

Digitized by Google

wiederholten, wurden ſie von dem Laird v. Balmeny überraſcht. Sein Zorn und der ſchönen liebreizenden Edith troſtloſe Verzweiflung bedürſen keiner Schilderung. Sir Colville ſtürzte mit dem Schwerte in der Hand auf den Jüngling ein, der ſeine eigene Klinge mit ſeltenem Geſchick führte und ſo ohne viele Mühe den unſichern Arm des Greiſes entwaffnete. — »Vater, mein Vatee!« rief Edith, verzweiflungsvoll die zitternden Knie des zornentbrannten Vaters umfaſſend, — »ſey milde, habe Erbarmen! — es iſt wahr, ich liebe Arthur, aber nie, das ſchwöre ich dir, ſoll er ohne Deine Beiſtimmung meine Wahl ſeyn!«

»Ich nehme deinen Schwur an, verſetzte dumpf der Greis; kann je der Laird von Balmeny dem Sprößling eines Feindes ſeines Königs ſeine Tochter und ſeinen Segen geben?« — Mit dieſen Worten zog er die zitternde Edith hinweg, und Beider Blicke ruhten, wiewohl mit ganz verſchiedenen Gefühlen, auf dem jungen Manne, den man regungslos, wie er war, für eine Bildſäule hätte halten können.

Ganz einſam wandte er ſeine Schritte dem Meere hin. Dort warf er ſich nieder; trübe ſinnend betrachtete er die dunkeln, bläulichgrünen Wogen mit ihrem weißen Schaumkamme, ſah, wie ſie übereinander ſchlugen, dann an dem unverwüſtlichen Felſen, wohin ſie die Brandung trug, zerſtoben. Bald ſtand er wieder auf und ſtieg in Träumerei verſunken die nackten Berge von Lothian hinan. Er war noch nicht lange hinangeklommen, da ſchien es ihm, als trage der Wind von Zeit zu Zeit ſeinem Ohr einen rauſchenden Geſang, einen Lärm verworrener Stimmen und lauten Jubel zu. Neugierig, zu erſpähen, von wannen dieſer Schall wohl komme, that er, vermöge des Bedürfniſſes, durch eine Unterbrechung ſeinen Gedanken andere Richtung zu geben, einige Schritte vorwärts. Der lärmende Geſang, der laute Jubel ließ ſich beſtimmter vernehmen; dieſe Richtung verfolgend, gewahrte er bald im Hintergrunde eine Höhle von beträchtlicher Höhe und Ausdehnung, vollkommen von den Sonnenſtrahlen erleuchtet, fünfzehn bis zwanzig Menſchen, mit ſchwarzbraunen Geſichtern, pechſchwarzem Haar, ſilberne Ringe in den Ohren, um eine lange Tafel auf Säcken, Schaffellen und wollenen Decken gelagert ſitzen unter Fluchen und die Becher leerend. An ihrer Seite ſah er eine beinahe eben ſo große Anzahl von Weibern, noch häßlicher als die Männer mit unrein, dichtverworrenem Haar. Um deren Körper hing durch Stricke oder Schnüre feſtgehalten ein Fetzen Leinwand, und nur einige jüngere unter ihnen trugen Röckchen mit einer Bordure von Gold- und Silberſchnur, oder Litzen; ſchmutzige, ſonnverbrannte Kinder, affenähnlich, wälzten ſich unter dem Tiſche. Jung und Alt berauſchte ſich, ſchrie und fluchte in einer unbekannten Sprache; einige ſangen fremde Lieder. Von dem ohrzerreißenden Lärm dieſer Gruppe konnte man ſich kaum eine Idee machen.

Wirton ſah eine Zigeuner-Bande vor ſich. Unter andern Umſtänden hätte er den größten Ekel bei ihrem Anblicke verſpürt, ſich beeilt aus ihrer Nähe zu kommen; nun aber drang er, ohne eigentlich zu wiſſen warum, in den zurückſchreckend abſcheulichen Raum ein, wo er mit gellendem Zurufe empfangen wurde. Vergeblich widerſetzten ſich einige Landſtreicher ſeinem Eintreten; Arthur ſetzte ſich an den mit Gläſern und Bierkrügen beſetzten langen Tiſch, und es begann der Lärm, der ſich bei ſeiner Ankunft etwas gelegt hatte, wieder eben ſo ſtark wie zuvor. Es war ein Durcheinander, darob einem die Haare zu Berge ſtanden.

An einer der Ecken des Tiſches bemerkte Arthur einen bejahrten Mann, der ihm der Häuptling der Rotte zu ſeyn ſchien. Ein weißer, langer Bart deckte ſeine Bruſt; ſeine Geſichtsfarbe glich der des Leders; ſchneeweiße Augenbraunen überſchatteten ein unſtetes wildes Auge, und ſeine hohle kahle Stirn war von vielen tiefen Runzeln durchzogen. Ein Anſchein von Würde hätte ihm nicht gefehlt, wäre um ſein graues Auge nicht ein Mißtrauen erregender Zug gelagert geweſen. — Ein Mädchen ſetzte ſich zu Arthur und kredenzte ihm mit frechem Zuſpruch einen ſteinernen Krug mit Ale. —

Trinkend und dem Mädchen dankend muſterte Arthur die jubelnde Verſammlung. Nicht weit von dem Alten erblickte er einen jungen Mann, um den eines dieſer ſchwarzbraunen Weiber den linken Arm geſchlungen, während die Rechte die eine ſeiner Hände gefaßt hielt. Vom erſten Anblick an beſchäftigte das Aeußere dieſes Mannes Arthurs Theilnahme ungemein. Seine Geſtalt, etwas über Mittelgröße, war kräftig und ſchlank, ſein männlich ſtolzes Geſicht nicht ſonnverbrannt, ſeine Züge edel und gebietend. Ein ſchwarzer Schnurrbart gab ſeinem Antlitz etwas Kriegeriſches. Seine Kleidung beſtand in einee Jacke und Beinkleidern von grauem Tuch, welche ein lederner Gürtel um den Leib hielt, von dem ein langer zweiſchneidiger Raufdegen herabzing. Es war leicht zu erſehen, daß er nicht zu den Zigeunern gehörte, obwohl er ſich alle Mühe gab, ihnen zu gleichen. Aber ſein feines Benehmen gegen die junge Dirne an ſeiner Seite ſtand in zu grellem Widerſpruch mit der Gemeinheit und Rohheit der beinahe durchgängig berauſchten Zigeuner.

Arthur bemerkte, daß die Artigkeit des Fremden gegen die Dirne den Zorn des Zigeuner-Hauptmanns erweckte, der ſich nur mit Mühe mäßigen konnte. Von Zeit zu Zeit ſah Ediths Geliebter ſeinen Mundwinkel zucken und durchbohrende Blicke der Wuth entblitzten ſeinem Auge. Nun ſah er ihn mit der Hand nach der Taſche fahren, und von unbeſchreiblicher Wuth hingeriſſen zog er aus derſelben einen Dolch hervor und erhob ſchon ſeinen Arm, um jenen nach dem Fremden hinzuſchleudern. Arthur hielt in dieſem Augenblick einen ungeheuern ſteinernen Krug in den Händen — er ſah nicht ſobald die Gefahr, die Jener lief, als er von freien Stücken plötzlich den Krug nach dem Häuptling warf, deſſen heftig getroffener Arm kraftlos niederſank, während der Dolch 10 Schritte weiter flog. Raſch erhob ſich Arthur und rief dem Fremden zu: ſein Leben ſey bedroht, zog ſein Schwert aus der Scheide und eilte an deſſen Seite. Der Aufmerkſamkeit des Fremden war der ihn bedrohende Anſchlag nicht entgangen, aber die Lage, in der er ſich befunden, hatte ihn verhindert, denſelben abzuwenden. Gerettet durch ein unverhofftes Glück ſprang er vom Tiſche auf, und mit entblößter Waffe ſich in den Vertheidigungszuſtand ſetzend, ſchrie er: „Verrath!“

Zu gleicher Zeit war Arthur an ſeiner Seite. — Beide lehnten ſich zum Schutze mit dem Rücken an die Felſen und erwarteten feſten Fußes die Zigeuner, die mit betäubendem Rachegeſchrei ihre Meſſee ſchwangen, und auf die beiden Kämpfer losſtürzten.

Der Fremde führte ſeine Klinge mit wunderbarer Gewandtheit, und ſein Gefährte that ein Gleiches. Die beiden Schwerter hielten die Landſtreicher in dem Schach. Da aber nun die Angreiſenden einen Halbkreis um Beide bildeten, ſo ſchien es, als könnten dieſe kaum

Digitized by Google

lange mehr widerſtehen; zu dieſer Ueberzeugung gekommen, ändern ſie ihre Stellung, um nicht von ihren Feinden erdroſſelt zu werden. — Während geraumer Zeit waren die Anſtrengungen der Zigeuner vergeblich. Der junge Wirton ſah mit Schrecken, daß das Geſindel darauf ausging, die Vortheile, die ihnen ſelbſt ihre langen Schwerter gegen die Meſſer der Angreifer gewährten, zu Nichte zu machen. Weiber erſtiegen den Gipfel der Felſen, von wo aus ſie wollene Decken herabwarfen, die ihn und ſeinen Gefährten verwickelnd ſie unter die Meſſer ihrer Henker ohne Vertheidigung liefern mußten.

Jede Hoffnung auf Rettung ſchien verloren, und ſchon war er im Begriff, aus ſeiner Stellung herabzuſtürzen, und ſein Leben wenigſtens theuer zu verkaufen, als er ſah, daß die mit Decken beladenen Weiber ſtille ſtanden, als wollten ſie warten. Er ſchaute nach der Seite, wohin ihre Blicke gerichtet waren; ſein Blut erſtarrte faſt zu Eis, wie er vernahm, daß man einen mächtigen Felsblock auf ihre Häupter herabſtürzen wolle. Die Steinmaſſe überſtürzte ſich mehrmals; — Arthur und ſein Kampfgenoſſe wären erſchlagen worden, wenn ſie ſich nicht durch eine raſche Bewegung auf den Boden geworfen hätten. Ein Vorſprung des Geſteins, an das das Felsſtück ſtieß, bewirkte, daß es daſſelbe überſprang und ſeine Richtung veränderte; die beiden jungen Leute blieben verſchont, denn mit zerſchmetternder Heftigkeit fiel es auf den Hauptmann der Rotte und drei Andere, die, wüthender als ihre Spießgeſellen, nicht die Vorſicht gebraucht hatten, ſich zurückzuziehen.

Der Schrecken, der ſich der Zigeuner bemächtigte, was grenzenlos; die Mehrzahl gab Ferſengeld, einige ſtürzten ſich mit ſchrecklichem Geheul über die ſchauderhaft entſtellten Koerper ihrer Freunde; Arthur und der Unbekannte verloren keine Zeit mit dem Anblick dieſer Scene, ſondern benutzten dieſe Verwirrung und Betäubung, die ſich der Gemüther der Landſtreicher bemächtigt, flohen aus der Höhle und begaben ſich eiligſt aus dem Gebirg und Felsgeſtrüpp hinab; erſt nachdem ſie in ein dichtes Gehölz gelangt waren, wo ſie ſich vor Verfolgung ſicher hielten, verweilten ſie etwas, um wieder zu Athem zu kommen. Der Unbekannte ergriff Arthurs Hand — „beim heiligen Andreas, junger Mann! ſprach „er, Ihr habt mir einen Dienſt von unbezahlbarer „Wichtigkeit erwieſen. Ihr habt mir das Leben gerettet. „Erweiſet mir den Gefallen, dieſes da anzunehmen!“ Mit dieſen Worten reichte er ihm eine goldgefüllte Börſe hin. —

„Wer ihr auch ſein möget,“ ſprach Arthur und trat einen Schritt zurück, „ich bin überzeugt, Eure Seele denkt zu edel, als daß ſie hoffen könnte, ich nähme das Gold an. Den Dienſt, den ich Euch zu erweiſen ſo glücklich war, hätte ich gleichermaßen dem geringſten Bauern der Grafſchaft geleiſtet. Und wäre auch dieſe Leiſtung zwanzigmal wichtiger, ſo iſt doch Gold nicht das Mittel der Erkenntlichkeit dafür.“

„Wenn Ihr es ausſchlagt, ſprach der Fremde, ſo ſagt mir wenigſtens, was ich für Euch thun kann?“

„Es ſteht kaum in Eurer Macht, mir zu helfen,“ entgegnete Arthur mit Ruhe.

„Wer weiß,“ nahm der Erſtere wieder das Wort. „Verſucht es wenigſtens. Ich beſitze,“ fuhr er lächelnd fort, „einen Talismann der faſt alle Wünſche eines Sterblichen zu erfüllen im Stande iſt. Was wünſcht Ihr? Reichthum? Ehrenſtellen? Sehnt Ihr Euch nach einem hübſchen Weibchen?“

Es lag ſo viel beſtimmte, herzliche Freimüthigkeit in dem Ausdruck des jungen Fremden, daß Arthur ſeinem anziehenden Einfluß nicht widerſtehen konnte, und, obgleich er überzeugt war, ſeine Mittheilung würde fruchtlos ſein, ſo konnte er doch nicht umhin, ihn von ſeiner Liebe zu der Erbin von Balmeny und den ſeinem Glücke entgegenſtehenden Hinderniſſen in Kenntniß zu ſetzen. —

(Fortſetzung folgt.)

✿

Notizen-Blatt.

(Anekdotäres.) Ein Biſchof von Drontheim kam auf ſeiner Viſitation in den Nordlanden zu einem Prediger, der unaufhörlich ſalbaderte und unter Anderm zu ihm ſagte: „Gewiß und wahrhaftig! des Winters iſt es hier ſo kalt, daß das liebe Wort Gottes an den Wänden faſt friert, ſobald es aus meinem Munde heraus iſt!“ — „Mein Himmel!“ antwortete der Biſchof lächelnd, „was für ein Gewäſche muß das werden, wenn plötzlich Thauwetter einfällt.“

Ein ſehr dicker Herr wälzte ſich durch die Straßen Wiens, nach einem Fiaker ſpähend, der ihn, zum Troſte ſeiner ganzen Fleiſchmaſſe, in ſich aufnähme, um ihn nach dem Prater zu bringen. Aber die Fiaker forderten zu viel. Zu viel forderte der Erſte, zu viel der Zweite, bis endlich ein dritter Fiaker denn doch um ein Billiges den Vertrag einging. Indem jetzt der Letztere den Dicken mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte in den Wagen hineinſchieben half, rief dieſem der eine ſeiner Kameraden zu: „Aber Seppel! todſt'n auf a mol?“

Friedrich der Große hatte die vortreffliche Gewohnheit, Alles was an ihn gelangte, ſelbſt zu leſen und einen kurzen Beſcheid zur weiteren Ausfertigung für den Cabinetsrath gleich ſelbſt darunter zu ſetzen. Durch die Menge von Geſchäften hatte er eine ungemeine Fertigkeit erhalten, ſich kurz und nachdrücklich auszuſprechen. Einſt empfing er ein Schreiben, wovon der Inhalt ſo abgeſchmackt war, als der Styl. Er hatte indeß die Geduld, dieſen Wiſch von Anfang bis zu Ende durchzuleſen; hierauf bog er eine Ecke des Briefes um und zeichnete einen Eſelskopf darauf, rief ſeinen Cabinetsrath und ſagte: „Antworte er dem Manne, ich habe da ſo ungefähr meine Gedanken aufgeſetzt.“

M. wurde von einem Fremden um ein Darlehen angeſprochen. Verwundert ſagte M.: „Ich kenne Euch ja nicht.“ — „Ja,“ meinte der Menſch, „die mich kennen, wollen mir nicht borgen!“

✿

Von dee Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Veelage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 69. Donnerstag, 8. Juni 1843.

Gold und Blut.

Erzählung aus der Vorzeit.

(Fortſetzung.)

Wieder näherten ſich Schritte, und ſtörten den Mann in ſeinen lebhaften Betrachtungen. Sie kamen von der Gegend jenes Hauſes her, in welchem er vor einer Weile ſeinen Gegner hatte verſchwinden ſehen. Augenblicklich riß er ſich von ſeinen Träumen los, und die Hand an den Degen legend, gab er ſich eine Stellung, die ziemlich kampfbereit ausſah. Dieſe raufluſtige Vorbereitung war jedoch unnütz, da diesmal kein Mann, ſondern ein weibliches Weſen auf ihn zukam. Doch zitterte er heftiger, als vorhin, wie überhaupt der männliche Muth gewöhnlich dort die gefährlichſten Anfechtungen zu beſtehen hat, wo mit Schwert und phyſiſchem Widerſtande nichts auszurichten iſt.

Er ging ihr einige Schritte entgegen, aber ſo groß, daß die Füße ihm den Dienſt verſagten, und er, auf den Degen ſich ſtützend, ihre Ankunft erwarten mußte.

Auch die Dame beeilte ſich wenig, den Zwiſchenraum, der ſie noch von dem Erwartenden trennte, zurückzulegen. Zweifel und Verlegenheit ſchienen ihr den Gang zu erſchweren; in ihrem ſchönen, bleichen Antlitze wechſelten Trotz und Verzagtheit, und ſie bemühte ſich vergebens, den Blick des Mannes, der faſt leichenhaft ſtarr, und doch mit tiefem, ergreifenden Ausdrucke auf ſie geheftet blieb, zu erwiedern.

Wahrſcheinlich habe ich euch angenehmer Geſellſchaft entzogen, ſchöne Henriette, begann er nach einer Pauſe, und verſuchte ſeiner Stimme einen möglichſt gleichgiltigen Ton zu geben, was ihm ſehr unvollkommen gelang. Ich fürchte, euch ſchlechten Erſatz bieten zu können, denn ich bin in letzterer Zeit ſo froſtig und langweilig geworden, und habe hinter meinen Schmelztigeln die Weiſen der feinen Welt beinahe ganz verlernt.

Vielleicht habt ihr auch verlernt, gerecht zu ſeyn, erwiderte ſie, aber keineswegs mit feſtem Tone und noch immer unvermögend, ihn anzublicken.

Er lächelte bitter, und ſchwieg.

Euer Benehmen iſt räthſelhaft, fuhr ſie fort, und eine leichte Röthe ſtieg in ihr Geſicht. Sie gab ſich augenblicklich Mühe, aus ſeinem Betragen etwas Beleidigendes herauszufinden, um zürnen zu können, und dadurch jener Verlegenheit enthoben zu werden, die ihren Grund in dem Gefühle einer Schuld haben mochte. — Ich werde euch verlaſſen, und nicht früher euch wieder ſehen, bis ihr eine minder unerträgliche Art des Umganges euch angeeignet haben werdet.

Sie grüßte flüchtig, und machte Miene zu gehen. Er aber, unfähig, ihr gegenüber einen Ton zu behaupten, der ſeinem Weſen fremd war, ergriff mit einer leidenſchaftlichen Bewegung ihre Hand und hielt ſie zurück.

Wie ihr mich martern könnt, Henriette, ſagte er mit gepreßter Stimme, wo es euch ein ſo Leichtes wäre, mit einem einzigen Worte mir die Erinnerung an tauſendfältig erlittenes Unrecht zu rauben, mich Dinge vergeſſen zu machen, die mich jetzt dem Wahnſinne nahe bringen! Wer ſo hart ſeyn kann, ſollte doch mindeſt auch beſtändig ſeyn.

Und mit ſo ſchnöden Worten wollt ihr meine Milde beſchwören! entgegnete ſie kalt und empfindungslos, indem ſie ihm ihre Hand zu entziehen ſuchte; denn die Bemerkung ihrer Allgewalt über ihn gab ihr ihren Muth, ihren Trotz zurück.

Er hielt ihre Hand um ſo feſter und ſah ſie bittend an. Sie aber machte mit einiger Anſtrengung ihre Hand frei, und einen Schritt zurücktretend, ſagte ſie faſt höhniſch: Beliebt euch noch etwas zu ſprechen, ſo bitte ich, kurz zu ſeyn; denn meine Zeit drängt.

Da faßte den ſo gefliſſentlich Gemarterten ein glühender Schmerz. Er weinte und lachte wild durcheinander, dann ſeufzte er tief auf, ſeine Sinne ſchwindelten, und er ſtand im Begriffe, umzuſinken. Erſchreckt eilte Henriette auf ihn zu, und ſtützte den Ohnmächtigen. War es Angſt oder ein flüchtiges Erbarmen, oder ein Nachgefühl einſtiger Liebe, was ſie in dieſem Augenblicke durchdrang! — Sie legte die Hand auf ſeine eiskalte Stirn, ſie rief ihn mit zärtlichem Namen, ſie liebkoſte ihm, wie einem weinenden Kinde, das man zu hart geſtraft. Nach wenigen Momenten kehrte ſein Bewußtſeyn wieder, er blickte um ſich, und ſchien einigermaßen zu erſchrecken, ſich in den Armen ſeiner Quälerin zu finden. Mit einigem Ungeſtüme, ſo weit ſeine noch immer unſichern Kräfte es geſtatteten, riß er ſich von ihr los.

Lebe wohl, Henriette, ſagte er finſter und entſchloſſen. Mich zu martern, war ſeit dem erſten Tage, wo ich dich kennen lernte, dein Beſtreben. Es iſt dir vollauf gelungen; du haſt meine Kraft gebrochen, die noch zu ernſteren Dingen ausreichen ſollte, und deine jetzige Untreue gibt mich der Verzweiflung preis. Du wirſt mich nicht wiederſehen; aber bei meiner Ehre, dem Glücklichen, der mir deine Liebe raubte, der mich jetzt verhöhnen konnte, gönne ich die Lebensluft nicht. Deine Gunſt ſoll ihm tödtlich werden, dies iſt mein letzter Schwur für dich. Ich hielt dir Wort mit meinen einſtigen Liebesſchwüren, mit denen ich Schmerz und Schande erhandelte; ich werde auch jetzt Wort halten.

Er verbeugte ſich und ging. — Hektor! rief ſie ihm ſchmerzlich nach, und machte eine Bewegung, ihn zu halten. Er aber winkte abwehrend, und bald war er in der Dunkelheit verſchwunden.

Digitized by Google

In tiefes Nachdenken verſunken ſtarrte Henriette den Boden an, wo er, der einſt von ihr Geliebte, jetzt Geſchwächte und Verrathene, geſtanden, wo ſeine Liebe und ſeine Rache ihr noch einmal mahnend gegenübergetreten waren. Da fühlte ſie ſich plötzlich an der Hand gefaßt. Mit einem Schrei der Ueberraſchung trat ſie zurück, aber in dem nämlichen Augenblicke flüſterte eine bekannte Stimme ihren Namen.

Ha, du biſt es Bernhard, ſagte ſie beruhigter, aber gleichwohl ſcheu umblickend, als befürchte ſie einen gefährlichen Zeugen. — Geh' Bernhard! fügte ſie, ihn leicht von ſich wegdrängend, hinzu: uns droht Gefahr. Laß mich, und geh' mit Vorſicht nach deinem Hauſe!

Du biſt ja ſo kalt und ſeltſam, erwiderte er befremdet, und harrte vergebens auf einen Gegendruck ihrer Hand. Sollte dein Zuſammentreffen mit Klettenberg — —?

Sprich mir nicht davon, unterbrach ſie ihn angſtvoll. O! ich habe ihn ſchwer betrogen, ihn unſäglich gemartert, den Armen!

Dein Mitleid redet ihm eifrig das Wort, ſagte Bernhard gereizt.

Laß' mich heute, Bernhard! bat ſie haſtig und zerſtreut. Sein Anblick, ſeine Worte haben all' meine Schuld mir wieder vor die Seele geführt. Morgen werd' ich ruhiger ſeyn. Verlaß mich für heute, gönne mir Erholung!

Es ſey, Henriette, aber erſt einen Abſchiedskuß! drängte er feurig.

Gut, aber dann geh'! — Sie duldete ſeinen Kuß, ohne ihn zu erwidern. Aber in demſelben Augenblick erſcholl nahe hinter ihnen ein gellendes Hohngelächter, und Bernhard taumelte, heftig auf die Schulter geſchlagen, zur Seite. Er riß ſeinen Degen aus der Scheide.

Hektor! ſchrie Henriette außer ſich, als ſie jetzt den Störer gewahrte.

Teufel! knirſchte Bernhard. Alſo euch, Herr von Klettenberg, verdanke ich dieſen Schlag?

Errathen, Herr v. Stallburg! entgegnete dieſer mit furchtbarer Kälte.

Ich werde dieſen Schlag nicht von der Stelle tragen, ohne ihn mit Blut abgewaſchen zu haben! fuhr Bernhard mit ſteigendem Grimme fort.

Das wird euch Ehre machen! erwiederte Klettenberg und zog gelaſſen ſeinen Degen.

Verzweiflungsvoll warf ſich Henriette zwiſchen die beiden Feinde; aber vergebens. Die öde Nacht gab ihren Hilferuf im todten Wiederhalle zurück; nirgends ließ ſich eine menſchliche Seele erblicken. Der jähzornige Stallburg, blind vor Wuth, ſtieß ſie unſanft von ſich, ſo oft ſie ihn vom Zweikampfe abhalten wollte, und Klettenberg wies ſie mit kaltem Ernſte zurück. Die Angſt, welche ſie für das Leben beider Feinde an den Tag legte, diente nur, die gegenſeitige Eiferſucht und Wuth der letzteren zu vermehren. Da ſtürzte ſie endlich verzweiflungsvoll hinweg, Willens, Beiſtand zu ſuchen wo es immer ſey.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Zigeuner-Abentheuer.

(Fortſetzung.)

Der Fremdling hörte ſeiner Erzählung aufmerkſam zu, und als ſie beendet, bat er Wirton, ihn zum alten Laird zu geleiten. „Ich werde mit Sir Walter darüber ſprechen," ſprach er, „ich glaube, Euch die Hoffnung machen zu dürfen, daß ich Ediths Hand für Euch erlange." — Vergeblich hatte Arthur verſucht, ihm dieſen Plan auszureden, er mußte mit Jenem den Weg nach Balmeny einſchlagen. Als ſie den Saum des Waldes in der Nähe des Schloſſes erreicht hatten, wollte der Fremde allein zu dem Alten gehen und bat Wirton, hier ſeiner Ruckkunſt zu harren. Jener war bald an der Wohnung, und da die Thür offen, ſo trat er ohne weitere Förmlichkeit bei Sir Walter ein, wie Einer, der gewiß iſt, gut empfangen zu werden. »Gottfried von Balmeny« ſprach er zu dem Hausherrn gewendet, der in einem Armſtuhl neben ſeiner Tochter ſaß, »ich erlaube mir, Euch zu begrüßen;« er nahm einen Seſſel und ſetzte ſich dem Hausherrn gegenüber.

»Seid mir willkommen, edler Herr,« grüßte dieſer; »was bringt Euch unter mein Dach?«

»Entſchuldigt meine Frage,« erwiederte der Fremdling; »iſt dieſe junge Dame hier die Erbin von Balmeny?«

»Sie iſt meine Tochter,« war die Antwort. »Betrifft Euer Beſuch dieſelbe?

»Sonder Zweifel, da ich gekommen bin, um ihre Hand anzuhalten.«

»Und Euer Namen, mein Herr? Wollt Ihr ihn nicht wiſſen laſſen?« ....

»Mein Namen? ... Mein Namen iſt Jakob Stuart, ich hoffe, er mißfällt Euch wohl nicht?«

»Es gibt keinen ſchöneren Namen im ganzen Königreiche,« verſetzte Sir Walter; »daß die Stuarts beim Könige wohl gelitten ſind, iſt bekannt.«

»Ich freie Miß Edith nicht für mich, bin nur der Brautwerber für einen Andern, deſſen Namen ich Euch ſagen und dazu fügen will, daß er reicher iſt, als Eure Erbin.« —

»Sein Name? ſein Name?« rief lebhaft der Vater des ſchönen hocherröthenden Mädchens, »ich bitte Euch, wie heißt er?«

»Sein Name iſt Arthur Wirton!« erwiederte ruhig der Fremde.

Bei dieſen Worten flammte hohe Zornesröthe in Sir Walters Geſichtszügen auf. — »Pack dich zum Henker,« rief er, »verlaß augenblicklich meine Schwelle, nichtswürdiger Grobian, ſuche nur ſchnell deinen ſaubern Genoſſen auf, wofern du deinen Rücken nicht von den Zähnen meiner Hunde zerfleiſcht und von den Peitſchen meines Geſindes zerſetzt ſehen willſt!«

In dieſem Moment ſtürzte Arthur erhitzt, ſchweißtriefend ins Zimmer und rief dem Unbekannten zu: Eilt, rettet Euch, die Zigeuner haben unſere Fährte entdeckt, und ſind uns auf den Ferſen.«

»So mögen ſie kommen,« erwiederte der Fremde entſchloſſen, »ſollten dieſe Zigeuner auch noch ſo zahlreich ſeyn, ſo werden ſie nichts gegen dieſe Mauern und Eichenthore vermögen.«

»Glaubt ihr denn, junger Mann,« rief der Gutsherr jetzt ſpöttiſch, »daß ich aus Gefälligkeit und Dienſtfertigkeit für Euch darein willigen werde, mein Haus belagert, mein Vieh weggetrieben zu ſehen? geht, verlaßt augenblicklich dieſen Ort!«

»Nun gut, ſo laßt uns gehen,« ſagte der Fremdling zu Wirton. »Gehabt Euch wohl, Laird von Balmeny, Ihr ſeid ein Schotte, und ein Stuart iſt durch Euch ſeinen Feinden überliefert worden!« — Die Aufregung, mit welcher dieſe Worte geſprochen wurden, machte

einen tiefen Eindruck auf Sir Walter. »Nimmermehr, ihr Herren!« ſprach er und gab ſich Mühe, ſeine Verwirrung zu verbergen, »nie ſoll man ſagen, daß der, welcher in meinem Hauſe einen Zufluchtsort geſucht, ihn im Augenblicke der Gefahr nicht gefunden habe. Der Beſitzer von Baimeny wird Euer Vertrauen nicht täuſchen. Bleibt hier; ich will ſehen, mit welchem Feinde Ihr es zu thun habt.« Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer.

»Ha, du hübſcher Junge!« ſprach der Unbekannte, indem er ſich an ein Kind von 12—14 Jahren wandte, das gerade am Heerde ſich damit beſchäftigte, ein großes, zwiſchen Roggenbrod gelegtes Stück Schinken zu verzehren. »Wollteſt du nach Schloß Wemys laufen, und eine Bolſchaft an Sir David ausrichten? dir ſoll dafür ein Jakobus (kleine Goldmünze) werden.«

»Gerade jetzt, gewiß nicht,« antwortete der Knabe. Der Unbekannte zog die Börſe, nahm daraus zwei Jakobus, in der Hoffnung, den Knaben damit zu locken. »Dieſe gelben Dinger da,« ſagte dieſer in ſeinem ſchottiſchen Kauderwelſch, »die haben keinen Werth für mich; aber wenn Ihr mir das geben möchtet, fuhr er fort, indem er auf einem prächtigen Dolch zeigte, den man aus dem Gürtel des Fremden hervorſchimmern ſah, dann würde ich Euch gleich den Botengang thun!«

Dieſer erſtaunte nicht wenig; er gab dem Jungen den ſo ſehr gewünſchten Dolch in die Hand, und ertheilte ihm eben ſeine Inſtruktionen, als der Schloßherr wieder eintrat und ihm ſagte, daß er die Zigeuner geſehen habe, deren Zahl ſich auf mehr als 100 belaufe, Weiber und Kinder mit eingerechnet.

»Wenn der kleine Burſche ihren Krallen entwiſcht,« ſagte der Fremde, »wird eine halbe Stunde hinreichen, ſie zu zerſtreuen.«

Da die Zigeuner noch eine Strecke vom Hauſe entfernt waren, wurde es dem kleinen William, ſo hieß das Kind, leicht das Haus zu verlaſſen, der einen für ſein Alter ungewöhnlichen Scharfſinn beſaß.

William wurde aber dennoch von einigen Zigeunern bemerkt, als er aus dem Hauſe trat; ſie zogen ihre Meſſer und liefen ihm entgegen, um ihm den Weg zu verſperren, er aber entſchlüpfte geſchickt ihrem Angriffe und erreichte mittelſt eines kleinen Umweges ſchnell das Geholz. Durch das Geſchrei ihrer Spießgeſellen aufmerkſam gemacht, verfolgten ihn die Zigeuner; doch der Knabe lief mit Blitzesſchnelle und gewann alsbald einen Vorſprung. Als jene die Erfolgloſigkeit ihrer Anſtrengungen einſahen, ließen ſie nach, ihn zu verfolgen. Gott ſey doch gelobt, William iſt gerettet, rief Edith. Doch kaum war dies Wort ausgeſprochen, als ſie bemerkte, daß ein Hund von mächtiger Größe auf der Fährte des Knaben geblieben, der ſchon von Müdigkeit geſchwächt und deſſen Voranſchreiten nachgelaſſen zu haben ſchien. »Möge ihm Gott helfen,« ſagte Edith unter Thränen; »William iſt verloren, wenn die Dogge ihn erreicht haben wird.« In der That näherte ſich auch zuſehends jeden Augenblick die Beſtie dem Knaben; dieſer hielt ein mit Laufen, machte Kehr, mit Blitzesſchnelle warf er ſich auf das wuthentbrannte Thier, als es auf ihn einſprang, und ſtieß ihm den Dolch in den Bauch, daß es todt vor ihm niederſtürzte, dann erhob er als Siegeszeichen den Stahl über ſein Haupt und eilte mit der vorigen Schnelle davon, ſo daß er bald wieder ihren Blicken entſchwand.

(Schluß folgt.)

Die Bickes'ſche Erfindung.

Da wir in unſern Blättern meheere günſtige Ausſprüche über dieſe Erfindung gegeben, ſo wollen wir nun auch diejenigen nachtragen, die ungünſtig für dieſelbe lauten. Man lieſt in der „Didaskalia:“

Die Erfindung des Hrn. Bickes, welche das Glück der Landiente zu gründen verheißt, iſt ſchon viele Jahre alt. Die Noth des Jahres 1842 verlief ihren furchtbaren Gang neben dem verhüllten Geheimniß der Bickes'ſchen Erfindung. Auch dieſes Jahr dürfte uns ein Mißjahr treffen (?); die Noth ginge ihren eiſernen Gang und das Geheimniß ginge, ſtill berechnend, nebenher ſeinen leiſen Aktientritt.

Nun einige beſcheidene Worte zur Beleuchtung der Erfindung des Hrn. B.

Die Erfindungen in allen Wiſſenſchaften, namentlich in der Mechanik, machen dem menſchlichen Verſtande Ehre; der Menſch darf ſich etwas darauf einbilden Wenn aber derſelbe, Naturgeſetze umzuwandeln, in ſeinem Erfindungseifer ſich erdreiſtet, ſo denkt er nicht mit Beſcheidenheit, daß es Dinge gibt, die außer dem Kreiſe ſeiner möglichen Wirkſamkeit liegen. Alle bisherigen erſprießlichen Erfindungen haben mit den ewig unwandelbaren Geſetzen der Natur nicht in Widerſpruch geſtanden; im Gegentheil, ſie haben ſich auf Naturgeſetze gegründet.

Die Pflanzen des Hrn. B. ziehen angeblich ihre vollſtändige Nahrung ans der Luft und der Boden iſt ihnen blos leeres Gefäß.

Um uns aus dem Kreiſe des blos Phantaſtiſch-Möglichen in die nothwendige Schranke des Wirklich-Möglichen zu begeben, müſſen wir die Natur und Beſchaffenheit der Pflanzen betrachten. Sind die Wurzeln etwa nicht für den Zweck da, die Nahrungsſtoffe aus der Erde aufzunehmen? —

Das Naturgeſetz vor der neuen Erfindung war dieſes: die lieben Pflanzen ſogen ihre Nahrung aus dem Boden, verweſenden Miſt, verweſende vegetabiliſche und animaliſche Stoffe. Zu dieſem Zwecke hatten ſie Wurzeln verſchiedener Art, die das Geſchäft der Aufſaugung verrichteten. Jetzt aber dürften dieſe Wurzeln, die der Schöpfer als nothwendig erkannt, ziemlich wegfallen.

Die Pflanzen nehmen zwar auch Stoffe aus der Luft auf, Sauerſtoffgas, wie der Menſch Luft durch die Lungen, beſonders in der erſten Zeit ihrer Entwicklung; das weiß jeder gebildete Oekonom. Damit reichen ſie aber nicht aus, ſo wenig, wie der Menſch nur durchs Athmen leben kann. Sie bedürfen in der Periode der Samenkornbildung vielen Humus, mit andern Worten: verweſenden Miſt, verweſende vegetabiliſche und animaliſche Stoffe, die ſie vermittelſt ihrer feinſten Wurzelfaſern aufſaugen. Und jedem praktiſchen Oekonomen iſt bekannt, daß ſie in dieſer Periode ſichtbar zurückgehen, wenn dieſelben im Boden die vollſtändige Nahrung nicht finden. —

Iſt nun dieſes Naturgeſetz, daß die Pflanzen nach ihrer jetzigen unwandelbaren Einrichtung ihre meiſten Säfte aus dem Boden aufnehmen müſſen, nicht in Abrede zu ſtellen, wenn man richtige Vorſtellungen von der Beſchaffenheit und Organiſation der Pflanzen ſich machen kann, ſo fallen die ſanguiniſchen Folgerungen, die die Annahme der Wahrheit des Bickes'ſchen Wunder-Mittels bewirkten, in das Gebiet der angenehmen Unterhaltung.

Digitized by Google

Allem Guten muß man Gerechtigkeit widerfahren laſſen; nur bei Uebertreibungen iſt es eine Pflicht, den Schleier ein wenig zu lüften.

Das Bickes'ſche Wundermittel, um ihm die rechte Stelle anzuweiſen, iſt ein **Belebungsmittel** oder **Reizmittel** und iſt vielleicht von den bis jetzt in Anwendung gebrachten das wirkſamſte. Als ſolches dürfte es immer den Zweck erreichen: unter günſtigen Witterungsverhältniſſen einem magern Boden die letzten Kräfte zu entziehen, wie dies der Mergel auch bewirkt. Daß dies aber, wenn man nicht blos für ein Jahr ſeine Berechnung zu ſtellen hat — wie ein abziehender Pächter — auch nachtheilig ſeyn kann, beweiſt folgende Erfahrung: ein ganz ausgemergelter Acker iſt auch mit dem beſten Miſt nicht zu ſo ſicherem Ertrag zu bringen, als ein in mäßiger Dungkraft erhaltener. Ferner: die Reizmittel ſchaffen der Pflanze, beſonders in feuchten Jahren, ein gedeihliches Anſehen, gleich Treibhauspflanzen; aber, wenn der Boden keine nachhaltende Dungkraft hat, ſo verliert ſich die Auszeichnung in der Periode, wo die Pflanze ihr Samenkorn anſetzt. Auch hat man das Riſiko, daß die Künſtelei am Samen bei ungünſtiger Witterung oft ſchadet, weil die aufgeregte Keimkraft ſich ſelbſt zerſtört. Bei günſtiger Witterung und gutem Boden ſind die Reizmittel meiſtens vortheilhaft. Hier dürfte die eigentliche Sphäre der vortheilhaften Wirkung des Bickes'ſchen Mittels ſeyn. Und wir freuen uns, mit einem neuen Mittel bereichert zu werden, das die Vegetation befördert, wenn es auch das Wunder nicht bewirkt, wie man es von vielen Seiten zu glauben geneigt iſt.

Nun blieb uns noch übrig, beſonders für die Nicht-Oekonomen, Einiges zu ſprechen über die dokumentirten Fakta's der Reſultate der Verſuche des Hrn. B., welche als vollſtändige Beweiſe aufgeführt werden, gegen welche ſich Niemand erdreiſten ſoll, zu zweifeln.

Als ſchlagender Beweis werden beſonders die außerordentlich kräftigen Pflanzen beſchrieben und angeführt, welche in dem eigenen Garten des Hrn. B. in bloſem Rheinſande gewachſen ſind.

Sand und die ſchönſte Vegetation! Welcher Effekt, welches Wunder! Nicht aller Sand iſt ſo unſchuldig, wie man glaubt. Der Rheinſand iſt mit einem kaum ſichtbaren Schlamme durchzogen. Dieſer Schlamm iſt der wirkſamſte Dung. Er beſteht hauptſächlich aus verweſenden Fiſchleichen und andern vegetabiliſchen und animaliſchen Stoffen. Dies zur Aufklärung des Publikums. Wer ſich davon überzeugen will, betrachte ſich die Früchte ſolcher Aecker, welche am Fuße des Rheins, beſonders auch auf Auen, durch Ueberſchwemmungen von dieſem Sande überzogen ſind. Wird dieſer Schlamm noch durch chemiſche Auflöſungsmittel oder ſonſtige Reizmittel recht aufgelöſt, ſo verurſachter dieſe außerordentliche Wirkung, dieſe merkwürdige Vegetation. Hier iſt doch kaum zweifelhaft, ob die Pflanzen im Garten des Hrn. B. ihre Nahrung aus der Luft genommen haben!

Was nun die dokumentirenden Unterſchriften der glaubwürdigen Herren anbelangt, ſo beſtätigen dieſe größtentheils nur einen lebhafteren Wuchs, den wir auch keineswegs beſtreiten wollen, da er ſich auf die erſte Zeit der Vegetation bezieht. Wenn dieſe vorüber iſt, ſo verliert ſich der Unterſchied gegen andere nicht gebickeſte Früchte, und von größerem Ausdruſch haben wir keine beſcheinigende Unterſchriften geleſen. Auffallend genug aber heißt es im Plane des Hrn. B., wo ein ſo lebhafter Wuchs ſichtbar ſey, brauche man nach dem größeren Ertrag gar nicht zu fragen. Wo ein Pferd friſch hinmiſtet, zeichnet ſich die Vegetation aus bis zur Samenkornbildung; dann hört das Wunder ziemlich auf, und nur das Stroh iſt größer. Sonderbar, daß wir von den mißlungenen Verſuchen des Herrn B. keine Bekanntmachung zu leſen bekamen.

Um die Wundererfindung recht hervorzuheben, hat man ſogar behauptet, in der Landwirthſchaft, ſo vielfach man ſich auch bemühete, ſie zur Wiſſenſchaft zu erheben, ſo ſey dies doch noch nicht gelungen.

Hier muß zur Ehre Thärs geſagt werden, daß es dieſem vollkommen gelungen iſt, dieſes Fach aus dem Empirismus herauszureißen, es zur Wiſſenſchaft zu erheben. Noch darf nicht unerwähnt bleiben, daß es für die ſehr ehrenwerthen Repräſentanten, Vervollkommner und Pfleger dieſer Wiſſenſchaft, einen Oekonomierath Zeller, Regierungsrath Albrecht, Pabſt u. ſ. w. eben ſo wenig gerecht iſt, zu ſagen: ihre Leiſtungen für die Aufklärung in dieſem Fache ſtünden gänzlich im Schatten, als ausgemacht, ob die Wiſſenſchaft wirklich umgeſtaltet wird durch Hrn. B. Würde Herr Oekonomierath Zeller das ihm zugedachte Schiedsrichteramt abgelehnt haben, wenn ihn die wiſſenſchaftliche Einſicht nicht abhielt?

Koſtheim, bei Mainz, **29.** Mai **1843.**

Karl **Garkoch**, Oekonom.

Erklärung.

Die Erfindung des Hrn. Bickes: den Boden ohne Dünger anzubauen, hat ſich am hieſigen Orte im vorigen Jahre nach ſorgfältig geleiteten Verſuchen mit vielen Feldfrüchten, Gemüſe- und Blumenpflanzen **durchaus nicht bewährt.**

Die ausführlichen Berichte hierüber in landwirthſchaftlicher und gärtneriſcher Beziehung ſind amtlich niedergelegt, und es können Abſchriften davon beſorgt werden.

Zu dieſer Erklärung — **ein für allemal** — findet ſich durch die in der Didaskalia erſchienene **höchſt übertriebene Lobpreiſung** bewogen

Frankfurt a. M., **1.** Juni.

Das Inſtitut für Garten- und Feldbau.

Correſpondenz.

Darmſtadt, 4. Juni.

Das Reich des ſeitherigen Regiſſeurs der Oper und des Schauſpiels unſeres Hoftheaters, des Heldenſpielers Becker, iſt zu Ende. Er iſt ſeiner ſeitherigen Functionen enthoben und die Regie interimiſtiſch den Herren Fiſcher und Steck übertragen worden. Becker bleibt vorerſt noch bei unſerer Hofbühne. — Die beiden früher in Mainz engagirt geweſenen jungen Damen Marie und Georgine Fürſt ſind für **1400** fl. auf ein Jahr unſerer Hofbühne gewonnen. Beide Mädchen haben viel Talent. — Mad. Pirſcher gaſtirt vier Wochen in Bamberg. — Reichel, der namentlich als »Marcel« in den »Hugenotten« ſehr gefiel, wird hier engagirt werden, wenn er ſeine etwas hohen Forderungen ermäßigt. — Ferd. Freiligrath verweilt ſeit einigen Tagen hier. — Von Bacherer erſcheint in den erſten Tagen bei Leske dahier ein in mehrfacher Hinſicht intereſſantes Buch »Michel Teut.« —ſ—

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 70. Sonntag, 11. Juni 1843.

Gold und Blut.

Erzählung aus der Vorzeit.

(Fortſetzung.)

Froh, des Hinderniſſes ledig zu ſeyn, fielen, trotz der dichten Finſterniß, Klettenberg und Stallburg einander heftig mit dem Degen an. Die Dunkelheit begünſtigte bald die Fechtkünſte beider Theile, bald war ſie ihnen hinderlich. Es war endlich nur noch der Zufall, der Hiebe treffen ließ und abwendete. Die Kämpfer ſchlugen und ſtachen wirr und planlos auf einander zu, und von Zeit zu Zeit verkündete ein unterdrückter Schmerzlaut, daß eine Klinge ihren Treffer gemacht habe. Zuletzt waren die Feinde einander ſo nahe gekommen, daß ſie, Bruſt an Bruſt liegend, Jeder das blutgierige Pochen des fremden Herzens fühlte, und daß, während ſie mit der Linken ſich am Nacken oder am Haupthaare gefaßt hielten, ihre Degen nur noch kurze, dolchartige Stöße zu führen vermochten. Keiner wußte, welcher ſeiner Stöße getroffen oder verſagt; das Gefecht war durch die Finſterniß zu einem blinden, blutigen Glücksſpiele geworden, in welchem jeder Theil vollkommen leidend die tödtenden Gewinne oder Nieten hinnehmen mußte. Da gemahnte es Klettenberg plötzlich, als werde die linke Hand ſeines Gegners, die ſich krampfig mit den Nägeln in ſeinen Nacken eingefleiſcht hatte, ſchlaffer, und als verwandle ſich das haſtige Athmen des Feindes in ein ſeltſames Stöhnen und Röcheln. Er vermißte mit Befremden das kräftige Gegenſtemmen des Feindes, und als er ihn losließ, brach derſelbe ſchwerfällig zuſammen und lag regungslos am Boden. — Stallburg war todt!

Klettenberg athmete tief auf; denn die Bruſt des Gegners hatte ſo feſt auf der ſeinigen gelegen, daß ihm das Athmen faſt ſchon unmöglich geworden war. Seine eigenen Wunden brannten heftig, denn Stallburgs Klinge hatte ihm Geſicht und Schulter zerwühlt, der ſtarke Blut-Verluſt drohte ihm die Beſinnung zu rauben. Gern wäre er fortgeeilt; denn der Anblick des Gemordeten, den ihm die Finſterniß in unſichern, bald verkleinernden bald furchbar ſich dehnenden und vergrößernden Umriſſen zeigte, flößte ihm ein unſägliches Grauen ein, und es war ihm, als ſollte der Todte jeden Moment zu einem geſpenſtiſchen Scheinleben erwachen, und ein haarſträubend unheimliches Spiel mit ihm beginnen.

Lärmen und Fackelſchein zogen ihn von dieſen ſchauerlichen Ideen ab, und er erkannte ſogleich die Größe der Gefahr, die ihm jetzt drohte. An Entfliehen war nicht zu denken; denn Wunden und Blutverluſt erſchwerten ihm jeden Schritt. Gleichwohl regte ſich in ihm der Trieb der Selbſterhaltung mit unwiderſtehlicher Gewalt. Aus dem Gewirre fremder Stimmen, die ſich näherten, hörte er einigemal deutlich Henriettens Stimme heraus, und dieſer, einſt ihm ſo ſüße Laut verſetzte ihn jetzt in eine Wuth, die ihm für Augenblicke das Gefühl ſeiner vollen Kraft wiedergab. Er faßte ſeinen blutigen Degen, und ihn in gewaltſam ſchnellen Kreiſen vor ſich herſchwingend, hielt er die Häſcher, welche mit Stangen und Hellebarden heraneilten, eine geraume Weile von ſich zurück, und entfernte ſich dabei immer weiter von dem freien Platze, den die Domkirche beherrſchte. Sein Plan war, eine enge Seitengaſſe zu gewinnen, wo er ſich leicht rückenfrei machen und dann, von der Dunkelheit begünſtigt, ſeinen Verfolgern entfliehen könnte. Schon hatte er durch wüthende Degenhiebe zwei der letzteren wehrlos gemacht, und holte nunmehr zu einem nachdrücklichen Streiche gegen einen der hitzigſten Dränger aus; da ſchlug ihn rücklings ein anderer Häſcher mit ſeiner Stange über Schulter und Arm, daß er den Degen fallen ließ und zu Boden taumelte. Ehe er noch ſich wieder aufzuraffen vermochte, wurde er von mindeſt ſechs kraftvollen Fäuſten niedergedrückt, an Händen und Füßen geknebelt und mit Stallburgs Leichnam auf eine und dieſelbe Trage geworfen, daß das Blut des Mörders und des Ermordeten ſich vermiſchte und zuſammenrann.

Klettenberg war glücklich genug, von dem Allem nichts mehr zu empfinden. Der Schlag der ſchweren Stange hatte den ſchon ſo ſehr Entkräfteten betäubt. Bewußtlos ſchleppte man ihn zur Haft.

Wir haben in dem Vorhergehenden das kurze, blutige Vorſpiel weiterer, verhängnißvoller Vorgänge gegeben. Es hat uns ſo ziemlich in die Mitte der Handlung verſetzt, und leicht werden wir von hier aus das ganze Bereich der Begebenheiten überblicken können.

In einem ziemlich leidlichen Kerker der freien Stadt Frankfurt ſaß Johann Hektor, Baron von Klettenberg, der Abenteurer, der wunderliche Träumer und Alchemiſt. Die kunſterprobten Hände, welche Gold zu machen ſtrebten, wurden durch Ringe aus plumpem Eiſenmetall eingezwängt. So war ihm für den Augenblick der Traum der Liebe und des Goldes zu Eiſen geworden, gehärtet in Blut; denn ſein Nebenbuhler, Stallburg moderte im Grabe, und aus dem Gewirre dunkler, unklarer Ahnungen blickte das Schwert eines Scharfrichters nach des Mörders Nacken.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Zigeuner-Abentheuer.

(Schluß.)

„Wie froh bin ich, daß ich dem jungen Helden meine Toledanerklinge gab,“ ſprach der Unbekannte mit einer Thräne im Auge und einem Tone, der Bewunderung und Freude zugleich ausdrückte. »Ich wette um eine meiner Grafſchaften, daß aus dem Knaben noch ein tapferer Ritter werden wird.«

Kaum waren ihm dieſe Worte entſchlüpft, als ſich der Schrecken auch im Geſichte des Laird ſpiegelte, der bis jetzt noch am meiſten Feſtigkeit zu zeigen ſich bemüht hatte. Plötzlich nahm er ſein Barett vom kahlen Haupte, beugte eines ſeiner altersſchwachen Knie und fragte mit bewegter Stimme: »beim allmächtigen Himmel! Herr, ſprecht, ſagt mir, ſeyd Ihr nicht der König?«

Ja, mein alter Freund, ich bin es! ſagte gnädig der König; Jakob von Schottland ſteht vor Euch. —

Mein König! mein Herr! rief der alte Laird unter Thränen, meine Perſon, mein Blut, meine Habe gehört Euch! — Wie könnte ich Euch kaltblütig in Lebensgefahr von dieſen erbärmlichen Landſtreichern bedroht ſehen?

Fürchtet nichts für mein Leben, Laird v. Balmeny, erwiederte der König mit hoher Würde, ich bin nicht zum Opfer dieſes Geſindels auserſehen, denn Sir David wird uns zu Hilfe kommen. Unterdeſſen hielt ſich Edith und Arthur ſprachlos umſchlungen im Hintergrunde des Zimmers, bis das Wüthen und Fluchen der Zigeuner, die eben unten im Hauſe angelangt waren, ſie aus ihrer ſüßen Betäubung brachte.

Nun gilt es darauf zu denken, daß wir die Gefahr dieſer Stunde abwenden, ſprach der König, jeder begebe ſich an ſeinen Poſten und thue ſeine Schuldigkeit. Er trat an ein Fenſter und ſah mit Staunen, daß ein Theil der Zigeuner, nachdem er ſich von der Dauerhaftigkeit der Eichenpforte überzeugt hatten, den Weg nach dem Gehölz einſchlug, während die Andern unbeweglich das Haus umlagerten, und ſogar mit ihrem Geſchrei und Fluchen einhielten.

Bald darauf kamen die Zigeuner wieder aus dem Wäldchen zurück unter ſchauderhaftem Siegesgeheul einen mächtigen Baumſtamm heranſchleppend; mit Schrecken erriethen die Belagerten den Gebrauch, den die heimatloſen Räuber davon machen wollten. —

Meine Thür kann den Stößen dieſes eichenen Mauerbrechers nicht widerſtehen; nur zu bald wird ſie eingeſtoßen ſeyn und vor meinen Augen wird mein König unter meinem Dache der Rache des Auswurfs der Menſchheit anheimfallen, ſagte dumpf Sir Walter in verzweiflungsvollem Schmerz.

Der König von Schottland war berühmt wegen ſeiner Stärke, von der er hundert Proben auf dem Schlachtfelde und in gefahrvollen Abentheuern, zu denen ihn ſein ritterlicher Geiſt anſpornte, abgelegt hatte, aber beim Anblick dieſes Eichenklotzes, der in wenigen Minuten die Thüre ſprengen und ihn der ſchrecklichen Rache dieſer Barbaren überliefern könnte, vermochte er nicht, ſich eines Schauderns zu erwehren.

Es geſchehe, wie Gott will, ſprach er dumpf. Der König, Sir Walter und der junge Wirton ſtellten ſich auf der letzten Treppenſtufe auf, mit dem Entſchluſſe, ihr Leben theuer zu verkaufen, und die Frauen ſtiegen in das obere Stockwerk empor, wo ſie ſich in brünſtigem Gebete niederwarfen. —

Man vernahm von Außen herein die Befehle des Häuptlings, der die Zigeuner zum Kampfe aufmunterte. Seine Stimme ward übertönt von Klirren der Waffen und dem Geſchrei derer, die ſie führten. Sich ſtets verſtärkendes Gejauchze, das einem durch Mark und Bein ging, bezeichnete den Beginn des Angriffs, und von dem mächtigen Eichenſtamme erdröhnte wankend die Pforte. Taktmäßig wiederholten ſich die Stöße, ſtets heftiger wurden dieſelben, die Angeln ſprangen aus ihren Ringſchrauben, noch wenige Schläge und die Pforte war eingeſchlagen. Nun praſſelte ſie mit großem Getöſe zuſammen; in dichten Haufen drangen die Belagerer herein, und ſtürzten ſich, da ſie im Hofe und Erdgeſchoſſe Niemand fanden, gegen die Treppe hin. Rachedurſt erglühte auf ihren Geſichtern und dicke Schweißtropfen rannen von ihren gerunzelten Stirnen.

So ſchrecklich auch dieſe Scene war, iſt's dennoch dankbar, daß ſie es noch mehr wurde durch ihre nothwendigen Folgen. Die erſten, welche die Treppen erſtiegen, zahlten theuer ihre Kühnheit, ſie ſanken unter den Streichen des Königs und Arthurs. Neue Waghälſe folgten ihnen und theilten das Geſchick ihrer Genoſſen. Eine Schichte von Todten und Verwundeten zuckte und blutete unter den Füßen der Stürmenden, die ſich immer wieder erneuerten. Der unverhoffte hartnäckige Widerſtand und die ungewöhnliche Tapferkeit imponirte den Landſtreichern, deren Wuth ſich zu legen begann.

»Wir wollen räuchern,« rief eine rauhe Stimme aus dem Haufen, »wenn ſie ſich nicht auf Gnade oder Ungnade ergeben. Ja, röſten wollen wir ſie, rief die Menge, und hüpfte wie ein Haufen Froſche davon, ſich anſchickend alles Brennbare zuſammen zu raffen, was ſie in Eile im Bereiche des Hauſes zur Ausführung ihres gräßlichen Planes aufbringen konnten.

Alle Hoffnung auf Rettung bemächtigte ſich der Gemüther des Königs und ſeiner Genoſſen, als ſie die weiche Stimme Ediths vernahmen, die ihnen freudig zurief: »Wir ſind gerettet, unſere Retter nahen, ich ſehe den Lord Weyms an der Spitze ſeiner Gewappneten!« — »Seid Ihr deſſen ſicher, was Ihr ſprecht,« entgegnete der König gepreßt und ſetzte leiſe hinzu: »beim Tiſche Gottes, es wäre die höchſte Zeit, unſer junger Freund wankt, er blutet, er iſt am Schenkel verwundet. »Ja, Herr, tönte Ediths Stimme zurück, die Bewaffneten nähern ſich uns ſo ſchnell, als ob ihre Pferde Flügel hätten; ich habe einen Reiter auf braunem Roſſe bemerkt, der alle ſeine Genoſſen überholt habt, nur von Zeit zu zu Zeit wendet er den Kopf um, ſeine Gefährten zu verdoppeltee Eile anzuhalten.« —

»Treuer David! du biſt werth, von ſolch edlem Renner getragen zu werden,« ſprach der König, indeß ein Strahl von Freude aus ſeinem Auge blitzte, — bald darauf ertönte Pferdehufſchlag und ein Geſchrei von Außen zeigte den Vertheidigern an, daß die Befreier erſchienen waren. Nun erzitterten die Zigeuner, die in eiligſter Flucht ihr Heil ſuchten; manche wurden niedergehauen, denen es nicht gelang, das Gehölz zu erreichen.

»Dank innigen Dank, mein David!« ſprach der König zu dem Anführer der angekommenen Schaar, der ein Knie vor ihm beugte. Du biſt gelegen gekommen, um uns aus den Krallen des Geſindels zu befreien. Eigentlich gehören die Sporen einem, der ſo würdigen Gebrauch davon zu machen weiß. — Und nun, da die Gefahr vorüber iſt, ſprach er zum Laird von Balmeny, der ganz freudetrunken vor ihm ſtand, muß

ich Euch daran errinnern, Ihr ſaget mir, es gäbe nichts in dieſem Hauſe, worüber ich nicht nach Gutdunken verfügen könnte!« —

»Gewiß, mein König, ich hab's Euch verſprochen,« ſprach Sir Walter. —

»Nun gut, ſo überlaßt mir das ſchöne Fräulein hier!«

»Verfügt über ſie, wie es Eure Gnade für gut findet,« ſprach der Vater nicht ohne einiges Zögern, da er begriff, was jetzt ſolgen würde.

»Werdet aber auch Ihr mir gern geborchen, ſchöne Edith?« und ohne die Antwort abzuwarten, die er im Purpur ihrer Wangen zu leſen glaubte, trat er zu ihr an den Stuhl, in welchem der verwundete Wirton ſaß, »ich nehme das Geſchenk Eures Vaters an, wie reizend und lockend es auch iſt, ſo verzichte ich auf dieſes Kleinod zu Gunſten deſſen, der für mich geblutet, mein Leben gerettet, der heute ſich unſerer Freundſchaft und Achtung würdig gezeigt hat. Arthur, Euch gebe ich Edith. Ihr werdet hoffentlich geſtehen, daß ich ein Mittel gefunden habe, Euch meine Schuld zu vergüten. Nehmt ihn zu Euerm Gatten, Edith, und in Euren Augen, Sir Walter, wird es nun nicht mehr nöthig ſeyn, ſein Verdienſt geltend zu machen?« —

Verſchiedene Todesarten für verſchiedene Stände.

Das Sprichwort ſagt: „Einen Tod kann der Menſch nur ſterben!" allein dies iſt nur relativ wahr, denn eben ſo, wie es für viele Stände eine eigene Gattung der Trunkenheit gibt, eben ſo haben viele Stände ihre eigene Todesart. Z. B.:

Der Muſikant — pfeift aus dem letzten Loche.
Die Wäſcherin — hat ausgerungen.
Der Kutſcher und der Poſtillon — ſind abgefahren.
Der Todtengräber — ſinkt in die Grube.
Der Müde — legt ſich zur Ruhe.
Dem Zahnarzt — thut kein Zahn mehr weh.
Die Juden — kommen in Abrahams Schooß.
Der Reiter — galoppirt ab.
Der Schnitter — beißt in das Gras.
Der Unglückliche — haucht den letzten Seufzer aus.
Der Seiltänzer — macht einen Sprung in das Jenſeits.
Der Schwätzer — wird ſtumm oder ein ſtiller Mann.
Der Schläfrige — ſchließt die Augen.
Der Wanderer — geht zur Heimath ein.
Dem Weber — ſchneiden die Parzen den Lebensfaden ab.
Der Thürſteher — hat es überſtanden.
Der Neugierige — ſieht ſich in jener Welt um.
Der Reiſeluſtige — macht eine Reiſe in ein unbekanntes Land.
Dem Uhrmacher — iſt ſeine Uhr abgelaufen.
Dem Sandkärrner — verrinnt das letzte Sandkorn.
Der Kaufmann und der Gaſtwirth — ſchließen ihre Rechnung ab.
Der Schiffer — zahlt ſein Fahrgeld an Charon.
Der Laufer — ſetzt kein Bein mehr vor das andere.
Der Sänger — thut den Mund nicht mehr auf.
Dem Schreier — iſt der Athem ausgegangen.
Dienſtboten — hat der Herr zu ſich genommen.
Kleine Kindlein — werden unter die Engel verſetzt.
Der Gatte, die Gattin — blicken von dort oben auf die Ihrigen herab.
Die Liebenden — ſchließt Freund Hain in ſeine Arme.
Der Trinker — hat das letzte Glas getrunken.
Der Zeitungsſchreiber — ſchickt uns Berichte von Jenſeits.
Der Höfliche — ſagt der Welt Valet ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Correſpondenz.

Frankfurt, 8. Juni.

Der Termin der Wiedereröffnung unſeres Theaters iſt zwar auf den 10. d., alſo übermorgen, beſtimmt, allein die Vollendung der Reſtauration wird noch einige Tage mehr in Anſpruch nehmen. Sie wird, nach Allem, was man hört, ſehr prachtvoll ausfallen. Thaliens Prieſter und Prieſterinnen finden ſich, in ſofern ſie abweſend waren, allmählig wieder ein. Auch Hr. Meck, der in Zürich gaſtirte und, wie man hört und wie vorauszuſetzen war, mit vielem Beifall, iſt wieder hier und es ſteht zu hoffen, daß dieſe Kunſtreiſe, die er als Schauſpieler und nicht als Mitdirector unſres Theaters unternommen, nicht ohne günſtigen Einfluß auf eine würdige Umgeſtaltung des Schauſpiel-Repertoirs bleiben werde. Der Kaſſe ſoll gedacht, der Kunſt muß ihr Recht werden. Kapellmeiſter Guhr iſt noch nicht hier zurück und es iſt noch unbekannt, welche Schätze er für unſere Bühne auswärts gehoben. Wie man vernimmt, ſind unſerm Baiſon von mehreren Seiten glänzende Engagements-Anträge gemacht worden. Die Liebhaber, die zugleich bedeutende Charakteriſtiker ſind, ſind allerdings ſehr rar.

Die in Hamburg erſcheinende Modezeitung, »die Jahreszeiten,« redigirt und verlegt von Lenz, erweitert auch in unſerer Stadt durch ihr gediegenes Streben in literariſcher Beziehung. —ſſ—

✿

Hamburg, 3. Juni.

Mit dem »Landwirth« von Amalie von Sachſen und einem kleinen Luſtſpiel »Mentor«, in welch' letzterem er ſpielen mußte, ſchloß Baiſon geſtern Abend den Cyclus ſeiner Gaſtrollen auf unſerem Stadttheater. Dieſer in vielfacher Hinſicht bedeutendſte der jetzt lebenden dramatiſchen jüngern Künſtler erhielt nicht allein von unſerer eben ſonſt nicht ſchonenden Kritik die ehrenvollſte Anerkennung, ſondern machte auch in ſeinen zwölf Gaſtvorſtellungen immer ein ſo volles Haus, erntete an jedem Abend ſo rauſchenden Beifall, daß die Direction bemüht iſt, ihn auf weitere zwölf Vorſtellungen zu gewinnen. Es fragt ſich aber, ob Baiſon den nöthigen Urlaub von Frankfurt erhalten kann. Die Kunſtfreunde wünſchen ſein weiteres Spiel ſehr und er würde namentlich den »Hamlet« und den »Coriolan« nochmals wiederholen müſſen, wiewohl er jede der beiden Rollen ſchon zweimal mit dem größten Erfolge geſpielt hat. —h—

✿

Hamburg, 5. Juni.

Die franzöſiſchen Schauſpieler haben unſere Stadt verlaſſen, ohne, bei übrigens allgemeinem Beifall, von guten Geſchäften ſprechen zu können. Auch Baiſon iſt wieder abgereiſt und nimmt den lebhafteſten Antheil und den aufrichtigſten Wunſch mit, ihn ſtatt Hendrichs engagirt zu ſehen. Sein Coriolan nach Tieck-Schlegel'ſcher Ueberſetzung hat nicht angeſprochen, wie trefflich er auch von Baiſon ſelbſt als Coriolan, Grunert als Menenius Agrippa und M. Lenz als Volumnia geſpielt wurde. —ſ—

Leipzig, 4. Juni.

Ununterbrochen tobt ſeit mehreren Wochen in unſrer Journaliſtik (mit alleiniger Ausnahme der »Deutſchen Allg. Zeitung,« die ſich in ihren leitenden Artikeln eher über die oeemeintlichen deutſchen Intereſſen im Monde, als über die zunächſt liegenden Feagen der Gegenwart ausläßt) der Kampf um die gegen Ende der Meſſe von dem — um in ächtem Leipziger Dialecte zu reden — »ſelbſtgebackenen« Profeſſor Quirin Müller im Gewandhausſaale gegebene Akademie, d. h. Darſtellung zum Theil antiker Kunſtwerke durch lebende Perſonen, welche mit Ausnahme fleiſchfarbiger Tricots, deren Anlegung von der ſtädtiſchen Behörde, um dem ſich erhebenden Sittlichkeitsgefühle einiger Maßen Genüge zu thun, zur Bedingung der Erlaubniß gemacht worden war, nur mit derjenigen ſpärlichen Bekleidung angethan waren, welche das gerade darzuſtellende Original vorſchreibt. Publiciſtiſche, belletriſtiſche, kunſtſinnige, muſikaliſche ꝛc. ꝛc. Blätter laſſen fortwährend ein Kreuzfeuer unter einander ſpielen, bei welchem es an den Meuchelwaffen der Verdrehung, des abſichtlichen Mißverſtehens, der Verdächtigung, mit einem Worte: der Perfidie nicht fehlt. Die belletriſtiſchen Journale, welche faſt ſämmtlich die Intereſſen eines angeblichen Kunſtſinnes gegen das einfache und geſunde Sittlichkeitsgefühl in Schutz nehmen zu müſſen glauben, namentlich ſind es, die den freien Stimmen, welche ſich gegen dieſe ſittenloſen Tendenzen ariſtokratiſcher Salons erklären, Prüderie, Frömmelei, Angeberei u. dgl. andichten mochten; jedoch ohne Erfolg. Dem Stadtrathe, welcher durch ſeine Verſtattung gewiſſer Maßen als der Urheber alles dieſes Unfugs anzuſehen iſt, iſt aus der Reſidenz eine keineswegs günſtige Beurtheilung ſeines Verhaltens zugegangen, indem man ihn darauf hingewieſen hat, wie ſolche Zulaſſungen von Seite der Ortsbehörden keinen andern Erfolg haben können, als den beklagenswerthen, die Bemuhungen der Staatsregierung für Hebung der öffentlichen Sittlichkeit zu paralyſiren.

Unſere Theaterdirection läßt jetzt keine Gelegenheit vorüber, uns mit auswärtigen Genüſſen für den allgemach beginnenden und merkbar werdenden Zuſtand der Auflöſung ihrer ſelbſt zu entſchädigen. So gab in neueſter Zeit die franzöſiſche k. k. Hofſchauſpieler-Geſellſchaft von Wien bis kurz vor den Feiertagen 6 Vorſtellungen, dabei regelmäßig jedes Mal eine der Productionen Scribe's zur Aufführung bringend. Im Fluge der Durchreiſe nach London gewährte uns der magyariſche Tänzer Beſzter Sándor den Genuß einer Vorſtellung. Der Nachfolger des jetzigen Theaterdirectors, Dr. med. Schmidt, beſchäftigt ſich bereits mit allem Eifer mit den Vorarbeiten für die künftige Uebernahme der Anſtalt. Es ſteht wohl zu hoffen, daß er mit den ihm zu Gebote ſtehenden Kräften die Wünſche nach Befriedigung des Kunſtſinnes mehr berückſichtigen wird, als es Stadtrath und Stadtverordnete mit einer von H. Laube ꝛc. ꝛc. aus dem Literatenvereine eingereichten Petition gethan haben; zugleich wird er aber auch den von letztgenannten Herren beanſpruchten Einfluß auf die Bildung des Repertoirs kräftig zurückweiſen. Schwierigkeiten erwarten ihn in Menge und es gehört fürwahr ein hohes Maß von Liebe für die Kunſt dazu, um dieſer ein ſo einträgliches, wiſſenſchaftliches Unternehmen zum Opfer zu bringen, wie die von Dr. Schmidt bei O. Wigand hier ein Jahrzehend lang herausgegebenen Jahrbücher der in- und ausländiſchen geſammten Medicin ſind. Saphir hat uns wenige Tage nach ſeiner dritten, im Theater gehaltenen Vorleſung verlaſſen. In Frankfurt a. M. mochte man ſich aber getäuſcht haben, wenn man ihn in den nächſten Tagen daſelbſt erwartet hat. Saphir hat vielmehr die Richtung uber Halle nach Hamburg eingeſchlagen und den Hallenſern ließ er am 31. v. M. den Genuß einer Vorleſung zukommen. Seine Stelle iſt hier bereits durch die Ankunft Waleſrode's aus Konigsberg erſetzt — wenn Beider Humor überhaupt eine gegenſeitige Vergleichung zuläßt. Waleſrode hat ſich geweigert, gleich Jenem zum Beſten des Unterſtützungsfonds des Literatenvereins eine Vorleſung zu halten. Nach dieſem ſteht wohl zu fürchten, daß auch umgekehrt dieſer ihm ſeine Unterſtützung entziehen wird. —l—

Notizen-Blatt.

„Ich war geſteen nicht im Theater," ſagte ein Jouenaliſt zu einem Bekannten; „hat der neue Tenoriſt ſich hören laſſen und darf ich in meinem Blatte ſchreiben: gefallen?" — „O ja, erwideete der Bekannte, nur müſſen Sie nicht vergeſſen, das Wörtchen durch voran zu ſetzen."

Ein erfahrener Schullehrer erzählte die hier nachſtehende Anekdote, deren Held wegen ſeiner Geiſtesgegenwart Lob verdient. Eines Tages nämlich, als es glatteiste, kam ein Schüler ſehr ſpät in die Schule und antwortete, als er um die Urſache gefragt wurde: „Weil ich ſtets zwei Schritte rückwarts rutſchte, wenn ich einen Schritt vorwärts that." — „Aber," ſagte der Lehrer weiter, „ſo hätteſt Du auf dieſe Weiſe ja gae nicht hieher kommen können." — „Ich kehrte mich um und rutſchte hierherwärts, während ich nach Hauſe zuging."

In einer Geſellſchaft war von den Unruhen in Frankreich und auch von dem Herzoge von Oeleans, dem jetzigen Könige, die Rede. Eine Dame wollte Beleſenheit zeigen und ſagte: „Den Herzog von Orleans kenne ich nicht, aber von ſeiner Tochter, der Jungfrau von Orleans, habe ich ſchon Vieles gehöet und geleſen."

Friedrich Wilhelm I. von Preußen konnte nicht leiden, wenn Jemand über ſeine Gegenwart erſchrack und Betroffenheit zeigte. Eines Tages ritt er ſpazieren und bemerkte, wie ſich zwei Menſchen bei ſeiner Annäherung eilig in einen Nebenweg zueückzogen. Er ritt ihnen nach und fragte baeſch: „Warum verſteckt ihr euch vor mir?" Die Beteoffenen (zwei Betteljuden) antwoeteten: „Ach, gnädiger Herr! mer hebben uns gefoechten!" — „Ihe ſollt mich aber nicht füechten," rief der König, indem er vom Pferde ſprang und die Furchtſamen mit einigen Stockſchlägen aufmunterte, „lieben, lieben ſollt ihr mich!"

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzbueger Zeitung im Veelage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 71. Dinstag, 13. Juni 1843.

Gold und Blut.

Erzählung aus der Vorzeit.

(Fortſetzung.)

Nachläſſig ſaß Klettenberg auf ſeinem harten Lager, und ſpielte an den Ketten, die ihn feſthielten. Mit wiſſenſchaftlichem Eigenſinne beſah er ſich das alte Eiſen ſeiner Bande, das der Angſtſchweiß manches Verbrechers roſtig gemacht hatte, wiſchte und putzte mühſam daran, und freute ſich ſeines Glanzes.

O, jetzt nur einen Gran, nur ein Atom des philoſophiſchen Steines, — ſprach er zu ſich ſelbſt — und einige armſelige Holzkohlen, und ich verwandle dieſe ungeſchickte eiſerne Kette, die mich jetzt wund gedrückt hat, in Gold, in köſtliches, pures Gold, das ſich geſchmeidig und dehnbar von meinen Gliedern ſtreifen würde. Hei! wie ſchnell ſollten ſich dann die ehrlichſten Leute nach dir ſehnen, du alte verrufene Eiſenkette, deren Klirren jetzt die Schauder weltlicher Juſtiz vermehren muß; wie ruhig würden ſie ſich dann anſchmieden laſſen an dein goldnes Joch; wie höflich würden ſelbſt meine Feinde mir die theure Laſt erleichtern, wie würde ſelbſt Henriette — —!

Tod und Hölle, ſchrie er, als habe der Klang dieſes Namens ihn plötzlich wahnſinnig gemacht, und dabei ſprang er ſo heftig auf, daß die eiſernen Muskeln ſeiner Ketten ſich ſtraff anſpannten und ſchrillend laut wurden.

Er lachte wild, und wie mit ſchadenfrohem Spotte gegen ſich ſelbſt, blickte er die Ketten an. Schon gut, ſchon gut, höhnte er, ich entlauſe euch nicht, ihr feſten eiſernen Liebesarme, die ihr beſſer und treuer haltet, als die elaſtiſchen Arme eines Weibes, ſo leicht zuſchnappen, und eben ſo leicht ſchlaff werden! — Henriette iſt mir ein böſer Name, fügte er nachdenklich hinzu, und ich kann ihn doch nicht aus dem Kopfe bringen. Bald iſt es mir, als würde er mir von Nachtigallen vorgeflötet, und bald, als würde er mir von Raben vorgekrächzt. Ach! ich fürchte ſehr, daß die Raben das letzte Wort vor den Nachtigallen behalten werden!

Er ſank auf ſein Lager zurück, und die grellen, bunten Bilder ſeines Lebens gingen an ſeiner Seele vorüber, daß er über den unaufhörlichen Wechſel der Erſcheinungen bald heimlich lächelte, bald ſeufzte. Aber über all' dieſe Geſtalten ſeiner Erinnerung, ſeines Hoffens und Erwartens, ſpannte ſich mit eintönigem, feſtſtehendem metalliſchen Glanze ein goldener Himmel aus, den er in ſeinem halbwachen Hinbrüten gierig anſtaunte. Gold, Gold war es, was ſich wie ein blitzender, eherner Ueberzug, lebentödtend über alle ſeine Gefühle und Gedanken ſpann, ſie erſtickte, und zu goldenen Mumien machte.

Hätt' ich nur Gold! murmelte er, wie wollte ich die ſchnöde Welt bekriegen, mit dieſem unüberwundenen Metalle, wie ſollte es, tauſendfach ſchwerer als Eiſen, ſich auf ſie niederlaſſen, ſie toll machen, mit ſeinem gelben Baſiliskenblicke! Aber was red' ich von Gold? Gold iſt Nichts, Gold hilft Nichts, wenn man es nur beſitzt, es nicht zu ſchaffen verſteht, unmittelbar aus ſeinem unerſchöpflichen Quell trinkt. Hätt' ich den Stein, den königlichen Stein, dann wäre dieſes Eiſen nicht mehr Eiſen, es wäre Gold, Alles wäre Gold, was ich dazu machen wollte; denn alle Materie iſt nur unreifes Gold, iſt ein Embryo des Goldes, und wartet des köſtlichen Steines, aus dem ihr der Lebensfunke zuſpringen, ſie auf den Thron der höchſten Vollkommenheit erheben ſoll! Sprichſt du Das nicht deutlich aus, du angeſtammter Weiſer Philathea,*) der du Gold hervorgebracht, ſo wahr ich lebe und mich quäle?

Er zog ein Buch hervor, das er ſelbſt im Kerker ſich zu erhalten gewußt, und las: — Das Gold ſitzet als der oberſte Fürſt und Haupt aller Körper, ſo in dem mineraliſchen Reich begriffen ſind, deſſen Leib keine Gewalt zerſtören wird; das allergrauſamſte Feuer mag ſeinen Muth verzagt machen, es bleibt unverletzt in der Feuerflamme, welches nur die Unreinigkeiten davon abſondert und ſcheidet. Es wird genennt die irdiſche Sonne. Dem zunächſt an der Würde ſteht der Mond, oder das Silber, ſo ein zierlicher Leib iſt, welcher einige Theile von des Goldes Vollkommenheit nicht hat, jedoch begabt iſt, die Feuerflamme mit Beſtändigkeit auszuhalten. Die andern vier: Mars, Venus, Jupiter ſammt Saturno, haben ſo viele Kurdidät und Rohigkeit, daß ſie gering geſchätzt werden. Ueber dieſe ſechs Planeten iſt einer überblieben von ganz wunderbarer Natur; ſein Name iſt Merkurius; denn er alleine iſt der Götterbote. Er iſt in ſeinem Weſen nach wahrhaftig Gold, nur unreif. So du ihn durch die Kunſt kannſt zubereiten, ſo gibt er das geheime Menstruum, die Mutter unſeres ſo raren

*) Unter dem Namen Philathea (Wahrheitsfreund) gab es in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts einen unbekannten Adepten, eine räthſelhafte Erſcheinung, welche im Weſten von Europa manche Spur hinterließ, ohne ſich irgendwo zu erkennen zu geben. Schmieder in ſeiner „Geſchichte der Alchemie," iſt überzeugt, daß Philathea „ein wahrer Adept" geweſen ſey. Er ſoll eine Tinktur von ſolcher Kraft beſeſſen haben, daß ein Gran derſelben, auf eine Unze Queckſilber geworfen, es in Tinktur verwandelte. Ward dieſe dreimal nach einander auf zehnmal ſo viel Queckſilber geworfen, ſo entſtand zuletzt eine Tinktur, welche noch 19,000 Theile Queckſilber in Gold verkehrte. Philathea's Schriften, bei Schmieder a. a. O. S. 392.

Digitized by Google

Steines, unſer Oel, unſere Salbe und unſer Markaſit, welches wir auch unſern hellglänzenden Brunnen nennen.

Alſo du wäreſt der untrügliche Samen des Goldes, du wunderliche naß-trockene Amphibie, Queckſilber oder Merkur, oder wie wir dich ſonſt nennen wollen, du der Götterbote Merkur, der die Seelen niederer Metalle abruft, und ſie dann hinausführt zur goldenen Auferſtehung? erwog er, das myſteriöſe Buch zuſchlagend. Aber du bedarſſt erſt der Weihe des Weiſen, mein geflügelter Merkur, ehe du zu jenem Götterdienſte taugſt, und da liegt das große Geheimniß, an welchem ich Schiffbruch leide! — Halt! welcher troſtreiche Gedanke dämmert da in mir auf! — Hat nicht gewiß früher, als der grübelnde Menſch, die Natur dieſen Weiheſpruch aufgefunden, und für ihre großartigen, chemiſchen Prozeſſe benützt? Spricht nicht der weiſe Borellus *) es klar und beſtimmt aus, in wiefern des Leibes Leben in ſeinem Blute ſey? Sind nicht im Blute alle feinſten Geiſter der metalliſchen Welt vereinigt, und waltet nicht in ihm der ruheloſe Götterbote, der Seelenführer Merkur, am lebendigſten, geiſtigſten? Ja, ja, ihr habt Recht, ihr hocherfahrnen Weiſen, Borellus und Fludd: — im Blute, in dieſem geheimnißvoll fluthenden und ebbenden rothen Meere des Lebens, hat die Natur jene Elemente zuſammengeſchmolzen, denen wir zerſtreut nachjagen und vergebens nach dem Loſungsworte ſuchen, das ſie einander verſöhnen und vereinigen ſoll. — Blut hätt' ich hier, ſagte er mit ſeltſamer Gier, und lockerte die Binde, unter welcher eine, im Kampfe mit Stallburg erhaltene Armwunde vernarben ſollte. Aber ich muß auch Feuer haben, rothes, glühendes Feuer. — Er ſtarrte wild und begehrlich den wohlgeheizten Ofen an, der in einer entfernten Ecke ſeines Kerkers ſtand, und den ſeine Ketten ihn nicht erreichen ließen. Ingrimmig dehnte er an den Eiſenringen, aber vergebens. — Da packte es ihn wie Wahnſinn. — Blut hab' ich, jauchzte er, auf ſeinen zerſetzten Arm blickend, ſchönes dunkles Blut. Aber ich muß auch Feuer haben, Feuer und Blut, daß ich Gold erſchaffe. He! Holla! Feuer! — Bringt mir Niemand Feuer? Ha! ſo ſteige du herauf aus deiner Nacht, mächtiger Engel des Abgrundes, ſchwarzer König des ewigen Feuers, ſteige herauf und bringe dein luſtiges, loderndes Element mit, daß ich es mit Blut letze, und Gold erhalte!

(Fortſetzung folgt.)

Regeln zur Beförderung des Wohlſtandes.

1) Zeit iſt Geld.

Eine Lehre, welche, ſo oft ſie auch ſchon gepredigt worden iſt, dennoch nicht oft genug wiederholt werden kann! „Das Benützen der Zeit iſt die Heerſtraße zum Reichwerden." Das wußten ſchon unſere Voreltern ſehr wohl. Daher die Sprichwörter: „Früh auf, ſpät nieder, bringt verloren Gut wieder." — „Morgenſtund hat Gold im Mund." — Man kann den Satz auch umkehren: Geld iſt Zeit — gleichſam in Subſtanz. Ob der Staat von ſeinen Unterthanen Geld, oder Arbeit, oder Naturalien, oder Fabricate fordere, iſt an ſich eins. Aber indem er nur Geld von ihnen fordert, ſetzt er ſie in den Stand, von ihrer Zeit den vortheilhafteſten Gebrauch zu zu machen. Auch in dem Sinne iſt Geld Zeit, daß Geld die Macht iſt, über die Zeit Anderer zu gebieten.

2) Kaufe, wenn man dir eine Waare zum Verkaufe anbietet; verkaufe, wenn man eine Waare von dir zu kaufen verlangt.

In dem erſteren Falle darf man den niedrigſten Preis zu bezahlen — in dem erſteren den höchſten Preis zu erhalten hoffen. Ein ſehr reicher Kaufmann und Banquier wurde gefragt, wie er es angefangen habe, zu ſolchem Reichthume zu gelangen; er antwortete: daß er ſeinen Reichthum der Befolgung dieſer Maxime verdanke.

3) Scheue mehr die kleinen Ausgaben, welche täglich, als die großen Ausgaben, die nur ſelten wiederkehren.

Wer täglich einen Kreuzer mehr ausgibt, als er zu geben braucht, macht jährlich einen unnöthigen Aufwand von 6 fl. 6 kr. Ausgaben dieſer Art werden am leichteſten zu einem Bedürfniſſe. Eine Gewohnheit läßt ſich am ſchlechteſten ablegen. Wer nicht einen Pfening ſo lieb hat, wie einen Gulden, wird es nicht leicht dahin bringen, daß er einen Gulden wechſelt.

4) Ein kleiner Gewinn, den man oft macht, iſt beſſer, als großer Gewinn, den man ſelten macht.

Ein unbilliger Gewinn, ſey er auch noch ſo groß, iſt ſogar ein Verluſt; denn wer die Unbilligkeit einſieht, kauft mir ſelten zum zweiten Male etwas ab. — Wer ſeine Grundſtucke gut verpachten will, der verpachte ſolche niedrig.

5) Was beſſer iſt, als eine Laus, (warum ſolle das arme Thierchen nicht mit ſeinem ganzen Namen geſchrieben werden?), das nimm du klüglich mit in's Haus.

Es iſt wie mit dem Lernen. „Man lerne, was man lernen kann." Denn man weiß nicht, wo und wann man das Gelernte brauchen wird.

6) Wer ſich ohne Noth einen Vorrath anſchafft, iſt ein Verſchwender.

Denn ein ſolcher Vorrath iſt ein todtes Kapital, ein Kapital, das keine Zinſen trägt. Viele Brauchlichkeiten verlieren mit der Zeit an Werth oder ihren Werth. Mit einem Vorrathe geht man ſelten haushälteriſch um. Man kann leichter kaufen, als verkaufen. Beſonders unräthlich iſt es, viel Geld im Hauſe zu haben. Vom Gelde laßt ſich nur unter der Bedingung ein Nutzen ziehen, daß man es ausgibt.

7) Wer nichts wagt, gewinnt nichts.

„Erſt wäg's, dann wag's!" ſagte ein deutſcher Herzog. — Buſch macht die Bemerkung, daß ein Kaufmann, der ſich gegen jede Gefahr zu ſichern ſuche, nie reich werden konne, ja vielleicht Gefahr laufe, zu verarmen.

8) Es iſt beſſer, ein Gewerbe allein, als es in Geſellſchaft mit Andern zu treiben.

Buſch macht die Bemerkung, daß Handelsgeſellſchaften nur ſelten gedeihen. Beſonders aber ſey man auf ſeiner Hut, wenn ein Gewerbsmann einen Geſellſchafter ſucht.

9) Das Hab' ich iſt beſſer, als das Hätt' ich.

Man rechne auf keine Einnahme, bis daß man ſie gemacht hat. Man weiſe keinen Schuldner ab, der Geld bringt. Wer weiß, ob er wiederkehrt, oder wohin ſich das Geld verläuft, mit dem er zahlen wollte.

---

*) Pierre Borel, lateiniſirt Borellus, Arzt zu Caſtres in Languedoc, bearbeitete vornehmlich die Geſchichte und Literatur der Alchemie. S. Schmieder, S. 431.

Digitized by Google

10) Der Hauswirth gehe bei dem Staatswirthe in die Lehre.

Es iſt eine vortreffliche Einrichtung der neuern Zeit, daß man die Einnahme und Ausgabe d.s Staates im Voraus nach einer Wahrſcheinlichkeitsrechnung anſchlägt und beide mit einander in's Gleichgewicht zu ſetzen ſucht, daß man einen Ausgabenanſchlag entwirft. So ſollte ein jeder Hausvater von Jahr zu Jahr ſeinen Einnahmen- und Ausgabenanſchlag entwerfen. Dabei hat er nicht die außerordentlichen Ausgaben, und nach Befinden die Tilgung ſeiner Schulden zu vergeſſen. Auch wird er wohlthun, wenn er (wie die Staatshaushalter zu thun pflegen) die Ausgaben zu hoch, die Einnahme zu niedrig anſchlägt. — Doch iſt zwiſchen dem Anſchlage des Staates und dem eines Privatmannes der Unterſchied: der Staats-Wirth muß die Einnahmen ſo hoch ſtellen, als die Ausgabe ſteht. Aber der Privatmann ſoll nur ſo viel ausgeben, als er einnimmt. Jeder ſtrecke ſich nach ſeiner Decke.

11) Eine jede Entdeckung oder Erfindung, welche einen Geldvortheil zu gewähren verheißt, ein jeder Verbeſſerungsvorſchlag dieſer Art verdient wenigſtens Prüfung.

Und die beſte Prüfung iſt die, daß man einen Verſuch mit der Entdeckung macht; denn der Vortheil neuer Erfindungen iſt oftmals mit der Localität, den Umſtänden und der Gegend verbunden, und daher nicht uberall mit Nutzen auszuführen.

Daher hat der Landmann nicht ganz unrecht, wenn er nicht glaubt, ohne zu ſehen: denn nur ſelten hat er die Mittel, Erneuerungen auf ſeine Gefahr zu verſuchen.

12) Erſparniſſe ſind Einnahmen.

Ich wäre ein reicher Mann, wenn ich das Papier hätte, das jährlich in Deutſchland ohne Noth zum Schreiben verbraucht wird. Ich verlange nicht etwa, daß weniger geſchrieben werden ſoll, dies wäre zu viet verlangt. Ich behaupte nur, daß eine weit geringere Maſſe hinreichen würde, um darauf Alles das zu ſchreiben, was in Deutſchland geſchrieben wird. — Ein Reiſender hatte einen Empfehlungsbrief an einen Kaufmann in Marſeille. Als er den Brirf abgab, fand er den Kaufmann auf deſſen Geſchäftszimmer mit dem Abſchneiden und Sammeln des weißen Papieres, das ſich an Briefen ꝛc. befand, beſchäftigt. Er wurde von dem Kaufmanne zum Mittageſſen in ein anderes Haus eingeladen. Man kann ſich denken, mit welchen Erwartungen der Fremde die Einladung annahm und ihr entſprach! Aber er trat in einen Palaſt und wurde königlich bewirthet. Da ging ihm ein Licht auf. — Ein Ehemann, der nach Geld geheirathet hat, macht nicht ſelten die Erfahrung, daß „Wirthſchaftlichkeit die beſte Mitgift eines Weibes ſey."

13) Der iſt ein Thor, der ſich mit dem Verdienſte eines Tagelöhners begnügt, wenn er Herrenlohn verdienen könnte.

Ein Pächter, der ein großes Landgut in Pacht genommen, arbeitete Tag und Nacht, wie ein gemeiner Knecht. Nach wenigen Jahren wurde er zahlungsunfähig, obwohl er ein anſehnliches Wirthſchaftskapital auf das Gut mitgebracht hatte, auch nicht von Unglucksfällen betroffen worden war.

Ihm folgte ein anderer Pachter, der keine Hand anlegte, ſondern nur auf ſeinen Feldern und Wieſen herumritt und ſah, ob und wie gearbeitet wurde. Dieſem wurde von Vielen ein noch ſchnelleres Verarmen prophezeit. Aber er wurde während ſeines Pachtens ein — reicher — Mann.

14) Wer ſich verbürgt, muß zahlen.

Ich habe mich ein einziges Mal in meinem Leben verbürgt und habe auch richtig zahlen müſſen. „Wer einen Bürgen verlangt, wittert Gefahr."

15) Haſt fremdes Gut du im Verwahr, droht deinem Hauſe Feuersgefahr.

Auch der reichſte Mann kann in eine augenblickliche Geldverlegenheit kommen. Die Hoffnung, daß man das, was man von dem anvertrauten Gelde nimmt, baldigſt erſtatten könne; der Gedanke, daß man nur borge und nicht entwende, kann auch den ſonſt ehrlichen Mann anlachen. Darum nehme man fremdes Geld nicht ohne Noth in Verwahrung. Man ſchaffe es, wie einen unwillkommenen Gaſt aus dem Hauſe, ſobald man kann.

16) Schlage bei einer Speculation eher den zu hoffenden Gewinn, als den zu beſorgenden Verluſt zu niedrig an.

Denn man hat bei einem Voranſchlage dieſer Art ſich ſelbſt zu fürchten, d. h. das ungemeſſene Vertrauen, das der Menſch zu ſeinem Glücke hat. (Wie konnten ſich ohne dieſes Vertrauen Lotterien erhalten?) Beſonders kann die vorliegende Marime denen nicht dringend genug empfohlen werden, welchen von Anderen der Vorſchlag zu einer Speculation gemacht wird. Dieſe haben gewöhnlich den Stein der Weiſen gefundrn. Uebrigens kann dieſe Marime auf alle Berechnungen der Zukunft ausgedehnt werden.

17) Zahle nur gegen Empfangſchein.

Es iſt um Lebens- und Sterbenswillen! ſagt ein deutſches Sprichwort. Doch auch unter den Lebendigen iſt die Vorſicht, nur gegen Quittung zu zahlen, ſehr rathſam. Denn für zwei Dinge hat man ein ſchwaches Gedächtniß: daß man ſchon bezahlt worden iſt und daß man noch nicht bezahlt hat.

18) Fürchte die Augen der Menſchen.

Sie können dich zu Grunde richten und ſie haben ſchon Viele zu Grunde gerichtet. Aller Prunkaufwand iſt ein Opfer, welches man ihnen bringt. Auch die eigenen Augen ſind Mäuler. Was man an andern ſieht, will man nachthun.

19) Ein guter Herr, ein guter Diener.

Ein guter Diener iſt ein Schatz. Aber Treue und Anhänglichkeit läßt ſich nicht erzwingen, ſondern nur verdienen. Wer ſeine Dienſtleute als Freunde behandelt, (ſie können ſeine beſten Freunde ſeyn), braucht dennoch nicht für ſein Anſehen zu fürchten. Wer zu befehlen verſteht (eine nicht leichte Kunſt), findet dennoch Gehorſam und mehr als ein Anderer, den nur das Glück zum Herrn gemacht hat. (Daher iſt es mehr als zweifelhaft, ob es zu billigen ſey, wenn man durch die Polizeigeſetze eine Scheidelinie zwiſchen Dienſtherrſchaften und Dienſtboten zu ziehen ſucht.) Darum iſt es ſo wichtig, wenn man Jemanden in ſeine Dienſte nehmen will, eine gute Wahl zu treffen. Meine Großmutter hatte die eigene Mode, wenn ſie eine Magd in ihren Dienſt nehmen wollte, diejenigen zu prüfen, welche ſich zu dem Dienſte meldeten. Sie gab ihnen zu eſſen. Wie der Menſch ißt, ſo arbeitet er. — Eben ſo iſt es rathſam, „mit Dienſtboten ſo ſeltſam als möglich zu wechſeln." Darum ſprach jene Magd, welcher von ihrer Dienſtherrſchaft der Dienſt aufgekundigt wurde, ein ſinniges Wort, als ſie derſelben antwortete: „Behalten ſie mich immer, eine andere iſt noch ſchlechter, als ich."

20) Ordnung iſt die Seele der Wirthſchaftlichkeit.

Digitized by Google

Aber untee dem Geſetze der Ordnung iſt ſehr viel begriffen: daß man Alles zu ſeinee Zeit thue; daß man Nichts ohne Noth aufſchiebe, (was heute noch zu thun, veeſpaee nicht auf morgen!) daß man den Stand ſeines Vermögens in jedem Augenblicke überſehen konne; daß man ſeine Wirthſchafts- und Handlungspapiere gehörig aufbewahre und ſondere u. ſ. w.

21) Man arbeite nicht zu viel. Man gönne ſich und Andern auch Feieetage und Freiſtunden.

Wie verdanken dem Chriſtenthume auch das, daß es jeden ſiebenten Tag zu einem Ruhetage geweiht hat. „Nach der Arbeit iſt gut ruhen,“ ſagt das Sprichwort. Aber ebenſo iſt auch nach der Ruhe gut arbeiten.

22) Pflanze viel, baue wenig.

Ein Schottländer gab auf ſeinem Sterbebette ſeinem Sohne den Rath: Obſtbäume zu pflanzen, wo er ſie und ſo viel er nur pflanzen konne. „Wahrend du ſchläfſt“, ſetzte ee hinzu, „wachſen ſie.“ (Doch brauchſt du nicht zu ſchlafen, damit ſie wachſeu, kann man hinzuſetzen). Daß Gebäude nicht wachſen, weiß Jeder!

23) Man verliere nicht gleich den Muth, wenn ſchwere Zeiten kommen.

Vielleicht wechſeln in keinem Geſchäfte die guten und ſchlimmen Zeiten ſo häufig, als in dem des Landmannes. Und doch wird man faſt immer findrn, daß die Natur, was ſie mit der einen Hand verſagt, mit der andern gibt. Wenn in einem Jahre die Früchte nicht gedeihen, gedeiht oft deſto beſſer das Futtre ꝛc.

Auch in den Geweeben, in welchen nur der Menſch und nicht die Natur mit ihm arbeitet, bieten ſich faſt immee Mittel und Gelegenheiten dar, wenn das eine oder das andere Geweebe leidet oder eingeht, das zerſtörte Gleichgewicht wieder herzuſtellen. Wer dann mit Aufmerkſamkeit um ſich ſieht, wird leicht auf die Herſtellung oder Anſchaffung eines Handelsartikels fallen, der zeitgemäß in ſein Fach einſchlägt und gerne geſucht wird, und hierin mag er ſich wieder zu entſchadigen ſuchen; denn wer gleich Alles verloren gibt, der hat ſchon Alles verloren. Wohl dem, der dann das Talent und den Entſchluß hat, wenn es ihm in ſeinem bisherigen Berufe mißlingt, raſch zu einem andern überzugehen. In den Vereinigten Staaten verſteht man ſich ganz beſonders auf dieſe Kunſt.

24) Wer da will, daß das, was er ſauer verdient und mühſam erſpart hat, nicht von ſeinem Sohne leichtſinnig verthan werde, „der gebe dieſem frühzeitig Geld in die Hände.“

Nur zu oft hat ein guter Wirth einen Verſchwender zum Sohn. Nicht weniger iſt auf den Enkel zu rechnen. Denn nur der kennt den Werth des Geldes, der das Geld erworben hat. Ererbtes Geld gleicht einem Lotteriegewinne, „wie gewonnrn, ſo zerrinnt es.“ — Nun kann man zwar die Frage: Was muß der Vater thun, daß ihm der Sohn in der Wirthſchaftlichkeit nacharte? kurz mit der Antwort abfertigen: ee muß ihn gut erziehen. Abee eine gute Erziehung kann im Allgemeinen gut zu nennen ſeyn und dennoch dem beſonderen Zwecke, das Kind zu einem guten Wirthe zu bilden, nicht entſprechen. Das kann um ſo mehr der Fall ſeyn, da einerſeits der Sohn nicht immer zu beurtheilen vermag, was und wie viel der Vater arbeite und ſchaffe, und da andererſeits Eltern geneigt ſind, ihre Kinder für einen höheren odee weniger beſchwerlichen Stand, als der ihrige, zu erziehen. Hat man dem Kinde Geld zu einem freiwilligen Gebrauche anvertraut, ſo habe man ein wachſames Auge über die Anwendung desſelben. Man halte das Kind vom Geize ab, gewöhne es zu einer nützlichen Sparſamkeit und halte auf eine zweckmäßige Verausgabung des Geldes.

(Aus der Wirthſchaftspolitik des kürzlich verſtorbenen Profeſſors Zachariä v. Lingenthal in Heidelberg.)

Correſpondenz.

Düſſeldorf, 6. Juni.

Es hat hier einen günſtigen Eindruck gemacht, daß der Bremer Kunſtverein aus der letzten Kunſtausſtellung vorzugsweiſe Düſſeldorfer Bilder und zwar für die bedeutende Summe von 8000 Rthlr. angekauft hat. Unter den Künſtlern, deren Bilder gewählt wurden, machen wir nachfolgende namhaft: Adloff: holländ. Kanal im Winter, 300 Rthlr. — Böcking: Landſchaft, die durch gediegene Ausführung der beſten Niederländiſchen zur Seite geſtellt werden kann. — Häcker: Landſchaft. — Hengsbach: Anſicht von Salzburg. — F. Hennert: Waldlandſchaft, 200 Rthlr. — Hilger's holländ. Küſte, 225 Rthlr., und eine andere Landſchaft. — Körner: die Förſterfamilie. — J. G. Meyer: Amtsjubiläum eines Paſtoes, 1000 Rthlr. — Scheins Waldlandſchaft am Regen. — Schulten: Mühle im Hochlande. — Schwingen: das geoße Loos, 2 Bilder. — Volckart: Maria Stuart, 900 Rthlr. — Winkelier: Landſchaft.

—d—

An Herrn Keller

bei ſeiner Rriſe nach Deutſchland.

Eile, geteagen von Aeolus Flügeln,
Hin zu dem Lande germaniſcher Teeu,
Da wo die Rebe von wallenden Hügeln
Schlängelnd ſich fortzieht in lieblichee Reih';

Dort wo die mildeſte, freundlichſte Sonne
Koſend die grünenden Flueen erquickt,
Wo das teutoniſche Herz (nue mit Wonne)
Sich in dee wahrhaften Heimath erblickt.

Geüße die Berge, die Thäler, die Auen
Innig von uns hier am Neſskiſchen Strand!
Laß aber Selbſt Dich auch bald wieder ſchauen,
Führ' uns die Muſe nicht ganz außer Land!

St. Petersburg, 11. April 1843.

v. G.

Von dee Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage dee Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 72. Donnerstag, 15. Juni 1843.

Gold und Blut.

Erzählung aus der Vorzeit.

(Fortſetzung.)

Und als habe die wahnſinnige Beſchwörung ihre Wirkung gethan, ſo knarrte es plötzlich an der ſchwarzen Eiſenthüre des Kerkers; quitſchend öffnete ſie ſich, und ein Geſicht blickte herein, ſo überhäßlich, ſo ſchaurig verzerrt und unheimlich, daß es vollkommen würdig geweſen wäre, den angerufenen Geiſt der Finſterniß zu repräſentiren.

Klettenberg fuhr heftig zurück, aber er beruhigte ſich ſogleich wieder, da das widerwärtige Geſicht ihm kein fremdes war.

Ihr macht viel Getöſe, ſagte der Eintretende, und ich glaube gar, ihr riefet ſo eben einen Namen an, der ſich für ehrliche Leute nicht ſchickt, wenn auch manches damit auszurichten ſeyn ſoll.

Es ſcheint, ihr hört auf dieſen Namen, erwiderte Klettenberg unmuthig, und jedenfalls ſeyd ihr dem Inhaber desſelben nicht ganz unähnlich. Was führt euch zu mir, Maeſtro Caprino?

Ich komme, von euch Abſchied zu nehmen für dieſe Welt, warf Caprino trocken hin.

Alſo neue und weite Reiſen? fragte Klettenberg gleichgiltig.

Das Reiſen möchte an euch ſeyn, und zwar dorthin, wo man keiner Rückgelegenheit bedarf.

Ihr faſelt! ſagte Klettenberg gereizt, aber bebend.

Der Fall iſt noch nicht dageweſen, daß Jemand es überlebt hätte, wenn ihm der Kopf abgeſchlagen wurde, bemerkte der Häßliche leichthin, indem er ein Papier aus dem Buſen zog.

Wäre es möglich? rief Klettenberg ſtaunend und erſchreckt. Was habt ihr da?

Eine getreue Abſchrift des von der Juriſten-Fakultät zu Tübingen gegen euch gefällten Spruches. Es hat mir Geld gekoſtet, ſie zu erhalten.

Zeigt her! drängte Klettenberg.

Weßhalb? man wird euch dasſelbe morgen in offener Magiſtratsverſammlung vorleſen. Ihr habt es dann bequemer, denn meine Copie iſt abſcheulich gekritzelt.

Ihr ſeyd ein kalter Teufel, Caprino! Wollt ihr mich ängſtigen, ſo betrügt ihr euch; ich weiß zu ſterben. Aber geſteht nur, ihr habt ein Anliegen an mich, und möchtet vorher mit meiner Todesfurcht kapituliren. Ich werde euch den Spaß verderben.

Ich könnte vielleicht euch retten, Klettenberg.

Es wäre die Frage, ob ich euch der Ehre werth hielte, mein Retter zu werden, entgegnete der Gefeſſelte ſtolz. Wenigſtens verlange ich von euch keinen Dienſt, den ich nicht zu bezahlen vermag.

Ich bedarf keiner Bezahlung, habe dergleichen ſchon ausgeſchlagen.

Eine dumme Lüge, mein guter Caprino. Ich wüßte Niemand, der auch nur eines Gulden werth an meine Rettung ſetzen möchte.

Und doch iſt es ſo. Eine leidliche Summe und mehr als das: ein ſchöner, flehender Mund, ein paar reizende, roth geweinte Augen, bittend gefaltete Händchen, etwas Fußfall, und was ſonſt zu dieſen hübſchen Kleinigkeiten gehört.

Klettenberg maß ihn mit einem langen, eiskalten Blicke, und fragte: Ihr ſprecht von Henrietten?

Caprino machte eine ausweichende, aber halb bejahende Bewegung.

So ſind unſere Verhandlungen abgebrochen, ehe ſie noch begonnen haben, fuhr Klettenberg mit Beſtimmtheit fort.

Ihr mißverſteht mich, beſänftigte Caprino. Ich ſagte euch ja ſo eben, daß ich Henrietten meine Dienſte abgeſchlagen. Aber ich laborire an dem böſen Fehler eines zu weichen Herzens; möchte ſelbſt euch gern retten.

Klettenberg lächelte ſpöttiſch.

Seht, beſter Baron, ſetzte Caprino hinzu; es wäre doch Schade, wenn ſo viel ſchöne Wiſſenſchaft mit einem Schnitte abgetödtet werden ſollte. Ihr wißt, ich bin ebenfalls nicht unerfahren in der philoſophiſchen Kunſt, die ihr treibt; es gehen mir nur noch einige Handgriffe ab. Ich meine, da konnten wir uns gegenſeitig helfen; was Einer nicht weiß, weiß der Andere, und der Gewinn reicht, denk' ich, recht gut auch für zwei Perſonen aus.

Ihr rechnet ganz leidlich, erwiederte Klettenberg mit flüchtiger Aufmerkſamkeit. Aber ich möchte euch nicht gern im Handel verkürzen, und ſo muß ich euch denn geſtehen, daß, um zu dem Ziele unſerer Wiſſenſchaft zu gelangen, mir noch viele Proben und Verſuche zu unternehmen nöthig ſind. Dieſe aber koſten wie ihr wißt, Geld, viel Geld; und leider habe ich mein ganzes Vermögen bereits in Rauch und Schlacken verloren.

Freund, darum müſſen wir fortan aus fremden Beuteln tingiren, lächelte Caprino verſchmitzt. Die deutſchen großen Herren brauchen Geld; der dreißigjährige Krieg iſt noch nicht verſchmerzt. Da haſchen ſie nun alle nach Gold- und Wundermännern, die, gleich dem großen Raimund Lullus, ihnen ein ganzes Meer von Queckſilber zu Gold zu verwandeln ſich vermeſſen, und ſetzen mit Freuden Vieles daran, um Alles zu erlangen.

Und ihr meint, man ſoll nunmehr die guten, leichtgläubigen Herren unter Vorſpiegelung goldener Träume nach Herzensluſt ausbeuten? ſagte Klettenberg verächtlich.

Digitized by Google

Bewahre der Himmel! widerſprach Caprino. Wir wollen mit ihnen ja nur ein ehrliches Uebereinkommen treffen. Sie tingiren mit ihrem Gelde, wir mit unſerer Kunſt; iſt das nicht billig? Nun, und man weiß, mit großen Herren iſt nicht gut Kirſchen eſſen; haben wir endlich den königlichen Stein gefunden, um wie viel größer wird dann ihr Vortheil ſeyn, als der unſere!

Die Sache läßt ſich hören.

Ich ſollt' es meinen. Haben es in neuerer Zeit nicht die meiſten Jünger unſerer Kunſt ebenſo gemacht? Denkt an David, Beuther, an Caetano, Böttger, Borri und Andere!

Ihr nennt mir verführeriſche Namen, höhnte Klettenberg. Beuther mußte ſich aus Angſt vor dem Staupenſchlage vergiften, Caetano endete vor wenigen Monaten an einem vergoldeten Galgen, Böttger lebt in fortwährender Gefangenſchaft und Borri ſtarb im Kerker.

Freilich, freilich, unangenehme Erfolge, beſtätigte Caprino verlegen. Aber ich denke, wie wollen es klüger machen, und endlich haben wir beſſern Willen und mehr gelernt, als Jene. Doch darüber läßt ſich ſpäter mit Muße ſprechen. Jetzt wird das Gerathenſte ſeyn, daß wir uns aus dem Staube machen. Zum Glück bezahlt die freie Stadt Frankfurt ihren Gefängnißwärter ſo ſchlecht, daß derſelbe, bei einer zahlloſen Familie, bis über die Ohren in Schulden ſitzt. Auf meine Zuflüſterung, daß ihr ein Goldmacher ſeyd, und ihn reich und glücklich machen könnt, war der arme Schelm mit Vergnügen bereit, aus ſeinem elenden Amt und Brode zu laufen. Hier ſind die Schlüſſel zu euren Ketten und zu eurem Gefängniſſe.

So haſt du, allmächtiges Gold, wiederum über die plumpe Wucht des Eiſens geſiegt! ſprach Klettenberg nachſinnend, während Caprino ſeine Ketten aufſchloß; — haſt wieder getäuſcht und verführt mit deiner blitzenden Lüge! Sprich, wohin wirſt du mich noch bringen?

Und gellend ließ ſich in dieſem Augenblicke ein Glöckchen hören, bei deſſen Klange beide verſtummten. Es war das arme Sünder-Glöcklein, das eine nahe Hinrichtung andeutete.

Gilt das mir? fragte Klettenberg nach einer Weile, ergriffen.

Heut' noch nicht, murrte Caprino. Aber in wenigen Tagen würde man euch zu Ehren auf dieſelbe erbauliche Weiſe geläutet haben. Jetzt kommt, daß wir uns nicht verſpäten!

Klettenberg's Ketten fielen. Caprino warf ihm einen Mantel um, und vorſichtig ſtiegen beide eine Hintertreppe hinab, die ſie zu einer kleinen Pforte führte, zu welcher Caprino ebenfalls den Schlüſſel hatte. In einiger Entfernung harrte ihrer ein Diener mit Pferden und Waffen. Gelaſſen ritten ſie, um kein Aufſehen zu erregen, durch die Stadt. Der Weg führte ſie an Henrietten's Hauſe vorüber. Klettenberg warf einen wilden, zerriſſenen Blick nach den wohlbekannten Fenſtern hinauf; eine Geſtalt ſchien ſich herabzuneigen, eine Hand ihm bittend und verſöhnend zuzuwinken. — — Er mochte Nichts weiter ſehen, gab ſeinem Rappen den Sporn, und jagte wie toll zu dem nahen Thore hinaus, ſo daß Caprino ihm kaum zu folgen vermochte.

(Fortſetzung folgt.)

Ethnographiſches
über
Eſſen und Trinken.

Arago der Reiſende, ein Bruder des berühmten Gelehrten, hat auf ſeiner Reiſe um die Welt, worüber er ein Buch geſchrieben, das durch ſeinen lehrhaften, maleriſchen Styl nicht minder einnimmt, wie durch ſeinen anziehenden Inhalt, auch des Sprichworts nicht vergeſſen: „Sage mir, was du iſſeſt, und ich will dir ſagen, was du biſt.“ Die verſchiedene Küche der fernen Völker, die er beſuchte, lieferte ihm keinen geringen Beitrag zur Kenntniß ihrer Sitten und Kultur. Wollte er die Hottentotten, Patagonier und andere Völkerſchaften Afrika's, Amerika's und Oceaniens in ihrem innerſten Weſen kennen lernen, ſo ſetzte er ſich mit dieſen braunen, gelben, ſchwarzen, kupferfarbenen, tätowirten und gräulichen Wilden zu Tiſch, das heißt, er aß und trank mit ihnen, denn von Tiſch, Teller, Glas oder Gabel haben dieſe Völker alle keine Vorſtellung, es giebt in ihren Sprachen keine Wörter, die jenen Begriffen entſprächen. Herr Arago ſetzte ſich alſo neben ſie aufs Gras und koſtete mit ſeinen neuen Freunden vom Hippopotamus und vom Wallfiſch, von Schlange und Ameiſe. Er aß Löwen- und Hyänenfleiſch, die Lieblingsſpeiſe der Kaffern; ein Kaffer, der ſich an Löwenfleiſch ſatt gegeſſen, iſt ein ganz anderer Menſch als vorher, er wird luſtig und zeigt ſelbſt Spuren von Geiſt. Nebenbei ſey bemerkt, daß alle Wilde, ſelbſt die elendeſten und niedrigſten, die ſich kaum über das Thier erheben, doch alle die Verfertigung geiſtiger Getränke verſtehen; ſie trinken über jedes Maß hinaus von einer Art Branntwein, ſuchen im Rauſche Vergeſſenheit aller ihrer Leiden und ſchlagen, wenn ſie trunken ſind, mit ſolcher Wuth auf einander los, daß Blut fließt und Todte auf dem Platz bleiben.

Die ſchrecklichen Mahlzeiten der Menſchenfreſſer wollen wie wir mit Stillſchweigen übergehen, lieber wollen wir an einem Chineſiſchen Gaſtmahle Theil nehmen, und ſollten wir auch ſelbſt Gefahr laufen, vor Hunger dabei zu ſterben, denn die Bewohner des himmliſchen Reiches ſind ganz erſtaunlich mäßig. Drei kleine Taſſen Thee, eine Handvoll Reiß, eine Pfeifen einſchläfernden Tabacks, das iſt Alles, was ſich ein ehrenwerther Mann in Peking oder Canton den ganzen Tag über geſtattet. Den Reiß genießt man nicht mit einem Löffel, man verzehrt ihn Korn vor Korn vermittelſt eines Stäbchens von der Dicke einer Federſpule. Iſt ein Europäer ſehr geſchickt und ſchon an das Experiment gewöhnt, ſo kann er hoffen, während eines Zeitraums von zwanzig Minuten doch zwei oder drei Körner Reiß in ſeinen Mund hineinzuſchieben. Das niedere Chineſiſche Volk iſt keineswegs ſchwierig in Bezug auf die Wahl der Lebensmittel. Die Märkte ſind immer ſehr reichlich mit lebendigen Hunden und Katzen verſehen, deren Beſtimmung es iſt, die Eßluſt eines furchtſamen und zahlreichen Haufens zu ſtillen, der von dem opiumtrunkenen Mandarin und von einigen tartar. Soldaten geprügelt wird. Beſagte Vierfüßler werden in geräumigen Käfigen zu Markte gebracht; die Hunde ſind in ihr Schickſal ergeben, ſie ſchweigen und rühren ſich nicht, ſie warten ohne Zorn und ohne Furcht auf den Menſchen, der ihr zuckendes Fleiſch zur Stillung ſeines Hungers ſich bereitet; die Katzen aber widerſetzen ſich, miauen und ſchreien ganz gräulich, ja ſelbſt geſchunden, zerſtückt und an den Spieß geſteckt, kratzen ſie noch.

Digitized by Google

Gewiſſe Völker eſſen Erde. Herr v. Humboldt macht uns merkwürdige Mittheilungen über die Gebräuche der Ottomaken, jener an den Ufern des Orinoko zerſtreuten Indianer; nichts geht ihnen über eine gewiſſe ſchmelzige ölichte Thonerde, welche ſie an den Ufern ihres Rieſenfluſſes finden, aus der ſie große Kugeln formen, die ſie bei gelindem Feuer kochen und dann wie einen köſtlichen Schatz verwahren. Wenn ſie ſich recht etwas zu Gute thun wollen, werfen ſie eine Handvoll von dieſem ſeltſamen Leckerbiſſen in ein Gefäß mit Waſſer, und der Schlamm, der daraus ſich entwickelt, iſt das Ehrengericht eines Ottomakiſchen Feſtmahles. Die Feinſchmecker fügen mitunter noch eine oder zwei Eidechſen hinzu.

Bei den Römern behauptete der Eſel einen Ehrenplatz auf den feinſten Tiſchen; Mäcen's Augen funkelten vor Vergnügen beim Erblicken dieſes intereſſanten Thieres, wie uns Plinius erzählt, der hinzufügt, daß der wilde, aus Afrika eingeführte Eſel ein vorzüglich koſtliches Gericht geweſen ſey. Aber auch andere Feinſchmecker, als die Alten, wußten den Genuß eines nach allen Regeln der Kunſt zubereiteten Eſels gehörig zu würdigen. Der Kanzler Duprat ließ Eſel maſten und ſich faſt beſtändig damit regaliren. Die Patrizier an den Ufern des Tiber, deren Autorität in Bezug auf Delikateſſen von großtem Gewicht iſt, waren nach Dromedaren und Gemſen beſonders lüſtern. Die Ferſe des „Schiffe der Wüſte" war nach ihnen von ganz vorzüglichem Safte; junge Bären, kleine Hunde und Füchſe waren auch ſehr beliebt bei einem Cenſor oder einem Konſul. War dieſes letztere Thier ausſchließlich mit Trauben ernährt worden, ſo wurde ein völlig wahnſinniger Preis dafür bezahlt. Die Achtung, Zärtlichkeit und Dankbarkeit fue manche wohlſchmeckende Vögel war ſo groß, daß mehrere Familien, ſelbſt von den edelſten Geſchlechtern, ihren Namen ablegten und den des Lieblings-Geflügels annahmen. Catius behauptet, daß man ein für die Tafel beſtimmtes Huhn im beſten Falerner ertränken muſſe, denn durch dieſen ruhmwürdigen Tod erlange es eine Saftigkeit, die mit Worten nicht auszudrücken ſey. Faſanen kamen aus Kolchis, aber ſie waren ſehr ſelten. Einer der Ptolomäer verwünſchte im Augenblick des Todes ſein Geſchick, das ihm beſtändig den Genuß eines wohlgemäſteten Vogels der Art verſagt habe, und es ſcheint ihm ſehr hart, vom Leben ſcheiden zu müſſen, ohne zu wiſſen, wie ein ſolcher eigentlich ſchmecke. Die Inſel Samos bereicherte ſich durch die Pfauenzucht. Der Strauß wurde auch nicht gering geſchätzt; Apicius lobt und preiſ't ihn in Ausdrücken, die von der Dankbarkeit ſeines Magens Zeugniß ablegen, aber Heliogabalus beſchränkte ſich nur darauf, das Gehirn zu verzehren. Die Paſteten von fetter Leber waren vor achtzehn bis zwanzig Jahrhunderten eben ſo berühmt wie jetzt, und Horaz gedenkt ihrer mit Achtung. Die Nachkommen des Romulus mäſteten Schwäne und beraubten ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach des Augenlichts; das war grauſam, aber dieſe Strenge ſicherte dem Vogel große Vortheile, denn nun war er würdig, dem Jupiter in Perſon dargebracht zu werden. Jetzt figuriren keine Schwäne mehr auf den Speiſekarten unſerer berühmten Reſtaurateure; im Mittelalter hatte man aber noch nicht darauf Verzicht geleiſtet, und aus den vor Kurzem herausgegebenen Wirthſchafts-Rechnungen des Oberhauptes der berühmten Familie Northumberland entnehmen wir, daß im Laufe eines Jahres im vierzehnten Jahrhundert einundzwanzig Schwäne den Gäſten dieſes hohen und mächtigen Herrn vorgeſetzt wurden.

Wir würden kein Ende finden, wollten wir von allen Bewohnern der Gewäſſer ſprechen. Wir beſchränken uns daher auf den Stör (acipenser sturio), den man bei allen Gaſtmählern der Alten im Triumphe angetragen brachte, und auf die amia, die immer ein köſtliches Gericht ausmachte, wie ſchlecht auch irgend ein unwiſſender oder barbariſcher Koch ſie bereitet haben mochte.

(Schluß folgt.)

Correſpondenz.

Frankfurt, 12. Juni.

Unſer Theater wird heute Abend wieder eröffnet und zwar, nach einigem Schwanken, doch mit dem trefflichen Schauſpiele von Kleiſt »der Prinz von Homburg«, in deſſen Titelrolle Baiſon zum erſten Male wieder auftritt. Hendrichs wird noch eine Gaſtrolle hier geben und zwar den »Don Carlos.« Unſere Oper befindet ſich durch das Ausbleiben einiger Mitglieder in Verlegenheit. Die HH. Künſtler nehmen es mit ihren Pflichten nicht ſehr genau. Ein werthvoller Gaſt trifft demnächſt hier ein; es iſt Mad. Haſſelt-Barth, welche treffliche Sängerin von unſerm Publikum mit Freuden begrüßt werden wird. — Konradin Kreutzer, der bekannte Komponiſt, verweilt hier. —ff—

✡

Düſſeldorf, 9. Juni.

Wegen des gegenwärtigen am 6. begonnenen Landtages und des hier ſtattfindenden Pferderennens ſind nachfolgende hohe Häupter allhier verſammelt: Se. Durchl. der Herzog von Naſſau, Se. Durchl. Fürſt zu Solms-Lich, Se Durchl. der Herzog v. Croy-Dülmen, Se. D. der Prinz v. Croy-Dülmen, Se. D. der Prinz v. Heſſen-Philipsthal, Se. D. der Prinz Karl zu Wied, Se. D. der Fürſt Salm-Dyk, Se. D. der Fürſt zu Solms-Braunfels, der Graf Defours aus Wien, Graf Mervelt aus Münſter, Graf Langenberg aus Bohmen, Graf v. Athlone aus Middachter, Graf Levin Wolf-Metternich aus Grach, Graf Max Wolf-Metternich, Graf Miebach aus Harff, Graf Beißel-Gymnich aus Schmidheim, Graf v. Hatzfeld-Kinsweller, Graf v. Boos-Waldeck, Graf Karl v. Loë aus Wißem, Graf Hompeſch aus Rurich, die Barone Egon v. Fürſtenberg, Fürſtenberg-Muffendorf, Adolph v. Fürſtenberg, Fürſtenberg-Borbeck und viele andere angeſehene Adelige. Die Theilnahme des Publikums am Pferderennen ſelbſt wird jedoch mit jedem Jahre geringer, während früher Tauſende nach der Golzheimer Heide zogen, um dem Schauſpiele zuzuſehen, waren es diesmal nur Hunderte. Auch die Concurrenz auf der Bahn ſelbſt hat ſchon ſehr abgenommen, und wird der Verein nur noch durch einzelne Pferdezüchter zuſammengehalten. —d—

✡

Gräfrath, bei Elberfeld, 8. Juni.

Unſer als Augenarzt berühmter Mitbürger, der Hr. Hofrath Dr. de Leuw, wird auch in dieſem Jahre wieder von Fremden aus allen Weltgegenden beſucht. Ruſſen, Schweden, Italiener, Griechen, Spanier, Engländer und Deutſche beleben fortwährend unſern kleinen Ort, der ſeinen Wohlſtand faſt einzig und allein dem bewährten

Digitized by Google

Rufe dieſes talentvollen Mannes verdankt, der bereits Tauſenden das verlorene Augenlicht wieder verſchaffte und auf die menſchenfreundlichſte Weiſe ſich ſtets auch der armen Blinden annimmt, welchen er nicht ſelten außer freier Behandlung auch noch Arznei und alle Aufenthaltskoſten bezahlt. Dafür hat der Himmel ihn aber auch geſegnet; mehrere der ſchönſten Höfe in unſrer Nähe gehören ihm bereits und die ſämmtlichen Bewohner der ganzen Gegend geben dem biedern Manne fortwährend die aufrichtigſten Beweiſe der Liebe und Dankbarkeit. —r—

Bremen, 2. Juni.

Unſere Kunſtausſtellung iſt vor etwa acht Tagen geſchloſſen. Wenn auch Mancher geringe Erwartungen immerhin davon gehegt haben mag, ſo iſt doch das Reſultat ein höchſt glänzendes und gewiß in jeder Hinſicht allſeitig befriedigendes geweſen. Bremens Kunſtſinn hat ſich dadurch bewährt, jeglicher Zweifel iſt erfolgreich niedergekämpft und man wird hoffentlich nicht anſtehen, Bremen in der Kunſtwelt als eine ebenbürtige Mitgenoſſin aufzunehmen. Bremen iſt, was wohl zu beachten, lediglich auf ſeine eigenen Mittel hingewieſen. Hier iſt kein Fürſt, der ſich etwa mit Tauſenden bei den Ankäufen betheiligte, und eben ſo wenig beſitzt Bremen einen ſolchen Verein, der durch auswärtige Actientheilnahme das Unternehmen kräftigſt unterſtützt oder mehrere Tauſende zu einem ſolchen Zwecke zu verwenden hätte. Hier iſt Alles reine Privatſache. Dieſes erwäge man wohl bei etwa aufzuſtellenden Vergleichen. Die in dem Kataloge verzeichneten **565** Gemälde waren in den Sälen der Union ſehr günſtig aufgeſtellt. Davon erhielten wir aus der hannöver'ſchen Ausſtellung gegen **260** Bilder, die übrigen wurden uns zugeſendet oder von Privaten geliehen. Die durch Private gemachten Ankäufe beſtehen in **96** Bildern, im Betrage von **11,128** Thlr. Gold, **36** Gr.; die zur Verlooſung durch die Subſcription der Actionaire zuſammengebrachten angekauften Bilder betragen **4395** Thlr. Gold; im Ganzen **132** Bilder, im Werthe von **15,523** Thlr. Gold, **36** Gr., oder mit **12** Procent Agio, gleich **17,340** Thlr. Pr. Cour. Wir dürfen glauben, daß dieſe bedeutenden Zahlen zu ſehr für ſich ſelbſt ſprechen, um eines weitern Commentars zu bedürfen. Bei unſerer Vorliebe für die lebenskräftige Düſſeldorfer Schule iſt es uns höchſt erfreulich, gerade die Künſtler derſelben dabei ſo betheiligt zu ſehen, denn die Zahl ihrer verkauften Bilder beträgt nicht weniger, als **29**. Darunter befinden ſich zwei von Privaten gekaufte Hauptbilder: »das Amtsjubiläum eines Dorfpfarrers,« (von Meyer) zu **1000** Thlr. Pr. Cour. und »die Thronentſagung der Maria Stuart« (von Volkhardt) zu **900** Thlr. Pr. Cour. Schwerlich hätten wir einen entſprechenderen Dank den dortigen Künſtlern für die bereitwillige und reichhaltige Zuſendung ausdrücken können, als durch bedeutenden Ankauf ihrer Werke. Wir hoffen, dadurch das freundlichſte Verhältniß zwiſchen uns herbeigeführt und in dem obigen Reſultate die beſte Aufforderung gegeben zu haben, uns auch bei den folgenden Ausſtellungen mit reichlichen und werthvollen Zuſendungen zu erfreuen. Der verehrlichen Direction des rheiniſch-weſtphäliſchen Vereines fühlen wir uns noch beſonders verpflichtet für die uns mit ſo bereitwilligem Entgegenkommen gütigſt zur Ausſtellung überlaſſenen neun Bilder, worin dieſelbe eine ihrer Hauptzierden gewann. Wie ſich unſer Landsmann Herr J. D. Meyer, in dieſem Falle unſeres Intereſſes freundlichſt angenommen hat, verkennen wir nicht, eben ſo wenig deſſen wirkſame Vertretung bei der dortigen Künſtlerwelt, der wir viel verdanken. Gleichzeitig haben wir mit großer Theilnahme die bedeutenden Fortſchritte dieſes jungen wackern Meiſters wahrgenommen. Mögen die ihm wohlgeſinnten Stimmen aus der Heimath und der erſte in ſeiner Vaterſtadt gefeierte Triumph ihm einigen Erſatz geben für manche in ſeinem dortigen Künſtlerleben gemachte herbe und kränkende Erfahrung und mögen ſie ihn ermuthigen, mit männlicher Kraft und ausdauerndem Fleiße das ſich geſteckte Ziel verfolgend, ſein ſchönes Talent zum höchſten auszubilden — ſeiner Schule und ſeiner Vaterſtadt zur Ehre! b—n

Notizen-Blatt.

(**Anekdotäres.**) Profeſſor H. hatte einſtens einen alten Studio zum Nachteſſen gebeten. Wie dieſer ins Zimmer trat, fand er es ganz leer und hörte im Nebenzimmer einen harten Wortwechſel zwiſchen dem Ehepärchen. „Weib,“ ſcholl's aus dem Nebenzimmer, „wenn ich nicht fürchtete, Hr. S. (ſo hieß der Studio) käme dazu, gäbe ich Dir eine Ohrfeige, die Du übermorgen noch fühlen ſollteſt.“ Der Studio machte die Thüre des Nebenzimmers auf und ſagte recht höflich: „Hr. Profeſſor, geniren Sie ſich ja nicht um meinetwillen.“

Bei einem öffentlichen Gaſtmahle wurde ein ſilberner Löffel vermißt. Jedermann war erbötig, ſeine Taſchen umzuwenden; aber der Wirth, ein witziger Kopf verbat es und ſagte: „Meine Herren, laſſen Sie das nur gut ſeyn, der Löffel kann ſich wohl wieder finden. Seyen Sie aber ſo gütig, die Köpfe alle unter den Tiſch zu ſtecken.“ Als dies geſchehen war, ſagte er ganz laut: „Nun, meine Herren, haben Sie alle die Köpfe unter dem Tiſch?“ „Ja,“ war die Antwort. „Auch der,“ fragte er weiter, „der den Löffel genommen hat?“ Mechaniſch antwortete dieſer: „Ja.“ — „Nun wenn das iſt“, verſetzte der Wirth trocken, „ſo geben Sie ihn nur wieder heraus.“

Einer der tapferſten Zechbrüder des immer durſtigen Dichters Schubart war ein gewiſſer Schieferdecker Bauer in Stuttgart; ſtark begeiſtert von den Opferflammen des Weingotts, ſprach dieſer zu Schubart: „Wir haben doch ſchon mancher Bouteille den Hals gebrochen, wirſt mir doch auch einmal eine Grabſchrift ſetzen, wenn ich ſterbe?“ — „Ja, Bruder und zwar ſogleich aus dem Stegreife:

Hier liegt der Schieferdecker Bauer,
Mach' Petrus ihm den Himmelsweg nicht ſauer;
Verfahr' mit ihm nicht zu genau;
Zuweilen war er Menſch, doch öfter Sau.“

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 73. Sonntag, 18. Juni 1843.

Gold und Blut.

Erzählung aus der Vorzeit.

(Fortſetzung.)

Zehn Jahre abenteuerlichen Lebens waren Klettenberg verfloſſen, ſeit er dem Geſängniſſe Frankfurts entfloh, und wieder umfing ihn der Kerker. Erfüllt von Goldgedanken, in ewig getäuſchtem und wiederkehrendem Wahne, die Chimäre zu erfaſſen, die trügeriſch anlockend vor ſeinem geiſtigen Auge herjagte, hatte er bald das Mißtrauen, bald den Geiz der Welt herausgefordert. Hier hatte man ungläubig die Köpfe geſchüttelt, dort abergläubiſch ſeiner Kunſt vertraut, ſie mit Geld und Liebkoſungen aus ihm herauszuſchmeicheln geſucht. Wie es ihm immer ergangen war, ſo viel hatte er beobachtet, daß er ſeine Selbſtſtändigkeit an jene Chimäre verſpielt hatte, daß man nicht ihn, ſondern nur das Gold ſeiner eingebildeten Kunſt liebte, ehrte oder beneidete und haßte, und daß ſein Selbſt aufgehört hatte, Etwas zu gelten. Und dennoch zog ihn dieſes Lugenbild mit immer unheimlicherer Gewalt an, und die Täuſchung gewann, wie eine Hyder, um ſo größere Macht über ihn, wenn ſie durch Wahrheit und Erfahrung eines ihres Häupter verlor. Aber durch dieſen Wirrwarr von Hoffnungen und Zweifeln zuckte ihm, gefürchtet und erſehnt, das Bild Henrietten's, der Ungetreuen, der bald Angebeteten, bald Gehaßten. Es hatte ihn durch zehn wüſte Jahre begleitet, ihn gehöhnt und ermuntert bei ſeinem ſeltſamen Werke, und wunderbar war ihm die Idee ſeiner fabelhaften Kunſt und der Gedanke an Henrietten zu einer einzigen Vorſtellung geworden, und die ahnungsvolle Gewißheit ſtand in ihm feſt, daß er dereinſt noch Eines durch das Andere erringen werde, das Geheimniß ſeiner Kunſt durch Henrietten, oder ſie durch ſein Geheimniß.

Und in dieſer myſteriöſen Zuverſicht hatte er jede kecke, gefährliche Wette auf das Gelingen ſeiner Proben unternommen, hatte in Weimar, belogen und belügend, ſich vermeſſen, Gold zu bereiten, und war, nach wenig günſtigen Erfolgen, auch nach Dresden gekommen. Dort brauchte man in jener Zeit allerdings Gold, und wieder Gold, denn die Erwerbung der polniſchen Krone, der Schwedenkrieg und eine überkönigliche Pracht hatten den öffentlichen Schatz dergeſtalt erſchöpft, daß kaum abzuſehen war, wie Sachſen ohne eine Goldtinktur ſich wieder jemals in ein Gleichgewicht werde bringen können. — Und dieſe köſtliche Tinktur verſprach Klettenberg zu ſchaffen; er glaubte, ja er war überzeugt, ſie einſt wirklich herſtellen zu können, denn in dunkler Selbſttäuſchung meinte er, mit jeder Minute dieſem Ziele näher zu rücken, Ehren und Reichthümer belohnten ſeinen Antrag; Gold wurde gewagt, um Gold zu gewinnen, aber die Ernte blieb aus, und der Zorn der Spender kehrte ſich nunmehr gegen den ungeſchickten Säer. Klettenberg wanderte in den Kerker, den er anfangs mit Gelaſſenheit ertrug, weil er jeden Augenblick hoffte, er müſſe den Talisman finden, an den er Jugend und Freiheit geſetzt hatte. Als aber das Myſterium ſich hinter immer neue Bollwerke zurück zog, ſobald er eines derſelben erſtiegen zu haben meinte, da faßte ihn bisweilen eine unſägliche Verzweiflung, und er glaubte ſein Elend nicht länger ertragen zu können.

So ſaß er, einſam und vergittert, in der Georgenburg der unbezwinglichen, unentfliehbaren ſächſiſchen Feſte Königſtein, und ſtarrte durch die Eiſenſtäbe ſeines Fenſters hinaus in die wildromantiſche Schönheit der Natur. Neugierig dehnten ſich draußen Berge über Berge hinweg, als wollten ſie den Adepten hinter dem ſchmalen Gitterfenſter ſehen, der, zerfallen mit ſich, mit ſeiner Kunſt und ſeinem Geſchicke, den freien Bergen der ſächſiſchen Schweiz neidiſche feindſelige Blicke zuwarf und dieſe dann wild, zweifleriſch und vorwurfsvoll gegen den Himmel kehrte.

In einer Ecke ſeines engen Gemachs ſtand ein chemiſcher Ofen, nach der Form des „faulen Heinze" (Piger Henricus), ſo benannt, weil läſſige Laboranten dort nur von vier und zwanzig zu vier und zwanzig Stunden Kohlen aufzutragen brauchen. Die Glut war ſo ziemlich abgekühlt, und rauchte nur noch träge fort. Klettenberg ging von dem Fenſter hinweg und ſchürte die Glut. —

Sie wollen noch immer nicht aufblühen — ſagte er düſter zu ſich ſelbſt — die ſchönen metalliſchen Blumen, die mich retten könnten.

Er faßte mit einer Zange den ſpröden, vielfarbig glitzernden Regulus aus dem Tigel, und beſah ihn aufmerkſam. — Ach! es ſind noch lange nicht die rechten Blumen! fuhr er fort. Zwar knoſpet es hin und wieder braun, weiß und röthlich hervor. Aber es iſt nur erſt der Same der rothen Viole, der weißen Lilie, des purfarbenen, unvergänglichen Amaranth oder Tauſendſchöns und der andern Blumen, die hier aufblühen müſſen, ehe der brauſende, güldene Fluß, der hier nur erſt matt ſickert, hervorbrechen und die Blumen zum glänzenden, goldenen Saphir reifen kann.

Er zerſtieß den Regulus, der in eine unbeſtimmt gefärbte, metalliſch flimmernde Aſche zerfiel. Und doch, wie viel auch noch zur Vollendung fehlen möge, — ſagte er ſich nicht ohne innere Freude — ſchon ſpricht mit leiſem Wellenſchlage jenes glänzende Meer aus dem Schlacken, in welchem die wunderlichen Fiſchlein mit ſilbernen Schuppen ſchwimmen. Aber wer ſchafft mir

Digitized by Google

jenes ſubtile Netz, das die Philoſophie nur dem erfahrnen Fiſcher reicht, daß ich ſie fangen und herausziehen könnte?

Er beugte ſich tiefer zu dem Schlacken hinab und muſterte mit geſpanntem Auge das Geflimmer. Als er ſich aber wieder erhob, fuhr zugleich mit dem ſeinigen ein fremder Kopf in die Höhe; es war der Caprino's, der über Klettenbergs Schulter hinweg, von dieſem unbemerkt, den Regulus ebenfalls muſterte.

Wo kommt ihr mit einemmale her? fragte Klettenberg etwas unmuthig.

Ei nun, ich hatte viel im Vorzimmer zu ſchaffen, wohin euer guter Freund, der Hofapotheker Werner, wieder einmal eine Menge Spießglas und Feilſpäne für euch bringen ließ, daß ihr nach Herzensluſt tingiren könnt. Dem armen Teufel ſitzt das Meſſer nicht viel weniger, als euch ſelbſt, am Kragen. Die ganze Unterſuchungs-Commiſſion, die man euch geſetzt hat, ſchreit ihn an, daß er eure Arbeiten ſchlecht beaufſichtigt, ja, aller Wahrſcheinlichkeit nach, mit euch unter einer Decke geſteckt habe. Und da ſinnt er denn nun Tag und Nacht, wie er und Ihr zu retten, und glaubt noch immer ſteif und feſt, ihr werdet hier in dieſem verdammten, ſteinernen Zwanghauſe den Stein der Weiſen finden, und damit alle Kalamitäten auf einmal endigen.

Klettenberg ſeufzte tief und blickte auf den Regulus im Tiegel.

Ich glaub' es wohl, daß ihr Urſache habt zu ſeufzen, fuhr Caprino froſtig fort. Euere Angelegenheiten ſtehen in der That untröſtlich genug, und mich wird meine dumme, gutmüthige Anhänglichkeit an euch wahrſcheinlich ebenfalls in große Verlegenheit bringen. Ja, ja, ſo geht es, wenn man ein zu guter Freund iſt!

Elender! unterbrach ihn Klettenberg verächtlich. Habe nicht ich großmüthig das ganze Wagniß, das dein Entwurf war, und deſſen Früchte du vielleicht mehr, als ich genoſſen hätteſt, auf mich allein genommen, nicht aus Liebe zu dir, aber aus Stolz, daß ich mein Schickſal, wie unſelig es auch kommen möge, nicht mit einem ſo nichtswürdigen Wurm, wie du, theilen wollte?

Ei, ei, ihr ſprecht ja heute wieder ſehr ſtolz, mein lieber Herr Baron von Klettenberg. Doch wir haben jetzt nicht die Zeit, mit einander zu zanken. Wißt denn, man will euch an Leib und Leben. Der Frankfurter Magiſtrat läßt nicht ab, bei dem Dresdner Hofe auf eure Auslieferung, oder auf Vollſtreckung des, ſchon von zehn Jahren gegen euch erkannten Todesurtheils zu dringen. Das wird man nun zum Vorwande nehmen, ſich eurer zu entledigen; denn man iſt der Sorge müde, euch zu bewachen, beſonders ſeit eurem letzten Verſuche zu entfliehen, wo die dummen Bauern euch auffingen und zurückbrachten.

Ihr habt recht, Caprino, ich ahne ſo etwas, ſagte Klettenberg nachſinnend. Man erzählt ſich, Frankreichs edler König habe ſchon Monate lang vor ſeiner Ermordung die Dolchſpitze Ravaillac's an ſeinem Herzen gefühlt. So glaube auch ich in böſen Stunden ſchon ſeit lange die eiſige Schneide eines Schwertes an meinem Nacken zu fühlen, das, blutgierig blitzend, jeder meiner Bewegungen zu folgen und ſeines Zieles ſchon ſicher zu ſeyn ſcheint. Der ſchnöde Traum wird recht behalten; ich werde bluten.

Und jetzt ein Wort aufs Gewiſſen, nahm Caprino aushorchend und dringend das Wort. Ihr fallet, ich weiß es, nicht ein Opfer eurer Unkenntniß, ſondern eurer Hartnäckigkeit, eures Trotzes!

Ich verſtehe euch nicht, Caprino, erwiderte Klettenberg gleichgiltig.

Ihr ſucht vergebens mich zu täuſchen! ergänzte Jener und trat, leiſer ſprechend, an Klettenberg heran. Ihr habt das Geheimniß bereits gefunden. Dieſe Maſſe da im Schmelztigel iſt mehr, als ein bloßes Caput mortuum; tauſend ſchöne, feurige Metallaugen blicken mich klug und verſtohlen daraus an, und ſagen mir, daß es nur bei euch ſtünde, ſie aus dem ſtaubigen Gefängniſſe zu befreien und ins goldene Leben zu rufen. Ihr aber, empört über erlittene Mißhandlungen, hütet euch gefliſſentlich, das herrliche Geheimniß zu löſen, ihr mißgönnt es euren Quälern, und wollt lieber ſterben als ſie bereichern? Sprecht, iſt es nicht ſo?

(Fortſetzung folgt.)

Folgen einer Boule-Partie.

(Aus Hermann Meynert's „Nordlichter".)

Im Fietta'ſchen Kaffeehauſe zu Dresden herrſchte heute ein beſonderes reges Leben, denn die Nähe der Leipziger Jubilatemeſſe hatte eine Menge durchreiſender Fremden in der Reſidenz verſammelt, welche in den reizenden Umgebungen derſelben wenigſtens einige Tage des neu erblühten Frühlings genießen wollten. Leider hatten mehrere auf einander folgende regneriſche Tage dieſem Wunſche ein Hinderniß entgegengeſtellt, und man mußte ſich wohl oder übel mit den einfachen Zerſtreuungen begnügen, welche das ſtillere Dresden innerhalb ſeiner Mauern bot. Kein Wunder daher, daß Fietta's Kaffeehaus, welches, obgleich jener Eleganz fremd, und in dieſer Hinſicht von ſeinem modernen Rival, dem Baldini'ſchen „Café d'Europe," bei weitem überflügelt, gleichwohl durch ſein buntes, eigenthümlich-reges Leben einen überwiegenden Reiz gewährt, von den Meßfremden ſtark beſucht war. Das Billard wurde keinen Augenblick leer, und um die Gäſte gleich in Maſſe zu beſchäftigen, wurden ausſchließlich Boule-Partien (à la guerre) angeordnet, an denen nach Gefallen Viele Antheil nehmen konnten. Während man hier unaufhörlich die Bälle klappen, die Nummern anrufen und einige unerwartet ſchnell todt gemachte Spieler gelegentlich fluchen hörte, herrſchte in dem daran ſtoßenden Durchgangszimmer eine faſt feierliche Stille. Hier pflegten nämlich die ruhigen, beſchaulichen, namentlich die Brettſpieler Stand zu faſſen, und während hier zwei Gäſte mit ernſten, gefalteten Stirnen, mit lautlos geſchloſſenem Munde, der ſelbſt den Dampf der langſam gerauchten Cigarren nur leiſe und ſeitwärts auszuſtoßen wagte, dem königlichen Schach oblagen, ergötzten ſich zwei andere an dem wenig ſchwierigen Puff. Das dritte Zimmer nahmen die Whiſt- und Boſton-Tiſche ein, an denen man ſeit Jahren dieſelben Geſichter einander gegenüber ſitzen ſah, und wo höchſtens durch eingetretene Todesfälle eine Veränderung in den Gruppen eintrat.

Seit längerer Zeit war es eine unterſcheidende Eigenthümlichkeit des beſprochenen Kaffeehauſes, daß daſſelbe auf luſtige Billard-Marqueurs hielt. Dieſe, obſchon auch von Seiten ihres Patrons muthmaßlich auf einen

Digitized by Google

gewiſſen pikanten Ton angewieſen, erhielten gleichwohl ihre eigentliche derartige Bildung erſt durch die Gäſte ſelbſt, die durch Neckereien und andere Aufforderungen den ſchlummernden Witz in jenen Leuten wach zu kitzeln wußten, und durch fortwährend dargebotene Gelegenheiten nährten. So kam es, daß die Fietta'ſchen Marqueurs vorzugsweiſe zu dem Rufe des Witzes und der guten Einfälle gelangten und, mit den Verpflichtungen wie mit den Vorrechten der einſtigen Hofnarren, ſich von den Gäſten viel gefallen zu laſſen und wiederum tüchtig auszutheilen pflegten. Fremden war dies bisweilen etwas überraſchend, beſonders da die Marqueurs ihre Späße harmlos auch gegen Solche losließen, die mit den Statuten dieſes Kaffeehauſes noch nicht bekannt waren. Doch mit dem Uebelnehmen war ſelten Etwas ausgerichtet, und wenn auch die Witzader des Kellners dadurch auf Augenblicke geſchloſſen wurde, ſo rachte es ſich auf der andern Seite durch eine allgemeine converſationelle Abſperrung der übrigen eingeweihten Gäſte gegen den Uebelnehmenden.

Dies iſt der Grundriß des vormals an jenem Unterhaltungsorte durch einige launige Gäſte begründeten, und ſeitdem durch Gewohnheit eine Zeitlang fortwirkenden Tones, welcher, bei aller Einfachheit der ſonſt vom Werthe aufgewendeten Mittel, ſeiner Reſtauration ein gewiſſes Intereſſe und ſomit einen ſtarken Zuſpruch ſicherte.

An einem Tiſche des Billardzimmers hatte, unter andern Fremden, auch ein ältlicher Herr Platz genommen, der durch Sprache und Erſcheinung unwillkürlich einige Aufmerkſamkeit erweckte. Die Art des gebrochenen Deutſch, welches er ſprach, die ſchwerfällige und doch noble Weiſe ſeiner Bewegungen, ſo wie Phyſiognomie und Kleidung, ließen in ihm den Engländer nicht verkennen. In den ſtolzen, unzufriedenen Zügen lag der Spleen ſeiner Nation in reichem Maße ausgeprägt, und die wortkarge Beſtimmtheit ſeines Ausdruckes ſelbſt in einer ihm wenig geläufigen Sprache, die fortwährende ſtille Beſchäftigung mit ſeinem Selbſt, bei wegwerfender Unaufmerkſamkeit für ſeine Umgebung, dienten ihn, zwar wenig anziehend, wohl aber nicht unintereſſant zu machen.

Mehr oder weniger verſtohlen hafteten die Blicke der übrigen Gäſte eine Weile auf dem Fremden, der wenig davon wahrzunehmen ſchien, breit in ſeinem Stuhl gelehnt, eine franzöſiſche Zeitung las, bisweilen einige Worte über den ſchlechten Grog murrte, dann aber gewöhnlich ſein Glas haſtig ausſtürzte und ein neues verlangte. Fritz — ſo nannte ſich der damalige luſtige Marqueur des Kaffeehauſes — hing, während er die Rechnung über die im Bouleſpiele vorfallenden Striche führte, mit ſichtlicher Aufmerkſamkeit an dem Engländer; ſeine Gedanken umkreiſ'ten denſelben, gleichwie ein munteres Schooshündchen in bald weiteren, bald engeren Kreiſen um eine ernſte Dogge ſpringt, begierig, mit derſelben ſcherzend anzubinden, aber gleichwohl durch den ignorirenden Ernſt ſeines Gegenſtandes verblüfft, und unthätig gehalten. Die ſtolze Wortkargheit des Engländers machte jeden Verſuch, ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen oder ihm ein Antheil nehmendes Wort zu entlocken, fruchtlos. Man kann ſich vorſtellen, daß dies für den guten Fritz, der ſeinen ſogenannten Witz gern gegen Jedermann leuchten ließ, keine geringe Unannehmlichkeit war; ſeine Begierde ſtieg mit der Hoffnungsloſigkeit der Aufgabe, er hatte für nichts Anderes Gedanken, als für den Fremden und ließ zum erſten Male die Neckereien der Gäſte, die bei ſeiner auffallenden Wehrloſigkeit jetzt doppelt ſtark über ihn hereinbrachen, unerwiedert und ungeſtraft. Der erbarmende Zufall fügte es endlich, daß der ſehnſüchtige Marqueur doch noch, wenn auch auf eine wenig erbauliche Weiſe, mit dem Gegenſtande ſeiner geſpannten Aufmerkſamkeit in eine gewiſſe Berührung kam.

(Fortſetzung folgt.)

Ethnographiſches
über
Eſſen und Trinken.

(Schluß.)

Die Feinſchmecker des Alterthums aßen nach Maß und Gewicht; die Vögel, die auf ihren Tiſch kamen, mußten genau gewogen ſeyn; wenn zwölf Lerchen zuſammen nicht zwölf Unzen wogen, ſo verſchmähte man ſie; ſchon bei nur zwölf Unzen duldete man ſie mit knapper Noth; wogen ſie aber dreizehn, ſo begrüßte man ihr Erſcheinen mit lebhaftem Jubel. Die Herren der Welt, die jedes Verdienſt richtig zu ſchätzen wußten, belohnten auch berühmte Eſſer und außergewöhnliche Trinker, indem ſie dieſelben zu den erſten Stellen des Staates erhoben. In Tiber's Gegenwart trinkt Piſo, ohne aufzuhören, drei Nächte hinter einander und wird zum Prätor ernannt. Durch eine ähnliche Heldenthat zeichnete ſich Flaccus aus, und gleich darauf wird ihm die Statthalterſchaft Syriens anvertraut.

Zu Perikles und Zeuxis Zeit ſtiegen die ſchönen Künſte zu einer für uns unerreichbaren Höhe, die Kochkunſt durfte folglich auch nicht dahinter zurückbleiben. Einige Küchenmeiſter von Syrakus und Athen verſtanden es, ſich einen Ruf ſelbſt für die ſpäteſten Zeiten zu begründen; ihre Schüſſeln, ihre Saucen ſind verloren gegangen wie Apelles' Gemälde, Polyklet's Statuen und Mänanders Luſtſpiele, ihre Namen ſind uns geblieben: Pantaleon, Zophon, Simonaktides, Epenetus, Epirikus, und Andere.

Wollten wir ausführlich erzählen, wie man bei den Römiſchen Kaiſern zu Mittag ſpeiſte, ſo würden wir einen Band damit anfüllen können. Nur Einiges wollen wir hier noch anführen: Geta blieb drei Tage hinter einander bei Tiſch ſitzen und ließ ſich alle Gerichte, die er in Perſon zu berühren würdigte, nach der Alphabetiſchen Ordnung präſentiren. Vitellius gebot die Ausrichtung eines großen Gaſtmahls, wobei nur einzig und allein Fiſch aufgetragen werden ſollte, und man erblickte bei demſelben 2500 Gattungen, denn alle Staatsſchiffe hatten den beſonderen Befehl erhalten, an den Säulen des Herkules, im Pontus Euxinus, im Rothen Meer, an den Küſten des äußerſten Thule, kurz überall, die Bewohner der Wellen für die Kaiſerliche Tafel einzufangen. Doch vergeſſen wir den Heliogabalus nicht, der Alles, ja mehr als Alles aß, denn er ließ mit den allerungenießbarſten Subſtanzen Verſuche anſtellen. Im Augenblicke, wo die Gäſte ihre Plätze an der Tafel einnahmen, ließ jeder Amphitryon des Alterthums denſelben eine Liſte aller Schüſſeln vorlegen, die ihnen dargeboten werden ſollten: gewiß eine ſehr weiſe Vorſichtsmaßregel. Man weiß, daß nach dem Tode des Redners Hortenſius, der ein Gegner und zugleich Freund Cicero's war, in ſeinem

Digitized by Google

Keller zehntauſend Fäſſer auserleſenen Weins vorgefunden wurden. Vedius Pollio hatte bemerkt, daß die mit Menſchenfleiſch genährten Hechte von wohlſchmeckenderem Safte waren; er ließ alſo tagtäglich zwei oder drei Sklaven in ſeine Fiſchbehälter werfen. Cäſar ließ eine ungeheuere Menge Lampreten zu der Abendmahlzeit kaufen, die er zu Ehren ſeiner Rückkehr aus dem unterjochten Gallien gab.

Bei den Alten wurde, und gewiß mit vollem Recht, nie ein Gaſtmahl ohne Muſik und Tanz gegeben. Die berühmteſten Virtuoſen waren in einer Ecke des Feſtſaales verſammelt und bemühten ſich, durch Spiel und Geſang die Gäſte zu erheitern; die Töne der Leier vermiſchten ſich mit dem Klirren der Teller und dem Klingen der immer leeren und immer wieder ſich füllenden Gläſer.

Sylphiden hupften dabei, umgaukelten die geladenen Gäſte leichtfüßig, glühend und anmuthig und wetteiferten in den kühnſten, gewagteſten und lebhafteſten Pas und Stellungen. Noch ſtammen die beliebteſten Tänzerinnen Spaniens aus Andaluſien her, und ſchon vor zwei Jahrtauſenden tanzten die jungen Gaditanerinnen die erſten Rollen in den Römiſchen Balletten; einige Verſe aus Horaz und Juvenal belehren uns über den Eindruck, den ſie hervorbrachten. Genug aber von Griechen und Römern, gehen wir zum Mittelalter über und betrachten wir es vom Küchen-Standpunkte aus, wobei wir uns indeß auf ein paar einzelne Züge beſchränken wollen.

Karl V. ſpeiſte, wie uns die Sage erzählt, um eilf Uhr zu Mittag und um ſieben zu Abend; es wurde bei der Kaiſerlichen Tafel nicht geſprochen, und der Beichtvater las irgend ein Kapitel aus der Bibel oder eine fromme Abhandlung während des Mahles, damit Leib und Seele ſich gleichzeitig erquicken konnten. Um **9** Uhr ſchlief der ganze Hof den Schlaf des Gerechten. Im Jahre **1470** gab George Nivil, der Bruder des berühmten Warwick, zur Feier ſeiner Ernennung zum Erzbiſchof von York der Geiſtlichkeit und dem Adel ſeiner Erzdiözeſe ein Feſtmahl, deſſen Speiſekarte noch im Reichs-Archiv zu London aufbewahrt wird. Auf der Tafel des Prälaten ſervirte man an jenem Tage **80** fette Ochſen, **6** Stiere, **300** Schweine, **300** Kälber, **3000** Gänſe, **3000** Kapaunen, **200** Pferde, **100** Kaninchen, **4000** Tauben, **2000** Hühner, **200** Faſanen, **500** Rebhühner, **4000** Auerhähne, **8** Seekälber, **4000** Enten, **4** Schildkröten, **300** Hechte, **1000** Schüſſeln Gelees und noch eine ganze Seite voll anderer Neben-Gerichte. Bei der Zubereitung dieſes Gaſtmahls waren **62** Haushofmeiſter, **970** Köche, und **15** Küchenjungen beſchäftigt; **300** Fäſſer Bier und **104** Fäſſer Wein reichten kaum hin zum Getränk.

In den Archiven des Departements der Untern Seine liegen noch die authentiſchen Berichte über ein Mittagsmahl, das Zanon von Caſtiglione, Biſchof von Liſieux, zur Feier ſeiner Inſtallation den **24.** Juni **1425** dem Erzbiſchofe von Rouen und ſeinem Kapitel gab. Jeder der ehrenwerthen Gäſte ſetzte ſich mit einem kräftigen Appetit zu Tiſche. Man begann mit Kirſchen und kleinen Kalbspaſteten, dann kam Wildpret mit einer ſchwarzen Sauce und Kapaun mit weißer Sauce, mit Mandeln und Zuckerwerk belegt. Darauf folgte der Braten. Vor den Erzbiſchof ſetzte man eine große Schüſſel hin, worin zwei Brachvogel, ein Spanferkel, ein Reiher, ein halbes Reh, vier Hündchen, ein Kaninchen und vier Tauben ſich befanden. Eine ähnliche Schüſſel trug man dem Biſchof von Evreux, dem erſten Vorſänger und dem Archidiakonus von Eu auf. In den Schüſſeln, die für zwei Stiftsherren beſtimmt waren, lag viel weniger, man erblickte darin Brachvogel und zwei junge Tauben, doch hatte man noch ein Stück Kalbfleiſch, ein ganzes Ferkel, ein Stück Reh, ein Kaninchen, zwei junge Hühner und eine Rohrdommel hinzugefügt, und das Alles war in einer ſehr gelehrten, mit Kräutern gewürzten Sauce gekocht. Ferner trug man vier Pfauen auf, deren unberührt gelaſſene Schweife in den herrlichſten Farben glänzten; ſchnell und geſchickt zerlegte man dieſe Lieblinge der Juno, und die Kinnladen der ganzen Tiſchgeſellſchaft zerarbeiteten ſich eifrigſt mit ihrer Bewältigung. Hierauf folgten noch breite und fleiſchige Stücke vom wilden Schwein, und ſpäter kamen Käſe, Torten und Früchte an die Reihe. Als man von der Tafel aufſtand, bot man in ſilbernen Schalen gewürzte Bonbons umher, wodurch die vielleicht etwas ermatteten Mägen wieder wohlthätig angeregt wurden. (F. P.)

Correſpondenz.

Frankfurt, 15. Juni.

Unſer neu decorirtes Theater zieht die Neugierigen nicht in ſo großer Zahl an, als man erwartete. Bei der Wiedereröffnung des Hauſes am Montag hatte ſich zwar ein ziemlich ſtarkes Auditorium eingefunden, allein an den poetiſchen Schönheiten der Kleiſtiſchen Dichtung „Prinz von Homburg" wußte es ſich wenig zu ergötzen. Iſt denn aller Kunſtſinn aus unſerm Publikum gewichen? Die Aufführung des Stückes war im Allgemeinen nicht gut und nur Baiſon, als Prinz, und nach ihm Weidner und wenige andere verſtanden den Dichter. Ein Herr Clef trat am Dinstage als Oberſteuermann im „Heirathsantrage auf Helgoland", auf und war ſehr mittelmäßig. Geſtern wurde als erſte Opernvorſtellung der alte „Barbier von Sevilla", aber recht brav gegeben. Was Herrn Piſcheck in der Titelrolle in der Gewandtheit des Spiels abgeht, erſetzt er durch markigen Geſang. Unſer Schauſpielrepertoir fängt bereits an, wieder ſo unzuverläßig, wie früher, zu werden. Das iſt ſehr traurig! —ſſ—

☼

Berlin, 12. Juni.

Unſer gefeierter General-Muſikdirector Meyerbeer wird noch vor ſeiner Sommerreiſe nach Paris die Opern „Fauſt" von Spohr und „Der fliegende Holländer" hier zur Aufführung bringen, welche Kompoſitionen bereits unter deſſen Leitung einſtudirt werden. Anerkennung verdient Meyerbeer's Eifer, mit welchem er ſeinem Berufe vorſteht, den er doch lediglich nur aus Liebe zur Kunſt, und aus keinem andern Nebenzweck angenommen hat, indem ihm ſchon ſein reiches Privatvermögen eine ſehr glänzende Exiſtenz gewährt. — Ende dieſes Monats wird das hieſige franzöſiſche Theater geſchloſſen, und die Geſellſchaft zahlreich erneuert am 1. September wieder ihre Vorſtellungen beginnen.

☼

Von d. e Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 74. Dinſtag, 20. Juni 1843.

Gold und Blut.

Erzählung aus der Vorzeit.

(Fortſetzung.)

Klettenberg, überraſcht durch dieſe ſeltſamen Trugſchlüſſe blickte den Frager ſchweigend und etwas ſpöttiſch an.

Dieſer glaubte in dem Schweigen Klettenbergs die nächſte Beſtätigung ſeiner Vermuthungen zu finden, und fuhr noch dringender in ſeiner Rede fort. — Ich kann, bei unpartheiiſcher Erwägung, euch dieſen edlen Trotz nicht verdenken. Man iſt übel mit euch umgegangen, und Niemand wird es euch verargen, Diejenigen, die aus ſchnöder, geiziger Ungeduld euch quälten, und durch Mißhandlungen die Entdeckung jenes Geheimniſſes beſchleunigen wollten, das nur Fleiſch und Glück zu zeitigen vermag, im Dunkeln tappen laßt. Sie ſollen es auch nie erfahren. Aber ich will euch einen Rath geben. Entdeckt euch mir, dem Freunde, theilt euer Geheimniß mit mir; ich will es bewahren, wie ein Heiligthum, ich rette euch aus dieſem Steinneſte, und uns iſt dann Beiden geholfen, während eure Quäler das leere Nachſehen und Spießglas und Feilſpäne, ſtatt des Goldes, haben.

Ihr ſeyd ein wackerer Freund, Caprino, ſpöttelte Klettenberg, ein gutes, Rettung befliſſenes Herz, das für eine Welt voll Gold und weiter nichts einem Menſchen recht gern aus Verlegenheit hilft. Leider bin ich zur Zeit nicht in dem Falle, von eurer Güte Gebrauch zu machen; denn noch immer fehlt mir der Schluß meines Werkes, wie nahe er mir auch zu ſeyn ſcheint.

Ihr wollt mich martern oder foppen, ſagte Caprino, halb komiſch, halb tückiſch. Bedenkt, daß ſich der Spaß um euren Kopf handelt!

Und wenn er ſich um noch mehr handelte, entgegnete Klettenberg in einem Anfluge von Lachreiz, wie ihn eine verzweifelte Lage ſo gern zu erzeugen pflegt; — ich kann euch keinen beſſern Beſcheid geben. Meine Vorarbeiten ſind über alle Erwartungen gut; ſie treffen bis ins Kleinſte mit allen Rezepten und Symptomen zuſammen, welche die größten Meiſter unſerer Wiſſenſchaft uns hinterlaſſen; aber die letzte Weihe fehlt, und will mir nicht gelingen. Es iſt, als ob meinem Werke aller Segen gebreche!

O! ſo erfleht ihn, mir zu Liebe! rief Caprino, die Hände faltend, und das tückiſche Auge mit einem heuchelnden Ausdrucke zum Himmel erhebend.

Ach! mein guter Caprino, ich fürchte, daß das meinem Werke wenig helfen würde; fuhr Klettenberg im gleichen Tone, zwiſchen Ernſt und Scherz zweifelnd, fort. Ihr entſinnt euch ja aus meiner eigenen Alchymia denunciata*), daß der Himmel nur ſolchen Perſonen, die ein tadelloſes Leben führen, das Geheimniß offenbart. Und in dieſer Hinſicht ſteht es um mich, wie um euch übel; denn auf meinem Haupte laſtet Blutſchuld, und was euch anlangt, nun man ſpricht nicht gern davon.

Wie kann man aber, wenn man das weiß, ſo einfältig ſeyn und Jemand todt ſtechen? lamentirte Caprino. Und kann euch denn nichts davon reinigen?

Klettenberg ſchüttelte den Kopf, und wurde ernſter. — Nur zu einem Mittel hege ich noch einige Hoffnung, ſagte er.

Und welches iſt es? fragte Caprino begierig. Nennt es mir; ich ſchaff' es euch.

Verſteh' ich die alten, geheimnißvollen Meiſter recht, ſagte Klettenberg nachſinnend, ſo iſt — ich ſchaudere — dieſes Mittel nur um ein neues Verbrechen feil.

So nennt es, nennt es! drängte Caprino ungeduldig.

Ein gräßlicher Klang! Es heißt — Blut! erwiederte Klettenberg dumpf.

Beide ſchwiegen eine Weile. — Nun, auch Blut iſt zu haben! nahm endlich Caprino das Wort. Ich ſchaff' es euch, aber ſagt mir, raunte er Klettenberg ins Ohr: muß der Menſch, der uns ſein Blut leiht, zur Leiche werden? — Ihr verſteht mich, oder kann er leben?

Ich weiß es nicht! entgegnete Klettenberg ausweichend, und ſtarrte auf den Schmelztiegel, um den Blick des Andern zu vermeiden. Mein eignes Blut und das Anderer, Lebender, that keine Wirkung. Der vielerfahrne Fludd und andere Adepten ſcheinen darauf hinzudeuten, daß — — daß — — nun, ihr werdet mich ebenfalls verſtehen. Erſterer ſchärft beſonders ein, darauf zu achten, daß derjenige Menſch, deſſen Blut man tingire, nicht zufällig während des chemiſchen Prozeſſes ſterben dürfe, weil ſonſt deſſen Geiſt den Chemiker auf fürchterliche Weiſe zu beunruhigen pflege. Er erzählt in ſeinen Schriften einen ähnlichen Fall**), den ich euch ſpäter mittheilen werde.

---

*) Der vollſtändige Titel dieſer, von Klettenberg verfaßten Schrift iſt: Alchymia denunciata, oder das bis anhero nie recht geglaubte, durch die Erfahrung nunmehr beglaubigte Wunder der Natur. Leipzig, 1713. 8.

**) Der von dem abergläubiſchen Fludd erzählte, vorgebliche Fall iſt folgender: Ein gewiſſer Chemiker la Pierre, auf dem Temple-Platz in Paris wohnhaft, hatte von einem Freunde Blut bekommen, um damit zu laboriren. Er ſetzte daſſelbe an einem Sonnabende auf's Feuer, und fuhr mit verſchiedenen Graden der Hitze eine ganze Woche in ſeiner Arbeit fort. Da nun am folgenden Freitage dieſer Künſtler in einer Kammer, nahe bei ſeinem Laboratorium, ein wenig eingeſchlummert war, hörte er ein entſetzliches Geſchrei, wie das Brüllen eines Löwen. Endlich hörte dieſe Stimme im Laboratorium auf, und da die Kammer

Ich verſtehe Alles, ſagte Caprino, und ſein Blick gewann eine furchterregende Wildheit. Die Perſon muß ſterben, ehe wir noch zum Tingiren kommen; denn wer ſteht uns dafür, daß ſie den dummen Streich begänge, juſt während unſeres Prozeſſes zu ſterben und tollen, geſpenſtigen Lärmen zu ſchlagen? Ich ſchaffe euch das Blut.

Schweigt, ſchweigt, ich mag nichts hören, rief Klettenberg mit Abſcheu. Aber die Gier, endlich zu dem ſchwer errungenen Ziele zu gelangen, war zu mächtig. — Es ſoll, wo möglich, Blut eines Menſchen ſeyn, mit welchem der Adept in nahem engem Verhältniſſe geſtanden! fügte ee bebend hinzu.

Caprino ſann nach, blickte dann hämiſch auf Klettenberg, und ſagte: Auch dieſes ſoll berückſichtigt werden; ich ſtehe euch dafür.

Dee günſtige Zufall wehrt eurer Blutgier! gegenredete Klettenberg. Ich habe weit und breit keinen Verwandten, und mit wem ich hier in einem engen Verhältniſſe geſtanden, wüßte ich auch nicht. — Uebrigens ſeyd ihr ein fürchterlich gewandter Menſch, Caprino. Erſt macht ihr mir Vorwürfe ob des begangenen Mordes, der unſeeer Wiſſenſchaft entgegenſteht, und jetzt — —

Findet ihr mich ſelbſt zum Morden bereit, ergänzte Caprino kaltblütig. Je nun, des lieben Goldes wegen thut jeder ſein Beſtes. Ich habe mich darauf verſetzt, den Stein der Weiſen zu entdecken, und eigenſinnig, wie ich bin, ſoll es mir nicht darauf ankommen, mich dieſe Grille etwas koſten zu laſſen.

Und, Hand auf's Herz, euch gelüſtet doch ſelbſt ſehr nach dem Blute, das endlich euer plumpes Blei und Spießglas zur Transmutation bringen ſoll; ja, ja, nach dem Blute, wenn auch nicht nach dem Morde! Beruhigt euch, ich nehme dies auf mein Gewiſſen; es ſteht da ſchon Manches an der Kreide; mag denn auch dieſe Schuld noch in meinen Bankerott hineinfallen, und der Fürſt der Finſterniß dereinſt ſehen, wie ee ſich an mir bezahlt macht! Ich gehe jetzt, mein liebee Freund. Gehabt euch indeſſen wohl! Ich ſchaffe das Blut; ſchafft ihr nachher das Gold! —

(Fortſetzung folgt.)

---

vom Mondſchein ganz erleuchtet war, ſah der erwachte Chemikee zwiſchen ſeinem Bette und dem Fenſter eine dicke, dichte Wolke von länglicht-runder Geſtalt hervorkommen, welche nach und nach die völlige Geſtalt eines Menſchen annahm, und nach einem lauten, durchdringenden Schrei plötzlich wieder verſchwand. Es hatten aber nicht nur einige angeſehene Leute, ſondern auch der Wirth und deſſen Frau, welche unten im Hauſe ihre Schlafzimmer hatten, ja ſogar die gegenüber wohnenden Nachbarn, ſowohl das Brüllen, als die helle Stimme deutlich gehört; Einige waren durch den heftigen Schall aus einem tiefen Schlafe erweckt worden. Indeſſen erinnerte ſich der beſtürzte Künſtler, von dem Freunde, der ihm das Blut gegeben, vernommen zu haben, daß, wenn einer von denen, welchen das Blut abgezapft worden, während der Faulung und Auflöſung ſtürbe, deſſen Geiſt gar oft dem Chemiker zu erſcheinen und ihn zu beunruhigen pflege. Er nahm am nächſtfolgenden Sonnabende die Retorte aus dem Deſtillirofen, und nachdem er ſolche zerſchlagen, fand er in dem übrig gebliebenen Blute einen natürlichen Menſchenkopf mit einem Geſichte, mit Augen und Haaren vorgeſtellt. Fludd will dieſen Vorfall aus dem Munde mehrerer Augen- und Ohrenzeugen vernommen haben. — Eine ähnliche Geſchichte erzählt auch Borellus.

Zu ſolchen abgeſchmackten Behauptungen verführte der gelehrte Aberglaube die berühmten Männer jener Zeit!

Folgen einer Boule-Partie.

(Fortſetzung.)

Ein ſchweres Unglück hatte damals — es war im Jahre 1833 — das oft ſchon hartgeprüfte Sachſen betroffen; nämlich das Städtchen Reichenbach, nach Plauen der größte Fabrik- und Handelsort des Voigtlandes, war zum großen Theile niedergebrannt. Allenthalben wurden milde Sammlungen angeſtellt; die Reſidenz ging mit rühmlichem Beiſpiele voran, und ſelbſt an den öffentlichen Vergnügungsorten ſuchte man Beiträge zu erlangen. So geſchah es, daß einer der vielen beglaubigten Sammler zu ähnlichem gutem Zwecke auch das Fietta'ſche Kaffeehaus betrat. Die Gäſte ſteuerten reichlich bei. Endlich kam der Sammler auch zu dem Engländer. Mit großer Ruhe hörte dieſer die Erzählung des furchtbaren Unglückes an, blickte dann einige Minuten gleichgiltig nachdenkend vor ſich hin, und erklärte endlich in ſeinem fremdartigen Accente, daß er einen Thaler beſteuern wolle. Zugleich griff er in die Taſche, langte einen Dukaten heraus und reichte ihn dem lauernden Friedrich mit dem Befehle hin, das Goldſtück zu wechſeln. Dieſer war augenblicklich bereit, dem Gebote zu gehorchen; allein der unbedeutende Anlaß führte ganz unerwartet zu Weitläufigkeiten zwiſchen dem Marqueur und dem Engländer, indem jener den Dukaten nur nach dem üblichen Wechſelcours, nämlich mit 3 1/6 Thalee umſetzen wollte, dieſer aber durchaus den im Handel und Wandel angenommenen höheeen Werth von reſp. 3 1/4 Thaler geltend machte. Dieſe Differenz, welche baare zwei Groſchen betrug, hatte gleichwohl eine bereits viertelſtundelange Hin- und Herrede veranlaßt, die von Seite des Engländers mit phlegmatiſcher Beharrlichkeit, des Kellners mit eifernder Spitzfindigkeit betrieben wurde, und würde wahrſcheinlich noch weit länger gewährt haben, hätte nicht der Sammler, dem um noch größeren Zeitverluſt bange wurde, ſich erboten, dieſe Differenz lieber von der Kaſſe tragen zu laſſen, ein Vorſchlag, mit welchem beide ſtreitende Parteien vollkommen zufrieden waren.

Fritz, obgleich er ſeinen Wunſch, an den Fremden zu kommen, in einer Hinſicht jetzt erfüllt ſah, hatte ſich bei dieſem Streite doch ſichtlich geärgert. Dagegen blieb der Engländer welcher die ganze Sache als eine rein kaufmänniſche Differenz zu betrachten ſchien, in völliger Gelaſſenheit und eben ſo verdroſſen und ruhig, als vorher, bei ſeinem Grog ſitzen. Die Anſichten der Gäſte waren getheilt. Einige lachten gleichgiltig über die bizarre Hartnäckigkeit des Fremden in einer ſo komiſch unbedeutenden Sache, und nahmen es als einen gewöhnlichen Auswuchs nationaler Eigenthümlichkeit hin, während Andere wiederum über dieſen filzigen Eigenſinn eines augenſcheinlich wohlhabenden, ja wahrſcheinlich reichen Mannes erboſ't waren. Der Fremde nahm von allen dieſen Aeußerungen nicht die geringſte Notiz, ſchimpfte gelegentlich auf den Grog, las die Zeitungen, wurde aber durch einen in prächtige Livree gekleideten Bedienten auf einige Augenblicke unterbrochen. Dieſer trat ehrerbietig zu ihm hin, wie es ſchien, um Befehle zu erhalten. Der Engländer ziſchelte ihm einige Worte in's Ohr, reichte ihm Etwas aus ſeiner Brieftaſche, und ſchickte ihn fort.

Eben war der Boule beendigt, und eine neue Partie ſollte begonnen werden. Feitz aus einer gewiſſen über-

müthigen Laune, nahm ſich die Freiheit, dem Fremden eine Queue zu präſentiren, und ihn zur Theilnahme einzuladen. Der Engländer blickte, nach ſeiner Gewohnheit, ihm eine Weile ſtarr in's Geſicht, dann nahm er die dargebotene Queue, wiegte ſie prüfend in der Hand, und ſagte zu des Kellners Ueberraſchung einſtimmend: ich werde ſpielen mit.

Im Erkerfenſter des Billardzimmers — welches eine angenehme Doppelanſicht in die belebte und elegante Schloßgaſſe und auf den, mit Verkaufsbuden aller Art überſäeten Altmarkt gewährt, bemerkte man bereits ſeit einer Stunde einen ſchönen jungen Mann, der, ebenfalls Fremder, noch weit weniger Theil an ſeiner Umgebung nahm, als der Engländer. Die vor ihm ſtehende Taſſe Cacao war ſchon ganz ausgekühlt, ohne daß er ſie ein einziges Mal an den Mund gebracht hätte: nur von dem daneben befindlichen Glas Waſſer hatte er von Zeit zu Zeit haſtig getrunken. Er ſtarrte mit ſeltſamem faſt unheimlichem Ausdruck bald auf den Tiſch, bald in das bunte Leben des unter ſeinem Fenſter ausgebreiteten Marktes hinein, und auf ſeinen angenehmen, kraftvollen Zügen laſtete unverkennbar der Ausdruck einer ſtillen Verzweiflung. Als der Kellner auch zu ihm hintrat, um ihm eine Queue zu präſentiren, fuhr er wie aus einem Traume auf, ſtrich ſich über die Stirn und ſchien über ſeine ſo ſchlecht verhehlte Zerſtreung etwas beſchämt. Letzteres mochte auch die Urſache ſeyn, daß er erklärte, mitſpielen zu wollen.

Die Nummern wurden gezogen; es traf ſich, daß der fremde Jüngling der Hintermann des Engländers wurde, und alſo auf dieſen zu ſpielen hatte. Wie unruhig, beinahe fieberhaft auch alle Bewegungen des jungen Mannes waren, ſo ſpielte er dennoch mit einer beiſpielloſen Fertigkeit Billard, wobei ſein Vormann, der Engländer, natürlich ſehr übel wegkam. Dieſer mochte ſeinen Ball ſtellen, wie er immer wollte, ſo konnte er verſichert ſeyn, daß ſein unbarmherziger Nachſpieler ihn in's Loch brachte. Anfangs ſah der Engländer dieſem ſchlimmen Gange des an ſich ſehr unbedeutenden Spieles mit gewöhnlicher Kaltblütigkeit zu, ohne ſeinen Gegner eines Blickes zu würdigen, noch von Dieſem perſönlich bemerkt zu werden. Als er aber, trotz aller Vorſicht im Stellen ſeines Balles, ſchon nach den erſten fünf Touren nach dem Ausdrucke des Spieles »t o d t g e m a c h t« war, wurde er ſichtbar ärgerlich, und ſah zum erſten Male ſeinen Tödter an. Es ſchien, daß des Letzteren Geſicht aus unbekannten Gründen ihn ſehr unangenehm berühre; er rollte ſeltſam die ſonſt ſo verdrießlich-ruhigen Augen und murmelte etwas Unverſtändliches in ſich hinein. Dann fragte er etwas kälter den Kellner, mit wie vielen Strichen er ſich einkaufen könne? Da er gleich im Beginne der Parthie todt gemacht worden war, ſo kam er bei'm Einkaufe mit wenigen Strichen weg, zahlte ſeinen Einſatz und trat von Neuem ein. Er war diesmal ſo glücklich, einen ziemlich ungeſchickten Hintermann zu bekommen, und obgleich er, ſichtlich aufgeregt, bei weitem nicht mehr mit ſeiner vorherigen Gelaſſenheit ſpielte, ſo hielt er ſich dennoch muſterhaft, und bekam lange Zeit nicht den geringſten Zuwuchs an Strichen. Während deſſen hatte der junge Mann die übrigen Mitſpieler um ſo ſchlimmer mitgenommen und Einen nach dem Andern todtgemacht. Jetzt bereitete er dem läſſigen Hintermanne des Engländers ein gleiches Schickſal und hatte nunmehr lediglich mit Letzterem noch um die Partie zu ſpielen. Er hatte bereits neun Striche; um ebenfalls todt zu werden, fehlte ihm alſo nur noch ein einziger, während der Engländer, mit nur erſt drei Strichen, beinahe die Gewißheit in den Händen hatte, die Parthie zu gewinnen, und, ſeinem unverkennbar ihm ſo widerwärtigen Rival gegenüber, ſeine ſchadenfrohe Zuverſicht nicht ganz bemeiſtern konnte. Doch ſeine Siegerlaune ging gar bald in Betroffenheit, dieſe in leidenſchaftliche Bitterkeit über, als der junge Mann mit jedem Stoße ſeinen Gegner um zwei Striche reicher machte, ohne daß dieſer auch nur einmal Gelegenheit bekam, jenem den verhängnißvollen letzten Strich beizubringen. In einigen Minuten war die Parthie entſchieden; der Engländer hatte eine gewaltſam ſchnelle Niederlage erlitten. Er war erbittert, ſich von einem Gegner geſchlagen zu ſehen, der, wie man bemerken konnte, für ihn etwas unerklärlich Widriges halte. Die Lippen zuſammenbeißend, trat er vor den jungen Mann hin, ſah ihm ſtarr in's Geſicht und ſagte mit phlegmatiſchen Tone in ſeinem Engliſch-Deutſch: Sie haben eine ſehr unangenehme Phyſiognomie!

Es war das erſte Mal, daß man den Angeredeten, mit welchem zuverläſſigen Ernſte auch dieſes ihm geltende Compliment ausgeſprochen wurde, lächeln ſah, und juſt dieſes Lächeln ſchien den Engländer noch mehr zu reizen, denn er wiederholte mit etwas geſchärſtem Accente: Ja, ja, Sie haben wahrhaſtig eine ſehr unangenehme Phyſiognomie.

Der junge Mann, dem bei ſeinen auffallend ſchönen, vom Grame zwar verdüſterten, aber nicht erloſchenen Zügen, nur offenbare Mißgunſt einen ſolchen Vorwurf machen konnte, lächelte noch ſarkaſtiſcher und erwiederte mit abwehrender Unbefangenheit: Ihre Bemerkung, mein Herr, iſt aufrichtig, aber mir nicht neu.

Den Engländer ſchien es zu verdrießen, daß der Gegner ſeine Unart nicht übler aufnehmen wollte, und ſchwieg. Einer der Gäſte aber, ein wohlgenährter, dem edlen Whiſt ſehr ergebener Arzt, meinte, indem er den Engländer fixirte: wenn man ſo vortheilhafte Phyſiognomien, wie die des jungen Herrn, unangenehm finde, was wolle man denn in ſolchem Falle von ganz anderen Geſichtern denken?

Die Geſellſchaft lachte; der Engländer ſtrich kaltblütig ſeine Queue mit Kreide, um ſie ſicherer gleiten zu machen, F r i tz ließ wiederum die Nummern ziehen, und ein neuer Boule nahm ſeinen Anfang. War es Zufall oder eine ſchadenfrohe Taſchenſpielerei des Kellners — der Engländer hatte abermals ſeine Antipathie zum Hintermanne.

Ein lautes Gelächter aller übrigen Spieler applaudirte dieſen gelungenen Witz des Zufalls; ſelbſt der düſtere junge Mann konnte ſich nicht enthalten, einzuſtimmen. Sein Gegner aber maskirte ſeinen Aerger in froſtige Ernſthaftigkeit nud ſpazierte, ſo lange er nicht beſchaftigt war, mit langen, ſteifen Schritten um das Billard herum.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Eine Stube im Erzgebirge.

(Ein zeitgemäßes Bild.)

In dem einſtöckigen Häuschen, von dem ich hier rede, findet man eintretend rechts und links Thüren, welche zu zwei Wohnungen, aus Stube und Kammer beſtehend, führen, jede von einer Familie bewohnt. Dem Auge des Eintretenden gegenüber befindet ſich eine ſchmale Treppe. Wir ſteigen hinauf und haben wieder rechts und links Thüren zu Wohnungen. Nun öffnen wir die Thüre rechts und ſehen die Stube, welche ich bei der Aufſchrift im Sinne hatte, vor uns. Drei kleine Fenſter erhellen den kleinen Raum. Ein großer Tiſch, ein Bett, eine Bank an der Wand, eine rings um den Ofen, drei Stühle und ein hölzerner Fußſchemmel ſind die Einrichtung, ein Kreuz, zwei Heiligenbilder und ein kleiner zerbrochener Spiegel die Zierde der Stube. Nahe am Fenſter ſitzt ein junges Mädchen und klöppelt, am Ofen ſitzt die Mutter, mit einem Fuße eine Wiege ſchaukelnd, die Hände in einem Schaffe Waſſer, zerriſſene Waſche reinigend. Die Anweſenden ſind nicht die einzigen der Stube, drei Kinder fehlen noch der Mutter, und der Mann iſt nur ausgegangen. Wären auch die vom Gottesacker noch zu Hauſe, ſo hätte ſie zwölf Kinder, denn es iſt beinahe Sitte bei den Müttern im Erzgebirge, zwölf Kinder zu gebären und dann zu ſterben. Die Ehen, wo man nicht alle Apoſtel einzeln könnte zu Taufpathen nehmen, gehören zur Ausnahme.

Es iſt faſt Mittag, wie man an der hohen Sommerſonne ſieht, aber der Ofen, der immer die Stelle des Kochheerdes vertritt, iſt kalt. Es fehlt mehr an Holz, als an Hunger. Ungeachtet viel Gram in den Herzen dieſes Menſchenſchlages iſt, ſo nimmt er ihnen doch ſelten den Appetit, gerade als wenn Herz und Magen hier nicht in Wechſelwirkung ſtänden.

Jetzt poltert etwas über die Treppe herauf, und zur Thür herein tritt ein zehnjähriger Knabe mit einem großen Bunde dürren Reiſigs und hinter ihm ein ſiebenjähriges Mädchen mit zwei kleinen Töpfen.

„Nun, Mutter, mach' Feuer! Das Reiſig wird einmal brennen und lodern!“

»Was bringſt du es denn in die Stube? Laß es draußen beim Ofenloch!« zankt die Mutter.

»Ich muß dir's nur weiſen, Mutter, wie dürr es iſt. Das wird einmal eine Suppe kochen, Mutter, du kannſt es gar nicht denken, wie mich hungert«

»Ich glaube, du biſt nicht mehr nüchtern,« ſpaßt die klöppelnde Schweſter, »deine Lippen ſind wie Kohlen von den Schwarzbeeren, die du gegeſſen haſt.«

»Nur ein Paar; ſie färben aber heute ſehr,« ſagt der Knabe, ſeine blauen Finger zeigend, während das kleine Mädchen fröhlich die Töpfe voll Schwarz- und Preißelbeeren zur Mutter trägt.

Ueber den Lärm erwacht das kranke Kind in der Wiege und weint heftig. Die Mutter hebt es auf ihre Arme und während ſie es zu beſchwichtigen ſucht mit Singen und Liebkoſen ſchmäht ſich auch den Knaben, damit er nicht lärme. Wie rührend die Mutter die Doppelpflicht erfüllt, läßt ſich nur andeuten. Endlich ſchlummert das Kind ein, und die Mutter hat den Knaben bewogen, noch einmal in den Wald nach Beeren und Reiſig zu gehen, weil heute der Wochentag iſt, wo die gütige Herrſchaft den Armen erlaubt, Klaubholz zu ſammeln. Die Kinder bitten nur um ein Stückchen Brod auf den Weg; doch die Mutter muß das Verlangte verſagen, weil der Vater erſt ſpäter gegen Abend nach Hauſe kommen wird mit Brod. So möge die Näſcherei der Waldbeeren den Hunger bis dahin dämpfen. Die Aermſten und die Reichſten halten ſpäte Mittag. Auch hier berühren ſie die Extreme. Der entmuthigte Knabe zögert zu gehen; aber die kleine Schweſter zieht ihn bei der Hand fort, indem ſie ihm entdeckt, daß ſie eine Waldblöße voll ſchöner Beeren und auch einen Platz wiſſe, wo Schwämme wachſen. Das hungerige kleine Volk hüpft wieder fort. Bald darauf tritt ein armer Burſche herein, einen Klöppelſack*) im Arme. Er iſt der Geliebte des ſchönen Mädchens, das er beſucht. Die Arbeit von Beiden wird damit gefördert; denn im leiſen Geſpräche ſchallen die Klöppel munterer und raſcher. Wohl dürfen die Augen ſelten von dem Polſter wegſchlüpfen; die Hände ſind mit hundert Fäden angebunden; doch das Wort iſt frei und bringt die Seelen einander nahe. In frohen Zeiten iſt eine Stube voll Klöpperinnen ein Neſt voll Scherz und Geſang, und es ſieht ſich den zu der feinen Arbeit nothwendig zarten, weißen Händchen in unglaublich ſchneller Beweglichkeit gut zu, wenn durch das feine Geklirre der dünnen, fingerlangen Klöppel der Chor der lieblichen Mädchenſtimmen ertönt; doch in dieſem hohen Gebirge ſind Freude und Frühling kurz, und man hört gewöhnlich nur das Rauſchen dürrer Blätter und raſcher Klöppel ohne Lerchen- und Mädchenlieder. —

(Schluß folgt.)

*) Ein walzenförmiger Polſter, worauf die Spitzen verfertigt werden. Beim Mangel anderer Arbeit treiben auch Männer dieſes Handwerk.

✡

Notizen-Blatt.

Ein Bucklichter ſagte ſpöttiſch zu einem Manne, der ſehr große Füße hatte: „Von Ihnen kann man mit Recht ſagen, Sie leben immer auf einem großen Fuß.“ – „Das iſt wahr,“ gab der zur Antwort, „das Glück hat mir nicht den Rücken g e d r e h t.“

Ein Juſtizrath hatte die Eigenheit, im Anfange ſeiner Protokolle den Gegenſtand des Prozeſſes möglichſt genau mit einem einzigen Worte zu bezeichnen, und ſo fing denn ein Inſtructions-Protocoll alſo an: „In Sachen N. N. wider den N. N. wegen Miſtgrubendüngerausräumungsverbindlichkeitserfüllungsmängel u. ſ. w.“

Ein öſterreichiſcher Offizier, der viele Schulden hatte, wurde oft durch ſeine Gläubiger beläſtigt. Eines Tages klopfte wieder Einer an ſeiner Thüre. „Wer klopft drauſſen?“ fragte der Offizier. — „A Gläubiger,“ war die Antwort. — „Nu, was glauben's denn?“ — „Ich glaube halter, daß ich mein Geld kriege.“ — „O gehen's, das iſt Aberglaube.“

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 75. Donnerſtag, 22. Juni 1843.

Gold und Blut.

Erzählung aus dee Vorzeit.

(Foetſetzung.)

Er ging. Klettenberg ſah ihm ſtarr nach und ſank dann erſchöpſt auf ſein Rubebett. Sein Kopf, angegriffen von Sorgen, von Schmerz und Zorn, konnte das neue Ungeheure, das ſich da unklae und ſeltſam zu entſpinnen ſtrebte, nicht ertragen. Die Gedanken vergingen ihm, und zuleßt verſank er in einen dumpfen, krankhaften Schlummer. Die erhitzten Sinne griffen nach wunderlichen Träumen.

Die gebeimnißvollen Geſtalten und Sinnbilder der Alchemie, mit denen die Anhänger dieſer Wiſſenſchaft Wahres und Falſches umkleideten, ſich und andere bethöeend, gingen in abenleuerlichen, verworrenen Gruppen an dem Träumee vorüber. Er ſah hinauf zu dem ſaphirhellen Baume der Erkenntuiß, um deſſen Stamm ſich der graue, ſchwefelſunkelnde Drache in fabelhaften Windungen geſchlungen hatte. Der prächtige, gelbe Sonnengott durchſchimmerte Baum und Drachen mit ſeinem magiſchen Lichte, deſſen brennendes Fluidum den milden, weißen Glanz der ſchönen Luna küßte. Um des Baumes Wurzel eann, geſättigt von dem zwiefachen Glanze, aus ſiebenfachem Quelle der kryſtallklare, philoſophiſche Brunnen, und wiederholt, bis daß die dreimal ſiebenfache, magiſche Zabl erfüllt wurde, beugte ſich der graue Drache nieder und trank aus dem Beunnen. Als er aber, durch das Waſſer immer reiner und funkelnder gemacht, zum dreimal ſiebenten Male hinabtauchte, wich mit einemmale der Brunnen erſchreckt zurück; denn lechzend kam der grüne Löwe herangeſchritten und ſchäumte vor Zorn, da er die ſchöne Flut vor ſich fliehen ſah. Vergebens ſtürmte Vulkan mit ſeinem rothen Feuerpanzee heran, den Brunnen zurückzuzwingen; ein wilder Kampf der Feuer und Farben begann, und drohte chaotiſche Aufloſung Aller. Horch, da rauſchte es ſtill und heimlich in den Lüſten, und ſilberfarben kamen der Diana Tauben daher gezogen und beruhigten mit ſanftem Flügelſchlage die bebende Luft. Da ſchoß plötzlich aus dem Baume ein feuchter, blutrolher Strahl auf, der oben in zahlloſen Tropfen ſich theilte, welche dann zu Gold geworden, auf den Boden herabfielen, wo ſie bald ein unüberſehbar großes, goldenes Meer bildeten. Und als der Schläfer wieder hinblickte, wae es, als ob der Strabl nicht mehr dem Baume entſteige, ſondern dem Buſen eines ſchönen bleichen Weibes, das Henrietten's Züge trug. Da ſtöhnte und heulte er im Traume, und ſtieß unruhig um ſich, und ſeufzte und ſchrie: Henriette! das iſt ja dein Blut, Henrielte!

Er wollte in ſeiner Angſt noch lautee rufen; aber er fühlte ſeinen Mund geſchloſſen durch Küſſe, und haſtig aus dem qualvollen Schlummer auffahrend blickle ee in ein Antlitz, das dem eben beſtandenen Traume enllehnt zu ſeyn ſchien. — Es war Henrielte.

Stannend und ungewiß blickte er ſie an, die Erſcheinung für ein Spiel der Sinne haltend. Aber ſie neigte ſich zärtlich, wie in einſtiger beſſerer Zeit, zu ihm herab. Und auch den ſüßen, klagenden Ton ihrer Stimme vernahm er jetzt wieder. — Haſt du mir verziehen, mein Hektor! fragte ſie innig.

Da kreuzten ſich finſtere, zürnende Gedanken in ſeinem Kopfe, und die bitteren Schmerzen der letzten Jahre, eine Frucht ſeiner veebängnißvollen Liebe zu Henrietten, gingen murrend mid unverſöhnlich an ſeiner Seele voruber. Er drängte Henrietten zurück und blickte ſie düſter an. — Kommſt du endlich? ſagte ee. Du haſt die Stunde gut abgepaßt, wo es mit mir zu Ende geht, und wo mein Blut den Mord bezahlen ſoll, den ich um Deinetwillen beging! Geh', geh', ich habe zehn wüſte Jahre ohne dich verleben müſſen und ſpüre jetzt keine Luſt, dir ein Henkerſchauſpiel zu gewähren.

Vergib, vergib, Hektor! ſchluchzte ſie, an ſeinem Lager knieend, und die ſchönen weinenden Augen auf ſeine widerſtrebende Hand druckend.

Ach! ſie war noch immer hold, wie damals. Die Zeit wae faſt ſpurlos über dieſe Reize dahin gegangen, und Klettenberg betrachtete mit Scheu und Sehnſucht dieſen ſchönen Urquell ſeiner Leiden, der ihm ſo verdeeblich geworden war.

So biſt du alſo nicht gekommen, meines Untergangs zu ſpotten, der dein Werk iſt? fragte er milder, und tieß ihr aufgelöſtes, üppiges Haae ſanft durch ſeine Hand gleiten.

Ich kam, um deine Veezeihung anzuflehen, um mit dir zu ſterben, oder mit die zu leben, je nachdem du es willſt, mein Hektor. Der Wurm der Reue hat furchtbar an meiner Seele genagt, und nur mein thoriger Stolz hielt mich zurück von einee eingebildeten Demüthigung, die meine Pflicht war, und nach der mein Herz ſich ungeſtüm ſehnte. Ungekannt, ungeſehen, war ich dir nah. Ich ſah dich reich, geehrt, mit Liebkoſungen und Schmeicheleien überhäuft, und hielt jene Glückszeit, die du durchlebteſt, nicht für geeignet, mich dir zu nähern. Aber jetzt, wo du, herabgeſtürzt von deiner Höhe, von Gefahr und ſchimpflichem Tod umlauert daſtehſt, trieb es mich unwiderſtehlich zu dir. Stoße mich zurück, Hector, wenn du es vermagſt!

Aber er ſtieß ſie nicht zurück; er zog ſie ſchmeichelnd an ſich; ſie hörten nicht das eintönige Picken der Uhr, die mit ihrem gellenden Schlage ans Scheiden zu mahnen ſtreble, ſahen nicht das häßliche, lauernde Auge

Digitized by Google

Caprino's, der leiſe und verſtohlen ſeinen Kopf zur halbgeöffneten Thür hereinſtreckte, ſpottend und doch finſter, wie mit dem Ausdrucke blutgierigen Mitleidens, zu Hektor und Henrietten hinblickend.

Der ſchöne Traum war vorüber. Von Caprino beſtürmt, daß ihr längeres Verweilen ihnen allen Gefahr bringen könne, hatte ſich Henriette entfernt. Caprino war ihr Begleiter.

(Fortſetzung folgt.)

Folgen einer Boule-Partie.

(Fortſetzung.)

Leider that auch diesmal das Schickſal keine Schritte, die aufgeregte Bitterkeit des Letztern zu verſöhnen. Die neue Parthie ſah der vorigen zum Erſtaunen ähnlich. Der Engländer hatte ſeinen Ball kaum ausgeſetzt, als ſein Hintermann ihn auch ſchon in das linke Eckloch doublirte, und ſo ging es Stoß auf Stoß fort; Jener mochte ſich placiren, wie er wollte — nach den erſten fünf Rennen war er wieder todt. Seine Augenbraunen ſenkten ſich gewaltig; er blickte ſeitwärts auf ſeinen Würger und ſagte laut genug, um von Allen verſtanden zu werden: Eine verdammte Phyſiognomie. Ich wollte Viel daran wenden, wenn ſie nicht vorhanden wäre!

Das ſchon länger vorbereitete neue Gelächter brach jetzt mit doppelter Gewalt hervor, ohne jedoch einen Eindruck auf den Engländer zu machen, der, ſobald er in jenen Kraftworten ſeine feindſelige Geſinnung ausgeſprochen hatte, jederzeit ſeine volle Kaltblütigkeit wieder gewann. Der weitere Verlauf der Parthie glich ganz auf ein Haar dem der vorigen. Der Engländer kaufte ſich auf's Neue ein, kam, nach dem allmäligen Abſterben der übrigen Mitſpielenden, widerum unter den beſten Hoffnungen mit ſeinem Gegner allein zuſammen und wurde, wie vorher, von dieſem mit gewaltſamer Eile todtgemacht.

Die kalten, todten Augen des Engländers funkelten ſeltſam; er trat ganz nahe zu dem jungen Manne hin und ziſchelte durch die Zähne ihm in's Ohr: Sie haben mich vier Mal todtgemacht. Zehntauſend Pfund gäb' ich darum, wenn auch Sie todt wären. Sie haben für mich eine verdammte Phyſiognomie. Ich wohne in der Stadt Rom, Nummer ſechs. Ihr Diener, mein Herr! —

Dieſe Worte, ſo unſinnig und verworren ſie klangen, gewannen durch den leiſen, unterdrückten Ton der Wuth, und durch die fremdartige, gebrochene Sprachweiſe, womit ſie hingeworfen wurden, einen ſonderbaren, ja fürchterlichen Ausdruck. Wenigſtens wechſelte der junge Mann die Farbe. Er wollte antworten; aber der Sprecher war fort, er hatte mit eiligen Schritten das Zimmer und das Haus verlaſſen.

Jetzt da er fort war, machten ſich die unterdrückten Meinungen über den Engländer von allen Seiten Luft.

Das iſt ein Narr in Folio! platzte ein junges Herrchen, der Schreiber eines Advokaten, höchſt indignirt heraus.

Wenigſtens ein Filz, wie mir noch Keiner vorgekommen iſt! verbeſſerte ein burſchikos gekleideter Cliniciſt. Es war ſchmachvoll, von der ſchon erklärten milden Spende pötzlich zwei erbärmliche Groſchen wieder abzubrechen!

Man ſollte den Kerl in der Bürgerzeitung blamiren, und wer weiß, was ich noch thue, vermaß ſich ein hagerer Herr, der ſich gern als Kunſtrichter aufführte.

Thun Sie das! erwiederte ein blonder Kritiker ſehr ironiſch. Sie konnten dann gleich einen Fall mit zur Sprache bringen, wo ein ſogenannter Kunſtrichter, mit Mißbrauch fremder Schriftſtellernamen, Bettelbriefe an Sängerinnen ſchreibt. —

Der Hagere wurde roth wie Zinnober, ſchoß dem Blonden einen Baſiliskenblick zu und entfernte ſich haſtig aus dem Zimmer.

Still, ihr Herren! ſagte ein Landſchaftsmaler. Da kommt der am ſchwerſten Beleidigte, und herein trat derſelbe Herr, welcher vor zwei Stunden als Sammler für die abgebrannten Reichenbacher da geweſen und mit dem Engländer in die ſchon bekannte Differenz gerathen war.

Haben Sie ſich von Ihrem Aerger über die abgebrochenen zwei Groſchen, und über die durch dieſe Debatten verlorene Zeit ſchon erholt? fragte ein junger Advokat mit aufgeblaſener Wichtigkeit den Eintretenden.

Wir haben uns über jenen Knauſer ſchon tüchtig ausgeſprochen! riefen mehrere Andere.

Beruhigen Sie ſich, meine Herren! entgegnete der Almoſenſammler, Sie können Ihrem Manne leicht ſchweres Unrecht gethan haben.

Unrecht? Wie ſo? fragte die Geſellſchaft etwas verdutzt.

Ich kann Ihnen vorläufig nur ſo viel berichten, fuhr der Sammler fort, daß, kurz nachdem ich vorhin das Kaffeehaus verlaſſen, unter'm Georgenthore mich plötzlich ein goldbetreßter Diener anhielt und mir, im Namen ſeines Herrn, den er jedoch nicht nennen dürfe, eine preußiſche Caſſenanweiſung von fünfhundert Thalern für die Reichenbacher Abgebrannten einhändigte. Zufällig habe ich jenen Engländer verſchiedene Male in ſeinem Cabriolet fahren ſehen und weiß beſtimmt, daß es jener in Grün und Gold gekleidete Bediente war, der ihn begleitete, und der mir heute dieſen großmüthigen Beitrag überbrachte.

Wahrhaftig, rief Fritz, indem er die bereits zu einem kühnen Triplé angeſetzte Queue wieder ſenkte: Grün und Gold war die Livree des Bedienten, welcher den Engländer dieſen Nachmittag hier aufſuchte.

Alle Wetter, ſagte der kurz vorher ſo abſprechende Schreiber: ſo war das, was er dem Bedienten aus der Brieftaſche reichte, ein Fünfhundertthalerſchein — —

Und der Auftrag, den er dem Bedienten heimlich gab, ein Befehl, dieſes ſchöne Geld dem Sammler für das unglückliche Reichenbach zuzuſtellen! ergänzte der Landſchaftsmaler.

(Fortſetzung folgt.)

Eine Stube im Erzgebirge.

(Ein zeitgemäßes Bild.)

(Schluß.)

Der Gaſt in unſerer Stube hatte ein Stückchen Brod mitgebracht, das vorzüglichſte Gericht vor ſeinem Mittagsmahl. Dieſes wird in drei gleiche Stücke zerſchnitten, und unter Mutter, Tochter und Geber vertheilt. Die

Digitized by Google

Mutter gedenkt ihrer zwei kleinen Kinder und zerbricht das Stückchen in drei kleinere.

Die beiden Liebenden ſchwelgen im Genuſſe des getheilten Biſſens. Was für eine ſchöne Gottesgabe iſt doch die Liebe! Alles hilft ihr zur Seligkeit, Alles wird in ihrer Hand zum Himmelſchlüſſel. — Und gut iſt die Liebe, unvergleichlich gut! Sie theilt mit den andern, was ſie hat: das Rindchen Brod wie eine Krone, die Schäferſtunde wie die Ewigkeit.

Dieſe Gegenwart dieſer drei Menſchen iſt wohl ſchön; doch die drohende Zukunſt nimmt bald Theil am Geſpräche. Was ſoll daraus werden? Die Spitzen finden keinen Käufer, die Händler geben kaum mehr, als Zwirn und Seide koſten, die mühſame Arbeit nährt nicht mehr mit Brod und ſelbſt die Erdäpfel ſind mißrathen und theuer, der Betrieb des Bergbaues und der Hüttenwerke ſtockt. Viele Hände und keine Arbeit, viel Hunger und kein Brod.

Wenn die Damen wüßten, wie viel Kummer in die zarten Spitzen eingewebt iſt, ſie hielten ſie ſo werth, wie die mit Lebensgefahr gewonnenen Perlen; wenn die reichen Herren wüßten, wie viel Lebensſeufzer in den zarten Spitzen eingewebt ſind, ſie hielten ſie für die würdigſten Geſchenke an ihre Geliebten und ſagten beim Ueberreichen: „So will ich dich mit Liebeswünſchen umgarnen, und die Noth, welche dieſe Spitzen entſtehen ſah, möge mich treffen, wenn ich untreu werde!" Der Schwur wäre rührend.

Auch in der Stube, welche wir hier betrachten, war viel Noth. Der Vater war einige Wochen ohne Arbeit, der Sohn grub im Lohne einiger Bergbauluſtigen nach Silber, und mußte jeden Tag fürchten, die Geduld ſeiner Brodherren und ſeinen Erwerb enden zu ſehen, weil er kein Silber fand. Die Mutter hatte viel mit den kleinen Kindern zu thun, und da nun das Kleinſte von drei Jahren krank wurde in Folge der kärglichen und ſchlechten Nahrung, konnte ſie keinen Kreuzer mehr verdienen. Der geringe Verdienſt des Sohnes mit dem geringeren der Schweſter reichte nicht mehr aus, die dringenden Bedürfniſſe zu befriedigen. Da hatte der Vater heute in der äußerſten Noth einen Sack genommen und war in die nahen Dörfer gegangen, um von Hauſe zu Hauſe Brod — zu betteln. Das Alles wurde jetzt von den Dreien in der Stube beſprochen und mit Thränen bekräftiget. Der liebende Jüngling hatte noch den meiſten Muth. Er wollte hinunter in das flache Land gehen zur nahen Erndte, um beim Getreideabſchneiden zu helfen; er wollte mit der Geige, die er ſchlecht ſpielte, in die Welt hineinlaufen, um Geld zu erfiedeln; er wollte ſich an die Schleichhändler anſchließen, er wollte für einen Andern Soldat werden — er wollte Kluges und Unbeſonnenes; aber entweder war das Unternehmen nicht an der Zeit, oder es fehlte das Geld für einen Reiſepaß oder zur Anlage, oder es ſchien nicht mit dem Gewiſſen verträglich, oder mit der Liebe, und ſo kamen ſie endlich zum Vorſatz, das kleine Stückchen Brod täglich zu theilen und dann mit einander zu hungern. Nach dieſen Unterredungen kam der Vater, und alle gingen ihm hoffend entgegen. Doch ſeine Taſche enthielt nur drei kleine Stücke Brod. Das Betteln in armen Gegenden nährt höchſtens ſeinen Mann, nicht aber auch deſſen Familie. Von den meiſten war er mit dem Troſte: „Helf' euch Gott!" gewieſen. Uebrigens hatte er auch nicht Muth vor alle Thüren zu gehen, oder ein zweites Mal zu bitten.

„Ich habe ſchon manches ſaure Stück Arbeit gethan," ſagte er, den Bettelſack niederlegend, doch ſo bitter iſt mir noch kein Brod geworden. Gott laſſe es euch gedeihen!" Sein Weib brachte ihm die von den Kindern eingetragenen Waldbeeren und lobte ihre Reiſe. Er ſchob ſie zurück und fing an zu weinen. Dieſes ungewöhnliche Zeichen ſeines Schmerzes über das Elend ſeiner Familie brachte Tochter und Mutter zu lautem Jammer.

Da trat der Sohn haſtig herein und rief: „Silber! Ich habe Silber entdeckt!" — Wie einſt vielleicht die Auferſtehungsposaune, ſo riß der Ausruf Alle empor.

Der Vater packte den Sohn beim Arme, als wollte er ſo die gehörte Wahrheit feſthalten. „Haſt du recht geſehen? Haſt du Jemanden gefragt? Iſt gewiß Silber angebrochen?

»Gediegen Silber! Ich lief zu meinem Herrn, der hat von der Stufe die weichen Silberſpäne mit dem Meſſer geſchnitten. Da ſind die drei Thaler, welche er mir für den Fund gab, und jetzt ſind wir Alle glücklich!« Er warf bei den Worten die klingenden Silberſtücke auf den Tiſch, und lachend liefen die Neugierigen hin, um ſich an dem Glanze zu laben. Das erwachte Kind in der Wiege weinte nur allein noch, und die Mutter riß es im Freudenrauſche an ſich, ſchaukelte es auf dem Arme, zeigte ihm die blitzenden Münzen und klingelte damit, es zu beruhigen, während der Sohn erzählte:

»Als ich heute Morgens zur Grube ging, ſagten mir die Gewerker, daß ich die letzte Woche in Arbeit ſtände, wenn ſie keinen glücklichen Anbruch von edlem Metalle brächte, weil man an den Verſuch nicht mehr Koſten wagen konnte. Ich fuhr um Bergſegen betend in die Grube und hieb traurig in das feſte Geſtein, das ſich nicht aufthun wollte mit Schätzen. Es ging nicht ohne Thränen dabei her, wenn ich auf die nächſte Woche ohne Arbeit dachte, und es kam mir vor, als hiebe ich mir mein Grab aus. Da pochte es hohl bei meinen Schlägen, und als ich heftiger darauf loshämmerte, ſtürzte die Decke einer Druſe ein, und die blauen Kryſtalle ſchimmerten mir beim Lampenlichte entgegen. Ich räumte das Nebengeſtein weg, brach die Druſe mit Schlägel und Eiſen behutſam ein, und brachte ein großes Stück von den Kryſtallen heraus. Da bogen und ſchmiegten ſich weißglänzende Fäden und gezähnte Drähte und Zacken durch die Kryſtalle, und ich ſtürzte auf die Kniee. Mein guter Gott! Das iſt Silber! Glück auf! rief ich und ſtreckte die Hände mit der Stufe gegen Oben, als wenn ich ſie unſerm Herrgott zeigen wollte. Dann lief ich fort — ich weiß nicht, wie ich aus dem Schachte kam und rannte zu meinem Herrn, der ſagte auch, daß es Silber iſt. Ich bin Steiger, und kann zehn Bergleute in Arbeit nehmen. Ihr, Vater, könnt mitarbeiten, und du, Franz, haſt Arbeit vollauf und meine Schweſter kann dich nun heirathen, ſo bald Ihr wollt. Wir ſind Alle überglücklich. — Mutter, da nehmt den Thaler, da nehmt zwei Thaler, und kocht wieder einmal ein Pfund Fleiſch. Lauf darnach, Schweſter!«

»Heut iſt Freitag,« ſagte die Mutter. »Seid Ihr doch im Glück gleich wie die Heiden und ohne Gedanken. Laßt mich nur machen, Ihr ſollt Alle ſatt werden. Nimm das Kind, Tochter!«

Während die andern im frohen Lärm durcheinander ſprachen, ging die Mutter Feuer zu machen, und ſetzte Erdäpfel zu. Dann ging ſie zu ihrer Hausfrau, ſagte, daß die Männer nun Arbeit hätten, und daß ſie jetzt ihren Hauszins pünktlich zahlen werde: hier bringe ſie die alte Schuld. Die Hausfrau borgte ihr Milch, Butter

Digitized by Google

und einen Laib Brod. Die Kleinen kamen aus dem Walde und brachten ſchöne »Herrenpilze« in die Waſſerſuppe. In einer halben Stunde ſaß die glückliche Familie am Tiſche, und dünkte ſich beim Ueberfluſſe. Nur das Salz reichte nicht aus, und der Knabe lief, einen Löffel voll zu borgen.

Laſſen wir die Freudenvollen, deren große Leckertafel in einer Waſſerſuppe, Erdäpfeln mit Butter und Milch beſtebt, und deren höchſte Wünſche ein ſicherer karger Taglohn iſt, mit dem Segenswunſche, daß ihnen das beſcheidene Verlangen das Schickſal gewähre! So klein ihr Glückslos ſeyn mag, geſichert iſt es doch nicht. Die aufgefundene Silberader kann ſich ſchon morgen wieder verlieren, und Arbeitsloſigkeit wirft ſie in ihr voriges Unglück zurück. —

Wollte ich noch tauſend Stuben aus dem Erzgebirge ſchildern, ſie wären Spiegelbilder von dieſer; nur das freudige Ereigniß mit ſeinen hellen Lichtern würden wir in den meiſtꝛn Bildern vermiſſen. Und ſo iſt es ſeit mehreren Jahrhunderten, nur mit kleinen Schwankungen in der Summe der Entbehrungen.

Oft betrachtete ich dieſe Wohnungen der Dürftigkeit mit der Frage: ob denn die Menſchheit bewundrungswürdiger ſey in der Kraft zu entſagen, oder in der Kraft zu erringen!

Das Entſagen ſetzt einen anſtrebenden Kampf voraus, wie das Erringen, und auch den Kampf mit den Legionen der eigenen Wünſche und einen ſchweren Sieg. Das mag die Antwort begründen. (W. M. Z.)

Correſpondenz.

Frankfurt, 19. Juni.

Die ſchöne Witterung begünſtiget jetzt wenig den Theaterbeſuch. Herr Hendrichs vom Hamburger Stadt-Theater ſetzt ſein Gaſtſpiel hier noch fort, und da er als Frankfurter hier viele Freunde hat, auch im Beſitze ſchöner Mittel iſt, die ihn vorzugsweiſe auf das Liebhaberfach anweiſen, fehlt es ihm nicht an Beifall. Heute Abend ſpielt er den »Don Carlos« und unſer als Charakteriſtiker hervorragender Baiſon den »Marquis Poſa.« Die Oper erhält neue Anregung. Morgen beginnt Fräulein Zerr, großherzogl. badiſche Hofſängerin, einen zweiten Cyclus von Gaſtrollen, nach ihr Frau v. Haſſelt-Barth ihr Gaſtſpiel auf unſerer Bühne. Beide ausgezeichnete Sängerinnen werden viel Beifall ernten. Unſer jugendlicher Liebhaber Herr Schneider hält ſich von hier entfernt, ohne daß er geſchrieben, wo er iſt geblieben. Der Komiker Butterweck, welcher recht brav iſt und es noch mehr werden wird, iſt auf einige Zeit engagirt, da er im September wieder nach Deſſau muß, um dort ſein Engagement auszuhalten. —ſſ—

Notizen-Blatt.

(Artiſtiſches.) Eine der neueſten und in vieler Hinſicht eine der wichtigſten Erſcheinungen, die durch deutſchen Fleiß entſtanden, ſind unſtreitig die Arbeiten von Bauerkeller. Dieſelben haben noch das Verdienſt, abgeſehen von ihrem Angenehmen und Nützlichen, von ihrem eeſten Werthe, daß ſie weder Verbeſſerung noch Nachahmung von etwas ſchon Vorhandenem, ſondern rein ſelbſtſtändige Erfindung ſind, die in Bezug auf die Originalität, Kunſt und Wiſſenſchaft der Erfindung eines Daguerre an die Seite geſtellt werden können. — Nach langen, mühſamen Verſuchen gelang es demſelben nämlich, geographiſche Relief-Karten mittelſt der Buchdrucker-Preſſe herzuſtellen. Dieſe Erfindung ſchließt außerordentliche Vortheile in ſich, denn einerſeits wird es dadurch möglich, geographiſche Reliefs, im Verhältniß zu den früheren, zu einem beiſpiellos billigen Preiſe zu liefern und ſie ſo auch den weniger Bemittelten, z. B. Schulen, Lehranſtalten ꝛc. zugänglich zu machen. Andrerſeits ſind in dieſen Producten alle Zeichnung, Färbung und Schrift gedruckt, mithin deutlich, correct, ohne Makel und Fehler. Sind Platten und Formen einmal genau und richtig gefertigt, ſo können Tauſende von Exemplaren von gleicher Correctheit und Schönheit geliefert werden, ohne daß die geringſte Differenz unter ihnen ſtattfindet. Dieſer Vortheil iſt auch bei dem ſorgfältigſten, mühſamſten und koſtſpieligen Anmalen und Ausſchreiben nicht zu erlangen. Welchen Nutzen, welche Vortheile dieſe Erfindung für das Studium der Geographie ſelbſt haben muß, iſt nicht nöthig, hervorgehoben zu werden, es ſpringt von ſelbſt in die Augen. Weit belehrender und anziehender müſſen für den Lehrer und Schüler geographiſche Studien ſeyn, wenn dieſelben mit Hülfe von Karten geſchehen können, auf denen die äußere Form der Erde und ihrer Länder ſo treu als möglich wiedergegeben iſt. Aber nicht allein für Lehrer und Lernende, ſondern überhaupt für jeden Gebildeten müſſen die Karten Bauerkeller's von größtem Intereſſe ſeyn. Und das ſind ſie auch, denn bereits in Paris, in Frankreich und im Auslande fanden ſie die verdiente Anerkennung. In einem Berichte der „Société d'encouragement“ von Paris wurden dieſe Leiſtungen ausführlich höchſt rühmlich beſprochen. Die „Heidelberger Jahrbücher“ gedachten ihrer in derſelben Weiſe und der König von Württemberg ſandte dem Künſtler eine goldene Medaille zur Belohnung für Kunſt und Wiſſenſchaft. Aber dieſe Erfindung macht auch deutſchem Fleiße alle Ehre, und nur von ihm war eine ſolche am erſten zu erwarten, dem aber die in Paris vorhandenen vielfachen wiſſenſchaftlichen Hilfsquellen und die bekannte franzöſiſche Urbanität und freundliche Unterſtützung mehrerer hieſiger ausgezeichneter Gelehrten hilfreiche Hand leiſteten. Es verſteht ſich, daß dergleichen Arbeiten um ſo werthvoller ſeyn müſſen, je ſorgfältiger alle Hülfsmittel dabei zu Rathe gezogen wurden, um der Wahrheit ſo nahe als möglich zu kommen, und auch dies Verdienſt iſt den Bauerkeller'ſchen Productionen zuzuſprechen, nach dem Urtheile von Autoritäten, wie die z. B. angeführten Kritiken.

Bis jetzt ſind in dieſer Hinſicht erſchienen, außer zahlreichen früheren Artikeln, z. B. die Umgebungen von Paris und mehrere in Karten gedruckte Städte-Pläne, der Mont-Blank, die Rhein-Ufer von Köln bis Mainz, die Schweiz und Europa, wovon die Schweiz, wie es die Natur des Gegenſtandes mit ſich bringt, als das Ausgezeichnetſte hervorgehoben zu werden verdient. In Kurzem ſoll die Relief-Karte von Frankreich folgen, die ſich hier eines allgemeinen Beifalls erfreuen wird; aber auch in andern Ländern wird ihr derſelbe nicht entgehen, da bei allen civiliſirten Nationen dieſes Land, von dem viel Großes und Außerordentliches ausging, beinahe eben ſo viel Intereſſe erweckt, als bei den Franzoſen ſelbſt. Aber der Künſtler gedenkt auch, und wie zu wünſchen iſt, in angemeſſenen Zwiſchenräumen Relief-Karten von Deutſchland, England, Spanien u. ſ. w. zu verfertigen, und ſo könnte vielleicht nach Jahren ein vollſtändiger Atlas in Relief erſcheinen.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 76. Sonntag, 25. Juni 1843.

Gold und Blut.

Erzählung aus der Vorzeit.

(Fortſetzung.)

Einſam wie vorher, ſaß Klettenberg in ſeinem öden Kerker. Ein Gewitter zog über die Berge der ſächſiſchen Schweiz heran, ſein donnerndes Echo durch ihre Schluchten ſendend, während der Wiederſchein der Blitze ſich in dem dunklen Elbſtrome abſpiegelte.

Der Gefangene blickte mit verſchränkten Armen in dieſes Bild der zürnenden Natur, das düſtere Ahnungen in ihm wach rief. Aber ſie waren nicht vermögend, den Glanz ſtolzer, ſeliger Befriedigung von ſeiner Stirn zu verdrängen. Er hatte ja Henrietten geſehen, den Schwur wandelloſer Treue von ihren Lippen geküßt, hatte nach Jahre langem Schmerze und Entbehren, ſich ihre Liebe gerettet aus dem tollen, brandenden Wirbel des Lebens. Er war verſöhnt mit Allem, was er erlitten, und was ihm noch zu beſtehen übrig geblieben ſeyn mochte. Draußen rollte der Donner fort, und Klettenberg horchte mit ſeltſamer Luſt dieſem übermüthigen Siegesjauchzen freier Naturkräfte, das ihn hoch emporhob über das kleinliche Drängen irdiſcher Gefahr, menſchlichen Haſſes und vergänglicher Schmerzen.

Nach einer Weile trat er zu dem Deſtilirofen, fachte die Glut an und laborirte. In wunderlichen Farben-Spielen zuckte der, von der Glut geängſtigte Metallfluß auf; ſpitze Flämmchen tanzten von Zeit zu Zeit, gleich Irrlichtern, darüber hin, und dann pfiff und ziſchte es in dem glühenden Schmelze, als ächze in dieſen ſeltſamen Lauten die Stein- und Metallwelt ihre geheimen Qualen aus, oder als ſchlage ſie, ob der unfruchtbaren Mühen menſchlichen Witzes, ein heiſeres dämoniſches Gelächter auf. Dabei wurde der Fluß immer klarer, immer goldener, und er ſchien nur der letzten Loſung noch zu bedürfen, um die ſtaubige Hülle niederen Metalles gänzlich abzuwerfen und zu Gold zu werden.

Klettenberg belauſchte mit beinahe verhaltenem Athem dieſen wunderbaren Verwandlungsproceß. Immer noch zögerte das Gold, ſeinen dunklen Schleier fallen zu laſſen, und glänzend ſich zu enthüllen; es wartete des geheimnißvollen Wortes, das es zu Dem zwingen ſollte, was es zu thun wünſchte und nicht früher durfte, ehe das Myſterium gelöſet war. Noch nie hatte er dem tiefgeheimen Brautgemache ſo nahe geſtanden; er fühlte daß er jetzt nur mehr einen Schritt zum Ziele habe, den verhängnißvollſten, wenn auch nicht den ſchwerſten.

Es war mittlerweile Nacht geworden; der Donner hatte, wie ein unruhiges Kind, ſich endlich müde geſchrieen, und verlief ſich in den Bergen, wo er nur von Zeit zu Zeit träumeriſch nachmurrte, bis er endlich ganz entſchlief. Die Blitze leuchteten fort, und rollten mit ihrem Lichte das finſtere, wolkenzerfetzte Firmament, wie die Landkarte einer dunklen chaotiſchen Urgegend auf.

Draußen auf der Treppe wurden Schritte vernehmbar. Klettenberg hörte das Anrufen der Wachen, und endlich öffnete ſich die Thüre, und Caprino trat herein. Aber er ſah ſo bleich, ſo aufgeregt, und doch ſo entſetzt und angegriffen aus, daß er kaum zu erkennen war. Der tückiſche Zug um Stirn und Auge hatte dem Ausdrucke einer wilden Angſt Raum gemacht, die das häßliche Geſicht noch unheimlicher kleidete, und die ſonſt hämiſch gezerrten und geſchloſſenen Lippen klappten, vor Furcht und Grauen wackelnd, aus einander.

Was iſt euch, Caprino? rief Klettenberg überraſcht. Ihr ſcheint furchtbar erregt.

Laßt mich, es iſt Nichts, es wird ſchnell vorübergehen! erwiederte der Ankommende dumpf, und ſeine Augen prallten angſtvoll aus einem finſtern Winkel des Zimmers zurück, als wiederholten ſich ihnen da eine fürchterliche Erſcheinung. — Er griff nach einem Becher voll Wein, der zufällig auf dem Tiſche ſtand, und ſtürzte ihn haſtig hinab, als bedürfe er gewaltſamer Ermuthigung, und dann athmete er tief und ſchwer, bis er ſich etwas zu erholen ſchien.

Ein ſchöner Regulus! ſtöhnte er, in den Schmelztigel blickend, und wurde immer aufmerkſamer. Bei meiner Seele, er iſt ſchon jetzt mehr, als Gold werth, und wird uns, denk' ich, wenig Mühe mehr machen. Wie habt ihr das angefangen?

Entſinnt euch, daß ich euch heute früh ein neues Recept entwarf! Ich laborirte zum erſtenmale nach demſelben, und es ſcheint trefflich einzuſchlagen, entgegnete Klettenberg.

Ein unſchätzbares Recept! rühmte Caprino. Dank meinem muſterhaften Gedächtniſſe, daß ich kein Jota von demſelben vergeſſen habe. — Ich bringe etwas mit, das dieſem ſchönen Fluſſe endlich den letzten Segen geben ſoll, fügte er zögernd hinzu, und über ſein, ſchon etwas beruhigtes Geſicht flog abermals der Ausdruck des Entſetzens.

Was bringt ihr mit, Caprino? rief Klettenberg erſchüttert. Und wie ſeht ihr aus? euer Haar iſt zerwühlt, euer Mantel zerriſſen, und — ha! ſehe ich recht? an eurem Kleide klebt — —

Blut! fiel ihm Caprino mit gräßlicher Stimme in's Wort. Ja, das iſt's, was ich ſagen wollte. Freut euch, Kamerad! ich bringe, was wir einzig noch bedurften: Blut, und wahrhaſtig kein ſchlechtes. Es wird ſeine Wirkung thun, oder Alles iſt Lüge!

Klettenberg ſprang von ſeinem Sitze auf, aber Caprino hielt ihn zurück.

Digitized by Google

Geberdet euch nicht ſo unbändig! ſagte dieſer, noch immer bebend, aber doch voll trotzigee Entſchloſſenheit. Euer Gewiſſen ſoll rein bleiben, weil ihr denn einmal weibiſche Grundſätze habt. Ich bringe euch das Material; was kümmert's euch, wie und wo ich dazu gekommen! — Noch Eins! Ihr ſeyd verloren ohne dieſen Schritt. Der Frankfurter Magiſtrat hat ſeinen Willen glücklich durchgeſetzt; euer Todesurtheil iſt am heutigen Morgen vom Kurfürſten unterſchrieben worden. Mit Tagesanbruch wird man es euch vorleſen, und eine Stunde ſpäter ſind euer Kopf und Rumpf geſchiedene Leute.

(Fortſetzung folgt.)

Folgen einer Boule-Partie.

(Fortſetzung.)

Ein minutenlanges Schweigen folgte dieſer unerwarteten Aufklärung. Die anfangs am vorlauteſten in ihrer Verurtheilung des Engländers geweſen waren, zeigten ſich jetzt am lautloſeſten. Am ſeltſamſten ergriffen war der junge Mann, welcher unwillkührlich der Gegner des Fremden, ja unerklärlicher Weiſe ein ſichtlicher Gegenſtand des Haſſes desſelben geworden war. Er blickte einige Momente ſtarr auf die grüne Fläche des Billards; dann ſchien ihm ein plötzlicher Gedanke durch den Sinn zu fahren, er zahlte, nahm Hut und Mantel und ging.

Seine Entfernung wurde von der Geſellſchaft wenig bemerkt, da die ſo überraſchende Wendung, welche die Sache des Engländers genommen, noch Aller Aufmerkſamkeit und Gedanken feſſelte.

Ein wunderlicher Menſch, dieſer Engländer — nahm nach einer längeren Pauſe der Advokat das Wort. Im Angeſichte der Oeffentlichkeit zankt ſich derſelbe um zwei Groſchen herum und entblödet ſich nicht, dieſe elende Kleinigkeit ſeiner ſchon gegebenen Zuſage wieder abzubrechen, während er insgeheim mit fürſtlicher Großmuth dieſes Deficit mehr als vertauſendfacht!

Wer er nur eigentlich ſeyn muß? ließen ſich mehrere neugierige Stimmen vernehmen; aber Niemand wußte zufällig dieſe, Allen ſo ſehr am Herzen liegende Frage zu beantworten.

Geduld, Ihr Herren, rief ein ſchöner, elegant gekleideter Mann und ließ, als er den Mund öffnete, zwei Perlenreihen ſehen, welche ſeine Erfolge als Zahnarzt allein hätten darthun konnen: zufällig kann ich euch einige Auskunft geben. Dieſer Engländer iſt ein ſteinreicher Kaufmann und Fabriksherr aus London, heißt Maſter Woodgreen, hat weder Kind noch Kegel — doch halt, eine Frau hat er gewiſſermaßen, ja, ſogar eine Tochter. Beide ſollen ihm aber ſchon ſeit vielen Jahren wegen ſeiner verzweifelten Launen entflohen ſeyn. In der That, wie ich ihn kenne, iſt es rein unmöglich, mit ihm auszukommen. So viel brutaler Menſchenhaß, hämiſcher Geldſtolz hat noch in keinem Kopfe logirt. Und doch ſoll, nachdem er ſein Weib, eine junge ſchöne Deutſche, durch allerlei nur erſinnliche Quälereien dahin gebracht, mit dem einzigen Kinde ihn heimlich zu verlaſſen, ihn eine wuthige Sehnſucht nach dieſen weggeſchleuderten Schätzen plagen, während er ſeinen Ingrimm ſelbſt an Leuten ausläßt, die nichts nach ihm zu fragen haben. Dabei iſt er die ſeltſamſte Miſchung von kleinlichem Geize und launiſcher Freigebigkeit. Nie aber verlangt er für letztere einen Dank; er ſcheint ſich ihrer, wie einer unwürdigen Narrheit, zu ſchämen, und läßt ihr nur im Geheimen freien Lauf. Da habt ihr Alles, was ich weiß.

Zu dieſem Augenblicke rief Fritz, indem er die Loosnummern auf das Billard warf: meine Herren, ein neuer Boule! und die Spieler liefen nach ihren Queues.

Maſter Woodgreen, unter welchem Namen wir ihn nunmehr kennen, hatte das Kaffeehaus in einer ziemlich gereizten Stimmung verlaſſen. Er war zu bequem und zu hochmüthig, als daß er ſich ſelbſt hätte Rechenſchaft abverlangen ſollen, aus welchem inneren oder äußeren Anlaſſe die Erſcheinung des jungen Mannes, der doch nur im Spiele ſein Gegner geworden war, einen ſo widerwärtigen Eindruck auf ihn gemacht, ſein ſonſt kaltes und finſteres Gemüth in eine beinahe krankhafte Aufregung verſetzt habe; und hätte er ſich auch wirklich darüber befragen wollen, er würde ſich entweder keine Aufklärung haben geben können, oder dieſelbe ſeinem eigenen Gedächtniſſe abgeläugnet haben. Sein Spleen machte ſich wieder ein Mal mit der vollſten Heftigkeit geltend; er wollte allein ſeyn, keine Menſchen ſehen. Darum zog er auch der, auf näherem Wege nach ſeinem Hotel führenden freundlichen und belebten Frauengaſſe den Weg durch die finſtere Badergaſſe vor, eilte, ſtarr auf den Boden vor ſich hinblickend, mit haſtigen Schritten weiter und trat bald in das damals neu hergerichtete Hotel „zur Stadt Rom" am Neumarkte. Er ging nach ſeinem Zimmer und war froh, nicht einmal ſeinen Bedienten zu Hauſe zu finden, um ſeinem ſchwarzen Humor ſo recht ungeſtört in feindſeliger Behaglichkeit nachhangen zu können.

Er warf ſich unruhig auf das Sofa hin. Bilder einer ſchmerzreichen Vergangenheit ſchienen an dem finſtern Auge vorüberzugehen, das, kalt und leblos für den Blick der Freude, nur für den Zorn oder Mißmuth Ausdruck und Leben zu haben ſchien. Dennoch wollte er ſich, wie verachtend, von jenen troſtleeren, aber doch wärmeren Regungen losreißen, er öffnete ſein Portefeuille, nahm mit geſuchtem Gleichmuthe ein Päckchen Geſchäftsbriefe heraus und durchflog einige derſelben. Während er aber dieſe Papiere ſonderte, fiel ein Miniaturgemälde, welches zufällig darunter gerathen war, heraus. Der finſtere Mann zuckte etwas zuſammen; doch erzürnt über dieſen Verrath ſeines Gleichmuthes, zwang er ſich, das Bild, welches das Porträt einer jungen Dame zeigte, mit gleichgiltigem Auge anzuſchauen. Dennoch blieb ſein Blick wie magiſch feſtgebannt auf dieſen nur zu wohl bekannten Zügen haften; unwillkürlich gewann ſein eiskaltes Auge einen wärmeren Ausdruck, er neigte ſich nieder zu dem Bilde, ſeine Lippen kamen demſelben nahe, ſchon zitterten ſie krampfhaft zu einem Kuſſe zuſammen — — da pochte es an der Thüre.

God dam! knirſchte der Engländer auffahrend, und fluchte ein überlautes Herein!

Die Thüre öffnete ſich, und mit einiger Verlegenheit trat der junge Mann herein, der durch die Hand des Spielſchickſals ſo vielen Antheil an der üblen Laune des Engländers hatte.

Was wollen Sie in meinem Zimmer? fragte ihn der Letztere kurz und barſch.

Der unartige Empfang ſchien auf den Eintretenden gewiſſermaßen ermuthigend zu wirken; er erbob das anfangs beſcheiden geſenkte Haupt freier, und entgegnete

in artigem, aber kurzem Tone: Sie erinnern ſich, Sie, daß Sie — es iſt noch keine Stunde her — mir ſelbſt unaufgefordert Ihre Wohnung nannten. Ich erkannte darin wohl nicht mit Unrecht eine ſtillſchweigende Einladung und glaubte Urſache zu haben, derſelben nachzukommen.

Ich verſtehe Sie, mein Herr, und bin je eher, je lieber zu Ihren Dienſten, entgegnete der Engländer kalt, und deutete auf die beiden Reiſepiſtolen, welche auf ſeinem Tiſche lagen.

Sie haben mich nicht verſtanden, fuhr der junge Mann gelaſſen fort. Es iſt Ihrerſeits keine Beleidigung gegen mich vorgefallen, die mich eine blutige Genugthuung verlangen laſſen ſollte. Daß ich Ihnen nicht gefalle, iſt entweder Geſchmackſache oder eine unerklärliche Idioſynkraſie, und gibt mir kein Recht in die Hände, darüber Rechenſchaft von Ihnen zu fordern.

So faſſen Sie ſich kurz, denn Ihre Gegenwart iſt mir in den Tod zuwider, ſagte Woodgreen.

Ich komme, Ihnen einen Vertrag anzubieten, zu welchem Sie eigentlich ſelbſt den Vorſchlag machten. Sie ſagten mir dieſen Nachmittag, daß Sie zehntauſend Pfund geben wollten, wenn Sie mich todt wüßten. Zahlen Sie mir die Summe aus, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich binnen heute und einem Jahre eine Leiche ſeyn will.

Der Engländer ſah den ſeltſamen Geſchäftsmann mit großen Augen an. Dieſer ſprach ruhig weiter: Sie ſehen hier meinen Paß: Karl Wilhelm Schulz, Kaufmann aus Hamburg. Die Perſonalbeſchreibung kann Sie von der Identität meiner Perſon mit dem rechtmäßigen Inhaber dieſes Paſſes überzeugen, ſonſt kann ich Ihnen auch Bürgen ſtellen. Ich werde Sorge tragen, daß Ihnen zu rechter Zeit mein Todtenſchein zugeſtellt werde. Ich denke, auf dieſe Weiſe entbehrt unſer Geſchäft weder der zweckmäßigen Form, noch der möglichen Sicherheit. Letztere ergänzt mein Ehrenwort, das ich bisher auch um einen noch ſo hohen Preis nicht brach.

(Fortſetzung folgt.)

Die Madelonettenſtraße zu Brüſſel im Jahre 1785.

(Aus der Emancipation.)

Das Eſtaminet des Wiener Hofes, in der Straße la Fourche, war am 16. Mai 1785 beſetzter als gewöhnlich. In ſeiner Nähe ſollte etwas Außerordentliches, Unerhörtes vorgehen; ganz Brüſſel ſtrömte dem Stadttheile zu, der gegenwärtig der Fellmarkt heißt, ein neuer Platz, wo Vorrichtungen getroffen wurden, die aller Welt den Kopf verrückten. Blanchard war ſeit einem Dutzend Tagen zu Brüſſel, und ſtellte einen Ballon an, mit dem er aufſteigen und durch die Luft nach Paris zurückreiſen wollte.

Jetzt hören wir gleichgültig auf die Beſchreibung ſolcher verwegenen Unternehmungen hin, damals exiſtirte die Luftſchifffahrt aber noch keine zwei Jahre und bildete demnach die große Angelegenheit jener Zeit. Es wurde von nichts anderem als wie von Montgolfier geſprochen, der den erſten Ballon, den man in den Wolken geſehen, zu Annonay hatte aufſteigen laſſen, und von Blanchard, der mit dieſem Reiſevehikel die Fahrt von Calais nach Dover zu machen gewagt hatte.

Ganz beſonders lebhaft ging es an einer großen Tafel her, an welcher ſich mehrere Beamte des Hofes die Zeit mit Pharaoſpiel ꝛc. vertrieben. Der Ingenieurlieutenant Pannaſch, dem die Cabinetsſecretaire Ihrer Hoheiten, die Herren Schlick und Buſchmann, zur Seite ſaßen, unterhielt ſich mit Nero, dem Lehrer der Pagen im Lateiniſchen, und mit dem Kammerfourier Maleck von Weißenfels, die Beide für ſehr verſtändige Leute galten. Biſchop und Mouchette, die Küchenofficianten, und Pollack, der Poſtillon, verhielten ſich meiſtens ſchweigend; aber Sontag, auch Dimanche genannt, der Hofhufſchmidt, warf zuweilen ein Wort dazwiſchen. Er ſagte:

„Ja, wenn man es wirklich dahin bringen ſollte, durch die Luft zu fahren, ſo wird die Pferdepoſt dagegen klagbar werden müſſen. Wovon ſollen wir dann leben? Mein Großvater, der die Fähre zu Viloorde führte, würde auch nicht damit zufrieden ſeyn, wenn er noch lebte.

Dummes Zeug, Sontag! rief aber Nero aus; es wird ja niemand darunter leiden. Wenn man ſich zu den Wolken erhebt, ſo iſt man über alles kleine Irdiſche erhaben. Die Pferdepoſt kann uns nicht zum Monde bringen, und dahin wollen wir eben!

„Ja, das iſt ein andres," murmelte Pollack dann.

Was wir jetzt ſehen, begann Nero wieder, das iſt erſt ein Verſuch. Blanchard wollte vor drei Jahren mit einem fliegenden Nachen aufſteigen. Dieſer Mann hat den Mechanismus von allem was fliegt ſtudirt, von der Mücke bis zum Adler. Seine erſte Maſchine, der fliegende Nachen, hatte beinahe die Geſtalt eines großen Vogels oder vielmehr einer rieſigen Weberſpule. Sie war aus überfirnißtem Papp gemacht, und hatte ſechs immenſe Flügel zum Fliegen. Sic itur ad astra. Leider konnte ſie ſich aber nicht erheben. Da verfiel Montgolfier auf ſeinen Ballon, der am 5. Juni 1783 aufſtieg. Die Pariſer, die gleich die Geduld verlieren, und ſich gern über Alles luſtig machen, brachten ſofort ein Stück auf die Bühne, das „die mechaniſche Caſſandra oder das fliegende Boot" hieß und den fliegenden Nachen zu Grabe brachte. Da mußte Blanchard ſich denn auch ſchon an die Ballons halten.

„Einerlei," fiel Mouchette ein, „wenn ſo etwas in Gang kömmt, und man dann eine Luft-Marine anlegen will, ſo giebt das nur neue Koſten, folglich auch neue Steuern."

Dann muß auch noch ein Miniſterium für die Beziehungen extra nubes creirt werden, ließ Herr von Schlick ſich vernehmen.

„Wenn nicht England ſich der Herrſchaft in den Lüften eben ſo bemächtigt, wie zur See," ſagte Himmelbauer, der Leibwundarzt Ihrer Hoheiten. „Mir iſt eben der britiſche Geſandte, Mylord Torrington, begegnet: er ſah bereits recht triumphirend aus."

Das thun die Engländer immer, entgegnete der Procurator Coomans; aber der Mond iſt nur nicht ſo in Beſitz zu nehmen, wie ſie Gibraltar eingenommen haben.

Da bald alle Welt zugleich ſchwatzte, ſo gebot der Ingenieur Pannaſch endlich Ruhe und ſagte:

„Ich bin recht ſehr mit den Zurüſtungen Blanchards zufrieden; übrigens ſind ſchon mehrere Aeronauten aufgeſtiegen; als: Joſeph Montgolfier, Charles, Robert und Pilatre de Roziers, der auch bald nach Brüſſel kom-

men wird. Aber Blanchard iſt bis jetzt derjenige geweſen, der die größte Luftreiſe gemacht hat. In Deutſchland, in Italien und England werden auch ſchon Ballons angefertigt. Da die Entdeckung nun einmal gemacht worden iſt, ſo ſollten auch bei uns Leute von Kenntniß und Eiſer dafür angeregt werden. Ob Marie Chriſtine das Feſt auch mit ihrer Gegenwart beehren wird?

Allerdings, antwortete Maleck; ſie iſt ausdrücklich deshalb von Mariemont herüber gekommen.

Als das Publikum in dem Eſtaminet des Wiener Hofes aber allmälig zu gemiſcht wurde, indem ſich auch die Hofhundewärter und Stallknechte dort eingefunden hatten, da machten ſich die höheren Hofdiener davon; die bevorſtehende Luftfahrt blieb aber dennoch das allgemeine Thema der Unterhaltung.

„Man laſſe mich nur dabei aus dem Spiel," ſagte der Koch Mouchette, „und muthe mir nicht zu, daß ich meine Küche in der Luft machen, das Gemüſe unter den Sternen verleſen, mein Geſchirr in den Wolken reinigen ſoll. . . ."

Einer der Gelehrteren der bunten Geſellſchaft docirte, daß man mit ſolch einem Luftſchiffe innerhalb zwölf Stunden bis zu den Antipoden kommen könne. „Man erhebt ſich," ſagte er, „bis über die Atmoſphäre hinaus, mit ſo viel Luft in Vorrath, als für einen Tag ausreicht; unterdeſſen dreht ſich die Erde um ſich ſelber, und ſo kann man, wenn man um ſechs Uhr Morgens, nach dem Kaffee, von Brüſſel abgegangen iſt, ſich um ſechs Uhr Abends wieder hernieder laſſen, um in China zu Abend zu eſſen."

(Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Düſſeldorf, 20. Juni.

Wie es heißt, iſt der berühmte Baritoniſt Piſcheck von dem hieſigen Theaterdirector W. Henckel, der bekanntlich mit dem 1. Auguſt auch in Elberfeld die Theaterſaiſon eröffnen wird, für das dortige und hieſige Theater engagirt worden. Derſelbe hatte in dem am 10. d. M. von der hieſigen jungen Sängerin Frln. Lachenwitz veranſtalteten Concerte nebſt dem Tenoriſten Nork mitgewirkt und ſich den ungetheilteſten Beifall erworben; der Applaus ſteigerte ſich ungewöhnlich, als derſelbe das herrliche Lied »an die Heimath und die Rheinſehnſucht« vorgetragen hatte. Frln. Lachenwitz trug mehrere Arien mit vieler Präciſion vor und verſpricht für die Zukunft noch mehr, indem ſie noch ſehr jung iſt. — Henckel iſt noch immer auf Reiſen, um Mitglieder für die unter ſeiner Direction ſtehenden beiden Bühnen zu engagiren, da er die meiſten Mitglieder am 1. Mai für immer entlaſſen hat. Auch Mad. Hammermeiſter, unſere Prima Donna, kehrt nicht wieder zurück, da ſie das Publikum in der letzten Zeit ſehr kalt empfing. In Köln hat ſie ebenfalls kein Furore gemacht. — Jetzt iſt es hier, mit Ausnahme des Landtages, ungewöhnlich ſtill; ſelbſt der hieſige Geſang-Verein, unter der Direction von Jul. Rietz, wird ſchwach beſucht. Hr. Rietz befindet ſich gegenwärtig in Berlin, um ſich daſelbſt ein Engagement zu ſuchen, da es ihm hier nicht mehr gefallen will, indem er ſich durch ſein fortgeſetztes unhöfliches Benehmen gegen die Mitglieder des Vereines, meiſt Dilettanten, viele Feinde zugezogen hat.

—d—

Notizen-Blatt.

(Theatraliſches.) Wie ſchwierig, faſt unmöglich das Urtheil über die Bühnenfähigkeit eines Stückes ohne deſſen Anſchauung, aus bloßem Leſevortrag, iſt, beweiſt das große neue, ſo eben in Paris gänzlich durchgefallene fünfactige Schauſpiel „Die Großen und die Kleinen" von Harel. Dieſer ehemalige Director des Boulevardtheaters an der Porte St. Martin, alſo voller Bühnenerfahrung, ſah früher ein kleines Stück: „Der Erfolg" („Le succés") unerbittlich vom Theater français zurückgewieſen, während feine Beobachtung, Geiſt, Witz, Schärfe, vortrefflicher Dialog eben dieſem Stücke anderwärts bei der Aufführung rauſchenden Beifall verſchafften. Jetzt ſieht er nun von demſelben, in ſeinem Urtheile für unfehlbar geltenden Leſecomité des Theatre français ſeine „Les Grands et les Petits" enthuſiaſtiſch aufgenommen; ganz Paris iſt darauf geſpannt, als auf den würdigen Schluß einer reichen Theaterſaiſon zu den „Burggrafen", „Lucretia und Judith;" das ausgezeichnete Perſonal ſpielt vortrefflich; das Publikum hat den beſten Willen, wartet ab bis zum vierten Act in rückſichtsvoller Aufmerkſamkeit und im fünften pfeift es unwiederbringlich das Stück aus, ebenſo wie alle journaliſtiſche Kritik es vernichtet. Die nachſichtigſte nennt es literariſch gelungen, weil die Sprache nicht holpert. Wie das Sprichwort die kleinen Diebe hängen und die großen laufen läßt, ſo läßt Harel zu Modena in Mitte des 18. Jahrhunderts unzuläſſige Liebesintriguen den Großen ungefährdet, den Kleinen zum Unglück ausgehen. Die ſchärfere Kritik bezeichnet das ganze Stück als eintönig und langweilig, die Schlagworte darin als gewaltſam und lang vorbereitet, oder endlich auch noch als wirkungslos, weil ſie zu fein und tief ſeyn ſollen, die Epiſoden als unnütz, Gedanken und ſogar deren Ausdruck als ſich wiederholend, die Fabel als abgedroſchen und unmoraliſch, ja endlich als unhiſtoriſch, da gerade zu jener Zeit der Hof von Modena durch Sittenſtrenge ſich ausgezeichnet habe, während an ihm die Herzogin von Penthievre und deren Schweſter geglänzt. Und doch muß ſich das Stück geleſen vortrefflich ausgenommen haben.

(Anekdotares.) Ein Hausvater bekam ſehr ſtarke Schmerzen auf der Bruſt. Der Arzt äußerte die Meinung, die Schmerzen ſeyen eine Wirkung des Gichtſtoffes, der ſich dahin verſetzt habe. „Ja, ja, Herr Doctor," rief der kleine Sohn, „Sie haben Recht, die Mama hat geſtern geweint und geſagt: Bei uns iſt Alles verſetzt." —

Als Lord Cheſterfield ſehr gefährlich krank lag, bekam er einen Beſuch von einem ſehr ſchönen Frauenzimmer, das während der Unterredung ſchaudernd auffuhr und ausrief: „Ich bin ſo kalt wie der Tod!" — „Wenn das iſt," verſetzte der Lord, „ſo weigere ich mich nicht, ihn zu umarmen."

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 77. Dinstag, 27. Juni 1843.

Gold und Blut.

Erzählung aus der Vorzeit.

(Fortſetzung.)

Kletlenberg ſtand unſchlüſſig. Das Leben hatte durch Henrietten's Nähe neue Reize für ihn gewonnen. Was ſoll ich thun? fragte er zögernd.

Ich will es euch ſagen, erwiederte Caprino. Eure Stunden ſind gezählt, wenn ihr hier bleibt. Ja, ſelbſt wenn ihr der Dresdner Unterſuchungs-Commiſſion die Tinktur überantwortet, die uns in wenigen Minuten gelingen ſoll, ſo bleibt ihr ein ewiger Gefangener; denn wer würde einen ſolchen goldenen Vogel jemals frei geben? Ihr müßt fliehen, und ich ſchaffe euch die Mittel dazu.

Er ging an das Fenſter und mit einem leichten Rucke hob er das Eiſengitter weg, ſo daß die Oeffnung nun völlig frei war. — Seht fuhr er fort, während ihr ſchlafet, tingire ich auf andere Weiſe. Mein Goldwaſſer hat dieſes plumpe Eiſen ſo durch und durch genagt, daß es ſich wie Blei biegen läßt. Und hier, mein Freund, iſt das andere Zubehör, das euch vonnöthen, eine gut gedrehte Strickleiter von mehr als hinreichender Länge. Die Wache unten an der Georgenburg iſt von mir beſtochen; ſie hat andere Kleider für euch in Bereitſchaft, und geleitet euch auf Umwegen ſicher über die böhmiſche Gränze, von wo es euch nicht ſchwer werden wird, nach Ungarn zu gelangen. Dieſe Briefe werden euch überall den nöthigen Schutz verſchaffen und geben euch zugleich die Richtung an, die ihr zu verfolgen habt.

Und wenn ich nun dieſen Rettungsweg ergreiſe, noch ehe ich tingire, wer will es mir wehren? fragte Klettenberg, die Strickleiter und die Briefe betrachtend.

Ich werde es wehren! ſagte Caprino mit ſtarrem Gleichmuthe. Verſucht ihr die Flucht eine Sekunde früher, ehe ihr mit Blut tingirt habt, das wahrhaftig nicht wohlfeil zu bekommen war, ſo lärme ich die Wachen auf, oder zerſchneide die Strickleiter, und laſſe euch in den felſigen Abgrund fallen, auf welchem ihr zu Atomen zerſchellt.

Ihr ſeyd ein Teufel von Conſequenz! grollte Klettenberg. Aber noch Eines frage ich euch bei der Ehre des Satans, deſſen Schoßkind ihr ſeyd: wird Henriette mir folgen?

Noch mehr, ſie iſt euch auf demſelben Wege vorangegangen, den ihr gehen werdet! betheuerte Caprino mit ſeltſamer Beſtimmtheit.

Wohl ich glaube euch, denn ich hätte wohl noch die Mittel in den Händen, euch zu verderben, wenn ihr mich belöget! ſagte Klettenberg. Ich will euch den Willen thun. Friſch an die Arbeit! Wo iſt das? — — Ihr verſteht mich!

Hier iſt das Blut! ergänzte Caprino, und trotz ſeiner Vermeſſenheit ſchien ihm beinahe die Stimme verſagen zu wollen. Und mit unſicherer Hand reichte er dem Adepten eine kleine gläſerne Phiole hin, in welcher ein kleines blutiges Naß funkelte.

Schaudernd ergriff ſie Klettenberg und ſtellte ſie neben ſich auf den Tiſch. — So ſchürt die Kohlen an, damit wir den Fluß erſt wieder zum Glühen bringen, ehe wir den Inhalt der Phiole hinzugießen! gebot Klettenberg.

Gehorſam folgte Caprino allen Anordnungen, welche Jener für gut fand. Bald lohte es luſtig durch die Kohlen; der Ofen glühte, der Tiegel ſchwitzte, und der metallene Fluß warf kochend ſeine ſchäumigen Wellen. Da winkte Klettenberg, lies ſich die Phiole reichen, und goß ſie, ekelſchauernd und mit abgewandtem Antlitze, in den Tigel aus. Der Zeiger wies nahe auf Mitternacht hin, als dieſer myſterioſe, letzte Akt des Laborirens unternommen wurde.

Heftig ziſchte der glühende Fluß, als er den Inhalt der Phiole aufnehmen mußte, und es ſchien, als ob er, ſchäumend und brauſend, den eingedrungenen grauſigen Gaſt zurückſtoßen wolle, der eine unſchone, röthliche Färbung über den Fluß verbreitete. Immer ärger gohr und kochte die Miſchung. Plötzlich ſchlug die Thurmuhr der alten Cöleſtinerkirche die zwolfte Stunde der Nacht; ein mächtiger Donnerſchlag erſchütterte das Gebäude, die Glut des Deſtilirofens wurde zu einer dünnen, grünlichen Flamme, deren Lohe ſich bis zur Decke des Zimmers erhob, und aus vielfarbigen Flämmchen, die in der Feuerſäule ſich kreuzten und zuſammenfanden, bildete ſich eine menſchliche Geſtalt, die Anfangs in völlig ſchwankenden Umriſſen, immer vollſtändiger, immer deutlicher wurde.

Starr vor Ueberraſchung blickten die beiden Adepten in dieſe ſeltſame Erſcheinung, die ſie erſt nur für ein neues, chemiſches Wunder hielten. Als aber dieſelbe endlich feſte Zuge gewann und zuletzt deutlich als eine weibliche Geſtalt daſtand, welche, — dem Traumbilde Klettenberg's vollkommen ähnlich, — mit der einen Hand auf eine klaffende und blutende Wunde in ihrer Bruſt zeigle und den andern Arm, wie anklagend, gegen Caprino ausſtreckte, da ſchrie Klettenberg mit lauter Stimme: Henriette! und ſtürzte beſinnungslos zu Boden. Auch Caprino ſchrie gellend auf, und warf ſich, ſein Geſicht verhüllend, auf Kletlenberg nieder.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Folgen einer Boule-Partie.

(Fortſetzung.)

Der junge Mann hatte in ſeinem Geſchäftseifer nicht bemerkt, wie der Klang ſeines Namens eine faſt elektriſche Wirkung auf Mienen und Geberden des Engländers hervorgebracht hatte. Dieſer hatte eine gewaltſam ſchnelle Veränderung erfahren; ſein Geſicht, auf einen Moment zur Leichenbläſſe herabgeſtiegen, glühte im nächſten Augenblicke in der Röthe des Fiebers. Doch gelang es ihm, ſich zu faſſen; er blickte dem jungen Manne ſcharf in's Geſicht, muſterte mit tödtlicher Genauigkeit deſſen Züge, und gleich als ob dieſe Prüfung ihm keinen Zweifel über die Gewißheit eines dunklen Argwohns übrig laſſe, fragte er mit erkünſtelter Faſſung: Um Verzeihung, hieß Ihr Vater nicht ſo, wie Sie, Karl Wilhelm Schulz, und war er nicht ebenfalls Kaufmann in Hamburg?

Allerdings! Doch wie kommen Sie auf meinen Vater zu ſprechen, der ſchon ſeit ſechzehn Jahren im Grabe ruht und wie kannten Sie ihn?

Flüchtige Geſchäftsverbindungen, warf der Engländer leicht hin. Ich habe ein gutes Gedächtniß für Namen, die noch ſo oberflächlich in das Bereich meiner Correſpondenz geriethen.

Wirklich, Sir? Aber wie ſteht es mit unſerm gegenwärtigen Geſchäfte.

Der Engländer blickte ihm von Neuem in's Geſicht, gleichſam als finde dort ſein Haß neue Stärke und Entſchloſſenheit. Dann nahm er eine gleichgültige Miene an. — Ich geſtehe Ihnen, daß — ich weiß nicht, aus welchem Grunde — Ihr mir völlig unbekanntes Geſicht etwas unendlich Haſſenswerthes für mich hat. Iſt es eine dunkle Erinnerung, daß mir durch eine Ihnen ähnliche Perſon einſt ein Wehe angethan worden, oder eine Ahnung, daß dieſes künftig einmal geſchehen werde — ich weiß es nicht. Genug, Ihr Anblick erregt mir ein Gefühl, das dem der Rachſucht unendlich ähnlich ſieht; und ich fühle, daß ich demſelben gewähren oder untergründlich tief mit mir zerfallen muß. Ich bin reich, ſehr reich, habe ſchon Viel an meine Launen gewendet. Warum ſollte ich ein Sümmchen zurückhalten, das eine mir ſehr verhaßte Perſon weder durch Mord noch Verrath, ſondern mit ihrer eigenen Bewilligung meiner Atmoſphäre entzieht? Warum nicht ein Geſchaft eingehen, deſſen Zinſen meiner Laune — nein, bei Gott, mehr als Laune — meiner Seele, ja den nothwendigen Geſetzen meines Selbſt zu gute kommen? Ich nehme Ihren Vorſchlag an und ſollte die genannte Summe nicht hinreichend ſeyn, ſo bin ich erbötig, ſie zu verdoppeln. Ich bin in wichtigeren Geſchäftsſachen kein Knauſer.

Die erſte Summe genügt, entgegnete der junge Mann mit einer Kaltblütigkeit, die das Gräßliche der Uebereinkunſt noch ſchneidender machte. Ich würde zum Betrüger an Ihnen werden, wenn ich ein unglückliches Daſeyn Ihnen noch theurer verkaufen wollte. Es bleibt bei der Summe von zehntauſend Pfund!

Wie es Ihnen beliebt, ſagte der Engländer. Ich zähle Ihnen ſogleich das Geld auf.

Er öffnete ein Fach des in dem Zimmer ſtehenden Schreibpultes, nahm ein Paquet Papiere heraus und zählte die Banknoten auf den Tiſch. Die Augen des jungen Mannes folgten mit einem ſeltſamen Schauder und Begierde den zählenden Fingern des Engländers. Dieſer hatte jetzt die bedungene Zahl hingebreitet und winkte dem Anderen, ſich von der Richtigkeit des Geldes zu überzeugen und es in Empfang zu nehmen.

Als Schulz zu dieſem Zwecke nah an den Tiſch trat, fiel ſein Blick auf das noch immer dort liegende weibliche Portrait. Ein Laut großer Ueberraſchung entfuhr ſeinen Lippen.

Der Engländer bemerkte es. Was ficht Sie an? fragte er und ſetzte lauernd hinzu: Haben Sie vielleicht irgendwo ein dieſem ähnliches Bild geſehen?

Möglich, daß eine ungefähre Aehnlichkeit mich auf den erſten Anblick überraſcht hat, erwiederte Schulz, ſchnell wieder geſammelt. Jetzt aber bitte ich Sie, mir Ihre dauernde Adreſſe anzugeben, damit Ihnen nach abgelaufenem Termine die Beweiſe des auch von meiner Seite erfüllten Contracts zugeſtellt werden können.

Der Engländer beſann ſich eine kleine Weile, während welcher Schulz die richtig befundene Summe einſtrich. Dann ſagte der Erſtere: Sie und ich ſind Kaufleute; wir pflegen unſere Geſchäfte von Meſſe zu Meſſe abzumachen. Bei unſerm Vertrage möge alſo derſelbe herkömmliche Termin ſtattfinden. Zur nächſten Jubilate-Meſſe werden wir uns hier wiederfinden; ich mache Sie verbindlich, nicht früher Schritte zur Erfüllung des Vertrages zu machen, bis wir uns wieder geſprochen oder Sie eine unmittelbare Weiſung von mir bekommen haben. Und jetzt Ihr Diener!

Ihrer Beſtimmung habe ich mich zu fügen, beſtätigte Schulz; mein Wort darauf, daß ich derſelben ſtreng nachkommen werde. Ihr gehorſamer Diener!

Er beugte ſich und ging. Als er fort war, gab der Engländer ſeiner bisher mühſam unterdrückten inneren Bewegung wieder Raum. Leichtſinniger Sohn eines verrätheriſchen Vaters! murrte er. Geh' nur hin, des Vertrages entbinde ich dich im Voraus; du würdeſt ihn doch nicht halten. Brichſt du ihn ohne mein Wiſſen, ſo trage wenigſtens die Schmach eines entweihten Ehrenwortes durch dein Leben. Meinſt du es aber ehrlich, ſo fühle in der Erwartung eines terminlich feſtgeſtellten Unterganges einen kleinen Theil der langen Qualen, die ich durch deinen Vater erlitt! Jedenfalls habe ich mir eine gute Rache erkauft und den künftigen Triumph, dem Sohne meines Feindes verachtend ein Leben zu ſchenken, das er mir um ein ſchlechtes Geld verhandelte!

Während in dem elegant eingerichteten Gaſtzimmer des Engländers jener ſo ſeltſame Vertrag abgeſchloſſen wurde, ſah es in dem einfachen, beinahe ärmlich meublirten Zimmer eines anſtändigen, aber einfachen Gaſthofes, des ſogenannten »deutſchen Hauſes« in der Scheffelgaſſe, ganz anders aus. Das Zimmer befand ſich im oberſten Stockwerke, wohin ſich die dermaligen Inhaber wahrſcheinlich aus nothgedrungener Sparſamkeit zurückgezogen hatten. Am Fenſter ſaß eine Dame von ungefähr vierzig Jahren, mit edlen, aber kummerſchweren Zügen; ihr gegenüber eine junge reizende Frau, an welche ſich ein wunderholder dreijähriger Knabe ſchmiegte und mit ihrer herabgeſenkten Hand ſpielte.

Karl iſt noch immer nicht zurück, ſagte die ältere Dame beſorglich. Es ſcheint, daß ſeine Bemühungen, die hier noch außenſtehenden kleinen Reſte — der letzten Trümmer unſerer Hoffnung — einzutreiben, keinen Erfolg haben.

Du biſt zu hoffnungslos, gute Mutter, erwiederte die junge Dame. Das unverſchuldete Unglück ſeines Vaters, das auch auf Karl ſich forterbte, wird um ſo mehr die Schuldner für Recht und Billigkeit ſtimmen. Karl iſt fleißig und ein geſchickter Geſchaftsmann; ein

Digitized by Google

kleines Capital wird ſchon für ihn hinreichen, gute und ſichere Unternehmungen daran zu knüpfen und unſer trauriges Schickſal wird ſich dann ſchnell günſtig wenden.

Der Himmel ſegne ihn! fuhr die Mutter mit einem Blicke nach Oben fort; er verdient es als Sohn, wie als Gatte. Schwer laſtet die Vorſtellung auf meiner Seele, daß ich ohne ſein Wiſſen Theil an der Urſache ſeines Unglücks habe. Seine heiße Liebe zu dir, ſeiner Gattin, hält ihn in glücklicher Unkenntniß darüber. Er reichte dir ſeine Hand, ſelbſt, nachdem ich ihm freimüthig geſtanden, daß über meiner und deiner Herkunft ein zwar von jeder Schuld entferntes, aber unglückliches Geheimniß walte, das weder dir noch ihm bekannt werden dürfe, es müßte denn dereinſt ein unvorhergeſehener Grund zur Löſung kommen. Er erwiederte, daß ja das Herz ſeiner Emilie offen vor ihm liege, und er dafür gern auf jede Aufklärung über ihre Herkunft verzichte, und ward dein Gatte, mir ein liebender Sohn.

Entſchlage dich aller trüben Gedanken, theuere Mutter! bat Emilie; ich bin froh und heiter geſtimmt, mir ahnet Freudiges. Ich glaube, daß eine glückliche Aenderung unſerer Lage nahe iſt!

Ihre Mutter wollte entgegnen, aber raſche Schritte im Vorſaale unterbrachen ſie, noch ehe ſie begann.

Das iſt Karl! rief Emilie, froh von ihrem Sitze aufſpringend. — Der Papa! jubelte der ſchöne Knabe und eilte an der Hand ſeiner Mutter der Thüre zu, durch welche Schulz eilig eintrat.

Sein Ausſehen war halb entzückt, halb verſtört, ſeine Sprache abgebrochen und unſicher, wie die eines vom ſtarken Laufen Athemloſen. Uns iſt geholfen! lallte er.

Die Seinigen ſchrieben dieſen ſeltſamen Ton dem Uebermaße ſeiner Freude zu, und falteten im ſtummen, brünſtigen Dankgebete die Hände.

Da ſeht! rief er mit feſterer Stimme, und warf in unnatürlicher Freude ein leicht zuſammengefaltetes Packet auf den Tiſch, das im Fallen ſich öffnete und einen Haufen von Banknoten entleerte, die zum Theil auf den Fußboden fielen.

Mein Gott! rief die Schwiegermutter erſchrocken: das iſt ja entſetzlich viel Geld! Und das Alles gehört Ihnen, Karl?

Der Gefragte nickte ſtumm bejahend.

Karl! verzeihen Sie die Frage! forſchte die Mutter ängſtlich weiter. Es iſt Ihnen doch nicht ſchwer geworden, dieſe große Summe ſo ſchnell zu erwerben? Sie haben doch — aber wie darf ich Sie, den edelſten, rechtlichſten Mann ſo fragen? — Sie haben doch Ihr Gewiſſen — —?

Karl erraffte ſich und erwiederte mit ſicherem, faſt ſtolzem Tone: Das Geld iſt rechtmäßig, wenn auch auf ungewöhnlichem Wege, von mir erworben. Alle übrigen Hoffnungen waren fehlgeſchlagen, ich ſah mein Weib, mein Kind dem Hungertode, oder im günſtigen Falle dem Schickſaale der Bettler preisgegeben. Da öffnete mir die Vorſicht einen Ausweg. Der Schiffbrüchige hat nicht lange zu fragen, ob der Balken, der ihn rettend aufnehmen will, glatt oder unbequem iſt. Das Geld iſt ehrlich, wenn auch nicht leicht verdient. Weib und Kind ſind gerettet, ja ſogar ihre Zukunft geſichert. Welches Opfer wäre zu groß für einen ſolchen Preis? Jetzt, Mutter, fragen Sie nicht weiter. Gedenken Sie, daß ich ſelbſt in dem entſcheidenden Momente, wo Ihre Tochter mein Weib wurde, Ihr Geheimniß ehrte, nie mit einer Miene demſelben nachforſchte; ehren Sie nunmehr auch mein Geheimniß! Preiſen Sie die Vorſehung, die mich würdigte, der Retter des Theuerſten zu werden, was ich auf Erden beſitze!

Karl ſprach dieſe Worte mit ſteigender Wärme, während er mit beiden Armen ſein Weib und ſeinen Sohn zärtlich umfaßt hielt. Aber bei den letzten Worten wurde er bleicher; er blickte mit einem Lächeln — das immer ſtehender und unwahrer wurde — auf die über Tiſch und Fußboden hingeſtreuten Reichthümer; plötzlich wankte er und ſank ohnmächtig in Emilien's Arme.

(Fortſetzung folgt.)

Die Madelonettenſtraße zu Brüſſel im Jahre 1785.

(Fortſetzung.)

Als Blanchards Ballon endlich fertig war, gerieth die ganze Stadt in Bewegung. Die Poſtwagen, die von Gent und Antwerpen, von Löwen und Lüttich täglich, und von Tournay, Namur, Maſtricht und Paris dreimal in der Woche eintrafen, hatten alle Gaſthöfe angefüllt. Die Füllung des Ballons geſchah auf dem Platze des St. Marien Magdalenen Kloſters von Bethanien, welches in Folge der Neuerungen Joſephs II. vor zwei Jahren aufgehoben worden war. Nach den Nonnen dieſes Kloſters wurde die Straße, die jetzt die Trödlerſtraße heißt, damals die Madelonettenſtraße genannt. Dies Kloſter iſt wie ſo viele andere zu einem Gefängniß umgeſchaffen worden, und aus ſeinem Hofraum hat man erſt einen Seifen- und nachher einen Fellmarkt gemacht. Die Kirche des Bethanienkloſters, die im Jahr 1581 von den Geuſen geplündert, im Jahre 1585 wieder reſtaurirt, im Jahr 1662 neu ausgebaut und mit einem ſchönen Gemälde Crayers, die Auferſtehung Lazarus, geſchmückt, dann durch das ſchwere Bombardement von 1695 beſchädigt worden iſt, war während der Unruhen zu Ende des vorigen Jahrhunderts als ein Schauſpielhaus, darnach als ein Tanzſalon benutzt worden, und dient jetzt, in zwei Etagen abgetheilt, in der unteren als Schlachthaus und in der oberen als Bazar. Mitten durch das Kloſter iſt ein Gäßchen gebrochen, das von der Trödlerſtraße nach der Straße la Fourche führt.

Von dieſem Hofe nun ſollte der Ballon aufſteigen; die Plätze um ihn her waren von Subſcribenten beſetzt; denn wer das Experiment in der Nähe ſehen wollte, der mußte zahlen. Durch einen günſtigen Zufall ſind wir in den Beſitz der Subſcribentenliſte gekommen und wollen hier einige der merkwürdigen Namen daraus anführen, nämlich:

„Die Erzherzogin Marie Chriſtine und ihr erlauchter Gemahl der Prinz Albert von Sachſen; der Herzog von Urſel; die Grafen Merode, Clairfait, Thiennes, Lannoi und d'Argenteau, alles Kammerherren; der Miniſter Graf von Cobenzl; der Cardinal von Frankenberg; der ehrwürdige Abt von Tongerloo, Gottfried Hermans; der Oberlandrichter des Hennegau's, Herzog von Arenberg; der Gouverneur von Mons, Fürſt von Ligne; der Oberlandrichter von Gent, Vicomte Vilain XIV.; die ſämmtlichen Hofdamen: ꝛc."

Die Auffahrt Blanchards ging aufs Glücklichſte von Statten und er reiſ'te, reich an Gulden und an Lobeserhebungen, von Brüſſel nach Rotterdam ab, um dort das Experiment zu wiederholen.

Digitized by Google

Das Intereſſe, welches alle Klaſſen der Geſellſchaft an den Luftſchiffern nahmen, war nicht überall blos eine frivole Neugierde, ausgezeichnete Leute erkannten darin eine neue Zukunft für die Wiſſenſchaften und die Civiliſation; man wünſchte, daß die kühnen Eroberer der Lüfte in ihrem Unternehmen reuſſiren möchten, fürchtete aber zugleich, daß die Erfüllung dee Hoffnungen, die man auf die neue Erfindung gründete, weit hinausgeſchoben werden möchte, wenn ſich dabei ein Unfall ereignen ſollte. So war man denn auf die Experimente eines Blanchard, Pilatre und Charles immer ſo geſpannt, daß alle anderen Ereigniſſe darüber faſt unbeachtet blieben. Am 16. Mai, demſelben Tage, wo, wie wir es ſchon nachgewieſen haben, ſich eine ſo große Anzahl Schauluſtiger im Wiener Hoſe verſammelt hatte, erfuhr man Abends, daß die Stadt Arlon von einer furchtbaren Feuersbrunſt heimgeſucht worden war, welche die alte Stadt bis auf zwei Klöſter in Aſche gelegt hatte, ein Unfall, von dem ſie ſich bis auf dieſen Tag nicht ganz wieder hat erholen konnen. Das Mitleid wurde durch das große Unglück allerdings aufgeregt: ein jeder, der zu deſſen Abhülſe etwas thun konnte, that es, vor allem ſteuerten die Abteien und Klöſter von ganz Belgien zur Milderung des Elends reichlich bei; weiter bekümmerte man ſich aber nicht darum. Zur ſelben Zeit trat auch Lapeyrouſe mit den beiden ſchönen Schiffen la Bouſſole und l'Aſtrolabe, mit eigenhändigen Inſtructionen Ludwigs XVI. verſehen, ſeine Reiſe um die Welt an. Man würde ſich für ſie jedoch weit mehr intereſſirt haben, wenn ſie per Luftballon hätte ausgeführt werden ſollen. Auch aus dem ſogenannten Kochtopfskriege, der über die freie Scheldeſchiffſahrt geführt wurde, machte man ſich wenig, weil man nun bald in den Lüften zu ſchiffen hoffte. Selbſt zu Paris, wo der Wechſel der Ideen zu Hauſe iſt, dachte man an nichts andres als an Ballons. Im Jahr 1785, zur ſelbigen Zeit, wo Blanchard und deſſen Nachahmer ihre Luftfahrten anſtellten, war es, wo die Umwallung jener Hauptſtadt durch eine Mauer von zwanzig Fuß Höhe ausgeführt wurde, welche die Pariſer ſehr gegen ihren Wunſch und ihren Willen einſchloß, und gegen die ſie ſicher eben ſolch Geſchrei erhoben hätten, als unlängſt gegen die Befeſtigung, wenn ſie nicht durch Andres davon abgezogen worden wären. Inzwiſchen hat ſich ihre Unzufriedenheit in mehreren von Pannaſch und Nero erhaltenen Briefen bekundet, aus welchen der Schelde-Courier vom 13. Juni 1785 uns folgendes Fragment mittheilt:

„Paris, 9. Juni 1785.

„Mit Unwillen ſehen wir an der Mauer arbeiten, welche der Despotismus der Generalpächter hier aufführen läßt. Ludwig XIV. hat geſagt, die Hauptſtadt eines mächtigen Reiches bedürfte keiner Wälle. Der Pariſer war ſtolz darauf, nun wird aber von habgierigen Zöllnern wieder aufgerichtet, was von einem großen Könige niedergeworfen war. Dieſe Mauer wird aber dennoch den Uebeln nicht ſteuern, die man dadurch zu verhindern meint ꝛc."

Die Contrebandiſten ſahen jene Maueraufführung ruhig an, weil ſie binnen einem halben Jahre ihr Handwerk per Ballon zu treiben dachten.

(Schluß folgt.)

Correſpondenz.

Frankfurt, 22. Juni.

Die großh. bad. Hofſängerin Dem. Zerr begann vorgeſtern auf unſerer Bühne mit Lucia Lamermore einen neuen Gaſtrollencyctus und zwar mit beſtem Erfolg. Wie ſchon früher bemerkt worden, zeichnet ſich dieſe mit ſchöner Stimme begabte Sängerin durch eine gediegene Schule und empfindungsvolles Spiel aus. Morgen ſingt Dem. Zerr im Don Juan die Zerline und Mad. Haſſelt-Barth, die heute als Norma auftritt, die Donna Anna. Eine dritte fremde Sängerin ſingt die Donna Elvira, und man muß geſtehen, daß die Direction trotz des aufgehobenen Abonnements dabei keinen beſondern Vortheil haben kann. Das geſtern zu Ende gegangene Gaſtſpiel des Hrn. Hendrichs brachte ihm auch wenig ein und ſelbſt geſtern bei dem Beneſice des Hrn. Hendrichs blieb das Haus leer, obgleich auf dem Zettel mit geſperrter Schrift ſtand „Auf Verlangen". Dieſes Verlangen galt aber der Wiederholung eines aus dem Franzöſiſchen uberſetzten Effektſtückes »Dornen und Lorbeer«, worin Hr. Hendrichs den jungen Bildhauer ſpielte. Hr. Hendrichs iſt kein durchbildeler Schauſpieler, er beſitzt ſchöne Mittel zum Liebhaber und es gelingt ihm ſelbſt in bedeutenderen Rollen, wie z. B. in Don Karlos, den er am Montag gab, viel, allein da er faſt nur Liebhaber iſt, iſt ſein Kunſtvermögen ſehr beſchränkt. Das Publikum nahm hier auch weit weniger Intereſſe an ſeinem Gaſtſpiele, als ſeine Freunde, deren er als geborner Frankfurter hier viele hat. Und doch wurde geſchrieben: Hr. Hendrichs hat hier einen Emil-Devrient'ſchen Erfolg! Einen Emil-Devrient'ſchen Erfolg mit leeren Häuſern! »Hör auf, ſonſt muß ich lachen, ich muß lachen!« Wir wollen aber nicht verſchweigen, daß Herr Hendrichs am Montag als Don Karlos viel Beifall erntete, und hinzufügen, daß Hr. Baiſon als Marquis Poſa ſo überaus trefflich war, daß außer dem ſtürmiſchen Beifall des Publikums die Kritik tief den Hut vor einem Künſtler abziehen muß, der noch ſo jung und ſchon ſo hoch ſteht. Die deutſche Bühne erhält in Baiſon unzweifelhaft einen der bedeutendſten Charakter-Darſteller oder er iſt es vielmehr in dem jugendlicheren Fache ſchon. Wiederum zeigte ſich unſer 66 oder 67jähriger Weidner als Philipp der Zweite als ein immer noch großer Schauſpieler, wenn ihm auch die phyſiſchen Mittel nicht vollkommen mehr zu Gebote ſtehen. Unſer jugendlicher Liebhaber, Hr. H. Schneider, der in Wien auf dem Hofburgtheater als Enzio durchgefallen iſt und ſich von hier ohne Urlaub entfernt hält, wird wahrſcheinlich erſetzt und zu dieſem Zwecke werden uns alsbald einige jugendliche Künſtler vorgeführt werden. Ein Herr v. Schütz macht Samstag den Anfang. Es verweilt jetzt hier ein wahres Schauſpielerheer. —ff—

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 78. Donnerstag, 29. Juni 1843.

Geſang der Kölner Bürger beim Fackel-Zuge in Düſſeldorf.

Mit Gott für's Recht, für's gute Recht
 Steh'n feſt wir hier verbunden,
Dem freien Recht, dem guten Recht
 Die Teeue zu bekunden,
Das mit der gleichen Wage wägt,
Den Rang nicht in die Schale legt.

Zum Lande, wo der Pfeffer wächſt,
 Zum Hindusland mit andern,
Zum Hindus mag ein ungleich Recht
 Am Haſelſtabe wandern.
Wohl willig beut den Rücken da
Der ehedeeandte Paeia.

Es nahe nimmer ſich dem Rhein,
 Der frei iſt von Grſinnung,
Wo Gluth für's freie gleiche Recht
 Beſeelet jede Innung.
Es werde nimmee ſolcher Hohn
Der ſtets bewährten Teeue Lohn.

„Mit Gott füe's Recht, für's gleiche Recht!“
 Soll laut der Ruf eeklingen,
Vom Rheineſtrand hinauf zum Thron
 Der Meinung Kunde bringen.
Ein gleiches Recht für Herr und Knecht,
Mit Gott füe's Recht, für's glriche Recht.

Gold und Blut.

Erzählung aus der Vorzeit.

(Fortſetzung.)

Als nach einer längeren Weile die beiden Adepten wieder zur Beſinnung kamen und ſchwindelnd aufblickten, war die Erſcheinung verſchwunden. Die Kohlen glühten ruhig fort, und der Metallfluß kochte mit kaum vernehmbarem Geſumme.

Da klärten ſich allmälig Klettenberg's Gedanken. Er packte Caprio krampfig am Arme. — Haſt du Henrietten gemordet, Verfluchter? fragte er mit entſetzlicher Stimme.

Und wenn ich's gethan — erwiederte Dieſer mit dem Trotze der Hölle — was habt ihr darnach zu fragen? Hatte ſie Dank um euch verdient, ſie, die euch verrieth, euch in's Elend und Verderben ſtürzte, und deren ſcheinbare Reue endlich eine bloße, weibliche Caprice war?

Scheuſal! ſtohnte Klettenberg, von dem Uebermaße der Verruchtheit beſiegt.

Narr, und bedurſten wir nicht Blut? fuhr Caprino hämiſch gelaſſen fort. Und ſagteſt du nicht ſelbſt, es müſſe das Blut einer Perſon ſeyn, zu welcher der Adept in einem innigen Verhältniſſe geſtanden? Mußte ich doch erſt mit vieler Mühe euch zuſammen führen, um das locker gewordene Verhältniß zwiſchen euch und Henrietten zu erneuern, damit wenigſtens ihr Blut für unſere Zwecke taugte! Leider bin ich noch immer ein ziemlich ungeſchickter Mörder, der nicht einmal auf der Stelle zu tödten verſteht. Wahrſcheinlich wäre uns ſonſt dieſer einfältige Spuck von vorhin nicht begegnet.

Klettenberg fühlte ſich noch immer wie betäubt von dem Ungeheuren, das über ihn hereinbrach. Aber jetzt kehrte ſein volles Bewußtſeyn, und mit dieſem ſeine Wuth zurück. Er ging mit funkelndem Auge und zuſammen geknirſchten Zähnen auf den Mörder los. Dieſer flüchtete ſich hinter den Schmelzofen, warf einen Blick in den Tiegel und ſchrie, außer ſich vor Freude: Die Goldtinktur, die Goldtinktur, da iſt ſie!

Und ſo war es! Vollbracht war das Wunder! Der philoſophiſche Stein glänzte mit allen ſeinen unverkennbaren Wahrzeichen aus der glühenden Flut; der angeflogene Metallſtaub ſchimmerte als reines Gold von den Wänden des Tiegels. Blut hatte das Wunder bewirkt, dem das Streben und der Witz Verblendeter und Weiſer vergebens nachjagte!

Das Zauberwort: die Goldtinktur! ließ ſelbſt Klettenberg auf Augenblicke das Entſetzliche vergeſſen, was er eben erlebt. Neugierig eilte er zu dem Ofen hin, Willens den Tigel herunterzuheben. Aber Caprino ſtieß ihn heftig zurück, und einen Dolch ihm entgegenhaltend, rief er: Wagt es nicht, die Tinktur zu berühren. Sie iſt mein Eigenthum, und keiner außer mir ſoll ſich rühmen, ſie zu beſitzen.

Du wagſt es noch, Verruchter, Geſetze vorzuſchreiben? knirſchte Klettenberg. Und wenn du mir auch die Tinktur ſtiehlſt, kannſt du mir auch das Geheimniß ihrer Bereitung ſtehlen, das ich genauer kenne, als du, nichtswürdiger Thor?

Pah! Ihr ſeyd ein todter Mann, mein edler Freiherr! ſpottete Caprino. Euer Leben war mir nütz, ſo lange ich mir allein die Kraft nicht zutraute, das Myſterium unſerer Wiſſenſchaft zu ergründen. Jetzt, da ich es weiß, ſeyd ihr mir unnütz, ja unerträglich. Ich dulde es nicht, daß neben mir noch ein Anderer im Beſitze des Geheimniſſes iſt. Ihr müßt jetzt ſterben!

Digitized by Google

Wahrſcheinlich durch jene Stecknadel, die ihr mir da entgegenhaltet! ſagte Klettenberg verächtlich, und ſchlug ſeinem Gegner den Dolch aus der Hand.

Es bedarf deſſen nicht, erwiederte Caprino, und ſah kaltblütig nach ſeiner Uhr. In zwei Stunden wird man euch das Urtheil vorleſen, und eine Stunde ſpäter ſeyd ihr abgethan. Mit Vergnügen geſtehe ich euch dieſe kurze Friſt zu!

Ihr vergeßt, daß ihr ſelbſt es waret, der das Eiſengitter vor meinem Fenſter aushob, und die Gefälligkeit hatte, mir jene Strickleiter zuzuſtellen! bemerkte Klettenberg, indem er in den kalten, ſpottenden Ton des Feindes einzugehen ſuchte, deſſen Untergang er bei ſich beſchloſſen hatte.

Traut der Strickleiter nicht zu viel! hohnlachte Caprino. Ich wählte ſie ſo, wie ich ſie für euch brauchte. Er zupfte leichthin an dem Seile, und dieſes zerfaſerte, als wäre es von Zunder gewebt. — Ihr ſeht, fuhr er fort, daß dieſe Strickleiter nicht geeignet iſt, Laſten zu tragen, und vielmehr euch etwas zu ſchnell hinunter befördert haben würde. Ich hatte euch eigentlich jenen Luſtſprung zur Belohnung für eure Wiſſenſchaft zugedacht. Aber ich bin großmüthig, und will den Nachrichter, der euch in wenigen Stunden übernimmt, weder um ſein Geld, noch mich in den Verdacht bringen, als hätte ich euch dort hinabgeſtürzt.

Ihr thut wohl daran! entgegnete Klettenberg mit fürchterlichem Ernſte; denn ich bin Willens, dem Nachrichter bei euch ins Handwerk zu pfuſchen.

Mit dieſen Worten packte er Caprino, ſchleuderte ihn, trotz ſeines Widerſtrebens, zu Boden, und machte Miene, ihn mit den Armen zu erdroſſeln. Dieſer ſtirß verzweiflungsvoll um ſich. Sein Fuß traf den Ofen, unter welchem er mit dem größten Theile ſeines Körpers lag; der Schmelztigel wankte, fiel um und ergoß ſeinen glühenden Strom über Caprino's Bruſt. Klettenberg ſprang noch zu rechter Zeit zurück, um von dem fürchterlichen Naß verſchont zu bleiben. Heulend empfand Caprino die erſte Wirkung der feurigen Flüſſigkeit, die ihn, wie das Kleid des Neſſus den Alriden, mit unermeßlichen Qualen umpfig. Die Glut der verſchütteten Miſchung war ſo fürchterlich, ſo unaufhaltſamdurchdringend, daß ſie Alles, was ſie berührte, augenblicklich in Flammen ſetzte, und nicht nur Caprino's Kleider, nein, ſogar auch ſeine Arme, wie trockenes Holz, in lichten Feuer brannten. Er brüllte wie ein Stier in ſeiner ungeheuren Marter, die ihm, bis ſie ihn völlig zerſtörte, die Kraftausdauer des Wahnſinns ließ. Raſend vor Schmerz raffte er ſich vom Boden auf, rannte an das gitterfreie Fenſter und ſtürzte ſich hinab in den Abgrund, um durch ſchnellen Tod der langſamern Qual zu entgehen.

Schaudernd blickte Klettenberg dem Elenden nach, der als ein fallender brennender Körper die Gegend und die Art ſeines Sturzes fürchterlich beleuchtete, und endlich auf den Felſenboden niederkrachend, in flammende Stücke zerſplitterte.

(Schluß folgt.)

Folgen einer Boule-Partie.

(Fortſetzung.)

Ein Jahr war verfloſſen und das Oſterfeſt hatte ſich erneuert. Der zeitig aufblühende Frühling lockte die Bewohner Dresdens in Maſſe hinaus in die reizenden Umgebungen der Reſidenz, wo das erſte junge Grün in der milden Pflege der Aprilſonne ſich faſt unter den Augen des Naturfreundes immer reicher entfaltete. Der »große Garten,« dieſer Prater Dresdens, wimmelte von Spaziergängern und von eleganten Kutſchen. In der damaligen Köhler'ſchen Reſtauration war beinahe kein Stuhl mehr zu erlangen, und oom Orcheſter herab mahnten Weber's ernſte Harmonien, ſtolzirten Reiſſiger's elegante Ouvertüren, rauſchten Strauß's und Lanner's beflügelnde Walzer. Am Eingange des Saales hatte ſich ein, wegen Mangel an Sitzen ambulirender Trupp junger Leute, zum Aerger der durch ſie im Hin- und Herlaufen bisweilen gehemmten Marqueurs, verſammelt. Unter ihnen führte ein junger Herr das Wort.

Eine wunderſchöne Frau, dieſe Madame Schulz, ſagte er mit gedämpfter Stimme, ſeine und ſeiner Genoſſen Augen auf einen benachbarten Tiſch hinlenkend. Ich wüßte nicht, welches Geſicht mich ſo ſehr intereſſiren konnte, wie das ihrige. Leider ſoll ſie ihren Mann bis zur Schwärmerei lieben, und in der That, er iſt auch hübſch, nur etwas zu bleich; der Reichthum ſcheint bei ihm nicht recht anſchlagen zu wollen.

Iſt er wirklich ſo reich? fragte einer der Bekannten des Sprechers.

Wenigſtens beſitzt er genug, um von den Zinſen ſeines Capitals recht bequem zu leben, fuhr Jener fort. Und das Wunderbarſte iſt, daß er noch an eben demſelben Tage, wo wir ihn zum erſten Male auf Fietta's Kaffeehaus ſahen, die Nachricht einer großen Erbſchaft aus ſeiner Heimath erhalten haben ſoll, während er, wie ich aus ſicherer Quelle weiß, damals vis-à-vis de rien ſtand.

Ich entſinne mich genau jenes Nachmittages, warf ein Anderer ein. Er nahm an einer Boule-Parthie Theil und mußte von einem aufgeblaſenen Engländer einige Inſolenzen einſtecken.

Richtig! bekräftigte der Erſte. Es war der reiche Mr. Woodgreen. Er befindet ſich wieder hier; ich las ihn heute Morgen auf dem Thorzettel unter den Einpaſſirten, und ſah ihn vor einer Weile hier im Saale. Er muß ſich mit Schulz ausgeſöhnt haben; denn ich ſtand ziemlich nahe dabei, als dieſer ihm einige Worte in's Ohr flüſterte, die er ſehr gelaſſen anhörte und dann beſtätigend nickte. Er geht nachläſſig, beinahe etwas ärmlich angekleidet. Wenn ſolche reiche Kauze mit ihrer Garderobe geizen wollen, was ſoll dann aus den Tuchmachern und Schneidern werden? — Wie hoch iſt es an der Zeit?

Nahe an halb fünf Uhr, antworteten zwei ſeiner Freunde, ihre Taſchenuhren wieder einſteckend.

So wird es Zeit, daß man ſich nach der Stadt begibt. Die Schröder-Devrient tritt heute wieder als Fidelio auf; es wird zum Erdrücken voll werden. Auf Wiederſehen, Ihr Herren!

Der Trupp zerſtreute ſich zur großen Freude der Marqueurs, und der Weg wurde wieder frei.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Madelonettenſtraße zu Brüſſel im Jahre 1785.

(Schluß.)

Am 18. Juni 1785 ſanden ſich der Graf von Merode, der Chevalier de Robiano, die Herren Desroches, Lesbronſſart, Hody, Novez, der Pater Gheſquiere und noch einige andere Abends im Cabinelle des Herrn Dotrenge zuſammen, um Neues zu hören. Es war angekündigt worden, daß Pilatre de Roziers, der ſchon einige kleine Auffahrten gemacht hatte, zu Boulogne am Meere in Geſellſchaſt eines Freundes auſſteigen und kühn die Fahrt über den Canal nach England machen wollte. Die Vorrichtungen dazu hatten ſchon mehrere Monate gewährt, und das Unternehmen ſollte am Vormittag des 15. Juni ausgeführt werden. Ein Correſpondent des Herrn Dotrenge hatle dieſem veeſprochen, ihm baldigſt eine Beſchreibung dieſes großeu Feſtes zuzuſenden. Man intereſſirte ſich um ſo mehr dafur, als man die Hoffnung heg'e, daß Pilatre auch nach Brüſſel kommen werde, ſobald er ſein Unternehmen zu Boulogne ausgeführt hade. Aber ach! der Unglückliche wurde, wie bekannt, das erſte Opſer der neuen Erfindung. Der Geſchäftsträger des Fürſtbiſchofs von Lüttich theilte ſeinen Beſuchern zu deren Beſtürzung folgendes Schreiben mit:

„Boulogne am Meer, 15. Juni 1785.

„Sie weeden, theurer Herr, mit uns die Kataſtrophe beklagen, von welcher wir dieſen Morgen Zeuge geweſen ſind. Pilatre de Roziers war ſeit dem 6. aus England zurückgekehrt, alle ſeine Vorrichtungen waren beendiget, und er wollte an dem von ihm dazu feſtgeſetzten Tage auſſteigen. Wir wurden ſchon Morgens um 5 Uhr durch Trommelſchlag zu dieſem Feſte geweckt. Das Volk ſtrömte hinaus, und auch ich eilte gleich all den andern dem Ufer des Meeres zu. Alle Einwohner von Boulogne hatten ſich auf der Werſte, wo die Füllung des Ballons ſtatt fand, verſammelt, und viele unter ihnen waren behülflich, die Sache, ſo weit ſie es verſtanden, zu fördern. Die Seeleute ſagten einſtimmig, daß der Wind günſtig ſey, was er nach der Meinung des Herrn Pilatre, die auch deſſen Freund, Romain der ältere, der die Fahrt mit ihm machen wollte, theilte, aber nicht war. Man ließ nun einen kleinen Ballon ſteigen, der nach Süden flog. Da man alſo einſah, daß Pilatre Recht hatte, ſo wurde die Vorrichtung zur Auffahrt weniger eifrig fortgeſetzt. Um 6 1/2 Uhr ſchien der Wind aber umgeſprungen zu ſeyn, und die Seeleute, die darauf brannten, der Auffahrt zuzuſehen, behaupteten neuerdings, daß ſie nun auszuführen ſey. Man ließ deshalb einen zweiten Probeballon ſteigen, und dieſer flog auch wirklich uber den Kanal hin und war in dieſer Richtung bald aus dem Geſichte entſchwunden.

„Dies ermuthigte die Aëronauten; denn ihre große Maſchine war bald völlig fertig und ſie beſtiegen nun unter allgemeinem Applaus ihren gebrechlichen Nachen. Mehrere Kanonenſchüſſe verkündeten den Moment ſeiner Abfahrt und um 7 1/2 Uhr wurden die Stricke durchſchnitten.

„Der Ballon erhob ſich zur vollen Zufriedenheit aller Zuſchauer und flog, von Norden nach Südoſten, dem offenen Meere zu. Inzwiſchen war der Wind nicht ſo günſtig, als die Seeleute es angegeben hatten. Nachdem die beiden Luftſchiffer eine halbe Stunde über dem Meer geſchwebt, wurden ſie durch einen Windſtoß zurück, dem Lande zu getrieben und ſtanden eben über dem Ufer von Boulogne, als der Ballon plötzlich plaßte und die beiden unglücklichen Aëronauten von einer Höhe von zwölf hundert Fuß auf einen Steinhauſen am Strande herniederſtürzten.

„Da ich zu Pferde war, ſo ſprengte ich dahin und erreichte den Platz binnen wenig Minuten. Romain hauchte eben ſeine Seele aus und Pilatre war ſchon todt. Beide waren zerſchmettert; dem Romain war das Ruckgrat an mehren Stellen gebrochen und dem Pilatre die Bruſt eingedrückt und das eine Bein zerſchmettert. Dies Unglück iſt daraus entſtanden, daß der Stoff des Ballons, den ganzen Winter hindurch allem Wechſel des Klimas preisgegeben und, in den Monaten April und Mai durch eine anhaltende Dürre affizirt, zu mürbe geworden war, um der Ausdehnung der verdünnten Luft widerſtehen zu können.

„Romain hinterläßt eine Wittwe mit drei Kindern und Pilatre eine Braut, mit der er nach der Heimkunſt von dieſer unglückſeligen Fahrt hatte Hochzeit machen wollen. Die ganze Stadt bedauert dieſe beiden wackren Männer, welche ſich die Achtung aller Welt erworben hatten.“

Es würde überflüſſig ſeyn, wenn wir über dieſe Facta noch eigne Bemerkungen machen wollten; nur das wollen wir noch anführen, daß einige Tage nach dem Unglücke ein renommirter Dichter zu Paris, deſſen gefuhlvollen Sinn man doch zu ruhmen pflegte, ſich über Pilatre's Tod in einer Weiſe ausſprach, die den Beweis gibt, daß bei den Dichtern die Senſibilität im Kopſe liegen mag. Seine Dichtung lautet:

Hier ruhet er, der in den Lüften ſtarb,
Und der ſich durch das Selt'ne ſeines Todes
Den Anſpruch auf ein Grab im Mond erwarb.

Der ſchauerliche Unſall von Boulogne ſchreckte viele Dilettanten ab; Blanchard aber vertraute ſeinem Glück und, nachdem er mehrere Fahrten zu Rotterdam und andren Orten ausgeführt hatte, ſtieg er auch zu Frankfurt a. M. auf, wo er, zum Preiſe von einem Louisd'or fur den Platz, eine Einnahme von 30,000 Franken hielte.

Zur Erinnerung an ſeine Anweſenheit in Brüſſel wurde die Madelonettenſtraße im Jahre 1794, wo alle Namen von religiöſer Beziehung getilgt wurden, »Ballonſtraße« umgetauft. Dieſer Name iſt ihr bis 1803 geblieben, dann hat man ſie erſt die »Courte rue de l'Ecuyer« und hernach die »Trödlerſtraße« genannt, wegen der vielen Kleiderſeller, die ſich um die St. Nikolauskirche her angeſiedelt haben; ſo heißt dieſelbe auch noch jetzt.

Es iſt hier nicht am Orte, die Geſchichte der Luft-Ballons zu geben, die Anfangs vermittelſt eines Kohlenfeuers, hernach durch entzündeten Weingeiſt gehoben wurden, jetzt aber mit Gas gefüllt werden; aber wir konnen nicht umhin, unter tiefes Bedauern darüber auszuſprechen, daß man dieſe neue Wiſſenſchaft in Vergeſſenheit gerathen laßt. Es liegt unſtreitig eine große Zukunſt in ihr verborgen; die Luftreiſe Biot's und Gay-Luſſac's dietet den Gelehrten ein zu großes Intereſſe dar, als daß ſie nicht deren Wiederholung wünſchen ſollten. In den Luftregionen iſt noch Alles zu erforſchen.

Zu bemerken iſt noch, daß die Luftſchifffahrt, die für das Reiſen und den Handel immenſe Reſultate haben müßte, nicht gefahrvoller als jede andre Art zu reiſen iſt. Seit den ſechzig Jahren, daß die Ballons erfunden worden ſind, ſind uber drei tauſend Fahrten damit gemacht worden; es haben ſich ihnen mehr als zwei hundert Perſonen, worunter ein und zwanzig weiblichen Geſchlechts,

Digitized by Google

anvertraut, und es giebt Aeronauten, die ſchon mehr als hundert Male aufgeſtiegen ſind. Von all dieſen kühnen Luftſchiffern ſind aber doch nur neun, aus Unvorſichtigkeit oder Sorgloſigkeit umgekommen, als: Pilatre de Roziers, Romain, Zanbercari, Mosment, Bitorff, Madame Blanchard, Harris und Sadler.

Wir lachen über die Aëroſtaten, wie wir früher über die Eiſenbahnen gelacht haben; aber es wird ſicher noch der Tag kommen, wo auch die Ballons das Regiment erhalten. Dann iſt es aus mit den Kriegen, mit den Douanen ꝛc. ꝛc.; ein Bürger von Brüſſel wird alsdann ſein Landhaus auf der Colonie von Guatimala haben, und wir werden, indem eine bekannte Carrikatur nun Wahrheit geworden iſt, verächtlich auf die Eiſenbahnen unter uns herabſehen, und ſagen: „ſo erbärmlich reiſete man im Jahr 1843!"

Correſpondenz.

Elberfeld, im Juni.

Wie bekannt, konnte ſich die hieſige Actien-Geſellſchaft des neuerbauten Theaters mit dem Director Henckel aus Düſſeldorf, der die Conceſſion für Elberfeld auch hat, nicht einigen. In Folge deſſen wandte ſich die hieſige Stadt an die königliche Regierung mit der Bitte, einen bezeichneten neuen Unternehmer zu conceſſioniren, da Henckel ſeine Conceſſion ſeither nicht benutzt habe. Letzterer beſchwerte ſich dagegen ebenfalls bei der Regierung über die ihm geſtellten unbilligen Bedingungen und verſprach gleichzeitig, künftig wieder in dem früheren Lokale zu ſpielen. Jetzt hat nun die Regierung zu Gunſten Henckels entſchieden, und wir werden nun das Vergnügen haben, den Vorſtellungen in einer Bretter-Bude beizuwohnen, während das neuerbaute Theaterhaus den Mäuſen preisgegeben iſt. So geht es aber, wenn man zu viel haben will. —e—

Frankfurt, 26. Juni.

Die Frau van Haſſelt-Barth gab auf unſerer Bühne nur die »Norma« und die Donna Anna im »Don Juan.« Die herrliche Stimme und deren vollendete techniſche Ausbildung müſſen überall Bewunderung erregen; zu einer wahrhaft dramatiſchen Sängerin fehlt aber Frau van Haſſelt-Barth die Gefühlswärme. Ihr Vortrag und Spiel, welches letztere ſich in plaſtiſchen Formen bewegt, ergreifen nicht recht. Die berühmte Sängerin erntete übrigens hier großen Beifall und neben ihr in keinem geringern Grade Fräul. Zerr als Zerline im »Don Juan.« In Geſang, Spiel und äußerer Erſcheinung iſt Fräul. Zerr eine herrliche Zerline, die ſo, wie hier, überall elektriſiren muß. Fräul. Zerr ſingt heute noch im »Titus« die Vitellia und kehrt dann über Köln nach Karlsruhe zurück, wo ſie lebenslänglich engagirt iſt. Unſer jugendlicher Liebhaber, Hr. H. Schneider, hat ſich endlich wieder eingeſtellt, nachdem er auf dem Hofburgtheater als König Enzio nicht gefallen hat, aber **war**. Ob ihn unſere Direktion wieder zu Gnaden annimmt, ſteht dahin. Ein Hr. v. Ottografen vom Mainzer Theater, der geſtern als Hinko — freue Dich, Charlotte! — hier gaſtirte, wäre eine beſſere Acquiſition. Die Oper bringt demnächſt neu »der Gott und die Bajadere« von Auber mit Stuttgarter Tänzern, und neu einſtudirt »die Jüdin« von Halevy. Das Schauſpiel will uns in nächſter Woche auch »Corregio« bieten. — Glück auf! —ff—

Karlsruhe, 25. Juni.

Die hieſige Gemälde-Ausſtellung geht heute zu Ende; ſie bot nur wenig Ausgezeichnetes dar; das Meiſte war Mittelgut und Vieles unter der Gewöhnlichkeit. Wir ſahen viele Bilder, die vor Ueberromantik ganz welk erſchienen, und einen eben ſo widerwärtigen Eindruck machen, als die Fratzen mancher franzöſiſchen Bilder, in denen eben ſo wenig Wahrheit iſt. Oft hing ein ultraromantiſches Düſſeldorfer Bild neben einem verzerrten Pariſer Farbenfabrikate, und man hatte die Vergleichung von zweierlei Unnaturen ganz nahe. Im Landſchafts-Fache ſahen wir manche anſprechende Bilder. Das hieſige Theater iſt eben jetzt in einer Umgeſtaltung begriffen, ſeit Frhr. v. Auffenberg, der bekannte Schriftſteller, die Intendanz übernommen hat. Es fehlt dieſem Manne weder an Bühnenpraxis noch an gutem Willen, und auch ſeine äſthetiſche Bildung befähigt ihn vorzüglich zu der Stelle, welche er nun bekleidet. Bei einem Hoftheater ſind aber die Verhältniſſe oft ſo, daß mit allen dieſen Eigenſchaften nicht ſo viel Gutes bewirkt werden kann, als in der Abſicht liegt. Der unglückliche Mißbrauch, daß ein Theater dem andern die beſten Subjekte wegzufangen ſucht, führt viele Uebelſtände mit ſich; die Sänger oder Sängerinnen und Schauſpieler dringen dann gleich auf lebenslängliche Anſtellung mit unvernünftig hohen Gehalten, oder verlangen zehn- bis fünfzehnjährigen Vertrag, der dann auch gewährt wird. Die Folge iſt, daß manche Hoftheater, ſeitdem dieſe Praxis aufkam, Invalidenhäuſer gleichen. Denn nicht alle dieſe Künſtler ſind von regem Kunſteifer beſeelt; viele ergeben ſich der Bequemlichkeit, wenn ſie den Contrakt in der Taſche haben, und von gegenſeitigem Eifer kann keine Rede ſeyn, da fremde tüchtige Künſtler und junge friſchaufſtrebende Talente gar nicht zum Spiele gelaſſen werden. In kleinen Städten iſt ohnehin auch das Publikum Tag für Tag daſſelbe und geht ins Theater, gleichviel ob gut oder ſchlecht geſpielt wird. Hr. v. Auffenberg ſcheint das Alles ſehr gut zu wiſſen, und hat deßhalb Geſetze entworfen, bei denen ſich von ſeiner Seite Disziplin handhaben läßt. Dieſe Geſetze ſind nun den Bühnenleuten zu ſtreng, obwohl ſie nichts Unbilliges verlangen, und Viele weigern ſich zu unterzeichnen. Lebenslängliche Engagements ſollte man nur Künſtlern erſten Ranges gewähren, die ſich ſchon erprobt haben, nicht Anfängern, wie ſo häufig geſchieht; und man ſollte bei zehnjährigen Contrakten nicht gleich 3000 oder 4000 Gulden geben, was ſo häufig geſchieht. Dadurch kommt es, daß z. B. hier das Theater den ſiebenten Theil der großh. Civilliſte in Anſpruch nimmt, während wöchentlich nur dreimal geſpielt wird, und das Repertoir entſetzlich vernachläßigt war. Das letztere iſt nun ſchon beſſer geworden. Die Haizinger, die ſich in Hannover und Berlin eines ausgezeichneten Beifalls erfreuten, ſind zurück. Nun geht aber die erſte Sängerin auf Reiſen. Auch das Urlaubsweſen ꝛc. bei den hohen Gagen iſt ein Mißbrauch. —l—

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 79. Sonntag, 2. Juli 1843.

Der Frauen-Advokat.

Nun kann ich's nimmermehr, entſtünd auch Zank, ertragen,
Daß man die Frauen ſte.s verſchmält,
Und wie die meiſten unſerer argen Herren ſagen,
Sie unter unſ're Uebel zählt.
Gut iſt die Frau, und fehlt ſie je in ihrem Leben,
Hat Anlaß ihr gewiß ein Mann dazu gegeben.

Der Männer größte Kunſt iſt über Weiber klagen,
Sie wälzen ſtets von ſich die Schuld,
Doch braucht ein Weib, die Männerlaunen zu ertragen,
Wohl mehr als himmliſche Geduld.
Gut iſt die Frau, und wanket ſie auch je im Leben,
Hat Anlaß ihr gewiß ein Mann dazu gegeben.

Würd' auch die Frau nie treulos ſich vergehen,
Hängt ſie auch feſt dem Gatten an,
Würd' er den Augenblick doch ſchnell erſpähen,
Wo er ſie ſchnell betrügen kann;
D'rum ſag' ich's laut, fehlt je die Frau in ihrem Leben,
Hat ganz gewiß der Mann das Beiſpiel ihr gegeben.

Und wenn der Nachbar auch des Nachbars Gattin rührte,
Nimmt ſie den fremden Weihrauch an,
So war die Frau nur immer die Verführte,
Doch der Verfüheer wae ein Mann.
Gut iſt die Frau, und fehlt ſie je in ihrem Leben,
Hat die Gelegenheit dazu gewiß ein Mann gegeben.

Das Weib ſoll liebevoll ſich zu dem Gatten neigen,
Doch er darf kalt und froſtig ſeyn,
Und will nach ſeiner Art er Liebe ihr bezeugen,
Geſchieht's durch Eiferſucht allein.
O Frauen! Ihr vertrauert Euer ſchönes Leben,
Euch iſt das ärgſte Leid, Euch iſt ein Mann gegeben!

Ein Geck, der kein Gehör bei einer Schönen findet,
Schilt ſie gefühllos weit und breit,
Doch zeigt ſich's nur, wenn man es recht ergründet,
Er war ein Narr, — ſie war geſcheidt!
D'rum, ſchmält der Mann auf Frauen je im Leben,
Muß jede Klage ihm im Voraus Unrecht geben.

Neugierig nennt man ſie — die guten, armen Frauen, —
Wenn ſie es ſind, geſchieht's mit Recht:
Denn würden blindlings ſie den feinen Herren trauen,
So ſtünd' es wirklich um ſie ſchlecht!
Und ſo muß man durch unſer ganzes Leben
Den Weibern immer Recht, den Männern Unrecht geben!

Geſchwätzig iſt die Frau, ſo geht die arge Rede,
Doch liegt die Schuld auch hier am Mann;
Weil — nennt ſie auch nur ſeine Mängel — ſicher jede
Von Früh bis Abend reden kann!
D'rum ſag' ich's frei, ſchwätzt je die Frau in ihrem Leben,
Hat ihr den Stoff dazu der Mann allein gegeben!

Das Weib iſt eitel, und ihr macht Verbrechen
Dem guten Frauenvölkchen d'raus,
Doch weit gefehlt; ſie fröhnt nur Euren eig'nen Schwächen,
Ihr geht ja ſelbſt aufs Aeuß're aus.
Denn würdet ihr dem Lärvchen nicht den Vorzug geben,
Sie würden mehr nach Geiſt, als blos nach Reizen ſtreben.

Und kurz — ich bin den Damen höchſt gewogen, —
Ein ächter Frauenadvokat,
Weil ſicher, ſind ſie uns entzogen,
Das Leben nichts mehr Frohes hat!
Und ſtrauchelt ſie auch je in ihrem Leben,
Hat Anlaß ganz gewiß ein Mann dazu gegeben!

(Aus den Blättern f. Unterhalt.)

Gold und Blut.

Erzählung aus der Vorzeit.

(Schluß.)

Der Tag glomm in Oſten empor, und pflanzte ſein blutrothes Banner uber die Gipfel der Berge; ein ſcharfer Morgenwind rüttelte die ſchlummernden Bäume wach, daß ſie fröſtelnd zitterten, und den Thau der Nacht von ſich warfen. Da wurde es auf dem Königſteine, am meiſten aber am Fuße der Georgenburg lebendig. Ein Trupp Soldaten verſammelte ſich vor dem Thore, und ein Mann in ſcharlachrothem Mantel, von zwei verdächtig ausſehenden, hülfreichen Geiſtern begleitet, erhielt vom Officiere einige Verhaltungsregeln zugeflüſtert, und entfernte ſich dann, wie es ſchien, um zu einem beſtimmten Orte voranzueilen.

Auch in Klettenberg's Zimmer war es ſchon lebendig geworden. Beim erſten Grauen des Tages trat ein Mann mit geiſtreicher, etwas ſarkaſtiſcher Phyſiognomie, mit lockenreicher Alongeperücke und in ſchwarzer Hoftracht herein, ein beſiegeltes Papier in der Hand.

Ehrerbietig ging ihm Klettenberg entgegen. —

Der Eintretende wollte einige Einleitungen ſprechen von trauriger Pflicht, ſchmerzlichem Auftrage u. ſ. w. Aber Klettenberg unterbrach ihn.

Digitized by Google

Ich kenne die Veranlaſſung, welche ſie zu mir führt, Herr Kommandant v. Kyau! ſagte er ernſt, aber gefaßt, und bin bereit, mich dem blutigen Looſe zu unterwerfen, das der ſtrenge Wille Sr. Maj. über mich verhängt. Mein Prozeß iſt entſchieden, und keine Berufung kann mich mehr retten, ich weiß es. Leben ſie wohl, Herr Kommandant! Empfangen Sie meinen Dank für die Milde, mit welcher Sie Ihre ſtrengen Aufträge gegen mich erfüllten. Ich war kein Mörder, nur ein Duellant; ich war ein Verblendeter, aber kein Betrüger; und ob das düſtere Geheimniß, dem ich nachjagte, von mir gefunden wurde, möge der Welt ein Problem bleiben. Es würde verwirrt, nicht beglückt haben.

Kyau verbeugte ſich artig. Noch eine Frage ſey mir erlaubt, Herr Baron von Klettenberg, nahm er das Wort. Landleute haben in dieſer Nacht in den Schluchten des Amſelgrundes einen weiblichen Leichnam gefunden, deſſen Wunden unbeſtreitbar für eine gewaltſame Ermordung zeugen. Man will große Aehnlichkeit mit einer unbekannten Dame entdeckt haben, welche geſtern in den Abendſtunden von Ihnen ging.

Laſſen ſie mich den Leichnam ſehen! entgegnete Klettenberg dumpf.

Kyau winkte; einige der Männer aus ſeinem Gefolge entfernten ſich und brachten auf einer ſchwarzen Bahre Henrietten's Leiche herein.

Mit einem unartikulirten Jammergeſchrei ſtürzte ſich Klettenberg auf den blutigen, entſeelten Körper des geliebten Weſens, das bald marternd, bald beſeligend, der Puls ſeines düſtern, verworrenen Lebens geweſen, und das ihm jeßt unmittelbar vorangegangen war nach jenem dunkeln, zweifelhaften Aufenthalte, deſſen Schwelle er nicht ohne Zagen betrat.

Er löſete eine Locke von dem Haupt der Todten, drückte ſie an ſeinen Mund, und verbarg ſie in ſeinem Buſen. Dann richtete er ſich auf. —

Forſchen ſie dem Mörder nicht weiter nach, ſagte er zu Kyau, und nehmen ſie den Schwur eines Sterbenden, daß der Schuldige bereits ſeinen Lohn gefunden hat. Seine zerſchellten Glieder ſtarren an den Felſenzacken unter meinem Fenſter. — Ich kannte, ich liebte jenes Weib, es war geheimnißvoll meinem Daſein, meinem Weſen verbunden. Gönnen Sie uns im Tode die Vereinigung, die das Leben uns verſagte!

Der Kommandant reichte ihm gewährend die Hand, und verließ ſchnell das Gemach.

Die Trommel wirbelten und nach einer Weile gelangte der Zug auf dem Richtplaße, hinter dem Walde, unweit der ſogenanten „Königsnaſe" an. Hier empfing Klettenberg noch die Tröſtungen der Religion; dann knieete er haſtig nieder, und einen Moment ſpäter ſah man ein fallendes Haupt und einen ſpritzenden Blutſtrahl.

Hektor von Klettenberg hatte aufgehört zu leben. — Noch an demſelben Tage wölbte ſich über ſeiner und Henrietten's Leiche das Grab.

Zur Sittengeſchichte Spaniens.

Die Gazette des Tribuneaux berichtet auf die Autorität eines Briefes vom 18. Mai von Pons de Annentera in Catalonien folgenden Vorfall, der, was Ungeſetzlichkeit und Unmenſchlichkeit betrifft, in der civiliſirten Welt ohne Beiſpiel ſeyn dürfte. „Vier Einwohner von Santa Colonna de Querol waren verſchwunden, und man glaubte, daß Räuber dieſelben entführt und in einer Höhle eingeſchloſſen hätten, mit der Abſicht, großes Löſegeld von denſelben zu erpreſſen. Nachdem alle Bemühungen der Bezirksbehörden, ihren Aufenthalts-Ort ausfindig zu machen, geſcheitert waren, wendete man ſich mit dem Geſuch an den Gouverneur von Solſona, Don Domingo Niroll, ihnen ſeinen mächtigen Beiſtand zu leihen. Er fiel auf folgende Kriegsliſt, die er auch conſequent durchführte. Am 3. Mai befahl er den Alcaden von Santa Colonna de Querol und von Montagut, um 7 Uhr des nächſten Morgens auf dem Marktplatze von Santa Colonna zuſammenzutreffen und ſo viele der männlichen Bewohner ihrer Bezirke, meiſtens Bauern, mitzubringen, als ſie ſammeln könnten, und zugleich die Namensliſte der Verſammelten in Bereitſchaft zu halten. Dieſem Befehl wurde buchſtäblich nachgekommen. Nachdem die Menge bis 8 Uhr geharrt hatte, erſchien der Gouverneur mit ſtarken Abtheilungen Reiterei und Fußvolk und umritt mit denſelben alle Gegenwärtigen. Er empfing die Namensliſte, betrachtete die Anweſenden mit forſchendem Auge und redete ſie dann in ſtrengem Tone an: „Ich habe erfahren, daß die Höhle, in welcher man die vier vermißten Einwohner von Santa Colonna gefangen hält, euern beiden Dörfern bekannt iſt; weiſet mir dieſelbe daher ſofort nach." Die armen Bauern blickten angſtvoll einander an, antworteten jedoch keine Sylbe. Don Domingo fuhr fort: „Wenn ihr mir nicht anzeigt, wo die Höhle iſt, werde ich euch decimiren und niederſchießen und mit dem Alcaden von Pontils den Anfang machen." Dieſer Beamte warf ſich auf ſeine Knie und beſchwor unter Thränen alle Gegenwärtigen, zu ſagen, was ſie wüßten und damit einen Mann zu retten, der, wenn auch bejahet, doch den Seinigen theuer ſey." Noch blieb Alles ſtill. Da trat Magin Leinas, ein wohlhabender Landbeſitzer von Montagut, vor und redete den Gouverneur an:

„Ich verſichere Sie, mein Herr, auf meine Ehre, daß ich auf das Innigſte überzeugt bin, keine Perſon meines Dorfes habe Kenntniß von der Höhle, nach der Sie fragen, und daß auch gar keine ſolche Höhle in der Nachbarſchaft von Montagut exiſtire. Wenn Sie aber trotz dieſer Verſicherungen ein Opfer haben müſſen, nehmen Sie mich und ſchonen Sie der Uebrigen. Ich bin bereit, zu ſterben." „Gut, ſagte Don Domingo, Sie ſollen zuerſt erſchoſſen werden," nahm ihn beim Arme, ſtieß ihn in ein nahe ſtehendes unbewohntes Haus und beorderte eine Wache davor. Und jetzt forderte der Gouverneur noch einmal zum Geſtändniß die Menge auf. Und als die Armen nicht geſtehen konnten, was ſie nicht wußten, theilte er ſie in zehen ab, und ſchickte den zehnten Mann eines jeden Hauſes, und mit ihnen die beiden Alcaden, in Gewahrſam in das Haus, in welchem Hr. Magin ſich bereits befand, ſo das nunmehr 14 Gefangene ſich daſelbſt vorfanden. Wiederholt wendete ſich der Gouverneur jetzt zum Volke: »Noch ſteht es bei euch, das Leben eurer Mitbürger zu retten. Wenn ihr mir die Höhle innerhalb 24 Stunden anzeigt, werde ich die Gefangenen freilaſſen. Wenn nicht, werden dieſelben erſchoſſen.« Die Bauern beriethen ſich, theilten ſich in verſchiedene Haufen und begannen ihre Unterſuchungen, die jedoch, wie ſie es vorausgeſehen, erfolglos blieben. Zur feſtgeſetzten Stunde, am 5. Mai, erſchienen ſie wieder vor dem Gouverneur, und verſicherten demſelben mit betrübtem Geſicht, daß ſie keine unterirdiſche Höhle oder andere Zufluchtsorte der Räuber kennten, noch aufzufinden

Digitized by Google

wüßten. Sie flehten in den demüthigſten Ausdrücken um Gnade für die Gefangenen, die eben ſo unſchuldig, als ſie ſelbſt ſeyen. Der Gouverneur antwortete ausweichend, ließ ſie ſämmtlich in die Kirche einſchließen, und dieſe von den Truppen beſetzen. Hier ließ er ſie nur eine Stunde, erſchien dann wieder, brachte die Gefangenen mit ſich, und redete die zitternde Menge an: »Ich weiß, daß ihr mit der Höhle bekannt, und daß ihr Gehülfen der Räuber ſeyd, welche jene vier Einwohner von Santa Colonna entführt haben. Ich will die Leute, die ich geſtern in Verhaft nahm, nicht erſchießen laſſen, aber ihr ſollt alle das Loos ziehen, und die zehn, die dasſelbe trifft, werden erſchoſſen werden." Die Namen aller Gegenwärtigen wurden nun auf ein Stückchen Papier geſchrieben, ſolche in ein Käſtchen gethan und dieſes wohl geſchüttelt. Dann zog der Gouverneur einen der Namen und der Bezeichnete wurde durch ein Detachement Soldaten unter Anführung des ſtarrköpfigen Gouverneurs abgeführt. Nach wenigen Minuten, während welcher die Bedrängten in der Kirche knieend ihre Gebete zum Himmel ſchickten, wurde plötzlich eine Gewehr-Salve gehört und alles ſtarrte vor Schrecken. Der Gouverneur kehrte zurück, zog ein anderes Loos, führte den Betreffenden ab, eine Salve wurde gehört und ſo ging es, bis der zehnte Mann abgeführt und die zehnte Gewehrſalve die Zurückgebliebenen mit Entſetzen erfüllt hatte. Noch einmal dann kehrte der Gouverneur zurück in das heilige Gebäude und begann, unbewegt, ungerührt durch den Anblick der Zeichen des Schmerzes, der Angſt, der pſychiſchen Qualen, welche die Armen erduldeten, von Neuem, ſie zu befragen. Alle wiederholten auf das Dringendſte ihre frühere Erklärung, und flehten um Aufſchub, damit ſie die ganze umliegende Gegend durchforſchen konnten, ſchwörend, daß ſie alles Mögliche thun würden, um das Geheimniß zu enthüllen, woran ihnen eben ſo viel, als dem Gouverneur gelegen ſey. Jetzt endlich zeigte Don Domingo ſich erweicht, und auf ein gegebenes Zeichen wurden die Zehn, die man bereits erſchoſſen wähnte, lebend, wenn gleich auf das Tiefſte durch die ausgeſtandene Todesangſt erſchüttert, hereingeführt. Sie waren wirklich einzeln nach dem Kirchhof gebracht worden, man hatte ihnen dort die Augen verbunden, befohlen, im Angeſichte eines Zuges Soldaten niederzuknieen, welche dann mit blinden Patronen über ſie hinwegſchoſſen. Ueberzeugt endlich, daß die Bauern keines der beiden Dörfer Verkehr mit den Räubern hatten, entließ der Gouverneur jene aus ihrer langen, grauſamen Haft, behielt jedoch 6 derſelben als Geißeln zurück, denen er die ſchärfſte Strafe drohte, im Fall die Räuberhöhle nicht innerhalb einer Woche entdeckt ſey. Die in Freiheit Geſetzten ſparten keine Mühe, aber die acht Tage verſtrichen, ohne daß irgend eine Entdeckung gemacht wäre. Nun war endlich der Gouverneur von der gänzlichen Erfolgloſigkeit aller ſeiner Bemühungen überzeugt, und entließ auch die ſechs Geißeln. Obgleich dieſe beiſpielloſe Willkür ganz öffentlich geübt wurde, obgleich die Alcaden, ſelbſt Gerichtsbeamte, und viele ihrer Leidensgenoſſen durch das Erduldete ſchweren Schaden an ihrer Geſundheit erlitten, ſo hat doch Keiner von ihnen gewagt, bei der höheren Behörde klagbar zu werden, und der Gouverneur, Don Domingo Ripoll, welcher das Leben vieler Spanier gefährdet, ihre heiligſten Rechte verletzt hat, ſteht unbeſtraft und ohne daß ihm ſogar ein Vorwurf gemacht worden, noch heute in der amtlichen Stellung, die er ſo ſchwer mißbraucht hat."

Der Menſchenretter.

Gegen Süden von Saſſau, in der Pfarrei Breitbrunn, begränzen 3 Häuschen rechts, und eines links die waldige Landzunge, gehörig armen Fiſchern, denen ein Gärtchen, ein kleiner Acker, und vorzüglich der Chiemſee die ſpärliche Nahrung reichet. Im dritten Häuschen wohnt Michael Plank, Hainzl am Holz genannt, mit ſeinem frommen Weibe, und 6 hoffnungsvollen Kindern, wovon das älteſte 11 Jahre alt iſt, dürftig an zeitlichem Gut, aber reich an Gottesfurcht, Frieden und jeglicher Tugend. Die ſchöne Witterung am 21. Mai, der vor ſeinen Augen ausgebreitete See, die ſilberzitternden Wellen luden den Vater ein, nach längerer Unpäßlichkeit wieder einmal zu den gelegten Reißen zu fahren, um zu ſehen, ob Gott für morgen kein Fiſchlein beſcheert.

Das ſeit mehreren Stunden gegen Weſten ſtehende Gewitter ſendet nun Wolken, gleich Plänklern, an der Gebirgskette her, die, ſobald ſie die hohe Kampenwand erreichen, das ſichere, längſt bekannte Loosungszeichen zum Ausbruch des Sturmes und Regens geben. —

Fiſcher Plank, um halb 7 Uhr Abends die Lände betretend vom treuen Weibe und den lieblichen Kindern umgeben, ſchaut ſorgſam nach den im See von Herrnchiemſee aus gleitenden Schiffen, und ruft: »Das wird ein fürchterliches Gewitter; Gott ſchütze die Leute!«

Plötzlich raſet der Sturm, Blitze durchzucken die Luft, das ſchauerlichſte Rollen des Donners durchbebt die bange Natur, der See, aufgewühlt, ziſchend, woget in ſchäumenden Fluthen brauſend daher.

Alle Fahrzeuge erreichten glücklich das Land, jedoch eines mit 9 Perſonen, in welchem die Mannſchaft, geborgen ſich glaubend, nachläßig arbeitete, und das nur 300 Schritte vom Ufer bei Stock entfernt war, wurde vom Ungewitter ergriffen, gewendet, und wie ein Stein in die Tiefe geſchleudert.

Dieß ſehend, ergreift ſchleunigſt Michael Plank die ſtärkſten Ruder, befiehlt einem Kinde, die Nachbarn zu rufen, die aber leider nicht zu Hauſe waren, drückt der jammernden, theuern Gattin die Hand, ſtürzt von den weinenden Kindern hinweg, ſchiebt den Kahn in den tobenden See, und ſteuert mit ſeinem 11jährigen Knaben, der an der Ruderbank arbeitete, dem andern, eine Viertelſtunde entfernten Nachbar zu, entſchloſſen, wenn kein Mann gefunden würde, mit ihm die Rettung der Verunglückten zu wagen.

Angekommen dortſelbſt findet Plank etliche 40 Perſonen, die da ſo eben gelandet hatten, worunter kräftige, mit dem Fahren vertraute Männer ſich befanden. Er zeigt hin auf die Bedauernswertheſten, ſucht um Mithilfe an, allein vergebens; die Feiglinge plaudern über die Unmöglichkeit des Gelingens, und das Unnütze, in den Gräbern der aufgeregten Gewäſſer Ertrunkene zu ſuchen. — Da eilt Mathias Seininger, Steindl vom Holz, ſein Nachbar, ein durch Arbeit, Alter und Dürftigkeit geſchwächter Familienvater mit ihm zu Schiffe, und Beide durchdringen die 2 Klafter hohen, wüthenden Wellen in der allergefährlichſten Richtung, ermuthigen ſich gegenſeitig im Vertrauen auf Gottes Beiſtand, und erreichen endlich nach dreiviertelſtündigen übermenſchlichen Anſtrengungen die Stätte des Todes. —

Lange ſpäht der mehr als 6 Fuß hohe ſtattliche Michael Plank in den Tiefen und Höhen der Wogen umher, bis er endlich einige Köpfe gewahr wird, die aber ſogleich wieder von den ſchäumenden Fluthen bedeckt werden. Er ſteuert dahin, vernimmt nur ein ſchwaches Ach-

Digitized by Google

zen und Wimmern, ſieht 4 dieſe Unglücklichen in ihrem wiedererhaſchten, tiefgeſunkenen Schiffe ſtehen, und ein todtes Mädchen von einem derſelben am Kleide gehalten, zieht ſogleich im heftigſten Sturm und Wogendrang, mit ungeheuerer Wagniß das todte Mädchen in ſein Schiff, und rettete nach und nach, mit Hinopferung der letzte, die übrigen 4 Mannsleute. — Der brave Plank frägt mehrmals, ob nicht noch einige fehlen, erhält aber von den ganz Beſinnungsloſen keine Antwort und muß, weil ſein Nachen halb mit Waſſer angefüllt, mit dieſen 5 Geretteten ſich dem Sturme überlaſſen, und Herrenchiemſee erſtreben. Auf dem Wege dahin ſieht er in der Entfernung von 600 Schritten Etwas ſchwimmen, und ein zeitweiſes ungewöhnliches Aufſpritzen des Waſſers, und noch einmal treibt er ſeinen Kahn durch die entfeſſelten Elemente, hoffend, abermals ein Menſchenleben zu retten. Die wackern Fiſcher finden eine lange Bank, an welcher ſich ein junger Menſch von 22 Jahren angeklammert hält. Michael Plank ergreift den Unglücklichen, reißt mit Rieſenſtärke den Stuhl aus ſeinen Armen, ſchleudert ihn weg, und will den Burſchen zu ſich ziehen, wird aber von demſelben krampfhaft ergriffen, und beinahe mit dem ohnehin tiefgehenden Fahrzeuge in die Fluth gezogen. Nur durch Zuſammenraffung aller Geiſtes- und Körperkräfte vermochte der Brave auch dieſen, ſo wie ſich und die übrigen zu bewahren.

Endlich um halb 9 Uhr erreichten die Menſchenretter das Land, trugen die gichtiſch ſich einkrallenden Verunglückten an das höhere Geſtade, woſelbſt ſie abgeholt, und nach Herrenchiemſee gebracht wurden.

Alle Lebensverſuche, angewendet bis Nachts 2 Uhr, fruchteten bei dem todten Mädchen nichts; bei den übrigen 5 aber waren ſie von ſolch' gutem Erfolge, daß ſämmtliche am andern Tage in ihre Heimath geführt werden konnten. —

Die edelmüthigen Fiſcher kamen früh 4 Uhr erſchöpſt und durchnäßt nach Hauſe, und fanden die treuen Ehegattinnen mit den Kindern noch knieend und betend für die guten Väter, und ihr gewagtes Unternehmen. — Am folgenden Tag wurden auch die Leichen der drei Vermißten aufgefunden.

Den ſpätern Dank wieſen die Menſchenfreunde auf Den, Der durch ſie, als geringe Werkzeuge, die große That vollbracht hat, auf den Herrn des Lebens und des Todes.

Heute den 29. Mai erklärten die Fiſcher, daß ſeitdem kein Schlaf ſie gekräftiget, indem die Imagination ihnen beim geringſten Einſchlummern die gräßlichen Bilder des Elends aufs neue vorſtellt.

Die Römer lohnten die Rettung eines Bürgers mit einer Krone; das Andenken an Michael Plank und Mathias Seininger, dieſe in jeder Beziehung tugendhaften Männer, wird ſtets fort geſegnet bleiben.

Möchten die Landleute beim Beſuche des freundlichen Herrenchiemſee ſich in Zukunft vor Leichtſinn und Unvorſichtigkeit, welchen dieſe 4 Opfer gebracht wurden, hüten, und keine ſo kleinen Schiffe, welche für 4 Perſonen ſchon gefährlich ſind, in ſolcher Ueberzahl beſteigen, da auch dieſesmal, wie immer, größere Fahrzeuge zu Gebote ſtanden.

Breitbrunn, am 29. Mai 1843.

(Unterhbl. z. Augsb.P.Z.)

Correſpondenz.

Dresden, den 26. Juni.

Hier iſt kürzlich ein in unſern Mauern noch nie vorgekommener Handel abgeſchloſſen worden. Es hat nämlich der Hofrath Winkler ſeine ſeit ſehr langer Zeit unter dem Namen »Theodor Hell« redigirte Abendzeitung an den Advokaten Robert Schneider für 8,500 Rthlr. verkauft. Man erſtaunt über dieſen Handel, da dies Blatt nur 500 Exemplare abſetzt und zu einem ähnlichen Blatte der Käufer die Conceſſion umſonſt erhalten konnte. Dabei iſt die Abendzeitung ſo herabgeſunken im Werthe, daß ihr Abſatz noch mehr ſinken wird, wenn der neue Redacteur ihr nicht neues Leben einzuhauchen verſteht, was er in der deshalb erlaſſenen Bekanntmachung zu wollen erklärt. Mit dem 1. Juli tritt er als Leiter des Blattes ein und wird es von einem Beiblatt begleiten laſſen, das den von der Journaliſtik völlig vernachläſſigten Dresdener Angelegenheiten ausſchließlich gewidmet ſeyn ſoll.

Der Profeſſor Müller war hier, ſeine Bilder, durch nackte oder höchſtens in Seidentrikot gekleidete Perſonen dargeſtellt, zu zeigen, welche in Berlin ſo großen Beifall fanden, in Leipzig aber nur einmal gezeigt werden durften. Die Polizei ertheilte ihm jedoch die Erlaubniß dazu nicht, was auch ſehr gebilligt wurde.

Ein kürzlich erſchienenes Büchlein über Dresden, ſeine Sitten, geſellſchaftlichen Verhältniſſe, Gelehrte u. ſ. w. ſchildernd und »Kaleidoscop« betitelt, erregt jetzt viel Aerger und Aufregung. In einem bewitzelnden Tone iſt Alles beleuchtet und geſchildert, viele ehrenwerthe Perſonen auf eine ſehr unſchickliche Weiſe angegriffen, wenn auch oft mit Wahrheit. Der Verfaſſer heißt Inkermann, war in der hieſigen Arnold'ſchen Buchhandlung Commis und iſt jetzt in Magdeburg. Ob es nun gleich beſſer wäre, das ſchlechte Produkt unbeachtet zu laſſen, ſo höre ich doch, daß an einer ſtarken Erwiderung gearbeitet wird. Beſonders heftig und unartig iſt Baron v. Braunthal angegriffen, der nicht dazu ſchweigen kann.

In unſerm Tagblatte wird jetzt zu einer Luſtfahrt nach Helgoland eingeladen, welche von Leipzig aus für 26 Rthlr. hin und zurück, binnen 7 Tagen vollendet, unternommen werden ſoll; von hier aus alſo in 8 Tagen. Ein Tag wird in Hamburg verweilt und ein Tag auf Helgoland. Es findet dieſe Einladung zu einem in ſo kurzer Zeit und für ſo geringen Preis zu machenden ſehr intereſſanten Ausflug vielen Beifall.

In die aus allen Gegenden ertönenden Klagen über kühles, unfreundliches und regneriſches Wetter müſſen auch wir einſtimmen. Kein Tag ohne etwas Regen und ſelten mehr als 14 bis 15 Grad Wärme. Das Getreide aber ſteht vortrefflich. Gebe der Himmel nur zu ſeiner Ernte trockenes Wetter, damit die noch ſehr hohen Preiſe der Getreidarten endlich ſinken. Die Elbe hat fortwährend einen ſehr hohen Waſſerſtand. —dn—

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 80. Dinſtag, 4. Juli 1843.

Indiſche Todtenfeier.

In die Wolken taucht den Gipfel, ſchneebedeckt, der Himalaja,
Weit die Lande überragend, wie auf gold'nem Thron ein Raja
Seine Sklaven, wenn auf buntem, ſeid'nem Teppich die Vaſallen
Unterwürfig vor dem Furſten, dem Gewalt'gen niederfallen.

Ihm zu Füßen ſpielen Kinder luſtig um den alten Recken,
Und er freut ſich ihrer Spiele, farbenreiche Blumen decken
Seinen Abhang, woran Lotos überdacht des Ganges Quellen,
Zu den Eb'nen, mit den Blumen ſcherzend, ſprudeln ihre Wellen.

An den Ufern gehen Frauen, ſchöngeſchmückte, auf und nieder,
In die heil'gen Waſſer tauchen ſie die braunen, jungen Glieder,
Flechten Perlen in die Haare, um die Arme goldne Bänder;
Wie beim Bramahfeſte glänzen ihre faltigen Gewänder.

Bräutlich angethan iſt eine, die geſchmückt mit Myrthenkränzen;
Nimmer ſah man edl're Steine als an ihrem Buſen glänzen;
Nimmer reich're Haargeflechte ſich vom Haupt zum Nacken gießen: —
Doch auch nimmer aus den Augen heiß're Thränen niederfließen.

Eine Braut und Thränen! Hat der Krieg tyranniſch ihr entriſſen
Den Geliebten? Nein, er iſt ihr nahe, liegt zu ihren Füßen;
Aber todt, im Haupt die Wunde, d'raus das Leben ihm verronnen,
Die ſtatt Sieg, um ſeines Landes Freiheit kämpfend, er gewonnen.

Und auf's Neue will die Wittwe heute ſich mit ihm vereinen,
D'rum hat ſie mit Perlen ihren Leib geſchmückt und Edelſteinen,
D'rum das Haar mit Blumen, doch d'rum netzen Thränen auch die Wangen,
Denn in Flammen wird die Feier, die hochzeitliche, begangen.

Wenn die Sonne ſinkt, wird ſie vermählt. So künden die Braminen.
Den Gefallnen trägt der Holzſtoß, der als Brautbett heut' wird dienen;
Neben ihm liegt Schild und Panzer, und das Schwert, von Blut geröthet,
Das er lebenraubend führte, bis er ſelber ward getödtet.

Ringsum wogt die Menge, Aller Augen ſich gen Weſten wenden,
Der im Abendrothe glüht, zu den Prieſtern, die mit Feuerbränden
Zu dem Holzſtoß ſchreiten; bis zum Blatt der Palme ſprüh'n die Funken.
Auf den Knien liegt die Wittwe, ſinnlos iſt ſie hingeſunken.

Schon erſchallt das Brautlied, ſtiller, immer ſtiller wird die Menge,
Tiefer ſinkt die Sonn', es tönen immer lauter die Geſänge. —
Sieh', da taucht ſie hinter jene Berge, die mit eiſ'gen Spitzen
In die goldnen Wolken greifen; demantgleich die Gipfel blitzen.

Und zum Holzſtoß fliegt die Fakel, lodernd ziſchen auf die Flammen,
Gierig auf die ſüße Beute ſchlagen praſſelnd ſie zuſammen.
Noch ein Schrei, der herzdurchbohrend ſich der bangen Bruſt entrungen,
Und hinunter in die Fluthen iſt das ſchöne Weib geſprungen.

Klingt Drommeten, ſchlagt die Becken, ihr Geſchrei zu überſchallen,
Tanzt den Reigen, Bajaderen, gottgeliebte Frau'n vor Allen. —
Röther färbt ſich eure Wange bei der Flammen Wiederſcheine;
Gebe Bramah, daß dem Gatten nie man Euch wie d i e vereine.

Folgen einer Boule-Partie.

(Fortſetzung.)

Im ſogenannten »großen Gehege,« das an die Dresdner Friedrichſtadt und das dortige Oſtra-Vorwerk ſtößt, ſah es, im Gegenſatze zu der grünenden und blühenden Umgegend, noch etwas winterlich aus. Die ſteinalten Bäume hatten mit dem leichten Buſchwerk und den jungen Halmen der Wieſen nicht gleichen Schritt halten können. Gleichſam das ſchwere Geſchütz der Natur, bargen ſie ihr neues Grün noch in knolligen Unformen, und zeigten äußerlich die ſtarre Schroffheit des Winters, während doch der Frühling ſchon lebhaft in ihrem alterzähen Marke ſich regte, und es durch die friſcheſten Säfte der erwachenden Erde verjüngte. Die welken Blätter, mit denen noch der vergangene Herbſt den Fußboden überſäet hatte, rauſchten unter den ſchnellen Schritten eines Mannes, der zwiſchen den Bäumen gegen das Ufer der Elbe hinſchritt, deren weſtlicher Horizont von den Strahlen der ſcheidenden Sonne augenblendend geröthet wurde. Es währte nicht lange, ſo durchſchnitt von der Seite der Neuſtadt her ein leichter Kahn den in der Abendbeleuchtung prächtig blinkenden Strom, und als er das dießſeitige Ufer erreicht hatte, ſprang ein Mann aus demſelben, ging auf den bereits ſeiner Harrenden zu, und grüßte flüchtig.

Ich danke Ihnen, Mr. W o o d g r e e n, ſagte Schulz — denn er war es, den wir zuerſt hier auftreten ſahen — daß Sie ſich, meinem Wunſche gemäß, ſo pünktlich einſtellen. Unſer Termin iſt ſeinem Ablaufe nahe, und ich pflege in Geſchäftsſachen auf Pünktlichkeit zu halten. Haben Sie die Güte zu beſtimmen, auf welche Weiſe,

Digitized by Google

und an welchem Orte ich meine Verbindlichkeit erfüllen ſoll.

Der Engländer betrachtete ihn mit einiger Verwunderung. Dann fragte er: Wiſſen Sie, was Seelenqual heißt, und haben Sie es im Verlaufe dieſes Jahres empfunden?

Dieſe Frage gehört ſo wenig in unſern Contrakt, wie deren Beantwortung, entgegnete Schulz kalt.

Sie haben Recht; dieſe Frage ſteht mir nicht zu, ſelbſt wenn ſie und nichts Anderes mein eigentlicher Zweck geweſen wäre, ſagte der Engländer. Doch eilen wir jetzt zur Auseinanderſetzung. Ich hatte, ohne daß Sie die Urſachen zu wiſſen brauchen, ein verbietendes Recht auf Ihre Lebensfreuden geerbt; ich habe es durch ein Jahr geltend gemacht, und gebe es Ihnen jetzt freiwillig zurück. Glauben Sie vielleicht, daß ich ein Mörder bin, und Ihren tollen Antrag, den nur Verzweiflung oder Leichtſinn eingehen konnte, wahr machen laſſen werde? Meine Abſicht iſt erfüllt; Sie ſind jetzt Ihrer Verpflichtung entbunden.

In Schulz's Zügen wechſelten Ueberraſchung und Zorn. Und glauben Sie vielleicht, fragte er mit ſcharfem Tone, daß ich von Ihnen ein Geſchenk annehmen werde, und wäre dieſes Geſchenk auch mein Leben? Der einzige Ausweg, den Vortrag auf eine, Keinen von uns Beiden verletzende Weiſe aufzuheben, iſt der, daß ich Ihnen Ihre zehntauſend Pfund nebſt geſetzlichen Zinſen zurückzahle, nachdem ich durch gute Geſchäftsunternehmungen in den Stand geſetzt bin, dieſe Zahlung zu leiſten, und doch ein mäßig wohlhabender Mann zu bleiben.

Und denken Sie etwa, fiel der Englander in ähnlichem Tone ein, daß ich dieſes Geld zurück nehmen würde? Es iſt der einzige Troſt meines Lebens, Sie zu meinem Schuldner zu haben, ohne Ihnen eine Möglichkeit der Auslöſung zu laſſen; denn was den im Vertrage bedungenen Ausweg betrifft, ſo werden Sie, als Gatte und Vater, nicht ſo wahnſinnig ſeyn, ihn zu wählen.

Ich werde ſo wahnſinnig ſeyn, erwiderte Schulz noch ſchneidender, glauben Sie mir! Ich würde Ihnen mein Leben nicht verdanken, ſelbſt wenn Sie die ſchwere Kunſt des Schenkens in etwas höherem Grade beſäßen, als es offen geſtanden, der Fall zu ſeyn ſcheint.

Ich ſehe, daß hier zwei harte Köpfe zuſammen gekommen ſind, ſagte Woodgreen ruhig. Machen Sie, was Sie wollen. Ich kann Ihnen nicht wehren, über Ihre Perſon nach Belieben zu verfügen. Wenn es Ihnen aber nicht unangenehm iſt, einen Reiſegefährten in die andere Welt zu erhalten, ſo nehmen Sie mich gefälligſt mit!

Sind Sie von Sinnen? rief Schulz in der höchſten Ueberraſchung. Sie, der kräftige Mann, der Alles beſitzt, was das Leben erheitern kann, der über ungeheure Reichthümer gebietet — —?

Geboten hat, wollen Sie ſagen, belehrte ihn der Engländer trocken. Ehrgeiz und Gleichgültigkeit ließen mich in dem letzten Jahre mein ganzes großes Vermögen auf weit um ſich greiſende Speculationen ſetzen. Widrige Umſtände ſtürzten ſie; ich ging, ein Bettler, aus dem Schiffbruche hervor, kaum mit den nöthigen Mitteln verſehen, um hieher zu reiſen und Sie Ihrer Verpflichtung zu entbinden, um kein Mörder zu werden.

Unbegreiflicher Mann! ſprach Schulz mit Bewunderung. Sie ſind arm und ſtoßen dennoch die rechtmäßig Ihnen gehörende Summe von ſich, die Sie retten konnte?

Wäre ich noch ſo reich, ſo würde ich ſie ohne Bedenken annehmen, antwortete Woodgreen mit gewohnter Kaltblütigkeit. Jetzt aber, wo ich ſie brauche, wäre es erbärmlich, dieſen Zufall gierig zu erhaſchen.

Beide hatten ſich unter dieſen Verhandlungen gedankenlos der Pforte des Geheges genähert, vor welcher eben ein Wagen hielt, aus welchem zwei Damen ſtiegen und auf die Männer loseilten. Ueberraſcht erkannte Schulz in ihnen ſeine Gattin und ſeine Schwiegermutter. Angſtvoll ſtürzte die Erſtere ihm entgegen.

Gott ſey gelobt, daß ich Dich geſunden! ſagte ſie athemlos. Dein zu dieſer ſpäten Stunde ungewöhnliches Außenbleiben und eine unerklärliche Angſt duldeten mich nicht im Zimmer. Ein Nachbar hatte Dich zufällig dieſem entlegenen Orte zugehen ſehen; ich fürchtete ein Duell oder ſonſt ein Unheil, und ließ nicht eher ab, die Mutter zu bitten, bis dieſe mich begleitete. Du haſt doch nichts Gefährliches mit jenem unbekannten Manne vor, mein Karl?

Fürchte nichts, gutes Weib, beruhigte ſie der Gatte. Es galt blos ein Geſchäft zu verabreden.

Woodgreen war, bei Annährung der Damen, einige Schritte zurückgeblieben. Um der Scene alles Zweideutige zu benehmen, fand Schulz für nöthig, Jenen den beiden Damen vorſtellen. Er führte daher die Letzteren ſeinem Begleiter entgegen. Aber kaum hatten Woodgreen und Emilien's Mutter ſich erblickt, als Beide mit dem Doppelrufe: Eliſe! — Staunton! — wie eingewurzelt vor einander ſtehen blieben.

Woodgreen faßte ſich zu erſt. In der That, Madame, ſagte er mit kalter Höflichkeit, unter welcher ſich gleichwohl ſeine heftige innere Bewegung nicht ganz verbergen ließ; ich hätte es mir nicht träumen laſſen, nach einer achtzehnjährigen Trennung ſo unerwartet Sie wieder zu finden. Es thut mir leid, Ihnen dadurch einen unangenehmen Augenblick bereitet zu haben. Sie erlauben daher, daß ich mich entferne.

So iſt der Mann noch immer ſo hart und ungerecht, wie es der Jüngling war? ſeufzte Eliſe. Staunton, auch Ihr Kind, ſehnen Sie ſich nicht, an Ihre Bruſt zu drücken?

Mein Kind? ſagte Staunton (wie wir ihn jetzt nennen müſſen) mit plötzlich verändertem Tone. Ihr Brief, Eliſe, den ich kurz nach Ihrer Flucht erhielt, meldete mir, daß unſere Tochter tödtlich krank ſey, ja daß ich bei Empfang dieſes Briefes ſie ſchon als geſtorben annehmen dürfe?

Unmittelbar darauf, entgegnete Eliſe, hatten Sie Aufenthalt und Namen aufgegeben. Mein zweiter Brief, in welchem ich Ihnen die unverhoffte, wunderbare Geneſung unſeres Kindes meldete, fand Sie nicht mehr in Briſtol. — Tritt näher, Emilie, umarme deinen Vater, vielleicht gelingt es Dir, ſein ſtarres Herz zu erweichen.

Bei dieſen Worten riß ſich Emilie — die eben ſo, wie ihr Gatte, in unbeweglicher Spannung Zeuge dieſes Auftrittes geweſen war — von dieſem los und warf ſich mit dem Ungeſtüm der Tochterliebe in die Arme Staunton's, in deſſen vereiſter Bruſt es mit einem Male ſo mächtig kämpfte, daß der gewaltſame Druck aller, aus jahrelangem Winterſchlafe erwachenden Empfindungen ihm das Herz zu brechen drohte. Er ſtöhnte unter dieſer quälenden Laſt von Zweifel und Entzücken; jetzt endlich brachen lindernde Thränen aus den lange vertrockneten Augen. Meine Tochter! ſchluchzte er, und preßte Emilien an ſich. Iſt es wirklich kein Traum? Gehöre ich noch dieſer Erde an, wo es kein Glück, keine Wahrheit geben ſoll? — Eliſe, meine Gattin! fügte er nach

einer Pauſe hinzu: ich glaube, jetzt könnte ich auch dir deinen Verrath vergeben!

O nicht dieſes ungerechte Wort! rief Eliſe, ſeine Hand umſchlingend. Meine Flucht mag eine Uebereilung geweſen ſeyn; doch ehe Sie entehrende Beweggründe mir andichten, hören Sie erſt meine Rechtfertigung.

(Schluß folgt.)

Die Organiſation der Franzöſiſchen Preſſe *).

(Aus dem Magazin füe die Literatur des Auslandes.)

Nie iſt ſo viel geſchrieben, gedruckt, gepreßt worden über die Preſſe, als in neueſter Zeit. Unſere Abſicht iſt es nicht, eine theoretiſche Abhandlung über die Preſſe zu ſchreiben, ſondern bloß eine hiſtoriſch-factiſche Ueberſicht der Franzöſiſcheu Preſſe zu geben, die man in Deutſchland für frei hält, und die durch ibre beſondere Organiſation vielleicht die unfreieſte in ganz Europa iſt, ſeitdem die Franzöſiſche Kammer durch Thiers, den ehemaligen Journaliſten, die September-Geſetze votirte.

Nur Eine Bemerkung ſey mir als maßgebende Theorie erlaubt; ſie iſt den Memoiren Giſqueis, des ehemaligen Polizei-Prafecten, entuommen. Giſquet behauptet, daß in unruhigen Zeiten eine freie Preſſe der Regierung mehr nützt, als alle geheime Polizei. »Was wir gewöhnlich,« ſagt er, »durch eine Maſſe Spione nicht erfahren konnten, das laſen wir den andern Morgen in der Tribune, einem republikaniſchen Blatte, redigirt von Armand Marraſt, jetzigem Mit-Redacteur des National. Da ſtand es mit großen Lettern gedruckt, und zuletzt war die Tribune ein unſchätzbares Blatt für die Polizei. Wenn wir ſie bezahlt hätten, ſie würde uns nicht beſſer haben bedienen konnen."

Wer in Frankreich ein Journal herausgeben will, muß vor Allem 100,000 Francs Caution beim Schatz-Amt deponiren. Dafur erhält er freilich 5 Procent jahrlicher Zinſen, und wenn die Regierung nachſichtig ſeyn will, ſo kann die Summe bis auf 33,000 Fr. nach und nach zurückgenommen werden, um die Koſten des Journals zu decken. Dies aber iſt bloß Nachſicht. Der Regel nach müſſen dieſe 100,000 Fr. baar liegen bleiben, und ſo oft das Journal in Strafe verfällt, wie neulich die Gazette de France, die 24,000 Fr. zahlen mußte, muß die Summe nachbezahlt werden.

Der Gerant, der dieſe Summe depouirt und für das Blatt verantwortlich iſt, darf das Geld nicht von dem Redacteur oder einem Anderen entliehen haben, ſondern es muß ſein Eigenthum ſeyn. Dieſe Klauſel iſt eben ſo hart als unmotivirt. Was geht es eigentlich den Schatz an, wer das Geld giebt, wenn er es nur hat? Doch ſein Raiſonnement iſt folgendes: Der Gerant iſt eigentlich nur verantwortlich. Er muß jedes Blatt jeden Tag mit eigener Hand unterſchreiben. Dieſe Unterſchrift giebt er aber oft in blanco, ohne das Journal zu leſen, indem er ſich auf die Redaction verläßt. Er thut dies um ſo leichter, wenn die Caution eigentlich gar nicht ſein iſt, wenn er ſie auch unter ſeinem Namen niedergelegt hat. Es bliebe ihm dann nur die Gefängnißſtrafe, die die Redaction ihm ebenfalls bonificirt. Das Gericht meint, es wäre nicht genug Verantwortlichkeit für den Geranten, wenn dieſer zwar für ſeine eigene Haut, aber nicht auch für ſein eigenes Geld einſtände, da heutzutage das Geld mehr werth ſey, als eine Menſchenhaut. Wegen dieſes Umſtandes wurden in neueſter Zeit der Temps und der Courrier des Théâtres zu ſo hohen Strafen verurtheilt, daß ſie nicht ferner erſcheinen konnten.

Dies aber iſt noch nicht die ſchwerſte Bedingung für die Franzöſiſche Preſſe. Da die Regierung 5 Prozent Zinſen fur die Caution bezahlt, ſo findet ſich dieſes Geld ſchon. Nun aber koſtet jedes Blatt einen Sous Stempel, ſo daß ein Blatt, das 1000 Abonnenten hat, jeden Tag vorweg 50 Fr. Stempel bezahlen muß. Das Siecle, das 40,000 Abonnenten hat, zahlt täglich 2000 Fr. Stempelgebühr. Nur die Mitarbeiter des Blattes erhalten ein ungeſtempeltes Exemplar, worauf die Redaction den Stempel Epreuve, d. h. Korrekturbogen, druckt. Oder ſie reißt auch die beiden Blätter durch und ſchickt ſie ſo ab. Nur ſo umgeht ſie die Stempelſtrafe. Die Preſſe iſt in Frankreich einer der einträglichſten Beſteuerungsgegenſtände.

Iſt ſie aber ein einträglicher Artikel für die Regierung, ſo iſt ſie es nicht weniger für die Parteien. Die Juli-Revolution wurde im Namen der Preſſe gemacht. Die Preſſe aber irrte ſich gewaltig an ihrer Macht. Durch ihre innere Organiſation iſt ſie ſo geſunken, daß ſie heute alles Intereſſe, alle Macht verloren hat. Mit Ausnahme der Phalange und der Revue indépendante, deren Urſprung wir erzählen werden, und die ihr Entſtehen einer Idee und nicht einer Speculation verdanken, gibt es in ganz Frankreich kein wahrhaft unabhängiges Blatt, keines, das des Geſchenkes der Preßfreiheit würdig wäre, ja keines, das den Namen eines Journals im edleren Sinne verdiente. So beſchränkt die Deutſchen Blätter ſind, ſind ſie dennoch in ihrem Urſprung freier, ja ſie ſind ehrlicher, als die Preſſe, das Siecle, der Conſtitutionell oder der Courrier français, die alle Morgen denſelben langweiligen Refrain wiederholen und als Zeitung gar keinen Werth haben.

In der That, um ein täglich erſcheinendes Journal in Frankreich nur 18 Monate zu erhalten, muß man vor Allem ungefähr 250,000 Fr. in der Kaſſe haben. Die Poſt in Frankreich iſt zwar für die Journale höchſt billig und national: das Blatt koſtet einen Centime, auf welche Entfernung es auch adreſſirt ſey, und zwar ohne Unterſchied der politiſchen Farbe. Nebenbei kann man es auch mit den Meſſagerieen verſchicken, was noch wohlfeiler iſt, um ſo mehr, da man dadurch oft den Stempel umgeht. Jedes Journal aber muß unter einem Kreuzband, auf welchem die Adreſſe des Abonnenten ſteht, auf die Poſt gelangen. Dieſer Umſtand, ſo gering er ſcheint, koſtet enormes Geld. Da iſt zuerſt eine Journal-Zuſammenlegerin, la plieuse, die monatlich 60—80 Fr. erhält. Das Siecle hat 40 ſolcher plieuses. Dann ſind mehrere Commis nöthig, die bloß jeden Tag die Adreſſen ſchreiben. Da man ſich auf 14 Tage oder einen Monat abonniren kann, ſo haben ſie zugleich auf die gedruckte Adreſſe, wo der Namen des Journals ſteht, zu ſchreiben, wann das Abonnement aufhört.

Die Worte Votre abonnement finit ſind gedruckt, das Datum müſſen ſie jeden Tag im Buche nachſehen, um es darauf zu ſetzen. Dies macht wieder eine Menge employés nöthig, die gewöhnlich 100 Fr. monatlich er-

---

*) Der nachfolgende Artikel gewährt manchen intereſſanten Einblick in das Getreibe der Franzöſiſchen Preſſe, doch mögen unſere Deutſchen Leſer nicht überſehen, daß er, obwohl für unſer Blatt geſchrieben, von Franzöſiſchem Standpunkt aufgefaßt iſt, der natürlich nicht überall mit unſerem eigenen zuſammentrifft. (D. R. d. M. f. d. L. d. A.)

Digitized by Google

halten. Dazu kommt, daß immer am 5. jedes Monats ausbezahlt wird, ſowohl Drucker, Setzer als Schriftſteller. Es muß daher beſtändig Geld da ſeyn; denn die Kunſt, ein Journal zu redigiren, ohne Honorar zu bezahlen, haben die Franzoſen noch nicht gelernt, obſchon ſie ſeit einigen Jahren auch hierin Fortſchritte machen. Entweder trifft es ſich, daß ein Mann, der eine Idee vertreten will, das Geld hergibt, oder das Journal wird auf Actien gegründet. Im letzteren Falle wird außer den politiſchen und literatiſchen Redacteurs noch ein Aufſichtsrath niedergeſetzt, der in letzter Inſtanz urtheilt; ferner ein Leſe-Comité, ein Kaſſier, ein bureau d'annoncer ꝛc. Das Lokal beſteht gewöhnlich aus 4—5 Zimmern. Da iſt erſtens ein Leſezimmer für die Mitarbeiter, wo alle Journale geleſen werden; zweitens ein Arbeitszimmer für die ſubalternen Beamten; drittens ein Sprechzimmer für den Redacteur (jeder Hauptredacteur hat ſein beſonderes Zimmerchen); viertens das Verſammlungszimmer des Leſe-Comités, und fünftens endlich das bureau d'annoncer. Nebenbei iſt noch ein Zimmer für den Portier und Auslaufburſchen nöthig. Die Miethekoſten dieſes Lokals belaufen ſich gewöhnlich auf einige tauſend Francs. Das ſchönſte Lokal hat die Phalange in der rue de Tournon. Sie zahlt 6000 Fr. Miethe jährlich, gibt aber jeden Mittwoch eine Soirée, wo alle ihre Mitarbeiter und ihre Freunde bei einem — Glaſe Zuckerwaſſer über Philoſophie und Politik discutiren. Oft läßt ſie auch klaſſiſche Quartette von ihren muſikaliſchen Freunden ausführen.

(Schluß folgt.)

Notizen-Blatt.

(Miscellen.) Ein ächt-engliſches Amalgam von geſetzlicher Freiheit und modiſchem Zwang, äußerer Freiheit und innerer Rohheit, Achtung der Form und Vernachläſſigung des Weſens, Strafloſigkeit des Reichen und Mißhandlung des Armen kam am 29. Mai neulich vor einem Polizeigericht in London zum Vorſchein. Ein wohlgekleideter Herr ward angeklagt, am Abend vorher den Billet-Einnehmer Weal im italieniſchen Opernhauſe geſchlagen zu haben. Bekanntlich genießt England die Vortheile der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im vollſten Umfange, und das derbe Naturell des Volkes macht auch Vieles erträglich, was bei einer feinfühlenden Nation empfindlich verletzen und empören würde. Dennoch hat dort die Erfahrung gelehrt, daß ein Schutzmittel gegen die unbedingte Zeitungsöffentlichkeit unentbehrlich ſey, und höchſt praktiſch weiß man ſich dadurch zu helfen, daß vor Gericht ein falſcher Name angenommen wird und der Richter mit der Perſon zufrieden iſt, ohne ſich weiter um deren Benennung zu kümmern. Demgemäß legte auch diesmal der Angeklagte ſich die beiden gewöhnlichen Namen Eduard Simpſon bei. Zu ſeinem Unglück befanden ſich aber Bekannte unter den Zuſchauern, und bald flüſterte man ſich zu, es ſey Major Whittingham vom 26. Füſelier-Regiment, der neulich vom Kriegszuge in China zurückgekehrt. Der Billet-Einnehmer beſchwor, daß der Angeklagte mit einem Billet gekommen ſey, um in die Oper zu gehen, aber graue Hoſen angehabt habe. Da dieſes gegen die Etikette verſtoße, habe er ihn darauf hingewieſen und nicht einlaſſen wollen. Der Angeklagte ſey aber ſehr heftig geworden und habe behauptet, da er den Eintritt gezahlt, dürfte ihm dieſer auch nicht verwehrt werden, möchten ſeine Hoſen ſchwarz, weiß oder grau ſeyn. Am Ende habe derſelbe dem Billet-Einnehmer eine Ohrfeige gegeben und ſey darauf verhaftet worden. Die Richtigkeit dieſer Angabe räumte der Angeklagte ein, führte aber zu ſeiner Entſchuldigung an, die Zurückweiſung wegen der Hoſe habe ihn empört, weil er ſchon früher mit denſelben Hoſen zugelaſſen worden ſey. Der Polizeirichter Maltby that den weiſen Ausſpruch: „Es iſt erwieſen, daß der Angeklagte eine ganz unverantwortliche Gewaltthat gegen eine Perſon in amtlicher Stellung begangen und ſich nicht blos jener Gewaltthat ſchuldig gemacht, ſondern auch die Geſetze einer durch Jahrhunderte geheiligten Etikette zu brechen verſucht hat. Ich verurtheile ihn zu einer Geldſtrafe von 5 Pf. Sterling, oder einer Gefängnißſtrafe von 4 Wochen.“ Der Major zahlte 5 Pf. Sterl. und ging.

Denkmäler in England. Die Regierung hat von den bei Waterloo genommenen Kanonen zu dem Denkmal, welches in der Stadt dem Herzog von Wellington errichtet werden ſoll, etwa neunzehn Tonnen Kanonenmetall gegeben; es werden indeß nur etwa fünf Tonnen nöthig ſeyn, und für den Reſt haben ſich mehrere Bewerber gemeldet, der Herzog von Rutland für die Geſellſchaft, welche dem Herzog von Wellington in Piccadilly eine Reiterſtatue errichten will, und Sir George Cockburn für diejenige Geſellſchaft, welche die Abſicht hat, auf dem Trafalgarplatz ein Denkmal für Nelſon zu errichten.

(Oeconomiſches.) Die Kunſt außerordentlich große Rettige zu ziehen. Wenn die Rettige zur Größe eines Eies gediehen ſind, zieht man die kleinen zunächſt ſtehenden heraus und ſticht mit einem ſpitzigen Hölzchen in die Mitte des Rettigs hinein, doch nicht ganz durch und legt darauf in dieſe Oeffnung ein friſches Samenkorn, indem man dieſe mit Erde bedeckt.

(Anekdotäres.) Der Profeſſor Cujaz in Paris hatte ein paar Tauſend Schritte alle Tage bis zum Hörſaal, wo er las, zu reiten; er bediente ſich hiezu eines Mauleſels. Als er einſtmals krank war, ließ er durch ſeinen Bedienten die Worte anſchlagen: Hodie Cujacius non legit. Ein Student ſchrieb hurtig darunter: ergo asinus non venit.

Der Sohn eines Miniſters trat mit der Kappe auf dem Kopfe zu Langenſchwarz ins Zimmer. Dieſer erwiederte ſeinen Gruß nicht und behandelte ihn mit fremdartiger Kälte. „Was ſoll das heißen,“ ſprach der Eingetretene, „Sie ſcheinen mich gar nicht zu kennen.“ — „Nicht doch,“ verſetzte Langenſchwarz, „ich glaubte bloß, Sie w o l l t e n nicht erkannt ſeyn, da Sie verkappt zu mir kommen!“ — Daß die Mütze vom Kopfe flog, läßt ſich denken.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 81. Donnerstag, 6. Juli 1843.

Folgen einer Boule-Partie.

(Schluß.)

Treten Sie näher, mein Sohn, mein guter Karl; der Augenblick iſt gekommen, wo auch Sie die Löſung des Geheimniſſes erfahren ſollen, das Sie ſo zartſinnig ehrten:

Handelsunternehmungen führten meinen Vater, einen deutſchen Kaufmann, zu einer Zeit nach Briſtol, wo ich in der erſten jungfräulichen Reiſe ſtand. Da er, frühzeitig verwittwet, mich Niemand hätte anvertrauen können, ſo mußte ich ihn begleiten. Staunton ſah mich, faßte Neigung zu mir, und hielt bei meinem Vater um mich an, der, nach kaufmänniſcher Philoſophie, in dieſer Verbindung mit einem der reichſten Kaufleute Briſtols mein Glück auf die glänzendſte Weiſe geſichert glaubte, obſchon einige Freunde, in Rückſicht auf Staunton's heftiges u. mißtrauiſches Gemüth, bald offener, bald leiſer warnten. Kurz nach meiner Vermählung ſtarb mein Vater, ein Verluſt, den ich um ſo ſchwerer empfand, da das Temperament und das Benehmen meines Gatten mich nur zu ſehr nach dem Troſte eines Vaters ſehen ließen. Bald nachher kam Karl's Vater, an Namen wie an Geſtalt und Charakter ſeinem Sohne vollkommen ähnlich, in das Haus meines Gatten. Er hatte von Hamburg aus lebhafte Geſchäftsverbindungen mit Letzterem angeknüpft, die ihn endlich perſönlich nach Briſtol führten. Mein Gatte zeichnete ihn aus; Schulz wurde ſein treuer Freund, lernte mich achten, und ſah zugleich mit tiefer Betrübniß, daß ich durch Staunton's Menſchenhaß hart, ja entbehrend behandelt wurde. Vergeblich waren ſeine wiederholten Verſuche, meinen Gatten zur Gerechtigkeit, zur Pflicht zurückzuführen; ſie hatten nur den Erfolg, daß Letzterer eine gehäſſige Eiferſucht gegen Schulz faßte und mir noch unwürdiger, als vorher, begegnete. Meine Jugendkraft drohte dieſer Behandlung zu erliegen; meine Blüthe welkte, ich ſah den Tod vor Augen. Da legte mir Schulz die Verpflichtung an's Herz, mich für meine damals zweijährige Tochter zu erhalten, und machte mir den Vorſchlag, mich in ſeine Heimat, nach Hamburg, zu führen, wo ich an ſeiner Gattin eine treue Freundin und Tröſterin finden würde. Nach langen Zweifeln ſah ich endlich ſelbſt die unabänderliche Nothwendigkeit dieſes Schrittes ein, beſonders nachdem ein von mir, meinem Gatten gemachter Vorſchlag einer freiwilligen Trennung von ihm mit hämiſchem Spotte und mit der Bemerkung: er wolle mir die Verbindung mit meinem Liebhaber nicht ſo gar leicht machen — abgelehnt worden war. So benutzte ich denn eine mehrtägige Abweſenheit meines Gatten, um, von dem einzigen mir gebliebenen Freunde geführt, mit meinem Kinde nach Hamburg zu entfliehen. Ich hoffte, daß durch eine kurze Trennung die erloſchene Liebe meines Gatten neu erwachen, und unſere Wiedervereinigung, die ich nahe glaubte, auch ein neues Glück der Ehe mit ſich bringen werde. Der Himmel ließ mich jedoch ſchnell für meine Flucht büßen; Verluſte, Sorgen und Unglücksfälle folgten ſich pfeilſchnell. Kaum in Hamburg angelangt, ſah ich mein Kind tödtlich erkranken; die Aerzte benahmen mir jede Hoffnung, und ich eilte, meinem Gatten dieſe Unglückspoſt zu melden. Dies ſcheint, nach ſeiner vorhin gethanen Aeußerung zu urtheilen, der einzige Brief geweſen zu ſeyn, der von den vielen, die ich an ihn geſendet, ihn gefunden. Zu gleicher Zeit hatte er, wahrſcheinlich aus Scham und Unmuth, ſein Geſchäft niedergelegt, und ſich unter einem angenommenen Namen von Briſtol weggewendet, wohin? konnte ich nicht ermitteln, da die Heimlichkeit, mit welcher er dieſen Schritt bewerkſtelligte, und die Fälſchung ſeines Namens, allen meinen Nachforſchungen ein unüberwindliches Hinderniß entgegenſetzten. Alle meine Briefe — ſo auch der, in welchem ich ihm die wunderbare Erhaltung unſerer Tochter meldete, ihn um Vergebung bat, eine Wiedervereinigung unter jeder, noch ſo ſchweren Bedingung antrug, ꝛc. — kamen, nach kürzerem oder längerem Umlaufe, in meine Hände zurück, und ich bewahre ſie noch, als theure, unumſtoßliche Zeugniſſe meiner ſtets treuen und liebevollen Geſinnungen für meinen Gatten. Schulz's Gattin war mir eine treue Freundin; doch ſchon nach einem Jahre ſenkte man ſie in's Grab. Der Kummer über das Unglück ihres Gatten, der durch den Sturz mehrerer Handelshäuſer in kurzer Zeit ſein unter Fleiß und Sorgen erworbenes Vermögen verloren hatte, untergrub ihr Daſeyn. Ihr Gatte, der ſie zärtlich liebte, überlebte ſie nur um wenige Monden. Die Pflicht gebot mir nunmehr, Mutterſtelle an dem verwaisten, damals erſt zehnjährigen Karl zu üben. Ich verließ Hamburg, wo mich ſo vieles Schmerzliche getroffen, wendete mich nach Leipzig, wo Niemand mich kannte, und ernährte mein Kind und meinen Pflegeſohn von meiner Hände Arbeit. Scham und Reue ließen mich ſtrenge über meine früheren Schickſale ſchweigen; Karl, ja ſelbſt meine Tochter erfuhren nicht das Mindeſte darüber. Frühzeitig hatte ſich zwiſchen beiden eine Neigung entſponnen, welche mit den Jahren wuchs. Als Karl in das Jünglingsalter trat, reiste er nach Hamburg zurück, um die Handlung zu erlernen. Unterſtützt von einigen ſeiner Verwandten, gelang es ihm, ein Geſchäft anzulegen, das anfangs gute Erfolge zeigte. Sie beſtimmten ihn, ſeinem ſehnlichſten Wunſche zu gewähren; ich und Emilie mußten ihm nach Hamburg folgen, letztere ward ſeine Gattin. Doch auch ihm wollte kein dauerndes Glück blühen. Widrige Zeitumſtände untergruben ſeinen jungen Wohlſtand. Aermer als je, verließen wir vor einem Jahre Hamburg abermals, und wendeten uns hieher, wo Karl noch einige außenſtehende

Schulden einzutreiben hoffte, und wo er auf eine mir räthſelhafte Weiſe plötzlich zu einem anſehnlichen Vermögen gelangte. Jetzt, mein Gatte, wiſſen Sie Alles, entſcheiden Sie nun über meine Schuld!

Staunton ſchloß ſie mit ungewohnter Wärme in ſeine Arme. Ich war ein Wahnſinniger, ſagte er mit bitterem Selbſtvorwurfe. Ich haßte thöricht eine Welt, die ihr Edelſtes und Schönſtes verſchwenderiſch an mich wegwarf; begehrte Dank von einer Menſchheit, der ich nie etwas Anderes, als Verachtung und Hohn erwieſen hatte! Hier auf dieſer Stelle, gleich hart bedrängt von ungewohntem äußerem Elende und nie geahneter innerer Seligkeit, erkenne ich erſt die frech von mir verletzten Rechte der Menſchheit, die Bedeutung meines verlornen Lebens. In vernunftloſem, allgemeinem Haſſe quälte und verkannte ich ein treues Weib, verfolgte einen wohlmeinenden Freund, brach, da ich mein Kind todt glaubte, alle Verbindungen mit der Welt ab, tobte über eine bloße Geſichtsähnlichkeit mit meinem vermeinten Gegner, und peinigte deſſen ſchuldloſen Sohn, ja war nicht weit davon, ihn zu morden. O der Menſch iſt ein furchtbares Geſchöpf, wenn er verlernt, zu hoffen und zu lieben!

Jetzt wird mir Alles klar! ſagte Schulz. Meine Aehnlichkeit mit meinem verſtorbenen Vater war es alſo, die gleich bei unſerm erſten Zuſammentreffen Sie ſo ſehr gegen mich einnahm, und ſpater haßten Sie mich um meiner Herkunft willen!

Still davon! bat Staunton. Möge Niemand, als ich ſelbſt, mich hinfort an meinen Wahnſinn, an meine ſchwere Schuld erinnern!

Nur Eine Frage noch — fügte Schulz hinzu. Wie kam das Bild meiner Emilie in Ihre Hände? Ich erblickte es, als wir unſern Vertrag abgeſchloſſen, zu meinem größten Erſtaunen auf Ihrem Tiſche.

Sie irren ſich, erwiederte Staunton, es war nicht das Portrait Emilien's, ſondern das ihrer Mutter Eliſe, aber um achtzehn Jahre jünger, und daher meiner Tochter zum Sprechen ähnlich. Ich bemerkte damals Ihre Ueberraſchung, und glaubte allerdings, daß das Bild Sie an Eliſen, die vermeinte Geliebte ihres Vaters, erinnere.

So iſt denn durch die wunderbare Fügung der ewigen Vorſicht Alles aufgeklärt, ſagte Schulz erſchüttert, und ſchloß den im Innerſten ſeiner Seele zerknirſchten Staunton in ſeine Arme. Und werden Sie, mein Vater, auch jetzt noch die Rückzahlung des Capitals verbieten, durch welches Sie der Retter Ihrer Kinder wurden, ohne es zu ahnen?

O ich will ja Alles, was zum Glücke und zum Rechte führen kann; ich folge euch willig, als meinen Lehrern auf der neuen Bahn der Wahrheit und der Menſchlichkeit, entgegnete Staunton mit gepreßter Stimme. Ich nehme die Summe zurück, aber nur um die Hälfte auf der Stelle eurem Kinde zu ſchenken. Die andere Hälfte bleibt mein, bis ich die Augen ſchließe; ſie iſt mehr als hinreichend, um einen Glücklichen zu nähren. Nur das Unglück hat übertriebene Bedürfniſſe! Und jetzt, mein theures Weib, meine heißgeliebten Kinder, kommt und führt mich zu meinem Enkel. Das Glück iſt unerſchöpflich in ſeinen Spenden, ſeit ich es erkennen gelernt habe. Nachdem ich ſchon ſo Viel gewonnen, hat es mir noch immer einen neuen Schatz vorbehalten, meinen ſüßen Enkel. Ach, wie ſehne ich mich, ihn an mein Herz zu ſchließen!

Noch eine lange Umarmung erfolgte, und dann fuhrte der Wagen vier Glückliche, mit ſich und dem Leben Verſöhnte, nach Hauſe, wo die Ruheſtätte der Unſchuld, das Bett des lieblich ſchlummernden Kindes, den Wiedervereinigten ein neuer Altar des Entzückens und des Dankgebetes an die waltende Gottheit wurde.

Die Organiſation der Franzöſiſchen Preſſe.

(Fortſetzung.)

Sobald aber ein Journal auf Actien beſteht, iſt der Redacteur nicht mehr ſelbſtſtändig. Der Zweck des Journals iſt dann nicht mehr, die Wahrheit oder ein Princip zu vertreten, ſondern Geld zu verdienen und viele Abonnenten zu erhalten; denn die Actionare ſind nicht eben politiſche Charaktere, ſondern bloße Speculanten. Das Journal hat alsdann von vorn herein keinen beſtimmten Zweck. Es ſoll Oppoſition machen, aber dieſe Oppoſition iſt rein perſonlicher Art; ſie ſtellt ſich unter die Auſpizien eines Oppoſitions-Mitgliedes der Kammer und muß ihm Alles opfern, ſey es auch Wahrheit und Recht. Es iſt dann bloß eine Intrigue. Noch mehr; ſtatt unparteiiſch zu ſeyn und den Abonnenten aufzuklären oder zu leiten, iſt das Journal rein der Sklave ſeiner Abonnenten und wird gewöhnlich bald zu einer Mühle, die alle Morgen daſſelbe herklappert. Was noch ſchlimmer, iſt der Umſtand, daß die Redactoren und Mitarbeiter gewöhnlich eine Koterie bilden, eine Kapelle, wie ſie ſagen, wohin kein Ungeweihter dringt. Es erfolgt hieraus, daß die politiſchen Redacteure meiſtentheils die mittelmäßigen Schriftſteller ſind, und daß man oft meint, eine Feder habe alle Premiers Paris *) in ſämmtlichen Journalen geſchrieben. Mit dem Feuilleton iſt es noch ſchlechter beſtellt.

Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung der franzöſiſchen Journaliſtik, daß die Direktoren der Feuilletons am wenigſten literariſche Bildung haben, ja daß die meiſten gar keine Literaten ſind. Dieſe Leute ſchließen gewöhnlich mit einigen bekannten Romanciers, die einen Namen haben, Contracte ab. Von dieſen bekommen ſie ſo und ſo viel Novellen und Romane geliefert, die ſie nicht zu leſen brauchen, und ſomit hat der Director nichts zu thun, als alle andere ihm unbekannte Artikel, kritiſche oder belletriſtiſche, zurückzuſchicken, verſteht ſich, ohne ſie geleſen zu haben. Ich habe hiervon ein treffendes Beiſpiel erlebt. Einer meiner Freunde, ein junger Franzoſe, der Deutſch verſtand, ſchrieb einen Artikel über die ſchönen Künſte und reichte ihn dem Temps ein. Der Direktor dieſes Blattes ſchickte ihn nach ſechs Wochen zurück mit dem Bemerken, daß er bedaure, ihn nicht brauchen zu können, da er nicht romantiſch geſinnt ſey; — die Revue de Paris nahm dieſen Artikel auf, nachdem ihn Guizot, der jetzige Miniſter, geleſen und der Revue empfohlen hatte; — jener junge Mann war ein Jugendfreund von Guizot's Neffen. Darauf lobte daſſelbe Blatt le Temps denſelben Artikel und adoptirte die Anſichten deſſelben in zahlreichen Auszügen — ein Beweis, daß der Director ſelber nie jenen Artikel geleſen hatte.

An Kritik, aufrichtige Kritik über Literatur iſt außer den Revuen in Paris nicht zu denken. Höchſtens geben das Journal des Débats und der National zuweilen

*) So heißen bekanntlich die das Datum „Paris“ tragenden leitenden Artikel der Zeitungen.

eine Ueberſicht en bloc, wie man es in Paris beißt. Die Romans-Feuilletons nehmen allen Raum in Anſpruch. Allerdings iſt es ein Glück für die Romanſchriftſteller in Frankeeich, daß die Journale ganze Romane aufnehmen, denn abgeſehen davon, daß die meiſten ihrer Producte nicht verdienen, als Buch gedruckt zu werden, gibt es in Paris im wahren Sinne des Wortes keinen Buchhandel mehr. Unſolidität zuerſt, demnächſt aber der belgiſche Nachdruck ſind daran ſchuld. — Nebenbei ließen ſich die Schriftſtellee zu theuer bezahlen; denn in Frankreich iſt es nicht ſo wie in Deutſchland, daß der Buchhändler reich und der Schriftſteller arm iſt; meiſtentheils ruinirt der Schriftſteller zuerſt den Buchhandler und dann ſich, denn da er ſelbſt gut und raſch lebt, bleibt ihm wenig übrig. Die meiſten Schriftſteller in Paris ſind nichts weniger als eeich.

Jene Feuilletons werden freilich hernach auch oft als Buch gedruckt, aber der Buchhändler zahlt nur ein Dritttheil von dem, was das Journal bezahlte. Lachen mußte ich immer, wenn ich Damen ſah, die, ſo oft das Journal ankam, die Scheeee nahmen, das Feuillrton abſchnitten, und das Andere, den politiſchen Theil wegwaefen. Sie binden dann dieſe Feuilletons zuſammen und leſen ſie als Buch. Dies geſchieht ſogar in vielen Leſe-Kabinetten. — Die Débats haben die Mystéres de Paris von Sue für 30,000 Fe. erkauft. Sie fingen damit bei den vorigen Wahlkampfen an, auf daß die neuen Abonnenten ſich auch politiſch zu ihnen brkehren möchten. — Man abonnirte auf ſie — mehr als 2000 neue Abonnenten erhielt das Blatt wegen dieſer dem ſonſtigen Takt und Sittlichkeitsgefühl des Journals keineswegs zur Ehre gereichenden Mystéres, aber man lieſt deswegen ſeine politiſchen Artikel doch nicht. Sie werden alle von ſchönen Frauenhänden gekopſt und zu Modemuſtern höchſtens benutzt. Ueberhaupt iſt man in Frankreich der jetzigen politiſchen Journaliſtik überſatt. Der Franzoſe haßt ſogar die Freiheit, wenn ſie langweilig wird, und mit Recht neckt ſich Karr faſt in jeder Nummer ſeiner Guêpes über die carrés de papier, die man Journale nennt. Sie haben ſich ſelbſt überlebt.

Abee noch ſchlimmer ſteht es mit dee Theater-Kritik in den großen viereckigen Papierrahmen. Da der Dieektor, dee Geraut und der Redacteur meiſtentheils Freibillete wollen für die erſten Vorſtellungen eines neuen Stückes, ſo verpflichten ſie ſich, Reclames für das Theater aufzunehmen. Dieſe Reclames werden von dee Theater-Direction geſchickt, um in das Journal ſelbſt — dans le corps du Journal — wie ſie ſagen, eingerückt zu werden. Meiſtentheils iſt der Feuilleton-Kritiker ſelbſt durch Freibillrte beſtochen. Wenige Journale bezahlen die Theater-Kritik. Höchſtens thun dies Presse, Débats, Siècle, National. Es gibt Theater-Kritikrr, die dem Journal noch Geld dazu geben, wenn es ihre Kritik aufnimmt, weil ſie dadurch Anſpruch auf Freibillete haben — ſie bekommen immer 2—4 zu jeder Vorſtellung, und zwae füe Damen, obſchon dieſe Plätze gewohnlich nicht die feinſten ſind.

Der Kritiker ſelbſt geht in eine stalle d'orchestre. Geſetzt aber, er iſt unparteiiſch, was hiee und da noch der Fall iſt, ſo lieſt man nicht ſelten im Feuilleton: „dieſes Stück iſt abgeſchmackt, ohne Geiſt und ohne Witz" und oben drüber, dans le corps du Journal — es iſt nue ein Strich dazwiſchen — ſteht als reclame: »die Menge drängt ſich mit Ungeſtüm zu dem neuen dramatiſchen Stück; ſchon um 10 Uhr machen die Leute queue ꝛc.« — Was ſoll man zu einer ſolchen Conſequenz ſagen?

Auch iſt das Theater in Paris, beſonders die Oper, ſo geſunken, daß es bald nicht mehe ſinken kann. Ein einzigrs nervöſes, ſtimmloſes, intriguirendes Weib beherrſcht die ganze Oper, weil ſie als tyranniſche Geliebte den Direktoe beherrſcht. Herr Pillet iſt eine Kreatur von Thiers, ſchrieb früher leitende Artikel für ihn und erhielt die Oper. Die meiſten großen Jouenale halten es aber mit ihm. Es iſt ſo angenehm, eine Loge füe vier Peeſonen in der Opee zuweilen zu erhalten. — Dupré gab neulich eine Soirée, wozu er alle Künſtler, auch einige Leute von der haute volée einlud, nur Madame Stotz nicht; darauf gab Pillet, um ſich zu rachen, eine große Soirée in dee Opre und Ball, wo die meiſten Jouenatiſten, ſogae auch Deputirte waren, nur Dupré nicht. — Die Rachel wurde erwartet, kam aber nicht. Die großen Journalen ſprechen in pompoſen Ausdrücken von dieſer Soirée; aber nur in den kleinen Blättern erfahrt man die Wahrheit.

(Schluß folgt.)

Correſpondenz.

Mainz, 30 Juni

„Ob dee Himmel ein Hydropath geworden oder ob ee den eingegangenen „Piloten" durch Wolkenbrüche erſetzen will, oder ob er endlich aus gerechtem Unwillen der ſundigen Menſchheit unablaſſig den Kopf wäſcht, wer kann das entſcheiden? Genug, die Klagen uber die höchſt ungunſtige und unerquickliche Witterung werden auch hier allgemein; beſonders gibt ſich die ärmere Klaſſe den größten Befurchtungen hin. Wenn dies Jahr die Früchte nicht gedeihen, ſo trifft faſt alle Klaſſen der Bevölkerung, mit Ausnahme der Kornwucherer, ein ſehr herbes Loos. Voeiges Jahe war bei der ſeltenen Dürre ſtets das ſchönſte Wetter und unſere Stadt wimmelte von Fremden und unſere Gaſthauſer hatten nicht Raum genug, die zuſtrömenden Reiſenden aufzunehmen. Jetzt aber ſind die Gaſthoſe leer und die Wirthe fangen ſchon an, Triſtia zu ſingen. Ihre Verzweiflung bringt ſie ſo weit, daß ſie Emiſſaire an das Rheinufer ſenden, um eine mit dem Dampfboote etwa anlangende engliſche Seele zu ſich zu bekeheen. Der Rheiniſche Hof, der Holländiſche Hof, dee Engliſche Hof, und Gott weiß, wie all' die Höfe heißen, ſchicken beſonders Abends ihre Emiſſaire an den Rhein, und wenn ein Fremder aus dem Boote ſteigt, wird ee bei den Armen und bei den Füßen gepackt; der holländiſche Emiſſair zieht ihn rechts, der rheiniſche links und der engliſche vorwarts, ſo daß der Aeme erſt geviertheilt wird, bis er ein Obdach erlangt. Außee dieſen kollegialiſchen Freundſchaftsbezeugungen uberbietet noch ein Gaſtwirth den andern an luxurioſer Möbtirung ſeines Hôtels und ſplendider Ausruſtung ſeiner Tafel, ſo daß bald in einem Gaſthauſe dritten Ranges die gebratenen Kapaunen dem Fremden in das Maul fliegen. Das Ende vom Lied wird ein allgemeiner Ruin der Wirthe ſeyn. — Von Kunſt und Liteeatur kann ich Ihnen diesmal wenig berichten. Es heißt, der ehemalige Redacteue des „Rheinlandes," Herr Chownitz, wolle hiee eine neue Zeitſchrift, „Tag und Nacht" betitelt, herausgeben. Der Gott dee Maculatur lebt immer noch. Kommt dieſe Zeitſchrift wirklich ans Tagelicht, ſo erreicht die Zahl der in der Gutenbeegſtadt erſcheinenden Zeitſchriften faſt die Zahl der hiee lebenden Leſer. Bis jetzt

Google

kommen hier nämlich eilf Zeitſchriften heraus. — Unſer Theaterdieector Remie iſt noch immer in London, um wegen einer dort hinzuführenden deutſchen Oper Präliminarien zu eröffnen. Währenddeſſen irren hier einige disjecta membra der vergangenen Winterſaiſon herum und ſehen dem Tage der Wiedereröffnung des Theaters mit heißer Sehnſucht entgegen. — Vergangener Woche hat hier ein Geiſtlicher von der Kanzel herunter gegen die hieſigen Carnevals-Beſtrebungen, ſo wie gegen die hier erſcheinenden Blätter eifrigſt gepredigt.

Jch empfehle mich Jhnen! —m—

✡

Frankfurt, 3. Juli.

Die berühmte Füßekünſtlerin, die „göttliche" Fanny Elsler, tanzt in dieſer Woche auf dem Theater zu Köln und erhält für jeden Abend 40 Louisd'or. „Was ein Mann wagt, wag' auch ich," ſagt Macbeth, und wenn Köln 40 Louisd'or gibt, kann Frankfurt der „himmliſchen" Fanny fünfzig bieten, und ſie wird, ſie muß hierher kommen und uns unſere freiſtadtiſche Hypochondrie wegtanzen. Unſere Theaterdirection, die den Vortheil der Kaſſe nicht vernachläſſigt, wird uns dieſen Genuß ſchon zu verſchaffen wiſſen. Das Tänzerpaar Herr und Frau Martin tritt in den nächſten Tagen in der Oper der Gott und die Bajadere" auf, welche Auber'ſche Oper hier zum erſtenmale gegeben wird. Unſer Opernrepertoire wird nun wieder größere Abwechslung bringen, da Dem. Capitain von ihrem Gaſtſpiele auf dem Hamburger Stadttheater zurückgekehrt iſt. Sie hatte dort den günſtigſten Erfolg, wie ſchon das glänzende Engagementanerbieten, das ihr gemacht worden bezeugt; — dennoch wird der Erfolg ihres Hamburger Gaſtſpiels zweifelhaft hingeſtellt. — Eine recht brave Vorſtellung war geſtern Abend die des „Othello", in welcher Hr. Chrudimsky als „Othello" einen großen Fortſchritt als dramatiſcher Sänger zeigte. Das Schauſpiel brachte uns in den letztern Tagen „die Memoiren des Teufels" und „den Mulatten," in welchen beiden Luſtſpielen namentlich Hr. Baiſon in den Hauptrollen glänzte. Uebermorgen wird als ein wahrer Kunſtgenuß uns „Coreggio" geboten! „Hamlet" wird hoffentlich auch bald an die Reihe kommen. Unſer jugendlicher Liebhaber, Hr. H. Schneider, hat ſich mit der Direction wieder zu einigen gewußt. — Der Theaterplatz ſoll, als ungeeignet für das Göthe-Monument, wieder aufgegeben worden ſeyn. —ff—

Gottfried Hermann's Gruſs
an die Pforte
bei ihrer dritten Säkularfeier
den 21. Mai 1843.

Stätte des Eifers für ernſtes Wiſſen,
klangreiche Pforte,
empfange die Wünſche, die dir darbringt
der Erſte, der Zeit nach, von den Schülern deines Jlgen.
Eingedenk deines Urſprungs,
eingedenk deines dreihundertjährigen Ruhmes
bewahre dir unverſehrt dein Palladium,
die griechiſchen und römiſchen Muſen,
welche die Sprache bilden, den Verſtand ſchärfen,
den Geiſt wecken, das Gemüth ſtärken,
das ganze Leben ſchmücken.
Es herrſche innerhalb deiner Mauern, nach allen Seiten hin,
der Funke ſeiner ſelbſt, den Gott in die Geiſter gelegt hat,
die Vernunft,
die Mutter der Einfachheit, der Wahrheit, der Heiligkeit.
Wehre ab von deinen Hallen,
was die Zeit uns aufzuzwingen ſucht,
die zwei Krankheiten:
Die Bekanntſchaft mit vielen Sachen ohne irgend einer Sache
rechtes Wiſſen; der hat keine Heimath, der überall Gaſt iſt;
und
die unfromme Frömmigkeit der Finſterlinge,
die da lehren, daß der Menſch böſe und das bloße Glauben genug
ſey, die göttliche Gnade zu erlangen;
Für die Feigen gibt es keine Gnade vor Gott, den Tapfern bietet
ſie ſich ſelbſt an,
auch hat nicht Flehen, ſondern Tugend und Arbeit den Herkules
gebildet.
Des Herkules Geſchlecht mögen ſie ſeyn,
o ehrwürdige Pforte,
die aus deinen Waffenſälen
mit Schild und Speer hervortreten.

✡

Notizen=Blatt.

(Anekdotäres.) Ein Jude fand einen Handwerksburſchen am Wege neden ſeinem Felleiſen eingeſchlafen und nahm letzteres mit ſich. Der Handwerksburſche erwachte noch zur rechten Zeit, um den Juden in der Ferne mit ſeinem Eigenthume gewahr zu werden. Er eilte ihm in die nahe Stadt nach und der Dieb wurde angehalten. Er debauptete, das Felleiſen gefunden zu haben. „Geſtohlen!" ſagte der Richter, „hier ſteht der Eigenthümer." „„No, was iſt der mehr? Jch hob gefunden ä Handwerksburſchen und hob gefunden ä Felleiſen; das Felleiſen hob ich mitgenommen und den Handwerksburſchen hob ich liegen laſſen.""

Einige Studenten kamen durch eine kleine preußiſche Stadt; der Thorſchreiber wollte ſie, ſeinee Schuldigkeit gemäß, examiniren. Der Erſte ſagte: „Jch heiße Maul!" Der Zweite: „Jch heiße Maul!" Der Thorſchreiter, welchee nun merkte, daß ſie ihn foppen wollten, verſetzte: „den Dritten, meine Herren! will ich nun gleich beiſchreiben, der wird wohl Maulaffe heißen."

„Warum ſchlagt ihr denn allemal eure Frau, ehe ihr zur Beichte geht?" — „Soll ich beichten, ſo kann ich mich nicht aller meiner Fehler erinnern; prügle ich abee meine Frau, ſo wirft ſie mir alles Böſe vor, was ich die Zeit über gethan habe."

✡

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 82. Sonntag, 9. Juli 1843.

Der Evangelienkodex des hl. Kilian, und das Cyriakuspanier.

Während der bevorſtehenden eilften Säcularfeier des Biſthums Würzburg wird auch jenes ehrwürdige Evangelien-Manuſcript, welches einſt der hl. Kilian beſaß, das größte Kleinod des vormaligen hohen Domſtiftes, ſeit der Säculariſation aber Eigenthum der kgl. Univerſitätsbibliothek dahier, in der Domkirche öffentlich ausgeſetzt werden. Wie geben hier eine kurze Skizze der Geſchichte dieſes merkwürdigen Buches. Als der hl. Biſchof Burkard die Gebeine des hl. Frankenapoſtels Kilian erhob, fand er unter dem Haupte des Heiligen dieſe Pergamenthandſchrift, deren Decke, erſte und letzte Blätter bereits vermodert waren. Dieſe höchſt ſchätzbare Reliquie wurde ſofort dem Domſchatze einverleibt, und ſpäter mit einem koſtbaren Einbande verſehen. So geziert prangte das Evangelium alljährlich am Feſttage des hl. Kilian auf dem Altare zur Verehrung der Gläubigen ausgeſetzt. Als die Stadt Würzburg am 14. Oct. 1631 von den Schweden erobert und geplündert wurde, hatte das Domkapitel ſeine koſtbare Handſchriftenſammlung, darunter auch dieſes Evangelienbuch, bereits in Sicherheit gebracht und unter die Balken des Dachbodens der Domkirche verborgen. Nach Abzug der Schweden wurde jedoch dieſer Bücherſchatz nicht wieder gehoben, vermuthlich weil die um das Geheimniß Wiſſenden während der Stürme des Krieges geſtorben waren, und blieb ſo vergeſſen, bis zu Anfange des Jahres 1718 der hohe Mäcenas deutſcher Gelehrten, Chriſtoph Franz Frhr. v. Hutten zum Stolzenberg, Domdechant (und ſpäter 1724—1729 Fürſtbiſchof) durch einen glücklichen Zufall dieſe ſeit 87 Jahren verborgene Bibliothek von 173 Bänden wieder auffand.

Das nach dem Tode des Fürſtbiſchofs Johann Philipp Franz v. Schönborn, 18. Auguſt 1724 sede vacante regierende Domkapitel befahl, das Evangelium nunmehr in einem eigens hiezu gefertigten mit den aufgedruckten Wappen aller Kapitulare verſehenen Käſtchen als Eigenthum des Domſtiftes fürder aufzubewahren. In Folge eingetretener Säculariſation gelangte die koſtbare Evangelienhandſchrift im Jahre 1803 in die kgl. Univerſitätsbibliothek dahier. Gegenwärtig beſteht dieſelbe aus 152 Blättern ſtarken gelbbraunen Pergamentes von $7\frac{1}{2}$" Höhe, $6\frac{3}{8}$" Breite im Quartformate. Die Schrift ſteht in zwei Kolumnen zu 26 Linien, welche mit ſcharfem Griffel gezogen ſind. Die Farbe der Tinte iſt braun und ſchwarzgelb. Rubriken und Initialien ſind roth. Die Schrift ſelbſt iſt die Majuskelſchrift, und ſcheint aus dem Anfange des ſiebenten Jahrhunderts zu ſtammen. Der Einband beſteht aus zwei beinahe Zoll dicken Bretterdeckeln, deren unterer ſammt dem Rücken des Buches mit rothem Sammet überzogen iſt und ſilberne Eckſchuhe, Buckeln und Klauſuren trägt. In der Mitte des obern Deckels zeigt ſich eine künſtlich in Elfenbein halberhaben geſchnittene Schilderei, welche die Enthauptung der 3 hl. Frankenapoſtel verſinnlicht. Der Rand iſt mit einem zierlich von vergoldetem Silber gearbeiteten Rahmen gedeckt, der auf Silberblech ruht. An den vier Ecken finden ſich aus gegoſſenem Silber gearbeitete, vierbögige Muſcheln, in welchen man die Attribute der vier Evangeliſten erblickt. Zwiſchen dieſen Eckenmuſcheln iſt der Rahmen mit mehreren ovalen Kryſtallen und farbigen, theils ächten, theils unächten Steinen beſetzt.

Wir können nicht umhin, bei dieſer Gelegenheit eines zweiten, dem Gedächtniſſe des hl. Kilian geweihten höchſt merkwürdigen Denkmales zu erwähnen. Es iſt dieſes das ſogenannte Cyriakus-Panier, vexillum S. Cyriaci, ehemals Eigenthum des hohen Domſtiftes, nunmehr im hiſtoriſchen Vereine dahier aufbewahrt, und das Andenken an ein blutiges am Cyriakustage, 8. Auguſt 1266, auf den Mühlbergen zwiſchen Kitzingen und Sulzfeld geliefertes Treffen bewahrend. Dieſe koloſſale Fahne beſteht aus einem 13′, 6″ langen, 7′, 3″ breiten grauen Leinwandſtreifen, auf deſſen Vorderſeite das in groben Umriſſen gezeichnete, mit gelbem und grünen Seidenzeuge übernähte Bild des hl. Kilian im Biſchofsornate ſich präſentirt, mit der aus braunen Lederſtreifen beſtehenden Ueberſchrift: St. Kilianus. Auf der Rückſeite zeigt ſich ein aus vier Lederſtücken gebildetes Kreuz, und darüber in zwei Zeilen mit aus ſchwarzem Tuche geſchnittenen Buchſtaben die Aufſchrift: † Anno Domini MCCLXVI. factus est conflictus in die S. Cyriaci. Auf der untern Hälfte findet ſich ein Bruchſtück einer aus farbiger Seide und türkiſchem Garne prachtvoll gefertigten Stickerei aufgenäht, einen Kaiſer auf dem Throne ſitzend vorſtellend. Dieſe einen impoſanten Anblick gewährende Fahne wurde einſt alljährlich am St. Cyriakustage in der Domkirche öffentlich ausgehängt. * * *

St. Burkardus, I. Biſchof v. Würzburg.

(Von 742 bis 754.)

(Aus Dr. Fr. Xav. Himmelſtein's „Reihefolge der Biſchöfe von Würzburg.")

Der heil. Biſchof Burkardus ſtammte aus England von adeligem Geſchlechte. Seine Eltern hatten ihn frühzeitig den Kloſterſchulen der Benediktiner zur Erziehung

anvertraut, wo er in den menſchlichen Kenntniſſen und mehr noch in der Wiſſenſchaft der Heiligen bewunderungswürdige Fortſchritte machte und endlich das Ordenskleid des hl. Benediktus nahm. Sein Herz glühte vom Feuer der göttlichen Liebe und vom Eifer für das Heil der Seelen, darum folgte er freudig der Einladung des hl. Bonifacius, ſeines Verwandten, welcher ihn mit noch einigen andern Ordensmännern nach Deutſchland rief, um dort an dem Werke der Heidenbekehrung mitzuarbeiten. Um das Jahr 726 kam er in Deutſchland an, und Bonifacius wies ihm für ſeine apoſtoliſchen Arbeiten das Frankenland an.

Unter dem Schutze Karl Martells, der ihm beſonders gewogen war, ſuchte nun Burkardus mit raſtloſem Eifer den ſeit St. Kilians Tod faſt ganz verödeten Weinberg des Herrn wieder neu zu bebauen und vom Unkraute des Götzendienſtes zu reinigen. Gott ſah mit Wohlgefallen auf die Arbeiten ſeines treuen Dieners und ſegnete ſie mit glücklichem Erfolge.

So kam die Zeit herbei, wo Bonifacius die drei neuen Biſchofsſtühle aufrichtete. Das Land jubelte, als die Kunde von der Erhebung Burkard's zum erſten Biſchofe von Franken erſcholl. Tauſende ſtrömten herbei, als der ehrwürdige apoſtoliſche Legat Bonifacius mit dem Neugeweihten gen Würzburg zog. „Willkommen!“ ſo rief das erfreute Volk ihnen entgegen. — „Willkommen ihr vom Herrn gebenedeiten Väter! Willkommen ihr Retter unſerer Seelen! Vermehret den Samen des göttlichen Wortes, welcher von Kilian einſt unter uns iſt ausgeſäet worden, damit das durch eure Lehre und Predigten angebaute Erdreich unſerer Herzen würdige Früchte des Glaubens und der guten Werke bringe!“ An dem Orte, welchen das Blut der Martyrer geheiligt hatte, angekommen, ſank Bonifacius auf die Knie und flehte inbrünſtig für's Frankenland und ſeine Hirten; dann erhob er ſich, ergriff Burkard's Hand und ſtellte ihn dem verſammelten Volke vor, indem er ſprach:

„Kilian, den die Fürſorge des apoſtoliſchen Stuhls als erſten Verkündiger der göttlichen Lehre euch zugeſendet, hat hier an dieſer Stelle den Glauben, den er euch mit Worten gepredigt, mit ſeinem Blute beſiegelt. Und dieſe ſeine Grabſtätte iſt ein lautes Zeugniß, und will durch die bei den heiligen Leibern geſchehenen Krankenheilungen und Wunderzeichen euch auf übernatürliche Weiſe im Glauben beſtärken und befeſtigen. — Seht! da ſendet euch das ſichtbare Oberhaupt der Kirche Jeſu Chriſti aufs Neue einen Hirten und gibt euch Burkardus zum eigenen Biſchof, auf daß er den von Kilian ausgeſtreuten Samen der göttlichen Lehre, mit Gottes Beiſtand zum Wachsthum und Gedeihen und zu reichlicher Ernte bringe. Nehmt ihn denn hin, euren Biſchof und Seelenhirten und folget ihm wie Chriſto ſelber, deſſen Stelle er vertritt!“ —

Dann ließ er die päpſtliche Beſtätigungsbulle verleſen und ertheilte dem frohlockenden Volke den apoſtoliſchen Segen.

Burkardus verdoppelte nun ſeinen Eifer und ſeine Anſtrengung zur Ausbreitung, Belebung und Befeſtigung des Glaubens in ſeinem Biſthume. Vor Allem war er darauf bedacht und von Bonifacius dazu ermuntert, den erſten Apoſteln des Frankenlandes ein würdiges Grabmal zu bereiten, indem ihre Leiber noch immer an dem ſumpfigen Orte verſenkt lagen, wo ſie von den Mördern verſcharrt worden waren. Er beſchleunigte dieſes Vorhaben um ſo mehr, da der Ruf wunderbarer Krankenheilungen und anderer Zeichen, die an der Grabſtätte geſchahen, bereits das ganze Land erfüllte und das Volk ſchaarenweiſe herbeizog.

Die Ausgrabung, welche Burkardus unter großer Feierlichkeit mit eigener Hand anfing, geſchah noch im erſten Jahre ſeiner Regierung. Man fand die heiligen Leiber — das Fleiſch verweſet, die Gebeine aber unverſehrt; eben ſo unverletzt waren auch die Bücher*), prieſterlichen Kleider und heiligen Gefäße. Auch an dieſem Tage verherrlichte Gott ſeine Blutzeugen durch zahlreiche Wunder.

Die koſtbaren Ueberreſte der drei Martyrer wurden in feierlicher Prozeſſion auf den Schloßberg gebracht. Hier ſtand nämlich eine kleine Kirche; ſie war ehemals ein Tempel der Göttin Diana, wurde aber ſchon unter Herzog Hettan zu einem chriſtlichen Heiligthume umgewandelt und wahrſcheinlich vom hl. Willibrod zur Ehre der hl. Jungfrau eingeweiht. Hier ließ Burkardus die heil. Leiber beiſetzen und war Willens, dort auch ſeine Kathedralkirche zu erbauen. Doch änderte er wegen der ungeeigneten Lage des Ortes ſeinen Entſchluß wieder und ließ nach drei Jahren die Reliquien an den vorigen Ort in eine von Holz aufgerichtete Kapelle zurückbringen. Und nun erbaute er an der Stelle des Marterthumes eine Kirche und richtete die übrigen Bäulichkeiten des herzoglichen Schloſſes zu einem Kloſter ein**). Zu dieſen Bauten ſteuerten die Neubekehrten, welche von nah und ferne zum Grabe der Martyrer wallfahrteten, beſonders die Reichen und die Adeligen freigebig bei, und es kamen nicht blos täglich Almoſen an Geld, Geſchmeide, Kleidern u. dgl. ein, ſondern auch Schlöſſer, Kirchen, Dörfer, Zehnten, Felder, Gülten, Zinſen u. ſ. w. wurden geſchenkt. Als ein beſonderer Wohlthäter wird Gumbertus, ein reicher fränkiſcher Graf, genannt. Er gründete das Benediktinerkloſter (750) zu Onolzbach und ſchenkte einen beträchtlichen Theil ſeiner Güter dem neuen Kiliansſtifte und ward ein eifriger Jünger des heiligen Burkardus.

Die Kirche wurde vom hl. Burkardus eingeweiht zur Ehre des göttlichen Erlöſers und „Domus Salvatoris,“ „Haus des Seligmachers,“ genannt, (woher der Name „Dom,“ „Domherrn“ entſtand); in die neue Stiftskirche wurden dann auch die Reliquien St. Kilians und ſeiner Gefährten übertragen und das Kloſter ſelbſt mit Benediktinern beſetzt. Auch viele vom Adel nahmen das Ordenskleid und ſchon unter dem zweiten Nachfolger Burkards war die Zahl der Mönche auf fünfzig geſtiegen. Beim Stifte errichtete Burkard auch Schulen zum Unterrichte und zur Erziehung der Jugend.

---

*) Man vergleiche über das dabei vorgefundene Evangelienbuch den vorhergehenden Aufſatz.

**) Zu dieſer Zeit fand die deutſche Kunſt überhaupt ihre Pflege in den Klöſtern. Die Mönche fertigten die Bauriſſe und führten ſie aus, wobei der Abt oder ein anderer ſachverſtändiger Kloſtermann als Werkmeiſter den Bau leitete und die Kloſterbrüder die Arbeiten der Steinmetzen, Zimmerleute u. ſ. w. beſorgten. Daher iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß auch Burkardus, welcher in der Baukunſt nicht unerfahren geweſen ſeyn ſoll, ſeine Bauten ſelbſt leitete. Seinen Mönchen lag es ob, Kirchen für ihre Pfarrſprengel in den Gauen des Biſthumes zu errichten, die ſie Anfangs auf Bergen und Anhöhen erbauten und in denen ſie den Gottesdienſt für mehrere Gemeinden zugleich hielten, ſo lange nicht mehrere Pfarreien gegründet und für dieſe eigene Kirchen erbaut waren. — Die leider dem Ruine preisgegebene Kapelle, welche auf einer Anhöhe bei Oberwittinghauſen (jetzt im Badiſchen) ſteht und dem hl. Sigismund geweiht iſt, möchte ein Ueberbleibſel aus dieſer Zeit ſeyn.

Zur ſelben Zeit erſtand in der Nähe des Stiftes die erſte Pfarrkirche zum hl. Martinus.

Der Eiſer des heil. Biſchofes beſchränkte ſich abee nicht blos auf ſein Bisthum, ſondern erſtreckte ſich auf ganz Deutſchland und er ward zu mehreren Concilien berufen, welche Bonifacius nach Vorſchrift des Kirchen-Oberhauptes veranſtaltele, um ſich über die weilere Bekehrung Deutſchlands, über die Befeſtigung des Glaubens, Verbeſſerung der Kirchenzucht und anderer Angelegenheiten zu berathen; dergleichen Verſammlungen waren auf der Salzburg, zu Mainz, Liptin, Vernon, Soiſſons.

Da Burkardus das beſondere Vertrauen des heil. Bonifacius beſaß, ſo ward er von dieſem im Jahre 748 nach Rom geſandt, um über den Stand der kirchlichen Angelegenheiten in Deutſchland genauen Bericht zu erſtatten und zugleich die Beſtätigung des Erzbisthumes Mainz, welches die fränkiſchen Fürſten dem heil. Bonifacius übertragen wiſſen wollten, einzuholen.

Zwei Jahre ſpäter reiste er abermals, in Begleitung des Abtes Fulrad, von Paris nach Rom. Das Vertrauen der Reichsfürſten ſandte ihn zum hl. Vater, um deſſen Rath und Zuſtimmung zu erwirken zu der vorhabenden Regierungsveränderung, durch welche Pipinus auf den Thron des großen Frankenreiches erhoben werden ſollte. Burkardus brachte die Zuſtimmung des Papſtes Zacharias zurück, wofür Pipin ſich auch dankbar bewies; denn am Tage ſeiner Kronung übergab er mit Zuſtimmung aller zu Soiſſons verſammelten Reichsfürſten dem heil. Burkardus und allen ſeinen Nachfolgern das ganze Herzogthum, wie es die früheren Herzoge beſeſſen hatten.

Doch die Demuth des Mannes Gottes wich auch dieſer neuen Würde nicht. Er glaubte, die irdiſche Gewalt, welche der Herr in ſeine Hände legte, ſich nur dazu verliehen, um das Reich Gottes auf Erden deſto ſchneller und glücklicher ausbreiten zu konnen. Er ſah in den zeitlichen Gütern, über welche er jetzt zu verfügen hatte, nur ein Mittel zur feſtern Begründung der Kirche in Franken, zur Beförderung der Ehre Gottes, zur Hülfe der Armen und Leidenden. Er ſelbſt lebte ſo einfach und ſparſam, ſo beſcheiden und demüthig, daß er ſich eines Biſchofsſtabes von Hollunderholz bediente. Da er nun reichlichere Mittel hatte, ſo gründete er nebſt dem Kiliansſtifte ein zweites Benediktinerkloſter, welches er jenſeits des Maines am Fuße des Marienberges erbaute und reichlich fundirte. Er weihte es der heil. Jungfrau und dem heil. Apoſtel Andreas, und bald erhielt das Stift noch einen dritten Patron — den hl. Magnus.

Magnus, ein Engländer von Geburt, war ein Schüler des heil. Burkardus. Dieſer hatte ihn mit einigen Gefährten in die Heimath zurückgeſendet, um dort die Irrgläubigen zur wahren Lehre zuruckzuführen. Sein Eiſer wurde mit der Marterkrone belohnt und kurz nach Vollendung des Andreaskloſters (753) kam ſein heiliger Leichnam aus England in Würzburg an, wo er unter großem Jubel empfangen und in der neuen Kirche beigeſetzt wurde. Biſchof Hugo ließ ihn ſpater in die Kiliansgruft übertragen. Das Andreaskloſter war der Lieblingsaufenthalt des hl. Burkardus, ſo wie mehrerer ſeiner Nachfolger. Nachdem der Heilige faſt dreißig Jahre lang für das Heil des Frankenlandes gearbeitet hatte und ſein Alter ſich zu ſchwach fühlte, um die Bürde des biſchoflichen Amtes länger zu tragen, beſchloß er, dieſelbe niederzulegen und in ſtiller Zuruckgezogenheit ſich auf den Tod vorzubereiten. Er ſandte deshalb ſeinen Stifts-Vogt, den Grafen Luitfried, an den König Pipin und eine Geſandtſchaft von Geiſtlichen an den Erzbiſchof Lullus zu Mainz (denn auch Bonifarius hatte in demſelben Jahre das Erzbisthum niedergelegt), um dieſe Angelegenheit in Ordnung zu bringen und zu bewirken, daß er den Abt Meginaud zum Nachfolger erhalte. Es wurde dem Wunſche des greiſen Biſchofs in Allem entſprochen. Rührend war der Abſchied des Heiligen von ſeinem tiefbetrübten Clerus und dem weinenden Volke. Mit väterlicher Zärtlichkeit ermahnte er die Heerde zur Standhaftigkeit im Glauben und in der Liebe zu Gott und allem Guten, zu Treue und Folgſamkeit gegen ſeinen Nachfolger. Mit heiliger Demuth bat er um Verzeihung, wenn er Jemand Unrecht gethan oder Aergerniß gegeben haben ſollte, und empfahl dann ſeine geliebte Heerde der Huld und Gnade des Herrn.

Mit ſechs Jüngern, welche er ſich aus dem Andreas-Kloſter gewählt hatte, machte er ſich nun auf die Reiſe nach Michelbach im Odenwalde; denn hier gedachte er die letzten Tage ſeines Lebens in kloſterlicher Abgeſchiedenheit zuzubringen. Unterwegs beſuchte er die kleine Kloſtergemeinde, welche zu Homburg am Maine ihren Wohnſitz aufgeſchlagen hatte. Hier aber überfiel ihn eine Krankheit, welche eine völlige Entkräftung und das Ende ſeiner ſegenvollen irdiſchen Laufbahn he beiführte. Er ging am Feſte der Reinigung Marä, die er im Leben ſo innig verehrt hatte, ein in die Freuden der Seligen im Jahre 754. — Das Kloſterhaus in Homburg iſt längſt verſchwunden, doch iſt noch die Grotte zu ſehen, wo der Heilige im Gebete verweilte. Sein Leichnam wurde nach Würzburg gebracht und in der Kiliansgruft beigeſetzt. Gott aber verherrlichte ſeinen treuen Diener wie im Leben, ſo nach ſeinem Tode durch vielfache Wunder.

Bonifazius, der deutſche Apoſtel.

Oratorium in 2 Abtheilungen von Kahlert, in Muſik geſetzt von G. Fr. Keller, kaiſerlich ruſſiſchem Hof-Kapellmeiſter.

Um ein Kunſtwerk vollſtändig beurtheilen zu können, gehört außer den nöthigen Kenntniſſen und Fähigkeiten, auch noch dee gehörige Standpunkt dazu, von welchem aus es betrachtet werden muß. Sodann ſoll der Beurtheiler möglichſt partheilos ſeyn, ferner: nicht durch Vergleiche abmeſſen und ſchätzen, ſondern euhig ſeine Anſicht, mit Gründen unterſtützt, auf freimüthige Weiſe (ohne Lobhudelei aber auch ohne Tadelſucht) ausſprechen. Wir ſind Menſchen, können ieren und fehlen; dies vorausſchickend, wollen wir unſere nachſtehenden Ideen nicht füe ein Evangelium ausgeben, abee doch auch dieſelbe nicht durch leidenſchaftliche, blinde Behauptungen umſtoßen laſſen.

Die Dichtung anbelangend, müſſen wie geſtehen, daß dieſelbe echt poetiſch und zur Compoſition geeignet iſt. Der Dichter hat ſich ſehr an die dramatiſche Form gehalten; niemals erzählend oder ſchildernd, treten ſeine Perſonen immee handelnd und empfindend ſelbſt auf. Dies darf man ja nicht überſehen, weil der Selbſtempfindende ſich jedesmal beſtimmtee und wahrer ausſpechen wird, als der Schauende und Beeichtende. Doch nun zur Muſik ſelbſt. Der Totaleindruck davon auf das ganze Publikum und auch auf uns, wae ein ſehr günſtigee. Mit ſehr großem Inteeeſſe ſah man die hieſigen Kunſtkenner und Kunſtfreunde, Text-Bücher in den Händen, der Aufführung entgegen haeren.

Die Einteilung beginnt mit einer Unisono-Figur dee Streich-Inſtrumente in C-moll, es treten die Blasinſtrumente bald mit

gehaltenen Noten ein, die früheren Figuren kehren in mannichfaltigen Verſchlingungen und Imitationen wieder und das eintretende C-dur macht einen ſchönen großartigen Effect. Dieſe würdige Einleitung zeichnet ſich durch ſolide Inſtrumentirung aus. Nro. 1 Recit. und 2 Arie des Winfried ¾ C-dur ſind fromm-gemüthlich gehalten; Nr. 3 Chor der Engel in F-dur, ſehr freundlich und lieblich, iſt mit einer obligaten Figur der Blasinſtrumente durchwebt, welches ſich reizend ausnimmt; — man glaubt den Himmel offen und die lieben Engelsköpfchen auf uns niederblicken zu ſehen. Nr. 4. Recit. des Gabriel zeichnet ſich durch ſeine melodiöſe Einleitung und durch überraſchende Modulationen vortheilhaft aus.

Nr. 5. Arie in H-moll ³⁄₄ ſanft tröſtend — beinahe mitleidig klagend — ſpäterhin beim Eintritt von H-dur (Triolen in der Begleitung) ſtärkermuthigend. Gabriel verweiſt den betenden Apoſtel, bei ſeinem göttlichen Berufe, auf den Beiſtand des Höchſten. Wir finden dieſe Piece ſehr ſchön und bedauern nur, daß die Primo-Violinen in der delicaten Figur am Schluſſe nicht beſſer d'accord waren.

Nr. 6. Ein ſehr kräftiger Chor der Chriſten. In dem Dur Recit. Nr. 7. zwiſchen Winfried und dem Heidenjüngling, welcher dem Götzendienſt entſagt und zur wahren Lehre übertritt, ſich von Winfried taufen läßt, ſind herrliche einzelne Parthien, namentlich die ſehr effectvolle Anwendung der Blasinſtrumente hervorzuheben. Nr. 8. Ein ſehr hübſches fromm-gemüthliches Duett für Tenor und Baß, welches ſich rauſchenden Beifall erwarb, wird von einem lieblichen Engelchore geſchloſſen und geht dann zu Nr. 9 einem effectvollen Fugato libera über. Sehr friſch nimmt ſich die obligate Figur der Violine aus.

II. Abtheilung.

Drei Schläge der großen Trommel und Cinellen ertönen. Manch Kopfſchütteln, manch Achſelzucken wurde bemerkbar bei dieſen ſehr kräftig geführten Schlägen; es ſprachen ſich auch mehrere Stimmen tadelnd darüber aus — und doch ſind ſie motivirt durch das Gedicht. Die Horde der wilden, menſchenopfernden Heiden umgibt die Altäre ihrer Gottheiten, Odin, Thor, Freiga und ſingt dazu: „Mit ehernem Klang“ ꝛc. (Nr. 10) Es macht dieſe Piece einen herrlichen Effect, kräftig-wild, faſt trotzig-keck — aber wie wird man ſich eine Rotte Heiden in eben beſchriebener Situation anders denken können, als in rohe, barbariſche Töne ausbrechend — verſteht ſich von ſelbſt, daß Hr. Keller dieſe Töne doch in richtige Harmonie (nach J. J. Rouſſeau iſt die Harmonie ja auch ſchon eine barbariſche Erfindung) gebracht hat. Die große Trommel ſoll wahrſcheinlich ein Tamtam (welches hier nicht exiſtirt) ſeyn und das Anſchlagen an eine eherne Säule vorſtellen, welches den Heidengottesdienſt eröffnet. Nr. 11 Gebet des Prieſters mit Bäſſen, Cellos, Fagotts begleitet, finſter und rauh — den blinden Heidenglauben characteriſirend. Nach Wiederholung des Chors Nr. 10 leitet ein graziöſes Flötenſolo in das Recit. Nr. 12 ein, dem die ſehr melodiöſe Sopran-Arie Nr. 13 mit obligater B-Clarinette folgt. Dieſe Piece erwarb ſich allgemeinen Beifall.

Nr. 14. Recit. des nunmehr getauften Heiden-Jünglings Theodor, dem ſich das darauf antwortende Recit. und die Arie Nr. 15. des Bonifazius anſchließt. Das Publikum war entzückt durch die würdige Compoſition, ſo wie durch den vollendeten Vortrag derſelben. Nr. 16. Chor der Chriſten, fromm und einfach. Nr. 17. und 18: Recit. und Arie des Theodor, ſehr effectvoll — faſt theatraliſch (in Schneider's Weltgericht findet ſich ein Seitenſtück hinzu), wurde mit lautem Beifall belohnt. Das Gebet des heidniſchen Prieſters wiederholt ſich hier. Bonifazius tritt mit Nr. 19 zwiſchen die Menſchen opfernden Heiden; der Prieſter des Gottes Thor hebt eine Arie an, Nr. 20, welche eine außerordentlich ſtarke Stimme erfordert. Entweder müſſen ſich die Inſtrumente mehr mäßigen, oder es muß der Sänger ſeine Stimme mit 4 multipliciren können, ſonſt gibt es ein Mißverhältniß. Ruhig fromm iſt Nr. 21, leidenſchaftlich wild Nr. 22., wo die Heiden vergeblich Blitze fordern, womit ihre Götzen den Apoſtel Bonifazius vernichten ſollen, als er ihre Altäre ſtürzt und gar ihre geheiligte Eiche fällt, Nr. 23. (Eine malende Figur in den Baßinſtrumenten.) Die Götzen ſind natürlich unwirkſam, und dadurch wendet ſich die ganze Schaar dem Apoſtel zu: „im Herzen die Bekehrung unbewußt ſchon fühlend,“ Nr 24 den Chriſtengott anbetend. Dieſer Chor iſt im Ausdrucke herrlich. Nr. 25. Terzett-Recit. zwiſchen Theodor, Bonifaz und Gabriel iſt beſonders bemerkbar durch die gut angebrachten Ligaturen und Vorhalte beim Arioſo des zweiten; die Würde und Heiligkeit iſt dadurch gut charakteriſirt. Gabriel redet als Gottesbote nun die vereinten Chöre freundlich fromm an, und hiebei macht die Pauke in C G eine ſehr gute Wirkung. Nr. 26. Vereinter Chor in C-moll ¾ Grave oder Andante mosso, großartig, harmoniereich — ein Terzett der 3 Solis unterbricht denſelben, worauf die Schlußfuge mit allem Aufwand der muſikaliſchen Kräfte anhebt; die Violinen haben figurirte Begleitung dazu, das Fugenthema wird ſpäter verkürzt und im piu stretto endet es dann mit einem plagaliſchen Schluß.

Dies iſt unſere Anſicht über die Einzelheiten; ſollten wir dabei etwas vergeſſen haben, oder beſondere Schönheiten überhört, ſo bitten wir deßhalb um Entſchuldigung, da wir das Werk nur 1½ Mal hörten, d. h. ½ Probe und die Production. Der Komponiſt wird natürlich in ſeiner Partitur noch Schönheiten die Fülle haben, die uns aber erſt nach öfterer Anhörung mehr hervortreten würden. Die Inſtrumentirung im Allgemeinen anbelangend, iſt derſelbe reich, kräftig und modern. Ob die große Trommel und Piccolo im Oratorium überhaupt anzuwenden zuläſſig iſt, „darüber ſind die Gelehrten noch nicht einig“ — dieſelben waren nicht einig, als Mozart die Händelſchen Oratorien mit neuer, reicherer Inſtrumentation verſah; — desgleichen als geniale Köpfe, z. B. Beethoven, ſich zum Vortheile der Kunſt Freiheiten erlaubten. Wenn man auf Einigkeit dieſer Herren warten wollte — dann gingen Jahrhunderte darüber verloren. Um uns weiter über Rhythmik, Declamation, Characteriſtik und contrapunktiſche Durchführung ausſprechen zu können, bedurften wir, um genau dabei zu verfahren, noch mehrerer Productionen oder eine Durchſicht der Partitur, da dies uns aber nicht vergönnt iſt, ſo muß es hiemit ſein Bewenden. — Den Styl des Bonifacius anlangend, müſſen wir geſtehen, daß er ſich dem Opernſtyle nähert; — allein der Opern-Styl hat ſchon ſeit längerer Zeit Eingriffe in die Rechte der Kirche gethan, durch Anwendung von Choralen und Ritualien — was Wunder! daß die Kunſt Repreſſalien gebraucht?! Die Aufführung war gut zu nennen. Die Chöre, namentlich die Bäſſe, hätten ſtärker ſeyn ſollen. Hr. Keller iſt auch ein tüchtiger Dirigent — ohne ſich prahlend bemerkbar machen zu wollen, iſt ſeine Direction feſt, ſicher und beſtimmt. Fräul. Pfeuffer ſang lieblich und rein; Hr. Dr. Garvens trug in ſeiner zarten, weichen Manier die Tenorparthie mit vielem Beifall vor. Die Titelparthie Bonifazius wurde von Hrn. Huppmann mit gewohnter Meiſterſchaft vorgetragen; ſeine wohllautende Stimme, ſichere Intonation, Deutlichkeit der Ausſprache, Portament — werden dieſen Sänger ſchwer erſetzen laſſen, da Hr. Keller uns denſelben nach Petersburg entführt, weil er erkannte, daß ſolche Sänger werth ſind, einer kaiſerlichen Hofbühne anzugehören. Hrn. Keller den wärmſten Dank für den uns verſchafften Genuß durch ſein wirklich ausgezeichnetes Kunſtprodukt.

—r—

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 83. Dinstag, 11. Juli 1843.

Die Organiſation der Franzöſiſchen Preſſe.

(Schluß.)

Es erfolgt hieraus, daß die Preſſe in Frankreich, mit einigen Ausnahmen, eine große Lüge iſt. Geſetzt, ich hätte eine Idee, eine neue Idee, die dem Vaterlande von höchſtem Nutzen ſeyn könnte, die aber momentan den Actionären des Journals ſchadete, und dieſe ſind auch oft Actionärs anderer Unternehmungen, ſind Fabrikanten und Handelsleute, ſo wurden dieſe Blätter nicht allein meine Idee nicht aufnehmen, ſondern ſich ihr auch mit aller Kraft widerſetzen. Dies zeigte ſich beſonders kürzlich bei der Frage über den Handelstraktat mit Belgien, und ſo oft ein Douanengeſetz an der Tagesordnung iſt. Ich kenne einen Fall, wo ſich ein Journal weigerte, das Eiſenbahngeſetz in Schutz zu nehmen, weil ſein Haupt-Actionär Poſthalter war.

Erſcheint in Paris ein neues Journal, ſo iſt es ſtillſchweigende Taktik aller Journale, nicht von ihm zu ſprechen, und wäre auch die Weisheit Salomons jeden Morgen darin abgedruckt. Erſcheint aber ein Journal zu einem herabgeſetzten Preiſe, dann wird von allen Seiten auf dasſelbe losgedonnert, wie das neue Blatt la Nation von Genoude, das nur 30 Fr. koſtet. Da kommen die patriotiſchen langen Phraſen ſchaarenweiſe, die Principien ſchichtenweiſe. Die einzige Urſache aber iſt die fatale Concurrenz. Außer dem National, dem Charivari und der Phalange kenne ich in Paris kein Journal, das entſchiedene Principien hätte. Mit Geld kann man Alles von ihnen haben. Alſo iſt hauptſächlich zu unterſcheiden, wer das Geld giebt. Da gibt's die Regierung, dort ein Oppoſitionsmitglied. Es ſind aber immer bloß perſönliche Verhältniſſe, um die es ſich handelt.

Es gibt Journale in Paris, wo die Artikel bezahlt werden müſſen. Da man ſich nur bekannt durch die Preſſe machen kann und durch ſie einen Namen erhält, ſo muß der Schreiber eines Artikels, wenn es ein noch unbekannter junger Mann iſt, dieſen bezahlen, und je mehr Talent er hatte, deſto mehr mußte er zahlen, da er um ſo mehr Anerkennung dadurch erhielt. Ich kenne mehrere ſolche Fälle, die bei dem Journal la Patrie vorkamen. Freilich liegt ein ſolches Journal gewöhnlich in den letzten Zügen und beſteht nicht lange.

Trotz dieſem allen aber heilt ſich das Uebel von ſelbſt. Es gibt immer noch aufrichtige Organe, die Alles ihren Principien opfern. Zu dieſer Klaſſe gehören einige kommuniſtiſche Journale, wie la Fraternité, le Populaire, die von Ouvriers durch monatliche freiwillige Steuer unterhalten werden. Die Phalange entſtand durch den Nachlaß Fourrier's. Fourrier blieb immer Commis in einer Spezereihandlung für 1200 Fr. jährlich. Als er aber ſtarb, gab Conſiderant ſeine Bücher heraus, und ſie trugen 100,000 Fr. ein. Davon wurde die Phalange gegrundet, die ſieben Jahre lang einmal die Woche erſchien. Endlich gab ein Schotte 450,000 Fr., um ihre Ideen zu verbreiten. Seit vier Jahren erſcheint ſie dreimal die Woche und hat 1500 Abonnenten. Sie verzehrt jährlich 50,000 Fr. und muß zuletzt täglich als Journal oder als Revue monatlich erſcheinen.

Eine ſolche Revue bedarf der Caution nicht. Erſcheint ſie aber alle vierzehn Tage, ſo muß ſie 25,000 Fr. Caution ſtellen. Folgendes iſt der Urſprung der Revue indépendante. George Sand hatte einen Kontrakt mit der Revue de deux Mondes, kraft deſſen ſie ihr für 15,000 Fr. Romane liefern ſollte. Sie hatte die Hälfte des Geldes ſchon erhalten. Da ſchrieb ſie ihren Horace, der republikaniſch iſt. Die Revue aber erhält 30,000 Fr. jährlich vom Miniſterium, wies dieſen Roman zurück und wollte die Sand zwingen, ihre Romane in ihrem gouvernementalen Sinne zu ſchreiben. Die Sand gewann ihren Prozeß, oder beſſer die Revue ſchämte ſich zu klagen. Darauf vereinigte ſich Erſtere mit Leroux und Viardot, dem Gatten von Pauline Garcia, um eine neue Revue zu gründen. Aguado, der damals ein Organ für Spanien wünſchte — er hatte vor ſeinem Tode Abſichten auf das Miniſterium in Madrid — gab das Geld dazu. Bei ſeinem Tode war die Revue in Gefahr, ebenfalls zu ſterben. Jetzt aber haben ſich zwei junge reiche Leute aus Lyon an die Spitze geſtellt, und ſie wird gewiß den abgelebten beiden Revues von Buloz nicht allein ſchaden, ſondern ſie auch nach und nach ganz verdrängen.

Die Preſſe in Frankreich wird nicht frei, bis ſie den Händen der politiſchen Speculanten entzogen iſt. Es iſt ſchon der Fall vorgekommen, daß ein Eigenthümer eines Journals über Nacht alle ſeine Mitarbeiter an die entgegengeſetzte Partei verkauft hat. Gewöhnlich erhandeln ſie ſich durch ihre Charakterloſigkeit und Unwiſſenheit irgend eine Stelle, und der Mitarbeiter, der Grundſätze hat, wird brodlos, weil eben das Journal untergeht oder die Farbe wechſelt. Guizot unterhandelte ein ganzes Jahr mit Herrn Dutacq wegen des Siècle. Der Prozeß desſelben mit dem Geranten des Journals dauerte neun Monate. Kaum aber wußte das Publikum, daß das Siècle miniſteriell werden ſolle, ſo verlor es 10—15 Tauſend Abonnenten. Herr Peré, der Gerant, gewann ſeinen Prozeß gegen Dutacq, aber ſeine Abonnenten waren fort. Uebrigens iſt das Siècle das mittelmäßigſte Journal in Paris, und ſeine zahlreichen Leſer verdankt es bloß den Feuilletons und dem billigen Abonnements-Preiſe.

Das einzige Mittel, um der Preſſe in Frankreich

ihre Würde wiederzugeben, wäre die Aufhebung der Stempeltaxe. Merkwürdigerweiſe würden dadurch faſt alle Oppoſitionsblätter, wie ſie jetzt beſtehen, untergehen, ſogar der National. (Ein Franzoſe.)

Napoleon's Cabinet.

(Vom Baron v. Menneval.)

Der Haß Englands gegen Frankreich, ſeine Beharrlichkeit, ihm überall Feinde und Verlegenheiten zu erregen, ließen dem Kaiſer keinen Augenblick Ruhe. Doch ſeine Thätigkeit wuchs mit den Hinderniſſen; was mich betrifft, ſo war mein Eifer größer als meine Kräfte. Wenn die Beendigung irgend einer wichtigen Angelegenheit, die ſchleunige Abſendung eines Couriers oder die Entwerfung irgend eines neuen Plans ihn des Nachts aufzuſtehen zwangen, ſo ließ der Kaiſer mich wecken. Ich fand ihn in ſeinem weißen Hausrock im Kabinet auf- und abgehend, die Hände auf den Rücken gekreuzt, oder aus ſeiner Doſe ſchnupſend, weniger aus Neigung als aus Gewohnheit. Seine Ideen entwickelten ſich unter ſeinem Diktat mit einem Reichthum und einer Präziſion, woran man erkannte, wie tief er von ſeinem Gegenſtand erfüllt war. Nach Beendigung der Arbeit und zuweilen mitten in derſelben ließ er Eis oder Sorbet kommen, fragte mich, was ich vorzöge, und ging in ſeiner Sorgfalt ſo weit, mir zu rathen, was nach ſeiner Anſicht meiner Geſundheit am zuträglichſten ſey. Hierauf legte er ſich nieder, wenn auch nur auf eine Stunde, und bald lag er wieder in tiefem Schlaf. Man brachte des Abends keine ſubſtantiellen Nahrungsmittel in ſein Zimmer, wie es vor der Revolution bei Hofe Sitte geweſen. Der enorme Appetit der Prinzen des alten regierenden Hauſes war auf den Kaiſer nicht übergegangen. Nur ein Beamter des Mundvorraths ſchlief neben dem Kabinet, um die Erfriſchungen, die er verlangen könnte und die vorher zubereitet worden, aufzutragen.

Der Kaiſer hatte auf ſeinem Büreau Etats der Land-Armee und der Marine, die von den betreffenden Miniſtern am erſten jedes Monats eingeliefert wurden. Dieſe Etats waren in Rubriken getheilt, und dieſe enthielten die Nummer der Infanterie- und Kavallerie-Regimenter, den Namen der Oberſten, die Stärke jedes Bataillons, jeder Eskadron und Compagnie, die Departements, in welchen ſie rekrutirt wurden, und die Anzahl der Leute, welche ſie durch die Conſcriptionen empfingen, die Orte, in welchen das Regiment vereinigt oder detachirt war. Wenn ſogenannte Marſch-Regimenter gebildet wurden (dieſe beſtanden aus den Konſkribirten, welche, wenn ſie in hinreichender Anzahl beiſammen waren, in temporairen Brigaden oder Diviſionen mit Artillerie über die Gränze geſchickt wurden, um dann, an dem Ort ihrer Beſtimmung angelangt, in die verſchiedenen Regimenter zerſtreut zu werden), ſo war ihre Zuſammenſetzung, ihre Beſtimmung, das Datum ihres Abmarſches und ihrer Ankunft in dieſen Etats verzeichnet. Die Genie- und Artillerie-Corps und die Kanonen-Batterieen hatten ebenfalls ihren Platz in dieſen Etats, welche mit um ſo größerer Sorgfalt gehalten wurden, als der Kaiſer ſelbſt öfter Gelegenheit hatte, ihre Genauigkeit zu verifiziren. Wenn er Leuten einzeln oder in Pelotons begegnete, ſo erkannte er gleich an der Nummer, nach welchem Punkte ſie ſich zu begeben hatten, und die Orte, wo ihre Etappen waren.

Der Kaiſer empfing dieſe Etats mit ganz beſonderer Genugthuung. Er las ſie mit Entzücken und erklärte, daß kein Werk der Wiſſenſchaft und Literatur ihm ſo viel Vergnügen mache. Seinem erſtaunlichen Gedächtniß blieben alle dieſe Details feſt eingeprägt. Nur die Orthographie und die Ausſprache der Namen wurde ihm ſchwer; dieſe behielt er nie richtig. Doch wenn die Namen ihm entfielen, ſo war ihre bloße Erwähnung hinreichend, um ihm das Bild des Individuums oder der Localität lebendig vor Augen zu ſtellen.

Gewöhnlich brachte ich dem Kaiſer die Morgen-Journale, und während er ſeine Toilette vollendete, las ich ihm die Artikel vor, die er mir bezeichnete, oder die mir ſeiner Beachtung werth ſchienen. Sie gaben faſt immer Anlaß zu einigen Bemerkungen von ſeiner Seite. Sein erſter Leibarzt Corviſart oder ſein gewöhnlicher Chirurg Yvan waren zuweilen bei ſeiner Toilette zugegen.

Der Kaiſer gab oft Corviſart Gelegenheit, ſeine Kunſt zu vertheidigen, indem er ſich in Ausfällen und Witzen über die Aerzte erging. Corviſart, indem er die Ungewißheit der Medizin zugab, vertheidigte doch ihren Nutzen mit einer Kraft der Gründe, welche oft den Spott auf den Lippen ſeines Gegners zum Schweigen brachte.

Die ſtrenge Ordnung, die Napoleon in ſeinen Ausgaben beobachtete, zog ihm den Vorwurf des Geizes zu, wenigſtens ſtellte er ſich, als ob er dies glaube. Eines Tages ſagte er zu dem Fürſten von Benevent: »Talleyrand, man behauptet, ich ſey geizig.« Dieſer antwortete ihm mit Gemeinplätzen, er ſey der große Conſervateur u. ſ. w. Der Kaiſer fuhr in bedeutſamem Tone fort; »Sie ſind reich, Talleyrand; wenn ich einmal Geld brauche, ſo werde ich mich an Sie wenden. Wohlan, die Hand auf's Herz, wie viel haben Sie bei mir gewonnen?« Der Fürſt von Benevent antwortete, ohne in Verwirrung zu gerathen, daß er durchaus nicht reich ſey, daß er Alles, was er beſäße, dem Kaiſer verdanke, und daß er alſo nichts habe, was nicht zu ſeiner Verfügung ſtände. Dieſe kleine Scene ſchien mir durch ein Gefühl des Mißtrauens gegen Herrn von Talleyrand veranlaßt zu ſeyn; es war nach der Rückkehr von Erfurt. Der Exminiſter nahm zuweilen den Schein einer bedrängten Lage an; vielleicht war auch dieſe Lage nicht erheuchelt und eine Folge der unglücklichen Speculationen, denen er ſich hingab. Er ließ damals ſeine Bibliothek, ſeine Gemälde und andere werthvolle Gegenſtände verkaufen; als das Glück ihn wieder begünſtigte, kaufte er ſie zurück.

(Aus dem „Mag. f. Lit. d. Ausl.")

Der l'Hombre-Spieler.

Ich will Ihnen eine Begebenheit mittheilen, die ſich vor einigen Jahren in der Nähe von Berlin zugetragen hat und deren Wahrheit bei aller ihrer Abenteuerlichkeit, in Folge der ſorgfältigſten gerichtlichen Unterſuchungen, vollkommen dargethan iſt. Mir hat ſie der ehemalige Stadt-Rath Friedlander aus Berlin erzählt, mit dem ich auf den Ruinen von Tarand zuſammentraf und einige um ſo glücklichere Stunden verlebte, da er mir von ſeinen Zeitgenoſſen Leſſing, Nicolai, Moſes Mendelsſohn und andern manches Anziehende und Merkwürdige zu ſagen wußte.

In der Nähe von Berlin lebte auf ſeinem Gut ein

Hr. v. B., ein ſehr bejahrter Mann, der nach einer kinderloſen Ehe mit einer Schweſter des Generals Rüchel Wittwer geworden war und zum präſumtiven Erben vier junge Neffen hatte, die ſich nicht weit von ſeinem Wohnorte aufhielten und das Ende ſeines Lebens und ihrer beſchränkten Lage mit Sehnſucht erwarten mochten. Hr. v. B. war ſeit vierzig Jahren in der ganzen Nachbarſchaft durch nichts bekannt, als durch ſeinen Geiz und ſeine Leidenſchaft für das l'hombre-Spiel, das in dieſer ganzen langen Zeit, nächſt dem Gelde, den einzigen Gegenſtand ſeiner täglichen Beſchäftigung und ſeines täglichen Vergnügens ausgemacht hatte. Endlich erbarmte ſich der harrenden Erben der Tod; man meldet ihnen den vor etwa 24 Stunden plötzlich erfolgten Hintritt des Oheims. Sie eilen in das Sterbehaus und erkundigen ſich in dieſem, ſchon des Wohlſtandes halber, zuerſt nach der Leiche des Erblaſſers, die ſie in dem wohlbekannten Schlafrocke desſelben noch in dem Schlafzimmer und auf dem Bette finden. Indeſſen hatte nicht der Wohlſtand allein ſie in das Zimmer geführt. In dieſem Zimmer befand ſich auch des Wohlſeligen Pult, deſſen Inhalt ihnen über ihre Wünſche und Hoffnungen Gewißheit geben ſollte. Kaum erwarten ſie den Augenblick, in dem ſie allein ſind, um es zu öffnen. In froher Haſt werfen ſie Rechnungen, Briefe und andere gleichgültige Papiere durcheinander, um zu der Hauptſache, des Oheims Hauptbuch, zu gelangen; und wie angenehm finden ſie ſich in ihren Erwartungen getäuſcht, als ſie ſtatt der vermutheten 100,000 Rthlr. eine Erbſchaft von mehr als 350,000 Rthlrn. entdeckten.

Mit Mühe unterdrückten ſie den Jubel in ihren Herzen, um nur eine erträgliche Ernſthaftigkeit zu erzwingen. Doch wird ein leckeres Mittagsmahl beſtellt, der beſte Wein aus dem ererbten Keller aufgetiſcht und in einem an das Schlafkabinet gränzenden Zimmer tafeln die jungen Herren nach dem wohlgerathenen Werke in der glücklichſten Stimmung von der Welt, wie ſie die Ausſicht auf die nahe Ausführung ſo manches Lieblings-Planes nur immer gewähren kann. Die langweilige Zeit, die man während der Vorbereitungen zur Beerdigung denn doch im Sterbehaus zubringen muß, zu vertreiben, ſchlägt einer der jungen Herren ſeinen Miterben für den Nachmittag eine Partie l'hombre vor. Der Vorſchlag wird angenommen, und gleich in dem Speiſe-Zimmer der Spieltiſch arrangirt. Nachdem ſie ſchon eine geraume Zeit geſpielt, laßt ſich ein Geräuſch im Nebenzimmer hören, das ſie wohl bemerken, auf das ſie aber weiter nicht achten, weil es gleich wieder ſtille wird. Wie groß indeſſen iſt ihr Entſetzen, als nach etwa einer halben Stunde der verſtorbene Oheim, freundlich an der Mütze rückend, in die Thür des Schlafzimmers tritt. »Ei, ei, Kinderchen,« ruft er ihnen zu, »ſeyd ihr da! Davon habe ich ja gar Nichts gewußt. Und,« fügte er ſchnell hinzu, als er die Beſturzung auf den leichenblaſſen Geſichtern erblickt, »laßt euch doch nicht ſtören. Bleibt ſitzen, bleibt ſitzen. Ihr habt mich beſucht, da ihr von meiner Unpäßlichkeit hörtet, und mich in meinem Schlummer nicht ſtören wollen. Bleibt nur ſitzen und ſpielt nur fort. Ich ſetze mich zu euch und ſehe zu. Ihr wißt ja daß ich von dem Spiel auch Etwas verſtehe.«

Wirklich ſetzt ſich der verſtorben geglaubte Oheim zu ſeinen Neffen, die in dem Augenblick nichts Beſſeres, als ſeinen Rath zu befolgen, wiſſen, obgleich das Unerhörte ihrer Lage ſie faſt ſinnlos macht. Ach, und jede Ueberlegung zeigt ihnen nur die Troſtloſigkeit dieſer Lage. Der Tod war nur Schein, die Erbſchaft war es auch, und für jetzt iſt ſie verloren. Schlimmer noch als Das! nicht lange konnte ihr Treiben dem Oheim verborgen bleiben. Die Verwirrung und zum Theil Vernichtung ſeiner Papiere muß den bis zur Pedanterie pünktlichen alten Mann, der lachenden Erben unanſtändige Haſt und ihr Jubiliren in der Nähe der vermeinten Leiche den Verwandten empören. Für immer iſt ſie verloren die köſtliche Erbſchaft! Der Alte allein, um den ſich aller dieſer Tumult der Angſt dreht, iſt unterdeſſen ganz unbefangen mit dem Spiele beſchäftigt, das endlich, die alte Luſt erweckend, ihn den Wunſch, daran Theil nehmen zu können, äußern läßt. Sogleich iſt einer der Neffen ihm ſeine Karten abzutreten erbötig, doch hat er einige Marken verloren. Das hält den ſeinem Glück vertrauenden Oheim nicht ab, das Erbieten anzunehmen. Und wirklich begünſtigt ihn das gewohnte Glück, das endlich nach kurzer Zeit ihm ein großes Soloſpiel in die Hand wirft. Mit freudiger Spiele-Ungeduld muntert er die Mitſpieler zum Spiele auf. Macht zu, rief er ihnen zu, kauft nur, kauft! Er hilft euch alles Nichts, dießmal zahle ich euch aus. Ihr müßt mir bezahlen, alle bezahlen! Was iſt Trumpf, ruft er dann aus — indem er mit dem Ausſpielen der Trümpfe auszuziehen beginnt — Spadille! — und in demſelben Moment ſinkt er zuſammen, jetzt wirklich todt. — Es iſt begreiflich, daß die Erben, ſchon der Familie, noch mehr ihrer ſelbſt wegen, den unerhörten Vorfall zu verheimlichen bemüht waren. Die Sonderbarkeit des ſich demungeachtet bald verbreitenden Gerüchts veranlaßte aber die nahe Obrigkeit, zuerſt dem Grunde desſelben näher nachzuforſchen, dann, eine förmliche Unterſuchung anzuſtellen, deren unverdächtiges Reſultat ich Ihnen eben erzähle.

Selten mögen wohl das Entzücken und die Todesangſt, das Glück und der Verluſt, die verderblichſte Gefahr und die vollkommenſte Rettung, im tollen Humore wechſelnd, ſich ſo nahe und die Meinungen und Gefühle einer kleinen Geſellſchaft in ſo ſchneidenden Kontraſten geſtanden haben, als hier. Und — ſollte nicht das Benehmen der Erben hinreichen können, die Erſcheinung zu erklären, die ihre Strafe war? Konnte nicht in dem alten Spieler, auf dem dunkeln und geheimnißvollen Uebergange vom Seyn zum Nichtſeyn, noch ein helles Aufflammen des erſteren erregt werden, indem die gewohnten, mächtigen Zauberworte des Spiels aus dem Nebenzimmer, ihm ſelber unbewußt, wie Reizmitel auf die ſchlummernden Organe wirkten? — Und würde er nicht vielleicht fortgelebt haben, wenn ihm nicht das ſchadenfrohe Glück eben jenes große Spiel zugetheilt hätte? Eine dauernde Spannung konnte die Maſchine wieder gehörig in den Gang bringen. So aber hörte ſie auf, — er fühlte ſich befriedigt und er ſank hin, Schiller's Thekla parodirend. Er hatte gelebt — und geſpielt.!

(Regensb. Unterhaltungsbl.)

Digitized by Google

Notizen=Blatt.

(Artiſtiſches.) Sgr. Giuſeppe Rottelli, ein geſchickter Mechaniker in Genua, ſoll die Windharmonica auf eine Weiſe verbeſſert haben, daß ſie in kurzer Zeit in Orcheſtern adoptirt und als edleres, ſelbſtſtändiges Inſtrument, wie die Flöte, Violine, Harfe und das Piano ꝛc. Geld und Rang erlangen dürfte.

Hr. Plantier hat eine ganz neue Methode der Stenographie erfunden und erregt damit ein ungewöhnliches Aufſehen in Paris. In zehn Lectionen bildet er einen gewandten Schüler zum fertigſten Schnellſchreiber. Auch ſoll er vom Miniſter des öffentlichen Unterrichts die Erlaubniß erhalten haben, eine Schule zu eröffnen, wobei er nach den günſtigen Auſpicien auf den lebhafteſten Zuſpruch rechnen darf.

(Miscellen.) Alphons Karr, der beißend-geiſtreiche „Weſpenſchreiber“ ſtammt aus Deutſchland; ſein Großvater war Kapellmeiſter in Würzburg und erſt ſein Vater wendete ſich nach Frankreich.

Prof. Magnus hat unlängſt der Geſellſchaft naturforſchender Freunde in Berlin zwei Stücke Talg vorgelegt, welche man in alten Gruben aufgefunden hat, wohin ſie vor mehr als hundert Jahren gelegt und vergeſſen worden ſind. Sie haben ſich in ihrer Subſtanz beinahe gänzlich verhärtet und ſind dergeſtalt erhärtet, daß ſie von einem Speckſtein kaum zu unterſcheiden waren.

In dem Werke des M. J. W. Beechey: „Voyage of discovery towards the North-Pole per formed etc. under the command of Captain David Buchau“ finden wir die folgende intereſſante Stelle, welche bei den Naturforſchern eine beſondere Aufmerkſamkeit erwecken dürfte: „Wir haben unter dem achtzigſten Grade nördlicher Breite aus einer Meerestiefe von 80 — 300 Klaftern zu öfteren Malen ſondirt und verſchiedene Arten von Zoophyten, Seeſternen, Hummern, einen abgeſtorbenen, in einen Stein verwachſenen Korallenzweig, und einen Seeſchwamm an's Licht heraufgezogen. Wir verwunderten uns natürlich nicht wenig, unter dieſen Breitengraden ſolche Zoophyten, zumal eine Koralle, zu finden, die ſich bisher nur in einer milderen ſüdlichen Zone treffen ließ. Bei dieſem Umſtande dringt ſich die Vermuthung von ſelbſt auf, daß dieſes Pflanzenthier durch eine unterſeeiſche Strömung aus ſeiner Heimath fortgeriſſen und bis zum hohen Norden hinaufgeſpült worden ſey; wir kennen aber außer dem Mal- oder Golfſtrom keine Bewegung im Ocean, welche das zu bewirken im Stande geweſen wäre. Aber geſetzt auch, daß ſolch eine Strömung unter der Meeresfläche exiſtirte, die vermögend war, jenen Stein durch eine ſo ungeheure Strecke zu wälzen, ſo widerlegt ſich dieſe Annahme wieder dadurch, daß der Korallenzweig an ſich unverletzt war, was bei einer Fortſchaffung der erzählten Art nicht hätte geſchehen können. Ir Folge deſſen iſt nun Berichterſtatter der Meinung: dieſes Thier ſey allerdings an Ort und Stelle, wo man es fand, gewachſen und könne, der bisherigen Annahme entgegen, entweder einen ſehr hohen Grad von Kälte ertragen, oder es habe die Temperatur der Polarregion eine ſehr beträchtliche Veränderung erlitten.“

(Ein Puff.) Bezüglich des Theaters ſcheint es, daß Scribe, laut Anordnung ſeines Arztes, ſich weigert für die kgl. Theater zu ſchreiben. Seine Geſundheit iſt ſehr geſchwächt und in dieſem Augenblicke iſt ihm ſogar das Reden unterſagt, was ihn jedoch nicht am Schreiben hindert. Sein Doctor bemerkte ihm, daß er ſich nicht einfallen laſſen ſoll, langwierige Arbeiten zu unternehmen. Und ſo iſt alſo die Feder Scribe's zur Unthätigkeit verurtheilt; nur der Zerſtreuung wegen und aus diätetiſchen Rückſichten iſt es ihm erlaubt, ſich auf die Fabrikation einer unbegränzten Zahl von Vaudevilles zu beſchränken; eine Erlaubniß, die er im weiteſten Sinne des Wortes benutzt, denn ſeine wahrlich außerordentliche Fruchtbarkeit erinnert an den nicht weniger außergewöhnlichen Appetit des famöſen Schweizers de Verneuil — „Wie viel Truthühner würdeſt Du zu Mittag zuſammeneſſen?“ fragt ihn eines Tages ſein Herr, neugierig, den tiefen Grund ſeines Magens zu ſondiren. — „Truthühner? Ich weiß nicht, Herr! ich habe es noch niemals verſucht,“ erwiederte der helvetiſche Koloß. — „Nun beiläufig.“ — „Ich glaube, daß ich ihrer vier, fünf, vielleicht auch ein Dutzend eſſen würde, aber mehr nicht.“ — „Und Haushühner?“ — „Hühner? fünfzehn, zwanzig, mehr oder weniger.“ — „Und Tauben?“ — „Tauben? dreißig, vierzig, fünfzig . . . .“ — „Und wie viel würdeſt Du Lerchen eſſen, wenn man es verlangte?“ — „Die würde ich immer fort . . . . fort eſſen . . . . Die Vaudevilles ſind die Lerchen des Hrn Scribe, er wird ſie uns immerfort . . . . fort auftiſchen, wie der Schweizer Verneuil ſagte.

Eine Dame, welche öfter an Heiſerkeit litt, rief ihrem Mädchen. „Ach Mama,“ bat ihr Töchterchen, „laß mich rufen, Du haſt einen ſchlechten Ruf.“

Die dritte Frau des großen Milton war von ſehr zänkicher Gemüthsart, beſaß aber eine ſehr friſche Geſichtsfarbe. Ein franzöſiſcher Edelmann, der den Dichter des verlorenen Paradieſes beſuchte, um ihm ſeine Achtung zu bezeigen, war davon ſo ſehr bezaubert, daß er ausrief: „Wahrhaftig, Hr. Milton, Ihre Frau blüht wie eine Roſe.“ — „Das mag ſeyn,“ entgegnete der große Dichter ſeufzend, „aber zum Unglücke bin ich blind und fühle nur die Dornen dieſer Roſe.“

„Im Himmel werdet Ihr es gut haben,“ ſagte man zu einem Bauer, „da braucht Ihr gar nicht zu arbeiten.“ Der Bauer zweifelte und ſagte: „da wird ſich wohl auch Etwas finden, da werde ich müſſen donnern helfen.“

Ein arger Geizhals machte einem jungen reichen Wüstlinge Vorſtellungen über ſeine Verſchwendung und ſagte am Ende: „Warum leben Sie nicht ſo, wie ich?“ „Ach,“ lachte der Bonvivant, „ſo kann ich immer noch leben, wenn ich nichts mehr habe.“

Der große Mime Baron war von der Marquiſe v. C. . . . wohlgelitten, doch geſtatteten ihre Vorurtheile nicht, ihn anders als des Abends im Familienzirkel bei ſich zu ſehen. Das verdroß Baron und er machte einſt ſeinen Beſuch, als eine glänzende Geſellſchaft verſammelt war. Entrüſtet fragte die Marquiſe: „Was führt Sie zu mir, mein Herr?“ — „Ich wollte nur meine Nachtmütze holen, die ich geſtern hier ließ,“ antwortete Baron und verließ das Zimmer.

Ein Bramarbas, der eben vom Felde zurückkehrte, hielt es für gerathen, ſeinen Heldenſinn daheim durch Sporengeklirr zu verlautbaren. Auch trug derſelbe einen fürchterlichen Schnurrbart, wodurch der Mund ganz überhangen wurde. „Warum trägt denn,“ fragte Jemand, „der junge Herr ſolch einen gewaltigen Bart?“ „Das will ich Ihnen ſagen,“ verſetzte ein Anderer, „weil er keine Haare auf den Zähnen hat, will er ſie damit bedecken.“

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 84. Donnerſtag, 13. Juli 1843.

Erlebtes auf Berufswegen.

(Von Dr. Karl Eſterle.)

Es war im Jahre 1839 im Monat Juli, als ich einen Transport unheilbarer Geiſteskranker aus der hier überfüllten Irrenanſtalt in das Verſorgungshaus nach Ybs zu überbringen hatte.

Um eine leichte Ueberſicht über meine Pflegebefohlenen zu haben, fuhr ich in einem halbgedeckten Wagen, indeß vor mir ein Zug von 18 geſchloſſenen Reiſewagen, wo in jedem ein Geiſteskranker, und zur nöthigen Aufſicht überall ein Wärter ſaßen, die Straße entlang rollte. In jeder Ortſchaft, die ich mit meinem Transport paſſiren mußte, fehlte es an Gaffern durchaus nicht, und einzelne Irrſinnige, von der Reiſe aufgeregt, vermehrten durch ihr Geſchrei und ihre lebhaften Geſten noch mehr die Neugierde der Vorübergehenden. Mir war dieſe Neugierde keineswegs unerwartet, ich konnte ſie täglich, ja faſt ſtündlich beobachten. In der Irrenanſtalt, wo ich als Hausarzt angeſtellt war, äußerten ſich häufig die fremden Beſucher, daß ſie an den meiſten Geiſteskranken wenig Irres fänden, weil, vermuthlich ganz gegen ihre Erwartung, die armen Unglücklichen ihren Beſuchern zu wenig gewünſchte Bockſprünge machten. Die Laien ſuchen meiſt in den Anſtalten eine Geſellſchaft jener ſchwankreichen Hofnarren früherer Jahrhunderte, und finden häufig Menſchen, die auf die ihnen vorgelegten Fragen oft ſo ſchlagende Antworten geben, daß ſie die Frager in Erſtaunen, ja oft in Verlegenheit ſetzen. Es ereignete ſich daher nicht ſelten, daß viele der Geiſteskranken von den unkundigen Gäſten als politiſche Opfer betrachtet wurden.

Nicht ſelten hat ſich mir die Frage aufgedrungen: Was wollen die Neugierigen hier in dieſer Anſtalt? Sie kommen die Verunſtaltung der edlen Menſchennatur zu ſchauen, wie man ein unförmliches Götzenbild anſchaut, und nur bei Wenigen glaubte ich wahrzunehmen, daß die Beſucher gedemüthigt über die Gebrechen der menſchlichen Natur die Anſtalt verließen. Wie oft hörte ich die Beſucher bei einzelnen Geiſteskranken ausrufen: »O der Menſch iſt glücklich in ſeinem Wahn,« und wie oft fühlte ich das traurige Gegentheil. Möge der Geiſteskranke ſich mit überſchwenglicher Hoffnung ſchmeicheln, möge ſeine ſchwelgeriſche Phantaſie Welten hervorrufen, in denen er als Weiſer, Mächtiger, ja als Schöpfer ſelbſt gebietet, ſein von banger und unbefriedigter Sehnſucht erfülltes Herz ſtraft den eitlen Traum Lügen, jede Stunde zerſtört den Rauch der vorigen, und erzeugt immer einen neuen, welcher die nächſte nicht überdauern wird, weil keine Illuſion ſo ſtark iſt, daß ſie das Bewußtſeyn ganz gegen die wirkliche Welt verſchließen, und ihren Widerſpruch gegen dieſelbe verdecken kann.

Immer zerfließen dem unglücklichen Irren die Bilder ſeines Glückes, ſeiner Größe und Herrlichkeit, weil ſeiner Vorſtellung jeder Zuſammenhang innerer Wahrheit fehlt. Welche traurige tiefgreifende Wahrheit hat der unſterbliche Dichter in den wenigen Worten geſagt:

— — Der ſchrecklichſte der Schrecken
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn.

In wie ſchlimme Lagen, Körperkrankheiten, herbe Schickſale der Menſch auch verſetzt ſeyn möge, er kann immer noch einen glücklichen Ausweg erſpähen, ſo lange er nur noch des Verſtandes, der freien Beſonnenheit und des richtigen Urtheils theilhaftig bleibt. In jeder Lage bleibt ihm noch Kraft zum Widerſtande gegen das lähmende Bewußtſeyn des Elends; er kann in gefaßter Haltung das Schwerſte erdulden, wenn er auch Alles, nur nicht ſich ſelbſt verloren hat.

Das Bild meiner unglücklichen Reiſegeſellſchaft läßt ſich mit wenigen, aber inhaltſchweren Worten ſagen.

Mehrere dieſer Unglücklichen, durch ein irre geleitetes Gewiſſen mit dem Fluche völlig erdichteter Frevel belaſtet, folterte ihr religiöſer Wahn mit der ſchrecklichſten Gewißheit ewiger Verdammniß. Andere wähnten ſich von Verläumdern, Mördern, Geſpenſtern, Teufeln, reißenden Thieren oder fürchterlichen Naturerſcheinungen umringt, hörten Stimmen, die ihnen Beſchimpfungen, Drohungen, Todesurtheile zuriefen. Noch andere glaubten in den körperlichen Schmerzen ſchon das empfangene Gift, die böſe Bezauberung zu ſpüren, und fürchteten fort und fort von jedem nächſten Augenblicke ihren Untergang unter entſetzlichen Martern, ja ihr müdegequältes Gemüth wurde ſelbſt aus dem Schlaf durch fürchterliche Träume aufgeſchreckt.

Unruhe, Gereiztheit, Bangigkeit, finſterer Argwohn, welcher aus der nothwendigen Beſchränktheit ihrer perſönlichen Freiheit täglich neue Nahrung ſchöpfte, quält die Meiſten raſtlos um ſo mehr, als ſie das äußere Leben zu einer völligen Selbſtverläugnung zwang, ohne ihnen für dieſes große Opfer einen Erſatz zu bieten.

Doch gehen wir über zu unſerem kleinen Reiſeabentheuer. In Sieghardskirchen hatte ich einen lebhaften Auftritt. Einer der Geiſteskranken, ein geweſener Officier, ein Pole, der am Säuferwahnſinn litt, hatte ſich, wie ich nachträglich erfuhr, bei unſerer Abreiſe von Wien durch einen ſeiner Verwandten eine tüchtige Flaſche Branntwein zu verſchaffen gewußt. Die Folge dieſer höchſt unbeſonnenen Handlung des Verwandten war, daß der Pole in eine raſende Tobſucht verfiel, die einigen Wärtern, welche ihn auf der Mittagsſtation in Sieghardskirchen beſchwichtigen wollten, beinahe hätte lebensgefährlich werden können. Der Raſende ſtand, als man

Google

mich gerufen, mitten im Zimmer, in ſeiner rechten Hand einen Stuhl emporhaltend, womit er Jedem, der ſich ihm nahen wollte, den Kopf einzuſchlagen drohte. Da keiner der Krankenwarter zu dieſem Experiment willig ſeinen Kopf hergeben wollte, und ſie wahrſcheinlich den meinigen dazu für geeigneter hielten, ſo wurde ich gerade in dem Augenblick geholt, als ich zu Mittag eſſen wollte, was freilich zu meinem Vortheile war, da eine Gehirn-Erſchütterung bei leerem Magen doch einigermaßen leichter ertragen wird.

Mir folgte der Wirth, die Wirthin und eine Schaar Gäſte, und ſo mußte ich denn in das Zimmer hinein auf die Gefahr, mir den Kopf einſchlagen zu laſſen. Indem ich den Rebellen ſcharf fixirte, ſchritt ich raſch auf ihn los, und befahl ihm augenblicklich den Stuhl niederzuſtellen. Zahlreiche Erfahrungen hatten mich gelehrt, jeder wilden Aufregung der Geiſteskranken dieſer Art Entſchloſſenheit entgegenzuſtellen. Auch diesmal hat ſie ihre Wirkung nicht verfehlt; mein Gefangener entwaffnete ſich ſelbſt und es wurde ihm die Zwangsjacke aus Vorſicht angelegt. Leider mußte ich zu dieſem Mittel greifen, weil ich wußte, daß auf dieſe kurze Ebbe oft eine um ſo heftigere Fluth eintritt.

Ich erzähle dieſes kleine Ereigniß blos deßhalb, weil dieſer Pole bei der Scene, die ich eigentlich zu ſchildern beabſichtige, eine bedeutende Rolle ſpielte.

(Fortſetzung folgt.)

Engliſche Geſchichte auf der franzöſiſchen Bühne.

Das Glas Waſſer. — Cromwell's Sohn.*)

(Aus dem Magazin für die Literatur des Auslandes.)

Die Atmoſphäre der Franzöſiſchen Akademie, die ſtets einen unglücklichen Einfluß auf dramatiſches Talent auszuüben pflegte, hat ſeit kurzem den Vaudevilliſten Scribe in einen Profeſſor der Engliſchen Geſchichte verwandelt. In dieſem neuen Berufe haben ihn ſeine gelehrten Forſchungen zu der tröſtlichen Ueberzeugung geführt, daß die hiſtoriſchen Trophäen Englands meiſtens nur das Reſultat irgend eines kleinlichen Zufalls waren, der ſie ihres eingebildeten Glanzes beraubt. Eine ſo wichtige Entdeckung hat, wie gewöhnlich, eine Schaar von Nachahmern ins Leben gerufen; die Sorbonne iſt nach dem Théâtre français verlegt worden, wobei Scribe die Stelle Guizot's einnimmt. Das „Glas Waſſer" vor ſich, ohne welches die Franzöſiſchen Profeſſoren nicht reden können, trägt der dramatiſche Doctrinair ſeine Hauptlehre vor, die in dem Axiom: »Große Wirkungen kleiner Urſachen« beſteht. Nachdem er dieſes durch die Regierung der Königin Anna dargethan, verfolgt er ſeine Unterſuchungen ein halbes Jahrhundert weiter zurück und ſtellt den General Monk dem „Sohne Cromwells" zur Seite, um ihn dem Pariſer Publikum erzählen zu laſſen, wie die Liebe zu einer ſchönen Dame, deren Exiſtenz wir hier zum erſtenmal erfahren, den alten Rundkopf in einen Kavalier umwandelt und ſo die Reſtauration der Stuarts zu Wege bringt!

Das „Glas Waſſer" iſt auf der wahren oder fabelhaften Anekdote gegründet, daß die Herzogin von Marlborough, die eine unbeſchränkte Herrſchaft über den Geiſt der Königin Anna beſaß, im Jähzorn ein Glas Waſſer auf das Kleid ihrer Gebieterin ausgegoſſen habe. Dieſer vorſätzlichen oder zufälligen Beleidigung ſchreibt unſer Profeſſor den Sturz der Favoritin zu, der den Fall der Whigs, die Entlaſſung des Herzogs von Marlborough und den Frieden von Utrecht nach ſich zog, wodurch dem einſt großen Ludwig XIV. in ſeinen letzten Tagen noch tiefere Demüthigungen erſpart wurden. Herr Scribe bemächtigt ſich dieſer Anekdote, um ſeine Lieblings-Maxime zu unterſtützen — daß nämlich die wichtigſten Ereigniſſe oft, wenn nicht immer, durch die verächtlichſten Neben-Umſtände veranlaßt werden.*) Aber Herr Scribe irrt ſich eben ſo ſehr in dem Principe ſelbſt, als in der Anwendung desſelben auf den gegenwärtigen Fall — vorausgeſetzt, daß er ſich wirklich zugetragen. Wenn langjährige Verbindungen durch geringfügige Umſtände abgebrochen werden, ſo dienen dieſe nur zum Vorwand, um den bereits entſchiedenen Bruch zu motiviren. Das zufällige Uebergießen eines Glaſes mit Waſſer wäre leicht entſchuldigt worden, wenn man es nicht als einen willkommenen Vorwand ergriffen hätte. Wenn hingegen, wie Scribe annimmt, die Marlborough wirklich durch dieſe Handlung ihre Gebieterin zu beleidigen ſuchte, ſo hört der Umſtand auf, geringfügig zu ſeyn; denn nach unſeren ſocialen Begriffen kann eine Beleidigung die extremſten Reſultate hervorbringen. Auf der Lehre von den aus kleinen Urſachen entſpringenden mächtigen Wirkungen beruht aber dieſes ganze philoſophiſch-politiſche Luſtſpiel. Und welches Luſtſpiel! der ſiegreiche Marſch Eugen's und Malborough's aufgehalten, die Wohlfahrt Englands, die Exiſtenz Frankreichs als Nation — Alles abhängig von dem Zittern der Hand, die ein Glas Waſſer überreicht! Das ſollte ein Luſtſpiel ſeyn? So fühlte Shakeſpeare nicht, als er in ſeinen begeiſterten und eben deßhalb wahrhaft menſchlichen Worten „die Thorheiten der Menſchen, mit kurzer, ſchwacher Gewalt bekleidet" ſchilderte, über welche „die Engel weinen." Vorfälle, die in das Schickſal der Menſchen eingreifen, bilden keinen Stoff zum Gelächter, und der Leichtſinn, mit welchem in dieſem Luſtſpiele wichtige politiſche Ereigniſſe behandelt werden, iſt gewiß kein günſtiges Zeichen des Geiſtes, der unſere Zeit charakteriſirt.

Der politiſche Held des „Verre d'Eau" iſt der berühmte Henry St. John, Lord Viscount Bolingbroke, den man den engliſchen Alcibiades nennen konnte, der aber unter Hrn. Scribe's Händen zu einem kleinlichen Intriguanten herabſinkt. Der romantiſche Held iſt ein junger Schützling jenes Staatsmanns, Namens Maſham. Die Heldin, Abigail, die in der Folge als Mrs.

---

*) Wir theilen hier die Bemerkungen eines engliſchen Hiſtorikers über dieſe beiden franzöſiſchen Dramen mit. Herr Scribe macht allerdings nicht den Anſpruch, Geſchichte zu ſchreiben; bei der allgemeinen Verbreitung jedoch, die namentlich ſein „Glas Waſſer" auch in Deutſchland gefunden, kann leicht von der Bühne herab der von ihm verfälſchte Geſchichte hiſtoriſches Anſehen gewinnen, und ſo möchte dieſes Wort der Berichtigung auch ein Wort zu ſeiner Zeit ſeyn.

*) Wie wir glauben, wird dieſe Anekdote zuerſt von Voltaire erzählt, der während ſeines Aufenthalts in England (im Jahre 1726) Gelegenheit hatte, manche Details über die politiſchen Ereigniſſe jener Periode zu erfahren. Doch iſt nicht zu vergeſſen, daß er am genaueſten mit Notabilitäten der Tory-Partri, wie mit Pope und mit Bolingbroke ſelbſt, liirt war, die gern jeden Anlaß benutzten, die Whigs lächerlich zu machen.

Maſham ſo bekannt wurde, iſt hier die Tochter eines Londoner Juweliers, des Hrn. Tomwood. Bolingbroke hat, wie Archimedes, nur einen Hebel nöthig, um die politiſche Welt in ihrem Laufe zu ſtören, und einen ſolchen findet er, nach ſeiner Lieblings-Maxime: „große Wirkungen von kleinen Urſachen abzuleiten,“ in jenen beiden unbedeutenden Leutchen. Die Art, auf welche Miß Abigail Tomwood bei Hoſe eingeführt wird, gibt einen Beweis von dem Erfindungstalent des Verfaſſers. Unſerem dramatiſchen Hiſtoriker zufolge, liebte es die Königin Anna, ſich der Herrſcherſorgen zu entſchlagen und die Straßen von London inkognito zu durchſtreifen, wo ſie die Kramläden beſuchte, kleine Einkäufe machte und vertraulich mit den Weibern und Töchtern ihrer Unterthanen ſchwatzte. Unter andern beehrt ſie eines Tages auch den Juwelier Tomwood mit ihrem Beſuch und hat ſo eben einen Schmuck für den geringen Preis von 30 Guineen gekauft, als ſie zu ihrer Beſchämung findet, daß ſie — ihre Börſe vergeſſen. Abigail macht ihrer Verlegenheit dadurch ein Ende, daß ſie die Unbekannte bittet, den Schmuck einſtweilen mitzunehmen, indem es mit der Bezahlung Zeit habe, bis ſie einmal wieder vorbeikommen würde. Von ihrer Großmuth entzückt gibt die Königin der Juweliers-Tochter ihre Adreſſe, mit der dringenden Bitte, ſie zu beſuchen; ſie hat nämlich die Abſicht, ihr eine Stelle bei der Herzogin von Northumberland zu verſchaffen, da ſie aus dem vorhergegangenen traulichen Geſpräche erfahren, daß der alte Tomwood im Begriff ſtehe, Bankerott zu machen. Abigail leiſtet der Einladung Folge, und trifft bei Hofe ihren Liebhaber, den jungen Maſham, der eben mit Bolingbroke über Politik ſpricht. Der Staatsmann zieht Miß Tomwood ſehr ungenirt in die Unterredung, erkennt in der Adreſſe der fremden Dame die Handſchrift der Königin, und auf dieſe ſchwache Baſis gründet ſeine fruchtbare Phantaſie einen glänzenden Plan. Abigail ſoll Favorite der Königin werden; Maſham ſoll Abigail regieren — er regirt Maſham. Als ob die ganze Sache ſchon abgemacht wäre, fängt er an, der Ladenjungfer die damals zwiſchen Frankreich und England obwaltenden Verhältniſſe auseinanderzuſetzen, und theilt ihr die wichtige Rolle mit, die ſie bei den Verhandlungen dieſer beiden Nationen zu ſpielen hat. Ihre erſte Aufgabe iſt, der Königin heimlich ein Schreiben des Franzöſiſchen Geſandten zuzuſtellen, und da Bolingbroke's Schülerin ihre Fähigkeit, ſo wichtige politiſche Reſultate zu veranlaſſen, bezweifelt, ſo giebt dieſes ihrem Lehrmeiſter Gelegenheit, ſie mit ſeinem Dogma von kleinen Urſachen und großen Wirkungen bekannt zu machen.

Das Geſpräch wird durch den Eintritt der Herzogin von Marlborough unterbrochen, und nach einigen ſcharfen Sarkasmen, die zwiſchen ihr und Bolingbroke ausgetauſcht werden, ſtellt ihr dieſer Abigail vor. Die Herzogin behandelt ſie mit Verachtung, aber Bolingbroke, der nie um eine Ausflucht verlegen iſt, entdeckt ihr, daß die vermeinte Miß Tomwood eine Churchill (Familienname der Marlborough) ſey. Bei dieſer Nachricht ruft die Herzogin O ciel! aus, und der Staatsmann vermehrt ihre Beſtürzung noch durch folgende ſeltſame Drohung: »Sie verſtehen wohl, gnädige Frau, daß ich, als aus der Mode gekommener Schriftſteller, Gelegenheit habe, mich durch Erzählung dieſes Abenteuers wieder bei meinen Leſern in Gunſt zu ſetzen, und der „Examiner“ wird entzückt ſeyn, das Publikum auf Koſten der Herzogin zu unterhalten, die in der Griſette eine Couſine entdeckt.«

Aber die Herzogin iſt gleichfalls nicht ohne Hülfsquellen; ſie hat Bolingbroke's Schulden an ſich gebracht und iſt jetzt ſein einziger Gläubiger! »Und wenn die niedliche Anekdote, mit der er ſie bedroht, im Morgenblatt erſcheint, ſo wird das Abendblatt berichten, daß der witzige Verfaſſer im Gefängniß zu Newgate eine Abhandlung über die Kunſt, Schulden zu machen, ausarbeitet.« Das iſt in der That Liſt gegen Liſt! Wir wollen die Gemeinheit dieſer Drohungen und die Unwahrſcheinlichkeiten, die ſie in ſich ſchließen — das Ankaufen der Schulden einerſeits und die Idee, daß die Entdeckung armer Verwandten eine Engliſche Dame lächerlich machen konnte, andererſeits — nicht näher beleuchten*), ſondern mit unſerer Erzählung fortfahren. Maſham ſtürzt herein, um der Abigail mitzutheilen, daß er einen Unbekannten, der ihn beleidigt, im Duell getödtet habe. Dieſes Ereigniß iſt, wie es ſich ausweiſt, für Bolingbroke von der größten Wichtigkeit, indem der Getödtete ſein Vetter war, deſſen Güter und Titel auf ihn übergehen. Der Erbe nimmt ſich natürlich dieſen Todesfall nicht ſehr zu Herzen, um ſo mehr, da er ſich mit ſeinem Vetter überworfen hatte und es gerade dieſer war, der ſeine Schulden aufgekauft und ſie an die Herzogin abgetreten hatte; er hält es jedoch für vortheilhaft, Betrübniß zu heucheln und den Miniſtern dieſen Mord aufzubürden, weil Lord Richard (der übrigens eine erdichtete Perſon iſt) zur Oppoſition gehört und die Freiheiten des Volks vertheidigt habe! Die Herzogin hat unterdeſſen eine Intrigue gegen Abigail angeſponnen, und um ſich in der Gunſt der Königin zu befeſtigen, erweiſt ſie Ihrer Maj. die Gefälligkeit, von ihrem Gemahl, als Generaliſſimus, ein Hauptmanns-Patent für den jungen Maſham auszuwirken, der ſich die Zuneigung ſeiner Gebieterin dadurch erworben hat, daß er ihr alle Morgen das Journal des Modes vorlieſt. Bolingbroke iſt inzwiſchen ermächtigt worden, den Mörder ſeines Vetters zu arretiren, als er durch Abigail den wahren Urheber der That erfährt. — »Was werden Sie thun?« fragt Abigail bittend. — „Parbleu!“ erwiederte Bolingbroke launig, »ich werde nichts thun. Etwas Lärm — einige Zeitungs-Artikel und Reden — bis er (Maſham) ſich aus dem Staube gemacht hat. Dann werde ich mich zeigen, und ihn mit einer Wuth zu verfolgen ſcheinen, die eines Vetters würdig iſt.«

(Fortſetzung folgt.)

** Ueber die Erfindung des Hrn. Bickes.

Herr Garkoch, Oekonom in Koſthrim, hat in der »Didaskalia«, Nr. 153., in der Bickes'ſchen Finſterniß ein Licht aufgeſteckt, in deſſen Glanze fortan Jeder, ſelbſt Nichtökonom, deutlich ſehen kann, was Herr Bickes mit dem Schleier des Geheimniſſes verhüllt.

Da aber oft Zwei in demſelben Lichte nicht daſſelbe ſehen, ſo möge es mir erlaubt ſeyn, zu erzählen,

*) Wir können in dieſem Punkte dem Verfaſſer obigen Artikels nicht ganz beipflichten. Wir geben gern zu, daß die ganze Intrigue des „Verre d'Eau“ auf einer hiſtoriſchen Abſurdität beruht; aber hiervon abſtrahirt, ſteht es wohl nicht eben in Widerſpruch mit dem Charakter der hohen Ariſtokratie Englands, wenn es der Herzogin von Marlborough äußerſt unangenehm iſt, eine Couſine in der Perſon einer Griſette zu entdecken.

was ich geſehen; vielleicht wird dadurch dem Lichte ein Leuchter untergeſtellt.

Herr Garkoch ſagt: die Bickes'ſche Erfindung beſtehe in einem Reizmittel ꝛc., das ſehe ich auch. Er ſagt (für die Richtokonomen): im Rheinſande, worin Herr Bickes kräftige Pflanzen zieht, ſey der wiekſamſte, kaum ſichtbare Dunger enthalten; wenn dies der Fall iſt, liefert er dadurch nicht den Beweis für die Möglichkeit der Bickes'ſchen Erfindung, die doch in nichts Anderm beſteht, als mit einem kaum ſichtbaren Dünger kräftige Pflanzen zu erzielen? Wer weiß, ob Hr. Bickes dieſem Rheinſande mit ſeinem kaum ſichtbaren wirkſamſten Dünger nicht ſeine ganze Erfindung verdankt? Wie, wenn Hr. Bickes, zufällig aufmerkſam geworden durch die erſtaunliche Wirkung des unſichtbaren Schlammes, gedacht hätte: Kann dieſe kleine Menge Dünger ſolche Dinge thun im Rheinſande, ſo kann ſie es auch im Sande der Lünebueger Heide und in jedem andern mageen Boden? Wie, wenn ee ferner bei der Unterſuchung dieſes wirkſamſten Düngers geſunden hätte, daß er aus Phosphoe und kieſelſauren Salzen, kurz aus den anorganiſchen Beſtandtheilen und dem Stickſtoff des Pflanzenreichs beſtehe, was konnte dann natürlicher ſeyn, als die Annahme, daß dee bei Weitem größte Theil des Pflanzenkörpers, dee Kohlenſtoff, aus der Atmoſphäre ſtammen könne, und daß es, um einen kräftigen Pflanzenwuchs zu erzeugen, hinreiche, der Pflanze, reſp. dem Saamen dieſe anorganiſchen Theile mitzugeben?

Demnach beſtände die Bickes'ſche Erfindung darin, den Dünger zweckmäßiger, concentrirter anzuwenden. Zweckmäßigee dadurch, daß die düngenden Subſtanzen dem Saamenkorn unmittelbae mitgegebrn werden. Es wird dadurch befähigt, frühee ein großes Blattvermögen zu treiben und erhält dadurch wiedee die Befähigung mit deſto größerer Kraft die fehlenden Nahrungstheile aus der Luft einzuſaugen, auch wird in dieſem Falle blos die Pflanze, nicht das Unkraut gedüngt.

Wie aber die Menge dieſer anorganiſchen Dünger-Stoffe zu beſtimmen? Das wae ihm auf zweierlei Weiſe möglich. Erſtens konnten die Pflanzen ſelbſt einer Analyſe unterworfen werden, oder der Dünger mit Rückſicht auf die gewöhnlich angewandte Menge. Nehmen wir Kürze halber an, daß der Miſt mit den friſchen Exkrementen dieſelbe Zuſammenſetzung habe, dann fahren wir mit jedem 100 Pfund Miſt 85 Pfd. Waſſer auf's Land und nur 15 Pfd. trockene Subſtanz (Macaire et Marcet). Von dieſen 15 Pfd. den Kohlenſtoff und Waſſerſtoff abgezogen, bleibt 1 1/2 Pfd. Nehmen wir ferner als eine vollkommene Düngung 16,000 Pfd. Miſt per Morgen, ſo betragen davon die anorganiſchen Beſtandtheile 240 Pfd. Nun aber wiederholt ſich dieſe Düngung bei dee Sechs-Felderwirthſchaft erſt alle 6 Jahee, macht per Jahe 40 Pfd. Dann durfen wie noch annehmen, daß 10 0/0 dieſer Naheungsſtoffe im Boden jährlich aufgeſchloſſen werden durch die Cultue, bleibt 30 Pfd. Es können Fälle eintreten, wo ſich dies Quantum noch vermindert, denn mancher Boden enthält einen Ueberfluß von einzelnen nothwendigen Beſtandtheilen, z. B. kohlenſ. Kalk, Bittererde ꝛc. Man braucht ſie alſo nicht zu geben. Die Moglichkeit leuchtet alſo ein, namentlich dem Getreide und andeen grobkörnigen Saamen ſoviel anzuhangen, theils als Flüſſigkeit, theils in Pulverform.

Die Quantität wäre ſomit beſtimmt, wo aber dieſe chemiſchen Präparate hernehmen, daß nicht die Sache theuere werde als die Butter?

Hr. Bickes hat dieſe Aufgabe vollkommen gelöst, ihm koſtet die Düngung für einen Morgen 15 kr., etwa 4 Sgr.; da ſieht man gleich, daß er das Fett nicht aus der Apotheke kauft. Er hat es auch nicht nöthig, denn zufällig findet ſich Alles, was er braucht, in 3 allenthalben vorkommenden Dingen. Die Holzaſche enthält kieſel- und phosphorſaure Salze; das Knochenmehl phosphoeſauren Kalk, Bittererde und Stickſtoff; dee Urin beſonders Stickſtoff, Kali und Natronſalze.

Man kann noch den Salpeter dazu nehmen, er beſteht aus Kali oder Kalk und Salpeterſäure (Stickſtoff und Sauerſtoff) und äußert eine außeordentliche Wirkung auf die Vegetation. Bevor nun Verſuche gemacht werden, müſſen wir wiſſen, daß nicht alle Pflanzen dieſelbe Nahrung bedürfen. So finden wir, daß alle Gräſer, Getreide z. B. kieſelſaures Kali brauchen, die Hülſenfrüchte faſt gae nicht, hingegen mehr Stickſtoff ꝛc.

Hoffentlich wird Hr. Bickes uns durch die Bekanntmachung ſeines Verfahrens der mühſamen Verſuche überheben, wozu nach Obigem ſonſt leicht eine Reihe Recepte angeführt werden könnten.

Was die bekannt gewordenen mißlungenen Verſuche betrifft, ſo beweiſen ſie den vielen gelungenen gegenüber doch wohl nichts weiter, als daß es eine Erfindung iſt, wie alle menſchlichen Erfindungen und noch der Vervollkommnung fähig.

Eng. Sökeland.

Notizen-Blatt.

Herzog Ludwig II. von Brieg begleitete mit einem Gefolge von 200 Pferden den Kaiſer Sigismund auf einer Reiſe in das deutſche Reich. Dee Kaiſee gab zu Mainz ein großes Gaſtmahl, wozu er die anweſenden Kurfürſten und Fürſten eingeladen hatte. Des andern Tages wollte auch Ludwig ſich ſehen laſſen und bat den Kaiſer und alle Fürſten zue Tafel. Dee Kaiſer mochte wiſſen, daß Ludwigs Finanzen nicht in den beſten Umſtänden wären und ſah es ungern, daß er ſich über ſein Veemögen angreifen wollte. Um ihm einen Streich durch die Rechnung zu machen, ließ er verbieten, daß ihm bei harter Ahndung Niemand Holz veekaufen ſollte. Des Morgens meldete der Küchenmeiſter dem Herzoge, wie der Kaiſee das Gaſtmahl vereitelt hätte und nun nichts daraus weeden könnte. Aber Ludwig wußte ſich zu helfen; es ſtanden etliche Fuder welſchee Nüſſe auf dem Markte zum Kaufe feil. Der Heezog nimmt ſie in Beſchlag und läßt auf dem Markte ſelbſt ein Feuer davon zubereiten und die Speiſen dabei kochen. Die Gäſte erſchienen und veeſicherten von dieſee theueen und luſtigen Mahlzeit, daß ihnen nie eine ſo gut geſchmeckt habe.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zue Neuen Wüezburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 85. Sonntag, 16. Juli 1843.

Erlebtes auf Berufswegen.

(Von Dr. Karl Eſterle.)

(Fortſetzung.)

In St. Pölten, unſerer Nachtſtation, zeigte ſich die erſte Verwirrung ſchon am Thore. Von der hohen Landesſtelle ſchon einige Tage früher in Kenntniß geſetzt, beſtimmt das Kreisamt immer ſchon einen Gaſtwirth, welcher die nöthigen Localitäten zur Beherbergung der Transportirten, ſo wie die nöthigen Nahrungsmittel in Bereitſchaft halten muß. Der Mautheinnehmer iſt ſofort gewöhnlich ſchon in Kenntniß geſetzt, damit er dem die Geiſteskranken begleitenden Arzte den Ort ſeiner Beſtimmung ſogleich am Thore mittheilen könne.

Durch ein Verſehen des Stadtdieners, welcher ſich ſeines Auftrages nicht entledigte, erfuhr der Mautheinnehmer diesmal nichts, und blickte mich und meine achtzehn Landkutſchen mit ſo weit aufgeriſſenen Augen an, daß ich in Verſuchung kam, zu glauben, er werde ſie nimmermehr ſchließen. Da ſtand ich nun und wußte nicht, wohin ich die müden Häupter meiner Pflegebefohlenen hinzubringen hatte. Ich ließ meinen Zug warten, und fuhr raſch auf das Rathhaus. Es war Abend, und Niemand zu finden. Ich ging in das Kreisamt, und hier endlich erfuhr ich, daß der Gaſthof zum goldenen Ochſen mich und meine unglücklichen Gefährten aufzunehmen habe.

Durch dieſen Verzug waren die Straße und das Thor des Gaſthofes bei meinem Einzuge von einer Menge Neugieriger ſchon belagert, und ich dankte Gott im Stillen, als ich die letzte Kutſche vor das Thor fahren ſah, denn meine zwanzig Wärter hatten mehr gegen das ungeſtüme Drängen des Publikums zu kämpfen, als gegen die unvermeidliche Unordnung, welche gewöhnlich unter den Patienten ſtattfindet.

Beſonderes Aufſehen erregle aber unter Allen der noch immer ſehr aufgeregte mit der Zwangsjacke gefeſſelte Pole.

Als meine Patienten ſich in ihren Lokalitäten befanden, eilte auch ich in mein Zimmer, um mich umzukleiden, denn die drückende Hitze des Tags und der Staub machten dieſes zum nothwendigen Bedürfniß.

Inmitten dieſer Beſchäftigung hörte ich — mein Zimmer war gerade ober dem Hauptthore des Gaſthofes — mit einem Male auf der Straße einen Lärm und Ausrufe des Erſtaunens, zugleich ließ ſich der Hufſchlag mehrerer Pferde hören. Ich wähnte nichts anders, als daß einer meiner Landkutſcher ſich verſpätet, durchlief flüchtig im Geiſte die Zahl, und fand ſie richtig. Vielleicht doch ein Nachzügler? ich trat ans Fenſter, um mich zu überzeugen, und erblickte einen prachtvollen, doch trotz ſeiner Pracht höchſt komiſchen Reiſewagen, welcher in das weit geöffnete Thor des Gaſthoſes fuhr. Ueber den ungeheuren nach vorn und rückwärts geöffneten Wagen war in beträchtlicher Höhe ein roth und weiß geſtreiftes Segel geſpannt. Sechs falbe Roſſe zogen das Ungeheuer, auf dem vorderſten Sattelroß ſaß ein Reitknecht, deſſen Livré mit dem Segel aus einem Stoff gemacht ſchienen; ein kleines Käppchen und die Kappen-Stiefel, ſo wie die Haltung des Mannes machten den Engländer auf den erſten Blick kennbar. Im Wagen ſelbſt ſaßen oder lagen vielmehr Se. Lordſchaft ausgeſtreckt, einen bedeutenden Folianten in den Händen haltend, während auf ſeinem Schooß eine Menge kleiner Bücher und Zeitſchriften ruheten. Zu ſeiner Linken ſaß eine Dame, wie ich nachher erfuhr, ſeine Gemahlin, welche emſig einen Perlbeutel ſtrickte, indeß ſich auf ihrem Schooß ein röthliches, allerliebſtes Kätzchen gütlich that. Am vordern Sitz den hohen Herrſchaften gegenüber ſaß ein Geſellſchaftsfräulein, mit einem wunderhäßlichen Geſichte, welcher die beſondere Pflicht obzuliegen ſchien, mit einem Papagay zu ſchwätzen, den ſie auf ihrem Schooße in einem geſchmackvollen Käfig hielt.

Als die Reiſenden ausſtiegen, ſprang noch zum Ueberfluß ein kleiner Hühnerhund aus dem Wagen, welchen die umfangreichen Beine ſeines Gebieters vor früherer Entdeckung geſchützt hatten. Se. Lordſchaft überreichten einem Bedienten — deren zwei auf dem Bedientenſitz, und einer auf dem Kutſchrande ſaßen — den Folianten, und nachdem ſie ſich einige Augenblicke an den muntern Sprüngen und Bellen des Hundes geweidet, während auch die Dame mit dem Kätzchen auf dem Arme der gaffenden Menge gegenüber dem Hrn. Gemahl Geſellſchaft leiſtete, reichte der Lord der Mylady den Arm und beide gingen mit etwas mehr als engliſcher Grazie die Treppe hinauf. Das Geſellſchaftsfräulein mit dem unzertrennlichen Käfig auf dem Arm blieb zurück, und commandirte die Bedienten, welche mit geſchäftiger Eile die zahlreichen Effecten nach den Gemächern der Herrſchaft trugen. Das Mädchen entwickelte eine ſtaunenswerthe Energie, und hatte eine ſo kreiſchende unangenehme Stimme, daß, da ich ſie nicht ſah und bloß hörte, ich auf den Gedanken kam, ihr Geſicht habe ſich in eine Stimme verwandelt.

Wenige Minuten mochten vergangen ſeyn, als der Gaſtwirth bleich und verlegen zu mir ins Zimmer trat, und mir unter Entſchuldigungen öffnete, daß, wenn der Lord erführe, daß ſich ein Transport Geiſteskranker mit ihm unter einem Dache befinde, er augenblicklich in einen andern Gaſthof gehen würde, ein großer Schlag für ihn, da Englands Reiſende ſeit Jahren immer ſein Gaſthaus zu beſuchen pflegten.

Digitized by Google

Ich gab dem Wirth dir Veeſicherung, daß, was mich betreffe, ich Sr. Lordſchaft gewiß keinen Bericht erſtatten werde, da ich höchſtens meine Patienten beſuche, ſonſt aber nicht geſonnen ſey, mein Zimmer zu verlaſſen. »Der Lord hat mich zufällig ſelbſt aus der Verlegenheit geriſſen,« entgegnete der Wirth, »denn als der Engländer die Treppe hinaufſtieg, blieb er mit der Mylady lange ſtehen, und blickte unverwandt auf Ihre Patienten hinuber, und während ich vor Angſt ſterben konnte, ſagte Se. Lordſchaft: Ach Sie haben einen Transport emigrirter Polen, nicht wahr? worauf ich ein unwillkürliches Ja hervorſtammelte. Zu dieſer Vermuthung mochte wohl der Mann mit der Zwangsjacke Anlaß geben; denn er fluchte und ſchalt in Einem fort polniſch.« Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, und verabſchiedete meinen Wirth mit der Verſicherung, daß ich ohne Veranlaſſung wohl nicht geſonnen ſey, den Lord aus ſeinem, für den Wirth heilbringenden Irrthum zu ziehen, bei einer perſönlich an mich gerichteten Frage aber keineswegs zu einer Lüge mich herablaſſen würde.

Die Stunde des Abendeſſens für meine Patienten hatte geſchlagen, und der Kellner kam mich zu benachrichtigen, daß die Speiſen bereits aufgetragen ſeyen. Ich ging ſofort in das gemeinſame Speiſezimmer meiner Pflegebefohlenen, um, wie immer in der Anſtalt, ſo auch hier die Speiſen und Getränke zu koſten, was im Vorbeigehen geſagt, den meiſten Irrſinnigen einen Troſt gewährt, indem Viele die Idee haben, daß ihren Nahrungsmitteln Gift beigemiſcht werde, was wohl einerſeits daher rühren mag, daß man oft gezwungen iſt, den unglücklichen Kranken Medicamente unter ihre Speiſen zu geben, da ſie meiſt hartnäckig jede Arzney zu nehmen ſich weigern.

(Fortſetzung folgt.)

Engliſche Geſchichte auf der franzöſiſchen Bühne.

Das Glas Waſſer. — Cromwell's Sohn.

(Fortſetzung.)

Abigail belohnt den angenehmen, kaltblütigen Heuchler mit naiven Ausdrücken der Bewunderung und des Dankes. — »Sie ſind ſo gut!« ruft ſie, »ſo liebenswürdig! Der Plan iſt wundervoll! Da er ſchon geſtern geflohen iſt, muß er heute weit von hier ſeyn.« — Dies iſt jedoch nicht der Fall; Maſham iſt auf ſeiner Flucht von einem Offizier eingeholt worden, der aber, ſtatt ihn zu arretiren, ihm das Patent eines Garde-Hauptmanns in einem Etui überreicht, worin ſich außerdem noch die von der ſchönen Unbekannten in Tomwood's Laden gekauften Diamanten befinden, nebſt einem von Damenhand geſchriebenen Billet, welches ihn auffordert, ſich ſogleich nach Hofe zu begeben. Dieſe Nachricht erregt Abigail's Eiferſucht, obgleich ſie ihre Vermuthungen nicht auszuſprechen wagt; ſie fährt unterdeſſen durch Bolingbroke's Hülfe fort, in der Gunſt der Königin zu ſteigen, während die Macht der Herzögin in eben dem Maße abnimmt. Endlich naht der Augenblick, der über den Einfluß beider Parteien entſcheiden ſoll. Die Päſſe des Franzöſiſchen Geſandten liegen bereit — denn zu jener Zeit waren, dem Herrn Scribe zufolge, in England Päſſe eben ſo nothwendig, wie ſie es jetzt noch in Frankreich ſind.*) Soll der Geſandte ſie erhalten und ſomit alle Unterhandlungen abgebrochen werden? Oder ſoll er der Monarchin präſentirt und Friede geſchloſſen werden? Wer wird den Preis gewinnen? Der Krieg und die Herzogin von Marlborough, oder der Friede und Miß Abigail Tomwood? Das ſind inhaltsſchwere Fragen. Die Herzogin hat den Auftrag, einen Brief abzufaſſen und ihn der Königin zur Unterzeichnung vorzulegen. Aber Bolingbroke eilt in den Pallaſt und macht Ihrer Majeſtät die dringendſten Vorſtellungen. Vergebens. Aber obwohl die Königin gegen den Staatsmann taub iſt, öffnet ſich das Ohr der Frau für eine Verleumdung. Bolingbroke giebt ihr zu verſtehen, daß die ſtolze Herzogin einen Liebeshandel mit Maſham hat, und daß ſie deswegen den Krieg zu verlängern wünſcht, um ihrer ſtrafbaren Leidenſchaft nachhängen zu können, während ihr Gemahl im Auslande beſchäftigt iſt. »Ich werde es nie glauben!« ruft Anna, die ſelbſt eine faiblesse für dieſen glücklichen Jüngling hegt.

»Bolingbroke. Es iſt aber wahr! Und dieſer junge Offizier, Arthur Maſham, könnte, wenn es ihm gefiele, Ew. Majeſtät die überzeugendſten Beweiſe vorlegen.

»Anna (bewegt). Maſham! Was ſagen Sie?

»Bolingbroke. Daß er von der Herzogin geliebt wird.

»Anna (zitternd). Er? Maſham?

»Bolingbroke (gehend). Er — oder ein Anderer. Was liegt daran?

»Anna (wüthend). Was daran liegt, ſagen Sie? (von ihrem Sitz auffahrend.) Wenn ich verrathen, wenn ich getäuſcht werde! Wenn man, unter dem Vorwande von Staats-Intereſſen, nur Privat-Intereſſen zu befördern ſtrebt! Nein, nein! Alles muß aufgeklärt werden! Bleiben Sie My Lord, bleiben Sie! Ich will — ich, die Königin, muß Alles wiſſen.

»Bolingbroke (bei Seite). Iſt es möglich? Der kleine Maſham! O Schickſal Englands, wovon hängſt du ab!«

Die Königin Anna eiferſüchtig auf die Herzogin von Marlborough wegen des kleinen Maſham!! Aber fahren wir fort.

Die Herzogin tritt ein und ſchreitet ſtolz vor; als ſie ihren Gegner erblickt, ſteht ſie verſteinert und ruft: Bolingbroke! — Dieſer verbeugt ſich. Die Königin ſucht ihren Zorn zu unterdrücken und fragt kalt: Was wünſchen Sie, My Lady?

»Herzogin. Hier ſind die Päſſe des Herrn von Torcy und der Brief, der ſie begleiten ſoll.

»Anna. Gut. (Sie wirft die Papiere auf den Tiſch.) Ich werde ſie leſen.

»Herzogin (bei Seite). O ciel! (laut) Ew. Maj. hatten entſchieden, daß dies noch heute ſtattfinden ſollte.

»Anna. Ja — aber andere Rückſichten nöthigen mich, es aufzuſchieben.

»Herzogin (wüthend und Bolingbroke anſehend). Es iſt nicht ſchwer zu merken, durch welchen Einfluß Ew. Majeſtät jetzt beſtimmt werden.

»Anna (ſucht ſich zurückzuhalten). Was wollen Sie damit ſagen? Welcher Einfluß? Ich weiß von keinem — ich höre nur auf die Stimme der Vernunft, der Gerechtigkeit und des öffentlichen Wohls.

»Bolingbroke. Das wiſſen wir Alle!

*) Wenn der Marquis von Torcy ſich vor Abſchluß des Friedens nach England begab, ſo waren allerdings Päſſe nöthig.

Digitized by Google

»Anna. Man kann [illegible] die Wahrheit einen Augenblick verbergen, aber ſobald [illegible] ſie kenne, ſobald das Intereſſe meines Landes auf de[illegible] Spiele ſteht, ſchwanke ich nicht länger.«

In dieſem deklamatoriſchen Tone fährt die [illegible] fort, dieſelben Argumente vorzubringen, denen ſie noch vor wenigen Minuten ein taubes Ohr geliehen hatte. Inzwiſchen iſt es Zeit geworden, in die Kirche zu gehen; Abigail tritt mit der Bibel und den Handſchuhen der Königin ein, bemerkt die Aufregung ihrer Gebieterin und erfährt von dieſer, daß es ein Geheimniß gebt, welches ſie um jeden Preis aufklären will. Die Königin muß den Gegenſtand desſelben ſehen, um ihn darüber zu befragen — und: »hier iſt er!« ruft ſie, als Maſham eintritt, worauf Abigail die ſtereotype Exclamation O ciel! ausſtößt.

(Fortſetzung folgt.)

• Das Männergeſangfeſt in Dresden.

Die unaufhörlich naſſe und kühle Witterung, welche der feſtſtehende Nordweſtwind auch uns, gleich andern Gegenden, brachte, erzeugte ſowohl Mißvergnügen, als Beſorgniß in Hinſicht der Feldfrüchte. In das Zimmer gebannt, mußte man die ſchöne Jahreszeit unbenützt vorüberziehen ſehen, ja man konnte ohne Schirm und Mantel das Haus nicht verlaſſen und war auf das Theater und wenige öffentliche Häuſer in der Nähe der Stadt beſchränkt. Welchen Einfluß dieſe Witterung auf Reiſende hatte, zeigte das mit jedem Tage abnehmende Verzeichniß der Einpaſſirten, worunter Mancher war, der aus einem böhmiſchen Bade, verdrüßlich über das ungünſtige Badewetter, unverrichteter Sache nach Hauſe zurückkehrte. Bis zum 4. d. Mts. dauerte dieſer Zuſtand fort. Endlich lächelte uns der Himmel wieder freundlich und heiter an; man lebte wieder auf, und auch die Zuverſicht zu einer reichen Ernte, durch welche die noch immer hohen Preiſe der Lebensbedürfniſſe fallen müſſen, wächst. — Die Elbe hatte bei den fortwährenden Regengüſſen immer einen hohen Waſſerſtand, trat jedoch nie aus ihrem Bette und die zu beiden Seiten liegenden und mit dem herrlichſten Graſe bedeckten Wieſen erlitten ſomit keinen Nachtheil. — Beſonders erfreulich war es, die Beſorgniſſe, es könne das bevorſtehende „Männergeſangfeſt" durch die ungünſtige Witterung, wo nicht ganz geſtört, doch nicht in der projectirten Art ausgeführt werden, verſchwinden zu ſehen. Es hatte ſich nämlich, angefeuert durch das im vorigen Jahre dahier ſtattgefundene erſte Geſangfeſt, zu laut der Wunſch ausgeſprochen, dieſen herrlichen Genuß jährlich wiederholt zu ſehen, und ſolches geſchah auch. Die Unternehmer kündigten ein neues auf den 6. und 7. Juli an. Wie im vorigen Jahre, ſo kamen auch jetzt wieder das Miniſterium und alle Behörden der Stadt mit gleicher Bereitwilligkeit entgegen und förderten das ſchöne Unternehmen in jeder Art. Viele Bewohner Dresdens nahmen auswärtige Sänger gaſtfreundſchaftlichſt auf und bewieſen dadurch nur zu deutlich, wie gerne ſie ihren Wunſch erfüllt ſahen. Am 5. Juli ſtrömten aus der ganzen Umgegend die Sänger herbei, welche ſogleich farbige Bänder erhielten, um zu erkennen, zu welchem Chore ſie gehören, und mit dieſem Stempel ihrer Theilnahme ſah man ſie fröhlich und freudig auf Promenaden, in Gärten und öffentlichen Reſtaurationen umherwandeln. Abends war beſonders auf der herrlichen Promenade der Terraſſe ein Leben und Drängen, daß kaum ihr weiter Raum zureichte. Folgenden Tages, am 6., als dem erſten Ge[illegible]tage, begann dieſes Nachmittags 4 Uhr in der durch arch[illegible]iſche und akuſtiſche Vorzüge ausgezeichneten Frauenkirche [illegible] einem großartigen Geſang-Concerte. Auf der Hälfte der Stühle im Schiffe der Kirche war eine Bühne errichtet, auf welcher das aus 1200 Köpfen beſtehende Sängerchor aufgeſtellt war. Directoren des Geſanges waren: die beiden k. Kapellmeiſter Reißiger und Wagner (letzterer der bekannte Componiſt der Oper »Rienzi«), ſo wie der Muſikdirector Müller. Alle Räume dieſer runden Kirche waren ſo bedeutend mit Zuhörern angefüllt, daß ſich deren Zahl wohl auf 6000 belief, durch deren Eintrittsgeld die ſehr bedeutenden Koſten des Unternehmens wohl gedeckt ſeyn dürften. Den Geſang eröffnete ein Choral; ihm folgten: ein Requiem von Cherubini, eine Hymne nach dem 97. Pſalm von Reißiger, eine Hymne für 2 vierſtimmige Männerchöre von Dr. Fr. Schneider in Deſſau, welche er auch ſelbſt dirigirte, das Liebesmahl der Apoſtel von Wagner bildete den Schluß. Die Ausführung gelang ſehr gut; vorzüglich ausgezeichnet erſchienen die beiden Hymnen, welchen man gerne den lauteſten Beifall gezollt hätte, wenn ſich ſolches in einer Kirche thunlich gemacht hätte. Das Schlußſtück wollte nicht anſprechen; ihm mangelte der Charakter einer ernſten Muſik, es glich vielmehr einem Opernfragmente, welches hieher gar nicht paſſend war. Einigemal war die Orcheſterbegleitung ſo ſtark, daß ſie den Geſang der 1200 Sänger niederdrückte. Das Gemüth ſprach das Ganze nicht an. Der König und deſſen Gemahlin waren auch anweſend. Ungern wurde bemerkt, daß die Leipziger Liedertafel nicht Theil an dem Feſte nahm; die Urſache, warum ſie der im Allgemeinen an die Geſangvereine der ganzen Umgegend ergangenen Aufforderung nicht entſprach, kennt man nicht, und daß, wie es heißt, ein kleinlicher Neid zu Grunde liege, müßte wohl erſt bewieſen werden. So lange der Beweis fehlt, bleibt es unglaublich, daß die beiden Schweſterſtädte einander feindſelig gegenüber ſtehen ſollten. Dresden wird gewiß nicht zurückbleiben, wenn im nächſten Jahre Leipzig ſein projectirtes Geſangfeſt ausführt.

Der zweite Tag des Feſtes beſtand in einer Sängerfahrt auf der Elbe von Dresden nach dem eine Stunde von hier gelegenen Dörfchen Blaſewitz (dem Geburtsorte des bekannten Kirchenmuſikſchöpfers Naumann.) Um 9 Uhr Vormittags ſammelte ſich das Sängercorps auf den feſtlich geſchmückten großen Gondeln, wovon jede mit beſonders farbigen Wimpeln bezeichnet war; hier ſtimmte es einige Chöre an. Die Ufer des Stromes, die Brücke, alle Fenſter der Häuſer waren mit Zuſchauern angefüllt, und auf dem Strome wimmelte es von Gondeln mit Geſellſchaften, die ſich anſchickten, den Zug der Sänger nach Blaſewitz zu begleiten. Um 10 Uhr kündigten Böllerſchüſſe den Abgang des erſten Sängerſchiffes an, dem von 10 zu 10 Minuten ein anderes, ebenſo begrüßt, folgte. Auf jedem ertönte Geſang. Den langen Zug begleiteten die kleinen, nicht minder geſchmückten Gondeln. Der hohe Waſſerſtand der Elbe erlaubte nur ein langſames Vorrücken, was für den Anblick dieſes großartigen lebendigen Bildes ſehr günſtig war und den an beiden Ufern folgenden Tauſenden von Fußgängern geſtattete, die angenehmen Geſänge mit anzuhören. Aus allen Villen und auf den Höhen des rechten Ufers er-

tönten Freudenſchüſſe und Hurrahruf. Um 12 Uhr gelangte man in Blaſewitz an. Auf einer großen Wieſe war für die Sänger eine Erhöhung errichtet und mit Schranken umgeben, den Zudrang der ungeheuren Menſchenmaſſe zurückzuhalten. Auf dieſer ſtimmten ſie einen allgemeinen Geſang an, und dann erquickte man ſich in Zelten mit Speiſe und Getränke. Das Wetter war bis jetzt herrlich und die Wärme ſehr drückend, als auf einmal der Himmel ſich bezog und ein Gewitter durch den Regen die Freude auf eine Stunde ſtörte. Nachdem der Himmel heiter geworden, trat wieder neues Leben ein; die geflüchteten Zuſchauer fanden ſich wieder ein, und die Wieſe wimmelte von Menſchen, die Geſänge ertönten ungeſtört und die Freude blieb ungetrübt bis an das Ende. Um 6 Uhr begann die Rückfahrt, von Gewehrfeuer angedeutet, und die Zahl der Gondeln vermehrte ſich und umſchwärmte die Sängerchöre noch zahlreicher. Fußgänger zogen auf beiden Ufern wieder mit und die Sänger wurden wiederholt durch Hurrah's und Freudenſchüſſe, durch Trompeten- und Paukengeſchmetter von den Anhöhen herab begrüßt. Die Dampfſchiffe flogen, reich bemannt und Jubel zurufend, vorüber; kurz, es war ein herrliches Bild eines großen Volksfeſtes und Volkslebens. Um 9 Uhr erreichte man den Einſchiffungspunkt, wo ein rothes bengaliſches Feuer den Schluß der Freudenzeichen andeutete. Die Sänger vereinigten ſich zu einem Abendmahle in einem der erſten Gaſthäuſer. Den Anordnern dieſes großartigen Volksfeſtes iſt man für die Mühe, die es denſelben verurſachte, den größten Dank ſchuldig, und es blieb der allgemeine Wunſch, es möge ſich ſolches wiederhoten. Nur wo ein Strom fließt, wie hier, der zur Erhöhung des Genuſſes benützt werden kann und ſolchen eigenthümlichen Charakter einem Feſte zu verleihen vermag, iſt es möglich, die Ausführung eines Geſangsfeſtes in ſo großartigem Style zu veranſtalten. Lange wird es uns eine ſchöne Erinnerung bleiben. —ſ—

Correſpondenz.

Hamburg, 8. Juli.

Friedrich Hebbel, der Dichter der Genoveva und Judith, iſt von ſeiner Reiſe nach Kopenhagen zurückgekehrt. Der König von Dänemark hat ihm (als Ditmarſcheraner) ein Reiſeſtipendium verliehen, was den mittelloſen Dichter in den Stand ſetzt, fremde Länder zu beſuchen. Hebbel nimmt ſeinen Weg nach Paris, dem Centrum ſüdeuropäiſcher Bildung, und wird von dort weiter ſüdlich gehen. Er gehört zu jenen Geiſtern, die dem Gemüthsleben, das unter der Politik und der Gelehrſamkeit gelitten, wieder freiere Bahn zu brechen und Stärke zu geben bemüht ſind und beweiſen, daß es mit der Alleinherrſchaft der Gelehrtenkaſte ein Ende hat. Hebbel verehrt Gutzkow in ſeinen Briefen aus Paris und George Sand in ihrem Roman: »die Handwerker«, außerdem hängt er an Jean Paul und weiß von Hegel ſo viel, wie jedem Höhergebildeten noththut. Hebbel wird rüſtig und ſelbſtſtändig fortarbeiten und den ehrenhaften Namen, den er ſich [illegible]eens gewonnen, in Deutſchland noch einſt tiefer b[illegible]nden. —h—

Düſſeldorf, 7. Juli.

Auf der hieſigen Kunſt-Ausſtellung prangen ſeit einigen Tagen Gemälde vom General Jolly, Wappers und Kamphauſen, welche Furore machen, beſonders ein Bild des Erſteren wegen einer ungewöhnlichen Farbenpracht. — Seit 14 Tagen luſtwandeln die Düſſeldorfer nach dem ſchönen Garten des hieſigen Apothekers van Baerle, in welchem mehrere Hundert Gattungen der ſeltenſten und ſchönſten Roſen blühen. Der Eigenthümer iſt ſo uneigennützig, ſein ſchönes Privateigenthum dem großen, d. h. anſtändigen Publikum zu öffnen. —h—

Düſſeldorf, 9. Juli.

Heinrich Zſchokke, welcher eine Reiſe nach Holland macht, iſt am vorigen Donnerſtag hier angekommen, hat einige hieſige Literaten und den Maler Schrader, der im vorigen Jahre von der Stadt Magdeburg nach Aachen geſandt worden war, um ihn zu vertreten, beſucht und iſt ſchon den folgenden Tag per Dampfſchiff weiter gereiſt.

Die diesjährige hieſige Kunſtausſtellung iſt am 25. Juni eröffnet worden. Die Perſonalkarte koſtet 1 Thlr. für die ganze Saiſon. Im Ganzen iſt die Ausſtellung noch ſehr mager, und was vorhanden iſt, hat man zum Theil ſchon in der ſogenannten Winkelausſtellung beim Kunſthändler Buddrus allhier geſehen. Wir enthalten uns demnach heute aller Bemerkungen darüber. — Die hieſigen Künſtler, welche die Fresco-Gemälde im Elberfelder Rathhausſaale ausführen ſollen, ſind bereits dahin abgereiſt. Unter dieſen befinden ſich bekanntlich Mücke, Plüddemann, Fey und L. Claſen, welch letzterer unlängſt den Ruf als Hofmaler des Fürſten von Neuwied erhalten und angenommen hat. — Das kathol. »Rheiniſche Kirchenblatt« iſt am 1. Juli noch nicht erſchienen, ſoll aber mit dem 1. Oktober beginnen. Für die Redaction hat ſich jetzt ein großer Verein von hieſigen rheiniſchen Geiſtlichen gebildet; auch auswärtige Autoritäten, wie Silbert, Mack, Sintzel und Andere ſollen ſich demſelben angeſchloſſen haben. — Am künftigen Donnerſtag geben mehrere Schauſpieler, welche früher unter dem ſeel. Deroſſi an der Düſſeldorfer Bühne gewirkt hatten, eine Vorſtellung in Crefeld, deren Ertrag zur Errichtung eines Denkmals für den ſeel. Director D. auf dem Düſſeldorfer Friedhofe beſtimmt iſt. —h—

Bonn, 10. Juni.

Heute Morgen wurde von einem hieſigen Geſang-Vereine dem Clavier-Virtuoſen Fr. Liszt, der mehrere Tage hier verweilt hatte, ein Ständchen gebracht. Nachmittags iſt er nach Köln von hier abgereiſt. Wie es allgemein heißt, wird er in kurzer Zeit zurückkehren und ein Concert geben. Man begnügte ſich jetzt, Abends unter dem Fenſter ſeiner Wohnung ſeinem Spiele zuzuhören. —h—

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 86. Dinstag, 18. Juli 1843.

Erlebtes auf Berufswegen.

(Von Dr. Karl Eſterle.)

(Fortſetzung und Schluß.)

Kaum hatte ich mein Zimmer verlaſſen, und ſchritt über den Corridor, deſſen Thür ſogleich hinter mir verſchloſſen wurde, als der Lord ſchon mit der Lorgnette in der Hand auf dem Gange erſchien, und durch die weit geöffneten Thüren und Fenſter eifrig in das Speiſezimmer meiner Patienten ſchaute. Se. Lordſchaft überſchüttete mich, wie ich hinterher erfuhr, mit Lobeserhebungen, und ſchwur hoch und theuer, der Welt bekannt zu machen, was für einen menſchenfreundliche Transportführer, Commiſſär, und der liebe Himmel, was noch Alles, er in mir gefunden. Sein Erſtaunen wuchs von Minute zu Minute, als er auf den Tiſchen Braten, Wein und Bier auftragen ſah.

Der Geiſteskranke, beſonders der Unheilbare, deſſen ganzes Leben mehr ein körperliches iſt, findet ſein einziges Glück, das einzige noch mögliche Behaglichſeyn in dem reichlichen Genuß von guten Speiſen, und Dank ſey es unſerer Anſtalt, in welcher der Aermſte, wie der Wohlhabenſte täglich ſo viel Speiſen bekommt, wie ſie nur in beſſern Privathäuſern können gefunden werden. Wie in der Anſtalt, ebenſogut wurden die Patienten auf der Reiſe verpflegt, und der Lord ſchrie einigemal laut auf vor Verwunderung uber die gute Pflege der vermeintlichen polniſchen Emigranten, beſonders ſchien ihn eine gute Anzahl von Beefſteaks zu entzücken, und indem er wiederholt verſicherte, Oeſterreich ſey ein Muſter von Großmuth und Güte, ſchrieb er eifrig all ſeine Begebenheiten in ein Notizenbuch ein. Er ſchien von einigen der Patienten eine Perſonsbeſchreibung liefern zu wollen, denn er fixirte die ſeinen Blicken Zugänglichen zeitweiſe ziemlich lange, und ſchrieb dann wieder eifrig fort, als fürchte er ſich, die guten Gedanken zu verlieren. Der Pole mit der Zwangsjacke, welcher jetzt, da er den ganzen Tag über gehungert, durch den Geruch der Speiſen ziemlich ſanft wurde, bat mich um Befreiung ſeiner Feſſeln. Nach einigen Ermahnungen löſte ich ihm ſelbſt die Zwangsjacke auf und ließ ihm ſeine Portion reichen, bei welcher Gelegenheit der Lord laut in die Hände klatſchte, und eifriger als zuvor in das Notizenbuch ſchrieb. Welche Rolle mochte wohl der Pole bei ihm geſpielt haben?

Dem Polen nebenan ſaß ein dem Anſchein nach tiefſinniger Mann von etwa fünfzig Jahren, der ſchon über zwanzig Jahre in der Irrenanſtalt war. Der Unglückliche war ein Beamter geweſen, der in ſeinen jungen Jahren ein Mädchen unausſprechlich liebte, und wegen einer erwieſenen Untreue ſeiner Geliebten wahnſinnig wurde. Im erſten Anfalle ſeiner Raſerei ſchwur er Rache an dem ganzen ſchönen Geſchlechte zu nehmen, und wählte als das erſte Opfer ſeiner Wuth, auf eine äußerſt boshafte Weiſe, ſeine mit ihm allein lebende Schweſter, obgleich die Geſchwiſter ſich jederzeit herzlich zugethan waren. Noch in den letzten Jahren, als ſeine Schweſter ihn häufig in der Irrenanſtalt beſuchte, erzählte ſie mir, wie ihr Bruder ein Muſter von Ordnung und Liebe geweſen, und wie ſchrecklich ſie bei dem Ausbruche ſeiner Geiſteskrankheit eine Nacht in wahrer Todesangſt verlebt habe. Er wußte nämlich ſeine Schweſter auf einige Stunden aus ihrer Wohnung zu entfernen, während welcher Zeit er ihr ein entſetzliches Lager bereitete, indem er in ihr Kopfkiſſen und Matratze mehr als hundert Nadeln mit aufwärts gerichteten Spitzen ſteckte. Als nun die Unglückliche nach Hauſe kam, und ſich mit ihrem wahnſinnigen Bruder allein im Zimmer befand, ſchloß er ſogleich die Thüre zu und ſteckte den Schlüſſel in die Taſche; hierauf befahl er ihr, ‚ſich auszukleiden und ins Bett zu legen. An Widerſpruch war nicht zu denken, und wenige Augenblicke reichten hin, ſie mit dem Zuſtande ihres Bruders bekannt zu machen. Als ſie ſich zitternd auskleidete, und in das Bett ſtieg, ſchrie ſie laut auf vor Schmerz, welchen die Nadeln ihr verurſachten, und wollte ſchnell das Schmerzenlager verlaſſen; allein vor ihr ſtand, mit blankem Degen in der Hand, der wahnſinnige Bruder, und drohte ſie zu durchbohren bei dem leiſeſten Verſuch, das Bett zu verlaſſen. »Du und dein ganzes Geſchlecht ſollt büßen, Ihr ſeyd alle falſche Geſchöpfe.« Eilf Stunden mußte die Arme in Todesqual und Schmerz zubringen, bis plötzlich bei Tagesanbruch der Wahnſinnige den Degen, mit welchem er bisher an dem Bette ſeiner Schweſter Wache hielt, von ſich warf und davon eilte. Der Unglückliche wurde an der Donau aufgegriffen, als er ſich gerade in den Strom ſtürzen wollte. Sieben Jahre blieb er in raſender Tobſucht, bis er endlich in ſeinen blödſinnigen Zuſtand verfiel, in welchem er ſich jetzt befand. Ich möchte die Rolle wiſſen, welche der Lord dieſem Manne zugetheilt hat.

Dem Mann gegenüber, von dem Engländer auch ſtark fixirt, ſaß ein anderer, der ſich, was nicht ſelten unter Irrſinnigen vorkommt, einbildete, der Kaiſer zu ſeyn. Sein Irrſinn hatte aber eine merkwürdige Richtung. Dieſer Menſch hielt ſtets ſeinen wachenden Zuſtand für ein Traumleben, während er den Traum für das wirkliche Leben hielt. Bei ihm war der Traum ein Leben, und das Leben ein Traum. Oft, wenn er zu Mittage bei Tiſche ſaß, ſagte er: wie lebhaft ich jetzt träume; ich würde meinen Traum für Wirklichkeit halten, wüßte ich nicht, daß ich der Kaiſer bin.« Wenn

Digitized by Google

die Sonne unterging, rief er häufig: »Jetzt wird es Tag; es iſt Zeit, daß ich erwache. Englands und Frankreichs Geſandte erwarten mich.« Mit dieſen Worten legte er ſich zu Bette und ſchlief gewöhnlich ſehr bald ein. Des Morgens erzählte er mir, wie er die Geſandten durch ſeine Beredtſamkeit bezaubert. Er führte im Traum Krieg, ſchloß Frieden, ging ſelbſt als Feldherr mit ſeinen Schaaren, und konnte an den Traum der letztverfloſſenen Nacht die Fortſetzung in der nächſtfolgenden nach Willkür anknüpfen. Er erzählte heute mit Zittern und Angſt, wie er und die Seinigen ſich in einer höchſt gefahrvollen Stellung dem Feinde gegenüber befänden, und wie er den kommenden Morgen — eigentlich den nächſten Traum — kaum erwarten könne. Des andern Tages ſprang er freudig von ſeinem Lager auf, die Bilder ſeiner Phantaſie hatten ihn als Sieger gekrönt. »Dieſe Nacht kann ich ruhig ſchlafen,« rief er ſein Lager verlaſſend, »denn ich habe den Feind aufs Haupt geſchlagen.« Ich machte dieſen Menſchen einſt aufmerkſam, indem ich ihn fragte, ob er nicht häufig ein und dasſelbe träume. Er ſtarrte mich eine Weile an, dann erwiederte er: »Ja, bei Gott! ſechs Jahre Tag für Tag träume ich in einer Irrenanſtalt eingeſperrt zu ſeyn; doch habe ich dieſen Fingerzeig Gottes unbeachtet gelaſſen; in meinem Reiche gibt es keine Irrenanſtalten, weil es überhaupt keine Irren in der Welt gibt.«

Dieſen Mann, deſſen hohe majeſtätiſche Geſtalt einen impoſanten Anblick gewährte, betrachtete, wie wir ſchon oben bemerkt, der Lord mit großer Aufmerkſamkeit. Die Reiſe hatte den Mann mehr als ſonſt aufgeregt; er ſtand häufig von ſeinem Sitze auf und ging im Zimmer auf und nieder. Zufällig begegneten bei einer dieſer Bewegungen ſeine unſtät irrenden Augen dem Blicke des Lords, und er winkte herablaſſend mit der Hand dem Engländer einen Gruß zu.

Der Lord, welcher in dieſem Manne gewiß einen polniſchen Großen zu ſehen vermeinte, verſchwand auf einen Augenblick, und in wenigen Minuten darauf erſchien der Kellner im Speiſezimmer meiner Patienten mit einer Flaſche Champagner, welche der Lord für den polniſchen Herrn mit der ſechseckigen Kappe ſandte. Bei dieſer Gelegenheit habe ich gewiß einen guten Theil meines Gewichtes bei Sr. Lordſchaft verloren, denn ich ſchickte mit der Entſchuldigung den edlen Wein zurück, daß ich ihn nicht nehmen dürfe. Jetzt ſah ich den Engländer nur noch den Kopf ſchutteln, dann in ſeinem Notizenbuch etwas ausſtreichen — wahrſcheinlich den geſendeten Champagner — worauf er ſich unwillig entfernte.

Der Wirth hatte ihm geſagt, daß ich durchaus mit keinem Fremden ſpreche, was ich bei meiner Ruckreiſe durch den Kellner erfuhr.

Vor fünf Uhr Morgens trat ich meine Reiſe wieder an. Der Lord ſtand am Fenſter, als die Wägen einer nach dem andern aus dem Thore des Gaſthauſes fuhren, und als ich endlich auch fortfuhr, winkte er mir mit ſeiner rechten Hand, in welcher ſich das verhängnißvolle Notizenbuch befand, ein freundliches Lebewohl zu.

(Wiener Zeitſchrift.)

Engliſche Geſchichte auf der franzöſiſchen Bühne.

Das Glas Waſſer. — Cromwell's Sohn.

(Fortſetzung.)

Wir werden jetzt durch dasſelbe Labyrinth von kleinlichen Beweggründen und ſchmutzigen Intriguen, die durch keinen ſchönen Gedanken, keine glückliche Bemerkung, keinen Zug menſchlichen Gefühls erhellt werden, zu der berühmten Glas-Waſſer-Scene geführt. Maſham ſoll die Herzogin denſelben Abend im Königlichen Salon treffen, wo er auch von ſeiner unbekannten Gönnerin das Signal erhalten ſoll, durch welches ſie ſich ihm entdeckt und zugleich benachrichtigt, daß ſie ihn für jetzt nicht empfangen konne. Dieſes Signal beſteht darin, daß ſie nach einem Glaſe Waſſer ruft. Bolingbroke hat ſich vorgenommen, den Franzöſiſchen Geſandten zu der Soiree einladen zu laſſen, und da es zu den Amtspflichten der Lady Marlborough gehört, die Einladungs-Schreiben auszuſtellen, ſo verlangt er, daß ſie dem Marquis von Torcy ein Billet ſchicken ſoll. Die Herzogin iſt über ſeine Unverſchämtheit erſtaunt, aber Bolingbroke läßt von neuem den Edelmann fallen, um in dem furchtbaren Charakter des Journaliſten aufzutreten. Er zeigt das von ihr mit dem Hauptmanns-Patent an Maſham geſandte Billet vor und droht ihr noch einmal, ſie in den Spalten des „Examiner“ dem allgemeinen Gelächter preiszugeben. Die Herzogin fühlt, daß der Schein gegen ſie iſt, aber ſie giebt ihr Spiel noch nicht ganz auf. Wie ſie ehedem Bolingbroke's Schulden aufkaufte, hat ſie jetzt einige Briefe ſeiner Frau an Lord Evandale in die Hände bekommen. »Fur erhaltenen Werth ohne Zweifel« — iſt die beißende Erwiederung, und die beſtürzte Dame macht dem rohen Zwiſt durch Abfertigung des gewünſchten Briefes ein Ende. In Gegenwart des Botſchafters fällt nun die große Scene vor. Anna, die mit Sr. Excellenz Triktrak ſpielt, beklagt ſich plötzlich über die Hitze und ruft nach einem Glaſe Waſſer*). Die Herzogin, die inzwiſchen erfahren hat, daß dieſes Signal die unbekannte Geliebte Maſham's offenbaren ſoll, kann einen Schrei der Ueberraſchung nicht zurückhalten; in ihrer Gemüths-Bewegung läßt ſich das Glas auf die Robe der Königin fallen, und erhält vor dem ganzen Hofe ihren Abſchied.

Es bleiben indeſſen noch einige hiſtoriſche Geheimniſſe zur Belehrung der unwiſſenden Nachwelt übrig. Die Königin fängt an, ſich zu beſänſtigen; die Gerüchte über das Verhältniß der Marlborough zu dem Lord Evandale ſind ihr zu Ohren gekommen, und da ihr eigenes Herz auf dem Punkte ſteht, zu kapituliren, ſo fuhlt ſie ſich durch die Sympathie ihrer Neigungen zu Jener wieder hingezogen und beſchließt, ſie zuruckzurufen. Der erſchrockene Bolingbroke fliegt zur Königin und leitet auf

*) Wenn man der populairen Sage trauen darf, ſo war Ihre Majeſtät eben keine Freundin dieſes Getränks. Ihre lebensgroße Statue ſteht vor der Pauls-Kathedrale in London, der ſie aber den Rücken kehrt, während ſie einem gegenüber befindlichen Schnapsladen das Geſicht zuwendet. Dieſer Umſtand hat dem Volkswitze zu folgendem Diſtichon Veranlaſſung gegeben:

Here stands Queen Anne upon her perch,
Her face to the gin-shop, her back to the church.

Die Königin Anna iſt hier zu erblicken,
Die Schenke im Auge, die Kirche im Rücken.

Digitized by Google

eine gewandte Art ihren Verdacht von Evandale wieder auf den jungen Maſham. Die Herzogin, verſichert er, wünſcht nur deswegen nach dem Schloſſe zurückzukehren, um dem jungen Maſham nahe zu ſeyn. Es folgt ein tête-à-tête zwiſchen Anna und ihrem Günſtling, während deſſen ſie durch plötzliche Ankunft der Herzogin überraſcht werden, ſo daß Letzterem nur noch eben Zeit bleibt, ſich in das Schlafgemach der Monarchin zurückzuziehen. Die Herzogin wird ihn durch das Fenſter gewahr, und die Königin iſt in ihrer Macht. Aber nein! die treue Abigail tritt vor, nimmt die Schuld auf ſich, ihren Liebhaber dort verborgen zu haben, und giebt ſo, um den Ruf der Königin zu retten, ihren eigenen preis. Anna entſagt aus Dankbarkeit ihren Abſichten auf le petit Maſham, und Abigail wird die berühmte Lady dieſes Namens.

Wir haben uns bei der Analyſe dieſes berühmten Luſtſpiels nicht damit aufgehalten, ſo grobe Entſtellungen hiſtoriſcher Thatſachen zu berichtigen, wie die angebliche Verwandtſchaft Maſham's mit der Abigail und das Entſetzen der Herzogin, als ſie in der Juwelierstochter eine Couſine entdeckt. Es war ein gewiſſer Hill, Bruder der Maſham, für den die Herzogin das Offiziers-Patent auswirkte, welches ihr zu jener Zeit ſo viele Anfeindungen zuzog, und ihre Haupt-Beſchuldigung gegen die Maſham beſtand gerade darin, daß Letztere, die ſie ſelbſt, als eine arme Verwandte, der Königin empfohlen hatte, ihre Wohlthaten mit Undank erwiedert haben. Nebenſachen dieſer Art verlieren jedoch ihre Bedeutung gegen die falſche und gehäſſige Färbung, die der Verfaſſer jener ganzen Periode verleiht. Wir wollen den Dichtern gern jede mögliche Freiheit in der Behandlung geſchichtlicher Stoffe einräumen; aber Herr Scribe überſchreitet die Gränze des Erlaubten, wenn er zwiſchen der Königin Anna und Lord Bolingbroke daſſelbe Verhältniß obwalten läßt, wie zwiſchen Potemkin und Katharina II. Der Charakter Bolingbroke's iſt auf eine lächerliche Weiſe traveſtirt. Durch den Erfolg von »Bertrand und Raton« irre geleitet, hat Herr Scribe offenbar einen zweiten Bertrand zu ſchaffen verſucht (den er nach Talleyrand gezeichnet haben ſoll), und dieſer kaltblütige, liſtige Diplomat hat ihm zum Vorbilde des feurigen, liebenswürdigen, ungeduldigen, leidenſchaftlichen St. John dienen müſſen.

»Bertrand und Raton« war in der That ein gutes Schauſpiel *); es enthielt treffliche Motive und eine gut entwickelte Handlung, welche durch eine glückliche Sprache belebt wurde. Die Art, wie Ranzau eine Emeute an der Koppel hält und, nachdem er ſeinen Zweck erreicht, ſein armes, getäuſchtes Werkzeug fallen läßt, iſt ein Meiſterſtück der Feinheit. Nicht ſo das »Glas Waſſer.« Gemein in ſeiner Auffaſſung, unnatürlich und abgeſchmackt in ſeinen Motiven, iſt dieſes Stück eine Lüge gegen die Geſchichte, wie es eine Lüge gegen die Moral iſt.

Durch das Glück dieſes erſten Verſuchs im Gebiete der Engliſchen Geſchichte und Politik aufgemuntert, hat Herr Scribe uns vor kurzem mit ſeinem »Sohne Cromwell's« beſchenkt, der jedoch nicht ganz ſo gut empfangen wurde. Das Süjet iſt durchaus nicht für Scribe berechnet. Er macht aus dem Sohne des Protektor's eine Art von Timon amoureux und läßt ihn unter Anderem folgenden Monolog halten.

»Ja, ich begreife jetzt, daß die, welche die Menſchen regieren, ſie verachten müſſen. Wenige Tage der Macht genügen, ihren Charakter darzuthun. Ihr Werth iſt ſo gering, und doch verkaufen ſie ſich ſo theuer! Was Monk betrifft, ſo iſt das eine andere Sache, er iſt offener, oder feiner. Er hat mir Alles geſtanden. — eine blinde Liebe zur Lady Helen hat ihn angetrieben, dieſe Rolle zu ſpielen u. ſ. w.«

(Schluß folgt.)

*) Worin jedoch mit der Geſchichte noch ärger umgeſprungen wird, als im „Glas Waſſer.“ Vermuthlich iſt aber der Reviewer mit der Däniſchen Geſchichte nicht ſo genau bekannt, wie mit der Engliſchen

---

Die ſonderbare Ehe.

An ſonderbaren Ehen fehlt es auch heut zu Tage nicht, aber jene, welche wir erwähnen, iſt ſo ſelten in ihrer Art, daß in unſern Zeiten wohl ſchwerlich eine ähnliche mehr geſchloſſen wird, wenigſtens wird keiner mehr ein ſo edler Beweggrund zu Grunde liegen, und bei keiner wird ſich die ſo oft beſpottelte und belachte Geradheit und Einfalt der Vorzeit in ſo ſchönem Lichte zeigen.

Zu den Zeiten Herzogs Albrecht des Lahmen von Oeſterreich, erſchien um das Jahr 1360 zu Wien ein äußerſt tapferer Mann aus dem Lande Bosnien, deſſen Name unbekannt blieb. Er entbot den Edlen des Hofes und Landes, ſich mit ihm im öffentlichen Kampfe auf Leib und Gut zu meſſen. Kein einziger Ritter wagte, es mit dem furchtbaren Unbekannten aufzunehmen. Das grämte Herrn Otto, den Truchſeß von Waldburg, der, wie einige ſchreiben, ſich daſelbſt auf der hohen Schule befand, oder nach Andern in des Herzogs Dienſten ſtand. Eines Abends wo eine Menge Volks auf dem öffentlichen Platze ſich verſammelt hatte, und von dem übermüthigen Fremden ſprach, kam Otto mit Einigen ſeiner Geſellen dahergegangen, vernahm des Volkes Unmuth, und äußerte ziemlich laut, daß, obgleich er noch jung ſey, und nie ſich im Kampfe verſucht habe, er dennoch Muth genug in ſich fühle, es mit dem Ritter zu wagen, wenn er eine taugliche Rüſtung und ein Streitpferd beſäße.

Dieſes vernahm der Haushofmeiſter der Gräfin Cilly, der ſich zufälliger Weiſe dort gleichfalls eingefunden hatte, und hinterbrachte ſeiner Frau die kecke Rede des Jünglings, welche darüber erſtaunt ihn zu ſehen verlangte. — Herr Otto kam, und geſtand der Gräfin Katharina auf ihr Befragen, daß er, im Falle das Erwünſchte ihm zu Theil würde, ſich dieſes Unternehmens wohl getraue. Sie befahl hierauf, da deutſche Ehre ihr mehr, denn alles andere am Herzen lag, ihm mehr als das Nothdürftige zu reichen.

Otto, mit prunkenden Waffen und einem trefflichen Roſſe beſchenkt, ritt in die Schranken, nahm den Kampf an, und tödtete den Bosnier. Da forderte ihn die Gräfin zum zweiten Male vor ſich, und trug dem muthigen Edelmanne von Bewunderung durchdrungen, ihre Hand an. Aber traurig und beſtürzt ſtand der Sieger vor ihr, und lehnte dieſes Glück ab, weil er gelobt habe, nie ein Weib heimzuführen. Aber, fuhr er fort, ich habe daheim in Schwaben einen lieben Bruder, mit Namen Hanns, der iſt viel ſchöner und ſtattlicher, denn ich, edle Frau! Er iſt noch jung, ſtark, geraden Leibes und hat wunderſchöne lange Haare; nehmt den, der iſt beſſer, denn ich. Katharina, ſein Gelübde ehrend und ſeine Beſcheidenheit und Bruderliebe bewundernd, befahl

ihm, zu Herr Hannſen zu reiſen und ihn gegen Wien zu führen, gefiele er ihr, ſo wolle ſie ihm eine gute Antwort geben. Herr Otto kam in die Heimath, und fand — den unglückſeligen Hanns beſchworen. Wohl ſtand er jetzt in Sorge, die von Cilly würde ihn nicht nehmen, aber er zog nichts deſtoweniger mit ihm nach Oeſterreich, und jener gefiel der Gräfin ſo wohl, daß er wirklich ihr Gemahl wurde. Die Mannhaftigkeit und Beſcheidenheit Otto's erwarb aber ſeinem Bruder nicht blos eine reiche Frau, ſondern, was noch mehr iſt, dieſer trat durch ſie in Verwandtſchaft mit dem deutſchen Kaiſer ſelbſt, denn Siegmunds Gemahlin war Barbara Gräfin von Cilly, Geſchwiſterkind mit Katharina.

Letztere brachte ſo viel Geld mit nach Schwaben, daß Hanns im Stande war, die Städte Waldſee, Riedlingen, Saulgau, Mengen und Mundrichingen, nebſt der Veſte Buſſen, die er verſetzt hatte, wieder an ſich zu löſen, die Herrſchaft Zeill zu kaufen und alle Schulden, die von ſeinen Vorfahren noch herkamen, zu bezahlen. Obgleich er mit der Gräfin keine Nachkommenſchaft erzeugte, ſo vermachte dieſelbe ihm doch noch bei Lebzeiten ihr ganzes Vermögen, an welchem Schankungsbriefe ſelbſt Herr Leopold, Herzog von Oeſterreich, ſein Inſiegel hing.

Zu Wurzach auf dem Rathhauſe und in der Sakriſtei der Hauptkirche ſtehen noch die zwei Kiſten, worin Katharina ihr Geld mitführte, aber wie Augenzeugen gar ſchlau und klug bemerkt haben wollen, jetzt leider — völlig leer.

Ueber die Verdünnung des Biers.

Mehrere ſüddeutſche Blätter (auch die »N. Würzb. Ztg.«) enthielten neulich einen Artikel über die Schädlichkeit des mit Waſſer vermiſchten Biers für die Geſundheit und über einige beſondere Eigenſchaften, welche das Bier durch dieſen Waſſerzuſatz erhalte. Nach dortigen Angaben ſoll der beim Abdunſten des verdünnten Bieres gewonnene ſyrupartige Rückſtand narkotiſche (betäubende) Wirkungen, namentlich Erweiterung der Pupille des Auges, hervorbringen, welche dem Extrakte des unverdünnten Biers nicht zukommen ſollen. Das Bier würde demnach durch Beimiſchung von Waſſer beim Ausſchenken nicht nur verdünnt, ſondern es würde dadurch auch zu einer Umſetzung ſeiner Beſtandtheile Anlaß gegeben und zur Entwicklung eines eigenthümlichen narkotiſchen Stoffes, der in ſeinen Wirkungen Aehnlichkeit mit den wirkſamen Beſtandtheilen einiger giftigen Pflanzen, z. B. der Belladonna, hätte. — Sowohl in wiſſenſchaftlicher als geſundheitspolizeilicher Hinſicht mußte dieſe Angabe wichtig erſcheinen; dieß bewog die HH. Prof. Fehling und Dr. W. Grieſinger, eine Reihe von Verſuchen über dieſen Gegenſtand mit Extrakten der verſchiedenſten hieſigen Biere, ſowohl nach vorausgegangener Verdünnung als ohne ſolche, anzuſtellen. Der Waſſerzuſatz betrug ein Drittel, und die Extrakte wurden durch langſames Abdampfen im Waſſerbade bereitet. Die Verſuche wurden an Menſchen, Pferden und Hunden angeſtellt; ſie gaben im Allgemeinen ein negatives Reſultat. Beim Menſchen und den angegebenen Thieren hatte die Einbringung des Extrakts von verdünntem Bier in das Auge, ſowohl in kleineren als größeren Quantitäten, niemals Erweiterung der Pupille zur Folge, ebenſowenig, als das des unverdünnt gebliebenen; auch innerlich, in angemeſſener Gabe eingenommen, brachte das Extract des verdünnten Biers weder Erweiterung der Pupille, noch irgend welche narkotiſche oder überhaupt fühlbare Wirkung hervor. Wenn nach dieſen Verſuchen jene Angaben über die giftig betäubende Wirkung des verdünnten Biers nicht beſtätigt werden können, ſo gaben dagegen die erwähnten Verſuche Gelegenheit, einen andern Umſtand, der in dem oben angeführten Artikel erwähnt wird, zu konſtatiren, nämlich die Vermehrung der Bitterkeit des Biers durch die Verdünnung mit Waſſer. Bei ſorgfältiger Vergleichung der Extracte von rein gebliebenem und von — vor dem Eindampfen mit Waſſer - vermiſchtem, aber zu gleicher Konſiſtenz mit erſterem eingedampftem Bier zeigte beinahe konſtant das letztere einen weſentlich bitterern Geſchmack; meiſt blieb dieſer Geſchmacks-Eindruck auch länger haften und hatte etwas leicht Ekelerregendes. Dieſe vermehrte Bitterkeit war ſo auffallend, daß in den erwähnten Verſuchen, nach nur wenigen Proben, faſt immer mit Sicherheit entſchieden werden konnte, ob ein vorliegendes Extract von verdünntem oder unverdünntem Bier herrühre. — Es muß vorläufig dahin geſtellt bleiben, auf welchen chemiſchen Vorgängen dieſe durch den Waſſerzuſatz hervorgerufene Erhöhung des bittern Geſchmacks beruhen mag. So viel ſcheint aus dieſen Thatſachen hervorzugehen, daß, wenn gleich eine narkotiſche Vergiftung von verdünntem Bier, als ſolchem, nicht zu befürchten iſt, daſſelbe doch durch den Waſſerzuſatz Geſchmacks-Eigenſchaften erhält, welche nicht nur auf Schwächung des urſprünglichen angenehmen Geſchmacks, ſondern auf wirklicher Umänderung und Verſchlechterung beruhen, und ſich überdieß leicht auf der Zunge erkennen laſſen. (Schw.M.)

Notizen-Blatt.

(**Anekdotäres.**) Ein Herr ſtellte ſeinem Freunde zwei Frauenzimmer, die er am Arm führte, mit folgenden Worten vor: „Das iſt meine Frau und meine Tochter; die jüngere davon iſt meine Tochter.“

Ein junges luſtiges Mädchen wollte einen alten Gelehrten, weil er nicht Pfänder geſpielt hatte, aufziehen. Sie fragte ihn alſo, ob er ſich getraue, 10 Minuten auf einem Beine zu ſtehen? „Sie thun wohl,“ antwortete er, „daß Sie daran zweifeln, denn ich habe es bis jetzt wirklich für ſehr albern gehalten, mich mit Gänſen in einen Wettſtreit einzulaſſen.“

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 87. Donnerstag, 20. Juli 1843.

Der lange Ambros.

(Novelle aus dem Landleben.)

„Antonio, ich will Dir etwas ſagen:
Ich liebe Dich und Liebe ſpricht aus mir.“
Graziano.

In einer wolkenloſen, kühlen und thaureichen Nacht des Juli ſaßen zwei männliche Geſtalten an dem Ufer eines durch Auen hinziehenden Flüßchens und angelten.

Den ganzen Tagen über hatten ſich ſchwere, donnerdrohende Wolken über die Berge und Felder hingetrieben, ohne jedoch durch ihren Schatten Erquickung zu bieten; denn die Erde dunſtete und dampfte. Das faſt überreiche Getreide ſchien jedes Mal neuerdings zu erglühen, wenn das flüchtige Wolkendunkel den ſengenden Strahlen der Sonne wich, und über den Straßen ſchwebte eine unbewegliche Wolke von Staub. Man ſehnte ſich nach einem Gewitter. Aber eine Stunde vor Sonnenuntergang erhob ſich ein Wind, der die Wolken weiter nach Norden wälzte und den Himmel zu ſüdländiſcher Klarheit aufhellte. Mit dem Abendgeläute der Dorfglocken und dem reichlich fallenden Thau war eine Kühle eingetreten, die den Menſchen, ſtatt in Schlaf zu bringen, zu einer Art von Thätigkeit ermunterte. Die Staubwolke auf der Straße war durch die Nachtfeuchte zu Boden geſunken, Laſtwagen knarrten, Viehheerden, die den Tag über in Ställen lagen, wurden getrieben, die Schnitter ließen zum Sichelklange ein munteres Aerntelied erſchallen, und der Mond leuchtete ſo heiter und ſilbern darein, daß ſelbſt die zu Nacht ſonſt ſchweigſamen Lerchen ihren Geſang noch nicht aufgeben zu wollen ſchienen.

Die beiden Fiſchenden ſaßen lange Zeit und betrieben ſtillſchweigend ihr Geſchäft. Erſt nach dem Verlaufe von vielleicht mehr als einer Stunde erklang aus dem Munde des Einen ein kurzer unterdrückter Laut des Erſtaunens, welcher den Zweiten, der durch das lange Schweigen an die Stille gewohnt war, ſo überraſchte, daß er unwillkührlich den Kopf in die Höhe richtete und ſeinem Gefährten zuziſchelte: Was haſt du?

Rede nicht! entgegnete der Erſte und ſtand bedächtig auf, während er die Spitze ſeiner Angelruthe ſorgfältig beobachtete und, indem er ſich erhob, die Umriſſe einer ſo hohen Geſtalt zeigte, wie man ſie ſich nur von den alten Teutonen denkt. Er machte einige bedächtig gedehnte Schritte ſtromabwärts, beugte ſich dann und verſchwand in dem hohen Gerohre.

Befremdet ſah der noch Sitzende dieſen Bewegungen zu; jetzt vernahm er im Waſſer ein Anfangs ſtarkes, dann nach und nach aber ſchwächer werdendes Geplätſcher, dann ein Kniſtern und Raſcheln des Rohres, und hierauf einen Schlag und den ſonderbaren Laut, welchen größere Fiſche in der Todesangſt von ſich geben, wodurch ihm denn das Benehmen ſeines Freundes, den er als einen äußerſt erfahrenen Fiſcher kannte, klar wurde. Der Rieſige, welcher wie eine wandernde Tanne durch das Schilf ging, kam auch in dem nächſten Augenblicke mit einem ungewöhnlich großen Hechte, welchen er an den Kiemen in die Höhe hielt, zu ſeinem erſtaunten Gefährten und ſagte: Sieh, Valentin, was das für ein Burſche iſt! Er hat ſeine 8 Pfund ſo gut, als ich meine zweihundertunddreißig.

Eine ſchöner Fang, entgegnete der Andere, welcher nun auch aufgeſtanden war, und der, obwohl man ihn nicht zu den Kleinen zählen konnte, neben dem Rieſigen wie ein Kind neben ſeinem Vater ausſah. Ein ganz ungewöhnlicher Fang! Ich begreife nur nicht, wie du ihn mit deinem ſchwachen Geräthe an das Land bringen konnteſt.

Ich war ruhig, Valentin, antwortete der Rieſe, als ich ein Mal wußte, mit wem ich es zu thun hatte. Erſt riß ich ihn feſt an den Hacken und dann gab ich nach und ließ ihn austoben. Als er matt wurde, war er mein, trotz dieſer ſchwachen Schnur!

Du biſt eben ſo um deine Kraft als um deine Ruhe zu beneiden, lieber Ambros.

Es hat Jeder ſein Gutes. Wohin käme es denn auch, wenn Einer, der ſo ſtark iſt, wie ich es zufällig bin, nicht friedfertig und gelaſſen wäre. Aber nun komm, es iſt zehn Uhr, und wir haben genug gefangen.

Bei dieſen Worten brachte Ambros, mit dem durch ſeinen gigantiſchen Wuchs wohlverdienten Beinamen des Langen, ſeine Geräthe in Ordnung und ſchickte ſich an, zu gehen, als ihn ſein Gefährte an der mächtigen Hand ergriff und ſagte: Bleibe noch, Ambros, die heutige Nacht iſt gar ſo ſchön, und dann —

Der Mond iſt ſchon hinunter, erwiderte der Angeredete, und auf dem Heimwege kannſt du noch ſchwatzen genug, wenn es dich freut.

Nein, ſagte Valentin, gehe noch nicht; hier iſt es ſo heimlich in dem wiegenden Schilf, und ich habe etwas auf dem Herzen. Der Weg dort iſt breit und offen für Jeden. Was ich dir ſagen möchte, iſt die Sache des Vertrauens.

Nun gut, meinte Ambros und ſetzte ſich wieder in das Gras; morgen iſt Sonntag und daher Zeit genug, ſich auszuſchlafen. Rede, Valentin, wenn es dir eng um das Herz iſt.

Und nach einer Pauſe, in welcher ſich der Jüngling zu ſammeln ſchien, ſagte dieſer zu ſeinem gewaltigen Freunde: Du weißt, daß die Tochter des ehemaligen Falkenwirthes meine Liebſte iſt, und daß Agnes meine Neigung mit mehr als gewöhnlichem Wohlwollen erwidert. Auch haſt du vielleicht bemerkt, daß ich ihrem

Vater, der mich ſonſt nicht in Unehren hielt, ſeit der Zeit zuwider bin, als der rothe Michael bei dem Forſtmeiſter eingeſtanden iſt?

Wohl weiß ich das Alles, erwiderte Ambros, und ich muß dir nur ſagen, daß der Michael, wenn er mir in den Weg käme, keine beſondere Freude darüber haben würde. Er hat ſich ewig was mit ſeinem Forſtweſen, als wäre ſonſt nichts Ordentliches in der Welt. Was man kann, ſoll man zeigen, wenn es an der Zeit iſt, und übrigens ſtill ſeyn.

Du haſt Recht, fuhr Valentin fort. Es gibt keine Art von Menſchen, welche uns Landleuten widerwärtiger ſeyn könnte, als ſolche verunglückte Studenten, die dann den Nothervwerb, welchen ſie treiben, mit einer ungebührlichen Zugabe von Stolz und Beſſerwiſſerei zu bemänteln ſuchen und kein Herz haben. Sieh, lieber Ambros, ich beneidete ſchon oft im Stillen die Bäume, wie ſie ſo friedlich neben einander daſtehen, und jeder jedem das Seine läßt. Es iſt dem Michael doch bekannt, daß ich und Agnes ſich danach ſehnen, ein Paar zu werden; warum ſucht er denn nicht ein anderes Mädchen, das eben ſo viel zu erben hat, da es ihm doch ſicher nicht um die Liebe zu thun iſt?

Bei meiner Treue, entgegnete Ambros nach einer Weile, es iſt nichts, als Neid. Du biſt der wohlhabenſte unter den heirathsfähigen Burſchen des Ortes; deine Mühle ſchafft dir guten Erwerb. Du haſt Diener, und er muß dienen; das iſt genug für ſo ſchnöde Seelen wie die ſeinige.

Und weil er etwas Weniges ſtudirt hat, ſo meint er, er müſſe wenigſtens Kaiſer werden, ſetzte Valentin eifrig hinzu und fuhr dann traurig fort: Heute, eben als ich den Schnitterleuten nachzuſehen auf dem Felde war, kam Agnes von den zunächſt liegenden Aeckern ihres Vaters zu mir herüber gerannt und ſagte mir unter Klagen und Weinen, daß ſie es mit dem Alten nicht länger mehr ertragen könne, er keife den ganzen Tag und behaupte, ſie müſſe dem Michael die Hand geben, da dieſer noch einmal Forſtmeiſter werden würde. Du kannſt dir nun denken, wie feſt der Rothe den Mann umgarnt hat. Er lobt ihm Alles, bewundert Alles und redet ihm dann wieder ſo viel gelehrtes Zeug vor, daß der Alte vor Staunen nicht zu ſich kommt und den höchſten Werth auf ſein Lob legt.

Ja, ja, ſo ſind die Kerle alle, entgegnete Ambros.

Mit feuchten Augen reichte der gemüthvolle junge Müller ſeinen einfachen und wackern Freunde die arbeitharte Hand und ſagte: Ambros, wären doch alle Leute ſo rechtſchaffen wie du!

Laß gehen, erwiderte der Starke, die gefaßte Hand treuherzig ſchüttelnd, laß gehen, es kommt für Alles ein zahlender Tag, der dann auch die wunden Gemüther heilt und dir deine gute Agnes zuführt.

Nein, nein, rief Valentin, ich hege durchaus keine Hoffnung mehr. Auf eine Art, die nicht ehrlich iſt, mag ich Agnes nicht zum Weibe bekommen, und übrigens weiß ich mir nicht zu helfen. Du kannſt dir gar nicht denken, was der Rothe Alles gegen mir vorgebracht hat. Sogar meine Freundſchaft zu dir hat er als etwas Schlimmes geſchildert.

Wie? fragte der verwunderte Ambros, indem er ſeinen Rieſenleib halb aufrichtete; meine Freundſchaft zu dir? Doch er iſt ein zu erbärmlicher Menſch, als daß ſeine Rede weiter zu achten wär.

(Fortſetzung folgt.)

Engliſche Geſchichte auf der franzöſiſchen Bühne.

Das Glas Waſſer. — Cromwell's Sohn.

(Schluß.)

Im Luſtſpiele des Hrn. Scribe lebt Richard Cromwell, unter dem Namen Clarke, im Schloſſe der Lady Regina Terringham, einer enthuſiaſtiſchen Royaliſtin, in deren Nichte er ſich verliebt hat. Lady Regina, die von dieſem Verhältniſſe nichts weiß und eben ſo wenig in ihrem Gaſte den Sohn des verhaßten Protektors ahnt, hat gleichfalls eine heimliche Neigung zu ihm gefaßt. Mittlerweile ſtirbt Cromwell; Richard denkt jedoch nicht daran, ihn zu beerben — er iſt nur mit ſeiner Herzens-Angelegenheit beſchäftigt und benimmt ſich ganz wie ein Arkadiſcher Schäfer. Seine Geliebte, Helene Newport, die ein vernünftiges Mädchen iſt, findet dieſe Gleichgültigkeit ihres Anbeters gegen eine Krone etwas übel angebracht, und um ihn aus ſeiner Apathie zu erwecken, giebt ſie vor, den General Monk zu lieben. Der getäuſchte Seladon, der jetzt nichts mehr auf dem Schloſſe zu thun hat, kehrt nach London zurück und übernimmt dort, um ſeinen Kummer zu betäuben, die vacante Protektorſtelle. Monk bleibt im Schloſſe zurück und macht dort Helenen die Cour, während ſich Lady Regina bemüht, ihn in das Intereſſe der Stuarts zu ziehen. Jetzt erſcheint ein zweiter Unbekannter, der Niemand anders iſt, als der verkleidete Karl II.

Er giebt ſich für den Bruder der Miß Newport aus, aber die Regierung bekommt von ſeinem Aufenthalte Wind, ihre Truppen umzingeln das Schloß und ergreifen den Prätendenten. Dieſer wird von Richard Cromwell, der als Deus ex machina auftritt, gerettet und in deſſen eigenen Wagen nach London geführt. Unterwegs kehren ſie in eine Schenke ein; der verkleidete König trinkt mit dem verkleideten Protektor — plötzlich erfährt Letzterer, daß Monk ihn verräth, daß die Anhänger der Stuarts nahe ſind, und daß ſein Reiſegefährte keineswegs, wie er glaubt, der Bruder ſeiner Geliebten iſt.

Richard eilt nach der Hauptſtadt, triumphirt über ſeine Widerſacher, erkennt aber hier die Nichtigkeit aller irdiſchen Größe und entſagt dem Throne, um ſich mit Helenen zu verbinden.

Ueber den wahren Charakter Richard Cromwell's und die Beweggründe, durch die er geleitet wurde, iſt man ſo wenig im Klaren, daß er eine treffliche Aufgabe für einen Dramatiker darbietet, der es verſteht, die Individualität ſeiner Helden mehr durch ihr eigenes Raiſonnement und den Ausdruck ihrer Gedanken, als durch äußere Handlungen zu entwickeln. Man hat viele Theorien angeſtellt, um das Benehmen Richard's zu motiviren, ohne jedoch dieſes Problem auf eine genügende Weiſe zu erklären. Vielleicht liegt die Löſung in frühzeitigen religiöſen Eindrücken, die auf einen von Natur liebenswürdigen Charakter wirkten; vielleicht diente die innere Angſt Cromwell's — der von ihm beſtandenen äußeren Gefahren zu geſchweigen — dem Sohne zur heilſamen Warnung. Aber dieſes gehört nicht in die Komödie, wenigſtens nicht in die des Herrn Scribe; er iſt nicht der Mann für pſychologiſche Analyſe. Was ſollen wir nun über ſeine Roman-Intrigue und die Liebes-Abenteuer des alten Schlaukopfs Monk ſagen?

Digitized by Google

Scribe hat die Geſchichte in eine traurige Poſſe verwandelt. Seine poetiſchen Lizenzen macht die Kunſt ſelbſt verächtlich.

Wenn es erlaubt wäre, einem hiſtoriſchen Gegenſtande ſo mitzuſpielen, ſo müßte man bald aufhören, dichteriſche Werke auch nur entfernt als Vehikel der Wahrheit zu betrachten. Die poetiſche Fiktion müßte die Schellenkappe anlegen und die Phantaſie zum Harlekin herabſinken .... O Scribe! Warum haſt Du das glückliche Reich der Vaudevilles verlaſſen, wo Du unumſchränkt herrſcheſt, um Dich in die Politik zu miſchen und fünfaktige Luſtſpiele zu produziren, wo Du vor Größeren verſchwindeſt? Däucht es Dir beſſer, zu den Füßen der Bildſäule Molière's zu ſitzen, als in einem Paradieſe von bonmots und chansonettes zu ſchwelgen? Siehe nur, wie Dumas heranſchleicht und ſich Deiner leeren Stelle bemächtigt. Und wodurch ſignaliſirt er ſeine Beſitznahme Deiner reizenden kleinen Marqueſas? Durch ein mörderiſches Duell! Blut auf den Brettern der Variétés!! O, komme zurück, Scribe! um mit einer Fluth von Witzworten die Spuren dieſes Gräuels zu vertilgen*). (F. Q. R.)

Das Schützenfeſt zu Aſchaffenburg.

Die gegenwärtige beglückende Anweſenheit unſerer erhabenen Regentenfamilie in unſerer Stadt gab dem hieſigen Schützenverein die willkommene Veranlaſſung, am geſtrigen Sonntage ſein diesjähriges Uebungsſchießen durch ein großartiges Feſtſchießen zu eröffnen, nachdem ihm die allergnädigſte Verſicherung ertheilt worden war, daß Ihre k. k. Majeſtäten dieſe Feier mit Allerhöchſtihrer Gegenwart beehren würden. — Zu dieſem Ende erfolgte um 2 Uhr des Nachmittags der nach einem allerhöchſt genehmigten Programm angeordnete große Schützen-Auszug von dem Rathhauſe aus durch das k. Reſidenzſchloß und die mit gedrängten Volksmaſſen angefüllten Straßen der Stadt nach dem Schießplatze. Eine Abtheilung der Landwehr-Cavallerie bildete die Spitze; ihr folgte mit klingendem Spiele das Muſikcorps des k. Infanterie-Regiments Zandt. Hierauf erſchienen Deputationen des Stadtmagiſtrats und der Gemeinde-Bevollmächtigten zu Pferde und in Wagen. Sodann kamen die Sänger der Liedertafel mit ihrer Fahne, welche bei dem Zuge durch die k. Reſidenz das Walhalla-Lied in feierlichſter Weiſe ſangen. Jetzt begann unter Voranſchreitung einer Schaar von roth und weißgekleideten Hellebardenträgern zu Fuß, der alterthümliche Zug des Schützen-Ritters mit einem ſehr anſehnlichen Gefolge von Knappen — ſämmtlich in ächten Rüſtungen aus den Sammlungen hieſiger Alterthumsfreunde. Dieſer Zug verſinnlichte treffend den ſchweren Kriegsdienſt unſerer deutſchen Vorfahrer ſowie ein ſpäterer Zug von Schützen die ſchon bei früheren feſtlichen Gelegenheiten dahier verwirklichte Idee, die verſchiedenartigen Coſtüme und Bewaffnungen der Schützen nach der Zeitfolge der letzten vier Jahrhunderte in einem belebten farbigen Bilde vorzuführen, und ſo die ſtufenweiſen Uebergänge des mittelalterlichen in das neuere und neueſte Schützenweſen darzuſtellen, was dießmal eine beſonders gelungene Ausführung gefunden hat. In paſſender Reihefolge kam ſodann der eigentliche Auszug des Schützenvereins: Zieler mit dem Vogel und der Scheibe; eine Anzahl Knaben in den Landesfarben mit Scheiben; eine Abtheilung der Landwehr-Schützencompagnie mit der Landwehr-Muſik; zwei Reihen Mädchen in blau und weißem Anzuge und mit den Preiſefähnchen. Der großen Schützenfahne folgten der Schützenherr, Magiſtratsrath Deſſauer, die beiden Schützenmeiſter, k. Kämmerer Frhr. v. Fechenbach zu Laudenbach und Profeſſor Louis, mit dem alten und neuen Schützenbuche, dann der Ausſchuß des Vereins, in Wagen. Den Schluß des Ganzen bildeten Abtheilungen der Landwehr-Schützencompagnie und der Landwehr-Cavallerie. — Schon frühe hatte ſich mit einer unzähligen, aus der Nähe und der Ferne herbeigeeilten Volksmenge der Schießplatz gefüllt, welcher eben ſo zweckmäßig für die Schießübungen hergerichtet war, als er mit ſeinen zahlreichen decorirten Zelten für das Auge des Zuſchauers einen hohen Genuß in der vortrefflichen Ausſtattung und feſtlichen Anordnung darbot. Das große Königszelt nahm auf einer den ganzen Feſtort beherrſchenden ſehr geräumigen Terraſſe, welcher Platz von unſerem ſehr geſchätzten Ehrenbürger, dem Freiherrn von Fechenbach zu Laudenbach, angekauft und der Stadt zum Geſchenke gemacht wurde, den ſchönſten Standtpunkt ein.

Der Cavallerie-Escadron unſeres Landwehr-Bataillons wurde die allerhöchſte Gnade zu Theil, nach dem Feſtplatze Ihre königl. Majeſtäten geleiten zu dürfen. Die Abfahrt des allverehrten Regentenpaares, in deren Begleitung II. kk. HH. die Frau Erbgroßherzogin von Heſſen, die Prinzeſſinen Hildegarde und Alexandra und Prinz Adalbert ſich befanden, aus der k. Reſidez verkündigten um 3 Uhr Canonenſchüſſe der Landwehr-Artillerie. Bei Ihrer Ankunft auf dem Feſtplatze begrüßte Sie der begeiſtertſte Lebehochruf. Nachdem die Allerhöchſten und Höchſten Herrſchaften von dem Stadtmagiſtrate, den Gemeinde-Bevollmächtigten, dem Vereinsvorſtande und Comité ehrfurchtsvoll empfangen worden waren, wurden Sie, während die Grenadier- und die Schützen-Compagnie der Landwehr Spalier bildeten, in das große Zelt geleitet, welches von dem glänzenden Kreiſe der k. Kämmerer, des k. Linien-Offiziercorps, der Damenwelt und der übrigen Honoratioren-Claſſe zunächſt umgeſchloſſen war. Hierauf begann die Liedertafel, welche durch ihre Geſänge neben dem Spiele der Landwehrmuſik den heiteren Genuß des Feſtes erhöhte, das Lied: Heil dir im Siegerkranz! — Alsbald nach der Ankunft Ihrer k. Majeſtäten genoß der Schützenherr, Magiſtratsrath Deſſauer, die

---

*) Nachdem unſer Reviewer ein ſo ſtrenges Gericht über die hiſtoriſchen Schnitzer des Hrn. Scribe gehalten, erwähnt er noch des Luſtſpiels der Mad. Ancelot: „Die beiden Kaiſerinnen oder der kleine Krieg“ (les deux impératrices, ou la petite guerre) — und durch einen ſonderbaren Widerſpruch fällt ſein Urtheil über letzteres günſtig aus, obgleich es ſich durch noch größere Ungereimtheiten auszeichnet, als die Dramen Scribe's. Die greiſe Maria Thereſia, die Urheberin des Keuſchheits-Tribunals, wird darin als eine ſchmachtende Schöne dargeſtellt, die eine zärtliche Neigung zu einem jungen Ungariſchen Grafen Wladimir (ein echt Ungariſcher Name!) hegt, mit welchem ſie ein platoniſches Verhältniß angeknüpft hat. Katharina II., mit der ſie auf einem den Geſchichtſchreibern unbekannten Kongreſſe zuſammentrifft, erfährt dieſes penchant ihrer Kaiſerlichen Schweſter und will es zur Beförderung ihrer politiſchen Abſichten benutzen, was die Intriguen des Stückes bildet. Die Kataſtrophe iſt, daß die Ränke Katharinens und Orlov's durch den Fürſten von Ligne zu Schanden gemacht werden und die Theilung Polens — nicht ſtattfindet. Neben ſo kühnen Erdichtungen ſind die kleinen Freiheiten des „Verre d'Eau“ verzeihlich, da ihnen doch wenigſtens ein hiſtoriſch erwieſenes Faktum zur Grundlage dient.

hohe Ehre, dem allgeliebten Landesvater den Ehrenpocal mit dahier gewachſenem Weine zu kredenzen, und ſprach dabei folgende Worte:

»Der Schützen-Verein beſteht urkundlich bereits ſeit dem Jahre 1447 in hieſiger Stadt, und hatte ſeit dieſer langen Reihe von Jahren bisher ſtets das Glück, die Landesfürſten als Mitglieder begrüßen zu dürfen. Ew. königl. Majeſtät haben am 25. September 1826 auf unſere allerunterthänigſte Bitte allergnädigſt geruht, ſich als oberſten Schützen-Meiſter zu erklären. Den Dank, den tiefgefühlten Dank für dieſes beſondere Zeichen Allerhöchſter Huld und Gnade Ewr. k. Majeſtät mit Worten auszudrücken, vermag ich um ſo weniger, als Ew. k. Majeſtät ſolchen und die allgemeine innige Freude darüber auf eines Jeden Antlitz leſen, welche Freude um ſo inniger iſt, als uns, ſowie heute, ſchon einigemal das allerhöchſte Glück beſchieden war, Ewr. k. Majeſtät an der Seite unſerer allgeliebteſten Landesmutter und im Kreiſe der allerdurchlauchtigſten k. Familie unſere allerunterthänigſte Ehrerbietung auf dieſem Platze bezeigen zu dürfen. Wo gibt es aber auch eine größere Wonne für ein treues Volk, als wenn es demſelben vergönnt iſt, ſo nahe dem geliebten Monarchen, Allerhöchſtdemſelben ſeinen innigſten Dank für die großen und vielen Wohlthaten zu Füßen zu legen, welche Ew. k. Majeſtät von jeher Aſchaffenburg's Bewohnern, und insbeſondere in jüngſter Zeit Stadt und Umgegend, in ſo reichlichem Maße zu erzeigen die allerhöchſte Gnade hatten. — Möchten Ew. k. Majeſtät die allerunterthänigſte Verſicherung zu genehmigen geruhen, daß dies nicht Worte, ſondern lediglich Gefühle, welche aus dem Innern des Herzens und der Tiefe der Seele meiner Mitbürger und ſämmtlicher Bewohner Aſchaffenburg's genommen ſind, und möchten Ew. kgl. Majeſtät zu erlauben die Gnade haben, daß wir nach der Väter Sitte und nach altem deutſchem Brauch, wie er bereits 400 Jahre in unſerem Vereine herrſcht, Ew. kgl. Majeſtät den Ehrentrunk credenzen und hiebei beſeelt von innigſter Liebe, Treue und Dankbarkeit rufen: »Hoch lebe Se. kgl. Majeſtät unſer vielgeliebter König Ludwig!«

Se. Maj. der König geruhten, den Ehrentrunk anzunehmen und den Pokal »auf das Wohl Seiner lieben und treuen Aſchaffenburger« zu leeren. — Auf dem Tiſche in dem Königszelte lagen die Schützenbücher. Das ältere, in den letzten Decennien des 17. Jahrhunderts begonnene Schützenbuch, in welchem die Namen früherer Regenten eingezeichnet ſind, ſchließt mit den letztverfloſſenen Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts. Das neueſte Schützen-Buch, in dem koſtbarſten Einbande, auf deſſen Vorder-Seite in Gold und Silber pracht- und kunſtvoll das uralte Wappen der Stadt Aſchaffenburg prangt, enthält zuerſt das mit dem ſchönſten Farbenſchmuck ausgeführte Wappen unſeres königlichen Regentenhauſes, dann die gemalten Wappen und die Wahlſprüche der jetzigen Vereinsmitglieder, ſo wie verſchiedene ſinnige Bilder aus dem Leben; ein Beilagenband gibt die von dem k. Hauptmanne Sibin mit hiſtoriſcher Genauigkeit verfaßte Geſchichte des Schützenvereins mit den Statuten desſelben. Da der hohe Name Sr. Maj. des Königs als oberſten Schützenmeiſters in den Schützenbüchern noch nicht eingetragen war, ſo geruhte Allerhöchſtderſelbe, auf die allerunterthänigſte Bitte der Schützenherrn, Allerhöchſt eigenhändig Sich in das neue Schützenbuch einzuſchreiben und ſo dieſem für die ſpäteſte Schützenwelt beſtimmten Gedenkbuche, das ſich des beſondern königlichen Beifalls erfreute, den ſchönſten Schmuck zu verleihen — welchen erfreulichen Act der begeiſtertſte dreimalige Lebehochruf aller Anweſenden begleitete.

Während die Allerhöchſten und Höchſten Herrſchaften mit den Umgebungen auf das Huldreichſte ſich unterhielten, begann das Schießen, welches der k. Kämmerer und Forſtmeiſter Frhr. v. Hertling, von Sr. Maj. dem Könige für Allerhöchſtdenſelben mit dem erſten Schuſſe beauftragt, eröffnet wurde. Meiſterhaft wurde von ihm die Krone herabgeſchoſſen. Die k. Familie verweilte auf dem Feſtplatze über eine Stunde, und als hierauf Allerhöchſtdieſelbe die beglückte Menge verließ, und unter dem Donner des Geſchützes und dem Geleite der Landwehr-Cavallerie nach der Stadt zurückfuhr, wiederholte ſich der herzlichſte Lebehochruf des zahlloſen Volkes. — Hierauf wurde das Schießen fortgeſetzt, während die frohe Menge unter den Zelten ſich niederließ, und bei dem Spiele der Muſik, dem heiteren Geſange der Liedertafel und mit Tanz ſich bis lange nach Einbruch der Nacht beluſtigte. — Das Feſt- und Uebungsſchießen wird erſt morgen Abend mit der Preiſevertheilung und einem Feuerwerke geſchloſſen werden. (Aſchaffb.Z.)

Correſpondenz.

Berlin, 14. Juli.

Der an unſerer kgl. Bühne gegenwärtig gaſtirende Dramaturg, Hr. Grunert aus Hamburg, ſprach bereits in ſeinen zwei erſten Rollen als Nathan der Weiſe und als Mephiſtopheles im Gothe'ſchen Fauſt unſer gebildetes Publikum ſehr an, das auch nicht verfehlte, deſſen Schauſpielertalente den lauteſten Beifall zu zollen. Wie verlautet, beabſichtigt die Intendantur den tüchtigen Künſtler an Seydelmann's Stelle beim k. Theater zu engagiren, und es ſollen deßhalb ſchon mit Hrn. Grunert Unterhandlungen angeknüpft ſeyn. Ende dieſes Monats geht derſelbe, einer ſchmeichelhaften Einladung zufolge, zu Gaſtrollen nach München. —b—

Wer Lob erlangen will.

Nach Mathias Holzwart.

(Aus dem 17. Jahrhunderte.)

Willſt große Ehre du und Ruhm erjagen,
Und daß die Welt viel weiß von dir zu ſagen:
So mußt du ſeyn von gutem Gemüth,
Und ſtets zu wirken ſeyn bemüht,
Raſch und fleißig, keine Mühe ſparen,
Und Ungemach nicht ſcheuen zu erfahren.
Auch kömmt nicht weit, ſo dort wie hier,
Der ſeinen Witz läßt vor der Thür.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 88. Sonntag, 23. Juli 1843.

Der lange Ambros.

(Fortſetzung.)

Ambros wollte bei dieſen Worten wieder in ſeine frühere Stellung ſinken; aber Valentin hielt ihn zurück und ſprach weiter: Das iſt noch nicht Altes, Ambros. Er ſagte: du ſeieſt ein — Wilddieb! und er werde dich ſicher noch ein Mal ertappen; du ſeveſt ihm nicht zu groß und nicht zu ſtark, denn das Recht und die Ehrlichkeit ſeyen auf ſeiner Seite.

So? das ſagte er? Und das Kind, die Agnes, ſagte es dir? Die lügt nicht. Da muß man freilich ſein Einſehen nehmen. Ich habe nichts als meinen Bauernhof und meine Ruhe, und dieſe beiden laſſe ich mir durchaus nicht aufechten.

Der koloſſale Mann ſtand raſch vom Boden auf; Valentin folgte ſeinem Beiſpiele, und Beide ſchritten den Hügel zur Straße hinan, wo Ambros wieder das Wort nahm und ſprach:

In deine Liebesangelegenheiten kann ich mich nicht mengen; auch haſt du mich noch nie dazu gebraucht, ſonſt hätteſt du mir wohl Etwas geſagt.

Ich wünſchte von jeher, daß du mir hülfreiche Hand böteſt, unterbrach ihn Valentin; aber ich hatte nicht den Muth, dir etwas zu ſagen. Nun aber, da ich dich ſelbſt verleumdet wußte, konnte ich nicht mehr an mich halten.

Und was meinte der Falkenwirth, als er hörte, daß ich ein Wilddieb ſey?

Er ſagte, war Valentins Antwort, daß er dem Michael gerne ein Paar ſeine Knechte leihen wolle, wenn dieſer ausginge, um nach dir zu ſtreifen; denn er mag dich nicht ſeit der Geſchichte mit ſeinem Fanghunde.

Der Rothe wird die Knechte doch nicht angenommen haben? fragte Ambros, ohne auf die vorgebrachte Beziehung weiter zu achten.

Allerdings hat er das, verſetzte der Müller; er ging ſogar aus mit ihnen.

Und das Alles hat dir deine Agnes erzählt?

Ja, Ambros, das hat ſie, und mir zum Ende geſagt, daß ſie zum letzten Male mit mir geſprochen habe!

Ambros hielt inne im Gehen und ſah vor ſich nieder.

Voll Vertrauen auf den Rath und die Hilfe ſeines älteren Freundes, blieb der liebende Jüngling neben ihm ſtehen und harrte geduldig, bis das keines Wegs eilfertige Nachdenken ſeines langen Gefährten geendet ſeyn würde. Hoffnung und eine Art von Neugierde bemächtigten ſich ſeiner, und er war darauf geſpannt, was und wie ſich der erfahrene und ſonſt ſo ſtille Ambros ausſprechen werde. Endlich vernahm er die folgenden Worte, welche der Rieſige halblaut und wie mit ſich ſelber redend vorbrachte:

Ich wette darauf, ich kann ihn zerlegen; er iſt auch hier nicht ganz rein. Nun, Gott gebe es!

Und dann fügte er mit lauter Stimme hinzu:

Valentin, du gibſt deine Liebſte um keinen Preis auf. Hörſt du? Morgen iſt Kirchweihe. Du führſt ſie zum Tanz! Ich ſage dir, Valentin, du mußt ſie zum Tanz aufführen! Wenn ſie Vormittags aus der Kirche geht, kannſt du ſie bitten, daß ſie mit dir kommt. Nur auf eine Stunde, ſage ihr. So. Und jetzt ſprich nicht weiter; denn es iſt Zeit, das Bett zu ſuchen.

Der wieder aufathmende, aber immer noch bangende Jüngling gehorchte ſeinem Freunde, und ſie ſchritten, jeder in die eigenen Gedanken verloren, raſch nach dem Dorfe, welches ſie bewohnten.

* * *

„Und ſo leb' wohl, daß nicht etwa mein Vater
Mich mit dir reden ſieht." Jeſſica.

Der Sonntagmorgen brach an, und ein wolkenloſer Himmel dehnte ſich über die ruhenden Gefilde. Alle Gewerbe feierten, keine Radee brauſten in den Wäſſern, die, nun ſich ſelbſt angehörend, friedlich und ungehemmt fortfloſſen, und nur hie und da rlugelte ſich aus den Eſſen der Häuſer der am früheſten Erwachten ein bläulicher Rauch in die Luft. Noch war es ganz regungslos in den Straßen des Dorfes; aber die Schwalben gaukelten und ſchwirrten ſchon über die Dache: von Valentins Mühle und zwitſcherten ihr geſchwatziges Lied. Endlich ſtapfte der Haushahn aus der Steige, ſchüttelte ſeine ſtattliche Halskrauſe und berief ſein Serail, welches er mit prunkendem Schritt nach dem dampfenden Düngerhaufen führte; die Enten wackelten nach der Lache, die Retterinnen des Kapitols gingen ſchnatternd in das Gras, und der Hofhund ſprang aus ſeiner Hütte und ſah in der Fülle ſeines Bewußtſeyns ſchweigend und gelaſſen auf ſeine geflügelten Schützlinge herab.

Aber die Schritte eines Herannahenden unterbrachen ſeine Betrachtungen, er wandte ſeinen breiten Kopf nach den Umfriedungsplanken und fing an, zu knurren. Als jedoch eine kräftige Hand faſt ohne alle Unbequemlichkeit über die ziemlich hohen Bretter herüberlangte, um die Seitenthüre des Mühlengehöftes, welche von außen keine Klinke hattte, von innen zu öffnen, legte ſich Phylax ganz gemächlich nieder, brachte ſeinen Kopf zwiſchen ſeine Vorderbeine und ſchien ſich, ohne des Eintretenden weiter zu achten, einem zweiten Morgenſchläſchen überlaſſen zu wollen.

Der ſo frühe erſcheinende Beſuch eilte mit großen Schritten über den Hof und pochte an das mit Windig umlaubte Gitterfenſter des Gemaches, in welchem der Eigner der Mühle zu ſchlafen pflegte.

Valentin! rief der Mann, in welchem der Leſer den langen Ambroſius wieder erkannt hat, deſſen Geſtalt ſich

Digitized by Google

in dem Tageslichte, wenn auch nicht ſo koloſſal als in der die Details verſchlingenden Nacht, doch noch immer über ſechs Fuß hoch erwies. Valentin! komme für einen Augenblick an das Fenſter; ich will dich dann nicht weiter beläſtigen. Du biſt doch ſchon wach?

Ich bin es, entgegnete Valentin, der an das Fenſter trat; ein ſchweres Herz macht leichte Augenlieder. Was willſt du?

Sey ſo gut und borge mir eines deiner Gewehre. Gieb es nur zum Fenſter heraus und einen Schraubenzieher dazu.

Ohne zu antworten oder zu fragen, entfernte ſich der junge Müller von dem Fenſter und brachte ſeinem Freunde das Begehrte, indem er dasſelbe durch das Gitter darreichte. Ambros nahm die beiden Gegenſtände, ſchraubte den Hahn von der Flinte und gab ihn ſammt dem Schraubenzieher dem Müller zurück, indem er ſprach:

Was ich dir geſtern ſagte, dabei muß es bleiben. Du gehſt mit deiner Agnes auf den Tanzboden und, — erſchrick nicht vor dieſer Zumuthung, — läſſeſt es groß hergehen. Zeige, daß du kein Schlucker biſt, ehre deine Agnes mit Muſik, bewirthe deine Leute und ihre Kameraden. Je mehr die Gäſte für dich geſtimmt ſind, deſto beſſer iſt es. Jetzt lebe wohl, ich danke dir indeſſen für das Gewehr; dieſen Abend in der Tanzhütte ſehen wir uns wieder.

Damit ſchritt Ambros grüßend zur Hofthüre hinaus, verſchloß ſie auf dieſelbe Art, wie er ſie geöffnet, und verſchwand dann hinter den an die Mühle ſtoßenden Nebengebäuden.

Valentin ſah ihm lange nach, und von einem überſtrömenden Gefühle von Wehmuth bemeiſtert, griff er faſt unwillkührlich nach ſeiner Zither, auf der er ein Meiſter in ſeiner Art war, und ſang nachſtehendes, öſterreichiſches Volkslied, deſſen tiefgefühlte Strophen trotz ſeinen proſodiſchen, (hier gewiß verzeihlichen) Fehlern, mit der innigen und weichen Melodie des Liedes verbunden, noch jeden Zuhörer rührten:

Mein einziges Dirnderl,
Mein einziges Glück,
Geh', gieb mir zu guter Letzt
Noch ein' freundlichen Blick!

Ich geh' jetzt in d' Fremd',
Hab' ein' Gott und ein' Rock;
Geh', gieb mir vom Winkel
Herfür noch mein' Stock.

„Du einziges Büberl,
Mein Herz is ſo ſchwer.
Laß dich's letzte Mal küſſen,
Mich ſiehſt nimmermehr!" —

Ein Jahr war vergangen,
Das Korn hat ſchön blüht,
Da nimmt er ſein Ränzel,
Weil's zum Dienderl ihn zieht.

Schon ſieht er die Felder
Und's Hütterl am Rain,
Da ruft er voll Freuden:
„Lieb's Dienderl, biſt mein!"

Er rennt zu der Thür hin,
's is Alles ſo ſtill;
Und ſtatt aller Antwort
Singt traurig der Grill. — —

Das Dirnderl war g'ſtorben,
Ganz leer war das Haus; —
Bald tragen ſie das Büberl
Zum Dirndrel hinaus!

Valentins Augen waren bei der letzten Strophe, welche er ſich noch einmal wiederholte, mehr als thränentrübe geworden. Er ſchob ſein Inſtrument bei Seite, weinte ſich recht herzlich aus und wie der alte Spruch ſagt: daß die Thränen den Schmerz zu erkränken pflegen, ſo fühlte jetzt auch er ſich geſtärkt und in gewiſſem Maße erheitert. Der Entſchluß, alles zu wagen, was ihm noch einiges Glück verſchaffen konnte, ſtand feſt vor ſeiner Seele, und nachdem er ſeine Augen mit friſchem Brunnenwaſſer gelabt hatte, trat er vor den Schrank, um ſich für den heutigen Tag auf das Feſtlichſte auszuſtatten.

Als er mit ſeinem Anputz fertig war und in ſeinem Hausweſen ſorgfältig nachgeſehen hatte, trat er unter das Holzthor, wo ſeine Burſche auf ihn harrten, um bei ihm die Erlaubniß nachzuſuchen, heute Abends zum Tanze gehen zu dürfen, eine Bitte, die er, eingedenk der Worte ſeines Freundes, um ſo lieber gewährte, als er im Falle der Noth ſich wohl auf die kräftigen jungen Männer verlaſſen konnte.

(Fortſetzung folgt.)

* Mainzer Skizzen.

I.

Schon längſt wollte ich Ihnen, Ihrem Wunſche gemäß, einige Skizzen über unſere ſocialen Verhältniſſe zukommen laſſen, allein es ging mir wie dem Hunde in der Fabel, der wegen eines trügeriſchen Schattens das gute Stück Fleiſch aus der Schnauze verliert. Ich dachte nämlich immer, es würde ſich hier etwas Grandioſes ereignen und dann wollte ich Ihnen ein ganzes Buch ſchreiben über die Menſchheit im Allgemeinen und die Mainzer im Beſondern, über Gott und Welt, über Gutenberg und die deutſche Cenſur, über Berthold Schwarz, der das Pulver erfunden hat und über die »Allg. Preuß. Zeitung,« die das Pulver nicht erfunden hat; kurz: ich wollte an dies Ereigniß die ganze Weltgeſchichte knüpfen. Aber es ereignete ſich nichts, gar nichts.

In Paris, wo durch die Dummheit eines einzigen Menſchen oft ganz Frankreich, ja ganz Europa in Verlegenheit geräth, wo die Tugend und das Laſter der ganzen civiliſirten Welt in ewigen Conflicten ſich äußern: da hat man freilich Stoff genug zu langen Betrachtungen. Aber wer in einer deutſchen Provincialſtadt dumme Streiche macht, der macht ſie nur auf eigene Rechnung. Wie in Deutſchland überhaupt, gibt's auch hier nur Privatdummheiten. Es iſt in der That recht troſtlos, wenn man jeden Morgen neugierig den Kopf aus dem Fenſter ſteckt und mit innerer Zerknirſchung ſieht, daß der liebe Himmel noch ſo langweilig aſchgrau wie geſtern und

Digitized by Google

vorgeſtern, daß die einfältigen Häuſer noch unbeweglich auf den alten Plätzen ſtehen wie geſtern und vorgeſtern und dieſelben nichtsſagenden Geſichter ſich verdrießlich einen guten Morgen wünſchen, wie geſtern und vorgeſtern. In einer kleinen Stadt reicht keine Tugend bis zum Himmel, reicht kein Laſter bis zur Hölle. Da iſt nichts rieſenhaft, als die Langeweile. Und doch iſt dieſes Mainz eine prächtige Stadt! Keine andere Stadt in Deutſchland hat meines Wiſſens ſo viele günſtige Elemente, aus deren inniger Verbindung ein ſociales Leben im allerweiteſten Sinne erblühen konnte. An dem Ufer des herrlichen Rheines und der Mündung des Maines, in der faſt unmittelbaren Nähe des Taunus und deſſen beſuchten Heilquellen, faſt an der Gränzſcheide Deutſchlands und Frankreichs gelegen, hat Mainz die Beſtimmung, ein geiſtiges Emporium für die Ideen beider großen Länder zu ſeyn. Bis jetzt hat es dieſe Beſtimmung noch nicht erfüllt. Ob in der Zukunft? vielleicht! Ein Hinderniß für jede ausgedehntere Regſamkeit bildet gewiß die Befeſtigung; und die Vortheile, die etwa für Mainz durch das Militair entſpringen, ſind jedenfalls gering gegen ſo viele Nachtheile, die nothwendig einer Handelsſtadt durch ſo manchen Zwang entſtehen müſſen, der unzertrennlich iſt von der Idee einer Bundesfeſtung.

Es fällt dem Fremden nicht ſchwer, in Mainz ein doppeltes Element wahrzunehmen, ein deutſches und ein franzöſiſches, natürlich mit Vorwalten des erſtern. Schon von Natur unterſcheidet ſich der Mainzer, ſo wie überhaupt der Rheinländer, von den übrigen Deutſchen durch ſein feuriges Blut, durch ſein lebhaftes Ergreifen und Auffaſſen irgend einer ihm angebotenen Idee, durch ſeine leicht bewegliche Phantaſie und Genußfähigkeit — Eigenſchaften, die er mit dem Franzoſen ganz gemein hat. Dieſe bewegliche Phantaſie iſt es beſonders, die dem Mainzer eine ganz gewaltige Erinnerung aus ſeiner Kindheit lebhaft aufbewahrt, — die Erinnerung an den großen Kaiſer. Das Auge eines jeden Mainzers flammt auf, wenn man von Napoleon ſpricht. Jeder hat ihn geſehen, den kleinen Korporal, wie er mit auf den Rücken gelegten Händen die weltſtürmenden Regimenter muſterte, oder wie er auf dem feurigen Schimmel, umgeben von den blitzenden Marſchällen und Generälen, einherflog. Jeder hatte eine unmittelbare oder mittelbare Beziehung zu ihm und der Mainzer findet es eben ſo wenig unpatriotiſch, von Napoleon's Thaten begeiſtert zu ſeyn, als irgend ein ächt deutſcher Dichter, der den Sieger von Auſterlitz beſingt. In der That! Von Herzen iſt der Mainzer ſo gut deutſch geſinnt, wie ein Brandenburger oder Württemberger; nur das Eigenthum ſeiner Phantaſie, ſeine poetiſche Erinnerung, läßt er ſich nicht nehmen. Den großen Napoleon konnen Sie hier faſt in jedem Zimmer finden; ja ich kenne einen Mann, der eine ganze Napoleons-Gallerie beſitzt. Ueber der Thüre ſieht man den General Napoleon auf der Brücke von Arcole, mit der flatternden Fahne ſeinen tapfern Kriegern voranſtürmend. Gegenüber hängt ein Kupferſtich, den Kaiſer vor der Auſterlitzer Schlacht vorſtellend, wie er mit geſchloſſener Wimper auf dem Feldſtuhl ſitzt und von Lorbeeren träumt, und über dem Bette des Mannes ſieht man in einer höchſt miſerablen Lithographie: Napoleon's Tod. Und ſo oft der Greis dieſe ſchlechte Lithographie betrachtet und den todten Kaiſer ſieht und die wenigen Getreuen, die weinend an ſeinem Bette knien, quillt ihm eine Thräne unter der grauen Wimper und dann verflucht er die Engländer und den niederträchtigen Sir Hudſon Lowe, deſſen Namen er nicht ausſprechen kann, und dann redet er von ſeinen eigenen Thaten und von ſeinen Wunden, die er in Spanien und Deutſchland ſich erworben.

Dieſer Mann, der einſt ſeine geliebte Frau durchgeprügelt, weil ſie eine auf dem Ofen ſtehende Gyps-Figur des Kaiſers zu Boden warf; dieſer Mann, der gegen ſein Vaterland unter der Fahne des Unterdrückers der Deutſchen geſochten: dieſer Mann iſt dennoch ein ächter Deutſcher im edelſten Sinne des Wortes. Er iſt treu, harmlos und von der unbeſcholtenſten Redlichkeit. Man kann ſich keinen dienſtfertigeren Menſchen, keinen aufrichtigeren Freund denken. Die Verehrung für jenen Kaiſer aber iſt tief begründet in der Natur des Menſchen, der eher vor dem Gewaltigen, als vor dem Nützlichen das Knie beugt, weil er in jenem das unmittelbar Göttliche wahrzunehmen glaubt. Es iſt jenes poetiſche Gefühl im Menſchen, das mit der Gerechtigkeit gar nichts gemein hat. Gewiß, wir Menſchen ſind die undankbarſten Geſchöpfe! Täglich eſſen wir Rindsbraten, Hammelscotelets und Gänſeragoule, und dennoch beſingen die Dichter kein Rindvieh, keine Schafsköpfe, keine Gänſe und wie ſonſt die frommen Hausthiere heißen, die uns aus der Hand freſſen, ſondern nur Adler, Löwen und andere wilde Beſtien mit Klauen und Tatzen, die gewaltig und furchtbar, aber nicht nützlich ſind. Ja, die ganze Poeſie iſt nur eine herrliche Ungerechtigkeit und am Ende iſt der Philiſter ganz vernünftig, wenn er nichts von der herrlichen Poeſie wiſſen will und unbekümmert um die goldenen Sterne, um Frühlingsduft und Waldeinſamkeit ruhig ſeinen Pfeffer wägt und in Kandis ſpeculirt. Vielleicht begeht auch die Natur ſelbſt eine Ungerechtigkeit, daß ſie ſo ſelten das Schöne mit dem Nützlichen vereint. Was nützt uns die Perle? Und wie häßlich iſt das Kameel! Die moraliſchen Schriften ſind meiſtens ſehr langweilig und die geiſtreichen oft ganz gottlos. Und wir ungerechten Menſchen lieben die Perlen und die geiſtreichen Schriften mehr, als alle Kameele und Predigten. (Fortſ. f.) —m—

Correſpondenz.

Paris, 19. Juli.

Das Wetter iſt hier fortwährend kühl, unfreundlich, unbeſtändig, ja meiſt regneriſch; die guten Pariſer, die ſich mit ſchweren Koſten irgend ein Sommerhäuschen auf dem Lande gemiethet, oder die Erſparniſſe des ganzen Winters in ein Bad getragen haben, ſitzen im Zimmer, betrachten die ſchöne Natur in ihrem Regen-Paletot durch die Fenſter und blaſen Trübſal. In den Pyrenäen-Bädern ſchneit es täglich und die Badegäſte gehen in Mänteln und mit Kohlenbecken ſpazieren. Der Himmel ſcheint dieſes Jahr alle romantiſche und Idyllen-Literatur unterdrücken zu wollen; keine lachenden Wieſen, keine Geißblattlauben; keine ſchattigen Linden; die Parapluies ſind unſere Lauben, und Wieſen und Linden ſehen wir nur gemalt auf den Zimmer-Tapeten. Der Himmel hat ſich mit einer eintönigen grauen Farbe überzogen, die nur hie und da ein blaues Eckchen und einige ſeltene Sonnenblicke hervorgucken läßt. Mitten in dieſer höchſt intereſſanten Witterung fährt die Deputirtenkammer nach allen Richtungen aus einander. Malle-Poſten und Meſſagerien haben ſie in dieſer Woche in

Digitized by Google

alle 83 Departements davon getragen. Die Legitimiſten ſaßen im Coupé, um immer hinausſehen zu können, ob die dritte Reſtauration nicht bald komme; die Republicaner von der außerſten Linken hatten ſich auf die plebejiſche Imperiale geſetzt, Sturm und Wetter trotzend; und drinnen im Wagen, in den weich gepolſterten Rotonden lehnten behaglich die Centren und ſchlummerten und träumten von bewilligten Milliarden und weißen Kugeln. So fuhren die Vertreter der Nation nach allen Richtungen der Windroſe dahin; wenn es dann Nacht ward auf der einſamen Chauſſee, hörte der Poſtillon aus dem Wagen heraus allerhand abgeriſſene Worte herausklingen, wie z. B. »Guizot, Thiers, Zucker, Runkel-Rüben, Weine, Ehren-Legion, Spanien, Budget, fonds secrets, aux voix, la cloture u. ſ. w.« Das war die davon fahrende Deputirtenkammer, die der Alp drückte, und die im Schlafe ſprach. Auch die Miniſter, des langen Haderns müde, ſtecken ihre Schlachtſchwerter ein und ſuchen einige Stunden der Erholung in Bädern oder auf dem Lande; mit einem Worte, Alles, was hier Comodie ſpielt, iſt jetzt auf Reiſen: Duprez ſingt in Toulouſe, die Dejacet kokettirt in Bordeaux, Bouffé ſpielt im Nord-Departement, die Rachel im Süden, Dlle. Maria tanzt in Hamburg, die Italiener ſingen in London, kurz Paris hat alle ſeine großen Comödianten verloren. — Alexander Dumas hielt heute die 37ſte Probe von ſeinen Demoiſelles de St. Cyr. Da er die Gewohnheit hat, ſeine Stücke nur zu ſkizziren und ſie erſt bei den Proben auszuarbeiten, ſo iſt das Einſtudiren eines A. Dumas'ſchen Stückes für die Schauſpieler eine wahre Höllenqual. Das Theater français ſtudirt ein neues Stück von Leon Gozlan: »Eva« ein; das Vaudeville-Theater: „La femme compromise"; das Gymnaſe-Theater: „Le Major" und das Varietés-Theater: „Les Latins." Von der wohlteilen Ausgabe completer Opern im Clavier-Auszuge, die bei Launer erſcheint, iſt in dieſer Woche Sachini's »Oedip in Colona« und Donizetti's »Pariſina« ausgegeben worden; jede vollſtändige Oper kommt auf 7 Frs.

Von neuen Journaten haben begonnen: „le Recapitulateur", alle Sonntage ein halber Bogen, jährlicher Preis 10 Frs; „le Reformateur, echo de l'eglise française fondé par l'Abbe Chatel", erſcheint am 1. jeden Monats, jährlich 12 Frs.; „la Sphynx", Räthſel-Journal, alle Donnerstag, jährlich 8 Frs.

Von intereſſanten Büchern erſchienen in dieſer Woche: „Oeuvres de Barnave," 4 Bände, Paris bei Chapette et Guiller; „Un coquin d'oncle von Fr. Thomas," 2 Bände, Compt. des impr. reunis." „La guerre des vêpres siciliennes par M. Amari." Paris, Baudry. „Deux mois d'emotions par Louise Coltet." Paris, Coquebert. „Scitla e Carriddi par Fr. Wey." 2 Bände. Paris, A. Bertrand. Custine: „la Russie en 1839" wird fortwährend ſtark verkauft, man berechnet, daß über 800 Exemplare auf Schleichwegen nach Rußland gebracht worden ſind.

Geſtern kam hier ein ſonderbarer Prozeß zur Entſcheidung: der Advocat Gros hatte als junger Menſch im Jahre 1818 die Entdeckung gemacht, daß einige Bäume im Tuilerieugarten ein kleines Bleiplättchen mit einem T. aufgenagelt hatten, woraus er ſchloß, daß unter dieſen Bäumen in der erſten Revolution der Hof ſeine Schätze vergraben habe. Nach der Julirevolution theilte er ſeine Entdeckung dem Grafen Montalivet mit, der nach genauer Unterſuchung fand, daß dieſe Zeichen zur Markirung der zum Beſchneiden (tailler) beſtimmten Bäume gedient hatten. Gros aber behauptete, das T. bedeute trésor und man habe die Schätze heimlich ausgegraben, und verlangte nun ſeinen Finderantheit. Das Appell.-Gericht wies ihn jedoch, wie früher die erſte Inſtanz, ab.

—p—

Notizen-Blatt.

(**Miscellen.**) Wie alle Braſilianerinnen ſoll die Prinzeſſin Franziska ein entſchiedene Freundin des Cigarito ſeyn; die Pariſer rauchenden Damen ſind hierüber entzückt; auch Prinz Joinville iſt ein eifriger Raucher; vielleicht kriegen wir bei dieſer Gelegenheit beſſere Regie-Cigarren, um ſo wünſchenswerther als die Vier-Sous-Cigarren offenbar zu theuer, die wohlfeileren aber nur zum Rattenvertreiben probat ſind.

Schweizer Blätter ſchreiben aus Genf: Die neue hydrauliſche Maſchine, am Ausfluß der Rhone aus dem Genferſee errichtet und beſtimmt, die ganze Stadt mit Waſſer zu verſehen, hat am 29. Juni ihren regelmäßigen Gang begonnen. Die Verſuche mit derſelben ſind über alle Erwartung gut ausgefallen. Sie liefert täglich 9 Millionen Liter Waſſer, weit mehr als das Bedürfniß der Bevölkerung erheiſcht, und kann für Augenblicke, ohne die Dauerhaftigkeit des Werkes zu gefährden, auf das Doppelte geſteigert werden. Hausbeſitzer, die ſich hiefür abonniren, können in Zukunft ihren Waſſerbedarf mit wenig Unkoſten in alle Stock-Werke und Gemächer des Hauſes leiten. Eine Anzahl Mündungen in verſchiedenen Stadttheilen iſt beſtimmt, mittelſt angeſchraubter Schläuche bei vorkommendem Brandunglücke die Feuerſpritzen zu füllen.

Am 29. Juni ſtand vor den Aſſiſen zu Aix die 17jährige Madelaine Amiel, angeklagt, daß ſie ihrem Geliebten, Baptiſt Stariolo, ein Glas Vitriol ins Geſicht gegoſſen habe. Die Angeklagte fühlte ſich nämlich guter Hoffnung und entdeckte ihren Eltern den Fehltritt. Es ward hierauf eine Verheirathung verabredet, allein Baptiſt Stariolo weigerte ſich, indem er vorgab, daß er noch keine feſte Stellung in der Welt habe. Bald nachher aber erfuhr Madelaine, daß ihr Geliebter ſeine Neigung einem andern Mädchen geſchenkt habe, und ſie beſchloß ſich zu rächen. Zu dieſem Zwecke verſchaffte ſie ſich eine Flaſche mit Vitriol, nahm ein Glas mit ſich und lauerte Abends auf der Straße dem Baptiſt auf. Als dieſer daher kam, trat ſie zu ihm, ſprach einige Worte mit ihm und goß ihm dann plötzlich ein Glas Vitriol ins Geſicht. Die brennende Flüſſigkeit richtete ſofort eine ſchreckliche Verwüſtung an und der treuloſe Liebhaber verlor ein Auge. Dies Alles bekannte Madelaine Amiel, nichts deſto weniger erklärten ſie die Geſchworenen für nicht ſchuldig, der Gerichtshof aber verurtheilte ſie in 400 Franken Schadenerſatz zu Gunſten des Verletzten.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 89. Dinstag, 25. Juli 1843.

Der lange Ambros.

(Fortſetzung.)

Die Straßen der Ortſchaft waren nun ſchon belebter. Die Bewohner der umliegenden kleineren Dörſer, welche zu dem Kirchſprengel gehörten, kamen von allen Seiten herangezogen.

Die Weiber, von den Kindern umringt, gingen voraus, und hintendrein ſchritten die Männer, welche vom Lauf der Zeiten ſprachen und dem Herrn Verwalter hie und da Eines anbingen. Andere, Wohlhabendere, kamen auf ihren einſpännigen Flechtenwägelchen, die oft mit einer Schaar von pausbäckigen Kindern angefüllt waren. Die Beſitzer größerer Gewerbe fuhren in eleganten Equipagen vorüber; gehäbige Müller, dickleibige Fleiſcher, feiſte Bäcker und andere, welche durch die Anforderungen des Magens reich zu werden pflegen, kamen vorbei, und faſt Alle grüßten den unter ſeinem Hausthor ſtehenden Valentin, denn er war wohlhabend, betriebſam und allerdings hübſch, ja, er wäre für die Tochter ſo manches ſeiner allzu verſchwenderiſchen Collegen eine ganz annehmbare Partie geweſen, wenn er nicht, nach der Meinung dieſer Leute, zu viel an den einfachen alten Sitten gehangen hätte. Aber eben dieſe Freude an der herkömmlichen Anſpruchloſigkeit war es, welche ihn bei der ärmeren Claſſe ſo beliebt machte. Er kleidete ſich trotz ſeiner achtundzwanzig Jahre und der allgemein um ſich greifenden Mode nicht anders als nach der Sitte ſeiner Heimath, und die hohen blankgewichſten Stiefel, die grünen Mancheſterhoſen, das breite ſilberne Petſchaft, der großgeblümte Bruſtlatz, der zierlichgeſtickte Hoſenträger, das loſegebundene Seidentuch, das ſchneeblanke feine Hemd und der hohe aufgekrempte Hut mit dem breiten flatternden Bande ließen ihm gewiß behaglicher und Vertrauen erweckender als die Nankins und Fracks ſeiner unwiſſenden, unbeholfenen und geldſtolzen Mithandwerker.

Schon ſein Vater war Müller geweſen, und Valentin fühlte, daß man, um zur genannten »Nobleſſe« zu gehören, auch in derſelben geboren und erzogen ſeyn müſſe; deßhalb ertrug er das zeitweilige Belächeln ſeiner »vornehmen« Umgebung weit lieber, als er eine Ungereimtheit an ſich ſelbſt ertragen hätte. Und wenn ſein Weſen in den Augen des weit erfahrenen Ambros ſo hohen Werth hatte, ſo war dieſes nur die Folge der wohltäthigen Wirkung, welche ſeine herzliche Einfachheit auf jenen hervorbrachte.

Ambros verband mit ſeiner mächtigen Geſtalt und ſeiner Rieſenkraft, wie ſchon angedeutet, eine Gemüthsruhe und eine Friedfertigkeit, die das Staunen, ja, die Scheu, welche er durch ſein erſtes Erſcheinen erregte, bald wieder vergeſſen ließen. Er war früher Soldat, hatte die letzten franzöſiſchen Feldzüge mitgemacht und wurde dann in den Zeiten des Friedens ehrenvoll entlaſſen, weil er ſeiner ausnehmenden Größe wegen bei keiner Parade erſcheinen konnte, ohne ſeine Nebenmänner zu verunſtalten. Nun betrieb er ſeit Jahren das von ſeinem Vetter ererbte Bauerngut ſo aufmerkſam und ſtille, daß man ſeiner kaum mehr gedachte, obwohl er gleich anfangs, als er in die Ortſchaft kam, großes Gerede verurſachte. Er lebte nur ſeiner Wirthſchaft und beſuchte Niemanden außer Valentin. Auch er kleidete ſich als Bauer, nur minder reich als ſein jüngerer Freund, theils weil er wirklich nicht ſo wohlhabend war als dieſer, theils weil es nach ſeinem eigenen Ausdruck einem Manne von fünfundvierzig Jahren nicht wohl anſtehe, wenn er ſich putze, Sein Hut hatte nur eine einfache Schnur, ſein Halstuch war von Wolle und ſeine Hoſen von ſtarkem dauerhaften Leder. Er trug ſich immer äußerſt rein und kannte kein großeres Vergnügen, als mit ſeinem Valentin zu Zeiten ein Gläschen Wein zu trinken und dabei irgend ein Wörtchen von Wirthſchaft fallen zu laſſen.

Der Müller war es gewohnt, daß ſein Geſellſchafter in der Regel nur wenig ſprach; allein das heutige Benehmen desſelben mit der Flinte fiel ihm doch beſonders auf. Er konnte ſich durchaus nicht erklären, was Ambros mit einem Gewehre ohne Hahn zu machen gedenke, da er noch obendrein weder Pulver noch Blei verlangt, was ihm bei ſo bewandten Umſtänden übrigens auch nicht viel genützt hätte, und indem Valentin weiter ſann und endlich darüber nachdachte, was an dem heutigen Tage noch Alles geſchehen könne, bemerkte er Agnes, welche, von zweien ihrer Mägde begleitet, über die Straßenecke kam, um an dem Mühlengebäude vorüber zu Meſſe zu gehen. Das Blut ſtieg ihm in das Angeſicht, und er trat einen Schritt vorwärts. Als aber Agnes, welche ihn erſchaut hatte, ſich beklommen nach der andern Seite der Straße wandte, wurde er ſchneebleich, und das Herz klopfte ihm hörbar. Er ſtand wie feſtgebannt.

Agnes hielt den Kopf geſenkt und fuhr mit dem Schnupftuche nach den Augen. Die beiden Mägde ziſchelten miteinander, und ſchon nach einigen Schritten wäre Agnes an der Mühle vorüber geweſen, aber da konnte ſich Valentin nicht länger mehr halten. Er eilte über die Straße, ſtellte ſich ſeiner Liebſten in den Weg und faßte ſie an der Hand, in welcher ſie ihren Roſenkranz trug, indem er mit zitternder Stimme und faſt ohne Athem ſagte: »Agnes! meine Agnes! ſiehſt du mich denn nimmermehr an?«

»Mein Gott, ich darf ja nicht!« war die Antwort des hübſchen weinenden Kindes.

»O ſieh mich an! Nur einen Augenblick ſchaue mir in die Augen, damit ich ſehe, ob du mich noch lieb haſt!«

Und ſie hob die langen Wimpern, und der ſehn-

ſüchtigſte Blick fiel aus den veilchenblauen, in Thränen glänzenden Augen auf ihren lieben, lieben Müller.

»Ja, du haſt mich noch gern! Und wenn du mich denn noch lieb haſt, Agnes, ſo gewähre mir eine Bitte.«

»Sprich, mein Valentin!«

»Ich wollte dich,« flehte zaudernd der Jüngling, »nach der Meſſe erwarten; aber weil uns der Himmel eben jetzt zuſammenführt, ſage ich es lieber gleich. Agnes, ſchlage mir meine Bitte nicht ab!«

»Du weißt ja, daß ich Alles für dich thun würde, wenn ich dürfte.«

»Agnes! — aber werde ja nicht böſe auf mich — geh' heute mit mir — auf die Kirchweih!«

Dem Müller war ein Stein vom Herzen, als er das Wort Kirchweihe herausgebracht hatte, und das Mädchen fuhr, von einem augenblicklichen Gefühle des Vergnügens durchzuckt, mit der Hand an das Herz; aber ihre Augen floſſen neuerdings über, und ihr Mund zuckte mit weit größerem Ausdruck von Schmerz als früher. Sie ſtammelte: Nein, nein, das kann nicht ſeyn. Mein Vater, mein Vater!«

Valentin antwortete: »Ich weiß, was du ſagen willſt; aber gehe mit, vielleicht geſtaltet ſich etwas Gutes. Schlimmer kann es ohnedies nicht mehr kommen, als es ſchon kam. Nur auf eine Stunde gehe mit! Ich ſetze meine einzige Hoffnung darauf. Agnes, mein Stolz, komm', komm' mit!«

»Ich verſtehe aber auch nicht, was die Jungfer hat,« mengte ſich einer der beiden alten Mägde, welche dem Zweigeſpräche eifrig zugehört hatten, drein; »der alte Herr iſt heute in der Stadt und kommt erſt um acht oder neun Uhr nach Hauſe; indeſſen kann die Jungfer ſchon lange wieder daheim ſeyn. Und wenn es der Herr Müllermeiſter gar ſo gerne fleht, ſo könnte es die Jungfer Agnes ſchon wagen, um Einmal mehr ausgeſcholten zu werden. Das Greinen nimmt ohnedies kein Ende in unſerm Hauſe, ſeit ſich der Rothkopf eingeniſtet hat. Gehe die Jungfer nur mit, wir werden ſie nicht verrathen.«

»Ja, Agnes, gehe mit,« beſchwor ſie ihr Geliebter. »Mir iſt gar nicht um das Tanzen zu thun, aber du ſollſt bei mir ſeyn, du ſollſt dich zeigen mit mir. Bin ich denn nicht brav, Agnes? Dürfen es denn nicht alle Leute wiſſen, daß wir uns lieb haben?«

»Ich thäte es ſchon dem zudringlichen Rothen zum Trotz!« ſchaltete die Magd wieder ein.

»Und ich ließe mich nicht ſo peinigen, wenn ich mein Geld von der Mutter hätte!« fügte die Zweite hinzu.

»So komme, meine Agnes,« beſtürmte ſie wieder der Müller, »komme! Um Sieben führe ich dich nach Hauſe, und dann iſt Alles gut. Folge mir, wenn dir meine Gemüthsruhe etwas werth iſt, du, mein einziges Glück und meine einzige Freude!«

Valentin hatte dieſe letzten Worte mit ſo vieler Rührung geſprochen, daß die herzensgute Agnes nicht länger zu widerſtehen vermochte und, von Liebe und Mitleid hingeriſſen, mehr ſtammelte als ſprach: »Nun, wenn es denn durchaus nicht anders ſeyn kann, wenn du ſchon keine Ruhe mehr finden ſollteſt, ſo hole mich denn ab nach Fünfe — und wenn mich auch« — hier ſchien ſie vor Weinen nicht weiter reden zu können — »der Vater ſchlagen ſollte!«

»Engel, Engel! Liebſte Agnes! du biſt die gute Stunde ſelbſt, und dein treues Herz iſt meine Seligkeit!«

Der entzückte Jüngling wollte ſie an ſeine Bruſt drücken; ſie aber entſchlüpfte ihm gewandt, indem ſie ihm erröthend zuliſpelte, daß er doch bedenken möge, wo ſie ſich befänden, und ging mit ihren Begleiterinnen nach der Kirche, wohin ihr der Müller, nach Faſſung ringend, in ehrerbietiger Entfernung nachfolgte.

(Fortſetzung folgt.)

Franzöſiſche Sittenſchilderungen.

(Aus der Allgemeinen Zeitung.)

Betrachten wir die Gegenwart, ſo finden wir die Geſelligkeit in Frankreich ebenſo zerſpalten, wie die Politik; da aber die Franzoſen ſelbſt in ihre Zerriſſenheiten viel äußern Tact und angenehme Umgänglichkeit bewähren, ſo ſtehen dieſelben Leute, welche ſich politiſch bekämpfen, ſehr oft perſönlich in den beſten Beziehungen zu einander. Daß dies keine allgemeine Regel iſt, verſteht ſich von ſelbſt, die Höflichkeit und das äußerliche Leben haben nichts mit den geſellſchaftlichen Rückſichten zu thun. Dieſe Erſcheinung iſt die Folge einer Duldung, welche alle Parteien bereits aus Erfahrung in den politiſchen Wechſeln nöthig gehabt und weſentlich erprobt haben; es miſcht ſich dabei ein gewiſſes egoiſtiſches und die Zukunft berechnendes Gefühl ein, der Gedanke, daß man einander eines Tages brauchen könnte. Nur einzelne Rigoriſten ſchließen ſich von dieſer faſt allgemeinen Sitte aus; es ſind dies gewöhnlich nicht die lockerſten Ueberzeugungen und die durftigſten Charaktere; einige politiſche Sommitäten der Reſtauration leben in den Provinzen in gänzlicher Zurückgezogenheit auf ihren Gütern, von der Pariſer Welt geſchieden und nur durch die Journaliſtik mit ihr in geiſtiger Berührung und von ihrem Treiben unterrichtet.

Die Exiſtenzen wechſeln in Paris äußerſt leicht. Die erſten Häuſer der Reſtauration haben in der Hauptſtadt neuen Salons-Koryphäen Platz gemacht, theils weil die Vermögensumſtände nicht mehr dieſelben, theils weil das politiſche Glaubensbekenntniß einen Widerwillen gegen das Beſtehende erregte, und man alſo vorzieht, Monate lang auf dem Schloß in der Provinz zu leben als in einer gänzlich geänderten Salonswelt. Vor dem platten Lande in Frankreich iſt Paris um ein Jahrhundert voraus, vor Gegenden wie die Bretagne um anderthalb Jahrhunderte. Daſſelbe gilt von einigen Strichen der Auvergne, der Provence; einzelne Localitäten ſind ſtark revolutionär, wie Metz, Grenoble. Burgund, das Dauphiné, das Elſaß, die Franche Comté liefern ebenfalls viel ſolche Elemente. In der Sphäre ſeiner Geſchäftsleute, der Negotianten, beſitzt Paris faſt gar keinen Patriotismus. Sie würden das Eindringen der Fremden ohne großen Widerſtand geſchehen laſſen, weil der ſpecielle Pariſer Handel dadurch gehoben würde. Die Denkenden, die ganze Jugend und das Volk ſind von einem andern Geiſte beſeelt. Der Pariſer Kaufmann, der Kleinhändler hat überhaupt beſchränkte Ideen; er iſt weder Katholik noch Freigeiſt, ſondern ein Amphibium ohne alle höhere Regung. Nur eine ſehr geringe Minderzahl denkt unter dieſen Leuten. Auch ſind ſie ohne alle Energie und werden vor jeder kräftigen Minorität das Haupt beugen. Der Großhandel, welcher größere Intereſſen zu vertheidigen hat, iſt auch in

dem Maß energiſcher in ſeinem Widerſtande, jedoch ebenfalls ohne höhere Motive. Zwiſchen dieſen beiden Handelsklaſſen findet ſich dann und wann ſcharf ausgeprägt eine Geſtalt, die in ihrem Leben, in ihren Ideen conſequent iſt, und nichts Enges in ihrer Politik zeigt. Sie iſt gewöhnlich im mittleren Alter, ſchmäht nicht wie die Jugend jede andere Anſicht mit Haß und Ungeduld, glaubt feſt an die republicaniſche Tugend, haßt die Höflinge und die Miniſter mehr als den König, iſt feſt überzeugt, daß die heutige Demokratie reiner iſt als die im Jahr 1793, betrachtet den General Foy als einen großen Mann, Lafayette als einen Propheten, Lafitte als eine höhere Capacität, Dupont de l'Eure als einen Weiſen, und ſagt von den jungen Republikanern nachſichtig: ſie gehen ein Bißchen zu raſch zu Werk, aber das wird ſich kuhlen.

In Paris ſind die Geldariſtokraten an das geſellſchaftliche wie an das Staatsruder gelangt; die ächte Legimitat hält ſich von dieſen fern, und theils nicht reich genug, theils aus Stolz erſcheint ſie in Paris faſt nur zwei oder drei Monate des Jahres in ihren Hotels, zieht das trauliche Leben auf den Landſchlöſſern vor, bildet ſich einen begränzten vertrauten Zirkel, läßt in dieſen nur ſehr genau Geprüfte oder Empfohlene ein, und lebt alſo ganz für ſich ohne Verſöhnung mit denen, welche ſich der jetzigen Regierung angeſchloſſen. In den Provinzen ſind die Exiſtenzen durch die Juliusrevolution weniger erſchüttert worden.

In den erſten Städten ſind dieſelben alten Familien die reichſten, und bilden mit Ausnahme der großen Handels- und Geldhäuſer, die wieder ein Kreis für ſich ſind, unſtreitig die angenehmſte, eleganteſte und keineswegs immer vorurtheilsvollſte Geſellſchaft. Die Revolutionen haben von den Ecken der früher privilegirten Stände faſt alles Unangenehme und Störende abgeſchliffen, und es iſt nur eine große Höflichkeit, ein feiner Ton, eine ungekünſtelte Leutſeligkeit geblieben.

Dieſe alten Familien, deren religiöſe und politiſche Anſichten nur ehrenwerth erſcheinen können, ſind alſo keineswegs hinter ihrem Zeitalter zurückgeblieben, und ich glaube, daß ſie von dem wohlhabenden Theil der Nation diejenigen ſind, bei denen die größte Maſſe von Humanität und Sittlichkeit ſich vereint findet. Auf dem flachen Lande ſind die alten Familien noch immer ebenſo einflußreich, und, obgleich ſie ſich von der beſtehenden Verwaltung fern halten, dennoch ſehr geſchont und berückſichtigt. In der Tourraine, an den Ufern der Loire, in der Vendée, in der Auvergne, im Süden iſt der Adel noch im Beſitz der reichſten und größten Güter. Die armen Einwohner dieſer Landſtriche gewinnen alſo durch die verlängerte Gegenwart der großen Familien auf ihrem Beſitzthum, was Paris verliert.

Es wäre ebenſo abgeſchmackt zu behaupten, daß, weil im Jahre 1839 ein Mitglied der herzoglichen Familie Rohan-Rocheſort an den berüchtigten Vidocq: my dear friend ſchrieb und mit dieſem Menſchen Geldgeſchäfte und Anleihen betrieb, ein verfaulter Aſt auf den ganzen Stamm ſchließen laſſe. Ebenſo ungerecht, wie es von den demokratiſchen Journalen war, alſo zu deklamiren, wäre es, wenn deren Gegner behaupteten, jene entarten Menſchen, welche ſich mit extremen Anſichten blähen, aber in den Eſtaminets von Paris auf die Ankömmlinge Jagd machen, die Unvorſichtigkeit prellen und mit dem Sündengeld öffentlicher Dirnen praſſen, ſeyen die Repräſentanten der Republik und Demokratie. Schmutz bleit Schmutz, er klebe an den Großen oder an den Kleinen, Gerechtigkeit aber wollen wir heutiges Tages nicht lernen, weil wir zu viel haſſen und zu wenig lieben; deßhalb ſehn wir auch ſo viele falſche und einſeitige Urtheile.

Es haben ſich einige alte Familien der Dynaſtie Orleans genähert, das Verhältniß zu den feindlich gebliebenen iſt aber ungefähr fünf von hundert, und ſelbſt dieſe ſogenannten ralliirten Legitimiſten haben ihre Annäherung mit unverhaltenem Stolz und mit allen möglichen Demüthigungen erkaufen laſſen. Ein großer Theil des Napoleoniſchen Adels beſucht den Hof Ludwig Philipps, lieber jedoch die kleinen geſuchten Geſellſchaften und Bälle der Königin, wie einſt die Feſte der jetzt ſehr zurückgezogen lebenden Herzogin von Orleans. Der größte Theil der zu den großen Tuilerienbällen geladenen Perſonen gehört alſo zur Bürger- und Beamtenklaſſe, zur Armee und Nationalgarde, zum Napoleoniſchen Adel, zu einigen ſtets Orleaniſtiſch geweſenen adeligen Familien und zu einigen bekannten Namen, Seitenlinien oder einzelnen Mitgliedern des alten franzöſiſchen Adels. Während der Reiſe des Herzogs und der Herzogin von Orleans im Süden von Frankreich war trotz allen Verſuchen auch nicht eine einzige alte Familie herbeizuziehen geweſen; die Bälle in den verſchiedenen Städten ſahen nur den höhern Handelsſtand, einige Nationalgarden und die Beamtenwelt, und doch konnte dem Herzog von Orleans kein Vorwurf einer Uſurpation zur Laſt fallen. Im ganzen ſüdlichen Frankreich, bei der großen Mehrzahl der Einwohner von Marſeille, der Provence, in Nismes, Avignon, Aix, Montpellier, Cette bis Bordeaux und Toulouſe werden die größten Maſſen des Volks, ſowie die höhern Stände der jetzigen Regierung mit jedem Jahre mehr abgeneigt.

Der Handel, die Beamtenwelt allein ſtimmt für die jetzige Regierung; die jungen Leute der Mittelklaſſe, eines Theils der Arbeiter und des Volks hegen durchaus republikaniſche Anſichten. Von den Söhnen der großen adeligen Familien hat faſt keiner unter Ludwig Philipp Staatsdienſte genommen, einige Diplomaten, Cavallerie-, Genie- und Generalſtabsoffiziere ausgenommen. Die jungen Legitimiſten leben alſo höchſt unthätig im Kreis ihrer Familien, meiſt auf dem Lande, weniger in Paris, viele auf Reiſen, ſämmtlich eine Aenderung wünſchend.

Was man in den franzöſiſchen Journalen hier und da Löwen, Elegants, Dandies, Faſhionables, Incroyables, früher Muscadins, Roués ꝛc. nannte, gehört keineswegs in der Mehrzahl, ſondern wohl nur in der kleinſten Minorität dem legitimiſtiſchen Adel an. Die ſogenannten Pariſer Löwen ſind mit wenigen Ausnahmen Parvenus, ſchlecht erzogen, wenig gebildet, eitle Stutzer, ſelbſtzufriedene Eintagsfliegen, ſehr wenig mit Wiſſenſchaft und Kunſt beſchäftigte reichgewordene Speculanten, Bankiersſöhne, oft auch äußerſt zweideutige Individuen, die ihre Hülfsmittel ſowohl von galanten Damen aller Art, als auch vom Spiel und andern Induſtrien ziehen. Auch verſchwinden dieſe Löwen ſehr oft vom Schauplatz um — einmal ruinirt — nie wieder am Horizont aufzutauchen; ſie begraben ſich alsdann im Ausland, in der Provinz oder in den Colonien, oder ſteigen noch tiefer hinab. Der Pariſer Löwe iſt alſo nicht etwa das Muſter der Geſellſchaft, das Modebild einer eleganten übermüthigen Jugend, vielmehr eine ſehr unbedeutende Perſönlichkeit, welche ſich mit Hülfe von Toilette und Kunſtmitteln, Keckheit und Selbſtüberſchätzung, Prahlerei und Leichtſinn oft bis in das fünfzigſte Jahr in die Klaſſe der Lebemänner (viveurs) hineinſchmuggelt. Die Lions

von Paris ſind weder durch Geiſt noch durch Originalität ihres Uebermuthes ausgezeichnet; ſie arbeiten nichts, ſie wiſſen nichts, ſie ſprechen ſchlecht, wenn auch laut, ſie ſind ein Auswuchs von jungen und ältern Gecken, wie ſie in allen Hauptſtädten mehr oder weniger zu finden ſind.

In der Regel haben ſie weder Geburt, noch Talent, noch Vermögen oder muthige Jugendlichkeit als Vorrechte für ſich; die fremde Diplomatie hat in Paris unter ihren Sekretären und Attachés viele junge Leute voll Geiſt, Talent und Anſtand, welche nie den ſchlechten vorlauten Ton der Lions nachahmen werden. Die Pariſer Geſellſchaft des Faubourg St. Germain zählt eine Menge junger Elegants, die ebenfalls weit entfernt ſind, die albernen Manieren der Lions nachzumachen. Der wahre gute Ton beſteht eben in dem Nichtauffallenden und natürlich Anſtändigen, in jener angebornen oder durch Erziehung ausgebildeten Harmonie der Bewegungen und Sprache, welche den ſogenannten Pariſer Lions nie zu Theil wurde.

(Fortſetzung folgt.)

Umgehung der Mäßigkeits-Geſetze in Amerika.

In einigen öſtlichen Staaten Nordamerika's unterliegt bekanntlich der Verkauf ſpirituöſer Getränke großen Einſchränkungen; der Kleinhandel darin iſt gänzlich verboten und alle Schenken haben demzufolge geſchloſſen werden müſſen. Daß aber durſtige Seelen doch noch Mittel finden, ſich an der verführeriſchen Flüſſigkeit gütlich zu thun, beweiſt unter Anderm nachſtehende, aus dem „Boston Emancipator" entlehnte Anekdote, die von einem Augenzeugen erzählt wird:

»Iſt die Cap-Anner Diligence ſchon herein?« fragten zwei Gentlemen den Kellner eines Gaſthofs zu Portsmouth. — »Ja, meine Herren!« war die Antwort. — »Zwei Rückſitze inwendig,« ſagte einer der beiden Herren, indem ſie ſich in ein Nebenzimmer begaben. Einen Augenblick ſpäter trat ein dritter Gentleman in die Wirthsſtube. »Iſt die Cap-Anner Diligence herein?« fragte er, beſtellte auf die bejahende Antwort einen Rückſitz inwendig und ging in das Nebenzimmer. Auf dieſe Art meldeten ſich mehrere Perſonen, von denen einige Rückſitze, andere Vorderſitze inwendig nahmen und ein einziger einen Außenſitz verlangte. Ich bemerkte gegen den Kellner, daß die Cap-Anner Straße ſehr frequentirt ſcheine; es wundere mich jedoch, daß man die Diligence der Eiſenbahn vorziehe, auch könnte ich nicht begreifen, wie es ſo viele Rückſitze im Innern der Diligence geben könne. Der Kellner ſah mich verſtohlen an, legte den Finger an die Naſe und winkte. Wenn ich ſchon vorher einigen Verdacht geſchöpft hatte, ſo wurde ich durch dieſes Manöver noch mehr darin beſtärkt und fing deshalb an, den Kellner auszufragen. Er nahm eine ſchlaue Miene an und wich zuerſt meinen Erkundigungen aus, ſagte aber endlich: »Das Geheimniß iſt Ihnen alſo nicht bekannt?« — »Nein!« erwiederte ich, »ich bin aber ſehr neugierig, es kennen zu lernen.« Ein Gentleman, der eben hereintrat und den Schluß unſeres Geſpräches gehört hatte, näherte ſich mir jetzt mit den Worten: »Sie ſollen das Geheimniß erfahren, aber zuerſt müſſen Sie einen Platz in der Diligence nehmen.« — »Sehr gut!« gab ich zur Antwort. Er ging an das Büffet und fragte mich, welchen Sitz ich zu haben wünſche; ich entgegnete, da mir das Innere der Diligence ganz voll zu ſeyn ſcheine, ſo würde ich lieber einen Außenſitz wählen. Er führte mich hierauf ins Nebenzimmer, wo wir mehrere mit Trinkern beſetzte Tiſche fanden. Man brachte mir ein Glas Limonade und meinem Gefährten ein Glas Cognac und Waſſer. Jetzt war zu meinem Erſtaunen das Räthſel gelöſt: die Rück-Sitze bedeuteten eben ſo viele Gläſer Cognac und Waſſer, die Vorderſitze Genever und Zucker, und die beiden Außenſitze, wovon ich einen erwählt hatte, waren zwei Gläſer Limonade. Als aber die Anhänger des Kalt-Waſſer-Syſtems hinter dieſe Schliche kamen, wurde dem Reiſen nach Cap-Ann ein Ende gemacht.

(Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Notizen-Blatt.

(Statiſtiſches.) Europa hat, wie im „Zollvereinsblatt" berichtet wird, im Ganzen nur 13 1/2 Milliarden Gulden Staats-Schulden

Das Chriſtenthum beſteht 18 Jahrhunderte, und es leben in Europa unter 244 Millionen Bewohnern: 9 Mill. Juden, Türken, Zigeuner ꝛc., in Aſien unter 680 Millionen kaum 1, in Afrika unter 110 Mill. etwa 4, in Amerika unter 54 Mill. etwa 36 Mill. Chriſten. Rechnet man alſo nur 1000 Mill. Einwohner auf der Erde, ſo finden ſich darunter 280 Mill., d. h. etwa 2/7 Chriſten.

(Miscellen.) In Paris fand man eine Schwalbe in ihrem Neſte, welche um den Hals an einer feinen ſilbernen Kette eine kleine Silberplatte trug mit der Inſchrift: année 1724. „Hat dieſer Vogel wirklich 129 Jahre gelebt?" Es iſt bekannt, daß Raben, Papageien und Schwalben wenigſtens ein ſehr hohes Alter erreichen. Vogel und Platte werden der Akademie der Wiſſenſchaften übergeben. (Courr. fr. v. 4. Juli.)

(Anekdotäres.) Die Chineſen haben eine ganz eigenthümliche Art, die Beamten zu ehren, welche ſich durch ungewöhnliche Rechtlichkeit auszeichnen. Verläßt ein ſolcher Mann die Stadt, in welcher er wirkte, oder ſtirbt er, ſo werden ſeine Stiefeln im Gerichtsſaale aufgeſtellt.

Ein General und ſein Feldprediger kamen auf einem Spaziergange zu dem von Raben umſchwärmten Galgen. Neckend ſagte der General: „Wie doch die Raben gleich den Schwarzrock kennen und ihn freudig begrüßen." — „Ja," erwiderte der Prediger, „Sie denken, ich bringe ihnen etwas!"

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 90. Donnerstag, 27. Juli 1843.

Der lange Ambros.

(Fortſetzung.)

Als der Gottesdienſt geendet war, ſtrömten die vielen Beſucher der Kirche unter heiterem Gemurmel und Gedränge aus der Thür und über die Stufen herab, und es gab einen äußerſt maleriſchen Anblick, wie ſich das bunte Gewirre nach und nach auf dem Marktplatze ausbreitete und verſchiedene Gruppen entſtanden. Hier politiſirten einige Männer über das Steigen oder Fallen des Haſers, dort drängte man ſich zu den Lebkuchenzelten, wo die Verkäuſerinnen nicht wußten, wen ſie zuerſt bedienen ſollten, weiter an ſtanden die Burſche mit ihren Dirnen bei einer Händlerin von nachgemachtem Schmuckwerk und kauſten Kirchtagsgeſchenke, Kindee warteten auf ihre Eltern und dieſe wieder auf ihre Kinder, und als ſich Alles zuſammen geſunden hatte, was durch Verwandtſchaſt oder Neigung zuſammengehörte, wandte man ſich wieder heimwärts, um ſich an dem feſtlichen Sonntags- und Kirchweihtiſche zu erlaben. Es herrſchte allgemeine Fröhlichkeit. Die Burſche hatten Lebkuchenhuſaren und Flitterbüſche auf ihre Hüte gepflanzt und ihren Mädchen Sträußchen und Seidenbänder oder große Lebkuchenherzen zugeſteckt, man beſprach ſich auf dem Rückwege über den Nachmittag und die Freuden der Tanzhütte nnd hörte ſchon rings in den Häuſern das Geklapper des blinkenden Zinngeſchirres, weil man überall den Tiſch deckte, da es bald Mittag, das heißt, eilf Uhr war.

Auch in Valentins Hauſe war Alles luſtig nnd munter. Er ſelbſt fühlte eine gewiſſe Zuverſicht und ſagte zu ſeinen Burſchen, daß er ihnen erlaube, ihre Kameraden zur Tanzhutte mitzubringen, da es ihnen heute nicht ſchlecht ergehen ſolle, woruber die Geſellen, welche die Einfachheit dieſer Sprache wohl zu deuten wußten, laut aufjubelten und ihren Herrn vor Freude beinahe niedergerannt haben würden, wenn die Magd nicht ſo eben die Suppe aufgetragen hätte und das von Valentin laut vorgeſprochene Tiſchgebet nicht ihre volle Ehrerbietung erheiſchte. Kaum war aber die Stille, welche dieſer fromme Gebrauch verurſachte, vorüber, als ein lautes Geklirre von Löffeln und Tellern den muthigen Angriff auf die dampfende Schüſſel bezeichnete und die vorige rohe Stimmung wieder die Oberhand gewann.

In einem Hauſe aber blieb es ganz ſtille. Nur die ausgezeichnete und heute ganz beſonders gehegte Reinlichkeit von außen und die ſittige Ruhe im Innern bezeugten allen Vorübergehenden, daß der Eigenthümer deſſelben den feſtlichen Tag nach ſeiner Weiſe wohl zu würdigen wußte. Es war die Wohnung des Ambros, welcher ſich, als auch er mit ſeinen Knechten von der Kirche heimgekehrt war, ruhig an den großen Lerchbaumtiſch ſetzte und das von der uralten Magd hereingebrachte Mittagsmahl verzehrte, nach deſſen Beendigung ſich ſeine Leute, welchen er heute ebenfalls einen freien Tag gönnte, grüßend und dankend entfernten und ihn allein ließen.

Als ſie fort waren, erhob ſich auch er, nahm ſeinen Hut und die von Valentin erborgte Flinte ohne Hahn und ſchritt durch die Hinterthüre ſeines kleinen Beſitzthumes hinaus auf die Felder und gegen die Auen zu, in welchen er den rothen Michael zu treffen hoffte, auf den er es, dem nächtlichen Geſpräche mit ſeinem Freunde zu Folge. abgeſehen hatte.

Der Leſer kennt bereits das moraliſche Weſen des. rothen Jägers. Seine Geſtalt war demſelben ziemlich entſprechend. Ein kleiner ſchlangenartiger Wuchs, funkelnde mausgraue Augen mit verſchlagenem, aber unſicherm Blicke, eine ſcharfgezeichnete Naſe, ſchmale, in Gegenwart Anderer ſtets lächelnde Lippen und die brennendrothen wolligen Haare waren genug der äußeren abmahnenden Zeichen für den Phyſiognomen. Mit ſeiner Suade beſtach er jeden, der in geiſtigen Anlagen unter ihm ſtand und dem er irgend eine Schwäche abgelauert hatte. Er gab viel Geld aus und wußte oft von einer »gnädigen Frau Tante« zu erzählen, von der er ſagte, daß ſie ihn unterſtutzte, da er ihr Liebling ſey. Ambros indeſſen hatte von dieſen Geldquellen eine ganz andere Meinung; denn als er einſt noch ſpät nach Sonnenuntergang in die Auen ging und ſeinen Knechten nachſah, ob ſie das Holz, welches er von dem Forſtmeiſter für ſeinen Hausbedarf erſtanden, ordentlich aufgeſchichtet hätten, bemerkte er an den Hegeplanken den Michael, wie dieſer von Leuten, welche gar nicht ausſahen, als ob ſie zahlen konnten, und die er, als er ſchärfer hinſah, für verrufene Bauern aus einer entfernten Ortſchaft erkannte, einen ziemlich großen wohlgefüllten Geldbeutel bekam. Da es aber nicht in des Langen Charakter lag, ſich um etwas zu bekümmern, das ihn nicht unmittelbar anging, forſchte er auch nicht weiter nach. Er konnte aber doch nicht umhin, zu vermuthen, daß jenes Geſindel Schmuggler geweſen wären, welchen M i c h a e l wahrſcheinlich die Thüren des Fahrweges im Wildgehege zur Nachtzeit öffnete, damit ſie das in der Ortſchaft befindliche Zollamt ſicher umfahren konnten. Ambros ſchwieg über die Sache; da er nichts weiter als eine Vermuthung hatte, und es, wie geſagt, durchaus nicht nach ſeiner Weiſe war, ſich in fremde Dinge zu mengen.

Man wird ſich vielleicht darüber wundern, daß Ambros den feſtlichen Nachmittag zu ſeinem Ausfluge wählte, wo Alles nur dem Vergnügen zu huldigen ſchien; aber erſtens ſagte es ſeinem Plane mit Valentin zu, und zweitens kannte er ſeinen Mann nnd vermuthete mit Recht, daß der ſich ewig wichtig machende Michael

eben die Stunden vor dem eigentlichen Feſte dazu wählen würde, in dem Reviere nachzuſehen, damit er dann mit Sack und Pack und ſchwitzend vor Fleiß und Anſtrengung unter den Leuten erſcheinen konne, die dann wer weiß was für Wunder von ſeiner Sorgſamkeit ſprechen würden.

Der ehemalige Falkenwirth, welcher nun von ſeinen Erſparniſſen lebte und den Intereſſen des Geldes ſeiner verſtorbenen Ehehälfte, hegte, wie bekannt, eine beſondere Abneigung gegen unſern biedern Ambros; dieſer Widerwille fand ſeinen Urſprung in Folgenden:

Man weiß, daß die Wirthe auf dem Lande meiſten Theils auch Fleiſcher ſind und deßhalb großen Werth auf ausgezeichnet ſtarke Hunde legen, welche ſie nicht bei dem Treiben und Fällen des Viehes, ſondern auch bei den Einkaufsreiſen, den ſogenannten Geyen, bei welchen Gelegenheiten dieſe Männer oft viele Hundert Gulden in ihren Ledergürteln mit ſich tragen, als Beſchützer und Vertheidiger ihrer eigenen Perſon gebrauchen. Der Falkenwirth beſaß, als er noch ſein Geſchäft betrieb, eben zur Zeit, als Ambros ſeit einigen Monaten in die Ortſchaft gezogen war, einen der ſtärkſten und größten Fänger, auf welchen er, rückſichtlich deſſen vortrefflicher Abrichtung und erprobten Muthes, einen unzubezahmenden Stolz hatte.

Einſt als Ambros, von einer Wanderung heimkehrend, in das Gaſtimmer trat, um ſich an einem friſchen Trunke zu laben, hielt der Wirth ſeinen Gäſten ſo eben eine äußerſt bombaſtiſche Lobrede über die ſchreckbare Kraft ſeines Bullenbeißers und behauptete im Verlaufe ſeiner Abhandlung, mit einem etwas unziemlichen Seitenblick auf den ruhig zuhörenden Ambros, daß ſeine Dogge, wenn er ſie anhetzte, auch den allerſtärkſten Mann zu Boden reiße. Ambros hatte den ſtechenden Blick wohl bemerkt, blieb aber friedlich ſitzen, während die übrigen ziemlich zahlreichen Gäſte auf verſchiedene Weiſe gloſſirten, und der Eine hier einen höheren, der Andere dort einen längeren, der Dritte einen Fänger mit viel breiterem Gebiſſe u. ſ. w. geſehen haben wollte, ſo, daß der hiedurch beleidigte Wirth in Zorn gerieth und zu ſeinen Gäſten herausfordernd ſagte, er wolle was immer für eine Wette darauf eingehen, daß ſein Hund Jeden, und ſey er wer immer, an die Erde bringen würde, und zwar der Art, daß des Gefallenen Sohlen gegen Himmel ſehen müßten; worauf denn die Gäſte lachend antworteten, daß es ihm leicht ſey, dieſe Wette vorzuſchlagen, da ſich kaum irgend Jemand finden werde, der ſich dieſem Thiere ſchutzlos entgegenſtellte. Obwohl nun die Achtung, welche die Gäſte dem musculoſen Bau und der löwenartigen Länge des Hundes, der ſo eben gähnend aus dem Zimmer ſtrich, widerfahren ließen, dem Wirthe eines Theils ſchmeichelte, ſo machte ſie ihn doch nur hochmüthiger, und er trat zu Ambros, indem er ſagte:

Hört, Nachbar, Ihr ſeyd weit und breit als der ſtärkſte Mann bekannt, und wenn Ihr ſo viel Muth hättet, als Ihr Kraft haben mögt, ſo würdet Ihr Euch wohl ſtellen, wenn ich Euch die Verſicherung gebe, den Hund ſogleich wieder abzurufen, wenn Ihr am Boden liegt, und Euch obendrein ein Fäßchen friſchen Weines in das Haus kommt.

Was meinen Muth anbelangt, Herr Falkenwirth, entgegnete Ambros, dem ungeachtet ſeiner Friedfertigkeit dieſe Rede nicht zu behagen im Stande war, ſo diente ich im Felde; was aber Euern Hund betrifft, ſo dürfte er, Ihr mögt prunken, wie Ihr wollt, noch um ein gutes Stück ſtärker ſeyn, ehe er einen feſten Mann umwirft.

Wie! ſchrie der Wirth, Ihr Prahlhans, meinen Hund ſetzt Ihr mir herab?

Still! unterbrach ihn Ambros, welchem bei dem Schimpfworte die Geduld ergangen war.

Alle Anweſenden und ſelbſt der Wirth blieben über dieſes mit einem Donnertone geſprochene Gebot einen Augenblick regungslos, und es gemahnte ihnen nichts Gutes.

Ambros aber trat vom Tiſche weg und ſagte mit wieder ruhigerer Stimme: Ihr habt mich öffentlich einen Prahlhans geheißen, Falkenwirth, das kann ich nicht auf mir laſſen, ſonſt hätten die Leute das Recht, es mir auf der öffentlichen Gaſſe nachzurufen. Entweder Ihr bittet mir den Schimpf wieder ab, oder Ihr hetzt den Hund auf mich und das zur Stelle. Hetzt Ihr den Hund, ſo ſtehe ich Euch daraus nicht für die Folgen. Ich rufe die Gäſte zu Zeugen auf, daß ich Euch warne und nichts auf mich nehme. Deßhalb bittet lieber ab, es könnte Euch Leid thun um Euer ſchönes Thier.

Abbitten? höhnte der Wirth, abbitten? Das macht mich nur lachen! Sultan! komm' herein! herein da!

Während die tiſchhohe Dogge hereinkam, hatte ſich Ambros ſchon in die Mitte des Zimmers geſtellt, ohne eine weitere Vorkehrung zu treffen. Die anweſenden Gäſte ſchauderten. Voll Schadenfreude und Zorn hetzte der Wirth den Hund auf den ſicher daſtehenden Mann. Die Dogge ſprang mit einem furchtbar dröhnenden Geheule los, war mit einem Satze auf der Bruſt des Gegners und faßte ihn an der Gurgel.

Ein Schrei des Entſetzens entfuhr den Anweſenden. Aber Ambros ſtand wie an die Erde gewachſen und ſchlang, als der ergrimmte Wirth noch immer fort anhetzte, ſeine beiden Arme, um den Leib des Thieres, das er nun feſt und feſter an ſich drückte, und ſiehe da — der beinahe wüthende Hund ließ plötzlich ab von ſeinem Geheule, der Schweif, die Pfoten ſanken hinab, und als Ambros die Arme öffnete, fiel der gewaltige Fänger auf den Boden wie ein Stück Blei, winſelte und verkroch ſich furchtbar zitternd unter einer Bank. Er war, wie dieſes bei ſtarken Thieren zu geſchehen pflegt, durch den unerwarteten Widerſtand zum Feigling geworden und zu allem ferneren Gebrauche untauglich.

Dem Wirth erſtarb ſein Hetzhund im Munde, und in ſeinem Geſichte malte ſich der höchſte Ausdruck von Beſchämung, ja, einige der Gäſte, deren Staunen ſich in einem angemeinem Ausrufe Luft machte, wollten ſogar bemerkt haben, daß ſich etwas Waſſer aus den Augen des erſt noch ſo Uebermüthigen drängte, da er ſeinen Liebling gewiſſer Maßen vernichtet ſah. Ambros aber kehrte wieder zu ſeinem Tiſche, machte ſeine Halsbinde zurecht, trank ſeinen Wein aus, bezahlte und ging nach Hauſe, ohne je wieder im Falken einzukehren. —

(Fortſetzung folgt.)

Franzöſiſche Sittenſchilderungen.

(Fortſetzung.)

Die Lions ſind alſo der ſchlechteſte Theil der Pariſer Geſellſchaft. Schriftſteller wie Jules Janin haben ſich nicht geſcheut, ſie als unbedeutend und zu nichts nütze zu bezeichnen. Der größte Uebelſtand iſt, daß ausge-

laſſene Sitten, Modeüberlreibungen von jungen Leuten, die ſich allein durch ſolche Aeußerlichkeiten bemerkbar machen können, nachgeäfft werden. Da ein großer Theil der Jugend nichts zu thun hat, ſo copiren ſie die Impertinenz; man will auf dieſe Art Aufſehen erregen, geht auf Stelzen und ruft: wie groß bin ich!

Eine ausgezeichnete Dame ſchrieb kürzlich über die herrſchenden Manieren der jungen Leute, welche den Ton in Paris anzugeben, d. h. niederzuziehen ſuchen: »Wie in der politiſchen Welt Anarchie und Anmaßung herrſcht, ſo ſchleicht ſich unter den jungen Leuten nicht feiner Ton, ſondern eine Affectation ſogenannten unabhängigen und rohen Benehmens ein. Sie ſprechen mit den Damen leiſe, lehnen ſich auf die Stühle, faſſen Mädchen in Geſellſchaft bei der Hand, wechſeln mit ältern Damen den Händedruck, beſchäftigen ſich nie mit etwas Ernſtem, wiſſen von der Geſchichte nur das, was ſie in Romanen geleſen, ſchießen nicht einmal immer gut mit Piſtolen, fechten nicht zum beſten bei Griſar, ſchwimmen bei Deligny nicht immer meiſterhaft, ſteigen auf engliſche Art zu Pferde, rauchen die Cigarren auf allen Spaziergängen und in allen Durchgängen den Damen ins Geſicht, ſpielen das Billard nicht mehr mit Grazie, machen in ſchmutzigen Stiefeln Viſiten, ſuchen in Ungenirtheit gegen Frauen ſich Anſehen zu geben und durch Gleichgültigkeit gegen das ſchöne Geſchlecht Intereſſe zu gewinnen. In Geſellſchaften meiden ſie den Damenkreis, um der Bouillotte und dem Ecarté zu huldigen, ziehen die Wirthsſtuben mit ihren Ottomanen dem geſelligen Plaudern am Kaminfeuer und ihre Bequemlichkeit der Artigkeit vor.«

Früh abgelebt, ſtets gelangweilt, den anſtändigen Tanz fliehend, dagegen die gemeinſten Gebärden der Eourtillĕtänzer nachahmend, im 22. Jahre ſchon blaſirt und etliche Jahre ſpäter lebensüberdrüſſig; alſo erſcheint uns dieſe Klaſſe der Jugend — ein troſtloſes Lebensbild. Die Frauen tragen auch einige Schuld.

Hat man nicht zur Zeit, als der berüchtigte Dieb Cartouche in dem Conciergeriegefängniſſe ſaß, wo früher Ravaillac und ſpäter Fieschi und Lacenaire gefangen war, die vornehmſten Damen zu ihm kommen ſehen, um den galanten Räuber zu betrachten? Fand nicht ein förmlicher Andrang ſtatt? Man beklagte ihn; »Sie ſehen nicht alles«, ſagte er zu einer Dame, ſeine ſchweren Fußringe zeigend. Die Marſchallin v. Boufflers gab ihm zwei Louisd'or. Herr Legrand, Verfaſſer mehrerer Komödien, ſchenkte ihm 100 Thaler, um ſeine Lebensgeſchichte zu erfahren und den Ertrag zu theilen. Und iſt heutigen Tags nicht dasſelbe geſchehen? Drängte man ſich nicht um ein Portrait, um eine Autographie von Fieschi und Lacenaire, um den Verräther ſeiner Mitſchuldigen, um den frechſten Repräſentanten einer demoraliſirten Geſellſchaft! Drang nicht Jaques Arago in ſein Gefängniß, um die Memoiren von Lacenaire herauszugeben, um einem Elenden, der mit ſeiner Schlechtigkeit Parade machte, noch mehr Relief und ſeines Gleichen neue Anregung zu liefern zur Nachahmung, während die Gazette des Tribunaux täglich die Heldenthaten und Kunſtſtücke der Gauner und Banditen zur öffentlichen Belehrung verkündet, oft in einer Art und Weiſe, welche aus ihnen Helden der Liſt und Klugheit macht!

Im ſechzehnten Jahrhundert wurden in der kleinen Stadt Genf zur Zeit der Peſt mehr Gräuel und Mordthaten verübt als während der Pariſer Cholerazeit, über deren Exceſſe etwas gefabelt worden iſt. Es handelt ſich alſo nicht darum zu beweiſen, ob unſere Sitten beſſer oder ſchlechter als früher ſind, ſondern darum, ſie für die Zukunft zu beſſern. Wie ſollte es anders ſeyn! Alle Inſtincte der Jugend ſind in Frankreich ſeit fünfzig Jahren überreizt worden, die lebhafte Einbildungskraft der Nation wurde anfangs mit den Begriffen: Freiheit und Gleichheit genährt, und ſodann, von dieſen Hoffnungen verlaſſen, dem Ruhme und den Weltherrſchaftsideen in die Arme geworfen. In dem Gelärm der widerſtreitenden Begriffe und Strebungen iſt jede beſtimmte Richtung der Lebensanſichten unmöglich geworden, verwirrte Vorſtellungen wurden in die jungen Seelen gelegt, die nach einem Leitfaden verlangen und ſich in den Irrgärten der Gegenwart troſtlos verlieren. Das Schauſpiel der „officiellen Nation" iſt keine Nahrung für ihr Gewiſſen; die Grundlage der tiefen und heiligen Moral, welchem Cultus ſie auch angehöre, iſt ihnen nur ein angeklebter, wo nicht ganz erſtorbener Begriff. Wo iſt ihnen der Compaß, wo der Pilot, wo das Manna für die durſtende Seele? Kein Syſtem iſt ohne Ruinen geblieben, keine Idee ohne Widerſacher, kein großartiges Princip ſteigt wie ein Phönix aus der Aſche. Sie lieben die Freiheit, aber wiſſen nicht, wie ſie geſtalten. Sie lieben den Ruhm, aber wiſſen nicht, wie ihn mit der Freiheit vermählen. Sie möchten gern Kosmopoliten ſeyn, aber ſie ſind Franzoſen in jedem Blick, jedem Wort, jedem Athemzug; eine unbefriedigte Sehnſucht hat ihr ganzes Weſen durchdrungen, ſie kränkeln, ſie ſuchen im Halbdunkel umher, ſie gehen einer zufälligen Zukunft entgegen. Wie ſollte ihnen nicht die Gegenwart läſtig ſeyn, die nichts entſcheidet, nur analyſirt, bis zur Zerſetzung in unmerkliche Atome! Wie iſt es da zu verwundern, daß bei der zu früh reif gewordenen Jugend eine ungeduldige Haſt, eine ſchwermüthige Sehnſucht, oft eine fieberiſche Raſerei, oft eine tiefe Verzweiflung eintritt? Sie reiben ihren Körper auf, ſie verwelken im Innerſten der Seele, oder nähren einen tiefen Haß gegen alles, woraus die jetzige Geſellſchaft gebaut iſt. Um das ganze Gerüſte dieſer Geſellſchaft zu zerſtören, wollen ſie ein großes Auto-da-Fe errichten, und bilden ſich ein, aus dem Aſchenhaufen werde eine Zukunft erblühen. Schon 1840 züchtigte der junge Berthand im Charivari in einigen Verſen voll edler Entrüſtung: »dieſes weichliche Geſchlecht ohne Mark noch Sehnen, deſſen Männer zu Weibern werden, deſſen Weiber wie Männer ſich gebarden.« Man hat oft über die Abnahme der guten Sitten geklagt, über zunehmende Unhöflichkeit und Achtloſigkeit der Jugend. Oft iſt dieſe Anklage wohl ein abgenutztes Argument, oft aus der Unzufriedenheit des Alters gegen die Jugend hervorgegangen. Es iſt nicht bloß in dieſem Jahrhundert ſo geweſen, in längſt verfloſſenen Zeiten wurden gleiche Klagen gegen die Jugend laut; nichtsdeſtoweniger bleibt gewiß, daß der Ton der heutigen franzöſiſchen Jugend ſeit den letzten Jahren ſteigend widerwärtiger und ungeſitteter geworden iſt, und zwar in einer viel bemerklicheren Art als in andern Ländern.

Es iſt hier nicht von dem Nationalcharakter im Allgemeinen die Rede, denn in den Hauptzügen ſind die heutigen Franzoſen dieſelben geblieben, was die ehemaligen Gallier waren: tapfer, die Gefahr verachtend, leicht enthuſiasmirt, eben ſo leicht entmuthigt, eben ſo leicht wieder emporgerichtet — eine ehrgeizige, ruhmſüchtige Nation, welche die Unabhängigkeit und die Freiheit mehr aus Selbſtgefühl, als aus Grundſatz liebt — eine Nation, welche Cäſar in ſeinen Commentaren mit derſelben Wahrheit ſchilderte, wie Tacitus die alten Germanen. Wenn auch der politiſche Wechſel mehr Ernſt in die

Nation gebracht — ſelbſt die Oberflächlichkeit ſtrebt jetzt, zu einer gewiſſen Gründlichkeit zu gelangen — wenn auch der Leichtſinn des 18. Jahrhunderts nicht mehr in der officiellen Welt in einer ſo frivolen Außenſeite wie damals hervortritt, ſo iſt doch der leichte Sinn und der Leichtſinn noch immer die Grundlage der Nation. Es iſt hier nicht davon die Rede zu vergleichen, ob die Maſſe der Nation verderbter geworden, ob die Anarchie in religiöſen und politiſchen Dingen nicht alle ſocialen und politiſchen Bande gelockert hat, ob aus dieſem Zuſtande der Unklarheit und des Ringens nach Luſt eine größere Summe von Wahrheit hervorgehen wird — wir wollen blos eine mehr äußerliche Erſcheinung im Benehmen der Jugend und vornehmlich der Jugend von Paris betrachten, wo ſich alle jungen Leute der verſchiedenſten Gegenden Frankreichs einige Zeit zu ihren Studien, zu ihrem Vergnügen oder zu ihrem Verderben aufhalten. Die franzöſiſche Jugend, obgleich ſie ſicher wohl angenehme Formen annehmen kann, und ſich ſogar leichter als die anderer Nationen eine gefällige Politur, das was man Liebenswürdigkeit und geſellſchaftliche Leichtigkeit nennt, aneignen kann — die franzöſiſche Jugend ſcheint etwas darin zu ſuchen, die Formen der Höflichkeit bei Seite zu werfen, und ſich alſo in dieſer Hinſicht zu entfeſſeln. Es gibt Tonangeber, die den andern zum Muſter dienen. Iſt der Tonangeber reich genug, um ſeine Parodie des sans gêne durchzuführen, iſt er unabhängig genug geſtellt, um keine Rückſichten beobachten zu müſſen, trifft er die müßige Einbildungskraft einer meiſt unbeſchäftigten Jugend durch irgend eine Excentricität, die ſich als Originalität auszuprägen ſucht, im Grund aber nur eine Falſchmünzerei iſt, ſo wird er Nachahmer die Menge finden. Der ſeichte Zuſtand der Politik und Moral, das Zwitterweſen einer verkürzten Staatsgeſellſchaft, das peinliche Schauſpiel eines Wettrennens der Intriguen nach kleinlichen rein perſönlichen Intereſſen, der Mangel an etwas Großem, was die Einbildungskraft auf eine edle Perſpective leitete, eine Sinnesart, die an keine höheren Pflichten gewöhnt iſt, keinen Zügel der Autorität auf ſich einwirken, ſich durch kein Beiſpiel imponiren läßt — alle dieſe Umſtände vereint verurſachen, daß ſich eine Maſſe jugendlicher Kräfte in Frankreich vergeudet, nutzlos aufreibt, oder in Aeußerlichkeiten und lärmenden Thorheiten, in Abſonderung und Proteſtation gegen elegante Sitten gefällt.

(Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Frankfurt, 24. Juli.

Die geſtrige Wiederholung des ſchlüpfrigen Luſtſpiels „Le Vicomte de Paris," oder „Die Kunſt zu gefallen" fand zwar bei ſtarkem Regenwetter ein volles Haus und günſtige Aufnahme, allein die Kritik kann ſich weder mit der Tendenz des Stückes, in welchem die frivole Jugend über das laſterhafte Alter ſiegt, noch mit der Aufführung befreunden. — Hr. Pohlé von Hannover wird ſein Gaſtſpiel auf unſerm Theater abkürzen müſſen, da dieſer Schauſpieler gar nicht anſpricht und der Kaſſe offenbar großen Nachtheil bringt. — Das Gerücht, daß die „göttliche" Fanny Elsler hier Triumphe feiern wolle, ſcheint ſich nicht zu beſtätigen. —ff—

Notizen-Blatt.

(Literariſches.) Piſa, 13. Juli. Die neun Briefe des Dante, deren Wiederauffindung dem verdienſtreichen Philologen Theodor Heyſe verdankt wird, und von deren Inhalt und Werth der Profeſſor Karl Witte in Halle Nachricht gegeben hat, ſind vor Kurzem durch den Veroneſer Literaten, Aleſſandro Torri, mit den andern bereits edirten Briefen des großen Dichters in einem Octavbande herausgegeben worden, welcher die Ausgabe der proſaiſchen Schriften und lyriſchen Poeſien des Dante als der fünfte in der Reihe beſchließen ſoll, ſeinem Erſcheinen nach aber der erſte iſt. Am Schluſſe des Bandes hat der Herausgeber eine Diſſertation über das Waſſer und die Erde beigefügt, welche von Dante ſelbſt in dem Jahre vor ſeinem Tode (1320) in der Kirche St. Elena zu Verona abgehalten worden iſt. Dieſe merkwürdige Schrift erſchien zuerſt im Druck zu Venedig im Jahre 1508 und wurde 1576 zu Neapel nachgedruckt. Sie iſt aber ſo ſelten geworden, daß ein Exemplar der Originalausgabe, welches ſich in der Bibliothek des Marcheſe Trivulzio zu Mailand befindet, einem Manuſcripte gleichgeachtet werden muß und der vorliegenden Ausgabe als ſolches gedient hat.

(Artiſtiſches.) Neapel, 4. Juli. In den letzten Tagen der vorigen Woche ward die Kunſtausſtellung geſchloſſen. Unter dem wenigen irgend Werthvollen, was hier angeführt werden könnte, müſſen Agricola's „Marina von Capri" und Rauch's „Stierkampf in der Campagna" jedenfalls voranſtehen.

(Muſikaliſches.) Marſeille beſitzt jetzt eine Geſellſchaft italieniſcher Opernſänger, die Ausgezeichnetes leiſten. Geſang und Muſik bildet jetzt mehr als je einen weſentlichen Beſtandtheil der guten Erziehung und verbreitet ſich häufiger auch unter dem Volk. Es beſtehen hier mehrere Geſangvereine. Aus unſerem Conſervatorium, das fünf oder ſechs Profeſſoren (meiſt Italiener) zählt, ſind bereits mehrere tüchtige, ſelbſt in der Hauptſtadt anerkannte Zöglinge hervorgegangen. Die hieſigen Muſikhandlungen haben ſich ſeit fünf bis ſechs Jahren bedeutend vermehrt, die in den Ateliers der HH. Boiſſelot verfertigten Pianos werden den beſten Pariſer an die Seite geſtellt. Beſonders bedeutend iſt aber der Fortſchritt, welchen ſeit einiger Zeit neben der weltlichen die Kirchenmuſik gemacht hat. Die ernſten Werke italieniſcher und deutſcher Tonſetzer gewinnen mehr und mehr Boden, die Ausführung vervollkommnet ſich. In der Carthäuſerkirche wurde unlängſt eine neue Orgel eingeweiht, die nach dem Barker'ſchen, das Spiel mittelſt eines Apparates ſehr erleichternden, die Nuancirung der Töne fördernden Syſtem gebaut iſt.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 91. Sonntag, 30. Juli 1843.

Der lange Ambros.

(Fortſetzung.)

Da der geneigte Leſer nunmehr weiß, was ſich ereignete, ſo wird es ihn nicht weiter wundern, daß es dem ſchlauen Michael, der dieſe Geſchichte denn auch erfahren hatte, leicht wurde, dem Alten die Freundſchaft zwiſchen Valentin und Ambros als etwas dem Erſteren von Beiden höchſt Unehrenvolles darzuſtellen.

Wir kehren nun wieder zu Ambros zurück, den wir auf dem Wege nach den Auen verließen, und ſehen ihn, nachdem er in raſchem Schritte über mehrere ſchwellende Wieſenländer gegangen war, erſt in einem wirren Vorgeſtrüppe verſchwinden, dann aber im höheren und lichteren Holze wieder zum Vorſcheine kommen und in dem magiſchen Schatten der hochſtämmigen ſchlanken Bäume weiter ſchreiten, bis er die Stelle erreicht, die er ſich zum Warten ausgewählt hatte.

Dieſe Stelle, welche, etwas höher als der übrige Theil der Au liegend, eine herrliche Ausſicht auf die Wieſengründe darbot, über die der Jäger kommen mußte, war äußerſt lieblich, denn die jugendlichen und leichten Rüſtern, aus welchen das Wäldchen beſtand, ſenkten an manchen Punkten guirlandenförmige Aeſte gegen einander, und einer der jüngſten Bäume, welcher zufällig die Geſtalt eines Bogens angenommen hatte, wölbte ein äußerſt zierliches Blätterthor. Blaue Glockenblumen ſchwankten in Menge auf ihren hohen und ſchlanken Stielen, und der Wachtelweizen, mit ſeinen blau und gelben Blüthen und den violetten Kronenblättern funkelte wie Gold, wenn ihn eben einer der zarten kreisrunden Sonnenſtrahlen traf, die ſich durch das dichte Blättergewölbe der Bäume ſtahlen. Unſerem Freunde, der für die Eindrücke der ſchönen Natur nichts weniger als unempfindlich war, hätte ſeine Umgebung zu jeder andern Zeit eine nicht geringe Aufmerkſamkeit abgenöthigt, jetzt aber ſah er mit ernſtem Blick hinaus auf die Wieſen.

Schon neigte ſich die Sonne, ſchon hörte er die durch die Entfernung gedämpften Klänge der Tanzmuſik, als der Harrende ſeine Erwartung in Erfüllung gehen ſah. Der rothe Jäger kam wirklich über die grünen Gründe und zwar mit einer Eile, welche die Richtigkeit von Ambros' Urtheile bezeugte. Der Rieſige hatte ſich nur in ſo ferne getäuſcht, als Michael, welcher doch nicht zu viel von dem Feſte verlieren wollte, nicht den gewöhnlichen weiteren Weg einſchlug, auf welchen ihn Ambros erwartete, ſondern einen weit kürzeren und dem Dorfe näheren nahm, ſo daß der Lange, welcher ſogleich erkannte, wohin ſich der Burſche wende, raſch und geradezu durch die Au hinſchritt, um dieſem den Weg abzuſchneiden.

Michael hatte ſich bei einigen Bewohnern der Ortſchaft in ein gewiſſes Anſehen zu ſetzen gewußt und genoß ſelbſt bei ſeinem Forſtmeiſter, deſſen Wohnung eine Stunde weit entfernt war, ein nicht unbedeutendes Vertrauen; es war alſo kein Wunder, daß er unter den Umſtänden des heutigen Tages keines Wegs ahnte, daß ihm etwas Unangenehmes begegnen könne. Um ſo größer war dabei ſeine Ueberraſchung, als er nach einigen Schritten in die Au den von ihm verleumdeten Ambros in einer Stellung neben ſich ſah, welche von Abſichtlichkeit zeigte. Allein er that, als ob er ſich dieſe Bewegung nicht weiter anfechten ließe, und warf einen etwas mühſam erkünſtelten Blick der Verachtung auf den Langen, wodurch er zu ſeinem größten Erſtaunen die Flinte gewahrte, welche Ambros dergeſtalt auf ſeinem rechten Arme ruhen ließ, daß das Schloß unter die Achſel zu liegen kam und von derſelben verdeckt wurde. Kaum hatte Michael das Gewehr geſehen, als er mit der ganzen Wichtigkeit, welche er nur zuſammenraffen konnte, auf den Mächtigen zutrat, nach deſſen Bruſt hinauflangte und rief: Hab' ich dich endlich auf der That? Fort mit mir auf das Forſtamt!

Laß mich los, rothe Hummel, oder —!

Nichts da, du gehſt mit mir. Ich will dir zeigen, wer dein Herr iſt, ſchrie Michael, ſo laut er konnte, um wo möglich eine Beihülfe herzuziehen. Ambros aber hob ganz gelaſſen ſeine Linke, legte ſie dem Jäger an die Stirn, machte einen kurzen Druck, und der Wichtigthuende kollerte mit Sack und Pack in das Geſträuch, als ob er nie auf ſeinen Beinen geſtanden hätte. Allein ſtatt durch dieſen Fall gedemüthigt zu werden, wurde der Rothe nur noch wüthender. Er raffte ſich auf, ſchrie, was er nur aus dem Halſe bringen konnte: Wilddieberei! Mord! Hülfe! der Lange! und rannte wie beſeſſen zur Au hinaus und gegen das Dorf zu. Aber Ambros hatte ihn mit wenigen Schritten überholt und trieb ihn wieder nach dem Gehölze zurück, wobei er ihm zurief, ſtille zu ſeyn, und die Flinte ohne Hahn auf ihn anlegte, ſo daß Michael in ſeiner Gewiſſensunruhe wie ein Eichhorn hinter den Bäumen herumſprang, indem er ſich ſelber ärgerte, daß er in ſeiner gewohnten Sicherheit ſeine eigene Waffe ungeladen mitgenommen hatte.

Ambros verfolgte den ſpringenden Flüchtling immer weiter, bis er ihn endlich rückwärts durch die Au auf eine Wieſe getrieben hatte, welche in jener Richtung, die der Jäger einſchlug, von dem uns ſchon bekannten Fluſſe begränzt wurde, welcher hier beſonders breit und tief war. Dicht an dem Rande des Gewäſſers ſtand eine thurmhohe, die Auen weit überragende Ulme und ſtreckte ihre uralten Zweige mit den oben grünen und unten ſilberweißen Blättern majeſtätiſch in die Lüfte und über die Fluthen. Michael, der ſich von allen Seiten unbeſchützt ſah, warf Flinte und Waidſack von ſich und

Digitized by Google

lief, beinahe überſchlagend, hinter den Baum, in der Hoffnung, dem Langen dadurch zu entkommen, daß er, wenn derſelbe um den mächtigen Stamm ginge, wieder freies Feld gewinnen, in die Au zurücklaufen und ſich dann dem Dorfe zuwenden könne.

Er hatte ſich jedoch geirrt, denn Ambros trat nicht hinter den Baum, ſondern warf ſeine hahnloſe Flinte auf die Schulter, und umſchlang den Stamm mit ſeinen Rieſenarmen, ſo daß der Rothe, welcher ſich im Geiſte ſchon eingefangen ſah, in ſeiner Beklemmung nach einem untern, ziemlich niederen Queeraſt ſprang und mit der Schnelligkeit einer Katze den Baum hinaufzuklettern begann. Ambros, welcher es nur der lächerlichen Furchtſamkeit zuſchreiben konnte, daß ein Mann mit einer wohlbeſtellten Flinte vor einem Andern zu laufen im Stande ſey, deſſen Gewehr des Wichtigſten entbehrt, ſah ganz ruhig zu, bis der Rothe ſo weit oben war, daß ihn die reiche Fülle der Blätter gänzlich verdeckte.

Der Jäger war völlig beruhigt, als er ſich vor ſeinem furchtbaren Verfolger durch die nicht unbedeutende Höhe getrennt ſah, und begann, da er ſich einen der bequemſten Aeſte zum Sitzen ausgewählt hatte, neuerdings zu ſchreien und zn ſchelten. Doch, als er eben im beſten Lärmen war und ſich auf ſeinem Aſt ſo weit als möglich hinausgerückt hatte, um vielleicht von irgend Jemand geſehen zu werden, wäre er beinahe vor Schrecken hinunter geſtürzt; denn er ſah plötzlich das ernſte Geſicht ſeines Feindes ſich gegenüber auf dem Baum. Ambros war nämlich, als er das Gekreiſch vernahm, lautlos heraufgeklettert. Er gebot nämlich jetzt dem Rothen zu ſchweigen; als dieſee aber nicht Gehorſam leiſtete, ſondern, als wolle er dem Starken entgehen, noch immer weiter auf dem Aſte hinausrückte und ehrenrührige Worte ausſtieß, faßte ihn Ambros an der Jacke und rief: Weiter kommſt du nicht, Burſche! Bekenne deine Schändlichkeit, oder es ergeht dir ſchlimm! War ich jemals ein Wildſchütze?

Immer, immer! ſchrie der bis zum Platzen erboste Rothkopf.

Da wurde das Antlitz des Ambros dunkelglühend, er faßte den Geſelleu feſter an ſeinen Kleidern, hob ihn von dem Aſte und hielt ihn dann mit ausgeſtrecktem Arme über den tief unten vorbeigleitendeu Fluß frei in die Luft.

Bekenne, das du gelogen haſt! rief Ambros wieder, oder du fliegſt hinab.

Aber ungeachtet des grauſigen Anblickes, verharrte Michael dennoch in ſeinem Trotze und erwiderte in der Ueberzeugung, daß ſich ſein Gegner gewiß nicht ſo weit wagen werde, ihn wirklich fallen zu laſſen, mit vor Wuth bebender Stimme: Hüte dich vor dem Forſtamte, dort werde ich es dir eintränken!

Du? zürnte Ambros und rüttelte den Jägerburſchen in der Luft, daß ihm die Zähne knackten, du mir? Sage noch ein Mal, daß ich ein Wilddieb ſey!

Michael, welcher bei dem unſanften Schütteln die Näthe ſeiner Jacke krachen hörte, biß die Lippen über einander und grollte: Ich habe dich noch nie dabei getroffen!

Und Ambros fuhr fort: Willſt du deine Verläumdund öffentlich eingeſtehen und — abbitten?

Aber Michael ſchloß die Augen und ſchwieg hartnäckig.

Willſt du nicht? rief Ambros zum zweiten Male und ſtürzte den Rothen um, wie man einen Sack umſtürzt.

Ja, ja, ich will es thun! ächzte dee Jäger, der ſich ſchon im Fallen glaubte und kein anderes Rettungsmittel fand.

Das iſt einmal vernünftig von dir, entgegnete der Starke, welcher, als er keinen Widerſtand mehr ſah, ſogleich wieder ſanfter wurde. Er zog darauf ſeine rothlockige Bürde herein und ſetzte ſie auf einen Aſt, an welchem ſich der Jäger wie mit Eiſenklammern feſthielt.

Unſer Geſchäft iſt noch nicht ganz zu Ende, nahm Ambros wieder das Wort, ich weiß wohl, daß du gegen mich klagen könnteſt, wenn ich dich ohne Weiteres wieder von dem Baume herab ließe. Würdeſt du es thun?

Michael zog ein Geſicht, in welchem ſich mehr die Furcht vor der Tiefe, als Reue oder ſonſt etwas anderes ausſprach, und ſagte: Es iſt meine Schuldigkeit.

Wohl dir, du elender Schurke, wenn du auch in andern Dingen ſo gewiſſenhaft wäreſt. Aber wir ſind noch lange nicht fertig, obwohl ich nicht geglaubt hätte, daß ſich die Sache auf dem Gipſel der Waſſerulme abmachen würde. Du haſt jetzt erfahren, mit wem du zu thun haſt; gieb daher aufrichtig Antwort, wenn du g a n z hinabkommen willſt. Wer waren die Leute, die dir im vergangenen Spätjähre an den Hegeblanken den gefüllten Geldbeutel gaben?

Michael zuckte durcheinander, als er dieſe beſtimmte Frage hörte, und er antwortete ſtörriſch: Meine Schuldner.

Das glaube ich, verſetzte Ambros und ſtreckte den Arm wieder nach ihm aus. Aber es giebt verſchiedene Schuldner. So bin ich zum Beiſpiele auch einer der deinigen und zwar einer, der gleich bezahlt, wenn es darauf ankommt. Was für ein Handwerk trieb das Geſindel? Heraus damit!

Schwärzer ſind ſie, Schwärzer! rief der nun doch etwas Eingeſchüchterte, da er die eherne Hand des Gewaltigen wieder an ſeinem Nacken fühlte.

Und du haſt ihnen die Fahrwege des Wildbannes geöffnet? Vielleicht ſelber mitgeſchmuggelt?

Als Michael nun auch das Recht, welches er ſo gerne im Munde führte, nicht mehr auf ſeiner Seite ſah und die letzteren Fragen von einem nicht zu verachtenden Druck der Hand begleitet fühlte, rief er mit der Miene eines Ueberwieſenen: Zum Henker, ja! Ich thal es, weil ich Geld brauchte.

Von deiner ſtädtiſchen Frau Tante, du Elender! ergänzte Ambros, indem er dem Rothen voll Verachtung einen Stoß gab, daß dieſer trotz ſeines furchtbaren Anklammerns beinahe hinabgeſtürzt wäre. Ich habe dein Geſtändniß, und damit du dich ſelbſt überzeugen magſt, wenn du es nicht etwa ohnedies ſchon ſeyn ſollteſt, was du für ein ekelhafter Wicht biſt, ſo ſieh das Gewehr an, vor welchen du liefſt. Er hielt ſeine unbrauchbare Flinte, welche er während des ganzen Vorganges auf der Schultern hangen hatte, vor die Naſe des Böswilligen, deſſen Angeſicht vor Beſchämung und Wuth eine Röthe bekam, gegen die ſeine Haare bleich erſchienen.

Jetzt biu ich ferlig mit dir. Deine Abbitte will ich dir ſchenken, denn ſie würde einem ehrlichen Manne nur Schande machen. Wenn du es aber je wieder wagen ſollteſt, auch nur Ein unwahees Wort über mich oder irgend einen meiner Freunde zu ſagen, ſo weißt du, was dir bevorſteht. Dort iſt das Z o l l a m t und dort die F o r ſt k a n z l e i.

Nach dieſen Worten, welche im höchſten Ernſte und mit durchdringender Kraſt geſprochen wurden, begann Ambros den Baum hinabzuſteigen und ſeinen Rückweg zu betreten, ohne des noch oben Befindlichen weiter zu achten.

Digitized by Google

Der rothe Jäger aber hütete ſich, früher herabzuklettern, als bis der Mann, deſſen Uebermacht er in ſo hohem Grade empfunden hatte, gänzlich aus ſeinem Geſichte entſchwunden war.

Allein er war um nichts gebeſſert. Schon auf halbem Wege von dem verhängnißvollen Baume herunter, begann er auf Rache zu ſinnen, bei welcher ihm die Zeugenloſigkeit des gehabten Vorfalles gut zu Statten kommen ſollte. Als er an dem Fuße des Baumes angekommen war, brachte er grollend ſeine Kleider in Ordnung, las den gefallenen Hut, die abgeworfene Waidtaſche und die Flinte auf, lud die letztere haſtig mit doppelter Ladung und ging dann, noch im Zweifel, ob er Lärm machen oder vor der Hand ſchweigen ſolle, in das Dorf und — auf die Tanzhütte zu.

(Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Dresden, den 22. Juli.

Den 24. bis 26. d. M. iſt in Budiſſin eine Thier-Schau und landſchaftliche Productenausſtellung, ſo wie die Verſammlung der Wandergeſellſchaft ſächſiſcher Landwirthe, Naturforſcher und Aerzte.

In unſerer Nähe ereignete ſich kürzlich auf der Elbe, da wo ſie bald in Sachſen einfließt, ein ſehr trauriger Fall. Von einer Hochzeit kehrten 13 Gäſte in einem Kahne nach dem auf dem andern Ufer gelegenen Orte zurück. Dieſelben mögen in fröhlicher Stimmung Scherz getrieben haben, wobei dem Einem der Hut in's Waſſer fiel; er und mehrere andere griffen nach demſelben und es traten zu viele auf eine Seite des Kahnes, welcher, da die Elbe gegenwärtig ſehr angeſchwollen iſt, Waſſer ſchöpfte und darauf umſchlug; eilf Perſonen fanden in den Wellen ihren Tod.

Braun v. Braunthal verklagte den Verfaſſer des in Magdeburg erſchienenen Kaleidoſcop von Dresden, worin er ſehr verletzt war. Der Erfolg muß genugthuend für ihn ausfallen, das bleibt gewiß, aber man verdenkt es dem Kläger, ſich mit ſolchem Pech zu beſudeln. Das Büchlein fand indeß ſolchen Abgang, daß nach 14 Tagen ſchon eine zweite Auflage davon erſchien, mit neuen hämiſchen und faden Nachträgen vermehrt. Ein hier lebender Geſchäfts-College des Verfaſſers (Sillig), fand ſich von Indignation durchdrungen und ließ ſofort eine Erwiederung jenes Pasquills vom Stapel laufen; aber dazu war er der Mann nicht. Sein Product, in gemeiner Sprache und ſchlecht ſtyliſirt, blieb ohne Wirkung. Man bedauerte, daß nicht eine gewandte Feder den Monſieur Inkermann gezaust hatte. Jetzt ſpricht Niemand mehr von dieſen Seifenblaſen unſerer Tages-Literatur.

Von der Prinzeſſin Amalie wurde vor einigen Tagen ein neues Stück auf die Bühne gebracht: »Regiue«, Luſtſpiel in 5 Acten. Ausgezeichnet kann man es nicht nennen, da es in der bekannten Manier früherer Stücke der Verfaſſerin gehalten iſt, aber man wird es doch gern einmal ſehen. Ob nicht zu wünſchen wäre, daß bis zum Wiedererſcheinen eines neuen Stückes aus derſelben Feder ein ſehr langer Zeitraum verfließen möchte, bleibe Recenſenten zu beſtätigen überlaſſen. — Endlich kann man einmal ſagen, daß unſer Schauſpielhaus im Aeußern nun ganz vollendet iſt. Es wurden nämlich in voriger Woche die Statuen in die bisher noch leeren Niſchen vorne und an den Seiten aufgeſtellt, namentlich Sophokles, Shakespeare, Gluck, Mozart, Moliere, Ariſtophanes, welche alle vom Profeſſor Rietſchel und Bildbauer Häml angefertigt wurden. — Der bekannte Tenoriſt Moriani iſt jetzt hier und erfreut das Publikum in 20 Vorſtellungen mit ſeiner herrlichen Stimme. Es iſt nur Schade, daß ſein Aeußeres ſo wenig mit dieſer im Einklange ſteht; er erhält jedesmal für ſein Auftreten 200 Thaler. Wir ſahen ihn, in der Rolle des Grafen von Sirval in der jüngſten Oper von Donizetti: »Linda von Chamouni,« deren Muſik viel Liebliches darbietet, aber ſehr oft an frühere Compoſitionen des Verfaſſers erinnert. Sie wurde zum erſtenmale auf unſerer Bühne gegeben, weshalb auch die ganze königl. Familie anweſend war. —d—

☆

Paris, 24. Juli.

Die Witternng iſt fortwährend dieſelbe: bisher regnete es gewöhnlich und war nur ſelten ſchön, jetzt iſt es gar nicht ſchön und regnet es immer; welche trübe Zeit! und dazu erſcheint noch, um das Maß unſerer Uebel voll zu machen, der »Stern.« Was für ein Stern? werden die Leſer fragen. Ein wahrer Unglücks-Stern, ein »deutſches Journal,« das hier in Paris unbekannterweiſe herauskommt, von Frankreich noch mehr, als von Deutſchland ignorirt wird, und den wenigen Franzoſen, die deutſch können, einen traurigen Begriff von deutſcher Bildung und Literatur gibt. Der Redacteur, Herr Strahlheim, iſt ein Mann, der ſeine Plattheiten und Gemeinheiten mit unerhörter Suffiſance auskramt; in einem Style ſchreibt, wie die Poſtbüchlein und Tagblättchen. Gleich in der erſten Nummer ſtrich er in drei verſchiedenen Artikeln ſein bei Jackowitz in Leipzig erſcheinendes »Paris, wie es iſt,« heraus, und quält er ſeine wenigen Leſer mit einer alten Geſchichte: »Entführung einer Nonne aus Rom,« eine Geſchichte, die wir ſchon vor ſechs Jahren in Strahlheim's Wundermappe und in den Leipziger Leſefrüchten geleſen haben. Genug von dieſer Miſere, die ohnehin in einigen Wochen wieder ſpurlos verſchwinden wird. — Die Theater brachten dieſe Woche wenig Neues; die Porte St. Martin: „Leonore ou les morts vont vite.“ Die erſten drei Acte dieſes Drama's ſind wörtlich aus Holtei's Leonore abgeſchrieben, und ſo weit gefiel das Stück auch, als aber in den letzten Acten die ſchauerlich ſchöne Handlung der Bürger'ſchen Ballade in ein flaches Poſſenſpiel ausartete, als Wilhelm, der nicht todt iſt, zurückkehrt und der wahnſinnig auf dem Kirchhofe herumwandernden Leonore einen Brief von ſich ſelbſt bringt, worauf ſie ihm die ſublime Antwort gibt: »Die Todten ſchreiben nicht,« als ſie endlich wieder vernünftig wird und der alte Major, Wilhelm's Vater, auf dem Kirchhofe ihre Verbindung ſegnet, brach der Unwille des vernünftigen Theils des Publikums los und gellende Pfiffe erſchallten. Die ſechszehnjährige Leonore wird von einer fünfzigjährigen Madame Dorval geſpielt. Ein franzöſiſcher Kritiker nennt bei dieſer Gelegenheit Bürger den deutſchen Victor Hugo. Du guter Bürger! dieſe unerwartete Ehre haſt du dir auch nicht träumen laſſen. Mad. Barbebleue von Lockroy im Vaudeville und Franzesca von Stuart im Gymnaſe gefielen ſehr.

Donizetti iſt vorgeſtern von Wien hier angekommen und beſchäftigt ſich mit der Scenirung ſeiner Opern:

Digitized by Google

Marie v. Rohan und Sebaſtian von Braganza. Die talentvollen Gebrüder Franck, Pianiſt und Violiniſt, haben eine Kunſtreiſe nach Belgien angetreten. Das neue Ballet: »Die Peri« in der großen Oper hat ſehr gefallen; die Cenſur wollte Anfangs den Titel nicht erlauben, um den Journalen der Oppoſitionen nicht Stoff zu Witzeleien zu geben, wie z. B. la péri (Pairie) va mal, la Péri (Pairie) est tombée u. ſ. w.

Ein Herr Lebarbier, der in dieſen Tagen verhaftet wurde, hatte in der Rue d'Arcole eine Credit-Caſſa: la Populaire und eine Banque publique errichtet. Leichtgläubige Perſonen trugen ihr Geld hin, nahmen Aktien auf lockende Verſprechungen und Lebarbier arbeitete mit dem Gelde im Börſenſpiele. Als die Behörde endlich einſchritt, fanden ſie einige 1000 Frrs. in der Kaſſa und für 120,000,000 eigene Aktien. Solche ins Coloſſale gehende Betrügereien ſind nur hier in Paris möglich. Von neuen Büchern ſind in dieſer Woche erſchienen: Derniéres propheties de Mlle Lenormand. Les deux miroirs, contes pour tous, illust. in Lieferungen bei Royer, dann von J. Janin l'Eté à Paris, illust. Lief. bei Curmer. Von dem Nachdrucke ſämmtlicher Werke Jean Pauls in 4 Bänden um 45 Frcs. iſt bei Baudry der 2te Band ausgegeben worden. Goethe et Bettina, traduit de l'Allemand par M. Seb. Albin 2 vol. Compt. des imprim. Patria: La france ancienne et moderne bei Dubochet. Thibaudeau: Histoire des etats generaux et des institutions repraesentatives en france jusqu' à 1789, 2 Bde.

Der Prinzeſſin v. Joinville iſt durch die mütterliche Fürſorge der Königin ein prächtiges Brautgeſchenk bereitet worden; der Brillantſchmuck, die Brüſſeler Spitzen und Blondenkleider, die geſtickten Handſchuhe und Schnupftücher erregen die Bewunderung aller Damen, die zur Betrachtung dieſer Schönheiten zugelaſſen werden. Eine Damen-Uhr von Benoiſt, nicht größer und dicker als ein 2-Francs-Stück, iſt ein Meiſterwerk von Kunſt und Eleganz. Die Verſailler Uhrenfabrik, die von Benoiſt geleitet wird und ihre prächtigen Magazine hier auf dem Boulevard des Italiens Nr. 17. hat, beſchäftigt nur die ausgezeichnetſten Arbeiter und liefert in Hinſicht auf Form, Eleganz, Solidität und Feinheit Uhren, die mit den beſten Genfer wetteifern, in Hinſicht der Billigkeit ſie aber weit übertreffen. Schon in der Ausſtellung von 1839 erhielt dieſe Fabrik eine goldene Medaille; die Prinzen von Coburg, der türkiſche Geſandte machten dort große Einkäufe und kein Fremder verſäumt es hier, dieſe Fabrik zu beſuchen. —p—

Notizen-Blatt.

*(**Landwirthſchaftliches.**) Düſſeldorf, im Juli. (P. C.) Eine ausgezeichnete Rübe, Turnips-Rübe, eben ſo vorzüglich durch ihren Wohlgeſchmack für die Menſchen, als durch ihren Futter-Ertrag, welche den Wohlſtand der engliſchen Landwirthe begründet haben ſoll, wird Seitens des „Rhein. landwirthſchaftl. Vereins" zu verbreiten geſucht. In Folge deſſen leſen wie in der „Düſſeldorfer Zeitung" eine Anzeige des Secretärs der IV. Abtheilung, Dr. Roſchütz, daß jedes Vereinsmitglied ein Loth Turnipsſaamen gratis erhalten ſoll. Bei der Aufmerkſamkeit, welche der Landwirthſchaft jetzt gewidmet wird, dürfte es willkommen ſeyn, wenn wir hier die von dem Grafen von der Recke-Volmerſtein mitgetheilte Behandlung der Rübe folgen laſſen:

Die Turnips, eine außerordentlich groſe Rübe, iſt in Hamburg 21, hier aber nur 10 Pfund ſchwer geworden. Sie wird in 2 rhein. Fuß von einander entfernte Reihen geſäet; man legt den Dünger in Furchen und bedeckt ihn mit Erde, ſo daß die Reihen die Geſtalt behäufelter Kartoffeln haben. In dieſe Reihen wird oben eine kleine Vertiefung gemacht — etwa in der Art, als wenn Erbſen gepflanzt werden ſollen — in welche, wenn man es hat, Knochenmehl geſtreut wird, worauf der Saamen in dieſelbe ſo eingeſtreut wird, daß die Rüben dicht neben einander zu ſtehen kommen. Sind dieſe handhoch herangewachſen, ſo dünnt man ſie aus, ſpäter noch einmal, ſo daß man alle 9 Zoll eine Pflanze ſtehen läßt; die übrigen werden ausgeriſſen und verfüttert. Nachdem nun die Wurzeln der Rüben tief genug in die Erde gedrungen ſind, werden die Reihen niedergezogen und die Knolle der Rüben von der Erde befreit. Letzteres iſt ſehr weſentlich, weil die Turnips ſonſt nicht dick und vollſtändig werden. Die rechte Zeit der Saat iſt Ende Juni oder Anfang Juli; auch als Stoppelrüben liefern ſie einen viel höheren Ertrag, als die gewöhnlichen. Die Saat darf nur kurz vor, während oder nach einem Regen vorgenommen werden, damit die Erdflöhe die Hoffnung nicht vereiteln. —d—

(**Miscelle.**) Schilderung eines Dandy im Innern Braſiliens: Das Haupt ſchmückt ein feiner chileniſcher Hut mit breitem nationalfarbenem (grüngelbem) Bande, das eine Agraffe vorn zuſammenhält. Der breite Kragen ſeines feinen Hemdes zeigt viele künſtliche Stickerei und wird am Halſe durch einen dicken, goldnen Knopf zuſammengehalten. Das buntſeidene Halstuch iſt nachläſſig nach Matroſenart auf der Bruſt in einen Knoten geſchürzt. Jacke und Beinkleid iſt von feinem ſchneeweißem Sommerzeug, und die Hände, welche viele Goldringe zieren, werden faſt ganz von den zierlich gefalteten Manſchetten bedeckt. Auch das Beinkleid hat einen Spitzenbeſatz unten an den Stiefeln. Die letztern ſind von gelber Farbe und maſſive, ſehr künſtlich gearbeitete Sporen fehlen nicht daran. Große, goldene, faſt auf die Schultern herabhängende Ohrenringe und ein groſes brennendrothes Stück Tuch, in deſſen Mitte ſich eine Oeffnung zur Durchlaſſung des Kopfes befindet und das gelegentlich die Stelle eines Mantels vertritt, jetzt aber ſchärpenartig um die Hüfte geſchlagen wird, vollenden den Anzug dieſes braſilianiſchen Stutzers. Auch ſein ſtattliches Maulthier, welches er mit vieler Gewandtheit tummelt, iſt feſtlich geſchmückt und ſoll ſeinem glänzenden Auftreten noch größere Wirkung verleihen. Auf dem Kopfe prangt ein rother Federbuſch und ſein Hals iſt mit einer Schnur ſilberner Schellen verziert. Der Sattel mit dicken, altmodiſchen, ſilbernen Steigbügeln von durchbrochener Arbeit iſt künſtlich gearbeitet, und die hellgrüne Schabracke mit ſilbernen Franzen, goldner Garnitur und Quaſten in die Augen ſtechend genug.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 92. Dinstag, 1. Auguſt 1843.

Der lange Ambros.

(Fortſetzung.)

„Kommt, Muſikanten ſpielt!
Macht Platz da, Platz da!“
Kapulet.

Während dieſe Unteeredung auf der alten Ulme Statt fand, war in dem Gemeindegaſthaus »zum Kohlſtrunk« ſchon Alles in höchſter Thätigkeit. Der Garten, in welchem die Tanzhütte ſtand, gehörte in früheren Zeiten einem reichen Manne, der ſich auf das Land zog, um ganz nach ſeiner Laune zu leben. Er hatte den nur mit Gras und mittelmäßigen Obſtbäumen beſetzten, aber ſehr geräumigen Platz zu einer Art Park im älteeen Style umgeſchaffen und deshalb laubenähnlich gewölbte Alleen, ſchattige Plätzchen und wunderliche Buchsbaumſpatiere geflanzt und an verſchiedenen Stellen Statuen von Sandſtein ſetzen laſſen, welche die vier Jahreszeiten, die Welttheile und hie und da eine Nymphe in den gewundenſten Stellungen und mit den flatterndſten Draperieen vorſtellten.

Als der Falkenwirth ſein Geſchäft aufgab, war der Herr dieſes Gütchens ſchon längſt in die Ewigkeit entſchlaſen, und da der erſtere ſeine ehemalige Wirthswohnung noch immer beibehielt, ſah ſich der neu anſiedelnde Gaſtgeber genöthigt, das von den Erben des reichen Mannes vernachläſſigte Landhaus der guten Keller wegen an ſich zu kaufen u. eine andere Schenke zu eröffnen, welche dann unter dem Schilde »zum Kohlſtrunk« ſo fleißig als der ehemalige »Falke« beſucht wurde. Der Garten, welcher nun ſchon ein Mal dem widerſprechendſten Wechſel anheim gefallen war, wurde abermals abgeändert, aber nur in ſo fern, als es zum Vortheile des Wirthes gereichte. So wurde zum Beiſpiel zwiſchen den Statuen der vier Welttheile eine Kegelbahn errichtet, wodurch denn beſonders Europa und Amerika von der ausſpringenden Kugel zuweilen nicht unbedeutende Püffe an die Schienbeine erhielten; die vier Jahreszeiten wurden, nachdem man ihnen Balken auf die hochfriſirten Köpfe genagelt hatte, zu Strebepfeilern eines Caffahäuschens verwendet; zwiſchen den ſchmachtenden Nymphen wurde eine Schaukel gebaut, und mitten auf dem einſt ſorgſam gepflegten und mit den wunderlichen Buchsbaumſpatieren umgebenen Wieſenplane das Gerüſte einer gedeckten Tanzhütte aufgeſchlagen, ſo daß der ganze Garten zu einem wahrhaften Zwitterdinge wurde.

Für den heutigen Tag waren aber noch beſondere Anſtalten getroffen worden. Die Kegelbahn wurde neu eingeäſchert und beſandet, die ſchadhaften Stellen der einſt roth angeſtrichenen Schaukel mit blanken Holzſpänen gebeſſert und die durch den Regen geſchwärzten Figuren mit dem weißeſten Kalk übertüncht, ſo daß ſie beſonders zur Nachtzeit, wie unerlöſte Geſpenſter ausſahen.

Auf die Tanzhütte wurde natürlich der größte Fleiß angewendet. Man hatte junge Tannen gefällt und ſie rings um die Hütte gepflanzt, Reiſer, von denſelben Bäumen, phantaſtiſch mit Schilf untermengt, wurden um die Pfeiler des ländlichen Saales gewunden und an die innere Seite der Dachung gebracht, wo man ſie mit farbigen Bändern befeſtigte. Zwiſchen den grünenden Streben ſchaukelten aus Rauſchgold und gefärbtem Papiere gegliederte Ketten und von dem mit Schilf umkränzten Mittelpfeiler waren mächtige, aus Feldblumen gewundene Guirlanden nach den äußeren Stützen der Hütte gezogen. Der erhöhte Platz für die Muſikbande wurde mit den alten Tapeten geziert und rings um die Hütte ſtanden mehre Reihen Tiſche

Die Geſellſchaft wurde ſehr zahlreich; da es uns aber zu weit führen würde, alle die merkwürdigen Geſtalten und Trachten zu ſchildeen, wollen wir lieber an die Tafel treten, welche Max, den Mehlſcheider und Oberaufſeher in Valentins Mühle, ein munterer und lebensluſtiger Burſche, nach den Andeutungen ſeines Herrn für ſich, ſeine Kameraden und Freunde eingerichtet hatte. Er ließ drei Tiſche an einander ſtoßen und vorläufig mit Bier und kalter Küche beſetzen, erlaubte aber Keinem der zu ihm Gehörigen ſich an dem oberen Rande des Müllertiſches niederzulaſſen, da dieſer als Ehrenplatz aufgehoben werden müſſe. Auch geſtattete er es Keinem, ſich zu entfernen, bevor der Herr erſchienen ſey, da ihm Valentin in der Stille den Befehl ertheilt hatte, ihn, ſobald er nicht allein, ſondern mit noch Jemand käme, durch ein lautes Lebehoch zu empfangen.

Die Burſche, ungefähr zwanzig an der Zahl waren ungemein guter Dinge und nahmen es ihrem Scheider eben nicht in übel, daß er ſie an dem Tiſche feſt hielt, denn ſie erhielten hiedurch die beſte Gelegenheit ſich mit dem ſchäumenden Unterzeug und dem Inhalt der Schüſſeln vertraut zu machen. Als aber der erſte Anlauf vorüber war, und Valentin noch nicht erſchien, rief Einer den rechts neben dem Ehrenpoſten ſitzenden Max und bat ihn, er möge indeſſen eine von ſeinen Schnurren zum Beſten geben, welcher Bitte der ſinnige Max um ſo bereitwilliger Folge leiſtete, als er dadurch den allenfallſigen Fragen oder Vermuthungen über ſeinen Meiſter und deſſen Verhältniß mit Agnes vorbauen konnte: Er entgegnete: Was ſoll ich Euch aber vorſagen, das Ihr nicht ohnedies ſchon kenntet?

Sage das Sprüchlein vom diebiſchen Meiſter, das iſt ein Hauptſpaß für uns, und du kannſt die Thierſtimmen gar ſo prächtig nachahmen, rief einer der Aelteren.

Digitized by Google

Ja, ja, das mußt du herſagen! ſchrieen Alle, und Max begann folgenden, im Volke lebenden, aber nur wenig bekannten Spruch, bei deſſen Vortrag das von den Geſellen oben angedeutete Nachahmen der Thierſtimmen zwar eine Hauptſache iſt, den wir aber dem freundlichen Leſer, welcher ſich die größer gedruckten Stellen leicht in dem Tone dee betreffenden Naturlaute denken kann, ſeiner Originalität wegen nicht vorenthalten wollen:

„Der Müller liegt als wie ein Graf
Um acht Uhr noch im feſten Schlaf.
Die Hausthier' wiſſen, wie er's macht,
Daß er's zu ſo viel Geld gebracht.
Der Hahn kräht ſchon im Morgenlicht
Statt Kikriki: „Stehl'n wir heut nicht?"
Die Taube girrt ſtatt Gurugu
Mit langem Hals: „Schaut nur dazu!"
Drauf bellt der Hund im Hüttenſtroh
Voll Freßbegier ſein: „Wo, wo, wo?"
Die Kuh gibt Antwort mit Gebrüll:
„Wo anders denn als in der Müh t!"
Den Mullner macht das Schreien wach;
Er ſteigt um nachzuſeh'n aufs Dach;
Da ſitzt ein Spatz im Weizenſieb
Und pfeift und zwitſchert: „Dieb, Dieb, Dieb!"
Nun ruft der Müller, voll Verdruß,
Daß er ſo etwas hören muß:
„Wer iſt ein Dieb, ihr Poltergeiſter?"
Da klappern die Räder: „Der Mullner, der Meiſter,
Der Mullner, der Meiſter!"
Jetzt ſchreit der Herr entſetzlich wild:
„Bin ich's alleinig, der da ſtiehlt?"
Da macht die Katz', vor Alter grau,
Den Buckel hoch und miaut: „Auch d'Frau."
Nun rennt der Müllner im größten Lauf —
Giebt aber 's Kornſtehl'n doch nicht auf."

Ein allgemeines Gelächter beſchloß dieſen luſtigen Vortrag. Der Eine miaute, der Andere krahte und ein Dritter fand ein beſonderes Vergnugen daran, ſich das durch ein oftmaliges und immer ſchnelleres Wiederholen der Worte: »Der Mullner, der Meiſter« dargeſtellte Mühlenklappern ſo lange vorzutragen, bis ihm der Athem ausblieb. Als aber Alle eben im größten Eifer waren und durcheinander muthen, pfiffen und bellten, erhob ſich Max, riß ſein grünes Käppchen herab, ſtreckte ſeine Rechte mit einem vollem Glaſe in die Hohe und rief, ſo laut er konnte:

Hoch! und zum erſten Male hoch! Kameraden, der Meiſter kommt!

Alle, die am Tiſche waren, rafften ſich im Nu empor und riefen vereint mit Max:

Hoch! Und zum zweiten Male hoch! Hoch! Meiſter Valentin! Und zum dritten Male hoch!

Alle Gegenwartigen erſtaunten über dieſen lebendigen und unverhofften Zuruf, und die Muſikbande fiel, ohne vor den Tannen und Schilfgebüſchen ſehen zu können, wem dieſe Ehrenbezeigung eigentlich gelte, unwillkubrlich mit einem lärmenden Tuſch in das dargebrachte Lebehoch.

(Fortſetzung folgt.)

Franzöſiſche Sittenſchilderungen.

(Fortſetzung.)

Die Invaſion dieſes rohen Geſchmacks iſt beſonders merklich, wenn man in einem Salon das Benehmen eines jungern Franzoſen, mit dem eines in den Mittel-Jahren oder eines ältern Mannes vergleicht. Der ältere Franzoſe faſt aus allen Ständen, ſelbſt die, welche aufs heftigſte der Republik angehangen, die blutigen Ruinen der Anarchie geſehen, der Revolutionär, wie der Royaliſt, werden eine gewiſſe Anmuth der Sitte zeigen. Kein Mitglied einer andern Nation iſt liebenswurdiger im Umgang als ein alter erfahrener Franzoſe; ſeine Unterhaltung iſt Zeitgeſchichte, auf eine gefällige Weiſe mit ruhigen Betrachtungen durchflochten. Er hat viel gelebt, viel gelitten; der ſeiner Nation eigene ſcharfe Verſtand macht ihn zu einer Zierde der Geſelligkeit. Er wird mit ſeinen Anſichten nie verletzen, er wird ſie mit Rückſicht äußern und ſelbſt ſeinen Gegnern intereſſant ſeyn; ſeine Manieren ſind eine Durchbildung der Welt- und Menſchenkenntniß; ſeine Höflichkeit iſt ihm zur Natur geworden, ſeine Toleranz das Bedürfniß einer humanen Seele. Es liegt ihm daran, immee verbindlich und liebenswürdig zu erſcheinen. Der Franzoſe aus den mittleren Jahren hat etwas aus der Napoleoniſchen Epoche, ein gewiſſes Selbſtgefühl in ſich übergetragen, das weniger verbindlich, aber doch nicht abſtoßend und provocirend iſt, wobei oft weniger das Wiſſen, als die feinere Erziehung fehlt.

Die ruſſiſche Jugend iſt wißbegierig, aber oft bloß gefirnißt, die Englander treiben Oſtentation mit dem, was ſie geſehen, der deutſche theilt ſich wenig mit, faßt aber gerecht auf, der junge Franzoſe urtheilt zu raſch ab. Der jüngere Franzoſe iſt oft in einem Fachwiſſen gründlicher als der ältere Franzoſe; die Erziehung iſt gegen früher in einzelnen Zweigen weit vorgeſchritten: die Jugend hat mehr gelernt, als gekämpft, aber ſie mag ſich nicht die Muhe geben, andern gefällig erſcheinen zu wollen. Entweder drangt ſie ſich haſtig in den Vordergrund ſelbſt bei Diskuſſionen, denen ſie nicht gewachſen, oder ſie theilt ſich gar nicht mit; entweder iſt ſie abſprechend, wortſchnell, ſchneidend, dictatoriſch, öfter noch ironiſch, von ſich ſelbſt eingenommen und von ihrer Ueberlegenheit überzeugt, oft bitter, ſelten harmoniſch. Dieſe Art und Weiſe macht den geſelligen Umgang und die Erſcheinung der jungen Franzoſen in den Salons, auf Reiſen oder in den Familienzirkeln weniger angenehm. Hat man erſt durch Freundſchaft oder, indem man ihnen imponirt, bei ihnen Effect oder Sympathien erregt, ſo findet man meiſt den innerlichſten Grund gut, die Oberflache allein ſprod, in der Seele meiſt immer Großmuth, Tapferkeit, Ergebenheit neben einer großen Zerriſſenheit einer entſetzlichen Langweile und einer faſt allgemeinen, Unzufriedenheit mit der gegenwartigen Privat- und offentlichen Stellung. Selbſt die Reichſten, Glucklichſten ſind leicht lebensuberdrüſſig, ſuchen ſich zu übertauben, und ſind nur deßhalb vordringend und ſich ſpreizend, weil ſie ſich von andern Berückſichtigung, Bevorrechtung auch äußerlich erzwingen wollen. Rahel Varnhagen ſagt: „Die Geſprache der Vorübergehenden ſind Klagen oder Prahlereien. Alle Menſchen ſtreben nach einem würdigen angemeſſenen Daſeyn. Vieles Prahlen entſteht aus Mangel an Gerechtigkeit; widerführe uns Gerechtigkeit und Anerkennung aller Art, Niemand prahlte; ſo aber füllt jeder Lucken mit Prahlereien aus, und ſchiebt einen wahren Anſpruch von einem Ort, wo er nicht gelten ſollte, auf einen andern." Dieſes ſich um jeden Preis Geltendmachenwollen iſt nirgends in einer erhöhtern Potenz als in Frankreich. Der Theil der Preſſe, welcher den Leidenſchaften zuſpricht, hat der Jugend das Gefühl eingeprägt, Frankreich ſey Europa gegenüber in einer falſchen erniedrigten Stellung, Frankreich müſſe ſeine ſogenannten natürlichen Gränzen verlangen, um

Digitized by Google

groß zu ſeyn. Dies iſt der rothe Faden aller franzöſiſchen Zuſtände. Von dieſen Gedanken und ähnlichen in Bezug auf die innere Politik, wo ſtets Wahrheit und Irrthum wie ein Chaos durcheinander liegen, große Nationalgefühle und Worte der Freiheit, um ſich auf Koſten anderer Nationen zu erheben — von dieſem Grundgedanken, woran die ganze jetzige franzöſiſche Geſellſchaft kränkelt, laufen all die kleinen Nationalvorurtheile aus, die Verſuche der Jugend ſich in die Bruſt zu werfen, der Mißgriff ſich auch in der äußern Haltung ein neues vom Herkömmlichen verſchiedenes Weſen zu ſchaffen.

Zu dieſem traurigen Reſultate haben mehrere Umſtände, politiſche und nichtpolitiſche, beigetragen. Die Erziehung ſteht in Frankreich gegen Deutſchland weſentlich zurück; auf das Aeußerliche wird viel, auf den Grund in den beſten Anſtalten wenig geſehen; oberflächlich Gelehrtes haftet auch nur oberflächlich und bringt nichts Tiefgehendes in Charakter und Sitte zu Stande. Einerſeits iſt die Erziehung der oberſten Stände ſtreng katholiſch; man ſendet entweder die Söhne zu den Jeſuiten in Freiburg, oder die Kinder werden in Penſionen oder den königlichen Collegien untergebracht, mit klaſſiſchen Studien auf Koſten der modernen, mit ſehr oberflächlichem Geſchichts- und geographiſchem Unterricht genährt. Die ſpeciellen Studien der polytechniſchen Schule ſind ausgezeichnet; überall aber iſt in dieſen Anſtalten die religiöſe und moraliſche Grundlage ſo gut wie nicht vorhanden: die Kinder haben Mißtrauen gegen die Geiſtlichkeit, und dieſe iſt ohne Autorität auf die Jugend. Einige der Volksſchulen der Brüder (frères ignorantins) ſind hiervon ausgenommen, wo der Elementar-Unterricht beſſer iſt als in den Mutualſchulen; aber ſobald die Kinder die Schule verlaſſen haben, ſind auch die religiöſen Eindrücke bei der vollſtändigen Indifferenz des Volkes in den meiſten Gegenden oder bei dem reinen Formendienſt in andern gänzlich verwiſcht, und müſſen alſo unfruchtbar werden. Die einen rufen der Jugend Unglauben, heidniſche Philoſophie, Materialismus, proteſtantiſche Forſchung, Rationalismus oder Pantheismus zu; dann erſcheinen andere mit einigen allgemeinen Redensarten der Achtung für die Religion, wieder andere verwerfen jede Forſchung und wollen nur das rein kirchliche Dogma; die Schismatiker verwerfen auch dieſes — wie wäre da auf ein Reſultat bei den Eindrücken der Jugend zu hoffen! Seit dem Geſetz vom 28. Juni 1833 iſt die Zahl der Kinder, welche dem Elementarunterricht in den verſchiedenen Schulen folgen, in Vergleich mit den Ziffern zur Zeit der Reſtauration um ein Bedeutendes geſtiegen. Guizot im Beſitz drr Verwaltung des öffentlichen Unterrichts hat Tüchtiges geleiſtet, ohne eine allgemeine Reform durchführen zu können. In den verſchiedenen Localitäten findet auch dieſes Geſrtz Widerſtand theils von Seite der kathol. Geiſtlichkeit, theils in der Apathie der wechſelnden Verwaltungen; das Geſetz wird aber einſt Früchte tragen, und Guizot ſtets Ehre bringen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Braunkohlenbergbau in Unterfranken.

Die Allg. Zeitung berichtet von der Rhön: Es iſt eine bekannte Erfahrung, daß beim Verſchwinden oder auch nur Schwinden eines den Menſchen zum Bedürfniß gewordenen Urſtoffes unvermerkt Natur und Kunſt Ergänzungsſtoffe zum Vorſchein bringen. So ergänzte, um nur etliche Beiſpiele für viele anzuführen, die Zeit der Theuerung das quantitativ und qualitativ unzulängliche Getreide durch die Kartoffel; in demſelben Maße, in welchem die geringen und mittelmäßigen Weinbergslagen zum nöthigeren und nützlicheren Futterkräuterbau umgearbeitet wurden, ſteigerte ſich die Bierfabrication; ſo endlich trat für das durch Induſtrie im guten und ſchlimmen Sinn des Wortes, durch Uebervölkerung und Ueberforſtung, durch Waldbrände, Raupenfraß, Streurechen u. dgl. bis zu unerſchwinglichen Preiſen geſtiegene Brennholz die Stein- und die Braunkohle auf. Schon vor hundert und mehr Jahren wurde in verſchiedenen Theilen Europa's Klage über Holzmangel laut. Das wachſende Uebel machte erſt einzelne Gewerbe und Fabriken geringern Betriebs ſtillſtehen und eingehen, und gelangte hierauf zu ſolcher Höhe, daß es nun von vielen tauſend achtbaren und arbeitſamen Gliedern der europäiſchen Familie als vorzüglichſter Grund zur Auswanderung in ferne Länder angegeben wird. Männer, die ſich mit Nachdenken über das materielle Wohl und Wehe ihres Volkes beſchäftigen, erkannten gegen den Holzmangel keine andere Abhilfe als verbeſſerte Forſtwirthſchaft und Auſſuchung foſſilen Brennmaterials. Das erſtere Mittel leiſtet bereits an vielen Orten durch die theoretiſch und praktiſch vervollkommnete Waldgärtnerei beſonders in Bezug auf Bau- und Nutzholz das Möglichſte; das zweite, das Surrogat des nicht minder unentbehrlichen Brennholzes, erfreut ſich noch nicht allenthalben der gebührenden Würdigung. In jenen Staaten, wo die Regierungen den Bergbau Treibenden keine beengenden Schranken hinſichtlich der Grubenfelder ſetzen, wohl auch noch werkthätig über den Unternehmungen ihren ſchützenden Schild halten, iſt der Bergbau auf Steinkohlen und Braunkohlen raſch emporgeblüht, und hat erſichtliche Früchte zur Staatswohlfahrt beigetragen. Weltgeſchichtlich und weltbekannt ward die Bedeutung und Leiſtung des foſſilen Brennmaterials im brittiſchen Reiche und in Nordamerika; Frankreich aber, welches den Kohlenbau erſt im 18. Jahrhundert begann, vorher den wenigen Bedarf aus England und Belgien beziehend, liefert in dieſem Felde folgende Ziffern: Noch im Jahr 1787 betrug der Verbrauch der Steinkohlen kaum vier Millionen metriſche Centner (der Quintal 103 3/4 Pfund preußiſchen Gewichts), wovon mehr als die Hälfte vom Ausland kam. Dagegen zeigt das Jahr 1839 einen Verbrauch von nahebei 42 Millionen obigen Gewichts, darunter 29 Millionen Centner Steinkohlen und 2 Millionen Centner Braunkohlen (mit einem Geldwerth am Urſprungsort von 29 Millionen Franken), die in Frankreich ſelbſt gewonnen wurden, alſo daß, wenn man den Brennholzverbrauch dieſes Landes zu 45 Mill. Stères rechnet (der Stère drei Zehntel preußiſches Klafter und ungefähr gleichhaltig mit 180 Kilogrammes oder 1 4/5 Quintal Steinkohlen) dermalen daſelbſt mehr als ein Drittel aller für häuslichen Bedarf und Induſtriezweige erforderlichen Wärme durch jene ſegensreiche Foſſilien gegeben wird. Deutſchland, von Alters her das Land der Wälder, ſah aus dieſem Grunde das unterirdiſche Brennmateriale noch ſpäter als Frankreich in Anwendung kommen. Doch mit verdoppeltem Schritte holt ſich da, wo man über dieſen Gegenſtand klar geworden, das Verſäumte nach. Auch hier möge die aus amtlicher Quelle geſchöpfte Ziffer ſprechen. In den virr Oberbergamtsdiſtrikten der preußiſchen Monarchie wurden

Digitized by Google

1835 an Braunkohlen 4,806,464 Tonnen (die Tonne zu 7 1/9 preuß. Kubikfuß) und 1839 6,494,124 Tonnen zu Tage gefördert und die im erſtgenannten Jahre gewonnenen 17 Millionen Tonnen Steinkohlen ſtiegen 1839 auf 24 Millionen. Das Churfürſtenthum Heſſen gewann in ſeinen 22 Gruben 1837 310,325, im nächſten Jahre 455,587, im übernächſten 464,208 Maß Braunkohlen und damit 81,035, dann 110,548 und 134,795 Rthlr. Werth am Urſprungsort. Wie mit der Ausbeute der Erzeugniſſe der induſtrielle Aufſchwung Hand in Hand geht, beweiſt unter mehrerem die Thatſache, daß vor 80 Jahren die Provinz Schleſien nur zwei Eiſenhämmer und dieſe in bedauerlichem Zuſtande beſaß, jetzt aber deren zu Hunderten zählt. Erſt vor zwei Jahren ermächtigte die preußiſche Regierung wieder eine Actiengeſellſchaft zu Schurfverſuchen in der Mark Brandenburg und im Großherzogthum Poſen, welche bereits an ſechs Stellen beider Länder mächtiger Braunkohlenlager findig ward. Gleiche Rührigkeit im Aufſuchen des unentbehrlich gewordenen Materials zeigt ſich an andern Orten. Es iſt aber auch nirgends in Preußen die Rede davon, den Unternehmern ein Revier vor- und zuzumeſſen, ſondern dieſelben bauen unbeſchränkt jedes für ſich beſtehende und im Zuſammenhange befindliche Flötz ab. Wenn man im bayeriſchen Franken nach dem Ausſpruch Sachverſtändiger nicht rechnen darf, Steinkohlen in größerer Quantität zu finden, kann doch mit Verläſſigkeit ein in dieſem Lande vorhandener Vorrath von Braunkohlen angenommen werden, der mit Hinzurechnung des gleichfalls reichlichen Torfs bis zur völligen Wiedergeburt der Forſten und weiter hinaus alle ſchädlichen Folgen des Brennholzmangels niederſchlägt. Dieſe Ueberzeugung, genährt durch öfteres Befahren benachbarter Bergwerke, durch die Aufmunterung tüchtiger Bergbeamten, durch die täglich höheren Holzpreiſe, bewog vor fünf Jahren zwei Würzburger Bürger unter Leitung churheſſiſcher Bergofficiere in mehreren Gegenden Unterfrankens Schürfverſuche anzuſtellen, und nachdem der Umkreis von Würzburg auf ungefähr zehn Stunden für ſtein- und braunkohlenlos erkannt worden, ſich in das heimathliche Gebirg zu wenden. Eine halbe Stunde nördlich von der Rhönſtadt Biſchofsheim liegt der Bauersberg. Schon vor achtzig Jahren hatte auf deſſen theils waldiger, theils baſaltüberſchütteter Südſeite eine Geſellſchaft auf Eiſenſteine geſchürft, anſtatt derſelben aber Braunkohlen gefunden. Der niedere Preis des damals noch an dee Rhön überflüſſigen Brennholzes ließ den Fund unbeachtet. Als nun auch hierher der Eingangs berührte Mangel kam und die bayeriſche Regierung unter Verheißung von Prämien zum Aufſuchen brennbarer Foſſilien öffentlich ermunterte, ſchürften Landleute aus dem Kiſſinger Amts-Bezirk auf der ihnen durch den Ruf bekannten Stätte, wurden fündig und vom Bergamt mit einer Fundgrube belohnt. Dieſelben gruben ein regelloſes Loch in die Erde, entblößten bei einem Tagabraum von ſechs Fuß ein beträchtliches Kohlenflötz und gewannen in kurzer Zeit einen ziemlichen Haufen guter Braunkohlen. Wie ſie aber ihren Vorrath zu verwerthen ſuchten, fanden ſie aus Angabe des bituminöſen Geruchs (die reinigenden Feuerapparate waren da noch unbekannt), mehr jedoch wegen vorherrſchenden Vorurtheils gegen die Neuheit, nirgends Abnahme. Darüber mißmuthig, nachhaltiger Geldmangel und Kenntniſſe im Bergbaubar, verließen ſie im Sommer 1838 Grube und Kohlen, welche nun nebſt anſtoßenden 100 Feldmaßen von der Gewerkſchaft „Hager und Arnold*)“ gewonnen ward. Unverdroſſener Eifer und namhafte Geldopfer haben nun ein regelmäßiges, allen techniſchen Anforderungen entſprechendes Bergwerk hergeſtellt. Eine Menge Querſchläge vom Stollen und Schacht aus haben das vorliegende Kohlenflötz ſo weit ausgerichtet, daß jährlich ohne Benachtheiligung des Werks über 100,000 Centner ausgefördert werden können. Die anſtändigen und vorräthigen Kohlen ſind von zweierlei Beſchaffenheit, Braunkohlen, die ſich zu allen Sud- und Heizungsanſtalten eignen, und Glanz-Kohlen, faſt noch beſſer als die Steinkohlen zur Schmiede-Feuerung. Das einzige Hinderniß dieſer weitausſehenden patriotiſchen Unternehmung lag bisher noch im Mangel an Abſatz, begründet in deſſen kurzer Bekanntſchaft, in der ſchweren Trennung von der alten, wenn gleich koſtſpieligeren Gewohnheit des Holzfeuerns, in der Furcht vor bituminöſem Geruche, der durch zweckmäßig eingerichtete Oefen, Roſte und Schornſteine aufhört, in dem Vorurtheile und Ankämpfen gegen das Neue überhaupt. Doch tritt dieſer Abſatz bereits ein, da nicht nur der Landrath Unterfrankens, ſondern auch deſſen Regierung ſowie die allerhöchſte Stelle ſelbſt, durch belehrende Ausſchreiben und ſonſtige Unterſtützung die öffentliche Meinung zum öffentlichen Beſten leiten. Die Saline Kiſſingen wird dem Vernehmen nach im nächſten Jahre gleich den berühmten Salinen Württembergs und Badens am Neckar, Jaxt und Kocher mit Foſſil geheizt werden; die Maindampfſchifffahrt dürfte eheſtens ohne Zweifel probhaltige Verſuche anſtellen, und ob für eine in Ausſicht ſtehende fränkiſche Eiſenbahn die fränkiſche Braunkohle tauge, darüber hat bereits das Exempel auf den öſterreichiſchen Eiſenbahnen zum voraus entſchieden. Während ſo die rhöniſche Braunkohle ein nachhaltiger Erwerbszweig der ganzen Landſchaft werden wird, iſt ſie bereits für manchen mittelloſen Rhönbewohner durch den Bergbau ſelbſt, durch die hiemit verbundenen Ziegel- und Kalkbrennereien, durch Ober- und Straßenbau, Fuhrwerk u. ſ. w. eine ausſchließende Nahrungsquelle geworden, welche durch die Herſtellung einer nahen Fahrſtraße in die Saline Kiſſingen, durch Errichtung eine Bouteillen-Fabrik für die jetzt ſo ſehr in Schwung gekommenen fränkiſchen Schaumweine, endlich durch andere unausbleibliche Conſequenzen der Induſtrie noch hundert Händen Brod geben und die Beſorgniß der gänzlichen Verarmung dieſer Gebirgstheile dauernd beſeitigen wird.

Correſpondenz.

Berlin, 28. Juli.

Der Enthuſiasmus unſeres Publikums für Madame Pauline Garcia-Viardot ſteigert ſich täglich immer mehr. Bewährte Muſikmeiſter betrachten dieſelbe als die erſte jetzt lebende Sängerin und ſtellen ſie noch höher, als die Catalani und Sonntag. —h—

*) An Arnolds Statt iſt der Chef des bibliographiſchen Inſtituts in Hildburghauſen, Hr. Meyer, der das Rhöngebirge nach allen Richtungen hin mit großem Koſtenaufwand durchſchürft und bebaut, Mitgewerke geworden.

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 93. Donnerstag, 3. Auguſt 1843.

Der lange Ambros.

(Fortſetzung.)

Valentin führte ſein erſtauntes Mädchen, welches nicht wußte, ob es ſich freuen odee zürnen ſollte, zu dem Ehrenplatze an dem Tiſche, ſetzte ſich ſelbſt neben Agnes und brachte die Geſundheit des Falkenwirthes aus, in welche ſeine Gefährten, da ſie nun ein Mal im Vivatrufen waren, wohlgemuth einſtimmten. Dann eilten die ſchon harrenden Kellner heran und brachten gewaltige Schüſſeln mit Backhühnern und herrlichem Endivienſalat, einen Korb voll hartgeſottener Eier und das Lieblingsgericht der Müllerburſche, ein in Saft zerfließendes, von der köſtlichſten ſemmelgelben Kruſte bedecktes »Jungſchweinenes« mit gedämpftem und doppeltgewärmtem Sauerkraut nebſt großen Platten mit Gugelhupf und andern nationalen Backwerken und füllten die geringen Zwiſchenräume, welche die Schüſſeln auf dem Tiſche frei ließen, mit großen weitbäuchigen Flaſchen des perlendſten Landweines. Max aber, welcher ein ſündiger Burſche war, ſtahl ſich davon und brachte, als kaum ein wenig Ordnung in dieſe ergötzliche Verwirrung gekommen war, einen baumgroßen Blumenſtraus, welchen er für ein allenfallſiges Ereigniß der Art bereit hielt, und reichte ihn der erglühenden Agnes, welche ihn dem eefreuten Valentin in die Hand gab, der ihn nun mitten auf den Tiſch pflanzen ließ, wodurch die Schüſſeln den Gäſten noch näher gerückt wurden, was ihnen aber nichts weniger als Thränen verurſachte. Das ganze Tanzfeſt wae fue jetzt aufgehoben. Faſt alle Anweſenden drängten ſich um die reichbeſetzte Tafel, und Viele ſahen, mit dem ſehnlichſten Wunſche, zur Geſellſchaft zu gehören, auf die Mitglieder derſelben, welche durch den Anblick ſo vieles Koſtlichen zu einer Tapferkeit aufgemuntert wurden, die trotz der früheren Thätigkeit nach ſiebentägigem Hungerleiden nicht ehrenvoller hatte ſeyn können. Nur einige wenige Unzufeiedene zogen ſich ſeitwärts und zuckten die Achſeln. Da aber ihre Zahl zu gering war und ſie von ihren Weibern gänzlich verlaſſen wurden, ſo konnten ſie ſich auch keiner weiteren Berückſichtigung eefreuen.

Valentin, welcher ſah, wie gut man ſein Benehmen aufnahm, ließ noch mehr Wein und Bäckereien herbeiſchaffen und unter die Zunächſtſtehenden vertheilen, welches die gute Stimmung der Anweſenden ſo weit erhöhte, daß er nach wenigen Augenblicken zum Tanzkönig erhoben wurde, und Agnes, welche die Feauen und Mädchen von allen Seiten beglückwünſchten, durchaus keine Zeit hatte, an irgend etwas Unangenehmes zu denken. Endlich, nachdem die vortrefflichen Gerichte wie Schnee vor der Aprilſonne von den mächtigen Schüſſeln verſchwunden waren, trat der mit einem ſchwarzen Frack gewickelte Vorgeiger der Muſikbande mit ehrfurchtsvoller Gebärde vor Agnes und erbat ſich, wohl wiſſend, daß es ihm Früchte bringe, die Erlaubniß, ihr einen Ehrentanz aufführen zu dürfen, worüber die Gute aber kein entſcheidendes Urtheil fällen konnte, da alle am Tiſche Sitzenden und die zunächſt Stehenden jubelnd bejahten und mit ihren Mädchen an der Hand eine Gaſſe bildeten, durch welche Valentin und ſein herziges Mädchen gehen mußten, wenn ſie nicht als Sonderlinge daſtehen wollten.

Valentin war durch dieſe allgemeine Theilnahme und Aufmerkſamkeit überraſcht; es war wohl ſein Wille, Aufſehen zu erregen, aber nur in ſo ferne, als es mit der muthmaßlichen Meinung ſeines wortkargen Freundes überinſtimmen konnte, und es kam ihm durchaus nicht in den Sinn, daß er durch die Einladung ſeiner Burſche und durch die Bewirthung, welche nach der einfachen Gewohnheit ſeiner Gäſte durchaus nicht beſſer und beglückender hätte ausfallen können, eine ſo allgemeine Begeiſterung fur ſich hervorrufen werde. Jetzt blieb ihm nichts mehr übrig, als mit dem Strome zu ſchwimmen und ſich in das, was noch kommen werde, willig zu fügen. Nur über eines konnte er nicht klar werden, und zwar über die Frage, wie er ſeine geliebte Agnes auf eine ſchickliche und nicht ſtörende Weiſe nach Hauſe bringen möge; als ihn aber das bangende und doch ſelige Kind, welches bisher noch keine Gelegenheit hatte, ein Wort mit ihm zu ſprechen, während des Tanzes daran ermahnte, daß die verſprochene Stunde vorüber ſey, beſchloß er, ſeinen flinken Max zu Rathe zu ziehen und ihm die Anſtalten zum Nachhauſeführen zu überlaſſen. Der Scheider fühlte ſich nicht wenig geehrt, der Braut ſeines Herrn— denn als ſolche wurde Agnes allgemein betrachtet, obwohl man wußte, daß Valentin mit ihrem Vater nicht mehr auf dem beſten Fuße ſtand, — einen ſtattlichen Heimzug veranſtalten zu dürfen, und verſchwand im Augenblicke unter der Menge, indem er zugleich zu verbreiten wußte, daß Agnes als ein ſittſames Mädchen in der Abweſenheit ihres Vaters mit Sonnenuntergang zu Hauſe ſeyn wolle, wodurch denn das gute Kind in Aller Augen noch höhee geſtellt wurde, und man Valentin beſchwor, daß er nur gewiß wieder zu dem Feſte zurückkehren ſollte, was er denn auch freudig verſprach.

Indeſſen wae der Zug ſchon bereit. Voraus gingen mehre Knaben mit angezündeten Keezen und grünen Zweigen in den Händen, welche fortwährend Lebehoch riefen; dann kam die Muſikbande, in deren Mitte dee Violon von zwei bereitwilligen Burſchen getragen wurde; auf dieſe folgte Max mit dem Blumenſtrauß, den ee auf eine hohe Stange geſteckt hatte, und hinter ihm Valentin und Agnes, Hand in Hand, welchen die Müllerburſche folgten, die ihre Sacktucher um die Hälſe der gefüllten Flaſchen geknüpft hatten und dieſe jubelnd im

Digitized by Google

Kreiſe ſchwangen. Die Muſikbande ſpielte einen Marſch, und ſo ging es nach dem Hauſe des Falkenwirthes, wo Valentin unter Trompetengeſchmetter und allgemeinem Hurrah von ſeinem Liebchen Abſchied nahm und den Rückweg antrat, bei welchem man dieſelbe Ordnung wie bei dem Hergange beibehielt.

(Fortſetzung folgt.)

Franzöſiſche Sittenſchilderungen.

(Fortſetzung.)

Ueber die Verwilderung der Medicin- und Rechts-Schulen in Paris, über die Demoraliſation unter den dortigen jungen Leuten, welche eine ſtets wechſelnde wilde Ehe für erlaubt halten, aller Ausſchweiſung der Hauptſtadt überlaſſen, nur in der kleinſten Minorität wirklich ſtudiren, ihre Geſundheit zu Grunde richten, in ihrer Mitte mehr Krankheiten und Sterblichkeitsfälle zählen, als eine dreifach größere Menge von Handwerkern — kurz über die beiſpielloſe Ausſchweifung der jungen Studenten haben ſich ſelbſt republikaniſche Organe, wie der National, ernſt und warnend vernehmen laſſen, während die Hoſpitalregiſter über die Bacchanalien der Jugend im lateiniſchen Viertel und die Folgen dieſer ton- und chic-(comment) gewordenen Liederlichkeit die traurigſten Thatſachen liefern können. Auch dieſe Verwilderung erklärt ſich leicht. Die Jugend iſt mit politiſchen Ideen überſättigt, die Revolutionserinnerungen, der napoleoniſche Ruhm haben die jungen Köpfe erhitzt, die Julius-Revolution hat alle dieſe Saiten wieder angeſpannt, und das Gouvernement ſie ſodann beinahe gewaltſam ohne allmählige Beſchwichtigung zu erdrücken geſucht. Da die Zeit nichts Hohes bietet, das Gemüth müßig und die Verführung groß iſt, haben ſich die jungen Leute einer wahren Wuth von Cynismus in die Arme geworfen; ſie ſuchen Betäubung, da ſie keinen moraliſchen Halt in ſich fühlen.

Von Moraliſten und Philanthropen, von Geſchicht-Schreibern der Revolution und ſyſtematiſchen Feinden der Monarchie iſt mit allen Zeichen der Entrüſtung über die Sittenloſigkeit der höhern Geſellſchaft unter Ludwig XIV., dem Regenten und Ludwig XV., über den Hirſchgarten und die Maitreſſenwirthſchaft geeifert worden; warum erheben ſich dieſe privilegirten Freunde und Vertheidiger des Volkes, die aber oft nur deſſen Schmeichler ſind, nicht gegen die rohe Sinnlichkeit der ihren Principien anhängenden Jugend, welche die Maitreſſenwirthſchaft en miniature in allen Studentenzimmern nachahmt, die Griſetten gegenſeitig austauſcht, die Ausſchweifung offen zu Schau trägt, ſie bis zur Brutalität treibt, und alſo im Volk jene Zügelloſigkeit und Liederlichkeit verbreitet, die man früher mit Recht den privilegirten Claſſen beſonders vorwarf? Wäre ſie jetzt das Privilegium aller Claſſen geworden? Wurde die üppige Moral des alten franzöſiſchen Hofes nur deßhalb angegriffen, weil ſie die Moral von Hof, Geiſtlichkeit und Adel war? Sind jene Schriftſteller, welche über die Verderbtheit der officiellen Nation auch heutiges Tages mit Recht klagen, nicht des Verraths an der Zukunft der Geſellſchaft ſchuldig, wenn ſie ſolche Sitten der Jugend nicht brandmarken und deren offenes Zuſchautragen nicht züchtigen, weil ſie etwa fürchten, eine Partei zu beleidigen, einige Recruten für Revolutionen zu verlieren? Was für Recruten gibt aber eine erſchlaffte und durch einen übertriebenen Genuß lebensüberdrüſſige Jugend? Warum verſtummen die Geſetzgeber, wo alle Familien klagen und ihre Opfer zählen? Das Leben und Treiben der Pariſer Studenten, vor allen der Medicin- und der Rechtsſchüler, bietet ſo ekelerregende Seiten dar, daß ich das Gemälde nicht vollenden will. Eine Reaction gegen dieſen Unfug wird aber früh oder ſpät eintreten, da die Fragen ſchon oft aufgeſtellt wurden, ob die franzöſiſche Hauptſtadt zur Erziehung der Jugend geeignet und nicht ein Provincialort vorzuziehen ſey?

So wie die Studenten ſich auf öffentlichen Bällen, in ihren Lieblingsorten, austoben, ſo machen es ihnen die obern Handwerksklaſſen — die Schriftſetzer, Lithographen, Drucker, Mechaniker und Juweliere — allmählig nach. Noch iſt dieſe Klaſſe der Bevölkerung bei weitem weniger zügellos und verdorben, weil ſie theils unter der Aufſicht der Meiſter, die wenigſtens einige Autorität üben, theils unter der Aufſicht der Familien und Verwandten ſteht. Der Handwerker hat mehr ein beſtimmtes Verhältniß zu dem weiblichen Geſchlecht; der Pariſer Student wechſelt, überläßt oder übernimmt ſeine Dirne wie ein Möbel, gegen Tauſch, nach der Laune des Augenblicks. Selbſt die nachſichtigſte Moral, ſelbſt die wohlwollendſten Entſchuldigungen, welche die Leidenſchaften der Jugend aus Erfahrung kennen, erſchrecken, wenn ihnen das Schauſpiel der Verwilderung unter den Studenten in Paris in ſeinem ganzen Schmutz mit den widrigen Orgien, mit den elenden Geſchöpfen und den oft gräßlichen Folgen vorgeführt wird.

Und doch zieht aus dieſen jungen Leuten der Staat dereinſt ſeine erſten Beamten und Magiſtrate, und dieſe Advokaten, die in der repräſentativen Verfaſſung ſo mächtig durch die Sprache einwirken, dieſe Aerzte, denen oft die Familienruhe anvertraut iſt, dieſe Sachwalter und Richter, die uns einſt vertheidigen oder mit Gewiſſenhaftigkeit das Geſetz verwalten ſollen, wälzen ſich in allem Koth der Unſittlichkeit mit einer Art von Selbſtgefälligkeit umher, ſuchen ihren Verwandten durch jede Art von Täuſchung Geldmittel zur Befriedigung ihrer unſaubern Begierden abzudrängen, nehmen ſogar oft die galanten Gaben älterer Damen als Hülfsmittel an, waden ſtets in der niedrigſten Geſellſchaft, fürchten ſich in geſitteten Kreiſen zu erſcheinen, weil ſie dort ihre Rohheit zügeln müſſen, gewöhnen ſich in den Kneipen einen Pöbelton an, und müſſen ſpäter, wenn ſie in einen öffentlichen Beruf getreten, eine heuchleriſche Maske vornehmen, um das Decorum in dem neuen Stande zu bewahren und ihre innere Verwahrloſung zu verbergen. So kann nur eine Generation ohne Kraft und Pflichtgefühl, ſo kann nur Durſt nach Geld und Beſitz, beſchönigt mit glänzenden Phraſen der Philantropie und Freiheit entſtehen, ſo verfault eine Nation in den zarteſten Keimen, ſo welken die herrlichſten Naturgaben dahin. Die beſten Denker in der Nation fühlen dieſen Zuſtand recht gut, aber die Regierung — in den höchſten Kreiſen ſtets wechſelnd — kann keine Zeit finden um hier heilend einzugreifen. — Dagegen iſt durch eine ſeltſame Anomalie, welche die ganze Verkehrtheit der jetzigen franzöſiſchen Zuſtände zeigt, eben die Rolle der Moralprediger denen zu Theil geworden, welche ſich am lebhafteſten auf den Umſturz der beſtehenden Ordnung vorbereiten.

In Lyon verſuchten vor 1834 die republikaniſchen Geſellſchaften die Handwerkerklaſſe Moral zu lehren, und in Paris offenbart ſich dieſe Richtung mit jedem Tage mehr, und die Regierung, anſtatt die Initiative nicht bloß partiell,

ſondern allgemein und durchgreifend zu erfaſſen, läßt ſich das Werk aus den Händen nehmen, oder findet dort, wo ſie Verſuche macht, weniger Sympathie als Mißtrauen. So z. B. iſt bemerkt worden, daß manche republicaniſchen Geſellſchaften in der Aufnahme ihrer Mitglieder äußerſt ſtreng ſind, und nicht bloß politiſche, ſondern auch moraliſche Garantien verlangen. Die franzöſiſche Demokratie lernt nämlich mit jedem Tage mehr einſehen, daß ohne Sitten keine Geſellſchaft beſtehen kann. Wenn alſo die Führer oft auch wenig Sitte zeigten, ſo fühlen ſie doch das Bedürfniß für die Menge, und ſuchen geſunde Materialien, um zu bauen. Ein einflußreicher Radicaler ſagte mir einſt: »Wenn wir im republicaniſchen Moniteur den Attentaten gegen die Dynaſtie das Wort reden, und ſelbſt den Verbrechern ſagen, ſie reinigen ſich durch ſolche That, ſo geſchieht das nur in der Abſicht, um uns ſelbſt in dem verdorbenen Theil der Nation Anhänger zu ſchaffen und die Zahl unſerer Werkzeuge zu vermehren. In unſern Geſellſchaften aber wollen wir ſolche Leute nicht, weil dieſe eine reine Pflanzſchule bilden ſollen. Auch halten wir ſtreng auf Reinigung der Sitten. Wer ſich dem Trunk ergibt, ſcheint uns verdächtig, und iſt im Stande uns zu verrathen, weil er ſeiner üblen Leidenſchaften nicht Meiſter iſt. Wer unregelmäßig arbeitet und ſeinen Erwerb verthut, erſcheint uns ebenfalls verdächtig, und wird nicht zugelaſſen oder gewarnt. Unſere Strenge in der Aufnahme darf aber nicht zurückſtoßend wirken gegen die, welche uns auch außer unſerm Kreis nützen können.«

»In Revolutionen darf Niemand abgewieſen, und zur Beſſerung Niemanden die Hoffnung benommen werden. Von unſern Geſellſchaften aber muß das Unreine fern gehalten werden, weil ſie die künftige Staatsgeſellſchaft gründen ſollen. So befand ſich in unſerm Verein ein Mann, der ſeit mehreren Jahren außerehelich mit einem Frauenzimmer lebte, mit ihr mehrere Kinder gezeugt und ſich über die Aufführung derſelben nicht zu beklagen hatte; da er jedoch ſein Geſchäft vergrößern wollte und dazu Geld brauchte, ſo war ihm eine eheliche Verbindung mit einer wohlhabenden Frau vorgeſchlagen worden; daher wollte er ſeine bisherige Gefährtin verlaſſen. Wir ſtellten ihm ſein Unrecht vor. Der Mann war ohne Bildung, von energiſcher Natur und ein ſehr kräftiges Werkzeug unſerer Partei. »Höre,« ſagte man ihm, »du willſt die arme Frau, die jahrelang mit dir gelebt, fortſchicken; wenn ſie aber plötzlich eine Erbſchaft machte, würdeſt du ſie nicht behalten und ferner mit ihr leben? Allerdings, war die Antwort. Du ſiehſt alſo, entgegnete man ihm, daß du des Geldes wegen eine Ungerechtigkeit und ſchlechte Handlung begehen willſt; pack' dich fort aus unſerer Mitte, und laß dich nicht mehr ſehen, denn du biſt kein braver Menſch.«

(Fortſetzung folgt.)

Entdeckung des Labyrinths in Aegypten durch den Prof. Lepſius.

Berlin. Die wichtigſte Entdeckung, welche man der von dem Könige von Preußen unter Leitung des Prof. Lepſius nach Aegypten geſandten Expedition bisher zu verdanken gehabt hat, iſt unſtreitig die Auffindung und genaue Beſchreibung der Reſte des alten Labyrinths. Aus neueren, ſo eben hier angekommenen Briefen des Prof. Lepſius beeilen wir uns, folgende Auszüge mitzutheilen.

Aus den Ruinen des Labyrinths,
20. Juni 1843.

Seit mehreren Wochen bereits haben wir unſer Lager auf den Ruinen des Labyrinths aufgeſchlagen. Ich verſäume nicht, Ihnen mit der morgen nach Cairo, am 27. Juni von Alexandrien abgehenden Brief ſendung die erſte Nachricht von der definitiven Auffindung und Nachweiſung des wahren Labyrinths und der Moeris-Pyramide, die uns in der That wenig genug Mühe gekoſtet hat, mitzutheilen. Es war unmöglich, bei der erſten flüchtigen Beſichtigung daran zu zweifeln, daß wir das Labyrinth vor und unter uns hatten. Während frühere Reiſende von erkennbaren Gebäude-Reſten kaum ſprachen, lagen ſogleich mehrere hundert, in ihren Mauern deutlich zu erkennende Kammern neben und unter einander vor unſeren Augen; und Sie werden einſt ſtaunen, wenn Sie aus dem Spezialplan des Architekten Herrn Erbkam, der ſich dieſer mühſamen Aufnahme mit der größten Geſchicklichkeit und beharrlichem Fleiße unterzieht, ſehen werden, wie viel noch von dieſen merkwürdigen Gebäuden übrig iſt. Die früheren Beſchreibungen, namentlich auch die ſo ins Einzelne gehende von Jomard und Coutelle, ſtimmen nicht mit den wirklichen Lokalitäten, wie wir ſie an Ort und Stelle wiederfanden, überein; und mein Vertrauen auf die Darſtellung von Perring, dem geſchickten Architekten des Colonel Vyſe, iſt ebenfalls gemindert worden bei der Betrachtung ſeiner Skizze von dieſen Ruinen. Den beſterhaltenen Theil, alles was weſtlich von dem ſchirf durch das Ruinenfeld gelegten Graben Bahr Scherki liegt, hat Herr Perring ganz weggelaſſen, und hat alſo nicht einmal den urſprünglich regelmäßigen Umfang des Ganzen erkannt. Ueberhaupt ſcheint der große Anſtoß für die früheren Reiſen dieſer Kanal geweſen zu ſeyn, den wir doch ſehr leicht auf zwei brückenartig gelegten Stangen überſchritten haben.

Ja dieſes Ueberſchreiten wäre nicht einmal nöthig geweſen, um die, zuweilen 15—20 Fuß hohen Zimmerreſte auf der anderen Seite und viele, allerdings weniger heraustretende Mauern auch auf dieſer Seite, namentlich im Süden, zu ſehen. Ein anderes Aergerniß mag den Reiſenden die faſt durchgängige Bauart in ſchwarzen Nil-Ziegeln geweſen ſeyn, weil ſie nicht wußten, — was uns von den Pyramiden-Gräberfeldern her ſehr geläufig iſt, — daß zu allen Zeiten viel mit Nilziegeln gebaut und dann mit Steinplatten bekleidet wurde. Dieſe Platten ſind alle weggetragen, ſo daß faſt überall die ſchwarzen Innermauern als unbrauchbar ſtehen blieben. Das Hauptreſultat unſerer Unterſuchung iſt aber die monumentale Sicherſtellung des auf den Säulen und Architravblöcken der Aulen häufig von uns aufgefundenen Namens des wahren Moeris, der ſich das Labyrinth zum Palaſte, die Pyramide zum Grabe baute. Auch hier wird Manethon's Angabe, der ihn in die 12te (die bisherige 17te) Dynaſtie ſetzte, beſtätigt. Ich ſende Ihnen mit dieſem Briefe eine Abhandlung über den Bau der Pyramiden, die ich in Cairo, während der Rekonvaleszenz von einer Erkältung des Hinterkopfes, niederſchrieb, und durch deren Vorlegung ich der Akademie der Wiſſenſchaften ein Lebenszeichen und den Ausdruck meiner Verehrung darbringen möchte. Im Januar habe ich ein Bild von der Pyramide des Cheops und mehrere Zeichnungen von Pyramiden-Gräbern eingeſandt.

Digitized by Google

Zwei Kiſten mit einer ethnographiſchen und zoologiſchen Sammlung vom weißen Fluſſe, und zwei andere, von Clot Bey für das anatomiſche Muſeum beſtimmt, mit Nilfiſchen, ſind über England nach Hamburg abgegangen. Ich habe hier eine kleine Sammlung von Steinen angelegt, die ſich in dem Labyrinthe finden; ſie wird Ihnen, da Sie an der Exiſtenz des eigentlichen (olivinartigen) Baſaltes zweifeln, wegen der ſchwarzen Mineralien intereſſant werden. Ebenſo habe ich Specimina der unzähligen Arten Töpferwaare geſammelt, deren Scherben zu Mauer- und Decken-Ausfüllung der labyrinthiſchen Kammern gebraucht wueden. Dieſelbe Verbindung von Stein-, Ziegel- und Scherbenbau hatten wir ſchon in den Ruinen von Memphis bemerkt, deren Palaſt- und Tempel-Anlagen überhaupt viele intereſſante Vergleichungspunkte mit den hieſigen darbieten, und zum Theil derſelben Zeit angehören. Unſer Plan von den Ruinen von Memphis, wiederum von Erbkam angefertigt, bietet überhaupt zum erſtenmale das Bild von den großartigen Anlagen jener Prachtgebände. Wir leben hier Alle in größter Eintracht, genießen der beſten Geſundheit, und ertragen die verſchiedenen unvermeidlichen Plagen des Aegyptenlandes, von denen wir ſchon manche Proben erlebt haben, mit frohem Muthe und ungeſtörter Laune."

(Schluß folgt.)

Correſpondenz.

Hamburg, 29. Juli.

Die von hier aus, wie es ſcheint nicht aus löblicher Abſicht, verbreiteten Gerüchte, das Eigenthum des Verlags der hier ſeit achtzehn Monaten erſcheinenden Mode-Zeitſchrift »die Jahreszeiten« ſey in andere Hände übergegangen, ſind durchaus ungegründet. Ludwig Lenz hat dieſe, trotz ihres kurzen Beſtehens bereits feſtgegründete und in ihrer Abonnentenzahl ſtark fortſchreitende Zeitſchrift nicht verkauft, ſondern das Redaktionsperſonal durch Clemens Gerke nur vergrößert. Die »Jahreszeiten« können ſich durch ihre Lebensfriſche und pikante Originalität in literäriſcher Hinſicht jeder deutſchen Wochen-Zeitſchrift an die Seite ſtellen und als Modezeitung an die Spitze Aller, da ſie ihre trefflichen Pariſer und Londoner Originalkupfer acht Tage früher bringen, als alle andern Modezeitungen. Dabei läßt ſie an äußerer Eleganz nichts zu wünſchen übrig. Unter ſolchen Umſtänden ſteht nicht zu zweifeln, daß die »Jahreszeiten« bald in allen Gauen Deutſchlands heimiſch ſind. — Auf die von Ludwig Lenz verlegten »humoriſtiſchen Reiſe-Bilder« von Theodor v. Kobbe mache ich Sie aufmerkſam; ſie werden Ihnen reichen Genuß gewähren. —b—

☆

Frankfurt, 31. Juli.

Die Ihnen von Berlin gemachte Mittheilung, Dr. Gutzkow werde ſich dort, in ſeiner Vaterſtadt, niederlaſſen, iſt ungegründet. Er kehrt im nächſten Monat von ſeiner italieniſchen Reiſe hieher zurück und wird ſchon unterwegs die Verdächtigung abzuweiſen wiſſen, die ihm von Züeich aus wegen ſeiner angeblichen Beziehung zu dem Communiſtenchef Weitling gemacht wurde. — Die angebliche Berufung Kaulbachs als Director des Städelſchen Kunſtinſtituts dahier, beruht auch auf einem Irrthum. Es iſt ein ſolcher Ruf an den trefflichen Künſtler ſchon deßhalb nicht ergangen, weil man im Voraus wiſſen konnte, daß er ſeine angenehme Stellung in München nicht aufgeben werde. — Von unſerm Theater wenig Neues. Die neue Prima-Donna Dem. Reuther debutirte als Nachtwandlerin, ſchlug aber nicht recht ein. Sie hat brillante Stimmmittel, die aber erſt noch für die Bühne gefaßt werden müſſen. — Der Baſſiſt Dettmer beginnt in dieſer Woche ein Gaſtſpiel auf unſerer Bühne. Morgen ſehen wir ein neues Luſtſpiel »das Geheimniß« von Kettel, und eine neue Poſſe. Zwei neue Stücke auf einmal, das iſt viel. Ob ſie munden werden?

☆

Berlin, 30. Juli.

Die meiſten Mitglieder des diplomatiſchen Corps, welche ſich vor Kurzem auf Erholungsreiſen begeben hatten, ſind bereits mit ihren Familien nach unſerer Hauptſtadt zurückgekehrt, wodurch in die höhere Geſellſchaft wieder mehr Unterhaltung getreten iſt. — Dem hieſigen engliſchen Geſandten, Grafen v. Weſtmoreland, deſſen Talent als Componiſt große Anerkennung findet, iſt hier geſtern das Diplom als Mitglied der Akademie di Santa Cecilia in Rom überreicht worden. Dieſe Aufnahme geſchah auf Antrag des General-Muſikdirectors Spontini. —bn—

Der Fiſcher.

Eine Fabel nach Reinmar von Zwater.

(Aus der Bodmer'ſchen Sammlung.)

Ein Fiſchee höete einſt in ſeinem Traum:
„Wenn kleine Fiſche du wirſt fangen,
Wirf ſie zurück in Meeres weiten Raum,
Nue große, die in's Netz gegangen,
Sie bringen Reichthum in dein Haus." —
Der Fiſcher gleich dem Traum willfahrt:
Wenn kleine Fiſche er gewahrt',
Warf in die Fluth er ſie hinaus,
Denn nur nach großen war ſein Sinn.
Doch hatt' der Traum mit ihm ſein Spiel,
Wie er es that noch oft und viel,
Es ward der Fiſcher großer Sorgen reich.

*

Und dieſem Fiſcher ſtell ich jeden gleich,
Der das Geringe gar nicht achtet;
Denn Großes wird er niemals ſehen,
Und wie dem Fiſcher wird es ihm ergehen
Der kleine Fiſche ließ und nur nach großen trachtet'!

K. K.

☆

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 94. Sonntag, 6. Auguſt 1843.

Der lange Ambros.

(Fortſetzung.)

„Was für ein Sturm tobt ſo von jener Seite?“
Julia.

Während ſich im »Kohl-trunk« faſt Alles der heiterſten Stimmung erfreute und man eben auf dem Wege zu dem ehemaligen »Falken« war, hatte der rothe Michael ſein Verhör auf der alten Ulme beſtanden und das Dorf bereits erreicht, als er mit Erſtaunen bemerkte, daß die Muſik, ſtatt deutlicher zu werden, ſich immer mehr zu entfernen ſchien. Ohne Gränzen war aber ſeine Verwunderung, als er, in den Gaſthausgarten tretend, denſelben faſt ganz geleert fand. Er eilte daher, ohne ſeinen erſtgehabten Vorfall weiter im Auge zu haben, zu der Gruppe der zurückgebliebenen Mißvergnügten und ließ ſich erzählen, was ſich ereignet hatte. Kaum hatte er aber nur das Allgemeinſte vernommen, als er, vor Zorn ſeiner nicht mehr mächtig, wieder forteilte, um den Falkenwirth von Allem zu unterrichten. Eben wollte er zu dem Thore des Gaſthofes hinausſtürzen, als der Feſtzug wieder zurück kam, wodurch ihm denn nichts übrig blieb, um nicht geſehen zu werden, als ſich hinter die bekannte Caſſahütte aus den vier Jahreszeiten zu flüchten. Der Zug rauſchte vorüber, und nach wenigen Augenblicken ſtand er vor der Thüre des Falkenwirthes, welcher Letztere ſo eben von ſeinem Wägelchen abgeſtiegen war und, voll Verwunderung über den ungewöhnlichen Tumult in dem Dorfe, ſeinem Kutſcher zuſchrie, er ſolle doch nachſehen, was es denn eigentlich gebe.

Das kann ich Euch am beſten ſagen, rief ihm Michael entgegen, hört nur!

Und nun begann der tückiſche Rothe die Vorgänge des Tages mit einer ſolchen Haſt und mit ſolcher Uebertreibung darzuſtellen, daß der Alte ſchon nach den erſten Sätzen in Feuer und Flammen war und ſogleich hinauf gehen wollte, um ſeiner Tochter den Text zu leſen; als er immer mehr und mehr von den Ereigniſſen des Feſtes vernahm, entſchloß er ſich, augenblicklich in den »Kohlſtrunk« zu gehen, um das vor allen Leuten Geſchehene auch vor allen Leuten zurecht zu bringen. Da der ziſchelnde Rothe aber meinte, daß es beſſer ſey, ſich vorerſt einiger tüchtigen Arme zu verſichern, indem Valentin ſeine Geſellen und deren Kameraden bei ſich habe, ſo machten ſie noch einen Umweg durch die Ortſchaft und warben alle die Kerle, welche den Tanzboden wegen Geldmangels nicht beſuchen konnten, und denen daher die Ausſicht auf ein Glas Bier und ein gutes Abendbrot äußerſt willkommen war, für ihren eben nicht ganz lobenswerthen Zweck.

Michael ſchmunzelte vor Schadenfreude, als er eine Schaar von achtzehn ſolcher Bengel in ſeinem Gefolge ſah, und ſagte zum Wirthe, er möge ihnen befehlen, einzeln vorauszugehen und ſich an einen der großen Tiſche in der Bretterhütte zuſammenzuſetzen, damit ihr Erſcheinen kein Aufſehen errege und ſie doch Alle zugleich bei der Hand ſeyn könnten. Der Falkenwirth, welcher das Zweckmäßige dieſes Vorſchlages einſah, ſetzte ihn auch ſogleich ins Werk.

Aber nicht nur der Falkenwirth und ſeine Begleitung, ſondern auch die Honoratioren und ihre Angehörigen gingen nach der Tanzhütte, da der ungewöhnliche Zug Valentins zu vielen Lärm in dem Orte gemacht hatte. Der Verwalter und mehre andere Kanzleimänner fanden ſich ein, um bei dieſer ungewöhnlichen lauten Luſtbarkeit ein Stündchen zuzuſehen.

Valentin, der nun, da Agnes nicht mehr an ſeiner Seite war, keinen Schritt weiter tanzte, ſetzte ſich wieder an ſeinen Ehrenplatz und erwartete mit Sehnſucht das Erſcheinen ſeines Freundes Ambros. Die Müllerburſche tanzten und jubelten, und Alles ging, wenn auch nicht mehr gar ſo luſtig, als früher, ſo doch immer noch viel luſtiger her, als dieſes ſeit mehreren Jahren der Fall war. —

Nach und nach hatten ſich des Falkenwirthes Verbündete hereingeſchlichen und den größten Tiſch der gegen den Tanzplatz zu ganz offenen Nebenhütte beſetzt. Endlich kam auch der Falkenwirth mit ſeinem finſtern Begleiter und nahm ſeinen Platz in der Mitte der Wandſeite des Tiſches, weil er von dort aus ebenſowohl jeden, welcher ſich außer der Tanzhütte zeigte, bemerken, als auch Valentins Tiſch überſchauen konnte, indem er ſelbſt von ſeinen Geworbenen, welchen er Bier, Brod, Käſe und kaltes Fleiſch auftragen ließ, wie von einer Schutzmauer umgeben war. Unmittelbar, nachdem der Falkenwirth und der Rothe hereingekommen waren, trat auch Ambros, welcher indeſſen das bewußte Gewehr in ſeinem Hauſe abgeſtellt hatte, in den Umkreis der Tanzhütte und wurde kaum von Valentin wahrgenommen, als dieſer mit der größten Eilfertigkeit auf ihn zuging und ihn mit hundert Fragen über ſein langes Außenbleiben beſtürmte, indem er ihn zugleich einlud, ſich mit ihm an den Ehrenplatz des Müllertiſches zu ſetzen.

Ambros warf einen Blick um ſich und rückte ſeinen Stuhl, als er den Alten und den Rothen unter der Geſellſchaft in der Nebenhütte bemerkte, ſo daß er dieſe unheimliche Verſammlung ſtets im Auge behalten konnte. Valentin aber war viel zu eifrig im Geſpräche begriffen, um jene gewahren zu können; denn er erzählte ſo eben, wie es bei dem Feſte zugegangen ſey, und ſchwelgte in der Sehnſucht, das Geſchehene noch ein Mal durchleben zu dürfen, wenn Agnes vielleicht doch einſt ſeine Braut würde. —

Digitized by Google

Die beiden Freunde ſaßen nicht lange unbeachtet. Zuerſt kamen einige der Honoratioren vorubee, bei deren Grüßen man es ihnen deuttich anſah, daß ſie ſich übee Etwas verwundeeten, und als Valentin bemerkte, daß ſie ihee Köpfe bald eechts zu ihm herüber wandten und dann wieder eben ſo ſtaunend nach links ſaben, folgte er ihren Blicken und erkannte — den Vatee ſeiner Agnes. Das Räthſel wae ihm nun gelöst; die Heeren konnten das gegenſeitige Sichfernehalten des Schwiegervaters und des Schwiegerſohnes mit dem eben Statt gehabten Feſtzuge nicht in Einklang bringen.

Der Alte trank haſtig und ſchien bei ſeiner mit jedem Augenblicke ſichtbarer werdenden Ungeduld nur die Gegenwaet obiger Herren zu ſcheuen, um nicht loszuplatzen. Da abee jetzt noch obendeein der Walzer aufhörte und man ſich rings auf die Sitze vertheilte, ſah er ſich gezwungen, gewaltſam an ſich zu halten, bis ſich eine günſtigere Gelegenheit zeigen werde.

Allein ungeachtet der Ruhe, welche die beiden feindlichen Parteien vor der Hand zu bewahren ſuchen, veebreitete ſich nur allzubald eine äußerſt unangenehme Stimmung unter den Anweſenden. Die Müllerburſche rotteten ſich um ihren Tiſch; die Leute in der Wetterhütte rückten enger aneinander und warfen fortwährend beobachtende Blicke nach außen, ſo daß der vor dem Erſcheinen dieſer letzten Geſellſchaft noch erſt ſo heiteee Sinn der Kirchweihgäſte ſich in Mißbehagen und einer bänglichen Spannung verlor, welche ſich wahrſcheinlich nicht zum Beſten des als rauh und eigenſinnig bekannten Wirthes und des heute ganz beſonders leidenſchaftlich und verwildert ausſehenden Jägers aufgelöſt hätten, da Valentins Freigebigkeit faſt alle Anweſenden zu ſeinen Freunden gemacht hatte, und die Frauen und Mädchen, deren Einfluß bei ſolchen Gelegenheiten von höchſter Bedeutung iſt, ſich laut darüber ausſprachen, daß Valentin durchaus recht gethan hätte, ſeine Agnes vor allen ehelichen Leuten auf den Tanzplatz zu führen, da keines von den Beiden ſich des andern zu ſchämen habe, und der ſpröde Falkenwirth froh ſeyn müſſe, einen ſolchen Schwiegerſohn zu bekommen.

Der Einzige, welchee dem Aeußern nach vollkommen ruhig ſchien, war Ambros; allein auch er hatte Etwas auf dem Korn, und zwar, wie ſich leicht errathen laßt, den eothen Michael, welchen er bemerkt hatte, wie ee dem Falkenwirthe verſchiedene Male etwas ins Ohr ziſchelte, woeauf dieſer jeder Zeit heftigee auffuhe. Aber Ambros blieb ruhig und haerte geduldig auf den Moment des Ausbruches; denn daß ein ſolcher kommen müſſe, ſchien ihm gewiß.

(Fortſetzung folgt.)

Entdeckung des Labyrinths in Aegypten durch den Prof. Lepſius.

(Fortſetzung.)

In einem andern Beiefe des Prof. Lepſius, an demſelben Tage geſchrieben, heißt es:

»Seit dem 23. Mai haben wir unſer Lagee auf den Ruinen des alten Palaſtes aufgeſchlagen, am ſüdlichen Fuße der dahintee liegenden Pyramide des Moeris, der jungſten von allen, die von Phaeaonen gebaut wurden. Dee König Moeris nämlich regierte von 2191 bis 2151 vor unſerer Zeitrechnung; ee wae dee letzte König des alten ägyptiſchen Reichs vor der Erobeeung der Hykſos. Das Labyeinth ſowohl, als noch mehr der See Moeris zeugen fur ſeine Macht, für ſeine Prachtliebe, für ſeine großartigen Unternehmungen zur allgemeinen Wohlfarth des Landes. Es iſt zugleich mit unſerer Ankunft in Fayum von einem franzöſiſchen, im Dienſte des Paſcha ſtehenden Architekten, Linant, der ſich hauptſächlich mit dem Waſſerbau des Landes beſchäftigt, die höchſt intereſſante Entdeckung (in einer beſonderen Abhandlung) publizirt worden, daß der alte Moeris-See, deſſen Nachweis den Gelehrten bishee ſo viel Kopfbrechens verurſacht hat, gar nicht mehr exiſtirt, ſondern bis auf wenige Reſte abgefloſſen iſt, und daß ee nue einen Theil der Rieſendämme zurückgelaſſen hat, die ihn auf einer kunſtlichen Höhe im ſüdöſtlichen Theile des Fayum zueückhietten.

Da man in der ganzen Prooinz keinen anderen See als den noedweſtlich gelegenen Birket el Kerun fand, ſo wollte man mit gewaltſamer Unkritik auf dieſen die Beſchreibungen dee Alten beziehen, obgleich er wedee von Menſchenhand gemacht wae, noch die Hauptſtadt Krokoditopolis und das Labyrinth beſpülte, noch, wegen ſeines Salzwaſſees, je Fiſchfang gewähren konnte; dazu kommt noch, daß er der angegebenen Richtung gar nicht entſprach, nicht zwei Pyeamiden umſchloß, noch endlich den großen, ſolchen Ruhmes allein würdigen Hauptzweck erfullte. Dieſer Zweck nämlich war, die während der Nil-Ueberſchwemmung einſtrömenden Waſſer in der trockenen Jahreszeit wieder auszuſtrömen und ſo die Ebene der Hauptſtadt Memphis und die nächſtanſtoßenden Peovinzen des Delta zu bewäſſern. Der See, welcher durch die von Linant nachgewieſenen, an 160 Fuß breiten Dämme begränzt wurde und faſt gleichen Umfang und gleiche Tiefe mit dem Birket el Kerun hatte, erfullte alle die genannten Bedingungen vollkommen und hätte von einem unbefangenen Auge ſelbſt an dem Terrain, welches jetzt dieſen ganzen Theil der Peooinz einnimmt und augenſcheintich alter Seeboden iſt, erkannt werden müſſen. Täglich ſehen wir hier vom Labyrinthe aus, nicht wie Herodot über das Waſſee, aber doch ubee den ſchwarzen Boden des Moeris-Sees nach den Minarets der jetzigen, mit der Provinz gleichnamigen Hauptſtadt des Fayum, die zum Theil noch auf den Trümmern des alten Krokodilopolis erbaut iſt, hinüber.

Wenn es aber ſchwer wae, in dem Birket el Keeun den alten Moeris-See wiederzuerkennen, ſo war es gewiß nicht leichtee, das Labyrinth zu überſehen, deſſen Ruinen in jedee Beziehung der Beſcheeibung dee Alten entſprechen. Es ſtimmt ſehr genau die Angabe dee Entfernungen, ebenſo die allgemeine Lage gegen den wahren See und Keokodilopolis; auch liegt am Ende des großen Ruinenfeldes die Pyramide, in welcher Moeris begeaben war, und ſüdlich das von Strabo erwähnte Dorf, jetzt nur Ruinen und vom Plateau des Labyrinths durch einen ſpäteren Waſſer-Durchriß getrennt. Was nun aber die Ruinen ſelbſt betrifft, ſo möchte man ſeinen Augen nicht trauen, entweder wenn man die eehaltenen Reſte ſieht, oder wenn man die Berichte dee früheren Reiſenden lieſt. Wo dieſe nue formloſe Hügel und wenige Maueen ſahen, fanden wir bei der erſten flüchtigen Beſichtigung des Ruinenfeldes mehrere hundert Kammeen,

Kämmerchen und Korridore, zum Theil mit ihren Decken, Schwellen und Wandniſchen, mit Säulenreſten und Bekleidungsſteinen. In zwei, und mit den Conſtructions-Kammern in vier, Etagen übereinander bemerkt man allerdings nicht höhlenartige Windungen, wie man meiſtens, ohne alle architektoniſche Anſchauung, die Alten verſtehen wollte; aber man bemerkt doch, wenn auch alle Mauern nach den Himmelsgegenden orientirt ſind, eine ſo große Unregelmäßigkeit und Abwechslung der verſchiedenartigen Räume, daß früher bei der völligen Dunkelheit in dieſer über 200 Fuß breiten Gebäudemaſſe ſich wohl Niemand ohne Führer hätte hindurchfinden können.

Dreitauſend überirdiſche und unterirdiſche Räume werden von Herodot angegeben; und dieſe Zahl iſt nach den Reſten, die wir noch jetzt vor uns ſehen, keineswegs übertrieben. Weit weniger ſind die Formen, und zwar des wichtigeren Theils des Palaſtes, noch zu erkennen, welcher nach Herodot aus 12 Aulen, d. i. aus 12 offenen, mit bedeckten Säulengängen umgebenen Höfen, beſtand. Dieſer Palaſt war von drei Seiten mit jener labyrinthiſchen Zimmermaſſe umgeben und bildet jetzt einen großen, vertieften, viereckigen, mit niedrigen Schutthügeln bedeckten und von einem Kanal ſchief durchſchnittenen Platz, auf dem unſere Niederlaſſung von 24 Menſchen, 3 Eſeln, 2 Kameelen, verſchiedenen Hammeln, Gänſen und Hühnern, 5 Zelten und mehreren Häuschen, Hütten und Ställen, die wir aus den Ziegeln der Pyramide gebaut haben, faſt wieder das alte ſtraboniſche Dorf darſtellt, welches mit dem Labyrinthe auf gleicher Fläche lag. Um uns herum ſind ungeheure Blöcke, theils aus Granit, theils aus einem weißen, faſt marmorartigen ſehr harten Kalkſteine, die Reſte der alten Säulen und Architraven der Aulen, zerſtreut. Dieſe Reſte ſind dadurch unſerer Expedition vom höchſten Intereſſe geworden, daß ſie mehr als einmal die Namen des Labyrinthenbauers M o e r i s und ſeiner ihm folgenden Schweſter enthalten. Von dem Gipfel des Pyramide des Moeris, die in weiter Ausſicht Alles beherrſcht, laſſen wir jetzt, als ſymboliſchen Schmuck, daß es der nordiſchen Wiſſenſchaft geglückt iſt, dieſe uralten Reſte zu beſchreiben, den preußiſchen Adel herabwehen. Wir beſchäftigen täglich hier an 100 Arbeiter, um die Ruinen mit Gräben zu durchziehen, die Grundmauern der Gebäude und ihre Bodenfläche aufzuſuchen, die Kammern auszuräumen, und in der letzten Zeit auch, um den Eingang der Pyramide zu ſuchen und zu öffnen. Wir ſind in der That bereits an der Nordſeite bis in eine große, in den Fels gehauene Kammer gedrungen, deren Boden zum Theil noch mit Platten bedeckt iſt, und deren Wände mit andern Platten bekleidet waren. Dieſe Kammer war ganz mit Schutt ausgefüllt, unter dem ſich auch mehrmals beſchriebene und bemalte Steine mit dem Namen des Moeris und ſeiner Königlichen Schweſter fanden.

(Schluß folgt.)

C o r r e ſ p o n d e n z.

Frankfurt, 3. Aug.

Unſer Schauſpiel brachte am Dienstag zwei neue Stücke, das nach dem Franzöſiſchen gebildete Schauſpiel »ein Geheimniß« von Kettel in drei Akten und eine Poſſe »der Enthuſiaſt.« Das erſte Stück culminirt die in den beiden erſten Akten ſich langſam dahin ſchleppende Handlung im dritten auf ſpannende Weiſe und es endigt genügender, als man erwartet. Die Aufführung wäre recht gut geweſen, hätte die Regie nicht den Fehler begangen, die Rolle des Banquier, die tragiſchen Colorits iſt, ſtatt Hrn. Baiſon, Hrn. Grahn, der gewöhnlich Naturburſchen und Bonvivants ſpielt, anzuvertrauen, unter deſſen Händen ſie ganz unvollendet blieb. Sehr brav war Madame Hofmann als Gattin des Banquier, ſie ging diesmal mehr aus ſich heraus und zeigte eine wohlthuende Gefühlswärme. — In der durch Epiſoden gedehnten Poſſe excellirte Hr. Butterweck als enthuſiaſtiſcher Verehrer der Elsler. Der Baſſiſt Dettmer hatte geſtern Abend als Marcel in den Hugenotten einen großen Erfolg; mit ihm Dem. Kapitain als Valentine und Hr. Chrudimsky als Raoul. Der treffliche Tenoriſt Wurda vom Hamburger Stadttheater iſt hier angekommen und wird hoffentlich zu Gaſtrollen auf unſerer Bühne gelangen, er ſoll namentlich als Eliazar in der »Jüdin« einzig daſtehen.

—ff—

*

Berlin, 30. Juli.

Gegenwärtig befinden ſich hier zwei Geiſtliche der deutſchen Gemeinden in Pennſylvanien, welche in der Abſicht nach Deutſchland gekommen ſind, um den Prediger Krummacher zu Elberfeld zu bewegen, eine Profeſſur bei dem theologiſchen Seminar des erwähnten nordamerikaniſchen Staates anzunehmen. Bis jetzt ſoll ſich Hr. Krummacher noch nicht für dieſe Stelle entſchieden haben, doch hoffen obengedachte zwei Geiſtliche, daß ihre Miſſion von günſtigen Folgen ſeyn werde. — Seit einigen Tagen ſteht endlich auf dem Belle-Alliance-Platz die Friedensſäule aufgerichtet, welche der hochſelige König Friedrich Wilhelm III. zum Andenken an den fünfundzwanzigjährigen Frieden kurz vor ſeinem Dahinſcheiden beſtimmt hatte. Auffallend findet man es, daß dieſes Monument ohne feierliche Weihe aufgeſtellt und enthüllt worden iſt. — Unſer genialer Operateur, Prof. Dieffenbach, hat vor einigen Tagen mit ſeiner Familie eine Reiſe nach Petersburg angetreten, in welcher Hauptſtadt derſelbe längere Zeit zur ärztlichen Behandlung eines ruſſiſchen Großen zuzubringen gedenkt. — Der in Leipzig jetzt lebende Dichter Hoffmann von Fallersleben beabſichtigt, binnen Kurzem einen Band Gedichte politiſchen Inhalts herauszugeben, die er »G a ſ ſ e n - L i e d e r« nennen will. — Am 3. Auguſt, als am Geburtstage unſeres in Gott ruhenden Königs Friedrich Wilhelm III., wird das hieſige Theater auf allerhöchſten Befehl wieder geſchloſſen bleiben. — Am 5. Auguſt kommt auf hieſiger königlicher Bühne Kreutzer's Oper: »das Nachtlager zu Granada,« zum erſten Mal zur Aufführung. — Der Enthuſiasmus für Mad. Garcia-Viardot hat in ihrem geſtern gegebenen Abſchieds-Concert, das, ungeachtet es am Tage der Trauerfeierlichkeit für den verſtorbenen Prinzen Auguſt ſtattfand, doch überfüllt von Zuhörern war, den Culminationspunkt erreicht. Die Glanzpunkte deſſelben waren eine hier noch nicht gehörte „Siciliana" von Pergoleſe, Beriot's Arie zum „Elisire d'amore," Meyerbeer's dramatiſche Romanze „Rachel à Nephtali" und einige Compoſitionen der Concertgeberin.

—bn—

*

Paris, 31. Juli.

Gott ſey Lob und Dank! Die drei großen Tage der letzten Juliwoche ſind nun auch vorüber; wir haben zwar keine Kletterbäume, keine Tanzorcheſter, keine à jour-

Digitized by Google

Theater, wo die glorreichen Truppen der grande nation, zum großen Ergötzen der Gamins, Ruſſen, Oeſterreicher, Preußen, Engländer, Spanier und Beduinen ſchlagen, keine Menagerien, Gaukler und Charlatans gehabt, aber dafür war es auch allenthalben bedeutend luſtiger und die Müßiggänger machten ſich auf ihre eigene Fauſt Beluſtigungen, Straßenſpektakel und obligate Julifeſte. Eine Hauptbeluſtigung der liebenswürdigen Jugend in blauen Blouſen beſtand darin, ſich Abends in Gruppen von 80 bis 100 Individuen um die Juliſäule zu verſammeln und „à bas Guizot! ohé la garde municipale, — à bas les empoigneues!“ und andere unſchuldige Anzüglichkeiten mehr zu ſchreien, mit halbvertrockneter oder branntweinheiſerer Kehle die „Marseillaise“ anzuſtimmen, daß alle Ratzen ſich in den Kanal ſtuezten und die Pflaſterſteine Thranen ſchwitzten, und ſich dann von den herbeieilenden Municipalgardiſten mit Rippenſtößen und Fußtritten regaliren, oder ſich durch die Sergeants de ville beim Kragen nehmen und auf die Wachtſtube ſchleppen zu laſſen, um doet die Nacht auf der Pritſche zuzubringen. Nun, der Geſchmack iſt verſchieden, die Leutchen aber ſcheinen ſich über ſolche Julifeſte zu freuen und waren herzlich vergnügt, ſo oft einer eingepackt wurde. Das aber iſt der wahre Hergang des Straßenſpektakels vom 28. und 29., dem der gute Bruder »National« einen eigenen rührenden Artikel widmet und dieſen Straßenjungen-Unfug eine »demokratiſche Manifeſtation« nennt.

Im Théatee français war indeſſen die dritte Vorſtellung von Alex. Dumas »Demoiſelles de St. Cyr« vor ſtets übervollem Hauſe. Die Feuilletoniſten ſind übee A. Dumas Stück grimmig hergefallen; ſie können es dem Dichter nicht vergeben, daß er mehe verdient, als ſie, und ſich jährlich 120,000 Franrs Einkünfte zuſammenſchreibt. Jules Janin beſonders iſt am lebhafteſten gegen dieſe armen Demoiſelles zu Felde gezogen, und Dumas antwoetet ihm heute in der »Preſſe« in einer langen und geiſtreichen Epiſtel, woein ee den dicken Kritiker auffordert, doch nur erſt ſelbſt ein Luſtſpiel zu ſchreiben, da Tadeln leicht ſey, aber Beſſermachen ſchwer. Das Publikum dagegen iſt auf Dumas Seite und Beſuch wie Erfolg ſtets im Steigen.

Caſtil-Blaze, Dichter, Compoſiteur und Muſikkritiker, hat nun Weber's in Frankreich noch unbekannten »Oberon« unter dem Titel: »Huon de Bordeaux« ins Franzöſiſche überſetzt und denſelben an alle Departements-Bühnen verſendet. Er verſpricht ihnen in dieſer Opee eine ähnliche Goldgrube, wie dee »Freiſchütz« war, den er bekanntlich als „Robin des bois“, wiewohl etwas verballhornt in Frankreich einführte.

Donizetti iſt ſeit einer Woche hier und arbeitet an der Beendigung ſeines »Don Sebaſtian.« Sein Zimmer wimmelt den ganzen Tag von Beſuchern, in deren Mitte er plaudernd und lachend ſitzt und dabei fleißig darauf los componirt; er nennt das: »unter dem feindlichen Feuer manövriren.«

Die italieniſche Opee bereitet für dieſen Winter ſeltene Genüſſe vor; ſo wied z. B. an demſelben Abende Roſſini's „Stabat,“ durch die Griſi, Mario, Fornaſari und die Brambilla geſungen, und Donizetti's „Miserere“ von Lablache, Salvi, Ronconi und der Perſiani geſungen, ausgeführt.

Der bekannte Muſikverleger Ricordi aus Mailand, der vertraute Freund Roſſini's und Donizetti's, der ſchon über 15.000 Muſikwerke und faſt alle italieniſchen Opern verlegt hat, iſt hier.

Die aus dem Brüſſe'er Prozeß bekannte Cathinka Heineſetter iſt in Bordeaux und wird in dee künftigen Woche daſelbſt zum erſten Mal wieder die Bühne betreten; — in ein Kloſter iſt ſie alſo doch nicht gegangen.

Von neuen Jouenalen erſcheinen mit dem 1. Aug. „la Reforme,“ demokrat. Journal, „les Debats de la literature et de l'industeie“ und „le Vivat.“ — An neuen Bücheen wurden publicirt: La chûte de Rome par L. R. Bellerue; Paris Debecourt; — Eug. Sue: les mystéres de Paris in einer ſehe eleganten, illuſtrirten Prachtausgabe bei Goſſelin in Wochen-Lieferungen à 50 Centimes; — Des Jesuites. (2te Auflage in acht Tagen.) — An Se. Majeſtät den König von Preußen! (Deutſch.) Paris, bei Witteesheim. — Jul. Mareſchall: Un regent, 2 vol. Coquebert, Paris. — Lacrebelle: Lettres à Lord Brougham. — Audiffret: Systéme financier de la France, 2 Bde. bei Allouard. Von Balzacs: Comédie bumaine iſt die 60. Lieferung erſchienen. — Les constitutions des Jesuites bei Paulin. — Larénaudiere: Mexique et Quatemala. — Lacroix: Perou, Bolivir. — Von Muſikalien: Die Clavier-Auszüge von Donizetti's: Don Pasquale und Pacini's: La fidanzata corsa; eine neue Clavierſchule von H. Bertini, und von Kalkbrennee, Thalberg, Wolf: Phantaſien über Charles VI.

—p—

Notizen-Blatt.

** (Muſikaliſches.) Würzbueg. Abermals taucht an dem Vietuoſen-Himmel ein Würzbuegee Geſtirn auf: Fräulein Anna Römee von hier. Die Wienee „Sonntagsblätter“ berichten über dieſelbe: „Wien, von jeher die Schule des Klavier-Spiels, die Männer, wie Hummel, Moſcheles, Thalbeeg Liſzt, Döhler und viele Andere von europäiſchem Rufe aufzuweiſen hat, bildet jährlich eine nicht unbedeutende Zahl von Pianiſten, welche dieſe Schule in alle Welt verbreiten. Aus dieſem Grunde kommen auch häufig aus der Ferne ſtrebſame Talente hiehee, um ihee Studien zu vollenden. Ein ſolches leenten wir neulich in Fräulein Anna Römer aus Würzbueg kennen, welche, eine Schülerin des Hen. Peofeſſoe Fiſchhof, nun ihre Ausbildung vollendet hat und ihee vielverſpeechende Künſtlerkaeriere anzutreten im Begeiffe iſt. Ein gediegener Anſchlag, Bravour, feine Nuancieung und edles, natüeliches Gefühl zeichnen dieſe talentvolle Pianiſtin beſonders aus, eben ſo die Vielſeitigkeit ihees Repertoires, welches die bedeutendſten Weeke, von Seb. Bach angefangen bis auf die neueſte Zeit, umfaßt, und nicht allein von ihrer Virtuoſität, ſondern auch von Etwas Zeugniß gibt, was leidee immee ſeltenee vorkommt, von einer tüchtigen und gründlichen muſikaliſchen Bildung. — Wir wünſchen ihe herzlich Glück und ungetrübte Aneekennung in iheer Kunſtlaufbahn.“

Von dee Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 95. Dinstag, 8. Auguſt 1843.

Der lange Ambros.

(Fortſetzung.)

Die ländlichen Tonkünſtler begannen nun wieder einen Walzer aufzuſpielen, und zwar mit größerer Kraft als ſonſt, um das Intereſſe, welches ſie von ſich abgewendet ſahen, wieder auf ſich zu ziehen, was ihnen denn auch größten Theils gelang, da die noch herrſchende Ruhe keinen baldigen Ausſchlag erwarten ließ, und man froh war, etwas ergreifen zu können, wodurch die unangenehme Stimmung wenigſtens für einige Zeit vergeſſen wurde. Auch hatte Valentin auf Anrathen ſeines Freundes die Müllerburſche in die Tanzhütte geſchickt, um für jeden Fall dem erſten Zuge zu einer Thätlichkeit von ihrer Seite vorzubeugen. Es war daher nach wenigen Minuten Niemand mehr an ſeinem Platze geblieben, als Ambros und Valentin und der Falkenwirth nebſt ſeiner Truppe, welch letztere ſich aus Vorſicht nicht aufzulöſen wagte. Allein je mehr ſich die Zuſchauer nach der Tanzhütte verloren, deſto größer wurde auch die Spannung zwiſchen den zurückgebliebenen Gegnern, und als keiner der Unbetheiligten mehr zu ſehen war, konnte ſich der Alte nicht länger bezähmen, ſondern erhob ſein Glas und rief ſo laut, daß Ambros und Valentin es hören mußten: Verachtung jedem ſchändlichen Kerl! worauf Michael und die Uebrigen anſtießen und austranken.

Die beiden Freunde, welche wohl wußten, daß dieſer Ausruf auf ſie gemünzt ſey, thaten aber, obgleich ſie Beide vor Zorn errötheten, als hörten ſie es nicht, und fuhren fort, mit einander zu ſprechen.

Jedoch eben dieſes lobenswerthe Bezwingen der eigenen Leidenſchaft entflammte den Alten zu noch größerem Grimme, und er ſchrie: Einen Silbergulden gebe ich demjenigen, welcher den ſchuſtigen Kerlen dort ein Glas Bier über die Köpfe gißt! Worauf denn auch einer der Geworbenen, ſich auf ihre eigene Zahl und die Abweſenheit der Müllerburſche verlaſſend, alſogleich aufſtand und mit einem vollen Glaſe auf Valentin und Ambros zuſchritt. Kaum war er aber in ihrer Nähe und begann das Glas zu heben, als er von Ambroſens Hand, wie vom Blitze getroffen, an den Boden flog und mindeſtens für denſelben Augenblick nicht weiter auftauchte.

Der Falkenwirth und der Rothe, welche ſchon im Voraus über die zu erwartende Taufe lachten, waren über das plötzliche Verſchwinden ihres Abgeſandten nicht wenig erſtaunt, brachen aber ſogleich in die ſchmählichſten Ausrufungen aus, worin ihnen ihre Geſellen getreulich beiſtanden. Allein ſie ſollten dieſes Vergnügens nicht lange genießen, denn der immer achtſame Max hatte ſchon in dem Augenblicke, als der Falkenwirth den herausfordernden Trinkſpruch brachte, ſeine Gefährten zuſammengezogen und eilte nun mit ihnen, über Tiſche und Bänke wegſpringend, nach der vorne freien Bretterhütte, aus welcher man deutlich die Worte »Verführer« und »Wilddieb« herüberdröhnen hörte.

Ein fürchterlicher Kampf ſchien ſich nun entwickeln und die Freude des Tages verſchlingen zu wollen. Alles war aus der Tanzhütte geſtürzt; die Streitenden hatten Flaſchen, Stühle und was ihnen ſonſt noch eben in die Hände kam, als Waffen ergriffen, und der weibliche Theil der Geſellſchaft drängte ſich kreiſchend aus der zornig wogenden Menge. Da erſcholl aber, noch ehe der erſte Streich gefallen war, ein furchtbares Halt! und man ſah den rieſigen Ambros, welcher die Maſſe mit den Händen aus einander theilte und, von ſeinem Freunde gefolgt, in die Bretterhütte trat, indem er den Müllerburſchen zurief: Tretet zurück und mengt Euch nicht in die Dinge, die wir Beide allein auszufechten haben! Dann ſchritt er zu dem Tiſche des Alten, erfaßte mit jeder Hand einen der Gedungenen am Halſe, klappte ihre Köpfe aneinander und warf die Burſche zum Seitenfenſter hinaus, wo ſie wie Holzklumpen unter die Tiſche rollten. Dieſes Spiel wiederholte er, bei einer nach dem ſchrecklichen Tumulte kaum glaublichen Stille des Erſtaunens ſo oft, bis die freien Seiten des Tiſches geleert waren, was denn auch in wenigen Augenblicken geſchah. Nun aber faßte er den ſchweren Eichentiſch und ſchob ihn mit aller Kraft gegen die an der Wand Sitzenden, wodurch er ſie der Geſtalt einklemmte, daß ſie ſich nicht zu rühren vermochten, und warf die neben dem Wirthe und dem Rothen Befindlichen rechts und links ebenfalls an den Boden, ſo daß endlich die beiden eben Genannten ganz allein an dem Tiſche ſichtbar waren.

Er hatte dieſes Alles mit ſolcher Schnelligkeit und Uebertegenheit gethan, daß nicht Einer der Betheiligten zu ſo viel Beſinnung kam, ſich nur im mindeſten zu wehren, und blieb nun, den Tiſch mit ſeinem Schenkel in der einzwängenden Stellung erhaltend, vor ſeinen entſetzten Gegnern ſtehen, indem er Valentin herbeiwinkte, welcher dicht vor der Maſſe der Zuſeher ſtand, die ſich erſtaunt und ergötzt von dem Schauſpiele, welches ſich ihnen darbot, und wahrſcheinlich auch erfreut darüber, daß ein Einzelner ſie aller weiteren Mühe und Gefahr enthoben, herangedrängt hatten.

Und nun ſagt mir, Herr Falkenwirth, unterbrach der Rieſe die allgemeine Stille, welche nur durch das mühſame Sichzurechtfinden der unfreiwillig aus der Hütte Beförderten geſtört wurde, ſagt mir, Herr Falkenwirth, vor Allem Andern, ob Ihr es allein waret, der die Burſche, welche an dieſem Tiſche ſaßen, gegen uns anhetzte?

Michael, der nun ahnte, was da kommen werde, und ſich ſeines Wortbruches erinnerte, ſtemmte ſich bei dieſer Frage wie ein Verzweifelnder gegen den Tiſch,

um ſich frei zu machen; allein es war eben ſo vergeblich, als ob ſich ein Käfer gegen einen Felſen geſtemmt hätte.

Der Wirth jedoch, der noch immer das Recht auf ſeiner Seite zu haben glaubte, antwortete mit Hartnäckigkeit: Wir ſind durch Euer ſchandhaftes Betragen dazu genöthigt geweſen! Schandhaft? fuhr Ambros auf, der, wie wir wiſſen, durchaus kein an ihn gerichtetes Schimpfwort ertragen konnte; Ihr dünkt mich ein ſchandhafter alter Mann, weil Ihr Euer eigenes Kind mißhandelt, weil Ihr es dieſem Niederträchtigen an den Hals werfen wollt und es dem von allen Leuten als brav erkannten Valentin aus Eigenſinn entzieht!

Ich ſchandhaft? ſchrie der Wirth, welcher nun in dem Gedränge der Zuſeher die Perſonen des Verwalters und einiger Beamten gewahrte; Herr Verwalter, Herr Schreiber, Sie haben es gehört, er hat mich einen ſchandhaften Alten geheißen!

Ruhig! üb.ertönte ihn Ambros. Der Herr Verwalter wird, wenn es Noth iſt, wiſſen, was Rechtens iſt, und deshalb will ich vorerſt dieſen in das wahre Licht ſetzen! Er zog bei dieſen Worten den Rothen hervor, ſtellte ihn auf den Tiſch und fuhr dann fort: Hier iſt derjenige, mit welchem wir es nach Allem, was ich weiß, allein zu thun haben. Nur dieſer hergelaufene Ränkemacher iſt Schuld an den Mißhelligkeiten zwiſchen Valentin und Agneſens Vater, er iſt es, der ſein dieſen Nachmittag gegebenes Wort wieder brach, um aus ſchändlicher Rachſucht Hader und Noth unter friedliche Nachbarn zu bringen; dieſer elende Burſche iſt es, welcher ſein Amt veruntreut und, hört mich, ich ſage es laut, Kameradſchaft mit ſchlechten Bauern und Schmugglern hält. Ich aber, der ich ihn vor Euch beſchuldige, bin der lange Ambros, deſſen Haus von jedem zu finden iſt, welcher einer weitern Auskunft bedarf.

Hört ihn nicht, er lügt! knieſchte der Rothe, indem er mit den Füßen auf den Tiſch ſtampfte.

Willſt du noch einmal ein Verhör in den Lüften beſtehen, treuloſer Schurke? zürnte Ambros weiter; aber der Herr Verwalter, ein Mann mit weißem Haar und wohlwollendem Antlitze, trat zu dem Tiſche und nahm das Wort: Laßt ihn los, Ambros. Das, was Ihr rückſichtlich der Uebertretung ſeiner Pflichten geſagt habt, iſt, da Ihr als ein rechtlicher Mann bekannt ſeyd, genügend, um ihn einer ſtrengen Unterſuchung zu unterziehen. Ihr habt alſo kein weiteres Recht an ihn.

Herr, erwiederte Ambros, der den verhaßten Rothen ſogleich fahren ließ, als ihn die beiden ebenfalls anweſenden Gerichtsdiener in Empfang nahmen, laßt Euch bedankt ſeyn, Ihr befreit mich von einem höchſt widerwärtigen Weſen.

Ich will hoffen, fuhr der Verwalter fort, daß Ihr nicht zu weit gegangen ſeyd. Ich kann nicht umhin, zu Euerm Lobe zu ſagen, daß Ihr durch Euer unerſchrockenes, kräftiges und eben ſo gemäßiges Betragen einer vielleicht höchſt unglücklich endenden Schlägerei vorgebeugt habt; ſeyd daher jeden Falls meines Beiſtandes verſichert, welchen Ihr mir um ſo mehr zu verdienen ſcheint, als Ihr, wie ich von der Tanzhütte aus bemerkte, die erſte Beleidigung von Seiten des Falkenwirthes gelaſſen hinnahmt und Euch nur vertheidigtet. Ihr aber, und mit dieſen Worten wandte er ſich zu Valentin, hättet vorſichtiger ſeyn und keinen ſolchen Tumult veranlaſſen ſollen.

Valentin iſt unſchuldig, nahm Ambros das Wort. Ich, ſehen Sie mich nur an, Herr Verwalter, ich allein habe das Ganze veranſtaltet. Der Rothe hat mich als Wilddieb angeſchwärzt und das Liebesverhältniß des ehrlichen Valentin mit ſeiner Agnes auf eine eigennützige und tückiſche Weiſe getrennt, das mußte nun wieder gleich gemacht werden.

(Schluß folgt.)

Franzöſiſche Sittenſchilderungen.

(Fortſetzung.)

Dieſe Angaben eines bei der Handwerkerklaſſe großen Einfluß beſitzenden und wirklich ſeiner Ueberzeugung folgenden Demokraten ſind wichtig, da ſie die Lehre, daß der Zweck jedes Mittel heilige, mit der Sittenverbeſſerung einer geſunden Moral zu vereinigen ſuchen, welche betrogenen Elemente nie zu einem glücklichen Ziel führen werden; denn wenn der politiſche Mord etwas Heiliges wird, ſo erſcheint die Repreſſion, welche das Verſtoßen einer armen Dirne verhindert, nur als eine geringe Compenſation gegen das wühleriſcheſte und unmenſchlichſte Princip, welches je eine politiſche oder religiöſe Secte aufrichtete. Eben dieſe Verwirrung aller Begriffe von Recht und Unrecht, eben dieſe Verherrlichung der politiſchen Unthat, eben dieſe Urtheilsverkehrtheit, welche in der Hand den Dolch und im Herzen die Nächſtenliebe tragen will, wirkt auch auf die franzöſiſche Jugend mächtig ein, ſo daß faſt alles loſe und ſchlechte Geſindel in Paris, faſt alle verrufenen Menſchen, alle Induſtrieritter, alle Gauner und Kuppler, Werkzeuge politiſcher Revolutionen — eine unglückſelige Beigabe, der ſchlechte Schweif der Demokratie — werden, indem ſie Freiheit mit Frechheit, Fortſchritt mit blindem Vorwärtsrennen, und Milderung, Heilung der Volkszuſtände mit Plünderung der wohlhabenden Klaſſen verwechſeln.

Zur Verſchlechterung der Sitten können auch anſcheinend unbedeutende und kleinliche Urſachen beitragen. In der wohlhabenden Pariſer Jugend, beſonders unter dem tonangebenden Theil, iſt von den engliſchen Sitten das Schlechteſte, das am meiſten Uncivilisirte, das Gröbſte, ſowie von den deutſchen Sitten das minder Lobenswerthe angenommen worden, z. B. das Rauchen auf allen Straßen, Spaziergängen, ſelbſt in Gärten, faſt in Gegenwart der Damengeſellſchaft. Das Rauchen der Frauen iſt aus Spanien und Mexico, und aus Nachahmungsſucht männlicher Sitte ebenfalls, jedoch ohne Gluck übertragen worden.

Von den engliſchen Sitten ward nicht etwa die vielleicht übertriebene Sauberkeit und der Comfort, die Sotidität und Zurückhaltung, die Achtung der Jugend für das Alter eingeführt, ſondern eben nur das Excentriſche der ſteifen Geſellſchaften, der großen kalten Routs, und die Verbannung faſt aller geſelligen Unterhaltung. Männerdiners ohne Frauen, wo viel getrunken wird, Jockeymanieren und ſtarke Wetten. In London giebt ein eleganter Franzoſe, Graf d'Orſay, den Ton an; ſeine Worte ſind Modeorakel, ſeine Kleidung iſt die allgemeine Norm, ſein Wille das Geſetz der Faſhion, ſeine Manieren ſind ebenſo rückſichtsvoll gegenüber von Damen wie sans gêne in der Vertraulichkeit, ſeine Toilette ein ſteter Wechſel, ſein Kleiderſtudium eine Wiſſenſchaft, ſeine Handſchuhe täglich ein duzendmal gewechſelt, ſeine Haltung zu Pferd nicht brittiſch, ſondern ihm eigen — kurz er iſt der Lord Byron der Mode; er hat

Digitized by Google

Schulden, wie nur er ſie haben kann, ohne zu unterliegen; er weiß den Degen zu führen, iſt ein Freund des Prinzen Louis Napoleon, und in London von allen Ständen und von allem Volke gekannt, ja ein populärer Name. Zu Paris dagegen iſt längere Zeit hindurch ein Engländer an die Spitze der Jugend getreten: ein Millionen beſitzendee Edelmann, Lord S . . . . . r, hat am meiſten zum Ton der jetzigen franzöſiſchen Jugend beigetragen. Jung, reich, lebensluſtig, großmuthig, nach Originalität haſchend, unabhängig, unverheirathet, ſammelte er eine Menge junger Leute um ſich, denen er auch bald ein Vorbild ward. Der Umgang mit eleganten, geiſtvollen vornehmen Damen wird leichteren Verhältniſſen geopfert. Die Tavernen von London werden in den Straßen von Paris erneuert. Auf den Bällen Chicards und an der Courtille, privatim und öffentlich, wird den Matroſen das Privilegium der Rohheit ſtreitig gemacht, obgleich bei dieſen Herren das erſte Jugendfeuer verdampft iſt, gebärdet man ſich wie im Rauſch, wird im Tanz geraſt wie von Tollhäuslern oder Wilden, windet man ſich zum Takt der Muſik wie in fieberiſcher Lüſternheit. Lord S . . . . . r und mehr noch der bekannte Chicard können auf ihr Werk ſtolz ſeyn: ſie haben die obern Klaſſen zu dem Pöbel niederziehen wollen, und es iſt ihnen nur zu gut gelungen. Laſtträger und Straßenkehrer, der Auswurf der Courtilletänzer und Kneipengeſellen ſind weit weniger Meiſter in Theorie und Praxis roher Sitten als die, welche ſich die Söhne der civiliſirteſten Nation nennen. Das Volk ſelbſt iſt über den Scandal erſtaunt, die Handwerker zeigen mit den Fingern auf die Ceremonienmeiſter der Frechheit und haben dem Lord einen Namen geſchöpft, der gewiß nicht in dem perrage-book zu finden iſt.

Auguſt Barbier hat in ſeinen Jamben den Zuſtand der franzöſiſchen Geſellſchaft mit poetiſcher Gluth, aber auch mit jugendlicher Uebereilung geſchildert. Seitdem iſt ſeine kräftige Satyre verſtummt. Auch Barthélemy ſchwieg plötzlich; man weiß warum. Béranger ſingt nicht mehr, und ſtirbt in der Provinz enttäuſcht dahin; er war den Franzoſen, was Uhland dem deutſchen Geiſte war, dabei züchtigte er die Thorheiten der Reſtauration mit ſeiner Vorliebe für den großen Namen des Kaiſers und die Philoſophie des 18. Jahrhunders, ließ aber die jetzige Geſellſchaft ungeſtraft. Mery iſt verſtummt; er trägt das Band der Ehrenlegion. Herr Etiene, welcher in den lettres parisiennes der Minerva zur Zeit der Reſtauration gegen die Grundſätze eines Pasquier und Decazes eiferte, hat heute, wo dieſelben Grundſätze herrſchen, den Pairsfrack angethan und ſteht unter ihrer Präſidentſchaft. Jay und Jouy, unermüdlich unter der Reſtauration in ihrer einſeitigen Oppoſition, knieen vor der jetzigen Regierung, oder ſchweigen, mit Aemtern und Auszeichnungen belohnt. Der Labruyère fehlt wie der Rabelais; kein Molière zeigt uns die modernen Tartüffe, welche ſich mit dreifarbigen Schärpen und großen Cocarden ſchmücken, vor den großen Kindern die Tricolore als Spielzeug ſchwenken und unter dem Schutz derſelben ihre alten Sünden verbergen wollen. Wo iſt ein Ariſtophanes, der von der Bühne ſpricht?

Wie die politiſche Welt krank und lethargiſch an dem Gängelband der Zufälligkeit hingeſchleppt wird, alſo auch die Pariſer Geſellſchaft. Dann und wann erhebt ſich, von den Ueberdrüſſigen erregt, ein Straßenſpektakel, in der politiſchen Welt Emeute, in der ſocialen Carneval genannt. Wenn der Unfug einige Zeit gedauert, tritt die Faſtenzeit ein. Man ſucht den Lärm, um ſich zu übertäuben; man bildet ſich ein, glücklich zu ſeyn. Unter der erzwungenen Freude blickt aber die Grimaſſe der Unbehaglichkeit hervor: man tobt, um ſich nicht ſelbſt klagen zu hören, wie der Unglückliche ſeinen Gram und ſein Laſter, ſein Mißgeſchick und ſeine Vergehen in berauſchenden Getränken zu vergeſſen ſucht. Iſt man nüchtern geworden, ſo wird das Gefühl der Leere deſto größer; es wird von neuem übertäubt, bis die Kraft und die Mittel fehlen, und eine Piſtole, die Seine oder ein Kohlenbecken dem Jammer ein Ende macht. Wie das Individuum, ſo gebärdet ſich die Geſellſchaft als eine Verzweifelte; die Emeuten ſind der Paroxysmus derer, die gewaltſam aus der unglücklichen ſelbſtverſchuldeten Lage herauszutreten ſuchen. Mitunter ziehen die Unglücklichen in die Einſamkeit und begraben ſich einige Zeit unter die Trappiſten. Kurz, es iſt weder Maß noch Ziel, das Weib ſelbſt verliert ſeine Weiblichkeit.

(Fortſetzung folgt.)

Entdeckung des Labyrinths in Aegypten durch den Prof. Lepſius.

(Schluß.)

Es bleibt aber ungewiß, ob dieſes die eigentliche Grabkammer war, da man dieſe mehr in der Mitte der Pyramide erwarten ſollte. Jedenfalls iſt die hiſtoriſche Feſtſtellung des Erbauers durch die aufgefundenen hieroglyphiſchen Namen das wichtigſte Reſultat, das wir überhaupt erreichen konnten; und ſo werden wir auch dieſen merkwürdigen Ort mit größerer Befriedigung verlaſſen, als wir nach den Beſchreibungen unſerer Vorgänger irgend hoffen durften. Dies wird geſchehen, ſobald unſer unermüdlicher und mit großer Treue arbeitender Architekt Erbkam ſeinen Spezialplan des Labyrinths, gewiß eines der merkwürdigſten Blätter unſerer Sammlung, vollendet haben wird. Er ſoll mich auf einer Rundreiſe im Fayum zur Beſichtigung anderer intereſſanter Punkte dieſer Provinz begleiten. So haben wir dann das erſte Stadium (die Pyramidenfelder) vollendet. Mittel-Aegypten werden wir möglichſt raſch durchziehen, um uns in Theben wenigſtens zu orientiren bevor wir die Reiſe nach Meroë antreten, die wir zum April nächſten Jahres zurükgelegt haben müſſen, ehe das feindliche Klima ſeine ganze Stärke an uns erproben kann.«

Aus dem Eingange der intereſſanten Abhandlung über den Bau der Pyramiden, welche Prof. Lepſius der Akademie vorlegt, erſieht man, daß die Expedition bei den Pyramiden von Giſeh 106 Gräber unterſucht hat, von denen nur 3 oder 4 von früheren Reiſenden gezeichnet waren. Faſt alle entfalteten einen Reichthum von hieroglyphiſchen Darſtellungen und Inſchriften, die für Chronologie und Geſchichte, für Kunſt und Sitten, für ägyptiſche Schrift und Sprach-Geſchichte von großer Wichtigkeit ſind. Es iſt eine Sammlung von Original-Denkmälern ſchon in Cairo deponirt, von denen 20 größeren Monumenten angehören und über 30 Kameelladungen ausmachen. Von Papier-Abdrucken der intereſſanteſten

Inſchriften werden ſchon 500 Bogen, von Zeichnungen über 300 gezählt, meiſt in Großfolio. Die Gräber ſind faſt alle von der 4ten und 5ten manethoniſchen Dynaſtie, zwiſchen 3000 und 2500 Jahre vor unſerer Zeitrechnung. Die Camera lucida hat bei dieſen Aufnahmen und Zeichnungen gute Dienſte geleiſtet; die topographiſchen Pläne umfaſſen die ganze Wüſtenküſte, ſo weit ſie mit Pyramiden bedeckt iſt.

Dieſe Monumente folgen ſich auf einem Saume von 4 1/2 geographiſchen Meilen in faſt ununterbrochener Reihe von Abu Roaſch, 3 Stunden nördlich von den Giſeh-Pyramiden, bis nach Dahſchur. Daran reihen ſich ſüdlich noch die einzelnen entfernten Pyramidengruppen von Liſcht, Meidum und im Fayum, in einer Ausdehnung von 10 geogr. Meilen. Herr Lepſius hält die Pyramiden von Sakkara für neuer als die von Giſeh. Die älteſten von allen Pyramiden ſcheinen ihm die beiden großen Stein-Pyramiden von Dahſchur, welche der 3ten manethoniſchen Dynaſtie zuzuſchreiben ſind. Der Abhandlung ſind mehrere Zeichnungen beigelegt, welche beweiſen, daß die Pyramiden von mannigfaltiger Konſtruction ſind, der größere Theil derſelben aber, wie man in der Steinpyramide von Sakkara, in denen von Meidum, Abuſir und Illahun erkennen kann, eine kleinere Pyramide gleichſam zum Kern haben, welcher mantelförmig umgeben, allmählig erhöht und vergrößert wurde.

(Allg. Preußz.)

---

* Mainzer Skizzen.

II.

(Fortſetzung.)

Der Mainzer iſt lebensluſtig. Er weilt gerne, wo der Becher des Genuſſes ſchäumt und trinkt aus demſelben lieber zu viel, als zu wenig. Aber der Mainzer genießt nicht gerne allein, er freut ſich mehr des Mitgenießenden, als des Genuſſes. Der Mainzer verlangt Theilnahme an ſeinen Gefühlen und Anſichten. Was ihn erfreut und betrübt, ſoll auch Andere erfreuen und betrüben. Der Fremde, der nicht mit den Empfindungen des Mainzers ſympathiſirt, oder gar ſich dieſen abhold zeigt, hat hier eine ſchwierige Stellung in ſocialer Beziehung. Ich werde noch ſpäter auf dieſen Punkt zurückkommen. —

Der Mainzer verbindet mit ſeiner Lebensluſt auch einen gewiſſen Hang zur Oſtentation, zu öffentlichen Feſten. Er freut ſich gern in pleno. Jede Gelegenheit zu irgend einer öffentlichen Feſtlichkeit wird in Mainz reichlich ausgebeutet.

Unter den hieſigen Vergnügungsorten heben wir beſonders die neue Anlage hervor, welche einen gewiſſen hiſtoriſchen Ruf hat. Während der Sommerſaiſon iſt hier nämlich jeden Freitag Nachmittag treffliche Blech-Muſik. Fremde, und namentlich Kurgäſte aus den benachbarten Badern, ſtrömen herbei und laſſen ſich von den neugierigen Mainzern betrachten. Die Anlage iſt ein wahres Zauberwort für die Mainzer, beſonders aber für die Mainzerinnen. Kündigt ſich ein Sommerfreitag durch heiteres Wetter an, ſo iſt Alles heiter und ſucht mit einem Vorgenuß des wahren Vergnügens die Kleider aus den Schränken; zeigen ſich aber Wolken am Himmel, ſo umwölkt ſich auch jede ſchöne Stirne, und bittere Zweifel, ob die Muſik ſtattfinden würde oder nicht, bemächtigen ſich jedes zarten Herzchens. Die Mainzer Anlage hat in der That ein ſolches Renommée erlangt, daß ſie in jedem Handbook for travellers zu finden. Sie iſt den Touriſten par excellence ſo bekannt, wie der Corſo in Rom, wie die Bouleoards in Paris. Die Mainzer Anlage bietet an einem ſchönen Sommerfreitag ein höchſt intereſſantes Schauſpiel dar. Hier kann der Phyſiognomiker ſich an der Muſterkarte aller Nationen erfreuen. An dieſem Tiſche ſitzen Franzoſen und ſchwatzen von Guizot, Thiers und Louis Philipp ſo laut, daß ſie faſt die Muſik übertäuben und an dem andern Tiſche ſitzt ein halbes Dutzend Engländer und ſtreckt ein ganzes Dutzend unendlicher Beine vor ſich, daß jeder Vorübergehende darüber ſtolpert. Nur ſelten taucht aus dem ſtillen Meere ihres Innern ein dickes „yes" herauf; nur ſelten ſchmilzt die Rinde dieſer gefrorenen Geſichter; nur ſelten zieht ſich ein Lächeln innern Behagens um den feingeſchnittenen Mund. Der Engländer freut ſich und ärgert Andere ganz im Stillen. Der Engländer betrachtet ſich immer als den Mittelpunkt; alles übrige, glaubt er, dreht ſich nur um ihn; darum beherrſcht er auch wirklich die Welt. Nur die Lumpe ſind beſcheiden. Wir Deutſche ſind leider die Beſcheidenheit ſelber.

Aber außer Franzoſen und Engländern bewegen ſich hier noch Italiener, Spanier, unglückliche, verbannte Polen und verkannte Künſtler, Virtuoſen, Dichter, Staatsmänner und penſionirte Offiziere. Aber auch deutſche Philiſter ſind in der Anlage, und dicke Papa's und dicke Mama's mit Geſichtern, die ſo fettig glänzen, wie junge Pfann-Kuchen, und mit Augen, wie ungeſalzene Kartoffeln. Den ſonderbarſten Anblick gewährt aber in der Anlage das ſogenannte »Landconfect.« Sie ſitzen en famille und bewundern Alles, was ihr Auge erblickt. Da ſitzt der Herr Vater und ſchenkt ſeiner Familie klaren Wein ein und fragt ſeine voluminöſe Ehehälfte, ob ſie ſich amüſire. Und die Ehehälfte, geſchmückt mit goldenen Ketten und unzähligen Ringen, lächelt wie die penſionirte Zufriedenheit und ruft: »Ach, wie ſcheen!« Und die Tochter en grande tenue ſitzt neben dem Väterchen in der Ueberzeugung, die ganze Welt würde ihr geblümtes Kleid bewundern, das wie eine chineſiſche Tapete ausſieht, und ihre goldenen Ohrringe beſtaunen, die wie ſchwere Uhrgewichte herabhängen. Ich ſehe ſie gar zu gerne, dieſe deutſchen Mädchen aus den Provincial-Städtchen. So viel blonde Gutmüthigkeit liegt auf ihren Geſichtern, ſo viel lyriſche Unſchuld blickt aus ihren blauen Augen, daß ſie auch das verderbteſte Herz zu dem Glauben zwingen: es ſey noch nicht alle Tugend von der Erde verſchwunden. —m—

(Fortſetzung folgt.)

*

Digitized by Google

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 96. Donnerstag, 10. Auguſt 1843.

Der lange Ambros.

(Schluß.)

Hierauf erzählte Ambros ſeinen Entſchluß, ſich dem Rothen als vermeintlichen Wilddieb, aber mit einem unbrauchbaren Gewehre zu zeigen und denſelben dadurch, daß er ihm jeden Falls ein beſtimmtes Geſtändniß über deſſen wahrſcheinliches Verbrechen abnöthigte, zu zwingen, von ſeiner ehrloſen Bewerbung um Agnes abzuſtehen. Zugleich bemerkte er, daß er ſeinem Freunde den Rath gegeben habe, ſich auf jede Gefahr mit ſeiner Liebſten bei dem Feſte zu zeigen und zwar auf eine Weiſe, welche ihm die übrigen Gäſte geneigt mache, damit der Falkenwirth, wenn man ihm den Unwerth des Michael vorgelegt hätte, durch die allgemeine Theilnahme gewiſſer Maſſen genöthigt würde, das an ſeiner Tochter und dem Müller verübte Leid wieder gut zu machen.

Man hatte mit großer Aufmerkſamkeit zugehört und begrüßte die beiden Freunde am Schluſſe der von Ambros gehaltenen und genauer in die Einzelnheiten gehenden Rede mit einem lauten Freudenrufe.

Der Lange, welcher, während er ſprach, den Alten noch immer eingezwängt hielt, trat nun mit ganz beruhigter Miene von dem Tiſche, ſchob denſelben bei Seite und ſetzte ſich friedfertig und freundlich zu dem Falkenwirthe, deſſen Aeußeres nun ein deutliches Bild von Niedergeſchlagenheit darbot; denn er hatte ſeinen ſonſt ſo ſtarren Kopf geſenkt und ſchien ſeine Freilaſſung gar nicht zu merken. Es ging ihm, wie es einſt ſeinem Hunde gegangen war; er hatte bisher noch nie einen Widerſtand verſpürt. Deshalb rückte er, als er den Gewaltigen an ſeiner Seite ſah, etwas ängſtlich weiter. Allein Ambros ließ ſich nicht irre machen, ſondern faßte ihn an der Hand und ſagte: Falkenwirth, Ihr habt nie freundlich oder zuthunlich an mir gehandelt.

Ihr habt, um mich zu erniedrigen, einſt Euren Hund auf mich gehetzt und freilich mit ſeinem Verluſte dafür gebüßt. Aber ſeht, da ich nun einmal nicht dafür kann, daß ich ſo ſtark bin, und es mir trotz Eurer Unfreundlichkeit leid that, Euer ſchönes Thier unnütz gemacht zu haben, ſo bin ich nun ſchon ſeit längerer Zeit im Handel um einen eben ſo guten Hund, den ich Euch zum Geſchenke machen will. Bedenkt, Falkenwirth, daß wir alle Tage älter werden. Der böſe Zahn, welcher an Euerm Hausfrieden nagte, iſt nun weggeſchafft, laßt Euerm guten Kinde ſeinen Willen, gebt Agnes dem braven Müller, wie Ihr es früher thun zu wollen ſchienet, und nehmt als ein Zeichen der Ausſöhnung zwiſchen uns meinen braven Hund!

Alle Umſtehenden wurden durch dieſe unverhofft. und von dem biederſten Herzen zeugende Rede gerührt. Der Falkenwirth ſchwankte in größter Verlegenheit hin und wieder und konnte nicht ſprechen, drückte aber zuſtimmend die Hand des Starken, welcher nun voll Freude ausrief: Valentin, komm' her zu deinem Schwiegervater! worauf ſich denn dieſer dem Wirthe, der ſich erhoben hatte, voll Seligkeit in die geöffneten Arme warf.— Das Eis war nun gebrochen.

Ja, ja, rief jetzt der beſonders durch Ambroſens Großmuth bis ins Mark erſchütterte Alte mit überquellenden Augen, ja, ja, ich bin ein verfluchter Dickkopf! Aber wartet nur, wartet! ich bin gleich wieder hier. Sie, Herr Verwalter, bleiben auch da, und Alle, Alle müſſen da bleiben! Alles muß luſtig ſeyn; denn der brummige Falkenwirth will wieder ein Mal frohe Geſichter ſehen! Valentin, leihe mir ein wenig deine Burſche!

Hier ſind wir! jauchzte der immer bereite Max und ſtellte ſich mit ſeinen Kameraden in eine Reihe.

Muſik herbei! rief der Alte wieder, und voraus marſchirt! Wer zurückbleibt, trinkt indeſſen meine Geſundheit. —

Die iſt ſchon getrunken! erwiederte der Alles benützende Max.

Von wem? fragte der erſtaunte Wirth.

Von unſerm Herrn und uns, öffentlich und freudig, ehe Ihr gekommen waret.

Nun, ſo trinkt ſie denn noch Mal! rief der Alte mit minder feſter Stimme, und trinkt auch auf das Wohl des Bräutigams!

Ein allgemeiner Jubel erfüllte den Garten. Der Alte ging ſo munter und ergötzt, als hätte er in ſeinem Leben keine übellaunige Stunde gehabt, mit dem Muſikcorps und den Müllerburſchen nach ſeinem Hauſe, holte die in größter Bangigkeit harrende Agnes, welche ſich nun in dem plötzlichen Uebergange zum Entzücken kaum zu faſſen wußte, und führte ſie mit dem Ausrufe: Es lebe die Braut! dem vor Freude taumelnden Valentin in die Arme.

Wie herrlich der ganze Abend durchlebt wurde, läßt ſich wohl denken. Valentin machte mit der Frau Verwalterin einen Ehrentanz; Ambros ſaß im trauten Geſpräche bei dem Herrn Verwalter, und die gute Agnes, welcher ihre Freundinnen einen in der Eile geflochtenen Kranz von Kornblumen und Roſen aufgeſetzt hatten, wurde von Max und ſeinen Gefährten wie eine Königin geehrt und bedient. Am lebendigſten aber und kaum zu erkennen war der Falkenwirth, welcher, an ſein altes Gewerbe gemahnt, bald hieher, bald dorthin ſchoß und Alle ſo freundlich bewirthete, wie er es früher, als er noch der Bezahlte und nicht der Bezahlende war, Zeit Lebens nicht gethan hatte.

Erſt lange nach Mitternacht begann man ſich zu

Digitized by Google

trennen, und als Ambros und Valentin den Verwalter und deſſen Frau und ſodann Agnes und ihren Vater mit Muſik nach Hauſe geleitet hatten und ebenfalls heimgehend an Valentins Hausthüre Abſchied nahmen, ſchüttelte der Starke ſeinem glücklichen Freunde die Hand und ſagte mit ſeiner biedern Herzlichkeit: Der große Hecht iſt doch gefangen, wenn auch nicht auf ganz ſo leichte Weiſe, wie der geſtrige. Gute Nacht! Gute Nacht!

Franzöſiſche Sittenſchilderungen.

(Fortſetzung.)

Die Damen, welche in der jetzigen Pariſer Geſellſchaft den Ton angeben, ſind keine ſanften und beſcheidenen Weſen mehr; dieſe werden von den Herren am wenigſten aufgeſucht. Schon die jungen Mädchen treten mit Sicherheit auf, lachen und ſprechen laut, urtheilen mit Aplomb, kritiſiren die meiſten Bücher, ſetzen ſich keck ans Clavier, ſingen mit theatraliſchen Gebärden, verdrehen die Augen und empfangen die übertriebenſten Lobſprüche ohne Verlegenheit. Mehr noch als bei dieſen virilen Jungfrauen iſt ſolche Manier bei den verheiratheten Frauen zu bemerken, welche hin und wieder Löwinnen, Tiegerinnen und Pantherinnen genannt werden. Sie bilden eine Minorität, welche von den Herren die meiſte Huldigung erhält; ſie ſind oft nicht die Schönſten eines Zirkels, ſelten die Gebildetſten, nie den beſten Namen tragend; ſie reiten aber gut, fehlen bei keinem Wettrennen, empfangen Herrenbeſuche mit Sporn und Reitpeitſche, ſprechen über Manège und Stallgegenſtände wie ein Reitknecht von Piccadilly, kennen die Technik aller Pferdedreſſur, und gleichen eher neuen Amazonen als jenem Geſchlecht, das „himmliſche Roſen ins irdiſche Leben flicht"; mit den Herrn vertraulich, Handſchlag auf Handſchlag, der Orthographie und dem guten Styl weniger befreundet als den männlichen Kraftausdrücken, mit theatraliſcher Freiheit ein unglaubliches Sichgehenlaſſen paarend, ſo bilden dieſe anmuthloſen Frauen, ſelbſt wenn ſie auf dem Rückzug befindlich, den Mittelpunkt der Pariſer Modezirkel. Daß ſich von ſolchen Damen, deren fünf bis ſechs Namen in Aller Munde ſind, die ächte, weibliche Bildung der Vorſtadt St. Germain, die kosmopolitiſchen Sitten einer eleganten Diplomatie, und die Mütter, denen ihre Familienbildung werth iſt, fern halten, verſteht ſich von ſelbſt. Man findet die Trümmer der ächten franzöſiſchen Geſelligkeit nur in ein paar kleinen engen Kreiſen, deren Eingang den Löwinnen verſagt iſt.

Dieſen Damen gegenüber, die gewiſſermaßen erobernd eintreten, finden wir aber als Contraſt in demſelben Salon eine Anzahl anderer, die von dem diktatoriſchen Weſen der Löwinnen getroffen und eingeſchüchtert die Prüderie ins weite treiben, und dadurch nur beitragen, den Herren das Beſuchen der jetzigen ſogenannten großen oder hohen Geſellſchaft zu verleiden. Eine ſehr angenehme Frau ſagte mir eines Tages: „Was wollen wir armen Frauen anfangen; man beſchäftigt ſich nicht mehr mit uns, ſo müſſen wir wohl Bücher ſchreiben." Dieſe ſchreibenden Damen ſind die unglücklichſten; ſie opfern ſich dem Publikum, meiſt, weil ſie keine andere Wahl haben, und wenn ſie nicht ein großes Talent beſitzen, ſind ſie all den kleinen Armſeligkeiten der Schriftſtellerlaufbahn ohne Schonung für ihr Geſchlecht ausgeſetzt. Man hat oft die litterariſchen Blauſtrümpfe (bas bleus) mit bitterm Spott verfolgt. Wer in einige dieſer trüben Exiſtenzen geblickt, der möchte ſie aus innerſter Seele bemitleiden. Wie iſt die arme Herzogin v. Abrantes geſtorben! Man wollte ſie Sparſamkeit lehren, ſie die Tochter der Komnenen — es war zu ſpät! Sie ſchrieb und ſchrieb ſich die Finger matt und wund, arbeitete wie ein Taglöhner um ihr tägliches Brod, borgte bald da, bald dort, und ſtarb, nachdem ſie ſich vergebens in die Flitter des ehemaligen Glanzes verhüllt hatte, um ihr Elend zu verbergen. Hatte ſie wirklich Talent? Mein Gott, ſie hatte keine Zeit es zu offenbaren, denn ſie mußte das Schreiben handwerksmäßig treiben. Frau v. Abrantes war übrigens nie, was man eine Frau von vollkommenem Ton nennen möchte. Die enge ausſchließlich legitimiſtiſche Geſellſchaft war ihr nie viel geöffnet. Mad. Recamier iſt noch immer das einzige Muſterbild, welches als Reliquie lebt, und ſo ſchön und elegant in der Abbaye aux Bois ſterben wird, als ſie lebte. Chateaubriand wird ihr die kleine weiße Hand zuletzt küſſen, und die größten Namen Frankreichs werden die Trauerkränze für ſie flechten. Und doch iſt ſie keine geniale Frau, keine große Künſtlerin, keine berühmte Schriftſtellerin, keine Fürſtin; ſie gebietet nicht über Millionen. Worin lag ihr Zauber? Sie war ein Weib, die vollendete Grazie der Weiblichkeit. Unſere jetzigen Löwinnen wiſſen nichts von dem Liebreiz der Stimme, von jener ſanften Melodie, die ſich unwiderſtehlich in das Herz ſchmeichelt, von jenem allgemeinen Wohlwollen des Gemüths in der herrlichſten Faſſung der Körperform.

Vor einiger Zeit begegnete ich dem Capitän R. in einem kleinen ſehr beſcheidenen Salon, wo man noch plaudert und ſich unter Bekannten findet. Der gute Officier erklärte mir ſein ſeltſames Syſtem über die Frauen, und behauptete die verſchiedenen Pferderaçen ſtänden in demſelben Verhältniß unter einander, wie die Frauen der verſchiedenen Völker. Das andaluſiſche Pferd ſey ſchön und feurig wie die Andaluſierin, das arabiſche Roß gleiche der Araberin, das engliſche der Brittin. Ich weiß nicht, ob dieſe Behauptung originell iſt; Widerſpruch möchte ſie genug erfahren, namentlich von den Franzöſinnen. Die jetzigen Tonangeberinnen haben den Vergleich mit den ſchönſten Hausthieren verſchmäht, und lieber wilde Thiere, die Löwen, die Panther, die Tieger als Beziehung gewählt; daher ſtammt auch das ſchöne Lied:

Connaissez-vous à Barcelone
Une Andalouse au teint bruni,
Pâle comme une nuit d'automne?
C'est ma maîtresse, ma lionne,
La Marquise d'Aguedy.

Die Löwin raucht auch, oder vielmehr ſcheint ſich mit der Cigarritto zu gefallen. Bei einigen ſpaniſchen, mexikaniſchen und braſiliſchen Damen iſt dies keine Affectation; bei einigen Künſtlerinnen, die viel Herren empfangen und gerne artiſtiſche Freiheit dulden, iſt der Cigarrito zu entſchuldigen, ſo wenig er unſern europäiſchen Sitten zuſagt. In Mexico iſt der Tabakrauch ein Bedürfniß, eine Sitte; er verjagt die Muskitos, und iſt für die Geſundheit ſelbſt nützlich; in Paris kann man ſich

Digitized by Google

an einer genial-excentriſchen Frau, die ihresgleichen ſucht, das männliche Kleid und die ſilbernen Cigarrenhalter gefallen laſſen, denn Genie bleibt ſelbſt mit kleinen Anſtößigkeiten Genie, und ihm muß auch die Convenienz den Hof machen; aber wenn jene Närrinnen, welche ſich eine originelle Färbung geben wollen, ungraziös und wie ungezogene Jungen und in ihren Salons auf den Divan nachläſſig hingeſtreckt, den Rauch emporblaſen, ja, wenn ſelbſt jene kleine Schmetterlinge von Griſetten ſchlechten Tabak in kleine Papierrollen kneifen und in öffentlichen Gärten mit ihren Begleitern um die Wette ſchmauchen — da muß ſolche Affenkomödie gegeißelt werden von allen denen, die nicht bald Dragonerwachtmeiſter am Strickrahmen und Cuiraſſierlieutenants mit Häkelarbeit erblicken wollen. Börne ſchrieb einſt: „Die zierlichen Franzoſen rauchen nicht"; jetzt hat ſich das geändert, ſo, daß man ſagen könnte: welcher zierliche Franzoſe raucht nicht?

Wenn die Damen ſich immer mehr über die Unliebenswürdigkeit der Herrenwelt beklagen, ſo tragen ſie doch gar oft ſelbſt die Schuld. Bei den Pariſer Löwinnen iſt von Liebe wenig die Rede; es ſind ſogenannte ſtarke Frauen, Mannweiber: das Gefühl iſt ihnen zuwider, ſie haben ihre Pferde lieber als ihre Männer. Offenbart der Styl das innerſte Weſen des Menſchen, ſeine Seele, ſo haben die Löwinnen ſicher keine Seele, denn ſie ſchreiben grauenvoll. Heine wollte ſogar von den franzöſiſchen Mädchen im Allgemeinen behaupten, ſie liebten nicht. Gegen dieſe Behauptung ſprechen die vielen Selbſtmorde aus Liebe, die vielen Opfer, welche die franzöſiſchen Mädchen ihren Geliebten bringen, ſelbſt die Courtiſanen. Die franzöſiſche Liebe äußert ſich nur heftiger und ſinnlicher; die der deutſchen Mädchen iſt reiner und träumeriſcher. Die Treue herrſcht in Deutſchland vor; die Liebe aber den Franzöſinnen abſprechen, hieße ihre Exiſtenz läugnen. Selbſt die Löwinnen haben einmal geliebt, aber jetzt, da ſie Löwinnen ſind, haben ſie keine Zeit mehr: ſie müſſen ihre Modeherrſchaft aufrecht halten.

(Schluß folgt.)

Correſpondenz.

Frankfurt, 7. Auguſt.

Saphir erntete in ſeiner erſten Vorleſung am Freitag viel Beifall und auch heute wird ſeiner zweiten Vorleſung ein zahlreiches Publikum nicht fehlen. Was man auch vom literariſchen Standpunkte aus gegen die Vorleſungen Saphirs geltend machen will, muß man doch zugeſtehen, daß ſein Witz, wenn auch nicht immer tief, doch unerſchöpflich iſt und meiſtens zündet. Der Damen-Welt ſpricht die zarte Weiſe, wie er die Gefühlsſaiten tonen läßt, auch ſehr an. In Wiesbaden las Saphir am Samstag mit Beifall und gibt nächſten Freitag eine »Akademie« im Kurſaale. — Der Tenoriſt Wurda von Hamburg, der nicht ſowohl durch ſeine Stimme, als vielmehr durch ſeine Darſtellungsgabe und einen gefühlvollen Vortrag ausgezeichnet ſeyn ſoll, wird auf unſerer Bühne fünfmal ſingen. — Der Wiener Komiker Wallner wird Ende dieſes Monats hier eintreffen und ſoll auf ein Jahr engagirt ſeyn. Daraus wäre abzunehmen, daß man die Wiener Poſſen hier einbürgern wolle, ein Verſuch, der nicht gelingen wird. —ſſ—

*

Mainz, im Auguſt.

Euterpe iſt wieder los! Der muſikaliſche Himmel der freundlichen Gutenbergſtadt hängt voll Geigen, Trommeln und Poſaunen. Jeder Muſikfreund bedauert ſchon von ganzem Herzen, daß er nicht mit einigen Ohren mehr auf die Welt gekommen, ſo viel gibt es hier zu hören. Vorigen Sonntag, den 20. Juli, hat die hieſige Liedertafel in Verbindung mit dem Damengeſangverein und dem Inſtrumentalmuſikverein in dem Akademieſaale des ehemaligen kurfürſtlichen Schloſſes Händels Alexanderfeſt aufgeführt. Der Beſuch war ſpärlich und die Execution des unſterblichen Tonwerkes kaum leidlich. Statt der Plätze waren die Stimmen belegt, und dem Ganzen fehlte das Ineinandergreifen des Einzelnen. Der Kunſtfreund verließ den Saal unbefriedigt. Dilettanten ſollten ſich nie an ſolch ſchwierige Meiſterwerke wagen. Einige Tage ſpäter gab der ehemalige hieſige Chordirektor Bärwolf eine Abend-Unterhaltung, in welcher, außer dem trefflichen Sänger Lang, beſonders Madame Bärwolf, geborne Kramer, mitwirkte. Madame Bärwolf hat eine ſehr ſchöne Stimme, der nichts als einige Ausbildung fehlt, um vortrefflich genannt zu werden. Sie hat an jenem Abend zwei Arien geſungen und ſich Beifall in aller Fülle erworben. Herr Bärwolf, der als zweiter Chordirektor an der italieniſchen Oper in Paris angeſtellt iſt, reiſt jetzt mit ſeiner jungen Frau dahin, wo dieſe bald Gelegenheit genug finden wird, ſich zu einer vollkommenen Künſtlerin auszubilden.

Nächſten Mittwoch, den 9., bietet ſich uns wieder ein eigenthümlicher Genuß dar. Die Gebrüder Levy veranſtalten ein Concert im großen Caſino-Saale und S a p h i r w i r d l e ſ e n. Der berühmte Humoriſt lieſt aus Gefälligkeit gegen die Concertgeber, welche ſeine Landsleute ſind. Saphir hat Freitag in Wiesbaden geleſen und Lorbeeren und Kronenthaler reichlich eingeärndet. Ich werde Ihnen über den Erfolg der Saphir'ſchen Vorleſung in Mainz, wo das nil admirari zu Hauſe iſt, baldigſt berichten.

Am 3. Sept. wird die Welt, welche mit Brettern vernagelt iſt, ich meine unſer Stadttheater, wieder eröffnet. Wir wollen die Vergangenheit vergeſſen, wenn Hr. Remie uns nur für die Zukunſt etwas Erkleckliches bietet. Hr. Remie iſt ein ſehr, ſehr ſparſamer Mann. Bei ihm muß die Kunſt mit der Oekonomie ſtets Hand in Hand gehen. Er kommentirt ſich den Spruch: ars longa, vita brevis auf ſeine eigene Weiſe. Er denkt, wenn er zu viel für die Kunſt thut, hat er zu wenig, um zu leben. So ſehr Unrecht hat Hr. Remie juſt nicht. — —m—

*

Arnſtadt, 5. Auguſt.

In dem Naturaliencabinet in Sondershauſen, worin auch der ſo genannte Götze Püſtrich verwahrt wird, befand ſich auch die Rüſtung des Kaiſers Günther von Schwarzburg. Man that und thut ſich was zu gut darauf, daß aus dem Hauſe Schwarzburg einſt ein Kaiſer hervorging, wenn er es auch nur 6 Wochen lang war; ſeine Rüſtung war daher ein werthvolles Alterthumsſtück, welches ein halbes Jahrtauſend lang die Familie verwahrte. Dieſes Pretioſum wurde vor einem Jahre an einen Antiquitätenhändler in Erfurt für 40

Digitized by Google

Louisd'or verkauft. Das konnte nun eigentlich gar nicht geſchehen, da jenes Cabinet nach der neuen Verfaſſung zum Kammergut gehört, welches nicht veräußer werden darf, indeſſen geſchah es doch. Bald aber trat Reue ein, dies gethan zu haben, und man verlangte gegen Rückgabe der 40 Louisd'or das alte Pachtſtück zurück. Der Erkäufer kannte deſſen Werth zu gut, als daß er ſich dazu hätte bereit finden laſſen, war indeſſen doch geneigt, wenn man es ihm wieder für 11000 Thlr. abkaufen werde. Die Forderung war zu enorm; man bot jedoch 2000 Thaler. Ob der Handel noch zu Stande gekommen, weiß ich bis jetzt nicht, theile Ihnen aber vom Reſultate das Weitere mit.

Daß der jetzige Sommer auch hier, beſonders da wir dem Gebirge ſo nahe liegen, ein ſehr naſſer, unbeſtändiger war und es wahrſcheinlich bleiben wird, muß ich leider berichten. Regen und immer Regen und dabei eine Temperatur, daß wir oft zum Ofen unſere Zuflucht nehmen mußten und daß die Beſucher der in unſerer Nähe liegenden Waſſerheilanſtalten in Ilmenau und Ilgersburg faſt in Verzweiflung geriethen. Es thut wirklich Noth, daß unſere Naturweiſen und Chemiker ſich aufmachen, um die Aufgabe des Wettermachens zu löſen. Hat doch der Menſch ſo manche rohe Naturkraft ſchon zu bändigen und ſich unterthänig zu machen gelernt, warum ſollte es ihm mit Wind und Wetter nicht auch gelingen? Im vorigen Sommer Mangel, in dieſem Ueberfluß an Regen; das iſt doch offenbar keine richtige Eintheilung und legt es dem Menſchen ſo recht handgreiflich und unabweislich nahe, daß er ſich Mühe gebe, die Mittel ausfindig mache, nach ſeinem Ermeſſen nur zu ſeinem Beßten Dünſte zu binden und zu löſen, die zwiſchen Himmel und Erde ſchweben, zur Atmoſphäre der Erde, mithin zu dieſer und nochmals mithin zu der Domäne gehören, über welche der Menſch Herr ſeyn, die er ſich unterthänig machen ſoll. Friedrich II. ließ der Kanonen Mündungen nach dem bedeckten Himmel richten, um heiteres Wetter zu erhalten und er erhielt es. Sollte man nicht auf dieſem erfahrungsmäßigen Factum fortbauen oder weitergehen können? Sollte es nicht im umgekehrten Falle, wenn, wie im vorigen Sommer, die Dünſte ſo feſt gebunden bleiben, daß ſie immer und immer nicht dazu kommen können, ſich zu löſen und tropfbar niederzufallen, kein Mittel geben, den Dunſtkreis zur Entbindung zu zwingen?

Wir werden es wohl nicht erleben, aber unſere Nachkommen werden ein neues Beamtenheer entſtehen ſehen, wenn die Wettermacherwiſſenſchaft entdeckt und feſt begründet iſt. Vielleicht ſchon unſere Enkel finden einmal eine gute Verſorgung im Departement der Wind- und Wetterverwaltung. Eine Zeit der allgemeinen Verwirrung und des Widereinanderſtrebens wird freilich vorausgehen, ehe man ſich eint. Während wir hier auf dem Thüringerwalde Sonnenſchein bewirken, macht man im benachbarten Weimar Wind und in Meiningen läßt man regnen. Indeſſen wird ja wohl der gewaltige Aſſociationsgeiſt unſerer Tage auf kommende Geſchlechter übergehen, und, wie wir den deutſchen und reſpective thüring'ſchen Zoll- und Handelsverein nach unſäglichen Wehen und Kampfen entſtehen ſahen, ſo werden unſere Kinder einen Wind- und Wetterverein, einen europäiſchen Congreß der Wettermacher erleben. Wie viel wird dadurch das menſchliche Leben an Annehmlichkeiten erleben, und welchen reichhaltigen Stoff wird dies nicht für die Zeitungsſchreiber geben, die jetzt bei den langweiligen Friedensjahren von Schlachten und Belagerungen gar nichts berichten können. Auch der Kälte und Wärme Herr zu werden, ſteht ſpätern Geſchlechtern in Ausſicht. Wahrlich, bei dieſen Betrachtungen wandelt einem die Sehnſucht an, noch nicht da zu ſeyn, in zwei-, dreihundert Jahren erſt auf der Erde zu erſcheinen, wo es ein Götterleben ſeyn muß, Menſch zu ſeyn. —d—

✡

Notizen-Blatt.

(Für Damen.) Unter mehreren Völkern exiſtirt der poetiſche Aberglaube, daß jeder Monat im Jahre dem Einfluſſe eines koſtbaren Steines und jede Perſon dem Einfluſſe des Monats, in welchem ſie geboren, unterworfen ſey. So iſt die Sitte entſtanden, daß ſich Freunde, Verwandte, beſonders Verlobte gegenſeitig an Geburtstagen mit dergleichen bedeutſamen Steinen zu beſchenken pflegen, und man ſagt, daß die Wünſche, welche das Geſchenk begleiten, dann das Orakel eines ſolchen Talismans um ſo eher in Erfüllung gehen laſſen. Unſere Leſerinnen werden es nicht ungern ſehen, wenn wir ſie mit der Bedeutung der einzelnen Steine bekannt machen.

1) Januar: der Granat oder Hyacinth bedeutet feſte und unter allen Umſtänden des Lebens unverletzliche Treue und Redlichkeit.

2) Februar: der Amethiſt ſchützt vor heftigen Leidenſchaften und bewahrt die Ruhe des Herzens.

3) März: der Blut-Jaspis iſt ein Emblem des Muthes in Gefahr und der Ausdauer in ſchwierigen Unternehmungen.

4) April: der Diamant oder der Saphir deutet auf Unſchuld und Reinheit der Seele, oder auf Reue nach einem begangenem Fehltritt.

5) Mai: der Smaragd bezeichnet glückliche Liebe.

6) Juni: der Achat verſpricht eine unverletzbare Geſundheit.

7) Juli: der Carneol iſt das Symbol glücklicher Vergeſſenheit von Schmerzen, die uns von geliebten Perſonen bereitet worden ſind.

8) Auguſt: der Sardonix verkündigt ein dauerhaftes Glück.

9) September: der Chryſolith ſchützt gegen thörichte Handlungen und unüberlegte Schritte.

10) Oktober: der Opal iſt das Bild einer Seele, die im Unglück nicht verzagt.

11) November: der Topas iſt das Symbol beſtändiger Freundſchaft.

12) Dezember: der Türkis oder Malachit verſpricht die Erfüllung der theuerſten Hoffnungen.

✡

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 97. Sonntag, 13. Auguſt 1843.

* Die Minne- und Meiſter-Sänger Frankens.

Von Dr. Reuß.

Die hier mitgetheilten kurzen literär-hiſtoriſchen Skizzen wollen als Nachträge und Berichtigungen jener gleichnamigen kleinen Druckſchrift Oberthür's vom Jahre 1818 angeſehen werden, in welcher dieſer um ſein Vaterland hochverdiente Gelehrte aus dem Kreiſe der Unſterblichen den Dichterſegen über ſein geliebtes Franken herabfleht. Mögen dieſe Zeilen Veranlaſſung geben zur Erforſchung und Sammlung noch ſo vieler hin und wieder zerſtreuten Nachrichten und literariſcher Denkmäler unſerer vaterländiſchen Sänger und zugleich als Vorläufer die Kunde bringen von der bevorſtehenden Denkmal-Weihe, welche das Andenken an den Koryphäen der deutſchen Lyriker, den Würzburg wohl mit gerechtem Stolze den Seinen nennen darf, verewigen ſoll.

1. Herr Walther von der Vogelweide.

Wer leitet nun der Dichter Schaar,
Wer weiſet dies Geſinde?
Ich wähne, ich ſie wohl finde,
Die die Paniere führen ſoll.
Ihre Meiſterin kann es wohl,
Die von der Vogelweide.
Hei, wie die über die Heide
Mit hoher Stimme ſchallet,
Ich meine aber in dem Tone
Da her von Cicerone,
Da die Göttin Minne
Gebietet außen und inne:
Die ſoll ihre Leiterin ſeyn.

(Gottfried von Straßburg.)

Ueber den Geburtsort dieſes Chorführers der deutſchen Dichternachtigallen herrſcht Dunkel, welches den Gelehrten Veranlaſſung gab, ſeine Heimath verſchiedenen Ländern Deutſchlands zu vindiciren. Urkundlich laſſen ſich zwei Höfe zu der Vogelweide in Würzbueg nachweiſen (einer in der Elephantengaſſe IV. Diſtr. Nr. 282., der andere in der Hörleinsgaſſe); ein Datum, welches, an die gleichfalls durch Dorumente bewährte Grabſtätte Walthers im Kreuzgange des Neumünſters gereiht, mit größter Wahrſcheinlichkeit die Behauptung auszuſprechen erlaubt, daß unſer gefeierter Lyriker auch aus Würzburg ſelbſt ſtamme. Sein Geburtsjahr mag zwiſchen 1160—1170 fallen. Walther war ritterlicher Abkunſt, doch keineswegs im Beſitze irdiſcher Glücksgüter. Mangel mochte ihm gebieten, nach dem Beiſpiel anderer Zeit- und Kunſtgenoſſen als ritterlicher Sänger an gaſtfreien Fürſtenhöfen ſich den Unterhalt zu ſuchen. Weite Wanderungen von Frankreich bis nach Kleinaſien führten ihn auch an den wonnigen Hof Herzogs Friederich nach Wien, wo er ſich zum vollendeten Dichter heranbildete. Vom Jahre 1198 an fand Walther Aufnahme am kaiſerlichen Hofe als Dienſtmann; um 1207 wohnte er dem Sängerkriege auf der Wartburg bei und erhielt ein Reichs-Lehen von Kaiſer Friedrich II. Dieſen hochherzigen Monarchen begleitete er im Jahre 1228 auf ſeinem Kreuz-Zuge nach Paläſtina, zu welchem er ganz Deutſchland durch treffliche Kreuzlieder begeiſtert hatte. Nach Walthers Ruckkehr finden wir keine beſtimmte biographiſche Daten mehr in ſeinen Gedichten. Der Truchſeß von St. Gallen betrauert um 1230 Walthers Hingang in einem rührenden Klagegeſange. Wahrſcheinlich hat Walther als Kanoniker des Stiftes zum neuen Münſter ſeine Tage beſchloſſen. Im Kreuzgange des erwähnten Stiftes ſah noch der Fuldiſche Hiſtoriker Schannat auf einem Pfeiler das bekannte leoniniſche Tetraſtichon, während auf dem unter einer Linde in Mitte des ſogenannten Luſemgartens (jetzt Grasplatz hinter der Neumünſterſchule) befindlichen Leichenſtein die nach Gropp im Teſtamente verordnete Vogelweide ſtattfand. Walther war ein Dichter im höchſten Sinne des Wortes, welcher mit allen leiblichen und geiſtigen Sinnen die Gegenwart lebhaft umfaßte, und zugleich entzuckt darüber hinausblickend, wie im Spiegel das Ewige erſchaute; ſeine hohe Meiſterſchaft rühmten zu allen Zeiten ſeine Kunſtgenoſſen. In der neueſten Zeit wurde ihm ein Ehrenplatz in der deutſchen Walhalla; auch der hiſtoriſche Verein dahier beabſichtigt demnächſt durch Errichtung eines würdigen Denkmales, den Manen des gefeierten Sängers die Huldigung der dankbaren Nachwelt zu erneuern.

(Fortſetzung folgt.)

Franzöſiſche Sittenſchilderungen.

(Schluß.)

Im vorigen Jahrhundert verſammelten ſich die Bürgerfamilien am Sonntag in ihrem Kreiſe, und jeder brachte zu dem Abendeſſen die Heiterkeit und den Appetit, welche man heute gegen rauſchende Vergnügungen, Bälle und Abendgeſellſchaften vertauſcht hat. Dieſes Familieneſſen war eine gütige Vorſicht für die Schöngeiſter und armen Schriftſteller. Jetzt ſtirbt das Familienleben

in Frankreich immer mehr ab, die häuslichen Kreiſe ſind verödet und die Cafés ziehen die Alten dahin, wo der politiſche Schwätzer herrſcht, die Jungen dahin, wo ſie mit Wüſtlingen, wo nicht Gaunern zuſammentreffen und ſich zu allerlei Orgien verleiten laſſen.

Man würde übrigens irren, wenn man glaubte, es gäbe nicht einige Winkel in Paris, wo man der Tyrannei der ſich populär nennenden Sitten entgehen könnte. Paris iſt zu reich, zu groß und zu bunt, um nicht auch Ruhepunkte zu bieten, wo jede Berührung mit den Löwen und Löwinnen des Tags vermieden wird, und ſolche nur dann und wann bei großen Feſten als eine Curioſität, oder wegen officieller Rückſichten eingeladen werden. Es gibt aber auch eine ſo hermetiſch geſchloſſene legitimiſtiſche Geſellſchaft, daß ſelbſt dieſe Berührung ganz vermieden werden kann. Die Fremdenzirkel in Paris, namentlich die anglo-amerikaniſchen Familien, bilden wieder eine beſondere Sphäre, die großen ruſſiſchen und einige diplomatiſche Familien ebenfalls. Die Gräfin Appony hat ihre kleinen und großen Zirkel, die erſten viel legitimiſtiſcher, die zweiten mehr gemiſchter Art. Die Gräfin wählt mehr bei ihren Einladungen, die engliſche Botſchaft dehnt die ihrigen mehr aus; der Ton in beiden Zirkeln ſteht in demſelben Verhältniß. Man hat den höhern Ständen ihre Vorrechte genommen; das Angeborne und Anerzogne des guten Tones hat man ihnen beſonders in Frankreich nicht nehmen konnen, und die Geldariſtokratie iſt noch lange nicht ſo weit, ſich in jenen Vorzug mit den alten Geſchlechtern zu theilen. Sie müßte ſich dann freilich etwas mehr bemühen, auch Intelligenzariſtokratie zu werden; aber da heißt es: wozu Intelligenz, da wir das Geld beſitzen! Darum iſt ſie der armen Intelligenz gegenüber ſtets protertoriſch, und wird eben ſo gehaßt, wie die franzöſiſchen Künſtler die engliſche Geſellſchaft haſſen, wo ein Künſtler wie ein Bedienter zur Unterhaltung gemiethet und bezahlt wird, je nachdem er in Mode iſt oder Relief oder Beſchützerinnen beſitzt. Es gibt in Paris jetzt kein Haus, wie einſt das der Frau v. Arnſtein und ſelbſt das der Familie Geymüller in Wien, keine jener in einigen Gegenden Deutſchlands ſogenannten zweiten Geſellſchaft. In Berlin iſt jener zweite Zirkel, der nicht zur eigentlichen Hofgeſellſchaft gehört, beſonders geiſtig ausgezeichnet, obgleich ein Pariſer berühmter Profeſſor L . . . . . r, dem eine ſolche Berliner Notabilität einen langen Beſuch abgeſtattet, über die Unterhaltung befragt, erwiederte: „Mr. de R . . . . r m'a parlé pendant plus d'une heure, mais il ne m'a rien dit.“ In den Pariſer Salons würde eine ſolche einſchläfernde Beredtſamkeit wenig Zuhörer finden und zur Deſertion einer ganzen Geſellſchaft auffordern, da ſchon die univerſelle Unterhaltungsgabe Humboldts nur halb anſpricht. Ein Mann wie Humboldt braucht freilich die Salons nicht, um Zuhörer zu finden. Seine Unterhaltung iſt eine Miſchung von deutſcher Wiſſenſchaft und franzöſiſcher Eleganz. Der Gelehrte und der Weltmann ſind verſchmolzen und beide zum gegenſeitigen Vortheil. Herr v. Humboldt hat nur einen leichten Accent, ſpricht aber das Franzöſiſche mit Geläufigkeit, und würzt, was er erzählt, durch eine eben ſo große Erfahrung als ein ſtaunenswerthes Gedächtniß. Seine edlen und humanen Anſichten ſind bekannt. Wenn man in Paris Hrn. v. Humboldt, um etwas Schatten zu ſo vielem Lichtglanze zu fügen, vorwarf: er höre ſich gern ſprechen, ſo theilt er darin nur daſſelbe Loos wie alle großen Männer ſeiner Art. Auf jeden Fall kann man aber nur lernen, wenn man ihm nur zuhorcht, und wenn man mit einem Humboldt ſpricht, ſo iſt es ſicher nicht, um ihm gegenüber das Hauptwort zu führen. Arago ſpricht auch viel, obgleich er ſicher für die Wiſſenſchaft nicht das geleiſtet, was Humboldt geboten. In Arago hebt die politiſche Partei den Werth des Gelehrten in ihrem Intereſſe noch höher. Als Profeſſor Gans zuletzt den Salon der Mad. Recamier beſuchte, iſt ihm die Gerechtigkeit nicht verſagt worden; Chateaubriand war damals kränklich. Er ſagte mir über Gans: „Er ſpricht etwas viel, aber er blitzt auch.“ Gans hörte ſich allerdings äußerſt gern reden, ſein Urtheil war ſcharf, ſelbſt hart, ſein perſönliches Auftreten im höchſten Grade ſelbſtgefällig und ohne alle Anmuth. Was ihm in der äußern Bewegung, ſelbſt in der Haltung fehlte, erſetzte er durch praktiſche Auffaſſung und Kenntniſſe. Die Polemik behagte ihm ungemein; wäre Berlin ein conſtitutioneller Mittelpunkt geweſen, ſo hätte Gans eine große Rolle geſpielt. Reden ſich aber liebte er in den Salons ungern eine Größe anderer Art. Wenn er die Rede an ſich brachte, war es ſchwer, ſie ihm wieder zu entreißen. In Paris iſt die Rede ſo ausgebildet, daß ſich in den kleinſten Salons einige tüchtige Sprecher finden. Eines Tags wurden durch einen Verſtoß der Wirthin Beranger und Balzac zumal eingeladen, obgleich man ſehr wohl wußte, daß beide gern das Wort führen und allein glänzen. Die Geſellſchaft hatte ſich im voraus einen großen Genuß verſprochen. Alle Welt ward enttäuſcht. Beide, der große Dichter und der geniale Schriftſteller, fühlten ſich nicht in ihrem Elemente. Man beobachtete ſich ziemlich fremd, wechſelte einige gewöhnliche Redensarten, und das ganze Diner blied ſteif und kalt.

Die Schriftſtellerwelt nimmt mit ihren Perſönlichkeiten eine wichtige Stellung ein, mehr jedoch in der Journaliſtik als in dem geſelligen Leben. Die Pariſer Schriftſteller beſuchen wenig die erſten Zirkel und beſten Geſellſchaften, was auch darüber geſchrieben und geſprochen worden. Es gibt ſo viele Marquiſen und Herzoginnen in Paris, daß ein Schriftſteller ſogar in ſeinem Salon einige Zeit eine ſolche präſidiren ließ, aber dieß bildet noch keine gute Geſellſchaft. Die Schriftſteller ſelbſt haben ſich eine beſondere Geſellſchaft, eine künſtleriſche gebildet, die ſicher nicht ohne Reiz und nie ohne Neuheit iſt. Es gibt eine große Anzahl elegant und reich geſtellter Theaterdamen, ſo wie viele Frauen reicher Autoren, Buchhändler, Künſtlerinnen aller Art, welche beſondere Zirkel haben, und ſtets die Elite der Schriftſtellerwelt ſehen. Dieſe Zirkel ſind reich an Geiſt, ſehr ungenirt und bilden die ſogenannte Künſtlergeſellſchaft. Man findet unter den Herren dort auch Diplomaten und höhere Beamte. Einige Schriftſteller, wie Victor Hugo und noch mehr Alfred de Vigny, einer angeſeheneren Familie angehörend, leben mehr zurückgezogen. Eine andere Sphäre, welche ebenfalls von den Schriftſtellern, ſo wie von gar vielen Ariſtokraten ſtark beſucht wird, ſind die Zirkel der ſogenannten femmes galantes. Der Luxus dieſer Damen iſt noch immer groß, wenn auch nicht mehr ſo koloſſal wie zur Zeit der kaiſerlichen Siege, wo Deutſchland und Italien die Brillanten bezahlten. Dieſe Damen, ſo wie ein Theil der Operntänzerinnen haben ihre eignen Kreiſe. Unter den femmes galantes von Paris iſt die größte Menge ſchöner Frauengeſtalten. Bildung findet man da wenig, äußere Form mehr. Die Toiletten dieſer Damen ſind

Digitized by Google

die reichſten und geſchmackvollſten in Paris; wir kennen ein Boudoir, welches mit Hermelin tapezirt iſt. Einige dieſer Damen ſind nicht mehr jung, ſie erſetzen dieß durch Gewandtheit und Menſchenkenntniß. In keiner Hauptſtadt Europa's iſt dieſe Klaſſe von Frauen zahlreicher. Sie ſinken oder ſteigen oft ſeltſam raſch; ſie zerfallen in verſchiedene Klaſſen, und reihen ſich in ihren letzten Stadien den gänzlich verlornen Geſchöpfen an, welche Heine die Schnellläuferinnen der Liebe nannte. Einige ruſſiſche Adelige, einige bekannte deutſche Namen, vorzüglich aber reiche Engländer und Spanier ſpannen ſich an den Triumphwagen der femmes galantes, auch femmes entretenues genannt. Dieſe bewohnen meiſt die Chauſſé d'Antin, und die Bälle, welche einige ältere Damen dieſer Kategorie veranſtalten, gehören zu den wunderlichſten Schauſpielen, welche einem Fremden zu Theil werden können. Der Ton in ſolchen Salons iſt äußerſt elegant, es fehlt dort weder Livree noch irgend eine Art von Collation oder Souper. Die Herrenwelt iſt ſtets eine Auswahl von Namen, Eleganz und Reichthum. Man muß eingeführt werden, und bezahlt einen oder ein paar Napoleons für den Abend. Oft ſind dieſe Salons ein Muſter von Luxus und der Zudrang bedeutend. Die Etabliſſements dieſer Art, einige ſelbſt ziemlich theure Mittagstafeln gebend, fallen aber auch leicht zuſammen.

Vor den Salons zweiten und dritten Ranges dieſer Kategorie muß ſich jeder Fremde ſorglich hüten. Sie ſind von Induſtrierittern und gut gekleideten Spielern von Profeſſion, ſowie von andern Vampyrn beſucht. Die Polizei tolerirt nämlich ſeit der Schließung der Spielhäuſer, wenn auch nicht officiell, doch im Geheimen mehrere Salons, wo Damen von abenteuerlicher Lebensart Einheimiſche und Fremde empfangen. Die Häuſer dienen der Polizei theils zur politiſchen theils zur moraliſchen Beaufſichtigung von Paris. Sie beſtanden unter Hrn. v. Sartine, ſpäter unter dem Directorium, ſodann unter Fouché zur Zeit der Reſtauration, ſo wie nach der Juliusrevolution. Erhebt ſich eine Klage gegen ein ſolches Haus, iſt ein Fremder oder ein Beamter oder ein Sohn von guter Familie dort geplündert worden, ſo wird das Haus geſchloſſen oder vors Polizeigericht geladen. Das Directorium trieb die Beſtechung und die Polizeibeaufſichtigung dieſer Art beſonders weit. Man hatte damals, wie jetzt, Salon-Conſpirateurs und Straßen-Conſpirateurs. Beide wurden oft von verſchiedenen Arten von Agenten beobachtet. Zur Zeit von Barras hielt die Marquiſe von R. offene Tafel, wo junge hübſche Frauen, Diplomaten ꝛc. ſich einfanden. Alles was geſprochen wurde und irgend eine Wichtigkeit hatte, wurde von der Marquiſe und ihren Vrrtrauten, ſelbſt von einer Gegenpolizei notirt. Die Polizeiroutine iſt dieſelbe geblieben, doch werden die höheren Klaſſen nur ſelten von dieſer Art Polizei beläſtigt, oder gewahren dieſe Beaufſichtigung gar nicht, deſto mehr aber die unteren Klaſſen, weßhalb dieſe auch die Polizei nicht etwa für eine nützliche, ſondern für eine gänzlich verderbte Inſtitution hatten und ſchon gegen den Namrn Polizei einen tiefen Groll tragen. So zweideutig die von der Polizei geduldeten Häuſer auch ſind, ſo erſcheinen ſie doch bei weitem gefahrloſer als die gänzlich geheimen Spielhäuſer und Mittagstafeln, wo die Polizei nicht immer von dem Vergangenen unterrichtet werden kann. Dieſe Schlupfwinkel verworfener Intrigue ſind nicht gering an Zahl, und mehr oder minder mit äußerlichem Luxus gehalten. In dieſe Klaſſe gehören ſchon die offenbaren Gauner, und von da bis zu den elendeſten Pariſer Cloaken, wo der Fremde Geſundheit und Eigenthum einbüßen kann, iſt nur ein Schritt. Parent Duchatelet hat dieſe unglücklichſte Klaſſe der Pariſer männlichen und weiblichen Bevölkerung zu ſchildern geſucht.

Dieſe pontiniſchen Sümpfe der Proſtitution bis zu dem Capua des niedrigen Volkes, die ekelhaften Schlupfwinkel der Cité, zu Zeiten der Peſt von den ärgſten Straſen heimgeſucht, zur Zeit der Cholera 1832 ein fortwährendes Todtenmagazin, ſind noch nie ſo recht mit jenen flammenden Worten gezeichnet worden, die einen heilſamen Schauder davor erregen. In jenen engen Gaſſen der Cité, wo die Sonne nie in die Fenſter ſcheint, wo der Koth auf der Gaſſe, wie in den Herzen der verlornen Geſchöpfe und in den Worten der frechen Beſucher herrſcht, fragt man ſich: biſt du in Paris, jener glänzenden Stadt, in dem eleganten Paris, oder in einem ſtinkenden Pſuhl, wo alle Laſter freien Eintritt haben, wo die Dirnen ſtehlen, ihre Beſchützer morden, und die Wände mit Oelflecken, Rauch, Blut, Infamie tapezirt ſind? Dieſe Unzucht ſteht zur Geſellſchaft in demſelben Verhältniß, wie der Ausſchlag an dem Körper des Kranken.

Daß die Pariſer Geſellſchaft, wie die ganze franzöſiſche gefährlich krank iſt, habe ich zu ſchildern verſucht; daß aber geſunde Elemente da ſind, mit denen ſie wieder aufzurichten iſt. Daß alle Klaſſen die Krankheit fühlen, iſt ein Zeichen, daß ſie nach Beſſerung ringen. Wer dieſe bieten kann, iſt der Retter Frankreichs. (Allg. Z.)

Correſpondenz.

Paris, 7. Aug.

Das Hauptereigniß dieſer Woche war unſtreitig die Entwicklung der ſpaniſchen Ereigniſſe, und beſchäftigte ſomit nicht nur die großen politiſchen Journale, ſondern auch die kleinen Witzblätter von Paris, die Couplets der Vaudevilles und die Calembourgs der Pflaſtertreter. Kaum iſt Espartero eingeſchifft, als ſich ihm ſchon eine ganze Fluth von guten und ſchlechten Witzen nachergießt, und der Charivari erzählt, bei Esparteros Flucht nach Cadix habe ganz Spanien ihm nachgerufen: Der *Teufel* ſoll ihn holen! und ſiehe da, die *Engländer* hätten ihn geholt. — Die Theater lagen in dieſer Woche ziemlich brach, das Vaudeville gab ein zweiaktiges Drama: La femme compromise von Molé-Gentilhomme, eine Thränen- und Schnupftuch-Comödie, die nur theilweiſe, und Quand l'amour s'en va, ein recht hübſcher einaktiger Scherz, der recht ſehr gefiel. Im Palais-Royal war neu: La Salle d'Armes, Vaudeville von Bayard, das ebenfalls entſchieden anſprach. Alex. Dumas: Demoiselles de St.-Cyr werden fortwährend bei vollen Häuſern gegeben, und der unerſchöpfliche Dichter hat mit dem Theater français abermals einen neuen Vertrag auf *fünf und zwanzig Akte*, alſo auf 5 große Stücke abgeſchloſſen. Fröhliche Kunde für die Ueberſetzer! — Zu dem Ballette die Peri wird jetzt gewöhnlich die Oper: »Le Freischutz« gegeben, die aber keineswegs mit jener herrlichen deutſchen Oper: »Freiſchütz« zu verwechſeln iſt, die unſer unvergeßlicher Carl M. v. Weber in und für Deutſchland componirte. Der

Digitized by Google

»Freiſchütz« der großen Oper iſt durch die ſceniſchen Aenderungen, die von Berlioz hinein componirten endloſen und ſchwülſtigen Recitative, vor allen aber durch die, lauter Mittelmäßigkeiten anvertraute Ausführung, zu einer ſo unförmlichen Mißgeburt geworden, daß ſich ein Deutſcher nur darüber ärgern kann. Um vier Franks aber ein Parterre-Billet kaufen, um ſich damit äegern zu dürfen, iſt doch zu viel verlangt. — Im Variétés-Theater wird nun ſeyn: Les eaux de Bade, im Theater St. Martin: Les naufragés und les mystéres de Paris. — Ein Herr Sauvage-Hardi hat den Proſpectus einer Bücher-Aſſecuranz publizirt, die auf jeden Fall Theilnehmer finden wird; — jeder Verleger oder Schriftſteller, der ein neues Werk im Drucke herausgibt und den Abſatz desſelben aſſecuriren will, bezahlt der Aſſecuranz eine Prämie je nach dem Verhältniſſe der durch die Auflage verurſachten Koſten, und theilt ihr von drei zu drei Monaten den Bilans des Abſatzes mit; — nach Ablauf des, auf 1, 2 oder mehrere Jahre geſtellten Verſicherungs-Termins erhält nun der Herausgeber von der Aſſecuranzgeſellſchaft den durch den Abſatz des Buches nicht gedeckten Theil der Verlagskoſten ausbezahlt und kann alſo nichts verlieren.

Der Verleger Michaud veranſtaltet eine neue Ausgabe von Victor Hugo's ſämmtlichen Werken. Sonſt iſt nur Comte d'Adhemar: du parti legitimiste en France et de sa crise actuelle (Paris Dentu). A. Maury: Essai sur les legendes du moyen âge (Paris Ladrange) Oeuvres choisi de Napoleon (Paris, Belin-Leprieur) Comte Daru: Des chemins de fer. Von der bei Goſſelin erſcheinenden Encyclopaedie nouvelle von Pierre Leroux und J. Reynaud iſt die 41. Lieferung von En bis Ep ausgegeben worden. Die meiſt ſehr beſuchten Concerts Vivienne ſind eingegangen. Der ſchwache Zuſpruch des Publikums, und eine drückende Saalmiethe von 36000 Frcs. jährlich haben dieſen ſtillen und ſchmerzloſen Tod herbeigeführt. In dem Lokale wird ſich der Clubb de la Marine inſtalliren. — Die Coſtume, Partituren, Bücher u. ſ. w. der letzten deutſchen Oper, die unter Schumann hier war, ſind vor einigen Tagen hier auf Andringen einiger Gläubiger öffentlich verſteigert worden, die Coſtumes wurden von Maskenverleihern, Flickſchneidern u. ſ. w., die Partituren und Muſikalien von Butter- und Käsverkäufern um Spottpreiſe gekauft; — die armen Sänger und Schauſpieler, die an Schumann über 40,000 Frcs. Gagen-Rückſtände zu fordern hatten, gingen bei dieſem gerichtlichen Poſſenſpiele, wie gewöhnlich, leer aus. — Man erzählt ſich hier in den höhern Zirkeln viele Sonderbarkeiten von Don Ramon Maria Narvaez; — ſo lief er an ſeinem Hochzeitstage, (er hat vor Kurzem hier die junge, ſchone und reiche Gräfin Taſcher geheirathet) gleich nach der Trauung auf und davon und war nirgends zu finden, — am Abende erſt fand ihn der bekümmerte Schwiegervater, Billard ſpielend, in einem Kaffeehauſe; nur mit Mühe gelang es ihm, ihn wieder nach Hauſe zu bringen, das er, wie er ſagte, verlaſſen hatte, weil die Hochzeitsgäſte nach hieſiger Sitte ſeine Frau umarmt hatte und er ſie allein umarmen wolle. Acht Tage nach der Hochzeit ſchlug er ſeine junge Frau ſo tüchtig, wie jetzt Zurbano bei Torrejon; am andern Tage trat er reumüthig mit einem Ei und einem Päckchen Banknoten vor ſie: »Ich habe geſtern Unrecht gehabt, ſagte er, ſehen Sie, wie ich mich beſtraſe. Hier ſind 50,000 Frs. ich werde dieſes Ei damit kochen.« Er zündete die Banknoten an, und glaubte damit Alles gut gemacht zu haben. —p—

Notizen-Blatt.

(Miscellen.) Eine jugendliche Franzöſin, eine Raucherin, oder doch eine Dame, die mit Tabak umzugehen weiß, wurde in London Schmuggels haldee verhaftet. Sie trug ein Kleid nach der Reifrock-Mode, welches ſo künſtlich mit Cigarren ausgeſtopft war, daß von Außen duechaus nichts wahrgenommen werden zu können ſchien. Aber die Mautbeamten kamen dahintee, die Dame wurde zu 1000 Pfd. Sterl. Strafe verurtheilt, und da ſie dieſe nicht zahlen konnte, ins Gefängniß gebracht.

Als neuer Beweis, daß es einen Rumor gibt, wenn Frauen, wie das Sprichwort ſagt, die Hoſen anhaben, mag folgendes Ereigniß in der Modewelt gelten: Am 27. Juni trat die liebenswüedige Sängerin Fräul. Hetznecker zu München in der ganz neuen Opeeette „der Sänger und der Schneider“ als Signor Cavatini auf und trug dabei ſehe geſchmackvolle Beinkleider von beſonderem Stoff. Das hieſige „Tagblatt“ nahm ſogleich Veranlaſſung, die eeſp. Kleideemacherzunft zu haranguiren, Beinkleider à la Hetznecker zu fertigen, und ſiehe da, Hr. Sigm. Weiſt, Schneidermeiſter und Kleiderhändler in dee Weinſtraße, hat ſich, in Folge des Andranges der Münchner Lions, bewogen gefunden, denſelben Stoff in einer Fabrik fertigen zu laſſen und macht jetzt mit 25 Gehülſen Tag und Nacht Beinkleidee à la Hetznecker — und wer nicht Beinkleider à la Hetznecker trägt, iſt kein „Schöner Münchner.“ (A. Abdz.)

Unter der Ueberſchrift **English aristocratic Education** enthält das „Dublin university magazine“ folgenden Paragraphen: „Wir ſind eine große Nation, und in Nichts zeigt ſich unſere Geöße deutlicher, als in der Erziehung unſerer Jugend. Der junge Feanzoſe ſcheint ſein Schickſal eefüllt zu haben, wenn er mit einem Paae Glacéhandſchuhen der knappſten Aet und von Madame Laffaege's Liedlingsfarbe auf dem Boulevard de Gand umherſchlendert, oder in dee Couliſſe der Oper faullenzt. Anders der Deutſche. Der junge Deutſche verachtet nicht bloß Handſchuhledee ſondern auch reine Hände, und begibt ſich ſo früh als möglich auf den Weg, von welchem er — die Gerechtigkeit muß man ihm laſſen — nie wieder abzuweichen wünſcht. Eine drei Fuß lange Pfeife mit Meerſchaumkopf, und ein Tabacksbeutel von der Räumlichkeit eines Schultorniſters befriedigen die Bedürfniſſe ſeines Lebens. Träumeriſche Viſionen von Schmerzen, die nicht exiſtieen, und von dee Geöße ſeines Vaterlandes, die vollends gar nicht exiſtiet, ſind das Futter ſeiner Gedanken, und ein halbes Dutzend Lebensjahee hindurch kennt er keinen andeen Ehrgeiz, als offen zu eeklären, daß Könige und reines Waſchwaſſee ihm höchſt gleichgiltig ſind. Andees und etwas beſſer iſt das bei uns. Von dem Augenblicke, wo unſeee jungen Männee ihre Laufbahn betreten, ſind ſie ausgezeichnete Jockey's. Sollte daher eine Fatalität, gleich der feanzöſiſchen Revolution, unſeen Adel zur Auswandeeung zwingen, ſo werden wir die Freude erleben, daß der engliſche Adel, ſtatt Mathematik- und Muſik-, Fecht- und Tanzunteericht zu geben, ganz Europa mit Stalljungen verſorgt.“

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzbuegee Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 98. Dinstag, 15. Auguſt 1843.

* Die Minne- und Meiſter-Sänger Frankens.

Von Dr. Reuß.

(Fortſetzung.)

2. Meiſter Konrad von Würzburg.

Einer der reichſten und genialſten Dichter, nicht allein von Liedern und Hymnen, ſondern auch von Legenden und Aventüren, nicht minder berühmt als Sammler, Abſchreiber und Ordner der vornehmſten Poeſieen der deutſchen Vorzeit; gebürtig in Würzburg, wonach er ſich ſelber und alle Kunſtgenoſſen ihn benannten. In früher Jugend ſchon war Muſik und Dichtkunſt sein Lebensberuf, und ſein Gemälde in der Maneſſiſchen Sammlung zu Paris zeigt ihn als einen Schreiber, der ſeine Lieder aufzeichnet. Das dort mangelnde Wappen und der Titel Meiſter bewähren, daß er nicht von Adel war. Nachdem er als Sänger und Geiger am Hofe einiger Fürſtbiſchöfe zu Würzburg längere Zeit verweilt, wanderte er auf ſeine Kunſt dem Rheine entlang und ließ ſich endlich in Baſel häuslich nieder. Er war verheirathet, und ſein Weib hieß Bertha. Zwei Töchter, die er mit ihr erzeugte, waren Gerina und Agneſa. Er ſtarb am 30. Aug. 1287 zu Baſel, und wurde an der Abſeite der Kirchenmauer des heil. Maria-Magdalenen-Kloſters an dem Birſeck begraben. Konrads erſte Dichtung iſt eine Anekdote aus dem Leben des Domcapitulars Heinrich Zollner von Roteuſtein, um 1236 in Würzburg abgefaßt, wo ſich der Dichter ſelbſt noch einen „armen viel dummen" Mann nennt. Ihr folgen eine Reihe Minnelieder und die wunderreiche Verherrlichung der hl. Jungfrau Maria in der berühmten goldnen Schmiede. In den blühenden Rheinſtädten fand Konrad zahlreiche Gönner und in Straßburg mehrjährigen Aufenthalt. Dort dichtete er aus lateiniſchen und welſchen Urſchriften verſchiedene kleinere Aventüren, als die Sage von Otto mit dem Barte, auf Veranlaſſung des dortigen Domprobſtes von Thiersberg, jene vom Schwanritter (wahrſcheinlich einem Grafen von Rieneck) und Andere. Um 1250 finden wir Konrad zu Baſel im Hauſe zweier Bürger, Johann von Bermesville und Heinrich Iſelin liebreich empfangen, wie die von ihm gereimte Legende vom hl. Alexius berichtet. Ebendaſelbſt widmete er dem werthen Domſänger Dieterich die umfangreichſte aller Aventüren, das Lied vom Trojanerkriege (noch ungedruckt und in einer mit ſehr intereſſanten colorirten Federzeichnungen gezierten, vom Abte Benedikt Weidenbuſch in Schwarzach 1654 erworbenen Papierhandſchrift in hieſiger kgl. Univerſitätsbibliothek vorhanden) gegen 60,000 Reimzeilen ſtark, und vom Dichter ſelbſt dem endloſen Ocean verglichen, in den alle Quellen und Flüſſe ſich ergießen, die Felſen verſinken und er ſelbſt keinen Grund mehr findet; ferner, zu Ehren des Domkapitulars Liutpold von Rotenleim, den hl. Sylveſter. Konrads Alter ſchuf Klage- und Reuegeſänge, in denen er Gott für ſeine Seele bittet. Bereits im Leben von vielen Zeit- und Kunſtgenoſſen als der beſten Singer einer gerühmt, fand Konrad in dem Meiſſener Sänger Frauenlob auch nach dem Tode einen Heeold ſeiner Verdienſte; ſeinen Verluſt, heißt es in dieſem Leichengeſange, beweine ſelbſt die Sphären-Harmonie. Konrad gehört ſchon jener Periode an, wo die deutſche Poeſie anfing zu ſinken, und die Dichter alle über zu geringe Theilnahme klagen, wo der ſchaffende Geiſt, Tiefe des Gemüths und richtiges Gefühl für das Schöne durch eine Art geſuchter Gelehrſamkeit, übertriebene Bilderſprache und gekünſtelte Reime erſetzt wurden. Konrad hat aber nicht allein als Dichter Ausgezeichnetes geleiſtet, ſondern auch als Sammler der alten Heldenſagen von den Nibelungen, (er ſchrieb die Klage ab) von den Kämpfen Dieterichs mit der Rieſenbrut u. a., welche er ordnete und in ihre ſpätere Geſtalt brachte, ein Umſtand, welcher ihm einestheils den ruhmvollen Titel des urſprünglichen Verfaſſers, anderntheils aber den tadelnden Vorwurf willkürlicher Abänderung und Entſtellung der Originale erwarb. Als kalligraphiſches Denkmal von Konrads Künſtlerhand bewahrt die k. Hofbibliothek in München einen 1284 geſchriebenen Pergamentkodex der ſchönen Legende vom Barlaam und Joſaphat, welche Rudolph von Hohenems kurz zuvor gedichtet hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Spielgeſchichten.

(Von M. Honek.)

Eine glänzende Geſellſchaft war verſammelt. Hunderte von Kerzen beleuchteten die jungen Mädchengeſtalten, die ſich im Tanze wiegten; in lebhaften Gruppen ſtanden die älteren Hereen plaudernd und lachend in den Nebenzimmern.

Die Geſchäfte gehen wohl gut, Monſieur B.**, ſagte ein alter, dicker Herr, deſſen Bruſt mit Orden bedeckt war; die Geſchäfte gehen wohl brillant, und aus purem Vergnügen darüber bewirthen Sie uns ſo ausgezeichnet? Sie ſind doch der liebenswürdigſte Bankhalter, den ich je ſah, ſo zuvorkommend, ſo artig, ſo ganz Weltmann; auf Ehre, ich ſchätze Sie. — Excellenz ſind zu gnädig, antwortete der Gelobte und verbeugte ſich tief: aber,

Digitized by Google

ach! wie lange wird es noch dauern, ſo muß ich von dieſem Orte ſcheiden, in dem ich gearbeitet, gewirkt, und ich darf es wohl ſagen: nicht ſelten im Stillen Gutes gethan habe!

Wir wiſſen auch, was im Stillen geſchieht, mon cher, wozu gebe es denn die vertraulichen Berichte? Wir wiſſen, wie viel Sie jährlich dem Waiſenhauſe geben, wir wiſſen, wie viel ſie jährlich Almoſen geben, wir wiſſen, daß Sie manchen nur allzu kärglich beſoldeten Angeſtellten auf die feinfühlendſte Weiſe unterſtützen, wir wiſſen das alles. — Aber, Excellenz, redete der Andere dringender, mein Pachtvertrag naht ſeinem Ende, man eifert ſo gehäſſig gegen das Spiel, vielleicht, o mein Gott! wahrſcheinlich wird er nicht mehr erneuert . . . .

Ich bitte Sie, bringen Sie mich nicht um meine gute Laune! . . . . Noch bin ich es, der alle Angelegenheiten leitet. Der Pachtvertrag wird erneuert, Sie behalten das Spiel auf noch zehn Jahre, darauf mein Ehrenwort. . . .

Ein Knall ward gehört, und ein durchdringendes Stöhnen unterbrach grell die luſtigen Töne der Tanz-Muſik. Im Erdgeſchoß unter den Geſellſchaftsſälen gab es ein wirres Durcheinander; zwei Gensd'armen waren auf den Lärm des Schuſſes herbeigeeilt und hatten in dem Wäldchen hinter dem Spielhauſe einen jungen Menſchen, aus einer tiefen Wunde in der Bruſt blutend, am Boden liegend gefunden und ihn ohne Bedenken in das zunächſtgelegene Haus des Bankpachters gebracht. Der kam auf den Lärm, den er im Erdgeſchoß hörte, herunter. Was ſoll das? fuhr er ſeine Leute an, die ſich in einen Kreis um den Schwerverwundeten gedrängt hatten: iſt mein Haus das Hosſpital? — O mein Gott! rief ein Bedienter, das iſt ja der junge Menſch, der die Tage hier ſo unſinnig geſpielt hat und immer nur mit Gold!

Einer der Gensd'armen war nach einem Arzte gelaufen; menſchliche Kunſt konnte hier nicht mehr helfen, unaufhörlich brachen breite Blutſtrome aus der Wunde hervor . . . . O meine Mutter, o die Schande! ſeufzte der Selbſtmörder auf, dann zuckte Krampf durch ſeine bleichen Züge, der Körper ſchnellte von dem Lager, auf das ſie ihn gebettet, empor und fiel ſteif und regungslos zurück . . . . Die Seele war entflohen.

Es war ein junger Kaufmannsdiener, der älteſte Sohn einer geachteten Beamtenwittwe; ſein Herr hatte ihm eine Summe von fünftauſend Thalern anvertraut, mit welcher er Zahlungen machen ſollte. Er wollte auf wenige Stunden nur den berühmten Bankort ſehen, der Teufel der Habſucht hatte ihn an die Spieltiſche geführt; erſt hatte er ſeine eigne Baarſchaft verloren, dann die ihm vertraute Summe angegriffen: Setz' auf Roth, ſetz' auf Schwarz! flüſterte es ihm immer zu; Nummer Neunzehn bringt Glück, nein, Nummer Zweiunddreißig! Er verlor, er verlor, er verlor weiter, dann kam ein kleiner Gewinn: Jetzt ſchwindet mein Unſtern, ſchnell das Glück erhaſcht! — und er verdoppelte ſeine Sätze, ſeine Goldſtücke lagen in hohen Haufen auf dieſer Nummer, auf jener Farbe — ſie alle ſtrich die unerbittliche Harke des Croupiers ein. — Mit dem letzten Goldſtück, das ihm geblieben war, kaufte er ein geringes Piſtol, ein Loth Pulver, ein paar Kugeln . . . . Wie wenig bedarf es, ein Menſchenleben zu zerſtören!

Jean, befahl der Spielpachter ſeinem vertrauten Kammerdiener, ſchafft die Leiche ohne Aufſehen hinweg, ich muß wieder hinauf zu den Gäſten!

Was bedeutete der Rumor unten im Hauſe, mon cher? fragte der Miniſter ſeinen geſchmeidigen Wirth.— Ein unbedeutender Vorfall, Excellenz; in dem Wäldchen hat ſich ein junger Taugenichts erſchoſſen, und zwei Gensd'armen ſchleppen ihn mir ins Haus . . . .

Ein junger Menſch hat ſich erſchoſſen, ſagte der Miniſter bedächtig; ein ſcheußliches Verbrechen, der Selbſtmord! Unſere Jugend iſt doch entſetzlich verderbt, keine Sitte, keine Zucht, keine Moral mehr. — Nein, es gibt keine Moral mehr . . . . Excellenz hatten die Güte, mir zu verſprechen, mein Pachtvertrag ſolle auf zehn Jahre verlängert werden.

Wir haben alle Urſache, mit Ihnen zufrieden zu ſeyn, das ſey Ihnen genug; kein Anderer als Sie ſoll hier das Spiel haben. Ihr Pachtvertrag wird verlängert, auf zehn Jahre ſagte ich? Alſo auf zehn Jahre; ſeyen Sie ganz ruhig darüber.

* * *

Ein junger Kaufmann kam von einer langen Seereiſe zurück; ſich von den Mühſeligkeiten der langen Fahrt zu erholen, ſchlenderte er ein paar Tage in den menſchengefüllten Straßen der großartigen Handelsſtadt umher. Ein Mädchen ſtreifte an ihm vorüber . . . er mußte ſie ja kennen, es war Anna, die er ſo oft mit ihrem Vater geſehen, die eine der lieblichſten, der ſchönſten unter den vielen Schönen geweſen war, welche alljährlich Baden-Baden an ſeine Wälder und Höhen und an den Glanz ſeiner Säle zu feſſeln weiß. Er ging ihr nach; ſie wird verheirathet ſeyn, ſagte er ſich; ob ſie mich wohl noch erkennt, mich, den eifrigſten und den ſchüchternſten ihrer Verehrer? ob ich ſie anreden ſoll? . . . . Von den großen Straßen ab bog die Wiedergeſundene in kleine Seitengaſſen ein, vor einem niedrigen Hauſe blieb ſie ſtehen und ſah ſich fragend um. Der junge Fremde folgte ihr, ſie traten in ein kleines Gemach, ſeltſam aufgeputzt. Erkennen Sie mich wieder, theure Anna? hab' ich noch einen kleinen Platz unter Ihren Erinnerungen aus Baden? Wie freue ich mich, Sie wieder zu ſehen! — Freuen Sie ſich nicht darüber, Sie werden mich ſehr verändert finden; unerbittlich ſagt es mir alle Tage der Spiegel, daß ich ſchön g e w e ſ e n bin. Ach, ich habe viel, viel erfahren!

In der That, Fräulein Anna, ich dachte Sie in glänzenderer Umgebung zu finden . . . . Ihr Herr Vater? — Er iſt todt.

Er war doch ſo reich . . . .

Reich, ja reich! Er hatte ſich mit großem Vermögen aus dem Geſchäfte zurückgezogen, er war Wittwer, ich ſein einziges Kind. Ich will mein Leben genießen. ſagte er ſich. Und ſo ging es denn in die Bäder Pyrmont, Wiesbaden, Baden-Baden; überall gibt es ja Spielbanken. Er ſpielte Jahr um Jahr; Gewinn, Verluſt wechſelten in raſchen Schlägen. Von ſeinem einzigen Kinde könne er ſich nicht trennen, ſagte er, und mit nahm er mich auf ſeine Reiſen, und das Kind und die Jungfrau wiegten ſich unaufhörlich in Glanz, in Feſten, in Vergnügungen. O, hätte er mich einer armen Taglohnerfamilie zur Erziehung gegeben, hätte ich früh in Entſagung und Entbehrung den Ernſt des Lebens kennen gelernt! — Als wir uns in Baden-Baden trafen, wa der Vater ſchon ruinirt; all' ſeine Habe, bis auf geringr Reſte noch, hatten die unerſättlichen Spielbanken verſchlungen. Und noch immer hoffte er, das Glück würde wieder bei ihm einkehren, noch immer hoffte er, bis ſein letztes Goldſtück zu Benazet wanderte. — Als Bettler

faſt kehrten wir nach Hamburg zurück. Allen gewohnten Genüſſen mußten wir entſagen. Ich lernte einen ſehr reichen Mann kennen; dies ärmliche Leben, dies Leben voll Entbehrungen, dies Sitzen an der qualmenden Oellampe, um eine Haube zu nähen für die Frau des Schneiders, unſeres Nachbars, für die Tochter des Krämers an der Ecke, um wöchentlich ein paar Mark zu verdienen, ich konnte es nur ein paar Wochen lang ertragen .... Ich ſpiegelte mir vor, meinem Vater bringe ich Opfer, er könne nicht ohne die gewohnten Bequemlichkeiten, ohne die gewohnten Genüſſe leben. Jener reiche Man machte mir Anerbietungen, ich ward ſeine — Freundin. Der Vater ſtarb bald darauf; ſtumpfſinnig hatte der alte Spieler es geduldet, daß ſein Kind die Ehre verſpiele. — Laſſen Sie mich verſchweigen, wie ich tiefer und tiefer ſank; erſt hatte die Schande mich nur flüchtig gefaßt, jetzt umklammerte ſie mich wie mit hundert Armen. Und daß Sie mich wieder finden mußten, Sie, der mich in beſſeren Tagen kannte ....

Und Sie liebte, Anna. Beklagen Sie dieſes Wiederfinden nicht, unglückliches Mädchen! Sagen Sie mir, was ſoll, was kann ich für Sie thun, Sie einer beſſeren Stellung wieder zu gewinnen?

Nichts. Der Abgrund iſt zu tief, in den mich die Schande hinabgezogen, ſie läßt ſich ihr Opfer nicht mehr entreißen. Und hüllten Sie vor aller Welt meine Vergangenheit in ſiebenfache Schleier, ich, ich weiß es ja doch, wie tief ich geſunken bin! Ich fluche meinem Vater nicht, aber beſſer wäre es mir geweſen, die öffentliche Barmherzigkeit hätte mich in einem Waiſenhauſe erzogen, als das Kind eines Spielers zu ſeyn.

* * *

Dieſer Geſchichten ließen ſich noch gar viele erzählen; vielleicht ein anderes Mal mehr, vielleicht ein anderes Mal auch von den literariſchen Croupiers, welche das Spiel anpreiſen, vertheidigen, beſchönigen müſſen; die alte Wahrheit, daß keine Sache ſo ſchlecht iſt, daß ſie nicht Vertheidiger fände, bewährt ſich auch bei den Spielbanken. Nur ein kleines Theilchen ihres Gewinns wenden die Spielpächter auf, um »gewandte Federn« preiſen ſie dafür als uneigennützige Beförderer des Flors der Bäder.

In Frankreich iſt ſeit vielen Jahren jedes öffentliche Hazardſpiel verpönt, und uns durfte jenes Land ſeine dort brodlos gewordenen Bankhalter und Croupiers ſchicken! Der Bankhalter Herr Benazet iſt Ehrenbürger in Baden-Baden; auch das gehört zu den erbaulichen Spielgeſchichten. (Köln. Z.)

Theaterſkandal in Mannheim.

Die »Sächſiſchen Vaterlandsblätter« berichten darüber Folgendes: »Dieſer Tage fand hier im Theater eine ſo pöbelhafte Scene ſtatt, daß das Mannheimer Publikum lange an ſich zu waſchen hatte, bis es die Schmach des vollkommenſten Anſtands- und Bildungsmangels von ſich abwüſche, wenn nicht glücklicher Weiſe dieſer rohe Skandal das Werk einiger Weniger, zum Theil Werkzeuge Anderer, die ſich nicht an's Tageslicht wagen, wäre. Ein mehrjähriges Mitglied der Mannheimer Bühne, Braunhofer, deſſen Contractzeit zu Ende ging, und deſſen Jahre und Ausſehen zum jugendlichen Helden und Liebhaber ihn nicht mehr eignen, erhielt von dem Comitée des Theaters die Erklärung, daß man ihm ſeinen vollen Gehalt belaſſen, ihn jedoch mit der neuen Contractzeit nicht noch zu andern Rollen, als den bisher ihm zugetheilten verwenden wolle, und jährliche Kündigung bedingen werde, wie allgemein an der Bühne eingeführt. Braunhofer zog nun bei ſeinen Freunden wehmüthigen Antlitzes herum, und dieſe beſchloſſen, ſich an Herrn Düringer (techniſcher Intendant, früher Regiſſeur am Leipziger Theater) zu rächen, den man, obwohl mit dem größten Unrecht, als Urſache des Braunhofer'ſchen Schmerzes betrachtete. Eine Gelegenheit ſollte die Aufführung des Stückes »Cabale und Liebe« geben, in welchem Braunhofer als Müller, Düringer als Ferdinand auftreten ſollte. Zwei Tage vor der Aufführung hieß es allenthalben, übermorgen gibt es einen Hauptſpektakel. Ein ehemaliger Choriſt reiſ'te nach Heidelberg, um Muſenſöhne zu dem Spektakel zu requiriren, und die Akademiker ſtellten ſich auch hierzu ein, ein verdorbener Student hier übernahm die Direktion eines andern Haufens, und das Stück begann. Bei Braunhofer's Auftreten regnete es Kränze, als aber Düringer erſchien, ging ein ſolches Pfeifen, Toben, Schreien und Lärmen vor ſich, daß der Vorhang herabgelaſſen werden mußte, das Stück konnte nicht zu Ende geſpielt werden. Fräulein Denker, die im Stücke gaſtirte, wurde ohnmächtig und, in Folge des Falles, beſchädigt hinweggetragen, man prügelte ſich im Parterre, die Rotte ſchrie: Düringer heraus! das Comitée heraus! es ſoll ſich verantworten! und dergl.; dann zog ein Haufen Gaſſenjungen von circa zehn Erwachſenen begleitet an Düringer's Haus, warf ihm die Fenſter ein, kurz es war ein Akt, geübt an einem total unſchuldigen, allgemein geachteten Mann, wie ihn nur ein Haufe rohen Geſindels ausführen kann. Geht man der Sache auf den Grund, ſo findet ſich, daß der Name Düringer's nur die Folie anderer Zwecke ſeyn ſollte. Der Streich war gegen die Adminiſtration des Theaters gerichtet. Schon lange iſt es gewiſſen Leuten ein Dorn im Auge, daß die Stadt die Verwaltung des Theaters an ſich verlangte und erhielt, weil die Bürger nicht geſonnen waren, nebſt den 31,000 fl. jährlichen Zuſchuß, den die Stadt gewährt, auch noch alle Schulden zu bezahlen, die ein Intendant zu machen für gut findet. Das wurmte jene Damen und die Verwaltung ſollte geſtürzt werden. Herr Schmückert hat nun, wie er ſchon lange beabſichtigte und ſchon früher erklärt hatte, nur noch wenige Wochen die Leitung des Theaters beibehalten zu wollen, ſeine Stelle niedergelegt, allein der Zweck jener Menſchen iſt damit mit nichten erreicht, die Stadt will keinen Intendanten und wird keinen erhalten. Wenn aber Braunhofer geglaubt hat, daß man Engagements mit pöbelhaften Scenen mache, ſo hat er ſich geirrt.«

Der Pauperismus in Belgien.

Seit dem 4. Juli ſind in Belgien die Provinzialräthe in allen Provinzen verſammelt. Unter den Fragen, welche bei den Berathungen zu Sprache kamen, war der Pauperismus eine der wichtigſten, da derſelbe namentlich in den flandriſchen Provinzen ſeit dem Verfalle der alten

Digitized by Google

Linneninduſtrie furchtbar im Zunehmen iſt. In den Sitzungen der Provinzialräthe von Oſt- und Weſtflandern gaben beide Gegenſtände, der gänzliche Verfall jener Induſtrie und die Armuth, Veranlaſſung zu zwei Motionen, die einſtimmig angenommen wurden. Der Urheber der Motion zu Vorſtellungen an die Regierung wegen der zunehmenden Armuth entwarf ein trübes Bild von dieſer wunden Seite der meiſten modernen Staaten. Hordenweiſe umlagern oft Bettler die flandriſchen Dörfer, behauptete der Antragſteller und gab zum Beweiſe, daß Vorbeugung dringend Noth ſey, eine Ueberſicht des Pauperismus in Belgien. Im Jahre 1839 belief ſich in Weſtflandern die Zahl derjenigen, die von den Wohlthätigkeitsämtern der Provinz Unterſtützungen erhielten, auf 127,785, alſo auf den fünften Theil der Bevölkerung; im Jahre 1840 erreichte ſie bereits den vierten Theil, und jetzt umfaßt ſie beinahe den dritten Theil. In Oſtflandern, wo ſie ſich im Jahre 1839 auf 96,880, alſo auf ein Achtel der Bevölkerung belief, betrug ſich im Jahre 1842 ſchon 111,734. Dieſe Vermehrung kommt faſt ausſchließlich auf Rechnung der Landgemeinden, die früher im Handſpinnen einen beträchtlichen Erwerbszweig hatten, der nun vor der Maſchienenſpinnerei mehr und mehr verſchwindet. Während in dem einen Jahre von 1841 auf 1842 in den Städten die Zahl der Armen ſich nur um 552 vermehrt hatte, war ſie auf dem Lande um beinahe 5000 geſtiegen. Aber nicht blos die flandriſchen Provinzen, auch die andern ſehen die Zahl ihrer Armen, wenn gleich nicht in ſo raſchem Verhältniſſe, zunehmen. In der Provinz Antwerpen iſt ſie ſeit 1839 bis 1842 von 38,000 auf 49,000, d. h. bis auf den ſiebenten Theil der Bevölkerung geſtiegen. In der Provinz Brabant hat ſie ſich während derſelben Zeit, von 93,000 über 100,000 d. h. bis zum ſechſten Theil der Bevölkerung vermehrt. Im Hennegau belief ſich ſchon im Jahre 1839 die Zahl der Armen auf mehr als 181,000, mithin auf ein Fünftel der Bevölkerung und iſt ſeitdem bedeutend gewachſen; die Provinz Lüttich, die im Jahre 1839 nur 43,490 Arme zählte, zählt deren jetzt über 62,000, was ungefähr den ſechſten Theil der Bevölkerung bildet. Nimmt man alle Provinzen im Durchſchnitt, ſo dürfte ſich finden, daß mehr als 700,000 Menſchen gegenwärtig in Belgien die öffentliche Wohlthätigkeit in Anſpruch nehmen. Und doch iſt Belgien ein geſegnetes Land! Es läßt ſich gleichfalls aus Zahlenangaben leicht beweiſen, daß der Verbrauch inländiſcher wie ausländiſcher Erzeugniſſe und folglich der Wohlſtand im raſchen Zunehmen iſt. Aber je mehr das Geld ſich bei Einzelnen aufhäuft und je tiefer das Maſchinenweſen und überhaupt die koncentrirende jetzige Induſtrie in das Leben eingreift, deſto mehr wird das Auskommen vieler kleinen Exiſtenzen gefährdet, deſt weiter verbreitet ſich die Armuth. England leidet ſchon lange an dieſer Noth, die alle europäiſchen Staaten bei dem gänzlichen Umſchwunge der Verhältniſſe bedroht.

Correſpondenz.

Frankfurt, 7. Auguſt.

Saphir kam, ſah und ſiegte, d. h. bei ſeiner erſten humoriſtiſchen Vorleſung im Theater. Bei der zweiten war das Haus voll, Saphirs Humor aber nüchtern, bei der dritten blitzte er wieder mehr empor, aber das Haus war leer. Aus dieſen und andern Gründen ſoll der Humoriſt etwas verdrießlich von hier abgegangen ſeyn. Er hat ſich zunächſt nach Mainz und Wiesbaden gewendet und geht von da nach Mannheim und Karlsruhe. Auf der Rückreiſe nach Wien wird er noch einmal hier leſen. — Der Baſſiſt Dettmer ſetzt mit gutem Erfolge ſein Gaſtſpiel auf unſerer Bühne fort, wiewohl er nicht ganz wohl zu ſeyn ſcheint. Einen, wenn auch nicht mehr in der Jugendblüthe ſtehenden, doch mit ſchöner Stimme begabten, trefflichen Tenor lernten wir geſtern in Hrn. Wurda vom Hamburger Stadttheater kennen und zwar in der Rolle des Joſeph. Bei Wurda's Geſang iſt Alles Gefühl und er ſpricht deßhalb ſehr zu Herzen. Dabei iſt ſein Geſang äußerſt correkt, ſein Vortrag bewundernswerth deutlich. Endlich iſt Wurda ein tüchtiger Schauſpieler, und er erndete geſtern Abend eben ſo reichen Beifall für ſeinen gefühlvollen Geſang, wie für ſein inniges Spiel. Die Oper ging überhaupt bis auf die Chöre ganz vortrefflich. Die nächſte Rolle Wurda's iſt der Maſaniello in der Stummen von Portici. — Der Wiener Komiker Wallner iſt bereits hier eingetroffen und wird demnächſt ſein erſtes Debut geben. Er ſoll auf ein Jahr hier engagirt ſeyn. Wir ſind geſpannt, was nun vollends aus dem beſſern Schauſpiel werden ſoll. Es wäre ein unverzeihlicher Mißgriff der Regie, und ein unbegreifliches Zuſehen der Direktion, ſollte nun das Repertoire des Schauſpiel auf die Wiener Poſſe baſirt werden. Das ernſtere Drama ſteht bei uns ſogar unter dem Witterungseinfluß. Heute ſollte nach fünfwöchigem Spazierengehen Baiſon einmal wieder auftreten und zwar in dem Schauſpiel »Dornen und Lorbeeren.« Das Theater wurde aber, laut einer heute Morgen erſchienenen Anzeige, heute geſchloſſen, weil geſtern große Hitze war und heute — r e g n e t e es den ganzen Tag. Es ſollte ein wetterkundiger Mann beim Theater angeſtellt werden. —ff—

Notizen-Blatt.

(Artiſtiſches) In Maeſtricht wird Karl dem Großen am Eingange der dieſem Kaiſer gewidmeten Kapelle in der Kirche St. Servaas ein ſchönes Standbild errichtet. Der belgiſche Bildhauer Geefs iſt am 19. Juli mit dem Gypsmodell in der Stadt eingetroffen. Der große Kaiſer, geſtützt auf ſein Schwert, umhüllt von einem reichen Mantel, auf dem Haupte die Krone mit einem Kreuze und zum Zeichen ſeiner Macht in der Hand einen Weltball haltend, wird von jedem Punkte der Kirche aus, deren Bau unter ſeiner Regierung begonnen worden iſt, geſehen werden können.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 99. Donnerstag, 17. Auguſt 1843.

* Die Minne= und Meiſter=Sänger Frankens.

Von Dr. Reuß.

(Fortſetzung.)

3. Hugo von Trimberg

war nicht, wie Einige irrig behaupten, ein Dynaſt der fränkiſchen Ritterſchaft Trimberg, ſondern ſcheint ſeinen Namen von einem längern Aufenthalte in der erwähnten Burg erhalten zu haben. Als Geburtsort nennt er ſelbſt in ſeinem noch nicht gedruckten, handſchriftlich in der k. k. Hofbibliothek zu Wien befindlichen lateiniſchen poetiſchen Kalender Laurea sanctorum überſchrieben, die fränkiſche Ortſchaft Werna, (ob Werneck, Ober= oder Unter-Wern hier gemeint, iſt bei Mangel näherer Angaben ungewiß). Mit unermüdlichem Fleiße betrieb er von Jugend auf das Studium klaſſiſcher Schriftſteller und entwickelte frühzeitig ungewöhnliche Gedächtnißſtärke, ſowie fruchtbares Dichtertalent. Als Meiſter der ſchönen Künſte bereiſte Hugo auf ſeine Profeſſion verſchiedene Gegenden Deutſchlands, um der Einwohner Sprache und Sitten kennen zu lernen, und ergötzte durch Erzählungen und Gleichniſſe auf den Burgen der Ritter und ſelbſt in den Höfen der Bauern; am kaiſerl. Hoflager war er angenehmer Gaſt und zweimal zu Adolph's von Naſſau üppiger Tafel geladen, wo der Wein wie ein Bach im Saale umherfloß.

Um's Jahr 1256 ließ Hugo ſich zu Bamberg, welche Stadt er ihrer angenehmen Lage, guten Zucht und Kunſt-Liebe wegen vor allen übrigen rühmt, als Lehrer nieder und gelangte durch ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe bald zu dem Amte eines Rektors der Schule am Kollegiat-Stifte zu den heil. Maria und Gangolph in der Theuerſtadt. Hugo's Ehe brachte reichen Kinderſegen; (ein Sohn ging noch bei des Vaters Lebzeiten ins Kloſter) täglich eine Familie von zwölf Köpfen zu ernähren fiel, bei geringem, unſicheren Einkommen ſchwer; deßhalb ſah ſich der Dichter zu öfterer Anleihe baaren Geldes bei Juden genöthigt. Ihn tröſtet die Hoffnung von dem Erlöſe ſeiner Bücherſammlung von zweihundert Manuſcripten einſt im Alter nothdürftig leben zu können. Hugo ſelbſt war Verfaſſer von ſieben deutſchen und fünf lateiniſchen Dichtungen, welche uns leider bis auf zwei verloren gegangen ſind. Die bedeutendſte derſelben war der Samner (Sammler) im Jahre 1266 für Hugo's Schüler geſchrieben, aber zum Theile zu des Verfaſſers großem Verdruſſe entwendet. Der Ueberreſt dieſes Gedichtes wurde in ein ähnliches didaktiſchen Inhaltes aufgenommen, welches Hugo nach langem Sichten und Feilen erſt im Jahre 1300 als 77jähriger Greis, mit mancherlei Körpergebrechen ringend, doch ungetrübter Geiſtes-Anſchauung, unter dem Titel Renner vollendete. Dieſes Werk bietet einen reichen Schatz von Lebens-Erfahrungen, welche der Dichter ſich im Umgange mit Menſchen aus allen Ständen erworben hatte, verwebt mit Lehren und Anekdoten aus Kirchen= und Profan-Skribenten, darunter ganzen Stellen aus Freidank, und ſoll zur Belehrung des Volkes als Nationalpoeſie durch alle Länder vom Main bis an den Rhein, von der Elbe bis zur Donau rennen. Der Renner iſt unter den Lehrgedichten des deutſchen Mittelalters das umfangreichſte (er zählt über 24,000 Verſe) und in vielfacher Beziehung höchſt merkwürdig. Seine Lehren haben ſich im Munde des Volkes theils ſprüchwörtlich Jahrhunderte forterhalten, theils ſind ſie in die Werke ſpäterer Moraliſten und Satyriker umgearbeitet übergegangen. Der hiſtoriſche Verein zu Bamberg hat ſich durch ſeine treffliche Herausgabe dieſes Gedichtes 1834 ein ehrendes Denkmal geſetzt. Zum Schluße dieſer Skizze mögen Verſe 22261 f. f. des Renners ſtehen, worin Hugo ſeines Vaterlandes rühmend erwähnt:

„Sind meine Wort' zum Theil gebogen
Gen Franken, niemand das ſey Zorn,
Wann ich von Franken bin geborn.
Auch ſoll man noch beſonders danken
Eines Sprichworts allen frommen Franken.
Man ſpricht gern, wenn man lobet heute,
Er ſey der alten fränkiſchen Leute,
Die waren einfältig, getreu, gewähre;
Wollte Gott, daß ich alſo wäre.
Frankenland hat Ehren viel!“ —

(Fortſetzung folgt.)

Lord Melton.

Wer am Schluſſe der zwanziger Jahre in London war und den jungen Lord Melton nicht geſehen hat, der hat nichts geſehen. Ich machte ſeine Bekanntſchaft eines Abends hinter den Couliſſen des kleinen franzöſiſchen Theaters, das den Engländern Sinn für das Genre beizubringen ſuchte, welches nur auf der franzöſiſchen Bühne heimlich iſt: das Vaudeville meine ich. Lord Melton machte einen Eindruck auf mich, den ich nie vergeſſen werde. Bis dahin gebrauchte ich das Wort Faſhion zwar ſo oft, wie andere Leute Worte, von denen ſie nur eine ungefähre Ahnung haben: in Lord Melton ſah ich

Digitized by Google

den Begriff Faſhion verkörpert. Sein Aeußeres wir die vollendetſte und ſchönſte Harmonie der Farben und Formen der neueſten Mode mit der Haltung und Bewegung des Modemannes, ſo daß die Geſchmackloſigkeit unſerer occidentaliſchen Kleidung durch ſeine Erſcheinung der bewunderuswertheſte Geſchmack zu ſeyn ſchien.

So lernte ich Lord Melton im Frühlinge des Jahres 1831 kennen. Als ich daher in der Mitte des vorigen Sommers wieder nach London kam, war meine erſte Frage nach Melton. Aber kein Menſch wußte mir Auskunft über den ſchönen Schmetterling zu geben, der in den grünen Schattengängen des Hyde-Park einſt Aller Augen feſſelte: er war todt für Covent-Garden, Queen's-Theater und Drury-Lane, todt für die glänzenden Salons, todt für die Pferderennen von Epſom und New-Market, todt für die blonden Ladies und die frivolen franzöſiſchen Schauſpielerinnen, zu denen er einſt wie Jupiter zur Danae im goldenen Regen kam: der Modelöwe war verſchwunden und vergeſſen.

Ein Londoner Freund brachte mich endlich auf die Spur der jetzt völlig unbekannten Größe. In der Grafſchaft Northumberland, meinte er, wohne ein reicher Landedelmann dieſes Namens; ſo viel er ſich erinnerte, habe derſelbe einſt in der faſhionablen Welt eine Rolle geſpielt, doch paſſe die Schilderung von meinem jungen Lord Melton auf jenen, den er meine, gerade wie die Fauſt auf's Auge. Sein Lord Melton ſey ein großer Jagdfreund, ſtehe in guter Nachbarſchaft mit der ganzen Umgegend, ſey ein ausgezeichneter Ehemann und Vater, kurz ein Muſter von Geradheit, Einfachheit und Solidität. Lady Melton werde in der ganzen Grafſchaft ihrer Schönheit und Herzensgüte wegen geprieſen. Melton, ſetzte mein Freund hinzu, ſey einige Jahre in Oſtindien geweſen und mit einem glänzenden Vermögen heimgekehrt, weshalb er von ſeinen Pächtern ſchlechthin der Nabob genannt zu werden pflege.

Dieſe Andeutungen ſteigerten meine Neugier und, da ich ohnehin in Geſchäften eine Reiſe nach den nördlichen Grafſchaften vorhatte, ſo nahm ich mir vor, Lord Melton aufzuſuchen.

Nach achttägigem Aufenthalte in der engliſchen Hauptſtadt eilte ich auf Dampfesflügeln gen Norden und erhielt über des Lords Landſitz ohne Schwierigkeiten Auskunft, weil er in der ganzen Grafſchaft als trefflicher Landwirth bekannt war.

Man wies mich nach einem Schloſſe, das im reinſten Style des engliſchen Mittelalters gebaut war, und dem ſich ein Kranz der ſonnigſten, ſchönſten Häuſer und Häuschen, gleich einem indiſchen Dorfe, anſchloß. Das Hauptgebäude war mit Bäumen umgeben, die ihr Alter gleichfalls nach Jahrhunderten zählten; doch unmittelbar an die Repräſentanten der alten Zeit reihten ſich die reizendſten Pflanzungen moderner Gartenkultur, ſo daß mir das Ganze wie eine Schaar blühender Kinder vorkam, welche ihre alte Großmutter umgeben und die weißen Arme um ſie ſchlingen.

Als ich in den Hof der Beſitzung trat, ſah ich mehrere Diener lebhaft beſchäftigt; ein junger Mann mit tief gebräunter Geſichtsfarbe und indiſchem Anzuge führte mich, ſobald er mich gewahrte, zuvorkommend, doch ohne ein Wort zu ſagen, in einen Saal des Erdgeſchoſſes, der in Form eines Zeltes dekorirt und gegen die Sonnenhitze durch breite weiße Vorhänge mit rothen Franzen geſchützt war. Die Ausſtattung des Saales beſtand in Stühlen, die ſich zuſammenlegen ließen, in einem großen ovalen Tiſche, der die Mitte einnahm, und in Divans, welche, mit Ausnahme der Fenſterniſchen, alle vier Wände beſetzten. Zwei prachtvolle Blumentiſche mit exotiſchen Gewächſen und mehrere Käfige, in denen ausländiſche Vögel hauſten, erhöhten den Eindruck des Orientaliſchen, den das Zimmer beſonders auch dadurch machte, daß das ganze Ameublement aus Bambusrohr in den geſchmackvollſten Verzierungen gearbeitet war.

Der junge Indier, welcher Haushofmeistersſtelle zu verſehen ſchien, ließ mir, ohne ſich vorher nach meinem Namen, Anliegen u. ſ. w. zu erkundigen, einen Stuhl und einen Morgenimbiß anbieten, der ſofort aufgetragen wurde und aus einem gewaltigen Präſentirteller beſtand, auf welchem Teller mit geſalzenem Rindfleiſch, rohem Schinken, Butter, Cheſterkäſe und Obſt prangten. Zwei kleine Kryſtallkaraffen voll Rum und Portwein, und eine langhalſige Flaſche Claret vollendeten das appetitliche Frühſtück, zu welchem ich mit der freundlichen Bitte: »Bedienen Sie ſich ſelber, Sir!« eingeladen wurde.

Kaum hatte ich den Anfang gemacht, der gaſtlichen Aufforderung nachzukommen, als ein Mann von hoher Geſtalt, jedoch mit einem merklichen Embonpoint und im ſchlichten Hausrocke herein trat. Lord Melton, der einſt ſo berühmte Dandy, ſtand vor mir. Er erkannte mich ſogleich von Anſehen wieder, und als ich ihm meinem Namen geſagt hatte, drückte er mir kräftig die Hand und hieß mich in franzöſiſcher Sprache freundlich willkommen.

Herzlich, wie der Empfang, wurde ſogleich nach den erſten allgemeinen Redensarten das Geſpräch, und ich geſtand ihm jetzt offen, daß mich vorzugsweiſe die Neugier hergeführt habe, mit dem Lord Melton von Ehemals den von Jetzt zu vergleichen und mich zu überzeugen, daß man mir von ſeiner Umwandlung nicht zu viel geſagt habe.

»Nun«, ſagte der Lord lachend, als ich die Unterhaltung auf ein anderes Kapitel lenken wollte, »geniren Sie ſich nicht; laſſen Sie Ihrer ſpöttiſchen franzöſiſchen Zunge freies Spiel, denn der Gefoppte ſind zuletzt doch Sie und alle diejenigen, welche glaubten, ich würde, weil ich mit Glanz ras'te, ewig raſen. Uebrigens haben Sie ein Recht zu Ihren Neckereien; ich trieb es damals, als wir uns in London kennen lernten, etwas bunt. Extreme berühren ſich, werden Sie denken; ich gebe das zu, und will Ihnen offen geſtehen, daß ich, als Sie in den Hof traten, ſogleich merkte, was Sie zu mir führe. Sie wollten ſehen, wie der Gott der Faſhion — Sie erinnern ſich gewiß dieſes wunderlichen Ehrentitels noch? — ſich als Landedelmann in der Grafſchaft Northumberland ausnehme, und waren darauf gefaßt, ſtatt des einen Spleens einen andern bei mir zu finden.«

Da ich keinen Anſtand nahm, ſeine Vermuthung offenherzig zu beſtätigen, ſo brachte er einen Toaſt auf meinen Beſuch aus, und ſagte, als wir die Gläſer geleert hatten:

»Es bleibt mir alſo weiter nichts übrig, als Ihnen, bevor ich Sie meiner Familie zuführe, Bericht über die Vorgänge abzuſtatten, die ſich ſeit unſerem Zuſammentreffen in London ereigneten. Nun ſo hören Sie!«

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Nähere Umſtände über den Tod Wallenſteins und ſeiner Gefährten.

In der „Wiener Zeitſchrift für Kunſt, Literatur, Theater und Mode" finden ſich ſehr intereſſante Mittheilungen Grüner's über deſſrn Beziehungen zu Göthe und über den Aufenthalt des letztern in den böhmiſchen Bädern. Grüner gibt darin folgende nähere Umſtände über den Tod Wallenſteins:

Wallenſtein, der, wie wir wiſſen, nach den damaligen Umſtänden eine Vollmacht als Generaliſſimus ertrotzen konnte, wie zuvor Nirmand vor ihm, wurde in Pilſen durch Marſchall Illo von ſeiner Achterklärung in Kenntniß geſetzt. Er ſoll daher drei Couriere abgeſendet haben, um ſich wider die allenfallſigen Beſchuldigungen bei einem Kreismilitairgerichte verantworten zu können; allein Keiner derſelben ſoll in Wien angelangt ſeyn. Wallenſtein, von gränzenloſem Ehrgeize beſeelt, auf einmal von ſeiner Höhe geſtürzt, mochte nun den Gedanken gefaßt haben, zum Feinde, den Schweden, überzugehen, ſey es, um ſich zu rächen, oder dort Gelegenheit zu finden, ſich in den Augen der Welt zu rechtfertigen, welches Letztere auch nicht unwahrſcheinlich iſt.

Er war krank, ließ ſich nach Eger in einer Senfte fahren und glaubte, bei dem Stadt- und Feſtungscommandanten Gordon, der ihm Alles zu verdanken hatte, hier gute Aufnahme und Schutz zu finden. Er wohnte bei ihm im erſten Stocke in dem Stadthauſe, wo dermal der Bürgermeiſter wohnt. Gordon, obſchon anfänglich abgeneigt, machte dennoch mit Obriſt Buttler und Major Leslie bei gezogenen Degen das Complott, ſowohl ihn, als vier ſeiner treueſten Anhänger zu tödten.

Marſchall Illo, Graf Terczky, Kinsky und Neumann wurden zu einem Gaſtmahle in dieſe Burg eingeladen, weil Wallenſtein nicht beiwohnen konnte und wollte. — Dieſe Vier fuhren in einem Wagen ins Schloß. Leslie ließ die Zugbrücke aufziehen, nahm die Schlüſſel, ſo wie auch jene zu ſich, womit er die Stube der Dienerſchaft verſchloſſen hatte. Buttler ließ eine Escadron ſeiner Reiter in der Stadt patrouilliren, und im Schloſſe ſtellte er Bewaffnete auf, die auf ein gegebenes Zeichen hereinſtürzen und die Bezeichneten niederſtechen ſollten.

Es wurde wacker gezecht, man war fröhlichen Muthes, bis auf einmal Buttler ein Licht von der Tafel in die Höhe hebend den Toaſt auf das Wohl Sr. Maj. des Kaiſers Ferdinand ausbrachte. Auf dieſes gegebene Zeichen ſtürzte von den Thüren des Saales die Mannſchaft herein. Illo wurde gleich rücklings durchſtochen, auch Graf Kinsky konnte ſeinen Degen nicht mehr erreichen; blos Graf Terczky, mit ſeinem Schwerte in einer Ecke lehnend, hat nicht allein den Stichen lange auspariert, ſondern unter Schimpfen und Herausfordern Einige erſtochen. Er ſoll ein Leibchen von Elendshaut getragen haben, daher die Soldaten glaubten, daß er ſich vor dem Stiche feſtmachen könne; endlich von häufigen Kolben-Schlägen getroffen, ſtürzte er zu Boden und gab, vor Wuth ſchäumend, ſeinen kriegeriſchen Geiſt auf.

Rittmeiſter Neumann hatte ſich während des Tumultes in die Küche geflüchtet und wurde dort ermordet. Von dieſer Gräuel- und Mordſcene wurden die Gräfinnen Kinsky und Terczky, welche neben Wallenſtein in dem Eckhauſe wohnten, von einem Bedienten, der ſich bei einer Mauer herabgelaſſen haben ſoll, in Kenntniß geſetzt, durch deren Geheul und Lamentiren Wallenſtein wach geworden und die Wache gerufen haben ſoll.

Inzwiſchen war die ſogenannte Executionsmannſchaft in das Haus eingedrungen, ſtieß den Pagen auf der noch-beſtehenden Treppe nieder, weil er ermahnte, leiſe aufzutreten und daß ſich der Herzog ſchon zu Bette begeben habe; aber deſſen Worte nicht achtend, ſprengten ſie die Thüre, und Wallenſtein, den Tod ſchon ahnend, entblöste die Bruſt, indem er vom irländiſchen Hauptmann Deveroux mit der Partiſane den tödtlichen Stoß aufnahm und ohne Aechzen zu Boden ſtürzte.

Dieſe Partiſane ward zum Andenken auf dem Egerſchen Rathhauſe, ſowie Wallenſtein's Schwert aufbewahrt. Der Leichnam wurde in ein rothes Tuch gewickelt, bei den Füßen die Treppe herabgezogen, in die Kutſche des Leslie gelegt und zu den übrigen Ermordeten in das Schloß geführt.

Von Bedeutung iſt noch: Als erwieſen wird angenommen, daß Wallenſtein am 25. Februar 1635 in Eger erſtochen wurde. Nun fand man in einer Correſpondenz, dem ſogenannten Copial, daß am 26. Februar 1635 an dem Gouverneur zu Theuſing geſchrieben und er erſucht wurde, Victualien jeder Art nach Eger zu ſenden, weil wegen Anweſenheit Wallenſtein's und ſeines Hofſtaates in Eger und in der Umgegend Alles aufgezehrt wurde. Man prüfte genau nach, ob vielleicht ein Schreibfehler unterlaufen ſey; allein es fanden ſich vor und nach dieſer Zuſchrift Erſuchsſchreiben wegen anderer Gegenſtände vom 26. Februar 1635 vor, daher konnte kein Irrthum hinſichtlich des 26. Februar vorgefallen ſeyn. Es iſt daher nicht unwahrſcheinlich, daß man die Ermordung Wallenſtein's verheimlichen wollte und daß militairiſcher Seits auf die Ausfertigung obigen Geſuchſchreibens an den Gouverneur nach Theuſing Rückſicht genommen worden.

Correſpondenz.

Mainz, 10. Auguſt.

Saphir, der Selbſtherrſcher aller Witze, hat hier geleſen. Alles, was auf Bildung Anſpruch machen und über einen halben Kronenthaler gebieten kann, drängte ſich vorigen Donnerstag in den großen Caſinoſaal. Das ganze Firmament unſerer Geſellſchaft ſtrahlte hier im ſchönſten Putze. Sterne erſter Größe, Firſterne, Planeten, Trabanten harrten ſehnſuchtsvoll auf den Gott des Humors. Erſt ſpielten die Gebrüder Lewy aus Wien mit allgemeinem Beifalle, der zugleich ein verdienter war. Der kleine Richard Lewy, ein fünfzehnjähriger Knabe, blies das chromatiſche Waldhorn mit einer Virtuoſität, die in der That bewundernswürdig iſt. Er kam, er blies und ſiegte. Wenn ſich dieſer Knabe nicht zu früh dem Huldigungsrauſche ergibt, kann etwas Bedeutendes aus ihm werden. Sein älterer Bruder, Karl, iſt Pianiſt und Componiſt. Er ſpielt gewöhnlich ſeine eigenen Compoſitionen, die zwar noch nicht völlig reif ſind, aber doch von vieler Kenntniß zeigen. Nachdem die beiden Brüder geendet, kam Saphir mit der rothen Perrücke und der blauſammtnen Mappe. Seine Vorleſung hatte die deutſchen Sprüchwörter zum Gegenſtande und war überaus reich an Witzen und treffenden Einfällen. Unter andern ſtellte er auch die Behauptung auf, daß die Mainzer den paſſenden Zeitpunkt für die

Digitized by Google

Errichtung des Gutenberg-Monuments getroffen, da man bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge bald von der großen Erfindung des Mainzers keinen Gebrauch wird machen können. Durch Saphirs Vorleſungen ſchlingt ſich kein rother Faden. Sie beſtehen aus einzelnen Witzen, die wie lebensluſtige Fliegen munter herumfliegen und tüchtig darauf losſtechen. Seine Einfälle geberden ſich oft wie niedliche Burzelmännchen, die ſich auf den Kopf ſtellen. Allein eben durch dieſe Syſtemloſigkeit, durch dieſes ewige Geplänkel der Gedanken, durch dieſes Kleingewehrfeuer der Aphorismen und Sentenzen feſſelt er die Zuhörer ungemein. Man hat keinen Augenblick Zeit zur Ruhe, da jeder Augenbtick etwas Neues, etwas Intereſſantes bringt. Namentlich weiß Saphir das ſchöne Geſchlecht zu ſpannen und für ſich einzunehmen. Er ſagt ihnen erſt derbe Wahrheiten und dann ſanfte Schmeicheleien und durch dieſen ewigen Wechſel von Ohrfeigen und Konfekt, von Geißelhieben und Patſchhändchen gewinnt er ſie alle. Saphir hat hier ungemein gefallen, und nachdem er die Vorleſung beendigt, baten ihn einige hohe Militärs, doch noch einiges zu leſen, wozu ſich denn der Humoriſt auch ſogleich verſtand, und ſo hatten wir an einem Abende zwei Vorleſungen. Saphir iſt jedenfalls eine ungewöhnliche, höchſt intereſſante Erſcheinung. Schon ein Vierteljahrhundert weiß er in der deutſchen Journaliſtik eine Stelle zu behaupten, von der ihn Niemand verdrängen kann, und erfreut ſich einer Popularität, wie vielleicht kein anderer deutſcher Schriftſteller der Gegenwart. Saphir iſt von hier nach Mannheim und Karlsruhe gereiſt; nachdem er in dieſen beiden Städten geleſen, will er nach Wien zurück, wo ſein »Humoriſt« unter einer intermiſtiſchen Redaction erſcheint, welche, die Abonnenten zu feſſeln, nicht Talent genug beſitzt. Vielleicht entſchließt ſich Saphir, noch in Koln zu leſen, wo ihn gewiß der lebhafteſte Beifall erwartet. — Bei Sauerländer iſt vor einigen Wochen in congreviſchem Druck ein colorirtes Blatt erſchienen, welches die Einheit von Deutſchland allegoriſch darſtellt. In der Mitte des Blattes ſieht man eine ungeheure Eiche, unter dee Germania mit wallendem Gewande und einer Mauer-Krone auf dem Haupte ſteht. Unter dem Haupte bemerkt man die Worte: »Ein einiges Deutſchland, feſt wie ſeine Berge!« Zu beiden Seiten nimmt man Oeſterreicher, Preußen, Bayern u. ſ. w. wahr, wie ſie mit flatternden Fahnen ſich zur Germania drängen und ſich die Hände drücken. Studenten, Bauern, Offiziere und Beamten umarmen ſich in feſter Eintracht. Dieſes Blatt wurde einer hieſigen Buchhandlung zur Aufnahme von Subſcriptionen zugeſchickt, und wie viel Subſcribenten haben ſich hier gefunden? — Nicht ein Einziger! Adieu.

—m—

Notizen-Blatt.

(**Literariſches.**) Wie glauben, es einmal wagen zu düefen, unſern Leſern einen trefflichen und, was in unſeer Zeit der Extravaganzen und bei der Menge von Ueberſetzungen eben ſo ſelten iſt, duech und durch deutſchen Roman empfehlen zu dürfen. Herrman Kunz beſchreibt in ſeinem „Schillee's Heimathjahre" die Zeiten der ſiebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts mit ſo überraſchender Wahrheit, daß wir uns mitten in denſelben, mitten in dem lieblichen freundlichen Schwabenlande zu befinden glauben. Die impoſante Geſtalt des vielgehaßten aber auch vielverkannten Herzogs Kael, unſer Schiller, der geniale trotzige Schubart und noch ſo manche andere bekannte Geſtalten aus jenen Tagen gehen an uns mit überraſchender Lebendigkeit voeüber. Dazwiſchen treten ſo viele gemüthliche Charaktere auf, ſo viele theils ernſte, theils wahrhaft idylliſche Scenen werden uns voegefühet, wir begegnen ſo vielen trefflichen Schilderungen von Land und Leuten, und bei all dem wird ſo wenig philoſophirt und raботirt, daß es einem in dieſee Umgebung recht innig wohl wird und das Ende des Romans viel zu ſchnell herbeikömmt. Intereſſante Geſchichten, koſtliche Anekdoten aus einer Zeit, die uns jetzt faſt ſo feene liegt, als wären ſeitdem ſo viele Jahrhunderte verfloſſen, als es Jahrzehnte ſind, unterbrechen den raſchen Gang dee Erzählung, die ſich im erſten Bande hauptſächlich in der ſo berühmt gewordenen Kaelsſchule bewegt, wo dem Helden unſres Romans, in ſeinee Beziehung zu Schiller, eine ſo bedeutende Wirkſamkeit angewieſen iſt. Der zweite Band führt ihn in die Mitte des Schwaezwaldes, und das Leben in jenen Thälern, durchweht von Liederklang und grünem Waldesduft, gemahnt uns wie ein Stück aus Shakespeare's „Wie es euch gefällt." Im dritten Bande löst endlich ein befriedigender Schluß die Differenzen in wohlthuende Harmonie, und geprüft und ſicher geht der Jüngling aus den Kämpfen des Lebens hervor, um als tüchtiger Mann in den Hafen der Ruhe zu ſteuern.

Größere Mittheilungen, die ſchon im „Morgenblatte" gegeben wurden, haben gewiß jeden Leſer auf das Ganze begierig gemacht, in welchem auch noch hie und da Lieder, durchhaucht vom Geiſte Uhland's, eingeſtreut ſind. Das Buch iſt der alten Garde des Herzogs geweiht, d. i. jenen Männern, die, aus der Karlsſchule und dem kleinen Württemberg heevorgehend, in ſo vielen Fächern die Zierde und der Stolz des deutichen Geſammt-Vaterlands geworden ſind.

(**Theatratiſches.**) Das franzöſiſche Schauſpiel hat in der diesjäheigen Saiſon zu London ganz ſo gute Geſchäfte gemacht, wie in früheren die deutſche Oper, obgleich der Unternehmer im St. James-Theater, Me. Mitchell, Alles aufgeboten hatte, um anzuziehen. Das Perſonal beſtand aus den vorzüglichſten Leuten, dee Dem. Dejazet, Vernet, Levaſſoe, dem Komiker Bouffé u. ſ. w. und Mitchell zahlte hohe Gagen; die Dejazet z. B. bekam 50 Pfd. Sterl. füe einen Abend.

(**Anekdotäres.**) Folgende Anekdote erzählt der engliſche Schriftſteller Theodor Hook: Als Hook einſtens auf ſeinen Reiſen von einem aufſteigenden Gewitter ſich bedeoht ſah und kein anderes Obdach in der Nähe ſah, als ein kleines, dicht neben dee Straße befindliches Haus, ſo näherte er ſich demſelben und frug einen vor der Thüre ſitzenden Mann, ob er der Heer des Hauſes ſey? — „Ja wohl," war die Antwort, „mein Weib iſt voe drei Wochen geſtorben."

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Veelage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 100. Sonntag, 20. Auguſt 1843.

Die Minne- und Meiſter-Sänger Frankens.

Von Dr. Reuß.

(Fortſetzung.)

4. Meiſter Süßkind von Trimberg.

Unter dem Namen dieſes jüdiſchen Dichters finden ſich in der berühmten Manneſſiſchen Liederhandſchrift zu Paris zwölf kleine Sangweiſen und Spruchgedichte, die ſich über das Lob Gottes, die Eitelkeit der Welt, über Frauendienſt, adelig Thun und edle Geburt verbreiten. Von des Verfaſſers Lebensumſtänden iſt bis jetzt ſehr wenig bekannt geworden. Süßkind ſtammte aus Trimberg und lebte und lehrte innerhalb der Jahre 1218 — 1226 in Würzburg als Arzt und Meiſterſänger. Erſtere Kunſt verſchaffte ihm die Stelle eines Ordinarius im Spitale zu den Heiligen Aegid und Dieterich und eine freie Wohnung innerhalb der Mauern dieſer milden Stiftung. Zum Beſten der Anſtalt ſchrieb er eine in lateiniſchen Leoninern abgefaßte Therapeutik der Peſt. Ungeachtet all' dieſer für jene Zeit ſo ausgezeichneten Leiſtungen ſcheint Süßkind jedoch keineswegs in Glücks-Umſtänden gelebt zu haben. Bittere Noth zwang ihn, ſeine ärztliche Stelle im Spitale niederzulegen und nach 1226 die Stadt Würzburg wieder zu verlaſſen.

---

5. Graf Otto IV. von Bodenlauben,

eigentlich ein Dynaſt zu Henneberg, vermuthlich nach ſeinem Wohnſitze, der Burg Bodenlauben bei Kiſſingen, ſo benannt, war meiſt im Gefolge Kaiſers Heinrich VI. Im Jahre 1217 machte er eine Kreuzfahrt in's heilige Land, wo er die reizende Tochter eines ſaraceniſchen Fürſten kennen lernte, ſolche entführte und nach ihrer Taufe (in welcher ihr der Name Beatrix beigelegt ward) zur Ehe nahm. Nach mehrjähriger glücklicher Verbindung, aber kinderlos, ertauſchte Otto im Jahre 1231 vom Fürſtbiſchofe Herrmann den Ort Burkardrode, in deſſen Nähe er nun das Kloſter Frauenrode, Benediktinerordens, ſtiftete, und daſelbſt nach ſeinem Tode im Jahre 1254 zur Seite ſeiner theuern Beatrix die irdiſche Ruheſtätte fand. Wir beſitzen von Otto nebſt einem ſchönen Kreuzliede mehrere kleinere Geſänge, in welchen er die ſüße Wonne der ihm verheißenen, dann beglückten Liebe, mit dunklen Anſpielungen auf leidvolle Liebesgeſchichten ſeiner Zeit darſtellt. Vom Hofrathe Bechſtein in Meiningen haben wir eine vortreffliche Herausgabe der Dichtungen Otto's demnächſt zu hoffen. (Fortſ. f.)

Lord Melton.

(Fortſetzung.)

Wenn ich Ihnen vor eilf Jahren in London geſagt hätte, daß mich das ewige Einerlei der ſogenannten Zerſtreuungen der faſhionablen Welt herzlich langweilten, ſo würden Sie mich ausgelacht haben. Und doch verhielt ſich's ſo. Ich war mit meinem Leben und Treiben, mit Welt und Menſchen unzufrieden, weil ich mit mir nicht zufrieden war; ich fühlte eine Lücke in meinem Innern, die kein Genuß auszufüllen vermochte, und je glatter es auf der Oberfläche bei mir ausſah, deſto wilder gährte und brandete es in mir. So ging es nicht länger mehr, das ſah ich klar ein; aber wie anders? Die Verhältniſſe, die den Menſchen, in jungen Jahren, trotz der eingebildeten größten Ungebundenheit in der Regel tyranniſch beherrſchen, gaben mir den Faden an die Hand, der mir aus dem glänzenden Irrgarten der Jugendthorheiten den Ausweg zeigte. Mit meinen Geldverhältniſſen ſtand es in Folge der vielen unbeſonnenen Ausgaben mißlich, als mein Oheim in Indien ſtarb, der mir, wie es hieß, ein anſehnliches Vermögen hinterlaſſen haben ſollte. Den Oheim kannte ich nur vom Hörenſagen; ich hatte zu viel mit mir zu thun, als daß ich mich ſehr um Andere hätte bekümmern mögen. Jetzt kam mir ſeine Hinterlaſſenſchaft ſehr gelegen, und zwar weniger des Geldes wegen, als weil ſie mir einen triftigen Grund gab, ohne Spötteleien einem Treiben Lebewohl zu ſagen, das mir nicht mehr gefiel. Die falſche Scham iſt ein Ding, das man ſchwerer, als jedes andere, überwindet. Jetzt nahm ich einen entſchloſſenen Anlauf, ging zu Schiffe und trat nach einer glücklichen Ueberfahrt in Pondichery an's Land.

Während der Reiſe, welche die erſte nennenswerthe war, die ich machte, da eine flüchtige Tour auf dem Kontinente kaum eine Reiſe genannt werden kann, hatte ich Gelegenheit und Muße, mit mir abzurechnen und die Welt von einem andern Standpunkte aus betrachten zu lernen. Von der Mannichfaltigkeit und Neuheit der Dinge, die ſich meiner ruhigeren Betrachtung darboten, gefeſſelt, machte ich zunächſt die niederſchlagende Bemerkung, daß ich herzlich wenig gelernt und noch weniger gedacht habe, obgleich ich früher für ein Muſter von Bildung galt. Durch dieſe Wahrnehmung bekam ich den Schlüſſel zu meiner üblen Laune in die Hand. Ich ging den Erſcheinungen außer mir, wie den Ideen in mir tiefer auf den Grund und fand, daß Vieles, das mir ſonſt ſchal und trocken vorkam, ſeine ſehr intereſſanten Seiten habe. Früher hatte ich viel geleſen, doch nur cavalierement; jetzt las ich wenig und hatte einen ungleich reicheren Genuß und Gewinn daran. Genug, als die

Digitized by Google

Seereiſe zu Ende ging, hatte ich in dem Stillleben mehr erlebt, als ſonſt im jahrelangen Wirbel der Erſcheinungen.

Mit dem wahren Gehalte des Lebens ging mir auch der wirkliche Werth des Geldes auf; ich merkte, daß Reichthum ein Glück werden könne, weil es Mittel zum Zweck ſey, um glücklich zu machen.

Um die Hinterlaſſenſchaft meines Oheims in Beſitz zu nehmen, mußte ich mich in direkten Verkehr mit den engliſchen und einheimiſchen Volkklaſſen eines Landes ſetzen, das mir fremd war. Durch die entſtehenden Beziehungen regte ſich in mir der Wunſch, die bunten und verwickelten Verhältniſſe der britiſch-oſtindiſchen Beſitzungen näher kennen zu lernen. Anfangs in Geſchäften, bald jedoch zugleich in dem Drange, mich zu belehren, unternahm ich Reiſen ins Innere des Landes. Die Sitten und Gewohnheiten der Eingebornen zogen mich an; um ſie zu begreifen, wurde ich auf die Religion und Literatur der Hindus hingeführt: ich trieb Sprachſtudien und entdeckte Talente in mir, von denen ich bisher keine Ahnung gehabt hatte, die mir aber große Freude machten.

Durch meine Erbſchaft bei dem Wohl und Weh der indiſchen Compagnie direkt betheiligt, ging ich dem Labyrinthe ihrer Politik nach: ich fuhr die heilige Ganga mehrfach auf und ab, miſchte mich unter das Völkergewirr und pries meinen Schöpfer für die Mühen und Sorgen, die er mir mit der Hinterlaſſenſchaft des Oheims aufgebürdet hatte, denn ſie wurden mir eine reiche Quelle der Erfahrungen und Freuden.

Es gibt keinen Punkt der Erde, der ſo reich an Naturſchönheiten iſt, als Hinduſtan. Land und Waſſer, Alles ſtrahlt in einem höheren Glanze und in tauſendfacher Farbenpracht. Die großartigſten und überwältigendſten Erſcheinungen der lebendigen und unbelebten Natur geben mit den reizendſten und bezauberndſten Hand in Hand: es iſt nicht das Alltägliche, Gedeckte und Zahme, es iſt das Urſprüngliche, Scharfausgeprägte und oft das Wilde, Lebensgefährliche, was ſich dem regen Blicke hier entgegendrängt. Und ſelbſt unter der im Kaſten- und Formenweſen erſtarrten indiſchen Menſchheit ſchimmert eine religiöſe Schwärmerei, eine ſo geheimnißvolle, myſtiſche Welt hervor, daß man darüber ſtaunen muß. In Hinduſtan leben die Götter noch auf Erden, ſie greifen noch, wie in den Urzeiten der Schöpfung, unmittelbar in's Leben ein; die Nüchternheit, die wir Bildung nennen, hat dort noch nicht die tiefe, göttliche Begeiſterung abgeſchwächt: wir können für unſern Gott nicht mehr leben, der Hindu kann für Brama zu jeder Stunde noch lächelnd ſterben.

Nennen Sie das poetiſche Auffaſſung, dichteriſche Uebertreibung; immerhin! Ich wollte Ihnen nur die gänzliche Umwälzung meines Weſens ſchildern, wie ſie durch jene wunderbaren Umgebungen in mir vorging.

(Fortſetzung folgt.)

In Sachen des Spiels.

I.

M. Honek (M. Cohen), der Verfaſſer der »Spielgeſchichten« (Mnemoſyne Nr. 98) veröffentlicht nun ſelbſt über die deshalb in Baden-Baden gegen ihn eingeleitete Unterſuchung unter vorſtehendem Titel Folgendes:

Von einer kleinen Reiſe nach Karlsruhe, Mannheim und Heidelberg zurückgekehrt, erfuhr ich in meiner Wohnung, daß ich in meiner Abweſenheit vor das hieſige Amt geladen ſey. Ich beeilte mich, in das Amtsgebäude zu gehen und die Herren Beamten wiſſen zu laſſen, wie ich jener Ladung auf der Stelle Folge leiſte. — Ich wurde ſogleich vorgelaſſen, und einer der Herren Beamten fragte mich, ob ich der Verfaſſer des Artikels »Spielgeſchichten« in der »Kölniſchen Zeitung« ſey. Meine Antwort war: ſo wenig ich außeramtlich irgend Jemand gegenüber die Autorſchaft dieſes Artikels in Abrede ſtellen würde, ſo wenig glaube ich, einer Verwaltungs- oder Polizeibehörde ſtehe ein Recht zu, dieſe Frage an mich zu richten; der Artikel ſey in der »Kölniſchen Zeitung« abgedruckt, wolle man den Verfaſſer deſſelben erfahren, ſo müſſe man ſich an die Redaction derſelben wenden. Dann fügte ich zu dieſer ablehnenden Antwort: es liege in meiner, die Berechtigung und Competenz der Behörde negirenden Erklärung nicht die Abſicht, mich hinter Formen zu verkriechen, um einem gerichtlichen Verfahren auszuweichen, aber ich hielte es, wie die Dinge im größten Theile von Deutſchland ſtehen, und die großen Rechtsgarantieen der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit entbehrend, für meine Pflicht, keine Art von Schutz zu verſchmähen, welchen das beſtehende Recht darbietet. Der Herr Beamte theilte mir, nachdem die Frage nach der Autorſchaft in der eben angeführten Weiſe vorläufig erledigt war, ein Reſcript großherzoglicher Regierung des Mittelrheinkreiſes zu Raſtadt mit, welchem zufolge dem Amte zu Baden-Baden aufgegeben wird, mich zu fragen, ob ich in dem Satze der »Kölniſchen Zeitung« (Feuilleton der Nr. 212, vom 31. Juli): »Wir wiſſen auch, was im Stillen geſchieht, mon cher; wozu gäbe es denn die vertraulichen Berichte? Wir wiſſen, wie viel Sie jährlich dem Waiſenhauſe geben, wir wiſſen, daß Sie manchen nur allzu kärglich beſoldeten Angeſtellten auf die feinfühlendſte Weiſe unterſtützen,« mit den Angeſtellten badiſche Beamte gemeint habe? Obgleich nun die Verhandlung formell ſchon mit meiner Ablehnung, auf die Frage nach der Autorſchaft einzugehen, geſchloſſen war, ſo nahm ich doch keinen Anſtand, mich weiter dahin zu erklären, daß ich jeder Verwaltung und Polizeibehörde das Recht beſtreite, mich über meine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit irgendwie zur Verantwortung zu ziehen, da es meiner Meinung nach nur dem Gerichte zuſteht, über Vergehen oder Verbrechen, mittels der Preſſe geübt, zu entſcheiden. Der Herr Beamte belehrte mich dagegen, mir gegenüber, dem Ausländer, ſtehe der Verwaltungs- und Polizeibehörde das Recht zu, über Verletzung des Gaſtrechtes zu entſcheiden; nun bin ich freilich Hannoveraner, und mithin im officiellen Sinne, dem Trinkſpruch des edlen Erzherzogs Johann von Oeſterreich: »Kein Preußen und kein Oeſterreich, ſondern ein einiges Deutſchland.« zu Trotze ein fremder Menſch, ohne eben übermäßigen Anſpruch auf den Schutz oder auf die Thätigkeit der Gerichte.

Ich werde unterdeſſen bei der großherz. Regierung des Mittelrheinkreiſes Recurs über die Befugniß der Behörde, mich über die Autorſchaft des in Rede ſtehenden Artikels zu vernehmen, einlegen. — Am Schluſſe der Verhandlung erbat ich mir eine Abſchrift des Protocolls, die mir indeſſen in Gemäßheit der beſtehenden Vorſchriften über die Protocolle der Polizeibehörden verſagt werden mußte; ich hielt es darauf für angemeſſen, den Hrn. Beamten davon in Kenntniß zu ſetzen, daß

Digitized by Google

ich unſere heutige Verhandlung veröffentlichen würde, wogegen derſelbe nichts einzuwenden hatte.

Man wird mir vielleicht glauben, daß es nicht in meiner Abſicht liegt, »um gut Wetter zu bitten« oder irgendwie eine captatio benevolentiae zu erſtreben; gegen dieſe Mißdeutung geſichert, glaube ich nicht unerwähnt laſſen zu dürfen, daß das Benehmen des Hrn. Beamten, der die Verhandlung mit mir leitete, ſehr artig und ganz den Rückſichten angemeſſen war, welche der gebildete Mann überall zu erwarten berechtigt iſt.

So iſt denn der Kampf, den ein guter Theil der deutſchen Preſſe gegen die öffentlichen Spielbanken führt, für mich zu einer perſönlichen Angelegenheit geworden, die, ich verhehle mir das nicht, ihr Unangenehmes haben kann. Aber was auch das Ergebniß dieſer Unterſuchung für mich ſeyn mag, ich werde die Würde und die Unabhängigkeit der deutſchen Preſſe energiſch in einer Frage zu vertheidigen wiſſen, wo ihr der Beifall und die herzliche Zuſtimmung aller Beſſeren der Nation, welcher politiſchen Anſicht ſie auch ſonſt zugethan ſind, gewiß iſt, und getroſt und wahrlich ruhigen Muthes vertraue ich mich dem Schutze der öffentlichen Meinung an.

Baden-Baden, 12. Auguſt. M. Honek. (M. Cohen.)

Correſpondenz.

Frankfurt, 14. Auguſt.

Der Tenoriſt Wurda machte in ſeiner erſten Gaſt-Rolle als Joſeph großes Glück. Seine Stimme hat der Zeit ſchon Tribut zollen müſſen, allein ſie iſt im lyriſchen Geſange noch ſehr ſchön, ſein Vortrag überaus correct, ſeine Ausſprache ſehr deutlich und ſein Spiel trefflich. Deshalb hatte er auch geſtern Abends als Maſaniello einen günſtigen Erfolg, obgleich in den affectvollen Scenen der Fonds ſeiner Stimme nicht ganz ausreichte. Auf den Eliazar in der »Jüdin« des Hrn. Wurda iſt man ſehr geſpannt. — Dem. Reuther ſang vorgeſtern als zweites Debut die Agathe und entfaltete eine prachtvolle Mezzo-Sopranſtimme; noch iſt aber dieſe Sängerin auf der Bühne zu ſehr Novize, als daß ſie ganz einſchlagen konnte. —ff—

⁂

Frankfurt, 17. Auguſt.

Von unſerm Theater kann ich Ihnen heute wenig berichten. Thaliens Tempel war auch geſtern und iſt heute geſchloſſen, da die Hitze ſehr groß iſt und lokale Feſtlichkeiten die allgemeine Theilnahme in Anſpruch nehmen. Am Montag gab der Baſſiſt Dettmer ſein zweites und letztes Benefice »der Brauer von Preſton,« worin er den Sergeant Toby ſehr gut ſang und ſpielte. Dem. Capitain ſang zum erſten Mal die Effie, und zwar recht lieblich, und auch Hr. Nork war als Brauer brav. — Dinstag ſahen wir das aus dem Franzöſiſchen geknetete Schauſpiel »Dornen und Lorbeer,« in welchem ſich Hr. Baiſon als Bildhauer Rolla wiederum als ausgezeichneten Darſteller zeigte und viel Beifall erntete. — Der Tenoriſt Wurda von Hamburg gibt morgen als dritte Gaſtrolle den Elvin in der »Nachtwandlerin.« Dem. Rummel, Tochter des herzogl. naſſau'ſchen Hofkapellmeiſters, ſingt die Amina, und zwar, um ſich dem hieſigen Publikum vorzuführen. — Das Gerücht, daß die Antigone hier zur Aufführung kommen ſolle, hält man vorerſt noch für Ironie. —ff—

⁂

Paris, 14. Aug.

Wiſſen Sie nach einer nagelneuen ſtatiſtiſchen Berechnung, wie viel die guten Bewohner von Paris täglich brauchen, um zu eſſen, zu trinken, zu wohnen, ihren Schneider und ihre Steuern zu zahlen? — Nicht mehr und nicht weniger als vier Millionen Franks täglich! ich für meinen Theil glaube, daß vier Millionen noch lange nicht hinreichen. Es gibt in Paris eine Menge ehrliche Leute, auch einige unehrliche, die nicht eſſen, nicht wohnen, weder einen Schneider bezahlen, noch Steuern, die, Gott weiß! wovon leben, von der Luft, vom Sonnenſchein in dem Tuileriengarten, von dem Waſſer der Seine oder von irgend einem noch nicht allgemein bekannt gewordenen chemiſchen Geheimmittel. — Paris iſt die einzige Stadt, wo ſich das Wunder der ſieben Brode wiederholt, nur in Paris iſt es möglich, daß man Leute alle Tage Hungers ſterben und ſie am andern Morgen mit dieſer ſchrecklichen Beſchäftigung wieder von vorn anfangen ſieht; — hier ſtirbt man Jahre lang an Hunger und Entbehrung, — anderwärts, wie ein Mal das tägliche Brod ausbleibt, iſt man todt. Woher kommt dieſes zähe Ausdauern im Elend, das man vorzugsweiſe auf dem Pariſer Pflaſter trifft, dieſes hartnäckige Kämpfen gegen das Unglück? — Von der Hoffnung, die hier mehr als überall dem Unglücklichen leuchtet, ihn mit trügeriſchen Hoffnungen hinhält, und ihm die Kraft gibt, das Elend zu ertragen. Eben dieſe glänzenden, aber trügeriſchen Hoffnungen ſind es, die ſo viele unſerer wackern deutſchen Landsleute hierherlocken, meiſtens ohne Hülfsmittel, ja ohne nur die Sprache gut zu können, und die dann ihre Rechnung hier nicht finden. Und noch immer trotz der traurigen Beiſpiele, die wir täglich vor Augen haben, fehlt hier ein Hülfsverein, eine Unterſtützungskaſſe für hülfsbedürftige Deutſche; — und doch machen nach den Franzoſen die Deutſchen hier den größten Theil der Bevölkerung aus, — man ſchlägt ihre Zahl hier auf 90,000, — nun wenn nur jeder von ihnen zu dieſem Zwecke wöchentlich einen Sou beitragen wollte und Rothſchild zwei, ſo wäre Allem abgeholfen. Auf meine Frage ſagte man mir, die deutſchen Geſandtſchaften wären gegen dieſes Unternehmen, weil ſich unter einem ſolchen philantropiſchen Vereine leicht politiſche Aſſociationen bilden könnten. Ich kann das nicht glauben; die alte Demagogen-Riecherei ſollte in Deutſchland doch ſchon längſt ganz begraben ſeyn. Das heutige Journal des Debats gibt einen Brief von Berlioz an Hn. Auguſte Morel, worin ihm dieſer ſeine muſikaliſchen Leiden und Freuden auf ſeiner Reiſe durch Deutſchland mittheilt. Guhr in Frankfurt mit ſeinem ewigen Fluchen und ſeinem ſchlechten Franzöſiſch ſpielt darin eine höchſt komiſche Rolle; Schott in Mainz ſagte zu B., als er dort ein Concert geben wollte: »Sie können ein Concert geben, aber es iſt beſſer, ſie geben keines, wir haben kein Orcheſter, — kein Publikum und kein Geld!« Uebrigens lobt B. die Pünktlichkeit und den Eifer der deutſchen Orcheſter, tadelt jedoch das Einſtudiren der Chöre. Dieſem Briefe werden noch mehrere Fortſetzungen folgen. In den Theatern wenig Neues. In der Gaîté ein für Dem. Georges geſchriebenes neues

Digitized by Google

Stück: La folle de la cité, von dem nichts zu melden iſt, als daß es von 7 bis 12 Uhr ſpielt; im Gymnase: le baiser par la fenêtre, das durchfiel und im Variétés: Les nouvelles à la main, in welchem ein Dutzend hübſche Frauenzimmer in Hoſen als Kadetten erſcheinen, was in dieſem Theater ein unfehlbares Mittel des Erfolges iſt. — Das Comite der Aſſociation der muſikaliſchen Künſte bereitet für den Monat September im italieniſchen Theater ein großes Muſikfeſt, nach Art der deutſchen Muſikfeſte, vor; — das Programm wird bald erſcheinen. Der Compoſiteur Panſeron hat eine Reiſe nach Rom und Neapel angetreten, um Studien über den italieniſchen Geſang zu machen. Thalberg, jetzt in Ems, geht ebenfalls nach Neapel. E. Wolf, der Pianiſt, iſt nach Boulogne abgereiſt, um den 17jährigen Apollinar v. Kontski, der die Badgäſte jetzt dort enthuſiasmirt, abzulöſen. Der Compoſiteur Geier läßt am 16. d. hier in der Kirche St. Roch eine große Meſſe aufführen, deren Dedication der König der Franzoſen angenommen hat. Die Bücheraſſecuranz iſt nun wirklich ins Leben getreten und hat unter der Firma: Le Guttenberg, assurance litteraire, ihre Bureaux in der Rue de Fleurus eröffnet. Sie kündigt an, daß ſie, im Nothfalle, nach Prüfung des Manuſcripts auch die Druckkoſten vorſchießt. — Dem. Blangy aus Wien wird hier in der großen Oper gaſtiren, ebenſo wird Dem. Maria nur von Hamburg zurückerwartet, um das beliebte Ballet: la jolie Fille de Gand wieder in die Scene geben zu laſſen. Donizetti hat bereits die Proben ſeines Don Sebaſtians begonnen. An Maria v. Rohan, die im italieniſchen Theater gegeben werden wird, ändert er ſehr viel um. Donizetti hat übrigens eine eigene Vorliebe für den Namen Maria und hat bereits eine Maria Padilla, Maria Stuart, Maria Rudenz, Marie, die Tochter des Regiments und Maria de Rohan componirt. Ein neues Journal: le Parterre iſt geſtern erſchienen.

—y—

Lebensfahrt.

(Von H. Heine)

Ein Lachen und Singen! Es blitzen und gaukeln
Die Sonnenlichter. Die Wellen ſchaukeln
Den luſtigen Kahn. Ich ſaß darin
Mit lieben Freunden und leichtem Sinn.

Der Kahn zerbrach in eitel Trümmer,
Die Freunde waren ſchlechte Schwimmer,
Sie gingen unter im Vaterland,
Mich warf der Sturm an den Seineſtrand.

Ich hab' ein neues Schiff beſtiegen
Mit neuen Genoſſen; es wogen und wiegen
Die fremden Fluthen mich hin und her —
Wie fern die Heimath! Mein Herz, wie ſchwer!

Und das iſt wieder ein Singen und Lachen —
Es pfeift der Wind, die Planken krachen —
Am Himmel erliſcht der letzte Stern —
Wie ſchwer mein Herz, die Heimath, wie fern!

(Zeitung f. d. elegante Welt.)

Notizen=Blatt.

(Statiſtiſches.) Nach den von Moreau de Jones mitgetheilten ſtatiſtiſchen Tafeln finden ſich in Frankreich 18,350 Irren. Unter 1 Million Menſchen ſind im Durchſchnitt 221 Blödſinnige und 112 epileptiſche Perſonen. Die jährliche Sterblichkeit unter denſelben iſt 9 bis 10 Procent.

(Anekdotiſches.) „Vater," ſchrieb ein Handwerksburſche nach Hauſe, „wenn du mir nicht bald Geld ſchickſt, ſo bringt mich die Verzweiflung noch ſo weit, daß ich thu', was ich noch nie gethan!" — Der Vater ſchickte ſchnell Geld und fragte dabei: „Sohn, Sohn, wenn ich dir kein Geld geſchickt, was hätteſt du gethan?" — „Gearbeitet, lieber Vater!" war die Antwort.

Der Geaf von Soiſons hatte einen rothen Bart, und da er einſt auf ſeinem Landgute war und ihn Heinrich IV. beſuchte, fragte er in Gegenwart ſeines Konigs ſeinen Gärtner, der faſt gar keinen Bart hatte, wie das zuginge, daß er ſo bartlos ſey? Der Gärtner ſagte: „Gnädiger Herr! da der liebe Gott die Bärte austheilte, kam ich ein wenig zu ſpät; es waren keine mehr da, als rothe, und da nahm ich lieber gar keinen."

Ein Schauſpieldirektor lud an ſeinem Geburtstage ſämmtliche Schauſpieler zur Tafel ein. Unterm Eſſen bemerkte er den Souffleur, der nicht mit eingeladen war, ſich aber dennoch die Speiſen trefflich ſchmecken ließ, und fragte ihn: „Zum Teufel, wer hat Sie geladen?" — Dee Souffleur ſtand auf, machte eine Verbeugung und ſagte: „Ich dachte, weil die Herren Akteurs nicht ohne Souffleur agiren konnen, ſo können ſie auch ohne Souffleur nicht eſſen."

Ein Bauer kam mit einem mit Säcken beladenen Wagen in eine Stadt gefahren. Am Thore mußte er Halt machen und der Zöllner trat an den Wagen und fragte den Bauern: „Was habt Ihr in den Säcken?" Der Bauer ſtieg vom Wagen, nahte ſich dem Zöllner und flüſterte ihm mit geheimnißvoller Miene in's Ohr: „Haſer habe ich geladen." Der Zöllner vermuthete aus dieſem Benehmen, daß wohl verbotene Waaren in dieſen Säcken ſeyn möchten. Er unterſuchte ſie, fand aber die Ausſage beſtätigt und rief daher ſehr laut: „Ja, ja, es iſt Hafer!" „So ſchreit doch nicht ſo!" ſagte der Bauer ängſtlich. „Warum denn nicht?" „Ei, wenn's meine Pferde hören, ſo wollen ſie nicht weiter von der Stelle, die kriegen in ihrem ganzen Leben kein Körnchen Hafer zu freſſen."

Ein Verſchuldeter lag auf dem Sterbebette. „Ach," ſeufzte er vor ſeinem Arzte, wenn ich nur ſo lange lebte, um meine Schulden bezahlen zu können." „Herr!" verſetzte der Arzt, „wollen Sie denn ewig leben?"

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 101. Dinstag, 22. Auguſt 1843.

Die Minne- und Meiſter-Sänger Frankens.

Von Dr. Reuß.

(Fortſetzung und Schluß.)

6.

Die Maneſſiſche Liederſammlung in Paris enthält die Namen verſchiedener Dichter, welche unſerem Franken wohl angehören, deren Lebensverhaltniſſe uns jedoch ganz unbekannt ſind, als: Friedrich v. Hauſen, Hr. v. Stammheim, Reinmar der Alte (nach Angabe der Münchner Liederhandſchrift in Eßfeld begraben) und Graf v. Henneberg. Ob der bekannte Nithart Fuchs, deſſen Grabſtein ſich noch jetzt in der Domkirche zu St. Stephan in Wien vorfindet, der fränkiſchen Freiherrenfamilie von Fuchs zuzuſprechen ſey, oder der gleichnamigen gräflichen in Tyrol, iſt noch nicht ermittelt.

Im vierzehnten Jahrhunderte machte ſich Johann von Würzburg durch ein Gedicht auf Herzog Wilhelm von Oeſterreich 1314 berühmt. Otto Baldemann von Karlſtadt, Pfarrer in Oſtheim, dichtete 1341 eine Klage des heiligen römiſchen Reiches, und Klein Heintz oder Heintzelin aus Konſtanz, ein Kapitular des neuen Münſters, um dieſelbe Zeit den Wettſtreit der beiden Heiligen Johannes des Täufers und des Evangeliſten, für das Collegiatſtift zu Haug.

Das fünfzehnte Jahrhundert kennt mehrere nahmhafte ſogenannte Meiſterſänger, aus Franken, deren Lieder größtentheils noch ungedruckt ſind. Hierher gehören Meiſter Ruprecht von Würzburg und Johann Simon von da.

Aus dem ſechszehnten Jahrhunderte verdienen Erwähnung Johann v. Würzburg, der Sänger der berühmten Schlacht bei Pavia, 1525; Johann Witzſtadt von Wertheim und Martin Reuß von Karlſtadt, beide Dichter geiſtlicher Lieder, um 1530. Eines Dichters Bernkopf, genannt Frauenzucht, gedenkt Fries' Chronik. Meiſter Johann Biſchoff, oder Episcopius aus Würzburg, der bekannte Ueberſetzer des Terenz, 1568, dichtete 1569 ein neues ſchönes Buchlein von dee Stadt Würzburg und ein ſchön neu luſtiges Kaiſerbüchlein.

Das hohe Verdienſt der Sammlung der bedeutendſten Poeſien deutſcher Vorzeit gebührt dem M. Michael vom Löwen (de Leone), von ſeinem Familienhofe zum Löwen, Distr. II. Nr. 240-41 ſo genannt, Kapitular im neuen Münſter † 1355. Derſelbe ſchrieb die Gedichte Walther's von der Vogelweide und Hugo's von Trimberg eigenhändig nieder und ſammelte auch außerdem alle werthvolle literariſche Produkte ſeiner Zeit. — Die Bibliotheken in München, Erlangen und dahier beſitzen Denkmale ſeines großen Sammlerfleißes. Im ſechszehnten Jahrhunderte erlangte das reiche Muſeum des Domkapitulars Johann Egenolph von Knöringen in Würzburg einen großen Ruf. Die daſelbſt aufgehäuften literariſchen (ſo wie naturhiſtoriſchen) Schätze, welche der Würzburgiſche Philolog Lorenz Albert 1572 bewunderte, gingen für unſere Stadt leider veeloren, als Knöringen, im Jahre 1573 zum Biſchof von Augsburg erwählt, ſeine ganze Sammlung der Hochſchule Ingolſtadt ſchenkte.

Der Lazzarone und der Engländer.

(Genrebild nach A. Dumas.)

Zu gleicher Zeit mit mir befand ſich im nämlichen Hotel zu Neapel ein Engländer, einer von jenen launenvollen, phlegmatiſchen, abſoluten, denen das Geld das Bewegungsmittel für Alles zu ſeyn ſcheint, die mit Geld jeden Zweck erreichen zu können glauben, die im Gelde das Argument zu finden meinen, womit ſie Alles widerlegen wollen. —

Mit meinem Gelde, dachte unſer Engländer, darf ich ſagen, was ich denke, kann ich mir verſchaffen, was ich will, kann kaufen, was mir gelüſtet. Habe ich Geld genug, um für die Welt zu bezahlen, was ſie werth ſeyn mag, ſo werde ich dann ſuchen, um den Himmel zu handeln.

In dieſer anmuthigen Täuſchung war er von London abgereiſet, und mit dem Dampfſchiff »the Sphinx« direkt nach Neapel gekommen. Er wollte Pompeji ſehen, er hatte nach einem Führer geſchickt, und da in dem Augenblick, wo er ihn verlangte, gerade keiner zu haben war, ſo nahm er ſtatt deſſen einen Lazzarone.

Abends bei ſeinem Einlaufen in den Hafen war ihm der erſte mißliebige Beſcheid geworden; das Fahrzeug hatte eine halbe Stunde zu ſpät Ankee geworfen, als daß die Reiſenden noch am nämlichen Abend ans Land gehen konnten.

Der Engländee, der während der ſechstägigen Seereiſe von Portsmouth nach Neapel beſtändig ſeekrank geweſen war, empfand dies ſehe übel, und ließ ſogleich dem Hafencapitän hundert Guineen anbieten; weil aber die Sanitätsvorſchriften allzu beſtimmt lauten, ſo hatte ihm der Hafencapitän ins Geſicht gelacht. Sehr übelgelaunt war er zu Bette gegangen, den König, der ſolche Befehle

Digitized by Google

erlaſſen hatte, und das Gouvernement, das ſo niederträchtig war, ſie zu vollziehen, zu allen Teufeln wünſchend.

Wie alle Engländer überhaupt, den Groll nachtragend, behielt er fortwährend einen Zahn auf den König, und, wie alle Engländer, nicht gewohnt, zu verhehlen, was er dachte, ließ er ſeinen Aerger über die Tyrannei des Königs, auf dem ganzen Wege nach Pompeji freien Lauf, im reinſten Italieniſch, was er nach ſeiner Grammatik von Vergani aufbringen konnte.

Der Lazzarone ſpricht nicht italieniſch, aber er verſteht alle Sprachen, folglich verſtand der Führer unſers Engländers auch, was dieſer ſagte. Er hatte jenen, nach ſeinen Gleichheitsprincipien ohne Zweifel, in ſeinen Wagen ſitzen laſſen, mit dem einzigen Unterſchiede, daß er vorwärts, der Lazzarone aber rückwärts ſaß.

So lange man auf der Landſtraße fuhr, hörte der Lazzarone mit voller Gemüthsruhe alle Schmähungen an, die der Engländer über ſeinen Souverain auszuſtoßen beliebte. Der Lazzarone hat keine ausgeſprochene politiſche Meinung; man kann vor ihm über den König, die Königin, den Kronprinzen ſagen, was man Luſt hat, er läßt es geſchehen: nur nichts über die Madonna, St. Jänuarius oder den Veſuv.

Wie man aber zur Straße der Gräber gekommmen war, und der Monolog des Engländers immer kein Ende nehmen wollte, legte der Lazzarone den Finger auf den Mund; ſey es nun, daß dee Engländer die Bedeutung dieſes Zeichens nicht verſtand, oder es unter ſeiner Würde hielt darauf zu achten, er gonnte ſeinen Invektiven keinen Augenblick Stillſtand.

»Vergebung, Excellenza,« ſagte der Lazzarone, legte eine Hand auf den Rand der Kaleſche und ſprang mit der Leichtigkeit des beſten Aequilibriſten hinaus. — »Vergebung, Excellenza, aber mit Ihrer Erlaubniß gehe ich zurück nach Neapel.«

»Warum du zurückgehen nach Neapel?« fragte der Engländer.

»Weil ich haben nicht Luſt, mich zu laſſen hängen«, erwiederte der Lazzarone, der ſich verſtandlicher zu machen glaubte, wenn er die Phraſenkonſtrukton des Englanders nachahmte.

»Und wer wird wagen, zu hängen Dich?«

»König mich,« ſagte der Lazzarone.

»Und warum hängen Dich?«

»Weil Sie haben geſagt Schimpfwort auf ihn.«

»Der Engländer iſt frei, zu ſagen alles, was er will.«

»Lazzarone nicht frei.«

»Aber Du haben geſagt nichts.«

»Aber ich haben gehört alles.«

»Wer wird ſagen, Du haben gehört alles?«

»Invalide wird ſagen.«

»Welch Invalide?«

»Invalide, der uns geht begleiten, zu ſehen Pompeji.«

»Ich aber nicht wollen haben Invalide?«

»Dann Sie nicht ſehen werden Pompeji.«

»Ich nicht ſehen dürfen Pompeji ohne Invalide?«

»Nein.«

»Ich, wenn zahlen?«

»Nein, Nein.«

»Wenn zahlen doppelt, dreiſach vierfach?

»Nein, nein, nein.«

»Oh, oh!« gab der Engländer von ſich, und verſank in ein tiefes Nachdenken.

Mittlerweile unterhielt ſich der Lazzarone mit Verſuchen, über ſeinen Schatten hinauszuſpringen.

»Ich will Invaliden nehmen,« ſagte der Engländer nach einer Weile.

»Gut, ſo nehmen wir einen,« erwiederte der Lazzarone.

»Aber ich will nicht ſchweigen die Zunge mir.«

»Dann wünſche ich Ihnen wohl zu leben!«

»Ich will, Du bleiben da.«

«Nun ſo nehmen Sie einen Rath an.«

»Geben mir ein Rath.«

»Nehmen Sie wenigſtens einen Invaliden der taub iſt.«

»Oh! rief der Engländer, ganz erſtaunt über den trefflichen Einfall, »ich wollen den tauben Invaliden. Hier ein Piaſter für Dich, weil gefunden haben tauben Invaliden.«

Der Lazzarone lief zur Hauptwache, und holte einen Invaliden, taub wie ein Klotz.

Nun ging es zu den gewöhnlichen Beſchauungen, während welcher der Engländer fort und fort ſein Herz übee des Königs Majeſtät erleichterte, ohne daß der Invalide es horte, und der Lazzarone es zu hören ſchien, man beſuchte auf dieſe Weiſe das Haus Diomed, die Straße der Gräber, die Villa Ciceros's, das Haus des Poeten. In einem der Schlafzimmer dieſes Hauſes zog eine etwas ſehr anakreontiſche Freske die Aufmerkſamkeit des Englanders an ſich. Ohne um Erlaubniß zu fragen, ſetzte er ſich auf einen Stuhl von Bronze nieder, zog ſein Album aus der Taſche, ſein Bleiſtift aus dem Album, und fing an zu zeichnen.

Beim erſten Strich, den er machte, gingen der Invalide und der Lazzarone auf ihn zu; der Invalide wollte reden, aber der Lazzarone gab ihm ein Zeichen, daß er das Wort führen wolle.

»Excellenz,« ſagte der Lazzarone,« es iſt verboten, die Fresken abzuzeichnen.«

»Oh! oh!« ſagte der Engländer« ich wollen dieſe Kopie.«

»Es iſt verboten.«

»Oh! ich, ich werde bezahlen.«

»Es iſt verboten, auch wenn man zahlt.«

»Oh! ich zahlen doppelt, dreifach, vierfach.«

»Es iſt verboten, verboten, verboten! ſage ich Ihnen, verſtehen Sie?«

»Ich wollen abſolut zeichnen dieſe kleine Dummheit.«

»Dann führt Sie der Invalide auf die Hauptwache.«

»Der Engländer ſeyn frei, zu zeichnen, was er will.« Und er hob auf's neue zu zeichnen an.

»Vergebung, Excellenza,« ſagte der Lazzarone,» ſprich zu mir.«

»Wollen Sie ſchlechterdings dieſe Freske zeichnen?«

»Ich will.«

»Und noch andere?«

»Ja, und andere auch, ich wollen zeichnen alle Fresken.«

»Dann,« ſagte der Lazzarone, »laſſen Sie ſich einen Rath geben, Excellenza. Nehmen Sie einen blinden Invaliden.«

»Oh! oh!« rief der Engländer, noch weit verwunderter als vorhin, »ich gern wollen den blinden Invaliden. Hier zwei Piaſter fur Dich, weil haben gefunden den blinden Invaliden.«

»Nun ſo gehen wir hinaus, ich will den blinden Invaliden ſuchen, und Sie ſchicken den Tauben zurück; Sie bezahlen ihn, verſteht ſich.«

»Ich bezahlen den tauben Invaliden.«

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Das perſiſche Neujahrsfeſt.

Ich befand mich zu Teheran, als der Eintrit des perſiſchen Neujahr (zu Anfang April) durch eine Kanonenſalve angezeigt wurde. Von dem Augenblicke begannen die Feierlichkeiten, auf welche ſich das Volk ſchon ſeit einigen Tagen vorbereitet hatte. Die Läden im Bazar waren ſchon zwei Tage vorher mit ungewöhnlicher Pracht und ſchimmerndem Farbenglanz aufgeputzt worden, und allenthalben bemerkte man zwiſchen den Waaren der Kaufleute vergoldete Früchte, gemalte Eier, bunte Conſituren. Faſt an keinem Menſchen ſah man ein altes Kleidungsſtück, alle erſchienen in den neuen Gewändern, die in allen Claſſen der Geſellſchaft an dieſem Feſttage zum erſtenmale angelegt werden. In allen Gemächern ſah man irdene Gefäße mit friſch aufgegangenen Waizen, den man ausdrücklich für dieſen Tag durch Wäſſerung zum Keimen gebracht hatte, blühende Narciſſen, Roſen und Veilchenſträuße. Jedem Gaſt wurden Conſituren, Früchte, Eingemachtes und Sorbets in allerlei Geſtalt vorgeſetzt, und die Kinder wie die von Schulzwang und andern Beſchäftigungen befreiten Knaben hielten ihren Feiertag mit fröhlichen Spielen, mit Singen und Lärmen auf den Straßen. Wo man nur hinblickte, ſah man langbärtige Männer wie auch die unbärtige Jugend einander auf beide Wangen küſſen und aus jedem Mund ertönte: »Möge das Feſt heilbringend für Dich ſeyn!« Das war der erſte Tag.

Am zweiten ſammelten ſich die am Hofe Zutritt habenden Perſonen einige Stunden vor Mittag allmählich auf dem Platze vor dem königlichen Palaſt, alle in dem Khilat oder Ehrenkleid, das ſie von dem König erhalten hatten. Da es etwas kälter war als um dieſe Zeit gewöhnlich, ſo erſchienen alle in mit Pelz gefutterten Mänteln; aber wenn ſich der Mantel vorn öffnete oder vom Wind zurückgeſchlagen wurde, ſah man den glänzenden Brocat und die von Gold und Silber blitzenden Feierkleider. Alle, die ſich am erſten Feſttage nicht getroffen hatten, umarmten ſich heute und brachten ihre Gratulation an; jeder Edelmann war von einem Schwarm ſeiner Clienten umgeben, die ſich um ihn herumſtellten, wenn er ſich niederſetzte, und ihm nachzogen, wenn er umherging. Viele dieſer erſten Männer des Reiches, denen in ihrer Behauſung kaum der koſtbarſte Shwal oder das weichſte Kiſſen gut genug zum Sitz iſt, ließen ſich hier ohne Umſtände auf den harten Steinen der Terraſſe vor dem Pallaſt nieder; Bediente kamen und gingen und drängten ſich durch das Gewühl. Mehrere Vornehme, die jetzt noch ihre einfachen, ſchwarzen Mützen aufhatten, waren von Dienern begleitet, die ihre Hofturbane auf auf ſilbernen Stäben mit einem Stück reichen Brocat bedeckt in den Händen trugen.

Als der Moment der Erſcheinung des Königs herannahte, wurden die Mäntel abgeworfen und die hohen Staatsturbane raſch aufgeſetzt. Die Ceremonienmeiſter liefen herum, um die Anweſenden nach ihrem Rang zu ordnen, was auch ohne Streit oder Verwirung geſchah. Die königlichen Häſcher trieben alle Perſonen von dem Platze weg, die nicht hoffähig waren und kein Recht zu der Ehre hatten vor dem Könige zu erſcheinen; ſie führten auch ihre langen Stäbe nicht bloß zum Staat, es regnete Streiche auf die Rücken der Wiederſpänſtigen oder zögernden, und das Drohen und Schelten der Ferraſchen (Häſcher), das Wiederſprechen und Klagen der Geſchlagenen und Vertriebenen bildete einen eigenen Contraſt mit dem feierlichen, ruhigen Anſtand derer, die von den Ceremonienmeiſtern nach ihrem Rang geordnet waren. Jetzt ſah man auf dem ganzen Platze nichts mehr als lange Reihen von Männern, die von glänzendem Brocat, herrlichen Stickereien und funkelnden Edelſteinen ſtarrten.

Unter der offenen Halle des Palaſtes ſtand der Thron. Dieſer Halle gegenüber war ein ſchönes Waſſerbecken angebracht, in das viele kleine Fontänen ihr klares Waſſer ergoßen. Unmittelbar neben dieſem Baſſin in gleicher Höhe war ein langer Teppich von Brocat ausgearbeitet, auf welchem Gold- und Porcellangefäße ſtanden, die mit Sorbets angefüllt waren. Vor dieſen und auf dem Teppich, dem Throne gegenüber, bildeten die vornehmſten Mollahs eine enge doppelte Reihe. Auf beiden Seiten des Baſſins ſtanden die Prinzen der königlichen Familie, ſo daß ſie mit der Reihe der Mollahs rechte Winkel bildeten und faſt bis an die Säulenballen reichten. Hier ſah man ſämmtliche Hofleute und Würdenträger des perſiſchen Reiches beiſammen.

Drei Salven aus dem Geſchütze der Kamelartillerie verkündigten die Erſcheinung des Königs; er trat aus dem hintern Theil der Halle heraus, ſtieg mit großer Vorſicht die Stufen zum Thron hinauf und ließ ſich mit Würde nieder. Er trug prächtige Kleider, die dicht an ſeinen wohlgebauten, nicht ſtarken Körper anſchloſſen, und war ganz bedeckt von Perlen, Diamanten und andern funkelnden Steinen. Sein ziemlich breiter Gürtel beſtand aus lauter Brillanten und der untere Rand war mit herabhängenden Smaragden verziert; Bruſt, Schultern und Rücken waren gleichfalls mit Kleinoden beſäet und er trug eine Krone, wie er auch gewöhnlich abgebildet wird, die mit Edelſteinen und Perlen überladen war.

So wie er ſich zeigte, wurde er von der verſammelten Menge begrüßt, wobei ſie ſich bis auf den Boden beugten und laut ausriefen: Gott möge den König ſegnen! Nachdem er ſich niedergelaſſen hatte, der goldumſtrahlte Beherrſcher des Perſerreichs rief er laut. »Möge das Feſt heilbringend für uns ſeyn!« worauf diejenigen, deren Amt es war, entgegneten: das Feſt möge dem König der Könige heilbringend ſeyn! das gebe Gott! Dann wurde vor der Fronte der Prieſter (Mollahs) ein Gebet verleſen, in welchem der König aber mehr geprieſen als für ihn gebetet wurde, und hierauf folgte eine Lobrede an ihn, die an dem andern Ende des Gartens gehalten wurde. Als dem König ſeine Pfeife gereicht worden war, wurde eine Summe Geldes unter die Diener des Herrn vertheilt, worauf dieſe abzogen, einige mit tiefen Verbeugungen.

Hierauf wurde allen gegenwärtigen Perſonen Sorbet gereicht, und man brachte drei buntbemalte, wunderlich geſchmückte Elephanten herbei, die dem Könige ebenfalls ihre Ehrfurcht bezeugen mußten. Unten am Thore innerhalb der Halle ſtanden mehrere jungen Prinzen und ein kleines Mädchen, der Liebling des Königs, in Knabentracht wurde von einem Hofbedienten auf den Arm getragen, damit es die Elephanten beſſer ſehen konnten. Der König rief einen Kammerherrn, um mit dem Kinde zu ſprechen und ihm deſſen Antworten mitzutheilen. Er ließ mehrere Fragen an die kleine Prinzeſſin thun um zu hören was ſie von den Elephanten dächte, und ſchien ſich ſehr zu freuen, als ſie den Wunſch äußerte einen zu beſteigen. —

Jede anweſende Perſon erhielt nun eine Handvoll kleiner Silberpfennige und einige kleine Goldmünzen, und damit wird die ganze Neujahrsceremonie gewöhnlich be-

Digitized by Google

ſchloſſen. Dieſsmal aber wurde noch ein Ferman vorgeleſen, durch den einer der jungen Prinzen zum Statthalter von Kaſchan eingeſetzt wurde, der ſodann erſchien um zu huldigen. Der Premiermeiſter (Amin Doulet) wurde vom König herbeigreufen und ihm anbefohlen ſich der Geſchafte des jungen Prinzen mit Eiſee anzunehmen, worauf er niederknien und des Königs Fuß küſſen mußte, was er ſogleich that. Nun erhob ſich der König von ſeinem Thron, ſchritt die Stufen mit noch mehr Vorſicht herab als er beim Hinaufſteigen gezeigt hatte, und entfernte ſich durch dieſelbe Thür durch welche er gekommen war. —

Es giebt periodiſch wiederkehrende Tage, an welchen alle Perſonen, denen der Zutritt zum Monarchen geſtattet iſt, mit einem Geſchenk vor ihm erſcheinen muſſen; der einträglichſte dieſer Tage iſt das Neujahr, eines der Hauptfeſte des perſiſchen Kalenders. Nach einer wohlbegründeten Berechnung betragen die Geſchenke, welche der König an dieſem Tage erhalt, eine Million Tomans, eine Summe die gar nicht unglaublich erſcheint, wenn man erfahrt, daß allein der Premierminiſter ſeit mehreren Jahren jedesmal 100,000 Tomens dargebracht hat, welches Geſcheuk einen Theil der Einkünfte von Irak ausgemacht. Jeder, der nur irgend von der Hofgunſt abhangt, (und bei welchem Perſer ware das nicht der Fall?) ſtrengt ſich an, mit einer gefüllten Böeſe zu erſcheinen, und wer nicht im Stande iſt mit baarem Gelde aufzuwarten, bringt Pferde, koſtbare Shawls und Stickereien, Juweten und andere derartigen Gegenſtände. Zuruckgewieſen wird nichts. Das Neujahr iſt nun zwar der ergiebigſte Tag für dieſe Eente, aber keineswegs der einzige; ja es geben wohl nur wenige Tage im Jahr voruber, an welchen der König unbeſchenkt bleibt, denn immer gibt es Menſchen, die nach ſeiner Gunſt trachten, oder wegen irgend einer That ſeine Gnaden anflehen, und alle wiſſeu, daß man ſich mit leerer Hand dem Throne nicht nahen darf. (Ausland.)

Correſpondenz.

Dresden, den 18. Juli.

Auf unſerer Bühne gaſtirt jetzt Eduard Devrient aus Berlin und mit vielem Glück. Auch Moriani iſt noch als Gaſt bei uns. Untee andern trat dieſer auch in der uns noch neuen italieniſchen Oper, Lina v. Chamouni auf, deren ſchöne Dekorationen in das wundervolle ſavoyiſche Thal von Chamouni verſetzen. Die Muſik dieſer Oper iſt v. Donizetti, welcher jetzt den ehemaligen Liebling des Publikums, Roſſini, ganz zu verdrängen ſcheint, ein Schickſal, das ihm freilich auch bevorſteht, denn der Italiener Klingklang und Singſang kann dem deutſchen Ohre auf die Dauer nicht genügen, nur vorübergehend amuſiren. — Die alte Winklerſche Abend-Zeitung, welche mit dem erſten des vorigen Monats in andere Hände überging, in die eines jungen, friſchen, geiſtreichen Mannes zeigt mit jedem Blatte mehr, daß ſie neu belebt iſt, daß ein neues Leben und ein neuer Geiſt in ihr wohnt, wovon in der alten abgetragenen Abendzeitung keine Spur zu finden war. Mit Freiſinnigkeit wird darin über Dinge geſprochen, die der vorige Redacteur ſtets umſchiffte, um ja nicht irgendwo anzuſtoßen. Freilich verpflichtete ſeine Stellung zum Hofe ihn dazu, au pas de loup aufzutreten; aber eben das führte den Verfall des Blattes herbei und hohe Zeit war es, daß es regenerirt ward wie nun geſchehen iſt, und es unterliegt jetzt keinem Zweifel, daß es ſich bald über viele ſeiner Mitbrüder glorreich erheben wird. Ein beſonderes Beiblatt iſt Dresden gewidmet, das deſſen Zuſtände jeder Art freimüthig und beſcheiden beleuchtet, auch eine fortlaufende Bücherchronik und Kritik liefert, woran es es bisher uns gänzlich fehlte. — Das beſſere Wetter hat den Fremdenſtrom zum Steigen gebracht, und wird im laufenden Vierteljahr der Fremdenzahl noch größer ſeyn, als ſie in dem, von ſo ſchlechtem Wetter begleiteten 1. April bis 1. Juli es war, wo ihre Anzahl auf officiellem Wege zu 16,576 angegeben wurde und zwar nicht nach Köpfen ſondern nach Partien. — Seit 14 Tagen iſt die Gemäldeausſtellung eröffnet. Sie enthält einige vorzugliche Stücke, iſt aber im Ganzen nicht allzureich ausgeſtattet. Jährlich wie bisher eine ſolche zu veranlaßen, ſcheint doch zu oft zu ſeyn. Beſſere Reſultate dürfte eine Ausſtellung alle 2 Jahre liefern. — Die theuer Fiackerpreiſe ließen ſchon längſt eine Droſchken-Anſtalt herbeiwünſchen und dieſer Wunſch wird nun bald erfüllt werden. Man iſt nun mit Entwerfen der Statuten eines ſolchen Inſtituts beſchäftigt, das alſo bald ins Leben treten wird. —d—

Notizen=Blatt.

(Anekdotäres.) Ein reiſender Handwerksburiche ging an einem Garten vorüber, blieb ſtehen und ſchnitt von einem überhängenden Baume einen Aſt ab; der Gärtner ſah dieſem von einem Fenſter aus zu und rief: „He, was macht Ihr da?“ — „Ich brauche einen Stock, und da ſchneide ich mir einen ab.“ — „Aber bedenkt doch Freund,“ ſagte der Gärtner, „wenn es Jeder ſo machen wollte, ſo würde ich bald um alle meine Bäume kommen.“ — „O,“ verſetzte der Handwerksburſche, „es wird ja nicht Jeder ſo unbeſcheiden ſeyn.“

In einer Vorſtadt zu P . . . brach Feuer aus; ein heftiger Wind drohte die Flamme zu verbreiten. Der Eigenthümer des Hauſes, das ſich unmittelbar neben dem brennenden befand, lief, anſtatt ſich mit der Rettung ſeiner Habe zu beſchäftigen, ängſtlich ſuchend durch die Straßen der Stadt. Ein ihm begegnender Bekannter fragte ihn, wo er in der Stunde der Gefahr hineile? — „Ach,“ erwiderte er, „ich ſuche das Aſſekuranz-Büreau, ich will mein Haus ſchnell verſichern laſſen.“

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 102. Donnerstag, 24. Auguſt 1843.

Lord Melton.

(Fortſetzung.)

Da der nächſte Zweck meiner Reiſe nach Oſtindien, die Ordnung meiner Erbſchaftsangelegenheiten, jetzt erreicht war, ſo konnte ich an die Heimkehr denken. Auch machte ich wirklich nach und nach Vorbereitungen dazu, doch zog mich das Wanderleben in dem mir liebgewordenen Lande jetzt gerade um ſo mehr an. Auf einer ſolchen Excurſion hatte ich mich eines Tages in den Jungeln verirrt. Von einem ſtarken Marſche unter den ſenkrechten Strahlen der Sonne ermattet und vom brennendſten Durſte geplagt, ſtreckte ich mich im dickſten Gebüſch nieder, um mich im Schatten ein Viertelſtündchen zu erquicken. Wider Willen war ich eingeſchlafen, als ich durch ein nahes Gebrüll geweckt wurde. Kaum ſchlug ich die Augen auf, als ich dem blutgierigen Blicke eines Königstigers begegnete, der Miene zu machen ſchien, mit mir anzubinden. Mir ſtockte der Athem; doch da ich mehrere Tigerjagden mitgemacht hatte, und nie ohne Waffen ins Freie ginge, ſo machte ich mich kampffertig. Raſch ſpannte ich das eine meiner Piſtolen und zog den Dolch; dann richtete ich mich leiſe auf und ſtand jetzt Auge in Auge mit der Beſtie, feſt, bewegungslos, wie ein ehernes Standbild. Häufig ſucht der Tiger, wenn er ſcharf angeſehen wird, das Weite, als könne er den Blick eines Mannes nicht ertragen. Indeß hier wirkte dies nur einige Sekunden, worauf das Raubthier ſich zu einem Sprunge anſchickte. Demſelben zuvorkommend, gab ich Feuer. Der Tiger prallte zurück. Aber leider gewahrte ich in demſelben Augenblicke, daß ich ihm nur die eine Vordertatze zerſchoſſen und ſeine Wuth dadurch geſteigert hatte. Schon griff ich nach dem zweiten Piſtol und gab mich halb verloren, als in der Nähe ein Lärm entſtand. Mehrere Eingeborne, die auf einem Reisfelde gearbeitet hatten, waren durch den Schuß aufgeſchreckt worden und ſtürzten ſchreiend herbei. Dies war mein Glück, denn der Tiger nahm die Flucht.

Meine Retter umringten mich und erkundigten ſich näher nach dem Vorfalle. Ich ſagte ihnen meinen Dank und vertheilte unter ſie das Geld, das ich bei mir hatte. Einer der Hindus, der gebrochen engliſch ſprach und deshalb den Wortführer machte, erbot ſich, mich zu der in der Nähe liegenden Beſitzung eines Landmannes zu führen, den er mir als einen ſehr gaſtfreien Mann rühmte.

Dieſer Vorſchlag kam mir erwünſcht und wir machten uns auf den Weg. Nach einer Stunde des beſchwerlichſten Marſches kam ein Haus oder richtiger geſagt eine Gruppe von Bungalows zum Vorſchein, ganz wie Sie dieſelbe hier um's Schloß gebaut ſehen; denn dieſelben ſind eine Kopie jener Beſitzung.

Der Hausherr, der mich bereits von Weitem bemerkt hatte, kam mir entgegen und hieß mich freundlich willkommen. Mein Führer erzählte ihm kurz und bündig mein Jagdabenteuer, worauf mir Mr. Whasley Vorwürfe über die Unbeſonnenheit einer einſamen Streiferei machte und hinzuſetzte, ich ſey wahrſcheinlich noch nicht lange von Altengland hier im Lande. Ich ſagte ihm meinen Namen und hatte die Freude, daß er bemerkte, er habe mit meinem Oheim in früheren Jahren mehrfach in Verkehr geſtanden und werde es ſich zur Ehre anrechnen, wenn der Neffe ſeines alten Freundes einige Zeit in ſeinem Hauſe vorlieb nehmen wolle.

Mr. Whasley war ein Sechziger; eine hohe, kräftige Geſtalt mit greiſem Haar und militäriſcher Haltung. Im Verlaufe des Geſprächs erfuhr ich, daß er bereits fünf und dreißig Jahre in Indien ſey, und als Major im Heere der indiſchen Kompagnie ſeinen Abſchied genommen und ſich hier angeſiedelt habe, wo er mit ſeiner Frau und Tochter ſein Leben zu beſchließen gedenke, weil ihm ſeine Vaterſtadt Edinburg durch ſo langjährige Abweſenheit völlig fremd geworden ſey.

Auf die Bitte, mich den Damen des Hauſes vorzuſtellen, antwortete er, ich ſolle mich in meiner Bequemlichkeit nach einem ſo erſchöpfenden Marſche nicht ſtören laſſen, er werde den Weibern melden, daß ein Fremder angekommen ſey.

Den Damen war ein Beſuch jedenfalls eine willkommene Abwechſelung in der Einförmigkeit des Landlebens, denn ſie erſchienen bald und begrüßten mit mehr als gewöhnlicher engliſcher Zuvorkommenheit.

Dieſer Moment war entſcheidend für mich. Ich will mich kurz faſſen. Die Tochter des alten Majors, Miß Mary, machte auf mich einen Eindruck, der mich ſelbſt überraſchte. Mein Glück bei Frauen war in meinem Londoner Treiben fabelhaft; aber ſeitdem war eine radikale Veränderung in mir vorgegangen. Ich fühlte bald, daß ich noch nicht wahrhaft geliebt habe und daß Mary Whasley meine erſte Liebe ſeyn werde. Das Sehen und Verlieben iſt ein altes Romankniff und eine Alltäglichkeit; das Sehen und Lieben iſt eine Seltenheit, doch ich war in dieſem Falle.

Natürlich kam mir jetzt des Majors Aufforderung zu längerem Bleiben höchſt erwünſcht; zugleich aber ſah ich ein, daß dieſer Gaſtbeſuch nicht ewig währen könne. Dies trieb mich zu ſcharferer Ueberlegung. Mein Vorſatz, um Mary's Liebe zu werben, ſtand feſt.

Die Tage vergingen wie Stunden: am vierten Tage kam es zwiſchen mir und Mary zu einer Erklärung. Ich wurde wieder geliebt und bat die holde Braut jetzt um die Erlaubniß, ſchon am nächſten Morgen beim Vater um ihre Hand anhalten zu dürfen.

Erröthend, doch freudig willigte Mary ein. Wir

Google

liebten uns, Mary wußle nichts von unſerer gebildet ſeyn ſollenden Ziererei und jener gemachten Sprödigkeit und Scheu, die ich aus Erfahrung in den meiſten Fällen, gelinde geſagt, für Unnatur halte, wenn ſie nicht gar noch auf etwas Schlimmeres deutet.

Der Major erkundigte ſich jetzt genauer nach meinen Verhältniſſen, die er freilich im Geldpunkte als alter Freund des von mir beerbten Oheims ſchon ziemlich genau kannte, beſprach ſich dann mit Frau und Tochter und gab mir ſein Jawort von Herzen, obwohl es mir ſchien, als liege ihm noch etwas auf dem Herzen, das er für den Augenblick auszuſprechen noch Anſtand nahm.

Vier Wochen ſpäter war Mary meine Frau und ich konnte mit dem Dichter reden: »Der Himmel that ſich auf vor mir; ich hörte Engelsmelodie!« —

(Fortſetzung folgt.)

Der Brand des Opernhauſes in Berlin.

Die „Preuß. Allg. Ztg.“ ſchreibt: Berlin, 19. Aug. Unſer Opernhaus, eine der größten Zierden des ſchönſten Theils der Hauptſtadt, iſt in vergangener Nacht, nach gerade hundertjährigem Beſtehen, ein Raub der Flammen geworden. Die geſtrige Vorſtellung ſchloß mit einem kleinen militairiſchen Ballet „der Schweizer Soldat,“ in welchem allerdings Feuergewehre, Canonenſchläge u. ſ. w. häufig in Anwendung kommen. Indeß iſt kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß das Feuer durch eine bei dem Gebrauch derſelben, begangene Nachläſſigkeit verurſacht worden ſey. Vielmehr läßt ſich über die Entſtehungsart des Brandes für jetzt nichts mit Beſtimmtheit ſagen. Gewiß iſt nur ſo viel, daß die Theater-Beamten, welche noch eine halbe Stunde lang nach dem Schluſſe der Vorſtellung in dem Hauſe verweilten, als ſie daſſelbe verließen, noch keine Spur von Feuers-Gefahr wahrgenommen hatten, und daß auch der in dem Gebäude wohnhafte Kaſtellan bei der üblichen Viſitation gleich nach 10 Uhr nichts dergleichen bemerkte. Nichtsdeſtoweniger brach das Feuer, ſogleich nach Beendigung dieſer Viſitation gegen 10 1/2 Uhr, aller Wahrſcheinlichkeit nach in der Garderobe, auf der rechten Seite des Bühnenraumes, mit unglaublicher Heftigkeit aus. Die erſten Flammen, welche aus den obern nach dem Feſtungsgraben zu gelegenen Fenſtern ſchlugen, wurden ſogleich von dem Poſten an der gegenüber liegenden neuen Wache bemerkt, von wo aus auch ſofort die erſten Signale gegeben wurden, welche ſich mit großer Schnelligkeit in der ganzen Stadt wiederholten. Ein Militair-Piket von jener Wache, den wachhabenden Offizier an der Spitze, drang zuerſt in das Haus ein und trug namentlich dazu bei, daß ein geringer Theil des Mobiliars, und glücklicherweiſe faſt der ganze höchſt ſchätzbare Vorrath von Muſikalien, welcher ſich in dem vorderen Theile des Gebäudes befand, in aller Eile noch gerettet werden konnte. Denn ein längeres Verweilen in dem Hauſe war, mit ſichtlichen Gefahren verknüpft, ſchon nicht mehr möglich. Das Feuer, wie natürlich, von der Maſſe des hier zuſammengehäuften brennbaren Stoffes, Couliſſen, Bretterwerk, Gardinen, Garderobeſtücke u. ſ. w. genährt, und durch einen glücklicherweiſe nur leichten Südoſtwind nach der Seite der kgl. Bibliothek und des Palais Sr. kgl. Hoh. des Prinzen von Preußen hingetrieben, griff mit unglaublicher Schnelligkeit um ſich. Als die Theaterbeamten, welche auf das erſte Signal herbeigeeilt waren, das Haus betraten, ſtand ſchon der ganze Bühnen-Raum in hellen Flammen, ſo daß von dem dort befindlichen Reſervoir, welches ſo eingerichtet war, daß 500 Eimer Waſſer in kurzer Zeit nach allen Theilen des Hauſes getrieben werden konnten, gar kein Gebrauch mehr zu machen war. In weniger als zehn Minuten hatten die Flammen auch den ganzen vorderen Theil des Gebäudes erfaßt, und von allen Seiten ſchlug nun die Lohe, ein furchtbar majeſtätiſches Schauſpiel, hoch in den Lüften über dem Dache zuſammen.

Unterdeſſen war der Schreckensruf des Unglücks durch die ganze Stadt gegangen und von allen Seiten eilten die Spritzen mit ihren Löſchmannſchaften zur Stelle. In wenigen Augenblicken war mit muſterhafter Ordnung ein zweckmäßiges Löſchſyſtem organiſirt, welches durch die Nähe des Feſtungsgrabens, der das nöthige Waſſer lieferte, vortrefflich unterſtützt wurde. Se. k. Hoh. der Prinz von Preußen, in Generals-Uniform, erſchienen gleich zuerſt mit auf dem Platze und gaben ſelbſt die nöthigen Befehle zu einer zweckmäßigen Vertheilung der Löſchanſtalten und des zum Schutz der am meiſten bedrohten Gebäude der Umgegend herbeigeeilten Militairs. Auch die übrigen hier anweſenden Prinzen des k. Hauſes, J. k. Hoh. Prinz Albrecht, Adalbert und Waldemar, ſo wie Se. kaiſerl. Hoheit der Erzherzog Stephan von Oeſterreich und Se. k. Hoh. Prinz Auguſt von Württemberg, trafen kurz darauf ein und unterſtützten die Bemühungen Sr. k. Hoh. des Prinzen von Preußen und der betreffenden Militair- und Polizeibehörden, welche gleichfalls am Platze waren, wie namentlich Se. Exc. des Generallieutenants und Commandanten von Berlin, Hrn. v. Columb, auf jede Weiſe. Da an ein eigentliches Löſchen des Brandes im Heerde der Feuersbrunſt ſchon kaum mehr zu denken war, ſo war es natürlich, daß ſich die ganze Thätigkeit derſelben vorzüglich mit auf die Erhaltung der am meiſten bedrohten benachbarten Gebäude concentriren mußte, wie namentlich der wegen der Richtung des Windes doch weniger gefährdeten Hedwigskirche, aber vor Allem das Palais Sr. k. Hoh. des Prinzen von Preußen und der k. Bibliothek, mit ihren unermeßlichen, im Fall eines Unglücks, nie zu erſetzenden Schätzen. Für die letztere ſchien einige Zeit, als das Feuer den höchſten Grad ſeiner Intenſität erreicht hatte, wirklich Gefahr vorhanden zu ſeyn. Denn nicht nur ſtieg die Gluth bis zu einem Grade, welcher ſelbſt in einer noch ziemlich bedeutenden Entfernung leicht hätte zünden können, ſondern es flogen auch eine Menge hellbrennender Gegenſtände nach dieſer Seite hin, welche das Feuer weiter zu tragen drohten. Aber Jedermann fühlte, was da auf dem Spiele ſtehe, und ſo fehlte auch hier die Hülfe nicht. Zum Schutze der königlichen Bibliothek hatten ſich gleich Anfangs eine große Zahl Hülfeleiſtender aus allen Klaſſen der Einwohner Berlin's eingefunden. Kaufleute und Militairs, Bürger und Studirende, Gewerbtreibende und Gelehrte wetteiferten mit den Behörden für die Erhaltung eines Inſtituts, deſſen Einfluß auf das Gedeihen der Wiſſenſchaft unberechenbar iſt, und ihren mit den Leiſtungen der Behörden und der Bibliothekbeamten aufs Einigſte zuſammenwirkenden Anſtrengungen iſt mit des Himmels Hülfe die unbeſchädigte Bewahrung dieſes großen Schatzes gelungen. Die Erhaltung der Ordnung vor dem Gebäude, ſowohl am

Digitized by Google

Opernplatze, als in der Behrenſtraße, ward in ruhiger und feſter Haltung von dem kgl. Militair bewirkt, im Innern des Gebäudes aber durch Vertheilung der Beamten und Hülfeleiſtenden in die verſchiedenen Geſchoſſe und auf dem Dache. Der Andrang einer zu großen Zahl war durch Verſchluß dee großen Hauptthuren des Gebäudes verhindert, indem nur von dem im Ausbaue begriffenen nördlichen Pavillon und durch die Amtswohnung von der Behrenſtraße aus der Zugang geſtattet ward. Da die Gefahr nur von Außen kommen konnte, ſo waren alle Beſtrebungen darauf gerichtet, das Dach und die mit eiſernen Fenſterladen nicht verſehene Vorderſeite nach dem Opernplatze zu ſchützen. Das Dach, vom Opernhauſe her mit einem Regen brennenden Holzes und glühenden Kohlen überſchüttet, machte zuerſt die meiſte Sorge; aber die ſchleunige Ankunſt der von den Herren Bankiers Gebrüder Schickler geſandten, in vortrefflichſter Ordnung bedienten Feuerſpritze, ſowie dee an der Nordſeite und Mitte des Gebäudes gleich nachdrücklich wirkenden ſtädtiſchen Spritzen ſicherte zuerſt das Kupferdach und dann auch die Hauptſeite des Gebäudes durch fortwäheendes Berieſeln. Das Dach und die hölzernen Fenſterrahmen kühlten ſich ab, und als das Dach des Opernhauſes gegen 12 Uhr zuſammenſtürzte, konnte die eigentliche Gefahr als beſeitigt gelten.

Die Rettung der Handſchriſten u. der koſtbarſten Bücher war für den Augenblick aufbehalten, wenn es ſich ergeben würde, daß die Rettung des Gebäudes nicht mehr gehofft werden könnte; die Beamten ſtanden dazu bereit, aber ohne die Werke aus ihren Behältern zu nehmen, wo ſie unter dieſen Umſtänden doch noch die größte Sicherheit genoſſen. Keine Handſchriſt iſt beruhrt, kein Werk ans dem Fache gezogen, nur was an einzelnen Fenſtern ſtand, war gleich anfangs entſernt worden. Und ſo hat die Königliche Bibtiothek auch nicht den Verluſt eines einzigen Buches oder eines werthvollen Blattes zu bedauern; geringe Beſchädigungen an einzelnen Fenſterſcheiben ſind bereits wieder beſetzt. Zwiſchen 2 und 3 Uhr, als die Geſahr vorüber war, konnte die größere Zahl der Hülfeleiſtenden und der Beamten entbehrt werden, deren letzte ſich erſt zwiſchen 4 und 5 Uhr entfernten. Um 7 Uhr hatte die Reinigung der Räume, die Wegſchaffung des Waſſers ſchon wieder begonnen, und um 9 Uhr ward das Inſtitut, wie an gewöhnlichen Tagen, dem Beſuche ſeiner Benutzer eröffnet.

Gleichzeitig wurde in ähnlicher Weiſe das Palais Sr. k. Hoh. des Prinzen von Preußen vor der herandringenden Gluth geſchützt; die nach der Seite des Opernhauſes hin liegenden Fenſter wurden unaufhörlich benäßt und längs des Daches war Militae aufgeſtellt, welches die hinaufgeleiteten Spritzenſchläuche nach den Punkten hin lenkte, welche am meiſten bedroht ſchienen. Auch waren zur Vorſicht Spritzen in den Hofräumen des Palais Se. k. Hoh. des Prinzen und Sr. Maj. des Grafen von Naſſau aufgeſtellt. Alle dieſe Anſtalten wurden, wie bei der k. Bibliothek, ſo auch hier, mit dem glücklichſten Erfolge gekrönt. Denn obgleich das Feuer, namentlich bevor das Dach zuſammengeſtürzt war, zu einem wahren Flammenmeer wurde, welches ſich mit entſetzlicher Gewalt dahinwälzte und Feuerbrände bis in die fernſten Theile der Stadt trug, ſo wurde doch, außer einigen minder erheblichen Beſchädigungen am Palais Sr. k. Hob. des Prinzen von Preußen, den am meiſten bedrohten Gebäuden kein weiterer Schaden zugefügt.

Der furchtbar ergreiſende Anblick des in ſeiner Art großartigen Schauſpiels hatte in den nahen und entfernteren Straßen, welche weithin von der glühendrothen Atmosphäre erleuchtet wurden, eine große Menge Menſchen verſammelt, unter welchen ſich, neben der Bewunderung der Gewalt des vernichtenden Elements auch das lebhafteſte Bedauern übee den Untergang eines der ſchönſten Gebäude unſerer Hauptſtadt, in welchem die Kunſt ein Jahrhundert lang viele ihrer herrlichſten Triumphe geſeiert, vielfach ausſprach. Erſt gegen 1 Uhr, als die Gluth ſich ſenkte, und man ſo weit Herr des Feners geworden war, daß alle Gefahr als beſeitigt gelten konnte, verlor ſich nach und nach die ſtaunende Menge. Das Feuer wühlete von nun an nur noch innerhalb der 4 ſtehen gebliedenen Hauptmauern und verzehrte bis zum Morgen dort noch alles, was ſeiner Gewalt nicht zu widerſtehen vermochte.

Um 6 Uhr Morgens ſahen wir nichts mehr, als eine von Rauch und Schutt erfüllte Ruine. Unſere vortrefflich organiſirten Löſch-Anſtalten, bei welchen namentlich die herrliche Dampſſpritze von Brathwaite in London die weſentlichſten Dienſte geleiſtet, haben ſich dabei abermals ſo bewährt, daß man bereits am frühen Morgen damit beginnen konnte, den Schutt aus der Brandſtätte wegzuräumen und nur hie und da noch einige Funken bemerkt wurden. So viel bis jetzt bekannt geworden, iſt bei dieſem Brande Niemand verunglückt. Dagegen hat man den Veeluſt ſämmtlicher muſikaliſchen Werke zu bedauern, welche noch bei der geſtrigen Vorſtellung gebraucht wurden. Von der Garderobe ſoll nur wenig gerettet ſeyn; unbedeutend iſt dagegen der Verluſt an Decorationen, da ſich das Hauptmagazin derſelben bekanntlich in einem andern Gebäude hinter der katholiſchen Kirche befindet und nur die an dieſem Abend gebrauchten ein Raub der Flammen geworden ſind.

Dieſen Morgen gegen 8 Uhe beſichtigten bereits Se. Majeſtät der König, nachdem Allerhöchſt derſelbe noch während der Nacht von dieſem Unfall benachrichtet worden war, in Beiſeyn Ihrer kön. Hoheiten, der hier anweſenden Prinzen, die Beandſtätte.

Wir laſſen hier zum Schluße einige Worte über die Geſchichte dieſes ſo untergegangenen Opernhauſes folgen, welche als Worte dee Erinnerung ſelbſt bei dieſem traurigen Anlaß nicht ungern geleſen werden mögen.

Das Königliche Opernhaus war ein Werk Friedrich des Großen, der bereits als Kronprinz den Riß dazu gemacht hatte, und gleich nach ſeinem Regierungsantritte, in den erſten Tagen des Juni 1740, den Befehl zur Erbauung dieſes Kunſttempels gab. Mit der Ausführung des Baues ward der Freiherr von Knodelsdorf beauftragt, der, obgleich zu derſelben Zeit mit mehreren anderen öffentlichen Bauten beſchäftigt, den Bau des Fundaments mit ſolcher Thätigkeit leitete, daß bereits am 5. September 1741 der Grundſtein gelegt werden konnte. Der König war bei dieſer Feierlichkeit nicht anweſend; er war in Schleſien und wollte das Werk nicht bis zu ſeiner Rückkehr verſchoben wiſſen; die Ceremonie wurde durch die Brüder des Königs, die Prinzen Heinrich und Ferdinand, vollzogen. Nach Anderen ſoll dies durch den Markgrafen von Schwedt geſchehen ſeyn.

Auf dem Grundſteine, der unter dem Concertſaale liegt, befindet ſich die Inſchriſt: **Fridericus II., Rex Borussorum Ludis Thaliae et Melpomenes Sororum sacra haec Fundamenta ponit Anno MDCCXLI. die quinto Septembris.**

Digitized by Google

Der Bau ſchritt nun, troß des erſten ſchleſiſchen Krieges, ſo raſch ſorl, daß das Theater und der Zuſchauer-Raum bereits Anfangs Dezember 1742 zur Feier des Geburtstags der Königin Mutter fertig waren. Der Kapellmeiſter Graun war nach Italien geſandt worden, und bereils im Oktober 1741 kam er mit einer italieniſchen Geſellſchaft nach Berlin, die zunächſt auf der im Königlichen Schloſſe proviſoriſch errichteten Opernbühne Vorſtellungen gab.

Die erſte Vorſtellung fand am 7. Dezember 1742 im Opernbauſe ſtatt, wozu man Grauns Oper »Caſar und Cleopatra« gewählt batte. Damals war indeſſen der Bau, von Innen wie von Außen, noch nicht vollendet, und z. B. die Malerei an den Decken durch eine zeltartige Verbüllung den Zuſchauern verborgen. Die Beleuchtung beſtand aus 3 Kronleuchtern über den Proscenium, 4 andere an der Decke des Zuſchauerraumes, und an den Brüſtungen der 3 Logenreiben waren je 6 und 6 Fuß aus einander Wandleuchter mit 4 Wachskerzen angebracht. Der Platz des Königs war unmittelbar binter dem Orcheſter, das Parquet und das Parterre aber für den Hoſ, bie Generalität und die Offiziere beſtimmt. In den oberſten Prosceniums-Logen waren Trompeter-Chöre aufgeſtellt, die den König mit einer Fanſare empſingen. Zu beiden Seite drr Bühne ſtanden auf dem Proscenium zwei Grenadiere in ſtreng militäriſcher Haltung, die jedesmal im Zwiſchenakt abgelöſt wurden und der ganzen Vorſtellung zuſahen.

Die Billets zu den Opern-Vorſtellungen wurden vom Hofmarſchall-Amt vertheilt, und auf den Verkauf derſelben war eine harte Straſe geſetzt.

Am 7. Dezember 1842 ward die hundertjährige Eröffnung feierlich begangen. Es wurde ein von L. Rellſtab gedichtetes und von W. Taubert komponirtes Feſtſpiel grgeben. Hierauf folgte die Ouvertüre von Grauns Feſt-Oper vor bundert Jabren, »Cäſar und Cleopatra,« und dieſer ſchloß ſich die Aufführung von Gluck's herrlicher Oper, »Iphigenie auf Tauris.« an.

Das Opernbaus bildete ein Oblongum von 261 Fuß Länge und 103 Fuß Breite. An der Hauptſacade befand ſich eine Doppeltreppe, die zu einer Säulenballe von 6 korintiſchen Säulen führte, die ein Giebeldach bildete, worauf die Statuen des Apoll, der Melpomene und der Thalia ſtanden. In dem Felde dieſes Giebels las man die Inſchrift: Fridericus Rex Apollini et Musis. In drr Säulenballe ſelbſt ſtanden die vier Statuen des Ariſtophanrs, Sophocles, Menandrr und Euripides. Unter dieſem Säulendache war der Haupteingang. Die Tieſe der Bühne bis an die Lampen betrug 88 Fuß, und das Haus, welches 4 Reihen Logen, ein Parquet und ein Parterre entbielt, faßte circa 2500 Zuſchauer. Dem Proscenium gegenüber war die große Konigliche Loge; es war ein runder Säulentempel, der durch den erſten und zweiten Rang hindurch ging. Durch eine in den Souterain drs Hauſes befindliche Maſchinerie konnten Parquet und Parterre mit der Bühne in gleiche Höhe gebracht werden, und es entſtand dann ein Saal, der 4000 Menſchen faßte, und zu den Redouten oder anderen Feſtlichkeiten benutzt wurde, namentlich zu dem großen Ständefeſte bei der Huldigung des jetzt regierenden Königs Majeſtät. Bri dieſer Gelegenheit wurde auch der im Opernhauſe befindliche ſchöne Concertſaal, der lange Zrit hindurch zu einem Atelier für die Decorationmaler verwendet wurde, wiederhergeſtellt, der, außer an jenen Tagen, zu mehreren großen Muſikaufführungen benutzt worden iſt. Dem Vernehmen nach war ubrigrs eine völlige Reſtauration der inneren Räume des Opeenhauſes bereits beſchloſſen und die dazu entworſenen Pläne ſahen der Allerhöchſten Genehmigung entgegen.

Notizen-Blatt.

(Theatraliſches.) (Der geſcheidte Muſikalienhändler.) Hiſtoriſches Luſtſpiel in drei Acten. Frei nach dem Deutſchen des C. A. Kümmel. — Perſonen: Principal Müller. Commis Schmidt. Ein Markthelfer. Ort der Handlung in Nürnberg. — Erſter Akt. — Principal. Aber Hr. Schmidt. haben Sie denn die Noten nicht mit dem Violinſchlüſſel verſchreiben? Commis, Ja wohl, Hr. Peincipal. Principal. Ich finde aber keinen Schlüſſel hierbei. Donnerwetter! Commis. Werden ihn wohl in der Ambalage haben liegen laſſen. Principal. Markthelfer ſieh einmal zu, ob Du im Papierkaſten einen Schlüſſel findeſt. (Ende des erſten Akts.) — Zweiter Act. Der Markthelfer ſucht im Papierkaſten einen Violinſchlüſſel. — Dritter Akt. Der Markthelfer. Hr. Müller, ich finde keinen, ſoll ich den Schloſſer holen? (der Vorhang fällt.) (Eine wahre Begebenheit.)

(Merkwürdiger Theaterzettel.) Das untengenannte, am 27. Juni in Köln gegebene Stück brachte der Direction gegen 6000 Thlr. ein:

Zum erſten und letzten Male in dieſem Sommer:

„Die Aktien-Verloſung."

Gelegenheitsſcenr von Roderich Benedir.

Perſonen:

Spielberger, ein Schauſpieldirector und Aktien-Speculant, ...	Spielberger.
Döhring, ſein abgehender Regiſſeur und zukünftiger Theaterdirector in Coblenz, ...	Hr. Döhring.
Seebach, früher Schauſpieler, heute Orgeldreher,	Hr. Seebach.
Jasper, ein einnehmender und ausgiebiger Theatercaſſirer, ...	Hr. Jasper.
Brömſtrup, Theaterſecretair, ...	Hr. Brömſtrup.
Woywoda, Theaterinſpicient u. Oberfeuerwerker,	He. Woywoda.
Deutz, Theatermeiſter, ...	Hr. Deutz.
Wachten, Theaterdiener, ...	Hr. Wachten.
Heinrich, ein Theaterſouffleur, der vor Rührung heute ganz weg iſt, ...	Hr. Heinrich.
Zwei junge Mädchen, ...	Dem. Winter. Dem. C. Döring.

Diverſe Dienerſchaft.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 103. Sonntag, 27. Auguſt 1843.

Lord Melton.

(Fortſetzung.)

»Das Leben hatte eine neue höhere Bedeutung für mich gewonnen; ich war beglückt und beglückte durch Liebe. So vergingen die erſten Wochen meiner Verheirathung in einem Stillleben, reicher und ſchöner ſelbſt, als es mir von den ſonnigſten Träumen vorgeſpiegelt worden war. Der Schwiegervater ſah unſer Glück und freute ſich desſelben, und jetzt trat der Wunſch, den er bei meinee Bewerbung noch auf dem Herzen behalten hatte, hervor. Seine Beſitzung, ſein Haus ſollte mir bleibende Heimath werden; ich ſollte England aufgeben! Er habe, ſagte er, dies nicht zur Bedingung ſeiner Einwilligung zu der Verbindung mit ſeiner Tochter machen wollen, doch hoffe er, daß ich die Hoffnung nicht oernichten werde, auf der das Glück ſeiner alten Tage fuße; er könne ſich von ſeinem geliebten einzigen Kinde nicht trennen. Mary's Mutter war natürlich derſelben Anſicht und ſetzte Alles in Bewegung, um mich für den Lebensplan zu beſtimmen, wie ſie ihn mit ihrem Manne für uns entworfen hatte. Und Mary? werden Sie fragen. Meine Frau ſagte nichts zu; ſie hatte keinen Willen, als den meinigen, und wollte keinen andern haben; ganz Liebe und Hingebung, wie ſie war, antwortete ſie, ſo oft ich auf dieſen Plan anſpielte, nur mit einem Blicke, in welchem Alles lag, doch keine Entſcheidung, die ſie abſichtlich vermied. Meine Wünſche und Pläne waren die ihrigen; ſie blieb neutral, und ich rechnete ihr dieſen einzig richtigen Ausweg, den ſie als gute Tochter und liebendes Weib nehmen konnte, hoch an.

So geſchah es denn, daß wir ganz nur der Gegenwart lebten und von der Zukunft wenig ſprachen. Unſchlüſſig, wie ich in dieſem Punkte war, wich ich den Fragen des Majors aus, ſtatt dieſſelben direkt zu beantworten. Das Leben in dieſem kleinen Eden an Mary's Seite war ſo innig, reich und mild, es war ſo zauberiſch, daß mir jede Veränderung als Störung erſchien. Die Schwiegerältern lebten nur für das Glück ihrer Kinder, weil es zugleich das ihrige war: jedes fernſte Wölkchen, daß es einſt anders werde, daß wir einſt nicht mehr um ſie wären, wurde verſcheucht: der Major liebte mich um meiner Liebe zu ſeiner Tochter willen; er dankte Gott, daß er ihm einen Schwiegerſohn nach ſeinem Herzen zugeſandt hatte; von England war faſt nicht mehr die Rede. Mary wurde Mutter: die Geburt meines Sohnes brachte meinen früheren Plan zum Entſchluſſe. Ich für meine eigene Perſon hätte den Aeltern gern das Opfer gebracht, in Indien zu bleiben, um ihnen die Tochter nicht zu entreißen; ich hätte mich der Selbſtändigkeit begeben, weil mein Schwiegervater uns nicht freigeben wollte; doch jetzt war ich Vater und für die Erziehung meines Sohnes hielt ich die Rückkehr nach England für nothwendig. Ich theilte meiner Frau den feſten Entſchluß mit und ſie billigte ihn vollkommen. Meine Anſichten über die Zukunft ihres Kindes waren die ihrigen, obgleich ſie mir keinen Augenblick verhehlte, wie ſchwer es ihr werden würde, den Aeltern Lebewohl, vielleicht für die Lebenszeit, zu ſagen. Sie nahm ihr Söhnlein auf den Arm und ſagte:

»Paul, wir reiſen, denn es muß ſeyn, und wenn Du ſchwankſt, ſo verlaß Dich auf meinen Muth. Du und mein George, das iſt meine Heimath, mein Vaterland.« Das ſchwache Weib war ſtärker als ich, denn Frauenliebe iſt allgewaltig. Doch nahmen wir uns vor, die Reiſeabſichten noch geheim zu halten. Das Kind gedieh vortrefflich und die Zuneigung der Großältern hatte eine neue Feſſel erhalten. Wir, die wir wußten, wie bald ſich des Majors Jubel in Traurigkeit verwandeln werde, ſchlugen die Augen nieder, wenn er triumphirend auf ſeinen Enkel ſah. Wie oft wurde ich von Neuem ſchwankend! Doch ein Blick von Mary, und ich war wieder entſchloſſen. So recht erkannte ich die Wahrheit, daß die Frauen in einem Vorhaben, das ſie aus Liebe wollen, an Muth und Ausdauer hoch über den feſteſten Willen des Mannes ſtehen. Denn Grundſätze können ſchwanken, doch die echte Liebe eines weiblichen Herzens gleicht dem Kompaß, der trotz aller Vibrationen ſtets dieſelbe Richtung feſt hält.

Die Jahreszeit welche zur Seereiſe die günſtigſte war, erſchien, und immer noch zögerte ich mit dem Geſtändniſſe. Endlich war keine Zeit mehr zu verlieren; ſpäteſtens in acht Tagen mußten wir aufbrechen und ſo galt es denn, das entſcheidende Wort zu ſprechen. Wir ſaßen beim Frühſtück, als ich dem Schwiegervater mit äußerer Ruhe doch innerem Beben ankündigte, daß die Zukunft meines Sohnes mich zur Rückkehr nach England beſtimmt habe. Meine hieſigen Angelegenheiten, ſetzte ich hinzu, ſeyen geordnet; meine Frau willige ein; ſo fehle alſo nichts, als die Bewilligung der Altern.

Als ich die Erklärung gemacht, ſah ich auf: Mary weinte. Dies war dem Major Beweis genug gegen mich; er fuhr mit dem harten Worte heraus: »Sie lügen.« Ich wurde blaß; das Blut ſchoß mir zum Herzen, es kochte. Doch ich hielt an mich und ſchwieg, während Mary aufſprang, dem Vater um den Hals fiel und ſcharf betonend ſagte:

»»Paul ſprach die Wahrheit, Vater; ich will reiſen.«« Und ſanfter ſetzte ſie hinzu: »»Ich habe nicht blos eingewilligt, ſondern ihm den Rath gegeben und darin beſtärkt. Meine Mutterpflicht gebietet es. Habe ich meine Pflichten als Tochter nicht ſtets heilig gehalten, Vater, und ich ſollte den höheren keine Folge leiſten?««

Digitized by Google

Der Major machte ſich, ohne ein Wort zu erwiedern, aus der Tochter Armen los und verließ das Zimmer; Marys Mutter war in Verzweiflung.

Unter Thränen und ſtillen Vorwürfen verfloſſen die acht Tage bis zu der Stunde der Trennung. Der Himmel unſeres Glücks war getrübt, Gewitterſchwüle umgab uns Alle, und dennoch konnte ich nicht anders. Mary litt unausſprechlich, ich nicht weniger; denn ich ſah, daß egoiſtiſche Liebe die größte Tyrannin iſt. Ihretwegen wollten die Aeltern uns bei ſich behalten und mit der Sophiſterei der Selbſtſucht redeten ſie ſich jezt ein, daß ſie dabei nur an ihres Kindes Wohl dächten.

Die ſchwere Stunde kam. Mary und ich gingen zum Vater und baten ihn für unſern Erſtgebornen um ſeinen Segen. Whastey legte auf das Kind die Hand und ſchien gefaßt zu ſeyn. Doch als unſere Blicke ſich begegneten, erbebte ich: in ſeinem Auge lag ein Groll, ja ein faſt fanatiſcher Haß; er betrachtete mich als den Räuber ſeines Familienglücks. Marys Mutter dagegen ſchwamm in Thränen und verſuchte den letzten Sturm gegen unſer Vorhaben. Mit zitterndem Arme hob ich mein Weib in den Palankin, der ſie zum Hafen bringen ſollte. Der Major verfolgte mich mit drohendem Blicke: mir war's, als ſende er mir tauſend Fluche nach. Wie ein Verbrecher ſtand ich da. Mary gab das Zeichen zum Aufbruche. Meine Schwiegermutter war in Ohnmacht gefallen; der Schwiegervater wandte ſich finſter von mir ab, als ich ihm Lebewohl ſagen wollte. Da rief mich Mary zu ſich und ihre Stimme klang mir wie der Ruf des Himmels. Ich ſchwang mich aufs Pferd und flog ihr nach. Mary, das fühlte ich, war entſchloſſener als ich; ohne ihre Feſtigkeit würde ich noch jezt nachgegeben haben.

Wir ſchifften uns an Bord eines Schiffes der Kompagnie ein. Meine Familie beſtand aus ſechs Perſonen, aus meiner Frau, meinem Sohne und mir, ferner aus meinem indiſchen Bedienten, und zwei Hindumädchen, die mit Mary groß geworden waren und von denen ſie ſich nicht trennen wollte. Die Schiffsmannſchaft, die Offiziere, der Kapitän, der Wundarzt und eine Art von afrikaniſchen Ungeſtüm, das dem Dienſte des Stabes beigegeben war, bildeten die Bewohnerſchaft des Schiffes.

Die Anker wurden gelichtet; das Schauſpiel, das uns die indiſche Natur im Scheiden bot, war großartig und hehr. Ja die Natur bleibt ſich immer gleich; ſie kennt die ſelbſtiſchen Launen und Leidenſchaften der Menſchen nicht: ſie liebt nur ſegnend. Zum erſten Male wurde ich wieder von Herzen froh.

Wie ein Schwan zog unſer Schiff, ein guter Segler, hinaus ins blaue Meer. Alles deutete auf eine glückliche Fahrt und die Mannſchaft theilte deshalb unſer Entzücken. Am erſten Abend ſprach jeder unter dem lichten Sternenzelte von ſeinen Plänen und Träumen: es war, als müſſe Alles in Erfüllung gehen. Ueber mein theures Weib, das den ſchlummernden Sohn auf dem Schoße hatte, hingelehnt, dachte ich an die Heimath und den Frieden, den uns die ſtolze Macht des Reichthums ſichern ſollte. Nur wer reich, iſt frei, wenn er Sinn für wahre Unabhänigkeit hat. Das Bedürfniß des Geldes ſchlägt den Menſchen in Feſſeln, das Geld befreit von den Banden der Bedürfniſſe. Nur für Dumköpfe und Schufte iſt der Reichthum ein Fluch; dem Guten iſt er ein Segen des Himmels.

(Fortſetzung folgt.)

Der Lazzerone und der Engländer.

(Schluß.)

Der Engländer ſteckte ſein Bleiſtift wieder in das Album, und das Album in die Taſche, dann ging er zum Hauſe Salluſts hinaus, blieb vor einer Mauer ſtehen, wie wenn er die Inſchriften leſe, die dort mit Röthel gemacht ſind. Mittlerweile lief der Lazzarone auf die Hauptwache, und brachte einen blinden Invaliden, den ein ſchwarzer Pudel führte. Der Engländer gab dem Tauben zwei Carlins, und verabſchiedete ihn. — Er wollte gleich wieder ins Haus zurück, aber der Lazzarone bewog ihn erſt zu einem kleinen Umweg, um allen Verdacht zu vermeiden.

Der blinde Invalide ging voran, und man ſetzte die Wanderung fort.

Der Hund des Invaliden kannte jeden Stein in Pompeji, und verſtand ſich auf die Alterthümer beſſer, als manches Mitglied der Akademie des Inscriptions. Er führte ſomit unſern Reiſenden vom Laden des Schmieds zum Hauſe der Fortuna und von da zum öffentlichen Backhaus, wo der Engländer ſich wieder eine Kopie im Styl der obigen zu nehmen erlaubte.

»Nun ich wollen zurückkehren ins Haus des Poeten,« ſagte der Engländer.

»Caſtor!« ſagte der Invalide zu ſeinem Hund, »Caſtor, das Haus des Poeten!« Und der Hund fand richtig das Haus. Der Lazzarone knüpfte ein Geſpräch mit dem Invaliden an, und der Engländer machte ſeine Zeichnung fertig. — Man begreift, daß er die ſchöne Gelegenheit nicht unbenutzt ließ, ſein Album auch mit vielen andern zu bereichern. Binnen zwei Stunden hatte er eine ganz artige Collektion beiſammen.

Nun kam man an eine Stelle, wo Nachgrabungen veranſtaltet wurden. Es mußte das Haus eines reichen Privatmanns geweſen ſeyn, denn man hatte eine Menge Statuetten, Bronzen und Curioſitäten entdeckt, die eine koſtbarer als die andere. Der Engländer trat ein in das improviſirte Muſeum: eine etwas muthwillige Statuette zog ſeine Aufmerkſamkeit an ſich.

»Oh!« ſagte er, »ich wollen kaufen dieſe kleine Statue.«

»Der König von Neapel verkauft ſie nicht,« erwiederte der Lazzarone.

»Ich aber zahlen doppelt, dreifach, vierfach.«

»Vergebung, Excellenza,« ſagte der Lazzarone, »ich habe Ihnen ſchon zweimal gerathen, wobei Sie gut gefahren ſind, darf ich Ihnen zum drittenmal rathen? Kaufen Sie die Statue nicht, ſtehlen Sie ſie.

»Oh! Du haben Recht, dafür wir haben den blinden Invaliden. Oh! oh! dies ſeyn very original.«

»Ja, da iſt aber Caſtor mit zwei guten Augen und ſechzehn guten Zähnen: der ſpringt Ihnen an die Kehle, wenn Sie nur einen Finger daran legen.«

»Ich Caſtor eine Wurſt geben.«

»Machen Sie es beſſer, nehmen Sie einen lahmen Invaliden. Da Sie nun ſo ziemlich Alles geſehen haben, ſo ſtecken Sie die Statuette in die Taſche, und wir ſuchen das Weite. Er wird ſchreien, wir haben aber Beine und er nicht.«

»Oh!« rief der Engländer, noch viel entzückter vom dritten Rath, »ich gern wollen den lahmen Invaliden; hier für Dich Drei Piaſter, weil ich gefunden den lahmen Invaliden.«

Um dem Blinden und zumal Caſtor keinen Verdacht

Digitized by Google

zu geben, ging der Engländer hinaus, und betrachtete zum Scheine eine Fontaine von Muſchelwerk, indeſſen der Lazzarone den neuen Führer ſuchte. — Nach einer Viertelſtunde kam der Lazzarone wieder mit einem Invaliden auf zwei Stelzbeinen, er wußte, der Engländer markte nicht, und brachte das beſte von der Sorte mit ſich, was er finden konnte.

Der Blinde bekam drei Carlins, zwei für ſich, eins für Caſtor, und dann wurden beide zurückgeſchickt.

Es war nun nichts mehr zu beſichtigen übrig, als die Theater des Forum nundiarium und der Iſistempel; der Engländer und der Lazzarone beſchauten die drei Alterthümer mit geziemender Verehrung. Dann verlangte der Engländer in dem ungezwungenſten Tone, den er ſich geben konnte, noch einmal das Ergebniß der Ausgrabungen in dem kürzlich entdeckten Hauſe zu ſehen: der Invalide geleitete ihn arglos in das kleine Muſeum zurück. — Alle begaben ſich in das Gemach, wo die Curioſitäten auf Dielen ausgebreitet lagen, die in der Mauer befeſtigt waren.

Während der Engländer hin und her ging, und ſo unbefangen als möglich um die Statuette herumſpazirte, ſpannte einſtweilen der Lazzarone in der Höhe von zwei Fuß eine ſtarke Schnur zwiſchen den Thürpfoſten aus; dann gab er dem Engländer ein Zeichen, dieſer ſteckte die Statuette in die Taſche, und indeß der Invalide verblüfft drein ſchaute, ſprang er über die Schnur und lief aus Leibeskräften davon, der Lazzarone vor ihm her, durch das Thor von Stabiä, auf die Landſtraße von Salerno; dort begegnete er einem Corricolo, der nach Neapel zurückfuhr, ſprang hinein, und erreichte eine Kaleſche, die an der Straße der Gräber ihn erwartete. Zwei Stunden, nachdem er Pompeji verlaſſen, war er zu Torre greco, und eine Stunde ſpäter in Neapel.

Der Invalide hatte zuerſt den Verſuch gemacht, über die Schnur zu ſteigen; ſie war aber in einer Höhe geſpannt, die kein hölzernes Bein überſchreiten konnte: er verſuchte dann, ſie loszuknüpfen, aber der Lazzarone war in ſeinen Muſeſtunden Fiſcher, und verſtand den berühmten Knoten al marinero zu ſchürzen, welcher nichts anders iſt, als der gordiſche Knoten. Endlich wollte der Invalide nach Alexanders Beiſpiel ihn zerhauen, und zog ſeinen Säbel; der Säbel aber, der von jeher nur ſehr ſchlecht geſchnitten hatte, ſchnitt gar nichts mehr, ſo daß die Flüchtigen ſchon halbwegs Reſina ſich befanden, ehe der Invalide mit dem Durchſägen der Schnur zu Stande gekommen war.

Noch am nämlichen Abend ſchiffte ſich der Engländer auf dem Dampfſchiff »King George« ein, und der Lazzarone verlor ſich unter der Maſſe ſeiner Kameraden.

Ein Sonderling prima sorte.

In der Nähe von Birmingham lebt Lord Santorp, ein ſehr reicher Sonderling, der namentlich eine Eintheilung ſeiner Zeit getroffen hat, durch die er ſich vor den zahlreichen Sonderlingen ſeines Vaterlandes unterſcheidet und auszeichnet.

Während der erſten zehn Tage eines jeden Monats ſperrt er ſich in eines der entlegenſten, engſten und düſterſten Zimmer ſeines weitläufigen und alterthümlichen Schloſſes ein; er lebt während dieſer Zeit von nichts als Brod und Waſſer, und ſelbſt von dieſen frugalſten aller Lebensmittel nimmt er nur ſo wenig zu ſich, daß man faſt ſagen könne, er lebe nur von der Luft. Während dieſer Zeit verläßt er das Zimmer nie, was auch immer in ſeinem Hauſe geſchehen möge, und wenn in dem Schloſſe Feuer ausbreche, ſo ſteht zu erwarten, daß er eher verbrennen, als freiwillig auch nur einen Fuß über die Schwelle ſeines Zimmers ſetzen würde. Er meidete dieſe zehn Tage hindurch jeden Umgang, und ſelbſt ſeiner Frau und ſeinen Kindern iſt es ſtrenge unterſagt, ihn zu beſuchen; Niemand darf zu ihm, als ein alter Diener, aber auch mit dieſem ſpricht der Lord das unumgänglich Nothwendige.

Doch dieſes einförmig langweilige Leben endet wie mit einem Zauberſchlage, ſobald die Mitternachtsſtunde des zehnten Tages ertönt, und es tritt dann ein ganz verändertes Treiben ein, das zwar im Grunde nicht minder einförmig, aber doch nicht ganz ſo langweilig iſt, wie das während der erſten zehn Tage. Sobald nämlich die zwölfte Stunde geſchlagen hat, trifft der Lord mit großer Geſchäftigkeit die Vorkehrungen zu ſeiner Jagdtoilette, und mit dem erſten Grauen des Morgens verläßt er ſeine finſtre Einſiedlerklauſe, um die Jagdgeſellſchaft, die am Abend zuvor bereits eingetroffen iſt, in der großen Halle des Erdgeſchoſſes zu begrüßen. Nach einem tüchtigen Morgentrunke wird dann hinausgezogen zur Jagd, wie die Jahreszeit ſie eben bietet; um 12 Uhr kehren die Jäger zurück, und verzehren ein tüchtiges Frühſtück, welches nicht länger als eine volle Stunde dauert, wobei aber der Lord durch Eſſen und Trinken reichlich nachzuholen bemüht iſt, was er während der erſten zehn Tage des Monats verſäumt hat. Nach dem Eſſen wird der Flaſche noch eine halbe Stunde gewidmet, genau nach der Uhr geſehen, und dann geht es wieder hinaus zur Jagd. Um 6 Uhr zurückgekehrt, folgt ein Abendmahl, bei dem der Lord ſeinen Gäſten wieder mit dem beſten Beiſpiele in Vertilgung der Speiſen und Getränke vorangeht. Indeß ſind die Speiſen ſowohl bei dem Frühſtücke als bei der Abendtafel nur derb, und es kommen keine Delikateſſen, wie man ſie von der Küche eines ſo reichen Mannes erwarten ſollte, auf den Tiſch; auch die Weine ſind nur gewöhnlicher Art, in ihnen aber die beſten, die man nur haben kann.

Nach Ablauf der zweiten zehn Tage eines jeden Monats tritt dann abermals eine nicht minder auffallende Aenderung in der Lebensweiſe des Lords ein. Mit dem Schlage der Mitternacht nämlich verabſchiedet er ſich von ſeinen Jagdgenoſſen, ſie für den 10. des nächſten Monats »ſo er noch am Leben« wieder einladend, und nachdem er ſich nur eine kurze Ruhe gegönnt hat, fährt er am nächſten Morgen in aller Frühe nach Birmingham. Die letzten zehn Tage eines jeden Monats bieten dann die größte Abwechſelung, und der Lord überläßt ſich allen Vergnügungen, allen Zerſtreuungen, die der Zufall herbeiführt. Er gibt und beſucht Geſellſchaften, iſt faſt beſtändig auf der Landſtraße, wirft das Geld mit vollen Händen umher, und lebt wie ein Verſchwender. Bettler, die das Glück haben, ihm in dieſem dritten Stadium zu begegnen (und da ſie ihn kennen, wiſſen ſie ein ſolches Begegnen ſchon herbeizuführen) erhalten ein oder mehrere Goldſtücke, und dieſe letzten zehn Tage jeden Monats werden auch durch mancherlei luſtige oder tolle Streiche, zu denen der Lord ſich beigehen läßt, bezeichnet. Mit dem Schlage der Mitternacht bricht der Lord, wo er

Digitized by Google

ſich auch befinden möge, mit der größten Haſt nach ſeinem Schloſſe auf, um ſich daſelbſt wieder einzuſperren.

Hat der Monat 31 Tage, ſo wird jedesmal der 31. durch ein glänzendes Feſt ausgefüllt, welches der Lord auf ſeinem Gute gibt, zu dem er die ganze Nachbarſchaft einladet, an welchem er auch die Landleute Theil nehmen läßt, und von dem er mit eben der Regelmäßigkeit, die ſein übriges Leben bezeichnet, im bewußtloſen Zuſtande auf ſein Einſiedlerzimmer getragen wird. Hat er hier doch während der nächſten Tage hinlängliche Zeit, ſeinen Rauſch auszuſchlafen.

Den Februar theilt der Lord in drei Mal neun, ſtatt drei Mal zehn Tage ein, und verfahrt mit dieſen neuntägigen Abtheilungen eben ſo, wie mit den zehntägigen der übrigen Monate; der Schalttag des Februars aber ſetzt ihn in gewaltige Verlegenheit, denn während er den 28. eben ſo wie am 31. ein großes Feſt giebt, das für ihn mit einem Rieſenrauſche endigt, weiß er gar nicht, was er mit der Zugabe des 29. anfangen ſoll; und mehrmals ſchon hat er geäußert, daß dieſer Tag ihn in eine wahre Verzweiflung verſetze.

Correſpondenz.

Frankfurt, 24. Auguſt.

Eine in der Oper hervorragende Erſcheinung war auf unſerer Bühne das Gaſtſpiel des Tenoriſten Wurda vom Hamburger Stadttheater, deſſen ich ſchon lobend erwähnte. Wurda trat zuletzt am Montage als »Elazar« in der »Jüdin« von Halevy auf und erhob dieſe Rolle nicht allein zu ſeiner beſten Geſangspartie, ſondern er gab uns in der Darſtellung einen vollendeten Charakter. Wurda iſt überhaupt im ſtrengſten Sinne des Wortes dramatiſcher Sänger, der im Geſange und Spiele die möglichſte Harmonie erreicht hat. Er erntete ſtürmiſchen Beifall und allgemein wünſcht man die Wiederholung der »Jüdin«, allein ein Unwohlſeyn der Dem. Capitain ſteht vorerſt noch der Verwirklichung dieſes Wunſches entgegen und Wurda muß in wenigen Tagen nach Hamburg abreiſen. Am Sonntage debutirte als neues Mitglied unſerer Bühne Wallner als »Valentin« im »Verſchwender« und erntete Beifall. Ich werde auf dieſen Komiker und ſeine Stellung bei unſerer Bühne, wenn er ſich im Luſtſpiele gezeigt hat, was nächſten Samstag in der »Reiſe auf gemeinſchaftliche Koſten« geſchehen wird, zurückkommen. Geſtern Abend wurde, neu einſtudirt, das alte Weißenthurniſche Luſtſpiel »Beſchämte Eiferſucht« gegeben. Das Stück iſt etwas veraltet; Baiſon ſpielte aber den Lieutenant, Graf Werthen, den Träger des Stückes, mit ſo viel Nobleſſe, Gewandtheit und neckiſchem Humor, daß er allgemein entzückte und das Stück auf dem Repertoire halten wird. Ein uns noch neues Luſtſpiel der Prinzeſſin Amalie von Sachſen, »Vetter Heinrich«, ſoll demnächſt gegeben werden. — Ein Herr Herrman Leon, trefflicher Baritoniſt, und Mad. Duflos-Maillard, etwas länger ſchon Sängerin, gaben vorgeſtern im »Weidenbuſch« ein Concert, welches ganz leer blieb.

—ff—

Knäblein's Tod.

Nacht war's. Stürmiſch ſauſten Winde,
Durch des Friedhofs alte Linde.

Tief gebeugt auf friſchem Grabe,
Saß ein kleiner blaßer Knabe.

„Mütterlein! Biſt fortgegangen;
Emil hat nach Dir Verlangen.

Oeffne Deinem armen Kinde,
Bin erſtarrt im rauhen Winde.

Will mich wärmend an Dich ſchmiegen,
Und recht artig bei Dir liegen."

Sieh! Da öffnet ſich der Hügel,
Und es ſpringt des Sarges Riegel.

Blaßes Weib ſchließt in die Arme,
Söhnlein, daß es ihr erwarme.

Nacht entſchwand; kam Morgenroth,
Auf dem Grab liegt Knäblein todt.

G. Adolph Herrgott,
Cand. jur.

Notizen-Blatt.

(Miscelle.) (Hohes Alter eines Kriegsſchiffes.) Es iſt bemerkenswerth, wie ſehr das Salzwaſſer zur Erhaltung des Holzes beiträgt: und in der That, wenn es ein Mittel gäbe, die außer dem Meere befindlichen Theile des Schiffskörpers von den Einwirkungen abwechſelnder Hitze und Kälte, ſowie von Näſſe und Trockenheit zu bewahren, ſo müßte, bei ſonſtiger Vorſicht, ein Seeſchiff immer Jahrhunderte dauern. Ein Beiſpiel hievon liefert das engliſche Linienſchiff „Duke" von 84 Kanonen, welches, unter Wilhelm III. im Jahre 1693 erbaut, bei der Seeſchlacht am Kap der Niedernormandie mitfocht, die Königin Anna bei einer Expedition nach Schottland an Bord führte, ſpäter unter Georg I. die Belagerung von Gibraltar unterſtützte, dem Haupttreffen unter Georg II. und Georg III. gegen die franzöſiſch-ſpaniſche Flotte, ſo wie den Feldzügen gegen die nordamerikaniſchen Inſurgenten beiwohnte, und endlich im Jahre 1794 in ein Quarantaine-Schiff verwandelt wurde. Der „Duke," welcher in letzterer Eigenſchaft volle 49, im Ganzen alſo durch 150 Jahre Dienſt leiſtete, ſoll jetzt auf Befehl der Admiralität im Hafen von Catham, wo er ſeit ſeiner friedlichen Dienſtleiſtung fortwährend liegt, zerlegt, und ſein Holz, wie gewöhnlich, als Brennmaterial im Aufſtriche veräußert werden.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 104. Dinstag, 29. Auguſt 1843.

An Walther von der Vogelweide.

Kredenz' als goldenen Wonnewein
Des Himmels ſaphirne Schale,
Uns heute der Sonne lieblichen Schein,
Daß auch unſre Freude ſey ätherrein
Und Lied' aus den Herzen uns ſtrahle,
Den Sänger der Minne zu ehren auf's neu,
Zu zeigen, daß Franken iſt dankbar und treu,
In dieſem Erinnerungsmale.

O ſchweb' hernieder verklärter Geiſt,
Und laß dir den Ort gefallen,
Wo einſt dich der Vögel Schaaren umkreiſt,
Wo dich heut frohlockend der Enkel preiſt
Und unſere Lieder erſchallen,
In heiliger Mitte von Domen umgeänzt,
Wo hehe uns das Bildniß des Mittlers erglänzt,
Wohin auch die Betenden wallen.

So heil'ge Stätte wohl dir gebührt,
Du Walthee der Vogelweide,
Haſt, Frommer, des Liedes Gnade geſpürt
Und den deutſchen Sang zu dem Ruhm geführet,
Vom Glauben die Minne nicht ſcheide.
Dein Herz hat geleitet ins heilge Land
Dich deutſcheſten Sänger im Pilgergewand,
Mit Stab und der Muſchel Geſchmeide.

Dein rein Gemüth hat ſich geoffenbart,
Wie Blumen aus ihren Düften,
Durch letzte Beſtimmung ſeltenſter Art,
Als du ſchufſt für Vögel die Stiftung zart
Zu ätzen die Segler in Lüften.
Dein Bild hat verſtanden der Bürger der Stadt
Und zeigt es durch manche geprieſene That,
Von dir hab erlernt er das Stiften.

O wär' es dir noch vergönnt einmal,
Zu wandeln bei deinen Reben,
Und ſäheſt der Milde reichen Kanal
Durch die Stadt ſich ziehn, wie dein Geiſt empfahl,
Es müßte die Wangen dir färben
Die Freude mit heiliger Gluth, daß entzückt
Dein Auge ſich ſchlöſſ' und du ſtürbeſt beglückt,
Wenn anders die Sänger auch ſterben.

Würzburg

Ph. Holl,
k. Studienlehrer.

Lord Melton.

(Fortſetzung.)

Wir hatten das Vorgebirge der guten Hoffnung überwunden und wandten uns nun geradewegs der engliſchen Heimath zu. Die Muſſons hatten unſere Fahrt ſehr gefördert, wie ſich denn bis dahin überhaupt Alles zu einer ſchnellen und glücklichen Seereiſe vereinigte. Nur im Kanale von Mozambique machten uns einige Windſtöße zu ſchaffen, doch war die Gefahr bald vorüber. So waren wir ins atlantiſche Meer gelangt und näherten uns der Linie: da plötzlich entſtand eine Windſtille, die Segel hingen ſchlaff an den Raaen, die ſpiegelglatte See ſah aus, als wäre ſie zugefroren. Die ganze Natur ſchien entſchlummert zu ſeyn; keine Welle, kein Wölkchen regte ſich; Alles war lautlos und ſtill. Der Flug einiger Seevögel und das Leuchten der Fluth in unſerem Fahrwaſſer waren die einzige Abwechſelung in dieſem ſtarren Einerlei. So waren drei Tage in Muſe vergangen; jetzt wurde die Mannſchaft unruhig. Mit trübem Auge beobachtete der Steuermann die Atmoſphäre, aus welcher alles Leben gewichen zu ſeyn ſchien, das Meer, welches einem ungeheuren Metallſpiegel glich, den Himmel, der in der ungeheuren Sonnengluth hart und ſtarr, wie blau angelaufener Stahl erſchien: die Regungsloſigkeit peinigte, entſetzte uns. Jetzt kam ein Feuerſtreifen zum Vorſchein, der den Horizont wie eine unüberſteigliche Mauer von glühendem Eiſen umſchloß, während das Schiff feſtlag, als ob es Anker geworfen habe. Unſere Blicke wurden ſtarr, wie die See, wie die Luft, wie das weite All; unſere Köpfe glühten; unſere Gedanken trockneten gewiſſermaßen ein. Vierzig Tage dauerte dieſe Erſtarrung . . . eine lange Ewigkeit!

O Himmel, wenn meine ganze Habe das Meer hätte bewegen können, mit Freuden würde ich ſie über Bord geworfen haben! Aber Anſtrengungen, Matroſenflüche, Gebete und Klagen, Alles blieb vergebens. Ein Sturm, ein Orkan, Donner und Blitz, wir würden ihnen zugejubelt haben; denn im Kampfe der Elemente zu Grunde gehen, iſt eine Wonne im Vergleich zu dem Verſchmachten in laut- und lebloſer Meeresſtille.

Zu dieſer Noth geſellte ſich bald eine andere, nicht minder grauenvolle; die Lebensmittel gingen auf die Neige, das Trinkwaſſer war bis auf einen kleinen Reſt verbraucht.

Mary ertrug Noth und Entbehrungen mit einem Muthe, deſſen ich mich nicht rühmen konnte; wie durch Wunderkraft wußte ſie immer noch das Unerläßlichſte für unſer Kind herbeizuſchaffen; mit himmliſcher Geduld und Faſſung tröſtete ſie mich: ſie konnte noch lächeln in dem unabſehbaren Elende.

Digitized by Google

Schon entfalteten Hunger und Durſt ihre hölliſche Gewalt; ſchon war jede Hoffnung auf eine Veränderung der Luft vor unſrem Tode entſchwunden. Die Verzweiflung der Mannſchaft hatte den Gipfel erreicht; aber ſie war dumpf und ſtarr, wie die Elemente um uns. Die Niedergeſchlagenheit wurde zu gänzlicher Ermattung auch der phyſiſchen Kräfte; wir Alle ſeufzten unter dem Alpdrucke des Verderbens, das uns langſam, aber unrettbar zu Boden drückte, vernichtete. Kein Wort, keine Bewegung unterbrach dieſen ſtillen Todeskampf; nur hin und wieder machte ſich ein tiefer Seufzer, das Röcheln eines Sterbenden Luft.

Am Meiſten war gewiß ich zu beklagen; denn ich empfand dreifachen Todesſchmerz: Weib und Kind ſiechten mit mir dahin. Das Wachen war eine Laſt, der Schlaf eine Folter. Ich hatte böſe Träume; vor mir breiteten ſich die paradieſiſchen Geſtade des Ganges aus; dort lagen die duftigen Gärten, die reizenden Häuſer meines Schwiegervaters; er aber, Mary's Vater, erhob drohend gegen mich die Hand und ſein feindſeliger Blick bohrte ſich mir ins Hirn, heißer, vernichtender, als die Sonne unter der Linie. Und doch war dieſe Aequatorſonne ſo glühend!

Eines Morgens überkam mich ein ganz eigenes Gefühl, ein Behagen, deſſen Urſache ich nicht anzugeben wußte; es war etwas Labendes, Erfriſchendes. Ich raffte die letzten Kräfte zuſammen und ſchwankte wie ein Geſpenſt aufs Verdeck. Die ganze Mannſchaft, wer noch den Fuß regen konnte, war bereits oben. Die Wimpel auf den Maſten fingen an zu ſchweben; mit erhobenen Händen und offenem Munde ſchnappte Alles nach Luft; dann entſtand ein allgemeiner Freudenſchrei: der Wind blies leiſe, dann ſtärker in die Segel, die ſich blähten; die Raaen knarrten, der Zauber war gebrochen, die Verzweiflung war fortgehaucht. Rettung! Rettung! rief uns jedes Lüftchen zu; Rettung murmelten die gekräuſelten Wellen; Rettung! jauchzte jedes Herz.

Wenn es wahr wäre, daß die Todten aus den Gräbern erſtänden, um in der friſchen Kühle der Mitternacht einen Reigen aufzuführen, es müßte ihnen ſein, wie es uns war. Die Matroſen, welche am Abend noch wie die Geſpenſter ſchlichen, denen jedes Wort eine Mühe, jede Bewegung eine Pein war, ſie liefen im Takelwerke umher, rüſtig und kühn; ſie pfiffen und ſangen. Jeder wollte zur Beſchleunigung der Fahrt Hand ans Werk legen; die Manöver wurden mit unglaublicher Pünktlichkeit ausgeführt: wir waren wieder Männer. Ich drückte mein Weib und mein Kind ans Herz; mit der Luft waren Muth und Vertrauen zurückgekehrt. Meine Mary lächelte, aber ſchmerzlicher als ſonſt: was ich im Rauſche der Freude nicht ahnte, ſie wußte es; ſie war darauf gefaßt, doch mit dieſer Faſſung kontraſtirten meine ſanguiniſchen Träume zu ſcharf — Mary traten die Thränen in die Augen.

Ach, ſie hatte Grund zu weinen, denn unſer Jubel währte nicht lange und der Noth ſollte das Entſetzen folgen; erſt die kleinere Hälfte der uns zugemeſſenen Leiden war überwunden.

Wir waren fern von jedem Hafen, jedem Zufluchtsorte. Entweder mußten wir nach St. Helena zurückkehren, das hinter uns lag oder Aſcenſion zu erreichen ſuchen. Wie die Fahrt jetzt ging, durften wir in vierzehn Tagen erſt auf einen Hafen rechnen; doch ſelbſt im glücklicheren, ja glücklichſten Falle ließ ſich nicht abſehen, wie wir auskommen ſollten.

Schon ſeit zehn Tagen hatten wir nur kaum ſo viel Lebensmittel erhalten, daß wir nicht ganz verhungerten. Aber in jener dumpfen Stimmung achteten wir dieſer Entbehrung wenig: was lag uns am Leben, da wir doch ſchon halb todt waren? Jetzt wurde die Sache anders. Mit der friſcheren Luft war die Lebensluſt zurückgekehrt, mit dieſer der Hunger, die wilde Gier. Nach einer ſo wunderbaren Rettung wollte Niemand ſterben, er wollte ſich erhalten um jeden Preis.

(Schluß folgt.)

Die Tänzerin und der Räuberhauptmann.

Eine der erſten choregraphiſchen Berühmtheiten des vorigen Jahrhunderts war die Camargo, deren Sylphiden Tänze eine der geiſtreichſten und pikanteſten Epiſteln Voltaires hervorriefen. Die Kunſtreiſen waren ſchon damals, trotz des Mangels an guten und ſchnellen Communikationsmitteln, an der Tagesordnung; und auch die Camargo benutzte den jährlichen Urlaub an der Pariſer Oper zu Ausflügen in die Nachbarländer. Deutſchland, England und Spanien warfen ihr Gold und Kränze mit freigebiger Hand in den Schoos, und zu der Zeit, wo ihr das folgende Abentheuer begegnete, hatte ſie die vorzüglichſten Städte Belgiens beſucht.

Nach einem zweimonatlichen Aufenthalte in dieſem Lande, kehrte ſie nach Paris zurück. Unterwegs aber wurden ihr von einigen Theaterdirectoren ſo glänzende Anträge gemacht, daß ſie den Bitten derſelben nicht widerſtehen konnte, und zu Lille, Cambrai und Valenciennes erreichte der Enthuſiasmus vielleicht dieſelbe Höhe, wie in New-York, Philadelphia und der Havanna bei dem Auftreten der Fanni Elßler.

Die Camargo befand ſich auf dem Wege zwiſchen Valenciennes und Paris. Die Reiſe war auf der ſchlechten Landſtraße eine langweilige; die Tänzerin ſaß mit ihrer Zofe im Wagen, und beide ſuchten ſich die Langweile durch — Gähnen zu vertreiben. Auf einmal kam der Camargo auf eine glückliche Idee. Während ihres Aufenthaltes in Valenciennes hatte ſie eine Menge Briefe erhalten, welche ſie ungeleſen in ein Käſtchen geworfen. Dieſe Correſpondenz war zu einem ziemlich ſtarken Packet angewachſen, und mußte ohne Zweifel manches Pikante enthalten. Die Zofe öffnete, dem Befehl der Sylphide zufolge, das Käſtchen, erbrach die Briefe und las ſie der Reihe nach vor. Die Zuſchriften glichen an Inhalt und Form mehr oder weniger allen den verſchiedenfarbigen und verſchiedenparfümirten Billets, welche Sängerinnen und Tänzerinnen oft Dutzendweiſe auf ihrem Tiſche liegen haben. Wohl zwanzig ſolcher Billets waren geleſen, und hatten durch ihren faden Inhalt die Langweile der Sylphide noch bedeutend vermehrt, als die Zofe, einen andern Brief öffnend, vor Schrecken das duftende Papier fallen ließ, und ausrief:

Mandrin! Ein Brief von Mandrin —

Mandrin! wiederholte die Camargo mit zitternder Stimme.

Zu jener Zeit war der durch ſeine Räubereien ſo übel berüchtigte Mandrin der Lion des Tages. Alle Zeitungsblätter waren voll von den Unthaten, welche der

Digitized by Google

verwegene Räuberhauptmann mit ſeiner Bande an der flandriſchen Gränze verübte; und es läßt ſich der Schrecken leicht erklären, den die Tänzerin empfand, als ſie den mit dem gefürchteten Namen unterzeichneten Brief las. Ueberdieß war die Straße ſo leer, daß ſelbſt der Unerſchrockenſte einige Beſorgniß gefühlt haben würde.

Entſetzt ob dieſer unerwarteten Entdeckung, ſaß die Camargo ſtumm und regungslos, in eine Ecke des Wagens gedrückt, und ſie war noch nicht völlig wieder zu ſich ſelbſt gekommen, als in einiger Entfernung ein greller Pfiff ertönte; wenige Minuten ſpäter wurden die Pferde aufgehalten, der Wagenſchlag ward geöffnet, und ein bis an die Zähne bewaffneter Mann ſchaute in den Wagen. —

Es war Mandrin ſelbſt. Er begrüßte die beiden reiſenden Frauen mit der größten Artigkeit, und ſuchte ihre Beſorgniß zu beſchwichtigen.

Es würde mir unendlich leid thun„ ſagte er, wenn mein Erſcheinen einen unangenehmen Eindruck auf Sie machte. Sie haben aber gar keine Urſache ſich zu fürchten; der Brief, den ich geſtern an Sie zu ſchreiben die Ehre hatte, drückt meine Wünſche ganz deutlich aus, und Sie werden ſich überzeugt haben, daß ich durchaus nicht in feindlicher Abſicht komme. Ich wollte mir nur Gelegenheit verſchaffen, Ihr ſeltenes Talent zu bewundern, und Sie werden verzeihen, wenn wir Ihre Reiſe einige Stunden lang unterbrechen. Haben Sie die Güte, mir in meine Wohnung zu folgen; Sie werden dort ſehr eifrige Bewunderer Ihrer Kunſt finden. Aber da die Wege außerordentlich ſchlecht ſind, ſo werden Sie wohl thun, Ihren Wagen hier zu laſſen; ich habe für ein leichtes Fuhrwerk geſorgt, welches Sie ſchnell und ohne Gefahr zu meiner Beſitzung führen wird.

Der Schrecken, welcher ſich der Tänzerin anfangs bemächtigt hatte, verſchwand allmälig, je länger ſie den Gefürchteten anſah; denn Mandrin, welchen das Gerücht als einen Wütherich darſtellte, vereinigte die feinſte Bildung mit einem ſehr angenehmen Aeußeren. Die Camargo fand ihn ſehr liebenswürdig. Außerdem hatte dieſes Abenteuer etwas eigenthümlich Pikantes, das in hohem Grade ihre Neugierde rege machte. Sie nahm daher gar keinen Anſtand, die Einladung anzunehmen. Sie ließ ihren Wagen ſammt Kutſcher und Pferden auf der Landſtraße, und beſtieg mit ihrer Zofe das von dem Räuberhauptmann herbeigeſchaffte Fuhrwerk.

In einer Viertelſtunde hielten ſie vor Mandrins Wohnung. Der Eingang befand ſich in einem ungeheuern Felſen, und zu ihrem Erſtaunen ſahen ſich die Reiſenden in einem glänzend erleuchteten und mit wahrem Luxus ausgeſtatteten Raum. Es wurde ſogleich ein delicates Souper aufgetragen, und Mandrin machte mit dem größten Anſtande den Wirth. Seine Unterhaltung war lebhaft, witzig und geiſtreich. Einige ſeiner Spießgeſellen ſtimmten in dieſem feinen Converſationston auf ſo überraſchende Weiſe mit ein, daß die Camargo von der Elite der Pariſer Schöngeiſter umgeben zu ſeyn glaubte.

Die Mahlzeit dauerte jedoch nicht lange; denn Mandrin war begierig, die gefeierte Tänzerin zu bewundern. Nach aufgehobener Tafel bat er ſie ehrerbietig, einige ihrer in ganz Europa berühmten Pas zu tanzen. Sie willigte ſogleich ein, und führte einige der damaligen Tänze mit unnachahmlicher Grazie aus. Es regnete Blumen und Kränze auf ſie herab, wie in der großen Oper, und der ganze Raum erzitterte von lautem Beifallsruf.

Endlich fing der Tag an zu grauen, und die glänzende Soirée hatte ein Ende. Die Camargo nahm Abſchied, und ſetzte ungehindert ihren Weg nach Paris fort. Sie ſprach ſeit dieſer Zeit von Mandrin ſtets in Ausdrücken, welche hinlänglich bezeugten, daß er einen tiefen Eindruck auf ſie gemacht hatte, und als ſie ſpäter die Gefangennahme des berüchtigten Räubers erfuhr, ſoll ſie tief betrübt geweſen ſeyn.

Bücherwuth.

Auf der Bank der Angeklagten vor dem Zuchtpolizeigericht in Paris ſitzt am 31. Mai Herr Rouſſeau, ein Greis von 69 Jahren. Lange Haare fallen in ſilbernen Locken über ſeine Schultern; ſein Geſicht, fein und vornehm, iſt von tiefen Furchen durchzogen. Zwei große Augen von klarem Blau richtet er ſtaunend bald auf das Gericht, bald auf die Zuſchauer. Sein ſchwarzer Frack erſcheint ſo abgeſchabt und ins Weißliche ſpielend, daß man ihn eben ſo alt halten möchte, wie den Beſitzer. Ein ganz entſtellter Hut befindet ſich in ſeinen zitternden Händen.

Der Präſident (mit Güte): Sie wiſſen, welches Vergehens Sie angeſchuldigt ſind?

Hr. Rouſſeau (ſeufzend): Leider ja, Herr Präſident.

Der Präſident: Sie haben aus dem Schaufenſter des Antiquars Combes ein Buch genommen.

Hr. Rouſſeau: Es war ein Homerus Elzeviri cum notis Scaligeri.

Der Präſident: Ganz richtig. Welcher Beweggrund hat Sie zu dieſer ſchlechten Handlung verleiten können, in Ihren Jahren und nach einem langen, noch vorwurfsfreien Leben?

Hr. Rouſſeau: Was kann ich ſagen? Genommen habe ich das Buch, das läßt ſich nicht läugnen; aber ich vermochte der Verſuchung nicht zu widerſtehen.

Der Präſident: Haben Sie zu leben?

Hr. Rouſſeau: Ja; ich war ehemals Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften und zwei meiner früheren Schüler geben mir Jeder monatlich eine Penſion von 30 Frcs., was bei meinen beſcheidenen Anſprüchen zum Leben ausreicht.

Der Präſident: Weshalb da das Buch nehmen? Natürlich, um es zu verkaufen.

Hr. Rouſſeau (mit Abſcheu): Ach, Herr Präſident!

Der Präſident: Was wollten Sie denn damit eigentlich anfangen?

Hr. Rouſſeau (lebhaft): Ich wollte es aufbewahren, heilig aufbewahren.

Der Präſident: Erklären Sie ſich deutlicher.

Hr. Rouſſeau: Obwohl es ſehr hart iſt, ſich ſelbſt anzuklagen, will ich Ihnen doch Alles ſagen. Eines Tages ſah ich einen Homerus Elzeviri cum notis Scaligeri im Schaufenſter des Antiquars Combes. Seit mehr als 30 Jahren ſuchte ich dieſes Buch. Sie begreifen leicht, mit welcher Begierde, mit welcher ehrfurchtsvollen Begierde ich danach griff. Combes forderte 25 Frcs. Leider waren wir am Ende eines Monats;

Digitized by Google

ich hatte nur noch 13 Frcs. zu meiner Verfügung. Gern hätte ich Alles hingegeben, bis der Augenblick zur Erhebung meiner kleinen Penſion gekommen wäre. Combes nahm mein Anerbieten nicht an. Die folgende Nacht hatte ich keine Ruhe; noch 6 Tage ſollte ich warten, 6 lange Tage. Am folgenden Morgen war ich ſo ſchwach, wieder an das Schaufenſter des Antiquars zu gehen. Mir wurde ſchwindlich im Kopfe; meine Hand verirrte ſich. Das Uebrige iſt Ihnen bekannt; ich empfehle mich Ihrer Milde. Seit vier Wochen habe ich den Antiquar bezahlt und das Buch gehört mir jetzt rechtmäßig. Ich werde mich nicht mehr davon trennen.

Hier zieht Hr. Rouſſeau aus der Bruſttaſche ſeines Frackes eine alte in Schweinsleder gebundene Scharteke hervor, ſteckt ſie aber gleich ſorgſam wieder ein, nachdem er ſie einen Augenblick gezeigt hat. Der Antiquar Combes beſtätigt die letzten Angaben des Angeklagten und ſpricht ſein Bedauern aus, daß er in einem Augenblicke der Aufregung eine Anzeige gemacht habe, die er ſpäter gerne wieder zurückgenommen hätte. Das Gericht verurtheilt Hrn. Rouſſeau nur zu achttägigem Gefängniß. Homer wird ihn dahin begleiten und ihm die Stunden der Haft verkürzen.

Correſpondenz.

Mainz, im Auguſt.

Unſere Gemäldeausſtellung iſt bereits über eine Woche eröffnet. Es ſind ungefähr 450 Gemälde eingeſchickt worden und wenn der Kunſtfreund dieſe Gemälde betrachtet, ſo iſt ſein erſter Gedanke, daß — daß viele Pinſel dabei beſchäftigt geweſen ſeyn müſſen. In der That, nur ſehr wenig Piecen verrathen Genie und Meiſterſchaft. Namentlich iſt die Hiſtorienmalerei ſehr ſchlecht vertreten. Was in dieſem Fach ausgeſtellt iſt, bekundet wenig Talent oder gar völlige Talentloſigkeit. Im Genre-Fache ſind einige bemerkenswerthe Werke. »Feierabend eines Malers« von dem wackern Ruſtige, »der blöde Junge« von Deckinghaus und »Don Quixote im Kampf mit den Windmühlen« von Geyer in Augsburg ſind ſehr anſprechend. In der Landſchaft dürfte wohl das Beſte geleiſtet worden ſeyn. Hier begegnen wir tiefer Auffaſſung der Natur und ihrer Beziehung zum Menſchen, warmer Empfindung und gewandter Ausführung. Auch einige Vieh- und Pferdeſtücke ſind trefflich gemalt. Aber was ſind einige gute Gemälde unter Hunderten von mittelmäßigen und ſchlechten? Bemerkenswerth iſt noch, wie leicht ſich die Leiſtungen der Münchener Schule von der Düſſeldorfer beim erſten Anblicke unterſcheiden laſſen. Die Münchner haben immer etwas Großartiges in der Compoſition, während die Farbe ohne Leben; bei den Düſſeldorfern iſt es umgekehrt. Dieſe erheben ſich im Allgemeinen nicht ſehr hoch in der Compoſition; aber ihre Farbe iſt keck und friſch. Die Münchner ſind Componiſten; die Düſſeldorfer ſind Maler. Jene wie dieſe ſind ſtolz auf ihre Vorzüge und mit Recht; aber im Grunde gehört zu einer geiſtreichen Compoſition auch die Belebung der Farbe, da doch ein Gemälde eben immer ein Gemälde ſeyn muß. Die Münchner wiſſen überhaupt die Farbe noch nicht genug zu würdigen. Was die Sprache in der Poeſie, das iſt die Farbe in der Malerei. Sie nur vermag erſt dem Gedanken, der poetiſchen Intention, das wahre Leben zu verleihen. Doch werden die Münchner eher malen, als die Düſſeldorfer componiren lernen, weil es leichter iſt, einen Mangel zu erſetzen, als von einer ſchiefen Richtung auf den rechten Weg zurückzukehren. Es verſteht ſich, daß hier nur von beiden Schulen im Allgemeinen die Rede ſeyn kann; denn an ausgezeichneten Kunſtindividualitäten hat es der Münchener wie Düſſeldorfer nie gefehlt. — Unſere, sit venia verbo, Meſſe hat bereits begonnen. Es ſind ſchon Taſchenſpieler, natürliche Zauberer und Orgeljungen angekommen und ſogar einige Beſtien ſind bereits zu ſehen, große, wilde Beſtien, mit langer Mähne und breiten Tatzen, Löwen, Tiger, Leoparden und Eisbären. Aber Niemand zeigt hier beſondere Luſt, ſich ſolche Beſtialitäten zu betrachten. Die Mainzer ſtehen lieber vor den Buden und betrachten ſich gegenſeitig und lachen und ſchäkern, als daß ſie zwiſchen den Bretterwänden eingeklemmt ſitzen.

Hr. Remie, unſer Theaterdirector, iſt von London und Paris zurückgekehrt und bereitet die Eröffnung des Theaters vor. In ſeiner Hand ruht die Hoffnung der Theaterfreunde. Wir werden bald ſehen, ob die Hoffnung erfüllt wird, oder nicht. —m—

✡

Notizen-Blatt.

(Theater.) Iphigenie, von Gluck, und Roland, von Piccini, gaben zu zahlreichen Diskuſſionen und Vergleichungen Anlaß. Jeder der beiden Componiſten hatte ſeine warmen Vertheidiger; die eine Partei erhob Iphigenie in den Himmel, die andere behauptete, es gäbe nichts Vollendeteres als Roland. Um den Streit zwiſchen den Gluckiſten und Picciniſten zu beendigen, kam Jemand auf den Gedanken, die Einnahme der erſten zwölf Vorſtellungen entſcheiden zu laſſen. — Es fand ſich, daß Iphigenie 70,818 Livres, 5 Sous, und Roland 69,405 Livres, 5 Sous eingetragen hatte. Es ergab ſich alſo zu Glucks Gunſten ein Mehr-Ertrag von 1413 Livres. Die Picciniſten waren in Verzweiflung. Wo war damals Meyerbeer mit den zwölfhunderttauſend Franken, welche Robert der Teufel eingetragen?

(Anekdotaires.) „Verzeihen Sie," ſo ſchloß ein Studenmädchen ſeinen Brief, „meine ſchlechte Ortegraphie, aber ich habe Niemand nicht, der mir eine gute Vetter ſchneit."

Ein Bauer ſah in der Stadt einen großen Zuſammenlauf. Auf ſeine Frage, was es dort gebe? ſagte ihm Jemand, daß ein Luftſpringer auf dem Seile tanze, der ſchon zweimal den Hals gebrochen habe. „Den muß ich auch ſehen," ſagte der Bauer und machte ſich Platz im Gedränge.

✡

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 105. Donnerstag, 31. Auguſt 1843.

Gedichte
aus altdeutſcher Mundart übertragen
von
Karl Arnz.

Heinrich Knecht.

(Ein hiſtoriſch-ſatyriſchee Volksgeſang in niederdeutſchee Mundart.)

Een old Leed vam Henneke Knecht gedrückt im Jahr **1645. 8.** Koch beſitzt dieſes Gedicht auf einem halben Bogen. Vorher ſchon war es bekannt aus **Dan. Eberh. Baringii descriptio salae principatus Calenbergici . . . 744.** 2 Theile 4. Jedoch in dieſer Schrift finden wir es nur in latein. Ueberſetzung (p. 153—157 II.) Dieſes Gedicht gehört der niederdeutſchen Mundart an und iſt ein merkwürdiges Document der ältern deutſchen Volksdichtung und gebt auf die Anmaßungen der Ritter und hohen Herrn. Ueber die Zeit der Abfaſſung und den Verfaſſer herrſcht tiefes Stillſchweigen.

Heinrich Knecht, was willſt du thun?
Willſt du verdienen den alten Lohn,
Ueber Sommer bei mir bleiben,
Ich gebe dir ein paar Nieder-Schuh',
Den Pflug kannſt du wohl treiben.

Heinrich ſprach ein trotzig Wort:
„Ich will keinem Bauern dienen fort,
Solch Arbeit will ich fliehen.
Begeben will ich mich zur See,
Davon werd' ich größeen Nutzen ziehen."

Die Hausfrau ſprach ein haſtig Wort:
„Wie, Bueſche, ſind deine Sinne fort,
Daß du willſt ein Schiffmann werden?
Graben und hacken iſt dein Geſchäft,
Und pflügen in der Erden."

Heinrich ging mit ſich ſelbſt zu Rath:
Er kaufte für ſeine Haferſaat
Eine Armbruſt von gutem Preiſe,
Kurze Kleider ließ er ſich meſſen an,
Recht nach der Krieger Weiſe.

Die Armbruſt ihm bald auf der Schulter lag,
Den Köcher er an den Gürtel ſtach,
Das Schwert an ſeiner Seiten;
Damit ging er in einen Kahn,
Nach Bermen ließ er ihn gleiten.

Als Heinrich kam in Bremen an,
Ging ee ſtehn vee einen Schiffersmann,
Sprach: „Schiffer, Herr und Bruder!
Wollt ihr mich für einen Schiffsknecht han,
Für einen Knecht am Ruder?"

— „Ich will dich gerne nehmen an,
Biſt ſüe einen Schiffsknecht du auch ein Mann
Hiee an des Schiffes Rande?
Ich hör' an deinen Worten wohl,
Du biſt ein Bauer vom Lande."

Heinrich ſchwur einen theuren Eid:
„Ein ſtärkrer Kerl iſt wohl noch weit,
Thu alle Geſchäfte und Sachen,
Ich bin an meinem Muthe frei,
Gleich einem wilden Drachen." —

Als Heinrich Knecht kam auf die See
Stand er wie ein verjagtes Reh,
Ein Wort konnt er nicht ſorechen.
Er ſann wohl hin, er ſann wohl her,
Sein Herz wollt ihm zerbeechen.

Er lehnt ſein Haupt am Schiffesbord
Auf ſeinen Arm und ſprach das Wort
Wohl zu derſelben Stunden:
„Was mir die Hausfrau voegeſagt,
Hab' ich jetzt wahr befunden."

Es weht der Wind, es kräht der Hahn,
Das Wetter fing zu ſtürmen an,
Das Meer fing an zu wüthen.
„Hätt' ich den Pflug in meiner Hand,
Wie geen wollt ich ihn hüten.

„Iſt hier denn Niemand mir bekannt,
Der mich bringt in das Sachſenland
Wohl zwiſchen Oyſtee und Leine,
Wohl zu der edlen Fürſten Haus,
Zum Haus am Lawenſteine.

„Auch iſt hier Niemand mir bekannt,
Der mich bringt ins Braunſchweigerland,
Gern will ich ihn belohnen:
Ich geb ihm meine Haferſaat,
Dazu ein Schäffel mit Bohnen." —

✿

Der uns dies Liedchen zuerſt erdacht,
Hat Heinrich von der See gebracht,

Digitized by Google

Macht ihn ſeines Trotzes vergeſſen,*)
Und er warnt alle gute Vaiaßen,
Daß ſie nicht ſeyen vermeſſen.

Lord Melton.

(Schluß.)

Mit der Hoffnung war dem Schiffsvolke die Lebensluſt wieder gekehrt und in ihrem Gefolge die Selbſtſucht, die Leidenſchaft, die Gier, die Grauſamkeit, die Fühlloſigkeit, die Beſtialitat. Ein finſterer Geiſt ging auf dem Schiffe um; Flüche und gräßliche Drohungen wurden laut; keiner gönnte dem Andern etwas; jeder fürchtete den Andern und zumeiſt den Stärkeren. Bewaffnet überwachte ich das Leben meines Weibes und Kindes; mein Diener beſchützte die beiden Hindumädchen. Denn wir hatten Grund zu glauben, daß ein Anſchlag gegen das Leben der beiden Mädchen und mein Söhnlein im Werke ſey. Der Kapitän, ein von Herzen guter und braver Mann, warnte mich und ſuchte dem Verbrechen ſo lange wie möglich vorzubeugen.

Endlich halte der Hunger alle Bande der Disciplin gelöſt. Der Wind blies leiſe in die Segel; die Fahrt ging ſehr langſam voran. Ein ſtarker Regen hatte uns etwas Trinkwaſſer verſchafft, un ere brennenden Lippen genetzt. Aber die Menſchen wollten eſſen.

Eine Meuterei war dem Ausbruche nahe, als der Kapitain einen Entſchluß faßte, der freilich grauenhaft war, aber dem Vernichtungskriege an Bord dadurch ſteuerte, daß er Ordnung in das Verderben brachte.

Er rief Alles, was auf dem Schiffe war, aufs Verdeck underkannte, ohne ſich in unnützen Reden zu ergehen, die grauſe Nothwendigkeit an, daß Einer ſterbe, damit Alle am Leben blieben. Ein dumpfes Geſchrei, wie das ferne Brüllen von Tiegern, war die Antwort des Schiffsvolkes.

Es wurde jetzt beſchloſſen, daß ſo viel Namen, ſo viel Nummern aufgeſchrieben und durchs Loos die Rangordnung beſtimmt werden ſollte. Um der fürchterlichen Verlooſung mit einem Male ein Ende zu machen, wurde auf der Stelle dazu geſchritten, jedoch ausgemacht, daß nur der Kapitän die Looſe öffnen und einregiſtriren ſolle. Der Kapitän gab ſein Ehrenwort, daß, wenn die Reihe an ihn komme, er ſeine Schuldigkeit thun werde. Das Amt des Schlächters wurde einſtimmig dem ſchwarzen Ungethüm zuertheilt, das im Dienſte des Stabes ſtand. Um jede Betrügerei unmöglich zu machen, ſollten jedesmal Nummer und Namen des Schlachtopfers am großen Maſte angeſchlagen werden.

Mein Sohn, der Säugling wurde nicht ausgenommen: ich mußte für ihn ziehen. Der Tod ſchwebte alſo über Aller Haupte; niemand kannte ſein Schickſal, außer dem Kapitän, auf deſſen Ehrlichkeit wir uns verlaſſen durften. Wahrlich, er war der Unglücklichſte von uns Allen.

Es ward ferner beſchloſſen, daß, wenn die durch einen Mord verſchafften Lebensmittel verzehrt ſeyen, die nächſte Perſon überfallen und ſo ſchmerzlos wie möglich abgeſchlachtet werden ſolle.

Nachdem der Kapitän einmal ſolche Konzeſſionen gemacht hatte, ſetzte er es durch, daß noch bis zum nächſten Abend mit Nr. 1 gezögert werden ſolle, vielleicht habe der Himmel mit unſerer äußerſten Noth Erbarmen und ſende uns Rettung.

Das Schiffsvolk war zu dieſer Friſt nur mit Mühe zu bewegen. Die Verſammlung trennte ſich theils mit Murren, theils mit unausſprechlicher Verzweiflung.

Wenn ich an dieſe Nacht denke, ſo verwirren ſich noch jetzt meine Gedanken. Die Todesangſt eines Delinquenten, der zum Richtplatze geführt wird, iſt nichts gegen das, was wir erduldeten. Doch nicht wir Alle; denn in den rohen Naturen der Matroſen gewann die Hoffnung auf ein reiches Mahl nach ſolchem Hunger die Oberhand. Die Menſchen ſangen und lärmten wie Wahnſinnige, um die innere Angſt zu übertäuben.

In unſere Kajüte eingeſchloſſen, ſaß ich bei meinem Weibe, das mehr einer ſchon Vollendeten, als einer noch Lebenden glich. Mein Entſchluß ſtand feſt; ehe ich Weib und Kind geopfert ſehe, wollte ich mich ſelbſt dem Tode überantworten.

Die Nacht war grauenhaft; erſt gegen Morgen verfiel ich in ein wirres Traumwachen; ich hatte fürchterliche Viſionen. Mein Kind ſah ich hinwürgen, dann mein Weib; ich wollte ſie beſchützen, retten, vergebens! Ich war an allen Gliedern gelähmt; ſelbſt die Stimme verſagte mir den Dienſt. Und die Matroſen tobten und raſten im wilden thieriſchen Jubel!

So wachte ich auf und war es noch immer Traum? Nein, auf dem Verdecke herrſchte wirklich ein raſches Hin- und Hergehen, ich hörte Stimmen, es klang wie ein Freudenſchrei. Wie kam Freude auf unſer Todtenſchiff?

War das erſte Opfer gefallen, hingemordet vor der zugeſtandenen Friſt? — Gewiß, gewiß, dachte ich, daher das ungewöhnliche Leben.

Da überſchrie eine Stimme, wie vom Himmel, alle andern: »Ein Segel! Wahrhaftig ein Segel!« — Ein Hurrahſchrei der Mannſchaft erhob ſich. Ich ſprang auf und ſtürzte auf das Verdeck.

Ja, es war ein Schiff! Wie ein weißer Punkt kam es mit der ſteigenden Morgenſonne am fernen Horizont zum Vorſchein.

Unſer Schiff fuhr dem rettenden Segel entgegen; dieſes näherte ſich uns. Unſere Kanone rief mit ehernem Munde um Hülfe und Schutz.

Nach Verlauf von zwei Stunden war die Brigg nahe genug; unſer Kapitän rief ſie durch's Sprachrohr an; in unſerer Landesſprache erſcholl die Antwort. Bald kam Hülfe an Bord: wir waren gerettet.

Als ſich der erſte Sturm der Freude und Dankbarkeit legte, entſtand die Frage, wer wohl der Unglückliche geweſen, der dem Todeslooſe verfallen wäre, wenn uns der Himmel nicht beſchützt hätte?

Es war Mary, ſie hatte Nro. 1. — —

Laſſen Sie mich ſchließen! So oft ich an jene Tage denke, ſteigt mir das Haar zu Berge. Des Todes Sichel ging hart über meinem Haupte hin.

Das Ende der Reiſe ging glücklich von Statten; wir konnten uns allmälig wieder von den Leiden erholen, die uns ſo ſchwer betroffen hatten. So erreichten wir Englands Küſte, ſo London. Der Anblick der großen Stadt ließ mich kalt; das bewegte Leben ſtieß mich ab

*) Nach dem Originale iſt der Sinn: Daß ihn nicht die Läuſe freſſen, was wir ſo zu ändern unternahmen.

Digitized by Google

Die Wunden, die uns das Schickſal geſchlagen, waren noch zu friſch. Indeß glaubte ich, es werde mein Weib zerſtreuen, wenn ich ihm die Sehenswürdigkeiten der Hauptſtadt und des Lebens zeige, das ihr, die in Oſtindien geboren und erzogen war, neu und intereſſant ſeyn mußte.

»Paul,« antwortete Mary mit wehmüthigem Lächeln, »laß uns die Wogen dieſes Treibens und Drängens fliehen. Nach ſolchen Stürmen ſind Ruhe und Einſamkeit die beſten Heilmittel. Unſer Glück wohnt in uns; es hat die Probe beſtanden!«

»»Und Dein Vater iſt gerächt!«« —

Mary fühlte, wornach ich mich ſehnte, ſie hatte es ausgeſprochen. Wir zogen uns in die ländliche Stille zurück. Hier, auf dem Beſitzthume meiner Vorfahren, richtete ich uns ein Aſyl ein, das uns zugleich an den Landſitz meines Schwiegervaters und an den Geiſt meines Vaters erinnert. So leben wir halb in Indien, halb in England, oder vielmehr wir leben unſerer innern Welt und ſind glücklich und froh in unſerer Zurückgezogenheit.

Begreifen Sie jetzt, warum ich kein Dandy mehr bin, warum ich im Rückblicke auf die Vergangenheit nur die Jahre für verloren halte, in denen ich in London angeſtaunt und bewundert wurde? Wenn mich etwas verwundert, ſo iſt es die faſhionable Welt, deren höchſtes Ideal die Flachheit, Hohlheit, Herzloſigkeit iſt, das Nichts!« — — —

Lord Melton ſchwieg; ich drückte ihm die Hand. Aus Neugier war ich zu einem alten Bekannten gereiſt; ich hatte einen Freund gefunden, einen Mann im ganzen Sinne des Wortes.

Der Hausherr führte mich jetzt zu ſeiner Frau. Lady Melton war eines ſolchen Mannes werth.

Nachdem ich einen der reichſten und glücklichſten Tage meines Lebens in dieſem Kreiſe zugebracht, küßte ich den kleinen blondgelockten George, das Kind einer ſo treuen Liebe, ſo ſchwerer Leiden und ſo großer Gefahren. Dann ſagte ich der Familie Lebewohl, in der das Glück und die Zufriedenheit heimiſch ſind, weil ihr der wahre Gehalt des Lebens aufgegangen iſt.

Ein türkiſcher Kaiſer in Würzburg.

In einem Protokollbuche des Stadt-Magiſtrates dahier vom Jahre 1474 findet ſich nachſtehende merkwürdige und bisher unbekannt gebliebene Aufzeichnung: An unſer lieben Frauen Abend Lichtmeß hielt der allergnädigſte Herr Friedrich, römiſcher Kaiſer, mit ſeinem Sohne Maximilian, feierlichen Einzug in der Stadt Würzburg, von Wertheim her kommend. Im Gefolge des Kaiſers befanden ſich der Kurfürſt-Erzbiſchof von Mainz, der türkiſche Kaiſer, Herzog Ludwig von Veldenz, der Biſchof von Eichſtätt und mehrere Fürſten, Grafen und Ritter. Auf der Brücke von einer Prozeſſion der vier Stifter und Klöſter der Stadt mit Fahnen und Kreuzen feierlich empfangen, ritt der Kaiſer bis an den Dom. Dort ſtieg er vom Pferde und küßte das ihm vom Probſte zu St. Burkhart dargereichte Heiligthum des heiligen Kreuzes. Vom Erzbiſchofe von Mainz und dem Biſchofe von Würzburg geführt, beſtieg er ſodann die Greden der Domkirche, wo ihm vom Domdechant abermals die heilige Kreuzpartikel zum Kuſſe dargeboten wurde. Nach dem Eintritte in die Kirche wurden die Thüren geſchloſſen und Kollekten geleſen und geſungen. Darauf bezog der Kaiſer als Herberge den Dr. Kilianshof. Am andern Morgen wohnte der Kaiſer der feierlichen Kerzenweihe bei, welche der Biſchof Rudolph ſelbſt vollzog, ſowie der hierauf ſich vom Dome in den Neumünſter bewegenden großen Prozeſſion, bei welcher Kaiſer Friedrich mit ſeinem Prinzen Maximilian und dem Biſchofe Rudolph voran gingen, welchen der Kurfürſt von Mainz, der türkiſche Kaiſer und die übrigen Fürſten und Ritter nachfolgten. Am Abende dieſes Tages erhielten die hohen Gäſte Geſchenke vom Biſchofe, vom Domkapitel, von den vier Stiftern und dem Stadtrathe; der Kaiſer zwei Wagen Wein, einen Wagen Hafer; Mainz ein halbes Fuder Wein; deßgleichen Eichſtätt und Veldenz. Dem türkiſchen Kaiſer verehrte ein ehrbarer Rath zwölf Kannen Weines. Am andern Morgen verließ der Kaiſer die Stadt wieder.

Dieſe Nachricht vom Aufenthalte eines türkiſchen Kaiſers in Würzburg und überdieß in Begleitung der heiligen römiſchen Majeſtät, erſcheint um ſo auffallender und unerklärbarer, als gerade um jene Zeit die verheerenden Invaſionen des Erbfeindes der Chriſtenheit ſich bis tief nach Inner-Oeſterreich erſtreckten, und hunderte von Wägen mit Säcken abgeſchnittener Chriſten-Ohren und Naſen ſelbſt aus der Umgegend Laibach's nach Konſtantinopel abgingen. Der Sultan Muhamed II. ſelbſt ſoll, nach Erzählung der Geſchichtſchreiber, gerade im Jahre 1474 im Lager vor Skutari verweilt haben. Unter dieſen Umſtänden dürfte der Konjektur Platz gegeben werden, daß der in unſerem Protokollbuche bezeichnete türkiſche Kaiſer jener als Liebling des Volkes und wegen ſeiner edlen Geſinnung vertriebene Prinz Schem-Zizim, Sohn Muhameds, geweſen war, welcher vielleicht bei dem Kaiſer Friedrich III. Schutz vor Verfolgung ſeines ältern Bruders Bajazeth II. ſuchte, den er bekanntlich nicht fand, ſondern in Rom einem gewaltſamen Tode erlag.

Anmerkungen zu den „Geheimniſſen von Paris“ von Eugen Sue.

In einer öffentlichen Gerichtsverhandlung am 11. Aug. äußerte der königl. Prokurator Folgendes: „Es gibt ein Buch, welches heutzutage lebhafte Bewunderung und ſtrenge Urtheile erregt, ein Buch, welches uns anſprechen muß, weil es in ergreifender Form ſociale und pönitentiäre Fragen, welche der Gegenſtand unſerer Arbeiten und Forſchungen ſind, gründlich behandelt. In dieſem Buch ſind Auftritte geſchildert, von welchen man glauben möchte, ſie wären der vorliegenden Unterſuchung entnommen. Dort wie hier hat ſich ein ſcheußliches Weib an ein ſchwaches ſchutzloſes Kind gehängt, um es zu verderben. Dort wie hier ſchlug ſie ihm einen Zahn aus, um durch den Schmerz einen Gehorſam zu erpreſſen, den ſie durch die Verführung nicht erlangen konnte. Aber dort bleibt die Dichtung hinter der Wahrheit zurück; der Roman erſcheint matt gegen die Verhandlungen vor Gericht. »Die Einäugige« (im

Digitized by Google

Roman von Sue) »iſt nicht die Mutter der Fleur-de-Marie.« — Die Thatſache, auf welche der Beamte anſpielt, iſt die: Die zwölfjährige Zoe Eon, ein uneheliches Kind, ward von ihrer Mutter gedrängt, ſich von reichen Lüſtlingen mißbrauchen zu laſſen, und da ſie widerſtand, ſchlug ihr die Mutter zwei Zähne aus und ſagte: »Ich ſchlage dir alle noch übrigen Zähne in den Hals, wofern du mir nicht zu leben verſchaffſt.« Unter Leben verſteht dieſe Eon und ihre würdigen Genoſſinnen Prunken und Praſſen. Die Lafalle, eine derſelben, ſchrieb aus dem Gefängniß an ihre Magd, dieſe möge doch ja ihre Hunde gehörig beſorgen laſſen durch einen Hrn. E., welcher ſie (die Herrin) einigermaßen bei den armen Thieren erſetzen könne. Bei einer gewiſſen Gillis ward die ſaubere Geſellſchaft entdeckt. Der Polizei-Commiſſär fand in derſelben junge Herren aus den vornehmſten Familien und namentlich einen, den der kgl. Procurator nicht nennen will, »aus Rückſicht auf das legislative Mandat, mit dem er begleitet iſt.« Gehörte dieſer junge Deputirte oder Pair zu Oppoſition, ſo würde wohl der Procurator denſelben genannt und damit der öffentlichen Moral einen Dienſt geleiſtet haben. Allein der junge Herr ſitzt ohne Zweifel im Centrum, er hilft dem Hrn. Guizot das Volk moraliſiren, und da darf man ihm natürlich durch Nennung ſeines Namens nicht das Handwerk verderben. Das iſt ähnlich wie mit dem Präfecten Jourdan von Corſika, den das Gericht zu Baſtia wegen ſchmähliger Beſtehlung einer Dorfgemeinde vor Gericht geſtellt haben wollte. Der Staatsrath hat am 9. Aug. entſchieden, daß dies nicht geſchehen ſolle, und Hr. Jourdan wird ſonach fortfahren, das Volk in ſeiner Art zu moraliſiren. — Die Schlußſcene des ekelhaften Prozeſſes gegen die Eon und ihre Mitſchuldigen gäbe einen paſſenden Anhang zu den Mystéres de Paris. Nachdem die Verurtheilung der eilf Weiber zu fünfjähriger bis zehnmonatlicher Einſperrung erzählt iſt, fährt der Berichterſtatter fort: Die Dandies von jedem Alter mit graugeſprenkeltem oder ſchwarzgelocktem Kopf, welche eine traurige Neugier herbeigezogen hatte, entfernen ſich, die einen lächelnd, die andern vertraulich einem Theil der Verurtheilten zunickend.

(Frankf. Converſ.-Blatt.)

Correſpondenz.

Dresden, den 26. Aug.

Im Atelier unſeres trefflichen Künſtlers Hänel ſehen wir jetzt im vollendeten Thonmodell Beethovens Bildſäule, nach Bonn beſtimmt. Der unſterbliche Tonſetzer, in bedeutend koloſſalem Maßſtabe ausgeführt, iſt in aufrechter Stellung abgebildet. Ein Mantel, den er, um den linken Arm geſchlagen, mit der linken Hand, in der ein kleines Notenbuch ruht, am Körper anhält, verhüllt die moderne Kleidung, die in ihrem untern Theile, den unſchönen Beinkleidern und Stiefeln, einen ungefälligen aber leider nicht zu vermeidenden Eindruck macht. Der rechte Arm iſt nach unten ausgeſtreckt, in der Hand einen Griffel haltend. Dem Kopfe iſt eine gerade Haltung gegeben, das Auge groß aufgeſchlagen und das Geſicht mit dem eigenthümlich geſpannten Ausdrucke tiefſinnigen geiſtigen Schaffens dargeſtellt, welches die Augenbraunen zuſammen und nach unten zieht. Man ſieht, wie die Seele des großen Meiſters im Reiche der Töne ſchwebt, wie ſein großer Geiſt eben eine entſtehende Idee ins Auge faßt und auf das Papier zu tragen im Begriff ſteht, wozu ſich ſchon die Rechte mit dem Griffel ausſtreckt. Dies ſcheint die Idee zu ſein, die der Künſtler darzuſtellen ſich vorſetzte, und je unleugbar ſchwierig ſie genannt werden muß, mit deſto größerem Rechte kann ſein Gelingen ein meiſterhaftes genannt werden. Man verläßt des Künſtlers Werkſtatt mit dem bleibenden Eindrucke eines vollendeten Meiſterwerkes, das den großen Tonſchöpfer würdig verherrlicht, und zu deſſen Gewinnung man ſeiner Vaterſtadt nur Glück wünſchen kann. Das Piedeſtal werden ſymboliſche Figuren zieren, von denen erſt eine heilige Cacilie modellirt iſt. —d—

☆

Frankfurt, 28. Auguſt.

Es iſt nun doch gewiß, daß die »Antigone« auf unſerer mehr an das Profane gewohnten Bühne gegeben werden ſoll; zugleich vernimmt man, daß in nächſter Zeit mehrere gute Stücke in Scene kommen ſollen, und wir begrüßen freudig die Schauſpielregie bei dieſem Erwachen eines beſſeren Bewußtſeyns der Würde unſeres Theaters und deſſen Kräfte. Ein Herr Kaiſer, zuletzt am Schweriner Hoftheater, ſoll demnächſt hier auftreten, und wo möglich zum Erſatze Lußbergers engagirt werden. Da dieſer Schauſpieler aber als »Shylock« zuerſt hier aufzutreten wagt, muß er ſich auch eine ſtrenge Beurtheilung gefallen laſſen. Hr. Wurda konnte leider wegen Krankheit in mehreren Opernprimadonnen nicht mehr auftreten, ſo lebhaft der Wunſch war, ihn noch einmal als »Eleazar« zu ſehen und zu hören. Er geht morgen nach Hamburg zurück, uns eine liebe Erinnerung an ſein Gaſtſpiel zurücklaſſend. — Aloys Schmitt's Oper, das »Opferfeſt«, ſoll anfangs Winter hier zur Aufführung kommen und zwar mit großer Pracht. — Da die Witterung am verfloſſenen Freitag ungünſtig geweſen, wird der »Liederkranz,« unterſtützt von allen hieſigen Sängervereinen, morgen ein Concert zum Beſten der Mozartſtiftung auf der »Mainluſt« geben. An zahlreichem Beſuche wird es nicht fehlen. —ff—

Notizen-Blatt.

(Literariſches.) Nach langem Harren hat Anaſtaſius Grünendtich ſeine „Nibelungen im Frack" bei Weidmanns in Leipzig von Stapel laufen laſſen. Das Gedicht iſt Paul Pfizer zugeeignet, im Nibelungenvers geſchrieben und hat den 1731 geſtorbenen Herzog Moriz Wilhelm von Sachſen-Merſeburg zum Helden, „des Rößleins Marotte," wie's im Gedicht heißt, „berühmteſten Beſteiger," curios bekannt durch ſeine Leidenſchaft für die Baßgeige. Für die Gegenwart iſt die Einleitung: „ein Stück Expoſition, Invocation nebſt etlichen Epiſoden" betitelt, der vorzugsweiſe Brennpunkt im poetiſchen Hohlſpiegel des Sängers.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 106. Sonntag, 3. September 1843.

Genieſtreiche des Magiers Don Philippe Villani zu Neapel.

(Novelle von Georg Lotz.)

Gleichwie Chiaja die Straße der Ariſtokratie und der Fremden, Toledo die Straße der Müßiggänger und der Laden iſt, iſt Forcella die Straße der Advokaten und ihrer Clienten.

An dem Tage, als wir dieſe Straße in Augenſchein nahmen, war ſie mit Menſchen angefüllt; wir waren gezwungen, aus unſerm Corricole zu ſteigen und unſern Weg zu Fuße fortzuſetzen. Wir ſchickten uns ſo eben an, mittelſt unſerer Ellbogen durch das Menſchenmeer durchzurudern, als wir es gerathen hielten, zuvor zu fragen, weshalb hier alles heute zuſammenſtröme? Man antwortete uns, daß ein Prozeß geführt werde zwiſchen der Brüderſchaft der Pilger und Don Philippe Villani. Wir forſchten nach der Urſache dieſes Proceſſes, und man erwiderte uns, daß der Beklagte ſich vor einigen Tagen auf Koſten der Brüderſchaft der Pilger habe beerdigen laſſen, und daß er jetzt vorgefordert worden, um geſetzlich zu beweiſen, daß er geſetzlich todt ſey. Man begreift, der Proceß war originell genug, um eine zahlreiche Menſchenmenge herbeizuziehen. Wir fragten unſern Führer, wer Don Philippe Villani ſey? Er deutete auf ein Individuum, das an uns vorüberrannte; »da geht er,« ſagte er.

»Wie der, der vor acht Tagen beerdigt worden?«

»Derſelbe.«

»Wie hängt denn das aber zuſammen?«

»Er muß wieder auferſtanden ſeyn!«

»So iſt er ein Zauberer.«

»Er iſt ein Neffe Caglioſtros.«

Und wirklich war es dem Don Philipp, Dank ſeiner Abſtammung von dem berühmten Magier und einer Reihe von drolligen Kunſtſtücken, gelungen, in Neapel ſich den Ruf eines Zauberers zu erwerben.

Man that ihm Unrecht! Don Philippe war mehr als das, er war der Neapolitaniſche Robert Macaire. Der induſtrieuſe Neapolitaner aber hat ein großes Uebergewicht über den induſtrieuſen Franzoſen. Der Robert Macaire der Franzoſen iſt eine Geſtalt der Einbildungskraft, eine ſociale Fiction, eine philoſophiſche Mythe, während der Neapolitaniſche Macaire ein Weſen von Fleiſch und Blut iſt, eine handgreifliche Individualität, eine ſichtbare Excentricität.

Don Philippe iſt ein Mann von 35 bis 40 Jahren, mit ſchwarzem Haar, feurigem Blick, beweglichen Zügen, und raſchen, vielfachen Geberden. Don Philippe hat alles gelernt, und weiß etwas von allem; er verſteht ein wenig von der Rechtsgelehrſamkeit, von der Arzeneikunſt, von der Chemie, von der Mathematik, Aſtronomie u. ſ. w., welches zur Folge hatte, daß er, da er ſich über der Geſellſchaft erhaben ſah, in deren Mitte er lebte, den Entſchluß faßte, auf Koſten dieſer Geſellſchaft zu leben.

Don Philippe war zwanzig Jahr alt, als ſein Vater ſtarb, er hinterließ ihm gerade Geld genug, um einige Schulden damit bezahlen zu können. Don Philippe aber war ſo klug, zu borgen, noch bevor er gänzlich zu Grunde gerichtet war, ſo daß ſeine erſten Wechſelſchulden pünktlich bezahlt wurden; es kam darauf an, ſeinen Credit feſtzuſtellen. Alles in dieſer Welt aber hat ſein Ende. Ein Tag trat ein, an welchem Don Philippe zur Verfallzeit nicht zu Hauſe war; man erſchien am folgenden Tage wieder, er war bereits ausgegangen, man fragte am Abend wieder nach, er war noch nicht wieder heimgekehrt. Der Wechſel ward proteſtirt. Hieraus entſtand, daß Don Philippe aus den Händen der Banquiers in die der Geldmäkler überging, und daß er jetzt, ſtatt ſechs Prozent, zwölf Procent jährlich bezahlen mußte.

Nach Verlauf von vier Jahren hatte Don Philippe die Geldmäkler abgenützt, wie er früher die Banquiers abgenützt hatte, er ſah ſich demnach genöthigt, aus den Händen der Geldmäkler in die der Geldwucherer überzugehen. Die neue Bewegung bewerkſtelligte ſich ohne empfindliche Erſchütterung; nur daß er, ſtatt ſonſt 12, jetzt 50 Procent jährlich bezahlen mußte. Das kümmerte aber Don Philippe nur wenig, welcher nachgerade anfing, ganz und gar nicht mehr zu bezahlen. Hieraus aber entſtand, daß er nach zwei Jahren, zu welcher Zeit er ganz nothwendig tauſend Thaler brauchte, nur mit großer Mühe einen Juden fand, der endlich einwilligte, ihm dieſe Summe gegen die kleine Vergütung von 200 Procent zu leihen. Endlich nach einer Reihe von Negociationen, in welchen Don Philippe genöthigt war, alle erfinderiſchen Hülfsquellen anzuwenden, die der Himmel ihm verliehen hatte, erſchien der Ankömmling Iſaaks, mit dem bereits ausgeſchriebenen Wechſel. Derſelbe lautete auf die Summe von 9000 Francs; der Jude brachte 3000 Franks, es war nichts dagegen einzuwenden, man war dahin übereingekommen.

Don Philippe warf auf denſelben einen flüchtigen Blick, griff nachläſſig nach ſeiner Feder, that, als tauche er ſie in das Dintenfaß, ſetzte ſein Accept und ſeine Unterſchrift unter den Wechſel, ſtreuete über ſeine Schrift einen blauen Sand und gab dem Juden den Wechſel offen zurück. Dieſer unterſuchte den Letzteren mit forſchendem Auge, Accept und Unterſchrift waren mit ſehr großen Buchſtaben ſehr leſerlich hingeſtellt; der Iſraelit nickte daher zufrieden mit dem Kopfe, legte den Wechſel vorſichtig zuſammen und ſteckte ihn in eine alte Brieftaſche, in der er bis zum Verfalltage bleiben ſollte, da die Unter-

ſchrift des Don Philippe ſeit geraumer Zeit in Neapel keinen Cours mehr hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Der Manichäer.*)

Von Karl Köler. (Pſeudonym.)

Der Erlanger Manichäer um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts iſt ein ſehr würdiger Mann, eine Zierde ſeines Geſchlechts. Schon ſeine äußere Erſcheinung iſt geeignet, Zutrauen und Achtung einzuflößen. Er mißt 6′ 2″ und ſeine Haltung iſt ſo impoſant, wie die eines Tambour-Majors. Seine Mienen ſind ernſt und feierlich, wie es der Stellung geziemt, die er in der bürgerlichen Geſellſchaft einnimmt. Der Geſchäftszweig, welchem er ſich gewidmet hat, die Quelle ſeiner manichäiſchen Wirkſamkeit, iſt das ehrſame Säckler- oder Beutler-Gewerb. Dieſes Gewerb umfaßt hauptſächlich die Verfertigung von Mützen und von bocksledernen Beinkleidern. Man ſieht alſo, unſer Mann iſt ein Schneidermeiſter für die edelſten Theile des menſchlichen Korpers. Er darf ſich ſchmeicheln, in die Geheimniſſe ſeiner Kunſt tief eingedrungen zu ſeyn, er erfreut ſich unbeſtritten des Bewußtſeyns, die ſchönſten und billigſten Mützen zu verfertigen im ganzen Bereiche — ſeines Ladens.

Unter ſolchen Umſtänden iſt es nicht zu verwundern, wenn er in ſeinem Fach an der Univerſitat einen faſt eben ſo ausgebreiteten Abſatz findet, wie Herr Brands, der Drechslermeiſter, der erſte Pfeifenkunſtler des Jahrhunderts, in dem ſeinigen. Auch verfehlt er nicht, die zur Sicherung und Steigerung dieſes Abſatzes dienlichen Maßregeln mit Energie zu ergreifen, wofur ich einen hübſchen Beleg aus eigener Erfahrung beibringen kann. Ich beſuchte kürzlich in Begleitung eines Freundes ſeinen Laden. Mein Freund beabſichtigte, — es betrubt mich, bekennen zu muſſen, daß es ſchon ſo weit mit ihm gekommen iſt, — eine Philiſtermütze zu kaufen. Während er ſuchte, probirte, kritiſirte und die Gelegenheit wahrnahm, mit ſeiner ſchätzbaren Phyſiognomie in dem Ladenſpiegel zu liebäugeln, betrachtete ich ein neues Muſter von Sommermützen, das ſich unter der Nadel befand, und fragte gelegentlich nach dem Preiſe. Inzwiſchen hatte ſich mein Freund eine Art von Helm oder Pickelhaube ausgeſucht, womit er getroſt allen Schlägen des Schickſals während der ihm bevorſtehenden ſchweren Prüfungszeiten trotzen kann, und entfernte ſich mit mir, ſehr befriedigt durch ſeine neue Acquiſition und ſein hübſches Ausſehen, deſſen ihn der Spiegel verſichert hatte. Als ich zwei Tage ſpäter wieder an der Werkſtatt vorüberging, ſtand der Manichäer unter ſeiner Thür, die Hände behaglich über den Rucken gekreuzt, und ſonnte ſich. Rechts und links an den Laden waren bockslederne Beinkleider ausgeſpreizt und ſonnten ſich gleichfalls. Er redete mich in ſeinem lieblichen Diskant an und ſprach:

»Eine Priſe gefällig, Herr Papius? Die Mutze iſt ſchon fertig, konnen ſie gleich mitnehmen.«

»»Was für eine Mutze?«« fragte ich verwundert, ließ mich jedoch geduldig von ihm in ſeinen Laden escortiren.

»Nun die Sommermütze, die Sie vor zwei Tagen beſtellt haben,« antwortete er, indem er mit geübter Hand mein frappirtes Haupt entblößte und in Schnelligkeit demſelben ſechs bis ſieben Mutzen aufprobirte, bis er eine paſſende gefunden hatte. »Sie ſind ein ſchöner Menſch, Herr Papius,« ſagte er dann, »haben meinen Kopf, accurat meinen Kopf*).«

Wer könnte einer ſolchen Schmeichelei widerſtehen! Ich nahm geruhig die alte Kappe in die Taſche, die neue auf den Kopf, und ging. Ein Student kauft Alles gern, was er nicht gleich baar bezahlen muß.

Vierzehn Tage darauf waren Stipendien gekommen; Stipendien ſind das Stichwort des Manichäers. »Ihr werdet ſehen, jetzt tritt dir Manichäer auf, und es wird juſt Alles ſo zutreffen, wie ich's heute vorausſage.«

Richtig, ich höre ihn ſchon die Treppe heraufkommen; er will zu meinem Hausburſchen; da täuſcht er ſich aber gewaltig. Mein Hausburſch iſt ein vorſichtiger Mann, ein gewiegter Mann; ein Mann, der immer bei verſchloſſenen Thüren arbeitet; ſo einem Mann kommt man nicht ſo leicht bei. Doch wie! die Thüre geht wirklich auf; ich bin doch begierig, was das bedeutet.

Nach einiger Zeit nähert ſich der Manichäer meinem Zimmer.

»Schön guten Morgen, Herr Papius.«

»»Guten Morgen, Herr Adam.««

»Sagen Sie mir nur Herr Papius, iſt denn ihr Herr Nachbar krank? Wie ich ins Zimmer trete, liegt er im Bett und ſchläft. Ich probire alle Mittel, um ihn aufzuwecken, er wacht nicht auf. Es hilft Alles nichts, er wacht nicht auf. Es iſt doch unnatürlich, wenn ein Menſch ſo einen feſten Schlaf hat.«

Man ſieht, mein Nachbar iſt in der Naturgeſchichte nicht unbewandert; er weiß, wie man ſich in der äußerſten Noth vor einem Bären zu ſichern hat.

Indeſſen ſieht ſich unſer Freund in meiner ärmlichen Spelunke um, und kommt ſo allmälig zur Sache.

»Wohnen hübſch, Herr Papius, wohnen hübſch, Priſe gefällig?«

»»Danke, Herr Adam.««

»Schlechtes Wetter haben wir heuer, ganz ſchlechtes Wetter. Lauter Regen. So kann man ja nicht einmal die Sommerkappe aufſetzen.«

»»Ah ſo, Herr Adam, nicht wahr, die meinige ſteht noch.««

»Hat nichts zu ſagen, Herr Papius, können warten.«

»»Das wäre mir lieb, Herr Adam, ich bin ganz auf dem Hund.««

»Thut nichts, komm ich am Erſten wieder. Guten Tag, Herr Papius.«

Er geht ein Paar Häuſer weiter zum Studioſus Morpheus.

»Guten Morgen, Herr Morpheus, ſchon ausgeſchlafen? — Wohnen hubſch, Priſe gefallig?«

»»Guten Morgen, Herr Adam, wie geht's?«

»Danke, Herr Morpheus, viel Arbeit. Kommt das Jubiläum jetzt bald, ſind allein ſechzig Paar Lederhoſen bei mir beſtellt.«

---

*) Aus dem „Jubilar-Album der Univerſität Erlangen; herausgegeben von Theodor Koch und Karl Kölee. Erlangen, bei Bläſing".

*) Man ſieht, der Erlanger Manichäer iſt auch Philoſoph, und zwar Anhänger der Identitätsphiloſophie. Anſtatt zu ſagen: Ihr Kopf iſt ſo groß wie meiner, ſagte er: Sie haben meinen Kopf, accurat meinen Kopf. (Anm. d. Aut.)

Digitized by Google

»»Apropos, nicht wahr, meine Lederhoſe ſteht noch, Herr Adam?««

»Thut nichts, geniren ſich nicht, hat keine Eil.«

»»Drum, Herr Adam, denn gegenwärtig bin ich gar nicht bei Geld.««

»Hat nichts zu ſagen, Herr Morpheus, komm ich am Erſten wieder. Schön guten Morgen, Herr Morpheus, will Ihnen da noch eine Priſe hinlegen.«

Der Manichäer hat noch einen langen Zettel vor ſich, deßwegen eilt er unverdroſſen weiter zum Studioſus Bierlieb.

»Schön guten Morgen, Herr Bierlieb. Wohnen hübſch. Priſe gefällig?«

Herr Bierlieb hat den Tag zuvor bis zwei Uhr atticirt, und ſchläft feſt.

»Schnarchen hübſch! Sünd' wär's, ihn aufzuwecken. Setzen uns auf's Kanapee, bis Herr Bierlieb aufwacht, kann nichts ſchaden. Bin heute ſo bald aufgeſtanden.«

Herr Adam ſetzt ſich auf's Kanapee und ſchläft ein; Herr Studioſus Bierlieb vernimmt im Schlaf ein gewaltiges Getöſe in ſeinem Zimmer, er wacht auf, reibt ſich die Augen, und entdeckt zu ſeinem großen Schrecken den lang gefürchteten Manichäer in ſeiner nächſten Nähe, laut ſchnarchend. Bierlieb verliert den Kopf nicht; leiſe erhebt er ſich, zieht ſich eben ſo leiſe an, ſchleicht zum Zimmer hinaus und ſperrt die Thüre hinter ſich zu. Im Vorbeigehen ſagt er den Hausleuten, wenn ſie etwa in ſeinem Zimmer Geräuſch hören, ſollen ſie ſich nicht irre machen laſſen, es ſey ganz in der Ordnung.

Da ſitzt nun der Manichäer friedlich auf dem Kanapee und man kann ihm die kurze Ruhe wohl gönnen, denn er hat ein hartes Tagwerk; dem viel gewanderten Odyſſeus zu vergleichen, zieht er unermüdet von Haus zu Haus, bis er am Abend heimkehrt mit leerer Doſe und vollem Beutel.

(Klopfen Sie nicht ſo fürchterlich, Herr Adam, es hilft doch nichts, der Herr Bierlieb hat ſeine Maßregeln zu gut getroffen.)

Und man muß geſtehen, er weiß zu leben und zu manichiren. Nie wird er ſo unanſtändig ſeyn, euch an ſeine Schuld zu mahnen; er kommt überhaupt gar nicht, um Geld einzuziehen, ſondern er will euch nur beſuchen, will ſich nach euerm Befinden erkundigen, euer Logis betrachten. Entweder kommt er, euch zu erhaltenen Stipendien zu gratuliren, oder fragt er, ob ihr gute Nachrichten von Haus habt (gute Nachrichten ſind natürlich blos Geld), oder fragt er euch irgend was anderes, und immer iſt er mit der Antwort zufrieden. Ob er von euch Geld bekommt, oder eine neue Beſtellung, oder gar nichts: nichts ſtört ſeinen Gleichmuth, er iſt immer der nämliche, würdevoll und höflich, und immer bereit, zu pumpen.

So lange es noch Studenten giebt, wird es auch Manichäer geben, und erſt wenn ſich der Student in Frack und Hut und die Cigarre im Mund zeigt, dann ſtirbt der Manichäer vor Schrecken am Schlag, und als ſeinen letzten Willen ſchreibt er noch die Rechnung, und ſchickt ſie dem entarteten Studenten durch einen feinen und geleckten Ladenſchwengel ins Haus.

(Guten Morgen, Herr Adam, laſſen Sie ſich die Zeit nicht zu lange werden, nach dem Eſſen kommt Herr Bierlieb heim, dann dürfen Sie heraus.)

Mexico.

Wir entnehmen einer Kritik der Edingburgh Review über Mad. Calderon de la Barca's »Leben in Mexico« folgende Details:

Die Geſchichte der letzten dreißig Jahren war in Mexico nur eine Zuſammenſtellung unaufhörlicher Revolutionen und Störungen, welche gegen die ungeheuere Maſſe des dortigen erblichen Eigenthums mit Heftigkeit angekämpft haben, jedoch bis jetzt ohne es aufzuheben. Indeß ſind die adeligen Gutsbeſitzer viel ärmer, als ihre Ahnen waren. Sie haben durch Verbannungen, Belaſtungen und Plackereien jeder Art gelitten; z. B. die Vertreibung ihrer einſichtsvollen Spaniſchen Superindententen und Verwalter, die wiederholte Verwüſtung ihrer Beſitzungen, die Decimation ihrer Arbeiter, der Indianer. Doch bilden ſie noch eine Kaſte, und was mehr iſt, ſie ſtehen an der Spitze der Parteien. Jede Partei, welche in den ewigen Revolutionen des Landes die Oberhand gewinnt, zählt gewiß eine unverhältnißmäßig große Zahl Gutsherrn unter ihren Häuptern. St. Anna iſt unſeres Wiſſens ſehr reich. Buſtamente, der letzte Präſident, beſaß achtzehn von den großen Pachtdiſtrikten, worein der Boden von Mexico ehemals getheilt war, jeden zu 22,000 Morgen. Trotzdem hat ſich bis jetzt noch keine agrariſche Partei erhoben, da die Häupter des Staates Alles, was die Inſtitutionen des Eigenthums auch nur im Geringſten antaſtet, mit großer Mißliebigkeit fern halten. Doch St. Anna hat unlängſt eine Zeitung blos zu dem Zwecke gegründet, um den Vortheil darzuthun, welcher dem Landbau aus der Zerſtückelung der großen Faciendas (Güter) erwachſen würde. Konfiskation ſcheint ſelbſt in den ſchlimmſten Zeiten ſelten in Anwendung gebracht worden zu ſeyn. Die wildeſten Häuptlinge, welche ihre Gegner, wo nur immer ſie derſelben habhaft werden konnten, niedermetzelten, hielten dieſe Maßregel fern. Jetzt ſcheinen die Revolutionen im Lande ſo tagtäglich und ordinär geworden zu ſeyn, daß man ſie mit weniger Animoſität verfolgt, als etwa einen Parlamentskampf in England.

Bei dieſen äußerlichen Reliquien der Ariſtokratie erhält ſich in Mexico noch viel von der ſtattlichen Courtoiſie und Etikette des alten ſpaniſchen Styls. In den größern Städten herrſcht übrigens noch ein wahrer geſelliger Geiſt, der Geiſt gegenſeitiger guter Laune und Güte. »In Bezug auf Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit«, behauptet Mad. Calderon gegen ſo viele neuere Reiſende, »habe ich nirgends Frauen getroffen, die ſich mit den Mexikanerinnen meſſen könnten; in Vergleich mit ihnen durften die Frauen aller andern Länder ſteif und kalt erſcheinen.« Gleich günſtig urtheilt ſie von den National-Eigenſchaften in mancher andern Beziehung, obwohl ſie auch die »aufwiegenden« Fehler nicht überſieht. Die Mexikaner, wie alle Abkömmlinge der Spanier, ſind in ihren häuslichen Beziehungen ſehr liebenswürdig und im höchſten Grade geſellig; bei genauer Bekanntſchaft muß man ihre Güte, Mildthätigkeit, ihr Mitgefühl und ihre Geduld und Ausdauer im Leiden bewundern; wobei man jedoch auch ihre Indolenz, Unwiſſenheit, Mord- und Raubluſt nicht überſehen kann. Schwach und unthätig ſind ſie übrigens nicht, ſie reiten ſehr gut, jagen mit großer Kühnheit, nehmen keck an den Stiergefechten Theil und treiben jede Art athletiſcher Künſte. Wie ſich Adel und Güte mit wüthendem blutlechzendem Rachedurſt, angeborne Männlichkeit mit Mangel an

Digitized by Google

Energie und Entſchiedenheit verbinden laſſen, die Löſung dieſer Frage ſcheint durch den urſprünglich mauriſch-gothiſchen Zwieſpalt des ſpaniſchen Charakters gegeben. Vieles erklären auch die unaufhörlichen Revolutionen, welche ſelbſt in den Herzen der ſanguiniſchſten Patrioten jede Hoffnung einer beſſern Zukunft erſtickt zu haben ſcheinen.

(Schluß folgt.)

Correſpondenz.

Paris, 28. Aug.

Die Aufmerkſamkeit der zahlreichen Schauluſtigen in Paris theilt ſich in dieſem Augenblicke zwiſchen den Automaten des Mechanikers Stevenard und dem Panorama der Schlacht bei Eylau von Langlois. Beides ſind Meiſterwerke in ihrer Art, und man weiß nicht, ob man dem zierlichen und ſo natürlich beweglichen Wahrſager, Taſchenſpieler und Flötenbläſer, die zehn Jahre Arbeit und ein Kapital von 100,000 Francs gekoſtet haben, oder jener großartigen Auffaſſung und Darſtellung der ſchrecklichen Schlacht bei Eylau, mit ihrem ſchneebedeckten Schauplatze, ihren Hundert Epiſoden und ihrer täuſchenden Wahrheit den Vorzug geben ſoll. Der greiſe Marſchall Soult beſuchte vor ſeiner Abreiſe das Panorama und blieb zwei Stunden in Betrachtung des herrlichen Rundgemäldes verſunken, das ihn lebhaft an entſchwundene glorreiche Zeiten erinnerte. Ein anderes Schaugemälde iſt das Navalorama, ebenfalls in den Champs elysées aufgeſtellt, das den Zuſchauer vom Bord eines auf der Rhede vor Anker liegenden Schiffes das Erdbeben von Pointe à Pitre mit erſchreckender Wahrheit ſehen läßt. Ein neues Diorama mit drei Anſichten wird in dieſer Woche eröffnet werden. In Marſeilles iſt aus New-York die amerikaniſche Kunſt-Reitergeſellſchaft des Hr. Welch gelandet, die Frankreich und Deutſchland durchreiſen will; ihre Leiſtungen ſollen alles in dieſem Fache in Europa Geſehene weit übertreffen. In den Theatern war dieſe Woche Ruheſtand; die große Oper ſetzt heute Montag Donizettis »Martyrer« wieder neu in die Scene; auch ein neues Ballet: »Madeleine« wird einſtudirt. Dem. Rachel iſt von ihrer Kunſtreiſe und von ihrem Erholungsausfluge nach der Schweiz zurückgekehrt und wird in dieſer Woche zum erſten Male wieder als Hermione auftreten. Alexander Dumas' »Demoiſelles de St. Cyr« werden fortwährend bei vollen Häuſern gegeben; der Verfaſſer hat ſich mit Jules Janin auf dem Kampfplatze, wo das Duell vor ſich gehen ſollte, auf Zureden der Secundanten ausgeſöhnt; Abends erſchienen beide zuſammen im Theater in derſelben Loge. Das Theater St. Martin hat das zwar alte, aber gerne geſehene Spectakelſtück: »das Königreich der Weiber oder die verkehrte Welt« wiederhervorgeſucht und macht damit volle Häuſer.

Die Prüfungen aller Collegien und Schulen Frankreichs ſind in dieſem Augenblicke zu Ende; auf allen Straßen ſieht man junge Leute und Knaben mit Fleiß-Medaillen, Prämienbüchern u. ſ. w., weiß gekleidete Mädchen mit Blumenkronen, von freudeſtrahlenden Aeltern geführt, die Vacanzen haben begonnen und das Kinder-Theater-Comite hat, wie in jedem Jahre, dieſe glückliche Zeit benutzt, um ſein großes Ferien-Stück von Stapel laufen zu laſſen. Es heißt dieſes Mal: „Jonas auf ſeiner Reiſe nach den Marqueſas-Inſeln vom Wallfiſche verſchlungen," und iſt eine wahre Bilderreihe aus der Geographie und Völkerbeſchreibung. Da ſitzen denn die kleinen Studenten von halb 7 Uhr an ganz wonnetrunken im Theater und fragen, wenn endlich um Mitternacht der Vorhang fällt, ganz betrübt: „Iſt es denn ſchon aus?"

Auch im Buchhandel herrſcht ſeit einigen Wochen eine große Dürre; von bemerkenswerthen Werken ſind erſchienen: „Oeuvres philosophiques du père André de la Compagnie de Jesus par Victor Cousin." Paris, Charpentier; 3 Frcs. 50. Cent. — „Les poësies du Duc Charles d'Orleans par M Champollion-Figeac." Paris, Belin-Leprieur; 3 Frcs. 50. C. — „Jeanne d'Arc par M. Alexandre Dumas avec une introduction de Charles Nodier." Paris, Gosselin; 3 Frcs. 50. C. — „Des sociétés civiles et commerciales par M. Troplong." 2 Vol. Paris, Hingrag; 15 Frcs.

Heute findet in dem Schützen-Lokale eine ſonderbare Produktion ſtatt. Hr. Cootes, berühmter Gymnaſtiker aus London, wird 100 auf der Erde in einer geraden Linie im Intervalle von 3 Schuh gelegte Eier mit dem Munde aufheben und mit jedem Ei im Munde über eine hohe Steeple-chease-Barrière ſpringen, um es dort in einen Korb zu legen; er wird ferner auf einer ſenkrechten Leiter frei ſtehend, mit dieſer uber 50 dieſer Eier in ihrer Lage ſpringen und Alles dies in einer Stunde vollbringen. Große Wetten ſind gemacht worden. —p—

Notizen-Blatt.

(Anekdotaires.) (Der neue Barbier von Sevilla.) Ein franzöſiſches Blatt macht folgenden Witz: Der ſpaniſche Dictator ließ ſich Siegs-Herzog nennen, aber er ſtrebte nach höheren Ehren und wollte Barbier von Sevilla werden, da er Alles aufbot, die genannte Stadt zu raſiren.

(In der Eile vergeſſen.) Zwei Frauen aus der Umgegend von Chartres wollten zu Markte fahren und mietheten ſich einen Einſpänner, mit dem ſie glücklich in der Stadt ankamen. Wagen und Pferd wurden ins Wirthshaus gebracht und die Frauen beſorgten ihre Einkäufe Nachmittags kehrten ſie, wie Packeſel beladen, zu Fuße nach Hauſe. „Nun, wie ſteht es denn mit meinem Pferd und Wagen?" fragte die Gevatterin, welche das Paar erſchöpft ins Dorf einrücken ſah. „„Ach Gott, wir haben den Wagen in der Eile im Gaſthofe ſtehen laſſen."" Es mußte alſo ein Expreſſer zur Stadt geſchickt werden, der keine Einkäufe zu beſorgen, ſondern nur den Gedächtnißfehler der beiden eilfertigen Frauen wieder gut zu machen und den Wagen abzuholen hatte.

*

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 107. Dinſtag, 5. September 1843.

Genieſtreiche des Magiers Don Philippe Villani zu Neapel.

(Fortſetzung.)

Als nun die drei Monate abgelauſen waren, erſchien der Jude wieder bei Don Philippe. Gegen ſeine Gewohnheit war Don Philippe diesmal zu Hauſe. Gegen die Erwartung des Juden war er ſogar zu ſprechen. Der Iſraelite ward zu ihm eingeſührt.

»Mein Herr,« begann der Jude, indem er ſeinen Schuldner mit einer tiefen Verbeugung begrüßte, »Sie werden ſich hoffentlich erinnern, daß heut iſt der Verfalltag von unſerm Wechſelchen. Ich denke, der Herr wird getroffen haben die nöthigen Anſtalten zur Zahlung.«

»Keineswegs,« verſetzte Don Philippe, »ich habe mit keiner Sylbe daran gedacht.«

»So weiß der Herr, daß ich ihn werde verklagen.«

»Immerhin!«

»Weiß auch der Herr, daß eine Wechſelklage Gefangennahme nach ſich zieht.«

»Ich weiß das.«

»Damit Sie ſich nicht mit Unwiſſenheit entſchuldigen, ſage ich Ihnen hiemit, daß ich auf der Stelle meine Klage einreichen werde.«

»Thun Sie das.«

Der Jude ging brummend fort und ließ Don Philippe verklagen. —

Don Philippe erſchien vor dem Tribunal, der Jude brachte ſeine Klage vor.

»Erkennen Sie dieſe Schuld an,« fragte der Richter.

»Keineswegs« antwortete Don Philippe, »ich weiß auch gar nicht, was der Herr von mir will.«

»Zeigen Sie Ihre Papiere vor,« ſprach der Richter zu dem Juden. Dieſer zog aus ſeiner Brieftaſche den Wechſel des Don Philippe hervor und reichte ihn noch immer zuſammengefaltet dem Richter hin. Der Richter überflog das Blatt: »Das iſt allerdings, ſprach er, ein Wechſel, aber ich ſehe darauf weder ein Accept, noch eine Unterſchrift.

»Wie?« fragte der Jude erblaſſend.

»Sehen Sie ſelbſt,« fügte der Richter hinzu, und er reichte dem Kläger den Wechſel hin.

Der Jude wäre vor Schrecken faſt zu Boden geſunken, das Accept und die Unterſchrift waren wie durch einen Zauber verſchwunden.

»Nichtswürdiger Betrüger!« rief der Jude, ſich zu Don Philippe wendend, »das ſollſt du mir theuer bezahlen.«

»Ich bitte um Entſchuldigung, Herr Felix, im Gegentheil das Zahlen wird Ihr Theil ſeyn,« verſetzte Don Philippe und, zum Richter gewandt, fuhr er fort: »Excellenz, Sie wollen gütigſt zu Protocoll nehmen laſſen, daß ich im Angeſichte dieſes Tribunals ohne den kleinſten Beweggrund auf ſchmachvolle Weiſe inſultirt worden bin.«

»Ich kann das nicht verweigern,« bemerkte der Richter.

Mit dem Auszuge des Protokolls verſehen verklagte Don Philippe nunmehr den Iſraeliten, und da die Sache klar war, ließ das Urtheil nicht lange auf ſich warten. Der Jude ward zu dreimonatlicher Gefängnißſtrafe und zu einer Geldbuße von tauſend Thalern verurtheilt.

Jetzt wollen wir das Wunder erklären. Statt die Feder in das Dintenfaß zu tauchen, hatte Don Philippe ſie nur mit ſeinem Speichel benetzt, auf dieſe naſſe Unterſchrift hatte er den blauen Sand geſtreut; der Sand hatte die Buchſtaben gebildet, ſo wie aber der Speichel getrocknet war, war der Sand abgefallen, und mit ihm Accept und Unterſchrift verſchwunden.

Don Philippe gewann durch dieſes Taſchenſpielerſtückchen 6000 Frs., aber er verlor durch daſſelbe den Ueberreſt ſeines Credites, der ihm übrigens keine 6000 Frs. mehr einbringen konnte. —

Wenn man aber mit tauſend Thalern auch noch ſo ſparſam umgeht, ſie können dennoch nicht ewig dauern; überdem ſetzte Don Philippe ein viel zu großes Zutrauen in ſein Genie, als daß er ſeine Sparſamkeit hätte in Geiz ausarten laſſen ſollen. Er verſuchte es, ein andres Anlehn zu negociren, die Geſchichte des armen Felix aber hatte zu großes Aufſehen erregt, und obgleich niemand den Juden beklagte, ſo empfand doch Jedermann den größten Widerwillen, mit einem Taſchenſpieler zu unterhandeln, der ſeine Unterſchrift aus der Taſche ſeines Gläubigers zu escamotiren verſtehe.

Unterdeſſen war man bis zum Anfang des Aprils gelangt. Der 4. Mai iſt in Neapel die Epoche, in welcher ſtets die Wohnungen gewechſelt werden. Don Philippe war ſeinem Hauseigenthümer den zweimaligen Miethzins ſchuldig, und derſelbe erklärte ihm deshalb, daß, wenn er ihn nicht innerhalb der nächſten 24 Stunden bezahle, er im Voraus bei dem Richter die nöthigen Anſtalten treffen würde, um ihn bei Verfallzeit des dritten Miethzinſes aus dem Hauſe zu treiben.

Der dritte Termin erſchien, und da Don Philippe nicht bezahlt hatte, nahm man ihm ſeine Möbeln weg, und verkaufte ſie, bis auf ſein eigenes Bett und das einer alten Magd, ein Inventarium ſeiner Familie, die ihn nicht hatte verlaſſen wollen, und die getreulich jeden Wechſel ſeines Schickſals theilte. Am Tage vor dem Tage, an welchem er ſeine bisherige Wohnung verlaſſen ſollte, machte er ſich auf, um ſich eine andre aufzuſuchen. Das war für ihn keine leichte Aufgabe; er war gar zu ſehr

Digitized by Google

berüchtigt in Neapel; feſt überzeugt alſo, daß ihm niemand gutwillig eine Wohnung vermiethen würde, beſchloß er, ſich ſolche durch Gewalt oder durch Liſt und Schlauheit zu verſchaffen.

(Fortſetzung folgt.)

Mexico.

(Schluß.)

Betrachtet man dieſe Reoolutionen genauer, ſo erkennt man ein ernſtes politiſches Verhältniß, das allen derartigen Bewegungen in den meiſten ſüdamerikaniſchen Republiken zu Grund liegt, um welche Fahnen ſich auch die verſchiedenen Parteien für den Augenblick ſammeln mögen. Die Kolonien der alten Spanier waren eben ſo viele Oaſen in der weiten Wildniß; jede unterſchied ſich durch ihre Intereſſen und Munizipal-Regierung von der andern. Ihre hauptſächlichſten Niederlaſſungen gründeten ſie in fruchtbaren Ebenen, welche lange Reihen ſchneebedeckter Berge oder dumpfe, ungeſunde Wälder trennten. Der Vize-König von Mexico oder Peru beherrſchte keine einzige Provinz, ſondern eine große Zahl vereinzelter Diſtrikte, von denen gar viele mit ihren Nachbar-Bezirken weniger kommunizirten, als mit dem Mutterlande. Als nun die Kontrolle der ſpaniſchen Regierung entfernt war, mußten die Bedürfniſſe und Verhältniſſe des Landes in Verbindung mit dem Beiſpiel der vereinigten Staaten eine gewiſſe Neigung zur Föderatioregierung und zur Unabhängigkeit der Staaten hervorrufen. Anderer Seits aber ſtrebte die Militär-Gewalt, welche der verlängerte Kampf für die Unabhängigkeit geſchaffen, nach Einheit und Centraliſation, was um ſo natürlicher war, als ſich viele Diſtrikte während des Krieges nothgedrungen zu Schutz und Trutz verbunden hatten. So bildeten ſich in jedem Theil jener weiten Landſtriche von Mexico bis Chili zwei Parteien. Die Föderaliſten zählten den größten Theil der Landeigenthümer, die Mittelklaſſen in den Städten, die Gebildeten, die Gelehrten und Juriſten unter die Ihren; die Centraliſten hatten das Militär, die Geiſtlichen, die Maſſe des Volkes auf ihrer Seite. Sie kämpften mit verſchiedenem Glück. In Mexico iſt der Föderalismus für den Augenblick völlig niedergehalten. St. Anna hat eine förmliche Militär-Regierung organiſirt; »St. Anna, hinter deſſen Stuhl bei Staatsfeſten ſechs Oberſten ſtehen und für den die Frommen im Lande beten, weil er die Progreſſiſtas, die Männer der Bewegung, in Schranken hält.«

Die Hoffnung des Landes, die wenigen jungen Leute oon Bildung und die einſichtsvollen Civiliſten ſind gewöhnlich auf Seiten der Föderaliſten. Sie ſind vielleicht bei mancher Gelegenheit in ihrem Liberalismus zu weit gegangen, allein, wenn ſie auch in dieſer Beziehung gefehlt, wenn ſie in der Anwendung ihres aus der Fremde entlehnten Demokratismus auf das eigenthümliche mexikaniſche Volk geirrt: ſo folgt daraus doch noch nicht, daß ſie auch in anderer Beziehung den falſchen Weg verfolgen. In ihren Anſichten über die nöthige innere Reformation des Landes gerecht, gemäßigt, einſichtsvoll, treten ſie allen praktiſchen Mißſtanden kräftig entgegen, während die Centraliſten dieſelben zum Theil in ihrem Intereſſe finden. Die Stützen dieſer ſind, wie geſagt, Kirche und Volk. Erſtere hat durch den Mißbrauch ihres ungeheuren Eigenthums die Grundübel in dem ſpaniſchen Amerika erzeugt; letzteres, namentlich aus Indianeen beſtehend, iſt das große Werkzeug der Gewaltthätigkeit und Unordnung und aller Civiliſation durchaus entgegen.

Ein Radikalübel der neuen amerikaniſchen Republiken iſt die ſchlechte Verwaltung der Gerechtigkeit. Wie erbärmlich es auch unter dem alten Regime um die Juſtiz ſtand, die Revotutionen haben die Sachlage noch verſchlimmert. Die Chicane und Beſtechlichkeit der Civilgerichte ſind bei allen Reformverſuchen der Liberalen dieſelben geblieben. Polizei und Kriminalweſen ſind völlig desorganiſirt. Die Verzögerung der Civilprozeſſe und die Nachläſſigkeit in Kriminalfällen wirken gleich oerderblich.« Der — — — Konſul kam ein Mal zu einem Richter, um ihn über eine wichtige Sache um Rath zu fragen. Man wies ihn in ein Zimmer, wo der Richter mit einigen verdächtig ausſehenden Perſonen verhandelte. Setzen Sie ſich, ſagte er, ich unterſuche einen Raubhandel, den dieſe Leute begangen haben. Nicht genug, dieſe Leute ſaßen und rauchten in aller Behaglichkeit ihre Cigarren. Als die Cigarre des Richters zufällig ausging, ſtand einer der Herren auf und reichte ihm die ſeine, worauf der Magiſtrat ſeinen »Puro« wieder anzündete und dem freundlichen Räuber mit einer höflichen Verbeugung dankte.«

Es iſt hohe Zeit, daß ſich neue Prinzipien der innern Konſiſtenz entwickeln. Von vielen Seiten iſt die ſchwache ſpaniſche mexikaniſche Bevölkerung mit Verderben bedroht. Im Norden führen die berittenen Indianerſtämme ſchreckliche Verehrungszüge aus. Sie trotzen der Militärgewalt der Republik und ſind allen Ernſtes ſehr beachtenswerthe Feinde. Es iſt nicht unmöglich, daß ihre Pferde noch einmal auf der Plaza von Mexico graſen. Jedes Jahr werden ihre Einfälle kühner, jedes Jahr erſtrecken ſie ſich weiter nach Süden. In New-Mexico haben ſie ſchier alle Kultur zerſtört. Die Anwohner finden nur in den befeſtigten Plätzen Sicherheit. Vor wenigen Jahren noch fürchtete man zu Chihuahua den Beſuch eines bewaffneten Indianers ſo wenig, als in New-York. Jetzt traut ſich Niemand allein und keine Geſellſchaft ohne Waffen aus der Stadt. Die Tochter des vorigen Gouverneurs ſoll von den Camaaches entführt worden ſeyn und jedes Anerbieten der Rückkehr zurückweiſen, weil ſie das Wigwam ihres galanten indianiſchen Räubers jedem andern Aufenthalte vorzog. Aber eine weit größere Gefahr droht von Seiten der Millionen Eingebornen, welche die Maſſe der mexikaniſchen Landleute bilden. Es wäre eine Ungerechtigkeit gegen die ſpaniſche Regierung, wenn man ſie in Vergleich mit dem Bauernſtand in den meiſten Ländern Europas eine unterdrückte Klaſſe nennen wollte. Sie wurden Jahrhunderte lang durch angemeſſene Geſetze beſchützt. Allein ihre Erziehung iſt gänzlich vernachläßigt. Sie gleichen, die Aenderung ihrer Religion ausgenommen, in allen Dingen den Barbaren, welche Cortes unterjochte, und haben keine Gewohnheit, kein Gefühl, keinen Inſtinkt der Civiliſation angenommen. Sie ſprechen ihre eigene Sprache und fliehen jede Berührung mit Fremden. Unter der bunten Bevölkerung, mit der ſie vermiſcht ſind, ſtechen ſie als ein ganz verſchiedenes Volk, als Geſchöpfe einer andern Welt hervor. Eini-

Digitized by Google

gen Beobachtern erſchienen ſie als ein ruhiges und harmloſes, andern als ein unwilliges, faules, apathiſches Geſchlecht, keiner war noch im Stande, ihr inneres Weſen zu durchdringen. Nur, daß es ſich bei geeigneten Veranlaſſungen gezeigt hat, wie ein nationales Rachegefühl in ihren Herzen ſchlummert. Ihre Abſchließung macht ſie in Revolutionen zu ſolch ſchrecklichen, blinden Werkzeugen. Sie kennen weder Mitleid und Gewiſſensbiſſe, noch ſonſt ein Gefühl, das Gewaltthaten verhindern kann. Im eigentlichen Mexico hat noch kein Indianeraufſtand Statt gefunden, an dem nicht die höhern Stände Theil genommen; ſollte es einmal dahin kommen, ſo könnten ernſtere Ereigniſſe eintreten, als die Gritos und die Pronunciamentos der letzten 20 Jahre.

Noch bleibt eine Wetterſeite der mexikaniſchen Verhältniſſe zu beſprechen, die übergreiſende Anmaßung der anglo-ſächſiſchen Race (mit Lord Durham zu reden,) die Rivalität des gierigen Volkes, das Jahr um Jahr ſich mehrt, die alte ſpaniſche Macht immer mehr zurückweicht. Die Mexicaner betrachten dieſe ihre nördlichen Nachbarn wie die Türken die Ruſſen. Sie lieben die Fremde überhaupt nicht; aber die Anglo-Amerikaner haſſen ſie. Dieſer Haß iſt uralt. Schon vor 200 Jahren vertrauten die Spanier in jenen Ländern dem Reiſenden Gage ihre Beſorgniß, die Engländer von Virginien möchten ſie am Ende überflügeln, und dieſe Prophezeiung ſcheint nun wirklich in Erfüllung gehen zu wollen. Texas iſt bereits getrennt und durch und durch amerikaniſirt. Californien, in Beziehung auf Nationalvortheile vielleicht der wichtigſte unter allen mexikaniſchen Staaten, iſt von den öſtlichen Jägern wie überſchwemmt, und ſo oft es zum Streit kommt, verbinden ſich dieſe mit den zerſtreuten engliſchen Abentheurern und trotzen der ſchwachen Regierung. (Ach. Z.)

In Sachen des Spiels.

M. Honek (M. Cohen) veröffentlicht in der »Kölner Zeitung« folgende Erklärung: Die Nr. 237 der »Augsb. Allg. Ztg.« enthält in einer Correſpondenz aus Baden-Baden Folgendes: »Man redet von der möglichen Ausweiſung eines jüdiſchen Literaten aus Hannover (M. C.), der ſich in neueſter Zeit mit Angriffen gegen hochgeſtellte Beamte und ſonſtige ehrliche Leute, mit Verdächtigungen und Lügen ſehr unnütz gemacht hat; doch ſteht zu erwarten, daß ſich die Behörde damit begnügen werde, dergleichen Treiben zu verachten, wie es auch Andere thun, die mit Koth beworfen wurden.« Dieſe Stelle bezieht ſich auf einen Artikel »Spielgeſchichten« in der »Kölniſchen Zeitung«, den ich unter meinem Namen veröffentlichte. Man iſt leider gewohnt, Anpreiſungen des Spieles zu Baden-Baden in der »Allg. Ztg.« zu leſen, aber es geht doch wirklich zu weit, daß Herr v. Chezy, derſelbe, der ſich im Intereſſe Benazet's zu dieſem Geſchäfte hergab, nun auch die Feinde des Spiels, nun auch die Männer zu beſchimpfen und zu verleumden ſuchen muß, welche offen und redlich gegen jenen Mißbrauch eifern, der die Ruhe der Familien erſchüttert.

Aber ſeine Mühe iſt vergeblich; nein, nicht der Hr. von Chezy, nicht literariſche Croupiers, nicht das Gold aller Spielpächter vermögen es, einen reinen Namen zu beſudeln. Ich vertheidige die öffentliche Moral, im Intereſſe der öffentlichen Moral ſchrieb ich jene »Spielgeſchichten«, die mich in Conflikt mit der Polizeibehörde von Baden-Baden gebracht haben. Ich will nicht mit der »Allg. Ztg.« rechten, daß ſie in dem Augenblick, wo, wie ſie recht wohl weiß, eine polizeiliche Unterſuchung über mich verhängt iſt, Unwürdigkeiten gegen mich druckt, aber ich bin es mir, ich bin es mehr noch der Würde der Preſſe ſchuldig, dieſe Unwürdigkeiten zurückzuweiſen. Meine Erziehung hat mich vor jener Art des Ausdrucks bewahrt, wie ſie Hrn. v. Chezy zu Gebote ſteht; ich kann ihm nicht mit Schimpfreden erwiedern, ich kann mich nur auf die feierliche Verſicherung beſchränken, daß ich ihn unendlich verachte, ich kann nur jeden rechtlichen Mann bitten, einen Augenblick nachzudenken, welche Motive mich veranlaßten, gegen das Spiel zu ſchreiben, welche Motive Hr. v. Chezy haben muß, für das Spiel zu ſchreiben; die öffentliche Meinung möge zwiſchen mir und ihm entſcheiden.

Ich habe dieſe Erklärung zu gleicher Zeit, wie an die Redaction Ihrer Zeitung, auch an die Redaktion der »Augsburger Allg. Ztg.« geſandt und erwarte von der Rechtlichkeit der Herren Redakteure derſelben die unverkürzte Aufnahme.«

Ueber die Banken an Badeorten ſpricht ſich Dr. Jordan zu Saarbrücken in der „Kölniſchen Zeitung" alſo aus: Es gibt Wahrheiten, die ſo klar am Tage liegen, daß ſie von Jedermann eingeſehen werden, nichts deſtoweniger das Räthſelhafte haben, daß ſie nur ſehr ſchwer und allmälig zu thatſächlicher Geltung gelangen. Wäre es denkbar, daß ein Menſch eine hohe geiſtige und ſittliche Ausbildung erlangte, ohne von der ſittlichen Entartung ſeines Geſchlechts Kunde zu erhalten, ein ſolcher würde dieſes Räthſel nicht zu löſen vermögen; nur dadurch, daß wir an dem ſittlichen Falle der Menſchheit — größeren oder geringern — Theil nahmen, ſind wir im Stande, das Wunderbare dieſer Erſcheinung auf phyſiſche Geſetze zurückzuführen. Das Böſe in uns, die entfeſſelte Begierde, die Leidenſchaft iſt es, was der Vernunft widerſtrebt und den freien Willen zu ſchlechter That verlockt. Darum, nicht um unſerm Beſtande den Genuß einer literariſchen Neuigkeit zu bereiten, ſondern um unſer beſſeres Selbſt immerfort gewaffnet zu halten gegen die Angriffe einer verfeinerten Sittlichkeit, gegen dieſes ekelhafte Bündniß, welches unnatürliche Begierden mit dem Verſtande geſchloſſen haben, müſſen ſolche eben ſo alte, als klare Wahrheiten wieder und immer wieder geſagt und von allen Seiten beleuchtet werden, bis ſie endlich zur ſittlichen Macht heranwachſen, vor welcher jene Quälgeiſter der Menſchheit, Habſucht, Arbeitſcheue, Genußſucht, Unredlichkeit, Beſtechung und deren ſchmutzige Sippſchaft, fortan ihr freches Angeſicht verbergen müſſen.

Unter den Erſcheinungen, welche zu derartigen Betrachtungen Veranlaſſung geben, nehmen, wie allgemein bekannt iſt, die Spielbanken den erſten Platz ein. Hier findet, wie gleichfalls Jedermann weiß, jedes Laſter — denn der Menſch kann nicht, eben ſo wenig wie nur eine Tugend, ſo auch nur ein Laſter üben — ſeine Zufluchtſtatte, ſeine Nahrung, jedes Verbrechen hat einen Keim; ſie finden dieſelben am ſicherſten da, wo jene Höllen in der Werthſchätzung der öffentlichen Meinung ſtehen, wie dieſes an vielen deutſchen Badeorten der Fall iſt.

Es iſt gegen dieſe Combination des Heils und Unheils zu verſchiedenen Zeiten viel geſchrieben und geſpro-

Digitized by Google

chen worden; in lebevollen Bildern hat neuerlich in dieſem Blatte M. Honek dem deutſchen Volke, welches ſich ſo gern mit ſeinen Tugenden, ſeiner Sittlichkeit, ſeinem Chriſtenthume ſchmeichelt und ſchmeicheln läßt, ein Stück von dem Balken gezeigt, der ſeines Blickes Reinheit trübt. Dieſe Schilderungen haben bereits »Juriſtiſche Bedenken gegen die öffentlichen Spielbanken« von Herrn Karl Buchner hervorgerufen; möge es mir geſtattet ſeyn, denſelben die Vorwürfe beizufügen, welche ſich vom ärztlichen Standpunkte gegen dieſe Inſtitute erheben, indem ich die Worte wiederhole, welche der treffliche Hufeland in ſeinem Werke »Praktiſche Ueberſicht der vorzüglichſten Heilquellen Deutſchlands ꝛc. ꝛc. 1820,« ausgeſprochen hat. Dort in dem Abſchnitte: Allgemeine Bemerkungen über Mineralwaſſer und ihren Gebrauch, S. 48. ſagt dieſer, von edler Humanitärt durchgluhte Arzt:

»Ich kann dieſen Gegenſtand nicht verlaſſen, ohne einen Blick auf die Farobank zu werfen, den Inbegriff alles Verderblichen, was ſich bei einer Brunnencur nur denken läßt, eine wahre Kunſtſchörfung der neuen Zeit, um das Gegenſtück der Holle zunachſt gegen den Himmel zu ſetzen, den die reine, göttliche Natur in ihrem Heilquell aufthut. — Muß denn bei jedem Tempel der Natur ein Tempel der menſchlichen Verderbniß ſtehen, damit auch der lauterſte Quell recht bald vergiftet werde? Man glaube doch ja nicht, daß ich zuviel ſage! eine kurze mediciniſche Analyſe der Farobank wird uns davon überzeugen. Zuerſt iſt die Leidenſchaft, das größte Gift für alle Brunnencuren, unaufhörlich an dieſen Platz gebannt. Und zwar welche Leidenſchaften? Die gehaſſigſten, widerwärtigſten, angreifendſten: Furcht, Schrecken, Neid, Kränkung, fehlgeſchlagene Hoffnung, peinliche Spannung und ängſtliche Erwartung, Wuth, Verzweiflung, ein unaufhörlicher Kampf der Seele. Aber nicht genug an dieſer Seelenvergiftung. Mit ihr vereinigt ſich auch die ſchlimmſte körperliche, die Luftvergiftung durch die Menge Menſchen, die auf einen Punkt zuſammen gedrängt oft drei, vier Mann hoch über einander liegen, und deren Ausdünſtungen noch durch die Leidenſchaft erhöht und geſchärft ſind. Dazu das bei Brunnencuren ſo ſchädliche, fünf, ſechs Stunden lange Sitzen auf Einem Fleck, das Aufbleiben des Nachts und der Verluſt des ſo nothwendigen Schlafs, das noch daneben dadurch veranlaßte Uebermaß im Genuſſe hitziger Getränke — und ich frage, ob ich etwas zu viel geſagt habe, und ob ſich wohl eine größere Concentration alles Schädlichen, etwas recht abſichtlich dazu Eingerichtetes, denken läßt, um das, was der Morgen Gutes bewirkt hat, Abends wieder zu zerſtören!«

Wahrlich! dieſer Menſchenfreund hat nicht zu viel geſagt. Welchen Erfolg aber haben ſeine ergreifenden Worte bis jetzt gehabt? — Aus Hufelands wiſſenſchaftlichen Leiſtnngen haben Aerzte und Leidende den größten Nutzen geſchöpft; er hat, Allen voran, ſiegreich gegen ein Syſtem gekämpft, welchem Tauſende von Menſchenleben geopfert wurden; die Worte aber, die er, voll Adel der Geſinnung gegen ein ſittliches Verderbniß geſprochen, dem noch weit mehr Tauſende an Leib und Seele unterlegen ſind und fortan unterliegen: ſie ſind noch nicht zur That herangereiſt.

Moge ich den edlen Geiſt nicht vergebens beſchworen haben; mögen in einer Zeit, in welcher das Volksbewußtſeyn genugſam erſtarkt iſt, um ſich ſelbſt zu rathen und zu helfen, ſeine Worte eindringen in die Gemüther aller, denen die Ehre und das Glück ihres Volkes am Herzen liegt! Vor Allen fordere ich meine Collegen, die Aerzte, auf, ſich an dem Werke zu betheiligen und die Spielbanken in die Acht zu erklären. Wie ſind in dieſer Sache eine große ſittliche Macht, wenn wir den ſittlichen Willen haben. Zeigen wir den Leidenden, welche wir in Bäder ſenden, unter den Curregeln, welche wir ihnen mitgeben, zuvörderſt das Verderben, welches ihnen vom Hazardſpiel und von allen denen droht, die an demſelben Theil nehmen, tragen wir gerechtes Bedenken, ſolche, an deren ſittlicher Kraft wir zweifeln, an Badeorte gehen zu laſſen, in denen der grüne Tiſch aufgeſchlagen iſt: ihr Uebel wird ſich zu Hauſe weniger verſchlimmern als im Bade; wählen wir da, wo die ärztlichen Rückſichten eine Wahl zwiſchen zwei Curorten geſtatten, denjenigen, an welchem nicht neben der ſegensreichen Werkſtatte der Natur jene dämoniſchen Gewalten ihren zerſtörenden Schauplatz errichtet haben!

Mögen ſich die Stimmen mehren für dieſe Ehrenſache der deutſchen Nation, mögen ſich gewichtigere erheben als die meine, und die Preſſe nicht ruhen, bis ſie dieſes, ihrer Waffen würdige Ziel errungen hat, möge ſie in einer fortlaufenden chronique scandaleuse alle die Verwüſtungen aufdecken, die in jenen glänzenden Sälen theils aufgeführt, theils vorbereitet werden; mögen die Fürſten eingedenk ſeyn des Beiſpiels, welches eine hohe deutſche Frau ihnen gegeben, indem ſie ihren Namen einer Heilquelle nur unter der Bedingung verleihen wollte, daß Hygea's und der Najaden heilſames Schaffen nicht geſtillt werde durch das Rachegeſchrei der Furien; mögen die Vertreter des Volkes auch hier deſſen wahres Intereſſe im Auge haben! Im Tempel zu Jeruſalem ſtieß der Erlöſer die Tiſche der Wechsler um: zerſtören wir die grünen Tiſche in den Tempeln der Natur! Einen Kreuzzug gegen die Banken!

Correſpondenz.

Paris, den 30. Aug.

Roſſini, der Paris zu Ende September verläßt, will durchaus nichts mehr componiren. Als ihn der Tenoriſt Duprez vor einigen Tagen fragte, warum er denn für ihn nichts componiren wolle, da er doch allen berühmten Tenoriſten glänzende Parthieen geſchrieben habe, ſagte Roſſini: »Lieber Freund! ich bin um einige Jahre zu früh gekommen und Sie um einige Jahre zu ſpät, und ſo haben wir uns verfehlt!« —p—

✡

Paris, 31. Auguſt.

Dem. Rachel hat in Lyon für 12 Gaſtrollen ein Honorar von 27,000 Francs. erhalten; wir leſen zu gleicher Zeit in den Journalen von Lyon, daß eine arme alte Frau, an einer langwierigen unheilbaren Krankheit leidend, von allen Hülfsmitteln entblößt und ſelbſt von der ſtädtiſchen Adminiſtration abgewieſen, als ſie ſich zur Aufnahme in's Hoſpital meldete, ſich aus Verzweiflung von dem fünften Stockwerke eines Hauſes herabgeſturzt habe. —p—

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 108. Donnerſtag, 7. September 1843.

Genieſtreiche des Magiers Don Philippe Villani zu Neapel.

(Fortſetzung.)

Don Philippe kannte ein Haus, das deſſen Eigenthümer aus Geiz lieber verfallen ließ, als daß er an demſelben die nöthigen Ausbeſſerungen vorgenommen hätte. Zu jeder andern Zeit würde ihm dieſes Haus keineswegs ſeiner würdig erſchienen ſeyn, die Widerwärtigkeiten aber hatten Don Philippe ſich fügen gelehrt. Er überzeugte ſich im Laufe des Tages, daß dieſes Haus durchaus nicht bewohnt ſey; und als die Nacht hereingebrochen war, packte er mit der alten Magd die beiden Betten auf und wanderte mit ihr der neuen Wohnung zu. Die Thür war verſchloſſen, aber ein Fenſter ſtand offen. Er ſchwang ſich durch daſſelbe hinein, öffnete ſeiner Begleiterin die Thür, wählte das beſte Zimmer für ſich, geſtattete der Magd, ſich gleichfalls eines zu wählen, und eine Stunde darauf hatten ſie ſich häuslich niedergelaſſen.

Einige Tage darauf fand der alte Geizhals ſein Haus, als er daſſelbe beſuchte, bewohnt. Es war ein glücklicher Umſtand für ihn, denn ſeit zwei oder drei Jahren befand ſich dies Gebäude in einem ſo verfallenen Zuſtande, daß er es an Niemand vermiethen konnte. Er zog ſich demnach zurück, ohne ein einziges Wort zu ſagen, nachdem er zuvor die Lage der Dinge durch zwei Nachbarn hatte conſtatiren laſſen.

Als die Zeit der Miethbezahlung gekommen war, erſchien Don Bernardo mit dem erwähnten Dokumente in der Hand. »Mein Herr,« ſprach er, »ich komme, Sie freundlichſt um das Geld zu erſuchen, das Sie mir gütigſt zuwenden wollen, indem Sie ſich, ohne mein Vorwiſſen, hier einlogirt haben.«

»Mein lieber charmanter Freund,« erwiederte Don Philippe, ihm mit großer Herzlichkeit die Hand drückend, »erkundigen Sie ſich überall in Neapel, fragen Sie überall in Neapel, fragen Sie überall nach, wo ich gewohnt habe, ob ich irgendwo die Miethe zahlte, und wenn Sie in ganz Neapel auch nur einen Einzigen finden, der Ihnen darauf eine bejahende Antwort gibt, will ich Ihnen das Doppelte Ihrer Forderung zahlen, ſo war ich Don Philippe Villani heiße.«

Bei dieſem allgemein gefürchteten Namen erblaßte der Hauseigenthümer. Bis jetzt hatte er noch nicht gewußt, welche erlauchte Perſon in ſeinem Hauſe logire. Das Gerücht von den Zaubereien, welche Don Philippe vollbringe, kam ihm wieder in den Sinn, und er glaubte ſich nicht blos zu Grunde gerichtet, weil er einen inſolventen Miethsmann beherbergt habe, ſondern er hielt ſich auch für verdammt, weil ein Herenmeiſter in dieſem Hauſe geweilt hatte.

Don Bernardo zog ſich eiligſt zurück, um in dieſer bedenklichen Lage einen Entſchluß zu faſſen. Wäre er »der hinkende Teufel« geweſen, er würde das Dach weggehoben haben, da er aber nur ein Geiz-Teufel war, ſo entſchloß er ſich, es hinabfallen zu laſſen, welches übrigens bei dem verfallenen Zuſtande des Hauſes ohnehin bald von ſich ſelbſt geſchehen mußte. Es war gerade in der regneriſchen Jahreszeit, und wenn es in Neapel regnet, ſo weiß man, mit welcher Freigebigkeit der Himmel ſeine Tropfen ſpendet. Der Hausbeſitzer zeigte ſich auf's neue auf der Schwelle des Hauſes.

Gleich unſern Urvätern, welche die Rache des Höchſten verfolgte, der ſie ſich zu entziehen ſuchten, war Don Philippe vor der herabſtrömenden Sündfluth von Zimmer zu Zimmer geflüchtet. Der Hauseigenthümer glaubte anfänglich, daß ſein Miethsmann die Abſicht habe, auszuziehen, aber er ward bald ſeiner Täuſchung entriſſen. Von der Stimme Don Philippes geleitet, erreichte er endlich ein kleines Cabinet, welches dem Regen weniger zugänglich war, als der übrige Theil des Hauſes. Dort fand er ſeinen Miethsmann auf einem Bette liegend, einen Parapluie mit der einen Hand über ſich, mit der andern Hand ein Buch haltend, aus welchem er mit lauter Stimme mehrere Verſe des Horaz deklamirte.

Der Hausbeſitzer hemmte einen Augenblick lang regungslos und ſchweigend ſeine Schritte vor dem Enthuſiaſten. »Sie wollen alſo wirklich nicht abziehen?« fragte er mit ſchwacher, ängſtlicher Stimme.

»Hören Sie an, mein guter Freund, hören Sie mich an, mein ehrwürdiger Herr Hauswirth,« verſetzte Don Philippe, indem er ſein Buch zuſchlug. »Um mich von hier wegzutreiben, müſſen Sie mir einen Prozeß machen, ſo viel iſt gewiß, denn ich bin in dem Beſitz. Nach einem Monat werde ich verurtheilt auszuziehen, gut, ich appellire. Es vergeht wieder ein Monat, ich werde wieder verurtheilt, ich appellire nochmals. Wieder einige Monate, neue Urtheile, neue Appellation — ein Jahr iſt vergangen und Sie haben nichts gewonnen, als das Vergnügen die Prozeßkoſten zu bezahlen.«

»Wie, die Koſten ich? die müſſen Sie bezahlen!« ſchrie der Eigenthümer.

»Allerdings, ich werde dazu verurtheilt werden, Sie aber werden ſie bezahlen, denn ich beſitze keinen Sous.«

»Das iſt leider nur allzurichtig,« ſtöhnte der Geizhals. —

»Das kann eine Geſchichte von 600 Dukaten werden,« fuhr Don Philippe fort.

»So ungefähr,« verſetzte der Hauswirth, der in der

Digitized by Google

Eile die Koſten für Richter, Advokaten, Abſchreiber u. ſ. w. überſchlagen hatte.

»Wohlan, ehrwürdiger Herr Hauswirth, ſo laſſen Sie uns unterhandeln.«

»So laſſen Sie einmal hören.«

»Geben Sie mir die Häſte der Summe, und ich ziehe auf der Stelle freiwillig ab.«

»Wie, ich ſoll Ihnen dreihundert Dukaten zahlen, während Sie mir den Miethzins zweimal ſchuldig ſind?«

»Sie wollen nicht, auch gut! Ich wollte mich Ihnen nur gefällig erweiſen.«

»Unverſchämter, mir gefällig!«

»Keine Beleidigungen, ich bitte, mein werther Herr Wirth, Sie wiſſen, das hat Herrn Felix zu nichts geholſen.«

»Wohlan,« fuhr der Geizhals zögernd fort, »ſo will ich die Hälfte zahlen.«

»Dreihundert Dukaten,« wiederholte Don Philippe, »keinen Sous weniger, keinen Sous mehr!«

»Nun und nimmermehr!« ſchrie der Geizhals.

»Nehmen Sie ſich in Acht. Wenn Sie wiederkommen, laſſe ich mich nicht für dieſen Preis finden.«

»Wohlan, ſo wage ich den Prozeß, und ſollte er mich auch Sechshundert Dukaten koſten.«

»Thun Sie das, verehrter Herr, thun Sie das!«

»Adieu denn, morgen werden Sie Stempelpapier zu ſchauen bekommen.«

»Das werde ich erwarten.«

»Gehn Sie zum Teufel!«

»Auf das Vergnügen, Sie wieder zu ſehen.«

Und während Don Bernardo ſich wüthend zurückzog ſtimmte Don Philippe ſeine Ode des Horaz wieder an,

(Fortſetzung folgt.)

In Sachen des Spiels.

Mit dem Spiel und dem Spielpächter Benazet iſt es eine ſeltſame Sache in Baden-Baden. Alle Welt klagt darüber, ſelbſt die Gaſtwirthe und Bürger der Stadt; ja ſogar das Miniſterium ſoll ihm abhold ſeyn. Dennoch bleibt's und die ſtädtiſchen Behörden machen dem Spielpächter Zugeſtändniſſe über Zugeſtändniſſe. Das Publikum klagt ans Princip; die Gaſtwirthe und Bürger raiſonniren ſehr richtig; »ein Spieler knauſert in allem Uebrigen.« Dazu kommt, daß ſolche Spieler am Schluſſe der Saiſon häufig weder Herberge, noch Zeche bezahlen und ſich mit den erlittenen Spielverluſten entſchuldigen. Ja, die Fälle ſind nicht ſelten, daß Familien von 6—7 Perſonen heimlich abreiſen, nichts als eine große Schuldenmaſſe hinterlaſſend. Dennoch bleibt Herr Benazet ungeſtört, dennoch geſtand man ihm einen zwölfjährigen Pacht zu, nachdem man die Nachtheile ſchon der Bank unter Chabert, der jetzt zu Wiesbaden Bank hält, kennen gelernt, ja nachdem man der Stadt, welche die Bank übernehmen wollte, ihr Geſuch als unmoraliſch abgeſchlagen hatte. Das Warum? der Nichtverlängerung des Kontraktes mit Chabert, ſowie die Herbeirufung Benazet's aus Paris durch Vermittlung eines badiſchen Bankierhauſes, würde überhaupt eine höchſt intereſſante Epiſode in der histoire sécrète des Jahres 1839 bilden, wenn ſolche von Baden geſchrieben würde. Ueber Baden-Baden ſoll dem Vernehmen nach binnen Kurzem ein Buch erſcheinen, welches deſſen intime Verhältniſſe offenbart; vielleicht ſagt dieſes auch darüber Einiges. — Der Spielpächter Benazet hat nun in den verfloſſenen fünf Jahren ſeine Macht überall hin klug und umſichtig feſtzuſtellen gewußt. Hauptſächlich gelang ihm dies durch nach allen Seiten hin ausgeſtreutes Geld. Er weiß z. B. einflußreichen, ſonſt aber nicht reichen Perſonen paſſende Geſchenke darzubringen; er giebt jährlich an milde Stiftungen und Wohlthätigkeitsanſtalten bedeutende Summen, wodurch er ſich natürlich die Stadt verpflichtet; er läßt ſein Etabliſſement alljährlich von Neuem prächtig, immer verlockender dekoriren; er macht hübſche Anlagen am rechten Orte und ſpricht hübſche Worte zur rechten Stunde und am rechten Orte. Ja ſogar in der Tagesliteratur hat er ſeine Vertheidiger und Lobpreiſer, die neulich die Kölniſche Zeitung leider »literariſche Croupiers« nannte. Kurzum der Nationalgarden-Oberſtlieutenant ingleichem Spielpächter Benazet iſt ein Diplomat und zahlt außer ſeinen 54,000 Gulden Pacht alljährlich noch große Summen. Auf ſolche Weiſe iſt er Konig von Baden-Baden geworden. Niemand ſpricht von dem grauſamen Elende, welches ſich aus den glänzenden Spielhäuſern in die Geſellſchaft ſchleicht, ſich dort einfrißt, ſie ruinirt. Neulich ſtanden zwar in der Kölniſchen Zeitung recht lehrreiche faſt buchſtäblich wahre Spielgeſchichten aus Baden-Baden. Aber wer kann im Sommer eine Zeitung leſen? — Die Stadt Baden läßt ſich durch ſolche Neckereien nicht irren. Dies bewies ſie, indem ſie vor einem Jahre den Spielpächter zum Ehrenbürger ernannte — die ſchöne, reiche, arme Stadt Baden-Baden! — Herr Benazet ſelbſt beachtet auch dieſe »Gloſſen zu Texten aus unſerer Zeit« ſo wenig, daß er z. B. jetzt im Sinne hat, künftiges Jahr in Speculation auf die Maſſe der dann durch die Eiſenbahn zugeführten Spielopfer ſein Lokal zu vergrößern. Zu dem Ende ſoll ein neues Gebände neben dem Converſationshauſe errichtet und das Theater, ſowie die Marx'ſche Buchhandlung, aus dem linken Flügel des Converſationshauſes in Jenes verlegt werden. Merkwürdig, daß dieſer Mann trotz ſeines Sicherheitsgefühles noch vor Kurzem einem hieſigen Journaliſten und heftigen Gegner des Spiels unter der Hand eine ziemlich bedeutende Summe anbieten ließ, falls er ſchweigen werde. Dieſer wies das Anerbieten zurück. (Z. f. d. eleg. Welt.)

Einige franz. dramatiſche Dichter während der erſten Vorſtellung ihrer Stücke

Wenn Voltaire bei der erſten Vorſtellung ſeiner Dramen gerade in Paris war, ſo ſaß er ruhig in ſeiner Loge, wie bei der Aufführung fremder Stücke. Er hielt ſtets muthig aus, was mit ſeiner ſonſtigen Reizbarkeit nicht in Einklang zu bringen iſt. »Muth, Athener! es iſt aus dem Sophokles,« rief er ein Mal dem Parterre zu, das eine überſetzte Stelle feurig applaudirte.

Sédaine ſah ſeinen »Philoſophen, ohne es zu wiſſen« von dem Balkon aus. Als das Haus gegen Ende des dritten Aktes von Bravos wiederhallte, winkte er gegen das Publikum und ſprach: »Geduld; warten Sie

Digitized by Google

bis zum fünften Akt, da werden Sie zu applaudiren haben.«

La Fontaine ging faſt ſo weit, wie jener fabelhafte Tragiker, der ſeinem Parterre-Nachbar, welcher Luſt zum Pfeifen hatte, den eigenen Schlüſſel lieh; er ſchlief in ſeinem Florentin ein. La Fontaine machte alſo eine ſeltene Ausnahme: er hatte mehr Geſchmack als Eitelkeit.

Alexander Duval legte ſich in das Bett. Das Auge auf die ſchleichenden Zeiger gerichtet, erwartete er ſeine Freunde. Sie kamen am Ende jeden Aktes und brachten Botſchaft. Bei einer wichtigen Gelegenheit ſtellten ſie drei Relais auf, um die Kunde ſchnell vom Theater français in ſeine Wohnung zu bringen.

Der ſentimentale Bouilly ſetzte ſich mit einer Orange in der Hand hinter den Vorhang im Hintergrunde. Wenn die Vorſtellung nach ſeinen Wünſchen ging, blieb die edle Frucht unberührt und er überreichte ſie am Ende der Schauſpielerin, welche die erſte Rolle geſpielt. Aber bei dem geringſten Murmeln packte es ihn wie eine electriſche Zuckung; Hand, Mund und Orange hingen zuſammen wie e i n Stück. Ein Zeichen unzweideutigen Mißfallens und ſein Gebiß drang in die Rinde, ein zweiter Pfiff und der Angriff ward wiederholt. Der Sturm nimmt zu, die Orange wird geöffnet. Bouilly verſchluckt zugleich den Aerger und den ſüßen Saft. Der Lärm wächſt, Bouilly's Naſe dringt in die klaffende Oeffnung, das Kinn folgt nach, dann kommen die Wangen an die Reihe, dann ſogar die Stiene. Das Stück iſt durchgefallen und des Dichters ganzes Geſicht glänzt von dem goldnem Mark des Heſperidenapfels.

Moreau ſchlich in ein obſcures Kaffeehaus und ſein Mitarbeiter mußte ihn Scene für Scene von dem Verhalten des Publikums in Kenntniß ſetzen. Wenn dieſer ſich weigerte, hörte auch die Alliance auf. Moreau wollte lieber einen Mitarbeiter, der nicht arbeitete, als einen, der nicht lief.

Duſaugiers, dieſer anakreontiſche Lebemann, entſagte vor lauter Angſt dem Chambertin und Champagner, und trank, ſeinen innern Brand zu kühlen, pures Waſſer in langen, durſtigen Zügen. — »Wie,« ſagte einſt ein Bekannter zu ihm, »ich begreiſe nicht, warum Sie dieſen Scenen, dieſen Couplets, die Sie ſo wenig koſten, ſolche Wichtigkeit beilegen?« »Wenig koſten,« erwiederte er, »fragen Sie meine Frau; jedes neue Stück koſtet mich ein Batliſt-Halstuch.« Er pflegte nämlich zwiſchen Dialog und Couplet die Enden ſeiner Halsbinde zu zernagen.

Scribe hält ſich an die Sacktücher, die er mit gleichem Eifer zerbeißt. Doch hat er während des Zwiſchenakts Contenance genug, um für muthig zu gelten. Ohne ſeine Wäſcherin wäre ſeine Zaghaftigkeit noch heute ein Geheimniß.

Brunswick ſchleicht auf den Fußſpitzen hinter den Couliſſen umher; er ſtreckt die Arme aus und gebietet bei dem geringſten Geräuſche durch haſtige Anſtrengungen ſeiner Handgelenke Stille, gleichviel, ob ein Suffite knarrt, oder ein Dekorateur vorüber geht. Wenn ein Schauſpieler ein Wort vergißt oder ändert, legt er die Hände, wie ein Sprachrohr, an den Mund und flüſtert ihm ein Schimpfwort zu. Dann nimmt er auch wohl einen Comparſen oder Lampenputzer bei dem ſpaniſchen Mantel oder ölgetränkten Kittel und ſpricht mit Pathos: »Das Stück fällt durch; allein die Schuld liegt nicht an mir. Das Publikum kann das Stück nicht verſtehen, ſie ändern Alles.«

Lhérie, dieſer anonyme Mitarbeiter, ſitzt gewöhnlich im Orcheſter und benutzt ſein Incognito, um zu applaudiren. »Ich habe die edle Gewohnheit,« erklärte er einmal, »meinen Freunden zu applaudiren; ich bin mein beſter Freund, darum habe ich heute tüchtig geklaſcht!«

Dumas läuft den ganzen Tag vor der Vorſtellung durch die Stadt und vertheilt Billete. Die Muſik beginnt und er hat noch keine Zeit gehabt, ſein Diner einzunehmen. Der Vorhang geht auf und er entfaltet bei dem nahen Reſtaurateur ſeine Serviette. Je mehr Akte, deſto mehr Gerichte. Sein Sohn, ein treuer Junge, kommt zwiſchen Birne und Käſe und bringt die Kunde des Erfolgs. Das heißt, ſo hält es Dumas, der Vaudevilliſt. Im Théatre français macht er mehr Umſtände. Erſt legt er den Aktricen ganze Blumenbeete zu Füßen, dann kommt er zu ſeinen Freunden in das Parterre, dann eilt er von Loge zu Loge, grüßt in das Orcheſter hinab und unterhält ſich mit Jedermann. Zuletzt muß er noch den Damen, die ſich verſpätet haben und die Treppe heraufkruchen, gute Plätze verſchaffen.

Paul de Kock verſchanzt ſich in ſeiner Loge hinter Weib und Kind; er zittert, er verzerrt das Geſicht. Kein Wort, keine Stellung, keine Szenerie iſt ihm recht; er murrt, er ſchreit laut auf: »Wie ſchlecht, wie unrichtig, wie abſcheulich!« Einmal lärmte er der Art, daß ihn ſein Nachbar zu ſchweigen gebot. Paul de Kock kann in ſeinen Stücken nicht ſchweigen; es kommt zu Erklärungen, der Nachbar fordert ihn, und ſie wechſeln ihre Karten. Aber o Staunen! Der Duellant lieſt den Namen des geſchätzten Autors, deſſen Werk er ungeſtört bewundern will; der Autor erkennt den Bruder ſeines Mitarbeiters, den er ſchlachten, in deſſen Blut er den Eifer ſeines unentbehrlichen Gehülfen erſäufen wollte.

Balzac war am Tage ſeines Quinola unermüdlich beſchäftigt, die Billets vor Eröffnung der Kaſſe, alſo theuer anzubringen. Während das Stück ausgepfiffen ward, zählte er ſeine Thaler, und ſieh, jeder Ton der gellenden Inſtrumente fand an dem Klang eines Fünffrankenſtückes einen verſöhnenden Begleiter. Die Einnahme war enorm; Baſta.

C o r r e ſ p o n d e n z.

Berlin, 1. September.

Die aus Petersburg hergebrachten beiden Roſſebändiger ſind glücklich aus dem Schiffe geſchafft, und befinden ſich nun in dem Hofe des k. Gießhauſes zur öffentlichen Anſicht. Dieſelben ſind in keiner Beziehung zu den erſten Kunſtwerken zu zählen. Dem Vernehmen nach werden dieſe Dioskuren unter keiner Bedingung an beide Seiten der impoſanten Treppe, welche zu unſerm Muſeum führt, hingeſtellt werdrn. Der Platz, den ſie künftig zieren ſollen, iſt noch nicht beſtimmt. — Die zweite Lieferung der hier erſcheinenden Bibliothek politiſcher Reden aus dem 18. und 19. Jahrhunderts hat bereits die Preſſe verlaſſen und enthält: 1) die Rede des ältern Pitt über die Angelegenheiten der amerikaniſchen Kolonien mit biographiſchen Notizen über Graf Chatam (Pitt;) 2) Canning's Rede über die Angelegenheiten Portugal's; 3) Mirabeau's Rede über den Namen und die Bedeutung dee erſten franzöſiſchen Abgeordneten-Verſammlung mit biographiſchen Notizen über Mirabeau; und 4) Robes-

Digitized by Google

pierre's Rede über das Dekret, wodurch die Ausübung bürgerlicher Rechte von einem beſtimmten Steuerquantum abhängig gemacht wurde. Der letzten Rede ſind ebenfalls biographiſche Notizen über Robespierre beigefügt. Die Zenſur hat der Herausgabe dieſer Lieferung gar kein Hinderniß in den Weg gelegt. Die erſte Lieferung dieſer Reden dürfte bald eine zweite Auflage erleben, ſo große Nachfrage iſt nach dieſer billigen und volksthümlichen Bibliothek! — Die geſtern Abend von dem hier anweſenden Luſtſpieldichter, Herrn Benedix, veranſtaltete muſikaliſch-deklamatoriſche Unterhaltung war beſonders durch die im deklamatoriſchen Theil enthaltenen zeitgeſchichtlichen Berührungen intereſſant. — Heute verkündigen große Anſchlagzettel, daß das königsſtädtiſche Theater, welches 2 Monate geſchloſſen war, heute Abend mit einem von Adami verfaßten romantiſchen Gemälde, »die Auferſtandene«, wieder eröffnet werde. Dies verdient deßhalb Erwähnung, weil das königsſtädtiſche Theater durch den Brand des Opernhauſes jetzt eine beſondere Bedeutung erhalten habe. Die für dieſe Bühne engagirte neue italieniſche Operngeſellſchaft iſt bereits hier angelangt, und hält ſchon fleißig Proben zu den Opern, welche ſie im Oktober geben wird. —b—

Notizen-Blatt.

(Artiſtiſches.) Im Jahr 1834 machte das Bild von Paul Delaroche, Johanna Gray vor ihrer Hinrichtung, in einer pariſer Ausſtellung das größte Aufſehen. Eine Dame, die mit ihrem kleinen Töchterchen dageweſen war, ſchilderte einer Geſellſchaft den Eindruck und ſchloß damit, daß ſie andern Tags wieder hingehen wolle, um das Bild noch einmal zu ſehen. „Ach, liebe Mutter," rief darauf das Kind, „das wäre ja umſonſt, die arme Frau wird dann gewiß ſchon todt ſeyn!" Iſt das nicht das treffendſte Lob für einen Maler? — Man erzählt etwas ähnliches von Domenichino, als dieſer ſeinen heiligen Hieronymus auf dem Sterbelager vollendet hatte. Ein fremder Kunſtkenner, der das Werk betrachtete, wurde von dem Ausdruck der Altersſchwäche und des durch Kaſteiungen aller Art angegriffenen Körpers ſo hingeriſſen, daß er unwillkürlich ausgerufen haben ſoll: „Der arme Mann wird den Tag nicht überleben!"

Miscellen. Sir Peter Nimmo, ein gewaltiges engliſches Original, der 30 Jahre in Edinburg wie ein Bettler lebte, iſt am 1. Auguſt geſtorben. Der Biedermann hinterläßt eine ſeltene Sammlung alter Hüte und Schuhe von ſeinen Freunden und Bekannten; item in ſeinem Zimmer einen Karren Steine, welche wie die ſchönſte geologiſche Sammlung geordnet ſind. In ſeiner Wohnung fand man Bankquittungen für ungefähr 200 Pfd. Strl. Sir Peters Neffe iſt aus London als lachender Erbe in Edinburg angekommen.

(Ein neuer Puff.) Großartig! echt engliſche Fabrik! Ein Hindu, der durch's Land zieht, um ſich für Geld lebendig begraben zu laſſen, was er bereits mehrere Male ausgeführt hat, und Wochen, ja Monate lang unter der Erde geblieben iſt. Er iſt dreißig Jahre alt, aus einem Dorfe bei Kurnaul gebürtig und heißt u. ſ. w. Wie iſt das möglich? Dieſer außerordentliche Mann bleibt dadurch unter der Erde ſo lange am Leben, daß er den Mund feſt zudrückt und ſeine Zunge im Innern des Mundes an die Oeffnung legt, welche mit den Naſenlöchern in Verbindung ſteht. Einige Tage vor ſeinem Begräbniß enthält er ſich aller Nahrung, hierauf wird er in einen Tuchſack genäht, und damit er nicht von Ameiſen oder andern Inſekten beläſtigt werde, ſchlägt man ſeine unterirdiſche Zelle mit Tuch aus. Lieutenant Macnaghten hielt ihn für einen Betrüger und ſtellte ihn auf die Probe. Er ſperrte ihn in einen hölzernen Kaſten, hängte ihn an der Decke auf, und ließ ihn vierzehn Tage hängen. Als man den Kaſten öffnete, war der Hindu wie eingeſchlafen, erwachte aber bald. Alles zu leſen im „Mirror." Wann werden wir in Deutſchland ſo weit in der Civiliſation fortgeſchritten ſeyn, Puffs zu erfinden?

(Anekdotaires.) Im dreißigjährigen Kriege griff eine Streifpartie einen Bauer auf, der ihr den Weg nach dem Bodenſee zeigen mußte. Unterwegs fragten ihn die Reiter, ob er ſchwediſch oder kaiſerlich ſey. Er aber dachte: „Sagſt du kaiſerlich ſo geben dieſe ſich vor ſchwediſch aus, und raumen dir den Buckel ab; ſagſt du aber ſchwediſch, ſo widerfährt dir's abermal," antwortete deßhalb: „er wiſſe es nicht." — „Schelm!" ſagte ein Reiter zu ihm, denn damals waren wenig redliche Leute, weil die Soldaten die Bauern Schelme nannten, daß ſie es hörten, und hingegen die Bauern die Soldaten Diebe ſchalten, wenn ſie es nicht hörten, „Schelm, du wirſt ja wiſſen, wem du angehörſt!"— „Nein, ihr Herren," antwortete der Bauer, „das iſt ohne Gefahr nicht zu ſagen, ich ſey denn auf meinem eigenen Miſt." Darauf ſagte der Officier: „Wenn du mir die Wahrheit bekenneſt und ſagſt, wie es dir ums Herz iſt, ſo will ich dich gleich deines Weges laufen laſſen; wo nicht ſo mußt du im Bodenſee ohne alle Barmherzigkeit erſaufen." Der Bauer nahm den Offizier beim Wort, und auf deſſen Zuſicherung: „Ein Schelm, der ſein Wort nicht hält!" antwortete der Bauer: „Ich wollte, die kaiſerlichen Soldaten wären eine Milchſuppe, ſo groß wie der Bodenſee, und die ſchwediſchen wären die Brocken, alsdann möchte der Teufel ſie miteinander auffreſſen." Das gab ein Gelächter und dem Bauer wieder die Freiheit. Dieſe Geſchichte erzählt in einem Volkskalender auf das Jahr 1670 Einer, der ſelbſt dabei geweſen ſeyn will.

Kunſtnotiz.

Würzburg. Die großen Erwartungen, welche man nach den günſtigen Zeugniſſen in andern Blättern von der Virtuoſität der Fräulein Emilie Döge hegen konnte, wurden in dem Concerte derſelben (am 29. Auguſt) nicht nur befriedigt, ſondern auch übertroffen. Wenn ſchon die Seltenheit, eine Dame die Flote blaſen zu hören, überraſcht, ſo überraſcht noch bei weitem mehr die Treffſichkeit, mit welcher die Künſtlerin das Inſtrument behandelte. Wir ſprechen nicht von der außerordentlichen Fertigkeit, die ſie beſitzt, denn ſie iſt nur die nothwendige Bedingung einer künſtleriſchen Ausführung, nicht aber dieſe ſelbſt. Wohl aber können wir von dem ſeelenvollen Tone reden, den ſie nicht allein im Adagio, ſondern überall hervorzulocken verſteht, von der geiſtigen Auffaſſung, die ſie überall bewährt. Auch Herr Döge leiſtet Gutes, und ſo kann man mit Recht die wackere Virtuoſenfamilie, den Unglücklichen, der im heil. Befreiungskampfe Deutſchlands erblindet iſt, überall empfehlen.

Von der Mnemosyne erſcheinen wöchentlich 3 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 109. Sonntag, 10. September 1843.

Heimatgruß.

(Meinem Freunde Hammer gewidmet.)

Sey gegrüßt, du dunkler Bergeskranz,
Seyd gegrüßt, ihr Thale, weit und lang!
Und ihr Auen mit der Bäche Tanz
Und ihr Haine mit der Vöglein Sang!

Kindheitbilder, zart und mannigfalt,
Weben leuchtend an des Baches Saum,
Und in meiner Bruſt, ſonſt öd' und kalt,
Blühet jetzt ein zarter Maientraum.

Ach, wo ſtill einſt meine Wiege ſtand,
Nicht mehr lächelt dort der Lieben Blick;
Ach, jetzt waltet dort der Fremden Hand; —
Zitternd wankt mein müder Fuß zurück.

Ach, wo weilſt du, engelgleiches Bild,
Schönſte Blume meiner Jugendzeit;
Du, mein Hort und Stab, mein ſtarker Schild
In den Stürmen und im heißen Streit?

Wolken träumen auf den Steigerhöh'n
Und die Bäum' erzählen Märchen traut —
Aus der grauen Zeit ſo bieder, ſchön:
Aus den Wolken tritt die — Sonnrnbraut.

Alte Lieder klingen nah' und fern,
Alte Bilder glänzen herbſtlichfahl;
Und es ſcheint der Kindheit ſanfter Stern
Wieder ob dem ſchönen Heimatthal.

Herlheim, den 30. Julius 1843.

Dr. Schermer.

Genieſtreiche des Magiers Don Philippe Villani zu Neapel.

(Fortſetzung.)

Dee nächſte Tag verging, der nächſtfolgende, die ganze Woche ſchwand dahin, ohne daß Don Philippe irgend eine Citation empfing; im Gegentheil, nach vierzehn Tagen erſchien der Hausbeſitzer wieder eben ſo weich und fügſam, als er ſich früher drohend und furchtbar gezeigt hatte.

»Mein liebee Miethsmann,« ſprach er, »Sie beſitzen eine ſolche Beredtſamkeit, daß man wirklich thun muß, was Sie wollen. Hier ſind die dreihundert Dukaten, die Sie verlangt haben, ich hoffe, Sie weeden jetzt Ihr Verſprechen halten. Sie haben mie zugeſagt, daß Sie, wenn ich Ihnen dreihundeet Dukaten beachte, ſich auf der Stelle freiwillig entfernen wüeden.«

»Ganz recht, wenn Sie mie ſie denſelben Tag zahlen würden; ich habe aber hinzugefügt, daß, falls Sie zögern ſollten, ich das Doppelte veelangen würde. Sie haben gezögert, zahlen Sie mir alſo ſechshundeet Dukaten, lieber Freund, und ich ziehe aus.«

»Das iſt mein Ruin!«

»Es iſt nur der zwanzigſte Theil der Summe, die Ihnen geſteen füe Ihr Haus geboten woeden.«

Wie! Sie wiſſen?«

»Daß Mylord Blumfield Ihnen 10000 Thaler dafür bezahlt.

»Sie ſind alſo ein Zaubeeer?«

Und das wußten Sie nicht?« fragte Don Philippe.

»Zahlen Sie mir 600 Dukaten, liebre Freund, und ich ziehe aus,« fuhr Don Philippe fort.

»Nimmermehe!« ſprach der Geizhals.

»Wenn Sie wiedeekommen, weede ich 1200 Dukaten verlangen.«

»Nehmen Sie Vernunft an. Ich will Ihnen 450 zahlen.«

»Sechshundeet, Here Wirth, ſechshundert! Bedenken Sie doch, wenn Sie nicht bis moegen mit Mylord Blumfield abſchließen, kauft dee das Haus ihres wüedigen Collegen, des Papa Felix.

»Wohlan, ſo ſchreiben Sie mir Ihre Obligation,« veeſetzte dee Geizhals, indem er Schreibmaterialien hervorzog. »Sagt man gleich, daß Ihre Unterſchrift keinen Werth habe.«

«Wie eine Obligation? Sie wollen ſagen eine Quittung.«

»Meinetwegen denn, Ihre Quittung. Sprechen wir nicht weiter davon. Unterzeichnen Sie nur, hier iſt Ihr Geld!«

»Hier Ihre Quittung!«

»Und jetzt,« nahm der Hauswirth wieder das Wort, indem er auf die Thür deutete.

»Das iſt nicht mehr als recht und billig,« verſetzte Don Philippe, indem ee ſich anſchickte, ſich zu entfernen.

»Aber Ihre Magd?«

»Maria,« rief Don Philippe, und die alte Dienerin erſchien. —

»Maria, ehrliche Haut, wir ziehen aus,« ſpeach Don Philippe, »nimm meinen Regenſchirm, nimm Abſchied von unſerm ehrwürdigen Hauswirth und folge mir.«

Maria nahm den Regenſchirm, verneigte ſich gegen den Hauswieth und ſchritt hinter ihrem Herrn drein.

Google

Am folgenden Tage erwartete der Geizhals den ganzen Tag lang den Beſuch des Mylord Blumfield, er wartete auf ihn den nächſtfolgenden Tag, die ganze Woche; jedoch vergebens. Mylord Blumfield erſchien nicht. Der unglückliche Hausbeſitzer forſchte in allen Hotels von Neapel, nirgends kannte man einen Engländer dieſes Namens. Eines Abends aber, als er zufällig im Theater Fiorentini war, ſah Don Bernardo dort einen Schauſpieler, der ſeinem unauffindbaren Mylord ähnlich war, wie ein Tropfen Waſſer dem andern. Er fragte bei der Direction nach und erfuhr, daß der erwähnte Acteur den Charakter eines Engländers vortrefflich darzuſtellen wiſſe. Er erkundigte ſich weiter, ob dieſer Schauſpieler nicht etwa mit Don Philippe in Verbindung ſtehe, und man ſagte ihm, daß ſie nicht nur genaue Freunde wären, ſondern daß der Acteur dem Don Philippe nichts abſchlagen könne, weil der Letztere ſein Lob unabläſſig in dem einzigen literariſchen Journal Neapels ausposaune.

Auf dieſe induſtrieuſe Weiſe ſetzte ſich Don Philippe in den Stand, ſich eine Wohnung miethen zu können, von der er dem Hauseigenthümer die Miethe für den erſten Termin vorausbezahlte. Auch konnte er ſich von dem erhaltenen Gelde einige nothwendige Mobilien anſchaffen.

Sechshundert Dukaten aber konnten in den Händen eines Mannes, der die Zukunft als die ſeinige betrachtete, nicht lange vorhalten; die Pünktlichkeit ſeiner Zahlungsweiſe hatte ihm wieder einigen Credit verſchafft, ſo daß es ihm, als die 600 Dukaten ausgegeben waren, gelang, auf einen Wechſel 150 Dukaten geliehen zu erhalten.

Dieſe 150 Dukaten wanderten den Weg der übrigen; ſie verſchwanden, der Wechſel aber blieb. Es gibt zwei Dinge, die niemals verloren gehen: eine Wohlthat und ein Wechſel.

Jeder Wechſel aber hat einen Verfalltag. Der Verfalltag des Wechſels des Don Philippe erſchien.

Der Gläubiger erſchien, ihm folgte der Huiſſier, dieſem das Urtheil, das am nächſten Tage vollſtreckt werden ſollte. Am Abend zuvor kehrte Don Philippe nach Hauſe zurück, beladen mit dem ſchönſten chineſiſchen Porcellan, das vormals koſtbar, jetzt aber in Stücke zerſchmettert war. Mit Hülfe der alten Magd arrangirte er ſofort ein Büffet gegen die Eingangsthür, auf dieſes Büffet ſtellte er mühſam ſein Porcellan auf, dann legte er ſich zu Bette und erwartete ruhig den Erfolg.

Dieſer Erfolg war leicht vorauszuſehen. Am folgenden Tage um 8 Uhr pochte der Huiſſier an die Thür, niemand antwortete; der Huiſſier klopfte auf's Neue, dieſelbe Stille; er pochte zum dritten Mal, alles wieder ſtill. —

Der Huiſſier zieht ſich zurück, um einen Polizei-Commiſſair und einen Schloſſer herbeizuholen. Mit dieſen zurückgekehrt, pocht er auf's Neue an, aber es erfolgt auch jetzt keine Antwort. Der Polizei-Commiſſair giebt dem Schloſſer den Auftrag, die Thür zu öffnen. Der Schloſſer ſteckt den Dietrich in das Schlüſſelloch, die Feder hebt ſich, dennoch aber widerſetzt ſich noch etwas dem Oeffnen der Thür.

»Soll ich zuſtoßen?« fragte der Schloſſer.

»Immerhin,« antwortete der Polizei-Commiſſair. Der Schloſſer ſtieß heftig gegen die Thür. — In demſelben Augenblicke aber erſchallte es im Zimmer, als ob ein ganzer Laden von Steinzeug in Stücke geſchlagen werde und ein lautes Geſchrei ließ ſich vernehmen. »Zu Hülfe, zu Hülfe!« rief es, »Räuber, Mörder! man will mich ausplündern, mich tödten, ich bin ein zu Grunde gerichteter Mann!«

Der Commiſſair trat ein, ihm folgte der Huiſſier, dieſem der Schloſſer. Sie fanden Don Philippe, welcher ſich das Haar ausraufte, vor ſeinem, in zahlloſe Stückchen zerſchmetterten, alten Porcellan.

»Unglückſelige!« rief er den Eintretenden entgegen, »was habt Ihr gethan! Ihr habt mir für 2000 Thaler Porcellan zerbrochen.

Das war niedrig taxirt, wäre das Geſchirr nicht ſchon im Voraus zerbrochen geweſen. Das aber wußten weder der Polizei-Commiſſair, noch der Huiſſier, ſie ſtanden beſtürzt da vor den Scherben.

Das Büffet war umgeſtürzt, das Porcellan lag in Stücken da, ſie hatten das Unglück angerichtet. Das Unangenehme ihrer Lage ward durch Don Philippes gränzenloſe Verzweiflung noch mehr geſteigert.

Man begreift, daß in dieſem Augenblick von keiner weitern Ausführung des Urtheils die Rede ſeyn konnte. Wie hätte man für armſelige 150 Dukaten die Mobilien eines Mannes pfänden können, dem man ſo eben für 2000 Thaler Porcellan zerbrochen hatte! —

Der Polizei-Commiſſair und der Huiſſier ſuchten Don Philippe zu tröſten; Don Philippe aber war untröſtlich, nicht blos, wie er betheuerte, wegen des Werthes des Porzellans, denn er hatte, wie er ſagte, in ſeinem Leben ſchon andre Verluſte erduldet, ſondern weil er nur der Aufbewahrer desſelben geweſen ſey. Der Eigenthümer, ein Liebhaber von Seltenheiten, werde das Porzellan reklamiren, er könne es ihm nicht wieder zurückgeben, er ſey daher zu Grunde gerichtet, entehrt.

Der Polizei-Commiſſair und der Huiſſier beſprachen ſich mit einander. Die Geſchichte, ward ſie ruchbar, konnte ihnen großen Nachtheil bringen. Das Geſetz geſtattete ſeinen Agenten das Recht, die Mobilien zu ſaiſiren, nicht aber, ſie zu zerbrechen.

Sie boten demnach dem Don Philippe die Summe von 300 Dukaten als Schadenerſatz an, ſo wie ihren Einfluß bei ſeinem Gläubiger, um eine Prolongation des Wechſels auf einen Monat zu erlangen. Don Philippe zeigte ſich gegen den Commiſſair und den Huiſſier großmüthig, der wahre Schmerz iſt kein Rechenmeiſter. Er willigte in alles ein, worauf der Polizei-Commiſſair und der Huiſſier ſich zurückzogen, ſchmerzerfüllt und in dumpfer Verzweiflung.

Der für Don Philippe verlangte Aufſchub verſtrich indeſſen, ohne daß, wie man ſich leicht denken kann, der Schuldner auch nur im geringſten darauf bedacht geweſen wäre, à conto des Wechſels etwas abzutragen. Hieraus erfolgte, daß Don Philippe, als er eines Morgens das Terrain durchforſchte, wie er ſtets zu thun pflegte, wenn er eine Arreſtation zu befürchten hatte, gewahrte, daß die Thür ſeines Hauſes mit Dienern des Gerichts beſetzt war. Don Philippe war Philoſoph, er beſchloß daher, den Tag über daheim zu bleiben, um über den Wechſel des Lebens nachzudenken und von jetzt an nur Abends auszugehen. Ueberdem befand man ſich im heißen Sommer, und wer verläßt im heißen Sommer in Neapel ſein Haus wohl anders als die Hunde und die Gerichtsdiener? Es vergingen alſo wohl acht Tage, während welcher Zeit die Häſcher zwar ſorgſame, aber fruchtloſe Wache hielten.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Saragoſſa.

(Aus den Mittheilungen eines Reiſenden.)

Durch dasſelbe Thor, durch welches im Jahre 1809 die Franzoſen in die heldenmüthige hart bedrängte Stadt eingedrungen waren, betrat ich Saragoſſa. Wir kamen bei den Ruinen der Kirchen von St. Franzisco und Santa Engracia vorbei, von denen bis jetzt keine aufgebaut wurde, und ihre Stälte iſt, wie die der meiſten Häuſer, welche vormals da ſtanden, von einer Plaza und einem Paſeo eingenommen. Die Zerſtorung in der Stadt war ſehr groß, aber wegen der außerordentlichen Feſtigkeit und Dauerhaftigkeit der Häuſer ſieht man weniger Spuren davon, als man erwartet. In dem Innern iſt eine compacte mauriſche Stadt, welche eine ungeheure ſolide Hauſermaſſe darſtellt und nur durch große Anſtrengung und mit ungeheurem Aufwand vernichtet werden konnte. Die beiden Kathedralen ſtehen glücklicherweiſe an der entgegengeſetzten Seite, nahe am Ebro und kamen ohne beträchtliche Beſchädigung davon.

Jeder der beiden impoſanten Dome von Saragoſſa hat ſeinen eigenthümlichen Charakter, ſeinen ſpeciellen Bauſtyl. Der Seu mit ſeinen gothiſchen Formen und Ornamenten iſt finſter und feierlich; in ſeinen Raumen haben die berühmten Stände von Aragonien manche wichtige Verſammlung gehalten und in einer Seiten-Kapelle mit trefflichen Glasmalereien ſieht man das mittelalterliche Konigsbanner von Aragon. Die andere Kathedrale, Pilar genannt, iſt leicht und heiter gebaut wie ein Theater. Hier befindet ſich das berühmte Gnadenbild Nueſtra Senora del Pilar, welches nach dem von Loretto den erſten Rang behaupten ſoll. Zu ihm wallfahren jederzeit zahlreiche Schaaren gläubiger Chriſten aus Aragon, Valencia, Catalonien; zu jeder Tageszeit bis an den ſpaten Abend ſieht man die Kirche mit Andächtigen, mit betenden Pilgern angefüllt.

Der gothiſche Seu enthalt ſchätzbare Sculpturen und Malereien; die Künſtler, von denen ſich treffliche Werke hier finden, ſind Becerra, Tudeſilla, Zurbaran, Odeay und Morlanes.

Eine kleinere Pfarrkirche, die ich beſuchte, enthält Gemälde von Coello und Diego Munnoz. Während der verhängnißvollen Belagerung iſt manches gute Bild abhanden gekommen.

Viele gute, altadelige Familien aus Aragon ſind nach Madrid gezogen, um dort ihre Armuth zu verbergen, ſo daß dermalen viele prachtvolle Paläſte in Pacht gegeben ſind. Dieſe in mancher Hinſicht ſehenswerthen Paläſte von Saragoſſa, welche beſſere Zeiten ſahen, ſind in einem Styl erbaut, welcher nirgends in Spanien übertroffen wird, indem ſich Solidität und Pracht mit Geſchmack verbindet. Der Krieg hat die ehemaligen glücklichen Eigenthumer derſelben ins Elend geſtürzt.

Lebensmittel aller Art, Korn, Wein, Oel, Hammelfleiſch, Wildpret und Gemüſe ſind wohlfeil und vortrefflich zu Saragoſſa. Ohne Zweifel lebt man hier am beſten in ganz Spanien und wird in den Gaſthöfen mit großer Aufmerkſamkeit behandelt. Die Bewohner ſind artig, höflich, gebildet, wie in allen alten Städten des Reichs. Die untern Klaſſen haben indeſſen einen ſchlimmen Ruf, und Meuchelmorde ſollen nicht ungewöhnlich ſeyn. Die Landleute der Umgegend tragen ein mauriſches Coſtüm, wie jene von Valencia. Einige derſelben kamen gerade, als ich die Alhajas der Pilarkirche betrachtete; ich muſterte dieſe Leute ganz in der Nähe, ſie ſahen roher und wilder aus, als die Bauern aus irgend einer Gegend der Halbinſel; es ſind verwilderte Nachkommen eines nordafrikaniſchen Stammes. Von ihrer Bösartigkeit und ihren Tücken ſpricht ſchon Cervantes in einer ſeiner Novellen.

Ein Generalkapitain und ein Erzbiſchof reſidiren zu Saragoſſa, woſelbſt ſich auch der oberſte Gerichtshof für Aragon befindet. Ehedem zählte man 40 Klöſter; mehr als die Hälfte derſelben iſt eingegangen; in dem Kloſter der Franziskaner wie in dem der Hieronymiten ſah ich treffliche Gemälde von Carducho und Zurbarán. Bei der Stadt liegt das alte feſte Schloß Aljuferia, die ehemalige Reſidenz eines arabiſchen Fürſten.

Man hat in Saragoſſa zwei anſehnliche öffentliche Bibliotheken, worin zahlreiche für die Geſchichte und Alterthümer von Aragon bedeutende Drucke und Manuſcripte, ſodann eine Akademie der ſchonen Künſte, eine ökonomiſche Geſellſchaft mit Sectionen für Natur-Geſchichte, Mathematik und Staatswirthſchaft, zwei geiſtliche Seminarien und eine im Jahre 1474 geſtiftete Univerſität, die in den Zeiten ihres Glanzes uber 80 Profeſſoren und 12—1500 Studenten zählte. Dermalen ſpielt die Hochſchule eine ſehr untergeordnete Rolle. Durch eine zweckmäßige und zeitgemäße Reſtauration derſelben würde ſich die Regierung ein ſchönes Verdienſt erwerben. (Ausland.)

Correſpondenz.

Frankfurt, 4. September.

Am verfloſſenen Samſtag ließ ein uns bis jetzt noch unbekannt geweſener Virtuos, der Flötiſt Heindl aus Würzburg, im Theater zwiſchenaktlich ſich hören und erntete wahrhaft ſtürmiſchen Beifall. Wer wie dieſer junge Kunſtler der Flöte einen ſo reinen, kräftigen und doch zarten Ton zu entlocken weiß, einen ſo graziöſen Vortrag und ſo außerordentliche Virtuoſität beſitzt, der vermag das Vorurtheil gegen die Flöte als ein langweilendes Inſtrument zu beſiegen. Eine noch ehrenvollere Anerkennung ward geſtern Vormittag Hrn. Heindl für den Vortrag von Variationen in der Matinée des Hrn. Ferdinand Hiller, wo nur Muſikfreunde und Muſiker Zuhorer waren. Nach Drouet räumt man dieſem jungen Virtuoſen eine erſte Stelle ein. — Ferdinand Hiller wird uns leider mit ſeiner als Sängerin berühmten und im Umgange ſehr liebenswürdigen Gattin bald verlaſſen. Er iſt an Mendelſohn-Bartholdy's Stelle nach Leipzig berufen, die Concerte des Gewand-Hauſes zu dirigiren und hat dieſen ehrenvollen Ruf angenommen. Seine Matinée's wird die faſhionable Welt nicht gerne miſſen.

Das Theater bot in der letztern Zeit wenig. Ein unbedeutendes Luſtſpiel »drei Feen« nach Bayard von Friedrich ward zum erſten Male gegeben und lau aufgenommen, und der ſittenloſe »Vicomte de Letoriere« wiederholt. Eine Oaſe in dieſer Wüſte war Gutzkow's »Werner« für den denkenden Zuſchauer. Die Titelrolle des Stückes findet in Baiſon den würdigſten Repräſentanten. — Recht ſehr hat man ſich gefreut, daß Aloys Schmitt's Oratorium »Moſes«, das hier nicht zur Ere-

Digitized by Google

cution gelangen konnte, in Nürnberg zum Beſten der dortigen Mozartſtiftung mit gutem Erfolge gegeben wurde. Der Prophet gilt eben nichts in ſeinem Lande, doch will ich dieſes Sprichwort nicht auf Aloys Schmitt's Oper »das Oſterfeſt,« die in einigen Monaten hier gegeben wird, anwenden. —ff—

✿

Dresden, den 3. September.

Die Ernte iſt vollendet und ſegensreich ausgefallen. Ueberall in den Feldern ſieht man große Getreide-Vorräthe aufgeſchichtet, da es an Dach und Fach fehlt, ſie unterzubringen. Das Brod wird ſichtlich großer, und ſo werden die Wunden, die das vorige trockene Jahr ſchlug, bald vernarben, mildere Preiſe aller Lebensmittel wiederkehren. Drum, nur Gott vertraut!

Moriani hat es doch noch erlangt, in der Meſſe in der katholiſchen Kirche zu ſingen, ſo ſehr auch anfänglich und mit Recht die Geiſtlichkeit dagegen war, daß ein hier gaſtirender Schauſpieler in der Kirche ſänge. Wunderſchön erſchallte ſeine Stimme in den hohen Räumen des herrlichen Tempels, ſie glich gar nicht ſeinem Geſange auf der Buhne, denn für dieſe iſt die Stimme viel zu ſtark. Mit unglaublicher Zuhörerzahl waren die Räume des Gotteshauſes angefüllt., ihn zu hören, und nur der heilige Ort hielt die Hände im Zaume, ſich nicht zu lautem Beifall zu bewegen. Sein Gaſtrollencyclus auf der Bühne iſt jetzt geſchloſſen. Beifall und Geld in Menge iſt ihm geworden und auch Herzen würden ihm zugeflogen ſeyn, hätte die Natur ihn weniger karg im Aeußern bedacht. Nur italieniſche Opern wurden während ſeines Hierſeyns gegeben, wir ſehen daher mit großem Verlangen wieder deutſchen Opern, deutſcher Muſik entgegen.

Die »Abendzeitung« hebt ſich unter ihrem neuen Redacteur immer mehr hervor. Ein friſcher lebendiger Geiſt weht darin, denn das alte, ausgefahrene Geleis verläßt ſie ganz. Ein Beiblatt, Dresden allein gewidmet, gibt wöchentlich einmal Kunde von Allem, was hier vorfällt, zu ſchauen, zu hören und zu genießen vorkam. Es ſpricht ſich dies mit einer ſehr zu billigenden Freimüthigkeit und mit Kenntniß aus, nur muß dies nicht mit ſolcher Schärfe geſchehen, als es geſchieht, nicht mit ſtetem Tadeln; denn ſo wenig wie hier — wie überall — Alles gelobt zu werden verdient, ſo wenig kann es gefallen, Alles betadelt zu finden. —dn—

Notizen-Blatt.

(Artiſtiſches.) In einer der letzten Nummern des „Athenaeum“ findet ſich ein mit vielem Gemüth abgefaßter Reiſebrief eines Engländers über Deutſchland. Der Beiſte ſchreibt ſeinen Brief aus Franken, und ſagt unter Anderm über die Renovation des Bamberger Doms: „Für Jeden, der die Renovation einer Kirche beabſichtigt, iſt es unverzeihlich, wenn er nicht die Bamberger Kathedrale beſucht, oder einen erfahrenen Mann dorthin ſendet. Dort kann er wahrnehmen, was Männer auszuführen vermögen, welche den Genius der großen Baumeiſter des Mittelalters bis zum Grunde verſtehen und unter denſelben Einflüſſen arbeiten, welche den Gedanken zu dieſen religiöſeſten und poetiſchſten Bauwerken eingaben. Die Reſtauration der Bamberger Kathedrale ſcheint mir, ſo weit es nur möglich iſt, vollkommen zu ſeyn. Innerhalb einer Woche trat ich mit dieſem noch friſchen Eindrucke in die Kathedrale von St. Omer. Den Kontraſt zu beſchreiben, iſt unmöglich. Ein großer Theil iſt hier ausgeführt worden, oder noch in der Ausführung begriffen, Alles im ſchlechteſten Geſchmack, Alles von einem Gefühl eingegeben und geleitet, welches demjenigen gerade entgegen iſt, das die ſtrenge und feierliche Schönheit des Bamberger Doms bewahrte und reinigte.“

(Oekonomiſches.) Kartoffeln, welche drei Fuß tief gepflanzt werden, — ſagt ein engliſches Blatt, — vegetiren gar nicht; einen Fuß tief gepflanzt, wachſen ſie am kräftigſten; durch eine Schicht von zwei Fuß Erde werden ſie um zwei bis drei Monate im Wachsthum zurückgehalten.

(Miscellen.) Die Methodiſten in Amerika halten das Tanzen für Sünde. Eine junge Dame, die außerhalb einer Methodiſtengemeinde getanzt hatte, wurde von den Vorſtehern der Kirchengemeinde in Anklageſtand verſetzt. Ihr Vater vertheidigte ſie und fragte, worin die Sünde des Tanzens beſtehe. Die Antwort war: „Im Hüpfen nach dem Tacte der Muſik.“ Jetzt brachte er Zeugen vor, ſowohl die Muſikanten als die Tänzer, welche beſchworen, daß die junge Dame nie Takt gehalten. Sie wurde zum großen Jubel der Zuhörer freigeſprochen.

(Der Baumeiſter und der Ratte.) Die Brücke über den Shannon bei der Stadt Athlone in Irland, deren maſſive Pfeiler und enge Bogen ihr ein ſeltſames, alterthümliches Anſehen verleihen, wurde zu Anfang der Regierung Eliſabeth's durch einen Architekten, Namens Peter Levis, erbaut, der zugleich ein Würdenträger des Chriſtchurch-Kollegiums in Dublin war. Man erfährt dies aus ſeinem Monument, auf welchem ſich die Figur eines Geiſtlichen befindet, der in der rechten Hand ein Piſtol oder etwas hält, was für ein Piſtol ausgegeben wird, während ein Thier, das einer Ratte ähnlich ſieht, im Begriff ſteht, ihm in den Daumen zu beißen. Die Tradition, die mit dieſem Bildwerk verknüpft iſt, lautet wie folgt: Peter Lives war ein Engliſcher Mönch, der zum reformirten Glauben überging und in der Irländiſchen proteſtantiſchen Kirche zu hohen Aemtern befördert wurde. Aber der abtrünnige Mönch konnte ſeines Glücks nicht froh werden, da er ſich Tag und Nacht von einer Ratte gequält ſah, die ihm, über ſeine Apoſtaſie ergrimmt, weder bei Tiſch noch im Bette Ruhe ließ. Eine geraume Zeit ertrug er dieſe Plage mit Geduld, bis er eines Tages, als er von der Kanzel herabſtieg, das häßliche Geſchöpf in ſeinem Rockärmel verborgen erblickte. Vor Wuth außer ſich, zog er ein Piſtol, um ſeinen Plagegeiſt niederzuſchießen; ehe er jedoch ſeine Abſicht ausführen konnte, ſprang ihm der Unhold auf die Hand und biß ihm in den Daumen. Die Wunde ging in den kalten Brand über, der den Tod des unglücklichen Peter Levis zur Folge hatte.

✿

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 110. Dinstag, 12. September 1843.

* Walzer-Gedanke.

Dich ſeh ich endlich heut!
Lang hatt' ich mich gefreut,
Mit dir in einem Walzer mich zu wiegen.
O ſey mir bald bereit!
So kurz iſt ja die Zeit,
Die uns vergönnt, zu fliegen.

Ich teage durch den Schwarm
Dich in dem ſichern Arm,
Und morgen weed' ich dich nicht wiederfinden;
Doch vor dem langen Haem
Halt ich dich jetzt noch warm;
O, wolle mitempfinden!

Der Lichtee zeigen viel
Wie meinee Wünſche Zirl;
Erloſchen ſind für mich ſie alle moegen.
Dann irr' ich durch's Gewühl,
Auch bei dem froh'ſten Spiel
Nur tiebend ſchwere Soegen.

O, mildes Augenpaar!
O, dunkles Lockenhaar!
Wee euch geſeh'n, dee kann euch nie verſchmerzen.
„Am Kinn ein Grübchen war!"
Hör ich nach langem Jahr
Noch von dem bangen Herzen.

Du Hrezenskönigin!
Weil ich veegeſſen bin,
Wenn ausgetönt des Fiedelbogens Steeiche —
Dann iſt ja Alles hin! —
Jetzt mit huldreichem Sinn
Auf meinen Aem dich neige!

H. v. Kleudgen.

Genieſtreiche des Magiers Don Philippe Villani zu Neapel.

(Foetſetzung.)

Am neunten Tage erhob ſich, wie gewöhnlich, Don Philippe um zehn Uhr von ſeinem Lager. Don Philippe war ſehr träge geworden, ſeitdem er nicht mehr ausging. Er blickte durch's Fenſter, die Straße war frei, kein einziger Gerichtsdiener zeigte ſich; Don Philippe aber kannte die Vigilanz ſeines Feindes zu gut, um ſich ſo ganz ohne Urſache auf einmal von ihm befreit zu halten. Wo konnten ſeine Verfolger verborgen ſeyn, um über ihn herzufallen, ſo wie er, nach Sonne und Luſt verlangend, ſein Haus verlaſſen würde? Oder ſuchten ſie vielleicht bei dem Präſidenten um eine Erlaubniß nach, ihn in ſeiner Wohnung zu arretiren? Die Gefahr ward dringend, alſo ſeiner würdig, und er beſchloß derſelben mit ſeinem ganzen Genie entgegenzutreten.

Don Philippe war einer jener geſchickten Generäle, die nie eine Schlacht wagen, wenn ſie nicht im Voraus überzeugt ſind, ſie zu gewinnen, die aber zur rechten Zeit, wie Fabius, zu temporiſteen, oder wie Hannibal, ſchlau zu verfahren verſtehn. Diesmal galt es nicht zu kämpfen, es galt zu fliehen. Diesmal kam es darauf an, eine unantaſtbare Zufluchtsſtätte zu finden, er mußte eine Kirche zu erreichen ſuchen; eine Kirche in Neapel, der ſichere Schutzort für die Diebe, die Mörder, und ſelbſt für die Schuldner.

Aber eine Kieche zu erreichen, war keine leichte Aufgabe. Die nächſte Kirche ſtand wenigſtens 600 Schritte entfernt. Es gibt, wie wir erzählten, ein Buch: »Neapel ohne Sonne,« aber es gibt keines, was den Titel führt: »Neapel ohne Häſcher.« Da erſteigt in ſeinem Gehirn plötzlich ein großer Gedanke. Am Abend zuvor hatte ſich ſeine alte Magd etwas unwohl gefühlt; er begibt ſich in ihre Kammer, findet ſie im Bett, nähert ſich ihr und fühlt ihren Puls. »Maria,« ſprach er kopfſchüttelnd, »arme Maria, es ſteht alſo heute mit Dir ſchlimmer als geſtern?«

»Nicht doch, Excellenza,« antwortete die Alte, »es geht weit beſſer, und ich wollte ſo eben aufſtehen.«

»Um Gotteswillen nicht, gute Maria, das gebe ich durchaus nicht zu, Dein Puls geht ſo ſchwach, unregelmäßig, Du biſt ſchlechter.«

»Wie, Excellenza, ſo wäre mein Zuſtand gefährlich?« fragte erſchrocken die Magd.

»Gefährlich, gute Maria! für einen Philoſophen iſt alles gefährlich, für einen Chriſten aber iſt alles wünſchenswerth, ſelbſt der Tod, der den Philoſophen mit Schrecken, den Chriſten aber mit Freude erfüllt. Der Philoſoph ſucht ihm zu entfliehen, der Chriſt beſtrebt ſich, ſich auf ihn vorzubereiten.«

»Glauben Sie, mein Herr, daß es an der Zeit ſei, auch an das Heil meiner Seele zu denken?«

»Daran muß man immer denken, meine gute Marie, das iſt das ſicherſte Mittel, nicht vom Tode überraſcht zu werden.«

»Ich ſoll alſo jetzt dazu thun?«

»Nicht doch, nicht doch, ſo weit iſt es noch nicht

Digitized by Google

mit Dir. An Deiner Stelle aber, gute Maria, würde ich nach dem heiligen Abendmahl ſchicken.«

»Ach mein Gott, mein Gott;« jammerte die Alte.

»Faſſe Muth, gute Maria. Thuſt Du es nicht um Deinetwillen, thue es mir zu Liebe. Ich bin ängſtlich, unruhig; das würde mich beruhigen, auf meine Ehre!«

»Ja, ja, ich fühle mich in der That recht krank,« ſtöhnte die alte Magd.

»Da ſiehſt Du, daß ich Recht habe.«

»Wer weiß, ob es nicht ſchon zu ſpät iſt.«

»Nicht doch, aber wir dürfen keine Zeit verlieren.«

»Keinen Augenblick! Das Abendmahl, das Abendmahl, mein lieber Herr!

»Sogleich, gute Marie, ſogleich!«

Der kleine Knabe des Portiers ward unverzüglich fortgeſchickt, und zehn Minuten darauf hörte man ſchon das Glöcklein des Sakriſtans. Don Philippe faßte neuen Muth.

Die alte Magd verrichtete ihre Andacht mit einer Frömmigkeit und einer Ergebung, welche alle Anweſenden erbaute. Nach der Ceremonie erfaßte ihr Herr, der während derſelben nicht von ihrem Lager gewichen war, einen Stab des Thronhimmels, um die Prozeſſion in die Kirche zurück zu geleiten.

Vor der Hausthüre ſtanden die Gerichtsdiener, welche mit dem Befehl in der Hand ſo eben angelangt waren, um ihn in ſeiner Wohnung zu arretiren. Bei dem Anblick des heiligen Sacramentes ſanken ſie nieder auf ihre Kniee und ſahen zuvörderſt den Sacriſtan mit ſeiner Klingel voranſchreiten; dann folgten zwei Lazzaroni als Engel gekleidet, dann die Arbeiter der Gemeinde, Paarweiſe, jeder eine Kerze in der Hand tragend. Dann kam der Prieſter, der das heilige Sacrament trug; und alsdann ihr Schuldner, der ihnen entſchlüpfte, indem er den Stab des Thronhimmels mit beiden Händen gefaßt hielt, und mit lauter Stimme das „Tedeum laudamus" ſang. —

In der Kirche angelangt und ſich in völliger Sicherheit wiſſend, ſchrieb er ſofort an die gute Marie, und benachrichtigte ſie, daß ſie durchaus nicht kränker ſey, als er ſelbſt, und daß ſie unverzüglich zu ihm eilen ſolle. Eine Stunde darauf war das würdige Paar wieder vereinigt.

Der Gläubiger fand nichts als vier Stühle, ein Büffet und vier Körbe mit zerbrochenem Porcellan angefüllt; dies alles ward öffentlich für zehn Carlinen verkauft.

Don Philippe bedurfte übrigens in dieſem Augenblick keiner Mobilien, er hatte möblirte Wohnung gefunden. Sein Freund, der Schauſpieler, welcher den Engländer ſo trefflich darzuſtellen wußte, war plötzlich zum Millionair geworden, durch eine jener Launen der Glücksgöttin, die eben ſo ſehr überraſchen als erfreuen. Ein enorm reicher Engländer, welcher ſein Vaterland verlaſſen und den Spleen hatte, war, wie alle Engländer, nach Neapel gekommen. Er hatte den Polichinell geſchauet, aber er hatte nicht gelacht. —

Der reiche Engländer hatte die Predigt der Capuziner mit angehört — er hatte nicht gelacht. Er hatte den Wundern des heiligen Januarius beigewohnt — er hatte nicht gelacht. Sein Arzt hatte ihn aufgegeben.

Da fiel ihm eines Abends ein, das Theater Fiorentini zu beſuchen. Man gab eine Ueberſetzung des Stücks: »Die Engländer zum Lachen,« von dem Illuſtriſſimo Signor Scribe. In Italien iſt alles von Scribe. Ich ſah dort das Trauerſpiel »Marino Falieri« von Scribe; »Lucrezia Borgia« von Scribe; »den Antonin« von Scribe; und als ich abreiſte, annoncirte man den »Glöckner von Notre Dame« von Scribe.

Der kranke Britte war alſo in's Theater gegangen, um die Aufführung der »Engländer zum Lachen« mit anzuſehen, und bei dem Anblicke Lelios (ſo nannte ſich der Freund Don Philippes), welcher eine der beiden Damen repräſentirte, hatte unſer Engländer ſo unmäßig gelacht, daß ſein Arzt anfänglich befürchtete, er werde erſticken.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Duell in der Dunkelheit.

Die zahlloſen zum Theil ſehr unmenſchlichen Duelle im Süden der Vereinigten Staaten ſind bekannt, das nachſtehend erzählte aber, das in Florida ſtattfand, iſt wohl einzig in ſeiner Art.

Ein Oberſt, wahrſcheinlich nicht von der regulären Armee, ſondern von der Miliz, hatte in dieſer Beziehung eine furchtbare Berühmtheit erlangt und wußte Degen, Piſtolen und Säbel mit ſo vollendeter Gewandtheit zu handhaben, daß ſein Gegner der Niederlage faſt gewiß ſeyn konnte. Dadurch ermuthigt, wurde er ſo anmaßend, daß man im ganzen Lande in's Geheim wünſchte, er möchte in einem ſolchen Kampfe unterliegen. Eines Abends kam er mit noch einem Gefährten nach einem einſamen Gaſthofe, wo gerade eine Menge Menſchen, durch das ſchlechte Wetter zurückgehalten, ihren Aufenthalt hatten verlängern müſſen. Hier beleidigte der Oberſt aus purer Raufbolderei einen jungen Mann, einen Arzt, auf's Gröbſte und zwar auf eine ſo muthwillige Weiſe, daß dieſer längere Zeit gar nicht wußte, daß die Beleidigungen des Oberſten ihm galten; endlich aber ſprang er auf, verſetzte ihm einen Fauſtſchlag ins Geſicht, und ſetzte ſich ſodann alsbald mit dem Meſſer in Bereitſchaft, um ſeinen Gegner zu empfangen; aber die Anweſenden hielten den Oberſt zurück, und dieſer ſchlug ſogleich einen Zweikampf vor, der auch angenommen wurde. Kein Theil wollte von Zögerung hören, aber über die Art, wie das Duell ſtattfinden ſollte, waren die Anſichten getheilt. Alle ſchwatzten dazwiſchen, bis endlich einer einen Vorſchlag machte, welcher theils wegen ſeiner Seltſamkeit, theils weil er dem Oberſten als dem muthwilligen Beleidiger einen Theil ſeiner bekannten Ueberlegenheit nahm, ſogleich aufgenommen wurde: der Wirth ſollte den Kämpfenden den ganzen leeren obern Stock ſeines Hauſes einräumen, die Fenſter ſollten durch Läden oder durch Bretter hermetiſch geſchloſſen werden, beide Kämpfer nur mit Piſtolen und zwiſchen den Zähnen gehaltenem Dolch verſehen und völlig, ſelbſt des Hemdes, entkleidet in dieß Zimmer geſperrt werden, und der Kampf erſt drei Minuten nach geſchloſſener Thüre beginnen.

Der Vorſchlag wurde, wie ſchon bemerkt angenommen, alle Vorbereitungen getroffen, und die Kämpfer in den Saal gelaſſen. An die Stelle des babyloniſchen Larms der Berathung war plötzlich die Todesſtille eines ſtummen Erſtaunens getreten, dem aber bald ein Flüſtern folgte, indem die Anweſenden eine gute Anzahl Wetten für und wider das Gluck dieſer Kämpfer boten. Endlich wurde durch drei Schläge an die Thüre das Zeichen

Digitized by Google

gegeben, daß der Kampf beginnen ſolle, und nun erfolgte wieder die Stille der geſpannteſten Erwartung. Funfzehn, zwanzig Minuten vergingen und die Kampfenden gaben kein Lebenszeichen von ſich. Endlich nach etwa einer halben Stunde vernahm man einen Piſtolenſchuß, dann ertönten raſche Schritte, hierauf ein zweiter Piſtolenſchuß. Auf dies Geräuſch erfolgte ein Aneinanderſchlagen der Dolchklingen, man glaubte zu errathen, daß beide Gegner ſich gegenſeitig gefaßt hatten und miteinander rangen; dann vernahm man einen ſtarken Stoß, worauf wiedee Stille eintrat. Man glaubte den Kampf geendet, als plötzlich ein dritter Piſtolenſchuß ertönte, worauf die beiden Kämpfer ſich wieder faßten und hin und her zerrten, und endlich ertönte ein vierter Piſtolenſchuß, nach welchem alsbald das Aneinanderſchlagen der Klingen ſchwächer wurde; bald fiel ein Körper ſchwer zu Boden und kurz darauf ein zweiter. Die Außenſtehenden waren der Meinung, man ſolle nun augenblicklich die Thüre öffnen, aber die Mehrzahl verwarf den Vorſchlag in der Anſicht, wenn der Kampf noch nicht beendigt ſey, könne das leicht auf einmal einem der Kämpfer einen ungerechten Vortheil über den andern verſchaffen. So wartete man noch etwa eine halbe Stunde, nichts ließ ſich hören, und nun wurde endlich die Thüre geöffnet. Man fand beide Körper auf dem Boden liegen und zur großen Freude vieler Anweſenden den Oberſt unten. Beide waren ſo zerriſſen und entſtellt, daß man ſie nicht anrühren konnte, ohne eine Wunde zu berühren. Der Oberſt war todt, der junge Arzt athmete noch. Man trug ihn ſogleich hinab, wuſch ihm die Schläfe mit Branntwein und brachte ihn dann zu einem Wundarzt. Nach einem Monat war er wieder hergeſtellt und erntete tauſend Dankſagungen, daß er das Land von ſeinem Minotaurus befreit habe. Seine Erzählung des Kampfes war folgende:

»Als die Thüre ſich hinter uns geſchloſſen hatte, befanden wir uns in tiefſter Dunkelheit. Ich ſuchte mich von meinem Gegner möglichſt zu entfernen, und es gelang mir endlich, die ganze Zimmerbreite mich von ihm entfernt zu ſtellen. Hier beſchloß ich regungslos zu erwarten, bis er eine Bewegung machte. Er ſchien übrigens ein gleiches Syſtem zu befolgen, und wir wußten augenſcheinlich beide nicht mehr, wo ſich der andere befand. Sey es, daß mein Geſicht ſich an die Dunkelheit gewöhnte, oder daß ich auf eine ſeltſame Art mich tauſchte; ich glaubte auf einmal zwei Augen, gleich denen einer Hyäne, vor mir glänzen zu ſehen, und gab Feuer. Beim Aufleuchten des Gewehres ſah ich meinen Gegner an die Mauer ſich drucken. Er hatte mich augenſcheinlich gleichfalls bemerkt, ſchoß, und die Kugel pfiff an meinem Ohr vorbei. Wir berührten uns beinahe, warfen jetzt die abgeſchoſſenen Piſtolen weg, und er ſtürzte, als er ſeinen Fehlſchuß merkte, wüthend auf mich zu, erreichte mich aber nicht und verirrte ſich abermals. Von neuem horchten wir auf einander, um unſere gegenſeitige Stellung zu erkennen, und er muß eine Bewegung von mir gehort haben, denn plötzlich ſandte er mir ſeine zweite Kugel, die nur zu gut traf. Indeß hatte er jetzt nur noch den Dolch, während ich noch ein Piſtol hatte. Er ſtürzte auf mich los, ich hatte aber trotz der empfangenen Wunde noch Beſinnung genug, mich mit dem Dolch zu vertheidigen, und von dieſem Augenblick an trennten wir uns nicht mehr. Ich war namentlich bemüht, mich nicht von ihm faſſen zu laſſen, ehe ich mich meines letzten Piſtols mit möglichſter Sicherheit bedient hatte. Ich wich ihn unaufhörlich aus, konnte ihn aber nicht mehr von meiner Fährte abbringen, und ſo kamen wir unter wüthenden Stößen, die keiner pariren konnte, im ganzen Zimmer herum. Endlich fühlte ich meine Kräfte ſinken, entſchloß mich zum Feuern, und das Aufleuchten des Schuſſes zeigte ihn mir roth wie einen Indianer. Ich merkte, daß er wankte, und ſtürzte mich mit aller Gewalt auf ihn; er kämpfte noch eine Zeitlang, aber ſeine Stöße wurden immer ſchwächer, und endlich hörte ich ihn ſchwer niederfallen. Weiter erinnere ich mich nichts.« (Ausl.)

Correſpondenz.

Mainz, 6. September.

Das Wetter iſt dies Jahr ſehr verſtimmt. Der Frühling ſtellte ſich ſehr ſpät ein, und zur Entſchädigung kommt der Herbſt ungewöhnlich früh. Es iſt heute wirklich kalt und manche liebenswürdige Dame ſucht ſchon ihren Burnus und wollenen Shawl hervor, um bei plötzlich eintretendem Froſt gerüſtet zu ſeyn. — Unſere Meſſe — sit venia verbo — war lebhafter, als man erwartet hat. Allgemeines Intereſſe erregte beſonders die Menagerie des Hrn. Sentenac, nicht ſowohl wegen der Beſtien, ſondern wegen des Eigenthümers derſelben, der unſtreitig zu den erſten Thierbändigern gehort. Denken Sie ſich, dieſer Herr Sentenae geht ganz gelaſſen in einen Käfig, wo eine mürriſche Lowin und eine ausgelaſſene Hyäne weilen, erlaubt ſich mit ihnen die familiärſten Späſſe, nimmt ein Stuck Zucker in den Mund und läßt es ſich von der Hyäne herausnaſchen und wirft dieſem, wie man ſagt, grauſamſten aller Thiere ein Stück Fleiſch in den Rachen, das er ihm wieder mit Gewalt entreißt. Außer dieſem Thierbändiger producirte ſich auch ein Here Kellerman, der ſich ganz beſcheiden erſten Zaubeeer in Europa (!) nannte. Schade, daß dieſer allerdings geſchickte Eſkamoteur nicht in der Nahe Dingelſtedts war; dieſer hatte ihm gewiß ſo gut wie dem Allerweltskunſtler Dobler einige Sonette zu gewiſſen Zwecken gedichtet.

Geſtern wurde unſer Theater mit Delavignes Luſtſpiel »die Schule der Alten« eroffnet. Das Haus war leer und das Stück nicht geeignet, das kleine Publikum zu erwärmen. Man hofft hier viel für unſer Schauſpiel, da dem Herrn Haake, früheren Direktor des Mainzer Stadttheaters, die Regie anvertraut worden. Wir wollen ſehen! Am hieſigen literariſchen Himmel wird wieder ein neuer Stern glänzen, oder ohne Metapher, Berthold Auerbach beabſichtigt ein neues Blatt herauszugeben. Im Herbſt, wo die Blätter fallen, iſt dies ein etwas gewagtes Unternehmen; indeſſen läßt ſich nichts voraus beſtimmen. Die Haltung des Blattes, ſo wie die finanziellen Umſtände bedingen gewöhnlich die Dauer oder den Untergang deſſelben. Kommt dieſes Blatt zu Stande, ſo iſt Mainz im Verhältniß vielleicht die an Zeitſcheiſten reichſte Stadt in Deutſchland. So viel iſt gewiß, belletriſtiſche Blätter konnen ſich auf die Dauer nicht mehr halten. Theils iſt das Publikum auf politiſche ernſtere Beſtrebungen aufmerkſam geworden, theils hat es auch einen wahren Abſcheu vor dem Geſaalbader uber Theater und Concerte, das ſich in den gewohnlichen belletriſtiſchen Blattern ſo ſehr geltend zu machen ſucht.

Außerdem haben die politiſchen Blätter mit ihren täglich erſcheinenden Feuilletons die belletriſtiſchen Zeitſchriften des Stoffes beraubt. Es ließe ſich hier noch manche nicht unwichtige Bemerkung anknüpfen, was ich auch nächſtens thun will. —m—

Paris, 4. September.

Wir haben in dieſer Woche ein ſehr reges Leben in den Theatern gehabt, die eine wahrhaft winterliche Thätigkeit mitten in der Hitze der Sirius-Tage entfalteten. Die große Oper brachte die Oper „Stradella,“ von dem talentvollen Münchener Compoſiteur Niedermayer, wenn auch mit einigen Abkurzungen, wieder in die Scene. Dieſe Oper, die ihres Melodien-Reichthums und ihrer ſchönen Inſtrumentation wegen ſchon bei ihrem erſten Erſcheinen ſehr gefallen hatte, ſprach auch jetzt wieder in hohem Grade an, und wir wünſchen Herrn Niedermayer bald wieder einen ähnlichen Erfolg mit einem neuen Libretto, um ſo mehr, als die Anzahl guter Componiſten für zwei- und dreiaktige ernſte Opern hier ſehr klein iſt, man aber der endloſen fünfaktigen und ſechsſtundigen großen Opern mude zu werden anfängt. Das Palais-Royal gab vorgeſtern ein neues Stück von Bayard und Varin: „Paris — Rouen — Orleans,“ das ſehr gefiel; es iſt eine Eiſenbahn-Comödie mit den ergötzlichſten Verwicklungen. — In den Delassements comiques gefiel „l'Academie des Dames“, eine Satyre auf Frauen-Schriftſtellerei, ſehr, und in den folies dramatiques ebenſo „les Devorants“, eine höchſt geiſtreiche Kritik des Aſſociations-Weſens, das jetzt in Frankreichs Handwerks- und Gewerbsſtande ſo verderblich graſſirt. Im Variétés-Theater war geſtern neu: „Le trombonne du regiment“, Vaudeville in drei Akten. Ein Journal berichtet heute, daß das Stück ſehr gefallen habe, und daß man mit Vergnügen ſehe, wie dieſes Theater wieder mit der Wahl ſeiner Stücke einen beſſern Weg betrete. Zum größten Unglücke für dieſe wohlwollende Beurtheilung hat es ſich geſtern begeben, daß knapp vor dem Aufziehen des Vorhanges der Regiſſeur hervortrat und die Vorſtellung abſagte, worauf das Publikum ſein Geld nahm und ſich ruhig entfernte. Die fünf und zwanzig Huſaren-Anzüge zu dieſem Stücke waren nicht fertig geworden; auf der Abſagungs-Annonce heißt es: par indisposition; — weſſen? — des Schneiders. — Nachdem ſich die Familie Aguados von der großen Oper zurückgezogen hat, iſt die Marquiſe v. Lauriſton an ihre Stelle getreten und hat ihren Caution-Antheil mit 250,000 Fr. erlegt. Die Schweſter der berühmten Rachel, Dem. Sarah (Felix) iſt in der Opera comique in Herold's „Schreiberwieſe“ aufgetreten, ohne ſehr anzuſprechen. Lablache, der vorgeſtern aus London angekommen iſt, reist morgen mit ſeiner Familie nach Neapel ab; er wird dort mit Thalberg und ſeinen neapolitaniſchen Anverwandten zwei Urlaubsmonate zubringen und erſt gegen November ſein Engagement bei der hieſigen italieniſchen Oper antreten. Mad. Garcia-Viardot iſt von ihrer Kunſtreiſe wieder hier eingetroffen. Ende Jänner geht ſie wieder nach Wien. — Eugene Sue hat ſeine „Mystéres de Paris“ endlich beendigt, doch verſpricht er ein neues Werk als Fortſetzung; wie es heißt, will er eine Reiſe nach Südamerika antreten, um ſich dort neue Stoffe zu See-Romanen zu holen. Dem. Rachel iſt nach ihrer Kunſtreiſe vorgeſtern wieder im Theater français aufgetreten, das Haus war nur mäßig beſetzt, der Beifall der afrikaniſchen Hitze wegen auch nur mäßig; Jules Janin ſagte: Man merkt, daß Dem. Rachel aus der Schweiz kömmt; es iſt viel Höhe und viel Kälte in ihrem Spiel. Ruge, der Herausgeber der weiland deutſchen Jahrbücher, iſt hier angekommen; eben ſo Dr. Heß, auch Heine iſt wieder von Dieppe zurückekehrt, es wurde ihm, wie er ſagt, zu voll dort; er hat viel gearbeitet und bringt ein fertiges größeres Werk mit. — Lißt hat eine Oper componirt und eingereicht, zu der das Buch von Georges Sand iſt. —p—

Notizen=Blatt.

Miscellen. In Oderberg wurde neulich ein etwa 1 1/2 Fuß langer weiblicher Aal geſchlachtet, welcher nach glaubwürdigen Ausſagen mehrere Hundert lebende Junge bei ſich hatte; ein Häuflein wie eine Wallnuß groß. Dieſelben ſind fadenartig, weiß und faſt durchſichtig, 3/4 bis 1 1/2 Zoll lang, und ſehen aus, wie kleine weiße Zwirnfäden. Bei einigen der größeren bemerkte man mit Hülfe einer Lupe ſchon deutliche Mundöffnungen.

Den großartigſten Wintergarten wird Paris erhalten. Eine Geſellſchaft will mit einem Actien-Capital von 2 Mill. Fr. einen Wintergarten erbauen, der das Palais-Royal an Größe übertreffen ſoll. Er wird bedeckt, geheizt und mit den ſeltenſten Blumen und Gewächſen ausgeſchmückt. Zum Amuſement der Beſuchenden werden große Reihen von Buden, Caffeehäuſern, Reſtaurationen, Tanz- und Concertſäle, ja ſogar ein Theater eingerichtet.

Im Walde bei Mainhardt, Ober-Amts Weinberg (Württemberg), mußte vor Kurzem der ſogenannte Palmbaum, eine Tanne, welche am Fuße ihres Stammes 6 Schuh und auf eine Länge von 120 Schuh noch 2 Schuh im Durchmeſſer hat, gefällt werden. Dieſe Tanne ſollte bereits vor hundert Jahren gehauen werden, was jedoch auf beſondere Verwendung eines damals lebenden Förſters Palm unterblieb, weßhalb die Tanne ſeither der Palmbaum genannt wurde. Sie zeichnete ſich nicht allein durch ihre Größe, ſondern auch durch ihre Schönheit aus und würde wahrſcheinlich noch lange geſtanden haben, wäre ſie nicht durch einen Baumfrevler am Fuße einige Schuh geſchält worden, wodurch ſie abzuſterben drohte. Zu Herausſchaffung derſelben aus dem Walde nach Mainhardt ſollen allein 24 Paar Ochſen und noch mehrere Pferde angewendet werden müſſen. Vom Holzhändler Dittrich um 97 Fl. angekauft, ſoll ſie zum Schiffbau nach Holland beſtimmt ſeyn.

(Anekdotaires.) (Seltſamer Reiſender.) Folgende Anzeige findet ſich in Nr. 207 der „Mannh. Abendzeitung.“ Am Montag, d. 28. Auguſt, ging auf der Seckenheimer Kirchweih ein alter grauer Bär durch; nachdem er ſich eine Zeit lang in Seckenheim herumgetrieben, wurde er zuletzt an der Feudenheimer Fahrt geſehen. Es wird deßhalb Jedermann gewarnt, da ſich beſagtes Thier wahrſcheinlich noch in der Umgegend herumtreibt.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 111. Donnerstag, 14. September 1813.

Genieſtreiche des Magiers Don Philippe Villani zu Neapel.

(Fortſetzung.)

Am folgenden Tage hatte er ſich wieder in daſſelbe Thealer begeben; man ſpielte »die beiden Engländer« von Scribe, und der Britte mit dem Spleen lachte noch mehr als vergangenen Abend.

Am nächſten Tage unterließ der Reconvaleſcent nicht ferner ein Mittel anzuwenden, das ihm ſo wohlzuthun ſchien. Er begab ſich zum dritten Male in das Theater Fiorentini. Er ſah den »Murrkopf« von Scribe, und er hatte noch mehr gelacht, als an den vergangenen Tagen.

Hieraus entſtand, daß der Engländer, der weder aß noch trank, nach und nach Hunger und Durſt wiedrr bekam, und zwar in einem Grade, daß er drei Monate darauf an einer Indigeſtion ſtarb. Aus Erkenntlichkeit hatte der würdige Inſulaner dem Lelio, der ihn curirt hatte, eine jährliche Rente von 3000 Pfd.St. hinterlaſſen, auf welche Weiſe, wie ſchon geſagt, Lelio zum Millionair geworden war. Er hatte ſich natürlich ſogleich vom Theater zurückgezogen, nannte ſich Don Lelio, und hatte das erſte Stockwerk in dem ſchönſten Pallaſt der Straße Toledo gemiethet; von wo aus er, eingedenk ſeiner Freundſchaftspflicht, ſich beeilt hatte dem Don Philippe Villani eine Wohnung anzubieten. Dies ihm erſt am Abend zuvor gewordene Anerbieten machte Don Philippe gleichgültig gegen den Verluſt ſeiner armſeligen Mobilien.

Ein Jahr verging nunmehr, ohne daß man von Don Philippe Villani auch nur im Geringſten ſprechen hörte. Einige behaupteten, er ſey nach Frankreich gegangen, um dort Unternehmer von Eiſenbahnen zu werden; andre meinten, er habe ſich nach England begeben, um dort eine neue Gasart zu erfindrn. Niemand aber konnte mit Beſtimmtheit angeben, was aus Don Philippe Villani geworden ſey; da empfing plötzlich am 15. November 1833 die Brüderſchaft der Pilger folgende Notiz:

»Da Don Philippe Villani am Spleen verſtorben iſt, ſo wird die ehrwürdige Brüderſchaft der Pilger hiemit aufgefordert, das Nöthige zu ſeinem Begräbniſſe zu veranſtalten.«

Damit unſere geſchätzten Leſer den Sinn dieſer Aufforderung begreifen, iſt es nothwendig, in der Kürze zu berichten, auf welche Weiſe in Neapel die Leichenbegängniſſe ſtattfinden.

Eine alte Gewohnheit will, daß die Todten in der Kirche beerdigt werden. Das iſt ungeſund, daraus entſteht die Aria cattiva, die Peſt, die Cholera, das ſchadet aber nichts, die Gewohnheit will es ſo, und von einem Ende der Welt bis zum andern neigt man ſich vor dieſem Worte.

Die adeligen Familien beſitzen erbliche Kapellen, die mit Marmor und Gold ausgeſchmückt und mit Gemälden von Dominiquino, Andrea del Sarto, und Ribeira verziert ſind. Das Volk wird, Männer und Weiber, Kinder und Greiſe bunt durch einander, in das allgemeine Grab in der Mitte des Schiffs der Kirche geworfen. Die Armen werden auf einem Karren nach dem Campo Santo geſchleppt.

Es iſt das härteſte aller Mißgeſchicke, die allergrößte Erniedrigung, die grauſamſte Strafe, welche man den Armen auferlegen kann, die während ihres ganzen Lebens mit einem Elende gerungen haben, deſſen Gewicht ſie erſt nach ihrem Tode fühlen. Jedermann ſucht alſo ſchon bei ſeinrr Lebenszrit ſich, wenn es irgend möglich iſt, dieſem ihn öffentlich zu einem der Armuth Angehörigen ſtempelnden Begräbniſſe auf dem Campo Santo zu entziehen. Daraus entſtehen die Aſſociationen hinſichtlich ihrer Begräbniſſe zwiſchen den Bürgern und die gegenſeitigen nicht Lebens- ſondern Todesaſſecuranzen.

Folgendermaßrn lauten die gewöhnlichen Formalitäten, die bei den Todtenklubbs in dem fröhlichen Neapel beobachtet werden müſſen. Ein Mitglied ſchlägt den Neophyten vor, der zum Bruder aufgenommen wird, und zwar, indem man insgeheim über ihn abſtimmt. Von dieſem Augenblick an verfügt ſich derſelbe, ſo wie er ſich einer Andachtsübung hingeben will, in die Kirche ſeiner Brüdrrſchaft, die er jetzt als ſeine Gemeinde anerkennt; ſie muß ihm gegen eine kleine Vergütung das Abendmahl reichen und ihn confirmiren, verheirathen, ja zuletzt begraben laſſen; und zwar dies alles gratis und prachtvoll.

Die Verwandten haben ſich alsdann um nichts zu bekümmern und nichts zu thun, als den Verſtorbenen mehr oder weniger zu beweinrn. Die Brüderſchaft beſtreitet alle Koſten, übernimmt jede Mühe. Der Leichnam wird prachtvoll in die Kirche getragen; man legt ihn in ein beſonderrs Grab, das man mit ſeinem Namen bezeichnet, auch wird darauf ſein Geburtstag wie ſein Todestag bemerkt, nebſt einigen Zeilen Tugenden, nach Angabe ſeiner Verwandten.

Ein ganzrs Jahr lang wird täglich für die Ruhe ſeiner Seele eine Meſſe geleſen. Das iſt aber noch nicht alles, am 2. November werden die Catakomben aller Brüderſchaften dem Publikum geöffnet, und die Kirchen werden mit ſchwarzem Sammt behängt.

Ferner verbreiten Blumen und Weihrauch die lieblichſten Düfte, und die Begräbnißorte ſind alsdann hell erleuchtet, wie das Theater San Carlo an Gallatagen. Dann hebt man die Skelette derjenigen Brüder empor, die in den letzten Jahren verſtorben ſind, man legt ihnen

ihre beſten Kleider an und placirt ſie in zu dieſem Ende angebrachte Niſchen. Auf dieſe Weiſe empfangen ſie die Beſuche ihrer Verwandten, die, ſtolz darauf, mit ihren Bekannten erſcheinen. Dann erſt begräbt man ſie voll-ſtändig in einem mit Orangenbäumen geſchmückten Garten, den man Terra Santa nennt.

Es gibt Brüderſchaften für Adelige und für Bürgerliche; die Brüderſchaft der Pilger aber macht keine Ausnahmen, ſondern umſchließt beide Stände; und dieſe war es, der ſich Don Philippe Villani anſchloß; er hatte die Wichtigkeit, dieſem Verein einverleibt zu bleiben, dergeſtalt eingeſehen, daß er, trotz ſeines ausſchweifenden Lebens, demſelben dennoch ſeinen kleinen jährlichen Beitrag auf das Pünktlichſte bezahlt hatte.

Man war daher wohl bekümmert abee nicht erſtaunt, als man in dem Bureau der Brüderſchaft die Kunde von dem Ableben des Don Philippe und die Aufforderung empfing, für ſein Begräbniß Sorge zu tragen.

Die Wahl eines Vorſtehers der Geſellſchaft war in dieſem Jahre auf einen Kaufmann gefallen, der wegen ſeiner Frömmigkeit berühmt war. Ihm lag es alſo ob, die nöthigen Befehle zu der Beerdigung des Don Philippe Villani zu ertheilen; er ſandte alſo ſeine Arbeiter nach Nro. 15 in der Straße Toledo, der letzten Wohnung des Verſtorbenen. Er berief die Brüder zuſammen und gebot dem Caplan, ſich bereit zu halten. Vierundzwanzig Stunden nach ſeinem Ableben begab ſich demnach der Zug nach der Wohnung des Don Philippe. Ein Graf, aus einer der älteſten adligen Familien gewählt, ſchritt voran; ihm folgten die Brüder paarweiſe wie rothe Büßende gekleidet, und hinter ihnen ward von 12 rüſtigen Trägern ein Sarg von maſſivem Silber getragen, den ein rothſammtner, reichgeſtickter Teppich bedeckte. Hinter dem Sarge ſchritt der Vorſteher allein, das Zeichen ſeiner Würde, einen Stab von Ebenholz mit elfenbeinernem Knopf, in der Hand haltend, einher. Die Prozeſſion ward durch die Armen des heiligen Januarius geſchloſſen.

Der Zug langte wohlbehalten vor dem Hauſe Nro. 15 in der Straße Toledo an; hier machte er Halt. Vier Träger ſtiegen hinauf in das erſte Stockwerk, nahmen den Sarg, trugen ihn hinab und ſtellten ihn in den ſilbernen Sarg. Alſobald ſtieß der Vorſteher mit ſeinem Stabe auf die Erde, der Zug ſetzte ſich in Bewegung und zog langſam hinein in die Kirche der Pilger.

(Schluß folgt.)

Die Könige von England in Frankreich.

Jetzt, wo der Beſuch der Königin Victoria in Frankreich das Tagesgeſpräch der politiſchen und eleganten Welt in England und Frankreich bildet, iſt ein Rückblick auf frühere Fälle dieſer Art nicht ohne Intereſſe. Das »Journal des Debats« enthält einen ſolchen Beitrag zur Beſuchsgeſchichte der engliſchen und franzöſiſchen Monarchen. »In der ältern Geſchichte«, heißt es in dem Organe des Hrn. Guizot, und irren wir nicht, ſo iſt der Aufſatz von dieſem berühmten Geſchichtſchreiber ſelbſt, »kommen nicht viele Fälle vor, wo ſich Souveräne beſuchten; noch ſeltener aber ſind dieſe Fälle, wenn es ſich um Englands und Frankreichs Könige handelt. Aufrichtige Zuneigung, ritterliche Courtoiſie, gegenſeitiges Wohlwollen und der Wunſch ſich zu ſehen, zu vergleichen, kennen zu lernen, das ſind Dinge, die in dieſen Zuſammenkünften keineswegs, wie in unſeren Tagen, vorherrſchten. Gebieteriſche Intereſſen geboten dem wüthenden Haſſe einen Augenblick Schweigen und verlarvten, doch verlarvten ihn ſchlecht, mit Feſtgeprängen und dem gleißneriſchen Scheine von Vertraulichkeit. Bei dem perſönlichen Verkehr und den Geſprächen Richards und Philipp Auguſts, welch heftige Auftritte und Wortwechſel, welche Stürme, obwohl ſich beide zuſammen thaten, mit einander in's Feld zogen und für dieſelbe Sache kämpften. Und in einer minder derben, aber treuloſeren Zeit, unter Ludwig XI., welcher Argwohn, welches Mißtrauen, welche beleidigenden Vorſichtsmaßregeln! Die Charaktere der Menſchen, der Unterſchied zwiſchen den verſchiedenen Jahrhunderten, Sitten und Gebräuchen, ſie bieten merkwürdige Erſcheinungen dar. Alles verändert ſich: was vordem als Regel galt, erſcheint der Folgezeit als unzuläſſig; Alles wechſelt, und was in der einen Epoche Weisheit und Geſchicklichkeit war, iſt Unſinn in der andern; die Intereſſen der Völker wollen andere Grundſätze. —

»Ein Staatsmann, Comines, ſchildert die Zuſammenkunft Ludwigs XI. mit Eduard VI. zu Piquigni nach dem Frieden von Amiens im Jahre 1475. Die Zeiten, wo ſich Franzoſen, Navarrer und Engländer Frankreichs Grund und Boden ſtreitig machten, waren ſo eben vorüber und die Erinnerung an jene blutigen Kämpfe mahnte auf jeder Seite zur Vorſicht. Mitten in der Somme wurde eine Brücke aufgeſchlagen und auf der Brücke, ſo breit ſie war, „„ein ſtarkes Holzgitter angebracht, und,““ ſetzt Comines hinzu, „es waren die Lücken zwiſchen den Pfählen nicht größer, als daß ein Mann bequem den Arm hindurchſtecken konnte.“ Scheint es nicht, als ob ein ſolches Mißtrauen, das geradezu auf Verräthereien hindeutete, den Haß von Neuem hätte anfachen müſſen? Um zu dem Punkte für das Zuſammentreffen zu gelangen, war das Terrain auf Seiten der Franzoſen ſchön und gut, rauh und ſchwierig dagegen auf Seiten der Engländer: es ließ ſich in dieſer Wahl eine Abſicht kaum verkennen. Die Engländer mußten einen ſchmalen Weg durch Sümpfe paſſiren und wenn Eduard Verdacht gegen Ludwig XI. ſchöpfte, ſo hatte er Grund dazu. Indeß das Vertrauen war auf beiden Seiten nicht groß.

„Der König von England kam den Weg entlang mit ſtattlichem Gefolge „„ und erſchien recht als ein König.““

„„Des Königs Wunſch,““ ſetzt Comines hinzu, „„war, daß ich ſelbigen Tages gekleidet ſey wie er. Er ſtand dort an das Gitter gelehnt, als Eduard ſich auf vier bis fünf Schritte näherte und das Barret zog. Der König macht ihm nun ſeinerſeits eine tiefe Reverenz und ſie begannen hierauf, ſich durch das Gitter zu umarmen. Welche Herzlichkeit! Welche Zärtlichkeit! Darnach beſchworen ſie auf's Meßbuch und auf das wahrhaftige Kreuz, daß ſie den Frieden halten wollten, den ſie unterzeichnet hatten.

„„Nach geleiſtetem Eide hob unſer König, dem die Worte vortrefflich zu Gebote ſtanden, an, zum Könige von England, indem er lächelte, zu ſprechen, er (der König von England) müſſe durchaus nach Paris kommen, dort wolle er ihn mit den Damen feſtiren, und daß er ihm dem Herren Kardinal von Bourbon zum Beichtvater empfehle, der ihn ſehr willig von jeder Sünde,

Digitized by Google

woſern er ſich einer ſolchen bewußt, abſolviren werde. Der König von England nahm dies freundlich auf und ſprach mit heiterem Geſichte, indem er wohl wußte, daß der Kardinal ein guter Kumpan war.''''

„Den König von England in Paris zu ſehen, hatte Ludwig XI. durchaus keine Luſt, wenn er den Vorſchlag auch machte. Denn in den Zeiten, die denen Karl's VI und Karl's VII. ſo nahe waren, ſagte Ludwig XI. mit Recht, der König von England und der König von Frankreich blieben am Beſten daheim. „„„Diesſeit des Meeres,'''' ſetzte er mit dem damals wohlbegründeten Mißtrauen, das jetzt eben ſo unſtatthaft wäre, hinzu, „„„diesſeit des Meeres taugt der Verkehr des einen mit dem andern weder für den einen noch für den andern etwas.'''' Haß lautete damals die Politik, eine traurige Nothwendigkeit! Die auf Achtung geſtützte und durch die gemeinſchaftlichen Bedürfniſſe gegründete Politik beſteht in jetziger Zeit im Austauſche guter Dienſte und Zuneigungsbeweiſe. Wie hätte ſich der argliſtige Urheber des Vertrags von Piqui ni träumen laſſen, daß die Vereinigung der Häuſer von England und Frankreich einſt die Wohlfahrt der beiden Völker und den Weltfrieden garantiren würde.

„Indeß hatten die Dinge nach noch nicht einem Jahrhunderte ſchon ein anderes Anſehen bekommen. Auf dem Camp du Drap-d'Or traten in der berühmten Zuſammenkunft Heinrichs VIII. und Franz's I. an die Stelle der zu mißtrauiſchen Vorkehrungen vom erſten Augenblick an die einfachen Regeln einer klugen Etikette. Eine feine, zuvorkommende, liebenswürdige Loyalität verbannte endlich jede Furcht und Scheu. Das Ceremoniell, wenn es nicht Mißtrauen war, hatte Alles geregelt, die Entfernung der Barrieren, das Gefolge der beiden Könige, die Anzahl der Schritte. Aber es iſt bekannt, daß Franz I. wider Gewohnheit eines Morgens früher aufſtand, zwei Edelleute und einen Pagen mitnahm, weil er ſie gerade bei der Hand fand, zu Pferde ſtieg, nach Guines jagte, wo Heinrich VIII. wohnte, auf der Brücke den Gouverneur mit zweihundert Bogenſchützen traf, die höchſt verwundert waren, ihnen im ſcherzhaften, heitren Tone zurief, ſie ſollten ſich ergeben, und auf der Stelle zum Könige ſeinem Bruder geführt ſeyn wollte. Heinrich, den Franz I. aufweckte, Heinrich, erſtaunt und erfreut, rief nach Fleurange's Angabe:

„„„Mein Bruder, Ihr habt mir den beſten Streich geſpielt, den je ein Mann dem andern ſpielte und zeigt mir die große Liebe, die ich zu Euch haben ſoll; und was an mir iſt, ich gebe mich Euch gefangen. Von dieſer Stunde an weihe ich Euch meine Treue.''''

„Der König von England that in Anbetracht des guten Streichs, den ihm der König von Frankreich geſpielt hatte, am folgenden Morgen ſeinerſeits desgleichen," ſetzt Fleurange hinzu. Die Geſchenke, Bankette, Galanterien nahmen kein Ende, denn die beiden Königinnen und ihr Hof waren auf der Reiſe bei den tapferſten Rittern und es wurde um ſie von den gewandteſten Kämpfern gerungen. Unter den Damen herrſchte derſelbe Wettſtreit des Putzes und eine heitere Rivalität an Pracht und Geſchmack.

„Solange die Zuſammenkunft der beiden Könige dauerte, herrſchte unter ihnen das loyalſte Einverſtändniß. Die Folgen davon waren für Frankreich eben ſo ſchnell als vortheilhaft. Auf dem Camp d'Or wurde der Vertrag beſtätigt, der Tournai an Frankreich brachte und die Prinzeſſin Marie mit dem Dauphin vermählt. Noch mehr, als die Artikel des Vertrages vorgelegt wurden, las Heinrich zuerſt die von Franz, und fing die ſeinigen an zu leſen: „„„Und ich König von England . . . .' " er hielt ein und ſagte: „„Ich dachte „und König von Frankreich" hinzu zu ſetzen; doch weil Ihr hier ſeyd, ſo ſpreche ich nicht alſo, denn ich würde lügen."'' Eine einzige freundſchaftliche Zuſammenkunft hatte alſo dieſe Anſprüche abgethan, die unter fünf Königen Frankreich zerriſſen und ſo viel Blut gekoſtet hatten.

„So gewinnen die Könige, die Menſchen und die Völker, wenn ſie ſich ſehen, kennen lernen und verſtändigen. Man ermordete ſich auf der Brücke von Montereau unter Karl VI.; man umarmte ſich durch die Schranken auf der Brücke von Piquigni auf der Somme; man wußte nichts mehr von Furcht und Mißtrauen, von Geißeln und Schranken im Camp du Drap-d'Or; lange Zwietracht erloſch; die Fortſchritte der Vernunft und des Vertrauens wurden ſichtbar. Und ſind ſie es in unſern Tagen nicht tauſendmal mehr? Das Behagen des Friedens, die Intereſſen der am beſten durch die Cabinette der Könige berathenen Völker, der allgemeine Geiſt des Wohlwollens und der Billigkeit, reißen ſie nicht täglich mehr die Schranken nieder, die ſich in Folge alter Erinnerungen und ungerechter Vorurtheile zwiſchen den Völkern erheben? Und wer könnte mehr dazu beitragen, als Zuſammenkünfte, wo Geiſt, Schönheit, Jugend, Rang, Größe, Fürſtlichkeit mit Liebenswürdigkeit, Grazie und Zuvorkommenheit wetteifern?"

Kunſtgeſchichtliche Notiz.

M. Michael vom Löwen, Frankens erſter Geſchichtſchreiber, erzählt im Eingange ſeiner um 1350 niedergeſchriebenen Chronik, daß um dieſe Zeit ein berühmter Maler, Arnold von Würzburg (magistralis depictor) die Stiftskirche zum neuen Münſter mit herrlichen Gemälden verziert habe. Dieſer hier mit ſo vieler Auszeichnung genannte Künſtler, der alſo ein Zeitgenoſſe oder Vorgänger zweier näher bekannter Kunſtgenoſſen, des Thomas von Mutina und Niklas Wurmier von Straßburg, war, genoß allerdings eines weit verbreiteten Rufes und wird ſogar in der berühmten Minneburg des Meiſters Egen von Bomberg beſungen:

Ich wolt uzzer maſſen gern
Daz meiſter Arnolt der Moler
Von Wirtzburg, in ir kuntſchaft wer,
An gut muſt ez in helfen ſer.
Wan er bedörft nimmer mer
Braſiligenfarbe kaufen keın,
Er nem nur ſin veniel rein,
Und habt an iren roten munt,
In hant und an derſelben ſtunt
So vil der röth darin ſchüſſe,
Daz ein ganz jar dann fluſſe
Parinus fard geg' in daruz.

Correſpondenz.

Frankfurt, 11. September.

Wie es den Anſchein hat, muß die Oper bei diesmaliger Meſſe das Schauſpiel durchſchleppen; denn wir

Digitized by Google

ſahen in den letztern acht Tagen fünf große Opern aufführen, während das Schauſpiel nur von größeren Stücken „den Sohn der Wildniß“ brachte, und dieſes Stück iſt eben nicht neu. Allerdings wurde in den letztern Tagen auch der „Vater der Debutantin“ gegeben, allein dieſe Poſſe ließ bei überdem ſchöner Witterung das Haus leer. Hr. Wallner ſpielte den Windmüller ganz ergötzlich. In ſeinem Genre der Wiener Poſſe wird ihm bis jetzt mehr Anerkennung, als in dem Luſtſpiele, für welches er zu ſehr Oeſterreicher und Wiener Komiker iſt; doch ſprach er als Ambroſius in „Van Sieben die Häßlichſte“ ſchon mehr an. Wir glauben nicht, daß es Hrn. Wallner erwünſcht ſeyn kann, bei unſerer Bühne eine dauernde Stellung einzunehmen, wenn er nicht im Luſtſpiel viel beſchäftigt werden kann. Die „Antigone“ wird bereits einſtudirt, zugleich ein uns neues Stück der Prinzeſſin Amalie von Sachſen, „Vetter Heinrich,“ in welchem Hr. Kayſer hier zum erſtenmale ſpielen ſoll, wenn anders nicht ſein „Shylock“ vorausgeht. —ff—

Notizen-Blatt.

(Miscellen.) (Sprachſtudium.) Dupont de Nemoues hat ein Werk über die Ameiſen herausgegeben. Der Mann iſt ein abſonderliches Sprachgenie, denn er behauptet, daß er es in der Sprache der Thiere ſchon bis zum Verſtändniſſe von 11 Wörtern aus der Taubenſprache, ferner 11 aus der Hühner-, 33 aus der Hunde-, 14 aus der Katzen- und 22 aus der Ochſen-Sprache gebracht habe; die Sprache der Raben verſtehe er ganz! Wir hoffen, der gelehrte Sprachforſcher der Unvernünftigen werde zum Nutzen der leidenden Thierheit ſein Licht leuchten laſſen und uns über dieſe ſeit Adams Zeiten verloren gegangene Kenntniß gründlich belehren.

Norddeutſche Blätter geben eine ſtatiſtiſche Ueberſicht der in Deutſchland beſtehenden Mäßigkeitsvereine, deren Zahl ſich in dieſem Augenblicke auf 452 mit 106,464 Mitgliedern beläuft. Die meiſten Vereine, nämlich 230, beſtehen in Hannover, während Preußen nur 128 zählt. Im Großherzogthum Oldenburg beſtehen 38 Vereine, in Braunſchweig 7, im Fürſtenthum Lippe-Detmold 7 und im Fürſtenthum Lippe-Schaumburg 8. Naſſau zählt 5 Mäßigkeitsvereine, und dies iſt von den ſüddeutſchen Staaten der einzige, der in jener ſtatiſtiſchen Ueberſicht aufgeführt iſt; in Rheinpreußen dagegen beſtehen 8 Vereine mit 660 Mitgliedern. Nimmt man die Geſammtbevölkerung Deutſchlands zu 40 Millionen an, ſo muß man geſtehen, daß die Zahl der Mitglieder aller jetzt beſtehenden Vereine, verglichen mit der Zahl der deutſchen Bevölkerung, eine äußerſt geringe iſt, und daß die Anhänger des Mäßigkeitsſyſtemes zur weiteren Verbreitung deſſelben noch ein großes Feld vor ſich haben.

(Anekdotaires.) Malesherbes war einſt beim Erzbiſchof von Paris eingeladen. Nach der Tafel ſetzte ſich der Dichter in eine Ecke und ſchlief. Bald darauf weckte ihn der Erzbiſchof, um ihn mit in die Predigt zu nehmen. „Laſſen Sie mich nur,“ gab er zur Antwort, „ich will ſchon ohne Predigt ſchlafen.“

Zur Erfindung des Herrn Bickes.

(Eingeſandt.)

Die ſo großartige viel ſich verſprechende Anzeigen des Fabrikanten Bickes zu Caſtel bei Mainz hinſichtlich ſeines erfundenen Düngers müſſen in den Augen eines jeden Sachkenners nur dahin ausgedeutet werden, daß man hiedurch beabſichtiget, eine freiwillige Brandſchatzung ſich in die Taſche zu ſpielen, denn der Zweck für den Geber dieſer Brandſchatzung wird am Ende dann doch verfehlt, weil kein Oekonom auf eine billige Weiſe die Fabrikation dieſes Düngers ſelbſten unternehmen kann, daher ſich auch ein jeder Oekonom dafür bedanken wird, ſich dieſen Dünger zu hohen Preiſen ſelbſten zu erzeugen.

Denn die Hauptaufgabe iſt hier nur, daß der Staat (wie es ſchon bei Erzeugung des Koch-Salzes iſt) dieſen Düngerſurrogat zu erzeugen ſelbſten übernimmt, und dann in Menge ſeine Fabrikation an die Unterthanen zu ſehr billigen Preiſen abgibt, und dadurch ſich eine neue Finanzquelle verſchafft. Denn dem fleißigen Oekonomen liegt wenig daran, ob er den Inhalt dieſes Düngerſurrogats kennt oder nicht, und iſt es ihm ſchon genug, daß er die Vortheile dieſes Erzeugniſſes kennt und zu jeder Stunde vom Staat ſich dieſes Dungmittel zu billigen Preiſen aufkaufen kann, wie es auch der Fall bei den im ganzen Reich beſtehenden Salzniederlagen iſt. Wir Unterzeichnete bezweifeln aber ſehr, daß Bickes das geeignete Düngerſurrogat kennt, was ſeit 16 Jahren durch angeſtellte Verſuche zu ergründen uns gelungen iſt, und darüber von Kunſtkennern die amtliche Zeugniſſe in Händen haben. Der Grund, warum wir ſehr bezweifeln, daß das Bickesſche Dungmittel Probe hält, iſt ſein ſo ſehr herabgeſetzter Preis dieſes Düngers ſelbſten, welches darauf nur hindeutet, daß Bickes ſich nur eines Reizmittels bedient, wenigſtens beſagen ſeine veröffentlichte Zeugniſſe über die Wirkung dieſes Düngers, daß das Pflanzenreich dadurch in großer Ueppigkeit geſtaltet wird, aber kein einziges Zeugniß ſpricht davon, daß dieſes Mittel weder dem Erdreich noch den Pflanzen einen Nachtheil bringet, die Vegetation über die Hälfte vermehrt, der Dürre trotzet, ſofort die Erndte gewiß macht und drei Jahre wirket.

Zu mehrerer Aufklärung wolle nur der kluge Oekonom den Verſuch dahin machen, das er 1/3 Theil zu Staub gepulverten Chlorkalk, dann 2/3 Theil zu Staub gepulverten Gyps nimmt, und den wohl eingenetzten Saamen recht dick damit beſtreut, und wenn ſich ſolches mit dem Saamen vereiniget hat, dann den Saamen zur Ausſaat bringet, und er wird ähnliche glänzende Reſultate finden; allein dergleichen Mittel ſind nur Reizmitteln, die dem Boden nach und nach alle Kraft entziehen, und am Ende das Land verderben müſſen, was unſer erfundenes Dungſurrogat durchaus nicht iſt.

Ritter v. Brée und Conſors aus
Beilbronn bei Bamberg.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 112. Sonntag, 17. September 1843.

Genieſtreiche des Magiers Don Philippe Villani zu Neapel.

(Schluß.)

Am folgenden Tage begab ſich der Präſident nach vollbrachtem Tagewerk zu ſeinem gewöhnlichen Spaziergange nach dem Molo, wobei er ein De profundis für die Seele des Don Philippe vor ſich hinmurmelte. Als er aber um die Ecke der Straße San Giacomo bog, gewahrte er plötzlich einen Mann, der eine ſo große Aehnlichkeit mit dem Verſtorbenen hatte, daß er beſtürzt ſeine Schritte hemmte. So wie der Mann näher kam, ward auch die Aehnlichkeit immer auffallender; als er aber nur einige Schritte entfernt war, ſchwand jeder Zweifel, es war niemand anders, als der Geiſt Don Philippe Villanis.

»Guten Tag, mein lieber Vorſteher,« ſprach der Geiſt mit einem Lächeln.

„In nomine patris et filii et spiritus sancti!“ murmelte der Stockfiſchhändler.

»Amen,« antwortete das Geſpenſt.

»Weiche von mir, Satan,« rief der Vorgeſetzte der Brüderſchaft der Pilger.

»Mit wem haben Sie es denn, lieber Freund?« fragte der Geiſt des Don Philippe, indem er um ſich ſchaute, ſo als ſuche er jemand, an dem dieſe Worte gerichtet ſeyn konnten.

»Hebe Dich hinweg, Seele,« fuhr der Präſident fort, »und ich gelobe Dir, Seelenmeſſen für Deine Ruhe leſen zu laſſen.«

»Ich bedarf Deiner Seelenmeſſen nicht,« entgegnete die Erſcheinung. »Willſt Du mir aber das Geld geben, was ſie Dich koſten würden, ſo würde es mir ſehr angenehm ſeyn.«

»Ja, ja, es iſt richtig ſein Geiſt,« ſprach der Kaufmann, »er kehrt noch aus der andern Welt zurück, um Geld zu borgen.«

»Wen meint Ihr?« fragte das Geſpenſt.

»Don Philippe Villani.«

»Und wer ſoll ich denn ſonſt ſeyn?«

»Verzeiht mir, lieber Bruder,« entgegnete der Stockfiſchhändler zitternd, »und geſtattet mir die Frage, wo Ihr wohnt, oder eigentlich — wo Ihr gewohnt habt?«

»Ei, wo anders, als in der Straße Toledo. Doch weshalb richtet Ihr dieſe Frage an mich?

»Weil man uns vor drei Tagen Euren Tod angezeigt hat. Wir haben uns in Eure Wohnung verfügt, haben Euern Sarg in den Catafalk geſtellt, haben Euch in die Kirche gebracht und Euch dort beerdigt.«

»Ich danke für dieſe Gefälligkeit,« antwortete Don Philippe.

»Aber wie geht es zu, daß ich Euch, der Ihr vor drei Tagen geſtorben und geſtern feierlich begraben worden ſeyd, heute hier begegne?«

»Das kommt daher, weil ich wieder auferſtanden bin,« lachte Don Philippe; und indem er den Stockfiſchhändler vertraulich auf die Achſel ſchlug, ſetzte er ſeinen Weg fort. Der Kaufmann blieb regungslos noch zehn Minuten auf ſeinem Platze und ſchaute mit ſtarrem Blicke dem Don Philippe nach, der um die Ecke der Straße Toledo verſchwand.

Der erſte Gedanke des Präſidenten der Brüderſchaft war, daß Gott ein Wunder zu Gunſten des Don Philippe haben geſchehen laſſen, als er aber weiter darüber nachdachte, ſchien ihm die Wahl des Ewigen ſo unwahrſcheinlich, daß er noch an demſelben Abend das Capitel zuſammen berief, um demſelben mitzutheilen, was ſich ereignet hatte.

Von den zehn Perſonen, aus denen das Kapitel beſtand, ſchienen neun geneigt, das Wunder zu glauben, die zehnte aber ſchüttelte mit dem Kopfe.

»Sie bezweifeln aber doch nicht etwa meine Ausſage?« fragte der Vorſteher der Brüderſchaft.

»Ganz und gar nicht,« erwiderte der Ungläubige, »aber ich kann mir nicht helfen, ich glaube nun einmal nicht an Geſpenſter, und da dies alles nichts als ein neuer Genieſtreich des Don Philippe Villani ſeyn kann, ſo geht mein Vorſchlag dahin, daß wir ihn, bis wir weitere Nachrichten eingezogen haben, vorläufig verklagen laſſen, auf Erſtattung der Koſten u. ſ. w., weil er ſich hat begraben laſſen, ohne geſtorben zu ſeyn.«

Am folgenden Tage ward dem zufolge bei dem Portier im Hauſe Nr. 15., in der Straße Toledo, eine Citation abgereicht, welche folgendermaßen lautete: »Im Jahre 1835, am 18. November, auf Antrag der ehrwürdigen Brüderſchaft der Pilger fordere ich, unterzeichneter Huiſſier bei dem Civiltribunale zu Neapel, den verſtorbenen Don Philippe Villani, der am 15. desſelben Monats verſchieden iſt, auf, innerhalb acht Tagen vor dem erwähnten Tribunal zu erſcheinen, um auf dem Weg Rechtens ſeinen Tod zu beweiſen, widrigenfalls er verurtheilt werden wird, der ehrwürdigen Brüderſchaft hundert Dukaten als Schadenerſatz, ſammt den Begräbniß- und Prozeßkoſten zu bezahlen.«

Es war gerade an dem Tage, an welchem dieſer Prozeß verhandelt werden ſollte, als wir die Straße Forcella beſuchten, wo eine große Menſchenmenge zuſammengeſtrömt war, um der Verhandlung beizuwohnen. Die Pforten wurden geöffnet, die Menge wogte in den Audienzſaal, und wir folgten. Jedermann glaubte, daß der Verſtorbene wegen Nichterſcheinens verurtheilt werden würde, jedermann aber hatte ſich geirrt. Der Verſtorbene erſchien zum großen Erſtaunen der Verſammlung,

Digitized by Google

die ihm Platz machte, ſo wie ſie ihn gewahrte. Don Philippe näherte ſich mit jenen feierlichen Schritten, die einem Geſpenſte geziemen.

Vor dem Tribunale angelangt, verbeugte Don Philippe ſich ehrerbietig und ſprach:

»Mein Herr Präſident, ich bin nicht todt, ſondern einer meiner Freunde ſtarb, bei dem ich wohnte. Seine Wittwe beauftragte mich, für ſeine Beerdigung zu ſorgen, und da ich in jenem Augenblicke mehr des Geldes als des Begräbniſſes bedurfte, ſo habe ich ihn ſtatt meiner begraben laſſen. Was verlangt die ehrwürdige Brüderſchaft? Ich hatte Anſpruch auf ein Begräbniß, nun gut, ſie hat mich begraben, Mein Name ſtand auf ihrer Liſte, ſie hat ihn ausgeſtrichen. Wir ſind alſo quitt. Ich hatte nichts mehr zu verkaufen, da habe ich alſo mein Begräbniß verkauft.« —

Wirklich war der arme Lelio, der ſo manchen zum Lachen gebracht hatte, ſelbſt am Spleen geſtorben, und er war es, den die ehrwürdige Bruderſchaft der Pilger ſtatt des Don Philippe beerdigt hatte. Der Letztere ward freigeſprochen zur großen Freude der Verſammlung, die ihn im Triumphe auf ihren Schultern bis zur Pforte des Hauſes Nro. 15 in der Straße Toledo trug.

Als wir Neapel verließen, hatte ſich das Gerücht verbreitet, Don Philippe Villani werde ſich mit der Wittwe ſeines eben genannten Freundes, oder vielmehr mit ihren 3000 Pfd. St. verheirathen.

Atmoſphäriſche Eiſenbahn,

erfunden durch die Herren Clegg und Samudas.

Herr Edmund Teiſſerenc, vom franzöſiſchen Miniſter der öffentlichen Bauten neulich beauftragt mit einer Sendung zum Zwecke, den Stand der Eiſenbahnen im Auslande zu unterſuchen, veröffentlicht im Journal la Presse merkwürdige Auseinanderſetzungen über die baldige Eröffnung einer atmoſphäriſchen Eiſenbahn in Irland. Wir wollen hier einige Stellen aus ſeinem Berichte mittheilen:

»Durch die Anſtrengungen zweier Männer, welche der Sache der Eiſenbahnen ſchon ſehr bedeutende Dienſte geleiſtet, nämlich der Herren Pim und Bergin, gelang es, die Eigenthümer der Eiſenbahn von Dublin nach Kingstown zu dem Entſchluß zu vermögen, einen Verſuch mit der atmoſohariſchen Methode zwiſchen Kingstown und Dalkey anzuſtellen. Eine ſehr merkwürdige Schrift des Herrn Pim hatte die Aufmerkſamkeit der Regierung auf ſich gezogen und die Ernennung von zwei Kommiſſairen zur Unterſuchung des Probeverſuchs veranlaßt.

Auf die ihm zugegangenen günſtigen Berichte beſchloß das Parlament, ein Darlehn von 25,000 Pfund Sterl. dem neuen Unternehmer als Ermuthigung zu bewilligen.

Dieſer erſte Verſuch nun mit atmoſphäriſcher Triebkraft ſoll dem Publikum in den erſten Tagen des nächſten Monats veranſchaulicht werden. Hier mögen darüber einige vorläufige Notizen folgen:

Erſtens, was verſteht man unter dem etwas unbeſtimmten Ausdruck: Atmoſphäriſche Eiſenbahn? Der weſentliche Charakter der Eiſenbahnen iſt die große Schnelligkeit und die große Erſparniß, herbeigeführt durch mechaniſche an die Stelle lebendiger Bewegkraft. Das Wort Eiſenbahn ſetzt immer eine Dampf-Vorrichtung voraus, die die Wagen in Bewegung ſetzt, ſey es unmittelbar, ſey es vermöge eines Taues. Die Bewegkraft der neuen Bahn dagegen iſt hergeleitet von dem Drucke, den die Atmoſphäre auf alle Körper ausübt, daher der Name atmoſphäriſche Eiſenbahn.

Das Daſeyn dieſes Druckes iſt für Niemand ein Geheimniß, obgleich er ſich durch keine augenfällige Erſcheinung kund giebt, weil er beim gewöhnlichen Zuſtande der Körper gleichmäßig auf ſie alle nach allen Richtungen wirkt, ſo daß ſich dieſe Wirkungen unter einander aufheben. Die Stärke des Druckes erkennt man unter Anderem durch das Gewicht der Queckſilberſäule, die im Barometer dem Luftdrucke das Gleichgewicht hält. Dieſes Gewicht beträgt ein Kilogramm auf jeden Quadrat-Centimeter der Fläche, auf welche er wirkt.

Wenn man alſo zwiſchen den Schienen einer gewöhnlichen Eiſenbahn einen hermetiſch verſchloſſenen Cylinder anbringt, der einen Pumpenſchwengel enthält, welcher beweglich iſt, und wenn man durch irgend ein Mittel dem atmoſphäriſchen Luftdrucke einen der beiden im Cylinder ſich bildenden Räume entzieht, ſo wird die Fläche des Schwengels, die mit der Luft in Verbindung geblieben iſt, durch eine an Kilogrammen der Zahl der umfaßten Quadrat-Centimeter gleichen Kraft gedrückt werden. Der Schwengel wird durch dieſe Kraft fortbewegt, ſo lange ſie beſteht, und ſeine Fortbewegung wird der Schnelligkeit gleich ſeyn, mit der man die Leere vor ihm bewirkt, und in dieſer Bewegung wird er im Stande ſeyn, jede Laſt mit fortzubewegen, die in mittelbarer oder unmittelbarer Berührung mit ihm iſt und nicht ſo ſtark iſt, als der Druck, dem er gehorcht.

Dies iſt die Bewegungsbedingung. Aber hiervon zur Anwendung iſt noch ein großer Abſtand. Wie ſoll man den Schwengel mit der Laſt verbinden, die er bewegen ſoll? Wie es Wallace vorſchlug, Guß-Cylinder zu gießen, die groß genug wären, um in ſich die Wagen ſammt der Eiſenbahn zu faſſen, iſt ſchon an und für ſich lächerlich.

Soll man ein Ventil anbringen, wie es Herr Medhurſt vorſchlägt, das allerdings die Wagen außerhalb der Pumpe hielte, aber eine ganz ebene Bahn nöthig machte, ſo wäre auch dies unausführbar.

Man hat alſo einen Begriff von den Schwierigkeiten, die die Beförderer dieſes Syſtems zu überwinden hatten, um einen Verband zu erhalten, der dauerhaft und ſicher den im Innern enthaltenen Schwengel der Röhre mit den ſich außerhalb derſelben befindenden Wagen verbindet, ohne den dabei entſtehenden leeren Raum zu zerſtören. Nehmen wir aber an, daß das Verfahren des oben angeführten Probe-Verſuchs ſich erfolgreich erweiſ't, ſo iſt ein Ungeheures gewonnen gegen die Unſicherheiten der Eiſenbahnen. Es ſind keine Brände, keine Achſenbrüche der Lokomotiven, kein aus den Schienen Gehen mehr möglich, indem die Wagen an dem Geleiſe auf eine ſichere Weiſe befeſtigt ſind. In demſelben Maße, wie die Gefährlichkeiten der gewöhnlichen Eiſenbahnen verſchwinden, wird auch die Schnelligkeit gränzenlos vermehrt. Die Schnelligkeit des Zuges des Schwengels hinge nur von der Schnelligkeit ab, mit der man die Luft vor ihm fortſchaffte; ſie bliebe ſich auch gleich bei Anhöhen, ſo daß man das jetzige Verfahren bei Bahn-Hinderniſſen gar nicht mehr hätte und die bisher gültigen Bauregeln ganz vereinfacht würden. So würden

Digitized by Google

wir im Stande ſeyn, Eiſenbahnen zur Seite unſerer Chauſſeen zu errichten, ohne neue Umwalzungen des Bodens und der Beſitzungen nöthig zu haben, und ohne die heutigen Fahrſtraßen aufzugeben.

Den neueſten engliſchen Blättern zufolge hat nun am 21. Auguſt, Morgens um 6 Uhr, nicht weit von Kingstown den Verſuch mit Cleggs atmoſphäriſcher Lokomotive ſtattgefunden, und zwar berichtet darüber der Sun Nachſtehendes: »Nachdem untee der Leitung der Herren Clegg und Samuda einige Wagen auf der Linie aufgeſtellt und alle nöthigen Anordnungen getroffen waren, ging der Zug von Glanthule, ein wenig unterhalb Kingstown, ab und zwar kam er ſogleich in ſehr raſche Bewegung, indem er 1 1/4 (engl.) Meile in 3 1/2 Minuten zurucklegte. Die Ankunft dieſes Zuges, des erſten, der jemals auf einer Eiſenbahn durch atmoſphariſchen Druck gefördert ward, wurde in Dalkey mit lautem Hurrah begrüßt. Die Eiſenbahn-Linie von Kingstown nach Dalkey iſt eine faſt ununterbrochene Aufeinanderfolge von ſtarken Kurven, indem die Eiſenbahn-Geſellſchaft durch ihren Kontrakt gebunden war, die alte Linie, welche direkt nach dem Hafen von Kingstown fuhrt, einzuhalten, und der Boden iſt an einigen Stellen, beſonders gegen das Ziel hin, ſo anſteigend, daß bei der gewöhnlichen Beförderung durch Dampf eine außerordentliche Conſumtion von Feuerung erforderlich ſeyn würde. Unter dieſen Umſtänden kann der Erfolg des atmoſphäriſchen Syſtems als vollkommen geſichert angeſehen werden. Herr James Pim und Here Bergin, Rendant und Secretair der Dublin-Kingstowner Eiſenbahn, welchen das Publikum die erfolgreiche Ausführung dieſes großen Experimentes beſonders zu verdanken hat, wohnten dem erſten Verſuche bei; eben ſo haben mehrere ausgezeichnete Jugenieurs und wiſſenſchaftliche Männer Gelegenheit gehabt, das ganze Veefahren genau zu beobachten.«

Dieſem Berichte fügt die Times vom 24. Auguſt noch Folgendes hinzu: »Am Nachmittag fand ein zweiter Verſuch in Gegenwart des Lord-Lieutenant, und zwae mit einem noch glänzenderen Erfolg als am Vormittage ſtatt. Zwei Wagen fuhren aufwärts in drei Minuten — was auf die Stunde 25 (engl.) Meilen betragt — und kehrten die geneigte Ebene herab durch ihre eigene Bewegungskraft in fünf Minuten zurück. Funfzig (engl. 11 deutſche) Meilen können mit vollkommener Sicherheit, ja bei volliger Unmöglichkeit von Gefahr in einer Stunde zuruckgelegt werden. Jung, wie das Eiſenbahnſyſtem uberhaupt noch iſt, wird dieſes außerordentliche Experiment den Erfolg haben, eine vollſtandige Umwalzung in der Fortbewegungs-Theorie hervorzubringen. (Hort!)

Correſpondenz.

Paris, 11. September.

„Wird Sie kommen?" — „Wird Sie nicht kommen?" — „Ja!" „Nein!" Dieſe Fragen und Antworten circulirten in der vergangenen Woche durch ganz Paris; — „Ja," ſagte Einer, „Nein", der Andere. „Ich weiß es gewiß!" „Ich noch gewiſſer!" „Aber ich habe es aus einer ſicheren Quelle!" „Ich weiß es von einer vollkommen glaubwürdigen Perſon; ſie wird morgen ſchon wieder in Brighton eintreffen!" — „Die Loge in dee großen Oper für Sie iſt bereits decorirt!" — „Sie geht nicht einmal nach Oſtende!" — „Sie wird nach Verſailles kommen!" — „Nein! „Ja!" — „Sie werden ſehen!" — „Ich werde gar nichts ſehen." — So ging es in Einem fort. Die Leſer werden gleich errathen haben, daß es ſich hier um den von den Zeitungen publicirten Beſuch der Königin Victoria in Paris handelte, der zum großen Bedauern aller Schauluſtigen zu Waſſer geworden iſt. — Glauben Sie abee darum ja nicht, daß Paris in großer Aufregung war, daß man an gar nichts Anderes mehr dachte; Gott bewahre! — Paris war ſo ruhig, faſt gleichgültig bei dem gewaltigen Lärmen, der von den Küſten von Treport herüberſchallte, wie gewöhnlich. Der Indifferentismus in allen Dingen hat hier machtige Wurzeln geſchlagen; man kümmert ſich nur um das liebe Ich und ſeine egoiſtiſchen Zwecke. Die ſo geſchäftig herumliefen, fragten, nach Neuigkeiten ſchnappten, waren die Müßiggänger, Pflaſtertreter, Neuigkeitenjager von Paris, deren die gute Stadt eine Legion beſitzt — Menſchen, die bei jedem ungewöhnlichen Geräuſche den Kopf zum Fenſter hinausſtrecken, ſich in jeden verſammelten Menſchenhaufen drangen, und mehr auf den Boulevards, in den Kaffeehäuſern und in den Leſecabinetten ſind, als zu Hauſe; — dieſe Menſchen konnen ſich Stunden lang mit einem herabfallenden Dachziegel, mit einem entflohenen Kanarienvogel beſchäftigen, um wie viel mehr erſt mit dem bevorſtehenden Beſuche einer jungen, ſchonen und liebenswurdigen Konigin.

Was radicale Journale über die Abſicht eines Theiles der Nationalgarde und der Jugend der Schulen, die Königin durch patriotiſche Manifeſtationen und anti-engliſche Rufe zu empfangen, geſagt haben, entbehrt jedes Grundes; wäre die Konigin Victoria nach Paris gekommen, ſie wäre auf das Beſte empfangen worden, und ich hätte den ſehen wollen, der es gewagt hätte, vor der fein und richtig fühlenden Bevolkerung von Paris einem Gaſte und einer Frau eine beleidigende Rede zuzurufen; er würde eine eindringliche Lection über Artigkeit und Gaſtfreundſchaft erhalten haben, denn Paris halt darauf, die alten Traditionen ſeiner Gaſtfreiheit gegen Fremde, ſeiner Galanterie und Ritterlichkeit gegen Damen aufrecht zu erhalten. Allein der Beſuch der Königin in Paris war nie beſchloſſen; die getroffenen Voranſtalten galten nur für einen moglichen Fall, und die Neuigkeitenmacher und die Journale haben ſich ſelbſt und ihre Freunde mit allen dieſen übertriebenen Nachrichten in den April geſchickt. Jetzt iſt Ruhe eingetreten.

Paris hat übrigens zu den Feſtlichkeiten in Eu ſehr wenig beigetragen; es hat ſeine ſchlechteſten Sanger hingeſchickt, die der Oper comique, und eben nicht ſeine beſten Schauſpieler, die des Vaudville. Man hatte im Anfange das Gymnaſe dramatique mit dem genialen Bouffé, der allein eine ganze Geſellſchaft werth iſt, beſtimmt, allein man erinnerte ſich plotzlich bei Hofe, daß das Gymnaſe das einzige Theater war, das am Todes-Tage des Herzogs von Orleans, wo alle andern Theater ſchloßen, geſpielt hatte, und ſo wurde der Akademiker Auretot, ehmals Vorleſer Karls X., nun ein halb ralliirter Legitimiſt, mit ſeiner Truppe des Vaudevilles gewahlt, und der drei Tage lang an ſeinem Theater prangende Anſchlagzettel: „Relache pour le service du

Digitized by Google

Roi!“ läßt glauben, daß dieſe Gunſt ihn ganz zum dynaſtiſchen Juſtemilieu bekehrt hat, da die Legitimiſten ſonſt eine gewiſſe kindiſche Affectation darin ſetzen, den König nicht „le Roi,“ ſondern ſchlechtweg: „Louis Philippe,“ und die Königin „sa femme“ zu nennen. Und das thut eine Partei, die ſich die „royaliſtiſche“ nennt; — als ob das Princip des Königthumes nicht immer dasſelbe bliebe. Die Theater brachten in dieſer Woche keine Novitäten, blos das Gymnaſe gab ein neues Stück: „L'amour et le hazard,“ das man vor 40 Jahren im Theater Louvois als: „le premier venu“ gab; es hatte im Prairial des Jahres 9 der einen und untheilbaren Republik nicht angeſprochen, jetzt umgearbeitet, zugeſtutzt, aufgefriſcht fiel es ganz durch. Balzac hat vor ſeiner Abreiſe nach Rußland dem Gaitétheater ein neues Stück: „Pamela Giraud“ hinterlaſſen, das jetzt einſtudirt wird. Der Cirque Olympique wird ſeine Winterſaiſon mit einem neuen Spectakelſtücke: „le Vengeur“ eröffnen; am Schluſſe ſieht man jenes berühmte Seegefecht und das Linienſchiff „Vengeur“ mit ſeiner ganzen Beſatzung bei aufgezogener dreifarbiger Flagge und unter dem Rufe: „Vive la republique!“ in dem brauſenden Grabe der Meereswogen untergehen. — Lablache's Abreiſe nach Neapel iſt im letzten Augenblicke aufgeſchoben worden; Lablache wollte ſich in London einen Zahn herausnehmen laſſen, der ungeſchickte Zahnarzt nahm ihm ein Stückchen der Kinnlade mit, was dem wackern Sänger jetzt furchtbare Schmerzen verurſacht und eine Nachoperation nöthig macht. — Tamburini iſt geſtern nach Petersburg abgereiſt, er geht zuerſt nach Wien, wo er mit Rubini zuſammentrifft; am 15. Oktober ſoll die Eröffnung der italieniſchen Oper in Petersburg ſeyn.

Um Ihnen ein Pröbchen zu geben, welches Deutſch der Redacteur der hier erſcheinenden deutſch ſeyn ſollenden Zeitſchrift, der „Stern“, ſchreibt, genügt es, zwei Stellen aus der geſtrigen Nummer wörtlich anzuführen: „Dem. Rachel hat ihre Rentree aux français als Pauline im Polyeute von Corneille gemacht, ſie war etwas fatignirt;“ (das iſt noch über das Straßburger Deutſch!) „Auch Bouffé wird ſeine Rentrees machen.“ (Sie! iſt bereits vor 8 Tagen aufgetreten.) Endlich erzählt er die alte Geſchichte von dem Manne, der Wolle kaufte, eine Melone ſtahl und dann dieſelbe nach dem Gewichte und Wollpreiſe bezahlen mußte, eine alte Geſchichte, die vor zwei Monaten durch alle franzöſiſchen und vor vier Wochen durch alle deutſchen Blätter ging, die aber der „Stern“ erſt am 10. September bringt und mit folgender Moral beſchließt: „Das war ein theures Gelüſt, den der Menſch auf dem Markte mit 15 Sous hätte befriedigen können.“ — Wie gefallen Ihnen dieſe Pröbchen? Der Redacteur, Hr. v Strahlheim, hat, wie er ſagt, es ſich zur Aufgabe gemacht, Deutſchland und Frankreich mit einander zu verſchmelzen; er hat das erſte Experiment an ſich gemacht und wird es bald dahin gebracht haben, daß die geübteſten Sprachkundigen nicht werden entdecken können, ob die Sprache, in der er ſchreibt, deutſch oder franzöſiſch iſt. — Zur Beruhigung für Deutſchland aber iſt ſchließlich zu bemerken, daß von dem Blatte nur 250 Exemplare gedruckt werden und von dieſen nur 142 an zahlende Abonnenten gehen. Es iſt alſo gegründete Hoffnung da, daß wir von dieſer literariſchen Mißgeburt mit nächſtem Vierteljahre wegen zu großen Ueberfluſſes an Abonnenten-Mangel erlöst werden dürften. Gott gebe es! —p—

Notizen-Blatt.

(Literairiſches.) (Engliſche Ueberſetzungen deutſcher Werke.) In Cambridge iſt eine Uebertragung von Novalis „Heinrich von Ofterdingen“ erſchienen. Auch Schloſſers „Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts“ wird, wie der engliſche Ueberſetzer David Davidſon in ſeiner Ankündigung bemerkt, unter Schloſſers Augen übertragen; doch wird der deutſche Hiſtoriker ſelbſt eine beſondere Einleitung für engliſche Leſer hinzufügen.

(Theatraliſches.) Der bekannte Literat, Dr Becher in Wien, hat ſeine Stellung als Mitarbeiter an der dortigen „Allgem. Muſikal. Zeitung“ aufgegeben, weil die Cenſur ihm nicht ferner geſtatten wollte, ſeine — freilich nicht immer günſtigen — Urtheile über Donizetti's Muſik u. ſ. w. frei und ohne Rückhalt auszuſprechen. Er hat ſich dem Dr. Frank, Redacteur der „Sonntags-Blätter“ angeſchloſſen. Nach einer früher in Betreff der eben genannten Zeitſchrift gemachten Mittheilung fragt es ſich freilich, ob hier ſein Wirken lange von Erfolg bleiben werde.

Miscellen. Es iſt merkwürdig, daß auf den ſchwediſchen Univerſitäten Upſala und Lund die Mehrzahl der Studenten aus Bauersſöhnen beſteht und die Zahl der adeligen Studirenden nur ſehr gering iſt.

Von der großartigen Brücke in Venedig, welche zur Verbindung dieſer Seeſtadt mit dem Feſtlande über die Lagune gebaut wird, ſind bereits zwanzig Bogen fertig und das ganze Rieſenwerk dürfte im Jahre 1845 vollendet ſeyn.

(Anekdotaires.) Die verwittwete Lady Walpole war die Tochter eines franzöſiſchen Schnürleiberfabrikanten. Als ihr Gemahl Geſandter in Frankreich war, äußerte die Königin einmal ihre Verwunderung, daß ſie ſo gut Franzöſiſch rede; worauf Lady Walpole antworte: „ſie ſey eine Franzöſin.“ „Eine Franzöſin!“ antwortete die Königin. „Sie eine Franzöſin! und aus welcher Familie?“ — „Aus gar keiner, Madame!“ war die Antwort. Und glauben ſie nicht, ſetzt Walpole hinzu, daß das „aucune“ ſtolzer klang, als wenn ſie geantwortet hätte: aus der Familie Montmorency?

Als der treffliche Ochſenheimer in Wien auftrat und Alles von ihm entzückt war, rief ein ſchlechte Schauſpieler: „Ach, wäre ich doch nur die Hälfte von dem großen Künſtler!“ — Der berühmte Komiker Weidmann erwiederte trocken: „Seyn Sie ruhig, die erſte Sylbe von ihm ſind Sie ja ſchon!“

„Was willſt du denn werden, Fritzchen?“ fragte ein Vater ſein Söhnchen. — „Zuckerbäcker, liebes Väterchen,“ ſagte der Knabe. — „Zuckerbäcker? und warum denn das?“ — „Um Ihnen das Alter verſüßen zu können,“ war die Antwort.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 113. Dinstag, 19. September 1843.

Nachtwächterlied.

Hört ihr Herren und laßt euch ſagen:
Zwölf Uhr hat die Glock' geſchlagen,
Feuer wohl bewahrt und Licht,
Daß kein Unglück euch geſchicht;
Lobet Gott ſtets, euern Herrn.

Hört ihr Herren und laßt euch ſagen:
Auch ihr Frau'n laßt euch berichten,
Denn zu helfen iſt mit nichten
Dem, der Rath nicht kann vertragen.

Zwölf Uhr hat die Glock geſchlagen;
Könnt von geſtern Manches merken
Von verſäumten guten Werken,
Thut ſie, wenn's beginnt zu tagen.

Feuer wohl bewahrt und Licht;
Nichts iſt alſo werth und theuer,
Als das heil'ge Licht und Feuer,
Wenn's nicht aus den Schranken bricht.

Daß kein Unglück euch geſchicht,
Meidet, daß der Zwietracht Flammen
Schlagen über'm Haus zuſammen;
Schlauch und Spritze frommt da nicht.

Lobet Gott ſtets, euern Herrn;
Wachſam wird er euch erhalten,
Was ſich dann auch mag geſtalten,
Ihm zu Liebe tragt ihr's gern.

W. v. Kleudgen.

Das Heldenbuch des Kaſpar von der Rhön.

Der Urſtamm der deutſchen Heldenſage hatte im vierzehnten Jahrhundert die letzten Lebenskräfte geäußert in fruchtbaren Nachtrieben ſeines Wurzelſtockes; aus dem großen Nationalepos der Nibelungen erwuchs eine bedeutende Anzahl von kleinern Nebendichtungen, welche, in den Wundern der Vorzeit ſich gefallend, die früheren Erzählungen von den Kämpfen der deutſchen Recken mit Drachen, Rieſen und Zwergen zu erweitern ſtrebten. Das Verdienſt, dieſe Sagen, als Gemeingut der Nation, aus den zerſtreuten einzelnen Handſchriften zuſammengetragen und volksmäßig umgearbeitet haben, hat ein fränkiſcher Gelehrter, Kaſpar von der Rhön. Sein wahrſcheinlicher poetiſcher Name ſcheint den Zeitgenoſſen gänzlich unbekannt geblieben zu ſeyn, nur ſeine Originalhandſchrift bietet einige dürftige Nachrichten über ſeine Lebensverhältniſſe. Er war im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts zu Münnerſtadt geboren, und machte verſchiedene Reiſen durch Deutſchland, um die zerſtreuten Dichtungen des Heldenmythus für ſeine cycliſche Bearbeitung zu ſammeln. Um die Lektüre der alten Gedichte dem Volke zugänglicher zu machen, unternahm er dieſelben umzuarbeiten und abzukürzen, wie er im Otnit ſelbſt ausſpricht:

„manc unnutz wort verrichte,
oft gemelt man als ausſchid;
daz man auf einem ſitzen dick
mög hören iedes anfanc und end".

Seine unter dem Titel Heldenbuch vorhandene Sammlung enthält eilf Gedichte, als Etzels Hofhaltung, Ecken Ausfahrt, der Rieſe Siegenot, Dieterich und ſeine Geſellen, Laurein der König der Zwerge, der Roſengarten zu Worms, das Hildebrandslied, das Meerwunder, Herzog Ernſt, Otnit, Wolfdieterich. Kaſpar vollendete die eigenhändige Abſchrift ſeines Heldenbuches zu Oſtern 1472, und ſchenkte die 349 Quartblätter ſtarke, mit bemalten Wappen und Kampfſcenen verzierte Handſchrift ſeinem Gönner, dem Fürſtbiſchofe von Hildesheim und Schwerin, Balthaſar, einem gebornen Herzoge von Mecklenburg. Aus dem Beſitze dieſes Fürſten gelangte die Handſchrift des Heldenbuches ſpäter in die Hände verſchiedener Gelehrten, wie Gottſched, Thomaſius, und A., und endlich in die k. Hofbibliothek zu Dresden. Die einzelnen Gedichte der Sammlung aber haben ſich ſeit Jahrhunderten theils durch Bänkelſänger auf Märkten — Kaſpars Tendenz entſprechend, — theils durch zahlreiche Abdrucke als Volksbücher forterhalten.

Zur Geſchichte der Bärte.

Die Bärte ſpielen heutzutage eine ſo wichtige Rolle, ſie werden von Vielen mit ſolcher Vorliebe gepflegt, daß es nicht unintereſſant ſein dürfte, hier Einiges über die verſchiedenen Schickſale zu ſagen, welche die Bärte zu ertragen hatten.

Im Anfange des fünften Jahrhunderts unterſchieden ſich die Franzoſen durch ein glattes Kinn und einen ſchwachen Schnurrbart von allen benachbarten Nationen, deren Kinn mit einem mehr oder weniger buſchigen Bart bedeckt war.

Digitized by Google

Zu Anfang des ſechsten Jahrhunderts ahmten die Franzoſen dem Beiſpiele ihres Königs Clodwig nach, und ließen nur am Kinn einen kleinen Bartbüſchel ſtehen. Dieſer breitete ſich von hier allmählig immer weiter und weiter aus, bis er zuletzt, gegen das ſiebente Jahrhundert, zu einem gewaltigen Bartwalde wurde, der die ganze untere Hälfte des Geſichtes bedeckte, und deſſen ſich nur die Geiſtlichkeit enthielt.

Die Mode ſehr kurzer Bärte kam unter den franzöſiſchen Königen des achten Jahrhunderts auf, und der bloße Bartbüſchel am untern Ende des Kinnes erſchien um diese Periode wieder.

Die Regierung Karl des Großen war das Signal zu einer neuen Revolution. Das ganze Geſicht wurde vom Barte befreit, und nur die Oberlippe bedeckte ſich mit einem dicken Schnauzbarte, der zu beiden Seiten des Mundes herabging und unter Karl dem Kahlen bis auf die Bruſt hing.

Aber die Unbequemlichkeit, welche dieſe Bärte verurſachten, machte ſich bald fühlbar, und noch war nicht die Hälfte des neunten Jahrhunderts verfloſſen, als ſie auch ſchon wieder gänzlich verſchwanden.

Als die Laien auf dieſe Mode verzichteten, wurde ſie von dem Clerus angenommen, und in dem Streite, der ſich zwiſchen der griechiſchen und lateiniſchen Kirche entſpann, betrachtete man dieſen Gegenſtand als wichtig genug, um darauf ein Anathema zu gründen. Die raſirten Prieſter der griechiſchen nahmen ein Aergerniß an den Bärten ihrer Brüder im Occident, und im Jahre 858 ſprach der Patriarch von Konſtantinopel deshalb ein Anathem aus.

Indeß kam der Bart in Frankreich doch wieder in Gunſt, und zu Anfang des 10. Jahrhunderts wurde er wieder ganz allgemein. Man gab ihm damals verſchiedene Formen, die ſich jedes Jahr änderten. Unter Heinrich I. gingen die glatt und rund geſchnittenen Haare nicht über die Ohren herab; der Schnauzbart war herabfallend, locker und ohne Spitze, und ein langer und zugeſpitzter Bart bedeckte das Ende des Kinnes. Mit größerer oder geringerer Abwechslung währte dieſer Gebrauch bis gegen das Ende des 12. Jahrhunderts fort, wo Laien und Geiſtliche das Kinn wieder ganz raſirten.

Nachdem der Bart ein und ein halbes Jahrhundert verſchwunden geweſen war, erſchien er nur ſpärlich wieder unter der Regierung Philipps von Valois, um unmittelbar nach ihm wieder gänzlich zu verſchwinden. Selbſt die Schnurrbärte wurden abgeſchnitten, oder doch ſehr verkleinert. Karl VII., Ludwig XI., Karl VIII., Ludwig XII. ließen ſich raſiren. Bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ſah man keine bärtigen Geſichter mehr; bei gewiſſen Ceremonien mußte man zwar mit einem Barte erſcheinen, aber dann nahm man ſeine Zuflucht zu einem künſtlichen, wie z. B. der Herzog von Lothringen bei dem Leichenbegängniſſe des Herzogs von Burgund, der 1476 getödtet wurde. Dieſer Bart war nach dem Gebrauche der alten Ritter vergoldet.

Franz I. wurde am Drei-Königstage 1521 durch einen Brand, der unvorſichtiger Weiſe aus einem Fenſter fiel, am Kopfe verwundet, und mußte ſich die Haare abſchneiden laſſen. Um dies zu verdecken oder weniger auffallend zu machen, trug er einen Hut, und ließ den Bart wachſen. Dadurch kam der lange Bart wieder in die Mode; die Magiſtrate oder die Geiſtlichkeit waren indeß dagegen, und mehrere Kapitel weigerten ſich, ihren Biſchof anzuerkennen, weil ſein Kinn mit einem Barte bedeckt war. Ein Dekret der Sorbonne, vom J. 1561, erklärte, daß der Bart in Widerſpruch mit der Beſcheidenheit ſtehe, welche eine Hauptzierde des Gelehrten ſeyn müſſe. Die Laien aber gewannen wieder immer mehr größere Achtung vor dem Barte; er wurde gefärbt, gewichſt, parfumirt, zuweilen mit Gold oder Silberſtaub beſtreut, jeden Abend ſorgfältig in ein Beutelchen gethan und bildete einen Haupttheil bei der Toilette eines Stutzers.

Der Anfang von dem Verfall der Bärte rührt von der Regierung Ludwigs XIII. her; der Büſchel am Kinn, die Royale genannt, verdrängte die ſtarken Bärte, mußte aber unter Ludwig XIV. ſelbſt wieder dem bloßen Schnurrbart weichen; doch auch dieſer wurde wegen des immer weiter um ſich greifenden Gebrauches vom Schnupftaback unbequem und deßhalb unterdrückt. So gehörten denn die einzigen bärtigen Kinne, die man während des achtzehnten Jahrhunderts erblickte, einigen religiöſen Orden an.

In unſerm Jahrhundert kehrten zuerſt, als Folge der vielen Kriege, die Schnurrbärte zurück, dann aber, wegen einer großen Vorliebe zu dem Mittelalterlichen, die Royalen, (bei uns Henri-quatre genannt,) und endlich die dichten, das ganze Kinn bedeckenden Bärte des 16. Jahrhunderts; doch ſcheint auch deren Herrſchaft bereits wieder in Abnehmen zu ſeyn, da dieſe Mode beſonders im Sommer ſehr läſtig iſt.

Die Haber'ſche Angelegenheit,

dargeſtellt nach Haber's Exposé.

Es iſt bekannt, daß Hr. v. Göler die Ehre Haber's angriff und ihm Genugthuung dafür unter dem Vorwande verweigerte, er habe ihn früher einen H........ geſchimpft, ohne daß derſelbe bis jetzo ſich um dieſe Schmach bekümmerte. Jene Behauptung Göler's bezieht ſich auf einen Vorfall im Jahre 1838, der ſich folgendermaſſen verhält. Haber hatte 1838 Streit mit einem gewiſſen H., der, wie es ein beigefügter Brief des Majors v. Klock vom 21. Auguſt 1843 bezeugt, von den Offizieren ſeines Regiments ausgeſtoßen wurde; dies war der Grund, weshalb ſich Haber nicht mit ihm ſchlagen wollte und konnte. Allein zu gleicher Zeit erbot ſich Haber, dem Hrn. v. Göler, welcher die Aufträge für jenen H. beſorgte, in einem beigefügten Briefe vom 9. November 1838 perſönliche Genugthuung zu geben, wenn derſelbe mit Haber's Weigerung unzufrieden wäre. Damals blieb die Sache dabei. Wir kommen nun ſofort zum Auguſt 1843. Es ſollte ein Subſcriptions-Ball zu Baden-Baden ſtattfinden, an welchem Haber Theil zu nehmen wünſchte; da erklärte man, Haber dürfe dabei nicht erſcheinen, weil derſelbe vor fünf Jahren das Schimpfwort H........ auf ſich ſitzen laſſen habe. Als Haber dies erfuhr, ſandte er am 10. Auguſt den Prinzen Karl von Salm zu Göler, um ihn zu fragen, ob er eine ſolche Behauptung ausgeſprochen, und im Fall der Bejahung ihn zu fordern. Göler, damals in Karlsruhe, antwortete, er erinnere ſich deſſen nicht und werde übrigens nach Baden kommen, um perſönliche Erklärungen zu geben. Am ſpäten Abend kam er an und erhielt ſo-

Digitized by Google

gleich den Beſuch des Prinzen von Salm und des Majors v. Klock, die ihn im Namen Haber's zur deſi-nitiven Erklärung aufforderten. Aus dem Schreiben des Majors v. Klock vom 21. Auguſt erhellt, daß Göler des erwahnten, ſo entſcheidenden Briefes von Haber aus dem Jahre 38 ſich nicht mehr entſinnen wollte und hinzufügte, er habe damals dem Haber in Klock's Gegenwart die ärgſten Beleidigungen geſagt, Klock abee entgegnete, dies ſey nicht wahr und er habe kein Wort davon gehört. Da Göler dennoch darauf beharrte, ſo forderte ihn Klock in Haber's Namen; Göler ſagte, vorher müſſe noch Anderes ausgemacht werden, weil noch mehr ſchlimme Gerüchte über Haber umliefen. Der Prinz von Salm verlangte ſogleich die Angabe dieſer Geruchte und der Perſonen, von denen ſie ausgingen; Göler veeſprach es, ohne daß er es nachher that. So weit das Zeugniß des Majors v. Klock. Zwei ſchriftliche Zeugniſſe des Prinzen Salm vom 14. und 21. Auguſt beweiſen, daß Göler am 12. Auguſt erklarte, er habe nun den Brief Habee's vom Jahre 1838 aufgefunden. Hiemit hätte denn die ganze Anſchuldigung wegen fruherer Vorfalle beſeitigt ſeyn, und derſelbe jetzt dem Haber Genugthuung geben muſſen. Allein hier beginnt nach dem Hadee'ſchen Expoſé ein bemerkenswerthes Spiel der Intrigue.

Es ſieht gerade ſo aus, als habe man bezweckt, Haber aus der Stadt Baden und wohl auch aus dem Lande auf empfindliche Weiſe zu vertreiben, und als habe man dies dadurch erreichen wollen, daß man ſich iegend ein Document verſchaffte, aus dem ſich ergabe, daß Haber, trotz der Beleidigungen von Seite Göter's, dieſen nicht gefordert hatte, und ſolglich in den Augen der Geſellſchaft zu Baden ehrlos wäre. Doch wir laſſen dies dahin geſtellt ſeyn und erzahlen einfach den weitern Verlauf. Zwei Freunde Göler's, die Herren v. E. und Saracbaga, ſuchten am 15. Aug. von Haber ſelbſt eine Erklärung zu erhalten, „daß er Göler noch nicht geſordert habe." Da Haber dieſe nicht gab und das Gegentheil verſicherte, wie er denn auch zweien ſeiner Bekannten die wirklich geſchehene Forderung ſchon durch ſein Ehren-Wort bekräftigt hatte, ſo ging Göler ſelbſt mit S. nach Karlsruhe zum Prinzen von Salm, und vermochte dieſen am 16. Morgens zu einem ſchriftlichen Zeugniſſe des Inhaltes: „1. Haber wiſſe, daß Göler ſeine Beſchuldigungen nicht zurückgenommen; 2. eine poſitive Forderung ſey von Seite des Leſtern noch nicht erfolgt." Der zweite Theil dieſes Zeugniſſes war inſofern nicht unwahr, als die Forderung, wie wir eben berichtet hatten, ſuspendirt war, bis Göler die andern Gerüchte, die angeblich gegen H. umliefen, ſeinem Verſprechen gemaß bezeichnet haben würde; allein in der Faſſung, welche Golee dem Zeugniß geben ließ, war dieſes Grundes durchaus nicht erwähnt. Der Prinz von Salm ſah nicht gleich im Augenblicke die wichtigen Folgen ein, welche die Abfaſſung und Art ſeines Zeugniſſes haben würde. Dieſes Zeugniß legte nun Golee einer Anzahl adeliger Perſonen in Baden vor, und da es dem Anſcheine nach bewies, daß Haber, indem er auf Ehren-Wort die geſchehene Forderung verſicherte, ein falſches Ehrenwort gegeben, ſo entſchieden am 17. jene Edelleute ſchriftlich, Haber ſey ehrlos. Dieſe Entſcheidung, welche ſie gaben, ohne Habee erſt zu horen, wurde Jedem, außer Haber'n ſelbſt, der ſah, wie Jeder ſich zuruckzog, ohne den Grund zu kennen, mitgetheilt. Jetzt kam aber der Prinz von Salm zu Baden an (am 17. Aug.) und erklärte, daß ſein früheres Zeugniß vom 16. ſo zu verſtehen ſey, daß die wirkliche Forderung nur deshalb ſuspendirt worden, weil Göler noch nicht die von ihm verſprochenen Mittheilungen gemacht habe; zugleich erfolgte eine abermalige, diesmal aber ſchriftliche Aufforderung H's. an G. Wir müſſen bemerken, daß die beiden letzten Documente bereits vorhanden waren, als die Entſcheidung der adeligen Herren erſchien; Haber, ſobald er davon erfuhr, legte ihnen am 23. die Documente vor, und diejenigen der genannten Herren, die noch zu Baden anweſend waren, nahmen natürlich ſofort ihre Entſcheidung zurück, wie ſchon durch die Zeitungen bekannt worden iſt. Bei dieſer Gelegenheit wuede denn auch erwieſen, daß Göler und ſein Freund S. durch den Baron Maltzahn im Beſitze der zwei Documente waren, dieſelben aber für ſich behalten, und ſie den Edelleuten nicht vorgelegt hatten. Endlich erklärten die Edelleute, ſie hätten nicht die Erlaubniß ertheilt, ihre Entſcheidung zu veröffentlichen; Gölee aber hatte ſie am 20. lithographirt in allen Wirthshäuſern austheilen laſſen! Da mit der Zurücknahme der Entſcheidung das „falſche Ehrenwort" verſchwand, ſo war nun kein Grund für G., die Genugthuung zu verweigern; verſchiedene ruſſiſche Officiere prufien ſammtliche Papiere, die über die Angelegenheiten vorhanden waren, und einer derſelben, der unglückliche Wereſkin, übernahm es, für Haber das Wort zu führen und G. zu fordern.

Schon eine Stunde nach Annahme dieſer Miſſion (am 25. Aug.) war W. bei Hrn. v. Göler und brachte ihm die Heeausforderung des Hrn. v. H., welche jener aber nicht ohne Erlaubniß der Offiziere ſeines Regiments annehmen zu können erklärte. Herr v. W. forderte nun Hrn. v. G. auf, ſeine Beſchuldigungen gegen Hrn. v. H. zu beweiſen, oder die Herausforderung unverzüglich anzunehmen. Unterm 27. Aug. forderte Hr. v. W. ſchriftlich wiederholt Hrn. v. G. auf, in der kürzeſten Zeit ſeine Antwort, ſowie im Falle der Verweigerung der Offizieee die Urkunden zu ſenden, welche dazu dienen könnten, ſie zu konſtatiren. Da am 29. dieſe Antwort noch nicht erfolgt war, ſo reiſte He. v. W. mit zweien Offizieren, ſeinen Feeunden, nach Karlsruhe ab, wo er aber Hrn. v. G. nicht finden konnte. Ein Offizier des Regiments des Hrn. v. G. gab ihm übrigens die Verſicherung, am 30. würden die Offiziere ſich mit der Angelegenheit beſchäftigen, und verſprach ihm, er werde Hen. v. G. veranlaſſen, ihm auf eine beſtimmte Weiſe wegen der Herausforderung zu antworten. Da man am 31. Aug. weder dieſe Antwort, noch eine Erklärung der Offiziere des Artillerie-Regiments erhielt, ſo trug Hr. v. W. an dieſem Tage dem Hen. v. Saeachaga, Agenten des Hrn. v. G. in dieſer Angelegenheit, auf, in ſeinem Namen Hrn. v. G. zu ſagen, daß er nur ein H—. ſey. Am Abend dieſes Tages endlich ließen zwei Schreiben der Hen. v. G. und S. ein, welche Recrimination hinſichtlich der Beleidigung, welche He. v. W. dem Hrn. v. G. hatte ſagen laſſen, enthielten; auch lag der Beſchluß „einiger" Offiziere bei, kraft deſſen Hr. v. G. dem Hrn. von H. eine Genugthung nicht zu geben hatte, und der ſogleich in der „Kaelsruher Zeitung" abgedruckt wurde. Es wurde nun Hr. v. G. neuerdings aufgefordert, dee Herausforderung des Hrn. v. H. zu entſpeechen, wobei Hr. v. W. erklärte, er werde, bevor dieſe Genugthuung nicht erfolgt ſey, ſeinerſeits eine Genugthuung Hrn. v. G. nicht geben. Statt einer Antwort, die erwartet werden durfte, wuede Hr.

Digitized by Google

v. W. in der Nacht beim Nachhauſegehen von den Hrn. v. G. und v. Z. auf der Straße barſch angehalten, und von Erſterem gefragt, ob er ihm Genugthuung geben wolle. Der Angehaltene wiederholte ſeine obige Erklärung, worauf Hr. v. G. ihm mit der Fauſt drohte und ihn aufforderte, ſein Ehrenwort zu geben, ſich mit ihm vor jedem Anderen zu ſchlagen. So perſönlich beleidigt, zögerte Hr. v. W. nicht länger, zu erklären, er werde ſich nunmehr und in dieſer Nacht noch mit ihm ſchlagen. — Hr. v. H. ſchließt nun ſeine Darſtellung mit folgenden Worten: „Nach dieſem Zwiſchenfalle kam Hr. v. Wereſkin in Begleitung eines Freundes zu mir zurück, um mir von dieſem nächtlichen vorſätzlichen Aufpaſſen Meldung zu machen und ſein tiefes Bedauern zu bezeugen, ſeine Verpflichtung gegen mich, ſich erſt, nachdem Hr. v. G. mir die verlangte Genugthuung gegeben haben würde, mit demſelben zu ſchlagen, nicht halten zu können. Am andern Morgen fand der unſelige Zweikampf zwiſchen Hrn. v. Wereſkin und Hrn. v. Göler ſtatt. Der Erſtere wurde getödtet, und der Letztere ſchwer verwundet. Die Feder ſträubt ſich, Das niederzuſchreiben, was ich bei Empfang dieſer ſchrecklichen Nachricht gefühlt habe, was ich in dieſem Augenblicke noch empfinde, und was der Schmerz in meinem ganzen Leben niemals verwiſchen wird. Allein ich frage einen jeden Menſchen, der Herz hat, was die beleidigte Ehre in meiner Lage vorſchrieb, und ob ich nicht Alles gethan habe, was Menſchen möglich war, um die mörderiſche Kugel auf mich zu leiten? Mein ganzes Leben lang werde ich meinen unglücklichen Freund beweinen; er war würdig, ſich der ſchönſten Sache der Welt zu weihen, und hätte niemals in einem ſo unglücklichen Zweikampfe fallen ſollen. Die göttliche Vorſehung wird ſo viel begangene Ungerechtigkeiten beſtrafen! Die Zeit wird ſowohl die Motive als die Urheber ſo vieler Verbrechen an Tag bringen. Ihnen gehören daher die Gewiſſensbiſſe über den frühzeitigen Tod meines unſchuldigen Freundes, mir der Schmerz und das gute Recht.“

Notizen-Blatt.

Miscellen. (Induſtrieller Luxus.) In der Vorſtadt St. Germain macht jetzt ein eleganter Scheerenſchleifer Aufſehen. Der Induſtriemann fährt ſeine Schleiferei in einem prachtvollen Phaeton umher, den ein Vollblutpferd im pomphafteſten Geſchirre zieht!

Die „Bl. f. lit. U.“ geben eine „Phyſiognomik der Tracht.“ In dieſem intereſſanten Aufſatze heißt es u. A. von der unſchönen Tracht des weiblichen Geſchlechts, daß namentlich Auszeichnung verdient ihr Kopfputz, ihre Hüte, die den Menſchenkopf zum Roß- oder Heuſchreckenkopf machen, und ihr Lockenbau, welcher letztere vor noch nicht lange wie ein Anſatz zur Behornung (Uebergang von dem Wiederkäuer mit geſpaltener Klaue zum Huf), oder wie das Neſt eines Vogels und zwar nicht gerade des zierlichen Colibri, ſondern das eines Raubvogels, zum Wenigſten wie das einer Elſter mitſammt ihrer Beut ſich ausnahm. Bei der männlichen Tracht werden unter den modernen Kleidungsſtücken die Hoſen und der Frack die entſchieden merkwürdigſten ſeyn. Der Frack insbeſondere iſt bei all der unbedingten Verehrung, die er genießt, in der That das am meiſten Aufſehen erregende und zugleich räthelhafteſte Kleidungsſtück. Würde Einer der Vorwelt ſeinen Enkel in ſolcher Tracht ſehen, ſo würde er wohl in Verſuchung kommen, ihm zuzurufen: Mein Kind, du haſt dich ja falſch angekleidet, du haſt das Vorderſte zu hinterſt genommen! Auch bei der Verwechslung dieſes Hyſteronproteron würde zwar die Kleidung nichts weniger als ſchön werden, aber dieſe unnützen Flügel hätten dann doch die Fürſprache irgend eines Zwecks für ſich, nämlich die Stelle einer Schürze zu vertreten, während ſie jetzt zwiſchen dem Extrem eines Stricks zum beliebigen Feſthalten und des Schurzfells der Bergleute ſich hin und her bewegen. Wie in aller Welt iſt man zu dieſem Kleidungsſtück gekommen? Wir müſſen es uns als Carricatur denken und es wird ſich uns leicht enträthſeln. Seine urſprüngliche Geſtalt war der Rock mit einer Reihe Knöpfe und ziemlich langen Schößen. Dieſe Schöße hinderten am raſchen Gehen, und es wurde die vordere und hintere Ecke jedes Schoßes in der Mitte für die Zeit des Gehens entweder mit einem Knopf oder auch nur mit einer Schlinge vereinigt. Ueberreſt dieſer Entſtehung iſt noch der militäriſche Frack, deſſen Revers ſowohl als die doppelte Farbe auf ſeinen Flügeln nichts Anders iſt, als der umgeſchlagene Rock, der durch das Umſchlagen ſein andersfarbiges Futter ſehen ließ. Hierbei durfte aber die Mode nicht ſtehen bleiben, ſie ſchnitt ab, was Anfangs nur umgeſchlagen war, ſie ſchnitt immer mehr, immer tiefer, wie jener der zu träge war, ſeine ſchmutzig gewordenen Rockſchöße zu reinigen, und ſie durch das wiederholte compendiariſche Abſchneiden der Kürze halber bis zum Wamms verkürzte. Hier kam es zwar nicht bis zum Wamms zurück, ſondern zu einem Zwiſchenweſen, das nicht Fiſch und nicht Fleiſch war, und das ſich eben damit als die Carricatur von beiden bezeichnete. Selbſt die Uniformen machen keine Ausnahme, und faſt ſcheint es, daß ein bäuriſches Herausputzen mit Gold und Silber die Beſtimmungen der Schönheit bei ihnen vertreten ſoll. Der ihnen eigenthümliche ſtehende Kragen, namentlich wenn er, wie bei den meiſten militäriſchen Uniformen, vorn geſchloſſen iſt, entſtellt eine der ſchönſten Partheien der menſchlichen Geſtalt, den Hals, welcher, ſtatt das Haupt frei zu tragen, nun zum unförmlichen, unbeholfenen Block wird, auf den oft etwas noch Unförmlicheres, ſey es nun ein preußiſcher Hut oder Czako oder Kolpack u. ſ. w. (mit Ausnahme des ſchönen Helms) hingepflanzt iſt.

(Der Klaſſicismus.) Die Spitzbubeninduſtrie in Paris fängt jetzt ſogar an, ſich klaſſiſcher Mittel zu ihren Erfolgen zu bedienen. So declamirte neulich, um eine Maſſe Menſchen auf einem Platze zu feſſeln, ein großer junger Menſch in den elyſäiſchen Feldern die Rollen des Oedip, die Ligier im Theater français gibt. Man fragte ſich zuerſt, ob der Menſch verrückt ſey. O nein, lautete die Antwort, er will ſich nur an das Publikum gewöhnen, weil er im Theater auftreten will! Unterdeſſen fingen die Freunde des Redners an, ſich an das Publikum zu gewöhnen und mit großer Geläufigkeit Taſchenentleerungs-Experimente zu machen, bis die Polizei dahinterkam, in dem Declamator bei näherer Beſichtigung auch einen alten Freund erkannte und ihn, mit möglichſter Artigkeit wegen Störung in ſeinen literariſchen Beſtrebungen um Entſchuldigung bittend, ohne Erbarmen nach der Wache führte.

Von den Notizenblättern erſcheinen wöchentlich 3 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 114. Donnerstag, 21. September 1843.

Die neueſten Verſuche in der Kunſt zu fliegen.

Nie war man ſo ſehr als in unſerer erfindungsreichen Zeit berechtigt, die Frage aufzuwerfen, ob das Fliegen dem Menſchen für immer verſagt ſey, oder ob auch dies zu den Wundern gehöre, die der menſchliche Verſtand ebenfalls noch zu realiſiren beſtimmt iſt, und die wir nur vorläufig eben ſo für unmöglich erklären, als man vor hundert, ja vor fünfzig Jahren die Behauptung, daß man einſt ohne animaliſche Zugkraft die größten Entfernungen mit einer wenigſtens viermal größeren Geſchwindigkeit, als früher, zurücklegen würde, für Wahnſinn erklärt hätte. Aber auch in früheren Zeiten hat man ſich mit dieſer Aufgabe beſchäftigt, und es hat nicht an Verſuchen gefehlt, ſie zu löſen. Der erſte Luftſchiffer, von dem uns die Geſchichte erzählt, iſt Dädalus, der große Erfinder und Mechaniker der Urzeit. Er gehört allerdings noch dem mythologiſchen Gebiet an; indeß hat gerade ſeine Luftfahrt durchaus kein mythologiſches Gepräge; es wirkt dabei kein Gott mit, noch irgend ein Pegaſus oder ein anderes Wunderthier, auf dem er durch die Luft reitet. Der Mythus erzählt uns freilich nur, daß er Flügel aus Federn gemacht und mit Wachs befeſtigt habe, und wenn das Ganze nicht eine bloße Dichtung iſt, ſo muß der Apparat des Dädalus gewiß etwas komplizirter geweſen ſeyn; doch ſchon in dieſem Wenigen ſehen wir ein reines Produkt verſtändiger Mechanik vor uns, und in ſofern kann man Dädalus als den Vorläufer unſerer Greens und Henſons anſehen. Außer Dädalus hat Niemand im Alterthum einen Verſuch zu fliegen angeſtellt; im Mittelalter beſchäftigte man ſich ſchon mehr mit der Frage, aber erſt im 16ten Jahrhundert, als alle Arten von Experimenten gemacht wurden, um den Menſchen und die Werke ſeiner Hände zu den Wolken zu erheben, fanden Flug-Speculationen viel Unterſtützung. Karl V. wünſchte ſehnlichſt, triumphirend durch die Luft reiten zu können. Er nahm nicht bloß Künſtler, die fliegende Maſchinen zu errichten ſtrebten, in Schutz, ſondern war perſönlich bei ſolchen Verſuchen zugegen. Man erzählt uns, daß bei des Kaiſers Einzug in Nürnberg ein zu dieſem Zweck konſtruirter künſtlicher Adler aus der Stadt flog, um ihn zu bewillkommen, und als er ſich von den Regierungsgeſchäften zurückgezogen, bediente er ſich eines geſchickten Mechanikers, Namens Turriano, der eine künſtliche Fliege machte, welche in der Richtung, die man ihr gab, hinflog und von ſelbſt wieder in die Hand ihres Herrn zurückkehrte. In derſelben Zeit lebte der Biſchof Wilkins und der Jeſuit Lana, welche, obwohl ſie ſelbſt nicht fliegen konnten, doch Anderen viele weiſe Anleitungen zum Fliegen gaben. Biſchof Wilkins nimmt vier Arten an, auf welche ſich der Menſch durch die Luft bewegen könne: erſtens durch Geiſter oder Engel, zweitens durch Vögel, drittens durch Flügel, die am Körper befeſtigt ſind, und viertens durch einen fliegenden Wagen. Verſuche, die erſtgenannte Art in Anwendung zu bringen, werden von dem guten Biſchof nicht gebilligt, obgleich er meint, daß die Hexen in ſeiner Zeit auf dieſe Weiſe durch die Luft ritten. Dem Plan, eine Heerde Vögel ſo abzurichten, daß ſie einen Menſchen durch die Luft tragen kann, ſchenkt er mehr Aufmunterung, und da wir in unſeren Tagen einen Bauer geſehen, der ſich in einen Wagen von einem Schwarm Gänſe auf dem Boden fortziehen ließ, ſo können vielleicht auch klügere und ſtärkere Vögel von einem Naturforſcher abgerichtet werden, ihn durch die Luft zu transportiren. Die dritte Methode mit Flügeln, die am Körper befeſtigt ſind, iſt ſeit Dädalus Zeit bis auf die unſrige am meiſten verſucht worden; die vierte von ihm vorgeſchlagene Methode dagegen iſt im Luftballon realiſirt, und obgleich die Möglichkeit, ihn zu lenken, noch fehlt, ſo iſt doch die Aufgabe, das Gewicht des menſchlichen Körpers in der Luft zu erhalten, welche früher für den größten Stein des Anſtoßes galt, mit Glück gelöſt worden. Der Ballon iſt eine wichtige Thatſache. Biſchof Wilkins, wenn er lebte, könnte auf ihn als die vollkommene Verwirklichung ſeines vierten Vorſchlags hinweiſen, und zu der Zeit, als er ſchrieb, wäre das Aufſteigen eines Mannes in einem Ballon für ein größeres Mirakel gehalten worden, als bei uns ſein Flug durch die Luft mit bloßen Flügeln. Da ſteht Herr Green, der ohne die Hülfe anderer Geiſter als ſeinen eigenen unerſchrockenen, an tauſend Meilen durch die Luft gefahren iſt und jetzt im Begriff ſteht, über das Atlantiſche Meer zu fliegen, und doch hören wir nicht auf, über Biſchof Wilkins zu lachen, welcher vorherſagte, daß dies einſt geſchehen würde. Noch erwähnen wir eines ſehr glücklichen Verſuchs, zu fliegen, der im 17ten Jahrhundert von einem Schloſſer Namens Bernier, aus Sable im ſüdlichen Frankreich, gemacht wurde. Er konſtruirte einen geflügelten Apparat, in welchem die Muskeln der Beine und Arme in Thätigkeit geſetzt wurden, und ſo konnte er von einer Höhe aus über Häuſer und Flüſſe hinwegfliegen; aber er konnte nicht in die Höhe ſteigen, ſondern mußte von einem erhabenen Punkte aus ſeine Fahrt beginnen und kam in ſchräger Richtung allmälig hinunter.

Nachdem man im Ballon das Mittel gefunden, ſich in die Luft zu erheben, gab man anfangs die Verſuche, auf mechaniſchem Wege allein die Luft zu durchſchneiden, ganz auf, und die Lenkung des Ballons wurde das einzige Ziel, das die Aëronauten zu erreichen ſtrebten.

Digitized by Google

Man verſuchte mit Hülfe von Segeln und großen Rudern dem Ballon eine von der des Windes verſchiedene Richtung zu geben, aber der Mangrl eines Stutzpunktes machte dieſe Verſuche ſcheitern. Herr Green hat in den letzten Jahren einen ſolchen Stützpunkt zugewinnen geſucht, indem er eine Verbindung zwiſchen dem Ballon und der Erde vermitelſt eines Leitſeils herſtellte, und das mit einigem Erfolg. Er verſuchte es auch, durch rotirende Dachfahnen einen Ballon zu lenken. Dieſer Plan gelang in einem Modell, als kein Lüſtchen ſich regte; aber die Kraſt war zu ſchwach, dem leichteſten Windſtoß zu widerſtehen.

Da die Verſuche, den Ballon zu lenken, mißlangen, ſo nahm man die urſprüngliche Idee, durch mechaniſche Mittel allein zu fliegen, wieder auf. In England hat ſich beſonders Sir George Cayley viel hiermit beſchäftigt, und es ſoll ihm wenigſtens gelungen ſeyn, eine Maſchine zu konſtruiren, wodurch er von einem Baume zum andern fliegen konnte, von der Spitze des einen zum Fuße des anderen. Projekte, die in der Theorie ſinnreich genug waren, ſind außerdem von Zeit zu Zeit in England, Amerika und auf dem Kontinent angekündigt worden, haben aber noch keine praktiſche Ausführung erhalten. Oft hörten wir, daß Herr N. N. es endlich gefunden habe, und daß er nächſtens ſich emporſchwingen werde. Zuweilen hat man ſogar den Tag angekundigt; aber immer trat ein kleiner Unfall oder irgend ein widriger Umſtand dazwiſchen, der den Erfinder aufzuſteigen verhinderte.

Endlich haben wir noch von der neueſten Erfindung in England zu ſprrchen, welche ſchon in ſo fern eine beſondere Beachtung verdient, als ſie durch ein Patent des Lordkanzlers die Beſtätigung der höchſten Behörden erhalten hat, und man ſogar beim Parlament um eine Sanction derſelben eingekommen iſt. Eine Maßregel, die ſo patroniſirt und ausposaunt wurde und die, neben anderen Vortheilen, auch den verſprach, uns Indien bis auf eine Tagreiſe nahe zu bringen, konnte nicht umhin, das höchſte Intereſſe beim Publikum zu erregen. Doch iſt dieſes Interrſſe für die Flugmaſchine Henſon's — ſo heißt der Erfinder — durch die ohne Zweifel unvermeidliche Verzögerung des erſten Verſuchs etwas abgekühlt worden, und inzwiſchen hat ſich ein Schwarm von Gegnern mit der Feder in der Hand erhoben, um die Maſchine und ihren Urheber zu Boden zu reißen. Die Hauptſtucke derſelben ſind: eine geneigte Ebene, durch deren horizontalen Druck gegen die Luſt eine aufſteigende Kraſt gewonnen wird, rotirende Windmühlenflugel, welche den Apparat vorwärts treiben, und eine Dampfmaſchine als bewegende Kraſt. Die gewichtigſten Schwierigkeiten, die dagegen erhoben worden ſind, betreffen die ſchwerfällige Maſſe der Maſchine, und faſt Alle ſind darüber einig, daß, wenn auch das Princip richtig iſt, der Plan wenigſtens in der Form und den Proportionen, die Herr Henſon vorſchlägt, nicht gelingen kann. Die geneigte Oberfläche, vermittelſt welcher er in die Hohe ſteigen will, ſoll 4500 Quadratfuß einnehmen; die Dampfmaſchine ſoll 600 Pfund wiegen, und das Gewicht des ganzen Apparats mit allem Zugehör wird auf 3000 Pfund geſchätzt. Das Meiſte trägt zu dieſer Laſt die geneigte Oberfläche bei, die aus Segeltuch beſteht, welches uber Bambusrohr ausgebreitet und mit Eiſen befeſtigt iſt; doch mit ſolchen Materialien und riner ſolchen Ausdehnung wäre es unmöglich, bei gemäßigter Geſchwindigkeit der Wirkung der Luſt zu widerſtehen; und mit einer großen Geſchwindigkeit würde eine viel kleinere gegen den Horizont geneigte Oberfläche hinreichend ſeyn.

Auch der Franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften iſt von einem Herrn Chabrier ein Projekt zum Fliegen mitgetheilt worden, das auf viele Berechnungen hinſichtlich der Muskelkräfte von Vögeln und Menſchrn gegründet iſt. Das Reſultat dieſer Berechnungen iſt nämlich, daß der Menſch nicht das ganze Gewicht ſeines Körpers durch bloße Muskelkräfte in der Luſt zu tragen vermag. Um nun die Anziehung der Schwere zu überwinden, ſchlägt er vor, daß man zwei große Flügel konſtruire, die eine Quantität Waſſerſtoffgas enthalten, welche hinreichend iſt, den größeren Theil drs Körpergewichts in der Luft ſchwebend zu erhalten. Die Muskeln der Arme und Beine ſollen dazu angewandt werden, die Flügel nach Art von Vogelflügeln zu bewegen. Der Grund, warum nur ein Theil des Korpergewichts getragen werden ſoll, liegt in der Abſicht, eine Widerſtandskraft zu gewinnen, vermittelſt deren der Luftſchiffer horizoutal gegen den Wind forlrudern kann. Der Bericht des Herrn Ravier, der mit zwei anderen Akademikern dieſen Plan unterſuchte, war nicht günſtig; es wird darin aus Chabrier's eigenen Berechnungen bewieſen, daß man gezwungen ſeyn würde, faſt das ganze Gewicht des Körpers durch die Gas-Flügel ſchwebend zu erhalten, und daß alſo der Luftſchiffer keine Kraft übrig behalten würde, um gegen den Wind fortzukommen.

(Schluß folgt.)

Das Ohrfeigengeſicht.

(Pariſer Gerichtsſcene.)

Herr Ma erſcheint wegen Thätlichkeiten gegen ſeinen Oberen vor dem Disciplinarrathe der Nationalgarde.

Der Präſident: Sie haben Ihren Sergent-Major geſchlagen.

Herr Ma: Möglich, daß ich ihn geſchlagen habe. Das iſt mein Unſtern.

Der Präſident: Was that er Ihnen?

Herr Ma: Erſtens hat er eine Figur, die mir nicht gefällt. Sie wiſſen doch, daß es Menſchen gibt, die einem auf den erſten Blick ein Gelüſt zum Ohrfeigen verurſachen. Zweitens kann ich keinen rothen Schnurrbart leiden, und er hat einen ſo rothen, daß ich, als er mir zuerſt auffiel, zu mir ſagte: Es ginge nicht mit rechten Dingen zu, wenn Du den Schlingel nicht einmal zauſteſt! . . . Und wie geſagt, ſo gethan. Es war Schickſals Wille.

Der Präſident: Er hat Sie alſo nicht provocirt?

Herr Ma: Ob er nicht? Mein Himmel, ſeit ſechs Wochen fordert mich ſein rother Schnurrbart heraus; und ich muß geſtehen, er iſt nicht bloß häßlich, ſondern hat auch einen brandfuchſigen Charakter, ein abſcheuliches Herz; ſo oft er mir in die Nähe kam, juckte mir's in der Hand, weshalb ich einſt zu ihm ſagte: „Bei Gott, mit einem ſolchen Schnurrbarte ſollte man wenigſtens mäuschenſtill ſeyn und ſich durch ein angenehmes Benehmen wieder menſchlich machen!“

Der Präſident: In Folge der Mißhandlungen hat er drei Tag im Bette gelegen.

Herr Ma: Wohl bekomm' es ihm . . . er hätte

Digitized by Google

ſchwitzen ſollen, bis er ſchwarz wurde, es hätte ihm nicht übel geſtanden.

Der Präſident: Wiſſen Sie wohl, daß er Sie vor's Zuchtpolizeigericht hätte citiren laſſen können?

Herr Ma: Das Zuchtpolizeigericht iſt ein alter Bekannter von mir; ich habe ſchon drei Mal die Ehre gehabt: erſtens wegen Ohrfeigen, zweitens wegen Fußtritte, drittens wegen Ohrfeigen und Fußtritte. (Gelächter.) Das iſt durchaus nicht lächerlich, es iſt mein Unſtern!

Der Präſident: Wie kamen Sie zu dem Vorfalle, der Ihnen hier zur Laſt gelegt wird?

Herr Ma: Sehr einfach. Mein Billet zur Wache ladet mich auf 9 Uhr; verſtehen Sie mich wohl, auf neun Uhr ſage ich. Nun erſcheine ich um halb neun Uhr auf dem Poſten und auf der Stelle fängt mein Sergent Major an zu kreiſchen, wie ein altes Weib.

Der Präſident: Das ſcheint nicht wahrſcheinlich zu ſeyn. Ein Unteroffizier ſoll ſchelten, weil jemand früh genug kommt . . .

Herr Ma: Ich wiederhole es Ihnen, er hat geſchrieen, ganz abgeſehen von den Grobheiten, die er gegen mich losließ. Er nannte mich ſogar ein Kameel, eine Bezeichnung, die auf meine Wenigkeit am Wenigſten paßt. (Heiterkeit.)

Der rapportirende Kapitän: Ihr Vorgeſetzter war in ſeinem Rechte.

Herr Ma: Als er mich Kameel nannte?

Der Kapitän: Er war in ſeinem Rechte, als er Ihnen den Text las.

Herr Ma: Weil ich eine halbe Stunde vor der Zeit erſchien?

Der Kapitän: Weil Sie um halb neun Uhr Abends kamen, ſtatt Morgens.

Herr Ma: Wußte ich das?

Der Kapitän: Das Billet beſagte neun Uhr Morgens.

Herr Ma: Nicht doch! Das Billet beſagte neun Uhr ſchlechtweg. Ich kann doch leſen.

Der Kapitän: Haben Sie das Billet bei ſich?

Herr Ma: Freilich; ſehen Sie her, auf Morgens ſteht ein Tintenfleck. Bin ich verbunden, die Tintenflecke zu leſen? (Gelächter.)

Herr Ma wird zu vier und zwanzig Stunden Gefängniß verurtheilt.

Vater Mathew.

Der Löwe des Tages der Themſe iſt der merkwürdige Mann von Irland. Nachdem er in St. Giles, Lambeth, Marylebone, dieſen Quartieren des Laſters und der Armuth, ſeinen Kreuzzug gegen das „ſüße Gift des gebrannten Waſſers" gepredigt und Tauſenden das heilige Zeichen der Weihe gegeben hatte, kam er vor einigen Tagen auf die Black heath (ſchwarze Haide) hinter Greenwich und zog, begünſtigt von einem der ſchönſten Sommertage, viele Tauſende der faſhionablen „Cockneys" (Provinzialname für die Londoner) nach dieſem vielbeliebten, durch Dampf auf Waſſer und Land zu jeder Viertelſtunde erreichbaren Luſtorte.

Vater Mathew iſt ein katholiſcher Prieſter aus der Grafſchaft Cork im Süden Irlands, noch jung, etwa 35 Jahre, von gefälligem Aeußern, mit der lebhaften Redegabe ſeines Volkes ausgerüſtet und von conſequentem, beharrlichem Eifer für die apoſtoliſche Sendung beſeelt. Mit Schmerz ſah er die fremde Schuld an dem Elend ſeines Landes durch deſſen eigene noch vermehrt. Das Laſter des Trunkes wüthete noch vor fünf Jahren in den entſetzlichſten Symptomen auf der Smaragd-Inſel und gab, was der Raub Englands nicht hatte erreichen können — die Seele eines braven Volks — dem letzten Verderben Preis. Vater Mathew hat mit ſichtbarem Beiſtande des Himmels gearbeitet. Ich bin durch faſt alle Grafſchaften Irlands gezogen, habe jenen „Monster meetings" beigewohnt und die Sammelplätze der unterſten Volksklaſſen beſucht, und nicht ein einziger Betrunkener iſt mir begegnet; die alten Whisky-Laden waren geſchloſſen oder in „shops of temperance" (Mäßigkeitshotels) umgewandelt, wo eine Taſſe Thee oder, wenn es weit kam, ein Glas Gingerbier gereicht wurde. Die Mäßigkeitsgeſellſchaften ſollen den Repealern angehören. Das iſt zum großen Theil wahr. Allein gerade in dieſer moraliſchen Beihülfe einer nüchternen, von niedern Leidenſchaften freien, in den Sinnen geſunden Volksmaſſe liegt nicht der letzte Werth jener Bewegung, welche die Welt in Staunen ſetzt

Vater Mathew, als ein echter Philanthrop, trug ſeinen Beruf auch über den Georgskanal in das feindliche Land. An Stoff fehlt es da wahrlich nicht. Wer je über Liverpool, Mancheſter, Leeds nach Birmingham gegangen iſt und den furchtbaren Jammer der engliſchen Handels- und Induſtriegröße geſehen hat, kennt den Abgrund des Verderbens, dem Mann, Weib u. Kind mit dem Branntweinglaſe in der Hand zutaumeln. Vater Mathew's Meetings in den Fabrikdiſtrikten ſind Oaſen, in eine Wüſte geſetzt.

Nachdem er das Beſte, was er konnte, da gethan, kam der Apoſtel in die Hauptſtadt, deren zwei Millionen bald zur Hälfte ihn nöthig haben. Erinnert euch, die ihr London ſaht, an die „Gin palaces" ſchwimmend in Gaslicht, funkelnd in allen Farbengläſern, voll Comfort und Eleganz, nicht ſeitab, ſondern mitten in den erſten Straßenlinien in Regentſtreet, in Piccadilly, am Parlament, an Drurylane, ſelbſt bei St. Pauls — und Innen und Außen das Gedränge des bleichen, apathiſchen Volkes, ſtierend nach dem Glaſe des Lebens und des Glückes, das für zwei Pence zu kaufen. Dieſen — wer zählt ihre Zahl? — kam Vater Mathew ein rettender Heiland. Statt des Kreuzes, das einſt Papſt Clemens den weltlichen Pilgern nach Paläſtina auf den Mantel heftete, gibt der iriſche Prieſter die „pledge" ſeinen Neophyten. Dieſe pledge iſt ein Diplom, ein beſcheidener Streifen Papier mit Illuſtrationen und Emblemen in Steindruck, dazwiſchen die Deviſen und das feierliche Gelübde. Hier iſt eine treu officielle Copie:

„Gegründet von dem verehrungswürdigen Theobald Mathew. 10. April 1831.

„Mäßigkeitsverein in London.

„Ich verſpreche, mich zu enthalten aller berauſchenden Getränke, ausgenommen der als Medicin und auf Ordre eines Arztes verſchriebenen, und aufzugeben für immer alle Unmäßigkeit.

„John R. hat genommen das Diplom der abſoluten Enthaltſamkeit. 12. Auguſt 1843.

„Nr. 4,567,890.

Gez. Rev. Mathew — Präſident."

Zeichnung zur rechten Seite der Worte:

Digitized by Google

Ein brennendes Licht, um welches Schmetterlinge flattern. Eine Weinflaſche, welche die verſuchende Schlange entſiegelt. Das Thier zittert mit der Zunge und ſein Auge ſchmeichelt wie das eines Amphytrion, der zu einer vergifteten Mahlzeit einladet. Ein Todtenkopf mit Knochen unter einem Krug. Darunter Mann und Weib im Streite zwiſchen umgeworfenen Möbeln, zerbrochenem Geſchirr u. ſ. w. Katze und Hund balgen ſich, die Kinder ſchreien, das Ganze eine hogarth'ſche Familienſcene. Ueberſchrift: „Intemperance."

Zur linken Seite:

Ein Medaillon mit Kreuz, Oſterlamm und den Worten: „In hoc signo vinces." Daneben ein Korb, um den fleißige Bienen ſchwärmen. Tiefer das Horn des Ueberfluſſes, Aehren, Blumen, Geld ausſtrömend; darunter eine Familie als Seitenſtück gegenüber, doch im guten Contraſt. Feuer auf dem Heerde, ein Tiſch mit dampfendem Theekeſſel (Mathew's Anhänger heißen auch Teatotalers, Theetrinker) und ein ganzer Berg von Butterbroden. Der Vater liest gravitätiſch, die Mutter iſt eben im Ausgießen des chineſiſchen Trankes, und die Kinder ſitzen beſcheiden und ſittſam, wie es guten Kindern ziemt. Selbſt die Katze hat ein ſehr friedliches und würdiges Ausſehen und verträgt ſich gut mit dem Hunde, der bei ihr liegt. Dieſe Scene hat die Inſchrift „Temperance." London, Ende Auguſt 1843. (Köln.Z.)

Correſpondenz.

Frankfurt, 18. September.

Unſere Theaterdirection zog vorgeſtern eine Niete und geſtern einen Treffer; erſtere durch das Raupach'ſche Luſtſpiel, »Herz und Scherz.« Das fünfactige Stück iſt gewaltig langweilend, da ſich die Handlung mühſam hinſchleppt und durch rhetoriſche Abhandlungen erſetzt werden ſoll. Der Dialog iſt nicht ohne Geiſt, auch mit einigen zündenden Witzen gewürzt, aber die endliche Entwickelung des Luſtſpiels iſt ſo kläglich, daß das Publikum den Dichter auslachte und das Stück Fiasco machen mußte. Die Aufführung war im Ganzen gut, obgleich Mad. Frühauf die junge Markgräfin, eine Donna Diana in Rococo, wie eine Soubrette ſpielte, Herr Baiſon den Pfalzgrafen zwar etwas zu düſter zeichnete, ſonſt aber ſehr gut ſpielte. — Dagegen ſegelte die geſtern zum erſtenmale aufgeführte komiſche Oper von Auber »des Teufels Antheil« in einem Meere von Beifall dahin. Die Muſik iſt leicht und hat anſprechende melodiereiche Nummern; das Sujet, obgleich einen Unſinn behandelnd — ein junger ſpaniſcher Cavalier verſchreibt ſich dem Teufel — „ſuperbe und ſehr unterhaltend." Man muß es Hrn. Gollmik, der das Sujet nach Scribe bearbeitete, zugeſtehen, da er es ſehr gut ausarbeitete. Die Aufführung war bei der ſchweren mise en scène der Oper für das erſtemal trefflich, und namentlich Hr. Chrudimsky als Rafael d'Eſtumiga ausgezeichnet in Spiel und Geſang. Die Parthie iſt nur für einen Spieltenor und da Hr. Chrudimsky dies ſonſt nicht iſt, überraſchte er um ſo mehr durch ſein dramatiſch wirkendes Spiel. Dieſe Oper wird gewiß bald wiederholt. — Heute Abend ſehen wir Herrn Kaiſer vom Schweriner Hoftheater als Shylock; er ſpielt auf Engagement. —ff—

Mainz, im September.

Wenn die deutſche Converſation in Verlegenheit geräth, nimmt ſie gewöhnlich zum Wetter Zuflucht. Wenn das deutſche Wetter einmal auf den ſonderbaren Einfall kommt, gänzlich auszubleiben, ſo muß die deutſche Unterhaltung ihr Teſtament machen. Wo gäb' es in Deutſchland eine Liebe ohne Wetter? Mit den Worten: »Es iſt ſchönes Wetter!« eröffnet ein deutſcher Jüngling die Liebespräliminarien, aus denen ſich ſpäter die Ehe entwickelt. Mit dem ſchönen Wetter und der Liebe fangen wir an und mit der Ehe und dem Donnerwetter hören wir auf. Weil ich nun diesmal auch nichts Wichtiges zu ſagen weiß, beginne ich ebenfalls mit dem Wetter und überlaſſe es den himmliſchen Göttern und meiner irdiſchen Feder, dieſe Correſpondenz zu einem ſeligen Ende zu führen. Alſo! Wir haben ſeit mehreren Tagen das ſchönſte Wetter, welches eine große Menge Reiſender rheinauf- und abwärts führt und unſern Gaſtwirthen ein zufriedenes Lächeln abgewinnt. In der That! Es iſt jetzt hier ein reges Leben; die Touriſten drängen ſich am Rheinufer und die Dämpfer ſind oft überfüllt. Deutſche und ausländiſche Gelehrte, deutſche und ausländiſche Krieger, deutſche und ausländiſche Diplomaten reichen ſich oft an der Tafel die Speiſen, ohne ſich zu kennen. An jeder Table d'hote ein Dutzend Unſterblichkeiten. Dieſem ſchönen Wetter iſt es aber auch zuzuſchreiben, daß unſer Theater, auf welchem ſchon fünf Vorſtellungen gegeben wurden, ſehr ſchlecht beſucht wird. Ueber die Kräfte unſeres Perſonals läßt ſich bis jetzt noch nichts ſagen; vielleicht gewinnt in dieſer Saiſon das Theater wirklich das Anſehen eines Tempels, wie man uns von gewiſſen Seiten verſichert. — Die Gemälde-Ausſtellung, welche, wie ich Ihnen bereits geſchrieben, viel Mittelmäßiges und noch mehr Schlechtes darbot, wurde nur ſehr ſpärlich beſucht. Man hat hier überhaupt ſehr wenig Intereſſe für Kunſt. Ob die reizende Natur, die herrliche Umgebung der Stadt jene Theilnahmloſigkeit an Allem, was die Kunſt berührt, hervorruft, vermag ich hier nicht zu entſcheiden; genug, der Kunſtſinn iſt hier nicht im Geringſten rege; vielleicht, daß es in der Schulbildung liegt, man thut überhaupt in den Schulen noch viel zu wenig, um das Auge der Jugend für's Schöne, Edle und in den bildenden Künſten empfänglich zu machen.

Das Blatt, welches Auerbach herauszugeben beabſichtigte, wird nicht das Licht der Welt erblicken; Auerbach ſcheint endlich doch eingeſehen zu haben, daß hier nicht der Ort für ein ſolches Unternehmen iſt. — Dieſe Woche befand ſich der bekannte Schriftſteller Waldrode hier und verlebte einen vergnügten Tag im Kreiſe einiger Freunde. Waldrode iſt ein anſpruchsloſer Mann, der außer ſeinem ſchriftſtelleriſchen Talente auch noch das der Geſelligkeit beſitzt. — Der bekannte Improviſator Beermann befindet ſich ebenfalls hier und beabſichtigt im großen Caſino-Saale zum Gutenberg eine ſogenannte Akademie zu geben. Beermann ſoll nach der Behauptung mehrerer Stimmberechtigten viel Talent beſitzen, doch wird er ſich ſchwerlich eines guten Erfolges hier erfreuen, wo ein Langenſchwarz die Kunſt der Improviſation in den Koth gezerrt hat. — Nächſte Woche wird die Blumen-Ausſtellung eröffnet. Vale! —m—

☆

Digitized by Google

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 115. Sonntag, 24. September 1843.

Die Ahnungen.

Novelle von C. v. Wachsmann.*)

Motto.

„Dergleichen Stimmen giebt's — Es iſt kein Zweifel."
Schiller, im Wallenſtein.

Eine jener zahlreichen, aus Verwundeten, Kranken, Gefangenen, Gepäck aller Art beſtehenden Trainkolonnen, wie ſolche in den Jahren 1808—1813 alle drei Wochen von Madrid nach Bayonne abgingen, hatte in Vittoria übernachtet und war eben im Begriffe, nach Mondragon aufzubrechen. Der Generalmarſch rollte, die Voltigeur-Hörner heulten zum Abmarſch, als auf dem ſchönen Platze, auf welchen die Straßen Zabateria, Herreria und Cuchilleria ausmünden, eine Schwadron Lanciers von der Weichſellegion aufritt, und ein junger Offizier, von einem deutſchen Truppen-Kontingente, eine Kompagnie Soldaten, von denen die meiſten den Kopf verbunden oder das Geſicht bepflaſtert hatten, in Ordnung ſtellte und mit vieler Sorgfalt die Gewehre unterſuchte. Wie es ſchien, war der junge Mann gleichfalls verwundet, denn er trug den Arm in der Binde und ſein, wenn auch nicht ſchönes, doch wohlgebildetes Aeußere trug Spuren von längeren Leiden. So wie er die Muſterung vollendet und die Soldaten das Gewehr beim Fuß hatten, ging er auf den Anführer der Lanzenreiter, welche abgeſeſſen waren, zu und bot ihm freundlich die Hand. Der Anführer der Polen hatte jene anziehenden Geſichts- und Körperformen, durch die mehrere Individuen jener Nation Jedermann, vor Allem aber den Frauen, ſo intereſſant erſcheinen. Er war hoch und ſchlank gewachſen, und auf dem ſchönen Körper ſaß ein Haupt, das dieſem angemeſſen war. Rabenſchwarze, glänzende Locken ſchloſſen ſich an das ovale, edle Antlitz, in welchem das von langen Wimpern beſchattete Auge, die leicht gebogene Naſe, das dunkle, einen ſehr kleinen Mund begränzende Schnauzbärtchen, ein ſo hübſches als männliches Enſemble und dabei die ausdrucksvollſte polniſche Nationalphyſiognomie bildeten. Auf dem Geſicht des Reiteroffiziers ruhte ein tiefer Ernſt, oder vielmehr ein faſt melancholiſcher Ausdruck, der nur in dem Momente, als der Deutſche ihm die Hand reichte, einem leicht vorübergleitenden freundlichen Lächeln Platz machte.

„Wie ich ſehe, haben Sie friſch laden laſſen, und ich denke, Sie haben wohl gethan!" ſagte der Pole zu Jenem.

„Nicht wahr?" verſetzte der Angeredete lebhaft. „Es wäre ein Wunder, wenn wir die Höhen von Salinas paſſirten, ohne angegriffen zu werden. Der Weg, den wir heute zurückzulegen haben, iſt die Gegend, wo die Guerillas Mina's und Empecinado's — manchmal auch alle beide — von den Trainkolonnen Abſchied zu nehmen und den nach Hauſe Zurückkehrenden ein kleines Andenken auf den Weg zu geben pflegen. Ich denke, diesmal wird es am allerwenigſten unterbleiben. Sahen Sie nicht, wie geſtern bei Sonnenaufgang ein ſtarker Reitertrupp — es war derſelbe, mit dem wir uns, als wir den Tag zuvor aus dem Paſſe von Pancorbo heraustraten, geſchlagen haben — oberhalb Miranda durch den Ebro ſetzte? Nun, dieſe Sennores werden uns heute gewiß auf's Höflichſte Valet ſagen, und ihnen zu Ehren habe ich meine Krüppel die Steine ſchärfen und friſch laden laſſen."

„Gewiß werden wir heute mit ihnen zu thun bekommen, und ich wünſchte, es wären die Einzigen," verſetzte düſter der Cavallerieoffizier.

„Warum?" entgegnete der Andere, wie es ſchien etwas verwundert. „Laſſen Sie noch ein Hundert ſich zu Jenen finden; die Kerle zerſtieben wie Spreu vor Ihren Lanzen."

„Das wohl," ſprach Jener im vorigen Tone; „findet aber eine Vereinigung bedeutender feindlicher Schwärme ſtatt, ſo iſt die Kolonne bei ihrer Ausdehnung nicht auf allen Punkten zu ſchützen."

„Beſonders bei der ſchändlichen Unordnung, die in ihr herrſcht! Sie haben Recht," fiel der Deutſche lebhaft ein; „können Sie ſich vorſtellen! Geſtern ſehe ich mit meinen leiblichen Augen, daß zwei Soldaten von den erbärmlichen Italienern, die wir bei uns haben, Patronen an ſpaniſche Bauern für Brod oder dergleichen verkaufen. Ich arretire ſie auf der Stelle, und was ſagte ihr Capitain, als es ihm gemeldet wurde? „Man müſſe die Sache nicht ſo ſtreng nehmen; wir wären ja faſt an der Gränze und bedürften die Patronen wohl nicht mehr." Auch die Gefangenen, die wir bei uns haben, waren weniger demüthigend und kriechend wie ſonſt, ſie ſchienen irgend etwas zu erwarten. Außerdem muß man unſere Kolonne ſehen, wie ſie in Ausdehnung von einer halben Stunde, faſt wie der Zug der Iſraeliten in einer alten Bilderbibel, über die Berge dahin zieht, um es unbegreiflich zu finden, daß wir nicht heftiger angefallen worden ſind."

„Allerdings," ſagte hierauf der Pole beiſtimmend. „Ueberdies iſt der General A. eben auch nicht der Mann —"

„Wer kennt ihn nicht!" fiel der Vorige ihm lebhaft in's Wort. „Er iſt einer von den Tuilleriengeneralen, die mehr auf den Parquets, wie auf dem Schlachtfelde ihren Grad erlangt haben. Jetzt geht er nach Dax in das Bad, da ihm die Gicht in den Leib gefahren, und damit ihm dort die Zeit nicht lang wird, nimmt er zwei abentheuernde Damen, welchen ich in Madrid allabend-

*) Aus deſſen Taſchenbuch „Lilien" für 1844.

Digitized by Google

lich auf dem Prado begegnet bin, mit ſich. Zu meinem Aerger habe ich dem Wagen eine Bedeckung von vier Mann geben müſſen.“

„Aufgeſeſſen! — Schultert's Gewehr!“ kommandirten jetzt die Offiziere, denn ein Mann, den die ſtarken Epauletten und die ſchwarze Feder im Hut als einen General kenntlich machten, ſprengte eben in Begleitung eines Adjutanten auf den Platz.

„Wir raſten auf dem Plateau von Salinas, Mr. Starzinski!“ rief er dem Polen zu. „Ich habe dem Kommandanten durch einen Bauer wiſſen laſſen, daß er Brod und Wein für die Kolonne heranſchaffen laſſen ſoll. — Sie, Mr. de Breitenbach, vertheilen Ihre Leute längs der ganzen Kolonne, damit Alles dichtauf bleibt und durch die Traineurs nicht Lebensmittel von den Wagen geſtohlen werden, wie geſtern vorgekommen.“

(Fortſetzung folgt.)

Die neueſten Verſuche in der Kunſt zu fliegen.

(Schluß.)

Nachdem wir ſo eine Geſchichte der bisherigen Aeronautik gegeben, betrachten wir noch die Möglichkeit zu fliegen an ſich und einige von den Mitteln, die zur Erreichung jenes Zieles führen können. Zuerſt entſteht die Frage, ob die Muskelkraft eines Menſchen allein hinreichend iſt, ihn in die Höhe zu heben und ſchwebend zu erhalten. Herr Chabrier beweiſt mit zahlreichen, tiefen Berechnungen, daß ſie dies nicht vermöge; die Erinnerung an einige der einfachſten Thatſachen wird das Gegentheil darthun. Die Herren Chabrier und Navier ſtellen folgende Berechnung an. Die Kraft eines gewöhnlichen Mannes iſt im Stande, 13 1/4 Pfund 3 1/4 Fuß hoch in der Sekunde acht Stunden täglich zu heben. Dies iſt ſo viel, als könne er 47,700 Pfund den ganzen Tag 26 Fuß hoch heben. Die Schwalbe erhebt ſich mit einer Geſchwindigkeit von 26 Fuß in der Sekunde in die Luft, und wenn wir das Gewicht eines Mannes auf 150 Pfd. ſchätzen, ſo bekommen wir, wenn wir 47,700 durch 150 dividiren, nur 318 Sekunden oder 5 Minuten als den kurzen Zeitraum, in welchem ein Mann ſich in die Luft erheben könnte, wenn man ſo die Arbeit eines ganzen Tages in fünf Minuten konzentriren könnte, was Herr Chabrier für durchaus unmöglich hält. Gegen dieſen Beweis, daß der Menſch nicht im Stande ſey, ſich durch ſeine Muskelkräfte in die Luft zu erheben, führen wir die Thatſache an, daß er dieſe angebliche Unmöglichkeit bei jedem Schritt, den er thut, ausführt. Beim Gehen wird das ganze Gewicht des Körpers bei jedem Schritt durch die Muskeln eines einzigen Beins vom Boden empor gehoben, und beim Erſteigen einer Treppe oder eines Hügels vermag er ſich durch fortgeſetzte Anſtrengungen allmählig in die Luft zu erheben. Allerdings hat er eine feſte Unterlage; aber wir wollen auch nur zeigen, daß, wenn eine feſte Unterlage vorhanden iſt, unſere Muskelkraft hinreicht, das Gewicht unſerer Körper in die Luft zu erheben; die Frage, wie eine ſolche Unterlage gewonnen wird, iſt von der Möglichkeit, ſich ihrer, wenn ſie da iſt, zu bedienen, durchaus zu trennen. — Auch Herr Navier giebt zu, daß die gewöhnliche Muskelkraft, die ein Arbeiter acht Stunden täglich anwenden kann, wenn ſie in fünf Minuten konzentrirt werden könnte, ſeinen Körper an 8000 Fuß hoch mit einer Geſchwindigkeit von 26 Fuß in der Sekunde zu tragen vermag. Nun hat man durch Verſuche bewieſen, daß man mit einer angemeſſen conſtruirten ausgedehnten Oberfläche, um der Luft beim Herabfliegen zu widerſtehen, eine horizontale Bewegung gewinnen kann, bei welcher man mit jedem Fuße, den man herunter kommt, acht Fuß vorwärts in horizontaler Richtung zurücklegen könnte. So könnte man alſo, wenn man 8000 Fuß in die Höhe geſtiegen iſt, einen ſolchen Flug hinunter nehmen, daß man 64,000 Fuß oder 12 Engliſche Meilen weit von dem Punkte, von welchem man aufſtieg, den Boden berührte.

Herr Chabrier meint, der Menſch könne ſich nicht mit ſeiner Muskelkraft allein in die Atmoſphäre erheben, weil es kein Mittel gebe, die Anſtrengung eines Tages in wenige Minuten zu konzentriren. Wenn auch die Arbeit eines Tages nicht ſo konzentrirt werden kann, ſo läßt ſie ſich doch über einen großen Zeitraum ausdehnen, wovon die mechaniſchen Kräfte uns häufige Beiſpiele geben. So können z. B. nur ſehr wenige Menſchen ſich an einem befeſtigten Strick bloß durch die Kraft ihrer Arme in die Höhe heben; wenn aber der Strick über eine Winde ginge und das eine Ende deſſelben an dem Körper eines Menſchen befeſtigt wäre, während er das andere in ſeiner Hand hielte, ſo könnte er ſich ohne Schwierigkeit erheben. Mit zwei oder mehr Winden würde die Anſtrengung noch kleiner; doch würde mit der Leichtigkeit auch das Maß von Zeit wachſen, das er brauchte, um eine gegebene Höhe zu erreichen; mit einer Winde hätte er, um einen Fuß in die Höhe zu kommen, zwei Fuß des Seils einzuziehen, und mit zwei Winden vier Fuß. Da die Schwierigkeit, das Gewicht des Körpers durch die bloße Kraft der Arme ſenkrecht in die Höhe zu erheben, ſo vermittelſt einer der mechaniſchen Kräfte leicht überwunden werden kann, ſo iſt es ſehr gut denkbar, daß daſſelbe Ziel auch mit Hülfe einer anderen der mechaniſchen Kräfte — der geneigten Ebene — erreicht werden könne, und wenn man der Bewegung ſtatt der ſenkrechten eine ſchiefe Richtung gäbe, ſo würde ſie noch viel ſchneller vor ſich gehen.

Man ſucht jetzt dadurch eine aufſteigende Kraft zu gewinnen, daß man eine geneigte Ebene horizontal gegen die Luft forttreibt, und obgleich wir gezeigt, daß es nicht unmöglich iſt, dieſe Kraft durch Muskelanſtrengung allein zu erreichen, ſo wäre es doch praktiſch beſſer, wenn noch eine andere bewegende Kraft zu Hülfe genommen würde. Leichtigkeit mit Kraft vereinigt iſt für dieſen Zweck weſentlich. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß über Kurz oder Lang eine bewegende Kraft entdeckt werden wird, welche dieſe Erforderniſſe in noch höherem Grade beſitzt, als irgend eine Vorrichtung, die wir gegenwärtig für die Anwendung des Dampfes haben, obwohl auch der Dampf in ſeiner gegenwärtigen Anwendung ſchon viel thun kann. Die Hauptſchwierigkeit jedoch liegt darin, eine Unterlage zu gewinnen, die ſich beſtändig in der elaſtiſchen Luft bewegt, und eben ſo feſte und leichte Materialien zu finden, aus denen der Apparat und ſeine tragende Fläche beſtehen kann. Der Plan, ſich hierbei einer Art von Windmühlenflügel zu bedienen, ſcheint noch die meiſte Beachtung zu verdienen. Die große aufſteigende Kraft ſolcher Flügel iſt durch Verſuche in kleinerem Maßſtab,

Digitized by Google

die ſich leicht wiederholen laſſen, erprobt worden. Wenn man vier Stück Krempelholz an Kork befeſtigt, in der Form von Windmühlenflügeln, und demſelben vermittelſt eines Strickes, der um eine an das Kork befeſtigte Spule gewickelt iſt, eine raſch rotirende Bewegung mittheilt, ſo wird der kleine Flug-Apparat ſich eine beträchtliche Höhe erheben. Wenn die Windmühlenflügel größer und von dünnem Eiſenblech gemacht ſind, ſo wird er 50 — 60 Fuß hoch ſteigen. Windmühlenflügel dieſer Art von verhältnißmäßiger Größe und ſehr ſchnell rotirend würden einen leichten Wagen mit großer Geſchwindigkeit auf einer Eiſenbahn fortbewegen können. Wenn mit dem Wagen eine zweckmäßig konſtruirte Fläche verbunden wäre, welche ſich ſchräg gegen die Luft fortbewegte, ſo könnte das auf den Schienen ruhende Gewichte vermindert und ſomit die Geſchwindigkeit geſteigert werden, bis der Wagen ſich in die Atmoſphäre erhübe und ſo vorwärts getrieben würde, von einer Luftbahn ſtatt einer Eiſenbahn getragen. (Mag.ſ.L.d.A.)

Buchhändler-Anzeige.

Beim Buchhändler Maculatorius ſind folgende intereſſante Werke erſchienen:

1. Die Kunſt binnen drei Stunden zwei Federkiele zu ſchneiden. Ein unentbehrliches Handbuch für angehende Beamte.
2. Der vollkommene Cigarrenraucher, mit einem Anhange: bereits verrauchte Cigarren wieder genußbar zu machen. — Ein Weihnachtsgeſchenk für folgſame Kinder.
3. Die Bereitung der Schweizerkäſe, ſammt einem Ueberblicke der politiſchen Ereigniſſe in der Schweiz überhaupt. — Ein Band koſtet einen Thaler; wer für einen Band zwei Thaler bezahlt, erhält ein Exemplar gratis.
4. Vollſtändige Geſchichte der Reibzündhölchen in 28 Bänden. gr. 8. Ein wahres Römerwerk. Mit 1000 Holzſchnitten.
5. Ueber die Verſteinerung menſchlicher Herzen. Eine Inauguraldiſſertation.
6. Welchen Einfluß hat die Einführung der Eiſenbahnen in Deutſchland auf den Genuß des Pferdefleiſches? Eine Abhandlung von einem Fiacre, mit dem Bildniſſe des Verfaſſers.
7. Verzeichniß Aller, welche Monumente erhielten, aber keine verdienen. Das Verzeichniß wird fortgeſetzt und ſehr umfänglich werden.

Correſpondenz.

Paris, 18. September.

Victor Hugo iſt hier angekommen; er hat ſich in ſeinem Schmerze abgeſchloſſen, und iſt unzugänglich ſelbſt für ſeine beſten Freunde; das Vaterherz will ſeine tiefe Wunde in ſtiller Einſamkeit ungeſtört ausbluten laſſen. Die furchtbare Kataſtrophe von Caudebec, die ſeiner Leopoldine das Leben koſtete, hat hier große Senſation gemacht; ſprach man doch auch viel von dem plötzlichen Tode des jungen Grafen von Maltzan in Berlin, von dem plötzlichen Dahinſcheiden des jungen ſchönen Fräuleins von Leſalle, Tochter eines Ordonnanz-Offiziers des Königs Louis Philipp in Pau, wohin ſie gereist war, um den Einweihungsfeſten der Statue Heinrichs IV. beizuwohnen, und wo ein hitziges Fieber ſie in einigen Stunden hinwegraffte. Warum machen ſolche Todes-Fälle ſo großes Aufſehen? Weil ſie Perſonen treffen, die mit Rang, Vermögen, kurz, mit allen Glücksgütern der Erde geſegnet ſind. Und die Armen! Wer kümmert ſich um ſie, wenn die arme Wittwe den einzigen Sohn, den Liebling ihrer Seele, wenn der beſcheidene Handwerker die gute Tochter in der Blüthe ihrer Jahre verlieren? Wer klagt mit ihnen? Welches Journal erhebt ſeine Stimme in einem Nekrologe, oder auch nur zu einigen Worten des Troſtes? Alles ſchweigt, und die Thränen der Armen fließen ungezählt, unbemerkt, ungetrocknet. Und doch ſtirbt man in Einem fort, überall, ober Euch, unter Euch, neben Euch; — in jeder Minute löſcht irgendwo auf dem Erdkreiſe ein Leben aus. Der Tod iſt eine Erdkrankheit, die wir Alle in uns tragen, und ſelbſt die ganz Friſchen, Kräftigen und Geſunden dürfen ſich nur als Convalescenten betrachten, die das leichteſte Recidiv augenblicklich tödten kann. Und doch gibt es ſo viele Menſchen, welche nie an den Tod denken, einige, die gar nicht an das Sterben glauben; zu dieſen gehört mein Freund G., ein kräftiger, ſtämmiger junger Mann von 30 Jahren, dem Leben und Geſundheit aus den hellen ſchwarzen Augen hervorblitzen; er ſieht ſo aus, daß ihm jeder Agent einer Lebens-Verſicherungsanſtalt ohne Weiteres ein Zeugniß hunderjähriger Lebensdauer geben würde. Wenn er hört, daß Jemand krank iſt, ſo ſagt er: Krank! dummes Zeug! der Mann will ſich intereſſant machen! Wir begegneten neulich einem Leichenzuge, der nach dem Pere Lachaiſe ging. »Was iſt das?« fragte er. »Eine Leiche, die zur Erde beſtattet wird,« ſagte ich. »Dummes Zeug!« entgegnete er, »ſtirbt man denn?« — und als wir bei einem Magazine von Trauerwaaren vorübergingen, rief er lachend aus: »Zu was iſt denn dieſes dumme Zeug?« — Und wer weiß, wo der gute ſorgloſe junge Mann in einem Jahre, in ſechs Monaten, in vier Wochen, ja vielleicht morgen ſchon iſt. — Die Trauerwaaren-Magazine vermehren ſich übrigens jetzt in Paris mit einer erſchreckenden Geſchwindigkeit; man findet ſie ſchon an jeder Straßenecke, und nur die Weinhändler, Reſtaurants, Kaffeehäuſer, Hutmacher und Tapetenfabrikanten können mit ihnen wetteifern; — aber auch dieſe augenſcheinlichen Beweiſe überzeugen meinen Freund G. nicht, und er behauptet, Niemand habe nöthig, zu ſterben, und wenn es doch geſchehe, ſo ſey das nur Zufall oder Ungeſchicklichkeit. Uebrigens bleibt ein ſolches Trauermagazin immer eine intereſſante Erſcheinung; andere Kaufleute beten für das Leben ihrer guten Kunden; der Trauerwaarenhändler iſt untröſtlich, wenn acht Tage keiner ſeiner Kunden geſtorben iſt. »Schlechte Zeiten!« ſagt er dann, — wenn aber die Cholera ausbricht, reibt er ſich vergnügt die Hände und ſagt: »Prächtige Zeit! jetzt geht es gut!«

Die Ernennung des Schauſpielers Marty zum Maire von Charenton hat auf dem Boulevard du Temple großes Aufſehen gemacht. Marty ſpielte 35 Jahre lang im Gaité-Theater die ehrlichen Leute, edelmüthigen Unbekannten in den Melodramen, die die Böſewichter entlarven und die Unſchuld retten; — er hatte dieſen Cha-

Digitized by Google

rakter glücklicherweiſe auch in ſein Privatleben übertragen, und wurde auf und außer dem Theater allgemein geachtet. Endlich brachte man ihn einmal dazu, einen Böſewicht zu ſpielen — das Publikum hielt das im Anfang nur für Verſtellung und wartete auf die Entwicklung; endlich war es wie verſteinert und einer fragte den andern: Iſt das wirklich der ehrliche brave Marty? — Marty ſelbſt konnte die ganze Nacht nicht ſchlafen; am andern Morgen ſchickte er die Rolle des Böſewichts zurück; wie er wieder als ehrlicher Mann auftrat, donnerte ihm tobender Jubel entgegen, Kränze flogen von allen Seiten auf das Theater, als ob eine arme Seele aus einer ſchweren Verſuchung gerettet worden wäre. — Jetzt iſt er einſtimmig zum Maire von Charenton gewählt worden.

In den Theatern Windſtille; das Variétés gab einen Schwank: „Sur les toils", der ſehr gefiel, das Vaudevilletheater ein Luſtſpiel in drei Akten: „L'écrin", das ebenfalls anſprach. —p—

Notizen-Blatt.

(Literairiſches.) Die „Allgemeine Zeitung" ſchreibt aus Florenz vom 10. September: Hrn. Tiſchendorf's bibliſch-kritiſche Reiſe hat ſeither den erwünſchteſten Fortgang gehabt. Von Februar bis Junius hat er unter großen Begünſtigungen die römiſchen Bibliotheken für ſeine Zwecke benutzt. Allerdings ließ ſich trotz fürſtlicher Verwendungen, ſowie der Schritte des franzöſiſchen Geſandten und des ſächſiſchen Geſchäftsträgers aus obwaltender Colliſion mit dem Cardinale Mai eine erſchöpfende Bearbeitung des berühmten, den Codex Ephraëmi Syri Rescriptus wenigſtens am Alter wohl noch übertreffenden vaticaniſchen Bibelcoder nicht erzielen. Wir erwähnen nur, daß ſich Se. Heiligkeit für die Sache der alt- und neuteſtamentlichen Textkritik mit beſonderem Intereſſe gegen Hrn. Tiſchendorf ausſprach. Er war übrigens vom Erzbiſchof von Paris mit einem empfehlenden Handſchreiben an den Papſt ausgeſtattet worden. In Florenz, wohin Hr. Tiſchendorf von Neapel reiſte, hat er den älteſten, im 6. Jahrhunderte geſchriebenen Vulgaten-Coder, von dem nur eine ſehr mangelhafte Vergleichung vorliegt, zum Behufe einer großen kritiſchen Ausgabe des lateiniſchen Textes des neuen Teſtamentes gründlich bearbeitet. Außerdem wird er demnächſt vier mit den ſchon bekannten, mehr oder weniger ſich berührenden apokryphiſchen Evangelien in lateiniſchem Text, gewonnen aus den italieniſchen Bibliotheken, zur Erſcheinung bringen. Zu Anfang nächſten Jahres gedenkt er, fortwährend unter der gnädigſten Protection der kgl. ſächſiſchen Regierung, ſeine Forſchungen noch nach Griechenland und nach Paläſtina auszudehnen.

Von Niccolini, dem größten der gegenwärtig lebenden Dichter Italiens, ſieht man nächſtens einem neuen Drama mit Spannung entgegen. Es heißt Arnold von Brescia. Niccolini hat ſich darin ganz hiſtoriſch gehalten; aber eben die geſchichtliche Wahrheit wird in der ſchönen Form Niccolini's außerordentlich imponiren. Es iſt in Frankreich gedruckt worden, obſchon die liberale Regierung des Großherzogs, eines des Mediceerthrones vollwürdigſten Fürſten, kaum Hinderniſſe für den Druck durch Florentiner Preſſen beſorgen ließ. Daß aber dies Drama auf größere Sympathie im deutſchen Norden als im italieniſchen Süden zu rechnen hat, iſt außer Zweifel. Niccolini ſelber iſt ernſt und tief wie ein Deutſcher; er hat von Italien nur das Feuer der Phantaſie und die ſchöne Kraft der Sprache.

(Artiſtiſches.) Die architektoniſchen Denkmäler Lucca's gehören zu den intereſſanteſten der apenniniſchen Halbinſel. Namentlich finden ſich in keiner andern Stadt Italiens aus ſo früher Periode ſo viele und glückliche Schöpfungen ernſter, der Architektur verbundener Kunſtbeſtrebungen wieder. Mehrere Kirchen zeigen den altgermaniſch-byzantiniſchen und byzantiniſch-antiken Bauſtyl in ſeiner erſten Kindheit; die Baugeſchichte anderer reicht bis ins Zeitalter der Longobarden zurück. Der regierende Herzog, deſſen ſeltene Liebe für Wiſſenſchaft und Kunſt im Lande ſprichwörtlich geworden, befahl vorlängſt, die im Zeitenlaufe ſtark beſchädigten dieſer Denkmäler nach ihren eigenthümlichen Bauprincipien bis zu der Zeit wieder herzuſtellen, wo die zu einer Generalverſammlung geladenen Gelehrten nach Lucca kommen würden. Auch in dieſer Willensbeſtimmung wollte der Fürſt ſeine Achtung den Gäſten darlegen. Vieles iſt für S. Frediano, eine von den einſt über Lucca herrſchenden longobardiſchen Markgrafen erbaute, überaus merkwürdige Kirche geſchehen. In ihr ſoll der die Gelehrtenverſammlungen einleitende Gottesdienſt ſtattfinden. Für die am 16. September d. Js. beginnenden Vorträge iſt das geräumige Lyceum angewieſen.

(Anekdotaires.) Einer der reichſten, aber auch der geizigſten Particuliers Frankreich's iſt der Marquis von Aligre, der nach dem Baron Roy das meiſte Grundeigenthum in Frankreich beſitzt. — Die Gräfin von R. und die junge ſchöne Baronin von L. kamen in dieſer Woche bei einer Sammlung, die ſie für eine unglückliche Familie machten, auch zu ihm. — Aber ihre chriſtlichen Verführungsmittel und philanthropiſchen Coquetterien glitten wirkungslos an der feſtverſchloſſenen eiſernen Geldkiſte ab, in der das Herz dieſes Harpagons eingeſperrt iſt; — die Damen ließen ſich nicht irre machen, ſondern fuhren in ihren ſüßen, flehenden Bitten fort, bis der Marquis endlich ärgerlich ausrief: „Aber meine Damen, wer gibt Ihnen denn das Recht zu der Tyrannei, einen armen, alten Mann, der nichts geben kann, ſo zu quälen" — „Ach! ich bitte um Verzeihung, Herr Marquis! ſagte plötzlich kalt und ernſt die Baronin L., wir ſammeln für die Armen; da wir hier aber einen noch Aermeren gefunden haben, ſo iſt es billig, daß wir geben und nicht nehmen." Bei dieſen Worten nahm ſie ein Fünffrankenſtück aus der Börſe, legte es auf den Kamin und, ehe der Marquis etwas erwiedern konnte, ſaßen beide Damen ſchon im Wagen und fuhren davon; — ganz Paris aber weiß nun die Geſchichte, und der Marquis heißt: Le Marquis de cent sous.

(Theatraliſches.) Die Wiener Theaterzeitung läßt ſich aus Würzburg von witzigen Theaterzetteln berichten, die kein Menſch dort geleſen hat; oder ſollte die ganze Erzählung eine verſteckte Ironie ſeyn, da die Vorſtellung zu einer Zeit ſtattgefunden hätte in der wir bekanntlich kein Theater haben? Sie ſchreibt:

Ein Hr. Jörger in Würzburg kündigte am 15. Auguſt zu ſeinem Benefice „die Feſſeln" von Scribe an. Er ſchloß ſeine Einladung auf dem Theaterzettel, wie folgt: „Verehrungswürdige Würzburger! Wenn Sie mich von den Feſſeln meiner Schulden befreien, ſo ſchlagen Sie mich auf ewig in die Feſſeln der Dankbarkeit; wenn Sie heute meine Feſſeln im Theater beſuchen, ſo laſſe ich meine ganze Kunſt los; wenn Sie die lockenden Feſſeln der ſchönen Witterung in's Freie verſchmähen, ſo kerkere ich Sie dafür im Schauſpielhauſe zu einem Hochgenuſſe ein! — Fried. Jörger, deutſcher Schauſpieler.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 1 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 117. Dinstag, 26. September 1843.

Die Ahnungen.

(Fortſetzung.)

Der General griff mit den letzten Worten leicht an den Hut und bog in die Straße de los Arquillos.

Der Pole ſchüttelte lachend den Kopf, indem er den Deutſchen anſah.

„Was ſagen Sie zu den vortrefflichen Maßregeln?“ ſprach der Letztere achſelzuckend. „Er ſendet einen Boten voraus, damit der Feind, wenn ſolcher Luſt zum Angriff hat, ſogleich die genaueſten Nachrichten haben kann. — Was das Vertheilen meiner Leute anlangt, ſo wird es geſchehen, aber zugweiſe, denn es wäre wohl allzu abgeſchmackt, wenn er es anders gemeint hätte. Unter ſolchen Umſtänden,“ ſetzte er verdrußlich hinzu, „bin ich ganz zufrieden, in vier Tagen die Bidaſſoa hinter mir zu haben, und Sie, Kamerad, haben wohl die nämliche Meinung.“

„Ich werde die Bidaſſoa nie wieder überſchreiten; ich falle heute;“ erwiederte der Pole mit einem ſonderbaren Lächeln.

„Was ſagen Sie da?“ rief Breitenbach überraſcht. „Wie kommen Sie auf dieſe Meinung? — Ich denke, Sie bei einem Glaſe Champagner im „Hotel aux quatres Nations“ zu Bayonne an dieſe komiſche Grille zu erinnern.“

„Wir trinken keinen Champagner mehr zuſammen,“ verſetzte der Pole mit trübem Lächeln. „Ich habe Ihnen Etwas mitzutheilen, mein Freund,“ fuhr er lebhaft fort, „jetzt iſt nicht Zeit dazu, aber ſobald wir Halt machen, oder wenn ſonſt eine Gelegenheit —“

Ein großer Lärm und Waffengeraſſel ertönte jetzt in einer nahen Straße und die Spitze der Kolonne erſchien auf dem Platze. Nicht mit Unrecht hatte der Deutſche ſie mit dem Zuge der Kinder Iſraels verglichen, ſo heterogen war ihre Zuſammenſetzung. An der Tête marſchirte ein Trupp Gefangener mit Lumpen bedeckt. Die rothe Mütze des Kataloniers, die blaue Uniform des Schweizers, die weiße des Linienſoldaten, die braune der Milizen, ſo wie die Kutte des Mönchs, der zur Seite eines Mauren aus Ceuta oder Alhucemas marſchirte, bildeten ein ſehr buntes Gemiſch. Die Leute ſahen blaß und verhungert, aber nicht niedergeſchlagen aus, und ſechs oder acht paarweiſe an ihrer Spitze marſchirende, durch die rothen Schärpen kenntliche Offiziere blickten mit Augen, die von Haß funkelten, auf die Polen und Deutſchen.

Die Lanciers ſetzten ſich unter Kommando ihres Führers an die Spitze des Zuges, der Deutſche theilte ſeine Leute ab. Die Kolonne deſilirte indeß über den Platz. Die zweirädrigen, biskayiſchen Ochſenkarren, auf denen eine Anzahl Soldaten, denen Arme und Beine fehlten, hingeſtreckt lagen, erfüllten die Luft mit den abſcheulichen Tönen, welche ihre ungeſchmierten, ſich mit der Axe herumdrehenden Räder hervorbrachten. Wagen aller Art, von der einem Granden oder Prälaten geraubten vergoldeten Staatskaroſſe an bis zum Fourgon und Munitionskarren, welche meiſtentheils mit Raub aller Art, doch auch mit Cigarren- und Chinakiſten, die nach Frankreich geſchmuggelt werden ſollten und zum Theil ein Eigenthum des Generals A. und einiger Kriegskommiſſare waren, folgten während einer Viertelſtunde fortwährend auf einander. Marketender, vorzüglich franzöſiſche Juden, Bauern, welche beladene Eſelchen führten, und die ſchon hier in den Straßen mit den Kranken oder Bleſſirten, welche letztere beſteigen wollten, Streit bekamen; Frauen jeden Ranges und jeder Conduite, von der Gemahlin des Generals oder Ordonnateurs en Chef und der in eigner Equipage fahrenden femme entretenue bis zur Marketenderin und dem wahrſagenden Zigeuner-Mädchen hinab, bildeten ein Gemiſch, wie ſich ſolches ſelten zuſammenfindet. Ein paar Hundert Wagen und Karren waren über den Platz gezogen, in gewiſſen Diſtanzen hatte der deutſche Offizier Züge ſeines Trupps einrücken laſſen, aber immer wollte die Kolonne kein Ende nehmen. Endlich erſchienen zwei Kompagnien der die Arrieregarde bildenden Italiener. Ihre Art zu marſchiren, die ſchwerbepackten Torniſter, die auf die Bayonette geſpießten Lebensmittel, wie der Löffel am Tſchako deuteten eben nicht auf die regelmäßigſte Disciplin.

Breitenbach hatte endlich ſeine Leute eingetheilt, er beeiferte ſich, an die Spitze des erſten Zuges ſeiner Mannſchaft zu gelangen, und ermahnte einen jungen Offizier, welcher die Escorte der Gefangenen kommandirte, heute vorſichtiger wie je zu verfahren, keine leiſen Geſpräche zwiſchen den gefangenen ſpaniſchen Offizieren und ihren Leuten zu dulden, die Letztern aber, ſobald die Kolonne angegriffen wurde, ſich niederzuſetzen anzuhalten, mit der Weiſung, auf Jeden Feuer zu geben, der ſich erhebe. So ergoß ſich der bunte Zug aus dem Thore von Vittoria in die weite lachende Ebene, an deren Rande die Gipfel der Sierra Adriana ſich an dem blauen Horizonte abzeichneten. Der Marſch ging einige Stunden ungeſtört vorwärts, kein Feind war zu ſehen. Geſunde und Kranke waren munterer als je bei dem Gedanken, in vier Tagen die Gränze Frankreichs erreicht zu haben, wo dann Jeder, ſein feuille de route in der Taſche, ganz nach eigenem Belieben, wenn auch auf vorgeſchriebenem Wege der Heimath zuziehen konnte. Das Terrain ward endlich bergiger, von tiefen Ravins hier und da durchſchnitten, und man bemerkte bald, daß man in eine Gegend gelangt ſey, wo oft und heftig gekämpft worden. Friſche Grabhügel fanden ſich in kurzen Diſtanzen rechts

Digitized by Google

und links des Weges; manche derſelben waren ganz vor Kurzem geöffnet und die Leichen — es waren Franzoſen, wie ſich aus den blutigen Fetzen der Kleidung ergab — an Bäume gehängt worden. Eine hier vorüberziehende Guerilla oder die Bauern der Gegend hatten ſich dieſes gräßliche Vergnügen geſtattet. Bald darauf wechſelte die Scene. Man ſah, daß ihre Gegner an Gräueln nicht hinter ihnen zurückgeblieben waren. Ein dem Anſcheine nach früher wohlhabendes Dorf lag in ſchwarzgebrannten Trümmern, kein menſchliches Weſen war vorhanden, nur einige herrenloſe Hunde, die ſich von Leichen genährt, hatten die Brandſtätte nicht verlaſſen wollen. Auf einem Punkte, wo ſich zwei Straßen kreuzten, ſtand ein Pfahl mit der Inſchrift: „Este lugar es castigado por aver matado algunos caballeros franceses.“ Einige franzöſiſche Reiter waren hier ermordet worden, und man hatte den Ort geplündert und niedergebrannt. So gräßlich auch dieſe Anblicke waren, ſo war die Gegend an ſich doch höchſt romantiſch. Jede Krümmung des Weges bot neue Fernblicke in herrliche, von dem Grün der Encinnaeiche beſchattete Thäler, in deren Hintergrunde ſich eine Ruine, keck auf einem ſchroffen Felſen thronend, oder eine auf kahlem Berggipfel in Wolkennähe gelegene Einſiedelei befand. Rechts und links am Wege ſah man kleine Waſſerfälle von den Felſen ſtürzen und ſich zu rauſchenden Bergbächen, in deren klaren Waſſer die Myrthe, der Rosmarin, das gelbblühende Spartium ihre Zweige tauchten, vereinen. — So hatte man nach und nach die Hälfte des Tagmarſches zurückgelegt, und der Zug erreichte endlich das Plateau von Salinas. Von hier aus ſah man, wie die breite Chauſſée ſich in zwanzig Krümmungen in die Ebene von Mondragon hinabſenkte. Rechts und links des Weges blickte man über tiefe mit einzelnen Büſchen und Strauchwerk bewachſene Ravins, die mehr oder minder ſich der Straße näherten, deren Hervorragungen aber das abſchüſſige Gelände nur hie und da zu durchblicken erlaubten. Auf der Bergfläche, unweit des Städtchens, machte die Kolonne Halt. Der Kommandant des Ortes mit einem kleinen Detaſchement und einigen mit Weinſchläuchen beladenen Karren erwartete ſie hier. Bald trat er in den Kreis der um General A. verſammelten Offiziere, wo ſich auch der Pole und der Deutſche befanden, und meldete, daß er doppelte Weinportionen aber keine Lebensmittel überbringe, da ihm ſelbſt dergleichen mangelten, indem er von ſtarken feindlichen Schwärmen mehrere Tage eingeſchloſſen geweſen, und dieſe ihn erſt am geſtrigen Abend verlaſſen. General A. fluchte und tobte und befahl endlich die Austheilung des Weines, die auch ſogleich vor ſich ging. Während dies aber geſchah, hatten ſich Starzinski und Breitenbach im Schatten eines Felſenblocks, wo man eine weite Ausſicht hatte, niedergeworfen.

(Fortſetzung folgt.)

M a d r i d.

Madrid, 2. Sept.

Es gibt wohl keinen Ort in der Welt, wo ſo viel Politik unter freiem Himmel getrieben wird, wie in Madrid. Der Fremde iſt anfangs ganz erſtaunt über dieſe politiſche Agitation, die ſich überall öffentlich und lärmend kund gibt. Die Politik iſt hier ein Zeitvertreib für die einen, ein Geſchäft, eine Speculation für die andern, und für eine ſehr zahlreiche Klaſſe von Einwohnern iſt die Aufregung ein normaler Zuſtand geworden. Die Regierungsmaßregeln, die wichtigen Ereigniſſe, die Tagesneuigkeiten — alles wird hier in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen beſprochen und geprüft, ehe es in die politiſchen Salons und in die Journale kommt. Ich will verſuchen, Ihnen eine Skizze des politiſchen Lebens dieſer ganz eigenthümlichen Stadt zu entwerfen.

Bemerkenswerth iſt vor allem, daß der höhere Adel, obgleich ſeit undenklichen Zeiten in Madrid concentrirt und im Beſitz unermeßlicher Güter, ganz außerhalb der Sphäre der politiſchen Ereigniſſe iſt, die täglich in ſeiner Gegenwart und oft zu ſeinem Nachtheil vorfallen. Die Medina-Celi, die Oſſuna, die San-Carlos, die d'Abrantes, die San-Jago ꝛc. haben ſeit dem Unabhängigkeitskrieg durchaus keine bedeutende Rolle geſpielt, weder in der Armee, noch in den Cortes, noch in der Regierung des Landes. Eine andere, nicht minder auffallende Anomalie iſt es, daß die höhere Bürgerklaſſe, welche ſich ſonſt überall für die Kraft und Stabilität der Regierung intereſſirt, hier faſt immer für die Bewegung iſt, ja Aufſtand und Empörung wo nicht anregt, doch wenigſtens in Schutz nimmt. In dieſem Augenblick ſind, mit Ausnahme der HH. Salamanca, d'Aribeau und Cerdola, die meiſten Bankiers, Wechſelagenten und Courtiers der Börſe ſchon Gegner der kaum eingeſetzten Regierung. Einer derſelben treibt öffentlich Geſchäfte mit den Fonds des Aufſtandes. Ich habe mir dieſes ſeltſame Benehmen von Leuten, welche die entſchiedenſten Vertheidiger der Ordnung und des Friedens ſeyn ſollten, nie recht erklären können; doch denk' ich mir, da die meiſten nur Repräſentanten fremder Häuſer, Speculanten und Lieferanten ſind, und jeder mehr oder weniger mit der Schatzkammer zu thun hat, daß ihnen der häufige Miniſterwechſel erwünſcht iſt, denn wie ſonderbar es auch ſcheinen mag, jedes neue Cabinet in Spanien findet immer außerordentliche Hülfsquellen, und wirft bedeutende Summen in den Markt, die dann zur Agiotage reizen. Auch die Mittelklaſſe in Madrid iſt verſchieden von den ihr ähnlichen Klaſſen anderer Städte in Europa; ſie beſteht hier nicht aus Fabrikanten und Handwerkern wie in Frankreich und Deutſchland, ſondern meiſtens aus wandernden Kaufleuten, Detailliſten, die von einem Tag zum andern leben, und in einem Umkreis von 30—40 Stunden die Produkte und Waaren einer Provinz in die andere bringen; denn in Madrid ſelbſt, das in der Mitte eines dürren öden Landſtrichs liegt, wird faſt nichts producirt oder fabricirt. Dieſe Klaſſe, welche den Hauptbeſtandtheil der Nationalgarde bildet, hat auf das Schickſal der verſchiedenen Miniſterien, die ſeit zehn Jahren auf einander folgten, bedeutend eingewirkt; doch handelt ſie mehr in municipalem Geiſt, als in politiſchem und nationalem. Die mächtigſte Klaſſe endlich, und zugleich die geſcheidteſte und unruhigſte, iſt die der Angeſtellten und Beamten aller Art. Dieſe Klaſſe iſt in Folge der Revolutionen und des ſteten Miniſterwechſels, die immer das ganze Verwaltungsperſonal mit ſich fortziehen, dergeſtalt angewachſen, daß ſie eine wahre Armee bildet, von welcher ein Theil in Dienſt, der andere zur Verfügung geſtellt iſt; und dieſes Heer von Beamten, das man gegenwärtig auf 24—25,000 Mann ſchätzt (ilimitados, cesantes, jubilados, retirados etc.) iſt ein verſchlingender Abgrund für die Staatskaſſe. Die jetzigen Miniſter der Finanzen und des Innern (hacienda

Digitized by Google

y gobernacion) haben, redlicher und vorſichtiger als ihre Vorgänger, decretirt, daß die von ihnen ernannten neuen Beamten keinen Anſpruch haben ſollen auf die Rechte der cesantes und jubilados, d. h. auf eine Beſoldung als Wartegeld im Fall der Wiederabſetzung. Der Parteigeiſt hat nichts geſchont: Ueberzeugung, Ehre, Verdienſt, Erfahrung, Dienſtalter — alles iſt den Bedürfniſſen des Augenblicks geopfert worden. Daher findet man kaum einen nur einigermaßen unterrichteten Mann, der nicht ſeit zehn Jahren mehr als einmal in dem Ruheſtand oder der Verwaltung angeſtellt war; ſo daß alle, die fungirenden und nicht fungirenden, in beſtändiger Unruhe erhalten werden. Der Patriotismus, das Pflichtgefühl und die politiſche Ueberzeugung ſind der Habſucht und einer niedrigen Berechnung gewichen. Ich nehme keinen Anſtand zu behaupten, daß es bereits ſo weit gekommen iſt, daß die Anſtellungen der Staatsbeamten, wie die Militärgrade, ſonſt ſo achtungswerth durch Aufopferung und wahren Dienſteifer, hier ein bloßer Geſchäftsgegenſtand geworden ſind — eine Waare, worauf man ſpeculirt, wie an der Börſe nach den Neuigkeiten des Tages auf Steigen oder Fallen der Fonds. So oft ein Miniſterium gebildet iſt, und ſich in den Cortes oder in den Provinzen ein Sturm gegen daſſelbe erhebt, wird man auch ſehen wie jeder calculirt, combinirt, der beſtehenden Regierung, und denen, die ihre Stelle einzunehmen prätendiren, ſeine Anerbietungen macht, und je nach den Verſprechungen, die er erhalt, oder den Ausſichten, welche die Zukunft ihm verheißt, ſich erklärt. Das iſt ſo wahr, daß die Miniſter hier weit öfter durch den Unbeſtand, die Treuloſigkeit oder gar den Verrath ihrer Anhänger, als durch die Anſtrengungen ihrer Gegner unterliegen. Ich kenne einen Offizier, der zu einem dem Eſpartero bei den letzten Ereigniſſen ſehr ergebenen Regiment gehört, und ſich nach Entlaſſung ſeines Corps nach Madrid begab, und beim Inſpector der Truppen meldete, welcher ihn ſofort bei einem andern Corps wieder in Activität ſetzen wollte. Der Offizier lehnte die Anſtellung ab, und ſagte mir, als ich ihn nach der Urſache fragte: „Was wollen Sie? Eine bedeutende Zahl von Offizieren meines Grades und älter im Dienſt als ich, iſt ſchon wieder angeſtellt worden; ich würde einer der jüngſten im Corps ſeyn, daher will ich lieber warten. Die jetzige Ordnung der Dinge wird nicht länger dauern als die vorige, und ſo bleibt mir die Ausſicht auf Wiederanſtellung mit einem höhern Grad — als Opfer." Dem zufolge nahm er ſeinen halben Sold. Dieſer Cynismus, den der Krieg von Navarra auf einige Zeit aus der Armee verdrängt hatte, hat ſich 1840, nach dem Sturz der Regentin, von neuem entwickelt. Wenn die künftigen Cortes und das aus ihnen hervorgehende Miniſterium nicht dahin arbeiten, den Gemüthern einen andern Impuls zu geben, und den Ehrgeiz dieſes Schwarms, welcher alle Miniſterien umlagert, auf die Induſtrie, auf den Handel und auf nützliche Thätigkeit überhaupt zu lenken, wenn ſie ihnen nicht jede Ausſicht nehmen, in den Empörungen und Revolutionen, und inmitten der öffentlichen Calamität ihr Gedeihen zu finden, dann wird es gegen dieſe allgemeine Demoraliſation kein Mittel mehr geben.

(Schluß folgt.)

Die Krokodiljagd.

Die Inſel Madagaskar — erzählt Pluchonneau der Aeltere im Journal des Chasseurs — ſcheint das eigentliche Vaterland der Krokodile zu ſeyn. Nun haben zwar mehrere Reiſende dieſes noch faſt ganz unbekannte Land beſchrieben, aber ihre Berichte ſind entweder ſo unvollſtändig, wie man etwa von einem Traume ſpricht, oder ſie beruhen auf mehr oder minder falſchen Nachrichten von Anderen. Wenn ich die Jagd auf die vorgenannten Rieſenſchaalthiere ſchildere, ſo hoffe ich bei meinen Leſern Glauben zu finden, da ich mehrere Jahre auf der Inſel gelebt habe.

Unweit der Roſſe-Phaons-Klippen zwiſchen Tamatave und Foulpointe, dort wo ſich, vom Oſtwinde gepeitſcht, die ſchäumenden Wogen des indiſchen Oceans brechen, mündet der Fluß der Boullonines und auf demſelben gelangt man durch eine Einfahrt, die nur für Pirogen tief genug iſt, in den Kairou-See, der ſein Waſſer von den Katarakten der Ancaveskette erhält, eine gewaltige Bergreihe, die ſich weithin ins Land der Betanimenes erſtreckt In dieſem See ſcheinen alle Krokodile der Welt ihr Hauptquartier zu haben. Der See iſt ziemlich flach, mit Schilf, breitblättrigen Seelilien und Waſſerpflanzen bedeckt und rings von Uferbäumen umgeben, welche ſich tief uber die Fluth hinneigen und dem See kühlen Schatten geben. Die Krokodile finden hier einen ſicheren Aufenthalt und an Thieren, die hieher zur Tränke und Schwemme ziehen, reiche Beute.

Dorthin ging unſer Jagdzug.

Wir hatten Foulpointe mit Tagesanbruch verlaſſen und kamen mit Hülfe tüchtiger Ruderer um acht Uhr Morgens an der Mündung des Fluſſes der Boullonines an. Unſere Piroge war mit einem reichen Vorrath von Ochſenlungen, Angeln, eiſernen Ketten und Stricken ausgerüſtet, weil wir die Krokodile ans Land hiſſen wollten.

Als wir den Fluß hinaufgefahren waren und den See erreicht hatten, legten wir eine Stunde bei, um den Köder in die Reihe zu bringen und uns zur Jagd zu rüſten. Dann fuhren wir troß der Schwierigkeiten, welche uns das Schilf und die Schlingpflanzen entgegenſetzten, dem Ufer zu. Die Angel, an der wir eine ganz Ochſenlunge befeſtigt hatten, ſaß an einer derben eiſernen Kette, die an einem zwanzig bis dreißig Klafter langen Seile von Schuka (wilder Aloe) hing. An dem anderen Ende der Kette ſchwamm auf dem Waſſer ein großes Bund Schilf, das uns anzeigen ſollte, wann ein Krokodil angebiſſen habe und welche Richtung es auf der Flucht nehmen werde.

Als die Angel ausgeworfen war, fuhren wir leiſe wieder der Mitte des Sees zu und warteten ruhig der Dinge, die da kommen ſollten. Wir mochten vielleicht eine Stunde gewartet haben, als das Rohrbund raſch über die Fluth fortgeriſſen wurde. Doch da wir uns auf die Feſtigkeit der Kette und des Seils verlaſſen konnten, ſo folgten wir langſam und vorſichtig der Richtung, bis das Krokodil die Angel fühlen und Halt machen werde. Dieſer Moment kam bald: die Fluth fing an zu brauſen und zu ſchäumen, da das Thier mit dem Schwanze um ſich ſchlug, auf und nieder tauchte, hin und her fuhr und ſich raſend geberdete, um den furchtbaren Angelhaken los zu werden und die nachſchleppende Kette zu ſprengen.

Digitized by Google

Wir hatten unſere Flinten ſcharf geladen, unſere Malgaſchen (die Eingebornen von Madagaskar) dagegen waren nur mit ihren langen Sagaien bewaffnet. So ſprangen wir aus der Pir. ge ans Land.

Indeß hatte der furchtbare Bewohner der Fluth ſeine Anſtrengungen fortgeſetzt. Als er einen Augenblick ruhiger wurde, zogen wir aus Lribrskraften das Seil an, um die Beute ans Land zu hiſſen. Dieſe Arbrit hatte ihrr Schwierigkeit; denn wiederholt mußten wir, wenn wir das Krokodil faſt ſchon am Ufer hatten, das Seil wieder nachlaſſen, um nicht Gefahr zu laufen, daß die heftigen Bewegungen des Gefangenen die Kette zerreißen und wir mit langer Naſe abziehen mußten.

Endlich erſchien das Thier auf der Waſſerfläche, doch war auch jetzt noch die Gegenwehr ſo wüthend, daß wir uns leidend verhielten, bis der Kampf ſich endlich für uns entſchied: es wurde ans Land grzogen. Schnell banden wir das Seil jetzt um einen Baumſtamm, während das Krokodil, als es uns zu Geſichte bekam, ſich zum letzten wüthenden Strauße rüſtete. Den langen, ſtarkbepanzerten Schwanz in den Schlamm ſtemmend, hielt es uns den grauſen Rachen entgegen, während die kleinen Augen wie Feuer glühten. Es lag in dieſer kriegeriſchen Strllung etwas ſo Impoſantes und Gräßliches zugleich, daß ich den Gefangenen eine Weile zwiſchen Furcht und Staunen anſtarrte.

Wir rückten im Kreiſe bis auf fünfzehn Schritte heran, um zu ſchirßrn; aber das Krokodil merkte ſogleich unſrre Taktik und manövrirte noch lange, bis es uns endlich gelang, ihm an der Stelle, wo der Kopf mit dem Rückenpanzer zuſammentritt, eine Kugrl beizubringen. Denn nur an dieſer Stelle ſchlägt die Kugel durch den Panzer durch.

Nach dem Schuſſe ſtieß das Krokodil einen furchtbaren Schrei aus; dann warf es ſich auf den Ruckrn und ſchlug mit dem Schwanze umher, daß uns der Schlamm um die Kopfr flog.

Doch jetzt war die Gefahr vorbei, der Sieg gewiß. Unſere Malgaſchen ſprangen hinzu und ſtießen ihm ihre Sagaien ins Herz.

Das Krokodil war zwei und zwanzig Fuß lang; wir ſchlrppten es am Srile bis zur Bai von Foulpointr und ich bedauere nichts mehr, als daß wir keinen Naturforſcher in der Nähe hatten, drm dieſrs Prachtexemplar gewiß ein guter Fund geweſen wäre.

Die Krokodiljagd in der vorbrſchriebenen Weiſe hat bei einiger Vorſicht nichts Gefährliches, wrnn kein Unfall eintritt. Auf der afrikaniſchen Oſtküſte und in Obrrägypten iſt dieſe Art der Jagd die gewöhnliche. In Senegambien dagegen trriben die Neger die Jagd auf rine Weiſe, welche mehr als verwrgen genannt zu werden verdient. Die Nrger ſchwimmen dem Krokodile von vorn entgegen, als wollten ſie ſich ihm geradezu in den Rachen ſtürzen; doch in dem Momente, wo es das Maul aufreißt, um die Beute zu verſchlingen, ſtoßrn ſie ihm ein derbes Stück Holz in der Form einer Schaufel in den Schlund, das ſie nun raſch am Stiele umdrehen, ſo daß das Krokodil auf den Rücken zu liegen kommt. Grlingt es den Negern, dieſen Augenblick zu benutzen, um dem Thiere ihre Dolche ins Herz zu ſtoßen, ſo iſt der Fang grlungen, doch wehe ihnen, wenn das Krokodil wieder auf den Bauch zu liegen kommt und ſeines Gebiſſes mächtig wird.

Auf den Seen von Yoondron und Roſſe-Be iſt mir's öfter vorgekommen, wenn wir Siniren (die dortigen wilde Enten) geſchoſſen hatten, und wir nun in der Piroge durch Schilf und Schlingpflanzen heran fuhren, daß die Beute im Krokodilrachen verſchwand, ſo daß wir dir Mühe und die Krokodile den Genuß von der Jagd hattrn. (Mz. Unthblt.)

Correſpondenz.

Frankfurt, 23. Sept.

Nächſten Montag über acht Tage ſollen wir zum erſtenmale die »Antigone« über unſere Bühne ſchreiten ſehen. Man iſt in der That auf dir Aufführung dieſrr klaſſiſchen Tragödie geſpannt und namentlich auch auf dir Muſik. — Die vorgeſtern zum rrſtenmale wiederholte komiſche Oper von Auber: »des Teufels Anthril« wird bald eine Lieblingsoper unſeres Publikums ſeyn, drnn es hat ſie überaus freundlich aufgenommen; das Sujrt iſt auch ebenſo unterhaltend als komiſch wirkend, die Muſik wenigſtens in einigen Nummern ſehr melodiös. Nach langer Entbehrung ſollen wir morgen wiedrr einmal Spohr's »Fauſt« hören. — Das Schauſpiel bringt hrute neu »Vetter Heinrich«, ein Luſtſpirl von der Prinzrſſin Amalia von Sachſen, worüber ich Ihnen ſpäter berichten werde. Herr Kaiſer gibt darin als dritte Gaſtrolle den Stellani (einen Schwindler) und darnach den Pfaffen in Nr. 777. Herr Kaiſer, früher Mitglied des Schweriner Hoftheaters, trat bis jetzt als Shylock und als Bilburne auf. In beiden Rollen zeigte er den denkenden Künſtler, der ſeine Rolle in gediegener Zeichnung zu geben beſtrebt iſt. Es fehlt aber ſrinen Darſtellungen noch etwas Wärme, die ſtärkere Wirkung, doch dürfte ſeine Acquiſition für unſer Theater um ſo wünſchenswerthrr ſeyn, da Hr. Kaiſer ſehr ſchätzenswrrthe äußere Mittel, namentlich ein kräftiges, klangreiches Organ beſitzt. — Mit Vergnügen vernimmt man, daß der Violin-Virtuos Prume, der ſich wieder ganz wohl befindet, im nächſten Monat mehrmals in unſerm Theater auftreten wird. —ff—

Notizen-Blatt.

Miscellen. Die franzöſiſchen Theater zahlen ein Zehntel ihrer Einnahme für die Armen. Die 17 Theater in Paris haben vom Jahre 1842 bis dahin 1843 für die Armenanſtalten 776,833 Fr. geſteuet, wobei die große Oper allein mit mehr als 100,000 Fr. betheiligt iſt. Das Zehnfache dieſer Summe iſt alſo die Jahres-Ausgabe, welche Paris für ſeine Theaterabende verwendet.

(Neuerfundene Kämme für Damen.) Wie wir in Heßlers „encyklopädiſcher Zeitſchrift" leſen, werden jetzt in England kunſtvolle Kämme verfertigt, welche über den Zähnen ein Reſervoir haben, aus welchem wohlriechendes Oel regelmäßig den Haaren zufließt. Die Brten ſorgen auf dieſe Weiſe dafür, daß ihre Schönen immer im guten Geruch bleiben.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 117. Donnerſtag, 28. September 1843.

Die Ahnungen.

(Fortſetzung.)

„Dort, ſehen Sie,“ ſagte Letzterer, lachend in die Ferne zeigend, „den bewaldeten Hügel, welcher Mondragon verbirgt, ja, irre ich nicht, ſo ſchimmert ſelbſt das große Kloſter am Ende der Stadt ein wenig hervor, mithin iſt es ſo gut wie gewiß, daß die ſonderbare Meinung, die Sie heute beim Abmarſche äußerten, ſich nicht bewähren wird.“

„Die Idus des Märzes ſind noch nicht vorüber,“ verſetzte Starzinski mit ſchwermüthigem Lächeln; „pfeift heute eine Kugel, ſo iſt ſie für mich gegoſſen.“

„Bah! Sie ſind ein Hypochonder;“ ſprach Breitenbach.

„Gewiß nicht,“ fiel der Pole ruhig ein. „Meine Ahnung —“

„Alſo eine Ahnung!“ unterbrach ihn Jener lachend. „Hat irgend Jemand ſich in Folge einer ſchlafloſen Nacht oder einer Indigeſtion in trüber Stimmung befunden und iſt ihm darauf etwas Unangenehmes begegnet, ſo hat er eine Ahnung gehabt, welche richtig eingetroffen iſt.“

„Ich dächte,“ ſagte der Pole auf vorige Weiſe, „ruhige Nächte erfreuten uns überhaupt nicht ſehr und von Indigeſtion iſt vollends nicht die Rede. Meine Ahnung iſt etwas anderer Natur. Ich habe vorige Nacht meinen Bruder, der an der Ereſma blieb, geſehen, und ich weiß daher, daß ich heute falle.“

„Alſo eine Geiſtererſcheinung! — Ich hätte Sie für aufgeklärter gehalten,“ verſetzte Breitenbach, ihn kopfſchüttelnd betrachtend.

„Sagen Sie was Sie wollen, es iſt einmal ſo,“ ſprach der Pole düſter. „Als mein älterer Bruder an der Berezina umgekommen war, hatte ich eine ähnliche Ahnung. — Wir waren drei Geſchwiſter,“ fuhr Starzinski erzählend fort; „als der Krieg gegen Rußland ausbrach, verließen wir unſere Güter in der Nähe von Wilna und folgten freudig den Adlern, von denen wir die Herſtellung Polens hofften. Als Moskau brannte, wußten wir, was wir zu erwarten hatten. An der Berezina angekommen, verſank mein älteſter Bruder vor meinen Augen in dem Eiſe, welches wie ein gähnender Teufelsrachen ſchon Hunderte von Tapferen verſchlungen hatte. Hülferufend ſtreckte er die Hände gegen mich aus. Ach, es war das nämliche entſetzliche Bild, welches ich die Nacht zuvor im Traume geſchaut, als in dem Schneebivouak die Ermattung den Sieg über Froſt und Hunger davon getragen hatte. — Bei dem Reitergefecht an dem Ufer der Ereſma, unweit des alten Schloſſes von Cora, überfiel mich, als ich meinen zweiten Bruder an der Spitze ſeines Zuges mit gewohnter Kriegsfreudigkeit der Guerilla des Cura von Pampiegla, welche vor unſern Lanzen das Weite ſuchte, nachjagen ſah, eine Beklemmung, eine Angſt, die mir faſt lächerlich ſchien. Waren wir ja doch im Vortheil, hatten wir ja doch binnen wenig Wochen zwanzig hartnäckigere Gefechte beſtanden, kannte ich doch meinen Euſtach als einen der Tapferſten unter den Tapfern! — Als die Lanzenreiter zurückkehrten, war er nicht mehr an ihrer Spitze. Eine Kugel hatte ihn in's Herz getroffen.“

„Ein doppelter trauriger Zufall —“ hob Breitenbach an.

„Nennen Sie es ſo! Der dritte wird ihm folgen,“ unterbrach ihn der Pole ernſt. — „Sey dies immerhin der Fall,“ fuhr er ruhig fort; „was liegt an mir? was an Allem? Polen iſt ja doch verloren! Eine Mittheilung habe ich Ihnen indeß zu machen. Sie gehen in Ihr Vaterland zurück; ich wünſche, daß ſie Ihnen nützlich werden möge. Als wir den Rückzug von Moskau antraten, wußten wir, was uns erwartete, wenn wir in die Hände der Ruſſen fielen. Man würde die Rebellen, die ſich dem Feinde angeſchloſſen, nach Sibirien geſendet haben. Wir rafften daher, mein jüngerer Bruder und ich, Alles, was wie an Baarſchaft auftreiben konnten, zuſammen. Es betrug zehntauſend Ducaten. Euſtach mußte bei den Trümmern ſeines Corps bleiben. Ich war an der Schulter verwundet und reiſte allein; ich führte alſo jenes Geld in einer Blechchatoulle verſchloſſen mit mir. Wir waren Willens, wenn wir nach Frankreich gelangten, es in Renten anzulegen. Meine Reiſe ging langſam, meine Wunde erlaubte es nicht anders. Ich hatte Niemand als meinen Diener bei mir; wir fuhren auf einem kleinen Wägelchen, das ich aus Rußland mitgebracht hatte; ſo gelangte ich bis über die Elbe in das Fürſtenthum N. Da auf der großen Heerſtraße das Unterkommen ſchwierig, weil dieſe mit Truppen bedeckt war, ſo wählte ich Nebenwege; in dem ehrlichen Deutſchland hatte der Verwundete, der Pole, wohl am wenigſten zu fürchten. In der Gegend von G., unweit des Harzes, angelangt, mußte ich mich entſchließen, auf ein paar Tage zu raſten. Ich hatte mich auf dem Schloſſe eines alten Landedelmannes einquartiert. Hier erkrankte ich ernſtlich; an ein Weiterreiſen war nicht zu denken, obwohl ich gern ſo bald als möglich das Schloß verlaſſen hätte, da der Charakter des Mannes, unter deſſen Dach ich mich befand, für mich bei aller Freundlichkeit, die er mir äußerlich bezeigte, etwas Unangenehmes, ja ich kann ſagen, Unheimliches hatte, und ich merken konnte, daß ich ein unwillkommner Gaſt ſey. So ſehr auch ſeine Nichte, ein ſehr liebliches Kind von ſechszehn Jahren, die bei ihm lebte und, obwohl ſie mit kindlicher Sorgfalt ſein Hausweſen verſah, dennoch nur wie eine

Digitized by Google

Art Aſchenbrödel von ihm behandelt wurde, für mich ſorgte, ſo hätte ich den Mann dennoch gern von meiner Gegenwart befreit, da ich einſah, daß ich ihm immer läſtiger ward, was er mir durch die Mittheilung einer Menge unangenehmer Nachrichten von der Armee, die er mir ſtets mit freudeſtrahlendem Geſichte zukommen ließ, von Tage zu Tage merken ließ. Leider hatte ſich zu der Wunde, an der ich litt, ein heftiges Fieber geſellt und der Arzt aus dem nahen Städtchen verbot mir die Weiterreiſe durchaus. Da vernehme ich eines Tages plötzlich die Nachricht, daß Koſacken über die Elbe gekommen wären und bis in die Gegend ſchwärmten, wo ich mich befand. Es ſchien mir nun die höchſte Zeit, abzureiſen, mochte auch aus mir werden, was da wollte. Ich theilte den Entſchluß meinem Wirthe mit; dieſer widerſprach jedoch zu meinem Erſtaunen, da ich geglaubt, daß er ihn mit Vergnügen vernehmen werde; „es ſey nur ein kleiner ſtreifender Trupp, der nach ein paar Tagen über die Elbe zurückgehe, dem ich aber am erſten in die Hände fallen konnte, wenn ich ausbräche. Daß er bis nach dem abgelegenen Orte, wo ich mich befand, kommen konne, daran ſey ohnehin nicht zu denken; eine Flucht nach einem ſichern Verſteck bis zu deſſen Abmarſch, wenn dies ja der Fall, ſey noch im letzten Augenblick zu bewirken, und er wolle mit ſeinem Kopfe für meine Sicherheit haften." Ich ließ mich endlich zum Dableiben bewegen, da meine Krankheit ſo bedeutend war, daß ich nur auf Minuten das Bett verlaſſen konnte. Eins machte mir indeß Sorge. Es war dies der kleine Schatz, den ich bei mir führte, und der die Trümmer von meinem und meines Bruders Vermögen ausmachte. Manchmal dachte ich daran, ihn dem Hausherren zur Aufbewahrung anzuvertrauen, aber der Widerwille, das Mißtrauen, das ich nicht bemeiſtern konnte, hielten mich ſtets davon ab. Eines Tages erzählt mir mein Diener, daß er einen Landmann geſprochen, der die herumſchwärmenden Koſacken mit eigenen Augen geſehen. Sie befanden ſich fünf Meilen von unſerm Aufenthalte, und zwar lag dies Städtchen auf der Route, die ich paſſieren mußte. An eine Weiterreiſe war mithin in dieſem Augenblicke, ſelbſt meine Krankheit abgerechnet, nicht zu denken. Die Feinde konnten jeden Tag in unſerm Dorfe erſcheinen. Ich wurde um meinen kleinen Schatz beſorgt; mehr meines Bruders Eigenthums wegen, als wegen meines Antheils; ich dachte wieder daran, ihn meinem Hauswirthe zu übergeben, aber der Mann flößte mir gar zu wenig Zutrauen ein. Sein Haß gegen unſere Sache ſchien mir ſichtbar, ſeine Vermögensverhaltniſſe waren derangirt; mit einem Worte: ich verwarf dieſe Idee. Mich mit der ſchweren Chatoulle im Falle ſchleuniger Flucht zu ſchleppen, war phyſiſch unmöglich und mußte dieſe gefährden. Ich kam auf den Gedanken, ſie zu vergraben und, ſobald ich mit Sicherheit abreiſen konnte, ſie aus dem Verſtecke wieder hervorzuholen. In der erſten Vollmondsnacht des Aprils ſchleiche ich mich deshalb, meine Chatoulle unter dem Arme, in den kleinen, an der Südoſtſeite gelegenen Burggarten. — Aber," unterbrach hier der Pole ſeine Erzählung, „es iſt, wie Sie ſpäter ſehen werden, nöthig, Ihnen das alte Schloß, welches mir zum Aufenthalt diente, näher zu beſchreiben. Es war ein wahres Conglomerat alter, ſpitzgiebeliger, zum Theil im Verfall begriffener Gebäude. Ein runder Eckthurm, das älteſte jener Gebäude, deſſen knarrender Wetterfahne ich manchmal ſtundenlang auf meinem Schmerzenslager lauſchte, befand ſich gegen Süden. Dicht neben ihm ſtand ein großer Birnbaum, der einen verdorrten Aſt nach Weſten ſtreckte; auf dieſer Seite war zur ebnen Erde mein Wohnzimmer. Ich blickte hier in ein kleines Gärtchen, in welchem ſich eine Jelängerjelieber-Laube befand. Es war ſelbſt für einen Kranken, wie ich, leicht, aus meinem Zimmer in das Gärtchen zu gelangen, da die Mauer hier einen kleinen Vorſprung hatte, der faſt eine Stufe bildete, von der man in den Garten hinabſteigen konnte. Das Gärtchen ſelbſt war mit einer mannshohen Mauer umgeben, ward faſt von Niemand beſucht und trug den Charakter der tiefſten Einſamkeit. Schloß und Garten waren, wie dies in Deutſchland oft der Fall iſt, mit einem tiefen, mit Waſſer gefüllten Wallgraben umgeben, über den vorn eine Brücke, hinten ein ſchmaler Steg und von dort ein Fußpfad in den nahen Wald führte. — Wie ich Ihnen bereits geſagt habe, begab ich mich Nachts in den kleinen Garten und vergrub hier, dicht an einem weißen Roſenſtrauch, meinen Schatz. Damit ich ihn jedenfalls ſogleich wiederfinden konnte, merkte ich mir die Stelle dadurch, daß, wenn ich in den Eingang der Laube trat, der Roſenſtrauch, der dürre Aſt des Baumes und die Wetterfahne des Thurmes ſich in einer und derſelben Linie befanden. — Ich bitte, daß Sie genau dieſe Bezeichnung merken. — So vergingen einige Tage. Der Hausherr war den letzten derſelben abweſend; wie er mir ſagte, hatte er ein nöthiges Geſchäft im nächſten Städtchen zu beſorgen. Gegend Abend kam er zurück; er kam auf mein Zimmer und redete mir zu, ein paar Gläſer Champagner mit ihm zu trinken. Ich ſchlug es aus, da mir ſolche ſchaden mußten; dies ſchien ihn verdrießlich zu ſtimmen, und er verließ mich nach kaltem Abſchiede. Zu meinem Erſtaunen fand ich dieſen Abend, daß mein Diener, ein ſonſt ſehr nüchterner Menſch, total betrunken war; ich ſendete ihn zu Bette und beſchloß, ihm den folgenden Tag einen tüchtigen Verweis zu geben. Der Aerger über dieſen Vorfall ließ mich nicht ſchlafen, es war bereits Mitternacht vorüber, ich ſtand von meinem Lager auf und zog meine Kleider an, da es kühl im Zimmer war. Ich trete zufällig an das Fenſter und bemerke Licht in dem Zimmer des Barons, der in der Nähe des Eckthurms logirte. Dies fiel mir auf. Wie mechaniſch öffne ich das Fenſter. In dieſem Momente höre ich den Hufſchlag einer Anzahl Pferde; jenes Licht verſchwindet eilig. Eine ſonderbare Empfindung überfiel mich; ich öffne das Fenſter bald, bald ſchließe ich es. Plötzlich vernehme ich eilige Fußtritte und gleich darauf ein leiſes, aber haſtiges Klopfen an meiner Thür. — „Oeffnen Sie, um Gotteswillen, öffnen Sie!" ruft eine leiſe Stimme; es war die Stimme Mathildens. Ich öffne die Thür. „Fort! Fort! Die Koſacken!" ruft das Mädchen athemlos. Ich ſpringe nach Mütze und Säbel. „Noch iſt es Zeit, aber nur wenige Augenblicke," ſagt das Mädchen haſtig. „Folgen Sie mir; ich führe Sie durch das Souterrain zu dem kleinen Pförtchen hinaus, Sie eilen über den Steg und fort in den Wald." Mit dieſen Worten faßt ſie mich bei der Hand und reißt mich in den Korridor, nachdem ſie mein Zimmer verſchloſſen und den Schlüſſel zu ſich geſteckt. Aber wo iſt mein Diener, rufe ich jetzt, ich gehe nicht ohne ihn. — „Nichts von dieſem; er iſt ſinnlos betrunken; ich glaube, der Onkel ..." ſtammelte Mathilde. Jetzt geht mir ein furchtbares Licht auf. — Sollte es möglich ſeyn, ſagte ich entſetzt. Es iſt! Es iſt ... — „Aber fort, um Gotteswillen!" erwiedert

Digitized by Google

das Mädchen. So eilen wir im ſchnellſten Schritt durch die Souterrains und gelangen an die Hinterpforte. „Gott ſey gelobt, der Weg iſt noch frei!“ ruft Mathilde. „Jetzt eilen Sie und Gott möge Sie geleiten!“ Noch ein Händedruck, ein Dank, und ich ſtürzte fort über den Steg, hinaus in die Nacht, in das Dickicht des Waldes.“ — —

(Fortſetzung folgt.)

Madrid.

(Schluß.)

Die Puerta del Sol, ſo oft genannt in den Geſchichten der letzten Revolutionen, deren Schauplatz Madrid war, iſt drr allgemeine Vrrſammlungsort dieſer Politiker, Müßiggänger und Straßenrrdner, mit einem Worte aller Unruheſtifter. Dieſe ſogenannte „Sonnenpforte“ iſt ein kleiner Platz, wo ſechs Hauptſtraßen der Stadt zuſammenlaufen, inmitten der volkreichſten und der eleganteſten Stadtquartiere, etwa wie, wenn in Paris drr Faubourg Saint Honoré und die Chauſſée d'Antin mit den Quartieren Saint-Denis und Saint-Martin zuſammenſtießen. Dieſer berühmte Platz iſt das wahre Forum, wo die Staatsangelegenheitrn verhandelt werden; hier ward das erſte kgl. Dekret Ferdinands nach der Inſurrection von Cadix zerriſſen; hier ward dem Prieſter Vinueſa der Proceß gemacht, den man in Folge einer auf offenem Platze ausgeſprochenen Verurtheilung zum Tode ſchleppte. Deßhalb nannte Hr. v. Martignar die Puerta del Sol den nicht offiziellen Sitz der Regierung. Mehr als ein Miniſter hat ſein Syſtem geändert, mehr als ein Redner hat ſeine Vorträge gehalten, um die Meinung der Puerta del Sol fur ſich zu gewinnen. Es iſt notoriſch, daß die Schlacht von Arlaban, die Cordova gegen ſeinen Feldzugsplan den Carliſten lieferte, keinen andern Zweck hatte, als das Geſchrei der Puerta drl Sol über ſeine Unthätigkeit für den Augenblick zu beſchwichtigen. Auch erinnert man ſich, daß der General Seoane am zweiten Morgen nach der Revolution von la Granja perſönlich auf dieſem Platz erſchien, um zu verkünden, daß er an der Stelle des unglucklichen, von den Rebellen ermordeten Queſada zum Generalcapitan von Madrid ernannt ſey. Das an dieſrm Platz gelegene Casa de Correos (Poſtgebäude) vermehrt noch den Zulauf, und hat wrgrn ſeiner Stufen und ſeiner beherrſchenden Lage den Revolutionären mehr als einmal als Citadelle gedient, deren Beſitz in den Kämpfen zwiſchen der Rrgicrung und der Nationalgarde von Madrid entſcheidend war. Die Redner, welche das Publikum haranguiren wollen, pflegen auf dem dieſes ſchöne Gebäude umgebenden hohen Trottoir ihren Platz zu nehmen, währrnd das Volk, der ruhige Zuſchauer aller Emeuten und Inſurrectionen in Madrid, gewöhnlich die Mitte des Platzes einnimmt, die höhern Beamten aber und die angeſeheneren Einwohner ſich (meiſtens zwiſchen 1 und 3 Uhr) in Gruppen am Ausgang der den Platz beherrſchenden Straße Montera verſammeln. Dagegen finden ſich die Militärs, die niedern Beamten und Anhänger der beſtehenden Regierung am gegenüber liegenden Ende zuſammen, nahe beim „Kafferhaus des Sieges.“ Endlich gegen 3 Uhr kommen die Bankiers und Börſenagenten, um ſich im Schatten des Poſtgebäudes zu berathen. Die Wirkſamkeit der Puerta del Sol erſtreckt ſich auch auf die Umgebung, wo früher ſich die Clubs gebildet hatten, dieſe glühenden Herde des politiſchen Fanatismus. Die Cafées in den Straßen Alcala, Montera und Carerra-San-Geronimo vereinigten nach einander die Communeros, Iſabelinos, Federaliſtas, Carbonaros, die Mitglieder des jungen Italiens, des jungen Spaniens und ſo viele andere. Gegenwärtig iſt das Café nuevo der Verſammlungsort der Eſparteriſten, Exaltirten und Republikaner, im Café de los Amigos halten die Moderirten und die progreſſiſtiſchen Conſtitutionellen ihre Berathungen. Selbſt die Kaufmannsläden in drr Nähe drr Puertal del Sol gleichen eben ſo vielen politiſchen Clubs; jeder hat ſeine Kunden, die dort zuſammen kommen und ganze Tage verweilen, um die Landesangelegenheiten zu beſprechen, ſo daß einige beſſerberathene Kauflrute (namentlich ein Hutmacher in der Straße Montera) an ihre Thüre geſchrieben haben: A qui no se permiten tertulias (hier werden keine Unterhaltungen geſtattet.) Ein Fremder mit einigem Sinn für dieſen politiſchen Müßiggang und etwas „laisser-aller“ iſt bald in die Geheimniſſe der Puerta del Sol eingeweiht. Die ſtets leidenſchaftlichen Gruppen werden in den Augenblicken der Kriſe wirklich furchtbar; die geringſte Nachricht genügt dann, die Gemüther bis auf den höchſten Punkt zu exaltiren, oder plötzlich zu beruhigen. Ein Journal, ein außerordentliches Bulletin, ein fliegendes Blatt werden auf dem Platz ſelbſt von Blinden und Kindern feilgeboten und gehen von Hand zu Hand; Privatbriefe uber Ereigniſſe des Tages werden allen Neugirrigen, ſelbſt ganz Unbekannten mitgetheilt. Der caſtiliſche Stolz, welcher jeden Fremden mit Mißtraurn betrachtet, geht in Bezug auf ſolche Mittheilungen und auf alle politiſchr Unterhaltung plötzlich in die umfaſſendſte Vertraulichkeit über. In den Kaffeehäuſern, an allen öffentlichen Orten, wo immer man ſich hinſtellen, an welchen Tiſch man ſich ſetzen möge — uberall hört man von Staatsangelegenheiten ſprechen, und nirgends wird das über die Intereſſen des Augenblicks angeſponnene Grſpräch durch die Gegenwart eines Ausländers unterbrochen; jeder, gleichviel von welcher Geſinnung, kann Zruge ſeyn und ſelbſt daran Theil nehmen.

Nach Madrid gekommen, in der Abſicht, die matrriellen und moraliſchrn Intereſſen dieſes Landes zu ſtudiren, mache ich mich zum täglichen Gaſt der Puerta del Sol, um dieſes Volk, das ſich in der parlamentariſche Regierungsweiſe verſucht, zu brobachten und das von allen Seiten ſich erhebende politiſche Geſumme und Geſchrei mit anzuhören. Die gegenwärtige Regierung wird trotz ihrer unregelmäßigen Stellung und ihrer geringen Uebereinſtimmung dahin gelangen, die Anmaßungen der Nordprovinzen zu beſeitigen, und den Geiſt der Verführung und Empörung unter den Soldaten zu unterdrucken. Es iſt hoffrntlich ſelbſt wahrſcheinlich, daß ihr die Vereinigung der Cortes ohne Schwierigkeit gelingen werde. Die zugelloſen Exaltirten nennen ſich „reine Progreſſiſten;“ aber der Fortſchritt ſcheint fur ſie in nichts zu beſtehen, als in der Schwächung, wo nicht, in der Vernichtung aller Regierungsautorität. Das iſt in der That die Tendenz jedrr extremen Partei, bis zu dem Momrnt, wo ſie ſelbſt zur Macht gelangt und dieſe zum eigenrn Vortheil durch Deſpotismus wieder herſtellt. Aber mit dem wahren Fortſchritt, dem der Induſtrie, des Ackerbaues, der Verbeſſerung der Finanzen, der öffentlichen Verwaltung und der Juſtizpflege — damit

Digitized by Google

beſchäftigt ſich kein Menſch. Und doch wäre in dieſem Sinne beſondees für Spanien dee Foeſchritt nothwendig. Die Eraltirten ſcheeiten nur vor zur Anarchie und zum Bürgerkeieg. (Journal des Débats.)

Correſpondenz.

Frankfurt, 25. Sept.

Die oorgeſteige erſte Aufführung des Luſtſpirles »Vetter Heinrich«, von der Peinzeſſin Amalie oon Sachſen, hatte ſich einer günſtigen Aufnahme zu eefreuen. Das fünfactige Stück iſt allerdings um einen Act zu lang, denn dee letzte dehnt unnützerweiſe die Entwicklung der Intrigue, allein es hat eine oeenünſtige Speache, anſprechende und komiſch wiekende Situationen und eine fortſchreitende Handlung. Die Auffübeung war recht gut, und namentlich die Heeeen Baiſon und Weidner als Vettee Heineich und Weilee waeeu recht brav. Auch unſer Gaſt, Hr. Kaiſer, zeichnete den Abentheurer Stellani treffend; als Pfeffer in der auf das Luſtſpiel gefolgten Poſſe, »Nr. 777,« hatte er einen noch günſtigeren Erfolg, da er dieſe Rolle mit draſtiſchee Wirkung gab. — Die komiſche Opee oon Auber, »des Teufels Antheil« wird moegen zum drittenmale wiederholt; die Direction hat mit ihr eine gute Wahl getroffen. —ſſ—

✡

Mainz, im Septembee.

Wir leben wiedrr in dee ſchönen Ausſicht auf ein heerliches Feſt. Mainz iſt nämlich als nächſter Verſammlungsoet des deutſchen Advokaten-Vereins vorgeſchlagen worden und wenn der Voeſchlag, wie zu erwarten ſteht, allgemeine Billigung eehält, ſo wird die Gutenbergſtadt wieder Gelegenheit finden, ihre mit Recht berühmte Gaſtfreundſchaft von Neuem zu bekunden. — Die Räder des Thespiskarrens ſind wieder friſch geſchmiert und rollen über die Mainzer Bretter, welche die Welt bedeuten. Im recitieenden Drama veedienen Erwähnung die HH. Haake und Rennert; in der Oper der Baritoniſt Lang, der Tenoriſt Stritt und die liebliche Cäcilie Kreuzer, Tochter des genialen Componiſten Koneadin Keeuzer. Die Stimme des Feäuleins Kreuzer iſt zwar nicht ſehr umfangreich, zeichnet ſich aber durch Gefühl und Innigkeit ooetheilhaft aus; ſie trägt mit Präciſion vor und ſpielt mit Waheheit und Geſchmack; kurz, ſie hat Schule. Das Orcheſter iſt noch ſehe mangelhaft, da ein geoßer Theil desſelben bis zum 1. Oktober in Homburg bleibt, wo er während der ganzen Saiſon Veepflichtungen eingegangen.

An unſerm Rheinquai weeden noch immer alte Häuſer eingeriſſen und neue Feſtungsweeke aufgebaut, auch iſt man mit der Pflaſteeung mehreeer Straßen beſchäftigt, was dem Mainzer Magiſtrate zum Lobe und den Mainzer Füßen zur Feeude geeicht. — Die ſtädtiſche Bildergallerie, welche ſich bis jetzt im Bibliotheken-Gebäude befand, wied jetzt in's alte Schloß gebeacht, wo ihr ein geeaumigeees und angemeſſeneees Lokal beſtimmt iſt. Wie man hört, ſoll auch die Bibliothek bis zum nächſten Feühjahre nach jenem Schloſſe gebracht werden.— Der rühmlichſt bekanute Genremaler Ruſtige, der ſeit einem Jahee hier lebt, aebeitet gegenwäetig an einem größeeeu Bilde: »Gefangennehmung eines cheiſtiniſchen Spions von Carliſten.« Die Compoſition iſt äußeeſt geiſtreich und lebendig und wied gewiß den lebhafteſten Beifall der Kunſtkenner eeeegen. —m—

Notizen-Blatt.

(Anekdotaires.) [Der eeſte Kanonenſchuß des Geafen von Paris.] Ein Brief aus Eu an einen Officier in Douai enthält folgende Stelle, die das Memoeial de la Scarpe mittheilt: „Der König kam, den Grafen von Paris an der Hand, in dieſen Tagen an der Batteeie voeubee, die jüngſt, als die Pferde des königlichen Wagens duechgingen, faſt ſo großes Unheil angeeichtet hätte. Ein altee Krieger des 2. Artillerieregiments näherte ſich Se. Majeſtät und bat im Namen der Kanoniere des 2. Regiments um die Gnade, daß dem jungen Peinzen erlaubt ſey, eines der Geſchütze abzufeuern.

„Iſt keine Gefahe dabei?“ fragte der Könighöchſt feeundlich.

„„Durchaus nicht, Sire,““ antwoetete dee alte Aetilleriſt, „„ich ſtehe für Alles.““

„Nein, Geoßpapa,“ rief dee Geaf von Paris, „ſag', daß mir die Lunte gegeben wird, ſo ſollſt Du ſehen.“

Der Aetilleeiſt gab dem Prinzen die beennende Lunte in die Hand und dee Knabe gab Feuee, ohne mit den Augen zu zucken; ſein Geſicht ſtrahlte von Freude, daß es ſo gut gelungen wae. Der König rief hierauf ſeinen Enkel, ſagte ihm leiſe etwas in's Ohr, und ſchnell kehete der Prinz zum alten Kriegsmanne zurück und drückte ihm ein Goldſtück in die Hand.

(Miscelle.) (Eſelsbrücken.) In einer Bill des Herrn Hume kommt folgende für die Geiſtlichkeit in England ſehr anzügliche Stelle voe: „Bittſteller hat gute Gründe, zu glauben, daß ſehe wenige anglikaniſche Geiſtliche ihre Peedigten ſelber machen; ſie kaufen dieſelben bei iheen Commiſſionären in London. Bittſtellee könnte in dieſee Beziehung eine Lady, eine Diſſidentin, namhaft machen, die ihee Mußeſtunden zur Abfaſſung von Peedigten für die Geiſtlichkeit verwendet. Sie bekommt für die Peedigt eine halbe Guinee; den Gewinn gibt ſie der Miſſionsgeſellſchaft in London.“

(Ein kugelfeſtee Filz.) Me. Papadopulo, ein geſchickter mechaniſcher Künſtlee in Feankreich, hat eine Aet Filz erfunden, der durchaus kugelfeſt iſt. Sein Peoduct hat die Probe vollkommen beſtanden; man feueete eine Piſtole von drei Schuh Entfernung ab, man ſetzte die Mündung des Rohres feſt an den Filz — die Kugel prallte ohnmächtig ab. Man ſchoß auf einmal mehreee Kugeln ab, und keine durchbohrte dieſe ſeltſame Materie, doch blieben ein Paar darin ſtecken, obwohl die Dicke, wie auch das Gewicht, dieſes eigenthümlichen Stoffes äußerſt gering iſt.

✡

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numeen als Beilagen zue Neuen Würzbuegee Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 118. Sonntag, 1. Oktober 1843.

Die Ahnungen.

(Fortſetzung.)

„Wir? der Baron —“ fiel Breitenbach ein.

„Es iſt kein Zweifel, er hatte mich verrathen, hatte die Koſacken ſelbſt geholt,“ erwiederte Starzinski.

„Und Ihr Diener? Ihr Schatz?“ fragte Jener.

„Ich habe nie wieder etwas von Beiden gehört,“ fuhr der Pole fort; „der Krieg begann von Neuem; wir gelangten nicht mehr in jene Gegend. Bald darauf ging ich mit Verſtärkungen nach Spanien.“

„Ach jetzt kann ich mir denken, was Sie mit der Mittheilung, die Sie mir ſo eben machten, beabſichtigen,“ fiel Breitenbach lebhaft ein. „Ich gehe nach Deutſchland zurück; Sie wünſchen, daß ich Nachforſchungen halte. Seyen Sie verſichert, daß ich, ſobald es die Zeitverhältniſſe erlauben, dieſe auf's Gründlichſte anſtellen und Ihnen zu Ihrem Eigenthum zu verhelfen ſuchen werde. Dazu habe ich aber eine Vollmacht nöthig —“

„Für dieſe iſt geſorgt; hier iſt ſie,“ ſprach Starzinski, ein beſiegeltes Papier aus einem Porteſeuille nehmend und es Jenem übergebend.

„Was? — Baron Steinrück?“ rief Breitenbach erſtaunt.

„Kennen Sie ihn?“ fragte Starzinski.

„Allerdings! Er iſt ein Verwandter von mir, aber leider muß ich zugeben, daß, wie ich ihn kenne, ich ſeinen Verrath für m ö g l i c h halte. Aber was!“ rief Breitenbach, nachdem er noch einen Blick in das Papier geworfen. „Eine Schenkung? Unmöglich! Davon kann, was mich anlangt, keine Rede ſeyn. Sie ſind jung, ſtehen in der Blüthe des Lebens —“

„Nun wohl,“ unterbrach ihn Starzinski; „lebe ich, wenn das Geld in Ihren Händen iſt, ſo gehört es mir, wenn nicht — Ihnen und Mathilden.“

„Dies hätten Sie aber durchaus auf dem Papiere bemerken müſſen,“ verſetzte Breitenbach. „Ich kann ſterben, ehe das Geld in Ihre Hand gelangt, ich habe Geſchwiſter; und wenn ich auch dieſe von Allem unterrichte —“

„Laſſen wir alle unnützen Wenn und Aber,“ unterbrach ihn der Pole; „dieſe werden ſich heute vielleicht noch als überflüſſig gezeigt haben. Vor Allem bewahren Sie das Papier wohl und merken Sie ſich meine Schilderung der Lokalität.“ —

In dieſem Augenblicke erhob ſich im entfernteſten Theile des wild durcheinander gefahrenen Convois ein Getümmel; Rufen, Fluchen, Gelächter ertönte wild durch einander; gleich darauf wirbelte eine Trommel. Der Adjutant des Generals A. kam herbeigejagt.

„Laſſen Sie aufſitzen und ſetzen Sie ſich mit der Tête in Marſch!“ rief er Starzinski zu. Sie, Mr. Breitenbach, ſollen einen Zug zur Deckung der Wagen mit den Lebensmitteln geben. Dieſe verdammten Italiener haben ſich betrunken und ein paar Brodwagen geplündert.“

„Wir ſprechen über die bewußte Angelegenheit in Mondragon weiter,“ ſagte Breitenbach zu Starzinski. „Ich will den Auftrag treu ausrichten, aber von einer Schenkung darf nichts dabei ſeyn.“

„Es bleibt, wie ich geſagt,“ erwiederte hierauf Starzinski ernſt. „Ich habe Niemand auf der weiten Erde, der mir nahe ſteht. Sie waren mein Gefährte in zehn Gefechten, Sie ſind mein Freund, und jenes Mädchen war meine Retterin. — Doch fort! uns ruft die Pflicht!“

Der Pole ließ jetzt ſeine Lanciers aufſitzen und die Tête der Kolonne ſetzte ſich in Marſch. Breitenbach eilte zu ſeinen Leuten und führte einen Zug derſelben zu den Wagen. Er traf den General tobend und lärmend, den Offizieren der Armee mit Arreſt und Kriegsgericht drohend, und die Mehrzahl ihrer Mannſchaft betrunken. Ein donnerndes »Fallt's Gewehr!« war hinreichend, die letzten herumwankenden Trunkenbolde von den Wagen in ihre Glieder zu ſcheuchen, und bald war der ungeheure Wagenzug wieder in Bewegung. Wie bereits bemerkt, ſchlängelte ſich die Straße in den mannigfachſten Windungen abwärts. Breitenbach befand ſich wieder an der Spitze des erſten Zuges, unweit der Kolonne der Gefangenen, die rechts und links von einer geringen Mannſchaft eskortirt, in Mitte einer Anzahl mit Verwundeten beladener Karren marſchirte, als ein Lancier raſch vorüberjagend nach dem General fragte. Letzterer kam eben vorgeſprengt; „Qu'est ce qu'il y a?“ fragte er mürriſch.

»Kavallerie, etwa hundert Mann ſtark, ſchweift in der Ebene,« rapportirte der Reiter.

»Halten Sie darauf, daß dichtauf geſchloſſen wird und die Kolonne den Marſch beſchleunigt!« rief General A. ſeinem Adjutanten zu; »wir müſſen eilen, daß wir in die Ebene kommen.«

Der General ſprach noch ein paar leiſe Worte zu dem Offizier, ſprengte dann nach der Arrieregarde, und während der Zug ſich wie ein langes Band das Plateau von Salinas hinabſchlängelte, ſah man einige Seiten-Patrouillen der Italiener rechts in das von Büſchen und Defileen durchſchnittene Gelände hinabſteigen. Kaum waren dieſe den Blicken entſchwunden, als zwei bis drei Schüſſe fielen, denen plötzlich ein rollendes Gewehrfeuer vom Ende des Zuges her folgte.

»Die Arrieregarde iſt angegriffen,« rief Breitenbach dem jungen Offizier zu, der die Eſcorte der Gefangenen befehligte. »In dieſem Terrain können wir freilich nicht

anhalten, aber laſſen Sie Feuer auf Jedem geben, der aus dem Gliede tritt.«

Ein furchtbarer Tumult entſtand jetzt. Fuhrwerke der verſchiedenſten Art brachen aus dem Zuge und ſuchten vorwärts zu kommen. Im erſten Momente konnte der Deutſche nicht begreifen, was dieſen paniſchen Schrecken errege, aber bald ward es ihm klar; aus allen Ravins zur Rechten und Linken erhob ſich ein knatterndes Gewehrfeuer, ſtarke feindliche Trupps hatten in dem durchſchnittenen Terrain verſteckt gelegen, auf allen Hügeln zu beiden Seiten zeigten ſich ſtarke heraneilende Schaaren. Wo es der Boden erlaubte, brachen ſelbſt kleine Cavallerietrupps vor oder ſetzten durch Hecken und Gräben. Der Tumult, die Unordnung im Zuge ward immer ſtärker. Das Rollen des Gewehrfeuers bei der Arriere-Garde nahm zu, endlich knatterte es längs des ganzen Zuges. Plötzlich ſtürzten unter furchtbarem Geſchrei die Feinde von allen Seiten auf die Kolonne. Mit dem Rufe: „Vencer ô morir! Adelante, Espannoles!“ brach ein Mann in ſchwarzem Prieſterrocke, einen doppelt aufgekrempten Schiffhut auf dem Kopfe, den hochgeſchwungenen Säbel in der Fauſt, an der Spitze eines kleinen Reitertrupps zuerſt in den Zug.

„El cura de Pampliega!“ rief einer der gefangenen Offiziere.

»Schweigen Sie, Sennor, oder ich ſtoße Ihnen den Degen in den Leib!« rief Breitenbach, ihn am Arme faſſend und auf ſeinen Platz zurückdrängend.

(Fortſetzung folgt.)

Das Duell zwiſchen Hrn. J. v. Göler und Hrn. v. Wereſkin.

(Nach der in Karlsruhe erſchienenen Darſtellung des Hrn. Georg v. Sarachaga, wie ſie vor Gericht niedergelegt wurde.)

Die nähere Auseinanderſetzung der Veranlaſſung und die brieflichen Dokumente zu dieſer Trauergeſchichte aus der Sarachaga'ſchen Darſtellung übergehend, theilt die »Didaskalia« nur die ausführliche Erzählung des höchſt merkwürdigen Duells mit, welches jene unſelige Streitſache hervorbrachte und zwei muthvollen Männern ihr theures Leben koſtete:

» . . . . Da es augenſcheinlich war, daß Hr. v. Wereſkin den Hrn. v. Göler behandeln wollte, wie dieſer den Hrn. v. Haber durch Verweigerung der Genugthuung, ſo beſchloßen wir, Hr. v. Göler und ich (Sarachaga), uns unverzüglich nach Baden zu begeben, damit Hr. v. Göler dem Hrn. v. Wereſkin eine Genugthuung abzwänge. Im Augenblicke, wo wir uns auf den Weg machen wollten, kam Hr. v. Zedtwitz nach Karlsruhe zu Hrn. v. Göler, wo ich mich mit deſſen Bruder Louis befand, und er erzählte uns, wie Hr. v. Wereſkin ſich gebärdet habe, als man das Placat des Hrn. v. Haber auf der Promenade angeſchlagen; er habe nämlich Hrn. v. Göler dabei öffentlich vor Jedermann für einen Feigen, einen Niederträchtigen ꝛc. ꝛc. erklärt und ſich ſelbſt ſolcherweiſe an die Damen gewendet.

Hr. v. Zedtwitz, der ſich bei der ganzen Sache auf das Ausgezeichnetſte benommen, hatte die Freundſchaft gehabt, uns in Begleitung anderer Herren als Freund davon in Kenntniß zu ſetzen, damit wir wüßten, woran wir wären.

Wir begaben uns augenblicklich nach Baden, und da wir nicht wußten, wo Hr. v. Wereſkin zu finden, ſo erkundigten wir uns nach ſeiner Wohnung und warteten auf ihn an der Brücke, die nach dem Heſpeler'ſchen Hauſe führt. Etwa eine halbe Stunde nach Mitternacht kam Hr. v. Wereſkin allein des Weges und Hr. v. Göler und ich traten ihm entgegen. — Hier erzwang Hr. v. Göler das Ehrenwort des Hrn. v. Wereſkin, daß er ſich den andern Tag mit ihm ſchlagen wolle. Bei dieſer Gelegenheit ſagte Hr. v. Wereſkin u. A. zu uns, wir hätten ihm einen Hinterhalt gelegt. Allein, was blieb Hrn. v. Göler nach der Beleidigung auf der Promenade zu thun übrig, als Hrn. v. Wereſkin zum Zweikampfe zu zwingen? (Alſo wahr! D. R.) Die Art, wie es geſchah, konnte Herrn v. Göler nach einer ſolchen Beſchimpfung ziemlich gleichgültig ſeyn. — Hätten wir am Abend ihn nicht gefunden, ſo iſt es gewiß und ich kann es verſichern, daß Hr. v. Göler ihm den andern Tag auf der Promenade, oder wo es irgend geweſen wäre, daſſelbe gethan hätte, denn das war feſt beſchloſſen.

Hätte Hr. v. Haber gethan, (!!) wie Hr. v. Göler, ſo iſt es gewiß, daß er Genugthuung erlangt hätte, und es ſchien mir, daß er es wenigſtens hätte verſuchen ſollen. Denn Hr. v. Wereſkin, ein Mann voll Muth und Unerſchrockenheit, wie man es nur immer ſeyn kann, und durch dieſe Eigenſchaften der Mann, in ſeiner Weigerung zu beharren, beugte ſich vor einem Angriffe, der aus dem Ehrgefühle eines beleidigten Edelmannes hervorging. — Was mich betrifft, ſo kann ich verſichern, daß, wenn man mich beſchimpft und mir Genugthuung zu geben ſich weigert, ich immer Mittel finden werde, meinen Gegner zu jeder Satisfaction zu nöthigen.

Ja, es gibt Umſtände, wo die Ehre jedes, auch das höchſte Opfer fordert, und wenn man nach Erſchöpfung aller ſonſtigen Verſuche nicht auch dieſes letzte Opfer in Anwendung gebracht hat, ſo hat man durchaus gar nichts gethan. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachte ich wenigſtens Ehrenſachen, und wenn ich nicht gut deutſch verſtehe, wie Hr. v. Haber in ſeinem Exposé ſagt, ſo behaupte ich doch in Beziehung auf ſolche Angelegenheiten, daß ich mich in dieſer Sprache ſo gut ausdrücke, um, wo es ſich um die Ehre handelt, nicht mißverſtanden zu werden.

Hr. v. Wereſkin verfügte ſich nach Hauſe, und es ward verabredet, daß er ſogleich ſeinen Sekundanten zur Feſtſetzung des Näheren abſenden ſolle. Von hier aus begaben wir uns ſofort zu Hrn. Baron Camill v. Lotzbeck, um ihm alles Vorgefallene zu erzählen, worauf wir uns mit ihm im Freien ergingen. Der Hr. Graf v. Schönborn ſtieß zu uns, und bald darauf trafen wir auch auf der Brücke, die zum engliſchen Hofe führt, den Hrn. v. Wereſkin und zwei andere Herren, denen ich vorgeſtellt wurde; es war der Fürſt v. Trubezkoi und der Major Stolipin. Der letztere blieb bei mir, Hr. v. Wereſkin aber und der Fürſt entfernten ſich dem Hauſe Mesmer zu, ſowie der Graf v. Schönborn und Baron von Lotzbeck mit Hrn. v. Göler nach dem franzöſiſchen Hofe.

Dieſe Herren waren bereits weit, als wir die Verabredung für das Duell vom andern Morgen trafen; da kam zu meiner großen Verwunderung Hr. v. Wereſkin auf mich zu und ſagte zu mir: »Herr v. Sarachaga, Sie haben mir einen Hinterhalt geſtellt, und ich werde

Digitized by Google

Sie dabei reitpeitſchen.« Ueber eine ſolche Anrede war ich um ſo höchlicher veewundert, als beeeits abgemacht war, daß ich mich nach Hrn. v. Göler mit ihm ſchlagen ſolle, denn ſo war es von Hrn. v. Wereſkin verlangt worden, als Hr. v. Göler und ich auf der Brücke ihn ſtellten. Indeß ſagte ich ihm ſogleich, einige Schritte zurücktretend: »H........t zurück!« —

Der Füeſt riß Hrn. v. Wereſkin mit fort, und bald nachher erhielt ich eine Ausforderung unter denſelben Bedingungen, wie Göler, um mich unmittelbar nach Beendigung ſeines Duells zu ſchlagen, was angenommen ward. Die Bedingungen des Duells wurden nun feſtgeſetzt durch den Hen. Major Stolipin uud mich, und zu Richtern in Streitfällen ernannten wir den Hrn. Grafen v. Schönborn und den Hrn. Baron Camill v. Lotzbeck. Bemerken muß ich hier, daß mehrere Kameraden mir anempfahlen, die Barriere nicht näher als 15 Schritte zu ſetzen; ich drang darauf ſo viel als möglich, und die beiden eben genannten Herren Kampfrichter konnen mir das bezeugen; allein ich ward überſtimmt, und die Bareiere wurde auf 10 Schritte feſtgeſetzt.

Als Alles abgemacht war, kehrten wir nach Karlsruhe zurück, wo wie um 6 Uhr Morgens eintrafen. Nach den nöthigen Vorbereitungen begab ich mich in's Artilleeielager. Die Hetren Offiziece hielten eine Berathung, wozu ich berufen wurde, um mich übee das zu erklären, was Herr v. Wereſkin am Abend des 30. auf der Promenade geſagt hatte. Auch hier ſprach ich gegen die Herren Artillerieoffiziere in Gegenwart des Hrn. Julius v. Göler, der es beſtätigte, meine früher ſchon gehegte Abſicht aus, Hrn. v. Wereſkin zur Rechenſchaft zu ziehen für ſeine beleidigenden Aeußerungen.

Nach der Berathung der Herren Offiziere am 2. September gingen wie nach dem Kugelfang, wo wir die Herren von Baden erwarteten. Bald ſahen wir einen Wagen auf uns zukommen. Der Fürſt von Trubezkoi und Camill von Lotzbeck ſaßen darin. Wir begaben uns ſofort auf den Kampfplatz, wo wir den Hrn. Major Stolipin und Hrn. von Wereſkin fanden. Herr Stolipin und ich maßen die zehn Schritte Barriere ab, legten zwei Mäntel an die beiden äußerſtrn Punkte, und von da, auf ſechs Schritte Entfernung, zwei Stöcke.

Anfuhren muß ich hier noch, daß man mich, noch ehe wir auf dem Platze anlangten, durchaus nicht als Sekundanten des Hrn. v. Göter annehmen wollte, weil ich mich nach meinem Freunde mit Hrn. v. Wereſkin zu ſchlagen hatte. Indeß blieb Hr. v. Göler feſt und eeklärte, daß er keinen andern Zeugen annehmen werde, weil es bereits ſo in Baden verabredet worden ſey, wo man mich hätte ſogleich zurückweiſen müſſen; dieſer Zwiſchenfall ward ausgeglichen, denn die Herren willigten am Ende in meine Zulaſſung.

(Schluß folgt.)

Correſpondenz.

Die fränkiſche Schweiz.

Bamberg, 23. September.

Es wird Ihnen mit Recht aufgefallen ſeyn, von mir ſeit längerer Zeit, ſegar während der Verſammlung der deutſchen Architekten in hieſiger Stadt, kein Schreiben erhalten zu haben. Allein ſo gerne ich während dieſer Zeit hier geweſen wäre, ſo war die Witterung doch zu ſchön, als daß ich nicht hätte eilen ſollen, dieſe zu einer Reiſe, und zwar zu einer Fußtour, zu benützen. Am 3. d. M. mit der grüßenden Sonne verließ ich unſere ſchöne Stadt; bald war der Hauptsmoor quer durchſchritten, die lange Meile — ein Bergrücken — gewonnen und fröhlich ging es in die Thaler der „fränkiſchen Schwelz" hinab; alle Sorgen und Beratlonen waren in der Stadt gelaſſen, und es gelang mir, mich während dieſer Tage ganz den Eindrücken einer herrlichen Natur zu überlaſſen. Es war oben auf den Höhen und unten in den lieblichen Thälern, auf ſchroffen Felſen und an murmelnden Quellen ſo reizend, daß ich meinen feüheren Entſchluß bald aufgab, eine oder mehrere der Höhlen zu beſuchen, welche die Gegend der Welt bekannt machten. Ich ſchlug mein Hauptquartier im „goldnen Kreuz" zu Streitberg auf, um von hier aus meine Excurſionen zu unternehmen. Es hätte mir große Ueberwindung gekoſtet, mich von jenem Hauſe zu trennen: erſtens weil gar manche Erinnerung an mein fröhliches Studentenleben in Erlangen darin auftauchten, zweitens weil die Ausſicht aus den Zimmern dieſes Hauſes, das faſt am hochſten im Dorfe liegt, eine der ſchönſten in der Gegend iſt, und ſchließlich, was nicht zu verachten, weil die Wirthſchaft jeßt eine ſehr gute iſt. Seit der Errichtung einer Molkenanſtalt in dieſen Gebäuden machte eine mit dieſer Kur übereinſtimmende Lebensweiſe, ſo wie die geſuchte Bequemlichkeit von Seite reicher und vornehmer Kurgäſte und durchreiſender Fremden, die in nicht geringer Zahl hier durchgehen, eine verbeſſerte Wirthſchaft nothwendig. Herr Dr. Briegleb, welcher die Molkenanſtalt dort gründete und ſie ſeit ihrer Entſtehung mit Umſicht leitet, ſorgte auch dafür und ſo kann man jetzt ganz nobel im Kreuz logiren. Doch nicht die Fleiſchtöpfe Aegyptens würden mich hineingebracht haben, wenn nicht die herrliche Ausſicht wäre. Ich öffne das Fenſter — und vor mir im Morgenlichte breitet ſich das Thal aus, welches die Wieſent durchſtrömt; hoch über mir zur Rechten drohen die Trümmer der Burg Streitberg auf mich herabzuſtürzen, links über dem Fluß ragt auf bewaldeter Höhe das zerfallene Neldeck empor. An beide Berge, deren Gipfel dieſe Burgen zieren, ziehen ſich ſchön bewaldete Anhöhen hin, aus denen überall zerſtreut gewaltige Felſenmaſſen aufſteigen, rechts in die lange Meile auslaufend, links als Schlußſtein die kahle Ehrenbürg (vom Volke auch Walperle genannt, weil eine Kapelle der h. Walpurgis auf dem Sattel des Berges ſteht, zu welchee jährlich die umliegenden Gemeinden am 1. Mai wallen) vorſchiebend. Die Ausſicht gegen Süden ſchließen dee Rathsbeeg und Adlitz bei Erlangen. Ueberall ragen ſchöne Dörfer mit ihren weißen Kirchen aus dem ſaftigen Grün: der Markt Ebermannſtadt, Pretsfeld, Kirchehrenbach, Pinzberg auf der Anhöhe ſind die nächſten; zu unſeren Füßen liegt Streitberg maleriſch am Berge zerſtreut. Hier auf der Tereaſſe vor dem Gaſthauſe eine Taſſe Kaffee bei einer guten Cigarre zu trinken, den blauen Himmel über ſich und eine heerliche Gegend vor den entzückten Augen, iſt ein Genuß, höher und dauernder als alle Freuden qualmender Tabernen und Bierhäuſer.

Ich war von Burggrub aus, wohin dem entwöhnten Fußgänger die letzte Station von Teuchatz aus ſehr beſchwerlich wird, dem Thale der Leinleiter gefolgt, das in ſeiner untern Hälfte höchſt romantiſch wird. Schon

Digitized by Google

auf dem »Todlenſteine« vor Burggrub, alſo genannl, weil der letzte Streitberger auf der Heimkehr von Bamberg hier von ſeinen Roſſen in den Abgrund geſchleudert wurde, hat man Schloß G r e l f e n ſ t e l n, das herrliche Beſitzthum des Schenk von Staufenberg erblickt; nahe vor Heiligenſtadt, gewöhnlicher lutheriſch Hallſtadt genannt, tritt es uns näher. Es hat eine anſehnliche Größe, iſt im beſten baulichen Stande und gewährt eine reizende Fernſicht; der Garten und die übrigen Anlagen ſind einer ſo reichen und edlen Familie würdig. W e i l b r o n n in einem engen Felſenthale liegt herrlich an die Ufer des Flüßchens und an die Wände der Felſen hingedrängt; U n t e r l e i n l e i t e r mit ſeinen zwei Kirchen und ſeinem Schloſſe nebſt ſehr ſchönem Parke erfreut das Auge und Herz von weitem, das Dorf ſelbſt iſt aber viel ſchmutzig. Die kathol. Kirche iſt neu und vor noch nicht langer Zeit erſt eingeweiht worden. Das Dorf war früher halb Bambergiſch, halb Seckendorfiſch: daher das Simultaneum. Eine halbe Stunde weiter beugt man links um einen Vorberg und tritt in das offenere Wieſentthal; von da führt der Weg nördlich in das freundliche Streitberg. Ich traf dort noch eine ziemliche Anzahl von Gäſten, theils Erlanger, Nürnberger und Bamberger, theils ſolche, die nach den Strapazen der Erlanger Säkularfeier ſich erholen wollten, theils andere Fremde, die mir großentheils bekannt waren, ſo daß Geſellſchaft und Unterhaltung alsbald gefunden war. —

(Fortſetzung folgt.)

✿

Paris, 25. September.

Roſſini iſt endlich am vergangenen Mittwoch von hier abgereist; ſeine Abreiſe war um einen Tag früher beſtimmt; alle Freunde und Bekannte hatten von ihm Abſchied genommen, die Koffer waren auf den Wagen geſchraubt, die Poſtpferde vor denſelben geſpannt; der Mäſtro in wohlverwahrtem Reiſecoſtüme ſtieg die Treppe hinab, um ſich in den Wagen zu ſetzen, der ihn nach ſeinem geliebten Bologna zurückbringen ſollte. — »Sonntag ſind Sie zu Hauſe!« ſagte Escudier, der ihn in den Wagen hob. — »Sonntag? warten Sie,« entgegnete Roſſini; »was haben wir heute?« — »Dinstag!« — »Dinstag?!« rief Roſſini, und ohne ein Wort weiter zu ſprechen, ſprang der Mäſtro mit aller Beweglichkeit eines Jünglings zum Wagen hinaus und lief die Treppe hinauf in ſeine Wohnung zurück. Die Freunde folgten ihm verwundert nach. »Haben Sie Etwas vergeſſen, Mäſtro?« fragte Habeneck. — »Laßt ausſpannen!« rief Roſſini, »ich reiſe heute nicht, heute iſt Dinstag.« Und wirklich blieb er auch, aller kleinen, ſchon eingepackten Bequemlichkeiten entbehrend, noch 24 Stunden in ſeiner Wohnung und reiste erſt am Mittwoch ab. Roſſini hat den feſten Glauben, der Dinstag und der Freitag ſeyen für ihn Unglückstage, und keine menſchliche Macht kann ihn bewegen, an dieſem Tage Etwas zu unternehmen. Uebrigens kehrt er, von ſeinem Leiden faſt ganz geheilt, in die Heimath zurück und hat verſprochen, bald wieder nach Paris zu kommen. Für das Theater will er durchaus nichts mehr componiren, ſondern die noch übrigen Jahre ſeines Wirkens der religiöſen Muſik widmen. Er arbeitet jetzt an einer großen Meſſe, die er dem Papſte dediciren will, und an ſeinem eigenen Requiem. Am Mittwoch reiste Roſſini ab, und am Donnerstag kam Meyerbeer hier an. Nach einer langen Conferenz mit Herrn Pillet iſt es nun entſchieden, daß eine ſeiner Opern ſogleich, nach »Sebaſtian von Braganza« von Donizelti, einſtudirt wird, wahrſcheinlich aber nicht »der Prophet,« ſondern »die Afrikanerin.« Auch mit der Ausarbeitung ſeines ganz veränderten »Crociato« für die italieniſche Oper beſchäftigt er ſich. Außerdem ſind auch noch die Compoſiteure Ricci und Balſe hier eingetroffen. — Die große Oper ſetzt ihre ganze Hoffnung auf zwei neue junge Tenoriſten, deren Acquiſition ſie erſt gemacht hat. Der erſte heißt Mengis, hat bei dem diesjährigen Muſikfeſte in Freiburg geſungen und wird nächſtens in Roſſini's »Graf Ory« debutiren; der andere iſt ein Deutſcher, Ritſcher, der bereits in den erſten muſikaliſchen Salons dahier durch ſeine ſchöne Stimme und ſeinen Vortrag, vorzüglich des Schlummerliedes aus der »Stummen,« Aufſehen gemacht hat. — Lablache hat eine Operation an der Kinnlade glücklich überſtanden und reist in dieſer Woche nach Neapel ab, wo er bis zum November bleibt. — Die Sängerin Mad. Garcia-Viardot iſt nebſt Rubini und Tamburini bei der neuen italieniſchen Oper in Petersburg engagirt. — Klopſtock's »Herrmann« und Jean Paul's »Traum« ſind von Charles de Lambertie in's Franzöſiſche überſetzt und in einer zierlichen Auflage in Angouleme erſchienen. — Für den Handelsſtand iſt vorzüglich beachtenswerth das bei Videcocq in Paris erſchienene „Concordance entre les codes de commerce entrangers et le Code de Commerce français. Paris, 30 Francs." Dieſes Werk enthält nicht nur die Handelsgeſetzbücher und Handels-Verordnungen a l l e r Länder Europa's mit Inbegriff der Türkei, Wallachei, Griechenlands, der joniſchen Inſeln, ſondern auch die von Braſilien, Nordamerika, Haiti, Tunis u. ſ. w. mit vergleichenden erläuternden Bemerkungen. Der Verfaſſer iſt Hr. Anthoine de St. Joſeph, Richter am Tribunale erſter Inſtanz zu Paris. — Am 15. Dezember findet hier die Verſteigerung der dramatiſchen Bibliothek des verſtorbenen Hrn. v. Soleinne ſtatt, ſie enthält orientaliſche, griechiſche, modern-lateiniſche Theaterſtücke; ferner ſehr viele Stücke des deutſchen, ſpaniſchen, engliſchen u. ſ. w. Theaters, die Anfänge der franzöſiſchen Bühne, Myſterien, Moralitäten, Farcen, das ganze franzöſ. Repertoir von Jodelle bis auf Racine und das von Racine bis auf die letzte Zeit. Cataloge ſind von der Alliance des Arts rue Montmartre zu beziehen. — In den Vaudevilles-Theatern fangen die Novitäten an ſich zu häufen; im Palais-Royal macht eine Eiſenbahn-Comödie: „Paris, Orleans et Rouen" (deutſch bearbeitet unter dem Titel: »B e r l i n, M a g d e b u r g und S t e t t i n) fortwährend volle Häuſer; im Varietés: „Le voyage en Espagne" von Joſeph Gautier, eine ergötzliche Satyre auf die jetzigen ſpaniſchen Zuſtände, und „Sur les toils," eine tolle Comödie, die auf dem Dache ſpielt. Montpous hinterlaſſene und von A. Adam beendigte Oper „Lambert Simmel" hat in der Opera comique gefallen. —p—

✿

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 119. Dinstag, 3. Oktober 1843.

Die Ahnungen.

(Fortſetzung.)

Der Ruf hatte indeß ſeine Wirkung gethan. Der Name des gefürchteten Prieſters von Pampliega war dem Marketendertroß ein Schreckensruf, den Gefangenen eine Looſung zur Befreiung. Mit dem Rufe: „Viva Fernando septimo!“ warfen die Letzteren ſich auf die ſchwache Escorte, und dieſe war, obgleich Breitenbach ihr mit ſeiner Mannſchaft zu Hülfe eilte, in wenig Secunden überwältigt. Der Schrecken war jetzt allgemein. Er gewann die äußerſte Höhe, als der Ruf: »Rette ſich wer kann! Die Italiener ſind aus einander geſprengt!« an zehn Orten zugleich ertonte. Alle Mühe, die ſich der Deutſche gab, noch einige Ordnung zu erhalten, war umſonſt, wild ſtürzten die Wagen, ſtürzten Freund und Feind durcheinander; es entſtand an manchen Orten ein Kampf von Mann gegen Mann. Wie ein großer Schiffbruch ergoßen ſich die Trümmer des Zuges in die Ebene, und Breitenbach mußte es für ein Glück anſehen, daß er, ohne daß ſeine Mannſchaft zerſprengt, oder von den bergabſtürzenden Wagen zermalmt wurde, ſich durch einen ſtarken Trupp Feinde mit dem Bajonnet einen Weg bahnend, im Thale ankam.

Hier befand ſich bereits General A. Er war beſchäftigt, die Fuhrwerke, die ſich gerettet hatten, in ein Viereck zuſammenfahren zu laſſen und Vertheidigungsanſtalten zu treffen. Breitenbach eilte, treulich ihm beizuſtehen, und bald kam man dahin, den Feind, wenn er Luſt hätte, den Angriff zu wiederholen, ſeine Kühnheit theuer bezahlen zu laſſen. Dies ſchien jedoch nicht in der Abſicht der Spanier zu liegen. Man ſah, wie ſie auf den Höhen die Unglücklichen, die in ihre Hand gefallen waren, kaltblütig niederſtießen und die Wagen in einzelnen Zügen in die Gebirge führten. Nur etwa hundert bis hundertfünfzig Reiter galoppirten noch, gleichſam beobachtend, in der Ebene umher. —

»Nehmen Sie Revange, Mr. Starzinski!« rief General A. dem Polen zu. »In der Ebene ſind wir Meiſter gegen vierfache Uebermacht.«

In zwei Minuten trabten die Polen raſch übrr das Blachfeld. Schon jagten die Guerillareiter in wilder Flucht den Bergen zu, als eine Schwadron Spanier in geſchloſſener Ordnung einen Hügel herabkam, um den Brüdern beizuſtehen.

»Das iſt Mina mit ſeinen Reitern. Ein Anderer würde den Angriff nicht wagen!« rief General A.

Von beiden Seiten ertönten jetzt die Trompetenſignale zum Galopp, bald darauf die Fanfare zum Einhauen. Mit ſeltener Kühnheit ſtürzten die Spanier auf ihren brauſenden Hengſten heran; furchtbar war der Zuſammenſtoß, aber nach einem Getümmel von zwei Minuten wendete ſich der Feind zur wilden Flucht, verfolgt von den Lanciers, deren Lanzenfähnchen man bald hinter ein paar vorliegenden Hügeln verſchwinden ſah.

Da weit und breit nichts mehr vom Feinde zu ſehen war, ſetzte ſich die bis auf ein Drittheil zuſammengeſchmolzene Trainkolonne langſam in Marſch. Die verſprengten Italiener, die nicht auf der Flucht von den Spaniern niedergeſtochen worden waren, ſammelten ſich unter allen Drohungen und Scheltworten, die General A. in franzöſiſcher und ſpaniſcher Sprache aufbringen konnte, und wozu er um ſo aufgelegter war, als die beiden ihn begleitenden Damen, vor Allem aber das Gepäck, das ihm am meiſten am Herzen zu liegen ſchien, in die Gewalt des Feindes gerathen waren. Eine halbe Stunde mochte ſo vergangen ſeyn. Mondragon erſchien immer deutlicher. Man ſah bereits die einzelnen Gebäude, vorzüglich das große Kloſter und die kaum zweihundert Schritte von dem Thore entfernte, auf einem Hügel liegende Einſiedelei, als die Polen von der Verfolgung des Feindes zurückkehrten. Sie führten ein paar Wagen, die ſie den Spaniern wieder abgenommen hatten, in ihrer Mitte.

»Wo iſt Euer Lieutenant?« fragte Breitenbach ängſtlich den heranſprengenden Wachtmeiſter der Lanciers.

Dieſer zeigte traurig auf einen der Karren.

»Was? — Verwundet?« rief der Fragende.

»Todt!« entgegnete Jener. »Er wurde bei dem Verfolgen der Feinde von einer Kugel durch's Herz getroffen.« —

Breitenbach war wie verſteinert. Er hatte in kurzer Friſt mehrere Freunde an ſeiner Seite fallen ſehen, ein im Kriege allzugewöhnlicher Fall, als daß er auf ihn nicht vorbereitet geweſen wäre; aber die Ahnung, welche der Gefallene gehabt, die Sicherheit, mit der er es vorausgeſagt, die beſondern Umſtände, unter denen Alles ſich ereignet hatte, waren es, die ihn auf's Aeußerſte ergriffen. — In Mondragon angekommen, eilte er, dem Freunde eine Ruheſtatte in geweihter Erde, ein Grab, von dem nicht zu befürchten ſtand, daß die Hand der Rache es aufwühlen und den Todten aus ſeiner letzten Wohnung reißen werde, zu verſchaffen. Am Abende desſelben Tages ward er zwiſchen den beiden alten Cypreſſen, die auf einem Hügel dem Eingange des Friedhofes gegenüber ſtehen, beſtattet. Mancher benarbte Krieger, dem der fruh Geſchiedene durch die Sanftheit ſeiner Sitten, wie durch ſeinen Muth lieb geworden, weihte dem wackern Jünglinge eine Thräne. Erſt jenſeits der Bidaſſoa, zu Bayonne, als die Gefährten des Zuges ſich nach allen Richtungen zerſtreut hatten, that Breitenbach den erſten Blick in das von dem Freunde erhaltene Papier. Es war in den klarſten Worten abgefaßt und beſagte,

Google

»daß eine Chatoulle mit zehntauſend Dukaten, die das Privateigenthum des Verſtorbenen geweſen, ſobald ſie an dem von ihm bezeichneten Orte aufgefunden würde, dem Lieutenant Eugen von Breitenbach und dem Fräulein Mathilde von Steinrück zu gleichen Theilen gehören, dieſe aber gehalten ſeyn ſollten, ſeinem ehemaligen Diener, deſſen Name beigefügt war, nach Gutdünken ein Geſchenk zu machen, falls ſolcher noch am Leben ſey und aufgefunden werden könne.«

Breitenbach war noch nicht in Deutſchland angelangt, als er durch die Zeitungen Nachrichten aus dem Vaterlande empfing. Die Schlacht von Leipzig war geſchlagen worden, ſie hatte der politiſchen Lage des Letztern eine andere Wendung gegeben. Er eilte deshalb ſo ſchnell wie möglich, nach der Heimath zu gelangen, und es glückte ihm, über den Rhein zu kommen, ohne von den Franzoſen zurückgehalten zu werden, obwohl ſein Souverän ſich bereits für die deutſche Sache zu erklären bereit war. An eine Reiſe in das Fürſtenthum N. war vor der Hand nicht zu denken. So wie der junge Mann von der Wunde, die er im Arm empfangen hatte, gänzlich wiederhergeſtellt war, eilte er zur Armee, die eben im Begriff war, in Frankreich einzurücken, und focht in allen Schlachten, die dem Pariſer Frieden vorangingen. Die Rückkehr Napoleons von Elba, der neue Ausbruch des Krieges im Jahre 1815, vereitelte auch jetzt noch ſeinen Vorſatz, nach dem mittleren Deutſchland zu reiſen. Erſt im Jahre 1816 ſah er dieſen in Erfüllung gehen, und es war bereits in der Mitte des Jahres, ehe er ſich nach dem erwähnten Ziele auf den Weg machen konnte. Oft ſchon hatte er ſich nach der Perſönlichkeit des Verwandten, den er aufſuchen wollte, und den er bis dahin noch nie geſehen, erkundigt, er hatte indeß nur ſehr oberflächliche und allgemeine Nachrichten einziehen können; dieſe lauteten überdem nicht beſonders erbaulich. Wie er auch ſonſt ſchon vernahm, war der Baron in früheren Jahren ein Bonvivant geweſen, der einen Theil ſeines Lebens in den Bädern beim Spiel zugebracht. Seine Frau, mit der er nicht glücklich gelebt, hatte er früh verloren. Mehrere ihm zugehörige Güter hatte er nach und nach veräußert und nur das Stammgut übrig behalten. Durch allerhand abentheuerliche Speculationen der verſchiedenſten Art war er indeß auch hier immer mehr in ſeinen Verhältniſſen zurückgekommen, und er lebte nun mit einer armen Verwandtin, die ſein Hausweſen beſorgte, gänzlich zurückgezogen und ohne mit einem ſeiner, ohnehin wenig zahlreichen Nachbarn irgend eine Gemeinſchaft zu pflegen. —

(Fortſetzung folgt.)

Das Duell zwiſchen Hrn. J. v. Göler und Hrn. v. Wereſkin.

(Schluß.)

Nach Abmeſſung der Entfernungen looſten Herr Stolipin und ich um den Platz; da ich gewann, wählte ich die Schattenſeite, und Hrn. v. Wereſkin blieb die der Sonne. Hrn. v. Stolipin lud zuerſt die von ihm mitgebrachten Piſtolen in meiner Gegenwart, hierauf lud ich die meinigen. Eine Piſtole von jedem Paar wurde rechts, die andere links gelegt; ich fragte Göler, ob er die zur Rechten oder Linken wolle, und gab ihm die verlangten. Hr. v. Göler und Hr. v. Wereſkin ſtellten ſich an die ihnen angewieſenen Plätze. Hr. v. Stolipin legte, getroffener Abrede gemäß, die Frage vor: »Sind Sie bereit, meine Herren?« — »Ja«! war die Antwort der beiden Gegner. Hr. v. Stolipin kommandirte weiter: „Macht Euch fertig!“ — Hr. v. Göler und Hr. v. Wereſkin ſpannten den Hahn. — „Feuer!“

Bei dieſem Kommando ſtand es Jedem frei, ſeine beiden Schüſſe nach Gutdünken abzufeuern. Die Gegner zielten auf ihrem erſten Platze (22 Schritte,) aber der Schuß des Hrn. v. Wereſkin ging dem des Hrn. v. Göler um eine Sekunde voran und fehlte. Hrn. v. Göler's Schuß folgte, wie geſagt, unmittelbar darauf und ſtreifte die rechte Seite des Hrn. von Wereſkin. Wenigſtens glaubte ich es ſo von meinem Platze aus wahrzunehmen. Dies geſchah mit dem erſten von mir mitgebrachten Paar Piſtolen; ich hatte ſie von Herrn v. Baumbach.

Jeder der beiden Gegner rückte nun um 2 — 3 Schritte vor, und vertauſchte die entladene Piſtole gegen die andere, die ſie in der linken Hand hatten, und welche Hr. v. Stolipin mitgebracht hatte. Diesmal drückte Hr. v. Göler zuerſt ab; der Schuß verſagte — Hr. v. Wereſkin ſchoß hierauf, und traf meinen Freund in die Bruſt. Ich fragte: „Wer iſt verwundet?“ worauf Göler mir antwortete: „Ich bin verwundet, aber es macht nichts!“

Jetzt warf Hr. v. Wereſkin die zuletzt entladene Piſtole zu Boden, nahm die andere, deren er ſich zuerſt bedient hatte, in die rechte Hand, und trat, der Abſprache gemäß, bis zur Barriere vor, mit einer Kaltblütigkeit, die ſeinem Muth Ehre macht. Hier erwartete er, was weiter kommen ſollte; denn es wurde auf Auftrag des Hrn. v. Stolipin feſtgeſetzt, daß jedes Verſagen des Schuſſes nicht gelten, folglich jeder Theil zwei wirkliche Schüſſe haben ſolle (gewöhnlich gilt nämlich auch das Verſagen für einen Schuß.)

Hr. v. Göler zog, obgleich ſchwer verwundet, ein anderes Zündhütchen aus der Taſche, ſetzte es auf, zielte und drückte ab. Der Schuß verſagte abermals. Jetzt rief er mir zu: »Georg, ſieh einmal, was an dieſer Piſtole iſt.

Ich nahm die Piſtole, rieb Pulver in die Piſton-Röhre, bis ſie voll war, ſetzte ein Zündhütchen auf und gab ſie meinem Freunde zurück, der, außer Stande, ſich länger auf den Beinen zu erhalten, durch die Güte des Fürſten Trubezkoi geſtützt wurde, welcher einige Schritte davon ſtand und weder Zeuge noch Secundant in dieſem Duell war, denn er ſollte nur Secundant gegen mich ſeyn, falls Wereſkin erhalten bliebe. Er hat ſich durch dieſe edelmüthige Hülfe meine aufrichtige Dankbarkeit erworben. Hr. v. Göler nahm die Piſtole aus meiner Hand, zielte, drückte ab, und der Schuß verſagte zum dritten Male. Ich wiederholte daſſelbe mit der Piſtole, wie oben beſchrieben, und hörte zum vierten Male das fürchterliche »Betſch,« denn der Schuß verſagte abermals. Jetzt ſagte ich zu meinem Freunde: »Wirf die Piſtole von Dir, ich will eine andere laden!« »Ja«, erwiederte er, »aber mache ſchnell, denn ich werde ſehr ſchwach; ich habe faſt keine Kraft mehr!«

»Meine Herren,« rief ich, »ich gebe mein Wort, daß ich mich mit dieſen Piſtolen nicht ſchlage!«

Digitized by Google

Ich ſuchte nach einer andern Piſtole, und da ich keine fand, ſo wandte ich mich an Hrn. v. Wereſkin mit den Worten: »Herr v. Wereſkin haben Sie die Gefälligkeit, mir Ihre Waffe zu geben!« Dabei griff ich nach derjenigen Piſtole, die er noch in der Hand hatte.

»Dieſe nicht,« antwortete er mir, »nehmen Sie aber jene!« dabei zeigte er auf die von ihm zu Boden geworfene; es war dieſelbe, die bereits Hrn. v. Göler verwundet hatte. Ich hob ſie auf, that eine ſehr ſtarke Pulverladung und die Kugel ohne Pfropfen hinein, weil Göler immer bläſſer ward und mir zurief: »Mach' ſchnell, mach' ſchnell, ich kann nicht mehr!« was natürlich meine Dienſtleiſtung beſchleunigte. Als das Zündhütchen aufgeſetzt war, gab ich Göler die Piſtole, der noch immer von dem Fürſten Trubezkoi gehalten wurde, indem ich ſagte: »Ziele gut, lieber Freund, und ruhig!« Er nickte mir bejahend mit dem Kopfe zu und zielte zum fünften Male mit jener unglaublichen Ruhe und Kaltblütigkeit, die ihm in allen Situationen ſeines Lebens eigen war und ihn auch in dieſen kritiſchen Augenblicken nicht verließ. Dieſer Beweis ſeiner hohen moraliſchen Kraft, ſchon mit der tödtlichen Kugel in der Bruſt, hat überall die ausgezeichnetſte Anerkennung gefunden. Diesmal ging der Schuß los und ſogleich ſprang ich meinem Freunde zu Hülfe, um ihn zu halten. In dieſem Augenblicke ſagte er mir: »Ich habe ſcharf gezielt; er muß todt ſeyn.« Und im nämlichen Augenblicke ſank Hr. v. Wereſkin, ſprach noch die Worte: »Ich bin todt!« und hauchte dann nach wenigen Secunden ſeinen letzten Seufzer aus.

Ich ging mit Hrn. v. Göler einige Schritte, wobei ich von dem Fürſten Trubezkoi fortwährend unterſtützt wurde. Wir machten etwa zehn Schritte, als Hr. v. Göler ſich nicht mehr aufrecht erhalten konnte; wir ſahen uns daher genöthigt, ihn auf den Boden zu ſetzen: »Mein einziger Troſt, lieber Freund,« ſagte er hier zu mir, »iſt der, daß Du nun nicht mehr nöthig haſt, Dich zu ſchlagen.« Bei dieſen Worten verlor er das Bewußtſeyn.

Die Aerzte wurden herbeigerufen; ſie unterſtützten die Verwundeten, und als der, der ſich um Wereſkin beſchäftigte, dieſen bereits todt fand, rief ich ihm zu: »Wenn Hr. v. Wereſkin ſchon todt iſt, ſo leiſten Sie Ihre vereinte Sorgfalt meinem Freunde.«

Man öffnete Julius eine Ader, und drei Viertelſtunden lang ſchwebte ich in der ſteten Angſt, er werde in meinen Armen verſcheiden. Ich war in Verzweiflung, denn wer je das Glück gehabt, einen Charakter, wie der Göler's, Freund zu nennen, wird den gerechten Schmerz verſtehen, der mein Inneres zerriß.

Ich kannte ihn ſeit langen Jahren, und er hatte mir mehr als einmal durch die That bewieſen, daß das Wort »Freund«, mit dem er mich beehrte, kein leerer Schall in ſeinem Munde war.

Oft hatte er mir in trauten Stunden mit Kummer davon geſprochen, daß er von vielen Leuten verkannt werde; es linderte daher meinen Schmerz nicht wenig, als ich an der allgemeinen Theilnahme an ſeinem Schickſal erkannte, daß dieſes Vorurtheil verſchwunden war.

In dieſer Zeit der Trauer und bangen Beſorgniß kam der Sekundant des Hrn. v. Wereſkin, Hr. Major v. Stolipin, auf mich zu, drückte mir freundſchaftlich die Hand, und ſagte zu mir, er ſey ſo zufrieden mit mir, daß er Nichts weiter wünſchen könne, als ich möchte dieſelben Geſinnungen in Betreff ſeiner hegen. Ich verſicherte ihn meiner Hochachtung, eben ſo den Fürſten, dem ich meinen verbindlichſten Dank für die meinem Freunde geleiſteten Dienſte erneuerte. Nachdem ſie noch das Benehmen des Hrn. v. Göler als ganz ausgezeichnet gerühmt, und Beide dem Ohnmächtigen die Hand gedrückt hatten, zogen ſie mit ihrem unglücklichen Freunde ab.

Was Hrn. v. Wereſkin betrifft, ſo muß ich ſagen, daß er in allen Momenten dieſes unheilvollen Duells ſich als ein Mann voll Muth benahm. Es iſt nichts Geringes, wenn man einen tödtlich beleidigten Feind mehrmals mit Genauigkeit, Ruhe und Kaltblütigkeit auf ſich anlegen ſieht, einen Feind, der als vortrefflicher Schütze bekannt iſt. Hr. v. Wereſkin hat nicht gewankt und ſtarb den Tod eines Braven.

Nach drei Viertelſtunden ſchlug Julius die Augen wieder auf, und die Aerzte gaben mir Hoffnung. Wie unendlich glücklich war ich! Aber ach! meine Freude war zu groß, ſie konnte nicht von langer Dauer ſeyn. Julius ward in das Haus des tapfern Oberſten v. Göler, ſeines Vaters, gebracht, deſſen Gefühle am Schmerzenslager ſeines geliebten Sohnes zu ſchildern ich mich enthalte, wo er nur noch zwei Tage zu leben hatte; er ſtarb in Folge ſeiner Verwundung am 4. September um 2 Uhr Nachmittags.

Dies die getreue Darſtellung von dem ganzen Verlaufe dieſer Trauergeſchichte, welche ſo viele Gemüther in Bewegung geſetzt hat. Die in meiner Erzählung benannten Zeugen ſind, außer den beiden Opfern des Duells, ſämmtlich noch am Leben, und können ſprechen, ob ich den Auftritt, bei dem ſie erſchienen, unparteiiſch und der Wahrheit gemäß ſchilderte oder nicht. Die Briefe und Aktenſtücke, auf die ich mich berufen, und die ich wörtlich oder in wortgetreuen Ueberſetzungen wiedergab, liegen entweder im Originale in meiner Hand, und Jeder kann ſich von ihrer Aechtheit überzeugen, oder ſind es Abſchriften von ſolchen Beweisſtücken, die bei Gericht hinterlegt wurden.

Ich konnte mich füglich jeder Erläuterung, jedes eigenen Urtheils enthalten, wo die Zeugniſſe Anderer und wo Thaten ſo laut ſprechen. Ich will dem Urtheile des Leſers nicht vorgreifen, ſondern überlaſſe es Jedem, nach Vergleichung des Haber'ſchen Expoſé mit gegenwärtiger Darſtellung ſich ſein freies eigenes Urtheil zu bilden.

G. v. Sarachaga.

Correſpondenz.

Die fränkiſche Schweiz.

Bamberg, 23. September.

(Fortſetzung.)

Der folgende Morgen ſah uns auf die Streitberger und Neidecker-Burg ziehen. Hatte uns die erſte an die Hinfälligkeit alles Irdiſchen erinnert, ſo ließ uns dieſe die Kühnheit unſerer Vorfahren bewundern, welche auf und zwiſchen ſchroffen ſteilen Felſenwänden ihre Wohnungen gleich Adlern bauten. Uns aber ſchwindelte, die gähe Tiefe, vom Wartthurm und dem Felſen, auf den er hinausgebaut war, hinabzuſehen. Nachmittags ging's nach Muggendorf. Ihr fröhlichen Tage meiner Jugend, kehrt ihr freundlich zurück? Wandern dort nicht die muntern Genoſſen? Horch, wie ſchallt ihr ausgelaſſenes Ge-

Digitized by Google

lachter! Wer hat wieder einen „Witz“ losgelaſſen? Wie lachen die gebräunten Geſichter! Kaum iſt's Ruhe, da hallet froh im Thal der helle, kräftige Geſang des Chors; dort auf dem Felszack jodelt der „Ketzer“ mit ſeinen „Leuten“ die Steyerer Lieder. Ich war wiedee der heitere „Abiati“ und wollte anheben eine jener lieben Melodien, welche die Freunde entzückten, denen die Schönen der Stadt lauſchten: da gemahnte mich die verlorene Möglichkeit an die traurige Gegenwart, die ſo oft dem Drange der vollen Bruſt zu folgen verbietet!

Muggendorf hat keine auffallenden Veränderungen ſeit 15 Jahren erfahren. Beim Mühlhauſer ſtanden noch alle Tiſche an ihrem Orte; nur die Zimmer und ihre Einrichtungen waren beſſer geworden. Gleich wurde das alte »Stammbuch« hergeholt und durchſucht; da fanden ſich viele Bekannte; bei manchen Namen ein Kreuzchen, bei andern Notizen aus den Ereigniſſen ihres ſpäteren Lebens, wir wurden gar nicht fertig. Auch die Tiſchplatten, die in jener Zeit auflagen, wurden aus der Kammer geholt, und die eingeſchnittenen Namen und Daten aufgeſucht und die Ergebniſſe daran geknüpft! Kurz wir hatten ſo viel Altes zu erneuern, daß uns der „gute Mond“ hineinleuchten mußte. An einem der folgenden Tage wanderten wir das Wieſentthal aufwärts bis Rabeneck, Eigenthum der Grafen von Schönborn. Es wohnt in einem nothdürftig erhaltenen Theile der alten Burggebäude eine Familie; die Capelle aber, dem hl. Bartholomäus geweiht, iſt gut erhalten und hat noch bedeutende Revenüen aus dem Sturme der Zeiten gerettet, von denen ein Geiſtlicher unterhalten wird, der aber ſeinen Sitz in dem nahen Obereisfeld hat, von woher er alle Freitage zur Feier des hl. Meßopfers und an beſtimmten Tagen, an welchen Wallfahrten hieher gehen, zur Abhaltung des Gottesdienſtes nach Rabeneck kommt. Die Ausſicht iſt herrlich, ſchauerlich der Blick den ſteilen, ganz mit Bäumen bewaldeten Fels hinab, an deſſen Fuß hart vorbei die Wieſent fließt, welche ein Mühlwerk hier treibt. Ein guter Fußweg rings um den Berg, durch Grotten und Höhlen geführt, weiter unten im Zickzack, führt wieder in's Thal zur Straße. Wir kehrten an das Wirthshaus zum Toos zurück, um etwas zu genießen. Dann ſollte es zum Toos, einem Waſſerfalle der Wieſent von 3—4 Schuh Höhe, gehen. Aber wenn durch Menſchenhand in dieſen Gegenden wenig auffallende Veränderungen ſeit 15 Jahren, während welcher ich nicht mehr hieher gekommen war, vorgenommen worden waren, hier hatte die Natur eine gemacht: der Toos iſt nicht mehr; die großen Waſſer des zweitletzten Winters haben die Tuffſteine, durch welche der Fall gebildet wurde, zerbröckelt und mit fortgeführt; ein geiſtreicher Engländer wird hier ein Monument errichten, mit der Inſchrift: „Hier war der Toos nicht zu ſehen im Winter 1842.“ Die Rieſenburg*) dagegen ſteht noch auf ihren tauſendjährigen Pfeilern, noch wölben ſich ihre alten Portale über den Eintretenden; das Quackenſchloß**), der Adlerſtein***) laſſen dein Auge noch weit hinſtreifen, das auf dem ärmlichen, den Bewohnern das tägliche Brod nie gewährenden Boden nicht gerne verweilt.

Bei unſerer Heimkunft waren Fremde gekommen, die uns wohl bekannt waren: der folgende Tag verſprach reichlichen Genuß im Geſpräche mit Freunden und — bald war er vorübergeeilt. Der nächſte Morgen ſah uns wieder gegen Muggendorf ſchreiten, um von da nach Gößweinſtein zu wandern. Herrliches Thal! dein vergeß ich nie, nicht des überraſchenden Anblicks, als wir bei einer Biegung des Thals vom hohen Berge herab die Zinnen der Burg des Ortes und die Spitzen der Thürme der weithin berühmten Wallfahrtskirche anſichtig wurden. Und ſiehe da die Schaaren der Waller, die bei dem erſten Erblicken des Gnadenortes auf die Kniee ſanken und ihr: „Heilig, Heilig, Heilig iſt der Herr Gott Sabaoth“ im kräftigen Chore emporſandten. Warum treten dir, bleicher Mann, die Thränen in die Augen? Hat dich der dreieinige Gott, dem du Gebet und Beſſerung gelobeſt, gütig vom Krankenbette aufgerichtet? Was weinſt du, rüſtige Frau, mit dem kranken, halbſchlafenden Kinde? — „Ich will es an die Stufen des heiligen Altars tragen und den Segen der Dreieinigkeit für es erflehen.“ — Dort ſchreitet ein frohes Paar den Berg empor: es will danken für die endliche, lang erſtrebte Vereinigung; ihm folgt ein anderes, Dankgebet ſprechend für den Reichthum des geſegneten Jahres, mit dem es die Kleinen ſpeiſe und die Armen nicht von der Thüre jage. Zuletzt und getrennt von den Uebrigen geht düſter ein Menſch einher, kaum blickt er auf, Seufzer entſteigen der Bruſt ſtatt des Gebetes: er iſt ein ſchwerer Sünder, der tief gefallen, in deſſen Bruſt jedoch ein Strahl der göttlichen Gnade fiel, daß er ſich aufmachte und Ruhe ſuchte dort, wo ſie ſchon Tauſende fanden. Gott ſey mit dir! du kehrſt ja, ein verlorner Sohn, heim zum Vater!

(Schluß folgt.)

☼

Frankfurt, 28. Sept.

Die dritte Aufführung der Auber'ſchen Oper, »des Teufels Antheil,« war am Dinstag wieder ſtark beſucht, und dieſe Oper ſcheint eine Kaſſenoper werden zu wollen. Eine nur einigermaßen gute komiſche Oper wird immer einen ſolchen günſtigen Erfolg haben. Der Wiener Komiker Wallner macht diesmal weit weniger Glück auf unſerer Bühne, als in dieſem Frühjahre, und wird wahrſcheinlich auch nicht lange der unſrige bleiben. Unſer Publikum findet an den trivialen Späſſen der Wiener Poſſen wenig Behagen. — Eine erfreuliche Erſcheinung war geſtern das ziemlich zahlreiche Publikum bei der Aufführung der »Emilie Galotti« von Leſſing. Das Gaſtſpiel des Hrn. Kaiſer gab Veranlaſſung zur Aufführung dieſes trefflichen Trauerſpieles und er gab den Marinelli mit kalter teufliſcher Bosheit und hofmänniſcher Glätte. Manches hätte allerdings markirter ſeyn können. Herr Baiſon verwiſchte durch wahrhaft noble Repräſentation des Prinzen einigermaßen den Eindruck dieſes ſchwankenden Charakters. Die übrigen Rollen ließen Manches zu wünſchen übrig. — Gutzkow's neueſtes Stück, »Zopf und Schwert,« iſt bereits vom Verfaſſer verſendet, und wird demnächſt, wenn der Urlaub der Mad. Frühauf nicht ſtörend wirkt, hier gegeben. —ff—

*) Eine aus gewaltigen Felſenmaſſen von der Natur gebildete Burg, ſonſt die Gaiskirche genannt.
**) Eine auf dem Gebirge emporſtehende Felſenmaſſe, ſo wie
***) der Adlerſtein, auf dem ſonſt Adler geniſtet haben ſollen.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 120. Donnerstag, 5. Oktober 1843.

Die Ahnungen.

(Fortſetzung.)

Es war im Juli des oben genannten Jahres, als Breitenbach ſich in der Nähe des Wohnorts des Barons beſand. Der Ort beſtand nur aus vierzig bis fünfzig Häuſern, und das Schloß lag am Ende desſelben, kaum zwei hundert Schritte von einem Buchenwalde entfernt, der ſich einen Bergrücken hinaufzog und von dort in anmuthige, ſchattenreiche Thalgründe wieder hinabzuſenken ſchien. Ein alter Jäger kam eben querfeldein aus dem Holze gezogen, er ſchlug den Weg ein, auf dem der junge Mann langſam daherritt. Breitenbach beſchloß, ſich mit ihm in ein Geſpräch einzulaſſen; er fragte den Waidmann, ob der Baron daheim ſey, und ob er in deſſen Dienſten ſtehe? Beides bejahte der Alte.

»Der Herr hat gewiß die Abſicht, unſer Gut zu kaufen?« fragte der Jäger mit der Neugier und Geſchwätzigkeit, die alten Domeſtiken oft eigen ſind. »Es ſind ſchon mehrere Herren hier geweſen, welche dieſelben Gedanken hegten, denn das Gut iſt nicht ſchlecht und der Forſt zieht die Käuſer an. Herrliche Stämme, Herr, ſind drinn! Ich ſetze etwas darein, ſie den Fremden zu zeigen, denn ich habe ſie zum größten Theile ſelbſt gepflanzt und anſgezogen. Nimmermehr hätte ich noch vor Jahr und Tag geglaubt, daß ein neuer Beſitzer nach Steinrück kommen würde, ich hätte mich ſonſt nicht ſo aus allen Kräften gegen das Niederſchlagen des alten Forſtes geſtemmt.«

»Hatte der Baron dieſe Abſicht?« fragte Breitenbach, mehr um den Alten in ein tiefer eingehendes Geſpräch zu verwickeln, als daß er an dem Geſchick des Forſtes eine ſo große Theilnahme hätte hegen ſollen.

»Freilich, Herr!« erwiederte der Jäger lebhaſt. »Der Herr brauchte Geld, viel Geld, und da wären die alten Buchen und Eichen eben ſo gut in rothen, blauen und grauen Dünſten zu dem Schornſteine, den Sie da aus der Mauer des großen Eckthurmes ragen ſehen, hinausgeflogen, wie ich ganze Güter habe hinausfliegen ſehen.«

»Ganze Güter? Aus dem Schornſteine?« ſprach Breitenbach lachend.

»Hm, ich ſpreche da figürlich, wie ſich Fräulein Mathilde auszudrücken pflegt,« verſetzte der Alte, gleichfalls lächelnd. »Ich hätte eben ſo gut ſagen können, die Güter wären als Karten ausgeſpielt, als Pferde todtgeritten worden, oder auf andere Weiſe an den dritten Mann gekommen.«

»Aber aus dem Schornſteine, beſter Herr Förſter! Ich geſtehe, daß ich Ihre etwas gewagte Figürlichkeit nicht recht gefaßt habe,« ſagte Jener.

»Glaub's ſchon! Die Liebhabereien der vornehmen Leute ſind ſo mannigfach und ſeltſam, daß ſie ſchwer zu kapiren ſind;« verſetzte der Jäger, jedoch von dem Förſtertitel ſichtlich geſchmeichelt. »Ich ſollte eigentlich nicht davon reden, da der Baron doch gegenwärtig noch meine Herrſchaft iſt, indeß iſt es ja eine Sache, bekannt wie die Form der Eicheln und Buchecken, und die ganze Gegend iſt davon unterrichtet. — Sehen Sie, lieber Herr, der Baron war in ſeiner Jugend ein gar munterer Herr, der mit Freuden verthat, was ſein Vater mit Sorgen geſammelt. Er hatte viele Liebhabereien. Bald waren es Bücher, bald Pferde, bald Hunde, bald Gemälde, bald Karten — auch Mädchen, wie ich mir habe ſagen laſſen; — ſeit ich indeß in ſeinem Dienſt veraltete, iſt er auch ſchon zu Jahren gekommen, jene Dinge waren bei Seite gelegt worden und — die Goldmacherei kam an die Reihe. Fremde, Engländer und Italiener, reisten ab und zu, und das war eben die Periode, wo die Güter in rothem und violblauem Rauche dort aus dem Schornſteine flogen.«

»Und jetzt? Beſchäftigt ſich der Baron noch mit der Alchymie?« fragte Breitenbach.

»Nein, das nicht, das iſt ſchon lange vorbei!« erwiederte der Jäger. »Die Leute haben ganz andere, ganz abſonderliche Meinungen, aber ich denke, es iſt beſſer, man ſpricht nicht darüber.«

»Aber, warum nicht, Herr Förſter? Ein geſcheiter und erfahrener Mann wie Sie, welcher im Stande iſt, ſeine eigenen Beobachtungen zu machen, kann dann wohl die Meinungen der Leute berichtigen,« ſagte Breitenbach zu dem, die Schmeichelei mit vielem Wohlgefallen Aufnehmenden.

»Der Here ſind allzugütig,« verſetzte er. »Nun ja, ein guter Jagdhund bleibt auf der Haſenfährte, wenn auch ein Rehbock dieſe gekreuzt hätte; ich habe ſo meine eigenen Gedanken. Die Leute ſagen, der Heee treibe ſchwarze Kunſt, oder vielmehr Teufelsbannerei dort in dem Eckthurme, der an ſeine Zimmee ſtoßt und der ſonſt ſein Laboratorium war; ich aber ſehe die Sache mit einem aufgeklärten Auge an, ich meine, es iſt ſeit einiger Zeit hier — er zeigte auf die Stirn — mit dem Herrn nicht recht richtig.«

»Und was haben Sie für einen Grund für Ihre Meinung, die ſich von der der Leute freilich auf eine ſehr vernünftige Weiſe unterſcheidet?« fragte der junge Mann.

»Hm! der Herr hat ſeit zwei Jahren ein ſehe abſonderliches Betragen angenommen. Er iſt, ſo zu ſagen, ganz menſchenſcheu geworden und ſieht dabei recht krank und elend aus. Bei Tage ſchläſt er viel, aber zur Nachtszeit iſt er ganz munter, er geht dann in ſeinen Zimmern, die hell erleuchtet ſeyn müſſen, auf und ab, und

Digitized by Google

die Leute behaupten, er habe da mit Geiſtern Zuſammenkünfte.«

»Poſſen!« fiel Breitenbach ein.

»Das ſage ich auch! Eitel dummes Zeug;« fuhr der Jäger mit weiſer Miene fort. »Ich habe in meinem Leben keinen Geiſt geſehen, obwohl ich zu jeder Stunde der Nacht auf Kreuzwegen und dergleichen Orten, wo, wie ſie ſagen, es umgeht, geſtanden und auf Holzdiebe gelauert habe. Bei allendem aber iſt es ſonderbar, daß man den Herrn manchmal in ſeinem Zimmer zur Nachtszeit laute Geſpräche halten hört, obwohl er ganz allein iſt.«

»Das wäre der Henker! Mit wem ſpricht er denn?« fragte der junge Offizier.

»Mit dem Teufel, ſagen die Leute, ich aber denke, er ſpricht mit ſich ſelber, und meine eben deshalb, es ſey im Oberſtübchen nicht mit ihm richtig, denn ich bin in meinem Leben nie in der Nacht herumgelaufen, wenn ich hätte im Bett liegen können — leider geſtatten es die Holzdiebe nicht übermäßig; mit mir ſelbſt geſprochen aber habe ich niemals, es müßte denn geweſen ſeyn, daß ich ein Gläschen Kümmel mehr, als mir dienlich, getrunken hätte.«

(Fortſetzung folgt.)

Das Göler'ſche Duell.

*** Wir haben bereits unſern Leſern Auszüge aus den beiden Streitſchriften, die in dieſer Sache veröffentlicht wurden, mitgetheilt, da jedenfalls dieſe ganze Angelegenheit einen höchſt intereſſanten Beitrag zu modernen Sittengeſchichte liefert. Als Schlußwort wollen wir nun auch einen von der »Kölner Zeitung« ausgegangenen Artikel geben, der abſehend von jeder Parteifrage dieſe Händel von Standpunkte des Bürgers aus betrachtet. Er lautet:

Es iſt fürwahr an der Zeit, daß — bei Gelegenheit des »Expoſés« und der Darſtellungen über ſogenannte »Ehrenſachen«, welche in den letzten Wochen die öffentliche Aufmerkſamkeit in ſo bedauerlicher Weiſe in Anſpruch nahm, aus Veranlaſſung des Todes des Hrn. v. Wereſkin und v. Göler und der darauf erfolgten Schmachſcenen zu Karlsruhe — auch die Meinung des Bürgerthums ſich ausſpreche, ſich geltend mache. Wir haben beide Schriften — das „Exposé du faits" u. ſ. w. des Hrn. v. Haber und die vollſtändige Darlegung u. ſ. w. des Hrn. Georg v. Sarrachaga — mit Aufmerkſamkeit, obwohl häufig mit innerem Widerſtreben, durchleſen, und wollen verſuchen, unſere Eindrücke zu ſchildern ohne Befangenheit, ohne Vorurtheil. Beide Darſteller nehmen gewiſſe Begriffe von Ehre als unabweislich, als nothwendig an. Ein Menſch kann ein Wollüſtling, ein Säufer, ein Spieler, ein Duellant von Profeſſion ſeyn, er kann muthwillig, um ſeinem Hange zur Ausſchweifung zu genügen, ſich in Schulden ſtürzen, von denen er vorher weiß, daß er ſie nie bezahlen kann; das alles macht ihn — nach jenen Begriffen — nicht unehrenhaft, nicht »unſatisfactionsfähig«. Von ſolchen Bagatellen, die den Bürger in den Augen ſeiner Mitbürger, der gewöhnlichen Menſchen, der »Roturiers«, der »Canaille«, mit Schmach bedecken, wahrhaft ehrlos machen, iſt von jenem anderen Standpunkte aus gar keine Rede. Dagegen iſt jenen Kreiſen der Menſch ehrlos, der das Schimpfwort — vielleicht eines Lotterbuben, deſſen Leben nicht mehr werth ſeyn mag, als den Schuß Pulver, und der es ſelber nicht höher tarirt, — das gegen ihn ausgeſprochen wurde, nicht mit dem Blute ſeines Mitmenſchen oder dem ſeinigen erkaufte. Herr v. Wereſkin iſt jetzt ſelbſt dem Hrn. v. Sarrachaga ein Ehrenmann, obwohl er aus Herzensfreudigkeit ſich in den Handel gemiſcht und einen Menſchen umgebracht hat; Hr. v. Göler iſt gar ein Heros, weil er, nachdem er die Todeswunde ſchon im Herzen trug, noch dreimal feuerte, und als die Piſtole dreimal verſagte, zum viertenmale, mit einer friſch geladenen Piſtole, derſelben, die ihm die Todeswunde beigebracht, auf den nur 10 Schritte von ihm ſtehenden Gegner feuerte, und die Empfehlung des Hrn. v. Sarrachaga — nach deſſen eigenem Bericht! —: »ziele gut, lieber Freund, und ruhig«, ſo getreu befolgte, daß er, der bereits nicht mehr allein ſtehen konnte, den Wereſkin noch ſchnell auf dem Platz tödtet — mordet. Ja, mordet, ſagen wir »ordinäre« Bürger, denen wenigſtens, den Tod auf den Lippen, der Gedanke an Gott und Vergeltung näher liegt, als der der Rache und der falſchen »Ehre«. Hr. v. Sarrachaga nennt das einen »Beweis der hohen moraliſchen Kraft« dieſes Hrn. v. Göler, welche überall »ausgezeichnete Anerkennung« gefunden! Dieſe »hohe moraliſche Kraft« iſt in den Augen des Bürgerthums — d. h. der neunundneunzig Hunterttel der gebildeten Welt — eine ſchändliche, fluchwürdige Kraft, die wir verabſcheuen, die dieſes Bürgerthum als eine der vielen Erbſchaften der Feudalzeiten bekämpfen und verachten wird, bis die Idee, die ſie hervorrief, in ihren Grundfeſten zerſtört und vernichtet iſt, gleich anderen mit ihr verwandten falſchen Begriffen von »Staatsehre«.

Wenn es gilt den großen Kampf für Vaterland, Freiheit und Recht, zum Schutze der Throne, zur Vertheidigung der Nationalität, zur Erhaltung des Rechts-Zuſtandes, ſo gibt auch der Bürgerſtand, das Volk, ſein beſtes Herzblut mit Freuden hin, und Hunderttauſende von Deutſchlands Söhnen haben es bethätigt und werden es auch in Zukunft thun, wenn König, Vaterland, Freiheit und Ehre ſie ruft. Aber in der Seele zuwider ſind uns ſolche Großthaten, wie namentlich Hr. v. Sarrachaga ſie wohlgefällig erzählt: 1) von einem Engländer, Göler's Freund, der, weil der bekannte Sir Charles Shaw, der tapfere General der britiſchen Hülfslegion im Dienſte der conſtitutionellen Sache Spaniens, ihm Satisfaction verweigert — Sir Charles Shaw brauchte fürwahr ſeine Tapferkeit, die er in vielen Schlachten ſo bewieſen, nicht einem ſolchen Abenteurer gegenüber noch zu bewähren! — denſelben auf offener Straße mit der Reitpeitſche anfällt und ſich rühmt, daß er ſie an dem greiſen General zerſchlagen — eine Geſchichte, die vor den engliſchen Aſſiſen endet, die aber Hr. v. Göler zu der ſeinigen macht; 2) von dem nächtlichen Anfalle des Hrn. v. Göler und des Hrn. v. Sarrachaga zu Baden-Baden auf den Hrn. v. Wereſkin, um dieſen, der erſt den Handel zwiſchen M. v. Haber, deſſen Secundant er ſeyn wollte, abgemacht ſehen wollte, moraliſch (!?!) zu nöthigen, vor allen Dingen ſelbſt den Kampf zu beſtehen, der Beiden — dem Hrn. v. Göler und dem Hrn. v. Wereſkin — das Leben koſtete. Wir haben die Sache dieſes Hrn. Moriz v. Haber nicht zu führen und durchaus keine Sympathien für ihn, deſſen Ehrenhaftigkeit — nach »bürgerlich bornirten« Begriffen — nach ganz anderen Momenten be-

Digitized by Google

urtheilt werden mußte, als die dieſes ſchmachvollen »Ehrenhandels.« Aber eben nach dieſen unſeren »bürgerlichen« Begriffen zeigt es den ganzen moraliſchen Abſtand zwiſchen dem Bürgerthume und der bezeichneten Klaſſe, wenn der Hr. v. Sarrachaga ſich in ſeiner Broſchüre noch rühmt: verſtehe er auch nicht recht Deutſch, ſo verſtehe er doch, wenn ſeine Ehre (!) es erheiſche, Peitſchenſchläge zu geben; und wenn er dem Hrn. v. Haber förmlich vorwirft, nicht das gleiche Mittel angewendet zu haben, um den Hrn. v. Göler zum Duell zu zwingen. »Ja«, ruft dieſer aus, »es gibt Umſtände, wo die Ehre jedes, auch das höchſte Opfer (d. h. Karwatſchenhiebe zu geben) fordert, und wenn man nach Erſchöpfung aller ſonſtigen Verſuche nicht auch dieſes letzte Opfer (!) in Anwendung gebracht hat, ſo hat man durchaus gar nichts gethan. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachte ich wenigſtens Ehrenſachen, und wenn ich nicht gut Deutſch verſtehe, wie Hr. v. Haber in ſeinem Expoſé ſagt, ſo behaupte ich doch in Beziehung auf ſolche Angelegenheiten, daß ich mich in dieſer Sprache (d. h. der Prügelſprache) ſogut ausdrücke, um, wo es ſich um die Ehre (!) handelt, nicht mißverſtanden zu werden.«

Der Hr. v. Sarrachaga kann ruhig ſeyn: iſt das ehrenhaft, ſo wird der Bürgerſtand ſolche Ehrenmittel ihm und ſeinem Anhange überlaſſen, wobei nur nicht vergeſſen werden möchte, daß, wenn es ſolchen Herren einmal belieben ſollte, ihre Anſichten von Ehre an dem Bürgerthume zu verſuchen, ſolchen Begriffen von Ehre ein plötzliches und ſchmachvolles Ende gemacht werden würde, und auf eine viel geſetzlichere Weiſe, mit einer viel »höheren, wahrhaft moraliſchen Kraft.« Aber dem Bürgerſtand wird frei bleiben, gegen dieſes Getriebe ſeinen Abſcheu auszuſprechen, ſolche Principien als ſchlecht und verwerflich zu bezeichnen und von dem dentſchem Adel, der ſo viele hochverehrte und wahrhaft »ehrenhafte« Männer unter ſich zählt, welche der Bürgerſtand gern und freudig in den erſten Reihen der Geſellſchaft ſieht, zu erwarten, daß er ſolches Verhöhnen göttlicher und menſchlicher Geſetze, wie es bei dieſer Gelegenheit durch That und Wort geſchehen, mit dem gleichen Unwillen von ſich weiſe, mit der gleichen Verachtung ſtrafe. — Nur noch eine Bemerkung über die jetzige Lage der Sache. Officiere haben die Erklärung abgefaßt und beſchloſſen, welche den Hrn. v. Haber ſatisfactionsunfähig erklärte, und notoriſcher Weiſe von dem darauf folgenden Piſtolenduelle gewußt. Nichts geſchah, es zu verhindern. Jetzt aber ſitzt eine Militärbehörde zu Gericht über eben dieſes Duell. Was riskirt da der von gewiſſen Karlsruher Correſpondenten ſo ſehr bewunderte »Heldenmuth« dieſes Hrn. v. Sarrachaga, der ſich ſelbſt geſtellt hat (als hätte man ihn ſonſt weder jetzt noch ſpäter finden können!), um die Ehre ſeines gefallenen Freundes zu retten, wie er durch ſeine Brochure jetzt gethan zu haben glaubt? Er riskirt einige Monate Feſtungsarreſt, wo ſeine Freude, eben die betheiligten Officiere, ihn beſuchen werden. Der glückliche Märtyrer einer unglücklichen »Ehre!«

Correſpondenz.

Die fränkiſche Schweiz.

Bamberg, 23. September.

(Schluß.)

Mit Anſtrengung erſtiegen wir den Berg und es war nach mehr als dreiſtündigem Marſche erſt Erholung nöthig, ehe wir uns umſehen konnten. Wir machtens uns beim Hrn. Pezold bequem und fingen an unſern höchſt proſaiſchen Hunger und Durſt zu ſtillen und horchten dabei links und rechts: halt, da tönt's Würzburgeriſch! Richtig, dort ſitzen ſie. Woher? — „Von Randersacker.“ So unbekannt mir dieſe Leute waren, ich frage doch hin und her, um etwas wenn auch ſonſt ganz Unintereſſantes zu hören, und gebe ihnen endlich meine aus wiederholter Erfahrung geſammelten Anweiſungen, den nächſten Weg nach Hauſe zu finden. Möget ihr geſund an Geiſt und Körper in's untere Frankenland gekommen ſeyn! Gedenket, die geiſtigen Wohlthaten, die ihr hier genoſſen, ſo viel euch möglich, an euren unglücklichen Nachbarn von Zeubelrieth*) zu vergelten!

Nachdem der Körper geſtärkt, ſtiegen wir die Burg hinauf. Obſchon Gößweinſtein ſehr hoch zwiſchen den Felſen liegt, ſo iſt das Schloß doch noch viel höher hinaufgebaut; in einem bedeckten Gange führen 120 Stufen in die Gebäulichkeiten, welche einem kgl. Rentamte zum hohen Sitze dienen. Eine Dienerin des Beamten führte uns nach der Laube. Es iſt dies ein Plätzchen von wenigen Schuhen im Gevierte, auf dem äußerſten Vorſprunge des gewaltigen Felskegels, auf dem das Schloß gebaut iſt, rings mit feſten Planken umgeben, im Eck ein ſchmaler Sitz, über den ſich ein Buſch beugt: kaum mehr als 3—4 Perſonen mögen hier Raum finden. Aber welch ein Anblick eröffnet ſich von dieſem Plätzchen aus unſerem forſchenden Auge! Unter uns in ſchauerlicher Tiefe das Wieſentthal, der Fluß durch üppige Wieſen ſich ſchlängelnd, allenthalben Mühlwerke treibend; von den grünen Matten ſteigen Buſchwerke und Waldungen empor, aus denen graue Felsmaſſen ſich allenthalben erheben. Ob die Gebirge, die ſich rings am Horizont erheben, wirklich das Fichtelgebirg, d. h. der eigentlich Stock, ſeyen, wie man ſagt, will ich nicht behaupten. Unter der nächſten Umgebung ſieht man das Quackenſchloß, die Burg Rabenſtein, wo vor mehren Jahren eine neue Hoble mit ſehr vielen und ſchönen Thierknochen der Vorwelt entdeckt wurde, Hohenmirsberg, das Schloß Pottenſtein, Wichſenſtein. Bei der Rückkehr fragten wir die Dienerin nach einem Zimmer in dem oberſten Stocke des Hauſes, wo vor Jahren der damalige Rentamtmann, ein heiterer, freundlicher und gefälliger Mann, der unterdeß als Rentamtmann in Hallſtadt bei Bamberg ſtarb, eine artige Sammlung von ausgeſtopften Thieren aufbewahrt; die Magd fand ſich endlich zurecht, als wir ihre Bemerkung bejahten, etwa da, wo das „ausgebälgte Gezieſer“ war?

Wir beſuchten dann die Kirche. Sie iſt im neu römiſchen Style erbaut, hat zwei Thürme und macht einen guten Eindruck auf den Beſchauer. Deſto weniger war dieß mit dem Innern derſelben der Fall, das mich ganz kalt ließ, der Fall: dieſe weiß getünchten Wände erinnern nicht an die Unſchuld der Seele, ſondern an unſere alles nur von außen übertünchende Zeit. Im

*) Ein Dorf in der Nähe Würzburgs, das am 13. Septbr. von einer Feuersbrunſt faſt ganz verzehrt wurde.

Digitized by Google

Hauptaltar wird das Bildniß der hl. Dreifaltigkeit aufbewahrt, das ſchon im 15. Jahrhundert weit berühmt war. Neben der Kirche ſteht ein Kapuzinerkloſter mit einer Kirche.

Die Sonne war ſchon weit gegen Weſten geſunken, als wir den Berg hinabſtiegen, ſo daß wir erſt ſpät Abends Streitberg erreichten. Noch manche Parthien wären zu machen geweſen, z. B. in das Aufſeeß-, Puttlach- und Ahornthal ꝛc.; aber es waren Freunde und Bekannte angeſagt, die bloß durchreiſen wollten. Um dieſe nicht zu verfehlen, blieben wir in der nächſten Umgebung Streitbergs. Zu bald nur rieſen den einen um den andern die Geſchäfte heim, und ſo traf es auch mich. Ich hängte eines ſchönen Morgens meine Taſche, in der das Nothwendigſte beiſammen war, um, und wanderte mit ſehr gemiſchtem Gefühle dem Markte Ebermannſtadt zu. Eines Theils ging ich gern den lieben Meinen entgegen, anderen Theils hielt mich die heitere Gegenwart; doch wurde das erſte Gefühl überwiegend, ſobald nur einige Stunden weit die ſchöne Gegend hinter mir war, zumal mir in Ebermannſtadt noch eine unangenehme Scene den letzten Abſchied verdarb. Ich hatte bei dem dortigen Landgerichtsdiener ein kleines Geſchäft; im Laufe des Geſprächs erzählte er mir, daß er in ſeinem wahrlich nicht großen und keineswegs feſten Hauſe fünf Criminalverbrecher verwahren müſſe, darunter einen Mörder. Ich hatte noch keinen Menſchen geſehen, der einen Todtſchlag auf dem Gewiſſen hatte: mich plagte die Neugier, zu ſehen, wie in dieſem gar nicht geeigneten Lokale die Verbrecher ſicher verwahrt werden könnten, und — wie ein Mörder ausſehe. Es wurden Thüren und Thüren aufgemacht, die Eiſenſchellen und Ketten, welche dem Verbrecher nur Nachts angeſchloſſen werden, lagen in einem Fenſtergeſims, der Schieber an einer Thüre ging auf, und auf die Frage, braucht ihr nichts? zeigten ſich zwei bleiche, aufgedunſene Geſichter mit frecher, beſtialiſcher Miene an der Oeffnung, neugierig nach dem Neugierigen mit ſpöttelndem Munde ſchauend. Ich eilte faſt erſchrocken weg, nach dem Vorfalle ſelbſt fragend. Dieſer junge Menſch, zügellos und genußſüchtig, hatte ſchon mehrmal Händel mit einem Juden, dem er früher einmal auf der Straße Gewalt anthat, und von ihm Geld erpreßte. Letzten Herbſt paßte er dem von Bayreuth nach Hauſe zurückkehrenden Juden in dem engen Thale der Aufſeeß auf, erſchlug ihn, nahm ihm einiges Geld und Silber ab, und ſchleppte den Ermordeten, um nicht ertappt zu werden, unter einen Brückendurchlaß, ihn dort im hohen Graſe verbergend, um wieder umzukehren und das übrige Geld ihm abzunehmen. Aber ob er wohl mehre Tage in der Nähe herumſchlich, ſo getraute er ſich nicht mehr an den Ort, wo der Leichnam lag, ſey es aus Furcht vor dem Todten, oder entdeckt zu werden; denn man vermißte ſogleich den jüdiſchen Handelsmann. Endlich verließ er die Gegend und ging nach Bayreuth, um dort das Silber zu verwerthen. Aber die Vorſehung ordnete Alles: er kam mit einem Paar ſilbernen Schnallen gerade zu dem Silberarbeiter, bei welchem der Jude ſie hatte verkaufen wollen; die Steckbriefe waren ſchon ergangen und dem Goldarbeiter zu Geſichte gekommen, ſo daß er die Verhaftnahme des Verdächtigen leicht bewerkſtelligen konnte. Bis jetzt leugnet der Inhaftirte jedoch Alles.

Von Ebermannſtadt ging es rechts über die Berge an der Jägersburg, einem ſehr ſchön gelegenen, fürſtbiſchöfl. Jagdſchloß vorbei, über Eggolsheim, Buttenheim und Hirſchaid, wo Kirchweih war, zurück nach Bamberg, das man bei der Jägersburg ſchon von ſeinen Hügeln mit den ſtattlichen Gebäuden und herrlichen Kirchen, die Altenburg nicht zu vergeſſen, in den blauen Aether ragen ſah. In Hirſchaid beſtieg ich ein munter beflaggtes Kanalſchiff, auf dem ich bequem bis in die Stadt fuhr. —h—

☆

Frankfurt, 2. Oktober.

Unſer Theater hat große Anſtrengung gemacht, die »Antigone« in Scene zu bringen, und wir dürfen ſchon eine würdige Aufnahme erwarten. Die Donner'ſche Ueberſetzung iſt der Aufführung zu Grunde gelegt, und die meiſten unſerer Buchhandlungen kündigen den Verkauf der »Antigone« an. Das hatte Sophokles vor 2000 Jahren auch nicht von unſern Buchhändlern erwartet! — Aus dem Engagement des Hrn. Kaiſer vom Schweriner Hoftheater bei unſerer Bühne iſt nichts geworden, und wohl deshalb, weil unſere Direction mit Reger in Leipzig abgeſchloſſen haben ſoll; in dieſem Falle müßte ſie die Conventionalſtrafe Regers nach Mannheim, wo er engagirt iſt, zahlen. Hr. Kaiſer trat noch als Marinelli in »Emilie Galotti« auf und zeigte auch in dieſer Rolle den begabten denkenden Künſtler. Hr. Baiſon war als Prinz etwas zu würdevoll, wollte aber augenſcheinlich dadurch den ungünſtigen Eindruck dieſer Rolle verwiſchen. Die übrigen Mitwirkenden ſpielten meiſtens ſehr bürgerlich; Dem. Lindner genügte als Orſina noch am meiſten; wäre ſie nur nicht ſo wohl beleibt. — Die Oper »das Oſterfeſt«, von unſerm einheimiſchen Componiſten Aloys Schmitt, wird nun bei unſerer Bühne einſtudirt. —ff—

Notizen-Blatt.

Woher die auffallende Zahl 101, die bei feierlichen Salut-Schüſſen üblich iſt? — Die Erklärungsverſuche ſind verſchieden. Manche leiten die Zahl aus der alten deutſchen Sitte her, zu Allem Eins zuzugeben, die ſich auch im deutſchen Rechte, z. B. bei Friſten, wieder findet und ſich auch noch beim Handel im gewöhnlichen Leben erhalten hat. Andere geben dieſer Zahl folgende hiſtoriſche Entſtehung. Als nämlich der Kaiſer Maximilian ſiegreich aus einem Feldzuge nach Deutſchland zurückkehrte und ſeinen Einzug in Augsburg halten wollte, wurde ihm ein glänzender Empfang zugedacht, und unter Anderm ſollten 100 Kanonenſchüſſe zu ſeiner Ehre abgefeuert werden. Der Konſtablermeiſter aber wußte zuletzt nicht, ob er ſich nicht um einen Schuß zum Nachtheile des Kaiſers geirrt, und ließ, um allen Vorwürfen zu entgehen, das Geſchütz noch einmal abfeuern. Von Augsburg zog Maximilian nach Nürnberg; auch dieſe Stadt wollte die neu eingeführte Begrüßung anwenden, aber man beſchloß, um dem Kaiſer nicht weniger Ehre als Augsburg anzuthun, denſelben ſogleich mit hundert und einem Kanonenſchuſſe zu empfangen. Auf dieſe Art ſoll die Sitte, 101 ſtatt 100 Schüſſe bei feierlichen Gelegenheiten zu geben, entſtanden ſeyn.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 121. Sonntag, 8. Oktober 1813.

Die Ahnungen.

(Fortſetzung.)

»Weiß man denn, was er ſpricht?« fragte Breitenbach.

»Durchaus nicht! — Fräulein Mathilde ſchließt ſtets die Thüre, welche nach jenem Theile des Schloſſes führt; aber iſt man unter ſeinen Fenſtern, ſo hört man ſeine Stimme, ohne jedoch die Worte unterſcheiden zu können.«

»Sonderbar!« verſetzte Breitenbach, »ſein ſonſtiges Benehmen —«

»Iſt das wie anderer vornehmer Leute, die mit ſich, mit der Welt und mit dem Gelde fertig ſind,« fiel der Jäger ein; »er iſt verdrüßlich, rauh, auffahrend. Die Mücke an der Wand ärgert ihn, und Fräulein Mathildchen hat etwas bei ihm auszuſtehen.«

»Und wie iſt denn das Fräulein?« fragte der junge Mann mit gleichgültigem Tone.

»Das iſt ein Engel, Herr!« ſagte Jener mit Wärme. »Gut, liebevoll, freundlich iſt ſie gegen Jedermann; daß ſie es aber auch ſtets gegen den Baron iſt, deſſen Launen ſie mit einer bewundernswerthen Geduld erträgt, das iſt ihr am meiſten anzurechnen. Mich wundert nur, daß ſie dem alten Schloſſe nicht ſchon längſt den Rücken gekehrt hat und anders wohin gegangen iſt; beſſer träfe ſie es überall.«

»Sie wird arm und unſchön ſeyn,« bemerkte Jener.

»Arm? Ja!« verſetzte der Weidmann: »aber ſie iſt ſo geſchickt, daß eine Gutswirthſchaft einen wahren Schatz an ihr beſitzt, und ſie nur ein Wort zu ſagen brauchte, um auf jedem Schloſſe drei Meilen in der Runde mit Freuden aufgenommen zu werden. Und unſchön? Nun ich denke, Sie werden ſchon manches hübſche Mädchen geſehen haben, aber gewiß wenige, die hübſcher geweſen wären, als Fräulein Mathilde.«

»Und dennoch bleibt ſie in der ſo unangenehmen Lage?« erwiederte Breitenbach. — »Aber freilich,« ſetzte er noch hinzu, »ſie iſt vielleicht einmal die Erbin des Barons!«

»Bah! Es iſt die Frage, ob es einmal ſo viel zu erben giebt, als ein Kienapfel werth iſt,« meinte Jener. »Nein, Herr, es iſt die Herzensgüte des Fräuleins, die ſie hier zurückhält. Wäre Fräulein Mathilde nicht, ſo wären wir längſt Alle unſres Weges gegangen. Nur ſo lange als ſie hier waltet, und ſolange nicht die Axt an die Stämme der alten Buchen kommt, bleibe ich in dem alten unheimlichen Geniſte dort.«

Breitenbach und ſein Begleiter waren eben am Anfang des Dorfes angekommen. Es dunkelte zwar ſchon, aber ſo viel konnte man ſehen, daß die Hütten der Landleute ziemlich dürftig ausſahen. Nach wenig Minuten paſſirten die Beiden das Thorhaus, welches in den bereits vom Monde beleuchteten Schloßhof führte.

»Wie ſoll ich Sie melden, mein Herr?« fragte der Jäger.

»Als den Lieutenant von Breitenbach, einen Verwandten des Barons, der ſich ein Nachtlager ausbittet,« entgegnete der Gefragte.

»Ein Verwandter?« verſetzte der Alte etwas betroffen. »Ei dann — dann verzeihen Sie wohl, was ich vorhin — der Herr Baron iſt ſonſt, einige Abſonderlichkeiten abgerechnet — Lieber Gott! wer hat nicht welche! — ein ſehr, lieber, guter, gnädiger Herr.«

»Schon gut! Schon gut!« erwiederte Breitenbach lachend; »von mir erfährt er keine Sylbe.«

Noch ganz betroffen über ſeine vorlauten Mittheilungen, ging der Jäger in's Schloß, und Breitenbach hatte Zeit, ſich nach allen Seiten umzublicken, da Niemand in der Nähe war, dem er ſein Roß hätte anvertrauen können.

Die Umgebung war ganz ſo, wie Starzinski ſie ihm in Spanien an ſeinem Todestage beſchrieben hatte. Von einem Walle, über den eine breite ſteinerne Brücke und von der Gartenſeite ein ſchmaler hölzerner Steg führte, umgeben, lag das Schloß, ein Haufen ziemlich baufälliger Gebäude, die verſchiedenen Jahrhunderten angehörten von einem großen runden Eckthurme überragt. Zwiſchen Schloß und Wall, auf der Südſeite, befand ſich ein von einer etwa mannshohen Mauer umgebenes ſchmales Gärtchen, aus dem die blätterreiche Kuppel einer Laube und ein paar Schritte weiter ein alter Birnbaum ſich erhoben.

»Dort! dort liegt der Schatz des armen Starzinski,« ſagte Breitenbach zu ſich ſelbſt, und er mußte faſt über ſich lächeln, als er, ſo wenig geldgierig er auch ſonſt war, ſein Herz ſtärker pochen fühlte.

Da der Jäger ziemlich lange ausblieb, ſo hatte der junge Mann Zeit genug, ſich nach allen Seiten umzublicken. Die Gebäude, welche den weiten Wirthſchafts-Hof einſchloßen, waren mehr und minder baufällig, was man aus den ſchiefen, überhängenden Giebeln ſchließen konnte, die Ackergeräthe und Wagen lagen und ſtanden in Unordnung umher, man konnte bemerken, daß die Landwirthſchaft des Gutes eben nicht ſchwunghaft geführt ward. Das Ganze trug den Charakter der Mangelhaftigkeit und Verödung.

Lange hatte Breitenbach gewartet, als der Jäger wieder zurückkehrte.

»Es wird dem gnädigen Herrn angenehm ſeyn, Sie bei ſich zu ſehen,« ſagte der Alte; »ich bitte um Ihren Gaul und werde ſolchen unterbringen.«

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Aerzte zu Grätz.

Zu Ehren der Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Aerzte fand am 19. Sept. in den geräumigen Lokalitäten des Koliſeums ein großes National-Muſikfeſt ſtatt. Von Sr. k. k. Hoh. dem Erzherzoge Johann waren National-Muſikbanden des Oberlandes und Alpenſänger in ihren Nationaltrachten hieher beſchieden, und ſowohl für mehrſtimmige ſteieriſche Tanzmuſik, als für den Geſang und ausgezeichnete Leiſtungen auf einzelnen Inſtrumenten, als: der Geige, Zither, dem Hackbrett, der Schwegelpfeife u. ſ. w., ſehr anſehnliche Preiſe feſtgeſetzt worden. Mehr als 5000 Menſchen durchwogten die Säle und ergötzten ſich an den ausgeführten Nationalweiſen. Um 10 Uhr wurden nach dem Ausſpruche der aufgeſtellten Preisrichter die Prämien von Sr. k. k. Hoh. ſelbſt vertheilt. Am 20. Sept. Morgens unternahm Se. k. k. Hoh. mit einer großen Anzahl der anweſenden Naturforſcher einen geologiſchen Ausflug nach dem Steinberge, mehrere andere Gäſte die ſchnell beſchloſſene Fahrt nach dem reizenden Kurorte Gleichenberg; von den übrigen Mitgliedern wurden die Verhandlungen in den Sectionen thätigſt fortgeſetzt; jene der Chemie mußte wegen der großen Anzahl ihrer Theilnehmer aus dem Joanneum in den Uebungsſaal des ſteiermärkiſchen Muſikvereins übertragen werden. In der allgemeinen Verſammlung vom 21. Sept. wurden die Begrüßungen mehrerer auswärtigen Geſellſchaften überbracht, worauf die öffentlichen Vorträge folgten. Profeſſor Lehmann aus Berlin brachte eine auf ſcharfſinnige Berechnung gegründete Kalenderverbeſſerung zur Sprache, die als das Mittel, in der geſammten civiliſirten Welt die herrſchenden Differenzen zu beſeitigen und die gewöhnliche Zeitrechung der aſtronomiſchen möglichſt nahe zu bringen, die höchſte Beachtung verdient. Mit dem lauteſten Beifalle wurde der treffliche, klare und gemeinfaßliche Vortrag Profeſſors von Ettingshauſen aus Wien über das, was die Mechanik von der Anwendung des Elektromagnetismus als bewegender Kraft zu gewärtigen habe, aufgenommen; Regierungsrath Knolz aus Wien ſprach gewichtige Worte über den Crelinismus und die Mittel, dieſes die Menſchheit ſo tief herabwürdigende endemiſche Uebel zu mildern und nach und nach verſchwinden zu laſſen. Profeſſor Burg aus Wien forderte die Verſammlung zur Nachforſchung auf, wie den für das Eiſenbahnweſen ſo verhängnißvollen Brüchen geſchmiedeter Eiſenmaſſen, wie der Achſen von Lokomotiven und Waggons, vorgebeugt werden könne. Am Schluſſe wurde bekannt gegeben, daß die Stände Steiermarks zum Andenken des ehrenden Beſuches ſo vieler ausgezeichneter Männer eine Medaille prägen ließen, welche den Mitgliedern und Theilnehmern der Verſammlung am nächſten Tage übergeben werden wird. An demſelben Tage gab der Landesgouverneur der Verſammlung ein ungemein glänzendes Abendfeſt. Die geſchmackvoll verzierten, mit den Landesfarben, Fahnen, Wappenſchildern ausgeſtatteten Säle und Gemächer der Hofburg, die durch dichte Lampenreihen abgemarkten Blumenbeete und Parquets des Gartens, die in Flammen ſtrahlenden edlen Umriſſe und architektoniſchen Verzierungen des großen Gewächshauſes, die mächtigen Klänge der von vier Militärbanden vor der Terraſſe des Gartens trefflich ausgeführten Märſche und anderer Tonſtücke empfingen die durch lange Reihen reich gekleideter Dienerſchaft eintretenden Gäſte. Der Gouverneur (Graf Wickenburg) eröffnete mit der Gemahlin des berühmten Chemikers Juſtus Liebig den Ball. Eine Stunde vor Mitternacht öffneten ſich die bisher verſchloſſenen Pforten eines Feentempels. Eine ſchön drapirte Gallerie führte die erſtaunte Menge zuerſt zu einer Halle, dem Propyläum des Feſtplatzes, in deren Mitte ein Springquell ſein Kryſtall bis zu jenem des Deckenkronleuchters emporſchoß. In den Ecken des hohen, geräumigen Veſtibuls ſtanden, von Goldadlern über dem Sockel getragen, vier rieſige Granit-Obeliske; in Goldſchrift prangten hier die Namen der Heroen der Wiſſenſchaft aller Völker; über dem Eingange in Blumengewinden der Namenszug des Prinzen, dem Steiermark ſo viel des Nützlichen und Schönen verdankt. Eine breite Treppe mit zierlichem, durch Statuen geſchmücktem Geländer führte zu einer zweiten, mit ſeltenen Gewächſen und Orangeriebäumen ausgeſtatteten Gallerie, an die ſich die eigentliche Feſthalle ſchloß; ein ungeheurer, mit Hunderten von Luſtren, ſpiegelnden Wandleuchtern, dicht gedrängten Kerzenreihen blendend erhellter, ſäulengeſchmückter Raum, für Tauſende berechnet und von Tauſenden durchwogt. Er war durch den großartigen Zubau an beiden Flügeln des Gewächshauſes geſchaffen. Inmitten der mit Blumen bedeckten Rückwand des Haupttractes rauſchte eine Cascade aus einer Felsgrotte nieder, ihr Waſſer in ein Baſſin von mächtigen moosbedeckten Steinblöcken ergießend; gegenüber ſtrahlte durch die Fenſterfronte der Namenszug des allgeliebten Monarchen in Flammenzügen auf dunklem Laubgrunde. Zwei Orcheſter, das eine mit ſteiriſcher Nationalmuſik und Alpenſängern, das zweite durch eine Zigeunerbande beſetzt, trugen abwechſelnd ihre originalen Weiſen vor. Der größte Reichthum und Pracht gab ſich in Ausſtattung der Tafeln und Buffets kund. Es prangten da ganze Hirſche, die gewaltigen Kronen ihrer 16- und 18endigen Geweihe tragend; Gemſen, Rehböcke mit ihren Krücken, mit zierlichen Feſtons größeren und kleineren Wildgeflügels behangen, auf mooſiger blumenbeſäeter Unterlage ruhend, Eberköpfe mit blanker drohender Wehr. Ebenſo lachten von den Wänden des Feſtſaales herab zahlreiche Pyramiden des edelſten vaterländiſchen Rebenſaftes. Viele Toaſte auf das erhabene Kaiſerhaus, das ſchöne Steierland u. ſ. w. würzten das ſchöne Feſtmahl. (Grätzer Z.)

Entſcheidungsgründe des Urtheils

des großh. bad. Hofgerichts des Mittelrheinkreiſes in Unterſuchungsſachen gegen M. v. Haber.

Am 2. d. M. hatte zwiſchen dem großherzoglichen badiſchen Oberlieutenant Julius von Göler und dem kaiſerlich ruſſiſchen Küraſſierlieutenant Michael v. Wereſkin im Forchheimer Gemeindswalde, Bezirksamts Ettlingen, ein Piſtolenduell ſtatt, in Folge deſſen v. Wereſkin todt auf dem Platze blieb, v. Göler aber ſo ſchwer verwundet wurde, daß er am zweiten Tag ſtarb. Die deßfalls eingeleitete Unterſuchung erſtreckt ſich gegen die beiden Secundanten Georg v. Sarrachaga-Uria und den kaiſerl. ruſſ. Major Stolipin, wovon jedoch der Erſtere als großherzogl. badiſcher Offizier à la Suite der Cog-

Digitized by Google

nition der Civilbehörden nicht unterſteht, der Letztere aber ſich der Unterſuchung durch die Flucht entzogen hat; nächſtdem aber wurde auch Moritz v. Haber aus Karlsruhe in Unterſuchung gezogen, angeſchuldigt 1) der Anſtiftung des fraglichen Duells; 2) der Theilnahme durch Zuſicherung der Beihülfe zu etwaigrr Flucht des Hrn. v. Wereſkin, und 3) eines intendirten Duells mit Oberlieutenant v. Göler. Das (bekannte) Erkenntniß hinſichtlich des Moritz v. Haber rechtfertigt ſich nun nach folgenden thatſächlichen und rechtlichen Momenten:

»Zu 1. Aus den Erklärungen des Angeſchuldigten, gleichwie aus denen des v. Göler'ſchen Secundanten Sarrachaga und den v. Wereſkin hinterlaſſenen Papieren ergibt ſich, daß Letztrer in einer zwiſchen v. Göler und v. Haber obwaltenden Ehrenſache am 24. v. M. als Secundant Haber's aufgetreten war, und den v. Göler von jenem gefordert hatte. Auf die Erklärung des Geforderten, daß er ohne Erlaubniß der Offiziere ſeines Regiments ſich mit Haber nicht ſchlagen könne, und daher ſich zuerſt mit jenen benehmen werde, ſodann aber im Fall erhaltener Genehmigung die Herausforderung annehmen würde, hatte Wereſkin an ihn das Anſuchen geſtellt, ihm ſo bald als möglich den Ausſpruch der betreffenden Offiziere mitzutheilen. Unterm 27. Aug. (ausweislich einer im Nachlaſſe Wereſkin's vorgefundenen Abſchrift) erinnerte derſelbe von Baden aus den in Karlsruhe wohnenden Geforderten an Ertheilung der Antwort in kürzeſter Friſt und bat zugleich, im Falle die betreffenden Offiziere die Erlaubniß zum Duelle verweigern ſollten, um ſchriftliche Mittheilung des deßfallſigen Ausſpruchs. Auch v. Sarrachaga erwähnt dieſes Schreibens. Des weitern Umſtandes, daß am 29. Aug. Wereſkin ſelbſt nach Karlsruhe gereiſt, und da er den v. Göler nicht antraf, ſich an Capitän L. wegen Beſchleunigung der Sache gewendet hatte, erwähnt Sarrachaga nicht, wohl aber der angeſchuldigte Haber, und es wird jene Thatſache dadurch unterſtützt, daß im Wereſkin'ſchen Nachlaſſe ſich die Abſchrift einer Erklärung vorfand, welche derſelbe dem Capitän L. auf Verlangen am 29. Auguſt in Karlsruhe ausgeſtellt hat, und worin geſagt iſt, daß Wereſkin an jenem Tage bei L. erſchienen ſey, um durch dieſen den v. Göler angehen zu laſſen, auf die Forderung Haber's Antwort zu ertheilen. Auch enthält ein Schreiben Göler's an Wereſkin vom 30. Auguſt eine genaue Bezugnahme auf jene, dem Capitän L. ausgeſtellte Erklärung. Bereits in dieſer letztern hatte ſich nun Wereſkin über das bisherige Stillſchweigen Göler's empfindlich gezeigt („silence peu poli"), und als am 30. Auguſt (noch vor dem Schreiben Göler's an Wereſkin, womit dieſem ein verneinender Ausſpruch der betreffenden Offiziere mitgetheilt wurde) Sarrachaga bei Wereſkin zu Baden erſchien, um ihm auseinander zu ſetzen, warum Göler noch nicht geantwortet, ſoll, nach Ausſage Sarrachaga's Wereſkin ihm aufgebracht geantwortet haben: »Sie bringen noch keine Antwort? Je me f . . . . de lui et du corps d'officiers. Ich will wiſſen, ob Hr. v. Göler ſich mit Hrn. v. Haber ſchlagen will oder nicht. Haben ſie mich verſtanden?« ꝛc.

»Auf die Bemerkung Sarrachaga's, daß es ſcheine, Wereſkin wolle etwas mit Göler haben, und in dieſem Falle dürfe er es nur ſagen, beauftragte erſterer den Sarrachaga (wie dieſer verſichert), an Göler auszurichten, daß er keine Lebensart habe und ein „Chenapan" und „Gueux" ſey. Noch am nämlichen Tage (30. Auguſt) nach Karlsruhe zurückgekehrt, bat jedoch Sarrachaga den Wereſkin brieflich, ihm das, was er an Göler ausrichten ſolle, ſchriftlich mitzutheilen, damit er nicht zu viel und nicht zu wenig ſage, worauf am 31. Auguſt Wereſkin antwortete, daß er ihn nicht nur autoriſire, ſondern auch bitte, ſeine geſtrige Aeußerung ganz und unverändert dem Göler mitzutheilen, daß er übrigens ſelbſt dieſen Morgen bereits ſolche dem Capitän L. in Karlsruhe mitgetheilt habe. In einer Mittheilung vom 1. Sept. Nachts halb 2 Uhr wird ſofort Wereſkin von Sarrachaga benachrichtigt, daß dieſer den Auftrag an Göler beſtellt, welcher ihm ſagen laſſe, daß es keiner ſo trivialen Ausdrücke bedurft hätte, beſonders nachdem er (Göler) ihm bereits erklärt gehabt, daß, falls er (Wereſkin) ſich für Haber ſchlagen wolle, er eine Kugel mit ihm wechſeln könne. Man erwarte daher Wereſkin's Secundanten in Karlsruhe. Zugleich findet es Sarrachaga in dieſem Schreiben unbegreiflich, daß Wereſkin ſich Haber's, welcher als »miserable« bezeichnet wird, ſo ſehr annehme. Unterdeſſen hatte Göler unterm 30. Auguſt die ſchriftliche Erklärung der betreffenden Offiziere de eod. an Wereſkin abgeſandt, wonach dieſelben die Ueberzeugung ausſprechen, daß nach dem, was Göler ihnen vorgetragen und durch Documente erwieſen habe, derſelbe ſich mit Haber nicht ſchlagen könne. Der angeſchuldigte Haber iſt nun geſtändig, am 31. Auguſt, nachdem er durch Wereſkin von jenem Ausſpruche in Kenntniß geſetzt worden, auch ſich von deſſen Veröffentlichung in der »Karlsruher Zeitung« überzeugt gehabt habe, eine Erklärung folgenden Inhalts verfaßt und Behufs der Verbreitung zur Druckerei befördert zu haben. (Folgt der Inhalt des zu Baden geſchehenen Anſchlags.)

»Der Angeſchuldigte gibt ferner, in Uebereinſtimmung mit den Gegnern, zu, daß Wereſkin einige gedruckte Exemplare jener Erklärung auf der Promenade zu Baden angeſchlagen habe. Er behauptet jedoch, daß Wereſkin ſolches aus eigenem Antriebe gethan habe, auch daß Wereſkin und St. ihm gerathen hätten, zu jenem äußerſten Mittel zu greifen, damit er den Göler zum beabſichtigten Duell nöthige. Dieſer Vorfall, von dem Göler am 1. Sept. Nachricht erhielt, nachdem zuvor an gleichem Tage ein Schreiben Wereſkin's eingetroffen war, in dem dieſer den Sarrachaga wegen des in deſſen Schreiben vom 1. Sept. Nachts gegen Haber gebrauchten Ausdrucks »miſerable" herausforderte, und zugleich bemerkt, daß er ſich mit Göler nicht ſchlagen werde, bis dieſer ſich wegen des Tags zuvor angeſchlagenen Haber'ſchen Circulars gereinigt haben werde, veranlaßte nach Ausſage Sarrachaga's den Göler, mit ihm nach Baden zu reiſen, woſelbſt nun Wereſkin gefordert worden ſey und zugeſagt habe, ſich andern Tags zum Zweikampf mit Göler zu ſtellen. Das Nähere dazu ſey ſogleich unter den Sekundanten feſtgeſetzt worden und am andern Tage habe ſofort der Zweikampf ſtattgefunden.

(Schluß folgt.)

Correſpondenz.

Frankfurt, 3. Oktober.

Es kann Ihnen nicht unintereſſant ſeyn, alſogleich einen kurzen Bericht über die geſtrige erſte Aufführung der »Antigone« von Sophokles auf unſerer Bühne zu

erhalten. Man hatte derſelben die Donner'ſche Ueberſetzung zu Grunde gelegt, die allerdings ſtarken Angriffen von den Philologen nicht entging; dennoch erzeugte die Aufführung dieſer erhabenen Tragödie auf das ſehr zahlreich verſammelte Publikum die erſchütterndſte Wirkung. Die Aufführung war aber auch ſehr gelungen; alle Darſteller waren von einem heiligen Eifer, das Vollendetſte zu leiſten, durchdrungen. Den Preis des Abends errang Hr. Baiſon als König Kreon. Seine großartige Darſtellung entſprang aus dem klarſten Bewußtſeyn deſſen, was der Dichter gewollt; zugleich bekundete ſie, daß ſich Hr. Baiſon durch vielfaches Studium mit der Darſtellungsweiſe und dem Geiſte der griechiſchen Tragödie ganz vertraut gemacht hat. Neben ihm würde Dem. Lindner als Antigone gleich ausgezeichnet geweſen ſeyn, fehlte ihr nicht der Reiz der Jugend; ſie zeigte dennoch geſtern Abend wieder die talentvolle Künſtlerin, deren geiſtige Kraft über die phyſiſchen Hinderniſſe zu ſiegen weiß. Beide Künſtler wurden am Schluſſe der Tragödie lebhaft gerufen, wie denn das zahlreich verſammelte Publikum der ganzen Darſtellung den größten Beifall zollte. Mit der von Mendelſohn-Bartholdy der Tragödie beigegebenen Muſik kann man nicht ganz einverſtanden ſeyn; ſie erhöht allerdings in manchen Scenen die Wirkung, iſt ſehr dem Charakter der Handlung entſprechend componirt, offenbar Gluck nachgeahmt, allein ſie macht die Theilnahme des Chors an der Handlung unverſtändlich. Der Chor müßte ſprechen, ſeine Reflexionen laſſen ſich nicht in Tönen ausſprechen. Von allen Chören — die eigentlich nur Strophen ſind — iſt blos einer dramatiſch componirt (der wild aufbrauſende Bacchuschor). — Da die erſte Aufführung der Tragödie ſo ſehr anſprach, wird eine zweite bald folgen, und wir laden alle Gebildeten der Nachbarſchaft ein, ſich den Genuß, dieſe Tragödie hier aufführen zu ſehen, nicht zu verſagen. Einer beſonderen Bemerkung bedarf es nicht, daß die Aufführung ganz in griechiſcher Weiſe geſchieht und auch die Bühne darnach eingerichtet iſt.

—ff—

☆

Paris, 2. Oktober.

Das neue radicale Journal: „le Reforme" enthält geſtern folgende Nachricht in ſchlechtem Franzöſiſch: »Vier Repräſentanten der demokratiſchen Preſſe in Deutſchland, („quatre representans de la presse democratique en Allemagne") — die Herren Ruge, Heß, Herwegh und Frobel ſind in dieſem Augenblicke hier. Der größte Dichter Deutſchlands, Hr. Heinrich Heine, hat ſie bei ſich zu einem Mittagseſſen vereinigt. — Meyerbeer iſt hier, aber ſehr verſtimmt und zurückgezogen lebend, da ihn die fortdauernde Krankheit ſeiner Tochter ſchmerzlich berührt.

Morgen iſt hier die Eröffnung der italieniſchen Oper mit Donizetti's »Lucia,« in der die Perſiani, dann Salvi und Ronconi ſingen. — Von neuen Stücken wurden in dieſer Woche gegeben: im Ambigu-Comique: „Les bohémiens de Paris", ein Bild aus dem Leben, welches das Treiben aller jener modernen Zigeuner in Paris ſchildert, die ohne zu arbeiten und ohne etwas zu beſitzen, leben und deren es hier 100,000, alſo ein Zehntel der Bevölkerung geben ſoll. Das Stück hat ſehr gefallen. Die Ausſtattung war wirklich ſchön; zwei Panorama's von Paris, das eine von der Höhe von Montmartre, das andere unter dem Bogen einer Brücke über die Seine und ihre Ufer aufgenommen, ſind Meiſterwerke. Im Gaité-Theater wurde Balzac's »Pamela Giraud« mit Beifall gegeben, ein Umſtand, der bemerkenswerth iſt, da Balzac von allen hieſigen Schriftſtellern die meiſten Feinde in der artiſtiſchen und literariſchen Welt hat. Das Odeon hat ſeine Saiſon mit Ponſard's »Lucrèce« eröffnet, der erſte Reiz iſt vorüber, der Enthuſiasmus hat ſich abgekühlt, Beſuch und Beifall waren nur mittelmäßig. Das am zweiten Abende gegebene Stück: „L'ecole des Princes" iſt eine höchſt ſchlechte Be- und Verarbeitung von unſeres Zſchokke Novelle: „Die geliebenen Goldſtücke."

An neuen Zeitſchriften ſind erſchienen: „L'Amazone," hippologiſches Journal, jährlich 24 Francs.; L'examen de l' exposition industrielle 1844, 6 Frcs.; „Revue serigène" (fur Seidenzucht) 8 Frcs. jährlich.

An neuen Büchern bemerken wir unter einer Menge von Brochuren, Comödien u. ſ. w. folgende: Eine neue Ausgabe von Quinets: Ahasverus, — Lelièvre: „De l'emigration en Amerique depuis 1815 jusq' à 1843. Die ſechste Ausgabe von A. Thierry's ausgezeichnetem Werke: „Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands; — E. Marco St. Hilaire: Lieutenant et Comedien, — souvenirs galans d'un homme du monde." Von der franzöſ. Encyclopädie: „Dictionnaire de la conversation et de la lecture," 52 Bände in gr. 8., von 500 Seiten, in doppelten Colonnen; ein Werk, in dem alle Artikel von den Mitarbeitern Thiers, Guizot, Chateaubriand, Molé, Lamartine, Lamennais, Salvandy, J. Janin, Balzac, Viennet, O. Barrot, Dupin, Ch. Nodier, Georges Sand, Berlioz u. ſ. w. unterzeichnet ſind, ſind noch 290 Exemplare zu dem Preis von 180 Frcs. zu haben. Die urſprüngliche Auflage dieſes großartigen Werkes war 19000 Exemplare ſtark. Der Verleger Duſillion hier beſitzt obigen Reſt.

Man verkündet hier die Erſcheinung eines neuen deutſchen Blattes, welches mit dem 1. Januar 1844 erſcheinen und den Titel »Vorwärts!« tragen ſoll; wenn es nur nicht wieder ein »Stern« wird.

Herr Kuranda, Redacteur der »Gränzboten«, war einige Zeit hier anweſend.

—p—

Notizen-Blatt.

(**Miscelle.**) Welchen Fehler kann ſich ein Neger nie angewohnen? Er kann nie naſeweiß werden. — Welcher Schuh tanzt auf dem Rücken? Der Kantſchuh. — Was haſſen Liebende und Beamte gleich ſehr? Den Abſchied. — Warum iſt Gaſtwirthen nie recht zu trauen? Weil ſie immer etwas im Schilde führen. — Was kauft auch der reichſte Dummkopf nie? Genie. — Warum muß man ſich vor Schornſteinfeger hüten? Weil ſie Jeden, der ihnen zu nahe kommt, anſchwärzen.

☆

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 122. Dinstag, 10. Oktober 1843.

Die Ahnungen.

(Fortſetzung.)

Breitenbach ſtieg ab und begab ſich über die Brücke in das Schloß. Ein Diener, in ziemlich ſchabiger Livrée, erwartete ihn hier mit einem Lichte in der Hand. Es war ein weiter Flur und ein langer Gang, den Beide durchſchritten. Die Wände mochten ſeit langer Zeit nicht geweißt worden ſeyn, aber verſchiedene Haus- und Wirthſchaftsgeräthe, die man ſah, erſchienen höchſt nett und reinlich und waren in großer Ordnung aufgeſtellt. Der alte Diener öffnete endlich eine dunkle, von der Zeit gebräunte Stubenthür, und der junge Mann trat in ein weites Gemach, in deſſen Mitte ein Tiſchchen mit zwei Couverts von blendender Weiße gedeckt war. Das Zimmer zeigte nur wenige Meubels, welche veraltet waren und, wie man aus den Verzierungen ſah, einſt ziemlich viel gekoſtet haben mochten. Auf dem Tiſche brannte ein einziges Licht; es ließ einige an der Wand hängende Familiengemälde, Männer mit Alongenperücken und Damen in Reifröcken, ſo wie über dem Kamin das in Stuckatur ausgeführte Familienwappen erkennen. Hätte nicht in einer Ecke des Zimmers eine ganz moderne Harfe gelehnt, man hätte ſich in einem Gemache des vorigen Jahrhunderts geglaubt. Breitenbach hatte kaum ſo viel Zeit gehabt, ſich rings umzublicken, als ſich die Thüre des Nebengemaches aufthat und ein ältlicher Mann von etwas gebückter Geſtalt heraustrat. In ſeinem Leben hatte Breitenbach in kein Geſicht geblickt, welches ihm düſterer als dieſes erſchienen wäre. Die trüben, von dunkeln, buſchigen Braunen beſchatteten Augen lagen tief in ihren Höhlen, und ihr Blick hatte etwas Unſtetes, Verworrenes. Die Geſtalt des Mannes, vorzüglich aber ſeine erdfahlen Züge waren abgemagert, ſeine Kleidung eben nicht ärmlich, aber einfach. Der Anſtand des Eintretenden war der eines Mannes von Stande.

»Es iſt mir angenehm, Sie für dieſe Nacht als Gaſt in meinem Hauſe zu wiſſen,« ſagte er mit einem kalthöflichen Tone, aber mit einer Miene, die ſeinen Worten direct widerſprach. »Irre ich nicht, ſo meldete Sie mir mein Jäger als einen Verwandten. Darf ich nochmals um Ihren Namen bitten?«

»Ich heiße Eugen von Breitenbach; meine Mutter war die Tochter des Bruders Ihres Herrn Vaters,« erwiederte der Jüngling etwas betroffen.

»Ja, ich glaube, es iſt ſo. — Mich dünkt, ich hätte etwas davon gehört. — Ganz recht! Eine von Breitenbach war mit uns verwandt. — Georg! Lege ein Couvert für den Herrn auf,« ſagte der Baron zu dem alten Diener, der ſich in dem Zimmer zu ſchaffen machte.

Breitenbach ward über den eben nicht allzu vetterlichen Empfang immer betroffener.

»Sie ſind auf einer weitern Reiſe begriffen? Auf einer Badereiſe vielleicht?« fuhr der Baron fort, indem er den jungen Mann ſich niederzulaſſen einlud. »Sie werden morgen ſchönes Reiſewetter haben; die Sonne ging prächtig unter.«

Breitenbach ward von dem Empfange, den er in dieſer Art wenigſtens nicht erwartet hatte, ganz verwirrt und wollte eben dem Baron ziemlich gereizt erwiedern, daß ihn nur die einbrechende Nacht und der Wunſch, ihm eine nöthige Mittheilung zu machen, veranlaßt habe, ihn dieſen Abend noch zu inkommodiren, als ſich die Thüre aufthat und ein junges Mädchen eintrat, welches des jungen Mannes ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Es war eine ſchöne, zierliche Geſtalt mit ſo lieblichen, auf den erſten Blick einnehmenden Zügen, daß Breitenbach ganz davon betroffen war. Verſtand und Herz ſprachen in ſchönem Verein aus dem klugen, dunkeln Auge, und das anmuthige, um den roſigen Mund ſchwebende Lächeln hatte ſo viel Anziehendes, wie es dem Jüngling noch nie vorgekommen war.

»Meine Nichte Mathilde,« ſagte der Baron, auf die Eintretende deutend. »Herr von Breitenbach — [illegible]ier, nicht wahr? — Ein entfernter Verwandter von uns.«

»O, nicht entfernt, lieber Onkel,« verſetzte das Mädchen mit unbeſchreiblich lieblichem Lächeln. »Herr von Breitenbach iſt ein naher Vetter, von dem ich oft habe reden hören. Seine Schweſter iſt eine gar liebe Freundin von mir.«

»Zum erſten Male,« ſagte Breitenbach, »habe ich mich über dieſe zu beſchweren, daß ſie mir nicht mehr, als geſchehen, über mein Mühmchen mitgetheilt hat, und ich will ſolche nicht wenig ausſchmälen, ſobald ich ſie ſehen werde, was in wenigen Tagen geſchehen wird.«

»Sie reiſen nach Sachſen?« fragte der Baron gleichgültig.

»Um meine Schweſter zu beſuchen und ein Landgut in dortiger Gegend zu beſehen, da ich den Dienſt zu verlaſſen und mich anzukaufen beabſichtige.«

»Ei,« fiel der Baron mit Lebhaftigkeit ein, »das könnten Sie in dieſiger Gegend vortheilhafter haben, als dort, wo die Güter ſo hoch im Preiſe ſtehen. Ich ſelbſt ſuche einen Käufer zu meinem Gute, und wer es kauft, würde einen vortheilhaften Kauf thun.«

»Sie beabſichtigen, Ihr Beſitzthum zu veräußern?« ſagte der junge Mann, ſich ſo gleichgültig, wie möglich ſtellend, obwohl er in ſeinem Innern hoch erfreut war, eine Gelegenheit zu finden, durch welche er im Stande ſeyn könnte, ſeinen Aufenthalt zu verlängern, ohne ſogleich die eigentliche Urſache ſeiner Reiſe kund zu geben.

»Sie werden ſich wundern, daß ich dies Gut, das

Stammgut meines Geſchlechts, zu veräußern gedenke,« fuhr der Baron fort, ohne den jungen Mann anzublikken. »Verſchiedene Gründe beſtimmen mich dazu; vor Allem meine Geſundheit, mit der es immer ſchlechter geht. Ich muß fort, muß reiſen, muß in ein anderes, ein wärmeres Clima, an den Rhein, in das ſüdliche Frankreich, oder ſonſt wohin. Ich habe in meiner Jugend mich viel im Auslande, im Süden von Europa aufgehalten, und dorthin zieht es mich. Hier drückt mich Alles; ich muß fort, weit, ſo weit wie möglich.«

Die Phyſiognomie des Barons hatte einen ungemein düſtern melancholiſchen Ausdruck angenommen. Mathilde ließ ihr ſchönes Auge mit Theilnahme auf dem Sprechenden ruhen, ſie ſeufzte, endlich bemerkte ſie mit leiſer Stimme, daß aufgetragen worden ſey.

Mit einer leichten Handbewegung lud der Hausherr ſeinen Gaſt ein, ſich zwiſchen ihm und dem Fräulein niederzulaſſen. Mathilde legte dem jungen Mann, der durch den Ritt ziemlich hungrig geworden, vor, und wollte eben auch dem Onkel dieſen Dienſt erweiſen, als dieſer mit einer Art Unwillen den Teller zurückſchob.

»Du weißt,« ſagte er haſtig, »daß ich nie zu Abend eſſe. Das vermehrt nur mein Uebelbefinden. — »Ich leide,« fuhr er, zu Breitenbach gewendet, fort, »an einer abſcheulichen Schlafloſigkeit, oder ich habe vielmehr, ſo zu ſagen, das Schlafen ganz verlernt. Glücklich Der, der ſchlafen kann, er iſt wenigſtens auf ein paar Stunden über die Mühen des Lebens hinaus und über alle böſen innern und äußern Anſchauungen. Wäre ich ein Witzbold,« ſchloß er mit einem heiſern krampfhaften Lachen, »ich würde ſagen: Glücklich ſind die Todten, denn ſie können ſich wenigſtens tüchtig ausſchlafen.«

(Fortſetzung folgt.)

Entſcheidungsgründe des Urtheils

des großh. bad. Hofgerichts des Mittelrheinkreiſes in Unterſuchungsſachen gegen M. v. Haber.

(Schluß.)

Der Angeſchuldigte läugnete auch hier nicht, von dieſem Vorfalle Kenntniß zu haben; gleichwie von andern Schritten Wereſkin's ſey er hiervon aber erſtmals von Wereſkin mit dem Bemerken in Kenntniß geſetzt worden, daß es demſelben, nachdem er von Göler unter Drohung mit körperlicher Mißhandlung zur Zuſage des Duells gezwungen worden, nun leid thue, ſein Verſprechen, ſich mit Göler eher nicht zu ſchlagen, als dieſer ihm, Haber, Genugthuung gegeben, nicht halten konne. Aus dem Bisherigen ergibt ſich nun zur Evidenz, daß die Angelegenheit Haber's zwar Veranlaſſung zu gedachtem Zweikampfe, nicht aber Haber der Anſtifter, d. h. dadurch Urſache des Verbrechens geworden iſt, daß er den Wereſkin vorſätzlich zum Entſchluſſe, ſolches zu begehen, beſtimmt hat. Seine Behauptung, daß er ſelbſt Alles aufgeboten, um ſich von Göler Genugthuung zu verſchaffen, daß Wereſkin ihm verſprochen habe, ſich eher mit Göler nicht zu ſchlagen, und daß Letzterer denſelben gleichwohl dazu gebracht habe, iſt durch Göler's Sekundanten, Sarrachaga, und die oben angeführte Correſpondenz aufs unzweideutigſte unterſtützt, und ein Verdachtsgrund dafür, daß der Angeſchuldigte den Wereſkin zum Anſchlage des Plakats vom 31. Aug. aufgefordert und damit das Duell zwiſchen Wereſkin und Göler habe herbeiführen wollen, liegt nicht nur nicht vor, es ergibt ſich vielmehr aus dem Briefe Wereſkin's an Sarrachaga vom 1. Sep., daß das Uebereinkommen zwiſchen Haber und Wereſkin noch unverändert fortbeſtand. Das Gerücht (wovon jedoch nur einer der einvernommenen Zeugen ſpricht, ohne es ſelbſt übrigens zu glauben), als habe Haber den Wereſkin durch Verſprechungen, welche übrigens gar nicht einmal bezeichnet werden, zum Duelle mit Göler beſtimmt, entbehrt hiernach um ſo mehr aller und jeder Haltbarkeit als es nach den bis jetzt bekannten Vermögensverhältniſſen Wereſkin's und nach der Art und Weiſe, wie er in vorliegender Sache ſelbſt handelnd aufgetreten iſt, höchſt unwahrſcheinlich gefunden werden muß, als habe es irgend einer Beſtimmung zu ſeinem Benehmen von außen und gar durch Verſprechungen bedurft.

»Auch der Umſtand, daß unter den dem Angeſchuldigten abgenommenen Papieren eine Abſchrift des oben erwähnten Erinnerungsſchreibens Wereſkin's an Göler vom 27. Auguſt und eine weitere eines Briefes an Kapitän L. vom 31. Auguſt vorgefunden wurde, worin dem Letztern von der Unterredung mit Sarrachaga und Beſchimpfung Göler's Seitens Wereſkin's Nachricht gegeben wird, iſt unerheblich, da die Behauptung des Angeſchuldigten, jeweils von den Schritten Wereſkin's in Kenntniß geſetzt worden zu ſeyn, der Sachlage nach ganz wahrſcheinlich iſt, irgend ein Umſtand aber dafür nicht vorliegt, daß Wereſkin, welcher ſchon vor dem 31. Auguſt ſich wegen der Verzögerung beſtimmter Antwort von Göler beleidigt fand, auf Anlaß Haber's die Benachrichtigung an L. hätte ergehen laſſen. Der unter Wereſkin's Nachlaß vorgefundene Brief des Haber am Sonntag (27. Auguſt) endlich iſt ganz unerheblich. Zur Erlangung einer Antwort von Seiten Göler's nämlich rath Haber dem Erſteren, eine vertraute Perſon nach Karlsruhe mit dem Briefe abzuſenden und derſelben aufzugeben, erſt dann, und nur dann zurückkehren, wenn ſie eine Antwort erhalten haben werde. Der Schluß des Inhalts: »»Sie begreifen vollkommen, mein lieber Hr. v. Wereſkin, daß für ein ſo tief verwundetes Herz jeder Zeitverluſt ein Dolchſtoß iſt, und daß wir eilen müſſen, meinen Schmerz abzukürzen,«« zeigt hinlänglich, daß es dem Angeſchuldigten nur darum zu thun war, behufs ſeines Duells mit Göler eine Antwort zu bewirken, beziehungsweiſe dem Wereſkin ein Mittel hiezu an die Hand zu geben; keineswegs aber den Wereſkin gegen Göler aufzureizen. Da nach Allem dieſem nun weder die gegen den Angeſchuldigten wegen Anſtiftung des fraglichen Duells eingeleitete Unterſuchung durch hinreichenden Verdacht begründet war, noch ſich irgend ein weiterer Verdacht einer ſolchen Anſtiftung durch die Unterſuchung ergeben hat, ſo mußte nach Anſicht des §. 13 des Strafedicts und der Verordnung großh. Juſtizminiſteriums vom 27. Aug. 1827, Nr. 3854 — den Gebrauch der für die losſprechenden Erkenntniſſe ſowohl, als für andere, die Unterſuchung aufhebende, richterliche Beſchlüſſe zu bedienenden Formeln betreffend — wie geſchehen erkannt werden.

»Zu 2. Der Angeſchuldigte hat dagegen zugeſtanden, auf die Bitte Wereſkins und deſſen Secundanten, Major St., ſich nach Mörſch an den Rhein begeben und die dortigen Fährſchiffer zu dem Zwecke in Bereitſchaft gehalten zu haben, damit nöthigenfalls Jenen die Flucht

Digitized by Google

geſichert ſey. Dieſes Geſtändniß wird auch durch die Ausſagen der Färcher, Riehm und Hutzel, ſo wie dadurch unterſtutzt, daß Poſtillon Becker von Neumalſch, welcher in der Nähe des Kampſplatzes mit dem Wagen hielt, den bei dieſem befindlichen Bedienten des Angeſchuldigten von Seiten der Ruſſen nach Morſch abſenden ſah, um dorthin geeignete Nachricht zu bringen. Vermöge dieſer, in Folge vorhergehender und vom Angeſchuldigten ausdrücklich auch zugeſtandener Zuſage der Fluchtbegunſtigung vorgenommenen Handlung erſcheint derſelbe, weil er das Vergeben des Andern vorſätzlich erleichterte als Gehülſe (Peinliche Halsgerichts-Ordnung Kaiſer Karls V., Artikel 177), und wenn derſelbe ſich deßwegen ſtraflos glaubt, weil nach allen Umſtändrn das bereits unter den Andern ſo feſt beſchloſſene Duell auch ohne jene Mitwirkung ſeinerſeits ganz zweifellos würde ausgeführt worden ſeyn, ſo kann dieſe Ruckſicht nur bei der Ausmeſſung der Strafe in Betracht kommen; eine Erleichterung oder Beſörderung des Vergehens aber iſt immerhin vorhanden, weil das Geſetz von dem Geſichtspunkte ausgeht und ausgeben muß, daß das Bewußtſeyn, Begunſtigung zu haben, durch Minderung der Furcht vor Strafe im begünſtiglen Verbrechen die Wirkung des Strafgeſetzes ſchwächt.

»Es mußte ſohin in Betreff dieſes Punktes eine Schuldigerklärung unbedingt erfolgen. Was die zu erkennende Strafe betrifft, ſo ſoll nach feſtſtehenden ſtrafrechtlichen Grundſätzen den Gehülſen eine nach der Ruckſicht, ob er mehr oder weniger zur That ſeldſt beigetragen, zu bemeſſende niedere Strafe treffen. Ueber das Duell und deſſen Beſtraſung enthält nun weder das gemeine Recht, noch die dieſſeitige Strafgeſetzgebung irgend eine Beſtimmung; Doctrin und Praxis waren jedoch längſt darin einverſtandrn, daß nach der eigenthümlichen Natur jenes Vergehens, als welches meiſtens nur aus dem Wunſche entſpringt, den Nachtheilen zu entgehen, die in Anſehung der Ehre nach der Meinung der Standesgenoſſen denjenigen treffen, drr ſich nicht ſchlägt, und wobei die Motive und Abſichten der Handelnden durchaus verſchieden ſind von denen, welche ſonſt bei Todtungen oder Korperverletzungen dem Handelnden innewohnen, Duellanten nicht nach den geſetzlichen Beſtimmungen über diese letzteren Verbrechen beurtheilt werden dürfen.

»In wie fern nun der »Entwurf eines Strafgeſetzbuches für das Großberzogthum Baden« als Ausfluß der Doctrin erſcheint, hat man ſich in der Lage geſehen, ſolchen auch hier in Berückſichtigung zu ziehen. Danach iſt das Duell, welches in vorliegrndem Fall actenmäßig iſt, nach feſtgeſetzten Kampfregeln unter Beobachtung derſelben und unter Beiziehung von Sekundanten vollzogen wurde, mit einer Kreisgefängniß- oder Arbeitshausſtrafe (§. 290), alſo mit einer bürgerlichen Strafe (§§. 31, 37) bedroht. Auch gegen den Angeſchuldigten hat man ſohin nur eine bürgerliche Strafe fur gerechtfertigt gehaltrn. Erwägt man nun aber weiter, daß, nachdem das Goler-Wereſkin'ſche Duell bereits in der Nacht des 1. und 2. Sept. feſtgeſetzt, die Sekundanten und Kampfregeln dazu beſtimmt waren; daß daſſelbe nach der Perſonlichkrit brider Theile ſicherlich auch dann vollzogen worden wäre, wenn ſich fur Einen oder den Andern Niemand vorgeſunden hätte, welcher eine Begünſtigung der Flucht zugeſagt hatte, und daß mithin der Angeſchuldigte durch ſeine Zuſage nur im ganz geringen Grade als betheiligt erſcheint: ſo mußte die Erkennung einer 14tägigen Gefängnißſtrafe als genügend erſcheinen, an welcher jedoch der bereits erſtandene Unterſuchungsverhaft deßwegen abzuziehen war, weil ein genügender Grund zur Captur nicht vorhanden geweſen war, wie bereits das dieſſeitige Erkenntniß vom 14. d. M. ausgeſprochen hat. Der Antheil an den Unterſuchungskoſten wurde nach dem Verhältniß des Betreffniſſes, welches den Hauptthätern zuzuſcheidrn wäre, im Zuſammenhalte mit dem Grade der Theilnahme des jetzigen Angeſchuldigten erwogen.

»Zu 3. Nach dem, was oben zu 1 geſagt worden, hat Moritz v. Haber zugeſtanden, mit Oberlieutenant v. Göler ein Duell intendirt zu haben, zu welchem er denſelben auch hatte herausfordern laſſen. Es erſcheint jedoch dieſe Handlung als ein bloßes Anerbieten, eine Ehrenſache durch den Zweikampf auszumachen; eine Anſtalt zur Ausführung des letztern aber enthalt ſie nicht, ſie iſt vielmehr in ſo lange lediglich nur eine erklärte (wenn auch widerrechtliche) Willensbeſtimmung, als der Gegner das Duell nicht angenommen hat, und als nicht in Folge deſſen die Wahl der Sekundanten und die weiteren Verabredungen zum Zweikampfe getroffen worden ſind. Aus dieſen Grunden iſt, wie geſchehen, erkannt worden«.

Neueſte Südpol-Expedition.

Die „Fr. Ob.-P.-Z.“ bringt aus London vom 9. Sept. Folgendes:

Zwei auf Entdeckungen und zu Forſchungen und Beobachtungen ausgeſandte Schiffe, Erebus und Terror, unter den Befehlen der Capitäne Roß und Crozier, ſind am 4. Sept. zu Folkeſtone eingelaufen. Die auf dieſen Schiffen vollbrachte antarctiſche Expedition war die längſte, glücklichſte und erfolgreichſte von den vielen Entdeckungsfahrten, die ſeit der erſten des unſterblichen Cook (begonnen am 26. Auguſt 1768) von England ausgegangen ſind; ſie gehört zugleich zu den denkwürdigſten, von welchen je in den Annalen handeltreibender Völker Meldung geſchehen iſt. Erebus und Terror verließen England am 29. Sept. 1839. Die Reiſeroute allein gibt ſchon eine Idee von der Größe des Unternehmens. Nach Beobachtungen bei Madeira, Praya, Trinidad erreichte die Expedition St. Helena am 31. Januar 1840. Hier wurde ein magnetiſches Obſervatorium errichtet; Abfahrt am 8. Februar; Ankunft auf dem Cap, 17 März; Temperatur und ſpeciſiſche Schwere der See wurden bis zu 600 Faden Tiefe unterſucht. Abfahrt vom Cap, 3. April; Kerguelens Land erreicht am 12. Mai; am 29. Mai — dem zu gleichzeitigen Beobachtungen auf andern Punkten der Erde vorausbeſtimmten Tag — wurden die magnetometriſchen Inſtrumente 24 Stunden über jede 2 1/2 Minuten notirt; zum Gluck ereignete ſich grade einer der magnetiſchen Sturme, die an verſchiedenen Orten in Europa beobachtet wurden, und da derſelbe, wie zu Toronto (in Canada), die Inſtrumente afficirte, ſo erlangte man dadurch den vollſtandigen Beweis von der außerordentlichen Ausdehnung magnetiſcher Influenzen, die den Durchmeſſer der Erde mit einer Schnelligkeit durchlaufen, die jener des Lichts oder der Electricitat gleichkommt. Auf Kerguelensland wurden auch Kohlenlager entdeckt, die bei kunftiger Anwendung der Dampfſchifffahrt in dieſen Regionen vom großeſten Nutzen fur den indiſchen Handel ſeyn werden. Nach langerem Ver-

Digitized by Google

weilen in den Gewäſſern von Van Diemensland ging die Expedition nach den Aucklandsinſeln, woſelbſt im November 1840 eine Reihe magnetiſcher Beobachtungen vollendet wurde. Von hier aus begann erſt die eigentliche Südpolexpedition. Capitain Roß nahm ſich vor, zwiſchen der Fahrtlinie des ruſſiſchen Entdeckers Bellingshauſen und derjenigen, welche Cook eingehalten hat, die Mitte zu nehmen und dann ſüdweſtwärts nach dem Pol zu ſteuern, ſtatt den fruchtlos gebliebenen Verſuchen früherer Seefahrer, ihn von nordwärts her zu erreichen, zu folgen. Am 12. Dezember verließ er die Aucklandsinſeln und am Neujahrstag 1841 trat die Expedition durch viele Eisberge ſüdlich vom 63ſten Breitegrad in den antarctiſchen Cirkel ein. Dichte Nebel und ſchwacher Wind machten die Fahrt ſo ſchwierig als mühſam; beſtändige Schneeſchauer erſchwerten alle Operationen; erſt am Morgen des 9. Januar, nachdem ſie 200 Meilen zwiſchen Eisfeldern geſegelt waren, gewannen die kühnen Argonauten reines Meer und zogen dann friſchen Muths dem magnetiſchen Pole zu. Am 11. Jan. 1841 wurde im 70ſten Grad ſüdlicher Breite und 172ſten öſtlicher Länge, direct auf der Bahn ihrer Fahrt, zwiſchen ihnen und dem Pol, Land entdeckt — das ſüdlich bekannteſte, das je zuvor geſehen worden iſt — the southernmost known land ever discovered — dem jedoch allerdings die Ruſſen vor bald 20 Jahren nahe gekommen waren. Als Capitain Roß mit ſeiner Mannſchaft dieſem Lande ſich näherte, ſah man, wie es ſich erhob in ſtattlichen Berggipfeln, 9000 bis 12,000 Fuß hoch, voll ewigen Schnees daherglänzend und ihre Gletſcher weit hinaus in die See abſpiegelnd. —

(Schluß folgt.)

Correſpondenz.

Bamberg, 5. Oktober.

Unſere Bühne iſt ſeit dem 1. d. Mts. eröffnet. Es werden die Probevorſtellungen außer dem Abonnement gegeben, deren erſte, »Nacht und Morgen«, von Birch-Pfeiffer am Sonntag über die Bretter ging, wie ich höre, gut durchgeführt. Mich hat mein Unſtern einmal in ein Birch-Pfeifferiſches Stück, in den »Hinko,« geführt; ich ſchwor damals bei allen 99 Muſen, es nimmer zu thun. Dies Gelübde hielt mich an dieſem Tage vom Theater fern. Geſtern Abend war »Othello.« Ging ich mit mäßigen Erwartungen in das Theater, ſo mußte ich ſchon nach dem erſten Acte geſtehen, daß die Aufführung dieſer Oper eine höchſt gelungene zu werden verſpreche. Unſer erſter Tenor, Herr Eichberger, der für dieſes Jahr die Direction übernommen hat, noch vom vorigen Jahre im beſten Gedächtniß, führte die Titelrolle mit einer Kraft und Virtuoſität durch, welche durchaus nichts zu wünſchen übrig ließ. Ihm würdig zur Seite ſtand Mad. Wagner, als Desdemona, ein neu engagirtes Mitglied. Herr Braun, als Rodrigo, und Herr Raberg als Brabanzio, beide ebenfalls noch von der Oper des vorigen Winters geblieben, waren brav und zeigten ein merkliches Vorwärtsſchreiten und fleißiges Studium ihrer Rollen. An Dem. Müller, der Emilie, ſcheint das Perſonale eine gute Acquiſition gemacht zu haben, weniger an Hrn. Müller, Jago, der in einigen Scenen ſtörend einwirkte, da ſein Organ nicht angenehm iſt. Auch der Chor war gut, ſo daß man uns gratuliren darf, eine Oper zu haben, die nach den gegebenen Mitteln und den hieſigen Verhältniſſen nicht vorzüglicher erwartet werden kann. Möchte das Publikum, das ſeiner Bildung nach ein würdig geleitetes Theater verlangen kann und ſoll, Hrn. Eichberger ſo weit unterſtützen, daß er ſein Unternehmen nicht zu bereuen habe, ſondern in den Stand geſetzt werde, ſein Inſtitut immer mehr zu heben. Es iſt dieſe Theilnahme eines an der Einwohnerzahl unſerer Stadt enger gezogenen, nach der Beſchäftigungs- und Lebensweiſe derſelben aber nicht größer zu erwartenden Kreiſes von Perſonen, denen ein gutes Schauſpiel, eine ſchöne Oper Bedürfniß iſt, eben deswegen um ſo nöthiger, als eben Geld zu allen Dingen nöthig iſt.

—b—

⁂

Mainz, im October.

Der Menſch legt die Thorheit nicht früher ab, als bis er in jenen Schlaf ſinkt, aus welchem ihn das Geräuſch der Sterblichen nicht mehr wecken kann. Aber die Thorheit der Lebendigen begleitet ihn noch, wie zum Hohne, bis zu jener Stätte, wo ewiger Frieden und ewiges Schweigen weilen. Wir haben hier in Mainz dreierlei Leichenwagen — einen prächtigen für reiche Leute, einen ſchönen für bemittelte Leute und einen ganz ordinären für ordinäre, d. h. für arme Leute. Der Leichenwagen, in welchem reiche Verſtorbene das Glück haben zu Grabe gefahren zu werden, iſt mit goldenen Kränzen, goldenen Sternen und goldenen Fackeln geſchmückt; der Leichenwagen für bemittelte Stände hat dieſelben Verzierungen in Silber. Beide haben eben die Fabrik verlaſſen und ziehen die Neugierde der Menge auf ſich. Für die Dii minorum gentium hat man einen neuen Wagen bauen zu laſſen nicht der Mühe werth gehalten. Widerſpricht dies nicht ganz dem Weſen des Chriſtenthums? — Ein hieſiges Blatt hat bereits vor einiger Zeit auf dieſe Thorheit aufmerkſam gemacht; daß man eben keine Rückſicht darauf nahm, verſteht ſich von ſelbſt. In einigen nordiſchen Städten ſoll übrigens jene Lächerlichkeit mit den verſchiedenen Leichenwagen abgeſchafft worden ſeyn. Vielleicht kommt man auch hier, nach einem Jahrhundert, auf humanere Gedanken.

Der Improviſator Beermann hat vor einigen Tagen eine Akademie der Improviſation am hieſigen Theater veranſtaltet und ſich eines allgemeinen und wohlverdienten Beifalls erfreut. Er behandelt die ihm aufgegebenen Themata leicht und glücklich und entbehrt durchaus nicht jener poetiſchen Begeiſterung, die man an den meiſten Improviſatoren vermißt.

—m—

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 123. Donnerstag, 12. Oktober 1843.

Die Ahnungen.

(Fortſetzung.)

Die Rede des Barons, die Art und Weiſe, mit der er die Worte ſprach, mehr noch der Umſtand, daß er, ohne nur einen Biſſen zu genießen, zwei große Gläſer Rothwein raſch hinter einander austrank, ohne von dieſen eine Vermehrung ſeiner Schlafloſigkeit zu beſorgen, fielen dem jungen Manne auf; er blickte Mathilden an, aber dieſe ſchlug ſogleich die Augen nieder.

»Ich habe Ihnen einen Vorſchlag zu machen, Vetter!« hob der Baron nach kurzer Pauſe zu dem jungen Manne, den er zum erſten Mal mit dieſer Bezeichnung anredete, an. »Sie wollen ſich ankaufen. Iſt es Ihnen einerlei, wo dies geſchieht, ſo verweilen Sie ein paar Tage hier und beſehen Sie mein Gut. Ich würde Sie nicht übertheuern, wenn es Ihnen gefällt, und auch wegen der Zahlung annehmliche Bedingungen ſtellen.«

Breitenbach fand ſich von dieſem Vorſchlage ſehr angenehm überraſcht, doch ſchien es ihm rathſam, ſeine Freude zu verbergen, und er ſagte blos, daß er ihn gerne annehme, wenn er nicht fürchten müſſe, läſtig zu werden.

»Ich werde Ihnen ſelbſt mein Gut zeigen,« ſprach lebhaft der Baron. »Den Forſt müſſen Sie ſehen. Ich werde Sie überall herumführen und dabei einmal ſo recht todtmüde zu werden ſuchen; das wird mir gut thun und Sie wird es nicht beſonders angreifen, da Sie durch den Krieg an Strapatzen gewöhnt und noch jung ſind.«

»Ich denke,« ſagte Breitenbach lächelnd, »Sie werden es nicht ſchlimmer mit mir vorhaben, wie die Guerillas in Spanien, denen wir oft ganz Tage und Nächte lang nachfolgten, ohne ſie erreichen zu können, und von denen wir mit Verwunderung und Erſtaunen lernten, welche Anſtrengungen der Menſch ertragen kann, ohne ihnen zu unterliegen.«

»Sie waren in Spanien?« ſagte der Baron, und ſein Blick ward ſo düſter wie früher. »Darf ich fragen, in welchem Jahr?«

»Von 1810 bis gegen den Herbſt des Jahres 1813,« erwiederte Jener.

»Sind Sie dort oft mit den Polen zuſammengetroffen,« fragte Mathilde mit Theilnahme.

»Sehr oft! Wir waren faſt ſtets zuſammen, beſonders mit den Lanciers der Weichſellegion, unter dem tapfern Kanopka,« antwortete Breitenbach. »Ich zählte unter den Offizieren dieſer Truppe gar liebe Freunde!«

»Dann haben Sie vielleicht auch einen Offizier gekannt, der einſt in meinem Hauſe verwundet im Quartier lag und der hier faſt von den Koſacken aufgehoben worden wäre?« fragte der Baron mit einem Tone, der gleichgültig ſeyn ſollte, der aber etwas Stockendes, Aengſtliches hatte. Er hieß — wie hieß er doch, Mathilde?«

»Er hieß Starzinski und ſtand bei den Lanciers,« ſagte das Mädchen unbefangen.

»Er war mir ein ſehr lieber, lieber Freund,« verſetzte Breitenbach.

»Hat er Ihnen nie von der Gefahr, in der er hier geſchwebt, geſagt?« fragte der Baron, den rollenden Blick auf den jungen Mann geheftet.

»Er ſprach einmal im Allgemeinen darüber,« ſagte der Gefragte ſo unbefangen als ihm möglich war. »Er erzählte, er ſey in Deutſchland auf dem Lande, wo er krank gelegen, einſt faſt den Koſacken in die Hände gefallen, und nur der Hülfe ſeines Schutzengels habe er es zu verdanken, der ihn faſt wie durch ein Wunder gerettet.« — Mathilde erröthete über und über.

»Ja, es war eine unglückliche, eine höchſt unglückliche Geſchichte,« ſagte der Baron mit dem Blicke der ſchwärzeſten Melancholie. »Damals dachte ich freilich anders wie heute, ich haßte Napoleon und ſeine Schaaren wie den Teufel ſelbſt — hatte ich doch durch die Franzoſen die größten Verluſte erlitten — demungeachtet gabe ich heute die Hand darum, wenn jene Geſchichte nicht geweſen wäre.«

»Da er indeſſen ſich gerettet hat,« hob Breitenbach unbefangen an —

»Allerdings, Herr, aber die Sache hat mir dennoch das Leben verbittert,« fiel Jener ein. »Jedermann kannte meinen Franzoſenhaß, die Polen waren im Ganzen nicht unbeliebt; ich hatte Feinde! Wer hat nicht welche! — Hinterher entſtand ein Gerede, das mir unangenehm war. Dazu kamen noch andere Dinge, mit einem Wort, mein Blut gäbe ich darum, wenn die Sache nicht in meinem Hauſe vorfiel.«

»Und was iſt aus Starzinski geworden,« fragte das Fräulein theilnehmend.

»Er iſt todt!« entgegnete Breitenbach.

»Todt?« rief der Baron mit einem ſonderbaren Geſichtsausdruck. »Wiſſen Sie das gewiß? — Es iſt mir, als hätte ich noch vor gar nicht langer Zeit ſeinen Namen in den Zeitungen geleſen. — Vielleicht verwechſeln Sie ihn mit einem Verwandten. Er hatte Brüder.«

»Starzinski hatte zwei Brüder,« ſagte der junge Mann; »einer kam in der Berezina um, der andere unweit Segovia, er ſelbſt fiel bei Salinas: ich ſah ihn todt und habe ihn zu Mondragon beſtatten laſſen. Ich habe manchen Freund, manchen Waffengefährten durch den Tod verloren, ich ſah manchen fröhlichen Krieger, mit dem ich

noch vor wenigen Stunden Tiſch und Lager getheilt, an meiner Seite fallen, und, ſo gewöhnlich auch im Kriege der Fall vorkommt, hat es mich ſtets tief erſchüttert, mehr jedoch niemals, als der Tod Starzinski's es gethan. Die merkwürdigen Umſtände, die ihn begleiteten, waren vorzüglich daran ſchuld.«

»O theilen Sie uns doch ſolche mit!« bat Mathilde.

»Er ſagte ſeinen Tod mit der größten Genauigkeit und an einem Tage, wo ein Gefecht durchaus nicht mit Gewißheit vorauszuſehen war, vorher,« erwiederte Breitenbach. »Wir ſollten binnen vier Tagen Spanien verlaſſen, Alles ſah ſich ſchon im Geiſte in Frankreich oder Deutſchland; fiel auch ein Angriff auf die Kolone, bei der wir uns befanden, vor, ſo war dies dennoch etwas ganz Gewöhnliches, da uns die erſten Guerilla-Banden ſchon beim Abmarſch von Madrid am Thore empfangen und ſo Marſch für Marſch bis über den Ebro begleitet hatten.«

»Er hatte alſo eine Ahnung?« fragte Mathilde.

»Allerdings, er theilte ſie mir wenige Stunden vor ſeinem Tode mit; es war, als ob er bereits die Kugel fühlte, die ihm das Herz durchbohren ſollte. — Noch ſonderbarer war es, daß er auch den Tod ſeines Bruders in Rußland und des zweiten in Spanien vorher geahnt hatte. Ueberhaupt ſchien ein ganz eigenes, ich möchte ſagen, dämoniſches Leben in ihm zu wohnen. Hat es Jemanden gegeben, wo das Diesſeits und Jenſeits in einander fließen, wo die Gegenwart und die Zukunft ſich vermiſchen, wo das Geiſterleben in das irdiſche hereinragt, ſo war es bei dieſem Manne. Selbſt für gewiſſe, nach ſeinem Tode auszugleichende Angelegenheiten war er noch ſo beſorgt, er ging dabei in ſo kleine und umſtändliche Details ein, als ob ihm ihre Ausführung beſonders am Herzen läge und ſeine Perſon dabei noch betheiligt wäre.«

(Fortſetzung folgt.)

Neueſte Südpol-Expedition.

(Fortſetzung.)

Das Land war entdeckt; es in der Nähe zu betrachten, blieb unmöglich; unzugängliche Küſten, durch Eisberge geſperrt, erlaubten nicht einmal den Verſuch; man ſteuerte darum ſüdöſtlich, wo ſich mehrere kleine Inſeln fanden. Am 12. Januar 1841 landeten die Capitaine Roß und Crozier auf einer derſelben, ſie in Beſitz zu nehmen für die Königin Victoria. Die Inſel beſteht ganz aus vulcaniſchen Felsgebirgen und liegt 71. 56 ſüdlicher Breite, 171. 7 öſtlicher Länge. Capitain Roß nahm ſich vor, von hier aus ſo weit als möglich ſüdwärts vorzudringen, um den magnetiſchen Pol zu paſſiren, der nach combinirten Beobachtungen bei'm 76ſten Grad ſüdlicher Breite gefunden werden mag, von da aber weſtwärts fortzuſegeln bis zur Vollendung ſeiner Weltumſchiffung. Man ſteuerte alſo in der angegebenen Richtung voran und gelangte am 22. Januar bis zum 74ſten Grad, der höchſten ſüdlichen Breite, die bis daher noch je erreicht werden iſt. Hier ſetzten ſich die gewöhnlichen Hinderniſſe, heftige Windſtöße vom Süden her, dichte Nebel und unaufhörliche Schneeſtürme dem weitern Vordringen in den Weg. Man fuhr inzwiſchen fort, die Küſten des entdeckten Landes zu erforſchen, landete am 27. Januar auf einer vulcaniſchen Inſel und erblickte Tags darauf einen 12,400 Fuß hohen feuerſpeienden Berg, der den Namen Erebus erhielt; ein erloſchener Crater, weſtlich davon gelegen, ward als Mount Terror bezeichnet. Der Rauch aus dem Vulcan erhob ſich 2000 Fuß hoch in die Lüfte; der Durchmeſſer der Oeffnung des Craters war etwa 300 Fuß. Am 19. Februar erreichten die Entdecker den 76ſten Grad ſüdlicher Breite, den 164ſten öſtlicher Länge — ſo daß ſie nur noch 157 Meilen vom Südpol entfernt waren. Die Natur der Küſte erlaubte nicht, hier anzulegen und dem intereſſanten Punkt vom Lande aus näher zu kommen; es bleibt aber relativ befriedigend und ein großes Ergebniß der Expedition, daß man in der Richtung nach dem Südpol einige hundert Meilen weiter gekommen iſt als je zuvor, und ſeine Lage aus der großen Zahl von Beobachtungen, die angeſtellt wurden, mit einer Sicherheit beſtimmt werden konnte, die faſt derjenigen gleichkommt, die man erlangen würde, wenn es möglich wäre, bis zu dem Pol ſelbſt zu kommen. Die vorgerückte Jahreszeit in dieſer hohen Breite ließ die Rückkehr räthlich finden. Das ganze (neu entdeckte) Südland, ausgedehnt vom 70ſten bis zum 79ſten Grad, wurde Victorialand benannt. Am 4. März paſſirte man wieder den antarctiſchen Zirkel; hier hätte man auf das Land treffen müſſen, das Lieutenant Wilkes bei einer frühern Expedition als das Südpolcontinent aufgefunden zu haben glaubte; lange fortgeſetzte Forſchungen in der ganzen Region — deren Detail hier zu viel Raum einnehmen würde — führten zu der Ueberzeugung, daß dieſes pſeudo-antarctiſche Continent gar nicht exiſtirt. Wilkes mag ſich durch Wolkenlager und Nebelbänke haben täuſchen laſſen; derartige Erſcheinungen ſind in den ſüdlichen Regionen nichts ſeltenes; ein unerfahrenes Auge kann ſie gar leicht für ausgedehnte Landſtrecken und hohe Bergreihen halten. Weſtwärts ſteuernd kam die Expedition auf den Punkt, wo nach der Vermuthung des Profeſſor Gauß der magnetiſche Pol ſeyn ſoll. Man gewann die feſte Gewißheit, daß dieſe Unterſtellung irrig ſey. Endlich, am 4. April ward abgefahren nach Van Diemensland. Keine Krankheit und überhaupt kein Mißgeſchick irgend einer Art war während dieſer erſten Periode der Expedition auf den beiden Entdeckungsſchiffen vorgekommen; die Mannſchaft blieb geſund und war beſtändig guten Muths, Franklin, der Freund und arctiſche Gefährte des Capitains Roß befand ſich gleichzeitig noch am entgegengeſetzten Pol, bereit ihn zu bewillkommnen. Die beiden Schiffe ſegelten nun nach Sidney und der Inſelbay, um magnetiſche und meteorologiſche Beobachtungen anzuſtellen. Am 23. November 1841 ſegelte die Expedition aus der Inſelbay ab zur weitern Entdeckungsfahrt; doch wurde es wieder Neujahrstag 1842, ehe man über den antarctiſchen Zirkel hinaus gelangen konnte. Heller Himmel ließ vermuthen und befürchten, daß man bald auf große Eismaſſen ſtoßen werde. Am 19. Januar erhob ſich ein heftiger Sturm; beide Schiffe wurden ſtark beſchädigt; ſie ſchwebten 26 Stunden über in äußerſter Gefahr; doch war es, in großer Bedrängniß, ein tröſtlicher Gedanke, daß man ſchon weiter ſüdlich gekommen war, als Cook und Bellinghauſen bei günſtigerem Wetter. Am 2. Februar gelangte man, nach 46 Tagen Einſperrung zwiſchen den dichgerippten Eismaſſen, in offne See. Dieß war nur 10 Tage früher, als ſie im vorigen Jahre ihre Operationen

Digitized by Google

aufgeben mußten; dennoch ward weiter geſegelt, zuzuſehen, was noch zu thun ſey. Nach Ueberwindung ungemeiner Schwierigkeiten kamen ſie am 22. Februar auf die Stelle, wo die vorjährigen Beobachtungen abgebrochen worden waren. Bei ſtarkem Wind gelang es, 130 Meilen weiter vorzudringen; von da an aber war alle Mühe vergebens; Eisberge ſtanden im Wege; Capitän Roß mußte ſich entſchließen, den Rückweg anzutreten. Der antarctiſche Cirkel wurde abermals durchſchnitten. Am 12. März kamen die Schiffe in Zuſammenſtoß mit ungeheuren Eismaſſen; der Erebus verlor Bugſpriet und vordere Stänge; es fehlte nicht viel, ſo wären die Schiffe (wie wahrſcheinlich Präſident!) zwiſchen dem Eis in Stücke zerſchmettert worden (the vessels were providentially preserved from being dashed to pieces); man ſchlug nun die Fahrt direct nach dem Cap Horn ein — ſo fern als möglich von den Fahrlinien (tracks) früherer Weltumſchiffer; bei einem heftigen Windſtoß fiel der Quartiermeiſter James Angeley über Bord und ertrank; dies war der einzige Unglücksfall während 136 Tagen voll äußerſter Anſtrengung aller Kräfte der Mannſchaft; auf die Krankenliſte ward auch nicht einer eingetragen.

(Schluß folgt.)

Correſpondenz.

Dresden, den 7. Oktober.

Ein Kindertheater nimmt jetzt die Aufmerkſamkeit des Publikums ſehr in Anſpruch, nicht ſowohl in Hinſicht der wirklich ausgezeichneten Leiſtungen dieſer Kleinen, worunter ſich 3—4jährige Kinder befinden, als wegen des Unpaſſenden, von ſolcher zarten Jugend Stücke geben zu ſehen, welche von ſehr nachtheiliger Wirkung auf ſie in moral. Hinſicht ſeyn müſſen, und Leidenſchaften in den zarten Kinderherzen erwecken, die lange noch ſchlummern ſollten. Im Tagsblatte erhob ſich daher die Stimme eines Geiſtlichen, der ſtark dagegen eiferte. Dies hatte eine Aufforderung zur Folge, dieſe Schauſpiele nicht zu beſuchen, um dem Unternehmer, einem Italiener, den längern Aufenthalt unmöglich zu machen. Leider war dieſe jedoch von keiner Wirkung, denn, es gibt auch ein Publikum, welches der entgegengeſetzten Meinung iſt, das nichts Anſtößiges, noch moraliſch Gefahrvolles dabei erblickt und ſich ſehr dabei amuſirt, wenn es ſieht, wie gewandt und natürlich der 10jährige Knabe den Verliebten gegen das 6 und 8jährige Mädchen zu machen verſteht. Gewiß aber iſt es, daß, wenn ſpäter dieſe Kinder in ihrer Ausbildung für die Bühne und das Ballet ſo ſich fortbilden, wie zu erwarten ſteht, ſie als ausgezeichnete Mitglieder dereinſt auf den erſten Theatern figuriren werden, denn dieſe Anſtalt iſt eine treffliche Vorſchule zu nennen. — Die Witterung war bei uns in der erſten Hälfte des Septembers ſehr ſchön, in der zweiten ſchlecht. Jetzt beſſert ſie ſich wieder, und es hat doch noch den Anſchein, als werde die Weinerndte beſſer ausfallen, als man glaubte. — Zur Bezeigung ihres Dankes für die hülfreiche Theilnahme Sachſens an Hamburgs Unglück, iſt von dieſer Stadt eine beſondere Dankadreſſe an unſern König eingegangen. Dieſe Urkunde iſt ſo eigenthümlich als ſinnreich und geſchmackvoll dargeſtellt, daß das Miniſterium ſich bewogen findet, ſie in dem Ausſtellungsſaale auszulegen, damit ſie Jedermann ſehen könne. Morgen beginnt dieſe öffentliche Ausſtellung. — Unſer erſtes Concert im bevorſtehenden Semeſter gibt heute Fräulein v. Grünberg aus Petersburg, die ſich Schülerin von Adolph Henſel nennt. —dn—

Darmſtadt, 8. Oktober.

Das hieſige Hoftheater hat unter der neuen Regie bedeutend gewonnen. Man gab vor einigen Tagen Leſſings Minna von Barnhelm, die achtzigjährige und doch immer junge Minna, mit großem Fleiß. Das Spiel war theilweiſe ſehr zu loben. Das Coſtüm, das in dieſem Stücke verfehlt wird, war ganz das aus der Zeit des ſiebenjährigen Krieges. In der nächſten Zeit dürften noch einige klaſſiſche Stücke, z. B. Hamlet, Clavigo ꝛc. zur Aufführung kommen; in Erſterem wird Herr Baiſon von Frankfurt gaſtiren, und wir verſprechen uns einen genußreichen Abend. Leider ſcheint aber die Regie auch wieder zu Kotzebue greifen zu wollen; Bayard, eines ſeiner ſchwächſten Dramen, wird neu einſtudirt. Will man etwa den abgegangenen Regiſſeur Becker entſchädigen, daß man ihm tüchtig zu thun gibt? Der gute Mann hat ſeine Glanzperiode, wenn es ja eine ſolche gab, im Rücken; er wird zwar z. B. als Ingomar im »Sohn der Wildniß« ſogar gerufen, doch weiß man zu gut, welche Mittel dabei im Spiele ſeyn können, wenn dieſes einmal in Darmſtadt geſchieht! In unſerm Perſonal ſind auffallende Lücken, ein erſter Liebhaber, eine tragiſche Liebhaberin, ein Held u. ſ. w. — o, es fehlt noch gar viel! die Oper macht fortwährend Glück. — Die neueſte Schrift von Dr. Bacherer: Schattenriſſe und Querſtriche aus den Reiſepapieren des Michel Teut (Darmſtadt, Leske 1843) macht hier großes Aufſehen. Pikante Mittheilungen über Oeſterreich im Allgemeinen und Böhmen insbeſondere, über Schweizerverhältniſſe, Communismus, den Elſaß und ſeine Verhältniſſe zu Deutſchland, wechſeln mit gelungenen Städtebildern und Skizzen. Der Verfaſſer verſteht es jedenfalls, was er erlebt und durchſchaut, in anziehendem Gewande und tüchtig eingehend darzulegen. Man darf daher auf die bereits unter der Preſſe befindlichen neueſten Schriften, z. B. auf ein Taſchenbuch der Geſchichte der Gegenwart verweiſen. Auch als dramatiſcher Dichter zeigte er ſich; man bereitet ſein Trauerſpiel Eliſabeth Klaypole in Darmſtadt zur Aufführung vor. l

---

Concert von Dr. Franz Liſzt.

Am 7. Oktober 1843 in Würzburg.

Zuerſt eine kurze biographiſche Notiz aus G. Schilling's Muſiklexicon. Franz Liſzt, geboren am 22. Oktober 1811 zu Räding, einem ungariſchen Dorfe, begann ſeine Laufbahn in Wien unter Czerny's (Karl oder Joſeph?) Leitung, nachdem der Vater, zwar nicht ſelbſt practiſcher Muſiker, aber großer Muſikverſtändiger, den Weg bereits mit Glück gebahnt hatte. Nach kurzem Aufenthalte in Wien galt er bereits für den erſten Virtuoſen, der die ſchwierigſten Compoſitionen vom Blatte ſpielen konnte. Er unternahm nun Reiſen in das Ausland, nach Frankreich und England (erhielt, wenn wir nicht irren, von der Univerſität Oxford

die Doctorwürde) und erwarb ſich überall den größten Beifall. Seit 1823 (?) lebt er — die häufigen künſtleriſchen Ausflüge abgerechnet — meiſt zu Paris, wo er ſich der neuen, durch Chopin begründeten Schule anſchloß. Seine Compoſitionen athmen Feuer und Leben und werden von den Meiſtern auf ſeinem Inſtrumente gerne geſpielt. So weit Schilling.

Die faſt fabelhaften Triumphe, die Hr. Liſzt überall, beſonders aber in Berlin feierte, brachten in Würzburg bei dem muſikliebenden Publikum eine Art Schwindel hervor, als es hieß: „Der berühmte, der große Virtuos iſt hier und wird ſich hören laſſen!“ Ein zahlreiches, gewähltes Publikum hatte ſich zum Concert eingefunden, drängte ſich aber dergeſtalt nach vorn, um den Virtuoſen näher zu ſehen, daß der Raum zwiſchen Auditorium und Orcheſter ganz gefüllt wurde. Hr. Liſzt braucht in ſeinen Concerten keine Unterſtützung vom Orcheſter, von Sängern oder andern Virtuoſen — er iſt Orcheſter, Sänger und Virtuos ſelbſt — Alles auf ſeinem Inſtrumente. Er begann das Concert mit der Ouverture aus Roſſini's „Tell.“ Gleich in der Einleitung (E-moll) beurkundete er ſich als Meiſter durch den runden, netten, aber kräftigen Anſchlag, ſcharfe Accentuation und durch Hervorheben derjenigen Intervalle, die dem Stücke den charakteriſtiſchen Ausdruck verleihen. In den folgenden Tempi's entwickelte er eine ſolche Kraft, Fertigkeit, Bravour und doch dabei eine Zartheit in den geeigneten Stellen, daß er das geſammte Publikum zu einem wahren Beifalls-Sturme hinriß. Herr Liſzt ſpielt übrigens dieſe Ouverture nicht, wie ſie im Clavier-Auszuge durch J. Panny arrangirt iſt, ſondern er hat ſich dieſelbe nach der Partitur ſelbſt eingerichtet und mit vielen geſchmackvollen Verzierungen bereichert. In der folgenden Piece (Andante aus „Lucia di Lammermoor“) erreichte der Beifall einen noch höhern Grad, der nur durch den, welcher den Reminiscenzen aus „Don Juan“ folgte, überboten wurde. Beſonders gefiel das Champagnerlied, welches durch Vortrag und Ausſchmückung, Variationen etc. wahrhaft berauſchte. In dem Ständchen von Schubert zeigte Hr. Liſzt, wie er auf dem Pianoforte zu ſingen verſtehe durch Hervorheben und Binden des melodiöſen Motives, während die Begleitung in den Hintergrund treten mußte. Hierin brachte er ſo ſchöne Imitationen, Veränderungen und Verſchlingungen an, daß er dadurch wirklich bezauberte. Das Nachtſtück: Schubert's „Erlkönig“ müſſen wir als das non plus ultra dieſes Abends anerkennen; ſo mächtig, ſo ergreifend, ſo ſprechend, daß man um das Wort verlegen iſt, womit man es ausdrücken und bezeichnen ſollte. Die Schlußpiece, grand Galop chromatique, electriſirte durch Glanz, Bravour, Schwierigkeit das Publikum im wahren Sinne und ſchloß, wie eine himmelanſteigende Rakete, mit einem ungeheuren Effecte brillant das Concert.

Wenn ein Clavierſpieler vermag, in ſechs auf einander folgenden Piecen das Publikum zu unterhalten, ſtatt, wie gewöhnlich, zu langweilen, ſo liegt darin gewiß ein Beweis ſeiner Meiſterſchaft; wenn er aber den Beifall in einem ſolchen Grade zu ſteigern verſteht, wie Hr. Liſzt, ſo erkennen wir ihm die Siegespalme vor allen Claviervirtuoſen zu. Wäre etwas zu rügen, ſo möchte es wohl meiſtens das moderne Zerreißen des Rhythmen durch zu häufiges Ritardiren und Willkürlichkeit der Tempi's ſeyn.

Wodurch ſiegt nun Herr Liſzt? Womit bewirkt er ſolche Triumphe? Durch ſeine eminente Fertigkeit allein etwa? Durch Contraſte? Durch Effecthaſcherei? — Nein! denn er wirkt auf den Laien, der die Schwierigkeiten nicht weiß, eben ſo wie auf den Kenner. Wodurch alſo? Durch den geiſtvollen Vortrag, durch das ſichere Hinſtellen eines charakteriſtiſchen Bildes, welches ſo und nicht anders ſeyn ſoll. Er iſt ein großer Maler, und ſeine Schilderungen ſind mächtig und tiefergreifend. Man hört Meere brauſen, Ströme rauſchen, Lavinen ſtürzen, Quellen rieſeln, Vögel ſingen; kurz, er ahmt die Laute der Mutter Natur, in idealiſirter Weiſe, treffend nach. In gegenwärtiger Zeit, wo die muſikaliſche Welt in zwei Parteien getheilt erſcheint, wo die erſte Partei noch einen wohl gepuderten Haarzopf und Dreimaſter trägt und Alles für ſchön hält, was dazu paßt, — die andere hingegen aus falſch verſtandener Purification ſich den Zopf abgeſchnitten, um aber die dadurch entſtandene Kahlköpfigkeit zu decken, eine Jakobinermütze übergeſtülpt hat und gegen Regel und Schule loszieht, in Aufwand äußerer Mittel nicht ſatt werden kann — in dieſer Zeit ſagen wir, iſt es heilſam, wenn ein ſolch' großer Geiſt aufſteht und beweiſt: „Es ſind die Mittel der Kunſt noch nicht alle gehörig benützt, viel weniger ſind die Gränzen überſchritten.“ Er führt den Beweis dadurch hinlänglich, daß er ein Concert ganz allein ausfüllt und kein außergewöhnliches Mittel anwendet — ein gutes ſtarkes Inſtrument iſt alles, was er braucht — außer ſeinem Geiſt und ſeiner erworbenen Technik. Jean Paul ſagt: „Den einzigen Nachtheil, welchen die guten Bücher haben, iſt, daß ſie die Urſache von ſo vielen ſchlechten ſind.“ Mit den Virtuoſen iſt es eben ſo. „Wie er ſich räuſpert, wie er ſpuckt, das habt ihr ihm glücklich abgeguckt,“ heißt es in Schiller's Wallenſtein; es ſpielen Viele à la Liſzt und Werke von Liſzt, wiſſen aber nicht, daß es die Fertigkeit nicht allein iſt, welche das wahre Spiel ausmacht, ſondern daß dieſe blos ein Mittel des Virtuoſen ſeyn darf, durch deſſen richtige und geiſtvolle Anwendung er ſeine Siege erringen ſoll. Alles Nachäffen wird lächerlich, darum rathen wir allen jungen Clavierſpielern, Hrn. Liſzt nicht durch Nachahmen von Manieren etc. ähnlich werden zu wollen, wohl ſich's aber zu merken, daß er ihnen ein neues Feld gezeigt hat, auf welchem bisher nichts Derartiges geleiſtet wurde, und ferner durch ihn bewieſen iſt, daß das Pianoforte ſich zu großartigen Schilderungen und ergreifenden Gemälden eignet.

Herr Liſzt ſpielte abwechſelnd auf einem Wiener und einem Piſter'ſchen Flügel; beide ſind höchſt ausgezeichnete Inſtrumente, und wir können nicht umhin, zu erwähnen, (da wir es aus ſicherer Quelle wiſſen,) Herr Liſzt habe ſich ſehr vortheilhaft über den erwähnten Piſter'ſchen Flügel, ſo wie über ein Piano-Piccolo von demſelben Meiſter, (welches Herr Liſzt zum Privat-Gebrauche hatte), ausgeſprochen und Ton, Mechanik, beſonders aber die Spielart beider Inſtrumente gelobt und ſich über die billigen Preiſe derſelben gewundert. Die von dem Künſtler geſpielten und alſo von ihm eingeweihten Inſtrumente können den künftigen Beſitzern nun doppelt lieb ſeyn.

Wir bedauern nur ſchließlich, daß es uns nicht vergönnt war, Hrn. Liſzt in einem zweiten Concerte bewundern zu können, ihn, der gleich groß als Menſch, wie als Künſtler, vor einigen Jahren, (wie Fama berichtet) der Stadt Peſth bei dem Ueberſchwemmungs-Unglücke 36 000 Gulden, der Stadt Hamburg nach dem Brande 12,000 Gulden und einem armen Inſtrumentenmacher in Preußen 6000 Reichsthaler ſchenkte. Segen dafür dem Edlen, der, unähnlich manchen andern großen Virtuoſen, nicht alle Schätze für ſich aufhäuft, ſondern deſſen Herz ſeinen leidenden Mitmenſchen etwas zufließen läßt!

—r—

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 124. Sonntag, 15. Oktober 1843.

Die Ahnungen.

(Fortſetzung.)

Der Ausdruck der Züge des Barons war bei der Erzählung des jungen Mannes ein ganz eigenthümlicher geworden. Keiner derſelben bewegte ſich, ſie waren faſt wie ſteinern anzuſchauen, nur eine fliegende Röthe wechſelte mit tiefer Bläſſe. Dabei hörte er mit ſolcher Aufmerkſamkeit auf die Worte des jungen Mannes, als ob er ihm jedes derſelben hätte von den Lippen nehmen wollen. Mathilde ſah ängſtlich auf den Baron.

»Sie ſcheinen unwohl, lieber Onkel!« ſagte ſie ſtockend.

»Allerdings!« entgegnete dieſer haſtig. — »Wann wäre mir überhaupt wohl! — Aber dies iſt kein Grund, unſern Verwandten in ſeiner — intereſſanten, höchſt intereſſanten Erzählung zu unterbrechen. — Fahren Sie fort, ich bitte!«

»Meine Mittheilungen ſind beendigt,« verſetzte Breitenbach; »ich wüßte nichts weiter beizufügen.«

»Und wann war ſein Todestag? Sie werden ſich des Datums wohl nicht mehr erinnern,« ſagte der Baron nach langer Pauſe, während er in tiefem Nachdenken verloren geweſen ſchien.

»O ich weiß ihn ganz genau! Wie könnte ich ihn vergeſſen?« verſetzte der junge Mann lebhaft. »Es war der fünfundzwanzigſte Auguſt.«

»Der fünfundzwanzigſte Auguſt?« ſprach der Baron, und es war, als ob ein Fieberſchauer ihn durchzuckte.

»Warum fällt Ihnen dies auf? Hat der Tag für Sie etwas beſonders Merkwürdiges?« fragte Breitenbach aufmerkſam.

»Gar nicht! Wie ſollte es mir auffallen?« erwiederte er, aber ſeine Stimme hatte etwas Zitterndes, Lallendes, und er ward ungewöhnlich bleich.

»Sie ſind unwohl! Gewiß ſehr unwohl!« ſagte Mathilde, dies bemerkend und ſich raſch vom Tiſche erhebend.

»Ich glaube — ich habe das Fieber,« ſprach der Baron mit ſtockender Stimme, und indem ihn ein ſtarker Froſt zu befallen ſchien. »Außerdem iſt es ſchon ſpät; laſſe Licht auf mein Zimmer bringen.«

Das Fräulein winkte dem Bedienten; Beide gingen hinaus; Breitenbach war mit dem Baron allein.

»Wie Sie vorhin erwähnten,« ſagte dee Letztere, indem er ſich ſichtlich zwang, einen unbefangenen Ton anzunehmen, »hatte jener Pole eine Ahnung von ſeinem Tode und dem Tode ſeiner Brüder. Glauben Sie an Ahnungen, an Geiſtererſcheinungen? Halten Sie überhaupt ein Hereinragen der unſichtbaren Welt in die unſrige für möglich?«

»Ich habe darüber nie zu einem feſten Urtheil gelangen können. Mein Verſtand ſpricht dagegen, mein Gefühl dafür,« erwiederte Jener, von dem ihm nicht unintereſſanten Thema angeregt. »Wenn der Verſtand aus Gründen, denen ſich ſchwer widerſprechen läßt, aus trockenen Vernunftſchlüſſen, ein Ineinanderfließen des Alltäglichen, Irdiſchen mit jener, hinter einem uns erkennbar exiſtirenden, aber für uns undurchſchaulichen Schleier waltenden, höhern und unſichtbaren Welt läugnet, ſo deuten dennoch unſere Gefühle, eine Art Inſtinkt überall darauf hin, und es lebt faſt kein Menſch, der nicht in ſeinem Leben Augenblicke gehabt hätte, wo er die Schatten zukünftiger Begebenheiten, — denn dies iſt es doch, was wir Ahnungen nennen — durch ſeine Seele ziehen gefühlt. Aehnlich iſt es mit den ſogenannten Geiſtererſcheinungen. Im Allgemeinen verwerfen und verlachen wir ſie, ich halte mich indeß feſt überzeugt, daß es im eintretenden Falle nur wenig geiſtig und leiblich ſo ſtark organiſirte Menſchen gibt, die im Stande ſind, ohne ein unbeſtimmtes, geheimes Grauen und einen momentanen Glauben an die Möglichkeit eines überirdiſchen Zuſammenhanges, an eine Unterſuchung zu gehen, die ſie, wenn es nicht ihnen, ſondern einem Andern begegnet, als etwas Geringes anzuſehen geneigt ſind. Noch mehr! Erzählt nicht die Geſchichte von übernatürlichen unaufgeklärten Erſcheinungen, ja kennen wir nicht ſelbſt glaubwürdige Perſonen, ehrenhafte Männer, denen wir eher alles Andere als die Erzählung einer Lüge, blos um ſich intereſſant zu machen, verſtändige Leute, denen wir die Durchführung einer gründlichen Unterſuchung zutrauen konnen, und behaupten nicht ſolche, daß ſie Ahnungen, die hinterher eingetroffen wären, gehabt hätten? — Ich denke,« fuhr Breitenbach nach längerer Pauſe, in welcher der Baron das erloſchene Auge mit Anſtrengung auf den Sprechenden gerichtet hatte, fort, »ich denke, Sie werden mich nicht mißverſtehen und mir zutrauen, daß ich dem Glauben an Ammenmährchen von Poltergeiſtern und Kobolden, die zur Nachtszeit in Küche oder Keller rumoren, mit Holzſcheiten oder Stiefelknechten umherwerfen, das Wort reden will, ich meine nur, daß die Frage: Ob das, was der Eine: Seele, der Andere: Nervenäther, der Dritte: Geiſt nennt, nicht unter gewiſſen Bedingungen ſich geſtalten, der Sinnenwelt ſichtbar werden, dieſe mit einee höhern vermitteln und ſo einen, wenn auch nur momentanen Zuſammenhang beider zuwege bringen könne.«

Der Baron ſprach Anfangs kein Wort, er ſchien ganz ergriffen von den Worten des jungen Mannes. Nachdem er haſtig ein Glas Rothwein ausgeſtürzt, ſagte er düſter:

»Ja, ſo iſt es! — Sie haben Recht! — Ich weiß, daß Sie Recht haben!«

Digitized by Google

»Es gibt Momente im Menſchenleben,« fuhr Breitenbach in dem überhaupt ſchon früher von ihm gern und oft behandelten Thema fort, »wo man rütteln, reißen möchte an den Thoren der Zukunft. Wir ſprachen vorhin von dem wackern und unglücklichen Starzinski. Er war eine von jenen eigenen, nervoſen, magnetiſch-dämoniſchen Naturen; ſein geiſtiges Auge ſah den einen Bruder in dem Eiſe der Berezina verſinken, den andern von der Kugel des Spaniers fallen, als der Eine wie der Andere noch in voller Blüthe des Lebens an ſeiner Seite ſtanden; ich war ihm, er mir genau befreundet, wir hatten in zehn Gefechten gemeinſam die Feuertaufe empfangen, ich ſah ihn todt, ich ſah die noch vor wenig Augenblicken ſo lebensvolle, blühende, ſchöne Geſtalt bleich, ſtarr, eine Leiche, die eine Hand auf die Todeswunde gedrückt, die andere ſtarr ausgeſtreckt. Nehmen Sie an, ich hätte ihm, oder er mir etwas Wichtiges mitzutheilen gehabt, ſein Tod hätte es verhindert, aber unſere Seelen, unſer inneres Leben wäre noch in den Augenblicken des Scheidens, ſo zu ſagen, an einander gekettet geweſen; würden Sie mich für einen Betrüger halten, wenn es einen Moment in meinem Leben gäbe, wo ich den theuren Todten zu ſehen glaubte, oder wirklich ſähe, wie ich ihn in den Augenblicken geſehen, als ich unter den Cypreſſen an der Kirchhofs-Mauer zu Mondragon zum letzten Male die kalte Todtenhand gedrückt.«

»Nein! — Nein! — Ich würde nicht! — Ich ſelbſt« — ſtammelte jetzt der Baron mit faſt lallender Stimme; — »mir iſt übel — ſehr übel — Wo nur Mathilde bleibt!«

Sein Ausſehen veränderte ſich in dieſem Augenblicke auffallend; er ward todtenbleich und ſchien auf ſeinem Sitze zu ſchwanken. Breitenbach ſprang auf und wollte Jemand von der Dienerſchaft rufen, kaum aber hatte er ſich erhoben, als der Baron gleichfalls aufſprang. Sein Auge erglänzte wie in Fieberhitze.

»Was willſt Du?« ſchrie er mit der Stimme eines Beſeſſenen, »Schon jetzt? Schon jetzt? Fort! Deine Zeit iſt noch nicht da!« — Mit den letzten Worten ſtürzte er der Länge nach zu Boden. — — —

(Fortſetzung folgt.)

Neueſte Südpol-Expedition.

(Schluß.)

Man ſegelte nach Rio Janeiro, um dort Vorräthe einzunehmen und die Schiffe zu repariren. Es wurde alles wieder ganz in den Stand geſetzt, wie es bei der Abfahrt aus England geweſen war. Am Morgen des 17. Dezember 1842 ſegelte die Expedition von den Falklandsinſeln ab; am 24. ſah man die erſten Eisberge, und Tags darauf war ſchon die Fahrt gehemmt; am 28. entdeckte man Land — es war aber unzugänglich; man mußte ſich begnügen, die Küſten aufzunehmen; die ganze Region iſt mit Schnee und Eis bedeckt; mit großer Beſchwerde fuhren die Schiffe, von Eismaſſen umgeben, nach einer Inſel, von welcher Capitän Roß im Namen der Königin Victoria Beſitz nahm; ſie iſt vulcaniſchen Urſprungs, und hat nur zwei Meilen im Durchmeſſer, zeigt aber doch einen Crater, der ſich 3500 Fuß über die Seefläche erhebt. Der umliegende Golf wurde Erebus- und Terror-Golf benannt. Am 4. Februar 1843, nachdem die Schiffe 14 Tage lang mühſam zwiſchen dem Eis durchgefahren waren, kamen ſie endlich wieder in offne See. Oſtwinde herrſchten und dichte Nebel erhoben ſich; die in der Regel günſtige Jahreszeit war ſchon faſt vorüber; man kam nicht weiter als bis zum 65ſten Grad ſüdlicher Breite, 100 Meilen ſüdlich von der Bahn des Admirals d'Ueville, als derſelbe vergebens ſtrebte, die von dem Engländer Weddel angegebene Fahrt einzuhalten. Am 22. Februar wurde eine Beobachtung angeſtellt, aus welcher ſich eine bedeutende Thatſache faſt mit Gewißheit ergeben hat; es ſcheint nämlich darnach, daß die bisherige Annahme von zwei magnetiſchen Polen im Süden (wie ſolche im Norden wirklich exiſtiren) unrichtig iſt und in Wirklichkeit nur ein magnetiſcher Pol auf der ſüdlichen Halbkugel angetroffen wird — that there is in reality but one magnetic pole in the southern hemisphere. Im Uebrigen iſt beſonders anzuführen, daß ſämmtliche, während der dritten Periode der neueſten Entdeckungsreiſe nach dem Südpol vom Capitain Roß angeſtellte Beobachtungen ſeine Meinung von der Lage dieſes Pols auf die merkwürdigſte Weiſe bekräftigen. Den letzten Eisberg ſah die Expedition am 25. März und am 4. April ward das Vorgebirg der guten Hoffnung erreicht. Gegen Ende April verließen Erebus und Terror das Cap; auf St. Helena und Ascenſion wurde angehalten, um die früher angeſtellten magnetiſchen Beobachtungen zu wiederholen. Um die ganze Reihe Obſervationen zu completiren, mußte nochmals nach Rio Janeiro gefahren werden, woſelbſt die Expedition am 18. Juni anlangte. Nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen, verwendet zu Beobachtungen und Reparaturen, ſegelten die beiden Schiffe ab nach England; am 27. Auguſt waren ſie bei der Inſel Scilly und nach einer beſchwerlichen Fahrt den Canal aufwärts wurde am 4. Sept. bei Folkeſtone gelandet. Capitain Roß kam noch an demſelben Tag zu London an. Daß er von ſeinen Vorgeſetzten gemüthlich und ehrenvoll aufgenommen wurde, verſteht ſich von ſelbſt. Earl Haddington, erſter Lord der Admiralität, begrüßte ihn in Gegenwart der Lords-Commiſſarien, und Alle vereinten ſich, ihm das größte Lob zu ſpenden für die ausgezeichneten Dienſte, die er und ſeine Gefährten dem Gemeinweſen und der Wiſſenſchaft geleiſtet haben. Bereicherungen der Naturgeſchichte, Geologie und Erdbeſchreibung, vor Allem aber merkwürdige Beiträge zur Aufhellung des großen Myſteriums des Erdmagnetismus erheben dieſe neueſte Entdeckungsreiſe zu einer vorragenden Stelle unter den coloſſalen Unternehmungen, die britiſche Intelligenz vereint mit britiſchem Muth je vollbracht haben. —

Der Schriftſteller als Theaterdirector.

(Aus dem „Frankfurter Converſationsblatte.")

Was würde man in Deutſchland dazu ſagen, wenn eine Theaterdirection, nicht heimlich und anonym, — denn das geſchieht wohl manchmal — ein in ſeinem Theater gegebenes Stück öffentlich in einem Journale beurtheilen und angreifen wollte; — der gute Mann, der ſo der Kritik ins Handwerk pfuſchen wollte, würde von unten auf gerädert und dann noch obendrein aus dem

Digitized by Google

Lande der Tagespreſſe gewieſen werden. Hier fällt ſo etwas nicht auf, im Gegentheile, man betrachtet das als einen guten Witz, lacht und geht, um das Stück ſelbſt anzuſehen. Laſſen Sie ſich die Geſchichte erzählen. Herr Neſtor Roqueplan, geiſtreicher Schriftſteller und Feuilletoniſt hat die Direction des Variétéstheaters vor längerer Zeit übernommen, und unter vielen Novitäten, die er dem Publikum vorführte, auch neuerdings ein Stück von Theophile Gauthier, der ſich bis jetzt nur der Novelliſtik gewidmet hatte, gegeben, welches den Titel: Un voyage en Espagne führt. — Da nun Theophile Gauthier, als Kritiker, wie gewöhnlich, zahlreiche Feinde, als Schriftſteller gewiſſe opponirende Cotterien gegen ſich hat, ſo konnte es nicht fehlen, daß man am erſten Abende mit einer äußerſt ſtrengen Oppoſition zu kämpfen hatte, der ungeachtet das Stuck doch durchgriff und gefiel. Der Director Roqueplan ließ nun in der Preſſe ein Sendſchreiben an Theophile Gauthier drucken, das ich nicht ſowohl ſeines launigen Inhaltes, als vorzüglich darum Ihnen im Auszuge mittheilen will, weil es die Stellung eines geiſtreichen Schriftſtellers als Theaterdirector, den geſteigerten Anſprüchen des Publikums gegenüber, treffend charakteriſirt, und wir ähnliche Beiſpiele theils in Deutſchland ſchon beſitzen, theils ſelbe bei künftiger Beſetzung mancher Intendanz zu erwarten haben. Die Epiſtel aber lautet folgendermaßen: Lieber Freund! Oft in meinem theatraliſchen Wirken durch ehemalige Collegen von der Feder beirrt, in meinen Combinationen ſcharf kritiſirt, über die Wahl meiner Stücke ſtreng zurecht gewieſen, mit einem Worte: von der Kritik gehetzt, trug ich ſchon lange den verrätheriſchen Plan in mir herum, einen meinen Widerſacher heimlich zu packen und ihn in das Baugerüſte eines dreiaktigen Stückes zu ſtürzen, um ein wenig zu ſehen, wie er ſich da herausziehen würde. Ich bekam Sie, lieber Gauthier, unter die Hände, Sie waren gutmüthig und arglos, Sie ſind einer der großen Köpfe des Feuilletons, und ſo habe ich Sie zu einem Vaudeville verlockt, und Sie ſind in ein Vaudeville gefallen. Ich wollte Ihnen einen böſen Streich ſpielen, mir einen guten. — Vor anderthalb Jahren hatte ich meine Feder zerbrochen, — man zerbricht jetzt ſeine Feder, ſtatt ſie wegzuwerfen, ſeit dem ſie von Stahl ſind, — um Theaterdirektor zu werden. „Ah!" rief man von allen Seiten mit unzweideutigem Wohlwollen, „ah! das iſt ein junger Director, ein literariſch gebildeter Director; — das wird ein einziges Theater werden! — Welche überraſchenden und erſtaunlichen Dinge werden wir da nicht zu ſehen bekommen. Wie werden wir lachen, wie werden wir weinen, wie werden wir glücklich ſeyn!" — Alle Leute, die mein Bischen Leiſtung als Schriftſteller kennen gelernt hatten, kamen zu mir und verlangten Neues! Als ob es noch etwas Neues in einem Induſtriezweige gebe, den acht Theater repräſentiren, die alle Abende offen ſind, die nur Couplets ſchmieden, reimen, leimen, Abgänge und Auftritte fabriziren, Dialoge ſchneidern, Situationen zuſammenflicken, kurz: im Vaudevilleartikel arbeiten, die Concurrenz der königlichen Theater noch ungerechnet. Allein bei der Unmöglichkeit, allen mich überhäufenden Beſtellungen auf Neues zu genügen, gab ich oft Altes, mit Geſchick Aufgewärmtes, wie es überall dem Publikum vorgeſetzt wird, denn wir Direktoren haben alle dieſelbe Küche, wie man aus der Speiſekarte aller Theater erſehen kann. — Nun fing man an zu brummen: »Das kann nicht ſo fortgehn, — Roqueplan iſt Direktor geworden, um uns Neues zu geben. Wie kömmt es, daß Roqueplan, den wir ſo gerne haben, uns nichts Neues gibt? Man muß ihm zeigen, daß er auf Abwegen iſt, man muß ihn wieder zurückführen, wir müſſen ſeine Stücke auspfeifen, ja, wir müſſen ſie tüchtig auspfeifen. Das wird helfen!« Und meine beſten Freunde pfiffen mir Stücke aus, die ſie anderwärts dulden, ja die ihnen anderwärts ſogar gefallen. Unter dieſen ſchmeichelhaften Hurrahs für meine Wenigkeit, als erſehnten Propheten des »Neuen« gab ich ungefähr vierzig Novitäten. Man hat mir eine gute Portion davon ausgepfiffen, aber man hat doch wenigſtens gepfiffen, und das iſt ſchon ein anderswo unbekanntes Vergnügen, wo man nur gähnt. — Ein gutes Repertoire iſt mir beim Allem dem doch geblieben, dem ich nun Ihr Stuck hinzu gefügt habe, das ich unbedenklich als ein Meiſterſtuck proklamire. — Ja! ich vergaß Ihnen zu ſagen, daß man mir oft vorgehalten hatte, warum ich nicht eine verbeſſernde Hand an gewiſſe unglückliche Stücke gelegt habe. Als ob ich ſie hätte retten können Ich antwortete hierauf ſtets: Wenn euch euer Rock unter den Armen einſchneidet, ſo macht euch ſelbſt eure Armlöcher weiter. Mit andern Worten: Es iſt nicht Abgeſchmackteres, als weil ihr ſo gütig ſeyd, mir etwas Geiſt zuzuſchreiben, darum glauben zu wollen, ich ſey zu Allem geſchickt; ich müſſe jedes Metier treiben können, wozu man Geiſt braucht.

(Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Frankfurt, 12. Oktober.

Unſer Muſeum wird demnächſt ſeine Soiréen wieder beginnen, und nach dem bereits veröffentlichten Programm zu urtheilen, darf ſich das Publikum ſchon einen ſchönen Genuß verſprechen. Die Muſik muß allerdings wieder das Meiſte leiſten, doch werden die HH. Baiſon und Dr. Creizenach ihre dramatiſchen und literariſchen Vorträge fortſetzen. — Morgen Abend haben wir wieder einmal ein Concert. Die Miß Laidlaw, die bekannte Pianiſtin der verſtorbenen Königin von Hannover, will eines verſuchen, und da ihr ein ſchöner Ruf vorausgeht, iſt's möglich, daß es nicht ganz leer bleibt. Die Zeit, in welcher die Concerte hier florirten, haben wir längſt hinter uns, und ſelbſt unſere einheimiſchen Virtuoſen müſſen darauf verzichten. — Kapellmeiſter Guhr iſt nach Zürich gereist, um daſelbſt eine Orgel für die neue Oper von Aloys Schmitt, »das Oſterfeſt«, zu acquiriren. Dieſe Oper wird bereits einſtudirt und im November zur Aufführung kommen. — Die Auber'ſche Oper, »des Teufels Antheil«, zieht das Publikum immer noch ſtark an. Mit Vergnügen vernehmen wir, daß unſer erſter Tenoriſt Chrudimsky das alte, aber gute »Opferfeſt« zu ſeinem Benefice wählen wird. — Unſer Schauſpielrepertoir, namentlich das des Luſtſpiels, wird durch die Urlaubsreiſe der Mad. Frühauf etwas leiden; vielleicht entſchädigt uns ein guter weiblicher Gaſt.

—ff—

Paris, 9. Oktober.

Das große Ereigniß der vergangenen Woche iſt die Eröffnung der italieniſchen Oper; hier immer eine wichtige Haupt- und Staatsaction. Am Abende

Digitized by Google

des 3. Oktobers, wo dieſes wichtige „evénement“ eintrat, hatten die Pariſer auf die Befeſtigungen und Barcelona, auf die chineſiſche Geſandtſchaft und die griechiſſche Revolution, auf die Königin Victoria und den Kaiſer von Rußland, auf Lamartine, ja ſogar auf Herrn v. Genoude, den ewigen Juden aller Wahl-Collegionen Frankreichs, vergeſſen; man dachte nur an die italieniſche Oper, man ſprach nur von Salvi, Roneoni, Mario, Lablache, der Griſi und Perſiani, man ſchwelgte ſchon im Voraus in den zu erwartenden Genüſſen, die geſchmackvollſten Toiletten wurden hervorgeſucht, und Alles wogte um halb 8 Uhr dem prachtvollen Theater Ventadour zu. Dieſe Anhänglichkeit der ſonſt ſo leicht veränderlichen Pariſer an die italieniſche Oper iſt wahrhaft rührend; ohne ital. Oper würden ſie gar nicht glauben, daß es einen faſhionablen Winter geben kann. Unſer Herrgott nimmt die Pariſer Dilettanti dafür aber auch in ſeinen beſonderen Schutz und wacht über ſie und ihre Lieblinge und wendet jedwedes drohende Ungewitter von ihren Häuptern ab. Als ſie die Paſta verloren, gab er ihnen die Malibran; als die Malibran ſingend ſtarb, denn ihr ganzes Leben wie ihr Tod war Geſang geweſen, ſchickte er ihnen die Griſi; ſie haben dieſes Jahr Tamburini verloren, und ſiehe da: Ronconi iſt grkommen und mit ihm noch Saloi als werthvolle Zugabe. So ſorgt der Himmel ſichtlich für die tägliche Nahrung der Pariſer Opern-Dilettanti, er wird auch ferner für die Kinder der Dilettanti ſorgen und für die Kinder ihrer Kinder. Solange Italien einen ſolchen Ueberfluß an „oni's,“ „ini's“ und „ani's,“ hat, wird dem ital. Theater die Proviſion nie mangeln. Was das Factiſche der Eröffnung betrifft, ſo ſende ich Ihnen hierüber folgende telegraphiſche Depeſche: »Platz Ventadour, am 3. Oktober um 11 Uhr Nachts. Die Adminiſtration hat trotz der erhöhten Preiſe um 80,000 Francs mehr Abonnement gemacht, als im vorigen Jahre; alle Billete für die heutige Vorſtellung waren ſchon vor drei Tagen verkauft. Salvi und Ronconi haben ſehr gefallen, die Perſiani hielt unter lebhaftem Jubel ihren Einzug; das Publikum verfiel in den ächten Fanatismus; Applauſe, Hervorrufungen, Dacapo's, Kränze, obligater Jubel überſtiegen die Gränzen der den Menſchen faßlichen Zahlenreihen. Die Oper iſt aus; — vierzehn Dilettanti ſind an verſchlagenem Enthuſiasmus geſtorben. — Paris iſt ruhig! — In den Theatern ſonſt nichts Neues.« —

Berlioz ſetzt im »Journal des Debats« ſeine muſikaliſchen Berichte über Deutſchland fort; er iſt jetzt bei Berlin. Er lobt das Berliner Orcheſter und die Brüder Ganz, ſtellt die Blasinſtrumente über die ſtreichenden, und iſt mit den Trompeten ſo zufrieden, als er über die Poſaunen greulich ſchimpft. Sehr haben ihn die türkiſchen Teller genirt, er fand ſie überall verſchlagen, alt, ſchlecht und hält eine Abhandlung über die Wichtigkeit dieſes ſchmetternden Inſtrumentes, ſo wie über die Wirkſamkeit der großen Trommel, die, wie er ſagt, in Deutſchland ſehr vernachläſſiget werde. Die Clarinette findet er beſſer, wie in Paris; die Flöten ſchlechter. In einer Charakteriſtik der Sanger ſagt er von Mad. Schröder-Devrient: Ein in der Höhe abgenützter, wenig biegſamer, aber hervortretender und dramatiſcher Sopran; ſie ſingt immer zu tief, wenn ſie die Noten nicht mit Kraft anſetzen darf. Ihre Verzierungen ſind von ſehr ſchlechtem Geſchmacke und ſie miſcht ihren Geſang mit geſprochenen Worten und Ausrufen, wie unſere Vaudeville-Schauſpieler in ihren Couplets, was eine widerwartige Wirkung macht. Dieſe Geſangſchule iſt die unmuſikaliſcheſte und gemeinſte, die es geben kann. Schlüßlich geſteht er, daß die öſterreichiſchen und preußiſchen Militärmuſiken ſo hoch über die franzöſiſchen ſtehen, daß ſein Nationalſtolz tief gedemüthigt wurde.

Die Tänzerin Cerito wird hier zu Gaſtrollen erwartet. — Die Unterhandlungen mit Meyerbeer und der großen Oper haben ſich zerſchlagen; er gibt keine ſeiner neuen Opern zur Aufführung her. — Das Journal »der Stern« kündigt an, daß es nächſtens halb franzöſiſch erſcheinen werde; — ach! warum erſcheint es nicht ſchon ganz franzöſiſch! — Moſcheles hat Paris wieder verlaſſen, ohne ſich producirt zu haben. — Der Virtuoſe Vieuxtemps iſt nach New-York abgereiſt. — Die Concerts Vivienne ſind mit großem Zulauſe neu eröffnet worden. — Auber geht nach London. —p—

Notizen-Blatt.

* **(Miscellen.)** In Würzburg beſtand ſchon 1206 eine Corduan-Fabrik. In dieſem Jahre erhielten die Juden Samuel, Nathan, Salamon ꝛc. die Erlaubniß, eine Fabrik von Corduan (corium quod dicitur Corduan) in einem Hofe hinter dem Rigulſee in der Judengaſſe in Würzburg anzulegen.

Zu Moorslede in Belgien ſtarb am 16. September im Lebensalter von 84 Jahren, ein Pächter von unerhörter Wohlbeleibtheit. Der Umfang ſeines Leibes betrug 7 Fuß 9 Zoll und ſeine Waden waren ſtärker, als der Leib eines mäßig dicken Mannes. Der Sarg, welchen ſeine Leiche vollſtändig ausfüllte, war 3 Fuß breit und eben ſo tief. Wenn er auf dem Rücken lag, ſo ragte ſeine Bruſt um mehrere Zoll über einen Speiſetiſch hinaus. Bei ſeinen Lebzeiten war dieſer außerordentliche Mann auch noch in anderen Beziehungen merkwürdig: er hatte ſich einen Ruf in der Behandlung der Rheumatismen erworben. Im Jahre 1819 wurde er zur Heilung einer hochſtehenden Perſon nach Lille berufen; bei ſeiner Ankunft wurde ſein Wagen von einer zahlreichen Menge umringt, welche jubelnd: „Es lebe Ludwig XVIII.!“ rief; er hatte ſo viel Aehnlichkeit mit dieſem Monarchen, daß ſelbſt die Schildwachen vor ihm präſentirten. Sein Mittel beſtand übrigens in einer ſeifenartigen Terpentinauflöſung. Er ſtarb an einem Stickkatarrh in der Reconvaleſcenz von einem Nervenfieber, welches ſeine Wohlbeleibtheit nur um Weniges geſchmälert hatte. Wahrſcheinlich iſt der Grund dieſer außerordentlichen Körperbeſchaffenheit vielmehr in einem krankhaften Zuſtande des Fett-Syſtems, als in einem Ueberſchuß an Geſundheit zu ſuchen.

Die Kehrmaſchine, welche man zuerſt in Mancheſter anwandte, iſt jetzt auch in London eingeführt; ſie reinigt die engſten Straßen, wie die weiteſten, und hemmt dabei nicht im geringſten die Circulation.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 125. Dinstag, 17. Oktober 1843.

Die Ahnungen.

(Fortſetzung.)

Es war am andern Morgen, als der alte Förſter in das Zimmer Breitenbach's trat und ihm ſagte, daß Fräulein Mathilde im Auftrage des Barons ihn bitten ließe, das Gut, vorzüglich die Waldung, in Begleitung des Jägers zu beſichtigen; nach erfolgter Rückkehr würde ſie ihn zur Mittagsmahlzeit erwarten. Auf Nachfrage, wie ſich der Baron befände, erzählte der Jäger, daß derſelbe, ſeitdem er geſtern Abend ohnmächtig geworden, bis nach Mitternacht in wildem Phantaſiren geblieben, daß nach dem Arzte geſendet worden, und dieſer die Krankheit des Barons für ein hitziges Fieber erklärt habe. Gegen Morgen habe der Kranke wieder Beſinnung erlangt, ſey aber außerordentlich matt. — Bei der Fußwanderung, welche Breitenbach unternahm, überzeugte er ſich, daß die Bewirthſchaftung des Gutes längere Zeit ſehr mangelhaft geführt worden und jetzt gänzlich vernachläſſigt ſey, daß dasſelbe aber in ſich gute Hülfsquellen habe, um mit Anwendung von Fleiß bei Zeiten wieder in einen guten Stand gebracht werden zu können. Den Forſt fand er weit über ſeine Erwartungen, und das Reſultat ſeiner Nachforſchungen war, daß, wenn der Baron nicht übertriebene Forderungen ſtelle, ein überaus vortheilhafter Kauf zu treffen ſey.

Wie der junge Mann zurückkam, fand ee bereits Mathilden ſeiner harrend. Sie ſchien aufrichtig betrübt über die Krankheit des Onkels, die ſie, wie ſie ſagte, ſchon längſt im Anzuge erblickt hätte, und die jetzt plötzlich zum Ausbruch gekommen wäre. Die Theilnahme, die Sorgfalt, die ſie einem Manne bezeigte, von dem ſie, bei aller Mühwaltung, die ſie in ſeinem Hauſe übernommen hatte, dennoch offenbar ſo wenig zart behandelt ward, nahm Beeitenbach ungemein zum Vortheil des Mädchens ein. Er ſtellte im Stillen Vergleichungen zwiſchen Mathilden, in der er das treueſte Bild der ſtillen, ſorgenden deutſchen Hausfrau erblickte, und den ſtolzen, müſſigen Spanierinnen, den eleganten, leichten Franzöſinnen an, und der Vergleich fiel eben nicht zum Nachtheile des Mühmchens aus. Beide jungen Leute ſetzten ſich nun zur Tafel, und bald war ein Geſpräch im Gange, als ob ſie ſich ſchon ſeit Jahren gekannt hätten. Wenige Stunden ſeit dem Augenblicke, da ſie ſich zuerſt geſehen, waren hinreichend geweſen, ſie zu befreunden, ein Umſtand, welcher, wie der junge Mann ſcherzend erwähnte, der Liebenswürdigkeit Mathildens, wie das Mädchen aber behauptete, lediglich der nahen Verwandtſchaft und außerdem auch ein klein wenig den Schilderungen, die ſeine Schweſter von ihm entworfen, zuzuſchreiben war. So wie die jungen Leute bekannter mit einander geworden, ſprach Mathilde auch offen über die Lage und die Eigenthümlichkeiten des Barons. Sie that dies indeß mit einer Schonung, welche den jungen Mann die Sanftheit und das wohlwollende Gemüth Mathildens immer mehr ſchätzen lehrte. Das Mädchen leitete alles Unheil, was den Baron getroffen, aus dem Umſtande her, daß er nach dem frühen Tode ſeiner Elteen bald Beſitzer eines großen Vermögens geworden, und ſein Hang zum Reiſen, zu Abentheuern, zu Vergnügungen allee Art, beſonders aber eine ſehr lebhafte Phantaſie, ein unruhiger Charakter, in Verwickelungen aller Art, in Speculationen, in denen er Geſundheit und Vermögen aufgeopfert und ein Spielball liſtiger Brüder geworden, gebracht. Aus Ueberſättigung im Lebensgenuß, aus dem Mißlingen vager Unternehmungen, aus dem Verdruß, den ſein Hang zu Sonderbarkeiten ihm zugezogen, beſondees aus dem Zuſammenſchwinden eines früher ſehr bedeutenden Vermögens, ſey endlich ein fortwährender Mißmuth, ein Hang zur Zurückgezogenheit, endlich eine Melancholie entſtanden, vermöge welcher ſie manchmal eine gänzliche Verſtandeszerrüttung habe beſorgen müſſen. Zu dem letztern Gedanken ſey ſie beſonders ſeit etwa drei Jahren gelangt, als der Baron plötzlich ſeine Lebensweiſe dergeſtalt geändert, daß er faſt den ganzen Tag im Bette gelegen, dagegen die Nächte theils im Freien, theils in ſeinen, auf ausdrücklichem Befehl mit einer Menge Kerzen hell erleuchteten Zimmern zugebracht. Nachfragen, warum er dies thue, Vorſtellungen, daß dieſe Lebensweiſe ſeiner Geſundheit ſchaden müſſe, habe er ſtets ſehr übel aufgenommen, oder gänzlich unbeantwortet gelaſſen. Erſt als ſich unter der Dieneeſchaft das Gerede verbreitet, daß ſich der Baron in ſeinen Zimmern allnächtlich laut mit Jemand zu unterhalten ſcheine, und als allerlei lächerliche Gerüchte ſich deshalb in der Gegend kund gegeben, hätte ſie es für Pflicht gehalten, ſich näher davon zu unterrichten, und allerdings habe ſie dann zur Nachtzeit ſeine Stimme, und als ob er ſich mit Jemandem in Steeit befände, gehört. — Von Breitenbach gefragt: ob ſie nicht wiſſe, was oder mit wem er geſprochen, erwiderte das Mädchen, daß ſie Anfangs geglaubt, daß ſich wirklich eine Perſon, zu der er ſpräche, im Hauſe und bei ihm befände, ſie habe ſich abee überzeugt, daß dies nicht der Fall ſey; nähere Nachforſchungen anzuſtellen habe ſie für unſchicklich und nachtheilig gehalten, und endlich, um der Neugier der Dienerſchaft und deren möglichen Vorwitz einen Damm zu ſetzen, dafür geſorgt, daß allnächtlich der Theil des Schloſſes, in welchem ſich die Zimmer des Barons befanden, von dem übrigen abgeſperrt wurde, was ſich um ſo leichter in's Werk ſetzen ließ, als ohnehin Jener von jeher es ſehr übel vermerkt, wenn Jemand, ohne von ihm Befehl zu haben, ſich dort aufhielt. Mathilde bat

Digitized by Google

endlich ihren Vetter, von dieſen ihm gemachten Mittheilungen durchaus gegen Niemand etwas zu erwähnen, da er der Einzige ſey, mit dem ſie bis jetzt davon geſprochen habe. Der junge Mann verſprach ihr das um ſo mehr, als, wie er ſagte, er ihr gleichfalls eine Mittheilung zu machen habe, die ſie beiderſeits nahe berühre. Mathilde war auf's Äußerſte überraſcht, als ihr der Vetter die Umſtände, die dem Tode Starzinski's vorhergingen, erzählte. Sie war Anfangs geneigt, Alles für einen Scherz zu halten, bis Breitenbach das Document über die Schenkung des vergrabenen Schatzes aus dem Buſen zog und der Erſtaunten hinreichte. Nachdem man über dieſen Gegenſtand Allerlei hin und hergeſprochen, kamen die beiden jungen Leute überein, daß ſie ſich Abends, wenn die Dienerſchaft zu Bett gegangen, mit Hacke und Schaufel in den kleinen Garten begeben und dort nachgraben wollten; wiewohl Mathilde wiederholt behauptete, daß ſie es nur, weil der Vetter es ſo wünſche, als der Mühe lohnend betrachte, indem der Erfolg zeigen werde, daß ſie ſich eine unnütze Muhe gemacht. — Breitenbach fragte das Mädchen noch um die näheren Umſtände, die bei Starzinski's Flucht gewaltet. Sie gab nicht undeutlich zu verſtehen, wie es wohl faſt als Gewißheit feſtſtehe, daß der Baron damals die Koſacken herbeigeholt. Sie ſchrieb dies ſeinem Franzoſenhaß und dem Wunſche zu, einen ihm unbequemen Gaſt und deſſen Diener, der ſich dann und wann betrunken und in dieſem Zuſtande mit den Leuten des Barons Händel geſucht habe, vom Halſe zu ſchaffen. Was dieſen Diener anlange, ſo ſey er von den Koſacken fortgeführt worden, und man habe nie wieder etwas von ihm gehört.

Theils unter den Geſprächen zwiſchen den jungen Leuten, die immer mehr Intereſſe an einander fanden, theils unter häuslichen Geſchäften und Beſorgungen, die Mathilden oft an das Bett des Kranken riefen, verging der Tag. Mathilde verſicherte dem Vetter, daß der Baron ſich mehrmals nach ihm erkundigt und wiederholt den Wunſch geäußert habe, daß Breitenbach einige Zeit in ſeinem Hauſe verweilen möchte. Er habe hinzugefügt, daß er hoffe, hinſichts des Gutsverkaufs, wenn der Vetter auf ſolchen einzugehen gedenke, Bedingungen ſtellen zu können, die dieſem jedenfalls annehmlich dünken würden. Letzterer willigte um ſo lieber in dieſes Begehren, als ihn ſeine liebenswürdige Verwandte immer mehr anzog, und er auch deutlich wahrnehmen konnte, daß deren Wünſche gleichfalls mit dem Verlangen des Oheims übereinſtimmten.

(Fortſetzung folgt.)

Der Schriftſteller als Theaterdirector.

(Fortſetzung.)

„Das Theater iſt eine Kunſt für ſich, die durchaus keine Analogie mit andern Arbeiten des menſchlichen Geiſtes hat. Vom Feuilleton, vom Roman kann man nicht auf die Bühne ſchließen; — das Vaudeville (im franzöſiſchen Sinne: leichtes Luſtſpiel mit Couplets) iſt ſehr ſchwierig und zu ſehr gering geſchätzt. Das eigentliche Luſtſpiel exiſtirt nicht mehr, es gibt nur noch Vaudevilles, in ihnen beſteht faſt die ganze dramatiſche Literatur der Jetztzeit. Das Drama iſt todt, es iſt im Vaudeville untergegangen, und die ganze Theaterreihe der Boulevards ſingt jetzt. Das wahre Vaudeville (faſt alle Scribe'ſchen Luſtſpiele ſind im Originale Vaudevilles) iſt ſchwierig und ſelten; warum — weil unfähige Köpfe kein gutes machen können, und die geiſtreicheren Leute nicht wagen, es gut zu machen. Jeder, der für das Publikum ſchreiben will, muß ihm nothwendiger Weiſe eine gute Doſis erfolgsſicherer Gemeinplätze bieten; — kömmt Ihnen z. B. eine Scene vor, die neu, nicht dageweſen, alſo eben ihrer Neuheit wegen gefährlich iſt und auf der Spitze ſteht, ſo muß, um ſie zu retten, ſchnell eine Ihrer ſpielenden Perſonen einen Fußſtoß nach irgend einem Theile ſeines Körpers bekommen, oder einem Andern die Thüre vor und auf der Naſe zugeſchlagen werden. Das ganze Haus lacht dann regelmäßig aus Leibeskräften, und die gefährliche Scene geht voruber. Ein Wortſpiel, — ich ſage nicht ein geiſtreiches — muß erſt einige Wochen vorher durch alle kleinen Journale circuliren, um Abends gehörig aufgefaßt zu werden. Und das kann auch nicht anders ſeyn; wollen Sie das Publikum unterhalten, ſo müſſen Sie es nicht, Schlag auf Schlag, mit Bonmots treffen, mit neuen Situationen und Effekten überſchütten, es bekömmt ſonſt Migraine; — das Publikum will ein leichtes und faßliches Vergnügen, man muß es durch hübſch klare Intriguen führen, die es begreifen, deren Löſung es errathen kann, ſonſt werden Sie rings um ſich ſchreien hören, daß es nichts ſieht und nichts verſteht. — Man hat oft geſagt, das Publikum ſey ungerecht und unverſtändig; das iſt nicht wahr, — es iſt bloß egoiſtiſch und ein wenig bequem, und es hat das Recht, Beides zu ſeyn. Uebrigens ſehen alle Publikums ſich ähnlich — das Publikum der Wahlen, das Publikum der Journale, das Publikum einer politiſchen Verſammlung. Ich will in vierzehn Tagen von mir ſelbſt ein Stück zur Aufführung annehmen, das ich zwar noch nicht geſchrieben habe, aber ein Stück, ganz zuſammengeſetzt aus Fußtritten, auf der Naſe zugeſchlagenen Thüren und andern draſtiſchen Effektmitteln. Alle handelnden Perſonen werden ſich in einzelne Kabinette einſchließen, die nur durch Fenſterluken über der Thüre erhellt ſind, die Hauptſcenen werden von Oben aus dieſen Fenſterluken geſpielt, was unendlich beluſtigend iſt, — es wird ein nächtliches Zuſammentreffen geben, bei dem natürlich Alles im Dunkeln herumtappt, man wird denjenigen erwiſchen, den man nicht ſucht, man kömmt in die unrechte Thüre, — allgemeines Gelächter! — die Ehemänner machen ihren eigenen Frauen, die ſie nicht erkennen, den Hof, — wieder allgemeines Gelächter! — alle Perſonen laufen unter einer troſtloſen Heiterkeit des Publikums davon, — die Aufklärung folgt: Herr Alfred heirathet Dem. Henriette zum großen Verdruße ſeines Onkels Dufournel, den ich zwingen werde, ſeiner Nichte eine Mitgift zu geben, denn ich werde ihn in der Scene im Dunkel compromittiren; — das Publikum wird lachen, daß die Bänke wackeln und ich verſpreche dieſem Stücke eine ununterbrochene Reihe von vollen Häuſern. Ich mache hiermit die Colliſionsanzeige; — jede Benützung dieſes Sujets iſt ſtrenge verboten. — Aber um auf Ihr Werk zurückzukommen, lieber Theophile, erinnern Sie ſich noch des Tages, wo es den Schauſpielern vorgeleſen wurde, und auf die komiſche Figur, die Sie dabei ſpielten? Die Sitzung war kalt, ohne Leben, und beim Weggehen ſagten Sie zu mir: »Ich weiß nicht, was das iſt, aber ich bin noch nicht ganz ſicher, ein Vaudeville gemacht zu haben.« — Nach

Digitized by Google

einigen Proben, nach dieſer erſten Arbeit, die Sie zuerſt erſtaunen machte, eine Arbeit, die in einem eintönigen Heruntermurmein noch ungelernter Rollen beſtebt; als Sie Ihre Scenen ſich entfalten, Ihre Bonmots hervortreten, Ihre Effekte wirken ſahen, rieſen Sie mit einem Ausdrucke, den ich nie wiedergeben kann: »Ach mein Gott! ich fange an zu giauben, daß ich doch ein Vaudeville gemacht habe; — wirklich ich finde das Alles ganz allerliebſt«. — Geſtehen Sie ſelbſt, daß dieſe tägliche Arbeit, dieſes Studium und bis in's Kleinſte gehende Arrangement ſelbſt der geringſten Combinationen, dieſes Aufſuchen des Komiſchen, des Gemüthlichen, des Ernſten, aller Contraſte, dieſe berechnete Steigerungsfolge von Auſtritten, Abgängen, dieſe Verſchiedenheit der Betonungen und Geberden, daß alles Dieſes eine wahre Kunſt, eine unendliche Kunſt, eine Kunſt des Details, mit einem Worte: die Kunſt des In die Seene Setzens bildet, von der das Publikum durchaus nichts weiß; und ſagen Sie doch künftig dieſem Publikum, das zu belehren Sie als Kritiker die Miſſion haben, und das zu unterhalten mein Handwerk iſt, ſagen Sie ihm, wiederholen Sie ihm oft, daß dieſe ſo beweglichen Schauſpieler, die in ibren Rollen ſo zu Hauſe ſind, daß ſie alle dieſe Späße und Schwänke zu improviſiren ſcheinen, im Stillen ernſtiich über die Wirkung eines Lazzi's nachgedacht, lange an dem Grundtone einer Scene gearbeitet, mit einem Worte ſtudirt haben, und daß die Stellung und das rechte Losſchlagen eines Witzes eine ernſte Angelegenheit iſt«.

(Schluß folgt.)

Neue Details über den Herzog von Enghien.

(Nach Mittheilungen Franzöſiſcher Blätter.)

In den Moncten Februar und März des Jahres 1830 brachte ich einige Wochen in London zu. Um dieſelbe Zeit war eben der Graf von Survilliers, der frühere König von Neapel und Spanien, Joſeph Napoleon, aus ſeinen Amerikaniſchen Wäldern in der Engliſchen Hauptſtadt angekommen, wo er ſich mitten in ſchönen Gärten, in Hannover-Lodge, eine angenehme Wohnung gebaut hatte. Die Entfernungen werden in London nicht berückſichtigt; ich brachte daher von Zeit zu Zeit einen Theil des Abends bei dem König Joſeph zu, der mich höchſt gnädig aufnahm, und bei dem ich einen Rrichthum poetiſcher Errinerungen fand, dee mich bezauberte. Joſeph Napoleon hatte immer einfache, ſchöne und wiſſenſchaftliche Liebhabereien. Während ſeiner höchſten Macht liebte er es, ſeine Freunde in gewähiter Zurückgezogenheit um ſich zu verſammeln und in der Vertrautichkeit einer aufgeklärten Unterhaltung ſchöne Stunden zuzubringen. In ſeiner Verbannung verſüßte ihm dieſe Liebe zur Einſamkeit, zur Wiſſenſchaft und zum vertrauten Umgang die Bitterkeit eines in der Fremde zugebrachten Lebens. Ich ſand ihn zu Hannover-Lodge, wie er auf ſeinem Laudgute Morſontaine gelebt hatte, umgeben von ſeiner Famitie und einigen Freunden. Als ich eines Tages mit dem Köuig Jerome, dem Prinzen Louis Napoieon und einigen ſeiner Amerikaniſchen, Engliſchen und Franzöſiſchen Vertrauten beim ihm geſpeiſ't hatte, ergriff mich das Verlangen die Gelegenheit zu benützen, um über einen intereſſanten Punkt der Geſchichte, über den Herzog von Enghien, mir Aufklärungen zu verſchaffen, die mir, wie ich wußte, Niemand genauer geben konnte, als der König Joſeph. Schon hatte er zu einer andern Zeit, auf meine Bitte, ſeiner Schwägerin einige Details über dieſen Punkt mitgetheilt, die meine Neugierde eher angeregt als befriedigt hatten. Ich erſuchte ihn alſo, die Aufklärungen, die er für mich jener liebenswürdigen und ſchönen Perſonification aller edien Eigenſchaften, jeder Aufopferung, jedes Mißgeſchicks, die zu kurze Zeit auf dieſer Welt den Namen der Königin Hortenſia trug, zu ertheilen die Güte hatte, jetzt zu vervollſtändigen. Mit ſeiner gewöhnlichen Freundlichkeit gewährte er meine Bitte, und um nicht unterbrochen zu werden, verfügten wir uns in einen andern Salon, der nach Engliſcher Art offen war, ſo daß er eine ſchöne und lange Gallerie mit Abtheilungen bildete, worin man alſo zugleich ſich vereinigt und getrennt findet. Zur Zeit unſerer Unterhaltung hatte der König Joſeph noch die ganze Kraſt, die ganze Friſche ſeines Gedächtniſſes, obgleich ſeine Erinnerungen nur allmälig und eine nach der andern in ihm aufſtiegen. Seit dem hat die Zeit mit größerer Härte das unheiloolle Geſchäſt der Schwächung ſeiner phyſiſchen Kräfte vollführt und hat in dem Kampfe einen traurigen Sieg errungen. Der König Joſeph lebt, aber ſchwach an Korper und des Denkens müde. Was er ſah und erſuhr, theilt er nicht mehr mit derſelben Sicherheit und mit der Geläufigkeit mit, wie jener kleinen Zahl von Getreurn, denen er gerne die wichtigſten Thatſachen auseinanderſetzte, deren Zeuge er war. Es ſind dies ohne Zweifel krine hiſtoriſchen Erinnerungen, ſoiche Mittheitungen müſſen nicht grade den Charakter ſtrenger Unparteilichkeit an ſich tragen, allein es ſind viele perſönliche, einfache, natürliche Erinnerungen, die frei von allem Vorurtheil ſind und die vollſte Glaubwürdigkeit beſitzen. Er war ſo gütig, für mich ſeine Errinnerungen zuruckzuruſen, und die frühere Sammlung deſſen, was noch in ſeinem Gedächtniß haftete, ſo wie die Reihenfolge meiner Fragen brachten ihn deſto leichter auf die Spur dieſer ſo lange verfloſſenen Thatſachen, ſo daß nach und nach alle Details dieſer frühern Ereigniſſe ſich ſeinem Geiſte in ihrer ganzen Friſche darſtellten. — »Mein Gedächtriß«, ſagte der König Joſerb, »iſt mein Führer, nicht ich der Führer desſelben. Ich werde dahrr ihm folgen, und Ihnen die Thatſachen nicht nach der Ordnung auseinanderſetzen, ſondern in der Reihenſolge wie ſie ſich meinem Geiſte darſtellen. Ordnen und vertheilen Sie nachher, wenn oder wie Sie wollen, ich ſolge dem ruhigen Fluſſe meiner Gedanken. Ich war zu Morſontaine, um mich durch die Reize dieſes meines Lieblingsbeſitzthums von den Arbeiten zu erholen, denen mich die Verhandiungen über den Frieden von Luneville, über das Konkordat, den Frieden von Amiens und alle die wichtigen Geſchäfte unterworfen hatten, mit denen mich das Vertrauen meines Bruders beladen hatle, und ich gedachte einen Tag der Erholung mit einigen Perſonen zuzubringen, die ich zum Eſſen erwartete. Dieſe waren unter Anderen Frau von Staël, Mathieu de Montmoreney, Stanislas Girardin, Bauchard, Clermont-Tonnere, Freville und einige Andere, die zu meinem vertrauten Umgang gehörten. An demſelben Morgen, dem 20. Marz 1804, erhieit ich von meinem Bruder eine Aufforderung, die mich augenblicklich nach Malmaiſon beſchied, ohne daß er ſich darüber ausſprach, was er mir

Digitized by Google

mitzutheilen habe. Ich reiſe augenblicklich ab, ohne zu ahnen, um was es ſich handeln könnte. Wenige Stunden darauf kam ich zu Malmaiſon an. Kaum war ich in den zweiten innern Hof gelangt und unter der Art von Zelt abgeſtiegen, welches Fonlaine aufgeſchlagen halte, als ich meine Schwägerin Joſephine bemerke, welche ſich hinter ihren Fenſtern unruhig und ungeduldig bewegte, dann plötzlich bei meinem Anblick verſchwand, nachdem ſie einige für mich unverſtändliche Zeichen gemacht hatte. Kaum waren einige Minuten vorüber, als ich ſie in aller Eile durch das Vorzimmer kommen ſah. Sie kam zu mir, und ehe ich Zeit hatte, ein Wort mit ihr zu ſprechen, und ſie zu fragen, wo der erſte Konſul ſey, faßte ſie mich bei Arm und ſprach, indem ſich alle ihre Gefühle auf ihrem beweglichen und reizenden Geſichte zeichneten: „Nun, mein guter Bruder, wiſſen Sie nicht, was vorgeht? Der Herzog von Enghien iſt verhaftet. Er ſoll vor Gericht geſtellt werden, und Bonaparte hat Sie kommen laſſen, um mit Ihnen darüber zu reden. Ich weiß, wie ſanft und gut ſeine Natur iſt, aber ich fürchte ſeine Rathgeber. Eben geht er mit Talleyrand ſpazieren und ſpricht mit ihm darüber. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ſehr ich dieſen verwünſchten Lahmen ſcheue. Ich bitte Sie, ſuchen Sie die ſchlechte Wirkung ſeiner Worte zu vernichten; aber vor Allem hüten Sie ſich ſehr, zu ſagen, daß Sie mich geſehen haben, und ihm merken zu laſſen, daß ich Ihnen etwas geſagt habe. Alles, was Sie ſagen werden, wird vielmehr bei ihm gelten, wenn er denkt, daß es nur von Ihnen kommt. Sehen Sie, da kommen ſie ſchon, ich eile, mich zu entfernen." — Wirklich eilte ſie ſchnell in das Schloß zurück, und ich ſah meinen Bruder Napoleon und Herrn von Talleyrand auf mich zukommen. Sie ſpazierten ſeit einiger Zeit im Geſpräch zuſammen und gingen zwiſchen der Brücke und der Waldgränze hin und her. So oft Napoleon zur Brücke zurückkam, fragte er, ehe er wieder umdrehte, ob ich angekommen ſey, ſo ungeduldig war er, mein Urtheil über die Sache zu vernehmen, die ihn ſo vorzugsweiſe beſchäftigte, denn Napoleon liebte in mir ſeinen älteren Bruder, ſeinen Jugend-Geſellſchafter, ſeinen Freund, einen Freund, deſſen redliches Urtheil ihm nie verdächtig ſeyn konnte, und ſein hohes Genie ſtützte ſich zuweilen gern auf mein beſcheidenes, aber nie ängſtliches Urtheil. Als er mich bemerkte, ſagte er: »Sie haben lange auf ſich warten laſſen, Herr von Morfontaine,« denn ſo nannte er mich bisweilen, um mich über mein Vergnügen an ländlichen Reizen aufzuziehen, »haſt du noch Niemand geſehen? Ich habe da Joſephine geſehen, die dir hinter ihrem Fenſter auflauerte und ſich unruhig geberdete. Iſt ſie nicht zu dir geeilt, um dir zu erzählen, was vorgeht?«

(Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Berlin, 10. Oktober.

Der zweite Theil der wohlbekannten und in vielen Unterrichtsanſtalten mit glänzendem Erfolg eingeführten großen Pianoforteſchule von Moſcheles und Fetis wird jetzt unter dem Titel: »Methode der Methoden des Pianoforteſpiels« in einer zweiten vermehrten Auflage hier erſchienen. Der Umarbeitung derſelben hat ſich der Virtuos Th. Kullak unterzogen. Die darin zur Fortbildung ſyſtematiſch zuſammengeſtellten Uebungen und Etuden ſind von Bertini, Czerny, Cramer, Clementi, Bach, Scarlatti, Moſcheles, Kullak, Kalkbrenner, Hummel ꝛc. —b—

Notizen-Blatt.

Im Droit lieſt man folgendes Geſtändniß eines unlängſt verhafteten Räubers vor dem Chef der Sicherheitspolizei, welches füglich in den Mystères de Paris einen ausgezeichneten Platz einnehmen dürfte: Ich weiß wohl, daß ich mich unwiederbringlich in's Verderben ſtürze, aber ich habe meiner Mutter verſprochen, (man hatte ihm letzten Mittwoch, den 27. v. M., erlaubt, ſie zu ſprechen, und er verlangte unmittelbar darauf, vor die Behörde geführt zu werden,) Alles zu ſagen, und werde mein Wort halten. Ich bin bei meheeren nächtlichen Eindrüchen geweſen und habe an vielen Verbrechen Theil genommen. Aber vor Allem iſt eines darunter, deſſen Erinnerung mich Tag und Nacht quält. Es verhält ſich ſo: 1836 war ich bereits unter die Bande der Escarpes (Mörder) eingeweiht worden und zwar von Poil de vache und Grunſchlogee, genannt Bernard. Wenn ſie mir anmerkten, daß ich Bedenken trug, ſo überhäuften ſie mich mit Fußſtößen und Fauſtſchlägen, um mir Muth zu machen, wie ſie ſich ausdrückten. Eines Abends, als Bernard, Rampailleur und ich am Ufer des Kanals St. Martin im Hinterhalte lagen, kam ein Mann von etwa 36 Jahren herbei. Rampailleur betrachtete ihn, und da er aus ſeiner Kleidung ſchloß, daß er Geld haben müßte, ſtürzte er ſich auf ihn, packte ihn bei der Gurgel und warf ihn zu Boden. Poil de vache eilte nun gleichfalls herbei und ergriff das Opfer bei den Beinen, während ich auf Rampailleur Befehl ſeine Taſchen durchſuchte und ſein Geld nahm. Da er gewaltige Anſtrengungen machte, um ſich unſern Händen zu entwinden, zog Rampailleur ein Meſſer heraus und ſagte: „Warte, ich will dir das Polizeiſiegel aufdrücken;" er brachte ihm mehreee Stiche bei. Dann packte ee die Leiche bei den Schultern und Bernard hob ihn bei den Beinen in die Höhe, ſie ſchwenkten ihn einen Augenblick und warfen ihn in den Kanal. Als die Mordthat vollbracht war, gingen wir in eine Kneipe an der Halle, wo wir zu Abend aßen. Rampailleur ſchnitt das Brod mit ſeinem noch ganz blutigen Meſſer, ſo daß ich nichts eſſen konnte. Noch muß ich ſagen, daß Poil de vache, als er mich mit Rampailleur bekannt machte, zu mir ſagte: „Das iſt Einee, der ſie gut verrichtet." Jetzt fühle ich mich erleichtert, komme, was da wolle. Ich habe meiner Mutter gehorcht. — Rampailleur, fügt das Droit hinzu, iſt in den Händen der Gerechtigkeit, desgleichen Poil de vache. Keiner von Beiden hat das 27. Jahr überſchritten, ſie waeen alſo erſt 20 Jahre alt, als ſie jenen Mord begingen. Rampailleur verrichtete zum Schein den Dienſt eines Mauthträgers; er trug eine Medaille und wohnte in der rue aux fèves in einem jener berüchtigten Schlupfwinkel, wo die Polizei von Zeit zu Zeit ſo wichtige Fänge macht. Neulich wurde noch ein Mitglied dieſer Bande gefangen genommen. Er iſt 29 Jahre alt, von denen er bereits 10 im Bagno zugebracht hat.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 126. Donnerstag, 19. Oktober 1843.

Die Ahnungen.

(Fortſetzung.)

Der Abend war endlich herangekommen, der Mond ſtand bereits hoch am Himmel, die Dienerſchaft hatte ſich zur Ruhe begeben, als die beiden jungen Leute in das dicht am Schloſſe gelegene ſchmale Blumengärtchen traten. Breitenbach trug eine Hacke und ein Grabſcheit, welche Inſtrumente Mathilde auf Verlangen des Vetters herbeigeſchafft.

»Ich wußte gar nicht, in welcher Situation ich mir ſo lächerlich vorkäme, als in der einer Schatzgräberin!« ſagte das Mädchen leiſe kichernd. »Ueberdem haben wir noch nicht einmal alle Requiſiten, die zu einem anſtändigen Schatzgraben nöthig ſind, beiſammen. Uns fehlt zum Beiſpiel die Wünſchelruthe, ein äußerſt nöthiges Stuck, und Sie dürfen ſich deshalb gar nicht wundern, wenn wir nichts finden und der Schatz — wie die Leute ſagen — weiter gezogen iſt.«

»Spotten Sie immer!« erwiederte Breitenbach lachend. »Oder vielmehr, machen Sie ſich gefaßt, daß, wenn wir die Chatoulle nicht finden, ich Ihnen die Schuld beimeſſe. Wer Schätze finden will, muß vor allen Dingen an deren Vorhandenſeyn g l a u b e n. Komme ich durch Ihren Unglauben um meinen Theil, ſo nehme ich Erſatz in Anſpruch, den Sie mir gewähren müſſen, da Sie mich Gläubigen durch Ihren Unglauben darum gebracht haben. — Aber, wo iſt der Fleck, wo er liegt?« fuhr der junge Mann ſcherzend fort, indem er rings umherſah. —

Das Gärtchen war ganz ſo, wie es Starzinski beſchrieben. Dicht zur Seite des mächtigen, runden, größtentheils mit Epheu bekleideten Eckthurmes befand ſich ein alter krüppelhafter Birnbaum, der einen dürren Zweig in die Luft ſtreckte; die Laube, von der Starzinski geſprochen, befand ſich an der Gartenmauer, zwiſchen beiden, auf einem runden Blumenſtücke, ſproßte der weiße Roſenſtrauch. — Bedächtig trat Breitenbach in den Eingang der Laube.

»Es iſt richtig!« ziſchelte er. »Wetterfahne, Birnbaum und Roſenſtock, alle drei ſind in gerader Linie. — Dort ſchlage ich ein! — Beten Sie für das Gelingen unſeres Vorhabens, ſchöne Mitgenoſſin beim Schätzegraben, und möchte mir es doch vergönnt ſeyn, noch recht viele Schätze des Lebens in Ihrer Gemeinſchaft zu heben!«

»Plaudern Sie nicht ſo viel! Der Schatz zieht fort! Er iſt gewiß ſchon wieder ein paar Schritte weiter,« ſagte Mathilde neckend.

»Wohl! ich mache mich an's Werk!« rief Breitenbach und ſtieß die Schaufel zur Seite des Roſenſtocks in den Boden.

Der junge Mann grub längere Zeit, aber kein Schatz wollte ſich finden.

»Ich verſuche es auf der andern Seite des Strauchs. Er kann den Schatz eben ſo gut rechts wie links vergraben haben.«

Breitenbach grub und grub, aber es fand ſich nichts als lockere Gartenerde und einige Kieſel.

»Sehen Sie wohl? Habe ich es nicht gleich geſagt? Es iſt nichts,« ſprach Mathilde.

»Bin ich nicht einfältig, die Erde rechts und links aufzuſchaufeln,« ſprach der junge Mann. »Iſt Laube, Baum und Roſenſtrauch in e i n e r Linie, ſo iſt es mit der Chatoulle auch der Fall. Ich grabe zuerſt v o r, dann h i n t e r dem Strauche.«

Breitenbach grub weiter. Er grub, daß ihm der Schweiß von der Stirn perlte, aber — keine Chatoulle war zu finden. Alles Hacken, Graben und Wühlen war umſonſt. Kein Schatz war vorhanden. Die Ermüdung zwang ihn aufzuhören.

»Habe ich nicht Recht gehabt? Sie ſehen, Sie finden nichts!« ſprach Mathilde zu dem Vetter.

»Es iſt doch ärgerlich! Aber — er kann keine Unwahrheit geredet haben,« ſprach der junge Mann kopfſchüttelnd.

»Gott weiß, was Starzinski vorgeſchwebt hat, er war ein wenig phantaſtiſch,« ſagte das Mädchen; »liegt Ihnen denn der Schatz ſo am Herzen?

»Ei nun, fünftauſend Dukaten könnte ich ſchon brauchen,« verſetzte Breitenbach; »bei alledem ärgere ich mich mehr Ihret- als meinetwegen.«

»Sie meinen, weil ich arm bin?« ſagte Mathilde lächelnd. »Immerhin! Ich kann arbeiten. Meiner Zukunft wegen bangt mir nicht. Wer Luſt hat, etwas zu thun und Gott vertraut, kann ruhig in die Zukunft blicken!« —

»Ja, gewiß, das können Sie, oder weibliches Verdienſt würde nicht mehr nach ſeinem Werthe geſchätzt,« verſetzte Breitenbach gerührt, indem er Mathildens Hand faßte und an ſeine Lippen drückte.

»Hätten Sie mir nicht das Papier gezeigt, hätte Starzinski nicht wenige Minuten vor ſeinem Tode ſo ausführlich über die Schatzgeſchichte mit Ihnen geſprochen, ſo würde ich meinen, er hatte ſich einen Scherz erlaubt,« ſprach Mathilde nach kurzer Pauſe. »Die Sache iſt in der That ungemein räthſelhaft.«

»Irgend eine Abſicht muß er gehabt haben,« ſprach Breitenbach nachdenkend. »Sich einen ſchlechten Spaß mit mir zu machen, dazu war er zu verſtändig, und ſelbſt in dieſem Falle würde er Zeit und Ort anders gewählt haben.«

»Hätte er Ihre Verhältniſſe, Ihre Neigung zur Landwirthſchaft gekannt, hätte damals der Onkel ſchon das Gut verkaufen wollen, ſo konnte ſich auf den Gedanken kommen, er hätte Sie dadurch veranlaſſen wollen, hieher zu reiſen und Ihnen zum Ankauf Luſt zu machen,« meinte Mathilde. »Freilich,« ſetzte ſie lächelnd hinzu, »wäre es eine ganz abſonderliche Weiſe geweſen, Sie auf dieſe Art zum Gutserkauf zu bewegen, indem er Ihnen von einem Schatze vorredete, den Sie hier aus der Erde graben ſollen. Man könnte ſagen, er hätte allegoriſch geſprochen und gemeint, Ihr Fleiß würde Sie hier einen Schatz im Grund und Boden finden laſſen.«

»Ich glaube ſelbſt, ſchönes Mädchen,« ſagte Breitenbach, indem er von Neuem Mathildens Hand ergriff, und dieſe trotz ihrem Sträuben nicht wieder losließ; »Starzinski hat die Sache allegoriſch angedeutet. Finden Sie es nicht bedeutungsvoll, daß wir den Schatz gemeinſam heben ſollen?«

»Gar nicht!« verſetzte Mathilde in einiger Verwirrung; »der Birnbaum, die Laube, der Roſenſtock und ich ſind nur die nothwendige Staffage, die er dem allegoriſchen Gemälde gegeben hat.«

»Aber der Schatz ſelbſt iſt dennoch da, den laſſe ich mir nicht abdisputiren, und ich komme immer mehr hinter die wahre Meinung meines geſtorbenen Freundes,« rief Breitenbach lebhaft. »Hören Sie mich an und dann beſtreiten Sie meine Argumente. Starzinski kannte meinen oft ausgeſprochenen Wunſch, nach Beendigung des Feldzuges mich in der Heimath mit der Landwirthſchaft zu beſchäftigen, wozu mir ein nicht übermäßiges, aber für eine genügſame Familie hinreichendes Vermögen die Mittel leiht.«

»Wohl, damit ſtimme ich überein. Ich glaube ſelbſt, daß er dieſe Meinung dabei hatte, wenigſtens iſt ſie die einzige vernünftige,« ſagte das Mädchen. »Wo aber bleibt der Schatz?«

»Auch dieſen kannte er und wußte deſſen ganzen Werth zu ſchätzen,« fuhr der junge Mann fort. »Er wußte, daß ein ſolcher ſich hier, aber nicht außer, ſondern in den Mauern dieſes Hauſes befände, daß er nicht in Gold beſtehe, daß er aber Goldes werth ſey, und daß er, wenn ich ihn kennen lernte, das Glück meines Lebens machen würde.«

»Ich weiß nicht — ich errathe nicht, was Sie meinen können,« ſprach das Mädchen ſtockend, aber das Zittern ihrer Hand ließ errathen, daß ſie die Worte des jungen Mannes wohl verſtanden habe.

»Ey, Mathilde,« ſprach der Jüngling feurig, »Starzinski war ſo ſehr mein Freund, er achtete Sie ſo hoch, er verdankte Ihnen ſo viel, daß, wenn er ſich wenige Augenblicke vor ſeinem Scheiden eine Tauſchung erlaubte, wenn wirklich hier nie ein Schatz vergraben war, er nur dieſe Meinung haben konnte. Laſſen Sie uns das Andenken des Mannes, der uns gekannt und geliebt, der als beſtimmt annahm, daß wir mit einander glucklich werden, daß wir gemeinſam die Schätze des Lebens heben wurden, dadurch ehren, daß wir die Andeutungen des edlen Todten zur Wirklichkeit erheben. Werden Sie meine Gefährtin für das Leben!«

(Fortſetzung folgt.)

Der Schriftſteller als Theaterdirector.

(Schluß.)

»Doch ich will Ihren Leſern, die jetzt die meinen geworden ſind, nicht länger den Inhalt Ihres Stückes vorenthalten, ſondern ihn erzählen; — Ihr andern Kritiker erzählt dem Publikum ja doch immer etwas ganz Anderes, als es erwartet. Ihr zeigt Euch dem Publikum gegenüber ziemlich ravaliermäßig, faſt möchte ich ſagen, familiär; — wenn es eine Analyſe unſerer Stucke will, ſo erzählt Ihr ihm von Euch und Eurer Perſon, worin ich hier Euch Herren nachzuahmen verſuchte. Ihr erzählt ihm Euer Leben, Eure Wohnung, Eure Freundſchaften, oft ſogar Eure Liebſchaften, Ihr ſagt ihm im Winter, daß es zu kalt iſt, um Vaudevilles anzuſehen, und im Sommer, daß Ihr auf dem Lande ſeyd und unter dem Schatten der Baume ſchreibt. *) Ich muß Ihnen nun endlich über das mittheilen, was ſich Donnerstag, den 21. Sept., im Variétésthater zugetragen hat. Ihr erſter Akt iſt charmant; Desiré Reniſtard iſt wirklich einer jener unberufenen Reiſenden, wie es deren ſo viele unter Franzoſen gibt, ganz unbewaudert in der Kunſt des Reiſens. Er iſt dabei gut geſchildert als leidenſchaftlicher Liebhaber der Lokal-Farbe, als junger Mann, der nach Abenteuern, Dolchſtößen und nächtlichen Intriguen einen ungeheuern Appetit verſpurt. Ihre ganze Arbeit mußte alſo auf Zerſtorung jener Täuſchungen hingeben; — er will eſſen, im Wirthshauſe iſt nichts zu haben; er ſehnt ſich nach weiblicher Begegnung, zwei Frauen kommen an, und jede verwickelt ihn in ein Labyrinth, das beinahe ſein Leben bedroht. Ein eiferſüchtiger Bruder und ein eiferſuchtiger Liebhaber ſchürzen die Knoten, die unſern unglucklichen Landsmann umſtricken, und er wird am Schluſſe des erſten Aktes auf die Klage des Gaſtwirths, der ihn ungebührlichen Lärmens, noch ungebührlicherer Liebeshändel und verdächtiger Manöver anklangt, verhaftet. Als ihn die Alguazils verhaften, frägt Reniſtard um die Urſache dieſer entſetzlichen Behandlung, und man antwortet ihm: »Mein Herr! wenn man in Spanien Jemanden verhaftet, ſo geſchieht das immer ohne Urſache« und Reniſtard tröſtete ſich mit dem Sprichworte: Ländlich — Sittlich! Selbſt die Leute, die ſich in ihren Aufforderungen an die Bühne nicht über die Heirath Herrn Alfred's mit Dem. Henriette verſteigen, finden in Ihrem erſten Akte eine Reihe Scenen von erſter Größe, und zeichnen unter dieſen vorzuglich die Stiefel-Scene aus. Desiré Reniſtard ſucht einen Bedienten; man bringt ihm einen großen Kerl mit ſchwarzem Schnurrbart und ſtolz wie ein Biscayer, der er auch wirklich iſt. Bei dem erſten Worte Reniſtard's, der ſeinen hochgebornen Bedienten dutzen will, fällt dieſer mit den Worten ein: »Mein Herr! ich liebe dieſen vertraulichen Ton nicht.« — »Alſo putzen Sie mir meine Stiefel!« ſagte Reniſtard. — Der Bediente will zuerſt gar nicht, dann ſchlagt er einen Vergleich vor und ſagt: »Putzen Sie den rechten Stiefel; — ich werde den linken putzen!« — was von echt komiſcher Wirkung iſt. — Ihren zweiten Akt liebe ich weniger; — aber er enthält doch eine Schönheit erſten Ranges; — ich bediene mich abſichtlich dieſes Ausdruckes, — dieſe Schönheit iſt Hyacinthe's

*) Geht auf Jules Janin und ſeine Nachahmer, die drei Viertheile ihrer kritiſchen Feuilletons mit ſolchen Perſönlichkeiten ausfüllen; — auch in Deutſchland hat dieſes Genre der Kritik Anklang gefunden.

Digitized by Google

(des Schauſpielers, der den Reniſlard ſpielt) Tanz. Reniſlard iſt nämlich in die Hände des Hauptmanns einer Räuber-Guerilla gefallen, der Niemand Anderes, als Benito, ſein früherer Diener, iſt. Dieſer plündert ſeinen ehemaligen Herrn erſt ganz aus, und aus Rache wegen des Stiefelputzens zwingt er ihn, unter der drohenden Perſpective von zwolf, bis oben mit gehackten Kugeln geladenen Mousquetons zu tanzen. — Reniſlard tanzt die Cachuca oder den Jaleo, oder was man will, in einer wahrhaft komiſchen Gemüthsſtimmung. In dieſem Acte wimmelt es übrigens von guten Witzen; — ein Räuber bricht in den Seufzer aus: »Unſer Geſchäft geht gar nicht mehr, die politiſchen Perſonen pfuſchen zu viel hinein!« Ihr dritter Akt, und dieſe Steigerung iſt glücklich, iſt der unterhaltendſte von allen Dreien, den erſten nicht ausgenommen. Durch eine Menge von Verwicklungen gelangt Reniſlard dahin, durch vier von den Banditen des zweiten Aktes als Gefangener in eine Citadelle abgeführt zu werden, die ein Chef der Carliſten, Don Ramon, bewacht. Reniſlard wird in einen kleinen Thurm geſperrt, über deſſen Thüre eine Fenſterluke iſt,— eine Fenſterluke! unerſchöpflicher Gegenſtand ewigen Lachens! — Trommelwirbel verkündigt ein Ereigniß. — Ein anderer Parteichef kommt an der Spitze ſeiner echt ſpaniſchen Armee, beſtehend aus einem Tombour, zwei Generalen und zwei Soldaten, von denen der Eine hinkt und der Andere im Gehen ſchläft; — mit dieſen Truppen bemächtigt ſich der Chef der Citadelle. Reniſlard wird vor ein Kriegsgericht geſtellt, er iſt zuerſt ſehr tollkühn und keck in ſeinen Antworten, weil er durch eine Modiſtin im Voraus weiß, daß die Gewehre zum Füſiliren nur blind geladen ſeyn werden; — er wollte das zwar Anfangs nicht glauben, aber die Modiſtin ſagt ihm: »Glauben Sie mir, die Gewehre werden nicht mit Kugeln geladen ſeyn, und dann würden Sie es ja auch wohl fühlen.« — Reniſlard entwickelt alſo eine ungeheure Gemüthsruhe vor ſeinen Richtern. »Ich will erſchoſſen werden!« ruft er im höchſten Dilirium ſeines Muthes. »Gehängt!« antwortet man ihm, »du wirſt gehangt.« Dies verwickelt die Lage, das Intereſſe ſteigert ſich und die Löſung naht heran. Trompetengeſchmetter verkündet abermals ein Ereigniß. — Diesmal iſt es Benito, der Räuberhauptmann, der ſich jetzt ſeinerſeits wieder der Citadelle zu bemächtigen kömmt. Die heldenmüthigen Vertheidiger des Platzes verlangen hierüber eine Erklärung. »Ich bin mit meinen Leuten, ſagt Benito, ruhig die Heerſtraße entlang marſchirt, als wie das Thor des Forts offen ſahen. Wie wär's, wenn wir die Citadelle nehmen, ſagten wir zu einander und ſo — nehmen wir ſie.« — Worauf Reniſlard ſagt: »Das iſt unertraglich;— in dieſem Lande kann man nicht funf Minuten plaudern, ohne die Regierung verändern zu ſehen.« — Zuletzt umarmen ſich Belagerer und Belagerte, was echt eſparteriſtiſch iſt — Reniſlard entgeht dem Stricke, und Benito treibt ſelbſt die Großmuth ſo weit, ihm für ſeine im zweiten Akte geraubten Effekten ein volles Portefeuille anzubieten. — »Was iſt in dem Portefeuille?« ſchreit Reniſlard. — »Spaniſche Papiere! ſagt der Räuber, Cortes-Bons, ſpaniſche Renten;« — »Ich bin noch ein Mal beſtohlen!« ruft Reniſlard vernichtet, und tauſcht dieſe Schätze gegen ein Päckchen Cigaretten um, worauf er enttäuſcht in ſein Vaterland zurückkehrt. — Trübſelige Köpſe werden Ihnen vorwerfen, daß Sie die Sitten eines Nachbarlandes parodirt haben; — laſſen Sie ſich dadurch nicht irre machen, — das iſt eine alberne Behauptung. — Ob Nachbarn, ob nicht, haben ſich alle Völker ſtets auf der Bühne bekriegt; — in Deutſchland, in England, in Rußland iſt der Franzoſe ſtets die komiſche Perſon, ein Taugenichts, ein Poltron, ohne Geld, ohne Hemd, oft ſogar auch ohne Hoſen (Sansculotte.) — Die Spanier lachen ſeit dem 10. März 1842 über ein komiſches Stück: Las Ventas de Cardenas von Don Rodrig. Rubi, in dem ein Franzoſe, Monſieur Pierrot, die lächerlichſte Rolle von der Welt ſpielt; — wir parodiren die Engländer und Deutſchen auf der Bühne, und jeder Nation ſteht daher die Revanche frei. — Ich glaube endlich, Ihr Stück iſt etwas von dem »Neuen,« was die Leute täglich von mir verlangen, und ich glaube, das Publikum ſoll mir es danken, daß ich Sie für das Vaudeville recrutirt habe. Sie ſind nun conſcribirt, Sie haben das erſte Feuer geſehen, einige Pfeifen, die Ihnen an den Ohren vorbeiſauſ'ten, haben Sie abgehärtet; das gibt Muth, Kuhnheit und Verachtung anonymer Angriffe. — Uebrigens habe ich Ihr Werk auch mit allem Fleiße in die Scene geſetzt; — das Publicum wird es nicht glauben, aber ich ruſe Sie zum Zeugen auf; — ſind nicht alle dieſe Coſtume echt und uns von Espartero geſendet, der ſich zurückgezogen hat, und ſich ſeiner kriegeriſchen Effekten entaußern will; ſind nicht alle Gegenden nach der Natur aufgenommen worden, und haben Sie nicht ſelbſt geſchaudert, als ich Ihnen den Hohlweg des zweiten Aktes zeigte? Und das letzte Fort,— ſind es nicht die leibhaftigen Attaranzanas? — Gewiß, wenn der Himmel, das ſchlechte Wetter, und mein Reclamen helfen, ſo wird Ihre »Reiſe nach Spanien« noch viel Geld tragen. Und nun leben Sie wohl, lieber Teophile! und übernehmen Sie es künftigen Montag, das Spiel der Schauſpieler zu kritiſiren; — ich habe ſie ganz vorzüglich gefunden, — thun Sie jetzt das Ihrige und danken Sie ihnen. Ihr ergebener Neſtor Roqueplan.« — Dieſer Brief, den ich Ihnen nur in Auszügen gab, verdient gewiß, wegen des Lichtes, das er auf die jetzige franzöſiſche Bühne und auf das Bühnenweſen überhaupt wirft, ſo wie ſeiner launigen Haltung wegen, verbreitet zu werden.

Walter vom Berge.

Correſpondenz.

Frankfurt, 16 Oktober.

Unſere Bühne bringt demnächſt zum Benefize eines ihrer Mitglieder das Trauerſpiel »Thomas Aniello«, das der vor länger als zwanzig Jahren im Lebensüberdruſſe verſtorbene junge Freſenius von hier hinterließ. Das Stück, das die Anerkennung Börne's erhielt, wurde nun bühnengerechter eingerichtet und hat große poetiſchen Schönheiten. Unſer vortheilhaſt bekannter Componiſt H. Reeb ſchreibt zu dem Schauſpiel eine Ouvertüre. In unſerer Schauſpielregie regt ſich jetzt mehr der Drang nach der Klaſſicitat und »Phädra« von Schiller nach Racine wird in der That einſtudirt. — Unſer Baiſon wird uns den von ihm für die Bühne überarbeiteten »Coriolan« von Shakeſpeare, vorführen und regt ſomit auf zweifache Weiſe die Theilnahme des Publikums für ſich an. — Mad. Fruhauf hat eine Urlaubsreiſe angetreten und wird auf dem Hofburgtheater in Wien gaſtiren und zwar zuerſt als Parthenia im »Sohne der

Wildniß«, eine Rolle, in welcher ſie durchaus nichts Hervorragendes leiſtet. — Die Klavierſpielerin Laidlaw gab am Freitag im Saale des »Holl. Hofes« ein Concert, das ziemlich ſtark beſucht war und worin ſie ihren Ruf als gute Klavierſpielerin bethätigte. — In der nächſten Woche nehmen die Soiren des Muſeums wieder ihren Anfang. Der Vorſtand wird auch in dieſem Winter Alles aufbieten, dem Muſeumspublikum einen würdigen Genuß zu bereiten. —ff—

⁂

Mainz, im October.

Trotz der unerquicklichen Witterung, die uns nichts bringt als Kälte, Winde und Regengüſſe, iſt hier die Bauluſt durchaus nicht geſtört. Wohin das Auge blickt, ſieht man fleißige Leute, die Altes niederreißen und Neues, Zeitgemäßes, an deſſen Stelle aufrichten. Beſondere Freude erregt es hier, daß der ſo unendlich lange beſchloſſene und berathene Bau eines neuen Stadthauſes nun wirklich zur Ausführung kommen ſoll. Das neue Stadthaus wird auf dem Gutenbergplatze und zwar hinter dem Monumente errichtet werden; es wird alſo dieſes Gebäude dem Theater gegenüber zu ſtehen kommen und gewiß einen impoſanten Anblick gewähren. Unſere Stadt verſchönert ſich überhaupt mit jedem Tage und beginnt ſogar ſchon mit ihrer Schönheit ein wenig zu kokettiren. Sie ſchämt ſich faſt, daß ſie noch hier und dort einige mittelalterliche Blößen gibt und ſucht dieſe ſo gut wie möglich zu verbergen. Es iſt nicht zu zweifeln, daß bei geſteigerter Bauluſt in einigen Dezennien unſere Stadt, bis auf die Kirchen und die Judengaſſe jede Spur ihres hohen Alters vertilgt haben wird.

Von unſerem Theater iſt nicht viel zu ſagen. Die Oper vermag ſo ziemlich gemäßigte Anſprüche zu befriedigen; das rezitirende Drama aber liegt ſehr im Argen. Unſer deutſches Theater iſt überhaupt eine degradirte Anſtalt, die eher da zu ſeyn ſcheint, um den Seckel der Unternehmer zu füllen, als wahre Bildung zu befördern und einen reinen Kunſtgenuß zu gewähren. Die Anſtrengungen einiger jüngeren Dichter, die mehr guten Willen als Talent beſitzen, werden dem Uebel nicht abhelfen.

In Wiesbaden ſieht es öde und leer aus. Die meiſten Kurgäſte ſind abgereiſt, und man ſieht nur noch wenige Plänkler am grünen Tiſche zerſtreut. Die Croupiers machen ſauere Geſichter, da ihre Harke ſo müſſig in den Händen ruht. Herr Chabert klagt über die ſchlechte Saiſon. Seine Klagen ſollen aber ſehr ungegründet ſeyn; denn wenn man auch nicht ſagen kann, daß wenig Spieler ſehr viel verloren, ſo kann man doch behaupten, daß ſehr viele Spieler wenig verloren und am Ende bleibt ſich die Sache ganz gleich. Von Mainz hat er dießmal nicht viel gewonnen. Ueberhaupt kann man ſchon jetzt ſehr deutlich wahrnehmen, daß der Zorn der deutſchen Preſſe gegen die Spielbanken nachdrücklich wirkt. Es iſt nicht zu zweifeln, daß jene Inſtitute, die ſo viele Mittel des Wohlſtandes verſchlingen, nach und nach gänzlich verſchwinden werden. —m—

⁂

Würzburger Theater.

Montag, den 16. Oktober.

Der Sohn der Wildniß.

Wir nehmen nun, nachdem die bisherigen Vorſtellungen einiges Licht über die Mittel und Leiſtungen der neuengagirten Mitglieder gewähren, unſere Beurtheilungen wieder auf, uns vorbehaltend, auf die bereits gegebenen Stücke bei Gelegenheit hie und da zurückzukommen. Wir freuen uns ſehr, unſere Referate mit einem ungetheilten Lobe beginnen zu können. Die Hauptträger dieſes Stückes, „Parthenia“ und „Ingomar,“ waren trefflich vertreten. Dem. **Hansmann** bewährte ſich, wie es ſchon aus der Ausführung ihrer vorhergehenden Rollen zu erwarten ſtand, als eine vorzügliche Schauſpielerin, die auf der größten Bühne mit Erfolg wirken könnte. Mit Einſicht bildete ſie aus den verſchiedenen hervortretenden Affecten Ein Charakterbild, mit Verſtändniß und Mäßigung hielt ſie es bei den einzelnen leidenſchaftlichen Stellen feſt, mit ungemeiner Geſchicklichkeit zeigte ſie die feinſte Nuancirung und mit der Gewandtheit einer vollkommenen Darſtellerin plaſtiſche Schönheit in ihrer Mimik. Sie vereinigte die Würde, den Heldenſinn und die Herzensgüte Parthenia's, ließ ſie als die Grundzüge des Charakters vor allen durchſchimmern, und wand um daſſelbe das liebliche Capriccio der neckiſchen Laune der Jungfrau. Wie ſehr ſie in die kleinſten Details der Rolle einging, bewies ſie beiſpielsweiſe durch ihr Spiel mit Polydor im 1. Acte, während und nach der Unterredung Ingomar's mit dem Timarch im letzten. Hr. **Wohlſtadt** ſtand ihr als Ingomar mit der uns bereits bekannten Geſchicklichkeit würdig zur Seite. Obgleich dieſe Rolle gerade nicht in der Sphäre dieſes Darſtellers liegt, ſo wußte er ſich dennoch recht gut in dieſelbe zu ſchicken. Nirgends fanden wir ein Mißverſtändniß derſelben, und als beſonders gelungen heben wir den dritten und letzten Act heraus. Eine Bemerkung müſſen wir uns jedoch erlauben. Hr. Wohlſtadt ſchied gleichſam zwei Charaktere in ſich ab: den Ingomar der Tectoſagen und den der Parthenia gegenüber. Er hielt dieſe beiden deutlich getrennt durch ſeine Stimme. Während er gegen die Tectoſagen rauh ſprach, milderte er zuerſt in den Monologen und dann auch gegen Parthenia ſeine Stimme zu der gewöhnlichen Weichheit. Es dürfte aber vorzuziehen ſeyn, mit der allmäligen Milderung des Charakters allmälig auch die Stimme zu moduliren, wenn auch jene erſten Lichtblicke in der Wildheit dadurch weniger ſanft und anſprechend erſcheinen.

Hr. **Deny**, der ſich uns überhaupt als einen gewandten, brauchbaren Schauſpieler darſtellt, füllte die Rolle des „Myron“ recht gut aus, namentlich iſt die Zeichnung der Geſchäftigkeit des alten Griechen im letzten Acte lobend zu erwähnen.

Es that auch Hr. **Chriſtl** — außerdem ein braver Komiker, und wie wir aus der neueſten Theateranonce erſehen, ſogar Luſtſpieldichter — als „Ambivar“ das Seinige, wenn wir auch nicht läugnen können, daß wir uns an die langſame Ausſprache deſſelben erſt etwas gewöhnen mußten.

Mad. **Wacker**, Hr. **Waldmann** und Hr. **Dennerlein** ſind in dieſem Stücke bereits bekannte und hinlänglich beſprochene Erſcheinungen.

Das Zuſammenſpielen anlangend, ſo ging es im erſten Acte bei der Nachricht von Myron's Gefangenſchaft etwas holperig, und am Schluſſe ſprach der Tectoſagen Geſandter gerade das Gegentheil von dem, was er ſagen ſollte. —r—

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 127. Sonntag, 22. Oktober 1843.

Die Ahnungen.

(Fortſetzung.)

Mathilde war keines Wortes mächtig. Sie drückte ſanft weinend ſeine Hand und lehnte ſich, faſt einer Ohnmacht nahe, an ſeine Schulter.

»Ich glaube, Vetter,« ſagte ſie nach einer Weile, als ſie wieder Worte fand, die jedoch von Thränen unterbrochen wurden, »Sie geben in dieſen Augenblicken mehr den Gefühlen eines edlen Mitleids, als denen der Liebe Gehör. Sie wiſſen, ich bin arm, blutarm, von Kindheit an gewöhnt, den Launen Anderer dienſtbar zu ſeyn. — Starzinski hat Ihnen davon erzählt, vielleicht haben Sie es auch durch Ihre Schweſter erfahren. Eine Theilnahme dieſer Art darf nicht über die Wahl Ihrer Lebensgefährtin entſcheiden —«

»Nein! Nein! Mathilde, Sie würdigen die Schätze, die Ihnen geworden, nicht nach ihrem wahren Werthe!« rief, die Sprechende unterbrechend, feurig der junge Mann. »Jener edle, demüthige, gottergebene Sinn, mit dem Sie in ſo jungen Jahren die Unbilden des Lebens ertragen, die Häuslichkeit, mit der Sie unter dieſen Umſtänden dennoch freudig walten, und die Sie bei Jedem, der Sie kennen lernt, geachtet und geliebt macht: das ſind Lebensgüter, das ſind hoch zu veranſchlagende Schätze, die Sie Ihrem Gatten zubringen. — O, willigen Sie ein, werden Sie die Meinige, und morgen, wenn es das Befinden Ihres Onkels erlaubt, trete ich vor ſein Lager und erkläre Sie für meine Braut. Sind ſeine Forderungen für das Gut nur irgend zu erfüllen, ſo walten Sie als Hausfrau in Kurzem freudig in dieſen Räumen, wo ſie ſo manche Stunde pflichttreu, aber in Trauer gewaltet.«

Mathilde konnte den fortgeſetzten Bitten des jungen Mannes nicht widerſtehen. Ihre Freundin, Breitenbach's Schweſter, hatte ihn, noch ehe Mathilde ihn kennen lernte, mit ſo vortheilhaften Farben geſchildert, daß ſie ſchon früher die beſte Meinung von dem Unbekannten gehegt. Jetzt, bei näherer Bekanntſchaft ſah ſie, daß die Freundin nicht zu viel geſagt; das Uebrige that die ſchnell aufkeimende Neigung für den Jüngling, den ſie, vermöge der bei ihrer Bekanntwerdung waltenden Umſtände, nicht länger für einen Fremden halten konnte. Beide junge Leute kamen überein, den Baron, ſobald deſſen Zuſtand es erlaube, von ihrer Neigung und den Plänen für ihre Zukunft in Kenntniß zu ſetzen, und ſie verließen das kleine Gärtchen froher und mit entzückterem Herzen, als wenn ſie wirklich den Schatz des Polen gefunden hätten. — —

Die Krankheit des Barons zog ſich inzwiſchen in die Länge, und Breitenbach konnte unter dieſen Umſtänden ihm von ſeinen und Mathildens Abſichten keine Kunde geben. Endlich war das Fieber gehoben, aber die Krankheit hatte einen ſolchen Zuſtand allgemeiner Entkräftung herbeigeführt, daß der Arzt erklärte, wie an eine gänzliche Wiederherſtellung nicht zu denken ſey. Schon ſann Breitenbach auf eine Gelegenheit, mit dem Kranken von ſeinen Wünſchen hinſichts einer Verbindung mit Mathilden und den Ankauf des Gutes zu ſprechen, als der Baron ihn eines Tages rufen ließ. Der Arzt hatte eben den Kranken verlaſſen. Breitenbach fand ihn im Bette und bis zum Gerippe abgezehrt. Ein Korb mit Briefſchaften, welche er geſondert zu haben ſchien, ſtand neben ſeinem Lager; auf dem mit Arzneigläſern bedeckten Tiſche befand ſich eine blecherne Chatoulle, deren Deckel mit einem Wappen geziert war.

»Setzen Sie ſich zu mir, Vetter,« ſagte der Kranke, als der junge Mann zu ſeinem Lager trat und ſich theilnehmend nach ſeinem Zuſtande erkundigte, mit hohler, von einem kurzen, trockenen Huſten von Zeit zu Zeit unterbrochener Stimme; »die Zeit iſt koſtbar, und ich habe nur noch wenige Tage zu leben.«

Der Jüngling ſprach einige allgemeine Troſtesworte.

»Was ſoll ich mich täuſchen!« ſprach der Baron düſter. »Der Arzt beſtätigt eine Ueberzeugung, die ich ſchon ſeit längerer Zeit habe. Uebrigens fürchte ich nicht den Tod. Das Leben iſt fade, leer und unerſprießlich. Ich war oft in dem Falle, es freiwillig von mir werfen zu wollen — beſonders in der letzten Zeit — hätte ich mich nur recht lebendig zu der Gewißheit erheben können, daß blos das N i c h t s in aller ſeiner todten, ſtillen, aber großartigen Oede hinter dem dunkeln, dichten Vorhang, an dem wir Alle ſo gern ziehen und reißen möchten, laure. Ich hatte einſt dieſen Glauben, er war zu einem Prinzipe in mir erwachſen, aber ich bin darin wankend geworden.«

»Zu Ihrem Heile, wie ich mich überzeugt halte,« ſprach Breitenbach ſanft.

»Meinen Sie?« ſagte Jener mit düſterm, ſchmerzhaftem Lächeln. »Laſſen wir dies bei Seite,« fuhr er, von Zeit zu Zeit den auf der Stirn ſich zeigenden kalten Schweiß mit einem Tuche abwiſchend, fort; »ich muß daran denken, mein Haus zu beſtellen, und Sie ſollen der Vollſtrecker meines letzten Willens ſeyn. Damit Sie dies aber ganz in meinem Sinne ſeyn können, finde ich es für nöthig, offen mit Ihnen über meine Vergangenheit zu ſprechen. Es iſt ſo Manches, von dem ich nicht wünſchte, daß es Jemand anders erführe, was wohl ſonſt der Fall ſeyn könnte, auch möchte ich gern für Mathildens Zukunft etwas thun; ich will, daß wenigſtens e i n e Seele auf dieſer Erde ſich, wenn nicht liebend, doch ohne Haß meiner erinnere, und ich glaube, ich habe gegen das

Mädchen Manches gut zu machen. — Wie Sie vielleicht wiſſen werden,« fuhr der Kranke nicht ohne Anſtrengung fort, »war ich einſt wohlhabend. Ich bin es nicht mehr. Reiſen, Lebensgenuß aller Art, verringerten in meiner Jugendzeit mein Vermögen, den Verluſt des größten Theils vollendeten Speculationen, wohl auch chemiſche Verſuche koſtſpieliger Art, die, wenn ſie geglückt waren, mir das daran Gewendete zehnfach erſetzt haben würden. In dem Thurme, deſſen Eingang in jenen Zimmern iſt, finden ſich Werkzeuge, Schriften, Bücher der verſchiedenſten Fächer, die dahin einſchlagen. Nur für den Eingeweihten ſind ſie von Werth, bei dem großen Haufen würden ſie nur Veranlaſſung zu unvernünftigen Muthmaßungen und unſinnigem Geſchwätze geben. Ich bitte daher, daß Sie, mit Ausnahme der Bücher, die ſich auf die Naturwiſſenſchaften beziehen, und die ich Sie von mir anzunehmen bitte, alles Uebrige verbrennen, vernichten, mit einem Worte, jedem menſchlichen Auge entziehen. Mein Teſtament berechtigt Sie dazu, oder vielmehr, es weist Sie durchaus darauf an. Meine bewegliche Habe bekommt Mathilde, ebenſo den Ueberſchuß, der nach Abzug der Schulden, die auf dem Gute haften, von dem Kaufgelde, das bei der Subhaſtation, die ich verfügt habe, herauskommt, übrig bleibt. Kann das Gut früher zu dem Preiſe von ſechzigtauſend Thalern, den ich als Minimum beſtimme, veräußert werden, ſo unterbleibt die Subhaſtation.«

(Fortſetzung folgt.)

Neue Details über den Herzog von Enghien.

(Fortſetzung.)

Bei dieſen Worten faßte er mich beim Arm und ließ Herrn von Talleyrand ſtehen, und wir ſetzten unſren Spaziergang allein fort. Ich behalf mich mit einer kleinen Lüge, ſprach nicht von meiner kurzen Zuſammenkunſt mit Joſephine, und benahm mich, als ſey ich vollſtändig unwiſſend über das, was er mir ſagen wollte. Napoleon erzählte mir hierauf, er habe den Herzog von Enghien als verdächtig eines Einverſtändniſſes mit dem General Dumouriez gegen ſeine Regierung und gegen ſeine Perſon verhaften laſſen; der Herzog von Enghien werde noch an demſelben Tage in Paris ankommen und er wolle ihn vor ein Gericht ſtellen. In ſeinen Worten lag kein harter Ausdruck, kein bitteres Gefühl. Es waren mehr die Gefühle eines ſtrengen, aber unparteiiſchen Richters, als die eines perſönlichen Feindes, der Rache ſucht und ſich Glück wünſcht, ſie gefunden zu haben. Jedenfalls erweckte das Bild, meinen Bruder als Richter über das Geſchick eines Condé urtheilen zu hören, plötzlich in meinem Geiſte eine Menge Ideenverbindungen und alle Erinnerungen, welche in dieſem Augenblicke ſo lebhaft waren, daß ſie, gleichſam gegen meinen Willen, mich der Gegenwart entriſſen, um mich unwiderſtehlich in eine Vergangenheit mit fortzureißen, welche mit der Nachricht, welche mir eben ſo ohne Umſchweiſe mitgetheilt wurde, einen Kontraſt bildete, der mich ganz in Verwirrung ſetzte. Ich muß daher zu dieſer Vergangenheit zurückgehen, wie ich ſie damals meinem Bruder vor die Augen treten ließ; es iſt dies eine für die Fortſetzung meiner Erzählung unumgängliche Abſchweifung. Gleich nach der Eroberung Korſikas durch Frankreich wollte die franzöſiſche Regierung ſich unter den vorzüglichſten Familien der Inſel Anhänger ſchaffen und war wenigſtens bemüht, ſich für die Zukunft Zuneigung zu erwecken, indem ſie junge Korſen nach Frankreich berief, um ſie früh in den franzöſiſchen Studien, Sitten und Ideen heranzubilden. Unſere Familie war dürftig, aber edel, und mein Vater, Karl Bonaparte, hatte Frankreich und dem franzöſiſchen Gouverneur Dienſte geleiſtet, deſſen Verwaltung er durch das Familienpatronat, welches er ſo lange über ſeine Landsleute ausgeübt hatte, und durch ſeine genaue Kenntniß der Bedürfniſſe des Landes erleichterte. — Herr von Marboeuf, der damals Gouverneur von Korſika war, hatte einen Verwandten, der Biſchof von Autun und Miniſter der geiſtlichen Angelegenheiten war. Er machte meinem Vater bemerklich, wie nützlich es für unſere Zukunft ſeyn könne, unter den Schutz ſeines Verwandten geſtellt zu werden, beſonders was mich betraf, denn mein Vater hatte mich dem geiſtlichen Stande beſtimmt, und wie die Protection des Miniſters der geiſtlichen Angelegenheiten mir ſehr ſchnell zu einer vortheilhaften Pfründe verhelfen und die Mittel gewähren könne, bald zu einem Bisthum zu gelangen. Napoleon und ich, die beiden älteſten, wurden alſo in das College von Autun geſchickt, während unſre Schweſter Eliſa in einem anderen Erziehungshauſe untergebracht wurde. Ich weiß nicht, warum die Biographen, die ſo viel über meinen Bruder und jedes Glied unſrer Familie erzählt, zuſammengeſcharrt und erfunden haben, nie ein einziges Wort über dieſen Aufenthalt von Napoleon und mir zu Autun ſagten. Ich habe ihn niemals erwähnt geſehen. Ich kam dort ſchnell vorwärts. Napoleon hatte bei kleineren Dingen, beſonders wo es auf Routine ankam, eine widerſpenſtigere Natur, und ergriff nur Neues, Schwieriges und Großes mit Leichtigkeit und großer Faſſungskraft. Nach einigen Monaten ſprach ich leidlich Franzöſiſch, während ſeine Sprache noch etwas roh war; allein ich rettete ihn vor Verweiſen, indem ich ſeine Aufgaben und Ueberſetzungen machte.

(Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Paris, den 17. Oktober.

Auch das zweite charakteriſtiſche Zeichen des eintretenden Winters hat ſich eingeſtellt und dadurch denjenigen Pariſern, die in den Tag, ja in das Jahr hineinleben, ohne zu wiſſen, was es an der Zeit iſt, verkündigt, daß die Zeit da ſey, um Schneider und Schuſter für wärmere Bekleidung des Leibes, die Leihbibliotheken und Theater für Verſorgung des Geiſtes in Anſpruch zu nehmen, die Zeit, um Holz zu kaufen und Soiréen zu geben, die Lampes-Carcel herzurichten und Concerte anzuhören, die Pelze vom Kürſchner zu holen und Spielparthien zu arrangiren, mit einem Worte, daß der Winter, die eigentliche Lebens- und Geldſaiſon in Paris, knapp vor der Thüre iſt. Das erſte dieſer Zeichen iſt die Eröffnung der italieniſchen Oper, allein es wird nur in den höhern Kreiſen wahrgenommen, das zweite aber greift in alle Klaſſen ein, da es alle gleich intereſſirt; es iſt dies die Eröffnung des Theaters **Franconi** auf dem **Boulevard**

Digitized by Google

du Temple. Wenn die Blätter von den Bäumen fallen, die Abende lang und die Tage kurz, die Luft kalt und die Straßen voller werden, dann ſchließt Franconis Circus der Reitkunſt in den elyſäiſchen Feldern, und das Theatre Franconi geht auf. Junge Cavaliere, die den ſchönen ecuyères den Hof machen, und Hippomanen, die Bauchers Dreſſur anſtaunen, Epiciers, die ihren ganzen Laden hergeben würden, wenn ſie, wie Clown Auriol auf dem Halſe einer Bouteille, auf dem Kopfe ſtehen könnten, Griſetten, die die ſchönen Reiter in den maleriſchen Coſtumen bewundern, und vor Allem die Kinder, deren Paradies hier iſt, bilden nebſt der Elite der Ariſtokratie, der Crême der Bank-Nobleſſe, dem ſeine Zeit todtſchlagenden Rentier, dem jungen Offizier, den lebensinſtigen Studenten, Tourlourous, Gamins und Pöbel mit und ohne Blouſen, das bunte Publikum des Reitcircus, und mit wenigen Ausnahmen bleibt dieſes Publikum auch dem Wintertheater Franconi treu, wiewohl man die höheren Klaſſen hier ſeltener ſieht. Das Theater Franconi, auf Spektakelſtücke angewieſen, ſpielt immer ein Stück Weltgeſchichte und nur abwechſelnd wagt es ſich in die idealen Räume der Feerie und der Zauberkunſt. Wir haben den »Napoleon« geſehen und »Murat« und im vorigen Jahre den »Prinzen Eugène Beauharnais,« den »Brand von Moskau« und den »Zug über die Alpen,« den »Aufruhr in Rom« und den »Rückzug an der Berezina,« »Wien und St. Helena«. Nach und nach ſind aber dem Publikum der kleine Hut des großen Kaiſers und die alten Grenadiere der Garde und die gloire der grande armée doch etwas monoton geworden, und man hat es nun dieſes Jahr mit etwas Neuem verſucht; das Theater Franconi eroffnete alſo mit einem: Don Quixotte und Sancho Panſa, Spectakelſtück in dreizehn Tableaux; aber der edle Held von der Mancha fiel eben ſo jämmerlich durch, als ſein Landsmann Espartero, und die Pracht der wirklich ſchönen Ausſtattung konnten jenen eben ſo wenig retten, als dieſen die Freundſchaft Englands. Die Mähre Roſinante und der Eſel des Sancho Panſa ſpielten am beſten; letzterer, vermuthlich vom Lampenfieber ergriffen, ging immer rückwärts, wie die Theilnahme des Publikums. »Schlafen Sie ſchon?« dies war die einzige Frage, die man allgemein hörte. Ein Unglück eigener Art hätte bald die Aufführung des Stückes verhindert; unter den wohlgefütterten Pferden des Curſus war keines, das mit naturgetreuer Wahrheit die Rolle der Roſinante hätte ſpielen können; ein fremdes z. B. ein mageres Finkenpferd aber würde ſich auf der ihm fremden Bühne nicht mit gehöriger Freiheit bewegt haben. Man wählte alſo eines der dreſſirten Pferde, und um ihm das klaſſiſche Ausſehen der Roſinante zu geben, reichte man demſelben alle Tage weniger Futter, bis man ihm endlich gar nichts mehr gab. Allein das arme Thier hatte nicht die Ausdauer des wahren Genies; als es hinreichend mager geworden und, ſo zu ſagen, ganz in den Geiſt ſeiner Rolle eingedrungen war, legte es ſich hin und ſtarb. Die ganze Geſellſchaft trauerte an ſeinem frühen Grabe, es war gefallen, ein Opfer der dramatiſchen Kunſt. — Die komiſche Oper gab: Mina ou le menage à trois, neue Oper von Thomas, die ſehr gefiel; das Gymnaſe: Jean Lenoir, ein ſehr effektvolles Schauſpiel aus der Zeit der erſten Revolution, und das Odeon ein hübſches Luſtſpiel: Tôt ou tard. Im Ambigu-Theater macht das Stück les bohémiens de Paris ſo volle Häuſer, daß faſt alle Abende ſo viel Perſonen zurückgeſchickt werden müſſen, als im Theater Platz finden. — Moſcheles war hier nnd hat, ohne große Senſation zu machen, ein Concert gegeben, er iſt wieder nach England zurückgekehrt. Der deutſche Tenoriſt Ritſcher, der hier ſehr viel Aufſehen macht, veranſtaltet am 4. November unter Meyerbeer's Patronat ein großes Conzert in dem Herz'ſchen Salon, in dem die erſten Künſtler von Paris mitwirken werden. — Daß ein deutſcher Theater-Direktor einmal aus dem alten Schlendrian herausgeht und etwas lernen will, iſt etwas ſo Seltenes, daß eine Ausnahme immer erwähnt zu werden verdient. Hr. Engelken, Direktor des Bremer Theaters, ein ſehr vermöglicher und dabei kenntnißreicher und gebildeter Mann, hat ſich hier mehrere Monate aufgehalten, um die techniſche und artiſtiſche Einrichtung des hieſigen Theaterweſens genau kennen zu lernen. Reich an praktiſchen Erfahrungen und bepackt mit Modellen, Decorations-Skizzen, Coſtume-Bildern u. ſ. w., hat er vorgeſtern Paris wieder verlaſſen, um das Gelernte nun in der Leitung einer großen deutſchen Bühne anzuwenden. Meyerbeer hat ſeine beiden neuen Opern definitiv zurückgezogen.

—p—

Würzburger Theater.

Das Luſtſpiel des Hrn. Chriſtl, die **„Redewuth“**, bewies, daß er ein beſſerer Schauſpieler, als Dichter iſt. In dem darauffolgenden Schauſpiel: **„Noch iſt es Zeit“**, bewunderten wir vor allem das abermals ganz vorzügliche Spiel der Dem. Hausmann. Sie war gleich brav in jenen Scenen, wo ſie die Weltdame ſpielte, und in den andern, in welchen das Gefühl die Oberhand hat. Auch Hr. Wohlſtadt (Miniſter) erwarb ſich durch ſeinen ſchönen Vortrag gerechte Anerkennung. Mit anſprechender Wärme ſprach Mad. Pichon die Scene mit dem Prinzen. Weniger glücklich ſchien ſie uns in dem erſten Theile ihrer Rolle, in der ſie die Sentimentalität zu ſehr hervorherrſchen ließ und die kalte Gleichgültigkeit, die man allgemein bei Marianne vermuthet, zu wenig hervorhob. Hr. Thomas zeigte als Prinz würdevollen Anſtand, Liebenswürdigkeit und Herzensgüte. Es wäre aber bei den reichen Mitteln, die dieſer Schauſpieler beſitzt, ein Unrecht der Kritik, wenn ſie ihn nicht darauf aufmerkſam machen wollte, daß er ein noch höheres Ziel erreichen könnte, als er bis jetzt errungen hat. Es ſoll dies durchaus kein Tadel, es ſoll nur eine Aufmunterung ſeyn. Verſtändniß ſeiner Rolle, die erſte Anforderung an einen guten Schauſpieler, mangelt ihm durchaus nicht. Ein ſonores Organ, Feuer und Lebhaftigkeit im Spiele ſind gleichfalls vorhanden. Es fehlt nichts zu den glücklichſten Erfolgen, als eine noch größere Beherrſchung der Stimme und hie und da eine feinere Zeichnung der Leidenſchaften, mit mehr Schattirung und allmäligen Uebergängen.

Hr. Waldmann und Mad. Wackee waren ſehr gute Vertreter ihrer Parthien, die übrigen Mitwirkenden nicht ſtörend.

Referent muß geſtehen, daß er, die Erinnerung an die Aufführung von Weber's „Freiſchütz“ noch im Kopfe, mit ſehr geringen Erwartungen zur Oper **„Fidelio“** ging; leider theilten Viele dieſe vorgefaßte Meinung mit ihm und unterließen, dieſe Vorſtellung zu beſuchen. So ungenügend aber die Aufführung von Weber's „Freiſchütz“ war, um ſo mehr mußte die geſtrige Vorſtellung das eben nicht ſehr zahlreich verſammelte Publikum befriedigen. Alles wirkte nach beſten Kräften zuſammen, um dieſes von jedem Muſiker werth gehaltene Werk Beethoven's auch

dem größeren Publikum verſtändlich zu machen. Chor und Orcheſter zeigten, daß ſie nuanciren können, wenn ſie dazu angeleitet werden, und Hr. Director Fiſcher hat es hieran erſichtlich nicht fehlen laſſen.

Mad. Hammermeiſter (Fidelio) ließ kaum etwas zu wünſchen übrig. Sie forcirte ihre Stimme nie, wodurch ſie jenes Schwanken in den Mitteltönen, das in früheren Rollen bemerkbar war, vermied; ſie intonirte rein, ihr Vortrag war gefühlvoll und der Muſik Beethoven's würdig. Ein kleiner Fehler, der ſich leicht verbeſſern läßt, beſteht in ihrer Eigenheit, die Endbuchſtaben der einzelnen Worte nicht auszuſprechen, ſondern ſolche größtentheils mit den Anfangsbuchſtaben des folgenden Wortes zuſammenfließen zu laſſen. Auch ſucht ſie oft die harten Conſonanten p, t, st, v zu mildern, wodurch leider viel an Deutlichkeit, an Verſtändniß des Textes für den Zuhörer verloren geht. Warum ſang ſie z. B.: „Könnt ich zur Stelle dringen, wo Boßhei(t) Dich in Weſſeln (Feſſeln) ſchlug?“ Uebrigens beſitzt dieſe Sängerin eine klangvolle Stimme, gewählten Vortrag, Sicherheit und Fertigkeit. Und wenn auch ihre Stimme ihren Culminationspunkt ſchon etwas überſchritten — das Portamento, beſonders in den höheren Stimmlagen fällt ihr ſchwer, ſie hat die Kraft nicht mehr, den Ton lange gleich voll anzuhalten — ſo wird dieſer Mangel doch durch ihren gefühlvollen Vortrag und ihr Spiel meiſtens verdeckt.

Ihr zunächſt muß Hr. Deny genannt werden, deſſen Stimme man heute, im Vergleiche zu ſeinen früheren Parthien, kaum erkannte; er ſang ſeine Parthie (Rocco) klar, ſicher und mit richtigem Vortrage — ich erinnere mich nicht, dieſe Parthie je beſſer beſetzt gehört zu haben.

Hr. Baumhauer (Floreſtan), der zu der kalten Aufnahme des „Freiſchütz“ durch ſeine Kälte das Meiſte beigetragen hatte, entwickelte heute mehr Leben, mehr Glut, wenn auch noch immer nicht genug. Das Allegro der erſten Arie im zweiten Acte war zu ängſtlich im Tempo und Tacte vorgetragen; es mangelte das Feuer der faſt bis zur Gränze des Wahnſinnes geſteigerten Nervenerregtheit des lange Gefangenen. Es mag wohl dies ſeinen Grund darin haben, daß Hr. Baumhauer in dieſer Rolle, und insbeſondere in dieſer Arie, noch nicht ganz feſt iſt, ſonſt hätte er gewiß auch nicht in eben berührtem Allegro einmal um einen Tact zu ſpät eingeſetzt, ſonſt hätte er ſicher nicht das darauffolgende Terzett mit cis, h, a — ſtatt mit d, h. a — begonnen, was einen Mißklang geben mußte, da die Violinen hier die Melodie Floreſtan's mitzuſpielen haben. Die kräftige, klingende Stimme dieſes Sängers bedarf noch einiger Bildung, beſonders ſind die Kopftöne gar nicht ausgebildet und der Uebergang von Kopf- in Bruſtton und umgekehrt iſt meiſt ſo hart, daß er unangenehm wird. Hr. Baumhauer weiß das ſelbſt und ſucht ſolche Uebergänge zu vermeiden. Auch er leidet an einer üblen Gewohnheit in der Ausſprache; er ſingt faſt nie e und i, ſondern ö und o — und ü. Seine erſten Worte lauteten heute: „Gott, wölch Dunkol hür!“

Dem. Baum (Mazelline), die eine gute Stimme beſitzt, ſang ihre Parthie bis zum Finale des 1. Aktes tadellos — hier aber, ſowie im Finale des 2 Aktes wurde ſie öfters zu hoch.

Hrn. Umbach's (Jaquino) Stimme war für dieſe Rolle zu ſchwach, insbeſondere im 1. Duette konnte man ihn kaum durch das Orcheſter durchhören. Freilich accompagnirte Letzteres auch in dieſer ohnehin reich inſtrumentirten Nummer — wahrſcheinlich im heiligen Eifer darüber, daß alle Inſtrumente obligat behandelt ſind — lauter, als nöthig und mit dem Charakter eines Accompagnements verträglich war. Wenn überhaupt zu Kraftparthien ſich die Mittel des Hrn. Umbach nicht eignen, ſo hat er dagegen die glückliche Naturanlage, unmerklich von Bruſt- in Fiſteltöne übergehen zu können. Er benützt auch dies und nimmt in den Tönen, die, mit Bruſtſtimme zu ſingen, ihn nur im Geringſten anſtrengen könnten, gleich Kopfſtimme. In kleinen liederartigen Pieçen iſt er ſehr angenehm.

Hr. Pichon (Pizarro) befriedigte am wenigſten. Er war nicht an ſeinem Platze. Dieſe Rolle erfordert Tiefe und Höhe zugleich, und Tiefe hat die für unſer Theater faſt nur zu kraftvolle Barytonſtimme des Hrn. Pichon keine. Das große A iſt ſchon ſo ſchwach, daß es bei nur weniger Orcheſterbegleitung gar nicht gehört wird. Er beſitzt ſeine beſten Töne vom G der kleinen bis zum G der eingeſtrichenen Octave. Ein großer Theil der Rachearie im 1. Akte ging in dem Strome der Begleitung verloren, weil Hrn. Pichon die dazu nöthige Kraft in den tiefern Tönen mangelt. Er ſuchte ſich bei manchen Stellen dadurch zu helfen, daß er die vorgeſchriebenen Figuren in andere, höher liegende umgeſtaltete, aber überall war dies nicht anwendbar. Am Schluſſe obiger Arie verſuchte Hr. Pichon, noch durch einen theatraliſchen Handſtreich einigen Effekt zu machen; er ſchloß nämlich mit einer Cadenz auf dem eingeſtrichenen A; doch ſelbſt dieſes Kunſtſtück, das ihm der ſelige Beethoven, wenn er es gehört, kaum verzeihen würde, verfehlte ſeine Wirkung und ließ das Publikum kalt. Was Hrn. Pichon's übrigen Vortrag betrifft, ſo hatte ich mit Vergnügen in „Czaar und Zimmermann“ und „Romeo und Julie“ bemerkt, daß Hr. Pichon ſeine Stimme, die er bei ſeinem erſten Auftreten als Beliſar bis an's Unangenehme forcirt hatte, zu mäßigen anfing — leider aber kamen heute in der Arie des Pizarro wieder Töne von ſo gewaltiger Kraft zum Vorſchein, daß ſie über das, was man Geſang zu nennen pflegt, hinausgingen.

Die Chöre waren gut. — In der Einleitung des Terzetts in G dur (Nr. 3) war einiges Schwanken zwiſchen den Violen und Cello's bemerkbar — ebenſo in der 2. Violine gegen Schluß des 1. Finals. Mit vielem Vergnügen hörte ich auch wieder die Heerpauken, deren Abweſenheit bei Aufführung des „Freiſchütz“ ſelbſt von Nichtmuſikern bemerkt worden war. Der Muſikdirektor Hr. Fiſcher bewährte bei jeder Vorſtellung mehr, daß er ein gründlich gebildeter Muſiker iſt, der den Geiſt der Compoſition, die er dirigirt, ſtudirt und ſolche im Sinne des Compoſiteurs wiedergeben läßt. Er hat Orcheſter und Chor völlig in ſeiner Gewalt, er dirigirt mit Ruhe und Würde, und weiß doch jede Nuancirung im Vortrage durch irgend ein leichtes Zeichen, eine Bewegung der Hand, u. dgl. ſeinen Orcheſtermitgliedern anzudeuten. Letztere thun auch das Ihrige zur tadelloſen Aufführung. Selbſt die Blechinſtrumente, die in früheren Zeiten nur gar zu gerne zu ſpät einſetzten und ſchleppten, haben den größten Theil dieſer Untugend bis jetzt verloren. Die Ouverturen beſonders wurden auch alle ſehr brav executirt. Heute verdient er noch den Dank des Publikums für die Producirung der 2. Ouverture in C zu Fidelio. Sie wurde im Zwiſchenakte recht brav executirt (nur das 2. Horn ließ einmal umſonſt auf ſich warten), und iſt nur zu bedauern, daß man ſolche nicht öfters, etwa abwechſelnd mit einer der gewöhnlich aufgeführt werdenden in E — zu hören bekömmt.

Schlüßlich noch die Bemerkung, daß ich mehrfach den Wunſch äußern hörte, dieſe Oper möge bald wieder dem Publikum vorgeführt werden. Zur Bildung des muſikaliſchen Geſchmackes dürfte ſie wohl eine der geeignetſten ſeyn. Zur Vervollſtändigung unſerer Oper hat Herr Burchl noch eine fernere Sängerin engagirt, die bis zum 1. Dezember hier eintreffen wird.

* * *

Künftigen Donnerstag gibt Herr Wohlſtadt „die neue Fanchon“ zu ſeinem Beneſize. Derſelbe verdient, wegen ſeines Ernſtes um die Kunſt und Fleißes mit Recht der Liebling des Publikums, an dieſem Abend als Anerkennung deſſelben gewiß ein volles Haus. Ueberdies können wir unſern Leſern einige heitere Stunden verbürgen, da die Hauptrolle des Stückchens in den geſchickten Händen der Demoiſelle Hausmann iſt. —r—

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 128. Dinstag, 24. Oktober 1843.

Die Ahnungen.

(Fortſetzung.)

»Ich bin bereit, es dafür anzunehmen,« fiel Breitenbach ein.

»Wirklich? — Nun, das iſt mir lieb, es vereinfacht die Ausführung meiner Verfügungen,« ſagte mit etwas erheitertem Blicke der Kranke. — »Jetzt muß ich Sie noch von einem Umſtande in Kenntniß ſetzen,« fuhr er nach einer Pauſe, nach ſichtbarem innerm Kampfe, fort, »von einem Umſtande, der Ihnen vielleicht als eine Sonderbarkeit, als eine Abgeſchmacktheit, eine Blaſe, aufgeſtiegen im Gehirn eines Fieberkranken, erſcheinen dürfte, der aber nichts deſto weniger eine unſelige Wahrheit iſt. Ich habe längere Zeit mit mir gerungen, ob ich über den Vorgang ein ewiges Stillſchweigen beachten, ob ich deſſen Gedächtniß mit in's Grab nehmen ſollte. Ich habe mich für das Gegentheil entſchieden. Am Eingange der dunkeln Kammer, welche nichts als das Lager von vier Brettern und zwei Brettchen enthält, denkt man anders, als man wenige Tage zuvor gedacht hat. Hören Sie demnach! Wie Ihnen bekannt, kam jener Starzinski, den Sie gekannt, auf dem Rückwege aus dem ruſſiſchen Feldzuge krank in mein Haus. Mir war der Gaſt ein unangenehmer. Ich haßte Napoleon und die Franzoſen, denen ich, wenigſtens zum Theil, den Verluſt eines bedeutenden Theils meines Vermögens, das mir die Kriegsplackereien geraubt, zuzurechnen hatte. Auch ſeine Schooßkinder, die Polen, mochte ich nicht leiden; mit einem Worte, der Aufenthalt eines ungebetenen Gaſtes, wie dieſer, war mir zuwider. Es ſtreiften die Koſacken bis dieſſeits der Elbe; ich wünſchte ſehnlichſt, daß ein Trupp derſelben hieher kommen und mich von der ungebetenen Geſellſchaft befreien möchte. Da ereignete ſich ein eigner Umſtand. In einer ſchlafloſen Nacht — ich habe ſie ſeitdem tauſendmal verwünſcht — ſehe ich beim Scheine des Mondes, welcher die Umgegend bis zur Tageshelle erleuchtete, meinen Gaſt aus dem Fenſter des zu ebener Erde gelegenen Zimmers in den kleinen Garten ſteigen, der ſich von dort bis zum Eckthurme an der Mauer des Hauſes hinzieht. Neugierig, was dies zu bedeuten habe, blicke ich unverwandten Auges auf ihn und ſehe, daß er eine dem Anſcheine nach ziemlich ſchwere Chatoulle aus dem Zimmer hebt. Mit dieſer und einem Inſtrumente, das ich für eine Kohlenſchaufel hielt, nähert er ſich dem runden, kaum vier Schritte von dem Fenſter meines Schlafzimmers gelegenen Blumenſtücke, auf dem ein Roſenſtrauch ſteht; er gräbt hier ein Loch, in welches er das Käſtchen einſenkt und die Grube dann wieder zuwirft. So wie er dies gethan, ebnet er die Oberfläche und ſteigt wieder in ſein Zimmer. Der Vorgang hatte mich ſo erregt, daß kein Schlaf dieſe Nacht in meine Augen kam. Ich dachte über denſelben nach. Daß Geld in dem Käſtchen ſeyn mußte, war klar; wahrſcheinlich, ſo meinte ich, hatte er es aus Rußland mitgebracht. Bekanntlich hatten die Franzoſen auf ihrem Rückzuge beträchtliche Schätze zuſammengeplündert, die — alle Zeitungen waren ja voll davon — meiſtens den Koſacken in die Hände gefallen waren; unſtreitig ſtammte der Inhalt des Käſtchens auch von da her; am wahrſcheinlichſten aus Moskau. Gewiß wollte der Pole das Geld wegen eines möglichen Koſackenbeſuchs auf kurze Zeit bei Seite bringen, und wenn dieſer nicht mehr zu befürchten war, wieder hervorholen und mit ſich nehmen. Ihn daran zu verhindern, das unrechtmäßige Gut, deſſen Eigenthümer nicht mehr zu ermitteln war, auf den Altar des Vaterlandes zur Verwendung im Kampfe gegen die Franzoſen niederzulegen, dieſer Gedanke ſchoß mir wie ein Blitz durch den Kopf. Ebenſo ſchnell faßte ich den Vorſatz, die Koſacken, welche im nächſten Städtchen waren, aufzuſuchen und ſie zu veranlaſſen, mich von meinem Gaſte zu befreien, wobei ich es jedoch zur Bedingung machte, unter jeden Umſtänden ſeines Lebens zu ſchonen. Was ich mir vorgenommen, brachte ich in Ausführung. Die Ruſſen erſchienen, aber — noch heute kann ich mir nicht erklären, wie es zuging — der Pole entkam wie durch ein Wunder. Gewarnt konnte er nicht ſeyn. Es war, als wäre er von der Erde eingeſchluckt worden. Sein Diener, ein Trunkenbold, wurde gefangen, und ich hörte nichts weiter von ihm. In nächſter Nacht holte ich das Käſtchen aus ſeinem Verſteck. Zehntauſend Ducaten befanden ſich darin. Ich war hocherfreut; ich wollte die ganze Summe ſogleich zuſammenpacken und an das Gouvernement zur Ausrüſtung von Freiwilligen ſenden, aber ich bedachte, daß es Aufſehen erregen, daß die Franzoſen und mit ihnen Starzinski wiederkehren, daß ich dann zur Verantwortung gezogen werden konnte; ich unterließ es alſo bis nach dem Uebergange der Alliirten über den Rhein. Als dieſer ſtattgefunden, ſandte ich tauſend Ducaten an das Ausrüſtungs-Comité; den Reſt — den Reſt —« der Baron ſchlug den Blick zur Erde — »behielt ich. Es war ja feindliches Gut, ich befand mich damals in äußerſter Bedrängniß; mit einem Worte, ich verwandte einen Theil, nur einen Theil in mein Gut. Die Noth drängte mich dazu. Der Reſt, etwa die Hälfte, iſt noch in meinen Händen. So kam das Jahr achtzehnhundert dreizehn heran.«

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Neue Details über den Herzog von Enghien.

(Fortſetzung.)

Mitten im Schuljahre wurden wir zum erſten Male getrennt: Napoleon verließ mich, um auf die Schute zu Brienne zu gehen; er beſtimmte ſich damals dem Seeweſen, und die Schule zu Brienne eignete ſich beſſer für ſeine mathematiſchen Studien und für ſeine Beſtimmung, als das Collége zu Autun. Außerdem hatte mein Vatee ein Stipendium für ihn zu Brienne erhalten, und obgleich es uns ſchwer fiel, uns zu trennen, ſo fühlten wir doch, daß dieſes eine Laſt von unſerer Familie nehmen würde, und wir tröſteten uns mit dem Veeſprechen, einander häufig zu ſchreiben, was wir auch hielten. Das Ende des Schuljahrs kam heran und zu Autun ſollten die Preiſe vertheilt werden. Ich mußte dabei bedeutend betheiligt ſeyn, denn ich hatte immer viel Liebe zur Wiſſenſchaft, und dieſe Liebe hat mich noch immer begleitet und getröſtet. Ich ſollte dabee der am meiſten begünſtigte Preisgekrönte ſeyn. Wenige Tage vor der Preisvertheilung verbreitete ſich plötzlich eine Nachricht im Kollegium, welche die Einbildungskraft der jungen Leute und den Ehrgeiz dee Profeſſoren in Bewegung ſetzte, welche nicht zauderten, uns die Wahrheit der Nachricht zu beſtatigen. Man kündigte uns an, daß der Gouverneur der Provinz Burgund, der Prinz von Condé, der nach Dijon ging, ſicher durch Autun kommen würde, wo er ſich einige Zeit aufhalten und bei der Preisoertheilung präſidiren werde. Die Profeſſoren waren bei dieſer Nachricht noch aufgeregter, wie die Schüler, denen dieſe Ankunſt ein Prognoſtikum von Feſten und guter Behandlnng zu werden verſprach. Der Unter-Gouverneur des Kollegiums war ein Herr Ninon, den ich durch meinen Bruder zum Biſchof von Grenoble habe ernennen laſſen, der ſein Biſthum noch 1815 beſaß und der, beiläufig geſagt, meinem Bruder gewiß von Nutzen war, als er bei ſeiner Rückkehr von Elba durch Grenoble kam. Dieſer Herr Ninon verfaßte zu Ehren des Prinzen von Condé eine Kantate von 60 Verſen. Wie es damals Sitte war, ſo wimmelte auch dieſe Kantate von Schäfern. Der Refrain wurde von Schäfern des Dorfs geſungen. Ich erinnere mich noch der etwas proſaiſchen, aber ſehr mythologiſchen Verſe dieſes Refrains, wetchen die Schäfer des Herrn Ninon im Chor ſangen:

Condé, du Name, furchtbar der Welt,
Frankreich theuer in Ewigkeit!
Im Kriege ehret dich Mars, der Held,
Und Minerva in Friedenszeit

Der Reſt der Kantate war dieſem gemäß. Nun mußte ein ſchnelles Gedächtniß gefunden werden, um dieſe Verſe, die ſchlechten, wie die guten, ſchnell zu behalten. Ich ſtand im Rufe, ein leichtes und ſchnelles Gedächtniß zu beſitzen und war einer der Erſten unter den Preisgekronten; ich erhielt daher den Auftrag zu deklamiren. Als der feierliche Tag herankam, entledigte ich mich vortrefflich meines Auftrags, und als wir ſpäter zum Prinzen gingen, um den Kranz, den er uns eigenhändig aufſetzte, in Empfang zu nehmen, ſchien er mich am meiſten bemerkt zu haben. Die Freundſchaft des Biſchofs von Autun für meinen Vater und ohne Zweifet auch die Teilnahme, welche ein kteiner Barbar einflößte, der erſt ſo kürzlich in den Mittelpunkt der Civiliſation eingeführt war, trug ohne Zweifel viel dazu bei, die Aufmerkſamkeit des Prinzen Condé auf mich zu ziehen. Er umarmte mich, ſagte mir Schmeichelhaftes über meine Fortſchritte, und fragte mich, was meine Familie für Abſichten mit mir habe. Der Biſchof von Autun, dee den Prinzen begleitete, antwortete für mich, meine Eltern hätten mich dem geiſtlichen Stande beſtimmt, und er ſelbſt bewahre mir eine Pfründe, die er mir geben werde, wenn es Zeit ſey. — „Und Sie, mein Kind,“ ſagte dee Prinz, „haben Sie auch Ihre Pläne und haben Sie ſchon beſchloſſen, was Sie thun wollen.“ — „Ich will,“ antwortete ich, „dem Konig dienen.“ Dann, als ich ihn günſtig geſtimmt ſah, mich anzuhören, erkühnte ich mich, ihm zu ſagen, es ſey keineswegs mein Beruf, geiſtlich zu werden, wie es meine Familie wünſche, und wozu mich das Intereſſe und der wohlwollende Schutz des Biſchofs von Autun zugleich auffoedere, ſondern daß mein liebſter Wunſch ſey, in den Militairſtand zu treten. Der Biſchof von Autun wollte einige Einwendungen gegen mein Vorhaben machen; allein der Prinz, der commandirender General in der franzöſiſchen Infanterie war, ſah mit Vergnügen dieſe kriegeriſchen Neigungen von meiner Seite und ermuthigte mich, ihm meine Wünſche darzulegen. Ich erklärte daher, daß ich in die Artillerie zu treten wünſchte, und der Biſchof von Autun ſagte mit der feinſten Höflichkeit, ee nehme an mir viel zu großes Intereſſe, um ſich nicht zu freuen, daß ſeine Protection durch die viel höhere des Prinzen von Condé bei mie erſetzt ſey. Es wurde beſchloſſen, ich ſolle in die Artillerie treten. Meine Freude können Sie ſich denken. Ich war, das mögen Sie mir glauben, ſtolzer über die Liebkoſungen des Prinzen und freudiger über ſeine Ermunterungen, als ich es ſeitdem über die Kronen war, die mein Haupt getragen hat. Ich ſchrieb ſogleich an Napoleon einen langen Brief, worin ich ihm mein Glück mittheilte und ihm umſtändlich Alles erzählte, was vorgegangen war, wobei ich, wie ich mich recht wohl erinnere, nicht den Refrain der Schäfer des Herrn Ninon zur Ehre des Prinzen von Condé vergaß. Am Schluſſe meines Briefes bat ich ihn inſtändigſt, aus Liebe zu mir der Macine zu entſagen, und ſich dee Artillerie zu widmen, damit wir in daſſelbe Regiment eintreten und unſere Carriere mit einander fortſetzen könnten. Napoleon nahm augenblicklich meinen Vorſchlag an; er entſagte ſogleich dem Seeweſen und ſchrieb mir, er habe den Entſchluß gefaßt, ſo wie ich, zur Artillerie zu treten. Dies that er wirklich, und wie die Welt ſeitdem erfuhr, mit Erfolg. Alſo verdankte dieſem Beſuch des Prinzen Condé und der Protection, die er einem ſeiner Bruder verſprach, Napoleon ſeinen Entſchluß, in eine Laufbahn zu treten, die ihm den Weg zu allen Ehren bahnte. Dieſe Erinnerung tauchte plötzlich in dem Augenblicke in meinem Gedächtniß auf, wo mein Bruder Napoleon, jetzt das Oberhaupt des Staates, mir die Nachricht von der Verhaftung des Enkels des Peinzen von Condé und ſeinen Entſchluß mittheilte, ihn vor Gericht zu ſtellen. — „Napoleon,“ ſagte ich zu ihm, „erinnerſt du dich noch an meinen Brief von Autun über den Beſuch des Prinzen von Condé in unſerm College? Weißt du noch, wie ſtolz ich darauf war, von ihm bekränzt worden zu ſehn? Erinnerſt du dich noch an das Hirtengedicht, das ich damals auswendig lernen mußte, und den Refrain der Kantale, den ich dir damals ſchickte? Condé, großer Name! Erinnerſt du dich noch, wie gütig der Prinz meinen Wunſch aufnahm, der ſchönen geiſt-

Digitized by Google

lichen Zukunft, die mich der Biſchof von Autun hoffen ließ, zu entſagen, um in die Artillerie einzutreten? Erinnerſt du dich, wie du damals, aus Liebe zu mir, auch deinerſeits dem Seeweſen entſagteſt, um mit mir in daſſelbe Artillerie-Korps einzutreten? Wer hätte uns damals geſagt, daß du einſt beſtimmt ſeyn würdeſt, als Richter uber das Geſchick eines Enkels des Prinzen von Condé das Urtheil zu ſprechen."

(Schluß folgt.)

Der Angeklagte.

(Nach dem Engliſchen.)

Auf einer Geſchäftsreiſe nach ** ſtieg ich bei meinem Anwalt ab, der mir während ſeines Aufenthaltes zuvorkommend ſein Haus zur Verfügung ſtellte. Ich nahm ſeine Gaſtfreundſchaft an. Am folgenden Morgen ging ich in die Stadt; der Zufall fuhrte mich in eine Straße, wo das Volk gedrängt vor einem Hauſe ſtand, das, wie ich bald erfuhr, der Juſtizpalaſt war. Die Aſſiſenſitzung, welche gerade gehalten wurde, ſollte über einen Kindesmörder entſcheiden. Die Ausſicht auf ein ſolches Schauderdrama der wirklichen Welt zog mich an, und, Dank den vortrefflichen Einrichtungen des glücklichen Altenglands, brauchte ich nur in die Taſche zu greifen, um mir durch den goldenen Schlüſſel einen bequemen Platz unter der Elite der Geſellſchaft zu verſchaffen.

Als ich eintrat, wurde, bevor jener Fall, der ſo viele Schauluſtige angezogen, an die Reihe kam, auf die Bank der Angeklagten erſt noch einer jener Unglucklichen berufen, deren von Hunger und Kummer abgezehrte Wangen ein fühlendes Herz oft tiefer erſchuttern, als der finſtere Blick des vollendeten Verbrechers.

Der öffentliche Ankläger begann mit einer beredten Entwicklung der hohen Miſſion, welche die Juſtiz zum Schirm und Schutze der Staatsgeſellſchaft zu befolgen habe, doch zeigte es ſich bald, daß der langen Rede kurzer Sinn die Anklage gegen einen Bettler war, der aus einem Bäckerladen ein Brod geſtohlen hatte. Kurz vor Erſcheinen des Beſchuldigten ſah ich den Bäcker hinter einem jungen Advokaten Platz nehmen, dem er die Führung ſeiner Sache übertragen, und der ſeinem Klienten einen Blick zuwarf, der ſagen zu ſollen ſchien: »Verlaſſen Sie ſich auf mich, er wird verurtheilt!«

Der Angeklagte ſaß mit gebeugtem Haupte da, ohne auch nur ein einziges Mal das Auge aufzuſchlagen; er ſah phyſiſch und geiſtig ſo vernichtet aus, daß er nach Beendigung des Anklageaktes taumelte und einer Ohnmacht nahe war. Der Schließer ſprang ihm bei und gab ihm einen Majoranſtrauß in die Hand. Die Dankbarkeit, welche das Auge des Unglücklichen dem Manne für dieſe Gefälligkeit ausſprach, ließ mich hoffen, daß es mit ſeinem Herzen doch vielleicht beſſer beſtellt ſey, als ſein zerlumpter Anzug und die Bank, auf der er ſaß, vermuthen ließen. Dem Anklageakte zufolge war der Menſch erſt 30 Jahre alt; ſeinem Ausſehen nach hätte man ihn eher für noch eins ſo alt gehalten. Meine Theilnahme für ihn wuchs, als ich ihn ohne Umſchweiſe ſeine Schuld eingeſtehen hörte. Nach dieſem Bekenntniſſe ſank er wieder in die frühere dumpfe Verzweiflung zurück.

»Iſt der Gefangene hier bekannt?« fragte jetzt der Präſident.

Raſch erhob ſich der junge Advokat und bemerkte mit ſchneidendem Tone:

»»Ohne Zweifel, Mylord; es iſt nicht ſein Debut; er hat ſchon Praxis bewieſen.««

»Ich frage, ob er zum erſten Male vor Gericht ſteht?«

Der Advokat drehte ſich nach dem Bäcker um und antwortete, nachdem derſelbe ihm etwas zugeflüſtert hatte:

»»Nein, Mylord, er wurde ſchon mehrfach verurtheilt.««

»Für ähnliche Vergehen?«

»»Vermuthlich, Mylord, vermuthlich,«« erwiderte der Advokat und ſetzte mit ironiſchem Lächeln hinzu, »»doch können wir unſere Vermuthung nicht poſitiv belegen.««

Der Angeklagte ſchlug die Augen auf, richtete ſie mit unbeſchreiblichem Schmerze auf den Präſidenten und ſagte:

»Ich wurde Bettelns halber verurtheilt.«

Der Angeredete fuhlte, was im Tone dieſer Stimme lag; denn er gehörte zu den Richtern, die ein Segen und eine Ehre der Menſchheit ſind, wie wir ſpäter ſehen werden.

»Was führte Sie zu dieſer Uebertretung des Geſetzes?« —

»»Die Noth, Mylord.««

»Was treiben Sie gewöhnlich?«

»»Nichts, Mylord . . . Alles.««

»Sie haben alſo keine Profeſſion?«

»»Nein, Mylord.««

»Und was treibt Ihre Frau mit den Kindern?«

»»Sie ſind ohne Hülfsmittel, Mylord, ſie vergehen mit mir in Hunger und Kummer.««

»Haben Sie keine Verwandten oder Freunde in der Stadt?«

»»Nein, Mylord, ich bin hier fremd, und in der Straße, wo ich wohne, gibt es nur Arme, wie wir ſind.«« —

Das Unglück des Armen ergriff mich, und ich nahm mir vor, mich näher nach ihm zu erkundigen, um zu hören, ob ſich etwas für ihn thun laſſe.

»Wie lange befand ſich der Angeklagte bereits in Haft?« fragte der Präſident.

»»Seit ungefähr zwölf Wochen,«« entgegnete leichthin der Advokat des Klägers, wie wenn Wochen nur Minuten wären.

»So darf die Strafe als genügend betrachtet werden,« antwortete der Präſident. »Man ſetze ihn auf freien Fuß. Gefangener, Sie können ſich entfernen. Suchen Sie Arbeit und Broderwerb, oder ſind Sie, was allem Anſcheine nach der Fall iſt, krank, ſo wenden Sie ſich an Ihre Pfarrei. Denn nichts, merken Sie ſich das, nichts beſchönigt oder entſchuldigt den Diebſtahl. Sie ſind frei!«

Dieſe Wendung ſeines Schickſals ſchien jedoch den Eindruck auf den Unglücklichen nicht zu machen, den die Wiedererlangung der Freiheit ſonſt ſelten zu verfehlen pflegt. Er ſtand auf, grüßte den Magiſtrat mit Anſtand und folgte dem Schließer, ohne daß ſein Geſicht die Wundenmale der rathloſeſten Verzagtheit und Zerriſſenheit verlor.

Dem inneren Drange ohne weitere Ueberlegung nachgebend, war ich zugleich mit dem Freigelaſſenen aufge-

Digitized by Google

ſtanden und ihm zur Thür des Juſtizſaales gefolgt. Es lag urſprünglich nicht in meiner Abſicht, den Unglücklichen anzureden, doch befand ich mich bald in dem Hofe, von wo die Losgeſprochenen aus der Haft wieder in den Genuß ihrer Freiheit traten.

Als ich aufſah, blieb ich ſtehen; denn ein neues Jammerbild tauchte vor mir auf. Ich befand mich auf dem Hofe allein mit einem Weibe, das ein Kind auf dem Arme hatte und in ſichtbarer Seelenangſt haſtig auf und ab ging. Obgleich der Anzug der Frau die tiefſte Armuth verrieth, ſo zeigten doch ſelbſt die Lumpen noch eine gewiſſe Sauberkeit. Sie mußte einſt ſehr ſchön geweſen ſeyn, aber jetzt erſchien ſie mir wie eine durch Kummer und Elend Geknickte. Wie alt ſie war, ließ ſich aus dem verweinten abgezehrten Geſichte nicht abnehmen, doch war ſie jedenfalls in Noth und Sorgen vor der Zeit gealtert.

Jetzt that ſich die Pforte auf, die auf den Hof hinausging, und der Mann, der mich hieher gezogen hatte, erſchien. Die Bettlerin eilte ihm weinend entgegen, reichte ihm zitternd die abgezehrte Hand und blickte dann ſchluchzend zu Boden. Der Mann ſprach kein Wort; er war gefaßt und ruhig, doch mochte er fühlen, daß er nur ſchweigend Herr ſeiner Gefühle bleiben konnte. Mit wehmüthigem Lächeln nahm er das Kind auf den Arm und ſchritt durch das Hofthor in die Straße voran; mit geſenktem Kopfe ſchwankte ihm die Frau nach. Im Gehen warf der Freigelaſſene ſeiner Leidensgefährtin einen jener Blicke zu, in denen mehr liegt, als Worte jemals auszuſprechen vermögen. Nur dem Kinde flüſterte er hin und wieder ein freundliches Wort zu, da es, offenbar aus Hunger, bitterlich weinte.

Ich konnte mich von dem unglücklichen Paare nicht losreißen und folgte ihm daher ſo nahe, wie es, ohne Abſicht zu verrathen, thunlich war.

Mit unverkennbarer Abſichtlichkeit die einſamſten Gaſſen einſchlagend, führte mich der Bettler in's älteſte und ſchmutzigſte Stadtviertel, in die Stadt der Armen und Elenden, der Verſtoßenen und Verworfenen. Endlich bog er in eine enge, dunkle Gaſſe ein, in welcher das Elendeſte des Elends zu hauſen ſchien.

Vor den Thüren ſtanden, ſaßen oder lagen halbnackte, ſchmutzige Kinderſchaaren; die Häuſer waren alle ohne Ausnahme alt, ſchwarzgeräuchert, finſter und unſauber. Sechs, ſieben halbbetrunkene Weiber ſtanden ſchwatzend und ſchreiend vor dem Hauſe, in welches ich den Unglücklichen mit ſeinem Weibe hatte eintreten ſehen. Sie blickten dem Freigelaſſenen mit einem widerlichen Lächeln nach, zuckten die Achſeln und ſetzten ihr Geſchwätz fort. Es lag in dieſem Empfang wenig Theilnahme, und die arme Familie fühlte das; denn die Frau hatte ihre Thränen getrocknet, ſchritt raſch voran und verſchwand mit ihrem Manne auf der Treppe, die zu ihrer Behauſung führte.

Unſchlüſſig war ich ſtehen geblieben; doch mein Gewiſſen trieb mich an, und die innere Stimmme rief mir zu, daß es Pflicht ſey, hier etwas Gutes zu thun, und wäre meine Gabe auch nur, wie ein Tropfen im Meere. Ich wandte mich deshalb an ein Mädchen von etwa neun bis zehn Jahren, das auf der Schwelle des Hauſes ſaß und fragte, ob hier Warton wohne. Sein Name war mir aus dem Juſtizpalaſte bekannt.

Das Mächen ſah mich mit frechem Auge an, ſchlug ein Gelächter auf und fragte:

»Wenn ich Ihnen Auskunft gebe, bekomme ich für ein Glas Gin?«

Ich ſchauderte und ſtand auf dem Punkte, dieſen des Schmutzes und Elendes zu verlaſſen, als ich im Hauſe huſten hörte und die Stimme des Freigelaſſenen vernahm. Dies regte mich von Neuem an; mit raſchem Entſchluſſe eilte ich die Treppe hinauf. Eine Frau, die mir auf derſelben begegnete, zeigte mir die Thüre von Wartons Zimmer.

(Fortſetzung folgt.)

Die Seejungfer oder Sirene.

In London wurde kürzlich eine »Sirene des Meeres«, wie man ſich ausdrückt, gezeigt, ein wunderlicher Fiſch, der an der Küſte von Südamerika, in der Nähe des Laplata, gefangen worden und für das britiſche Muſeum angekauft werden ſoll. Das Thier befand ſich in einer Glaskiſte und wurde nur kurze Zeit vorgezeigt, ſo daß man nicht ſo genau alles unterſuchen konnte. Die Literary Gazette vom 23. September traut augenſcheinlich der ganzen Geſchichte nicht recht, gibt indeß doch eine Beſchreibung davon. Das Thier ſoll zwei Jahre vorher, ehe es in die Hände ſeiner jetzigen Beſitzer kam, gefangen worden ſeyn, was ſeine ſchlechte Aufbewahrung erklären würde. »Der Körper«, fährt das Blatt fort, »iſt 28 Zoll lang, reich an ſtachlichten Finnen, und der Kopf iſt mit großen, borſtenartigen Haaren bedeckt. Der Mund gleicht dem der Nagethiere, aber in dem Unterkiefer iſt faſt eine Doppelreihe von Zähnen, und Malmzähne befinden ſich weder oben noch unten. Das Thier hat zwei Arme, die etwa 4 Zoll lang ſind und in Fingern auslaufen, die zum Theil durch eine Schwimmhaut verbunden ſind und deutliche Nägel zeigen. Neben den Armhöhlen ſind zwei völlig ausgebildete Brüſte; unterhalb derſelben vorn vier horizontale Floſſen, vermittelſt deren und der Arme das Thier leicht den Kopf geraume Zeit über dem Waſſer halten kann. Die andern perpendiculären Finnen ſind vergleichungsweiſe ſehr breit und ſtark, ſo daß das Thier außerordentlich raſch ſchwimmen muß. Dies iſt der äußere Anblick der ſogenannten Seeſirene, was freilich ein curioſer Name iſt. Menſchliches findet ſich an dem Kopfe nichts, außer vielleicht das robbenartige Haar, und was die Sirenenſtimme betrifft, ſo iſt weder Hals noch Mund dazu gemacht, jemals muſikaliſche Töne hervorzubringen. Daß dies, wenn kein Falſum vorgegangen, eines der ſeltenen oder nie geſehenen Ungeheuer der Tiefe iſt, leidet keinen Zweifel; wir müſſen indeß bekennen, daß der Mund — wenn er nicht etwa durch das Trocknen ſtark zuſammengeſchrumpft — für ein Leben im Meere ſehr unpaſſend geformt erſcheint, und daß uns die Zähne zur Fiſchnahrung faſt verdächtig vorkommen. Auch ſind keine Kiemen da, um unter dem Waſſer zu athmen, und keine Ohren zum Hören, wenn das Thier viel auf der Oberfläche bleibt.«

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 129. Donnerstag, 26. Oktober 1843.

Die Ahnungen.

(Schluß.)

Der Baron ſchien von der Rede angegriffen, er ſchwieg eine Weile und ſchien außerdem ſo beſchämt und verwirrt, daß ſich Breitenbach veranlaßt fand, ihn zu bitten, die Fortſetzung ſeiner Erzählung auf ein anderesmal zu verſchieben.

»Nein, nein!« rief der Kranke heftig, indem er ſeine Kräfte mit Anſtrengung zuſammenzuraffen ſchien. »Habe ich es über mich vermocht, zu ſagen, was ich that, warum ſollte ich nicht auch ſagen, was ich dafür litt. Wollen Sie mich für einen Verbrecher halten, ſo kann es mir auch gleich ſeyn, ob Sie mich, wenn Sie meinen ferneren Worten keinen Glauben beimeſſen, für einen Wahnſinnigen anſehen.« —

Dieſe Worte hatte der Baron mit rauhem Tone und mit rollenden Blicken geſprochen, jetzt fuhr er gemäßigter fort:

»Halten Sie Das, was ich Ihnen noch ferner mitzutheilen habe, für wirkliches Ereigniß, halten Sie es für Krankheit, Verrücktheit; gleich viel. Ich erzähle, was ſich begab, und überlaſſe Ihnen das Urtheil. — Es war in der Nacht des fünfundzwanzigſten Auguſts des Jahres dreizehn, ich lag auf meinem Lager und konnte nicht ſchlafen, der Mond ſchien hell, ich dachte eben, ob wohl Starzinski je zurückkehren, ſein Eigenthum fordern könnte, und wie ich mich dann zu benehmen hätte; ich war in dieſem Momente ſo wach, ſo Herr meiner Sinne, wie in dieſem Augenblicke. Was werden Sie ſagen, wenn ich beifüge, daß, als ich zufällig die Augen aufſchlage und in das vom Monde hell erleuchtete Zimmer blicke, ich Starzinski, wie er leibte und lebte, in Uniform, eine Hand auf das Herz gedrückt, die andere ſtarr vor ſich hingeſtreckt, als ob er zu mir reden, Etwas von mir fordern wolle, drei Schritte vor meinem Bette ſehe? — Ich erhebe mich,« fuhr der Baron, auf's Aeußerſte erregt, fort, »bei dieſem Anblicke ſogleich. Ich wußte nicht, ob ich wachte oder träumte. Ich faſſe meine Hand, meinen Kopf, ich richte mich auf, will mich überzeugen, ob ich wache oder träume. Ich ſpringe aus dem Bette. Die Geſtalt bleibt. Ich rufe: Wer da? Sie bleibt. Wie wahnſinnig ſpringe ich nach ein paar an der Wand hängenden geladenen Piſtolen, ich ziele, drücke ab. Die Geſtalt bleibt. — Als auf den Knall zweier Schüſſe mein alter Diener in's Zimmer ſtürzt, zerfließt ſie vor meinen Augen wie Rauch.«

»Sie haben lebhaft geträumt,« ſprach Breitenbach kopfſchüttelnd.

»Meinen Sie,« ſprach der Baron mit ſchauerlichem Lächeln. »Ich glaubte es auch. Ich glaubte es, als die Geſtalt die folgende Nacht wieder vor meinem Bette ſtand, ich glaubte es noch, als es zehnmal, zwanzigmal der Fall war, als ich ſchon in Gefahr war, vor Angſt wahnſinnig zu werden. Als ich ſie aber hundertmal, ja jede Nacht dieſer drei Jahre vor mir geſehen, als ich in den Zeitungen geleſen hatte, daß Starzinski gerade an dem fünfundzwanzigſten Auguſt gefallen war, Herr, da wußte ich, daß ich nicht geträumt.«

»Seltſam! — Sonderbar! — Eine Nervenverſtimmung —« hob Breitenbach an.

»O, ſagen Sie doch, was Sie denken, und was ich und Jeder ſagen würde, der bei der Sache nicht ſelbſt betheiligt iſt, ſagen Sie: eine partielle Verrücktheit, und Sie ſind fertig!« fiel der Baron mit einem grauſigen Lachen ein. — »Man hat es ſich in unſern Tagen ſehr bequem gemacht, die Empfindungen, die Gefühle, die Leiden Anderer mit einem einfachen Worte unter einen Begriff zu bringen. Man zeigt damit, wie ſehr man auf der Höhe ſeiner Zeit ſteht und wie man ſo hübſch hinweg iſt über Alles, was uns nicht ſelbſt betrifft. — Doch, hören Sie weiter. Seit jenem Tage ſah ich Nacht für Nacht, was ich Ihnen erzählt, gleichviel, ob ich auf meinem Lager lag oder nicht. Mochte mein Zimmer dunkel oder hell ſeyn, jene Geſtalt ſtand vor mir, wich und wankte nicht. Schloß auch die äußerſte Ermattung meine müden Augen, ſo konnte ich doch gewiß ſeyn, daß beim Erwachen jene Geſtalt zuerſt wieder vor meinen Augen ſtehen würde. Mein Gehirn kam faſt zum Gähren. Ich dachte nach, auf welche Weiſe ich mich von dieſem entſetzlichen Geſichte befreien wollte. Ich fragte die Erſcheinung, ich bat, ich flehte; keine Antwort. Ich vergrub das Käſtchen wieder an den Ort, wo ich es hervorgeholt; es änderte nichts. Ich ſah jene Geſtalt allnächtlich, ſtill, aber fordernd, drohend vor mir ſtehen. Meine Geſundheit ging dabei gänzlich zu Grunde. Ich fürchtete, raſend zu werden. So bin ich dahin gekommen, wo Sie mich fanden. Das Maß des Entſetzens voll zu machen, ſah ich, was vorher zu dieſer Zeit nie der Fall geweſen, jene Schreckensgeſtalt ſogar vor mir, als Sie am Abende Ihrer Ankunft von Starzinski's Geſchick erzählten.«

Breitenbach blickte, als der Kranke einige Augenblicke erſchöpft inne hielt, ſtill, und ohne ihm mit einem Worte zu widerſprechen, auf den Baron. Er ſah ein, daß er ihn nur ohne Noth aufreizen würde, aber keine Ruhe geben könne.

»Ich bitte Sie, Vetter,« fuhr Jener endlich fort, »dieſes Käſtchen in Verwahrung zu nehmen, die Summe der zehntauſend Ducaten, ſoviel daran fehlt, von dem Kaufgelde des Gutes zu ergänzen und ſich alle Mühe zu geben, die Erben Starzinski's, die Eigenthümer die-

Digitized by Google

ſes Käſtchens, zu erforſchen und ihnen dasſelbe auf eine gute Weiſe zukommen zu laſſen.«

»Nichts würde leichter ſeyn, wie dieſes,« hob Breitenbach lächelnd an, »indeß —«

»Kennen Sie ſolche? Wiſſen Sie etwas von der Sache?« fragte der Baron lebhaft.

»Iſt Ihnen die Handſchrift Starzinski's bekannt?« ſagte Jener.

»Allerdings! Ich fand in ſeinem Zimmer mehrere Papiere von ſeiner Hand,« entgegnete der Kranke.

»Dann konnen Sie vergleichen, und dies iſt mir beſonders erwünſcht,« fiel Breitenbach ein, indem er ein Porteſeuille aus dem Buſen zog, eine Schrift herauszog und ſie dem Baron hinreichte. — »Hier, leſen Sie!«

»Wie? Iſt's möglich?« rief der Kranke mit Erſtaunen, als er ein paar Zeilen geleſen hatte. »Sie, und Malhilde?«

Der Baron überlas die Schrift mehrmals vom Anfang bis zum Ende.

»So ſoll ich noch an der Pforte des Grabes Ruhe finden!« ſprach er mit erhobenen Augen, indem er die Schrift neben ſich legte. »Gott ſey gedankt! Ich fühle eine Beruhigung, die ich lange nicht gekannt.«

Der Baron wollte den Tag nicht vergehen laſſen, ehe er einer Gerichtsperſon die Ausfertigung der Kaufsangelegenheit übertragen. Nur mit Mühe konnte ihn Breitenbach überreden, bis zum folgenden Tage damit zu warten. Dieſer fand den Kranken ſchwach, aber ruhig. Zum erſtenmal ſeit langer Zeit, ſagte er, habe er ruhig ſchlafen können. Da er nichts von der ihn quälenden Erſcheinung ſagte, ſo mußte Breitenbach annehmen, daß er dieſe nicht erblickt, oder daß die Geiſtesſtörung, für welche der junge Mann das Ganze nahm, plötzlich nachgelaſſen habe.

Nur noch wenige Tage lebte der Baron. Breitenbach und Mathilde ſtanden an ſeinem Sterbelager. Weinend drückte das Mädchen dem Manne die Augen zu, über den ſie ſo viel zu klagen gehabt, und der erſt zuletzt durch die Sorge für ihre Zukunft die trüben Stunden, die er ihr oft bereitet, wieder gut zu machen gewußt.

Das folgende Jahr fand Breitenbach und Mathilden als ein paar glückliche Ehleute. Das faſt gänzlich heruntergekommene Gut gewann in Kurzem ein blühendes Anſehen, und Liebe, Fleiß und Ordnung ließen ſie bald Schätze finden, dauernder und bedeutender als den, welchen ſie in jener Nacht gemeinſchaftlich zu heben geſucht. Freundlich ſegneten ſie das Andenken Starzinski's.

Neue Details über den Herzog von Enghien.

(Fortſetzung.)

Bei dieſen Worten veränderte ſich Napoleons ausdrucksvolles Geſicht, und ich ſah Thränen fließen, denn, ſehen Sie, Herr, die Natur meines Bruders Napoleon war gut und ſanft; aber oft gab er ſich mehr Mühe, böſe zu erſcheinen, als Andre, um gut zu erſcheinen. Er ſtützte ſich auf meinen Arm. „Welches Geſchick," ſagte er, „mein Freund, welches Unglück in dieſer Familie. Aber wer weiß, ob nicht aus dieſer Verhaftung noch Gutes für dieſe Familie, für das Land und für mich ſelbſt entſpringen kann; denn ich werde Mitlel finden, mich zu zeigen, wie ich wirklich bin. Ich bin ſtark genug, um die Bourbons nicht zu fürchten; ich glaube, ich bin zu groß, als daß man noch daran denken könnte, mich zu der elenden Rolle Mack's herabziehen zu wollen. Man ſagt mir, der Herzog von Enghien fühle ſich bewogen, meinen wohlwollenden Geſinnungen entgegen zu kommen und mir zu ſchreiben; mag er das nun thun oder nicht, mich wird er nur zu ſeinen Gunſten geſtimmt finden, bei mir nur den Wunſch, und nicht blos den Wunſch, ſondern auch den Willen, ihm Gutes zu erweiſen. Ich, der gekommen bin, um Alles auszuſöhnen, ſchaffe mir noch immer gerne dieſen Verſöhnungsnamen, und ich werde gerührt bei dem Gedanken an die Möglichkeit, dem unglücklichen Herzog von Enghien eine Freundeshand zu reichen. Nicht wahr, es würde dir hübſch erſcheinen, einmal einen Nachkommen des großen Condé unter den Adjutanten deines Bruders zu ſehen. Was mich betrifft, ſo würde ich mich ſehr darüber freuen, und ich kann dir verſichern, mein Herz iſt für ihn allen guten und großmüthigen Geſinnungen offen." Darauf geſtand Napoleon mir, daß wenn er ſeinerſeits ſehr zur Milde geſtimmt ſey, nicht alle ſeine Rathgeber derſelben Anſicht ſeyen.

Cambacérès war derjenige, welcher am meiſten in großmüthiger Geſinnung mit ihm übereingeſtimmt hatte. Berthier, mit dem er darüber geſprochen hatte, war weniger gut geſtimmt, als Cambacérès. Was Talleyrand betrifft, den ich in der Unterhaltung mit meinem Bruder angetroffen hatte, ſo war dieſer, da zwei ſeiner Brüder, frühere Kammerjunker des Prinzen von Artois, noch im Auslande waren, am meiſten darauf bedacht, die Größe ſeiner Anhänglichkeit zu beweiſen, indem er die Erinnerungen früherer Zeit am wenigſten berückſichtigte, und er war daher nicht zur Schonung geneigt. „Aber, ſagte Napoleon, ich folge nicht ſeinen ſelbſtſüchtigen Rathſchlägen. Ich verſtehe es, die Herzen der Menſchen durch ihre Worte hindurch zu erkennen, und kenne, wie du, der du immer mein Führer in der klaſſiſchen Literatur warſt, unſern alten Corneille zu gut, um mich durch falſchen Anſchein von Eifer trügen zu laſſen. Ich weiß zu gut, daß man wenigſtens eben ſo gerne Pompejus meinen Kopf anbieten würde, wenn das Glück mir ſeine Schattenſeite zuwendete, als man jetzt das Haupt des Pompejus Caſar anbieten will." — Napoleon wollte mich in Malmaiſon zum Eſſen bei ſich behalten; allein ich ſagte ihm, daß ich ſelbſt einige Perſonen zu mir nach Morfontaine eingeladen hätte, und nannte ſie ihm. Darauf forderte er mich auf, ſogleich dorthin zurückzukehren, und ermächtigte mich, meinen Gäſten die Seelenſtimmung, worin ich ihn gefunden und verlaſſen hatte, auseinander zu ſetzen; und er rieth mir, den Eindruck zu beachten, den dieſe Nachricht, ſo wie die von ſeinen guten Abſichten in Beziehung auf den Herzog von Enghien auf dieſen ausgewählten Theil des Publikums machen würde. Ich kam ziemlich zur Eſſenszeit nach Morfontaine zurück. Meine Gäſte waren da; bei Tiſche ſprachen wir über die laufenden Gerüchte. Ich erzählte meinen Beſuch zu Malmaiſon und erwähnte, daß mein Bruder vollkommen zu Milde geſtimmt ſey.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Correſpondenz.

Mainz, im October.

Induſtrie iſt das Loſungswort unſerer Zeit. Induſtrie iſt die Spindel, um welche der Faden unſerer Tagesgeſchichte ſich windet. Keine Geſinnung iſt jetzt ſo viel werth als die induſtrielle, keine Gewalt ſo mächtig als die der Maſchinen, in deren Dienſt der Geiſt der Zeit getreten. Der große Baum der Menſchheit breitet von Tag zu Tag neue Induſtriezweige aus, und neue Bedürfniſſe müſſen erfunden werden, damit die neu erfundenen Maſchinen nicht in Stockung gerathen. Die Induſtrie thut Wunder; dafür ſind aber die Wunder zur Induſtrie geworden. Horen Sie aufmerkſam, was ich Ihnen jetzt berichte! Vor einigen Tagen trat eine junge, ſehr hübſche Dame in einem etwas eigenthümlichen Anzuge in das Zimmer eines jungen Arztes und ſtellte ſich ihm als Madame Teckmann von Mexico vor. Als der Arzt ſie nach ihrem Begehren fragte, antwortete ſie ganz naiv, ſie ſey Somnabule und koune die wunderbarſten Dinge verrichten, wenn ſie magnetiſirt würde. Sie erſuche ihn alſo, er möge ſie magnetiſiren. Man kann ſich leicht denken, wie erſtaunt der Junger Aeskulaps ob dieſer Zumuthung war. Er antwortete ihr, daß er ſelbſt ſich nie mit Magnetiſiren beſchäftigt, daß man in Mainz keinen ſonderlichen Glauben an dergleichen Dinge habe. Er habe aber einen Freund, der den Magnetismus zu ſeinem beſondern Studium gemacht und erſt vor Kurzem mehrere Abhandlungen daruber veröffentlicht. Die Dame begehrte nun die Adreſſe des Freundes. Mit dieſer verſehen, ging ſie zu demſelben, bezeichnete ihm aber ſtatt Mexico das Großherzogthum Baden als ihr Vaterland. Dieſer andere Arzt ließ nun eine Art Circulär an ſeine Kollegen ergehen und dieſe kamen zufolge desſelben in das hieſige Accouchementgebäude, wohin auch die Seherin geführt wurde. Dieſe ſetzte ſich nun auf einen Stuhl, nahm ein kleines eiſernes Kreuz, berührte mit demſelden einige Theile ihres Körpers, blickte einige Minuten ſtarr vor ſich hin, ſchloß dann die Augen und fing an zu murmeln. Ein Arzt führte ihr ſodaun ein junges Mädchen vor, deſſen Hand ſie erfaßte. Kaum hatte die wunderthätige Magusſin einige Augenblicke die Hand des Mädchens befuhlt, als ſie demſelben ſagte — was ſagte ſie? Sie ſagte dem Mädchen — es habe einſt ſchon Mutterfreude empfunden. Das Mädchen war wie vom Schlag gerührt; heftige Thränen entſtürzten ſeinem Auge. Es rief Gott und Menſchen zu Zeugen ſeiner Unſchuld an und verließ das Zimmer. Das Madchen iſt in der That von höchſt unbeſcholtenem, ſittlich-reinem Charakter, und nue die grenzenloſeſte Unverſchamtheit konnte jener Betrügerin die verhängnißvollen Worte in den Mund gelegt haben. Um nun die Sache kurz zu machen, will ich Ihnen berichten, das man es für's Angemeſſenſte hielt, die Polizei von der Anweſenheit der Madame Teckmann in Mexico in Kenntniß zu ſetzen, und da bekanntlich die Polizei an keine Wunder, ſondern nur an einen richtig viſirten Paß glaubt, ſo wurde die Seherin aus dem goldenen Mainz gewieſen. Was ſagen Sie nun zu dieſem Stückchen? Was ſagen Sie zu dieſem neuen Erwerbszweig? Denn daß Madame Teckmann nicht um Gotteswillen und aus purer Menſchenfreundlichkeit Wunder thun wollte, geht daraus hervor, daß ſie förmliche Magnetismusvorſtellungen mit Eintrittspreiſen veranſtalten wollte. Sollte Madame Teckmann auch Würzburg beſuchen und ſich Ihnen vorſtellen, ſo drücken ſie ihr nur dieſen Bericht in die Hand, und ſie wird gewiß ſogleich in einen Zuſtand verſetzt werden, der ſie unwiderſteblich von Ihrem Angeſichle vertreiben wird. Leben Sie wohl! —m—

⁂

Dresden, den 19. Oktober.

Am 14. vorigen Monats war es, wo Dr. Kirchenpauer, welcher ſeit einiger Zeit hamburgiſcher Bevollmächtigter bei der hier ſeit einem Jahre ſchon anweſenden Conferenz der Elbuferſtaaten iſt, im Auftrage des Senates in Hamburg unſerm Könige die Danktafel überreichte für die von ihm und ſeinem Lande jener Stadt beim Brandunglücke vorigen Jahres geleiſtete Hülfe, von der ich Ihnen in meinem letzten Briefe ſchrieb. Da meldete ich Ihnen auch, daß der König befohlen habe, dieſes Document öffentlich auszuſtellen, damit es Jedermann ſehen könne. Dies geſchah acht Tage lang im Ausſtellungsſaale an der Terraſſe, welcher während der Zeit nicht leer wurde, da Alles das ſinnig gedachte und trefflich ausgearbeitete Document beſchauen wollte. Ueber ſeine Einrichtung theile ich Folgendes mit: Die Doppeltafel, welche die Urkunde umſchließt, iſt aus Eichenholz des abgebrannten hamburger Rathhauſes geſchnitzt und auf beiden Seiten mit Gußarbeiten aus dem Glockenmetall der eingeäſcherten Kirchen verziert. Die Urkunde auf dem inwendig befindlichen Pergament iſt mit Ornamenten ausgeſtattet. Eine Eiche, das im Mittelpunkte Deutſchlands kräftig blühende Sachſen repräſentirend, bildet die Grundlage des Ornamentes. Auf ihren Aeſten ruht ein den ſächſiſchen Weinbau bezeichnender Thyrſusſtab, an welchem eine Damaſtdecke hängt, in welche das hamburger Wappen und die Worte der Urkunde eingewebt ſind. Ueber das Ganze ſchwebt das ſächſiſche und das bayeriſche Wappen, ringsum an den Eichenzweigen die fünf Kreiſe Sachſens, repräſentirt durch die Wappen der fünf Hauptſtädte, jedes umgeben von ſinnbildlichen Darſtellungen der jeden Landestheil auszeichnenden Künſte, Wiſſenſchaften und Gewerbe. Die Worte der Urkunde drücken die in Folge einmüthigen Rathsbeſchluſſes an den König gerichtete Bitte: für die von ihm und ſeinem Volke durch raſche Ueberſendung reicher Geldhülſe den Abgebrannten gewordenen, großmüthigen Unterſtützung den tief empfundenen Dank zu genehmigen, welchem gegenwärtige Urkunde einen dauernden Ausdruck zu verleihen beſtimmt ſey.« Wahrſcheinlich wird dieſe ſo eigenthümliche Dank-Adreſſe in den Schätzen des hiſtoriſchen Muſeums einen Platz erhalten. — Für den nahenden Winter zu allen ſeinen Genüſſen Vorbereitungen zu treffen und ſie auch ſchon beginnen zu laſſen, iſt man beſchäftigt. Die Concerte haben ſchon begonnen. Ein Fräulein v. Grünberg eröffnete ſie; ein 10jähriger Pianiſt, Th. Spakewski, folgte ihr, und ſo ſcheint uns wöchentlich wenigſtens Ein Ohrenſchmaus zu Theil zu werden von reiſenden Künſtlern, ungerechnet die Hartung'ſchen vierzehntägigen Abonnementsconcerte, welche ſehr beliebt ſind, weil es wirkliche Concerte und nicht bloſe muſikaliſche Abendunterhaltungen ſind, worin nur Kleinigkeiten aufgetiſcht werden, und weil das Eintrittsgeld billig iſt. Der letzte Grund hält freilich die hautevolée vom Beſuche derſelben zurück. Es iſt ihr nicht hoch genug, indeſſen verlieren nur ſie dabei, der Unternehmer nicht, indem nie in dem Locale Raum übrig iſt. Auch an rein geiſtigem Nahrungs-Stoff wird Vielfaches geboten. Am Himmelskörper will uns Dr. Snell herumführen, das ſtrahlende Sternen-

Digitized by Google

Heer uns überſchauen laſſen. Mit der neueſten Geſchichte verkündet Dr. Vehſe uns zu unterhalten, und ſeine muſikaliſchen Vorleſungen, mit Experimenten begleitet, ſetzt Hr. Brendel wieder fort. Auch wie man ſein Gedächtniß ſtärken ſoll, wird der Candidat Reventlow lehren und gewiß viele Zuhörer haben, da die Klage über ſchwaches Gedächtniß ſo allgemein iſt, daß die Menſchen ſich oft ſelbſt vergeſſen und nicht wiſſen, was ſie thun. Nimmt man hiezu nun noch alle die in Ausſicht ſtehenden Bälle, Maskeraden, Diners, Soupers und Soirees, ſo werden die Wintertage im Taumel des Vergnügens ſchwinden, ehe man es glaubt. —d—

Würzburger Theater.

Freitag, 20. Oktober.

Doctor Weſpe.

Im Ganzen ging dieſe Vorſtellung beſſer, wie irgend eine, die wir ſeit zwei Jahren zu betrachten Gelegenheit hatten. Das Zuſammenſpiel war gut, und dies läßt über ſo manche andere Unebenheit uns hinwegſetzen. Hr. Thomas als Dr. Weſpe faßte mit Eigenthümlichkeit dieſen Charakter auf und gab ihn draſtiſch und lebhaft. Ob er aber nicht hie und da etwas zu ſtark aufgetragen, iſt eine Frage, die wir nicht zu entſcheiden wagen, da der Dichter ſelbſt den Charakter mit allzu grellen Farben bereits ausgeſtattet hat. Bei Dem. Hausmann als Thekla können wir nur unſer gewöhnliches Lob wiederholen. Auch Dem. Küchler, die allerdings noch eine Anfängerin iſt, genügte als Julie. Ueber die Darſtellung des Hrn. Wohlſtadt als Honau haben wir uns bereits im vorigen Jahre ausgeſprochen. Hr. Waldmann gab den Vater zu entſchloſſen und beſtimmt; er ſollte mehr Unentſchiedenheit zeigen und beſonders den Contraſt zwiſchen Vater und Kaufmann deutlicher hervorheben. Das eben iſt ja der komiſche Punkt in dem Charakter des alten Zindorf, daß er die heroiſch'ſten Entſchlüſſe faßt, mit der Energie eines Börſenmannes verfahren will, ſeine Tochter ſieht und thut, was ſie will. Hr. Gremmer hätte uns vollkommen als Wellſtein zufrieden geſtellt, würden nicht hie und da, und gerade in den entſcheidendſten Stellen Gedächtnißfehler ſichtbar geweſen ſeyn. Ein köſtliches komiſches Paar waren: Hr. Dennerlein und Mad. Wacker. Auch Hr. Aſcher war recht brav.

In dem Raimund'ſchen „**Alpenkönig und Menſchenfeind**“ iſt Hr. Chriſtl nicht ſo lobend zu erwähnen, wie es bisher geſchehen. Der „Menſchenfeind“ iſt durchaus keine komiſche Figur, wie denn auch Raimund's Stücke, welche ſo tiefen Sinn haben, durchaus nicht Poſſen ſind, nicht wie Neſtroy's Arbeiten. Der Menſchenfeind des dritten Actes ſah ferner dem des erſten zu wenig gleich.

Die „**Regimentstochter**“ hatte wie gewöhnlich ein ſehr zahlreiches Auditorium verſammelt; ihre Aufführung kann wenigſtens in muſikaliſcher Beziehung gelungen genannt werden. Namentlich führte Dem. Baum im Ganzen ihre Rolle ſo zur Zufriedenheit zu Ende, daß wir gerne ein Paar Tact- und Tempo-Fehler, die ohnehin vom größten Theile des Publikums nicht beachtet worden ſeyn dürften, übergehen wollen. Nur das können wir nicht unbemerkt laſſen, daß ſie an mehreren Stellen zu hoch ſang, am merklichſten in dem Duette mit Sulpice im erſten Acte, wo beide mit dem Worte „Rataplan“ auf der Bühne umhermarſchirten. Das lebhafte Spiel, welches Dem. Baum mit ihrem friſchen angenehmen Geſange verband, iſt gleichfalls lobend zu erwähnen. Auf was wir ſie hier aufmerkſam machen wollen, iſt jene Scene, in welcher ſie von der einſtudirten Arie immer wieder auf ihr altes Soldatenlied zurückkommt, die ſie wohl noch etwas lebendiger hätte geben können.

Hr. Deny (Sulpiz) hat heute, wie als van Bett in „Czaar und Zimmermann,“ ſeine Stimme gleich Anfangs ſo forcirt, daß er ſchon in der 4. Scene heiſer wurde und dieſe Heiſerkeit auch während des 2. Aktes nicht verlor. Ein von ihm im 2. Akte eingelegtes Lied gefiel einem großen Theile des Publikums, wir müſſen jedoch bekennen, daß wir dergleichen Lieder wohl in einem Vaudeville oder einer Poſſe, keinesfalls aber in einer Oper an ihrem Platze finden. Ueberhaupt dürfte Hr. Deny in ſeinem Spiel ſich heute vergriffen haben. Der Feldwebel iſt nicht durch ſich ſelbſt komiſch, ſondern durch den Contraſt mit den ihm Gegenübergeſtellten. Der Darſteller muß ſich wohl hüten, die Gravität des alten Soldaten zu ſehr in's Burleske zu ziehen — und das iſt zuweilen heute geſchehen. Das Coſtume im 2. Acte war verfehlt; keinesfalls hat Sulpice hier einen Säbel umhängen, da er ja nicht auf dem Marſche iſt, ſondern in dem Hauſe der Marquiſe lebt.

Hr. Umbach gab den Tonio. Das Streben dieſes Sängers, nach beſten Kräften dieſe Rolle durchzuführen, war nicht zu verkennen und hätte die Aufmerkſamkeit des Publikums mehr, als ihm zu Theil wurde, verdient. Daß Hr. Umbach nicht ſo gefiel, als es ſeinen Stimmmitteln nach hätte der Fall ſeyn können, glauben wir hauptſächlichſt der Aengſtlichkeit zuſchreiben zu dürfen, mit der er vor das Publikum tritt. Dieſe Aengſtlichkeit, die ſich in ſeinen Bewegungen und im Dialoge kund gibt, hindert ihn, auf ſeine Stimme, ſeinen Vortrag genugſam zu achten, und die Furcht, einen Fehler zu machen — wie oft läßt nicht ſie allein uns in Fehler, vielleicht gerade in den, den wir vermeiden wollten, verfallen? Hrn. Umbach's Geſangmethode zeigt keinen ſchlechten Geſchmack, und wir möchten ihm rathen, bei ſeinem Auftreten gar nicht daran zu denken, daß ein Publikum da ſey, ſondern zu ſingen, wie es ihm ſein Gefühl vorſchreibt; wir zweifeln nicht, daß er dann den Beifall des Publikums in höherem Grade erringen werde.

Von der kleinen Verirrung der Marquiſe (Mad. Valee) im 8. Tacte ihres Liedes in der Introduction wollen wir kein Aufhebens machen, eben ſo wenig von der Verkürzung der Romanze Nr. 9., da das Publikum hiebei nichts Erhebliches verlor, noch von den beiden Schlußaccorden des 1. Finales, welche der Chor aus eigener Machtvollkommenheit um 2 Tacte weiter hinaus verlegt hatte. Thaten die Grenadiere doch ſonſt ihre Schuldigkeit vollkommen.

Was das Orcheſter anbelangt, ſo gaben die beiden B-Horn im 36. Tacte der Ouverture gar zu klägliche Töne von ſich; der Triangelſchläger hat ſeit dem vorigen Jahre auch nicht beſſer zählen gelernt, er fing immer erſt im 3. Tacte des Maggiore-Satzes der Ouverture zu ſpielen an, und in einer Stelle des 1. Finales (nach dem Larghetto, 6/8 Tact, F-moll, mit Cello-Solo — bei dem 7. Tacte des Piu mosso, wo die Harmonie ſich aus A-dur wieder nach F-dur zurückbewegt) waren die erſten Violinen uneins, indem einige C, andere Cis ſpielten.

Nun noch ein Wort über die **Ausſtattung der Oper**. Wir ſahen heute eine neue, ſehr gelungene Decoration von Herrn Geiſt, möchte nun auch an eine Uebereinſtimmung des Coſtums mit dem Textbuche gedacht werden. Im Originale ſind die Grenadiere Franzoſen. Gollmik hat bei ſeiner deutſchen Ueberſetzung, um jedem Anſtande bei der Aufführung auf deutſchen Bühnen auszuweichen, Oeſterreicher daraus gemacht. Allein, abgeſehen davon, daß dieſe öſterreichiſchen Grenadiere immer noch denken, fühlen und ſprechen, wie Franzoſen, ſo wurden ſie uns hier auch in einer Uniform vorgeführt, die nicht die geringſte Aehnlichkeit mit einer öſterreichiſchen, am meiſten noch mit der Napoleoniſchen Garde hat. Wenn die Direction nicht die Mittel beſitzt, öſterreichiſche Uniformen anzuſchaffen, je nun, ſo laſſe ſie die Oper mit unverändertem Texte geben. —r—

Digitized by Google

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 130. Sonntag, 29. Oktober 1843.

* Aus den Papieren Johann Michael's v. Seuffert.

I. Friedr. Geaf v. Stadion über den Miniſter Frhrn. (ſpäter Grafen) v. Montgelas.

Als die Säculariſation und die Ueberlaſſung Würzburg's an Pfalz-Bayern entſchieden war, wurde der Dom-Capitular Friedrich Graf Stadion von dem Fürſten Georg Carl nach München geſandt, um für die in Regensburg über die Feſtſtellung der künftigen Verhältniſſe noch ſchwebende Unterhandlung bei dem kurfürſtlichen Hofe unmittelbar zu wirken. Mit dem in Regensburg thätigen Seuffert pflog Graf Stadion von München aus eine ſehr lebhafte Correſpondenz. Es iſt ein Schrriben vom 18. Oktober 1802, welches wir hier auszugsweiſe mittheilen:

»Ueber die Intentionen in Betreff Ihrer Perſon konnte ich nicht zu einer kategoriſchen Antwort gelangen. Hompeſch wünſcht Sie in Würzburg zu erhalten, eben ſo auch der Referendar Schenk*), drr wahrſcheinlich mit in das Comité zur Direction der fränkiſchen Lande kommt. Allein Montgelas läßt ſich nicht heraus, und auf Dieſen kommt es am Ende doch an. Niemand kann dafür ſtehen, was dieſer beſchließen und thun wird; theils weil er bald Dieſen, bald Jenen conſultirt, theils weil er ſehe ſeinen eigenen Willen hat, und zum Theil aus Ehrgeiz ſich ſehr in Acht nimmt, Jemand zu hoch ſteigen zu laſſen und ihm einen beſtimmten Einfluß auf Benennungen und dergleichen einzuräumen. Dieß macht ihn zugleich mißtrauiſch, und er iſt in dieſee Hinſicht wirklich ſchwer zu behandeln. Sein Chaeakter und Benehmen iſt aus dem Folgenden zuſammengeſetzt: Viel Talent, viel Leichtigkeit zu arbeiten, auch Kenntniſſe und Einſichten; dabei viel Hang zum Vergnügen und zur Gemächlichkeit. Er arbeitet wenig Stunden am Tage, aber dann verhältnißmäßig viel. Dieſem Hange entſagt ee nur, wenn es die Noth oder ſein Ehrgeiz erfordert, keinen Andern an ſeine Stelle treten zu laſſen. Er hängt an ſeiner Stelle und an ſeinem Anſehen, und würde nicht verzeihen, wenn man ihn überginge. Im gemeinen Leben iſt er ehrlich, als Miniſter wie faſt alle. Bei dem allen iſt er thätiger und beſſer, als die meiſten hieſigen Geſchäftsleute; dies, ſein Verſtand und die geſellſchaftliche Bekanntſchaft erhalten ſeinen Credit bei dem Kurfürſten. Aber dieſe ganze Art zu ſeyn, macht die Geſchäfte mit ihm äußerſt ſchwer zu führen. Man hat Mühe, ihn einmal feſt zu bekommen, daß man nur mit ihm ſprechen kann, und da er bei dee wenigen Zeit, die er den Geſchäften gibt, ſelten ganz im Detail informirt iſt, ſo iſt es ſchwer, eine deciſive Antwort von ihm zu erhalten, weil er klug genug iſt, ſich nicht zu compromittiren. Dadurch bekommen oft die Referendarien gewonnenes Spiel, weil ſie mit ihrer Detailarbeit immer eher Recht behalten, als daß man ſich die Mühe gäbe, ſie zu ſichten und zu refutiren. So viel ich nach dieſen Datis und nach der Anſicht alles deſſen, was mir hier vorkommt, urtheilen kann, ſo zweifle ich, daß Hompeſch*) in Würzburg die unbeſchränkte Auctorität haben wird, wie in Düſſeldorf; Würzburg iſt zu nahe; Montgelas als referirendee Miniſter kann leichter die dortigen Verhältniſſe überſehen. Ueberdieß darf er nicht einem Manne von Hompeſch's Talent, Charakter und hier ehrenvoll bekannten Namen unter den Augen des Kurfürſten ein Anſehen einräumen, das ihm ſelbſt früh oder ſpät gefährlich werden könnte.

Der geh. Referendair Bayard vom auswärtigen Departement wird Hompeſch beigegeben. Er iſt ein Mann von Kenntniſſen und Fleiß, kommt übrigens aus preußiſchen Dienſten und hat die preußiſchen Grundſätze ganz inne. Er macht kein Geheimniß aus ſeinen Geſinnungen. Montgelas liebt ihn nicht, man ſchickt ihn nach Würzburg, um ihn dort zu laſſen und anzuſtellen.**) An dieſem Manne findet alles, was altwürzburgiſchee Geſinnung iſt, ſicher einen Widerſacher.

Die Grundſätze der hieſigen Regieeung ſind im Durchſchnitte ſehr theoretiſch, raſch und nicht immer beſonnen; mehr Verſtand, als feſter Sinn. Die Finanzen troz aller Mühe, die ſich brave Leute geben, in einer ſehr groſſen Unordnung, der ſchwer abzuhelfen, weil der Hof und das Militair, die zwei Reſervate des Kurfürſten, zu vieles verſchlingen. Man denkt darauf, hier einen Damm vorzulegen, abee man iſt des Succeſſes nicht gewiß. Montgelas benimmt ſich dabei ehrlich und mit Eifer für das Wohl der Sache; aber freilich mit der leichten Art, die ihm eigen iſt.

(Fortſetzung folgt.)

*) Der Vater Eduards v. Schenk.

*) Frhr. v. Hompeſch kam als Beſitzergreifungscommiſſair nach Würzburg, blieb aber nur kurze Zeit daſelbſt.

**) Bei der Organiſirung der Landesſtellen wurde er Director der erſten Deputation der Landesdirection.

Der Angeklagte.

(Fortſetzung.)

Mit Herzklopfen trat ich an die Thür und pochte; eine Frauenſtimme rief: »Herein!« So klein wie das Zimmer, ſo ärmlich war es eingerichtet; zwei alte Stühle, ein noch älterer Tiſch; in der einen Ecke ein Stroh-

Digitized by Google

lager, auf welchem zwei Kinder unter einer alten zer- ſetzten wollenen Decke ſchliefen; in der andern das Lager für Vater und Mutter! Die beiden Eheleute ſaßen neben einander; der Mann hatte das Kind noch auf dem Schooße. Als ich hereintrat, erhob er ſich mit einem Anſtande, der mit der Umgebung den grellſten Kontraſt bildete.

»Verzeihen Sie, daß ich ſtöre,« begann ich; »Sie heißen Warton?«

»»Ja, Sir!«« antwortete der Freigelaſſene gleich- gültig, während ſich das Geſicht der Frau belebte; mein unverhoffter Beſuch ſchien ihr Hoffnung zu machen.

»Ich komme aus dem Gerichtsſaale,« fuhr ich fort, »wo ich während Ihrer Sache anweſend war und von Ihrer Lage ergriffen wurde. Zwar bin ich nicht reich, aber ich könnte der dringendſten Noth doch ſteuern und wäre vielleicht ſogar im Stande, für Ihre Zukunft etwas zu thun, wenn ich Sie der Empfehlung würdig finde.«

»»Sie ſind ſehr gütig, Sir,«« erwiderte der Unglück- liche, »»und ich bin Ihnen dankbar für Ihre guten Ab- ſichten. Wir ſind ſehr arm, aber,«« er wies dabei auf Frau und Kinder, »»dieſe wenigſtens verdienen Ihre Theilnahme vollkommen. Was mich anbetrifft, ſo...««

»Nicht ungerecht, Freund!« unterbrach ihn die Frau. »Mein armer Warton, Sir, iſt krank und wir ſind in der traurigſten Lage, wie Sie ſehen; können Sie irgend etwas für uns thun, ſo lohne es Ihnen der Himmel, wie wir es Ihnen Dank wiſſen werden. Mein Mann iſt wahrlich Ihrer Theilnahme nicht unwürdig.«

»»Gut, gut,«« entgegnete ich; »»ich werde mich genau nach Ihnen erkundigen. Aber Sie ſcheinen vor Hunger zu vergehen und ich will und mag nicht fragen, ob Sie ein Stück Brod verdient haben. Nehmen Sie und ſorgen Sie dafür, daß die Kinder einmal ſatt zu eſſen bekommen.««

Während ich der Frau einen Sovereign in die Hand drückte, ſtand der Mann raſch auf und trat ans Fenſte; die Frau nahm ihm das Kind ab; ihr liefen die hellen Thränen über die Wangen. Ich ſah, wie der Unglück- liche zitterte.

»Was iſt ihm?« fragte ich die Frau leiſe.

»»Ach, beſter Sir, er iſt zu ſchwach; ſolche Aufre- gungen greifen ihn zu ſehr an.««

»»Ich komme morgen wieder; dann wird er gefaßter ſeyn, ſo daß wir ruhig überlegen können, was zu thun iſt. Die Kinder ſcheinen zu frieren, haben Sie nicht mehr zum Zudecken?«

»»Wir haben nichts und was Sie hier ſehen, ge- hört dem Hauseigenthümer, der ſo gütig war, uns nicht auf die Straße zu werfen, obwohl wir längſt den Zins ſchuldig ſind.««

»Verlieren Sie den Muth nicht . . . wenn die Noth am größten, iſt Hülfe am nächſten. Suchen Sie Ihren Mann zu beruhigen, ſorgen Sie für die Kleinen; mor- gen mehr! Adieu!« —

Abends hatte der Advokat, bei dem ich ſo freund- liche Aufnahme gefunden, mehrere Freunde zu Tiſche ge- laden. Das Geſpräch war bei Tafel ſehr lebhaft; die Wortführer zeigten ſich ſo human und legten in Bezug auf die Politik ſo viel Philanthropie an den Tag; daß ich einen Aufruf an die Mildthätigkeit der reichen Gäſte zu Gunſten meines Schützlings wagen zu dürfen glaubte.

»Seyen Sie vorſichtig!« unterbrach mich mein Tiſch- nachbar, ehe ich meine Erzählung noch zu Ende gebracht hatte. »Sie ſind in unſerer Stadt fremd . . . wir wiſſen aus Erfahrung, wie ſelten ſolchen Klageliedern Glauben zu ſchenken iſt. Das Geſindel ſinnt die wunder- barſten Romane aus. Laſſen Sie ſich alſo nicht täuſchen. Wenn ein Mann ſo herabkommt, ſo iſt er ſelber Schuld daran! Das iſt meine feſte Ueberzeugung.«

Ich konnte nicht umhin, dieſer Anſicht zu wider- ſprechen; da rief ein radikaler Banquier zu meiner Linken:

»»Sehen Sie, verehrter Freund, Sie haben ein Herz für die leidende Menſchheit; das macht Ihnen Ehre. Erlauben Sie mir jedoch die Bemerkung, daß Sie die Sache am unrechten Ende angreifen. Stellen Sie getroſt die Diebe ihren Richtern, die Armen den Kirchſpielen anheim; kämpfen Sie dagegen für Handels- freiheit, allgemeines Stimmrecht . . .««

»Entſchuldigen Sie, meine Herren,« rief der liebens- würdige Wirth darein; »ſchlagen Sie das Buch über Politik zu; die Whiſttiſche ſtehen bereit!«

Und es wurde geſpielt, hoch geſpielt: die Gäſte, welche gewannen, bedurften des Geldes nicht, das ſie einſtrichen; mein radikaler Banquier machte ſich aus den bedeutenden Spielverluſten eben ſo wenig — die Hälfte des Geldes, das an dieſem Abende ſorglos ver- loren wurde, würde mehrere arme Familien ein ganzes Jahr hindurch genährt und gekleidet haben. Das ge- ſegnete England!

(Fortſetzung folgt.)

Neue Details über den Herzog von Enghien.

(Schluß.)

Frau von Staël, die zwiſchen mir und Mathieu de Montmorency ſaß, zeigte lebhafte Freude über dieſe wohlwollende Geſinnung meines Bruders, und ſagte, indem ſie ſich zu mir neigte: Nun, um ſo beſſer, dann werden wir Mathieu behalten, denn ſonſt würde er uns nicht bleiben. Hierauf fing ſie an, mir die Familienverbin- dung zwiſchen den Montmorency und den Condé aus- einanderzuſetzen, welche von der Vermählung der Char- lotte Margaretha von Montmorency mit Heinrich, Prinzen von Condé, im Jahre 1609 herrührte, eine Heirath, für welche der verliebte graubärtige Heinrich ſo viele Narrenſtreiche, die Hofpoeten ſo viele ſchlechte Franzöſi- ſche, Lateiniſche und Griechiſche Verſe machten, und deren Frucht der große Condé war. Nicht alle meine Gäſte betrachteten die Sache aus demſelben Geſichts- punkt, wie Frau von Staël; und ich muß geſtehen, daß nicht gerade diejenigen, welche zum alten Adel gehörten, am aufgelegteſten waren, den Gedanken an neue Un- ruhen, welche eine Unternehmung der Bourbonen und ihrer emigrirten und ausländiſchen Räthe der anders- gebornen Frankreich hätten verurſachen können, mit Lang- muth zu ertragen. Den andern Morgen verließ ich frühe Marfontaine, um nach Malmaiſon zurückzukehren. Als ich dort anlangte, fand ich meinen Bruder in heftigem Zorn gegen Real und die Jakobiner, und aus folgenden. Anlaß: Real war einer der vier Staatsräthe, die mit der allgemeinen Polizei beauftragt waren und Paris ſtand unter ihm. Nach ſeinen Pflichten war es ihm anheimgefallen,

Georges, Pichegru und die anderen Perſonen zu verhören, die bei der letzten Verſchwörung kompromittirt waren. Was die Sache des Herzogs von Enghien betrifft, ſo war zur Unterſuchung derſelben eine Spezial-Commiſſion niedergeſetzt worden. Sobald dieſe Commiſſion ihr Urtheil gefällt hatte, überſandte ſie es, wie ihr vorgeſchrieben war, augenblicklich an Real, der ſogleich die Befehle des Kaiſers in Empfang nehmen mußte. Die Stunde der Urtheilsvollſtreckung war auf 6 Uhr beſtimmt und das Urtheil mußte um 2 Uhr in die Hände Real's gelangen. In dieſen vier Stunden hatte Real überflüſſig Zeit, um von ſeinem Hauſe ſich nach Malmaiſon und von da nach Vincennes zu verfügen. Zwei Stunden höchſtens reichten hin. Allein einer der unglückſeligen Zufälle, die aller menſchlichen Vorausſicht ſpotten, änderte Alles. Schon dreimal war Real in der nämlichen Nacht von einem Bedienten, der immer neben ſeinem Schlafzimmer wachte, geweckt worden, und immer wegen ſo unbedeutender Dinge, daß er darüber unwillig geworden war. Zum vierten Male, als der Brief der Commiſſion anlangte, fürchtete der Diener einen neuen Vorwurf und legte daher die Depeſche, ſtatt Real aufzuwecken, ſorgfältig an einen Ort, wo dieſer ſie gleich bemerken mußte. Real erwachte erſt um 6 Uhr Morgens, bemerkte ſogleich die Depeſche, öffnete und las ſie, kleidete ſich in aller Eile und wollte die Befehle des Kaiſers einholen, da er nicht glaubte, daß es ſchon zu ſpät ſey. Aber bei ſeinem Eintritt in Malmaiſon begegnete er dem Oberſten der Gerdarmerie Rovigo, der von der Urtheilsvollſtreckung am Herzog von Enghien Brricht erſtatten wollte. Bei dieſer Nachricht wurde Napoleon wüthend, glaubte, die Jacobiner hätten ihn betrogen, die Entſchuldigung Real's ſey nur erfunden, um ihren Plan zu verbergen, der dahin ging, die Schuld ihrer furchtbaren Maßregeln auf den erſten Konſul zu wälzen. Dies erregte ſeinen Zorn furchtbar. Er ereiferte ſich gegen Real, allein das Uebel war geſchehen. Bei meiner Ankunft beherrſchte ihn noch dieſer ſtolze Unwillen. „Man hat mir," rief er aus, „eine ſchöne und edle Gelegenheit geraubt, mich zu zeigen, wie ich bin. Die Unglücklichen! Ich ſehe, ich habe Unrecht, die Jacobiner zu benützen. Sie werden immer auf ihre alten Ideen zurückkommen, und ich ſollte ihnen keine Stellen geben. Sie haben mir da durch ihre Schurkerei die Gelegenheit genommen, mich größer, als meine Feinde zu zeigen; allein das Uebel iſt geſchehen; es gibt kein Mittel mehr dagegen. Ich will es nicht dadurch vergrößern, daß ich ſchwach erſcheine; aber ich werde ſie aus der Nähe zu beobachten wiſſen, und die Zügel kürzer in die Hand faſſen. In der Zukunft muß ich zeigen, wer ich bin. Deſto ſchlimmer für den, der es nicht einſehen kann. Das Wahre bleibt wahr, was ich auch immer ſagen, und was man auch immer thun mag."

Dieſe Unterredung hatte mich ſehr intereſſirt; ich bat den König Joſeph um Erlaubniß, ſie zu Hauſe bei mir aufſetzen zu dürfen, damit ich ſie lebhafter im Gedächtniß bewahren könnte, und ſie ihm den andern Tag vorleſen zu dürfen, um mich zu überzeugen, ob ich genau ſeine Gedanken widergegeben und keinen Umſtand ausgelaſſen oder entſtellt habe. Wirklich las ich ſie ihm den andern Tag, ſo wie ich ſie hier beſchrieben habe, vor. Er billigte den Inhalt vollkommen und erlaubte mir ſogar, ſie, wenn es mir gut dünkte, und wenn es mir anſtände, zu veröffentlichen. (Nach.Z.)

Correſpondenz.

Frankfurt, 24. Oktober.

Wir ſahen geſtern Abend zum Benefice des Hrn. Grabe das hiſtoriſche Drama »Thomas Aniello« von Auguſt Freſenius, welcher 1813 zu Heidelberg ſtarb und das Manuſcript des Dramas zurückließ. Das Drama hat einen politiſchen Charakter: das Volk von Neapel empört ſich, 1647, gegen den Druck des ſpaniſchen Vice-Königs, Herzog von Arcos, und ſtellt einen durch Muth, Verſtand und Seelenadel ſich auszeichnenden Fiſcher, Thomas Aniello, an ſeine Spitze. Aus der Tendenz des Stückes begreift ſich ſchon, warum ihm Börne beſonders zugethan war; das Drama iſt aber für die Aufführung wenig geneigt, denn bei all ſeinen ſchönen geiſtreichen Bildern, der poetiſchen Sprache, hat es keine Einheit der Handlung, eine Menge Epiſoden und Scenen und zeugt von der Unbekanntſchaft des Dichters mit der Bühne. Hr. Baiſon gab die anſtrengende und ſchwierige Rolle des Thomas Aniello in künſtleriſcher Vollendung und wurde mehrmals gerufen. Die Muſik, die Herr Neeb zu dem Deama componirte, wurde wohlwollend aufgenommen. Wir glauben aber nicht, daß ſich der »Thomas Aniello« auf der Bühne hält. — Nächſten Sonntag werden wir endlich »Hamlet« wieder ſehen. — Kapellmeiſter Guhr iſt von ſeiner Reiſe nach der Schweiz noch nicht zurück; man glaubt, er habe auch eine Entdeckungs-Reiſe nach einem Baritoniſten angetreten, da Hr. Piſcheck, dem von vielen Seiten die glänzendſten Engagements-Anträge gemacht werden, im nächſten Frühjahre unſere Bühne verlaſſen will. —r—

*

Berlin, 25. Oktober.

Das in dem hieſigen Raczynskiſchen Bilderſaale nun aufgeſtellte Gemälde von Peter v. Cornelius, die Vorhölle, wie Chriſtus zu den Altvätern herabſteigt, darſtellend, wird in unſerer Künſtlerwelt lebhaft beſprochen, wobei der Meiſter gar oft eine harte Kritik erfahren muß. Die Verehrer des Cornelius ſo wie deſſen Gegner ſtimmen bei dieſem Kunſtprodukt doch darin überein, daß des Cornelius Geiſt das Techniſche der Malerkunſt bei weitem überragt, weßhalb dieſes Bild in letzterer Beziehung den Erwartungen im Allgemeinen nicht entſpricht. —d—

*

Paris, den 23. Oktober.

Die große Weinverfälſchung in rothen und weißen Bordeaux-Weinen, die hier und in Rouen entdeckt wurde und ſchon zu der Beſchlagnahme und Vernichtung von mehreren 1000 Stückfäſſern Wein geführt hat, gibt noch immer viel zu reden. Dieſe gefälſchten Bordeaux-Weine, die beſonders ſtark in das Ausland und in die deutſchen Oſtſeehäfen ausgeführt werden, haben vom Weine nichts als den Namen und beſtehen aus Birnmoſt mit Franzbranntwein und einigen chemiſchen Klär- und Färbmitteln. Uns Deutſchen geſchieht vollkommen recht, wenn wir mit franzöſiſchen Weinen betrogen werden; wir haben ſo gute und edle Weine im Vaterlande, unſer eigener Weinbau bedarf ſo ſehr der Unterſtützung und Ermuthigung, daß wir ein Unrecht begehen, wenn wir um theures Geld den Franzoſen ihre gebräuten und gefälſchten Medas, Bordeaux, petit Bourgagnés u. ſ. w. abkaufen. Bei dieſer Gelegenheit kommen natürlich alle andern Fälſchungen zur Sprache, die ſich die Pariſer

Induſtriellen in Bezug auf die nöthigſten Lebensmittel erlauben, und gegen welche alles Einſchreiten der Geſundheitspolizei ungenügend iſt. Man macht Baumöl aus Schweineſchmalz, man bäckt Kuchen mit Kupfer-Sulfat, um ſie weißer zu machen, man miſcht das Getreide mit Sand, die Kleien mit Sägſpänen, man färbt den chineſiſchen Thee mit Chromgelb und Blei, man miſcht das Salz mit Meerſchlamm oder mit Jod, man fabricirt Rahm mit Mehl und Bleiweiß, man macht Papier aus Gyps, Tücher, die am zweiten Tage neben den Näthen auseinandergehen, Weſtenſtoffe wie Zunder, mit einem Worte: der Betrug iſt in's Ungeheure geſtiegen, und man muß in Paris ſehr zu Hauſe ſeyn, um nicht täglich wenigſtens 24 Mal betrogen zu werden. — Die Wettrennen auf dem Champ de Mars ſind geſtern beendigt worden. Ein neuer Renner, Ratopolis, hat alle andere Pferde geſchlagen und ſich mit einem Male zum Glanzpunkte des Sport aufgeſchwungen. Der Herzog von Nemours und viele Notabilitäten wohnten den Rennen bei, die vom beſten, wenn auch kühlen, Wetter begünſtigt worden, allein im Allgemeinen iſt die Luſt an dieſem Vergnügen hier mehr künſtlich und gemacht, als natürlich. — Der ehemalige Tanzmuſiker Muſard, der Pariſer Strauß, der Lanner der Quadrille, der durch ſeine infernaliſchen Galops und Cancans einen faſt europäiſchen Ruf gemacht, hat ſich nun ganz zurückgezogen und ſich eine wunderſchöne Villa mit Park bei Neuilly gebaut, wo er ſeine 80,000 Frcs. jährliche Renten gemächlich verzehrt. Er dirigirt nur noch ausnahmsweiſe die zwölf Maskenbälle der großen Oper, wo ſein Name auf dem Zettel eine sine qua non iſt, und erhält für dieſe leichte Mühe 15,600 Frcs. Iſt es nun nicht beſſer Strauß als Spohr, Lanner als Marſchner, Muſard als Beethoven zu ſeyn? Die Theater machen große Vorbereitungen für den Winter; Scribe hat dem Theatre français ein neues Luſtſpiel gegeben, Alexander Dumas auch, Leon Gozlans Eva ſoll in der künftigen Woche in die Scene gehen. — Auch die Concerte und muſikaliſchen Soiréen beginnen ſchon, Salvi iſt dieſes Jahr der Mann des Tages. Donizetti, der Unerſchöpfliche, ſetzt jetzt zu gleicher Zeit drei ſeiner Opern hier in die Scene, Beliſario und Maria di Rohan bei den Italienern, Don Sebaſtian in der großen Oper, außerdem componirt er eine komiſche Oper für Wien und eine ernſte: Catharina Cornaro für San Carlo in Neapel. — Meyerbeer lebt ſehr zurückgezogen und wird Paris zu Neujahr wieder verlaſſen. Im Odeon war nun: Pierre Landais von Emil Souveſtre, das ſehr gefallen hat, in der Gaité: Lucio ou le chateau de Valenza, ein kraſſes Melodram, voller Unwahrſcheinlichkeiten und Raub-, Brand-, Mord-, Graus- und Knall-Effekte; im Variétés: Jacquot, wo Neuville die beliebteſten Schauſpieler von Paris täuſchend copirt; im Pantheon: Pendu ou fusillé, ein einaktiger Schwank, der das Publikum ſehr amuſirt. — Für Gaſtronomen iſt ein neues Werk empfehlenswerth, Les Classiques de la table, eine Sammlung aller Schriften über Eſſen und Trinken, geſtützt auf die Autoritäten des Fürſten Talleyrand, des Kaiſers Alexander, des Königs Georg IV., der Fürſten Metternich und Eſterhazy, der Damen Rothſchild, Bagration und Recamier, der Aerzte Corviſart, Gaſtaldi, Doumoulin u. ſ. w. Das ganze Werk 550 Seiten ſtark, ſehr elegant, mit 9 Portraits ausgezeichneter Eßkünſtler, koſtet 12 Francs. — Mit erſtem Jänner wird hier ein deutſches Journal-Leſe-Kabinet mit deutſcher Leihbibliothek im größten Maßſtabe eröffnet.

—p—

Würzburger Theater.

Mittwoch, den 25. Oktober.

Kabale und Liebe.

Dem Freunde der klaſſiſchen Muſe wurde durch dieſe Vorſtellung vielfacher Genuß geboten. Es war erfreulich, wahrzunehmen, daß die Regie ſowohl, als jeder Einzelne der Mitwirkenden in Allem die Achtung zeigte, die einem Meiſterwerke Schiller's gebührt. Für jeden denkenden wahren Schauſpieler ſind dieſe klaſſiſchen Stücke die Rettungsanker, an die er ſich anklammert, um nicht in der Fluth der modernen Eintags-Komödien unterzugehen. Hier kann er erproben, ob und wie er ſtudirt, hier ſeine ganze Kraft, ſein ſchöpferiſches, ſein auffaſſendes, ſein darſtellendes Talent zeigen; hier lohnt ſich's der Mühe des Studiums, denn er braucht morgen nicht auf immer zu vergeſſen, was er heute gelernt hat.

Auf die heutige Production zurückkommend, haben wir zuerſt der Dem. Hausmann (Louiſe) zu erwähnen. Ihre Darſtellung der Millerin hatte vor Allem Einheit, ſie ließ ſich nicht von lockenden Theatereffecten verleiten, von der einmal gewählten Auffaſſung abzuweichen. Der ganze erſte Akt, der ſo viele ſogenannte ſchöne Momente hat, wurde von ihr mit Ruhe und Einfachheit gegeben, da noch kein äußerer Sturm die zarten überſpannten Gefühlsſaiten der Geigerstochter bewegt. Hiemit hätten wir ſchon angedeutet, welche Auffaſſung Dem. Hausmann wählte. Sie machte aus Louiſe eines jener extravaganten ſentimentalen Weſen, wie man ſie in den Dichterwerken der Zeit, welcher „Kabale und Liebe" angehört, ſo häufig findet. Auch uns ſcheint dieſe Auffaſſung die richtigere; doch möchte auch jene, in welcher Louiſe mehr kindlich, ihr Empfindungsleben mehr naiv dargeſtellt wird, Manches für ſich haben. Einzelne Glanzpunkte der mit großer Vollendung durchgeführten Rolle waren die Scene mit Wurm im 3. und die mit der Lady im 4. Akte.

Hr. Wohlſtadt war ein ganz vorzüglicher Ferdinand. Er zeichnete deſſen Liebe, Schwärmerei und Verzweiflung mit gleich glücklichem Erfolge. Daſſelbe Lob verdienen die HH. Waldmann und Deny. Jener verzerrte den Präſident ebenſowenig, wie dieſer den Wurm zu einer Carricatur. Es iſt dies doppelt zu loben, weil hier die Veranlaſſung dazu ſehr nahe liegt.

Mad. Pichon gab die Lady Milfort. Wir haben dieſe Rolle faſt noch nie ſo durchgeführt geſehen, wie es dieſes Schiller'ſche Charakterbild verlangt. Es iſt aber auch die Aufgabe einer Schröder, den Stolz der Engländerin, die Demuth der verſchmähten Geliebten, die Herrſchergewohnheit der langjährigen Maitreſſe, ihre Liebe, ihren hie und da aufflammenden Haß, der wieder durch ihre angeborene Güte verdrängt wird, und endlich ihre Reſignation gleich geſchickt vor die Augen zu führen. Mad. Pichon ließ die Gefühlsſaiten hervorherrſchen.

Hr. Chriſt ſprach mit Ausdruck den alten Miller. Mad. Wacker (die alte Miller) und Hr. Dennerlein (Hofmarſchall) ſind uns liebe, bekannte Erſcheinungen in dieſem Stücke. Hr. Aſcher war abermals in der kleinen Rolle des Kammerdieners recht wacker.

—r—

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 131. Dinstag, 31. Oktober 1843.

Aus den Papieren Johann Michael's v. Seuffert.

(Fortſetzung.)

II. Seufferl's erſte Audienz bei dem Kurfürſten (nachmaligen König) Max Joſeph.

Nach Vollendung ſeiner Miſſion in Regensburg begab ſich Seuffert am 29. Oktober 1802 nach München, um ſich ſeinem neuen Landesherrn, dem Kurfürſten Max Joſeph, vorzuſtellen. In ſeinem Tagebuche findet ſich über die Audienz, welche er am 30. Oktober hatte, folgende Aufzeichnung:

»Gegen drei Uhr fuhr ich nach Nymphenburg und wurde ſogleich von dem Kurfürſten vorgelaſſen. Er empfing mich auf die gnädigſte Weiſe. Er ſagte mir, daß er mich ſchon gekannt und geſchätzt habe, ehe er daran hätte denken können, Würzburg zu erhalten. — Von meinem Fürſten (Georg Carl) ſagte er ungemein viel Schönes, und beſonders, daß er an ſein Schickſal nicht denke, ohne bis zu Thränen gerührt zu ſeyn. Er werde inzwiſchen gewiß ſuchen, daß der Regierungsübergang ſo leicht als möglich gemacht werde, und Alles ſeines Ortes thun, um die Liebe der Würzburger zu verdienen. Er gedenke, alle Jahre drei Monate in Würzburg zuzubringen, und Würzburg wie Mannheim zu behandeln. Er werde uns den Miniſter Montgelas allein geben, der ein guter Kopf und ſein Buſenfreund ſey. Er und der Miniſter ſeyen der Meinung, vor drei Jahren nichts in der Adminiſtration zu ändern, es müßte ſich denn von offenbaren Mißbräuchen handeln, worüber man aber die Geſchäftsleute vom Hauſe hören werde. Er fragte mich hiernächſt über das Perſonale und erkundigte ſich nach verſchiedenen Perſonen, die er namentlich bezeichnete. Sodann kam er auf den Hofſtaat, den er nach dem Staatskalender ſtark fand, damit aber ſehr zufrieden ſchien, als ich ihm ſagte, daß ein großer Theil nicht ſalarirt ſey. Das Militair lobte er ſehr, fand aber die Generäle zu alt. Er äußerte mir dabei, daß er ſich kindiſch nach Würzburg freue, und daß er und die Kurfürſtin die Liebe der Würzburger zu erwerben ſuchen würden. Die Kurfürſtin ſey eine vortreffliche Gemahlin und Mutter, aber bei dem erſten Anblicke ſcheine ſie etwas kalt; man müſſe ſie daher genauer kennen, um ſie zu lieben. Er hoffe, dies werde ſich geben. Der Kurfürſt kam hiernächſt auf Bamberg, von deſſen Cabinete er gar keine gute Opinion äußerte. Er ging ſodann auf die öffentlichen Angelegenheiten und insbeſondere auf die Negociationen mit Oeſterreich über, worüber er weitläufig ſprach. — Gegen die Landſtände in Bayern klagte er hiernächſt ſehr und ſagte mir, er habe ihnen drohen laſſen, ſeine Reſidenz ganz nach Würzburg zu verlegen, welche Drohung auch ganz gute Wirkungen gehabt habe u. ſ. w.«

(Fortſetzung folgt.)

Der Angeklagte.

(Fortſetzung.)

Am folgenden Morgen galt mein erſter Gang dem Unglücklichen, um mein Verſprechen zu halten. Gott, wie wenig Hoffnung gehört dazu, um Menſchen, die längſt das Recht auf jede Ausſicht verloren, glücklich zu machen! Die Veränderung, die mein geſtriger Beſuch gemacht hatte, gränzte an's Wunderbare.

Warton ſah minder angegriffen, minder leidend aus; die Frau lächelte unter Thränen, und die Kinder lachten und jubelten, als ob ein einziges reichliches Nachteſſen jede Erinnerung langer Entbehrungen in ihnen verwiſcht hätte.

Um den Ausbrüchen der Dankbarkeit ein Ende zu machen, erklärte ich, daß mein Aufenthalt in der Stadt nur von kurzer Dauer ſey und mir deßhalb viel daran liege, ſchnell und beſtimmt zu hören, wie hier zu helfen wäre?

»Sie ſagten geſtern«, antwortete Warton, »daß Sie ſich vorher erſt genau nach uns erkundigen wollten. Hätten Sie dies auch nicht bevorwortet, ſo wäre ich mir doch dieſe Beruhigung ſchuldig geweſen. Sie haben ein Recht auf meine unumwundenſte Aufrichtigkeit, denn Sie haben mich aus der Verzweiflung gerettet.«

»»Zur Sache, Freund, zur Sache!««

»Sind Sie in London bekannt?«

»»So ziemlich.««

»Dann hörten Sie wohl auch den reichen Kaufmann ** nennen?«

»»Mehrfach! Würde er Ihnen ein gutes Zeugniß geben können?««

»Er iſt mein Oheim, meiner Mutter Bruder. Erkundigen Sie ſich bei ihm über mich . . . Sie werden mich als einen Schurken bezeichnen hören.«

Ich ſah den Sprecher betroffen an.

»Leider, leider!« fuhr Warton fort. »Drei Jahre der Krankheit, der Verzweiflung und der Noth haben mich ſo weit gebracht, wie Sie jetzt ſehen. Und doch bin ich der einzige Sohn eines Mannes, der mit Nichts anfing und ſich ſo empor arbeitete, daß er an der Spitze eines bedeutenden Geſchäftes ſtand und über große Summen verfügte.«

Digitized by Google

»Mein Vater,« fuhr Wärtow fort, »hat nie ein Wort von ſeinen Aeltern erfahren; in einem Findelhauſe erzogen, kam er als Kommiſſionär in den Dienſt einer großen Seidenhandlung in der City. Von der Natur mit trefflichen Anlagen und einer raſtloſen Thätigkeit verſehen, benutzte er jede freie Stunde, etwas Tüchtiges zu lernen; genug, als er dreißig Jahre alt war, hatte er es vom Diener zum Aſſocié des Hauſes gebracht. So glänzend vom Glücke begünſtigt, hielt er um die Hand der Tochtee vom Hauſe an, erhielt aber einen Korb und entſchloß ſich nun, ein eigenes Geſchäft zu gründen. Bald darauf heirathete er die Tochter eines andern Kaufmannes. Dirſe Ehe war keine glückliche. Es thut mir weh, daß ich dies Geſtändniß ablegen muß; auch will ich meine Mutter nicht anklagen; aber zur Aufklärung meines ſpäteren Schickſals kann ich dieſen Punkt nicht ganz umgehen. Meiner Mutter fehlte es an Allem, was einen Mann, wie mein Vater wae, beglücken konnte, beſonders an Herz. Sie wae eine kalte, phlegmatiſche, theilnahmloſe Frau, die grade ſo viel Geſchmack und Verſtand hatte, wie ihre Toilette erforderte. Nichts brachte ſie aus der gewohnten Ruhe und Kälte; ſelbſt die Sorgen, welche ſich jede Mutter um ihr Kind macht, blieben ihr fern. Da es dem Vater bei ſeinem großen Geſchäfte an Zeit fehlte, ſich um mich und meine Erziehung zu bekümmern, und die Mutter keine Freude an dee Erfüllung ihrer Pflichten fand, ſo wurde ich von der Wiege an durchaus feemden Händen überlaſſen. Mit dem dreizehnten Jahre wurde ich weitfort von London und dem Vaterhauſe in eine Penſionsanſtalt geſchickt, wo ich zwei Jahee blieb, ohne Vatee und Mutter zu ſehen. Die erſten Ferien, in denen ich endlich die Erlaubniß erhielt, einmal wieder zu den Meinigen zu reiſen, werden mir unvergeßlich bleiben. Mein Vater war ſo gealtert, als hätte ich ihn ſeit zwanzig Jahren nicht geſehen. Er ſchien viel inneres Weh erlitten zu haben. Die Liebe, die er mir bewies, war ſo heftig, ſo ungeſtüm und krankhaft zugleich, daß ich trotz meiner jugendlichen Argloſigkeit ſchmerzlich fühlte, wie arm und todt ſein Leben bei der Eiſeskälte und Beſchränktheit der Mutter ſeyn müſſe. Als die Ferien zu Ende gingen und ich zur Penſion zurück ſollte, begleitete mich der Vater an den Wagen: zum erſten Male im Leben ſah ich ihn weinen. Acht Tage nach der Abreiſe erhielt ich einen Brief aus London, doch nicht vom Vater, ſondern von einem ſeiner Commis, der mir ſtets ſeine beſondere Theilnahme zu erkennen gegeben hatte. Aus dem Briefe erfuhr ich, daß mein Vater ſich, als ich fort war, in ſein Schlafzimmer einſchloß und nicht im Bureau erſchien. Da ein wichtiges Geſchäft ſeine Gegenwart erheiſchte, ſo nahm ſich der Commis endlich ein Herz und ging ins Schlafzimmer, wo er, wie er mir ſchrieb, den Vater mit verweinten Augen fand, in der Hand ein Buch, aus dem ich leſen gelernt hatte. Ich hatte dieſen Brief noch nicht beantwortet, als ein zweiter eintraf, dee mich eilends nach Hauſe eief: dee Vater war gefährlich krank und wünſchte mich zu ſehen. Aber ach, er kannte mich nicht mehr, als ich an ſeinem Bette ſtand, und zwei Stunden darauf hatte ee ausgerungen.

»Er war geſtorben, ohne ein Teſtament zu hinterlaſſen: ſo wenigſtens hieß es Anfangs, bald jedoch erfuhr ich das Gegentheil. Denn meiner Mutter Bruder erſchien jetzt im Hauſe und nahm ſich der Intereſſen ſeiner Schweſter mit ungemeinem Eifer an.

»So lange mein Vater lebte, kam der Oheim nicht ins Haus; die beiden Männer konnten ſich nie leiden, und eine Reihe von Jahren wae vergangen, wo ſie gänzlich außer Verkehr ſtanden und ſich im Vorbeigehen kaum guten Tag ſagten. Dieſe Spannung machte mir von Jugend auf allerlei Gedanken; die eigentliche Veranlaſſung zu dieſer Abneigung blieb mie jedoch ein Räthſel. Genug, nach meines Vater Beerdigung rückte der Oheim mit einem Teſtamente heraus; ich wohnte dee Eroffnung desſelben bei, obwohl ich, in meinen Schmerz vertieft, wenig darauf achtete und bei meinee Jugend auch nichts davon verſtand. Es wurde mie alſo angekündigt, das baare Vermögens meines Vater belaufe ſich auf zwei und fünfzig tauſend Pfund, die im Geſchäfte bleiben, mie jedoch mit vier Prozent verzinſt werden ſollen; die Fortſetzung des Geſchäftes aber und was dazu gehoete, war dee Mutter vermacht worden. Späterhin wurde mie geſagt, dee Oheim habe während der Vorleſung von ſeines Schwagers letztem Willen mich nicht aus dem Auge gelaſſen und, als ich bei der Wendung durchaus keine Betroffenheit zeigte, ein ſehr zufriedenes Geſicht gemacht. Auch mie fiel dies in ſo fern auf, als der ſonſt ſo verſchloſſene, theilnahmloſe Mann plötzlich die Liebe und Güte ſelbee wurde und mich einen vortrefflichen jungen Mann und ſeinen theuern Neffen nannte, der ſich in jeder Lage des Lebens auf ſeinen Oheim verlaſſen könne.

»Der Commis, der mie des Vaters Krankheit gemeldet hatte, gab mir zu verſtehen, daß das Teſtament ſehr befremdend ſey und deutete ſogar an, ee fürchte, man treibe ein ſchändliches Spiel mit mie. Auch mir ſchien nicht Alles richtig zuzugehen, doch ſann ich dem Dinge nicht weiter nach. Aus dem Gelde machte ich mir nichts, weil ich vom Werthe desſelben noch keinen Begriff hatte; zugleich ſah ich dieſe Anordnung als einen Wink an, nicht Kaufmann zu werden, da der Vater als ſolcher nicht glücklich war; auch konnte mir die Bevorzugung der Mutter nicht weiter verdächtig voekommen, weil ich als einziger Sohn ja doch das nächſte Recht auf ihr Vermögen hatte. Aber dennoch war mir der Oheim zuwider, weil ee mit meinem guten Vater ſo ſchlecht geſtanden hatte; ich verhehlte meine Abneigung nach Art der Jugend auch keineswegs. Denn ee war einer jener eingefleiſchten Egoiſten, die ewig lächeln und deren Freundlichkeit noch mehr abſtößt, als ihr Haß.

»Nach Eröffnung des Teſtamentes kehrte ich in die Penſionsanſtalt zurück und blieb noch drei Jahre dort, ohne daß ich die Mutter in London beſuchte, die in der langen Zeit weder zu mir kam, noch mich einlud, ſondern überhaupt nichts von ſich hören ließ. Sie ſetzte des Vaters Geſchäft mit Hülfe ihres Bruders fort.

»Ich vergaß zu bemerken, daß des Vaters letzter Wille meinen Oheim zugleich zum Teſtamentsvollſtrecker und Vormund ſeines Sohnes beſtimmte. Was ſagen Sie zu dieſer Anordnung? Ein Sterbender ſtellt ſein Kind unter die Obhut eines Mannes, dem er bei Lebzeiten ſtets ängſtlich aus dem Wege ging. Dieſer Gedanke fuhr mir öfter durch den Kopf, aber ich ließ den Oheim frei ſchalten, zumal meine Bedürfniſſe von meinen Zinſen ſtets pünktlich beſtritten wurden.

»Mit achtzehn Jahren wollte ich die Univerſität beziehen, theilte dem Oheim und Vormund meinen Plan mit und erhielt ſeine vollkommenſte Zuſtimmung. Ich reiſte nach Oxfort mit einem Empfehlungsſchreiben, das mir der Beſitzer der Erziehungsanſtalt an einen Geiſtlichen mitgab, der mit ihm befreundet war und ſeiner

drückenden Verhältniſſe und zahlreichen Familie wegen Repetitionen gab. Der würdige Mann nahm mich mit Herzlichkeit auf. Meine Studien und der Umgang mit der Familie, in der ich mich zum erſten Male im Leben heimiſch fühlte, nahmen meine ganze Zeit in Anſpruch: es war eine ſchöne Zeit!

»Zu den Kindern des Geiſtlichen gehörte eine Tochter, die ich im erſten Jahre nicht zu ſehen bekam, von der ich jedoch deſto mehr Liebes und Gutes hörte. Sie befand ſich nämlich im Dorſetſhire bei einer kranken Verwandten, die in ihren Armen ſtarb. Jetzt kehrte ſie nach Oxford zurück: der erſte Eindruck, den ſie auf mich machte, entſchied für meine Zukunft. Sie war ſo ſchüchtern und harmlos wie ein Kind, und dabei ſo ſchön und gut, daß ich nur Augen für ſie hatte. Der Vater ging ihr über Alles, und ich wußte dieſe Pietät zu ſchätzen.

»Da ich ganz nur für ſie lebte, ſo geſtand ich ihr meine Liebe und fand Gegenliebe. Der Geiſtliche hatte gegen unſern Bund nichts einzuwenden, erklärte mir jedoch offen, daß er viele Kinder und durchaus kein Vermögen habe, und ermahnte mich ernſt und eindringlich, mein Vorhaben erſt noch reiflich zu überlegen. Da ich auf meiner Liebe beharrete, ſo erklärte er, auf jeden Fall ſey ich zum Heirathen noch viel zu jung und unerfahren, er könne daher nicht umhin, mir eine Probezeit zu ſtellen, bis ich ſelbſt mein Brod verdienen konne und nicht einzig und allein auf mein väterliches Vermögen und die problematiſche Erbſchaft von meiner Mutter angewieſen ſey. Da ich gegen die Vernünftigkeit dieſer Einwendungen nichts vorbringen konnte, ſo beſchloß ich, fleißig zu ſeyn und günſtigere Verhältniſſe abzuwarten. O, daß ich auf dieſer Bahn geblieben wäre; doch es ſollte nicht ſo ſeyn.

(Fortſetzung folgt.)

Eine merkwürdige Entführung.

(Aus der „Quotidienne.“)

Das Jahr 1776 zählte erſt drei Tage ſeines Seyns, als ein Kärrner in dem Augenblicke, wo die Mitternachts-Stunde von dem Thurme zu Barbigieux ertönte, eine Schenke verließ, vor welcher er eben Halt gemacht hatte, um ſeinen Pferden einen Augenblick Ruhe zu gönnen und ſich ſelber durch einen Schnaps zu erwärmen; dann ſetzte er pfeifend und die Peitſche ſchwingend ſeinen Weg in der Richtung von Angouleme fort. Der ſchwerbeladene Wagen kam nur langſam vom Fleck, obwohl ſein Geſpann aus ſechs kräftigen Pferden beſtand. Joſeph Martin, ſo hieß der Fuhrmann, ging neben ihnen her und ſpornte ſie bald durch einen Hieb mit der Peitſche, bald mit freundlichen Worten an. Er hatte Barbigieux ſeit anderthalb Stunden verlaſſen, als er, indem er zu einem Baume kam, der hart am Wege ſtand, nicht ohne Verwunderung und einigen Schreck am Fuße deſſelben einen Mann von hohem Wuchſe bemerkte, der als Matroſe gekleidet war und ein kleines Bündel unter dem Arme hielt. Es fror, daß die Steine hätten berſten mögen, und war ſonach keine Zeit, um unter einer Buche zu übernachten. Der Matroſe ging inzwiſchen auf den Kärrner zu, fragte ihn, welches Weges er zöge, und ſagte, daß er auch nach Ruffec wollte, um dort eine Tante zu beſuchen, die er zu beerben hoffe. Er müſſe bei Tag und Nacht reiſen, ſetzte er hinzu, weil der Capitain der Corvette »Brillante,« auf welcher er Hochbootsmann war, ihm nur einen kurzen Urlaub habe bewilligen können, da er bald wieder in See zu gehen beabſichtige; aus der Kälte mache er ſich wenig, nachdem er Reiſen nach Spitzbergen und Labrador gemacht habe. Joſeph hatte anfangs gefürchtet, es mit einem Spitzbuben zu thun zu bekommen, aber die freie Miene des Mannes und die Wahrſcheinlichkeit ſeiner Ausſage benahmen ihm ſeine Beſorgniß bald und beide ſetzten dann, nachdem ſie ihre Pfeifen angezündet hatten, in Geſellſchaft ihren Weg fort. Die Heerſtraße bot ein Bild der größten Oede dar, denn ſie wurde damals, wo man noch acht Tage zu einer Fahrt brauchte, die gegenwärtig in ſechs und dreißig Stunden abgemacht wird und die unſere Kinder in zehn Stunden zurücklegen werden, nicht wie heutzutage ununterbrochen von Briefpoſten und Diligencen durchkreuzt.

Als die neuen Gefährten nach einem Marſche von drei Viertelſtunden ein kleines Gehölz erreicht hatten, ließ ſich plötzlich ein anhaltendes Pfeifen hören, das von dem Matroſen beantwortet wurde und wonach dieſer über Joſeph herfiel, ihn mit beiden Armen umſchlang und feſthielt, bis noch drei oder vier Individuen, ebenfalls als Matroſen gekleidet, aus einem Verſtecke hervorbrachen, den armen Schelm zu Boden warfen, ihn an Händen und Füßen banden, ihm ein Tuch um die Augen legten und einen Knebel in den Mund ſteckten, ſo daß er ſich weder rühren, noch ſchreien konnte. Darnach flüſterte ihm einer der Banditen zu: »Halte dich ruhig, denn bei dem geringſten, ohnehin völlig hoffnungsloſen Verſuch, dich zu befreien, jage ich dir eine Kugel durch den Kopf!« Indem er dies ſagte, ſchob er die Binde, die Joſephs Augen verhüllte, ein wenig zurück, damit derſelbe den Lauf des Piſtols, deſſen Mündung ihn bedrohte, ſehen konnte. So aufgeregt er auch war, entging es ihm dennoch nicht, daß die Hand, die das Piſtol hielt, zu zierlich und zu weiß war, um ſie für die eines Matroſen oder ſonſt eines Mannes von gewöhnlichem Schlage zu halten, und dabei ſchmückte den Finger, der an dem Drücker der Waffe lag, noch ein koſtbarer Ring mit blitzenden Diamanten. Einer aus der Bande, die ihn überfallen hatte, hockte ihn dann auf, ging bald rechts, bald links, bald vorwärts und bald rückwärts mit ihm, ſo daß er über die Richtung, die man einſchlug, völlig irre werden mußte, und ſetzte ihn zuletzt in einen Wagen ab, der, nachdem noch Jemand mit hinein geſtiegen war, im raſchen Trabe davon fuhr.

Der Knebel im Munde verurſachte dem armen Martin unſägliche Schmerzen, ſo daß er trotz des Gebotes, ſich lautlos zu verhalten, ängſtlich zu ſtöhnen begann. Da nahm ihm ſein Wächter den Knebel ab und ſagte: »Wir ſind bald an Ort und Stelle und ihr ſollt nicht ferner dieſe Pein leiden, falls ihr ruhig bleibt; ſolltet ihr aber Lärm machen, was euch überdem nichts helfen würde, da ihr nur wieder mit denjenigen zuſammentreffet, die euch gefangen genommen haben, ſo werdet ihr wieder geknebelt, wenn ihr auch daran erſticken ſolltet.« Dieſe Worte wurden ſichtlich mit verſtellter Stimme, und wenn auch feſt entſchloſſen, doch mehr freundlich, als barſch geſprochen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Notizen-Blatt.

(Theatraliſches.) Nach längerer Pauſe wird in dieſen Tagen wieder ein Werk Gutzkow's auf der deutſchen Bühne erſcheinen, von dem ſchon hie und da vorläufige Erwähnung geſchehen iſt. Es iſt ein Luſtſpiel in fünf Akten und führt den Titel „Zopf und Schwert.“ Ueber daſſelbe bringt die neueſte Nummer der „Europa“ von A. Lewald einen ausfühelichen Bericht, dem wir die nachſtehende Andeutung des Inhalts entnehmen: „Zopf und Schwert“ iſt ein mit geoßem Fleiße und überraſchender Bühnenkenntniß ausgefühetes hiſtoriſches Genrebild aus der Zeit Friedrich Wilhelms I. von Preußen, deſſen Mittelpunkt dieſer von ächt deutſchem Sinne belebte und aus ſchlichtem, durchaus ehebaren Schrot und Korn beſtehende Charakter ſelbſt bildet. Es iſt der Moment gewählt, wo über die Veemählung der Prinzeſſin Wilhelmine am Hofe zu Beelin ſich jene Intriguen anſpinnen, die auch füe den, der die Spezialgeſchichte des preußiſchen Königshauſes ſich nicht zum Studium erwählte, durch die hinterlaſſenen Memoiren der Prinzeſſin und duech die ſchwachen Verſuche des Herausgebers dieſer Blätter, dem Stoffe ein novelliſtiſches Inteeeſſe abzugewinnen (die Novellen „Katte“ und „Rheinsberg;“ Stuttgart bei Krabbe), hinlänglich bekannt ſind. Das k. Elternpaar, ſchroff in ſeinen Anſichten ſich gegenüberſtehend, der engliſche Geſandte Hotham, die für einen öſterreichiſchen Erzherzog wirkenden Grumbkow und Seckendorf, der endlich den Sieg davon tragende edle, von ächter Bildung duechdrungene Erbprinz von Bayreuth, ein Glied aus dem geiſtvollen Kreiſe, den der Kronpeinz zu Rheinsberg um ſich verſammelt hält; dieſe Perſonen ſind ſo entſchieden ihree Eigenthümlichkeit und Beſonderheit nach gezeichnet und gefärbt, in ſo wirkſamer Weiſe gruppirt und ſo meiſterhaft mit einander in Beziehungen gebracht, daß man dem Verfaſſer hierin eine wahre Meiſterſchaft zuerkennen muß. Eine ſehr verwickelte Intrigue, die er klar und beſonnen anlegt und mit geoßer Geſchicklichkeit zu Ende führt und löſt, iſt hier zum erſten Male von einem Theaterdichter der neueſten Zeit ſo glänzend benützt und zeigt, daß auch bei uns das Talent, zu erfinden, nicht ausgeſtorben iſt, wenn es auch nur ſehr ſelten ſich zeigt. — Die Bühnen von Hambueg und Feankfurt a. M. werden die erſten ſeyn, welche das genannte Luſtſpiel und zwar demnächſt zue Aufführung bringen.

(Anekdotäres.) Wie man in Paris Melodramen macht. Was die ſonſtigen Theaterneuigkeiten in der letzten Zeit betrifft, ſo ſahen wir im Gaité-Theater: Lucio ou le chateau de Valenza. Großes Melodram in fünf Akten von Paul Fouche und M. Alboiſe. Ein ſchönes Stück Compagnie-Arbeit! — Da kann man ſehen, wozu das Aſſociationsprincip führt. Wiſſen Sie, wie ſo ein „großes Melodram“ gemacht wird? Ich will es Ihnen eezählen: Paul Fouche läuft, den Hut ins Geſicht, die Loegnette ins rechte Auge gedrückt, den Stock hoch in der Luft ſchwingend, auf dem Boulevard auf und ab — er ſucht ein Stück! — Endlich kömmt ihm Alboiſe entgegen. „Freund! ich habe eine Idee,“ ſchreit dieſer ſchon von Weitem, „wir müſſen ein Stück daraus machen.“ Sie gehen in ein Kaffeehaus, und ehe ſie das zweite Glas Abſünthe geleert haben, hat Alboiſe ſchon ſeine Idee erzählt. „Komm morgen zu mir,“ ſagte Fouché, „der Canevas des Stücks wird fertig ſeyn“ Am andern Moegen eeſcheint Alboiſe bei ſeinem Freunde und dieſer beginnt: „Höre liebee Freund! was ich aus Deiner Idee gemacht habe! Der Herr des Schloſſes Valenza ſtirbt, und die Hand ſeiner Nichte Virginia iſt ſeinem Erben verſprochen. — „Richtig!“ ſagt Alboiſe, „wir haben zwei Erben, einen guten und einen böſen; Lucio, der von Virginien geliebt, und Galeas, der beſtimmte Bräutigam, der von ihr verabſcheut wird; beide kämpfen um ihren Beſitz. — „Richtig,“ ſagt Fouché, „Galeas erſticht Lucio im zweiten Akte.“ — „Das iſt zu früh!“ meint Alboiſe. — „Sey ruhig! Er wird durch eine Zigeunerin gerettet, im dritten Akte wieder gefangen und durch einen Sacripandos abermals gerettet, der auch Luſt nach dem Schloſſe trägt.“ — „Warum?“ — „Das ſollſt Du ſpäter erfahren. Genug, der Sacripandos zieht ſein Schwert und ſticht alle Statiſten todt.“ — „Aber das wird ja eine Schlächterei!“ — „Er muß ſie Alle tödten!“ — „Blos Einige, das iſt ja genug.“ — „Meinetwegen, er haut ein, und der Vorhang fällt. Im nächſten Acte wied Lucio, der ſeinem Feinde Galeas Moral predigen will, von dieſem erwürgt.“ — „Fouché, Du machſt mich ſchaudern!“ — „Höre weiter. Lucio macht ſich los, ehe er noch ganz todt iſt, ergreift eine Piſtole und zielt auf Galeas.“ — „Peächtig! ſchießt er ihn zuſammen?“ — „Nein, es iſt noch zu frühe; er ſchenkt ihm das Leben, damit Jemand da iſt, der ihn noch zwei Akte verfolgen kann, denn Du begreifſt wohl, das Edle muß im Melodrama immer verfolgt werden.“ — „Richtig!“ — „Sie wollen ſich nun ehrlich ſchlagen, aber Galeas, der die Geheimniſſe des Schloſſes kennt, ſtürzt Lucio durch eine Fallthüre in ein Burgverließ hinab.“ — „Er fällt auf eine Matratze?“ — „Nein, ich will, daß er halb zerſchmettert wird.“ — „Alſo gut,“ ſagt Alboiſe, „er wird halb zerſchmettert.“ — „Der Sacripandos iſt ein Falſchmünzer, und Lucio fällt in ſeine Werkſtatt gerade zwiſchen das ſchlechte Geld hinein. Galeas erſcheint im Souterrain. Virginia folgt ihm.“ — „Sie wird Lucio retten?“ — „Nein, ſie rettet ihn nicht; eine Allarmglocke benachrichtigt die Falſchmünzer von der Gefahr. Galeas flieht und läßt die Thüren des Souterrains vermauern. Lucio iſt mit allen dieſen Banditen lebendig begraben; ſie heulen, wüthen, verzweifeln, röcheln, endlich legen ſie ſich und ſterben; der Vorhang fällt.“ — „Und im fünften Akte?“ — „Im fünften Akte ſoll Galeas Virginien heirathen, aber die Zigeunerin kömmt, man beſchuldigt ſie, ein Grabmal entweiht zu haben, ſie vertheidigt ſich; um ſie zu übeeführen, hebt man die Marmorplatte auf und Lucio ſteigt heraus. Allgemeine Entdeckung. Die Unſchuld ſiegt.“ — „Und Galeas?“ — „Sey ruhig; wir ſchicken ihn auf's Schaffot.“ — „Peächtig, an's Werk!“ — Und beide Melodeamaturgen ſetzen ſich hin, brüllen geoße Phraſen, verſchmieren vierzig Bogen Papier, gerathen ſo in Begeiſterung, daß ſie den Tiſch zerſchlagen und die Fenſterſcheiben zerſchmettern. Der Hausherr wirft ſie hinaus, aber das Gaité-Theater nimmt ſie auf, und wir haben ein neues Melodrama auf dem Boulevard du crime mehr. (Ob.P.Z.)

(Miscelle.) Mohamed-El-Abudi, Unterlieutenant der Spahis von der Escadron in Algier, der im Gefolge des Heezogs von Aumale nach Paris kam, hat von dem Könige der Feanzoſen das Kreuz der Ehrenlegion empfangen. Dieſer franzöſiſch-arabiſche Unterlieutenant iſt, ſo jung er iſt, und er zählt erſt 23 Jahre, ein waheer Teufelskerl von Bravour, denn er bewahrt in ſeinem arabiſchen Stammbuche nicht weniger als 24 Feindesköpfe, die er höchſteigenhändig abgeſchnitten hat. Deßhalb ſteht er in ungeheuerem Reſpect unter den Pariſer Roué's.

Von dee Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzbueger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 132. Donnerstag, 2. November 1843.

Allerſeelen.

(Aus dem „Mannheimer Morgenblatte".)

Allerſeelen, Tag der Buße,
Tag der Schwermuth und des Leids,
Laß auch meine fromme Muſe
Beten an des Friedhofs Kreuz,
Laß ſie wallen ſchweren Herzens
An der Gräber Blumenrand,
Laß ſie ſegnen, was des Schmerzens,
Was der Liebe Eifer wand.

Heil'ge Stätte der Verweſung,
Schauerort ſey mir gegrüßt,
Wo zur geiſtigen Geneſung
Sich die Pforte uns erſchließt.
An des Todes finſtern Marken
Fängt das Reich des Lichtes an,
Wer im Glauben will erſtarken,
Wandle hier die ſtille Bahn.

Wie ſie ſuchen, die Betrübten,
Hoffnung in dem Thränenblick!
Ach! die Todten, die geliebten,
Gibt das Grab nicht mehr zurück.
Wittwen in den Trauerſchleiern,
Bräute mit verwelktem Kranz,
Die Gefährten, ach! die theuern,
Schmückt nicht mehr des Lebens Glanz.

Väter, Mütter, eure Kleinen,
Eure Hoffnung ſucht ihr hier?
Brüder, die um Brüder weinen,
Euern Freunden rufet ihr?
Kinder, ſucht ihr eure Väter,
Deren Tod euch früh verwaist?
Drüben ſind ſie, über'm Aether,
Ueber Sternen ſchwebt ihr Geiſt.

Ach! wir Armen finden nimmer,
Was uns ſonſt mit Huld umfing,
Und es ſplitterte in Trümmer
Unſrer Freude goldner Ring,
Und gebrochen ward die Kette,
Die uns an die Lieben ſchloß,
Als auf dieſer Gräber Bette
Unſre Abſchiedsthräne floß.

Ach! wir wandeln ſo verlaſſen,
Und wir fühlen uns ſo klein,
Hier vor dieſen Schädelmaſſen,
Vor dem modernden Gebein,
Wo uns Gott mit Schauerſchriften
Unſres Lebens Loos beſchreibt,
Wo wir leſen aus den Grüften,
Daß nichts Irdiſches verbleibt.

Hier, aus den erträumten Höhen
Und erborgter Herrlichkeit,
Aus dem gold'nen Reich der Feeen,
Wo ſich Stolz an Thorheit reiht,
Aus dem Taumel ird'ſcher Reize
Schreckt der Spruch des Weltgerichts,
Vor den Trümmern dieſer Kreuze
Liegt die Leerheit unſres Nichts.

Und ein Nichts, als Nichts zu fallen,
Weckte uns des Schöpfers Ruf?
Zum Tribut für Leichenhallen
War es, daß er uns erſchuf?
Und wir gingen, wie wir kamen,
Ohne andres Ziel und Recht,
Als hier auszuſtreu'n den Saamen
Für ein gleiches Staubgeſchlecht?

Und die helle Geiſtesflamme,
Die im Innern ſchaffend glüht,
Wäre auch vom ird'ſchen Stamme,
Wär' nichts weiter als Geblüt?
Unſer Geiſt, der über Sonnen
Noch bemißt den Gang der Welt,
Wäre ſpurlos auch zerronnen,
Wenn der Leib in Staub zerfällt?

Nein! der Geiſt, der urgewaltig
Auch das Ew'ge denken kann,
Der das All, das vielgeſtaltig,
Zu der Einheit führt hinan,
Kann nicht ſplittern und zerſtäuben;
Wer wie er aus Nichts erſchafft,
Muß in ſich und ganz verbleiben,
Göttlich durch der Gottheit Kraft.

Ja! wir werden ewig dauern!
Ob der Leib auch ſterblich ſinkt,
Wenn nur nach den Todesſchauern,
Sternenwärts der Geiſt ſich ſchwingt.

Digitized by Google

Ob das Fahrzeug immer ſcheitert,
Hier mit Lebensluſt bemannt,
Kehrt doch einſt der Geiſt geläutert
Heimwärts in ſein Vaterland.

Drum ihr Trauernden, ihr ſtillen
Beter an der Gräber Haupt,
Um des ew'gen Lebens willen
Sey'n die Kränze friſch belaubt!
Ob auch die Gedächtnißkränze
Welk erſtarren vor dem Nord,
Blühen doch im ew'gen Lenze
Unſre freien Geiſter fort!

Franz Wigand.

---

* Aus den Papieren Johann Michael's v. Seuffert.

(Schluß.)

III. Zur Charakteriſtik des letzten Fürſt-Biſchofs von Würzburg, Georg Carl v. Fechenbach.

Aus den letzten Monaten von Georg Carl's Regierung (Auguſt bis Oktober 1802) liegt eine Reihe vertraulicher Briefe vor, welche derſelbe an Seuffert nach Regensburg geſchrieben hat. Sie zeigen, wie von dem edlen Manne die über ihn verhängte Prüfung getragen wurde und welch' ſchönes Verhältniß zwiſchen dem Fürſten und ſeinem vertrauten Diener ſtattgefunden hat. Wir theilen hier einige Auszüge aus dieſen Briefen mit:

Am Tage nach der Einrückung der pfälziſchen Truppen in ſeine Reſidenz (Ende Auguſt) ſchrieb er: »Ich habe Ihnen geſtern, lieber Freund, etwas flüchtig auf Ihren Erlaß vom 28. geantwortet. Da ich geſtern anfing, den bittern Kelch, deſſen Ausleerung mir bevorſteht, an die Lippen zu ſetzen, ſo war ich etwas zerſtört. Wenn anders der bayeriſche Hof ſo denkt, wie Hompeſch ſpricht, ſo werde ich bei meinem politiſchen Tod wenigſtens die Beruhigung haben, daß Niemand bei ſeinen Lebzeiten etwas verlieren wird.«

Am 3. September: «Wenn das Concluſum gezogen ſeyn wird, und alle Hoffnung ſowohl zu unſerer Rettung als der Beſtimmung unſeres künftigen Schickſals verloren ſeyn ſollte, und Sie von Ergreifung des Civilbeſitzes Nachricht erhalten, ſo dächte ich, Sie ſollten ſich gleich hierher begeben, und mir noch in meiner politiſchen Agonie den letzten Liebes- und Freundſchafts-Dienſt erweiſen, welchen Ihnen Gott vergelten wird.«

Im Briefe vom 6. September ſpricht er von den zahlreichen Geſuchen um Anſtellung, Beförderung oder Gehaltszulage, mit welchen er beſtürmt werde, und ſagt am Schluſſe: »Könnte ich allen Leuten geben, ſo wäre ich weniger unglücklich. Indeſſen bin ich es weniger, wenn ich ſolche Freunde behalte, wie Sie ſind. Amicus notus“.*)

Der Brief vom 7. September ſchließt: »Ich bin ohnabänderlich Ihr nicht ganz glücklicher, aber gewiß ohnabänderlicher und aufrichtiger Freund G. C.«

Am 9. September: »Ihre beiden Erlaſſe vom 6. und 7., liebſter geheimer Rath, habe ich erhalten und kann Ihnen nicht genugſam ausdrücken, wie dankbar ich Ihnen bin für all' die Anhänglichkeit, welche Sie mir bezeigen. Wenn Freundſchaft in der Welt ſchon Entſchädigung für alles Unglück iſt, wie viel und in welchem hohem Grade muß es nicht jene eines Mannes von ſo entſchiedenem Werthe ſeyn, als Sie, lieber Freund, es ſind. Gott vergelte Ihnen, was Sie an Ihrem Vaterlande thun!«

Am 12. September: »Der Deputationsſchluß hat mich nicht überraſcht, liebſter Freund! Ich war ganz darauf gefaßt, und werde mich ganz beruhigt finden, wenn das künftige Schickſal des Landes und die Exiſtenz aller Stände (wenigſtens auf ihre Lebenstage) geſichert ſeyn wird. Ich war vielleicht zu ſehr eingenommen von meiner Regierungsweiſe und zu ſtolz auf meine geringen Einſichten, und die göttliche Vorſicht heilet mich von dieſen Fehlern, da ſie mich in den vermeintlich kräftigſten Jahren meines Lebens von dieſer Bahn entfernt. Dieſes, und daß man von jener Hand, von welcher man ſo viel Gutes empfangen hat, auch das Ueble annehmen müſſe, ſuche ich mir recht feſt einzuprägen, und hoffe, daß Sie mit mir zufrieden ſeyn ſollen, wenn Sie mich wiederſehen.«

Ein Brief vom 14. September ſpricht von den Ränken und Winkelzügen, welche in den Regensburger Verhandlungen vorzukommen ſchienen, und ſchließt: »Ich fühle, daß ich täglich weniger von der Politik verſtehe, und halte faſt gut, daß ich durch meinen künftigen Privatſtand ganz fremd mit ihr werde.«

Auf eine Mittheilung über günſtige Bedingungen, welche wie den geiſtlichen Corporationen und Staatsdienern, ſo auch ihm ſelbſt ausgewirkt werden ſollten, äußerte Georg Carl am 15. September: »Aus Ihren Bemerkungen über die Punctation habe ich den Patrioten und meinen und meiner Familie treuen Freund erkannt. Nur unter der Bedingung, daß erſt am Schluſſe für mich gehandelt werde, und ebender keine Sprache davon ſeyn dürfe, nehme ich ſelbe an.«

Am 17.: »Ein Unbekannter hat mir rathen laſſen, dem Beiſpiele des Erzbiſchofs von Salzburg zu folgen und recht einpacken zu laſſen, um alles in Zeiten fortzuſchicken. Ich werde mich aber nie zu einem ſolchen heimlichen Schritt herablaſſen.«

Am 1. Oktober: »Das Vertrauen, welches Ihnen Herr von Albini bezeigt, freuet mich und kann großen Nutzen ſtiften. Ich hoffe, er wird den Religionspunkt nicht außer Acht laſſen, um ſo mehr, als Ihre Note die erſte iſt von all' den unglücklichen Acten dieſes Friedens, wo von Religion die Rede war, zur wahren Schande unſeres Zeitalters.«

Am 5. Oktober: »Ich ſehe die Zukunft noch ſchwärzer in Rückſicht der geiſtlichen Einrichtungen; vielleicht daher, weil ich mit dem Gedanken an das Gegenwärtige ſchon mehr familiariſirt bin.«

Am 12. Oktober: »Unſer Schickſal iſt alſo entſchieden, lieber Freund. Das Domkapitel, unter welchem ich 42 Jahre gelebt habe, welches mir bei meiner Wahl ein glückliches Loos zu beſtimmen glaubte, iſt mit mir zernichtet; das Land, das mit deſſen Mitwirkung unter mir zufrieden ſchien, iſt nach allem, was ich aus den Stadion'ſchen Berichten ſchließe, bedenklichen Verän-

---

*) Dieſe Worte bilden die Unterſchrift der meiſten Briefe.

Digitized by Google

derungen ausgeſetzt; die Religion iſt in der größten Gefahr. Stellen Sie ſich nur die Lage eines Mannes vor, welchem alle dieſe Gedanken in dem Kopf herumgehen, und der damit an dzr Tafel unter den Leuten ein heiteres Geſicht machen muß, um Einige nicht muthlos und Andern keine Freude zu machen. — Indeſſen danke ich Ihnen für den Nutzen, den Sie durch Ihre Geſchicklichkeit und Fleiß dem Hochſtifte gebracht haben. Daß Biſchof und Domkapitel nicht gerettet werden konnten, iſt ein Verhängniß der Vorſicht. Uebrigens wenden Sie noch alles Mögliche an, ſollte es auch mit in einer perſönlichen Aufopferung geſchehen müſſen.«

Am 15. Oktober: »Wir werden darauf denken müſſen, wie wir bei der Reichsdeliberation (wenn man uns anders noch zur Abſtimmung läßt) votiren wollen. Ich dächte zwar, kurz und demüthig, wie es Unglücklichen und Kraftloſen zukommt, aber doch mit Gefühl unſerer Würde und mit Bezug auf die vorher für die Erhaltung der Verfaſſung abgelegten Vota.«

Am 19. Oktober: »Was ich bekomme, wenn es noch ſo wenig oder noch ſo viel iſt, werde ich Ihrer Klugheit und Geſchicklichkeit verdanken, wird mich aber nicht entſchädigen für das, was ich täglich mehr als nachtheilig für das Hochſtift einſehe.«

Am 22. Oktober: »Ich habe Ihr Schreiben vom 20., lieber Freund, heute erhalten. Morgen wird alſo unſere Zernichtung unwiderruflich entſchieden werden. Das Land koſtet mir Thränen; über mein perſönliches Schickſal werde ich, Dank ſey es Ihren Bemühungen, nicht zu klagen haben, und nach bezahlten meinen Schulden als ein ehrlicher Mann ſterben können, der ſich über ſein Regenten-Leben wenigſtens keine Vorwürfe zu machen weiß.«

Würzburger Theater.

Donnerstag, den 26. Oktober.

Die neue Fanchon oder die Perle von Chamounix, Schauſpiel ꝛc. in vier Akten von J. Kuppelwieſer. Muſik von Proch.

Eines von den Rührſpielen, wie wir deeen zu Dutzenden ebenſo gut und ebenſo gering ſchon beſitzen. Marie, die äußerſt gefühlvolle Tochter armer Savoyarden, will ſich nicht von ihren, durch Intriguen hart bedrängten Eltern trennen, entſchließt ſich aber doch, um den Nachſtellungen eines alten Wüſtlings, des Bruders ihrer in Paris lebenden Gutsherrſchaft, zu entrinnen, mit ihren alljährlich dahin wandernden Landsleuten zu gehen und dort ihr Brod durch Geſang und Leyerſpiel zu verdienen. Die Mutter ertheilt ihr auf höchſt rührende Weiſe unter Muſikbegleitung iheen Segen; mit ihr geht eine ihrer Geſpielinnen, die munteee, immer hungrige Chonchon, und ein aufrichtiger, ziemlich tölpiſcher Jugendfreund, der ehrliche Pierre. Dies das Vorſpiel. — In Paris, wohin uns die erſte Abthrilung führt, finden wir Alle in recht angenehmen Verhältniſſen. Marie und Pierre verdienen viel duech ihren Geſang; Chonchon ward, unbeſchadet ihrer Tugrud, wie ſie uns in einem Liedchen ſelbſt veeſichert, bei einer Putzmacherin untergebracht. Auch für Marien hat ſich ein Liebhaber gefunden, ein angeblicher Landsmann, Namens André, auf den ſie bereits im erſten Acte hindeutet. Dieſer André iſt aber kein anderer, als der junge Marquis von Sivry, der ſich unter dieſer Maske bei Marien ringeführt, ihr gluhende Liebe geſtanden und nun höchſt aufmerkſam für ihre Bildung durch Leſenlernen ꝛc. ſorgt. Seine Muttee, welche ein ſolches Verhältniß ahnt, beſucht nun, um Näheres zu erforſchen, in Geſellſchaft des Commandeurs, eben jenes alten Intriguanten, der Marien in ihrer Heimath nachgeſtellt und nun auch die niedliche Chonchon unterhält, die Savoyardin. Andeé veebirgt ſich, und da ſo der Zweck des Beſuches nicht erreicht worden, wird Marie gebeten, Abends bei einer Verlobungs-Feier im Hauſe der Marquiſe mit ihrer Leyer zu erſcheinen. — Die Feier geht vor ſich; Marie kömmt, begleitet von Pierre. Sie ſingen. Da tritt der Bräutigam ein; Marie erkennt ihren André, ſie will ſich bezwingen, ſinkt aber, vom Schmerz übermannt, mitten in einem neuen Liede ohnmächtig nieder. Der alte Commandeur will ſich nun ihrer bemächtigen, um ſo mehr, da der Marquis, von der ganzen abgehenden Geſellſchaft zurückbleibend, in einigen fliegenden Worten ſeinen Oheim, von deſſen Nachſtellungen ee nie etwas erfahren, um Schutz für ſie anfleht. Da tritt Chonchon dazwiſchen, macht dem Alten Voewürfe über ſeine Untreue und nimmt ſich ihrer Feeundin an. Auch Pieree, der entfernt worden war, entrinnt aus ſeiner Haft und entdeckt den Beiden, daß er einen Entführungsanſchlag des Commandeurs auf Marien belauſcht habe. Durch Pierre's Anweſenheit ſicher gemacht und durch das Zureden Chonchon's beſtimmt, willigt endlich Marie, die ohnehin keinen Ausweg ſieht, ein, das ſervirte Souper anzunehmen. In den Wein aber hat der alte Verführer, der Marien ſtets durch das Verſprechen der baldigen Erſcheinung ihres Geliebten beſchwichtigte, einen Schlaftrunk gemiſcht, der Chonchon und den unter dem Tiſche verſteckten Pierre, welchem Marie immer ihr Glas hinabreicht, raſch überwältigt. Als nun der Commandeur, dieſe erwünſchte Wirkung bemerkend, zudringlicher wird, und Marie daß abgeredete Zeichen gibt, auf daß Pierre zu ihrer Hülfe hervoekommen ſoll, entdeckt ſie mit Schrecken deſſen Zuſtand. Der Alte wird immer dringender; ſie ruft laut um Hülfe; da ſtüezt endlich der Marquis herbei und rettet die Geliebte. — Dieſe treffen wir nun, einen Monat ſpäter, in eine gebildete Dame verwandelt. Der Marquis hat unter dem Vorwande, daß ſeine Mutter ihre Liebe billige, eine geheime Wohnung gemiethet, welche aber der Commandeur doch zu erſpähen wußte und nun einen neuen Entführungsplan entwirft. Auch Chonchon, nun, unbeſchadet ihrer Tugend, als Tänzerin bei der geoßen Oper angeſtellt, findet die Feeundin auf und freut ſich ihres Glückes. Ebenſo Pierre. Aber auch der alte Vater hat ſich, da er ſo lange Nichts von ſeiner Tochter vernommen, aus der Heimath aufgemacht, tritt nun bei ihr ein und überhäuft ſie mit den empfindlichſten Vorwüefen. Sie betheuert ihre Unſchuld, will ihn unterſtützen, er aber verkündet ihr den nahen Tod ihrer vom Gram gebeugten Mutter und ſtößt die Flehende von ſich. Nun tritt ſie auch, trotz der Warnung ihres Geliebten, an's Fenſter und erblickt — dieſen, mit ſeiner Braut zur Kirche gehend. Ein lauter Schrei — ſie ſinkt ohnmächtig nieder und erwacht — mit verwirrten Sinnen. Pieere nimmt ſich ihrer an und beſtimmt endlich die, durch die Melodie des bekannten Abſchiedsliedes milder Gewoedene, zur Heimkehr. Hier treffen nun Beide nebſt den andern Savoyarden ein. Marie iſt noch immer geiſteskrank. Da tritt ihre todt geglaubte Mutter hervor, die Melodie, die wieder geſprochenen Worte des Abſchiedsſegens wirken endlich beruhigend auf ihr Gemüth, erhellend auf ihren Geiſt; und die Eeſcheinung ihres Geliebten, der ihren verzweifelnden Schrei vernommen hat, von der erzwungenen Heirath mit ſeiner Braut zurückgetreten iſt, und deſſen Mutter gerade

Digitized by Google

zur rechten Zeit ſtarb, gibt ihr die volle Geiſteskraft wieder. Er bietet nun der Schwergeprüften ſeine Hand, und auch Chonchon erſcheint noch auf Urlaub in ihrem Heimathorte.

Wie viel Unwahrſcheinliches in der Fabel, Unmotivirtes in den Charakteren und Lascives und Unmoraliſches in den Situationen dieſes Stückes liegt, läßt ſich aus der vorhergehenden Erzählung leicht ermeſſen, und es iſt eben kein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß dieſes flache und ohne die, allerdings amüſante, Parthie der Chonchon langweilige Stück doch an vielen Orten mit Beifall gegeben wurde. Auch die Muſik bot durchaus nichts Beſonderes, und von der gemüthlichen, ſeelenvollen Compoſition Proch's war wenig zu bemerken. Die Melodie, welche wie eine Art von Kuhreigen durch das ganze Stück läuft, war doch wirklich gar zu ordinär und ohne die charakteriſtiſche Wehmuth ſolcher Naturlaute. Die Rolle der Chonchon hat einige gefällige Piecen, und ein Liedchen, wohl das beſte im Stücke, das jedoch durch eine Einlage im „Talisman“ dem Publikum ſchon bekannt war, wo es Dem. Karſten mit ſo unnachahmlicher Laune ſang. Geſpielt wurde recht gut und gerundet.

Dem. Hausmann (Marie) ſang recht artig und ſpielte mit gewohnter Meiſterſchaft, beſonders die Wahnſinnsſcène im 3. Akte, wofür ſie auch ſogleich gerufen wurde. Auch Dem. Baum gab die Rolle der muntern, immer hungrigen Chonchon recht brav und voll Leben, nur wünſchten wir, daß ſie etwas deutlicher ſprechen möchte; ſie aß doch nicht immer. Hr. Chriſtl ſpielte den Commandeur zu manirirt und mit zu ſichtbarem Beſtreben, ihn komiſch zu machen. Solche Rollen müſſen aber recht natürlich und mit all der Grazie und Feinheit geſpielt werden, die ein ſolcher Edelmann des ancien regime beſaß; ſie wirken ſchon durch den Contraſt, wenn auch nicht auf die Lachmuskeln der Menge, doch auf die Sinne der feinen Gebildeten. Unſer Publikum bedarf durchaus ſolcher Lazzis, ſolcher draſtiſcher Reizmittel nicht. — Da iſt „die alte Fanchon“ doch ein ganz anderes Stück! Dort iſt ächt franzöſiſches Leben der alten Zeit, dort tritt uns jene charakteriſtiſche Zierlichkeit der Umgangsformen, jene Politeſſe der Sitten entgegen, die nun faſt ganz verſchwunden ſind. Der feine, geiſtreiche Abbé wird weitaus nicht durch den lüſternen, plumpen Geſellen erſetzt, den uns das neue Stück im Commandeur vorführt; dort bleibt Alles in den Schranken mäßiger Rührung, erſchütternde Wahnſinnsſcenen und dergleichen Nothbehelfe der Tragödie bleiben weislich entfernt. Auch iſt die Muſik Himmel's eine ganz andere, einſchmeichelnd und lieblich und ganz ihrem Sujet angemeſſen. Vielfach wurde deshalb auch im Publikum der Wunſch laut, jenes Stück einmal wieder zu ſehen; es gibt dies Anlaß zu Vergleichen und dieſe bilden und ſchärfen immer die Urtheilskraft.

Die neue Decoration war effectvoll und ſehr gelungen; ſchade, daß der Decorateur durch ein unter der Brücke aufgeſtelltes Licht die ſchöne Harmonie des Ganzen ſtörte.

—π—

Freitag, den 27. Oktober.

Die Königin von ſechszehn Jahren.

Indem wir uns auf das, erſt kürzlich in dieſen Blättern gefällte Urtheil über die Vorſtellung dieſes Stückes berufen, glauben wir doch noch Einiges erinnern zu müſſen. Das Publikum hat zwar in letzter Inſtanz ſein Urtheil über das Spiel der Dem. Hausmann durch deren Hervorrufen gefällt, doch glauben wir hier ganz beſcheiden erwähnen zu dürfen, daß uns ihr Spiel in der erſten Vorſtellung doch beſſer gefiel und namentlich eine minder lebhafte Bewegung der Hände und des Kopfes, beſonders im 2. Akte, königlicher erſchienen iſt. Hr. Gremmer aber zeigte hie und da und vorzüglich dort, wo das ſogenannte ſtumme Spiel einzutreten hat, noch ziemlich den Anfänger. So nahm er z. B. die ſehr unzweideutige Liebeserklärung ſeiner Königin ſo theilnahmlos und ruhig hin, als wenn ihm ein Korporal Rapport machte, oder ein Vorgeſetzter einen Verweis ertheilte.

Die Coſtume waren durchaus glänzend und zeitgemäß; Letzteres wenigſtens ſonſt nicht die ſtarke Seite unſerer Bühne.

—π—

Hierauf **„der Dorfbarbier“** von Schenk — eine jener wenigen komiſchen deutſchen Opern aus der Zeit unſrer Väter, welche ihr Menſchenalter überlebt haben, und noch von Zeit zu Zeit auf den Bühnen auftauchen dürfen, um zu beweiſen, daß ein echt komiſches Sujet und kräftiger Witz auch ohne brillante Muſik, ohne zierlichen Dialog und die Knalleffekte der Jetztzeit ſich ihr Publikum gewinnen können. Ueberdies bietet dieſe Operette den Schauſpielern vielfach Gelegenheit, zu extemporiren, woran es heut die Darſteller der beiden Hauptrollen, Hr. Deny und Chriſtl auch nicht fehlen ließen, und ſich möglichſte Mühe gaben, die Lachmuskeln des Publikums in Bewegung zu ſetzen. Daß denn da auch manches Triviale mit unterlief, war natürlich; immer gute Witze machen, dazu gehört ein beſonderes Talent. Herr Chriſtl hatte ſeinem Liede (Jüngſt ſprach mein Herr, der Bader) einige andere Strophen untergelegt; wir hörten auf dieſe Weiſe etwas Neues — beſſer als der Originaltext, war aber dieſes Neue durchaus nicht. Die Muſik ſpielt in dem ganzen Singſpiele eine untergeordnete Rolle, die Polacca Suschens und den Trauergeſang des Schulmeiſters ausgenommen, hat keine Piece beſonders hervortretende Melodien. Dem. Rochow, (Suschen) zeigte im Vortrage ihrer Polacca, daß ſie Geläufigkeit beſitzt. — Schade, daß ihre Stimme nicht klar und ihr Spiel gar zu befangen war. Der größte Theil der Introduktion ging theils durch die ſtarke Begleitung von Seite der Violinen, welche auch gleich im erſten Takte der Introduktion ſich nicht recht ins Tempo finden wollten, theils durch den leiſen Vortrag des Hrn. Aſcher und Mad. Valée — unverſtändlich vorüber. Ueberhaupt dürfen unſere Violiniſten ſich befleißigen, in ſchnellen Figurenpiano ſpielen zu können, ſie werden in den meiſten Fällen zu laut.

—r—

Notizen-Blatt.

(Miscellen.) In Berlin hat ſich ein heftiger Streit entſponnen, über deſſen Ausgang die Menſchenfreunde ernſtlich beſorgt ſind. Die Urſache des Zwiſtes iſt eine grammaticaliſche. Die eine Partei behauptet nämlich, der Ausdruck: „mit der Eiſenbahn fahren,“ ſey falſch; man müßte ſagen: „auf der Eiſenbahn fahren;“ die andere Partei behauptet das Gegentheil. Die Aufianer und die Mitianer ſind außerordentlich erbittert gegen einander und thun ſich allen möglichen Schabernack an.

Ein Ereigniß, das an die Befreiung Lavalette's im Jahre 1815 erinnert, hat ſich kürzlich in Yvetot zugetragen. Ein gewiſſer Garelli, angeblich ein Preuße, ſaß dort im Gefängniß. Seine Frau und ſeine Schweſter beſuchten ihn. Garelli hüllte ſich in den Mantel der Schweſter, ſetzte ihren Hut mit Schleier auf und entkam ſo in der Abenddämmerung aus dem Gefängniſſe, während jene zurückblieb. Sie iſt etwa 25 Jahre alt und ſehr hübſch.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 133. Sonntag, 5. November 1843.

Der Angeklagte.

(Fortſetzung.)

»Ein Jahr war in meinem Oxforder Stillleben unter Ernſt und Scherz vergangen, als ein Brief aus London eintraf, in welchem der Oheim ungemein herzlich und freundlich ſchrieb und am Schluſſe andeutete, meine Mutter ſey nicht abgeneigt, mir das Haus zu übertragen und ein hinreichendes Betriebscapital zu mäßigen Zinſen im Geſchäfte zu laſſen. Ich las und las wieder, und ſeltſam! ich zweiſle nicht an der Aufrichtigkeit des Antrages, wie geſagt, der Oheim war mir in der Seele zuwider, doch hier handelte er ja nur im Auftrage meiner Mutter; und kann eine Mutter ihr Kind betrügen wollen?... Dem ungeachtet war dies nicht der einzige Grund meines guten Glaubens; der Hauptreiz zum Eingehen auf den Plan lag in meiner Liebe. Ich wußte, daß das Geſchäft bedeutenden Gewinn abwarf, jedenfalls aber ſeinen Mann nähre, ich durfte folglich darauf rechnen, meine Anna ohne weiteren Verzug heirathen zu können.

»Die Sehnſucht, beſter Herr, iſt eine ſchlimme Rathgeberin; wenn ſie redet, ſchweigt der Verſtand. So beſchloß ich denn kurz und gut, des Oheims Antrag anzunehmen, und eilte zu Anna, um ihr den Plan als einen Wink des Himmels zu unſerem Glücke vorzulegen. Doch ſie theilte meine ſanguiniſchen Hoffnungen nicht und rief, als ich in ſie drang, mir ihre Meinung unumwunden zu ſagen:

»»Nie, lieber Warton, würde ich Ihnen zureden, die Laufbahn, der Sie ſich mit Neigung und Talent gewidmet haben, mit einer Thätigkeit zu vertauſchen, die Ihren Anſichten vom Leben wenig zuſagt und Ihnen Pflichten auferlegt, denen Sie nicht gewachſen ſind. Sie würden jedem Sachkundigen, der Sie benutzen wollte, in die Hände gegeben ſeyn und jedenfalls ein ſchweres Lehrgeld bezahlen müſſen. Und weshalb wollen Sie dieſes Wageſtück unternehmen? Um mir eine glänzende Zukunft zu bieten. Und doch nannten Sie mich ſo gern Ihr einfaches Mädchen! Unſere Liebe und der Erwerb, der Ihnen, wenn Sie ſo fortarbeiten, nicht entgeht, genügt zu unſerem Glücke.««

»Anna hatte nur ausgeſprochen, was bis dahin ganz meine Meinung war; ich ging daher halb und halb mit dem Vorſatze fort, des Oheims Antrag abzulehnen. Aber acht Tage vergingen, ohne daß ich mich entſchließen konnte, die abſchlägige Antwort auf die Poſt zu geben. Ein zweiter Brief traf ein, in welchem der Oheim mir meines Schweigens wegen Vorwürfe machte und bat, ihm ohne Zögern jetzt offen meine Anſicht mitzutheilen.

»Von Neuem ging ich zu meiner Braut, und legte ihr den Brief vor. Sie ſah mir ins Auge und flüſterte:

»»Jetzt darf und will ich kein Urtheil mehr in der Sache haben; denn ich fürchte, Sie möchten es einſt bereuen, meiner trüben Ahnung nachgegeben zu haben. Mein Herz ſagt mir, daß wir dieſer Verſuchung widerſtehen ſollten; doch wie Gott will.««

»Mehr bedurfte es für mich nicht; ich ſchrieb dem Oheim auf der Stelle, daß ich es nicht für gerathen halte, einen Stand zu verlaſſen, dem ich mich mit Neigung gewidmet habe.

»Aber ich hatte es mit einem Manne zu thun, der auf Alles gefaßt war, wenn er etwas durchſetzen wollte. Das Fehlſchlagen ſeiner erſten beiden Verſuche ſchreckte ihn nicht ab, nur änderte er jetzt ſeinen Kriegsplan. Seine Schweſter mußte ihm als Mittel dienen, um ihre mütterliche Autorität auf mich geltend zu machen.

»Verſtehen Sie mich nicht falſch: ich bin weit entfernt, meiner Mutter irgend eine Mitſchuld an den Schändlichkeiten zur Laſt zu legen, deren ich meinen Oheim zeihe. Aber ſie ließ ſich, von ihm getäuſcht, als Mittel zum Zwecke gebrauchen, und legte den Grund zu meinem Unglücke, während ſie glaubte, ſie ſorge für mein Beſtes. Ich zeigte auch dieſen Brief meiner Anna, die nichts dazu ſagte, als:

»»Ziehen Sie Ihre Vernunft und meinen Vater zu Rathe; ich bin mit Allem einverſtanden.««

»Unſchlüſſig ging ich zum Vater meiner Braut, entſchloſſen verließ ich ihn — er hatte mein Schickſal entſchieden. Der Geiſtliche ſah in dem Anerbieten nichts als Gutes und Liebes, redete mir zu, darauf einzugehen und mein Glück nicht zu verſcherzen.

»Raſch ordnete ich meine Angelegenheiten in Oxford und eilte nach London. Der Bruder meiner Mutter empfing mich mit einer Zuvorkommenheit, die mich im Hinblick auf meine jugendlichen Vorurtheile gegen ihn ſchamroth machte. Ich wurde ſogleich zum Nachteſſen eingeladen; an guten Weinen fehlte es nicht, eben ſo wenig an Zureden, denſelben Ehre zu machen. Des Oheims Wohlmeinen verfehlte die beabſichtigte Wirkung ſo wenig, daß ich ihm ſogar mein Heirathsprojekt geſtand. Ich hatte auf Widerſpruch gerechnet; um ſo freudiger überraſchte mich das Gegentheil. Daß ich ihm dadurch neue Waffen gegen mich in die Hand gegeben, ahnte ich nicht. Der Oheim ſprach einzig und allein darüber ſeine Verwunderung aus, daß ich unter ſolchen Verhältniſſen ſo lange Anſtand genommen habe, auf ſeinen Vorſchlag einzugehen, da dies ja der einfachſte und ſicherſte Weg ſey, meiner Braut eine glänzende Exiſtenz zu gründen.

»Während wir noch über mein Heirathsprojekt ſprachen, meldete der Bediente einen Herrn Gilbert.

Digitized by Google

»»Er iſt mein beſter Freund,«« ſagte der Oheim zu mir, »»wir brauchen uns vor ihm nicht zu geniren.««

»Und kaum war dieſe Bemerkung gemacht, als der Freund hereintrat und vom Oheim ohne Weiteres in das Geſpräch gezogen wurde. Um ſeine ebenerwähnte Andeutung ſogleich zur That zu machen, erzählte er dem Gaſte meine Pläne und Abſichten, mit denen ſich Herr Gilbert dann vollkommen einverſtanden erklärte.

»Ich wurde von Gilbert auf den folgenden Morgen zum Frühſtück geladen. Nach dem Eſſen zog der Oheim ein Papier aus der Taſche, auf das er, wie er verſicherte, im Fluge die Hauptpunkte des Kontraktes geworfen hatte. Unter ſo nahen Verwandten, meinte er, bedürfe es nicht vieler Weitläufigkeiten und Verklauſulirungen. —

»Der Krontrakt war bis auf die Unterſchriften fertig, und die Beſtimmungen ſchienen durchaus unverfänglich: meine Mutter ließ vierzigtauſend Pfund im Geſchäfte, abgeſehen von dem Gelde in der Kaſſe und den ausſtehenden Schuldpoſten; ſie verlangte nur fünf Prozent. Herr Gilbert bot ſich zum Zeugen an, ſein erſter Buchhalter wurde herausgerufen, um als zweiter Zeuge zu dienen, und ich war leichtſinnig genug, den Kontrakt zu unterzeichnen.

»Acht Tage nach dieſem unheilſchwangern Morgen trat ich in meinen neuen Wirkungskreis ein. Auf Zureden meines Oheims und Vormundes nahm ich ſofort mein ganzes väterliches Vermögen ins Geſchäft. Was Sie jedoch am Meiſten überraſchen wird, iſt der Umſtand, daß ich das Handelshaus meiner Mutter übernahm, ohne ein beglaubigtes Inventarium zu verlangen. Der Oheim hielt dies nicht für nöthig, weil man nicht gern fremde Augen in ſeine Angelegenheiten blicken laſſe und was der plauſibeln Gründe mehr waren; ich aber war noch ein ſo junger und unerfahrener Menſch, hielt zugleich meine Mutter für eine hinreichende Garantie und verſtand ohnehin von den Handelsbüchern ſo rein nichts, daß ich, ſelbſt bei größerm Mißtrauen, höchſt wahrſcheinlich doch betrogen worden wäre.

(Fortſetzung folgt.)

Eine merkwürdige Entführung.

(Fortſetzung.)

Der Wagen fuhr auf ſchlechten Nebenwegen, die in Folge des Froſtes äußerſt holperig geworden waren. Des Kärrners Angſt hatte ſich allmälig etwas gelegt, nur konnte er nicht begreifen, was man denn eigentlich mit ihm vorhabe. Ehe er aber darüber mit ſich im Klaren war, hielt der Wagen ſchon an, und er wurde, nachdem man ihn mit Ausnahme der Binde, die ſein Geſicht verhüllte, von ſeinen Banden befreit hatte, herausgelaſſen und durch eine Thüre erſt über einen Hof, dann treppan durch mehrere Gänge und Gemächer, hernach wieder treppab und abermals über einen Hof in ein geheiztes Zimmer geführt, das gleich einem zweiten daranſtoßenden ſorgfältig verſchloſſen wurde. Er hörte nun mehrere Perſonen leiſe mit einander reden, dann wurde ihm ein Stuhl hingeſchoben und er ſich zu ſetzen aufgefordert.

»Ihr ſeyd,« redete ihn alsdann eine kräftige Stimme an, »in der Gewalt von Leuten, welche euch umbringen könnten, ohne daß ein Hahn darnach krähte, und irgend Jemand auf der Welt erführe, wo ihr geblieben wäret; doch ſoll euch kein Leid geſchehen, falls ihr nicht ſo thöricht ſeyd, euch deſſen weigern zu wollen, was wir von euch verlangen und das euch vielmehr zum Nutzen, als zum Schaden gereichen wird.

Joſeph brauchte einige Minuten, ehe er der Sprache wieder mächtig war, dann fragte er: Und was iſt's, was ihr von mir verlangt?

»Ihr habt zuvörderſt einen heiligen Eid zu ſchwören, daß ihr nie und Niemanden verrathen wollt, was euch dieſe Nacht begegnet iſt und nach unſerer Anordnung ferner begegnen wird; ferner, nie zu verſuchen, euren Entführern oder dem, was euch in eurem Geſchicke als auffallend erſcheinen mag, auf die Spur zu kommen. Wollt ihr das ſchwören?«

Martin blieb ſtumm.

»So wollt ihr alſo lieber ſterben,« fuhr dieſelbe Stimme fort, und Joſeph hörte auch den Hahn eines Piſtols knacken.

»Ich will ſchwören, ich will ſchwören!« ſtammelte er.

»Wohlan; ſo knieet nieder und legt die Hand auf dieſe Bibel.« Joſeph that, wie ihm befohlen wurde, und ſprach den Eid nach, den man ihm nun dictirte. Darauf wurde ihm ſofort die Binde vom Geſichte genommen. Er ſah nun, daß er ſich in einem kleinen Gemache befand, deſſen Wände, um daſſelbe durchaus unkenntlich zu machen, überall mit Bettlaken behängt waren. Ein einziges Licht verbreitete eine zweifelhafte Helle. Vier Perſonen, in grobe Mäntel eingehüllt und ſämmtlich maskirt, einer mit einem Piſtol in der Hand, ſtanden vor ihm, und Letzterer ſtellte folgendes Verhör mit ihm an:

»Wie heißt ihr?«

»Joſeph Martin.«

»Wie alt?«

»Drei und dreißig Jahre.«

»Eure Eltern?«

»Die ſind beide verſtorben.«

»Habt ihr Geſchwiſter?«

»Nein, ich war der einzige Sohn.«

»Euer Geſchäft?«

»Fuhrmann im Dienſte der Herren Auger, Lafond und Compagnie zu Bordeaux.«

»Was verdient ihr monatlich?«

»Zehn Thaler.«

»Es würde euch alſo wohl angenehm ſeyn, wenn ihr künftig monatlich vier Louisd'ors verdientet, ohne daß ihr irgend etwas dafür zu thun brauchtet?«

Joſeph antwortete nicht.

»Habt ihr mich nicht verſtanden?«

»Nun, vier Louisd'ors monatlich, die möchte ich ſchon verdienen, wenn es auf rechtlichem Wege angehen würde.«

»Aber es wird euch doch einerlei ſeyn, ob ihr ſie in Frankreich oder anderswo bekommt?«

»Anderswo?«

»Ja, zum Beiſpiele in Amerika, auf einer der Inſeln.«

»Wie? ich ſollte über's Meer geſchickt werden, zu den Wilden!«

»Ihr gehorcht ohne alle Widerrede, oder eure letzte Stunde hat geſchlagen.«

Digitized by Google

Das wurde dem armen Schelm zu viel und er ſprang wüthend auf die Unbekannten ein, rannte auch einen derſelben über den Haufen, bekam aber in demſelben Augenblicke einen Schlag über den Kopf, der ihn beſinnungslos zu Boden warf.

Als er ſich wieder erholt hatte, befand er ſich in einer ihm ſo neuen Lage, daß er zu träumen glaubte. Er lag mit verbundenem Kopfe in einem Raume, der ſo enge war, daß er ſich kaum umkehren konnte, und hörte über ſich ein gar eigenthümliches Geräuſch. Da er nicht weit über ſeinem Kopfe eine kleine Oeffnung bemerkte, ſo richtete er ſich von ſeinem Lager auf, um zu ſehen, wo er denn eigentlich ſey, und ſah nun eine endloſe Waſſerfläche, hell von der Sonne beſchienen. In demſelben Augenblicke trat ein Mann von hohem Wuchs, aber von nicht eben einnehmenden Zügen zu ihm heran, ſah ihn verwundert an und ſagte:

»Na, Kamerad, ſeyd ihr beſſer? das iſt ſchön; freuet euch!«

»Wo bin ich denn?« fragte Joſeph.

»Auf dem Dreimaſter die gute Adele, der vor drei Tagen von Bordeaux nach dem Kap Français auf St. Domingo verſegelt. Wie und warum ihr hier ſeyd, das weiß ich nicht; aber es iſt mir von Jemand, den ich auch nicht weiter kenne, angelegentlichſt empfohlen worden, beſtens für euch zu ſorgen und euch dieſen Brief und dieſen Beutel zu behändigen.«

(Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Frankfurt, 31 Oktober.

Die Aufführung des neuen Luſtſpieles »Zopf und Schwert« von Karl Gutzkow kann auf unſerer Bühne erſt nach der Rückkehr der Mad. Frühauf ſtattfinden. Das Stück wird aber die Runde über alle Bühnen machen, denn es beſitzt ſeltene Vorzüge. Geſtern Abend ſahen wir ein neues Lebensbild in zwei Abtheilungen: »Treffkönig oder Spieler und Todtengräber« mit Muſik zum Beſten des Hrn. Wallner aufführen. Das Stück iſt von Hrn. Wallner und Hrn. Barry verfaßt und hatte ſich hier einer um ſo günſtigeren Aufnahme zu erfreuen, da Hr. Wallner für unſern Komiker Haſſel eine ſehr dankbare Rolle in dasſelbe ſchrieb. Die Handlung des Lebensbildes iſt von keiner Erheblichkeit; ſie ſchleppt ſich, ſie hat aber doch eine ſehr zeitgemäße Tendenz, indem ſie das Laſter des Spiels in den traurigſten Folgen zeigt. Das Stück beſteht mehr aus Tableaux, die vielen eingeſtreuten Couplets ſind aber recht nett, mitunter witzig und ſprachen überaus an. Die HH. Wallner und Haſſel wurden lebhaft gerufen, und das Stück wird heute ſchon wiederholt. Hr. Wallner ſpielt darin (eine Rolle im Raimund'ſchen tragiſchen Charakter) den Drechslermeiſter Schlichtmann, und weiß ſo wohl den gemüthlichen Ton derſelben feſt zuhalten, als auch die tragiſchen Momente ergreifend zu geben. Die nächſte Beneficeoper, die wir hören, wird »Arur« ſeyn, die ſich unſer Baſſiſt Hr. Konradi ehrenhafterweiſe gewählt hat. — Dreyſchock gibt morgen ein Concert im Theater. — Prume trifft in der nächſten Woche hier ein. —ſſ—

Paris, den 29. Oktober.

Die vergangene Woche hat zwei merkwürdige Schauſpieler ſterben ſehen; der eine ſpielte auf der Bühne, der andere hinter den Couliſſen; beide hatten gleiches Talent, und doch ſtarb der erſte als Bettler, während der zweite im Beſitze einer Penſion von 50,000 Francs die Augen ſchloß. Ich ſpreche hier von Montrond und Roſambeau. Mit Montrond iſt die größte diplomatiſche Curioſitat unſres Jahrhunderts, der wahre Repräſentant der Chamäleons-Politik, iſt der vielgerühmte und vielverdammte Fürſt Talleyrand erſt ganz geſtorben. Hr. v. Montrond war ſeine überlebende Hälfte, die fortgepflanzte Tradition, der Supplementband des Verſtorbenen. Hr. v. Montrond iſt in der vergangenen Woche begraben worden; nun erſt iſt Talleyrand ganz todt. — Ein neues Stück im Ambigu-Theater: „les bohémiens de Paris,“ ein Stück, das die Pariſer ſchaarenweiſe nach dem Boulevard St. Martin zieht, und in dem in vierzig ununterbrochenen Vorſtellungen nie ein Platz leer blieb, ſchildert das Treiben aller jener großen und kleinen bohémiens in Paris, die die große Kunſt verſtehen, aus Nichts Etwas zu machen, die heute Millionärs ſind, morgen betteln gehen, und übermorgen ohne Geld, ohne Fonds, ja meiſt ohne Kenntniſſe ein neues Unternehmen beginnen, das ſie entweder wieder zum Millionair machen oder ſie an ihren Auslaufspunkt, den Bettelſtab, zurückbringen ſoll. Zu dieſer abentheuerlichen Klaſſe von Menſchen, deren Daſeyn ein Phänomen, deren ganzes Leben ein Räthſel, deren Vergangenheit eine Mythe, deren Zukunft ein Hazardſpiel iſt, gehörte auch Montrond. Montrond mit einem eleganten Aeußeren, Geiſt, Witz und einem ungeheuern Talent zur Intrigue ausgeſtattet, warf ſich 1789 in die politiſche Carrière, bald zog er die Aufmerkſamkeit des Fürſten Talleyrand auf ſich und wurde deſſen Freund, Secretair, Vertrauter und Factotum. Von nun an begann für ihn das romantiſchſte und ſonderbarſte Leben der Welt, das ſich höchſtens mit dem eines Caſanova vergleichen läßt. Heute reich, morgen arm, heute in glänzender Equipage durch die Champs elysées fahrend, morgen dieſe Equipage an den Caro-Buben ſetzend und verſpielend, heute mit Bankbillets von 1000 Francs großmüthig herumwerfend, morgen ſich ohne Umſtände bei dem erſten beſten Bekannten zum Speiſen einladend, da er nicht ſoviel Geld hatte, um ein Diner bei dem beſcheidenſten Reſtaurant zu bezahlen. Talleyrand überſchüttete ihn mit Gold, es hatte kein Bleiben bei ihm. Als eines Tages eine diplomatiſche Negoriation, bei der er den Unterhändler gemacht hatte, ihm auf ſeinen Theil zwei Millionen eingebracht hatte, ſagte Talleyrand zu ihm: Ich hoffe Montrond, ſie werden jetzt vernünftig werden und das Geld wo gut niederlegen. — »Gewiß, antwortete Montrond, — in meinem Schreibtiſch.« Und ſo geſchah es, er griff ſo lange hinein, bis nichts mehr da war und er wieder zu Talleyrand kam, damit ihn dieſer nur von ſeinen ärgſten Gläubigern befreie. Stellen Sie ſich vor, ſagte er einmal zum Fürſten, geſtern war ein unverſchämter Gläubiger bei mir, ich wies ihm die Thüre, da wollte er mich zum Fenſter hinauswerfen, der Kerl vergaß ganz, daß ich im dritten Stocke wohne.« »Lieber Montrond, ſagte Talleyrand, ich habe Ihnen ſchon ſo oft geſagt, daß Sie nur zur ebener Erde wohnen dürfen.« Die Juli-Regierung zahlte ihm endlich eine fixe Penſion von 50,000 Frcs. jährlich, um die Memoiren Talleyrands, die er großtentheils beſaß, von ihm zu erhalten, die nun

Digitized by Google

wohl nie das Licht der Welt erblicken werden. Montrond, der größte Cyniker und Atheiſt, ſtarb übrigens ganz reue-voll, mit allen Tröſtungen der Religion, die er ſelbſt verlangt hatte, in den Armen ſeiner treuen Freundin Mad. M. Als ihm ein Freund ſeine Verwunderung über ſeine plötzliche Bekehrung ausdrückte, antwortete er: ça ne peut jamais nuire;« drehte ſich um und ſtarb. — Ein ſchlimmeres Loos war Roſambeau beſchieden, einem genialen Schauſpieler, aber liederlichen Genie. Roſambeau hatte mit dem größten Glücke in der Opera comique angefangen und hatte zuletzt in den kleinen Folies dramatiques aufgehört. Da ihn auch dieſes Theater nicht mehr behielt, zog er wie Diogenes in den Straßen von Paris herum und führte ein künſtleriſches Nomadenleben. Alle Schauſpieler von Paris unterſtützten dieſes zu Grunde gegangene große Talent, aber vergebens, ſeine Taſchen waren durchlöchert; das Geld blieb nicht darin. Beſonders Dlle. Mars gab ihm viel; als er jedoch alle Tage, und in immer verwildeterem Anzuge kam, gab ſie ihm ein Abonnementsbillet in eine Badeanſtalt mit den Worten: Das iſt das Einzige, was ich noch für ſie habe. Roſambeau ging in die Badeanſtalt. Ein Bad! rief er, indem er ſeine Karte hinreichte; während es bereitet wurde, las er den ausgehängten Tarif. »Ein Bad 1 Fr., ein Frühſtück 1 Fr.« »Garçon! rief er, kann ich ſtatt des Bades ein Frühſtück für mein Billet haben?« »O ja!« Dann her damit, das iſt nahrhafter. Er ſtarb im größten Elende, die Schauſpieler von Paris ließen ihn anſtändig begraben. —p—

Würzburger Theater.

Donnerstag, den 2. November.

Die Stumme von Portici.

Dieſe Oper, die wir im vergangenen Jahre in Ermanglung eines 2. Tenoriſten gänzlich entbehren mußten, hat ihre frühere Anziehungskraft wieder bewährt und das Haus gefüllt. Die Oper befriedigte in muſikaliſcher Beziehung auch vorzüglich.

Dem. Hausmann (Fenella) hatte, wie nicht anders zu erwarten war, ihre Rolle ſehr gut aufgefaßt und die ſüdliche Lebhaftigkeit dieſes Charakters, welche noch durch körperliches Unglück und Seelenleiden geſteigert wird, trefflich wiedergegeben. Als beſonders gelungen müſſen wir ihr Mienenſpiel in der Scene hervorheben, in der ſie Alfons in der Kirche erkennt, ſo wie bei der Erhebung ihres Bruders im 4. Akte. Die ſchöne, äußerſt gelungene Durchführung der ganzen Rolle ließ das etwas unklare Spiel im Anfange des 1. Aktes leicht wieder vergeſſen, und die Künſtlerin wird in Erwähnung desſelben nur erkennen, mit welcher Aufmerkſamkeit wir ihrer Darſtellung gefolgt ſind.

Hr. Baumhauer (Maſaniello) zeigte, daß er ſeiner Rolle Meiſter war. Seine kräftige Stimme eignete ſich beſonders zu dieſer Parthie. Im 2. und im letzten Akte, ſo wie im 4. die Scene mit den Fiſchern, ſang und ſpielte er brav, vorzüglich gelang ihm der letzte Akt. Weniger konnte den Kenner der Vortrag des Schlummerliedes befriedigen. Hrn. Baumhauer's Stimme hatte hierin nicht Weichheit genug. Er ſang dasſelbe in F, um die Höhe etwas zu vermeiden, allein deſſenungeachtet war ſein Vortrag, beſonders an der Stelle: „Bring' vor ihre Seele heitre Bilder," (welch letzteres Wort er mit Bruſtſtimme ſang, während es wahrſcheinlich beſſer geweſen wäre, wenn er hier auf dem Vokale i in Kopfſtimme übergegangen wäre) nicht mild genug. Im Finale des 4. Aktes bei den Worten: „mir lacht vielleicht nie mehr das Glück," war der Uebergang von Bruſt- in Kopfſtimme auch zu ſcharf, mit einem jodlerartigen Vorſchlage, der für dieſe Situation nicht wohl paſſen dürfte. Das Beſtreben, ſich zu vervollkommnen, iſt übrigens an Hrn. Baumhauer nicht zu verkennen, und daß das Publikum hiefür nicht unempfänglich iſt, zeigte es durch den, Hrn. Baumhauer öfter ertheilten Applaus und durch das Hervorrufen am Schluſſe der Oper.

Mad. Hammermeiſter (Elvira) ſang ihre Parthie mit gewohnter Sicherheit und Fertigkeit. Sie trug die meiſten Stellen nur mit halber Stimme vor, wodurch es ihr ſehr gut gelang, zu ſingen, ohne zu viel zu vibriren.

Hr. Pichon (Pietro) mäßigte ſeine Stimme heute und ſang recht brav. Nur möchten wir bitten, die Töne, welche legirt ſeyn ſollen, nicht zu ſehr in einander zu ziehen, wie heute in der Romanze des letzten Aktes bei den Worten: „Seht von des Ufers hohem Strand," wo Hr. Pichon beim Hinabgehen von A auf Es faſt alle dazwiſchen liegenden Töne hindurchhören ließ. Schleifen heißt noch nicht in einander ziehen.

Hr. Umbach (Alphonſo) trat mit gewohnter Befangenheit vor das Publikum. Seine erſten Worte waren faſt unhörbar, und auch der Anfang ſeiner Arie wollte nicht klingen. Gegen das Ende dieſer nicht leicht ſangbaren Piece wurde ſein Geſang freier und beſſer. Im 4. Akte hatte ſich ſeine Befangenheit ſo ziemlich verloren, und er ſang hier und im 5. Akte ſeine Recitative recht brav. In dem Quartette im 4. Akte — bei der Stelle ohne Orcheſterbegleitung — hatte er das Tempo verfehlt, fand ſich jedoch bald wieder darein.

Hr. Gremmer (Borella) hat noch wenig muſikaliſchen Vortrag. Er ſingt zu ſtreng nach den vorgeſchriebenen Noten, ſein Geſang wird dadurch zu ſteif, zu gleichförmig.

Das Enſemble war gut; der Chor nur mehrmals im Intoniren nicht völlig ſicher. Im Orcheſter war beſonders das oben berührte Quartett im vierten Acte durchaus unſicher, vorzüglich die Horn und Poſaunen. Am Schluſſe der Ouverture kamen die Janitſcharen aus dem Gleichgewichte und ſchwiegen, als ſie das bemerkten, klüglicherweiſe total. Den Violinen fehlte bei der Stelle in Nr. 3. des erſten Actes, wo Fenella ihre Liebe zu verſtehen gibt (in Ges), auch die nöthige Einigkeit.

Der Darſtellung im Allgemeinen können wir jedoch kein ſonderliches Lob ſpenden. Das Arrangement, das uns wenig einſtudirt ſchien, war verworren, das der Marktſcene höchſt ärmlich, Rundung und Ineinanderklappen vermißten wir ſehr, und die Tänze waren ein regelloſes, plumpes Herumſpringen und ſich Herumzerren, ſtatt daß mit wenigem Aufwande von Mühe ziemlich erträgliche Gruppen könnten einſtudirt werden; der Fiſchſänger wäre wahrlich auch beſſer weggeblieben. Bei dem vielen Guten, was bisher für das Decorationsweſen geſchehen, wollen wir die geſtrigen Proſpecte eben nicht tadelnd erwähnen, erlauben uns aber doch, ſie dringend einer Reparatur zu empfehlen.

—r—

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 134. Dinstag, 7. November 1843.

Der Angeklagte.

(Fortſetzung.)

Die erſten vier Wochen ging Alles nach Wunſch. Ich beſuchte die Mutter ſehr oft; der Oheim zog ſich, Geſchäfte vorſchützend, mehr und mehr zurück. Um mich, wie er ſagte, mit meiner Unerfahrenheit in dem neuen Berufe nicht ohne erprobten Rath zu laſſen, wies er mich an Herrn Gilbert, der ſich bei mir bald unentbehrlich machte, da er mir die lebhafteſte Theilnahme zeigte, mich gewiſſermaßen in Handelsſachen unterrichtete, die Bücher nachſah und mir in ſchwierigeren Fällen mit Rath und That an die Hand ging.

»Acht Wochen ſpäter war Anna mein Weib; bald darauf ſtarb meine Mutter. Sie hinterließ ein Teſtament, in welchem ſie ihr Vermögen ihrem Bruder vermachte. Zum zweiten Male war ich alſo enterbt, zuerſt vom Vater, der mich über Alles liebte, und nun von der Mutter, der ich nie etwas zu Leide that.

Mein Oheim war alſo mein Gläubiger. Ich beabſichtigte anfangs, klagbar gegen das Teſtament zu werden, doch Gilbert warnte mich, weil der Oheim mich in dieſem Falle in große Verlegenheit bringen könne, im andern das Geld aber nach wie vor im Geſchäfte laſſen werde.

»Meine Unternehmungen gelangen ſichtbar, ich hoffte daher auch dieſen Verluſt zu verſchmerzen. So ging das erſte Jahr mit Ausnahme dieſer Zwiſchenfälle ruhig hin; ich war mit meiner Anna ſehr glücklich, lernte mich in meinen Beruf täglich beſſer finden, war geachtet und beliebt bei meinen Standesgenoſſen — was wollte ich mehr!

»Eine Handelskriſis entſtand; auch ich verſpürte einige Folge davon; aber die Sache hatte anfangs wenig zu bedeuten. Bald indeß wurde meine Lage verwickelter und ich gerieth, einigen Wechſeln gegenüber, in Beſorgniß. Die Schwierigkeiten wurden jedoch ſchnell dadurch gehoben, daß ich von mehreren Schuldnern, die ſich Zeit nahmen, ſofortige Zahlung verlangte. Dies Auskunftsmittel hatte zur natürlichen Folge, daß mehrere langjährige Geſchäftsfreunde des Hauſes ihre Aufträge andern Häuſern übergaben. Das Geld verſiegte in meiner Kaſſe mit jedem Tage mehr; eine Verlegenheit folgte der andern. Wie ging das zu? Niemals war Aehnliches bei meines Vater und meiner Mutter Lebzeiten vorgefallen, und ich konnte die Erſcheinung um ſo weniger begreifen, da meine Ausgaben für den Haushalt und meine Bedürfniſſe um ein Bedeutendes geringer als bei den Aeltern waren, die laufenden Geſchäfte ſich dagegen eher vermehrt als vermindert hatten. Finſtre Ahnungen ſtiegen in mir auf und in ſchlafloſen Nächten litt ich wie ein Verbrecher.

»Eines Morgens hatte ich eine bedeutende Summe zu zahlen und fand mich wegen 250 Pfd. Sterl. in Verlegenheit. Dazu war ich krank. Der Kredit meines Hauſes ſtand auf dem Spiele. Dumpf und düſter ſaß ich in meinem Kabinette und grübelte auf ein Mittel zur Deckung der an ſich ſo unbedeutenden und jetzt doch ſo heilloſen Summe. Herr Gilbert trat herein. »Ein Wink des Himmels!« dachte ich und ſtellte ihm meine Lage vor. Ohne eine Sylbe zu erwidern, zog er ſein Portefeuille und legte mir in Banknoten das fehlende Geld auf den Tiſch. Ich hätte ihm um den Hals fallen mögen, um ihm meine ewige Dankbarkeit zu betheuern. —

»»Iſt ja nicht der Rede werth!«« entgegnete er; »»es kann den Beſten paſſiren. Für die Zukunft wiſſen Sie, an wen Sie ſich zu wenden haben.««

»Schon am folgenden Tage war ich im Stande, Gilbert das Darlehen zurückzahlen zu können; aber es vergingen keine drei Wochen, als ich auch ſchon wieder zu ihm meine Zuflucht nehmen mußte. So ging es zum dritten, zum vierten Male; Gilbert blieb ſtets gleich gefällig. Indeß antwortete er einſt, als ich ſeine Güte vom Neuem in Anſpruch nahm, er ſey für den Augenblick nicht bei Gelde. »»Doch,«« ſetzte er hinzu, »»das hat weiter nichts zu bedeuten; ich wende mich an einen Freund. Aber Sie begreifen, das iſt ein Freund, aber das bin nicht ich. In dieſer Welt gibt es leider wenige Menſchen, die umſonſt leihen.««

»Das war in der Ordnung. Ich erhielt das Geld, aber zu hohen Zinſen; ich kam tiefer hinein und was bis dahin nur Ausnahmeſchritte geweſen, wurde jetzt Gewohnheit. Gilbert hatte mich bei der Hand, und je größer meine Verlegenheiten, deſto höher ſtiegen die Zinſen, die er mir jetzt bei der ſchamloſeſten Gier des Wucherers mit der Drohung abpreßte, er werde mich vernichten, wenn ich nicht darauf eingehe. So hatte ſich der gefällige Freund in einen Blutſauger verwandelt; ich haßte ihn, doch ich konnte nicht von ihm los.

»Mit der äußerſten Aengſtlichkeit hatte ich Alles vermieden, was meinem Oheim und Gläubiger eine Ahnung von den Geldverlegenheiten geben konnte; ſeine Dividende wurde ſtets auf's Pünktlichſte ausbezahlt.

»Bisher hoffte ich noch immer, den Krebsſchaden in meinem Geſchäfte heilen zu können und am Meiſten ängſtigte mich nur der Umſtand, daß ich die Quelle, aus der mir das Verderben kam, nicht zu entdecken vermochte; denn, das fühlte ich, das Uebel lag tiefer. Mit der Zeit indeß wuchs die Verwirrung ſo, daß mir das Geſpenſt eines Bankerottes in trüben Stunden oft vor die Seele trat.

Digitized by Google

»Doch erlaſſen Sie mir die Schilderung der Qualen, denen ich verfallen war. Mit der Ruhe des Gemüths ſchwand auch meine Geſundheit . . . eine ſchwere Krankheit war nichts als die natürliche Folge dieſer ewigen Angſt und Noth.

»So gänzlich war ich mir ſelbſt entfremdet, daß mir das Glück meiner Anna nichts mehr galt; ich war vergrillt, heftig, hart, und hatte kein Gefühl mehr, weder für ihr Lächeln, noch für ihre Thränen.

»Als ich, kaum von einem Nervenfieber geneſen, nach langer Unterbrechung zum erſten Male wieder ins Geſchäft gehen wollte, beſchwor mich mein armes Weib, zum Oheim zu fahren und ihn zu bitten, mir die Laſt, die mir zu ſchwer ſey und mich erdrücke, abzunehmen. Offenes Geſtändniß, meinte ſie, ſey jetzt das einzige Mittel zur Beſchwörung des Verderbens.

»Zu oft hatte ich es bitter bereut, daß ich Anna's erſtem Rathe nicht gefolgt, ſondern Kaufmann geworden war; doch zu einem mündlichen Geſtändniſſe konnte ich mich nicht entſchießen. Ich ſchrieb dem Oheim meine ganze Lage und erhielt noch an demſelben Tage zur Antwort, er wolle mein Geſchäft übernehmen, wenn ich ihm dasſelbe ſo übergebe, wie ich es bekommen habe. Mir fiel ein Stein vom Herzen, denn das Haus hatte, wie ich ſchon andeutete, bedeutende Geſchäfte gemacht; die Spekulationen waren zur Ehre des Geſchäfts ausgefallen und die Ausgaben für meine perſönlichen Bedürfniſſe ſtets ſehr mäßig geweſen. Trotz der Geldklemme, in der ich mich befand, hielt ich mich deshalb überzeugt, mein Kapital müſſe ſich vermehrt haben.

»Mein Oheim ſchickte einen Bevollmächtigten, der meine Bücher und Angelegenheiten prüfen ſollte. Nach mehrtägiger Arbeit kam er zum Ziele; denken Sie ſich mein Entſetzen: es ergab ſich ein Deficit von mehr als fünfzigtauſend Pfund, von denen die Bücher durchaus keine Rechenſchaft gaben!

»Wie mir geſchah, brauche ich Ihnen wohl nicht zu ſagen. Ich beſchwor den Mann, daß er die Arbeit von Neuem beginnen möge, da ein furchtbarer Irrthum untergelaufen ſeyn müſſe. Daß ein Betrug zu Grunde liege, fiel mir nicht ein; ich maß die Schuld meinem Mangel an tüchtiger Geſchäftskenntniß bei und hoffte, das Verſehen werde zum Vorſchein kommen. Aber neue Verifikationen beſtätigten nur mein Unglück. Mein ehrlicher Name, die koſtbarſte Hinterlaſſenſchaft meines Vaters, ſtand auf dem Spiele; meine Kinder ſollten die Kinder eines Bankerottmachers werden! Der ſchwere Schritt mußte jetzt geſchehen: ich eilte zu meinem Oheim, traf ihn allein und legte ihm das vernichtende Papier mit dem Wehrufe vor:

»»Auf Ehre und Gewiſſen, ich bin unſchuldig! Ein Räthſel, ein gräßlicher Irrthum hat ſich, ich weiß nicht wie, eingeſchlichen; aber noch einmal, ich bin unſchuldig!««

»Unſchuldig? Und der Beweis?« fragte der Bruder meiner Mutter mit ſchneidender Kälte.

»»Ja, unſchuldig . . . die Folge wird es lehren! Ich bin meiner Sinne jetzt nicht mächtig, doch wenn ich wieder ruhiger bin, werde ich den Beweis führen; ein ſo koloſſaler Irrthum kann nicht verborgen bleiben. Laſſen Sie mir nur Zeit.««

»Nichts da, Herr Neffe! Wer mit Betrügern Nachſicht hat, verdient betrogen zu werden. Es ſoll nicht heißen, mein kluger Neffe habe ſeinem gutmüthigen alten Tropf von Oheim eine Naſe gedreht. Verſtanden, junger Mann, zu ſcharf macht ſchartig. Mein Geld, bis auf den letzten Penny!«

»Er drehte mir den Rücken zu; ich ſtand vernichtet. Betäubt ſchwankte ich nach Hauſe; erſt der Gedanke an Weib und Kinder brachte mich wieder zur Beſinnung. Aber nein, Beſinnung iſt das rechte Wort nicht; Bewußtſeyn meiner Schande war es, was mich wie einen Raſenden von der Schwelle fortſcheuchte. Die ganze Nacht irrte ich gleich einem Verbrecher, dem die Häſcher auf den Ferſen folgen, in den Straßen umher, und als ich gegen Morgen heimkam, ſchien es mir, als ob mich der Bediente, der mir das Haus aufmachte, mit vorwurfsvollem Auge anſah.

»Was ich für Vorwurf hielt, war nichts als Mitleid. Großer Gott, meine Lage mußte den Hartherzigſten erweichen; nur der Bruder meiner Mutter blieb ohne Erbarmen.

(Schluß folgt.)

Eine merkwürdige Entführung.

(Fortſetzung.)

Der Beutel enthielt zwei hundert Louisd'or und der augenſcheinlich in verſtellter Handſchrift abgefaßte Brief lautete, wie folgt: »Eure Ueberfahrt nach St. Domingo iſt bezahlt und die beifolgende Summe ſoll euch zu eurer erſten Einrichtung dort dienen; überdem werdet ihr, was euch verſprochen iſt, pünktlich erhalten. Dagegen ſeyd eures Schwures eingedenk; ſagt nie ein Wort von dem, was euch begegnet iſt, und laßt es euch nicht einfallen, je nach Frankreich zurückzukehren. Ein ſicherer Tod würde dort euer Loos ſeyn, ſo wie ihr einen Fuß ans Land ſetzet, eben ſo wie euch die furchtbarſte Züchtigung treffen würde, wenn ihr euch auf St. Domingo der geringſten Indiscretion ſchuldig machtet. Im Uebrigen mögt ihr ein recht gemächliches Leben führen."

Als Joſeph dies Schreiben entziffert hatte — was ihm einige Mühe machte — nahm der Ueberbringer ihm dasſelbe wieder aus der Hand, zerriß es ſcheinbar ohne Abſicht und warf die Fetzen davon ins Meer. Dieſer neue Freund Joſeph Martin's hieß Tribout, war nach einander Schmuggler, Soldat, Schenkwirth, Küſter und Todtengräber geweſen, und augenblicklich ein Werkzeug der Entführer des Kärrners, dieſem beigegeben, um ihn zu St. Domingo zu überwachen. Um was es ſich eigentlich handle, das wußte er auch nicht, es kümmerte ihn auch wenig, indem er ſich freute, der Polizei in Frankreich aus den Augen gekommen zu ſeyn und zugleich gut bezahlt zu werden.

Joſeph hatte nach dem ihm über den Kopf verſetzten Hiebe ein Gehirnfieber bekommen, vierzehn Tage im Delirium gelegen, und war noch ohne Bewußtſeyn an Bord des Schiffes gebracht worden, ohne daß deſſen Capitain wegen ſeiner Aufnahme große Schwierigkeiten gemacht hatte, da ihm für ihn und ſeinen Begleiter ein gutes Paſſagegeld im Voraus bezahlt worden war.

Joſeph erholte ſich bald vollkommen wieder und benützte ſeine müßige Zeit, den Matroſen behülflich zu ſeyn. Gewandt und muthig wie er war, wußte er bald in allen Schiffsarbeiten eben ſo gut Beſcheid als ſie,

Digitized by Google

und zeigte namentlich eine kalte Unerſchrockenheit in einem Sturm, den das Schiff auf der Höhe von Portorico zu beſtehen hatte. Endlich hatte er St. Domingo, damals (1776) die reichſte Colonie der Welt, wo das Gold in Strömen floß, erreicht. Als er ſich nun unter dem ewigen Blau des ſchönſten Himmels befand, und dabei im Beſitze einer Summe war, die er ſich früher nicht im Traume zu wünſchen gewagt hätte, ergab er ſich ruhig darin, St. André de Cubzac, Ruffec, Vivonne oder die Demes nie wieder zu ſehen. Er miethete ſich eine Wohnung, ſchaffte ſich Neger an, und dachte über das unerklärliche Ereigniß ſeiner Entführung wenig mehr nach. Es würde es wohl gar ganz vergeſſen haben, wenn ihn nicht jeden Monat die vier Louisd'or, die ihm ausgeſetzt waren und durch eines der erſten Häuſer vom Cap ausgezahlt wurden, daran erinnert hätten.

Joſeph's Verſchwinden hatte aber im Angoumois und in der Guienne ſeiner Zeit die lebhafteſte Senſation verurſacht. Sein Wagen war am andern Morgen vor einer Schenke gefunden worden, wo die Pferde von ſelbſt Halt gemacht hatten. Entwendet war nicht ein Strohhalm von demſelben, Habgier konnte alſo nicht die Urſache des Schickſals ſeyn, das den Armen betroffen zu haben ſchien. Die Landvoigte, die königlichen Anwälte, die Mitglieder der Requetenkammer und die Marechauſſee verloren ihre Zeit indeß mit dem vergeblichen Bemühen, dem Verlorenen auf die Spur zu kommen, und unter dem Volke hieß es am Ende, der Böſe müſſe ihn geholt haben.

Wir, die wir beſſer unterrichtet ſind, wollen uns inzwiſchen ein Paar Monate vor die Zeit zurückverſetzen, wo Joſeph Martin entführt worden iſt.

Der Marquis von Lauzeray, ein reicher und mächtiger Gutsherr zu Cheveneaux, hatte ſich eben um 11 Uhr Vormittags nach eingenommenem Frühſtück in ſein Cabinet begeben, um einige Briefe zu ſchreiben, als ihm ein Diener meldete, ein Fremder wünſche ihn wegen dringender Angelegenheit zu ſprechen.

»Er mag kommen,« ſagte der Marquis, indem er ſeinen Schlafrock dichter zuſammenzog und das Feuer im Kamine anſchürte.

Nach ein paar Minuten trat der Fremde ein. Es war ein Mann von kleiner Statur, aus deſſen häßlichem Geſichte Habgier und Verſchlagenheit hervorleuchteten, und dem man auf ſechs hundert Schritte weit nicht gern hätte trauen mögen.

»Unterthäniger Diener, Herr Marquis; ich bedauere, wenn ich ſtören ſollte;« mit dieſen Worten introducirte er ſich, und ſetzte dann hinzu: »Ich heiße Anton Broſſard, bin Procurator zu Angouleme, und habe über eine ſehr wichtige Angelegenheit mit Ihnen zu ſprechen.«

»Was iſt Ihr Begehr, mein Herr?« entgegnete der Marquis, dem der Beſuch ſehr ungelegen kam und den das ungenirte Benehmen des Mannes verdroß, barſch.

Der Procurator ſchien etwas betroffen zu ſeyn, faßte ſich aber bald wieder und ſagte, jedoch etwas unterthäniger:

»Erlauben Sie, daß ich Platz nehme, denn die Sache, die mich zu Ihnen führt, iſt etwas weitläufig.«

»Setzen Sie ſich, aber faſſen Sie ſich kurz,« antwortete der Marquis ſtolz und befremdet, und rückte ſeinen Stuhl etwas weiter ab.

»Ich glaube, Herr Marquis, daß Ihr Gut Lauzeray Ihnen jährlich mehr als 120,000 Livres einbringt,« begann der Procurator.

Indem er das ſagte, holte er ein Heft geſtempelter Papiere hervor, und beſchäftigte ſich, das Band zu löſen, womit ſie zuſammengebunden waren.

»Zum Teufel, Herr! was geht Sie das an? mein Gut ſteht nicht zum Verkauf,« fuhr der Marquis auf, indem er den Frager mit einer ernſten Verwunderung anſchaute.

»Ich glaube nicht, daß ich mich etwa in meiner Schätzung täuſche,« fuhr dieſer mit einer ſolchen Kaltblütigkeit fort, welche den Marquis vollends in den Harniſch brachte.

»Herr,« rief derſelbe aus, »es mich bedünken, daß Sie verrückt ſind; zur Sache! und dann machen Sie, daß Sie fortkommen.«

»Das geht nicht ſo ſchnell, als Sie zu glauben ſcheinen, Herr Marquis,« ſagte Anton Broſſard mit gleicher Ruhe.

Der Marquis ſchien darüber mit ſich ſelber zu kämpfen, ob er nicht den höchſt überläſtigen Patron eigenhändig zur Thür hinauswerfen ſollte; der Procurator aber fuhr fort:

»Es ſollte mir unendlich leid thun, Herr Marquis, etwas zu thun oder zu ſagen, was Ihnen anſtößig oder reſpectwidrig erſcheinen möchte; aber die Sache, die ich mit Ihnen zu ſprechen habe, iſt von höchſter Wichtigkeit. Erlauben Sie deshalb, daß ich ſie Ihnen mittheile, wie ich für Sie am begreiflichſten halte. Es ſcheint, mein lieber Herr ....«

Indem er weiter ſprechen wollte, that er ſich Gewalt an, um ruhig zu ſcheinen, doch zitterten ihm die Hände und ſeine Stimme war bewegt.

»Mein Herr,« unterbrach ihn der Marquis ungeduldig, »es wird vielmehr mein Intendant ſeyn, mit dem Sie Ihre Angelegenheit, welcher Art ſie auch ſeyn möge, zu verhandeln haben werden. Ich wüßte in der That nicht, was Sie mit mir zu ſprechen haben könnten, aber das weiß ich, daß Sie nicht wiſſen, wie man ſich gegen einen Mann meines Standes zu benehmen hat. Packen Sie Ihre Papiere da wieder zuſammen und entfernen Sie ſich!«

Mit dieſen Worten ſtreckte der Marquis den Arm nach dem Glockenzuge aus.

»Ein Wort, Herr, nur noch ein einziges Wort!« rief der Procurator raſch aufſpringend. »Dieſes eine Wort wird Sie, ſo aufgebracht Sie auch zu ſeyn ſcheinen, ganz gewiß veranlaſſen, mir ein williges Gehör zu ſchenken.«

»Zum Henker! Herr, ſo erklären Sie ſich.«

»So vernehmen Sie denn, was ich Ihnen zu ſagen habe, und was ich Ihnen gerne geſagt hätte, ohne Sie zu erzürnen. Sie glauben, zu dem Titel als Marquis Lauzeray berechtigt zu ſeyn und Anſpruch auf den Beſitz des ſchönen Gutes dieſes Namens zu haben — doch iſt weder das eine, noch das andere der Fall ...«

»Bube!« rief der Marquis da, bleich vor Wuth, aus und erhob, indem er Anton Broſſard mit den Augen von oben bis unten maß, den Arm, wie wenn er zuſchlagen wollte.

»Rühren Sie mich nicht an, Herr Marquis, mißbrauchen Sie die Ueberlegenheit Ihrer phyſiſchen Kräfte nicht, Sie würden jeden Schlag, den Sie mir gäben, hundertfältig zu vergüten haben«, warnte dieſer und ſetzte hinzu: »Sie halten ſich für groß und mächtig,

Digitized by Google

doch kann ich Sie aus dieſem Schloſſe verjagen, Sie deſſen, was Sie ungerechter Weiſe beſitzen, berauben, Sie der Verachtung der Welt preis geben, Sie unter der Wucht eines infamirenden Prozeſſes zerſchmettern! Verſtanden? Herr Marquis!«

(Fortſetzung folgt.)

In Sachen des Spieles.

Unter der Rubrik »Deutſche Nationalität und Spiel-Höllen« bringt die »Augsburger Poſt-Zeitung« folgenden Artikel: »Es wird jetzt zu Tage ſo viel über deutſche Nationalität geredet, geſchrieben, geſungen, gejubelt und geſaſelt, daß man nicht läugnen kann, der Artikel ſey mindeſtens eben ſo ſehr in der Mode, wie der graziöſe »Sack« oder »Paletot.« So wenig an Modewaaren Mangel iſt, ſo wenig fehlt es an ſolchen, die wir als Nationalitätswaaren rubriciren könnten; und wie beſagter »Sack« ein gar bequemes Ding iſt, um inwendige Unſauberkeiten, ſchmutzige Wäſche und zerriſſene Weſten zuzudecken, ſo ſcheint man mancher Orten auch nicht übel geneigt, die »Nationalität« für ähnliche Zwecke zu gebrauchen. Wegen der zahlloſen Speculationen auf und mit Actien und der noch zahlloſern Menge von Leuten, die ſich gutmüthig damit anführen laſſen, tauft man jetzt in Frankreich einen Einfaltspinſel im neueſten Sprachgebrauche einen »Actionär;« nehmen wir uns in Acht, daß nicht ein »Nationaler« in Deutſchland bald, wenn auch nicht eine gleiche, doch eine etwas verwandtſchaftliche Bedeutung erhalte. Es mangelt nicht an Solchen, die auf dem beſten Wege ſind, es dahin zu bringen. Unterdeſſen wolle man uns nicht mißverſtehen, als ob wir Gegner des ernſten und würdigen Ringens und Strebens wären, unter den verſchiedenen deutſchen Stammen die gegenſeitigen Bande immer feſter zu knüpfen und nicht blos in Worten, ſondern in der Wirklichkeit eine ſolche deutſche Einheit lebendig zu machen, daß das Ausland aus unſerer Haltung begreife, es habe im Krieg und Frieden, im Handel und Verkehr nicht mit ſo und ſo viel deutſchen Staaten, die übergangsweiſe ſich in einen deutſchen Bund vereint, ſondern mit Einer deutſchen Nation zu thun. Nur gegen die oft ins Lächerliche gehenden Auswüchſe, ſo wie gegen verſchiedene Bemühungen, unter dem Aushängeſchilde deutſcher Nationalität ganz andere Zwecke zu verfolgen, glauben wir Verwahrung einlegen zu müſſen. Wo man Geſinnungen am meiſten im Munde führt, da ſind ſie gewöhnlich am wenigſten im Herzen.

Doch es iſt nicht ſo wohl unſere Abſicht, hier eine Abhandlung über deutſche Nationalität, als vielmehr über etwas zu ſchreiben, das von der deutſchen Nationalität ausgemerzt werden muß, weil es ein Schandfleck für Deutſchland iſt. Wir meinen das — Hazardſpiel. Frankreich hat ſeine Spielhöllen aufgehoben und verpönt, in England unterliegen ſie ſeit langer Zeit den Strafgeſetzen und werden, wo überhaupt, nur heimlich gehalten; Deutſchland dagegen hat ihnen ein Aſyl gegeben und macht ſich zum großen Rendezvous für die Spieler aller Nationen. Welche andere Laſter und Gräuel gleich im Gefolge des Spiels ſind, brauchen wir hier nicht erſt auseinanderzuſetzen, ſo wenig, als die Frage zu erörtern, wie weit die Radien ſeiner demoraliſirenden Natur dringen. Glücklicher Weiſe iſt das Laſter des Spiels bei uns noch nicht national; aber davon liegt die Schuld wahrlich nicht an Denen, welche dasſelbe nicht bloß dulden, ſondern daraus eine Finanz-Speculation machen — eine Finanzſpeculation auf Koſten der Moral! Verzeihe man uns den Vergleich: diejenigen Perſonen, welche gewiſſe öffentliche Häuſer unterhalten, treiben auch nur Finanzſpeculationen auf Koſten der Moralität.

Man hat kürzlich im Großherzogthum Baden verſchiedene Maßregeln ergriffen, um eine größere Heilighaltung, oder vielmehr eine mindere Entweihung des Sonntags zu erzielen, und das iſt gewiß ſehr gut und lobenswerth; aber wenn man dergleichen thut, ſo ſollte man auch den moraliſchen Schmutzfleck, den die grünen Tiſche in Baden-Baden bilden, wegzuwiſchen den Muth haben. Baden-Baden iſt — wer will es läugnen — eine europäiſche Spielhölle geworden. Herrlich, wie der Ort, von ſeinen Heilquellen gar nicht zu reden, durch die Natur ausgeſtattet iſt, hat Menſchentreiben ihn zu einem moraliſchen Schandfleck für Deutſchland gemacht. Man kann gern einräumen, daß ſehr Viele, die nach Baden-Baden gehen, ſich nicht an ſeinem Schmutze (mag er ſo glänzend ſeyn, wie er will) betheiligen; aber wird man es läugnen können, daß des Höllenhalters grüne Tiſche auch die verwerflichſten Charaktere, welche je in einem Frack und — in Frauenkleidern geſteckt haben, nach Baden-Baden zuſammenziehen. Doch das »bringt Geld, viel Geld ins Land!« mag ſeyn, aber — die Moralität treibt's dafür hinaus und alle Verordnungen über Sonntagsfeier werden ſie nicht darin feſthalten.

Wir haben hier vorzugsweiſe nur Baden-Baden erwähnt, weil es eben unter den deutſchen Bädern den traurigen Vorzug größerer Immoralität genießt, aber mehr oder minder trifft derſelbe Vorwurf alle deutſche Bäder. Der deutſchen Nationalität wird man dieß ſchwerlich auf die Rechnung ſetzen können, allein ſo lang die öffentliche Stimme der geſammten Nation ſich nicht laut und eindringlich dagegen erhebt, wird das Ausland ein Recht beſitzen, ſie wenigſtens als mitſchuldig zu betrachten. Wir wiſſen ſehr wohl, daß mancher Orten ſolche Worte über Moralität nicht gerne gehört werden, daß man uns »Kopfhänger« nennen und ähnliche Titel zuerkennen wird; aber das Alles wird uns niemals hindern dürfen, gegen die Immoralität, ſo ſtark wir es vermögen und ſchonungslos zu Felde zu ziehen. Sage man uns auch nicht, es ſind zuweilen gar vornehme Leute an dem grünen Tiſch zu finden: denn wir werden einfach darauf antworten, wir wiſſen nichts von einer verſchiedenen Moral für Vornehme und für Gemeine, und Chriſtus hat uns nicht eine andere Religion für Große und eine andere für Geringe gegeben; ja wir dürfen hinzuſetzen, das Beiſpiel der Großen iſt doppelt ſchlimm, wenn es die Geringen verführt, ſtatt ſie zu führen. Noch mehr, der Geringe hat im Punkte des Spiels in gewiſſer Beziehung vielleicht eine größere Entſchuldigung, wenn Entſchuldigung überhaupt hier zuläſſig wäre. —

Wir werden gelegentlich auf dieſe gewiß nichts weniger als gleichgültige Frage der Spielhöllen und deſſen, was in ihre Kategorie gehört, zurückkommen; es mag das ein bitterer Stoff ſeyn, aber Immoralität ſoll auch keine Süßigkeit ſeyn.

A.

Von der [illegible] erſcheinen wöchentlich 3 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 135. Donnerstag, 9. November 1843.

Die Waſſer-Lilie.

(Gedicht von Felicia Hemans, überſetzt von Louiſe v. Ploennies.)

O, ſchön biſt du,
Du marmorgleiche Königin vom See!
Die Well' verklärend mit dem reinen Schnee,
Als wie das Herz die Ruh!

O, Waſſerlilie rein!
Die furchtlos ſich mit jeder Woge hebt,
Ein ſanftee, doch holdſeliger Geiſt belebt
Den Buſen dein!

Du hebſt ſtets gleich
Dein Haupt empor in weiblich ſanfter Schöne,
Ob azurblau die Fluth, ob Sturm umtöne
Das Wogenreich!

Sprich, was dir gleicht,
Dir, Blume, ſtark und ſanft, die alſo klar
Den Alabaſterkelch dem Himmel dae,
Den Stürmen reicht?

Dir gleicht die Lieb';
Die Lieb' der Frau, der Sturm ſchreckt ſie vergebens,
Sie wurzelt in der dunklen Fluth des Lebens
Mit ſtarkem Trieb.

Der Glaube auch!
Der Glaube, der wie du zum Licht entſpringet,
Sich ſtark und feſt dem Wogenſchwall entringet,
Dem Sturmeshauch.

Alſo vereint
Mit hohem Sinn, laß ruh'n dein Bild in mir!
Bis Fried' und Reinheit, Widerſchein von dir,
In mir erſcheint.

Ein Widerſchein,
So göttlich klae wie jener, den du malſt
Jungfräulich auf die Fluth, auf der du ſtrahlſt
Holdſelig, rein!

Der Angeklagte.

(Schluß.)

»Meine Frau lag im Sterben. Unſee Unglück und die Angſt wegen meines Ausbleibens hatte meine arme Anna ſo erſchüttert, daß ſie zu früh nieder kam. Das fehlte noch, um das Maaß meiner Leiden voll zu machen.

»Acht Tage ſchwebte ſie zwiſchen Tod und Leben. Ich wich nicht von ihrem Bette; entſchloſſen, auch meinem verfehlten Daſeyn ein Ende zu machen, wenn ſie überwunden habe, trug ich Gift bei mir. Anna genas. Es war höchſte Zeit; denn kaum konnte ſie ſich wieder aufrecht halten, als wir von Haus und Ehre vertrieben worden.

»Der Oheim rief nämlich ſofort am nächſten Morgen nach jenem Auftritte meine Gläubiger zuſammen; ja er hatte auf der Börſe laut erklärt, ich habe ſein Vertrauen auf die ſchnödeſte Weiſe mißbraucht. Der Bankerott wurde ausgeſprochen und mir Alles genommen, ſogar das Krankenbett meines Weibes.

»Aus dem Schiffbeuche meines Vermögens ſuchte ich nur eins zu retten.:. die Ehre; ich hielt mich feſt überzeugt, ſie müſſe mie bleiben. Deßhalb beſchwor ich den Syndikus der Faillite, mich der ſtrengſten Unterſuchung zu unterwerfen, meine Spekulation zu prüfen und alle diejenigen, mit denen ich Geſchäfte gemacht, zum Zeugniſſe aufzufordern. Im Namen der Gerechtigkeit, im Intereſſe meiner Kinder, deren Zukunft von dem Schuldig oder Unſchuldig des Vaters abhing, verlangte ich dieſe Prüfung.

»Meine Appellation wurde angenommen und nach Verlauf eines halben Jahres wurde öffentlich bekannt gemacht, daß die Schäßung des Vermögens bei meiner Uebernahme des väterlichen Geſchäftes inkorrekt geweſen zu ſeyn ſcheine, und um mindeſtens fünfzig tauſend Pfund den waheen Beſtand des Hauſes überſtiegen haben müſſe.

»Der Syndikus ſchloß ſeinen Bericht mit der Bemerkung, Herr Warton habe ſich eine unverzeihliche Unvorſichtigkeit zu Schulden kommen laſſen, indem er bei Antreten des Geſchäftes kein Inventarium aufnehmen ließ; daß er aber jetzt von Rechts wegen und von ſeinem Gewiſſen gezwungen verpflichtet ſey, für das einzuſtehen, was er einmal als rechtmäßige Schuld anerkannt habe; da Herr Warton damals aber in Geſchäftsſachen noch unerfahren geweſen, ſo verdiene er die Nachſicht ſeiner Gläubiger, wie ee ſich denn auch ſtets in Führung des Geſchäfts als redlicher Mann benommen.

»Aber dieſer Aufruf erging an Männer, die kein Erbarmen kannten, und mein Oheim ſah meinem Untergange mit eiſigee Ruhe zu.

Digitized by Google

»Jetzt wußte ich, wie mir geſchehen war; die geheime Quelle meiner Sorgen lag offen vor mir, das Räthſel war gelöſt, doch leider zu ſpät. Ich halte mein Haus auf Sand gebaut; meine Handelsunternehmungen fußten auf einem eingebildeten Kapitale, das weit ſtärker als mrin wirkliches Vermögen war . . . ich halle meine Kaſſe mit Zinſenzahlungen erſchöpft.

»Während ich meinen Leichtſinn verfluchte, lächelle Anna und bot Alles auf, mich zu tröſten und zu beruhigen. Nie ſah ich ſie ſo gefaßt, ſo ruhig, nie entfallete ſich mir ihre Liebe reicher und edler. Ein Glück war mir alſo uoch grblieben.

»Anna's Liebe ſiegte; ich lernte wieder hoffen, ich glaubte wieder an die Menſchheit. Mit einem ſolchen Weibe konnte ich, das fühlte ich jetzt, nie ganz unglucklich werden. Wie hätte ich nicht Alles aufbieten ſollen, an Herbeiſchaffung von Exiſtenzmitteln zu denken.

»Aber um Beſchäftigung zu erlangen, bedurfte ich der Zeugniſſe. Ich beſchloß, mich an meine Gläubiger zu wenden. Sie alle unterzeichneten das Certifikat, nur mein Oheim und zwei Häuſer, die in ſeinen Händen waren, verweigerten mir die Unterſchrift, und dies genügte, um mich für immer zu brandmarken und mir jede Ausſicht auf eine Stelle in einem Handelsgeſchäfte zu rauben.

»Jetzt ging es ſchnell mit mir herab. Wir mußten leben; ich kontrahirte eine klrine Schuld und wurde acht Monate ins Schuldgrfängniß geſrtzt. Meine Frau warf ſich dem Oheim zu Fußen; er ſprach von Geſindel und wies ihr die Thür.

»Nach jahrelanger Noth leuchtete mir endlich wieder ein Strahl der Hoffnung: ich erhirlt eine Unterlehrerſtelle an einer Erziehungsanſtalt in drr Provinz. Der Beſitzer der Penſion zahlte ſehr ſchlecht, doch wir behalfen uns; er behandelte mich hart, doch ich war an dergleichrn gewohnt. Etwa ein halbes Jahr nach meinem Eintritt in das Haus wurden zwei ſilberne Löffrl vermißt; wer war der Dieb? Man wußte, in wie drückender Lage ich mich befand; dazu kam, daß der Beſitzer der Penſion bald nach meiner Anſtellung einen anonymen Brief erhalten hatte, in welchem meine früheren Verhältniſſe auf die boswilligſte Weiſe entſtellt wurden. Ich wurde vorgeladen, aber der Richter erklärte, es ſey kein Grund zu dem Verdachte gegen mich vorhandeln. Was nützte es mir? Von Neuem in eine Welt hinausgeſtoßen, welche nur nach dem Scheine urtheilt, was ſollte ich jetzt anfangen? Ich verſuchte Alles, um Frau und Kinder vor Hunger zu ſchutzen, ich demuthigte mich ſogar ſo tief, daß ich beſchloß den Urheber meines Verderbens noch einmal um Rettung anzufrhen. Aber die Thur blirb mir verſchloſſen: er wolle von einem Menſchen nichts wiſſen, der auf ſeine Familie Schimpf und Schande gehauft habe, lautete die Antwort. Es blieb mir indeß kein anderer Ausweg; ich erwartete ihn auf der Straße und redete ihn an. Was that er? Mit den barſchrſten Worten wies er mich ab, und als ich heftiger in ihn drang, hob er drohend den Stock empor. Das war zu viel. Ich riß ihm den Stock aus der Hand; er ſchrie um Hülfe und beſchuldigte mich, ich fuhrte einen Anſchlag auf ſein Lrben im Schilde. Von Neuem wurde ich vor Gericht geſtellt und diesmal nicht frei geſprochen. Meine brfleckte Ehre, mrin unſtater Lebenswandel und die Feindſchaft, in drr ich mit dem reichen Oheim lebte, fielen ſchwer in die Wagſchale, ich wurde verurtheilt, doch war der Richter menſchlich genug, darauf anzutragen, daß erſt unterſucht werden möge, ob ich nicht vielleicht wahnſinnig ſey. Ich wurde eingeſperrt und verfiel in eine Krankheit, von der ich mich noch immer nicht erholt habe.

»Drei Jahre lang blieb es mir unmöglich, irgend etwas für meine Familie zu thun, die ſo ins tiefſte Elrnd ſank. Anna arbeitete ſo viel ſie vermochte; ſie arbeitete und härmte ſich krank. So zogen wir herum von Stadt zu Stadt; ſo geſchah es, daß ich, um meine Kinder nicht Hungers ſterben zu ſehen, zweimal Brot ſtahl... es war nicht recht... wenn es ſich allein um mich gehandelt hätte, längſt wäre ich auf kürzerem Wege mit dem Lrben frrtig geworden. Doch ſehe ich die abgezehrten Geſichter der Armen, dann kann ich nicht ruhig bleiben, ich kann nicht, und ginge es zum Aeußerſten!« —

»»Halten Sie ein, Warton!«« unterbrach ich den Unglücklichen. »»Schonen Sie ſich und mich! ... Ich hoffe, Sie werdrn mir die Mittel an die Hand geben, mich von der Wahrheit Ihrer Schickſale zu überzeugen. Fur das Weitere werde ich ſorgen.«« —

Und es gelang mir, mein gegebenes Verſprechen zu halten. Nachdem ich für die dringendſten Bedürfniſſe der ſchwer geprufſten Familie geſorgt hatte, erkundigte ich mich in London bei glaubwurdigrn Perſonen genau nach Warton und hatte die Freude, Alles, was er mir erzählt, beſtätigt zu ſehen. Mit dieſen Zeugniſſen wandte ich mich an den Richter, drr eine ſo warme Theilnahme an dem Schickſale des Angeklagten zeigte. Mein Vertrauen fand den ſchönſten Lohn. Der Richter ließ Warton zu ſich kommen, verſchaffte ihm zuerſt ein ſpärliches Unterkommen als Abſchreiber und uberzeugte ſich bald von der Brauchbarkeit und Zuverläſſigkeit drs Unglucklichen. So iſt Warton zu der Stelle gelangt, die er jetzt verſieht. Er arbeitet fleißig und hat einen Gehalt, der ihm geſtattet, ruhig der Zukunft entgegen zu ſehen und ſeinen Kindrrn eine gute Erziehung zu geben. Anna hat ihre frühere Heiterkeit und Schonheit wieder erhalten und mir geſtanden, daß ihre Anſprüche an das Lrben und ihre Ideen von Warton's Berufe jetzt endlich in Erfullung grgangen ſeyen. Sie iſt glücklich in ihrer jetzigen Stellung. (Mainz. Unthltsblt.)

Eine merkwürdige Entführung.

(Fortſetzung.)

Der Procurator ſagte dies Alles in dem gehaltenen und überlegten Tone eines Mannes, der vorher jedes Wort ſeiner Rede abgewogen und geordnet hat.

»Ich weiß nicht, Herr,« nahm der Marquis nach einer kleiner Pauſe und in einem minder wegwerfenden Tone, als vorher, das Wort, »ich weiß nicht, welchen Vorwand Sie zur Unterſtützung Ihrer ſo außerordentlichen Behauptung haben mogen; es iſt jedenfalls ſehr keck von Ihnen, eine ſolche Sprache gegen mich zu führen, und es kann Ihnen, als Rechtskundigen, nicht unbekannt ſeyn, daß ich gerichtlich gegen Sie auftreten und Sie der Abſicht, mir auf betrüglichem Wege Geld abzwacken zu wollen, anklagen kann.«

»Von Geld habe ich nichts geſprochen, Herr; in-

Digitized by Google

deſſen gehen Sie, verklagen Sie mich; das Einzige, was Sie davon haben würden, würde ſeyn, daß Sie um ſo eher um ihren Titel und Ihre Güter kämen.«

»Unverſchämter! Sie wollen mir drohen?....«

»Nicht drohen, Herr Marquis, was ich Ihnen ſage, iſt die reine Wahrheit; Ihre Güter kommen einem Anderen zu, deſſen Anſprüche älter ſind, als die Ihrigen, und Sie befinden ſich in der Gewalt desjenigen, den Sie fortwährend beleidigen.«

Faſt vor Wuth erſtickend, hatte der Marquis Mühe, weiter Worte zu finden, doch ſagte er endlich:

»Nur weil ich annehme, daß Sie nicht recht bei Sinnen ſind, habe ich ſo viel Geduld mit Ihnen, und will doch hören, was Sie eigentlich wollen, ſetzen Sie ſich deshalb!«

Der Marquis warf ſich in einen Seſſel, und Broſſard ſetzte ſich ſogleich ihm gegenüber auf einen Stuhl und begann:

»Um mich in einer ſo wichtigen Angelegenheit nicht blos auf mein Gedächtniß zu verlaſſen, habe ich eine kleine Notiz aufgeſetzt, die ich Ihnen vorzuleſen die Ehre haben werde, wenn Sie es erlauben.

Der Marquis nickte vornehm mit dem Kopfe und der Procurator zog ein Blatt Papier aus der Taſche und las, wie folgt:

»Der Marquis Franz Ludwig von Lauzeray iſt im Jahre 1693 geſtorben; er hatte zwei Söhne in zartem Alter und ein Teſtament hinterlaſſen, nach welchem alle ſeine Güter ſeinem älteſten Sohne Franz Emanuel und deſſen rechtmäßigen Nachkommen zufallen ſollten; falls dieſer älteſte Sohn aber eher oder kinderlos ſtürbe, ſo ſollte das Gut Lauzeray und deſſen Dependenzien an den jüngeren Sohn Victor Philipp und deſſen Nachkommen übergehen; wenn auch dieſer unverheirathet oder ohne Nachkommenſchaft ſterben würde, ſo ſollte Alles an die Erben von Marie Hortenſe d'Arſigny, eine Nichte des Marquis, fallen, unter der Bedingung, daß dieſelben den Namen von Lauzeray annehmen. Franz Emanuel trat den Beſitz der Güter ſeines Vaters an, fiel aber erſt zwanzig Jahre alt, als Dragoner-Capitain in der Schlacht von Ramillies, daher Alles auf Victor Philipp überging, der ſich nachher verheirathete und Vater von zwei Kindern wurde.«

»Die ſind beide geſtorben!" rief der Marquis, der auf das Vorgeleſene mit einer fieberhaften Spannung hingehorcht hatte, aus.

»Ja, aber Einer von ihnen hat Nachkommen hinterlaſſen. Ihr Vater, Hector d'Arſigny, Sohn von Marie Hortenſe, wurde im Jahre 1754 in den Beſitz des Guts Lauzeray geſetzt, ohne ein Recht dazu zu haben."

»Wollen Sie denn behaupten,« ſagte der Marquis ſehr verwirrt, aber mit einem affectirten ungläubigen Lächeln, »daß noch rechtmäßige Nachkommen von Victor Philipp von Lauzeray exiſtiren?«

»Ja, mein Herr, die exiſtiren und ich kann es beweiſen. Victor Philipp iſt, wie Ihnen bekannt, im Jahre 1756 geſtorben. Er hat ſeine beiden Kinder überlebt. Seine Tochter Adelaide ſtarb, wie Sie ebenfalls wiſſen werden, vierzehn Tage vor ihrer angeſetzten Vermählung mit dem Vicomte von Medieres, aber ſein Sohn Albert hatte ſich im Jahre 1741 verheirathet.«

»Das iſt eine Lüge, Herr, durchaus Lüge!«

»Nein, es iſt wenigſtens für Sie nur zu wahr. Ich ſage es noch einmal, Albert von Lauzeray hatte ſich mit der Tochter des Intendanten ſeines Vaters, einem eben ſo ſchönen, als tugendhaften jungen Mädchen, in das er ſich ſterblich verliebt hatte, heimlich trauen laſſen, worüber authentiſche Acten ausgefertigt wurden und jetzt in meinen Händen ſind. Die Frucht dieſer Ehe war ein Sohn, der im Jahre 1743, kurz vor ſeines Vaters Tode, der an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde auf der Jagd erfolgte, geboren wurde. Die Wittwe wagte es nicht, ſich der Feindſchaft einer mächtigen Familie bloszuſtellen; ſie zog ſich deshalb in die Gegend von Bordeaux zurück, nahm dort den Namen Martin an und verſank bald in tiefes Elend. Auch ſie iſt todt, aber ihr Sohn, der rechtmäßige Eigenthümer der Güter, für deren Herrn Sie ſich halten, der wahrhafte Marquis von Lauzeray, iſt am Leben, bei voller Geſundheit und längſt majorenn; ich weiß, wo er iſt, und kann ihn jeden Augenblick Ihnen gegenüberſtellen.«

»Alles dieſes erſcheint mir als ein Roman, als ein Gewebe von Lug und Trug; aber ſelbſt angenommen, es hätte damit ſeine volle Richtigkeit, ſo würde es mir nicht mehr ſchaden können der Verjährung halber.«

»Verzeihen Sie, mein Herr, ich habe dieſen Umſtand auf die Minute nachgerechnet: an der Verjährung, auf die ſie Sich berufen, fehlen noch volle acht Jahre und fünf Monate.«

Der Marquis ſchwieg, aber man ſah es ihm an, daß er ſich wie auf einer Folterbank fühlte.

»Mein Herr!« nahm Anton Broſſard wieder das Wort: »Ich tadle Sie keineswegs, daß Sie die Wappen und Titel des Hauſes Lauzeray angenommen und ſich in den Beſitz der reichen Domainen geſetzt haben. Sie glaubten, in Ihrem guten Rechte zu ſeyn; ach! es iſt hart, das geſtehe ich, ſo aus der Opulenz und Herrlichkeit in ein Nichts zurückſinken zu ſollen.«

»Sie werden aber zugeben müſſen, daß es höchſt auffallend iſt, daß dieſer Sohn ſo lange gewartet haben ſollte....«

»Das geht natürlich zu; denn er weiß von Nichts. Er war kaum vier Jahre alt, als ſeine Mutter ſtarb, und ſie hatte Niemanden von den Umſtänden, die ich Ihnen mitgetheilt habe, etwas geſagt, aus Furcht, ſein Leben zu gefährden. Ein Zufall hat mich auf die Spur des Geheimniſſes geführt, wornach ich es in ſeinen kleinſten Umſtänden erforſcht habe; außer Ihnen und mir weiß keine lebende Seele um die Sache, mit welcher ich Sie eben bekannt gemacht habe.«

»Haben Sie auch von Allem dem ſchriftliche, unverwerfliche Beweiſe?» fragte der Marquis in höchſter Aufregung, indem er ſich den Schweiß von der Stirne wiſchte und ängſtlich nach den Papieren hinſah, die der Procurator in ſeinen Hut, den er zwiſchen den Knieen hielt, gelegt hatte.

»Gewiß, da leſen Sie ſelber.«

Der Marquis griff haſtig nach den Papieren und ſchleuderte ſie ſofort in den Kamin, wo ein hochloderndes Feuer brannte. In einem Augenblicke waren ſie von den Flammen verzehrt. Anton Broſſard ſah dem aber ruhig zu, ohne eine Hand zu ihrer Bergung auszuſtrecken. »Man wird eine andere Copie machen müſſen,« ſagte er kalt und ironiſch.

»Eine Copie?« wiederholte der Marquis wie niedergedonnert.

»Glauben Sie, daß ich Ihnen die Originale in die Hände geben würde, um ſie der Gefahr der Vernichtung auszuſetzen? Wir Juriſten überantworten uns nicht gerne ſo mir nichts und dir nichts der Gnade unſerer Gegner.

Digitized by Google

Ich habe in einer ſieben und dreißigjährigen Praxis zu viele Erfahrungen gemacht, mein Herr, um Originaldocumente anders, als im Wege der Gerichtskanzlei abzugeben.«

Der Marquis ſtarrte den Procurator dumpf und zerſtört an und ſchien der Laſt der vor ihm vorgebrachten Daten zu erliegen.

»Sie ſind in einer gräulichen Lage,« ſagte Anton Broſſard; »nun ich weiß es ſchon, daß Ihnen die Wichtigkeit der Sache klar werden würde, ſobald Sie ſie erſt kannten.« »Aber,« fuhr er fort, indem er ihm näher rückte und die Stimme dämpfte, »ſollte nicht ein gütliches Abkommen möglich ſeyn?«

(Schluß folgt.)

Würzburger Theater.

Vergangenen Sonntag, den 5. November, ſahen wir eine Wiederholung der „Neuen Fanchon.“ Es muß lobend bemerkt werden, daß Hr. Chriſtl ſich in derſelben gemäßigt und ſeine Rolle ganz charakteriren dargeſtellt hat. Nachträglich wollen wir auch noch des Hrn. Wohlſtadt gedenken, der nicht, wie es ſo häufig geſchieht, den Pierre carrikirte, ſondern mit verſtändiger Einſicht zeichnete.

*

Die montägige Vorſtellung, „**das Nachtlager von Granada,**“ war ein wahrer Triumph für unſer Opernperſonal. Wir gratuliren ihm zu dieſem Siege, den es wirklich errungen hat. Die Oper wurde in jeder Beziehung ſehr brav gegeben. Bei allen Mitwirkenden zeigte ſich das Beſtreben, eine recht gelungene Darſtellung dem Publikum vorzuführen, und wer nicht gar zu ſtrenge Anforderungen — denen oft an Hoftheatern nicht genugt werden kann — macht, der mußte ſich für völlig zufrieden erklären. Vor Allen rühmend müſſen wir Hrn. Pichon erwähnen, er war ſehr gut. Das war Vortrag! Sein Organ iſt von der Art, daß das Publikum Alles deutlich verſtehen kann, wenn er auch mezza voce ſingt, und ſein Vortrag kann nur dadurch gewinnen, daß er auf dem hier eingeſchlagenen Wege bleibt. — Obgleich die Parthie der Gabriele für Mad. Hammermeiſter etwas hoch liegen mag, ſo ſang ſie dieſelbe doch mit gewohnter Geſchicklichkeit und namentlich die Coloraturen mit großer Geläufigkeit. Auf eine deutlichere Ausſprache des Textes, die vorzüglich bei der Romanze im 2. Akte einigermaßen vermißt wurde, möchten wir ſie aufmerkſam machen. — Auch Hr. Baumhauer war ganz gut in der Rolle des Gomez. Eine kleine Bemerkung, die jedoch durchaus nicht tadelnder Natur ſeyn kann und auch nur eine einzige Stelle betrifft, wollen wir uns erlauben. Die erſten Noten ſeines Duetts mit Gabriele, Nr 2., hätten etwas weniger abgeſtoßen werden dürfen. Es iſt gewiß erlaubt, ein etwa vorgeſchriebenes Staccato zu mildern, oder ganz zu ignoriren, wenn die Deutlichkeit und Verſtändlichkeit der Töne ſowohl, als des Textes darunter leiden ſollten. Dies wenigſtens iſt unſere Meinung, obgleich wir gerne einräumen, daß es einem Sänger keineswegs zum Vorwurf gemacht werden kann, wenn er dem vom Componiſten vorgeſchriebenen Vortrage genau folgt. -- Die drei Hirten führten ihre Rollen untadelhaft durch.

Eine beſondere Auszeichnung verdienen Chor und Orcheſter; namentlich wurde der 1. Akt, und in dieſem wieder beſonders das Finale vorzüglich ausgeführt. Für die nächſte Production dürfte der Wink nicht vergeblich ſeyn, daß, wenn der erſte Tenor an einigen Stellen im Chore ſich etwas mäßigt, ſeine Stärke mit den übrigen Stimmen in beſſeres Verhältniß kömmt. Daß etwas Unſicherheit unter den Blasinſtrumenten im 2. Akte in der Arie des Prinzen bemerkbar war, und daß der Schlußchor dieſes Aktes nicht recht hervortrat, ſind Bemerkungen, auf die wir bei der ſo herrlichen Durchführung der ganzen Oper wenig Gewicht legen.

* * *

Künftigen Donnerstag ſehen wir endlich ein Stück, welches ſchon ſeit Jahresfriſt in Deutſchland bedeutendes Aufſehen erregte und die kritiſchen Federn für und gegen beſchäftigte. Hr. Waldmann verdient ehrenhafte Anerkennung, daß er es wagte, ein deutſches Drama der Gegenwart zu ſeinem Beneſice zu wählen, nämlich Laube's „**Monaldeschi.**“ Wenn wir ſchon einige Mal bei Beneſice-Anzeigen darauf aufmerkſam machten, wie wehe es einem braven Schauſpieler thun muß, welcher ſeinen Beneſice-Abend leer ſieht, wie hier gerade ſich die Anerkennung des Publikums gegen einen Schauſpieler bethätigen kann, ſo müſſen wir es auch diesmal wiederholen. Hr. Waldmann iſt ſeit 12 Jahren auf unſerer Bühne, und man kann ohne Uebertreibung ſagen, daß er in Rollen, in welchen Ruhe und Natürlichkeit vorherrſcht, von wenigen Schauſpielern übertroffen wird. Die genannte Beneſice-Vorſtellung iſt ſein Erſatz für die mangelnde Sommergage. Abſehend von dieſen Rückſichten muß es dem Publikum intereſſant ſeyn, dieſes Drama kennen zu lernen, das ſich um ſo bedeutende hiſtoriſche Momente bewegt und von einem der erſten Stimmführer in der jetzigen deutſchen Literatur verfaßt iſt. Schließlich mag auch hier die Notiz am Platze ſeyn, daß eine neue Decoration unſres braven Theatermalers Geiſt vorgeführt wird, nämlich die See, auf welcher der ganze 4. Akt ſpielt.

—e—

Notizen-Blatt.

(Anekdote.) Künſtlerbeſcheidenheit. Im Dresdener Anzeiger (Nr. 232) „wünſcht ein Mann von 35 Jahren, ein Künſtler (welcher Kunſt, wird nicht geſagt, vermuthlich aber einer brodloſen,) um ſeine Selbſtſtändigkeit (auch nicht übel geſagt!) zu begründen, eine Lebensgefährtin mit Vermögen und ſieht dabei nicht auf Jugend und Schönheit, ſondern nur auf gute Behandlung.“

(Miscelle.) Die Löwenjagd. In der „Litterary-Gazette“ ſchildert ein Engländer einen Ausflug von New-York nach den Canada-Seen. In dem Artikel kommt folgende Stelle vor: „Nachdem ich einige angenehme Tage mit Löwenjagd zugebracht“ u. ſ. w. Löwenjagd in der Union? Die Sache hat ihre Richtigkeit, nur daß der Ausdruck Löwe dort jetzt merkwürdige Perſonen und Gegenſtände bedeutet: Löwenjagd heißt Aufſuchen und Beſuchen der Tageshelden und Sehenswürdigkeiten in einer Stadt oder einem Lande nach der neueſten Touriſtenſprache. Eine Modedame erſten Ranges heißt Tigerin; ihre Courmacher gehen daher auf die Tigerjagd, wenn ſie die Angebetete zum Tanze führen.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 136. Sonntag, 12. November 1843.

Der Prinzeſſin Marie von Preußen

an meinem Verlobungstage in Berlin.

(Von Sr. königl. Hoh. dem Kronprinzen von Bayern.)

Gott möchte einen Engel ſenden,
Der meiner Seele Sehnſucht ſtillt:
Das fleht' ich mit erhob'nen Händen;
Die Bitte iſt mir nun erfüllt.

Es trieb mich über Berg' und Meere
Des tiefſten Herzens mächt'ger Drang,
Daß „Unſer Vater“ mir beſcheere,
Was ich im Traume oft beſang.

Gefunden iſt der Frauen Krone,
Die holde Roſen-Königin:
Mein Leben nimm zum Ritterlohne,
Daß Deine Gunſt Du mir verlieh'n.

Es blieb in jener ſchönen Stunde,
Wo Du entſendet lichten Höh'n,
Ein Engel auf der Erdenrunde
An Deiner Wiege ſegnend ſteh'n;

Legt' dort der Gaben ſchönſte nieder,
Zu lieben und geliebt zu ſeyn,
Eilt zögernd zu den Sternen wieder, —
Und Du, ſein Liebling, biſt nun mein!

Es nahet der Verlobung Feier,
Sie grüßt der Sonne gold'nes Licht;
Es fühlt ſich ſtolz ein jeder Bayer,
Doch ſtolzer als der Bräut'gam nicht.

Eine merkwürdige Entführung.

(Schluß.)

Der Herr von Lauzeray ſprang auf, ging mit raſchen Schritten in ſeinem Zimmer auf und nieder und rief zuletzt aus: »Allmächtiger Gott! muß ich mir von einem Buben unter meinem eigenen Dache den Vorſchlag zu einem ſchlechten Streiche machen laſſen.«

»Sie verkennen mich, ich meine es gut mit Ihnen und möchte Sie gerne dem Verderben entreißen.«

»Was verſtehen Sie unter einem gütlichen Abkommen?« fragte der Marquis den Procurator, indem er ihm ſcharf ins Geſicht ſah.

»Das dürfte doch wohl unſchwer zu errathen ſeyn,« antwortete derſelbe keck und kurz.

»Sollte ich etwa mit dem jungen Manne, von dem Sie mir geſagt haben, eine Unterhandlung eröffnen und mir ſein Schweigen um hohen Preis erkaufen?«

»Bewahre, das wäre die größte Thorheit non plus ultra der Unvernunft ſeyn. Es gibt ganz andere Mittel, dieſen Knoten zu löſen. Das Iheige würde denſelben nur feſter ziehen.«

»Sie würden alſo wohl gar mir zu einem Morde rathen?«

»Eben ſo wenig; es gibt mildere Wege, auf welchen man ſich jenes Individuums entledigen könnte. Angenommen zum Beiſpiele, nicht von mir gerathen, man hebe den jungen Mann auf, ſchickte ihn, ohne ihm ſonſt ein Leids zu thun, weitweg, etwa nach Amerika, und ließe ihn in gänzlicher Unwiſſenheit über den Grund und die Urheber dieſer Deportation, ferner angenommen, natürlich nur als Hypotheſe, daß er ſo neun Jahre aus Frankreich entfernt gehalten würde, ſo wäre bis dahin die Verjährung eingetreten und es könnte Sie nichts mehr in Ihrem Beſitze ſtören.«

»Glauben Sie aber, daß man ohne Weiteres Jemand verſchwinden machen kann?«

»Mit einigem Scharfſinne und guter Combination dürfte das ſchon zu bewerkſtelligen ſeyn.«

»Aber,« ſagte endlich der Marquis in einem Tone, der zugleich Verachtung und innere Herzensangſt verrieth: »Wie kann ich mich überzeugen, daß Sie nicht ein Betrüger ſind, der mir aus ſchlechter Abſicht eine Fabel aufdrängen will?«

»Sie dürfen ja nur in verſchiedenen Regiſtern des Civiletats die Acten nachſehen, von welchen ich Ihnen die Abſchriften gegeben hatte, die Sie aber verbrannt haben. Sehen Sie, daß ich Sie hintergangen habe, ſo mögen Sie mich gerichtlich belangen und mich auf die Galeere bringen.«

»Es ſoll geſchehen.«

»Aber die Sache geſtattet keinen Aufſchub, und mir dünkt, daß es Ihnen ſchon einleuchten muß, daß ich alle Umſtände und deren Folgen wohl erwogen habe. Es handelt ſich darum, ob Sie Herr von Lauzeray und als ſolcher im Beſitze einer jährlichen Rente von mindeſtens 120,000 Livre's bleiben oder mit einem Male ruinirt ſeyn wollen.«

Der Marquis ſtand wie verſteinert da, keines Wortes mächtig, und Broſſard fuhr nach einer kleinen Pauſe fort:

»Hören Sie, ich will mich offen gegen Sie ausſprechen: ich verlange als Lohn für mein Schweigen, und für meine Mithülfe und Entführung Ihres Concurrenten, daß Sie mir den Maierhof Moirans, der

wie ich glaube, 20,000 Livres jährlich abwirft, bona fide cediren.«

Der Marquis biß die Lippen zuſammen, äußerte aber weder Zorn, noch Verwunderung.

»Sie ſehen,« ſagte der Procurator weiter, »daß ich billig in meinen Forderungen bin; dagegen erwarte ich aber, daß Sie mir das vergelten werden, indem Sie mich künftig als ihren beſten Freund behandeln.«

Mit wild funkelnden Augen rief der Marquis aus: »Ich kann es mir noch immer nicht denken, daß ſich Alles ſo verhalten ſollte.«

Einen Monate darnach hieß es aber allgemein im Lande: Der Marquis von Lauzeray habe ſeinen Maier-Hof Moirans an den Procurator Broſſard zu Angouleme verkauft. —

Nach Verlauf fernerer ſieben Jahre wurde Einer der Räuber von Joſeph Martin, ein gewiſſer Foulogne, auch Capart genannt, ein Miſſethäter, der ſchon zweimal von den Galeeren entſprungen war, zur neuen Haft gebracht und wegen überwieſenen Straßenraubes mit bewaffneter Hand zum Strange verurtheilt. Vor ſeiner Hinrichtung erwähnte er in der allgemeinen Beicht, die er dem ihm beigegebenen Geiſtlichen ablegte, auch des Antheils, den er an der Aufhebung und Entführung des Kärrners Martin gehabt hatte. Da dies ein Vergehen war, welches ſich zum Theile wieder gut machen ließ, ſo redete ihm der Geiſtliche zu, es der Behörde zu offenbaren, wozu er ſich auch willig verſtand.

Inzwiſchen war dieſer Vorfall ruchbar geworden, und ein Bruder von Anton Broſſard, zu Bordeaux anſäſſig, zeigte dieſem an, daß er, wie das Gerücht ginge, durch die Ausſage eines zum Tode verurtheilten Miſſethäters compromittirt worden ſey. Der Procurator eilte auf dieſen Wink ſogleich auf das Schloß, und wurde, obwohl der Marquis unwohl war und das Bett hüten mußte, auf ſeine Erklärung, daß er ihn in einer dringenden Angelegenheit ſprechen muſſe, ſogleich vorgelaſſen.

»Um Gotteswillen! Was gibt es?« fragte der Marquis, als er die vom Schreck verzerrten Züge des Procurators bemerkte.

»Es iſt Alles verrathen,« antwortete Broſſard, und erzählte in kurzen Worten, was ihm mitgetheilt worden war.

Der Herr v. Lauzeray fiel ohnmächtig zurück in ſeinem Bette und der Procurator eilte, nachdem er den Diener zum Beiſtande ſeines Herrn gerufen hatte, fort nach Hauſe, um einzupacken und ſein Heil in der Flucht zu ſuchen. Er wurde aber den andern Morgen leblos in ſeinem Zimmer neben einem Felleiſen, das außer dem Nothwendigen zur Reiſe, auch eine ſtarke Summe Geldes enthielt, gefunden, nach dem Gutachten zweier Aerzte, von einem Schlagfluſſe getroffen....

Wir müſſen uns wieder nach Amerika verſetzen, um zur endlichen Löſung dieſer vielleicht zu weit ausgeſponnenen, aber wahrhaften Geſchichte zu gelangen.

Es waren zwei Polizei-Agenten nach St. Domingo geſandt worden, um Joſeph Martin mit ſeinem Glücke bekannt zu machen und ſeinen Schirmvogt Tribaut zu verhaften.

Man kann es ſich denken, mit welchem Erſtaunen und Entzücken Erſterer die Nachricht vernahm, daß er nicht Kärrner, ſondern ein geborner Marquis und Herr eines prächtigen Gutes ſey.

Ein berühmter Advocat des Parlaments von Bordeaux, Herr Courtade, hatte es übernommen, die Rechte Joſeph Martins geltend zu machen, und dieſer hatte kaum Frankreichs Boden wieder betreten, als ſich Schneider und Schuſter, Kutſchenverkäuſer und Roßkämme, Köche und Diener um ſeine Gunſt als künftiger Marquis bewarben und alle Welt um ſeine Freundſchaft buhlte.

Eine genaue Unterſuchung ergab ſich indeſſen, daß die Frau von Albert de Lauzeray allerdings einen Knaben geboren gehabt, dieſer aber acht Tage nach ſeiner Geburt wieder geſtorben und das Kind, welches nach dem für das ihrige gegolten, nur ein angenommenes, der Sohn einer armen Bäuerin, geweſen ſey. Ehe die Sache ſich dergeſtalt entſchieden hatte, war der Marquis von Lauzeray jedoch das Opfer all' der Gemüthsaufregungen geworden, und ſein Gut fiel, da er kinderlos war, weitläufigen Verwandten zu. Joſeph Martin aber mußte wieder zur Peitſche greifen, um, wie früher, das Fuhrwerk des Speditionshauſes Auger, Lafond und Comp. zu leiten.

Die Kaimansprobe.

Hr. Lequevel de Lacombe, bekannt durch ſein vor einigen Jahren erſchienenes Werk über Madagascar, theilt in der Revue de l'Orient nachſtehende Erzählung mit, die wohl alles, was man von Feuer- und Waſſerproben in Europa beſtanden hat, übertrifft. Die Proben, denen ſich Verbrecher unterwerfen müſſen, ſind mannichfacher Art, die furchtbarſte Art iſt aber wohl die, wobei man den Ausſpruch der Unſchuld oder Schuld den Kaimans überläßt, ob dieſe Luſt haben, denjenigen, der ſich ihnen ausſetzt, zu verſchlingen oder nicht. Die Erzählung iſt folgende:

»Man erwartete mit Ungeduld den Vollmond, und ſobald dieſer eingetreten war, berief der Richter die betreffenden Theile und ließ den Häuptling benachrichtigen, der mit ſeiner Familie bei dem »Kabar«*) ſich einfinden ſollte. Einige Stunden ſpäter, etwas vor 10 Uhr, verſammelte ſich Alles in einer ſumpfigen Ebene, in deren Nähe ein ſehr breiter Fluß ſtrömte, in welchem ſich viele Kaimans aufhalten. Die Beute, welche man ihnen dieſe Nacht beſtimmte, war ein junges Mädchen von 16 Jahren, mit ſanftem Geſicht und beſcheidenem Anſtand; ſie war von einem eiferſüchtigen, lüſternen Verwandten angeklagt worden, daß ſie ein Liebesverhältniß mit einem Sklaven unterhalten habe, ein abſcheuliches Verbrechen zu Matatane und namentlich bei der Kaſte der Zanak-Andia, in welcher das junge Mädchen geboren war. Ihr vor einigen Jahren verſtorbener Vater war ein mächtiger Häuptling im Gebirg geweſen, hatte aber keine männlichen Kinder hinterlaſſen.

»Der Häuptling befahl Rakar — ſo hieß das junge Mädchen — ſich mitten in den Kreis zu ſetzen, wo ſie geduldig die Rede des Richters anhörte, der zuerſt von den alten Gebräuchen des Landes ſprach, deren Verletzung in der letzten Zeit ſehr häufig geworden ſey, und dann die Verhandlung mit einer Erzählung der Thatſachen begann. Als er die Belaſtungszeugen angeführt

*) Unterredung, Behandlung. Dies arabiſche Wort iſt auf der Oſtküſte Afrika's ſo gewöhnlich als auf der Weſtküſte das portugieſiſche „Palaver" (palabra.)

Digitized by Google

und die Gründe genannt hatte, auf denen die Anklage beruhe, beſchwor er Rakar, ihr Verbrechen zu geſtehen; ſie abee antwortete mit feſtem Tone, die Kaimans würden über das Verbrechen richten, und man würde bald die Waheheit erfahren. Dee Richter überlieferte ſie nun dem Ombiaſch, der ſie an den Fluß führte. Das traurige Loos des jungen Mädchens hatte mich gerührt, und gern hätte ich alle Waaren, die ich bei mie hatte, darum gegeben, wenn ich ſie hätte retten können; ich ſchlug es auch dem Häuptling vor, der abee nur lächelte und mich keiner Antwort würdigte. Als Rakae die Beſchwörung des Ombiaſch vernommen hatte, der den Kaimans befahl, ſie zu ergreifen und zu verſchlingen, wenn ſie ſchuldig ſey, wandle ſie ſich an ihre Geſpielinnen, die ſie bis an den Rand des Waſſers begleitet hatten, dankte ihnen für dieſen Beweis ihrer Anhänglichkeit, und bat ſie noch um ein Band, um ihre Haare zu binden, deſſen Flechten ſie im Schwimmen gehindert haben würden; dann nahm ſie ihren Simbu und Saidik (Ober- und Unterkleid) ab, und ſtürzte ſich nackt ins Waſſer. Ich zitterte, als ich ſie von Kaimans umgeben ſah, deren Köpfe über das Waſſer hervorragten, und die ſie zu verfolgen ſchienen; aller Augen waren auf ſie geheftet, denn ihre Jugend nahm die meiſten Anweſenden für ſie ein, und ihrem Muth ward volle Bewunderung gezollt.

»Der Mond beleuchtete die furchtbare Scene und erlaubte mir, allen Bewegungen des Mädchens zu folgen: ſie ſchwamm mit einer erſtaunlichen Geſchwindigkeit und kam bald an einee mit Geröhricht bedeckten Inſel an, welche den Kaimans zum Aufenthaltsorte diente; dieß war die zue Probe beſtimmte Stelle. Rakar fürchtete ſich nicht vor dee Probe, denn ſie tauchte drei Mal unter vor dee furchtbaren Inſel. So oft ſie verſchwand, glaubte ich ſie verloren, aber ſie hatte das Glück, den furchtbaren Zähnen der Kaimans zu entgehen, und wenige Minuten nachher war ſie mitten unter uns und wurde von den Glückwünſchungen der Menge, welche ein Freudengeſchrei ausſtieß, empfangen. Der Ankläger Rakars wurde verurtheilt, ihr eine ſo bedeutende Entſchädigung zu zahlen, daß ſeine ſämmtlichen Heerden nicht zureichten; da aber das Mädchen ein gutes Herz hatte, ſo ſchenkte ſie ihm die Summe und überließ ihn ſeinen Gewiſſensbiſſen.«

Correſpondenz.

Frankfurt, 7. November.

Der Clavieevietuoſe Dreyſchock will morgen ſein zweites und letztes Concert im Thealee geben. Trotz ſeines großen Renommées, ſeiner eminenten Fertigkeit, ſeines gediegenen Spiels macht dieſer Künſtler hier in pecuniäree Beziehung ſchlechte Geſchäfte und muß ſich mit dem ihm werdenden großen Beifall begnügen. — Geſtern Abend hatten wir den Genuß, die treffliche alte Oper: »Axur, König von Ormus,« von Salieri, in trefflicher Aufführung nach vielen Jahren wieder einmal zu hören. Unſee Baſſiſt Conradi gab die Oper zu ſeinem Benefice und ſang den Axur mit vielem Verdienſt. Dee Preis des Abends gebühete aber Hrn. Chrudimsky als Tarar. Es that wohl, ſo einfach und doch ſo originell und wirkungsvoll componiete Muſik wieder zu hören, einen Melodienfluß, der wenigee das Ohr kitzelt, als vielmehr das Herz erwärmt. Die Oper fand die günſtigſte Aufnahme und wird bald wiederholt werden müſſen. — Die Nachrichten über das erſte Auftreten unſerer Mad. Frühauf auf dem Hofburgtheatee in Wien lauten nicht überaus günſtig. Wenn abee Saphie in ſeinem Berichte im »Humoriſten« Frankfurts Bühne eine ſecundäre nennt, möchte ich wiſſen, was die andern ſind. Frankfurt iſt eine Bühne erſten Ranges, wenn ſie auch nicht lauter Talente erſten Ranges beſitzt. Saphir hat indeſſen einige Urſache, Feankfurt zu grollen. Darüber gelegentlich.
—ff—

Frankfurt, 9. November.

Dreyſchock gab geſtern zwar in ſeinem letzten Concert abermals glänzende Proben von ſeiner eminenten Kunſtfertigkeit, erwarb ſich auch ſtürmiſchen Beifall, aber trotz dem und obgleich dee hiee ſo beliebte Sänger Piſcheck denſelben unteeſtützte, war das Haus ſehr ſchwach beſetzt. — »Antigone« ſoll auf vielfaches Begehren in nächſter Woche wieder gegeben werden und »Hamlet« wird endlich übermorgen über unſere Bühnen ſchreiten. — Ein Gerücht ſagt, Mad. Frühauf habe ſich an dem Reſultate ihrer erſten Gaſtrollen auf dem Hofburgtheater nicht ſehr erbaut und ihre Gaſtrollen aus Unwohlſeyn nicht fortgeſetzt. Als Klärchen in »Egmont« hat ſie nach dem Referate der Wienee Blätter »gar nichts gemacht.« Mad. Frühauf ſoll bereits auf dem Rückwege nach Feankfurt, der Wiege ihres Rufes, begriffen ſeyn.
—ff—

Mainz, im November.

Wer zählt wohl die Federn, welche ſeit einigen Jahren für die Sache der deutſchen Schaubühnen ſtumpf geſchrieben worden? Wee hat nicht die ewigen Klagen über den Veefall unſerer Bühnenwelt vernommen? Aber es half Nichts, daß Tintenſtröme vergoſſen worden, daß tauſend Wehklagen ſich erhoben haben: — unſer Theatee iſt und bleibt eine bis in ihren tiefſten Grund verderbte Anſtalt, der jedee den Rücken kehrt, deſſen Sinn füe wahre Kunſt noch nicht verloſchen. Dee Hauptgeund für die Verderbniſſe unſeree Bühne iſt unſtreitig in dem Umſtande zu ſuchen, daß dee größte Theil unſerer Theaterdieektoren einzig und allein den materiellen Gewinn vor Augen hat und ſich das Intereſſe dee Kunſt ſehr wenig oder gar nicht angelegen ſeyn läßt. Sie ſuchen ihren Profit und ſcheeren ſich wenig darum, daß Melpomene und Thalia bittere Thränen ob dem wilden Treiben vergießen, welches ſtatt ächter Kunſtleiſtung jetzt auf den Brettern heimiſch. Untee dieſen Theaterdirektoren nimmt Herr Remie in Mainz gewiß die erſte Stelle ein. Ee iſt ein Geſchäftsmann, dee mit der Kunſt Handel treibt, wie andere Geſchäftsleute mit Alaun und Indigo. Ee hat berechnet, daß ihm die Oper viel mehe abwirft als das Schauſpiel, und mag man jetzt noch ſo viel darüber klagen, daß er füe das Schauſpiel ſo wenig odee gae nichts thut: er bleibt taub wie das Fatum dee Heiden und geht ſeinen eigenen Gang. Unſee Mainzer Schauſpiel iſt daher ſo ſchlecht, daß es nue noch von denjenigen dann und wann beſucht wird, die das Unglück hatten, ſich voreilig zu dem Abonnement zu entſchließen. Beſſee ſteht es mit dee Oper, in welchee Cäcilia Kreuzer, Tochter des berühmten Componiſten glänzt, oder

Digitized by Google

um mich wie ein Mann vom Fach auszudrücken — b e i l l i r t. Ihre Stimme iſt durchaus nicht ſebe umfangreich; aber ſie ſingl mit viel Geſchmack und Kunſtſinn. Namentlich könnte ibr ſchones Spiel unſern andern Theaterprinzeſſinnen zum Muſter dienen. Cäcilia Kreuzer iſt der Lirbling des Publikums und iſl ſogar vor einigen Tagen mit einem Kranz beſcheukt worden. — Unſer Kunſtverein wird bald ſeine Pforten öffnen und Vorträge balten laſſen, die außer den Vortragenden gewiß nur ſebe wenig Zubörer finden werdrn. — Für dig Reform im Judenthume ſollen ſich hier zwar bloß ſieben Iſraeliten unterzeichnet baben; doch hat bei dem aufgeklärten Theil der jüdiſchen Religionsgemeinde die Bewegung zum Beſſern freudige Senſation erregt. — Die öffentlichen Bauten werden mil dem regſten Eifrr forlgeſetzt. An dem Bau des Lazarrths wird ſogar an Sonn- und Feiertagen auf's Emſigſte gearbeitet. Der Kaſtrich aber, deſſen Anbau ſo viel Stoff zu Zauk und Hader gegeben, liegt immrr noch wuſt und verodet, und verſchlingt ein bedeutendes Kapital, welches die Unternehmer einem wahrhaft großen Plan gewidmet. —m—

* Paris, den 6. November.

Ganz Paris läuft in dieſem Augenblicke einem neuen Stucke der Mad. Ancelot im Vaudeville-Theatrr zu, das »Madame Roland« heißt und in dee ſchrecklichſten Epoche der Revolution von 1793 ſpielt. Das Vaudeville-Theater, das trotzdem, daß es unter der Direction eines drr vierzig U n ſt e r b l i c h e n Frankreichs, des Akademikers Ancelot, ſteht, täglich mehr marktſchreieriſche Gewohnheiten annimmt, ſeine Affichen auf allen Steaßen-Ecken und ꝛc. ꝛc. ꝛc. der Boulevards pateoniren läßt und in Unverſchämtheit der Reclamen alle ſeine Collegen übertrifft, bewahrt auch bri dieſer Gelegenheit ſeine charlataniſtiſche Eigenhrit; — auf deu Retourbillets der Vorſtellungen von »Mad. Roland« iſt die Heldin des Stücks, vor dem Blockr der Guilloline knieend, a b g e b i l d e t; es fehll nun zur vollſtändigen Glorie dieſes academiſchen Theaters nichls mehr als große Oelgemälde mit den halsbrechendſten Situationen des Stucks, wie ſie die Seiltänzer vor ihren Buden haben. — Wahrend das Theatre français ein neues Trauerſpiel: »Spartacus,« von einem L e i n w e b e e Beuzeville a n g e n o m m e n hat, bereitet das Odeon ein anderes Trauerſpiel: »dee alte Conſul,« von einem jungen Dichter Poncey, vor, dee das neue tragiſche Geſtirn »Ponſard« bei Weitem überflugeln ſoll. Endlich ſoll von einem dritten Dichler ein Trauerſpiel: »Sardanapal,« unlerwegs ſeyn, das pyramidale und koloſſale Schonheiten enthalten ſoll, das iſt wirklich abondance des richesses. — Die Proteſtation der Notare gegen Eug. Sues dramatiſirte „Mystéres de Paris“ hat Erfolg gehabt; aus dem N o t a r Jacques Ferrand iſt ein Agent d' affaires gemacht worden; wenn nun aber die 24,000 Agens d' affaires, die Paris beſitzt, auch peoteſtiren? — Die Brüder und Schweſtern der berühmten Rachel werden jetzt mil aller Gewall auch zu Künſtlern gemacht, Raphael und Rebecca Felix ſind im Odeon-Theater aufgetreten; dee berühmten Schweſter zu Liebe wueden ſie mit Nachſicht aufgenommen, haben aber keine Spur von Talent. Der alte Papa Felix ſoll aber ganz entzückt ſeyn und ausgeruſen haben: »Meine ganze Nachkommenſchaft iſt ein geborner Künſtlerſtamm!« — Liſzt's Oper ſoll bereits größtentheils fertig ſeyn, das Buch iſt von Mad. Georges Sand und aus ihrem Roman »Conſuelo« genommen. Die Vertheilung der Rollen iſt ſolgrude: Conſuelo: Mad. Stoltz; La Corilla: Mad. Doeus; Maria Thereſia von Oeſtereeich: Dem. Mequillel; Albert: Hr. Baroilhet; Anzoleuo: Hr. Duprez; Porpoea: Hr. Levaſſeur. Liſzt wird nächſtens hier erwartet und die Oper ſoll bis zum Frühjahre in Srene gehen. — Der neue Baſſiſt der italieuiichen Opee, Fornaſari, hal in der Rolle des Aſſur in »Semiramis« mehr als in »Beliſar« gefallen. — Donizetti's »Maria di Rohan« geht künftige Woche in die Scene; auch ſein »Don Sebaſtian« ſoll in 8 Tagen in der großen Oper gegrben werden. — Die Viriuoſen Chopin und Panofka ſind wieder in Paris eingetroffen. — Prudent lritt übermorgen ſeine Kunſtreiſe nach Deutſchland, Belgien und Holland au. — Mad. Ungher-Sabatiee, die erſte dramatiſche Sängerin Italiens, iſt hier angekommen und wird den Winter in Paris zubringen. — Auf dem Theater zu Bordeaux ſpielt jetzt eine Dem. L u t h e r; rin dortiges Blatt meint, es wäre gul, wenn das ganze Theater r e f o r m i r t würde. — Der deutſche Tenoriſt Ritſcher, der in den hieſigen eeſten Salons, namentlich bei dem Grafen Appony, Hrn. v. Rothſchild u. ſ. w. durch ſeinen ſchönen Geſang ſo viel Aufſrhen machte, iſt vor Kurzem verhaftet worden und wird in dieſer Woche vor der police correctionelle erſcheinen. Ein Franzoſe, Namens Rogier, hat ihn der Escroqueeie von 140 Francs angeklagt, allein die ganze Art und Weiſe der Klage und dee Mangel ſammtlicher Beweiſe laſſen Alle, die Ritſcher kennen, an ſeine völlige Unſchuld glauben. Was hinter dieſer Klage eigentlich ſteckt, ob eine Kunſtkabale oder ein anderes Motiv, wird bei den Debatten wohl an das Licht kommen. Rilſcher ſpricht übeigens kein Work franzöſiſch, was für ihn ſchlimm iſt. —p—

Notizen-Blatt.

(Zur türkiſchen Sittengeſchichte.) Auf den diesmaligen Ramazan hat der Sultan einen Ferman erſcheinen laſſen, der den Bewohnern Stambuls größere Sittenſtrenge und Anſtand in Ausübung der heiligen Gebräuche während des heiligen Monats empfiehlt. Hauptſächlich iſt es aber auf das ſchöne Geſchlecht abgeſehen, das Befehl erhält, die reizenden Angeſichter anſtändig zu verhüllen, die Männer nicht mit lüſternen Blicken zu betrachten und bei Spaziergängen auf öffentlichen Plätzen ſittſam und beſcheiden aufzutreten. Um den Weibern die Sache leichter zu machen, wird den Männern befohlen, ſich nicht mit offenem Rock und bloßer Bruſt zu zeigen, namentlich nicht vor dem Palaſte des Großherrn, ſondern den Rock, wie es die jetzige Kleidertracht mit ſich bringt, bis an den Hals zuzuknöpfen.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 137. Dinstag, 14. November 1843.

Vergißmeinnicht.

Gedicht von Felicia Hemans.

(Aus dem Engliſchen überſetzt von Louiſe v. Ploennies.)

Dein weißes Segel ſeh' ich ſchwellen
Auf blauem Meere fern,
Des Windes Flügel ſtreift die Wellen,
Bald glänzt es wie ein Stern!
Schon ſinkt die goldne Sonne nieder,
Umleuchtet Schiff und Meer;
Sie ſeh' ich morgen Abend wieder,
Dein Segel, ach, nicht mehr!
Doch morgen Abend wiederkommen
Werd' ich im Sternenlicht
Zu dieſem Platz, wo heut' beklommen
Ich rief: Vergißmeinnicht!
O, Mutter! laß mein Aug' doch hangen
An ſeinem Segel fern!
Was thut's, ob bleich ſind meine Wangen,
Ob trüb' mein Augenſtern!
Sag' nicht, vergebens ſey die Klage
Um den geliebten Mann,
Weil Thrän' und Seufzer nicht die Tage
Der Trennung kürzen kann.
Ich weiß es wohl, mein heißes Sehnen
Bringt heim den Schiffer nicht,
Doch wer ſprach je noch ohne Thränen:
Leb' wohl! Vergißmeinnicht!

Der Schatz des Piraten *.)

Wir waren zu Lima, nahmen den Thee bei dem Hafencapitän Young und ſprachen unter anderm auch von Tereſa Mendez, der ſchönſten Frau der Stadt. Man erzählte, wie ihr Mann geſtorben, und dieß machte wahrhaft Luſt, die Wittwe zu heirathen. Sie war ſtolz wie eine Spanierin, ſchlau und geduldig wie eine Indianerin, wohlgebildet, geſchmeidig, olivenfarben und hatte wundervolle Augen. Nach dem Begräbniß ihres Mannes hatte ſich Tereſa in das Kloſter Jeſus Maria, deſſen Regeln ſehr ſtreng ſind, zurückgezogen und hier in inbrünſtiger Andacht wohl ſechs Monate verlebt; dann aber nahm ihre ungeſtüme Einbildungskraft eine andere Richtung, und man raunte ſich in die Ohren, daß, weit entfernt das Gelübde ablegen zu wollen, Donna Tereſa nur eine Gelegenheit zur Wiedervermählung erwarte. Liebhaber zeigten ſich in Menge, alle aber wurden zurückgewieſen. Der reichſte darunter — ein Franzoſe mit zwei oder drei Millionen Vermögen — erhielt zur Antwort: Ihr ſeyd zu arm! Von nun an dachte man eben ſo wenig mehr an eine Heirath mit Donna Mendez, als man zur Zeit des Vizekönigs Amat daran dachte, die berühmte Pericholi zu unterhalten. All das ſagte man unter vielen Scherzen und großer Gemüthlichkeit zwiſchen 11 Uhr und Mitternacht bei dem Hafenkapitän, als ein Marineoffizier eintrat. »Gerade recht, gerade recht«, rief ihm der Wortführende zu, »da kommt der künftige Gemahl von Tereſa Mendez!« Der neue Ankömmling runzelte die Stirne und ſchien den Scherz übelnehmen zu wollen. »Bah, Camerad«, fuhr der andere ſpaßhaft fort, »es wird euch doch nicht ärgern, per Dios! Wiſſen wir ja alle, daß Ihr geliebt werdet .... Seyd Admiral, und morgen iſt die Hochzeit .... Unglücklicherweiſe iſt der Krieg mit Spanien zu Ende .... Es kann ſich indeß Gelegenheit bieten ſehr reich zu werden — entſetzlich reich — und, wenn's glückt, ſieht man über den Grad hinweg«. Auf dieſe Scherze antworten, wäre verlorene Zeit geweſen. Der Marineoffizier zuckte die Achſeln und trank ein Glas Chica. Man unterhielt ſich nun von andern Dingen, von den auf der Rhede befindlichen Schiffen, von der Handelsbewegung u. ſ. w. »Eines wundert mich«, ſagte plötzlich Herr Young, »die ungemeine Unklugheit einiger Schiffsrheder. Kaum ſind wir aus einem Seekrieg; überall häufen ſich in Folge der durch den Frieden herbeigeführten Reformen die brodloſen Matroſen, die dienſtloſen Offiziere an; die Häfen wimmeln von muthvollen Müßiggängern, die keine andere Nahrungsquelle haben als den Seeraub — und doch, trotz all dieſem, ſieht man wie in den ruhigſten Zeiten völlig unbewaffnete Schiffe ankommen, mit Gold befrachtet wie eine ſpaniſchen Gallione .... dieſen Morgen erſt der »Peruvian«, eine Handelsbrigg .... mit 2 Millionen Piaſteen an Bord und 12 Mann Beſatzung .... es iſt eine namenloſe Unbeſonnenheit, wie ich es dem Capitäne bei ſeiner heutigen Abfahrt ſagte«. Dieß waren die Worte Hrn. Youngs, an die ich mich jetzt gewiß nicht wieder erinnern würde, wenn nicht am Morgen des folgenden Tages im Hahnencircus eine Nachricht die Runde gemacht hätte, welche ihnen ein gewiſſes Intereſſe verlieh. Ein Dutzend Schurken hatte nämlich in derſelben Nacht den Peruvian geentert

*) Reiſen in Spaniſch-Amerika während der Unabhängigkeitskriege, von Capitain G. Lafond. Paris, Gebrüder Pourrat, 1843.

Digitized by Google

und weggenommen, den zweiten Befehlshaber ermordet und die Mannſchaft in Feſſeln gelegt; das Schiff hatte mit vollen Segeln den Hafen verlaſſen. Als Urheber dieſes kühnen Streichs nannte man laut den Commandanten Robertſon, den Geliebten von Tereſa Mendez. Natürlich intereſſirte ich mich einigermaßen für dieſen Seeräuber. Man ſtiehlt nicht Millionen mit Einem Schlag, ohne die Aufmerkſamkeit der ehrlichſten Leute auf ſich zu ziehen. Ich hatte das Portrait Robertſons, ſeine rothen Haare, ſeine kupferige Hautfarbe, ſeinen wilden Blick feſt erfaßt, und bald erfuhr ich auch ſeine Lebensgeſchichte ſo vollſtändig als möglich. Mehr als einen Monat ſprach man zu Lima von nichts anderm. Er war ein Schotte und hatte in der engliſchen Kriegsmarine ſeine Laufbahn begonnen. Später ſchiffte er ſich als Offizier an dem Bord der Brigg Galvarino ein, unter dem Befehl des Cap. Guiſe, der nach der erſten Kunde von dem Aufſtande Chili's herbeigeeilt war, um der Sache der Unabhängigkeit ſeine Dienſte anzubieten. Robertſon trat in die chileniſche Marine und ging dann aus dieſer in der peruaniſche über. In kurzer Zeit hatte er ſeinen Ruf begründet. Unter andern Thaten hatte er die von Benavides, der damals die Provinz Concepcion verheerte, beſtätigte Bande zu Arauro überfallen, 70 Räuber (Benavides und der Unterbefehlshaber Martelin waren entwiſcht) gefangen genommen und gehenkt. Dieſe fürchterliche Hinrichtung ſoll ihm großes Vergnügen gemacht haben. Als er ſpäter die Marine verließ, ſiedelte er ſich auf der unbewohnten Inſel La Mocha, 30 Stunden ſüdlich von Concepcion, mit einem einzigen Diener und zwei Frauen an, um hier, wie er ſagte, als Robinſon zu leben, deſſen Namen er ſcherzweiſe annahm. Größere Wahrſcheinlichkeit hat jedoch die Behauptung, er habe aus la Mocha eine Art Inſel la Tortu, eine Zufluchtsſtätte für Freibeuter, machen wollen. Sein Plan ſchlug fehl, und zwar aus folgenden Gründen. Benavides' Lieutenant, der obenerwähnte Martelin, fand Mittel, ſich die Stelle eines Zeugmeiſters (maitre d'équipage) auf einer guayaquil'ſchen Goelette, dem Eigenthum Hrn. Lazarraga's, zu verſchaffen. Er gewann Leute ſeines Gelichters als Matroſen, ſetzte dann eines Morgens ſeinen Capitän und die treuen Matroſen unterhalb des Fluſſes Guayaquil ans Land, und machte ſich davon nach den Inſeln Chiloe, welche der Obriſtlieutenant Quintanilla noch für Spanien behauptete. Dieſe ſchöne That verdiente eine Belohnung. Die Goelette erhielt den Namen Quintanilla, Martelin ward zum Fregattencapitän im Dienſte Sr. kath. Maj. ernannt und kreuzte nun an den Küſten Chili's und Peru's gegen den Handel der Independenten. Er hatte jetzt eine ſchöne Gelegenheit ſich an Robertſon zu rächen: er überfiel ihn auf ſeinem öden Inſelchen, warf ihn in den unterſten Schiffsraum und wollte ihn, wie dieſer den Genoſſen des Benavides gethan, hängen laſſen, als ein heftiger Orkan ihn rettete. Martelin war der Schiffsleitung unkundig; ſeine Mannſchaft, bloßgeſtellt, ſah nur Rettung in der Geſchicklichkeit Robertſons, brachte den Gefangenen daher auf das Verdeck und übergab ihm die Leitung des Schiffes. Deſſen ungeachtet ward er erſt dadurch gerettet, daß es ihm, Angeſichts der peruaniſchen Küſte, gelang, an den Bord eines engliſchen Fahrzeugs zu kommen. Kaum ſah er ſich frei, ſo ſchrieb er an Martelin, ihr erſtes Zuſammentreffen werde den Tod eines von ihnen zur Folge haben. Bald ſtanden ſie in dem kleinen Hafen Guilca einander wieder gegenüber: Robertſon an dem Bord des Congreß und Martelin als Befehlshaber der Quintanilla; allein die Anweſenheit der franzöſiſchen Fregatte Diligente, Capitän Billard, verhinderte das Weitere, ſonſt wäre Robertſon verloren geweſen. Martelin hatte die Unverſchämtheit auf die Diligente feuern zu laſſen: man machte auf ihn Jagd, er ward gefangen und dem Admiral Roſamel übergeben, der damals die Maria Thereſia befehligte.

(Fortſetzung folgt.)

Die Phanarioten.

(Aus dem Neugriechiſchen des Koumas.)

Nach der Eroberung von Konſtantinopel (1453) erhielt der Patriarch und die geſammte chriſtliche Bevölkerung der eroberten Provinzen mancherlei Vorrechte. Alle Geſuche der Chriſten gingen durch den Patriarchen an die Pforte. Er verhandelte ihre Angelegenheiten, überwachte ihre Treue gegen die Pforte und erhielt zu dieſem Zwecke eine beſondere Urkunde, Berat genannt. Später erhielten auch die niedern Biſchöfe dieſen Berat und das Recht, Streitigkeiten unter den Chriſten zu entſcheiden.

An der Spitze der ſehr zahlreichen Gehülfen des Patriarchen ſtand der Groß-Logothet (Erzkanzler, ὁ μέγας λογοθέτης) mit mehreren Secretairen. Solche nun, welche nach Konſtantinopel kamen, um dergleichen Würden und Stellen zu erhalten, kommen unter den Namen clergé laïque vor, und wurden als eine beſondere Einrichtung der morgenländiſchen Kirche betrachtet.*)

Als mit Anfang des 17. Jahrhunderts der Sitz des Patriarchen nach jenem Theile von Konſtantinopel verlegt wurde, der Fanal (Phanar) hieß, ſo wurden alle dieſe clergés laïques deshalb Phanarioten geheißen. (φανάρ, φανάριον Leuchtthurm, das Quartier der Griechen in Konſtantinopel).

Bald ſtrebten dieſe Phanarioten nach höheren Würden, und man ſieht ſie mit Ende des 17ten Jahrhunderts zuerſt als Pforten-Dolmetſcher (δραγουμάνος); als der erſte erſcheint Alexander Maurokordatos, nach Andern aber ein gewiſſer Panagiſtrakis.

Die Söhne dieſes Maurokordatos kommen zu Anfang des 18ten Jahrhunderts ſchon als Fürſten der Moldau und Wallachei vor.

Von dieſer Zeit an breiteten ſich die Phanarioten immer mehr aus und eigneten ſich gleichſam ausſchließlich das Vorrecht an, zuerſt Pforten-Dolmetſcher und dann Fürſten der Moldau und Wallachei zu werden.

Schnell füllte ſich der Fanal mit ihren Verwandten, welche bald unter verſchiedenen Titeln und Würden in den Provinzen verwendet wurden.

Von dieſem Zeitpunkte an zogen ſie ſich von der Kirche zurück und bekleideten kein weltgeiſtliches Amt mehr, und der Name Phanariot wurde ſo nun gleichbedeutend mit Herr und Fürſt. Ihr Einfluß ſtieg ſo hoch, daß die Patriarchen nur nach ihrer Willkür gewählt wurden und viele Gerechtſame der Fürſtenthümer auf die Phanarioten übergingen. — Der meiſtbietende Phanariot erhielt in der Regel die Fürſtenthümer. —

Ungeachtet dieſer Ämter und Würden waren doch wenige Phanarioten reich; die meiſten arm und mit

*) Jakobis Neroulos, cours de litterature greque moderne.

Digitized by Google

Schulden belaſtet, verließen viele die Fürſtenthümer. Sie borgten von Kaufleuten für hohe Zinſen und geſellten ihrem unerträglichen Stolze eine niedrige Knauſerei bei, welcher Charakter mit dem Namen Phanariotismus bezeichnet wurde.

Die ganz verarmten Phanarioten wurden auf Koſten der Geſammt-Kirche durch Almoſen unterhalten. Sie heiratheten nur unter ſich und waren ſo ausgeartet, daß ſie ſich beleidigt fühlten, wenn man ſie Graikous oder Ellinas nannte; ſie ſelbſt hießen ſich die angeſehene Nation der Römer (Ρωμαίων), und wollten von keiner Gemeinſchaft mit Kaufleuten und Künſtlern wiſſen.

Uebrigens waren ſie gebildeter als die andern Griechen, mehrer Sprachen mächtig und hatten auch einige wiſſenſchaftliche und politiſche Kenntniſſe. Als vorzüglich gebildet werden die ältern Ypſilantis, die Moruſis und ſeine Söhne, Alexander und Demetrios, und Maurokordatos genant.

Obwohl im Allgemeinen Türkenfreunde, wurden doch viele Phanarioten hingerichtet, wie z. B. Alexander Ypſilantis 1807, Alexander Soutzos 1808, Demetrios Moruſis und ſein Bruder Panagiotakis 1812 u. A. m.

Als endlich der Brudersſohn dieſes Alex. Soutzos, Michael Soutzos, Fürſt der Moldau, ſich im Jahre 1821 mit Alex. Ypſilantis verband und öffentlich ſeine fürſtlichen Abzeichen verbrannte, wurde die Ausrottung der Phanarioten von der Pforte beſchloſſen. Viele entkamen nach Rußland, Einige ſpäter nach Griechenland. Jene, deren man habhaft werden konnte, wurden enthauptet und ihre Leichname in's Meer geworfen. —

Die noch jetzt lebenden Fürſten Kantakuzenos gehören nicht unter die Phanarioten; ihre Vorfahren waren griechiſche Kaiſer. l

---

Würzburger Theater.

Vergangenen Donnerstag ging Laube's „Monaldeschi" zum erſtenmale über unſere Bretter. Wir laſſen der Beurtheilung eine kurze Geſchichts-Erzählung vorhergehen. — Kurz nach dem Steigen des Vorhanges tritt der Held des Drama's „Monaldeschi" vor die Zuſchauer. Ein Boot trägt ihn, den römiſchen Abentheurer, an's ſchwediſche Ufer, wo er bei Santinelli, ſeinem Jugend-Freunde, nun dem Günſtling Chriſtinen's, Aufnahme, bei dem Hofe einen weiten Spielraum für ſeine ehrgeizigen Pläne ſucht. Sein erſter Schritt im Lande zeigt ihm die liebliche, kindlich-naive Sylva, den derb geraden Malſtröm und den gewiegten Staatsmann Brahe. Wir ahnen aus dem galanten muthigen Benehmen Monaldeschi's gegen Sylva, aus der Art, wie ſie es aufnimmt, daß ſich ein zartes Verhältniß zwiſchen Beiden anknüpfen werde. Der ahnenſtolze, ſchwediſche Graf Malſtröm tritt dem abenteuernden Monaldeschi, wie jetzt bei Sylva, ſo ſpäter bei'm Hofe energiſch, offen und am liebſten mit dem Schwerte entgegen. Der Graf Brahe, Sylva's Vater, wird durch die glühenden Augen des Italieners an die verhängnißvollen Halbſture erinnert, ahnend den Einfluß, den der Fremde auf das Geſchick Schwedens erhalten werde. Dieſer eilt in's Schloß zu ſeinem Landsmanne, der ihn aber zurückweiſt; der eine Abenteurer fürchtet den andern. Santinelli ſteht bereits Chriſtinens Gunſt nahe, aber ſeit einem Jahre in d e r ſ e l b e n Nähe. Ihr ſtarr ergeben ſeyn, Alles ihr zu opfern, hält er für das Mittel, endlich das Erſehnte zu erreichen; darum weiſ't er Monaldeschi ab, giebt, als er ſich entfernt, der Wache den Befehl, auf ihn, wie auf einen Dieb, zu fahnden. Gerade dies dient Monaldeschi. Durch das Geſpräch mit Santinelli hat er das Zimmer der Königin kennen gelernt. Als man ihn verfolgt, ſchwingt er ſich auf ihren Balkon; das Außergewöhnliche der Erſcheinung reizt Chriſtinen's Neugier und Phantaſie; überdieß hat ſie ſchon durch Brahe von dem ſonderbaren Manne gehört. Er weiß geſchickt ihr Intereſſe zu erregen, darf in das Zimmer treten; doch, als er ſie fragt, ob ſie ihn gehen laſſen will, obgleich ihn draußen die bleierne Kugel treffen könne — läßt ſie ihn gehen. Ein Schuß. Chriſtine eilt mit den Worten: „Ungeſchicktes Schickſal!" neugierig erſchrocken zu dem Fenſter; ſie ſieht nichts und nach ihrem Seufzer: „O Santinelli!" fällt der Vorhang.

Das Glück und Monaldeschi ſtanden zu gut miteinander, als daß die Kugel hätte treffen können. Der Ehrgeizige macht ſeinen Weg, und wir finden ihn als den Nächſten beim Throne und dem Herzen Chriſtinen's wieder. Auch in Sylva keimt bereits die Liebe zu ihm. Der ſchwediſche Adel knirſcht gegen den neuen Eindringling. Aber vergebens! Auf dem Gipfel ſeiner Wünſche ſieht Monaldeschi den Abgrund, der ihn bedrohend umgiebt. — Chriſtinen iſt der Krone Schwedens läſtig; ihre reiche Gemüths-Welt findet am kalten Proteſtantismus keine Freude; ihre Phantaſie zeigt ihr Scenen der Liebe im beglückenden Privatleben an Monaldeschi's Seite; ihr Verſtand klügelt, daß der am unglücklichſten ſey, der das Menſchlich-Höchſte erreicht, alſo nichts mehr zu erſtreben habe; die ſtete Oppoſition der ſchwediſchen Reichs-Stände, ihr Mäkeln und Deuteln verleiten ihr endlich die Luſt am Regieren. Anders Monaldeschi. Mit Chriſtinen's Abdankung würde er ſeinen Einfluß verloren haben. Herrſchen will er, nicht lieben. Von dieſem Augenblicke an tritt er mit der Königin in Zwieſpalt. Sein Beſtreben iſt darauf gerichtet, den Thron i h r, die Herrſchaft ſ i c h zu erhalten. Als in der Reichsrathsverſammlung ſie abdankt, dringt er mit gewaffneter Hand in dieſelbe, ſie zum Bleiben zu veranlaſſen; als ſie von Schwedens Küſte wegſchifft beſtimmt er die Steuerleute, zu derſelben zurückzukehren; als ſie in Frankreich angekommen, will er ſie, mit Mazarin in Einverſtändniß, auf ein Schiff locken, ſie zu Karl Guſtav zurückführen, ſie zwingen, dieſem ihre Hand zu reichen. Alle dieſe Pläne mißglücken. Das Band zwiſchen Chriſtine und ihrem Günſtling wird lockerer, und was es endlich löſt, iſt die Erkenntniß der Fürſtin, daß Monaldeschi in ihr nicht allein die Königin, ſondern auch die Geliebte verrathen. Ein Amulett, ein Geſchenk ihrer Hand an Monaldeschi findet ſich bei Sylva. Dieſes unglückliche Mädchen, deſſen Liebe das kalte Herz des Römers auf Minuten zu erwärmen vermag, hat übrigens auch ſchon den Charakter ihres Geliebten erkannt. Er ſelbſt erklärt, daß er nicht lieben könne, während ſie unbemerkt in ſeiner Gegenwart iſt. Chriſtine ſpricht trotz des Widerſtrebens ihrer Freunde, trotz der Vorſtellungen derſelben, daß ſie, eine länderloſe Fürſtin, ohne Gericht, in eigner Sache nicht richten ſolle, über den doppelten Verräther das Todesurtheil. Santinelli vollzieht es. Sylva wirft ſich vor und wird mit durchbohrt. Alle Freunde Chriſtinen's wenden ſich von ihr; ſie ſteht trauernd da: „Ich bleib' allein zum Sterben."

Dies der freilich nur ſkizzenhafte Inhalt des Dramas. Das Verhältniß zur wirklichen Geſchichte, die erſte Frage, die bei Beurtheilung eines hiſtoriſchen Dramas aufgeworfen werden muß, läßt ſich beſtimmt nur von der Königin Chriſtine angeben, und ſogar hier herrſcht gerade in der Hauptſache zwiſchen den Hiſtorikern großer Streit. Neuere Forſchungen haben darzuthun geſtrebt, „daß ſie beſſer war, als ihr Ruf;" die älteren brechen über ihre Sittlichkeit den Stab. Laube hat die Mitte geſucht. Die Andeutungen über das Verhältniß Chriſtinens zu ihrem

kannten Günſtlingen ſind im Stücke unklar und nur Monaldeschi wird als Geliebter der Königin entſchieden bezeichnet. In allem Uebrigen wird Chriſtine gezeigt, wie ſie wirklich war; lebhaft, hartnäckig bis zum Eigenſinn, bald ſanft, bald unweiblich zornig, ſchwärmeriſch, gelehrt und für jeden äußern Eindruck ſchnell empfänglich. Ueber Monaldeschi's hiſtoriſchen Charakter läßt ſich wenig ſtreiten, da ſeine Abſtammung, die Zeit, wann er zu Chriſtinen gekommen, in welchem Verhältniſſe er zu ihr geſtanden, wie er ſie verrathen, Alles dies, auf die verſchiedenſte Weiſe erzählt, nie beſtimmt dargethan wurde. Gewiß iſt, daß er eine verrätheriſche Correſpondenz mit den Feinden der Königin geführt hat. Auch das iſt hiſtoriſch, daß Chriſtinens Begleiter gegen das Todesurtheil proteſtirten, und daß der Maturiner (nicht Jeſuit) Lebel, der ihm die Beichte abzunehmen beauftragt war, mehrmals deshalb vergebliche Gänge zur Zurücknahme des Urtheils bei der Königin machte. Ebenſo begründet iſt die letzte Unterredung Monaldeschi's mit der Königin, und auch das iſt hiſtoriſch angedeutet, daß Santinelli die Mörder geführt. Ueber letztern Mann und ſein Verhältniß zur Königin wurde in Pamphleten des vorigen Jahrhunderts mancherlei gefabelt. Erwieſen iſt weiter nichts, als daß Grafen Santinelli an Chriſtinens Hof waren. Sylva und Malſtröm ſind erfunden.

Es läßt ſich nicht läugnen, daß Laube mit einer großen Geſchicklichkeit das hiſtoriſche Material benutzt hat. Genial iſt der Gedanke, Monaldeschi mit den Sture in Verbindung zu bringen, einſichtsvoll, den Ehrgeiz als die alleinige Triebfeder der Handlungen deſſelben darzuſtellen. Hiedurch wird auch klar, warum der Abenteurer, der, ſo lange er dem Glücke in's Auge ſchaut, muthig und verwegen iſt, rathlos, furchtſam wird und in Extremen ſich bewegt, nachdem er Alles verloren ſieht. Weniger klar iſt der Charakter Santinelli's. Liebt er die Königin? Strebt er aus Ehrgeiz nach ihrer Gunſt? Es wird weiter nichts aus dem Stücke deutlich, als daß er eiferſüchtig iſt und Monaldeschi haßt.

Die Tragödie beginnt effectvoll, (namentlich originell iſt, wie Monaldeschi ſich bei der Königin einführt) und zieht ſich, ohne zu langweilen, bis zum Schluſſe. Das iſt viel, wenn man bedenkt, daß die Träger des Stückes reflectirende Charaktere ſind. Doch läßt ſich nicht läugnen, daß Manches zu ſkizzenhaft angedeutet, manche Scene zu ſehr improviſirt, manche zu unmotivirt hingeſtellt, manche ohne gehörige Entwicklung gelaſſen wurde. Wir erinnern nur an den Streit Malſtröm's mit Monaldeschi. Nachdem Letzterem der Degen abgenommen worden war, hält er einen Monolog, in dem er verzweiflungsvoll ſein Schickſal beklagt. Er kömmt zu der Königin, und wir finden kein Wort mehr von dieſer Stimmung, ja die plötzliche Veränderung des ganzen Verhältniſſes zwiſchen beiden Feinden wird nur, und zwar erſt im 4. Akte dadurch angedeutet, daß Malſtröm erklärt, Monaldeschi habe ihm erzählt, er ſtamme mütterlicher Seits von ſchwed. Adel (den Sture.) In dem 4. Acte wird mehr raiſonnirt als gehandelt, ein Monolog folgt dem andern. Laube hat dieſen Act wohl eingeſchoben, um die Sinnesänderung Chriſtinens gehörig zu motiviren. Wäre es aber nicht möglich geweſen, durch Erzählungen dasſelbe zu bezwecken. Den Schluß endlich anlangend, ſo iſt er gewiß zu rhapſodiſch und durchaus ohne Verſöhnung. Worüber trauert Chriſtine? Ueber Sylva's Tod oder über den Monaldeschi's? Warum iſt Santinelli's ſpäteres Verhältniß nicht angedeutet? Weßhalb ſtirbt Monaldeschi ohne Beicht und ohne Reue? Warum endlich muß Sylva fallen, nachdem ſie in der Liebe zu Monaldeschi doch r e i n geblieben, jene Liebe bereits überwunden hatte? Sogar die Alten hatten eine Andeutung von himmliſcher Gerechtigkeit in ihren Trauerſpielen. Der neuern Anſchauung war es vorbehalten, ſie auszuführen, in dieſem Stücke aber gehen wir unverſöhnt nach Hauſe.

Ein neckiſcher Zufall wollte es, daß der Vorhang vor der letzten Scene ſogleich nach Ermordung Monaldeschi's fiel. Wenn ſchon der ganze letzte Act einen peinigenden Eindruck hervorbringt, ſo hätte der wirkliche Schluß noch den peinigendſten bewirkt. Diesmal hat alſo wohl der Zufall recht gehabt.

Das Hauptbedenken endlich, das ſich gegen dieſes Trauerſpiel vorbringen läßt, iſt, daß ihm die E i n h e i t d e r I d e e fehlt; Einheit der Begebenheit iſt allerdings vorhanden — Monaldeschi's Schickſal — aber wir ſehen uns vergebens nach einem Grundgedanken um, der das Ganze beherrſcht. Wenn er in der Darſtellung der tragiſchen Folgen ungebändigter Ehr- und Herrſchgier beſtehen ſoll, ſo hätte doch wie in „Macbeth“ oder auch in „Fiesco“ gezeichnet werden ſollen, wie dieſe Leidenſchaft nach und nach alle beſſere Regung des Gemüthes, und ſo endlich den, welchen ſie beherrſcht, vernichtet. Der Monaldeschi, wie er im Vorſpiele erſcheint, iſt bereits f e r t i g; wir bemerken während des Stückes keinen i n n e r l i c h e n Kampf, nur den ä u ß e r l i c h e n — der Verhältniſſe mit ihm. Dies iſt auch ein Grund, warum der Schluß nicht befriedigt, da er nicht durch den Helden, ſondern durch Chriſtine herbeigeführt wird, die z u f ä l l i g jetzt Aufklärung von Santinelli verlangt.

Die Sprache iſt im Allgemeinen ſehr ſchön; die Gedanken ſind geiſtreich. Im Gegenſatze zu manchen modernen Dramen finden wir hier doch endlich einmal einen Dialog, der aus den Charakteren hervorgeht, und wo wir nicht bei jeder Zeile den Autor reden hören. Daß Laube überhaupt entſchiedenes Talent zum Drama, daß dieſes Stück neben ſeinen Fehlern ausgezeichnete Vorzüge hat, wird kein billiger Beurtheiler leugnen können. Wenn die deutſche Literatur in dieſem Zweige der Poeſie nicht neue Keime treibt, ſo hat wohl auch der Zeitgeſchmack ſeinen Theil daran Schuld. Für ernſte Stücke, namentlich, wenn ſie etwas lang ſpielen, mangelt uns die nöthige Aufmerkſamkeit.

Ein detaillirtes Referat über die Aufführung behalten wir uns bis zur nächſten Darſtellung vor, da wir das Stück noch nicht hinlänglich kannten, um ein allſeitig begründetes Urtheil fällen zu können. Vorläufig muß aber bemerkt werden, daß wir in Dem. H a u s m a n n und Hrn. W o h l ſt a d t ganz vorzügliche Vertreter der Hauptrollen fanden, um deren Zuſammenſpiel uns manches Hoftheater beneiden könnte. Hr. D e n y möchte wohl in ſeinem erſten Monologe zu pathetiſch geweſen ſeyn. Da keine äußere Veranlaſſung zu einer beſonders aufgeregten Stimmung vorhanden iſt, ſo dürfte hier der Ton der Reflexion und eine ruhige Mimik am angemeſſenſten ſeyn. Die übrigen Mitwirkenden waren an ihrem Platze.

Die Schiffsdecoration des Hrn. G e i ſt macht dieſem Künſtler Ehre. — Die Ausſtattung, ungewöhnlich reich, war recht zu loben, eben ſo das Arrangement bei der Thronſcene.

*

Die beiden Stücke des vergangenen Mittwoch **„Erziehungs-Reſultate“** und **„Nach Sonnenuntergang“** gingen recht brav. Beſondere Auszeichnungen verdienen abermals Dem. H a u s m a n n als Gretchen und Hr. W o h l ſt a d t als Abendſtern. — Ein Unwohlſeyn der Dem. B a u m verhinderte vergangenen Freitag die Aufführung der Belliniſchen Oper **„Romeo und Julie.“** Dagegen hatten wir das Vergnügen, an dieſem Abende eine gelungene Wiederholung von Kreutzer's **„Nachtlager“** zu hören. Hr. F i ſ c h e r verdient vielen Dank für die exacte Einſtudirung unſerer Opern, die ſich auf's Neue dadurch bewies, daß dieſe Oper, ganz improviſirt, ſo gut gegeben wurde. —r—

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 138. **Donnerstag, 16. November 1843.**

Der Wein iſt nicht gerathen.

(Aus der „Kölner Zeitung“.)

Was hab' ich doch vernommen
Für große Traueigkeit!
Es iſt in's Land gekommen
Gar eine ſchlimme Zeit!
Der Wein iſt nicht gerathen
An Moſel, Rhein und Lahn,
Und was die Winzer thaten,
Das iſt umſonſt gethan!

Es pflanzte ſeine Reben
Ein Jeder nett und fein;
Er dachte: „Gott wird geben
Den lichten Sonnenſchein;
Der feen die Wolke lenket,
Daß ſie ſich eauſchend ſenkt,
Auch unſrer Hügel denket
Und friſchen Thau uns ſchenkt.'

Und oft zur Morgenſtunde —
Kam Mai und Juni drauf —
Die ird'ne Pfeif' im Munde,
Stieg er drn Beeg hinauf;
Und froh war ſein Gemüthe,
Wenn von der Felſenwand
Die erſte, junge Blüthe
Den ſüßen Duft geſandt.

Wenn ſich zu voller Teaube
Die Beeren angeſetzt,
Und in dem geünen Laube
Ein Schimmern wae zuletzt:
Als ſäh' man herrlich prangen
Des Goldes hellen Schein,
Als wär der Beeg behangen
Rings mit Rubinenſtein!

„Gott iſt mie gut geweſen!“
So klang des Winzers Lied!
„Bald werd' ich luſtig leſen,
Was mir der Herr beſchied!
Ein ſchönee Aernte-Morgen
Bricht in den Dörfern an,
Vorbei num Gram und Sorgen,
Ich bin ein froher Mann!“

Er ſpeach's. Da zog mit Stüemen
Der kalte Heebſt daher;
Er ſah die Wolken thürmen
Sich rings ſo regenſchwer.
Verſchwunden iſt ſein Hoffen!
Das kurze Glück iſt aus!
Von hartem Schlag getroffen,
Geht weinend er nach Haus!

Du wirſt die Hände legen
Nicht an die Kelter dein!
Nun trauſt des Weines Segen
Nicht in dein Faß hinein!
Du wieſt kein Lied mehr ſingen!
Kein Brod und wärmend Kleid
Wirſt du den Kindern bringen,
Iſt alles rings verſchneit!

Drum, die Ihr in den Städten
Nach oollen Schüſſeln langt,
Die ihr mit güld'nen Ketten,
Mit Kreuz und Sternen prangt,
Die Ihr den Nierenſteinee
Im tiefen Keller habt
Und oft mit Ingelheimer
Die durſt'gen Kehlen labt;

Die Ihr im ſchmucken Saale
Aus grünen Römern zecht;
Des Morgen Speciale,
Am Abend Schoppen ſtecht;
Die Ihr bei Lnſt nnd Scherzen
Verjubelt Nacht auf Nacht —
Denkt, daß mit ſchwerem Herzen
Manch aemee Winzee wacht!

Denkt, daß zu allen Tagen,
Denkt, daß bei uns von je
Man immee höete ſagen:
„Nur Wohl und Keinem Weh!“
Und laßt das Schärflein ſpeingen
So luſtig an den Rhein,
Wie ich dies Lied thät ſingen
Frei in die Welt hinein!

Georg Weerth.

Der Schatz des Piraten.

(Fortſetzung und Schluß.)

Nach Lima zurückgekehet, erhielt Robertſon ſeinen Grad in der peruaniſchen Marine wieder und zeichnete ſich in allen Angriffen auf die von dem General Rodil vertheidigte Feſte von Callao aus. Man war daher, als die Beſatzung ſich ergab, ziemlich erſtaunt, Robertſon auf Befehl Bolivars in Feſſeln gelegt und in die Caſematten geworfen zu ſehen. Irgend eine noch unbekannte Gräuelthat war ohne Zweifel der Grund dieſer Verhaftung, die mit einem politiſchen Vorwand beſchönigt wurde. Sey dem wie ihm wolle: Robertſon blieb nicht lange Gefangener — eine kühne Entweichung gab ihm ſeine Freiheit wieder. Kurze Zeit darauf brach in Lima unter dee Leitung Buſtamante's eine Revolution aus und Robertſon ſah ſich von neuem mit dem Commando einer Fregatte betraut. Damals verliebte er ſich in Donna Mendez, und wir haben geſehen, was Folge davon war. Es iſt ohne Zweifel angenehm, mit eigenen Schiffe zu reiſen, mit ſchönem und gutem Gold befrachtet, wie es der Peruvian war. Allein noch hatte Robertſon ſeinen Zweck nicht erreicht. Er wollte ſeine 10 Millionen haben, ſie in irgend einee Bank anlegen, Donna Mendez heirathen und zur Zerſtreuung die lärmenden Freuden der europäiſchen großen Stadte genießen. Zuvor aber mußte er ſich mit einem Duzend Geſellen abfinden, die freiwillig nicht auf ihren Beutetheil verzichten wollten. Darauf ſann er nun, verbarg ſo viel als möglich ſeine ſelbſtſüchtigen Entwürfe und ſuchte neue Mitſchuldige, um der erſtern loszuwerden. Dieſe waren größtentheils ziemlich naive Verbrecher. Sie dachten daran, wie ſie ſich auf einigen der Marianen anſiedeln wollten, um dort nach Patriarchenweiſe im Kreiſe arbeitſamer Sklaven und gefälliger Hagarn ihr Leben zu verbringen. Dieſe idylliſchen Träume hatte ihnen Robertſon in den Kopf geſetzt und predigte ihnen von Morgen bis Abend von den trunkenen Freuden des Hirtenlebens.

Bei Tinian, wohin ſie gegangen waren, um Waſſee einzunehmen, wurden ſie von dem Capitän eines ſpaniſchen Schiffes beſucht, dem ſie ihre gewöhnliche Geſchichte vorſagten und ſich für Tripangfiſchee ausgaben, die durch eine Reihe heftiger Stürme einigermaßen von ihrem Wege abgekommen ſeyen. Im Augenblicke, wo ſie den Ankerplatz verließen, ergriff Robertſon, der ſeit einigen Tagen die verzehrende Ungeduld kaum bezähmte, die Gelegenheit eines ſchlecht ausgeführten Manövers zu Händeln mit Tomſon. Sie ſtanden am einen Ende des Schiffes, die beiden Matroſen am andern, kaum den Grund des Streites begreifend, der ſich zwiſchen dem Capitän und ſeinem Miethsmann erhob. — Plötzlich ſtürzte ſich dieſer auf den alten Offizier, faßte ihn am Kragen und warf ihn mit ſolcher Schnelligkeit in's Meer, daß ſie keine Zeit hatten, zu ſchreien. Bis jetzt hatte ihnen Robertſon wüthend geſchienen, allein plötzlich wandte er ſich zu ihnen und befahl in ſo ruhigem und zugleich ſo entſchloſſenem Tone das Manöver, daß dieſe durch die Furcht im Zaume gehaltenen Menſchen keine Bewegung machen konnten, um ihrem Capitän zu Hülfe zu eilen, der aber, als ein guter Schwimmer ſich zu retten wußte. Unbemerkt erreichte er die Küſte und fand ſogleich das ſpaniſche Schiff wieder, das Abends zuvor ſie beſucht hatte. Capitan Pacheco, der es befehligte, hörte den Bericht Tomſons mit lebhaftem Intereſſe. Ein Biscayer von Geburt und ungemein brutal, wahrte er alsbald ſein Anrecht auf den Schatz, machte Jagd auf die Goelette und traf ſie Tags darauf verſteckt in einem kleinen Hafen von Seypan. Beim Anblicke des ſpaniſchen Schiffes flüchtet Robertſon auf das Geſtade, verſchwindet in den Bergen, wird aber meiſterhaft umſtellt, kann ſich auf die Goelette, die man im Namen des Gouverneurs der Marianen-Inſeln mit Beſchlag belegt, nicht mehr zurückziehen und muß ſich gefangen geben. Man ſperrt ihn gefeſſelt in die Cajüte, ruft den Offiziersrath zuſammen und verhört ihn. Tomſon war ſehr formell in ſeinen Belaſtungsangaben. Robertſon antwortete im Weſentlichen, Tomſon ſey ein alter Narr, der ſich eigens zu dem Zweck ins Waſſer geſtürzt, um ſeinem Miethsmann dieſes Verbrechen Schuld geben zu können. »Meine Geſchäfte in dieſen Gewäſſern betreffend, ſo geht dies nur mich an, und ich bin euch in dieſer Hinſicht keine Rechenſchaft ſchuldig. Euer Schiff iſt kein Kriegsſchiff und die Polizei in dieſen Meeren geht euch nichts an. Ihr maßt euch richterliche Gewalten über mich an, die ihr nicht habt.« — Pacheco lachte über dieſe Abweiſung ſeiner Gerichtsbarkeit und bedrohte den kühnen Piraten mit ſehr ſummariſcher Juſtiz, wenn er den Ort nicht angebe, wo er den Schatz, die Frucht eines Diebſtahls verborgen habe: »Ihr habt zwei Stunden Bedenkzeit; ſind dieſe vorüber, ſo geht's zum Tode.« »Es ſey,« ſagte Robertſon. »Ihr werdet eines ehrenloſen Todes ſterben,« fuhr Pacheco fort, »den Peitſchentod.« — »Die Peitſche mir, einem Schiffskapitän!« — «Ihr ſeyd nicht Schiffskapitän; ich bin Spanier und die aufſtändiſchen Amerikaner ſind für mich nur Seeräuber.« — »Der Krieg iſt geregelt . . . ich bin engliſcher Unterthan und England hat die Unabhängigkeit anerkannt.« — »England, das iſt möglich, nicht aber Spanien. Ich habe übrigens eine Miſſion von Seite des Statthalters der Marianen und die Befugniß zu handeln, wie geſchieht.« Dee Gefangene war mit ſeiner Logik zu Ende; er antworte nichts mehr und ward gefeſſelt wieder in ſeine Cajüte abgeführt, um dort unter Aufſicht gehalten zu werden. Indeſſen ſuchte man aus den Angaben Tomſons auf die Inſel zu kommen, wo der Schatz verborgen ſeyn könne. Dieſe ſehr ſchwankenden Angaben ſchienen vorzugsweiſe auf die Inſel Agrigan anwendbar, man ankerte daher in der beſten Bucht derſelben, die man auffinden konnte. Die Reiſe dauerte zwei Tage, während deren Robertſon keine Sylbe ſprach, welche Mittel man auch anwandte, um ihn dazu zu vermögen. Im Begriff zu landen, machten Pacheco und Tomſon, mehr und mehr in ihren Muthmaßungen beſtärkt, einen abermaligen Verſuch. Ohne Zweifel hatte Robertſon ſeine Inſel erkannt, denn er ſchien ſich zu ergeben, verlangte, daß man ihm ſeine Feſſeln abnehme, und verſprach, die Nachforſchungen ſelber zu leiten. Unter dieſer Bedingung ward ſeine Forderung bewilligt. Man brachte ihn in ein Boot, jedoch mit gebundenen Händen. Am Lande hatte er neue Ausflüchte, behauptete, er kenne die Oertlichkeiten nicht und ſchlug vor, die Anker zu lichten und weiter zu fahren. Während man hierüber berieth, brach er plötzlich ſeine Bande und floh in die Gebüſche. Allein Pacheco war nicht der Mann, der ihm dieſe Ausſicht auf Rettung übrig ließ. Behend wie die Bergbewohner ſeines Landes, eilte er ihm nach und erreichte ihn in wenig Augenblicken. Der Pirat, erbittert, heulte und fluchte: man hätte ihn einen

Digitized by Google

Tieger nennen können, den man zum erſtenmal in Ketten ſchlägt. Wie der Tieger vertheidigte er ſich, in Ermangelung andrer Waffen, mit Nägeln und Zähnen. Und dennoch war die Partie nicht gleich — er wurde noch einmal geknebelt. Nun begann eine neue Scene. Robertſon, voll Trotz gegen Pacheco, ſchien ſich zu gefallen in dem Geſtändniß ſeiner Verbrechen, die er aufzählte, und deren Einzelnheiten er mit einer Art ironiſcher Freude auseinanderſetzte, ſo daß ſelbſt die Entſchloſſenſten erbleichten; aber vom Schatze kein Wort. Hierüber allein blieb er ſtumm; darauf hatte Pacheco nicht gerechnet, deſſen Drohungen um ſo heftiger wurden, je höhnender der Trotz des Piraten ſich äußerte. Endlich mit Tagesanbruch ward Robertſon, der während der Nacht noch einen Verſuch gemacht hatte, ſeine Wächter zu beſtechen und, da er fruchtlos blieb, ſich zu ermorden, aufs neue vor Pacheco geführt. Kaum hatte er Rede und Antwort verweigert, ſo ward er ſeiner Kleider beraubt, an eine Kanone gebunden und von zwei Matroſen mit in Eſſig getauchten Stricken kräftig geprügelt. Ohne einen Laut zu äußern, ertrug er die erſten 25 Hiebe. Als er aber nach einer Pauſe ſah, wie ſeine Henker ihre Hemdärmel zurückſtreiften zu einer neuen Tracht, da überlief ihn ein Schauer von Kopf bis zu Fuß. Er verlangte Gnade und verſprach dießmal volles Geſtändniß. Augenblicklich ward ein Boot gerüſtet: doch hielt man es nicht für nothwendig einen zur Flucht ſo geeigneten Mann zu entfeſſeln. Das einzige, was man ihm auf ſeine Bitte bewilligte, war ein Glas Rum und einige Augenblicke Ruhe. Nachdem er getrunken, legte er ſich auf den Boden, verhüllte den Kopf und ſchien zu ſchlafen. Wer ihn in dieſem entſcheidenden Moment mit Aufmerkſamkeit betrachtete, ſah ihn von Zeit zu Zeit zittern, wie von heftigen Schmerzen gepeinigt. Ohne Zweifel dachte er an ſein verlorenes Leben, an ſeine unnützen Verbrechen, an jenen ſo langen, ſo ausdauernden und durch einen ſo ſchmählichen Tod beſiegelten Kampf. Nach einer Stunde erhob er ſich von ſelbſt; ſeine Züge waren krampfhaft zuſammengezogen und ſchwarzblau. »Ich bin bereit,« ſagte er. Das Boot war bewaffnet und wartete. Pacheco und Tomſon faßten nun Hoffnungen. Dennoch fiel Robertſon beim Betreten dieſes Fahrzeugs in einen neuen Anfall von Wuth. Mit einem heftigen Fußſchlag ſtieß er das Boot zurück und verſchwand einen Augenblick unter den Wellen. Ein Matroſe, trefflicher Taucher ſtürzte ihm nach; von dem ſchrecklichen Piraten aber, deſſen Kräfte die Wuth verhundertfachte, am Halſe gepackt, vermochte er nur mit großer Mühe ſich dieſes tödtlichen Druckes zu erwehren. Als er allein an der Oberfläche wieder erſchien, drang ein gepreßter Schrei aus jeder Bruſt. Das Drama war geendigt, das Geheimniß liegt auf ewig im Ocean begraben. Der Gouverneur der Marianen, damals Medinilla, wollte den Capitän Pacheco aburtheilen laſſen, ſo ſchuldig fand er ihn der Ungeſchicklichkeit und der Brutalität. Er ſelbſt wollte auf der Inſel Agrigan ein ganzes Heer von Arbeitern geleiten, welche ſie in allen Richtungen durchwühlen ſollten. Allein die treue Erde bewahrte den verborgenen Schatz in ihrem Buſen und die Piaſter des Peruvian harren noch eines glücklichen Finders. Die Inſel Agrigan liegt unter dem 19. Grad N. B. und unter dem 143. Grad O. L. v. P.

Die deutſchen Colonien in Transkaukaſien.

Katharinenfeld, 26. Sept. Katharinenfeld iſt die ſchönſte der deutſchen Anſiedelungen in Transkaukaſien. Wunderherrlich iſt die Lage des Dörfchens in einem grünen Thal am Fuß der gruſiſchen Waldgebirge, die hier terraſſenförmig aufſteigen bis zum Rand des armeniſchen Hochlandes. Weingärten und Ackerfelder umgeben die Colonie, ein Gebirgsbach rauſcht mit ſtarkem Gefäll durch das Thal, treibt Mühlen, bewäſſert die Weingärten und bedingt durch die Fruchtbarkeit die er allenthalben verbreitet, den Wohlſtand der ſchwäbiſchen Anſiedler. Die Leute haben ſich von den Verluſten die ſie beim Ueberfall des Dorfes durch Tartaren und Kurden zur Zeit des letzten Perſerkrieges ſchwer betroffen, wieder ziemlich gut erholt. Jener Ueberfall durch barbariſche Räuberhorden war eine ſchauerliche Kataſtrophe. Die Feinde kamen ganz unerwartet bei Nacht an. Niemand hatte Zeit ſein Eigenthum zu verbergen oder zu flüchten, und ſo wurde alles Bewegliche, Geld, Kleider, Vieh u. ſ. w., fortgeſchleppt, hübſche Mädchen, junge Frauen und ſogar kleine Kinder dazu. Was nicht weggeführt werden konnte, die Häuſer, die Gärten wurden ſchrecklich verwüſtet. Ein Theil der Gefangenen mußte nach Perſien wandern, andere kamen zu den Kurden auf die Berge, wieder andere wurden nach der Türkei als Sclaven verkauft. Der größte Theil dieſer Gefangenen kehrte nach dem Friedensſchluß zurück, die meiſten wurden losgekauft durch milde Beiträge. Aber gegen 40 Individuen ſind in Perſien gezwungen zurückgehalten worden, einige blieben auch freiwillig. Eine Frau ſchrieb an ihren Mann, ſie habe einen perſiſchen Geiſtlichen geheirathet, das wohlige Haremsleben ſchmecke ihr beſſer als die rauhe Feldarbeit daheim, und ſo möge er ſich denn nach einer andern Frau umſehen. Von den zurückgekehrten erhielt ich anziehende Mittheilungen ihrer Schickſale, Schilderungen der Lebensweiſe und Sitten der Völker, unter denen ſie mehrere Jahre zugebracht. Solche Erzählungen, in der ſchlichten Einfachheit dieſer Landleute vorgetragen, ſind meiſt belehrender und anziehender als die ſchwülſtigen und unzuverläſſigen Skizzen unſerer modernen Touriſten.

Die Erzählung der Erlebniſſe der Frau Eichele unter den wilden Kurden, mit der mich die gute plauderſelige Frau hier bei Frühſtück, Mittag- und Abendeſſen unterhielt, wären des Druckes gewiß nicht weniger werth als viele unerquickliche Federprodukte unſerer neuen Reiſeſkizzenſchreiber. Dieſe arme Frau war mit ihren drei kleinen Kindern bis an den Wanſee geſchleppt worden und hatte unter dem Räubervolk Kurdiſtans merkwürdige Dinge angeſehen und erfahren. Eine andere deutſche Frau war zu einer Türkin als Sklavin gekommen. Im Haus ihres Gebieters fand ſie einen Schatz, nicht von klingendem Metall, ſondern von lebendigem Fleiſch und Blut, einen Armenier, der dem Türken als Knecht diente, und von dem ſie ein Liebesunterpfand angehängt bekam. Alle drei, die Frau, der Knecht, das Unterpfand, gingen mit einander durch und erreichten wohlbehalten die ruſſiſche Gränze. Zum guten Glück war ihr deutſcher Mann inzwiſchen geſtorben. Der armeniſche Schatz trat in Beſitz und in alle Rechte eines deutſchen Coloniſten ein, und jetzt ſehe ich ihn täglich im ſchwäbiſchen Bauernkittel mit thalergroßen Knöpfen Haus und Feld beſtellen. Der Kerl iſt in Gewohnheit, Tracht und Geſtalt ſo ganz und

Digitized by Google

gar zum Schwaben geworden, daß ihn nur noch die gebogene Naſe von andern Bauern unterſcheidet.

Katharinenfeld iſt unter den deutſchen Anſiedelungen in Georgien beſonders intereſſant als Hauptſitz der Separatiſten, einer religiöſen Sekte, die ſchon ſeit mehreren Jahren von der lutheriſchen Kirche ſich losgeſagt hat, ihre Andachtsübungen zu Hauſe hält und unter ſich die Bibel lieſt und deutet. Die Leute lebten hier ſo ruhig, fromm und arbeitſam, bis plötzlich vor einem Jahr ein wunderlicher Rappel, eine Wanderſehnſucht nach Jeruſalem in ſie gefahren. Die Frau des Coloniſten Spohn, ein frommes, gutes, aber exaltirtes Weib, behauptete durch eine Erſcheinung des Heilandes zur Auswanderung nach dem heiligen Grab aufgefordert worden zu ſeyn. Die gläubigen Separatiſten glaubten was »die fromme Schweſter Spohn« ſagte, verkauften Haus und Hof, ſchnürten ihre Bündel und ſchafften ſich Eſel zur Reiſe an. Ihren Privilegien zufolge konnte man ſie nicht zwingen auf ruſſiſchem Boden zu bleiben. Der Generalgouverneur der cis- und transkaukaſiſchen Provinzen verwendete ſich bei dem Kaiſer für ſie, befahl ihnen aber noch ſo lange zu bleiben, bis die Genehmigung ihrer Auswanderung von St. Petersburg eintreffen würde. Die Wanderluſtigen aber, welche die gute Jahrszeit zur Reiſe benützen wollten, glaubten der göttlichen Mahnung mehr folgen zu müſſen als der weltlichen Macht. Die Separatiſten von Eliſabeththal, Marienfeld, Petersdorf, Alexandersdorf und Neu-Tiflis brachen alſo insgeſammt auf. In Katharinenfeld war das Stelldichein dieſer ſeltſamen Pilger nach dem gelobten Land, der Sammelplatz, wo Menſchen und Eſel zuſammentrafen. Es war ein würdiges Schauſpiel. Auf dem großen Platz vor dem Haubenſack'ſchen Haus ſtanden die frommen Waller, an Zahl 360, den Stab in der Hand, Ranzen und kleine Kinder auf dem Rücken tragend, ſogar ein altes wanderluſtiges Mütterchen von mehr als 70 Jahren ſchleppte muthig ihren Bündel. Der Generalgouverneur hatte aber Hrn. Collegienrath v. Kotzebue nach Katharinenfeld geſchickt, um die Leute, wo möglich auf gütlichem Weg zu bewegen, die Entſcheidung aus Petersburg abzuwarten. Zu größerm Nachdruck waren ihm 200 Koſaken mitgegeben worden. Der Anblick ſo vieler Schnurrbärte erſchreckte aber die frommen Wanderer keineswegs. »Dieſe Koſaken — ſagten ſie in ihrer gläubigen Einfalt — werden uns kein Haar krümmen. Gott will, daß wir nach dem gelobten Land ziehen. Er wird uns gegen ſie ſchützen.« Mit ruhiger Entſchloſſenheit bewegte ſich der lange Zug der Waller nach dem Thor des Dorfes, Frau Spohn, die Prophetin, an der Spitze. Hier erwarteten die Separatiſten entweder ein direktes Einſchreiten des Himmels, nämlich die Erſcheinung des Heilands, der auf einer Wolke ſie geleiten und ſchützen würde, oder eine plötzliche Einwirkung zu ihren Gunſten auf die Herzen der Koſaken. In beiden Erwartungen täuſchten ſich die guten Leute gar ſehr. Unbeweglich ſtanden die graurökigen Lanzenreiter, das Thor verſperrend und den Befehlen ihres Hauptmannes gehorſamer als allen Berufungen der Separatiſten auf den Apoſtel Paulus und die Schweſter Spohn. Da fielen die Waller alle ſammt ihren Bündeln auf die Kniee, betend und den Beiſtand des Himmels anrufend. Der Frau Spohn fing es doch an etwas bang zu werden; ſie verſtummte und zitterte mit den gefalteten Händen, deſto lauter ſchrieen die kleinen Kinder und die armen Eſel, auf deren Rücken unbarmherzig viel aufgeladen worden. Als nun auch die erwartete Wolke mit dem Heiland nicht zum Vorſchein kommen wollte, ließen ſich die Separatiſten auf die Ermahnung des Hrn. v. Kotzebue, der ſich bei dieſer Sache mit ebenſo viel Feſtigkeit als Schonung benahm, bewegen, ihre Reiſe bis zur Ankunft der kaiſerlichen Entſcheidung aufzugeben und inzwiſchen nach ihren verſchiedenen Ortſchaften zurückzukehren. Die Antwort aus St. Petersburg iſt ſeitdem eingetroffen. Der Kaiſer gab ſeine Einwilligung zur Auswanderung der Separatiſten, jedoch mit der Bedingung, daß dieſelben zuvor drei der Ihrigen nach Konſtantinopel ſchicken, um die Erlaubniß der Pforte zu ihrem Anſiedelungsprojekt in der Nähe des heiligen Grabes einzuholen. Demgemäß ging wirklich eine Deputation der Separatiſten nach Konſtantinopel ab. Da dieſe Leute nicht nur fromm und gottesfürchtig, ſondern auch ſehr brauchbare Arbeiter, geſchickt, fleißig und ſparſam ſind, und ſowohl Bauern als Handwerker von ſehr verſchiedenen Profeſſionen unter ſich zählen, ſo wären ſie ganz gewiß eine vortreffliche Acquiſition für Jeruſalem. Sie würden bei ihrem Fleiße bald im Stande ſeyn, alle dort anſäſſigen Europäer und Reiſenden mit den nothwendigen Bedürfniſſen zu verſehen. Nachdem Preußens edelſinniger König ſein Intereſſe für das heilige Grab durch die Sendung eines proteſtantiſchen Biſchofs gezeigt, wäre ſehr zu wünſchen, daß von Seite der preußiſchen Geſandtſchaft in Konſtantinopel auch zu Gunſten dieſer deutſchen Anſiedler bei der Pforte Schritte geſchehen möchten. Wenn in verſchiedenen Gegenden Rußlands unter den deutſchen Anſiedlern der Wunſch der Auswanderung trotz des materiellen Wohlſeyns rege geworden, ſo ſind Urſachen von mancherlei Art daran ſchuld.

Notizen-Blatt.

(Literariſches.) Georges Sand bereitet die Herausgabe des 2. Theils ihres Compagnon du tour de France vor, welcher ſchon ſeit einem Jahre vollendet iſt. Mehrere ihrer Freunde hielten ſie ab, dieſen 2. Theil zu veröffentlichen, weil ſchon beim Erſcheinen des 1. Theils die Regierung mit dem Gedanken umging, das Werk als unmoraliſch und politiſch-gefährlich zu verfolgen. Der 2. Theil ſoll weiter gehen, als Alles, was die berühmte Schriftſtellerin in ihren communiſtiſch-radicalen Tendenzen bisher geſchrieben hat. Es wird verſichert, Georges Sand betrachte die augenſcheinliche Gefahr eines Criminalprozeſſes als eine treffliche Gelegenheit, die Bedeutung ihres neueſten Werkes zu erhöhen und deſſen Verbreitung zu befördern. (A. Z.)

Von der Morgenröthe erſcheinen wöchentlich 3 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 140. Sonntag, 19. November **1843**

Der Schwan.

Gedicht von Miß London.

(Aus dem Engliſchen überſetzt von Louiſe v. Ploennies)

Des Abends Schleier weben
Sich um die dunkle Fluth,
Auf der ein finſt'rer Schatten
Von ſchwarzen Wolken ruht.

Die Luft iſt ſchwer und drückend,
Der Nebel geiſterbleich;
Ein düſt'rer Trauermantel
Schmiegt ſich um das Geſträuch.

Doch mitten auf der nächtlich
Umhüllten Waſſerbahn,
Mit ſchneeweißem Gefieder
Segelt ein weißer Schwan.

Das einz'ge Roſenwölkchen,
Das an dem Himmel glüht,
Umglänzet ſein Gefieder,
Die Welle, wo er zieht.

Da, o Geliebte! dachte
Die ſtille Seele dein;
So ſtrahlt durch Erdendunkel
Mir deine Schönheit rein.

Mein Schwan! holdſelig einſam,
Der meine Nacht erhellt,
Mein einzig Lieben, Hoffen
Biſt du auf dieſer Welt!

Leichtſinn und Pflichttreue.

(Aus dem Leben eines Richters.*)

Es war im Anfange des Maimonates 1836, Morgens 11 Uhr, als ich mit einem meiner Collegen und dem Actuar mich zu dem penſionirten Major Lautenberg begab, ſeinen letzten Willen zu vernehmen und ſein Teſtament zu ſolemniſiren. Die helle, freundliche Frühlingsſonne erweckte in der Natur und in der Menſchen Herzen die heitere Lebensluſt, während die Handlung, welche wir vorzunehmen im Begriffe ſtanden, an den Abend, an den Herbſt des Lebens erinnerte, der die Blätter, welk und des ſanftigen Grüns beraubt, bis auf nur einzelne wenige abgeworfen hat und ſich auf den langen Winter vorbereitet. Die Aufnahme eines Teſtaments erregt ſtets in mir eine ernſte, trübe Stimmung, ſobald ein zum Tode Erkrankter ſein Haus zu beſtellen die kurze Spanne Zeit, die ihm zu leben noch vergonnt iſt, zu nutzen ſich beeilt. Es iſt das Bild des körperlichen Leidens, der menſchlichen Hinfälligkeit, welches das Auge zu meiden ſucht und hier zu finden erwartet; es iſt der Gedanke an den Tod, an den Abſchied von irdiſchem Gute, von lieben Angehörigen, der einem ſolchen Acte das Gepräge liefert. Es iſt die Verantwortung, die auf dem Rechtsgelehrten laſtet, nach dem Willen eines Unbekannten ein Gebäude zu errichten, das allen Angriffen der Habſucht und Geldgier zu widerſtehen vermag. In einer ſolchen Stimmung betrat ich das Haus des genannten Teſtirers. In dem Krankenzimmer fanden wir den alten Major, in Decken eingehüllt, in ſeinem Lehnſeſſel ſitzend. So todesmatt er auch ſein mochte, hatte er wahrſcheinlich ſeine letzten Kräfte aufgerafft, um eine Stärke zu zeigen, die er nicht mehr beſaß, um ſeine Anſtandliebe zu bethätigen, die es für unſchicklich hielt, eine Commiſſion des Gerichtes im Bette zu empfangen. Ein junges Mädchen, dem Anſehen nach einige und zwanzig Jahre alt, ſchlug dem Kranken ſorgfältig eine Matratze um die Füße. Ein brennendes Licht ſtand ſchon auf dem Tiſche, an dem die Stühle für uns zurecht geſetzt waren. Bei unſerm Eintritte machte der Major den Verſuch aufzuſtehen, um uns zu begrüßen, allein das junge Mädchen, welches mit kindlicher Sorgfalt auf jede Bewegung ihres Pflegbefohlenen achtete, verhinderte ſein Aufſtehen durch einen leichten Druck, und ſagte zu uns:

»Sie entſchuldigen wohl gütigſt meinen kranken Onkel!«

»Meine Herren,« redete uns dieſer mit ſchwacher Stimme an, »ich habe Sie herbemüht, um mein Teſtament aufzunehmen. Ich fühle und weiß es, daß es recht bald mit mir zu Ende geht, und ſollte eigentlich mehr an das Jenſeits, wie an das Dieſſeits denken. Meine Gedanken wollen aber noch meine irdiſchen Güter nicht verlaſſen, von denen ich bald keinen Gebrauch mehr machen kann. Allein ich wollte doch gerne, daß ſie in die rechten Hände kämen, die bald ſie beſſer als ich zu nutzen vermögen.«

»Dem kann ich nur beiſtimmen,« erwiederte ich, »wenn ich auch gleich Ihren Zuſtand ſo hoffnungslos, wie Sie, nicht anſehe.«

Er machte eine verneinende Kopfbewegung.

»Ich glaube dieſen richtiger zu würdigen. Zwei mal 24 Stunden weiter, wird die Hoffnung zur Gewißheit geworden ſeyn. Höre, Amalie, rücke den Stuhl etwas näher an das Fenſter. Die Sonne ſcheint ſo

---

*) Hamburg, Hoffmann und Campe

warm herein; ich möchte noch einmal in ihren Strahlen mich erwärmen. So. O das thut mir ſehr wohl. Jetzt, meine Herren, zur Sache, wenn es gefällig iſt.«

(Fortſetzung folgt.)

Ein Beſuch im Reform-Klub.

Der Aſſociationsgeiſt iſt nicht immer der Geiſt der Geſelligkeit: man findet daher auch viele Leute, die der Meinung ſind, daß es nichts Ungeſelligeres giebt, als einen Klub. Beſprechen Sie dieſen Gegenſtand mit einem jener zweideutigen Charaktere, die bis jetzt, ſo oft ſie ſich vorſchlagen ließen, nur immer eine Majorität ſchwarzer Kugeln haben erlangen können, und ſie werden ſehen, welche Menge von Einwürfen ihnen ihr heimlicher Groll eingiebt. Hören Sie Herrn Buckingham, der die Einrichtung eines kosmopolitiſchen Inſtituts, zu dem er auch die Damen zugelaſſen zu ſehen hofft, vorſchlägt; er wird ihnen ſagen, daß die beſtehenden Klubs nur aus einem Geiſte der Ausſchließung hervorgehen, indem ſie die Menſchen nur nach Klaſſen, Berufsarten, Meinungen ſondern, oder nur den ſinnlichen Bedürfniſſen zu ſchmeicheln ſuchen.

Meine Abſicht iſt keineswegs, die Gegner der Klubs zu widerlegen: ich will Sie zuerſt in den Reform-Klub führen, und da werden Sie ſehen, ob die Londoner Reformer zu l e b e n wiſſen. Wir ſind im Pall-Mall vor einem Palaſt von italieniſcher Bauart, mit Säulen joniſcher Ordnung, deren Palladio Herr Barry iſt, der Erbauer des neuen Gebäudes, in dem die beiden Häuſer des Parlaments ihre Sitzungen halten werden. Aber laſſen Sie uns keine Zeit mit Beſchauung der Außenſeite verlieren; wir wollen hineingehen und lieber einen Augenblick in der Säulenhalle warten, damit dieſer ſchöne Lakai in Livree den Herrn C. L., der uns eingeladen, ſeinen Klub zu beſuchen, von unſerer Ankunft in Kenntniß ſetzen kann. Da gleich, iſt das nicht ein ganz merkwürdiges Treppengeländer? die Stufen ſind von Marmor; ſollen wir es mit dem des Louvre, oder gar mit dem des Palaſtes Caſerto bei Neapel vergleichen? Wenn es weniger breit iſt, ſo iſt es dafür vielleicht günſtiger erhellt. Nein, wir ſind nicht mehr in London, wir ſind in Italien; ich nehme dieſe Moſaikplatten zu Zeugen, dieſe Säulen von Marmor, von Siena oder von einem Stukk, der ihn bis zum Täuſchen nachahmt...... Wir vertieften uns ganz in unſere architektoniſchen Träumereien und hätten wohl noch lange dieſe prächtige Eintrittshalle betrachtet, hätte ſich der ehrenwerthe C. L. uns nicht genähert und uns mit brittiſcher Höflichkeit die Hand geſchüttelt. »Fangen wir mit dem Anfang an«, ſagte er zu uns, »und laſſen ſie uns den Bratenwender des Hauſes beſehen.«

Ich muß geſtehen, ich konnte nicht begreifen, und ich ſah an den Blicken meines Freundes, daß er eben ſo wenig begriff. Herr C. L. ließ uns eine Treppe hinabſteigen, an deren Ende wir eine gewölbte Halle durchſchritten und zu einer Art Keller geführt wurden, wo wir eine Dampfmaſchine entdeckten von fünf Pferdekraft, die ihr Amt ruhig, d. h. mit der unerſchütterlichen Einförmigkeit ihrer gewöhnlichen Muſik, verrichtete. Das war der Bratenwender. In einem andern Raum war der Brühkeſſel, der der Maſchine den Dampf lieferte. Buchſtäblich geht, bewegt ſich Alles in der Küche des Reform-Klubs durch den Dampf. Einmal iſt es der Dampf, der den Bratenwender bewegt, aber eben derſelbe pumpt auch das Waſſer aus einem Schöpfbrunnen, bringt die Kohlen in die Höhe, hält die Schüſſeln warm, erfriſcht die Luft u. ſ. w. — und wird noch einmal bei Tiſche aufwarten. Statt uns Staunen zu machen, ſtatt uns an Zauberei glauben zu laſſen, hatte der zuverläſſige Herr C. L. uns vor allen Dingen dieſen geheimnißvollen und gewandten Diener zeigen wollen. Im Allgemeinen iſt es das Waſſer der Themſe, das in die Häuſer Londons geleitet wird; aber der Reform-Klub hat unter ſeinen Bau-Einrichtungen einen Schöpfbrunnen, der ſeinen ganzen Bedarf verſieht. Aus dieſem Brunnen pumpt die Maſchine ſelbſt alles ihrem Brudkeſſel nothwendige Waſſer. Das Innere des Brunnens iſt mit einer Eiſenröhre bekleidet, die das Eindringen jeder Nebenquelle, die etwa ihr unreines Gewaſſer hinein ergießen möchte, verhindert. Der ziemlich verwickelte Apparat derſelben ſchöpft in einer Tiefe von 270 Fuß: das Waſſer iſt in demſelben in großer Fülle, ſelbſt unerſchöpflich, denn man hat berechnet, daß es für den Verbrauch einer ganzen Stadt von 20,000 Selen hinreichen würde. Dieſer unterirdiſche Theil des Klubs enthält noch einen anderen Apparat, beſtimmt, was nicht weniger weſentlich als Waſſer und Dampf iſt, in das ganze Gebäude zu vertheilen: nämlich einen Luftfang, der die Luft in einer langen Hauptröhre erneuert; in die andere abwärts gewandte Röhren auslaufen, und in welche ſelbſt wiederum Luftklappen, ähnlich den Wärmeklappen, münden; auch die Bewegungen dieſes unaufhörlichen Luftzuges hat die Dampfmaſchine zu verrichten. »Jetzt«, ſagte Hr. C. L. zu uns, »gelangen wir in den Tempel . . . ich meine die Küche, und ich werde Sie dem Hoheprieſter vorſtellen. . . . ich meine unſerm Haushofmeiſter. Haben Sie die Güte, ihn mit aller Ehrfurcht, die ſeiner geheiligten Würde zukommt, anzuhören; Herr Soyer, das iſt ſein Name, iſt ein Künſtler von der erſten Gattung.« Herr Soyer war auf ſeinem Poſten, die Mütze auf dem Ohr, eine zugleich höfliche und gefallſüchtige Miene; ein wahrer Franzoſe, obgleich ſehr geläufig Engliſch redend. Herr C. L. hatte uns nicht zur Ehrfurcht einzuladen brauchen, indem wir ſie wohl von ſelbſt für eine Perſon, die würdig befunden worden, einen ſo weſentlichen Geſchäftsbezirk zu leiten, empfunden haben würden. Sicherlich ſieht man leicht, daß er nicht mit ſich unzufrieden iſt; aber iſt es nicht liebenswürdig von ihm, ſich dadurch, daß man ihn nach Würden ſchätzt, geſchmeichelt zu fühlen?

(Schluß folgt.)

Correſpondenz.

München, 13. November.

Vorgeſtern Abend eröffnete Profeſſor Dr. Neumann den dießjährigen Cyclus wiſſenſchaftlicher Vorträge für die Mitglieder der Geſellſchaft „Muſeum" und zwar mit einem ſehr intereſſanten Vortrag über „Deutſchland und China". Nachdem er in einer kurzen Einleitung unter Anderm bemerkt, daß trotz der Verſchiedenheit beider Länder, manches in denſelben ſich gleiche, wie z. B. daß in China Preßfreiheit herrſche, d. h. es dürfte Jedermann drucken laſſen — was der Cenſor ſtehen laſſe, wie es eben in Deutſchland auch ſey — ging er zu dem eigentlichen Hauptthema über, den commerziellen Beziehungen beider Länder, und zuerſt zu der Frage, ob der Verkehr

Digitized by Google

Deutſchlands mit China ſich vergrößern laſſe? Leider, bemerkte der Redner, ſtehe unſer Vaterland bei den Chineſen in keinem allzugroßen Anſehen, die Chineſen wußten von Deutſchland eigentlich gar nichts, ſie wüßten nur von Oeſtreich und Preußen, und dieſe nicht einmal dem rechten Namen nach. Von der Flagge beider Länder, von denen ſchon im vorigen Jahrhundert zuweilen Schiffe nach China kamen, nennen ſie Oeſtreich das Land der Flagge mit dem zweifachen Adler, Preußen das Land mit dem einfachen Adler. Nie ſey eine deutſche Geſandtſchaft noch ins himmliſche Reich gekommen. Doch habe dieß auch wieder ſein Gutes, weil dadurch Deuſchland nicht als Tribut bringendes Land von den Chineſen betrachtet werde, wie dies der Fall mit jenen Ländern ſey, die Geſandtſchaften nach China ſenden. (Welcher Troſt für uns Deutſche!) — Das Hauptausfuhrprodukt Chinas ſey Thee, ſo lange aber in Deutſchland nicht mehr Thee getrunken werde, laſſe ſich hiedurch keine Vergrößerung des Verkehrs beider Länder erwarten. Nur wenn die Hanſeſtädte dem Zollverein beitreten und ſo allein den Theebedarf Deutſchland von China als Tauſchprodukt holen würde, könnte ſich der Handel in dieſer Beziehung vergrößern. Ein zweites, nicht viel weniger bedeutendes Produkt, welches China erzeuge, ſey die Seide. Der Redner prophezeite, daß in wenigen Jahren, in Folge der neueſten Ereigniſſe in China, viele Seide nach Deutſchland wandern, und der Preis derſelben bei uns um wenigſtens 30 Prozent fallen werde. Ein drittes, welches China in großer Maſſe in der beſten Qualität erzeuge, ſey das Chineſiſche Papier, von welchem in kurzer Zeit ſo viel nach Deutſchland gehen werde, daß, wenn der Zollverein nicht in Balde einen ſehr hohen Eingangszoll auf dasſelbe legen werde, alle unſere Papier-Fabriken Schaden nehmen mußten. Endlich erzeuge China auch noch Rhabarbara in ſolcher Güte, wie kein anderes Land. — Dieß wären ungefähr die Produkte, welche von China nach Deutſchland ausgeführt werden können. — Dagegen habe nun Deutſchland ſehr wenig, was es nach China ausführen könne. Das Hauptſächlichſte wäre wollenes Tuch. Schon früher ſey ſehr viel deutſches Tuch nach China gegangen, wenn ſchon nicht auf direktem Wege, ſondern durch die Ruſſen. Seit aber in Rußland und Polen ſo viele Fabriken ſind, ſo führen die Ruſſen die Erzeugniſſe derſelben ins Reich der Mitte. Profeſſor Neumann hofft, daß ſich mit Tuch ein guter Handel nach China geſtalten werde. Außer dieſen ſey es nur noch Queckſilber, welches Bayern in großer Maſſe erzeuge, welches mit Vortheil nach China ausgeführt werden könne. Doch hoffte der geehrte Redner, daß vor Allem die „deutſche Wiſſenſchaft“ das Band werden wird, welches Deutſchland mit China verbinden werde. Daß ſie es werden möge, mit dieſem Wunſche ſchloß der Vortrag.

Auch wir ſtimmen in dieſem Wunſche mit ein, und wer nicht mit uns? — Doch gewiß nur mit dem weitern Wunſche, daß auch Induſtrie und Handel unſer Vaterland mit dem nun geöffneten großen Reiche der Mitte enge verbinden möchten. Oder ſollen wir auch hier wieder die Erzeugniſſe, welche wir von China brauchen können, durch zweite Hand beziehen? und zwar für baares Geld? während die Nationen, denen wir ſie abkaufen würden, dieſelbe nur gegen eigene Erzeugniſſe eintauſchen? Gewiß iſt es jetzt höchſte Zeit, daß wir uns baldigſt gleich andern Völkern nach China wenden, wenn ſchon auf die Gefahr hin, von den Chineſen als Tribut bringendes Volk betrachtet zu werden. Die Zeit, die raſch vorwärtsſchreitende, wird auch den Himmelsſohn in China eines Andern belehren.

Stuttgart, 13. Nov.

Franz Liſzt iſt das Tagesgeſpräch in allen Zirkeln und bei allen Ständen. Glauben Sie aber deßhalb nicht, daß auch in dem ruhigen, beſonnenen Schwaben das „Liſztfieber“ um ſich greifen könnte, wie ſeiner Zeit in Berlin. Dazu hat bei uns das Volk, haben alle Stände zu viel politiſche Bildung, haben zu viel von dem Becher des öffentlichen Lebens gekoſtet, als daß ſie einem, wenn auch noch ſo hervorragenden — Künſtler Huldigung und Apotheoſen bereiten könnten, welche blos den Herren der Menſchheit gebühren, welche ihr Jahrhundert zu ſich empor heben, die Siege der Humanität erkämpfen, die Schlachten des belebenden, ewigen Geiſtes Gottes ſchlagen. Liſzt wird hier bewundert, wie überall, wo er den Taſten ſeine von höherem Genius geleiteten Tonmaſſen entlockt, aber was ihn uns erſt recht werth macht, das iſt die Ueberzeugung, die wir gewonnen, daß bei ihm die Größe der Kunſt gepaart iſt mit einem großen, edlen Sinne; daß die hehre Weihe, die er empfangen, ihn erſt recht befähigt, menſchlich zu fühlen; daß er, dem Fürſten und Könige huldigen, im Sonnenſtrahle der Gunſt und der Bewunderung nie des Armen und Nothleidenden vergißt, auf deſſen Elend die Kunſt ein Hohn wäre, ſollte ſie nur dazu dienen, die Genüſſe der Reichen zu erhöhen und zu verfeinern. Das iſt menſchlich groß gedacht, und darum verdient Franz Liſzt die Bewunderung, den Ruhm, der ihm geworden. Wenn in harten Zeiten, wie eben jetzt, die Tauſende von Armen, welche das theuere Brod für ihre Kinder in kleinen Stückchen mühſelig erwerben, das Holz zum Heizen für die von Kälte erſtarrende Familie nicht zu kaufen vermögen, wenn ſie hören, daß ein Sänger, eine Tänzerin, ein Pianiſt in einem Abende Tauſende verdienen, wie Könige leben und fürſtliche Reichthümer mit leichter Mühe häufen, iſt es ihnen zu verargen, wenn ſie der Kunſt, wenn ſie dem ganzen ſocialen Zuſtande zürnen? Der beſſere Menſch gönnt dem ausgezeichneten Verdienſte gern ſeine Krone und freut ſich, daß die Kunſt den Höchſten auf Erde gleich ſtellt; aber ſoll der Groll der Maſſen darüber verſöhnt werden, ſo muß der große Künſtler zugleich ein ſo edler Menſch ſeyn — wie Liſzt es iſt. Wie in ſeiner künſtleriſchen Virtuoſität, ſo iſt Liſzt auch in Wohlthätigkeits-Virtuoſität unerſchöpflich an neuen, erquicklichen, menſchenehrenden Gedanken. In München wendete er den vollen Ertrag zweier Conzerte der Blindenanſtalt und den hülfloſen Deutſchen in Griechenland zu: hier hat er Wittwen, Waiſen und die armen Kinder unter die Flügel ſeines Genius genommen. Schon hat er (geſtern) einen wunderlieblichen Gedanken ausgeführt: ein Conzert für die Jugend aller hieſigen Anſtalten um mäßiges Entrée, deſſen Ertrag zu einem Fonds beſtimmt iſt, aus welchem arme Schüler, die ſich durch Fleiß und Sittlichkeit auszeichnen, Geldprämien erhalten werden. Der Jubel der Jugend, die liebliche Heiterkeit des großen Künſtlers, wenn er auf den freudigen Beifall und das Hoch der Jünglinge, der Knaben und Mädchen ſich tief vor ihnen verbeugte und dankte, die Grazie und Großmuth, mit der er dabei Alles leitete (für jedes Billet, das er ſelbſt nahm und verſchenkte, zahlte er einen Louisdor) mußte die Herzen auch der grißgrämiſchſten Kopfhänger gewinnen, während die Männer der Kunſt ihren Herrn und Meiſter in ihm erkannten, der ſo beſcheiden und einfach ſich benimmt. Abends vorher hatte Liſzt die Ehre, daß Se. Königl. Hoheit der Kronprinz ihm ein glänzendes Souper in den reſervirten Sälen des Hôtel Marquardt gab, bei welchem alle Sänger anweſend waren. Morgen gibt er ſein zweites Concert, dieſes im königl. Hoftheater mit erhöhten Preiſen, und nächſte Woche wird er in dem Abonnementsconzerte zum Beſten des Wittwenfonds der königl. Hofkapelle ſpielen. Wahrſcheinlich giebt er dann noch ein letztes Conzert für wohlthätige Zwecke. Heil der Kunſt und dem Künſtler, wenn das äſthetiſch Schöne ſich auf ſolche Weiſe mit dem moraliſch Schönen einigt, wenn die Finger das Herz nicht beſchämen. —ſt—

Frankfurt, 14. November.

Die am verfloſſenen Samſtag ſtattgehabte Aufführung des langvermißten »Hamlet« verſchaffte den Kunſtfreunden einen großen Genuß. Die Vorſtellung lies im Allgemeinen wenig zu wünſchen übrig, weit hervorragend

aber war die Darſtellung des Hamlet von Hrn. Baiſon. Herr Baiſon hat die Rolle des Hamlet ſo ſehr mit dem vollkommenſten Verſtändniß in ſich aufgenommen, gibt ſie in allen Theilen ſo vollkommen ausgearbeitet, ſo ganz aus Einem Guſſe, daß man zur Bewunderung hingeriſſen wird. Der treffliche Künſtler wurde mit anhaltendem Applaus des ziemlich zahlreich verſammelten Publikums und mit dreimaligem Hervorrufen beehrt. — Unſerer Mad. Frühauf iſt es in der That bei ihrem Gaſtſpiel auf dem Burgtheater in Wien ſchlecht ergangen. Die Wiener haben ſehr richtig erkannt, daß dieſe Künſtlerin brav im Luſtſpiel, aber durchaus unbefähigt im Drama iſt. Mad. Frühauf wird in Kürze hier mit ihrem Gatten zurückerwartet. — »Antigone« ſoll, auf vielfaches Begehren, nun nächſten Montag wieder aufgeführt werden. Die »Phädra« ruht noch im Einſtudiren. — Prume gab geſtern Abend ſein erſtes Conzert im Theater und erntete namentlich nach dem Vortrage ſeiner wundervollen »Melancolie« ſtürmiſchen Beifall. Morgen gibt er ſchon ſein zweites Conzert, es läßt ſich aber nicht läugnen, daß die Milanollo allen Geigern das Terrain hier ſchwierig gemacht haben. — Dreyſchock gibt nächſten Samſtag zum Beſten der Mozartſtiftung noch ein Conzert. —ſſ—

Frankfurt, 16. November.

Das geſtrige zweite Concert, das Prume im Theater gab, war noch ſchwacher beſucht, als das erſte. Mit Bedauern bemerkte man, daß der ausgezeichnete Violin-Spieler allzuſehr nach Effekt haſcht, was bei ſeinem Spiel um ſo ſtörender iſt, da ihm die Großartigkeit des Ausdruckes fehlt. Er erhielt aber dennoch großen Beifall. Wie es heißt, hat ſich Prume geweigert, in dem Concerte mitzuwirken, das Dreyſchock nächſten Samſtag zum Beſten der Mozartſtiftung gibt. Man hat dies dem jungen Künſtler übelgenommen. Es fragt ſich aber auch, ob die Fama nicht lügt? —ſſ—

Paris, den 13. November.

Es gibt auf der Welt eine Menge Leute, die in ſich den unabweisbaren Beruf fühlen, Komödie zu ſpielen; — es gibt aber auch Andere, welche die Leidenſchaft haben, Andere Komödie ſpielen zu laſſen, und der Papa Felix gehört zu letzteren. Wiſſen die geehrten Leſer, wer der Papa Felix iſt? — Wahrſcheinlich nicht; Papa Felix aber iſt eine wichtige Perſon in Paris und der Urvater und Patriarch eines neuen dramatiſchen Stammes. Als Papa Felix noch auf den Boulevards mit Brillen und Perſpectiven handelte, zog manchesmal ein kleines Mädchen mit ſchmutzigen Holzſchuhen, halb erfroren, mit ihm herum, und während der Papa mit unerſchöpflicher Suada die Vortrefflichkeit ſeiner excellenten Theater-Lorgnons anprieß, mit denen man den Tänzerinnen bis ins Herz und den Sängerinnen in die Kehle ſehen könne, ſtand die Kleine träumend und nachdenkend da, als ſinne ſie über ganz andere Dinge. Aus dem kleinen Mädchen des Brillenhändlers iſt die berühmte Tragikerin Rachel geworden, und ſie, die vor wenigen Jahren an einer trockenen Brodrinde nagte und in einer kalten Kammer mit ihren Geſchwiſtern auf einem ſchlechten gemeinſchaftlichen Strohlager ſchlief, hat jetzt Hunderttauſende zu verzehren, ſieht Fürſten, Grafen und Diplomaten zu ihren Füßen, und ganz Paris harrt ungeduldig auf die Bulletins über ihren Geſundheitszuſtand. — Papa Felix hat nun natürlich das Talent ſeiner Tochter, ſo lange ſie minorenn war, trefflich benützt, und erſt als die Künſtlerin majorenn wurde, konnte ſie ſich der Habſucht und Geldgier des Papa's entziehen. Dieſer aber hatte von dem Baume der Theatereinnahmen gekoſtet und war begierig geworden auf die blanken Napoleonsd'ors und die großen Banknoten, und er entſchloß ſich, eine Fortſetzung der mit ſo vielem Beifalle aufgenommenen Rachel herauszugeben. Er ließ daher ſeine ſämmtliche Nachkommenſchaft in Reihe und Glied treten, und nachdem er ſie mit prüfendem Kennerauge gemuſtert, wählte er Raphael und Rebeera aus; — Raphael, einen blühenden Jüngling von ſechszehn und Rebecca, eine ſich entfaltende Jungfrau von vierzehn Jahren; — er ließ ſie waſchen, kämmen und reinigen und führte ſie ſo zur Direction des Odeontheaters. »Hier haben ſie zwei Goldkinder,« ſagte Papa Felix zum Director, »ich laſſe ſie Ihnen, aber auch nur Ihnen um 20,000 Fr.« »Müſſen ſie auch noch die Koſt bekommen?« fragte der Regiſſeur. — Papa Felix ließ übrigens bei den jüngſten Kindern ſeiner Laune handeln, wie ſonſt bei ſeinen Brillen, und ſo ward man zuletzt des Handels einig. Raphael und Rebecca wurden nun einigen dramatiſchen Recrutenabrichtern in die Lehre gegeben, ihnen die Rollen des Rodrigo und der Chimene eingebläut und ſie endlich mit ellenlangen Buchſtaben annoncirt. Die Rachel bot vergebens Alles auf, um dieſe Speculations-Comödie zu verhindern, ſie wollte ihrem Vater den ganzen Betrag des Honorars, das er zu erwarten hatte, auszahlen, aber es war vergebens; wollte Papa Felix auch, ſo wollte das Odeon-Theater doch nicht, da ihm ſchon längſt der Mund nach einer vollen Einnahme wäſſerte. Die Kinder Felix ſpielten alſo wie ein Paar Marionetten, das Haus war voll, die Vernünſtigen ärgerten ſich; die Claqueurs applaudirten; die Kunſt gewann dabei nichts. Nun hat Papa Felix noch einen kleinen Moſes von 9 und eine kleine Judith von 7 Jahren, welche er nächſtens auch loslaſſen will, und zwar als »Mortimer« und »Maria Stuart«; es iſt Schade, daß das Geſetz wegen des Arbeitens der Kinder in den Fabriken hier nicht in Anwendung kommt. — Im Orcheſter der großen Oper iſt eine kleine Revolution ausgebrochen; Donizetti wollte in ſeinem »Don Sebaſtian« zum erſten Male die von Adolph Sax erfundenen Baßklarinette und Cylindertrompeten anwenden und ſchrieb eigends für ſie; allein der alte Schlendrian und die alten Inſtrumentenmacher ſiegten, und es wurden bei den Proben ſo viele Schwierigkeiten und Hinderniſſe gemacht, daß Donizetti die neuen Inſtrumente weglaſſen und alle darauf bezüglichen Stellen ſtreichen mußte. Meyerbeer dagegen hat ſich feſt vorgenommen, ſich bei der Aufführung ſeines Propheten durch ſolche Kabalen nicht irre machen zu laſſen und die Sax'ſchen Inſtrumente, deren Vortrefflichkeit anerkannt iſt, zur Anwendung zu bringen. Scribe und Adam haben eine komiſche Oper: »Caglioſtro« geſchrieben, die im Janner gegeben werden ſoll. Heute Abend iſt in der großen Oper zum erſten Mal »Don Sebaſtian« von Donizetti, morgen bei den Italienern zum erſten Mal »Maria di Rohan« von Donizetti; — wir werden alſo mit Donizetti förmlich überfüttert. Im Palais Royal wird ein neues Stück für die Dejazet: »Le Marquis de Carctes,« vorbereitet. —p—

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 141. Dinſtag, 21. November 1843.

Leichtſinn und Pflichttreue.

(Fortſetzung.)

Das junge Mädchen wollte jetzt das Zimmer verlaſſen, allein der Major rief ihr zu:

»Amelie, wo willſt du hin? Bleibe nur hier, damit Du bei der Hand biſt, wenn ich Deiner bedürfte. Du kannſt gerne mit anhören, was hier geſagt wird. Mein letzter Wille iſt nur ein kurzer; die Herren Commiſſarien werden wenig Schwierigkeit finden, ihn zu verſtehen und nachher aufzuſetzen, und deshalb will ich ſie auch nur kurz von meinen Verhaltniſſen unterrichten. Ich bin ein alter abgelebter Invalide, der 30 Jahre lang treu ſeinem Fürſten gedient hat, bis eine franzöſiſche Kugel ihn dienſtunfähig machte. Seitdem verlebte ich meiſtens in Ruhe, häufig auch unter großen Schmerzen, den Reſt meiner Jahre, doch ſorgenfrei, weil eine gute Penſion meine Dienſte und Wunden belohnte. Ein guter Oekonom war ich von jeher, verzehrte ſelten mein ganzes Einkommen, indem, meiner Meinung nach, ein ſparſamer Mann nie mehr als drei Viertheile ſeiner Einnahmen gebrauchen ſollte, und habe mir ſo nach und nach ein kleines Capital von 3000 Thalern zuſammengeſpart. Verheirathet bin ich nicht geweſen. Als ich noch jung und rüſtig war, konnte ich noch keine Frau ernähren, ſpäterhin durfte der Invalide nicht weiter daran denken. Mein nächſter Verwandter iſt mein Bruder, der Kaufmann Lauterberg, in der Weilergaſſe hieſelbſt. Er hat mehr als ſein gutes Brod, bedarf daher meiner Sparpfennige nicht. Aber meiner verſtorbenen Schweſter Tochter, Amelie, dieſes gute Kind hier, ſoll meine Erbin ſein über Alles, was ich nachlaſſe. Komm her, mein liebes, gutes Mädchen, nimm nur getroſt Dein kleines Erbtheil hin, es klebt kein Unrecht, kein Fluch daran. Nimm meinen beſten Segen dazu. Du haſt Deinen Vater nicht gekannt und Deine Mutter früh verloren, was kein Menſch, am wenigſten ich, Dir erſetzen konnte. Ich habe weder Weib noch Kind gehabt, und Du haſt mir Beide erſetzt. Gott lohne es Dir. Weine nicht; das macht mir dieſe Stunde ſchwer, und ich möchte ſie mir erleichtern, indem ich eine Pflicht der Dankbarkeit erfülle.«

»Ja, meine Herren,« fuhr er gegen uns gewendet fort, »Sie ahnen nicht, welch ein Schatz in dieſem Mädchen ſich verbirgt. Seit ihrem ſiebzehnten Jahre iſt ſie bei mir, hat mich gewartet, gepflegt, verzogen wie ein kleines Kind. Ihre beſten Lebensjahre, alle Freuden der Jugend hat ſie geopfert, um nicht den alten Krüppel allein zu laſſen, der übellaunig wurde, wenn er zufällig ein paar Stunden allein ſeyn mußte. Was ſie mir an den Augen. —«

»Beſter Onkel,« unterbrach ihn Amelie« »ſchone meiner. Ich möchte in die Erde ſinken vor Schaam, mich ſo gelobt zu hören, ohne es verdient zu haben. Ich that nur meine Schuldigkeit, ſo gut ich konnte, erfüllte eine heilige Pflicht der Dankbarkeit. Du zwingſt mich hier zu offenbaren, was Du ſelbſt nicht geoffenbart haben wollteſt, was ich ſelbſt aus Deinem eigenen Munde nicht erfahren habe, was mir aber gleichwohl bekannt iſt. Weshalb konnteſt Du denn fruher keine Frau ernähren? weil Du ſeit meinem ſechsten Jahre das ſchwere Koſtgeld für mich an die Penſionsanſtalt zahlteſt, Dir ſelbſt darüber manche Freuden entzogſt, die Du ſonſt mit Deinen Standesgenoſſen getheilt hätteſt. Weshalb nahmſt du mich zu Dir? Nicht damit ich Dich pflegen ſollte, ſondern weil —«

»Amelie, mache mich nicht böſe. Du weißt, ich will davon nichts hören. Alſo, meine Herren Commiſſarien, bitte ich Sie, das Teſtament jetzt ſo abzufaſſen, wie ich beſtimmt habe, und verlange ich, daß Sie ausdrücklich hinzufügen, väterliches Wohlwollen und die Dankbarkeit fur mir geleiſtete Dienſte hätten mich bewogen, ſie zur Univerſalerbin meines Nachlaſſes zu ernennen.«

(Fortſetzung folgt.)

Ein Beſuch im Reform-Klub.

(Schluß.)

»Sie kommen gerade zur rechten Zeit«, ſagte er zu uns; »ich kann Sie eine Sauce koſten laſſen, die den Beifall des Lord Hill erhalten hat. Dieſer hohe Herr, der größte Weinkenner des Klubs, hat mich ermächtigt, ihr ſeinen Namen zu geben.« Wir koſteten die mit dem Namen eines Lords beehrte Sauce, und, gerade heraus, unſere Achtung und hohe Meinung von dem Künſtler ward noch größer. Wir erklärten ihm, daß wir an ſein Genie glaubten. Auf unſere Komplimente antwortete er, daß er in der That zuweilen begeiſtert wäre. »Aber«, fuhr Herr Soyer fort, »in der Küche iſt es mit Begeiſterung nicht genug; das iſt eine Kunſt, die ihre Regeln, ihre ſtrengen Regeln hat; es iſt eine praktiſche Kunſt, die, was man auch darüber geſagt hat, mehr den ſtrengen Wiſſenſchaften, als der Poeſie verdankt. Ich meinerſeits gehe von einem großen Grundgedanken aus: der wahre Koch muß mit Zeit, Mühe und Koſtenaufwand zugleich ſparſam umgehen . . . .« — »Mein Herr«, fragte ihn mein Gefährte, der ein Franzoſe war, »wie groß iſt Ihr Einkommen?« — »Ah! der Herr iſt ein Landsmann«, erwiderte Soyer mit

Digitized by Google

einer leichlen Verbeugung; »mein Einkommen? mein Herr, ich arbelte nicht für Geld; aber ich nehme jährlich 2000 Pfd. Sterl. an; einige Präfekten in Frankreich bekommen mehr.« Herr C. L. fügte ganz leiſe hinzu, daß Herr Soyer überdies eine Vergütung a n n e h m e, ſo oft er eine neue Schüſſel erfinde. »Es ſcheint mir«, ſagte ich zu ihm, »daß Ihre Köche die Kohle anwenden; entſtehen dadurch nicht zuweilen verderbliche Dünſte?« — »Nein«, antwortete Herr Soyer, »dafür haben Mechanik und Chemie geſorgt. Wir haben, wie Sie ſehen, rauchabſorbirende Leiter einrichten laſſen, durch die die Kohlenſäure, kaum ausgehaucht, enteilt, ohne den geringſten unangenehmen Geruch zurückzulaſſen. Wenn ein Künſtler arbeitet, darf er durchaus keinen peinlichen Eindruck empfangen, alle ſeine Sinne müſſen frei ſeyn; daher ſehe ich nicht nur darauf, den Geruch, ſondern auch das Geſicht meiner Gehülfen zu beſchützen: bemerken Sie dieſe beweglichen Ofenſchirme, die ich vor jedem Ofen habe aufſtellen laſſen; dieſe Schirme vertheidigen uns zuerſt gegen die Hitze des Feuers, gegen jeden Funken oder jedes brennende Pünktchen, das uns in die Augen ſpringen könnte, und überdies haben ſie noch den Vortheil, als Widerſcheine zu dienen und alles Licht auf den Gegenſtand der Küchen-Operation zu lenken.«

Außer ihren Oefen hat die Küche des Reform-Klubs zwei große Feuer zum Braten, vor denen ohne Ende Bratenwender, beſetzt mit Fleiſch von allen Sorten, ſich drehen. Wir hatten anfangs dieſe großen Heerde nicht geſehen; ſie ſind ebenfalls durch große, bewegliche Schirme oder vielmehr wahre Schränke mit Thüren verſteckt. Hr. Soyer verſetzte uns durch die Einrichtung ſeiner Feuer in Erſtaunen. Statt des großen, offenen Gitters eines gewöhnlichen engliſchen Schornſteins ſind die Stangen dieſes vertikal und drehen ſich um Winden, ſo daß ſie leicht gereinigt oder ausgebeſſert werden können; der Heerd iſt ein Behälter, der das Waſſer immer kochend erhält. Endlich die Bratenwender, die durch Dampf bewegt werden, ſind mit einer bewundernswürdigen Ordnung aufgeſtellt, indem ſie ohne die geringſte Verwirrung einen mathematiſch berechneten Abſtand zwiſchen dem ſtattlichen Nierenbraten, dem Roaſt-Beef, der Hammels- oder Schöpſenkeule, dem Kapaun, dem Huhn u. ſ. w. laſſen, die ſich ruhig, jedes in ſeiner Sphäre, bewegen, als Bild einer vollkommen geregelten Staatseinrichtung, ohne die es eben keine Geſellſchaft gibt. Herr Soyer, der im Punkte der Küche ein Reformator und kein Revolutionair iſt, thut ſich viel auf ſeine Feuer ſo wie auf ihre ſparſame Einrichtung zu gute; noch ſtolzer aber iſt er auf ſeinen Küchentiſch. Aber auch was für ein Tiſch! Er befindet ſich im Mittelpunkte der Küche, und auf ſeiner geglätteten Oberfläche wird an die Bereitung eines jeden Gerichts die letzte Hand gelegt. Seine Geſtalt iſt ganz eigenthümlich; er iſt weder rund noch viereckig; vielleicht hat die Geometrie nicht einmal einen Namen für dieſen länglich runden Tiſch, der an den vier Enden bogenförmig ausgeſchweiſt iſt, ſo daß der Künſtler in jeden Ausſchnitt hineintreten und ſich dort außerhalb jeder Berührung befinden kann, wenn ein Gehülfe mit einer Schüſſel um ihn herumgeht. Uebrigens iſt dieſer Tiſch von wechſelnder Ausdehnung, denn in Nothfall kann er von allen Seiten Verlängerungen auswerfen, und damit die Oberfläche immer glänzend ſey, iſt an jeder Ecke ein zinnerner Waſſerkeſſel aufgehängt und ein Schwamm. Endlich lenkte Herr Soyer unſere Aufmerkſamkeit auf zwei Pfeiler, deren Gipfel faſt die Decke erreicht, und um welche herum ein Fächerapparat angebracht iſt, der Salz, Pfeffer und alle Würzen, die ein Koch für ſeine Arbeiten bei der Hand haben muß, enthält; mitten auf dem Tiſch befindet ſich noch ein breiter Eiſenſchrank, der mit Dampf geheizt wird, um die Schüſſeln warm zu halten. An die Küche ſtoßend ſind zwei weſentliche Nebenräume: der erſte iſt ein Waſchraum, wo ein großer Brühkeſſel Waſſer nicht nur für die Küche, ſondern auch zum Gebrauch eines Badeſaals, der darüber gelegen, warm hält; der zweite iſt die Werkſtätte, wo unter Anderem auch das Backwerk bereitet wird. Auf Tiſchen, mit ſchöner, weißer Wäſche bedeckt, erwarten Vorräthe aller Art die Zubereitung des Künſtlers: Cotelettes, Keulen, Nieren- und Lendenſtücke ſind dort ganz friſch niedergelegt, denn unter jeder Serviette, die ihnen als Bette dient, befindet ſich eine Eisplatte: auf gleiche Weiſe bewahrt der Fiſch den ganzen Glanz ſeiner Schuppen; Wildprett und Geflügel ſind an Hacken aufgehängt .... Hier erſt kann man begreifen, wie eine Malerſchule ſich die Darſtellung von Eßwaaren zur Aufgabe machen konnte. Uebrigens hat Herr Soyer dieſen Ort einer künſtleriſchen Ausſchmückung würdig erachtet: die Mauern der Werkſtätte ſind mit Gemälden geziert. Wenn Sie ſie betrachten, und in der That ſind es einige gar ſehr werth, ſo nimmt Herr Soyer, der darauf nur wartete, ſeine Mütze ab und bittet Sie, da Sie doch ein Liebhaber der Malerei ſind, in ſeinen Privat-Salon einzutreten, der an die Werkſtätte ſtößt. Da ſind noch ſchönere Gemälde und in ſchöneren Rahmen. Sie wünſchen Herrn Soyer zu ſeinem Geſchmacke Glück und finden, daß einige dieſer Bilder an die Jugendjahre Murillo's erinnern .... Ein gewiſſer Stolz ergreift jetzt den Herrn Soyer, aber es iſt ein anderer Stolz, als der ſo eben ſeine Mienen in der Küche belebte, es iſt ein Stolz, der einen Anſtrich von Schwermuth hat. Es iſt eine Familien-Galerie, ein häusliches Louvre, das er Ihnen zeigt. Er bemerkt Ihnen, daß Sie die Gemälde der Mad. Soyer bewundern .... Ach, wir ſind Alle ſterblich. Mad. Soyer iſt todt .... Herr Soyer ſelbſt muß einmal ſterben. Dieſe Gedanken bekümmern Sie für die Kunſt und die Feinſchmecker der Reform-Klubs.

Indem wir durch die Küche zurückkamen, wollte Herr Soyer, ganz wieder ſeinem Geſchäfte als gaſtronomiſcher Künſtler zurückgegeben, uns nicht weggehen laſſen, ohne uns zuvor noch eine der Dienſtvervollkommungen, die von ihm eingeführt war, zu zeigen. »Unſere Verbindungen mit dem Eßſaal«, ſagte er, »finden ohne das ewige Gehen und Kommen der Bedienten ſtatt. Bemerken Sie gefälligſt dieſen Mann vor dem Büreau; ein Papier kommt ihm mittelſt eines telegraphiſchen Tubus zu; dieſes Papier wird dem Chef überliefert, es iſt der Speiſezettel eines Klub-Mitgliedes. Bemerken Sie dieſe Schüſſeln, die mittelſt eines unſichtbaren Zuges in die Höhe ſteigen; es iſt ein Diner, das im Speiſeſaale angerichtet werden wird. So ſpare ich Leute, wie Zeit, Mühe und Koſten.« — Wir empfahlen uns Herrn Soyer und wurden in das ſogenannte Still-room (Deſtillir-Saal) geführt. Hier wird aller Thee und Kaffee des Klubs bereitet; natürlich ſteht eine Frau an der Spitze dieſes Geſchäftsbezirkes. Die Taſſen und Theemaſchinen gehen auf und ab nach einem dem der Küche ähnlichen Mechanismus.

Herr C. L. führte uns in das obere Stockwerk, wo der eigentliche Klub ſich befindet. Der Geſellſchafts-Saal iſt prächtig; der Palaſt der Königin hat keinen ſo ſchönen. Die Mauern haben eine Bekleidung von gelber Seide;

ich weiß nicht, wie viele Spiegel die Draperieen der Fenſterbrüſtungen wiedergeben und alle Verzierungen, Geſimſe, Säulen u. ſ. w. zu verdoppeln ſcheinen; ein türkiſcher Fußteppich breitet ſich unter unſeren Füßen aus.

Ich will meine Beſchreibung abkürzen und nenne bloß folgende Zimmer: das Garderobenzimmer, den Leſeſaal, wo man leſen und ſelbſt ſchlafen kann, wenn man auf ein einſchläferndes Buch gerathen ſeyn ſollte, denn man ſitzt dort anf Stühlen und Sophas van arientaliſcher Weichheit. Auch erwähne ich nebenher noch den Kaffee- oder Reſtauratians-Saal, ein längliches Gemach von 115 Fuß Länge auf 28 Fuß Breite, ganz mit kleinen Tiſchen beſetzt, damit man nach ſeiner Wahl allein oder mit einigen Freunden eſſen kann; den Journal-Saal, den kleinen Salon, den Spielſaal, Billardſaal, Rauchſaal u. ſ. w.; ich füge noch hinzu, daß zwanzig Mitglieder des Klubs für einen ſehr anſtändigen Miethspreis dort wohnen konnen. So iſt der König der Klubs beſchaffen. Ich habe den Erbauer, Herrn Barry, genannt. Das Gebäude hat 80,000 Pfd. Sterl., außer einem jährlichen Zins von 1000 Pfd. für den Grundboden, gekoſtet. Der Reform-Klub bezahlt 340 Pfd. Sterl. Abgaben und 116 einer Feuer-Verſicherungs-Geſellſchaft. Trotz des Grundſatzes des Herrn Soyer braucht man überdies noch:

800	Pfd.	Sterl.	für Brennmaterialien (Holz, Kohlen und Coaks),
1600	»	»	für Beleuchtung (Gas, Oel u. Kerzen,)
400	»	»	für Journale und periodiſche Revuen,
240	»	»	für Papier und Federn,
80	»	»	für Glasſachen,
2000	»	»	für Weine und Liqueure.

Die Geſammtausgabe iſt ungefähr jährlich 20,000 Pfd. St.

Die Haupteinnahme fließt aus den Unterzeichnungen von 1500 Mitgliedern, Eintritts-Prämien und jährlichen Unterzeichnungen; erſtere von 25 Guineen, letztere von 6 Guineen. Mehr als 100 Mitglieder werden jedes Jahr neu aufgenommen. (Edinburgh Magazine.)

Correſpondenz.

Leipzig, 12 November.

Der ſeit mehreren Jahren hier gebildete »Schiller-Verein« beging geſtern und vorgeſtern zum viertenmale die Feier von Schiller's Geburtstag. Den Anſtoß zu ſeiner Bildung hat der Verein durch den Vorgang erhalten, daß man in ſeiner ſchwäbiſchen Heimath des Dichters Andenken mit erneuerter Stärke und Gluth feierte. Das zu Stuttgart errichtete Standbild des Dichters rief bis über die Gränzen Würtlembergs hinaus auf zu wacher lebendiger Bewahrung ſeines Ruhmes; daß gerade an Schiller's Namen ſich bei uns die Bildung eines Vereines knüpfte, zeugt dafür, daß, ſa ſehr euch unberufene Kritiker und Neider an ſeinen Verdienſten mäkeln, er doch, wie kein anderer, im innerſten Herzen des deutſchen Volkes lebt. Die Thätigkeit des »Schiller-Vereines« zu Leipzig äußert ſich nun freilich faſt nur in dieſer jährlich wiederkehrenden Feier des Geburtstages Schiller's; er hat ſich keinen auf einen dauernden Erfolg berechnrten Zweck vorgeſteckt, wie z. B. die Shakespearer, Chaucer und andere Vereine in England verfolgen, welche ſich namentlich in den letzten Jahren bedeutende Verdienſte um die Literatur ihrer betreffenden Dichter-Patrone erworben haben. Zwar hat ſich der »Schiller-Verein« mit Sammlung mannichfaltiger, zum Theile auch literariſcher Reliquien beſchäftigt, die auf den großen Dichter irgend welchen Bezug haben, wobei es freilich nicht ganz ohne läppiſchen Raritätenkram abgegangen iſt; aber Alles iſt mehr darauf berechnet, das Andenken Schiller's zu erhalten, als werkthätig zu fordern. Zu dieſem Zwecke hat ſich der Verein zu ſeinem Spielraum beſonders das benachbarte, jenſeits des bekannten Roſenthales gelegene Dorf Goblis auserſehen, in welchem Schiller bekanntlich einen Sammer ſeiner Jugend verlebt hat, welches der Geburtsort ſeines unſterblichen Liedes »an die Freiheit« iſt, das jetzt den zahmen Namen »an die Freude« trägt. Der Plan, das daſige Wohnhaus Schiller's in den eigenthümlichen Beſitz des Vereines zu bringen und es ſo vor allen Umwandlungen unſerer mehr auf materiellen Nutzen, als auf poetiſche Reminiſcenzen gerichteten Zeit zu bewahren, iſt bis jetzt wegen unzureichender Mittel noch nicht zur Ausführung gelangt. Statt deſſen hat man ſich begnügt, am Eingange des Hofraumes ein Partal mit einer die Bedeutung des Ortes verkundenden Gedenktafel verſehen zu errichten. Um die Einwohnerſchaft von Goblis mit zur Bewahrung der ihrer Sorgfalt anvertrauten Reliquie heran zu ziehen und ſie auf die Zwecke des Vereines eingehen zu laſſen, um ſie auch in den fortwachſenden Geſchlechtern auf die Dauer empfänglich zu erhalten für den Ruhm, zu welchem ein gunſtiger Zufall ihren Ort mit dem Namen und dem Andenken Schiller's verknüpft hat: zu dieſem Zwecke hat der Verein die Begrundung einer dauernden Stiftung für Goblis unternommen in der Errichtung einer Volksbibliothek, die den Namen Schiller's trägt; daran knüpft ſich die Vertheilung von Prämien in Buchern an die Schuljugend. Bei allen den angedeuteten theilweiſen Mängeln kann ſich der Verein einer lebhaften Theilnahme von Seite des Publikums erfreuen, wie dies auch heuer wieder die von ihm veranſtaltete Feiee bezeugte; ſelbſt der Umſtand, daß dieſe Feier bereits einen etwas ſtereotypen Charakter annimmt, hat dieſe Theilnahme nicht geſchwächt. Eingeleitet wurde das Feſt vorgeſtern durch eine dem Zwecke angepaßte theatraliſche Vorſtellung, eingeleitet und beſchloſſen durch einen Pro- und Epilog, gedichtet von Theodor Apel, jener von Hrn. Reger, dieſee von Mad. Deſſoir vorgetragen. Zur Aufführung ſelbſt hatte man eine Reihe von hervorſtechenden Scenen aus neun verſchiedenen dramatiſchen Werken Schiller's zuſammengeſtellt. Ob nicht die Darſtellung eines ganzen zuſammenhängenden Stuckes den Vorzug vor einem ſolchen deamatiſchen Cento verdient hätte, kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen; allein der dermalige Zuſtand unſerer mit der Verwaltung des Theaters der Auflöſung und dem Wechſel immer naher rückenden Theatergeſellſchaft, welche ſelbſt in ihren beſten Zeiten kaum eine vollſtändige würdige Beſetzung mancher Stucke Schiller's zu leiſten vermocht hatte, ſetzt jedem derartigen Gedanken unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Am Vormittage des eigentlichen Feſttages war der Schauplatz dee Feier, wie in den letzten Jahren, in Goblis: ſie beſtand unter Theilname des Gemeindevorſtandes, der Schuljugend mit ihrem Lehrer und des Pfarrers der Parochie zunächſt in Bekränzung des Schillerhauſes durch Gobliſer Mädchen mit einer Anrede des Theaterſecretairs Rob. Blums, Mitgliedes des Vereinsvorſtandes, welcher das Schiller'ſche »Auch die Todten ſollen leben!« zu Grunde gelegt war, und unter Abſingung einiger Verſe aus dem Liede »an die Freude.« Sodann fand die Vermehrung der Gobliſee Schillerbibliathek und die Vertheilung der

Prämien an die Würdigſten unter den Schulkindern ſtatt, wofür von Seite des Gemeindevorſtandes, eines Schul-Knabens, des Schullehrers und des Pfarrers in beredter und herzlicher Weiſe innig gefühlter Dank gegen den Verein ausgeſprochen und für die Nutzen bringende Wirkung der begonnenen Stiftung thatſächliches Zeugniß abgelegt wurde. Letzterer, der Geiſtliche des Ortes, verknüpfte mit geſchickter Wendung an die Schillerfeier die Erinnerung, daß derſelbe 11. November auch Luther's Geburtstag ſey, ein Umſtand, der nur dazu beitragen könne, die Bedeutung des Tages zu erhöhen und das Andenken des einen der deutſchen Geiſtesbelden durch das des andern noch zu verherrlichen. Ueberhaupt ſprach ſich in allen Reden der Zweck aus, zur Wahrung des Ruhmes des Gefeierten in dieſem Kreiſe vornehmlich durch Verbreitung wahrer ſittlicher Bildung unter dem eigentlichen Volke zu wirken. Die Feier, welche im Gegenſatze zu den vorhergehenden unfreundlichen Tagen von dem heiterſten Sonnenſcheine begünſtigt unter freiem Himmel hatte abgehalten werden können, wurde mit dem Liede: »Nun danket Alle Gott!« beſchloſſen. Die Abendfeier fand im großen, faſt überfüllten Saale des »Hotel de Pologne« nach halb 7 Uhr ſtatt. Sie ward durch die Ouverture zu Don Carlos von Schubert eröffnet. Ein geiſtiger Vortrag Dr. Wuttke's, Privatdocenten der Geſchichte an hieſiger Univerſität, ſchilderte den Einfluß Schiller's auf die Bildung ſeiner Zeit und ſeine Nachwirkung auf die unſrige, welche er mit Recht in der ſittlichen Erhebung aus dem beſchränkten Zuſtande der abgeſtumpften Geiſter zu erneuter Willenskraft und gemeinnützigem, dem Vaterlande und den höchſten geſellſchaftlichen Ideen zugewendetem Streben fand. Gefühle wehmüthiger Erinnerung, wie des lauteſten Beifalles erregte das von Mad. Deſſoir vorgetragene ausgezeichnete Gedicht: »die Ehrengruft« und eine von dem philharmoniſchen Vereine vorgetragene Hymne auf Schiller von Roſwitha Kind, der erſt vor wenigen Tagen zur ewigen Ruhe beſtatteten Dichterin und Dichtertochter Fried. Kinds zu Dresden. Von allem Anfange hatte ſie durch ſchätzenswerthe dichteriſche Beiträge ihre lebendige Theilnahme an der dem Dichter-Fürſten gewidmeten Feier bewieſen; auch heuer hatte ſie demſelben im Voraus jene trefflichen Dichter-Gaben geſpendet; der Verein hatte ſie um dieſe Verdienſte willen zum Ehrenmitgliede erwählt; den Tag aber, dem ſie ſo freudig entgegengeſehen, konnte ſie im irdiſchen Kreiſe nicht mehr mitfeiern. Eben jetzt wird eine Sammlung ihrer zerſtreuten Gedichte vorbereitet. Statt Hrn. Williams, welcher bereits vor einigen Wochen im Saale der Buchhändlerbörſe eine declamatoriſche Abendunterhaltung gegeben und auch für heute ſeine Mitwirkung durch Vortrag Schiller'ſcher Gedichte zugeſagt hatte, aber nicht erſchienen war, ließ ſich Mad. Schröder-Devrient, die eben zu einem Gaſtſpiele auf hieſigem Theater eingetroffen war, bereit finden, deſſen Stelle zu erſetzen durch Vortrag der »Erwartung« von Schiller. — Der rauſchendſte Beifall empfing, wie gewöhnlich, dieſelbe ſchon bei ihrer Ankündigung und ihrem Auftreten und dankte ihr am Schluſſe ihrer Leiſtung. Dennoch können wir nicht umhin, dem ruhigen, ſeelenvollen Vortrage von Frau Deſſoir, als einem der äſthetiſchen Würde des Stoffes vollkommen entſprechenden, wahrhaft claſſiſchen, vor dem mehr an die Berechnungen des Bühneneffectes erinnernden der berühmten Sängerin den Vorzug zu geben. Der zweite Theil dieſer Vorträge ward durch A. Weber's Ouverture zu »Wilhelm Tell« eingeleitet. Unſer Herloßſohn hielt einen Vortrag über die Frauen-Charaktere in Schiller's Werken, in welchem er, von der falſchen Zeittendenz nach Frauenemancipation ausgehend, darſtellte, wie Schiller, weit entfernt, jener krankhaften Richtung ſich hinzuneigen, dennoch vor Allem dazu gewirkt habe, durch jene Gebilde die wahre Stellung des Weibes im Sonnenlichte des äſthetiſchen Ideals hell zu beleuchten und das Geſchlecht der Frauen zu ſeiner erhabenen, ſittlichen Würde heran zu ziehen. Das habe nur ein ſolcher Sänger der reinen Liebe vermocht, wie Schiller. Das Zeitalter der Liebe, welches er vorbereitet, ward von dem Redner in einem Gemälde voll reicher Phantaſie geſchildert; die Erinnerung an den Tod Schiller's, wie er von dem Kranze der von ihm geſchaffenen weiblichen Geſtalten umgeben den beſſern Gefilden ewiger Schönheit und Liebe zuſchwebte, bildete den nicht ſowohl wehmüthigen, als erhebenden Schluß des Vortrages. Nach der Introduction A. Weber's zu »Tell,« wobei Fräul. Günther und die HH. Schmidt und Kindermann vom hieſigen Theater die Geſangspartieen übernommen hatten, wurde eine Reihe von Portraits zu Schiller's Werken, gemalt von W. Stork, in entſprechender Beleuchtung entfaltet, welche R. Blum mit einem zuſammenfaſſenden Vortrag unter Vorausſchickung einer Schilderung des geiſtigen Lebenskampfes des Dichters begleitete, an welchen ſich ein der Melodie des Liedes an die Freude angepaßter Schlußgeſang unmittelbar anſchloß, in welchen die Anweſenden in voller Erregung von dem vorhergegangenen geiſtigen Genuſſe begeiſtert einſtimmten und ſo thatſächlich ihre volle Theilnahme und Befriedigung mit der Feier bezeugten. Dieſer Feier folgte ein Feſtmahl, dem es natürlich an mehr und minder entſprechenden Tiſchreden und Trinkſprüchen nicht fehlte; mit dem Ruhme des Dichters verband ſich die Erwähnung der Intereſſen und der Männer (z. B. des abgegangenen Miniſters v. Lindenau) der Gegenwart, bei welcher letzteren der Bezug auf den Gegenſtand des Feſtes zum Theil freilich ein ziemlich lockerer ſeyn mochte.

Heute hat das Gaſtſpiel der Frau Schröder-Devrient mit »Othello« begonnen. Nach Beendigung desſelben wird ſie in Dresden erwartet.

Ueber den Zuſtand unſerer Bühne möge die obige Andeutung genügen; dabei kann es jedoch nicht geläugnet werden, daß die Direction mit den ihr noch verbleibenden Kräften zu leiſten verſucht, was möglich iſt. Wie der zeitherigen, ſo mangelt es auch der künftigen Direction nicht an manchen Verlegenheiten, beſonders herbeigeführt durch Anforderungen an dieſelbe, der hieſigen Bühne einige Lieblinge des Publikums zu erhalten. Als der Wechſel der Direction entſchieden war, ertönte unter dem Theaterperſonale ein allgemeines „Sauve, qui peut!“ Die Mitglieder griffen zu nach Engagements, wo ſie ſich ihnen immer bieten mochten; manche waren auch ſo glücklich, recht annehmliche, namentlich durch den früheren Regiſſeur des hieſigen, jetzigen Special-Intendanten des Mannheimer Theaters, Hrn. Düringer, zu finden; allein in die hieſigen Verhältniſſe eingebürgert, ſind manche von Neue über das raſche Eingehen eines Wechſels ergriffen worden. Das Publikum unterſtützt ſie anhangsweiſe durch ſein »Hierbleiben!« und »Zulage haben!« Letzteres freilich mit Speculation auf den Beutel des neuen Directors, Dr. Schmidt. —l—

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 142. Donnerstag, 23. November 1843.

Leichtſinn und Pflichttreue.

(Fortſezung.)

Das Teſtament wurde jetzt aufgeſetzt, von dem Major unterſchrieben und beſiegelt. Der Act und die vorhergegangene Scene hatten ihn ſehr angegriffen; ſeine Kräfte waren völlig erſchöpft. Wir beeilten uns, ihn zu verlaſſen, damit er ſobald als möglich ſein Kranken- und Sterbelager wieder gewinnen möchte. Auch uns hatte das Vorgefallene ergriffen, und wohl mehr, als dich, lieber Leſer, denn die Feder iſt nicht vermögend, dir den Ausdruck zu ſchildern, den das würdige Geſicht des alten Herrn und die ſanften, ächt weiblichen Züge der jungen Erbin zeigten. Hierzu hätte kaum eine Hogarth'ſche Radirnadel genügt. Möchte ich doch auch Augen- und Ohrenzeuge der nachfolgenden Scene in dieſem Zimmer geweſen ſeyn, zu deren Kunde ich erſt nach Verlauf mehrerer Jahre gelangte, und zwar durch einen der dabei Betheiligten, die ich aber, des Zuſammenhanges wegen, dieſem Abſchnitte noch hinzufügen muß.

Nachdem der Major einige Stunden eines ihn erquickenden Halbſchlummers genoſſen hatte, ohne durch dieſen an Kräften gewonnen zu haben, rief er Amelie zu ſich an ſein Bett heran. Er betrachtete ſie eine Weile mit innigem Wohlwollen und ſagte nach einem matten Händdrucke:

»Für Deine Exiſtenz wäre denn nothdürftig geſorgt, Kind. Du wirſt Dein beſcheidenes Auskommen haben. Aber mich drückt doch noch eine Sorge. Was willſt Du beginnen, wenn Du mir die Augen geſchloſſen haſt? Zu wem willſt Du hin? Du kannſt doch unmöglich, mit deiner Unerfahrenheit, den Angriffen der Geldgier, der üblen Nachrede ausgeſetzt, eine eigene alte Jungfernwirthſchaft anfangen.«

»Sollte der Onkel Ludwig in der Weilergaſſe mich nicht zu ſich in ſein Haus nehmen?« entgegnete ſie.

»Das wünſchte ich nicht. Wenn er es auch thut, weil er es des Schimpfes halber zu thun gezwungen iſt, ſo wird man doch arg mit Dir herumſtoßen, armes Kind, denn er wird es Dir nie vergeben, daß Du ihm einen Theil meiner Erbſchaft entzogen haſt.«

»Der Onkel iſt ja ſelbſt wohlhabend genug,« meinte ſie.

»Das iſt er,« erwiderte der Alte, »aber, kaum mag ich es ausſprechen, auch ein Filz, einer, der Niemand etwas gönnt, als ſich ſelbſt. Ueberdieß ſtanden wir nie zum Beſten mit einander, obgleich ich ihm nichts in den Weg gelegt habe. Vielleicht ſchämt er ſich auch, daß er nichts für Dich gethan hat. Nein, das geht nicht. Könnte ich doch die Freude noch erleben, Dich gut verſorgt zu wiſſen. Du weißt, was ich meine.«

»Ich verſtehe Dich nicht, lieber Onkel.«

»Ich meine den Volontair Bergmann. Er iſt offenbar verliebt in Dich, iſt der mir empfohlene Sohn eines alten Jugendbekannten, der ſeine Empfehlung an mich ſehr gut gebraucht hat. Er kommt in der letzten Zeit ſehr oft zu uns. Glaubſt Du, daß dieſe Beſuche wirklich mir gelten?«

»Aufrichtig geſprochen, nein. Ich müßte blind ſeyn, gewahrte ich nicht, daß er meine Neigung zu gewinnen ſuchte.«

»Und hat er noch nicht gewonnen?«

»Ja und nein. Ich bin ihm ganz gut; ſein Aeußeres gefällt mir, und ich fühle mich in der Art zu ihm hingezogen, wie jedes Mädchen es gegen einen nicht geradezu widerlichen Courmacher mehr oder minder zu ſeyn pflegt. Eine gewiſſe Liebenswürdigkeit läßt ſich ihm nicht abſprechen; allein was ich an ihm vorzüglich vermiſſe, das iſt eine ſtrenge Conſequenz in Worten und Thaten, den feſten männlichen Willen, den rechten Ernſt, eine gewiſſe Beharrlichkeit und Stetigkeit, kurz, ſo manches, manches, was ſich nicht alles ſagen läßt.«

»Das, deſſen Du eben erwähnſt, glaube mir, wird nachkommen,« ſagte der Major, »wenn die Jahre es mit ſich bringen, und eine feſte Anſtellung ihn in das bürgerliche Leben hineinzwängt. Bedenke ferner, daß er eine gute Parthie iſt. Er hat 5 Jahre lang nun als Volontair bei der Kammer gearbeitet; ein einträgliches Amt kann ihm nicht entgehen; er hat die nächſte Anwartſchaft darauf. Du könnteſt einen guten Halt an ihm finden. Liebe Amelie, ich will Dich weder zwingen, noch zu überreden verſuchen, aber ich würde ruhiger ſterben, könnte ich Dich als eine Verlobte verlaſſen. Prüfe Dich ſelbſt. Du liebſt ihn noch nicht, das ſehe ich klar, weil er vielleicht etwas zu windig iſt. Aber kommt bei ihm die Feſtigkeit nach, ſo kommt auch Deine Achtung und Liebe nach. Ein einſam und verlaſſen ſtehendes Mädchen darf nicht eine gute Verſorgung, der chimäriſchen Idee einer vollkommen Glückſeligkeit wegen, von ſich weiſen. Sieh nur nicht ſo ernſtlich darein. Es iſt mir faſt leid, daß ich dieſen Wunſch, dieſe thörichte Grille habe laut werden laſſen.

Das Geſpräch wurde durch die Ankunft der Dienſtmagd unterbrochen, welche meldete, Herr Bergmann ſtehe draußen, um ſich nach dem Befinden des Herrn Major zu erkundigen. »Deus ex machina, oder wie es heißt,« murmelte der Kranke für ſich. »Laß ihn nur hereinkommen. Konnte auch heißen,« murmelte er weiter, »wenn man vom Wolf ſpricht, iſt er nicht weit. Nun, wird wohl mein Lamm nicht zerreißen.«

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein alter Krieger als Prieſter.

(Aus einem Briefe eines Alumnus im deutſchen Collegium zu Rom vom 13. Sept. 1843.)

Im Königreich Württemberg geboren, widmete ſich ein gewiſſer Herr v. Sch***, ausgerüſtet mit jugendlicher Kraft und vom Himmel geſegnet mit Kinderu und vielen zeitlicheu Gütern, dem Kriegsdienſte, und wurde wegen ſeiner perſönlichen Verdienſte von ſeinem Könige zum Hauptmannsrange erhoben. Damals in dem ſtürmiſchen Beginne unſeres Jahrhunderts, wo Napoleon Alles aufbot, das ruſſiſche Reich zu zertrümmern, zieht unſer Held mit ſeinen Württembergern und mit unſeren Bayern als Verbündeten Frankreichs aus gegen Rußland, iſt dort Zeuge alles jenes Jammers und Elendes, welches das unmenſchliche Heer Napoleons bis auf geringe Ueberbleibſel aufrieb. Dort ſieht er mit eigenen Augen den ſchauderhaſten Brand Moskau's, dieſer großen alten Hauptſtadt der Czaren. Hier auch kämpft er in der berühmten und blutigen Schlacht bei Moſaisk oder — wie die Ruſſen es nennen — Borodino, in welcher er wegen ſeiner perſönlichen Tapferkeit vor dem Feinde von Napoleon ſelbſt durch Uebrrreichung des in jenen Zeiten ſo ruhmvollen Ehrenkreuzes zum Ritter der franzöſiſchen Ehrenlegion erhobrn, und bei dieſer Veranlaſſung auch wieder von ſeinem Könige mit einem anderen großen Ehrenkreuze dekorirt wird, welches nur unter dem rühmlichen Titel verliehen wird: »Wegen perſönlicher Auszeichnung vor dem Feinde«. Abrr ſprechendere Beweiſe ſeiner Tapferkeit ſind die großen Narben empfangener Wunden, und die in deren Folge etwas gelähmte rechte Hand. Nach Ertragung von Hunger bis zum Pferdefleiſcheſſen und manchen anderlei Mühſeligkeiten kommt er endlich mit wenigen Kampfbrüdern nach Deutſchland zurück. Aber noch iſt die Laufbahn unſeres Helden nicht geendet! Zum Adjutanten erhoben, kämpft er an der Seite ſeines Königs noch vier andere Schlachten mit, worunter die berühmte Völkerſchlacht bei Leipzig, weswegen er das goldene Ehrenzeichen: »Wegen Auszeichnung in vier Feldzügen« erhält. Jetzt erſt nach dieſen kriegeriſchen Zeiten kann er ruhmgekrönt und von Allen geſchätzt und geachtet ſeiner Familie pflegen und die ungeſtörte Ruhe des Friedens genießen.

Aber welch' unerwartete Veränderung der Dinge! Schon vorgerückt an Jahren und grau an Haaren, fühlt er einen unwiderſtehlichen Drang von Oben ihm in's Herz grlegt, das Schlachtſchwert mit dem zweiſchneidigen Schwerte des Wortes Gottes, den ehrdürſtigen Waffenrock mit dem demüthigen Prieſterkleide zu vertauſchen. Aber, wie leicht vorauszuſehen, dem Familienvater, dem mit Orden geſchmückten, erprobten Offizier, endlich dem Freunde und Kampfgenoſſen des Königs treten unüberwindbar ſcheinende Hinderniſſe entgegen. Doch der göttliche Ruf, die Gnade zieht ſtärker; mit ihr überwindet Herr v. Sch*** alle Schwierigkeiten. Endlich, nachdem er ſeine Kinder verſorgt ſah, von ſeinen zwei Sohnen den einen als Offizier, den anderen als Arzt, ſeine Tochter als Gemahlin eines würtlembergiſchen Miniſters, da er ſeine Güter Anderen anvertraut und ſeine Entlaſſung, die er mit unbeugſamer Standhaftigkeit verlangte, von ſeinem Monarchen erhalten hat, bezieht er die Univerſität München, und hört einige Jahre dort mit eiſernem Fleiße die Vorleſungen berühmter Philoſophen und Theologen. Hierauf vertauſcht er München mit der Univerſität Würzburg, wo er ſeine theologiſchen Studien vollendet. Aber neue Schwierigkeiten ſtellen ſich dem ergrauten Studenten entgegen. Niemand will ihn zum Prieſter weihen! — Geleitet von der göttlichen Gnade, entſchließt er ſich, nach Rom zu reiſen, um dort das Ziel ſeiner Wünſche zu erreichen. Im achtundſechzigſten Jahre ſeines Alters unternimmt er aus Andacht zu Fuße die weite Reiſe in die Hauptſtadt der Chriſtenheit, und langt am 3. April, am Palmſonntag d. J. hier an. Sogleich ſucht er in dem Profeßhauſe der PP. Jeſuiten drei ſeiner ehemaligen Commilitonen in Würzburg auf, die ſich gegenwärtig im deutſchen Collegium befinden. Durch ſie und vorzüglich durch die Bemühungen des hochw. P. Miniſters des Germanicums empfohlen, nimmt ſich der Cardinal Patrizi mit der ihm eigenen herablaſſenden Güte ſeiner an, und bereitet Alles für die Weihe des Hrn. v. Sch*** vor. Von der nämlichen Eminenz auch einem tüchtigen Prieſter und Alumnen des deutſchen Collegs empfohlen, läßt ſich der greiſe Candidat der Theologie eine Zeit lang Lectionen in der Moral geben und auf den Empfang der heiligen Weihen näher vorbereiten. Hier zeigt ſich der Beruf, die Ausdauer und Demuth des Mannes im ſchönſten Lichte! Beſonders zu erwähnen iſt die Geduld, mit welcher er auch die Schwierigkeit im Lateinſprechen in ſeinem Alter überwand. Endlich empfing der ehemalige Hauptmann, nach vorhergegangenen geiſtlichen Exercitien, zu ſeiner ungemeinen Freude die vier niederen Weihen, und nach Verlauf einiger Zeit auch das Subdiaconat und Diaconat. Doch noch eine harte Probe der Demuth und Beharrlichkeit ſteht ihm bevor: — das ſehr wichtige und beſchwerliche Examen für das Presbyteriat, in welchem die vom heiligen Stuhle eigens aufgeſtellten Examinatoren, beſtehend aus tüchtigen Theologen, mehreren Prälaten und oft ſogar einem Cardinal als Vorſitzer, mit aller Strenge verfahren. Dieſes Examen nämlich ſchüchtert den in Feldſchlachten erprobten Krieger ein; es fällt ungünſtig aus, und der neue Diacon ſieht ſich am Ende ſeines Laufes vom Ziele zurückgeſtoßen. Wahrlich, ein harter Schlag! Aber eines höheren Berufes gewiß, bereitet er ſich mit neuem Eifer auf ein zweites Examen vor, welches er unter beſonderem Schutze des genannten Cardinals, welcher die Tüchtigkeit dieſes Mannes erkannte, rühmlichſt beſteht. Nun ſieht ſich Herr v. Sch*** an ſeinem erwünſchten Ziele angelangt, und endlich wird er am 8. September, am Feſte Mariä Geburt, mit einem Alumnen des deutſchen Collegs von dem Vize-Gerenten und Erzbiſchof von Coloſſa, Mſgr. Canali, zum Prieſter geweiht, und bringt mit rührendſter Andacht am Grabe der Apoſtelfürſten Petrus und Paulus dem Allmächtigen das erſte heilige Meßopfer dar. — Wahrlich, ein ſeltenes Beiſpiel! Gewiß ein beſonderer Beruf! Gleich in den erſten Tagen ſeiner Prieſterweihe hielt er in der Kirche unſerer Villa in Gegenwart des Subregens Plank von Freiſing und zweier anderer Prieſter aus Münſter und des ganzen deutſchen Collegiums ein feierliches Hochamt, in welchem dieſer Greis trotz einem jungen Prieſter ganz nach den Regeln den gregorianiſchen Geſang zu Aller Staunen ſang. Beim fröhlichen Mittagsmahl, zu welchem auch die übrigen oben erwähnten Geiſtlichen geladen waren, ward von Herrn Hettinger (aus Aſchaffenburg), der bei dem Hochamte aſſiſtirte, dem hochw. Hrn. v. Sch*** im Namen des Collegiums ein dreimaliges Lebehoch dargebracht, welches derſelbe in einer feierlichen Anrede mit einer dreimaligen Dankſa-

Digitized by Google

gung erwiederte, bis ihm die in die Augen tretenden Thränen das Sprechen verſagten. Hierauf erfolgte heiterer Geſang, an dem Sämmtliche regen Antheil nahmen. Wir alle wunderten uns über ſeine noch ungeſchwächte Rührigkeit und ſeinen bis zur Begeiſterung aufflammenden Eifer; im Prieſterkleide erkennt man in ihm genau noch den alten Soldaten, ſo kerzengerade und militäriſch abgemeſſenen Schrittes geht er einher. Am Intereſſanteſten aber war er zu hören, wenn er im Talare mitten unter uns ſaß, von ſeinen Feldſchlachten und beſonders vom ruſſiſchen Kriege mit Enthuſiasmus erzählend, ſeinen alten Kriegsrock ſammt den drei oben erwähnten Orden auf dem Schooße, uns in aller Beſcheidenheit und mit der Bitte, es nicht für Anmaßung zu halten, letzteren zeigte. — Ganz kurz vor ſeiner Abreiſe erhielt Hr. v. Sch*** die freudige Nachricht, es ſey ihm durch die Begünſtigung des hochw. Biſchofs von Würzburg, deſſen Dözeſan er nun iſt, die große Pfarrei Schönau zugedacht worden. Endlich nahm er am 17. Septbr., uns ſeinen Segen ertheilend, in lateiniſcher Sprache von uns Abſchied, um zu Fuße nach Deutſchland zurückzukehren und ſeine Pfarrei gewiß zum Segen Vieler anzutreten. (Sion)

Correſpondenz.

München, 16. November.

Die große Oper »Zaide«, gedichtet und in Muſik geſetzt vom k. Muſik-Intendanten v. Poißl, welche vorige Woche zum Erſtenmal gegeben wurde, hat unſer Theaterpublikum, und noch mehr unſere Kritiker beinahe in zwei ſich gegenüberſtehende Partheien gebracht, jedoch nur in Bezug auf die Muſik, denn das Buch und die Ausſtaltung werden von Allen gleich gelobt. Wenn es ſchon faſt bei jeder Oper ſchwer iſt, ſich nach ein- oder zweimaligem Anhören ein beſtimmtes Urtheil zu fällen, ſo iſt es noch mehr der Fall bei vorliegender Oper. Das große Lob auf der einen Seite, das viele Tadeln auf der andern moge als Beweis hiezu dienen. Erſt die mehrmalige Aufführung wird es hier möglich machen, ein richtiges Urtheil zu fällen, das, wie mir bis jetzt ſcheint, nur zu Gunſten des Compoſiteurs, der zugleich der Dichter iſt, ausfallen kann. Jedenfalls haben wir es hier mit einem intereſſanten deutſchen Werke zu thun. Als Beweis, wie glänzend die Ausſtaltung dieſer Oper iſt, möge dienen, daß ſie 14,000 Gulden gekoſtet hat. Nächſtens mehr über dieſe Oper.

Neu ſahen wir noch vorige Woche auf unſerm Hoftheater »den Siegelring« Schauſpiel von der Prinzeſſin Amalie von Sachſen, das beifällig aufgenommen wurde.

Von den dießjährigen großen Conzerten unſerer Hofkapelle fanden bis jetzt zwei ſtatt, und obwohl nur ernſte Muſik in denſelben zur Aufführung kamen, waren dieſelben dennoch ſehr zahlreich beſucht. Im geſtrigen zweiten Conzert hörten wir unter anderm eine Sinfoni vom großherzoglichen Hofkapellmeiſter Strauß in Carlsruhe, die, trefflich durchgeführt, vielen Beifalls ſich zu erfreuen hatte. Im erſten Conzert hörten wir hier zum Erſtenmal die Sinfoni-Cantate von Mendelſohn, Text nach den Worten der heiligen Schrift. Unter Lachners Leitung wurde es meiſterhaft aufgeführt und es wollte der Beifall über dasſelbe kaum enden. — An unſern Kunſtbauten ſind nun in Folge der ſeit 8 Tagen eingetretenen empfindlichen Kälte die Arbeiten ſowohl im Innern als Aeußern eingeſtellt. Deſto größere Regſamkeit herrſcht in den Ateliers der Künſtler, wo theils ſchon begonnene Werke vollendet werden, theils Entwürfe zu neuen begonnen werden. Ich werde nächſtens ausführlicher hierauf zurück kommen. —m—

Frankfurt, 20. November.

Gegen Erwarten war das Konzert, das vorgeſtern Dreyſchock zum Beſten der Mozartſtiftung gab, ſtark beſucht. Freilich fand es in einem kleinen Saale ſtatt, allein dieſer war ſtark angefüllt. An Beifall fehlte es dem ausgezeichneten Klaviervirtuoſen und auch den Uebrigen, die mitgewirkt, nicht. — Prume gibt morgen noch ein Konzert im Theater, im Abonnement. Die Virtuoſen und auch die bedeutendſten, finden hier kein Eldorado mehr. — Mad. Fruhauf wurde in den letztern Tagen von Wien zurückerwartet und ſollte ſchon in dieſer Woche hier auftreten. Es behagte ihr indeſſen, noch eine Gaſtſpielexcurſion in Oeſterreich zu machen, und unſer Repertoire kann zuſehen, wie es ſich geſtalte. — Die dramatiſchen Künſtler denken eben: »Frei iſt die Kunſt, frei ſind auch wir.« — »Antigone« wird heute bei vollem Hauſe wiederholt, obgleich das Publikum in der letzten Zeit in den hieſigen Blättern einen Berg von Antigoneliteratur überwinden mußte. — Rückert hat aus ſeinen Gedichten eine Auswahl in drei Bänden getroffen, die nun bei J. D. Sauerländer dahier in vortrefflicher äußerer Ausſtattung erſchienen iſt und den gefeierten Dichter ſeiner Nation gewiß weit näher bringt, als es ſeither der Fall war. —ff—

Dresden, 17. November.

Mit dem beginnenden Winter ſind auch Conzerte und muſikaliſche Abendunterhaltungen erſchienen, und keine Woche vergeht ohne dergleichen. In einem derſelben, das unſer bekannter Flotiſt Fürſtenau gab, erfreute uns auch Madam Schröder-Devrient, die zufällig hier war, mit einigen Geſängen. Dieſe Dame iſt von neuem bei unſerm Theater von nächſter Oſtern an engagirt. Sie erhalt 6000 Thaler, alſo 1000 Thaler mehr, als ſie fruher in bluhendern Jahren bekam. Das Publikum iſt ſehr mit ihrer Wiedererwerbung zufrieden, denn es gibt doch nur eine Schröder-Devrient. — Die Madame Pirch-Pfeiffer, bekannt als fruchtbare Theaterdichterin, trat auch kürzlich hier als Gaſt in Schillers Braut von Meſſina auf. So ſchön ſie auch deklamirt, ſo hat doch an ihr die Zeit ſchon zu ſichtlich ihre Spuren zurückgelaſſen, als daß man nicht wünſchen ſollte, ſie ſchriebe nur für das Theater, als daß ſie ſich auf demſelben bewege. — Fanny Elsler, die auf beiden Hemisphären beklatſchte Tänzerin, war kürzlich hier, reiſte jedoch nur durch unſere Stadt und hielt es nicht der Mühe werth, ihre pirouettiſtiſchen Gaukeleien uns zu zeigen. Freilich hätte ſie von unſern jungen bedächtigen Herren es nicht zu fürchten, oder vielmehr zu erwarten gehabt, daß ihr, wie in Hamburg, beinahe die Auszeichnung geworden wäre, von exaltirten Enthuſiaſten ihren Wagen fortgezogen zu ſehen, wenn nicht der Lohnkutſcher durch ſeine Peitſchenhiebe die Herren wieder zur Vernunft gebracht hätte. Liegen wir auch einige Grade ſüdlicher als Hamburg, ſo pulſirt doch unſer Blut immer ganz ruhig, und einer enthuſiaſtiſchen Handlung, noch weniger eines ſolchen Ausbruchs ſind wir Sachſen nicht fähig.

Digitized by Google

Würzburger Theater.

Nach den luſtigen Abenden der Kirchweihe, die wir unſerer Gewohnheit nach nicht vor das Forum der Kritik ziehen, ging eine Wiederholung der **„Kunſt zu gefallen“** und vergangenen Montag das von dem unglücklichen Heinr. v. Kleiſt verfaßte, von Holbein „bühnengerechter“ gemachte Ritterſchauſpiel **„Käthchen von Heilbronn“** über die Bühne. Ueber die Aufführung im Ganzen können wir nur wiederholen, was wir ſchon mehrmals in den Vorjahren zu bemerken Gelegenheit hatten, nämlich, daß es eine mißliche Sache um die Darſtellung derartiger Stücke iſt, die ein großes Perſonal und viel Maſchinerie verlangen. Namentlich das „Käthchen von Heilbronn“ muß verlieren, ſobald das Zuſammenſpiel mangelt und uns, wenn auch nur bei untergeordneten Rollen, ein Lächeln entlockt; gar noch, wenn die Maſchinerie ſich ſo auszeichnet, wie es diesmal leider bei der Brückenſcene der Fall war. — Dem. Hausmann gab das Käthchen mit vieler Innigkeit, namentlich war die Scene unter dem Hollunder ausgezeichnet. Eine einzige Frage erlauben wir uns jedoch an ſie. Die Scene, in welcher ſie dem Ritter von Strahl die Nachricht von dem Ueberfalle des Rheingrafen bringt, ſprach ſie mit ungemeiner Haſt. Wir verkennen nicht, daß die Natur und der Charakter dieſer Botſchaft einigermaßen dies verlangt, geben aber der Künſtlerin zu bedenken, ob die Wahrheit hier nicht dem Aeſthetiſch-Schönen etwas ablaſſen muß. Dagegen war die darauffolgende Stelle in derſelben Scene um ſo gelungener. Hr. Wohlſtadt war als Ritter von Strahl ſehr brav und Hr. Chriſtl gab den Knappen recht gut.

Während des Donnerwetters in der Eingangsſcene des Stückes ſelbſt war der Dialog einigermaßen holperig.

Eine neue Dekoration gab uns abermals Gelegenheit, Hrn. Geiſt zu bewundern.

Die Oper **„Zampa“** am folgenden Tage zeigte uns Hrn. Thomas als Sänger in der Titelrolle. Es läßt ſich nicht leugnen, daß derſelbe ſie ſehr gut inne hatte und brav ſpielte. Auch Routine läßt ſich ſeinem Geſange nicht abſprechen, ſo wie man andrerſeits bekennen muß, daß ſeine Stimme nicht übel iſt. Nur vermiſſen wir Abrundung, Eleganz und gehörige Ineinanderreihung der Töne, die oft vereinzelt herauskamen, ſo wie das Portamento. Da das tiefe G im Finale des 2. Aktes ihn genirte, ſo hätte er wohlgethan, dieſe Stelle durch eine andere Figur zu erſetzen. Am wenigſten glücklich war Hr. Thomas im 1. Akte, beſonders im Finale, wo er uns manchmal detonirt zu haben ſcheint. Am beſten war ſein Vortrag der Cavatine As-dur im 3 Akte. Mad. Hammermeiſter hat in ihren bisherigen Darſtellungen ſo große Geſangsgeſchicklichkeit gezeigt, daß ſie uns gewöhnt hat, den ſtrengſten Maßſtab an ihr anzulegen. In dieſem Sinne haben wir heute bei der Künſtlerin etwas weniger Präciſion und Nuancirung gefunden, als gewöhnlich; Verſtändlichkeit des Textes vermißten wir auch einigermaßen. Gegen Hrn. Umbach's Geſang, der namentlich im Duett mit Camilla im 2. Akte und in der Barcarole im 3. Akte recht gut war, hätten wir weit weniger zu erinnern, als gegen ſein Spiel. Hr. Deny und Dem. Baum ſangen ihre Parthien tadellos. Ob aber der heil. Pimpernus zu der Rolle gehört, möchten wir bezweifeln. Hr. Chriſtl unterhielt als Dandalo durch ſeine Komik. Der Korſarenchor im erſten Finale war herzlich ſchlecht bei Stimme, und auch dem Orcheſter fehlte im Ganzen der Hauch der Begeiſterung. Die Hörner fanden ſich im Finale des 1. Aktes, ſowie in der Introduction des 2 nicht ganz zurecht und die Poſaunen deckten mehrmals das ganze Orcheſter. —

--r—

Notizen-Blatt.

(Ein Mann, der ſeine Wohnung ſucht.) Ein Pariſer Dichter, der großen Widerwillen gegen den Wachtdienſt hat, weiß ſich demſelben dadurch zu entziehen, daß er vierteljährig ſeine Wohnung wechſelt und ſo den Feldwebeln entgeht, welche ihn zur Erfüllung ſeiner Bürgerpflicht einladen. Um mit Suchen und Wählen nicht viel Zeit zu verlieren, hat er ſich zur Regel gemacht, die Ueberſiedelung, Alles inbegriffen, jedesmal an einem Tage zu bewerkſtelligen. Er läßt ſeine Geräthſchaften aufladen, ſchlägt den Weg nach dem entgegengeſetzten Ende der Stadt ein, und wenn er ſich dieſem Ende nähert, ſieht er ſich unterwegs nach einer neuen Wohnung um, miethet und zieht ein. Am 15. Okt. d. J. war er wieder auf einer ſolchen Wanderſchaft begriffen, traf es diesmal aber weniger glücklich, als ſonſt. Die eine Wohnung war zu ſchlecht, die andere zu theuer, die dritte zu groß, die vierte zu klein. Ueber dem Suchen ward es fünf Uhr Abends, und der Dichter mußte ſich endlich kurz und gut entſchließen, eine Wohnung zu miethen, welche vor den früher geſehenen nichts voraus hatte. Nachdem er ſich in aller Geſchwindigkeit inſtallirt hatte, fiel ihm ein, daß er zu einem Akademiker eingeladen ſey. Dieſe Einladung war um ſo weniger zu verſäumen, als er ſelber darauf ausgeht, Akademiker zu werden, folglich mit den Mitgliedern des Inſtituts möglichſt in Verbindung zu bleiben ſuchen muß. Nach dem Mahle nahm ihn der Wirth, den er gehörig beräuchert hatte, bei Seite und ſagte: „In einigen Jahren werden Sie einer der Unſeren ſeyn; Ihre Poeſien machen Sie dieſes Platzes würdig.“ Berauſcht von dieſer Verheißung ſchied der Akademiker in ſpe von dem wirklichen und ſchlug gegen Mitternacht den Heimweg ein. Die proſaiſchen Geſchäfte des vergangenen Tages vergeſſend, nahm er mechaniſch ſeine Richtung nach ſeiner alten Wohnung, und erſt, als er vor dieſer ſtand, fiel ihm ein, daß er ſeine Nachtruhe eine halbe Meile weiter zu ſuchen habe. Schon dies war unangenehm, noch unangenehmer aber war es, daß er ſich nicht genau zu ſagen wußte, wo ſich denn ſeine neue Wohnung befand, ſondern nur in welchem Stadttheil ohngefähr. In dieſer Noth hatte er den vernünftigen Einfall, ſich vorläufig bei einem Freunde einzuquartieren. Der Freund lachte, als er ihm ſeinen Fall erzählte und meinte, der Poet habe dem akademiſchen Falerner zu ſehr zugeſprochen. Das war nicht an dem, denn am folgenden Morgen, wo die Weindünſte hätten verraucht ſeyn müſſen, wußte der Dichter ſo wenig die Wohnungsfrage zu löſen, wie vorher. Der künftige Akademiker mußte ſeine Zuflucht zur allwiſſenden Polizei und zum Orakel des Nachrichtblättchens nehmen, um ſeine Wohnung ausfindig zu machen. Erſt am dritten Tage, nachdem er Demjenigen eine Belohnung verheißen, der ihm ſagte, wo ſich ſeine Mobilien befänden, gelang es ihm, den geſuchten Ort zu entdecken, allwo er einen Wachtzettel vorfand.

Von dieſem Blatte erſcheinen wöchentlich 3 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 143. Sonntag, 26. November 1843.

Leichtſinn und Pflichttreue.

(Fortſetzung.)

Der junge Mann trat herein, ſetzte ſich zur Seite des Krankenbettes und fragte theilnehmend nach dem Befinden. Der Major verhehlte ihm ſeinen Zuſtand nicht und ſprach die Hoffnung aus, ſeinen Freund, den Vater des Anweſenden, noch einzuholen, weil er ja erſt vor Kurzem vorangegangen ſey. Bergmann nahm hiervon Veranlaſſung, auf ſeine eigene Lage zu kommen, indem der Tod ſeines Vaters, der kein Vermögen hinterlaſſen habe, es ihm, ohne fremde Unterſtützung, unmöglich mache, ſich als Volontair, ohne Gehalt, länger zu behaupten. Indeſſen habe er jetzt die beſte Ausſicht, eine Steuereinnehmerſtelle zu erhalten, wenn er nur die erforderliche Caution von 2500 Thalern aufbringe. Der Dienſt ſey gut und trage gewiß gegen 800 Thaler jährlich ein. Darauf wandte er ſich an Amelie, mit welcher er ein Geſpräch über ihre Geſundheit anfing und ſie bat, auch auf ſich ſelbſt bei der unermüdlichen Pflege ihres Oheims Rückſicht zu nehmen. Der Major, welcher, vom körperlichen Leiden geplagt, dem früheren Geſpräche gar nicht, oder theilnahmlos zugehört hatte, faßte die zuletzt erwähnte Wendung desſelben, die ſeinen eigenen Gefühlen mehr zuſagte, auf und äußerte ſich ganz beiſtimmend. Er meinte, es ſey gut, daß er von Bergmann Hülfe erhalte; er ſelbſt habe mit ſeinen Bitten, Amelie möge ſich ſchonen, kein Gehör gefunden. Weſſen das Herz voll iſt, davon geht es über. Kein Wunder alſo, daß er die edlen Bemühungen ſeiner Nichte in das beſte Licht ſtellte und, ſey es aus Altersſchwäche, oder aus Geſchwätzigkeit, ſey es mit Abſicht, ſich über ſein errichtetes Teſtament und deſſen Inhalt äußerte. Eine auffallende Veränderung in dem Benehmen Bergmanns ward von dieſem Augenblicke an bemerkbar. Anfangs war er zerſtreut, dann wurde er nachdenklich, zuletzt warf er einige feurige Blicke auf Amelie, der dieſe Veränderung nicht entgangen war. Auf die Aeußerung des Majors, daß ſeine letzte und einzige Sorge die ſey, ſeine Nichte bei guten Menſchen untergebracht zu wiſſen, erfolgte ein Heiratsantrag. Bergmann erklärte ſich, daß er ſchon lange in Amelie ein achtungs- und liebenswürdiges Mädchen verehrt habe und ihr mit ſeiner Hand eine zwar beſcheidene, aber anſtändige, ſorgenfreie Zukunft anbiete. Die Bemerkung überraſchte ſie keineswegs, doch die Nähe der Entſcheidung, ſo wie die Gewißheit, daß eine einzige ausgeſprochene Silbe ihr Schickſal mit unzertrennlicher Kette feſſeln, über ihr ganzes zeitliches Wohl und Wehe die Würfel jetzt in ihrer Hand lägen, verurſachten einen heftigen Kampf ihrer Gefühle. Thränen entſtrömten ihren Augen; ſie ſchwieg eine geraume Zeit. »Amelie,« flüſterte Bergmann, ſie gleichſam aus ihrem Hinbrüten zu Wort und That auffordernd. Sie zuckte zuſammen. »Amelie«, rief der Major mit bittender, ſchwacher Stimme. Dieſer Ton trug den Sieg davon. Sie reichte Bergmann ihre Hand.

Wir überſpringen einen Zeitraum von acht Jahren. Bergmann und Amelie ſind längſt verheirathet. Ihre Ehe iſt nur durch einen allerliebſten Knaben geſegnet. Bergmann hat die Steuereinnehmerſtelle erhalten, indem er die Caution von 2500 Thlrn. mit dem Vermögen ſeiner Frau geleiſtet hat. Von dem Reſte ihrer Mitgiſt iſt die Einrichtung ihres Hauſes angeſchafft worden. Wir finden ſie in ihrer Wohnſtube wieder. So eben hat ihr Ludwig, der ſeinen Namen vom Großoheim in der Weilergaſſe, ſeinem Pathen, erhalten hat, mit einem Kuſſe eine gute Nacht gewünſcht, und iſt in ſein Schlafkämmerchen gegangen. Sie überſieht noch einmal das Rechenexempel, welches er unter ihrer Anleitung hat machen müſſen, lächelt, packt dann Tafel, Griffel und Bücher bei Seite. Dann ſchleicht ſie leiſe in ihres Kindes Schlafzimmer, nimmt ein ſo eben von ihm abgelegtes Kleidungsſtück, an welchem auszubeſſern iſt, beugt ſich über das Bett, in welchem ihr Liebling ſchon feſt ſchläft, und betrachtet ihn mit mütterlichen Zärtlichkeit. Was feſſelt ſie denn noch länger an dieſem Bette? Er ſchläft ja ſo ruhig. Woher dieſer Zug der Wehmuth, der ſich wie ein Schatten über das bisher ſo freundliche Antlitz lagert? Was bedeutet die Thräne, die der zartgeformte Finger zerdrückt?

Zweimal hat ſeitdem die Glocke vom Thurme den Verlauf der flüchtigen Stunden verkündet. Abermals durchzittert ihr Schall die nächtliche Stille.

»Noch immer nicht,« ſeufzt ſie leiſe, den Kopf in ihre Hand ſtützend. Da klingelt die Hausthüre, da naht ein eilender Schritt. Bergmann tritt herein, wünſcht flüchtig einen guten Abend und eilt mit einiger Haſt zu dem Teller mit Butterbrod, welches er geſchnitten auf dem Tiſche ſtehend vorfindet. »Immer Butterbrod, und nichts als Butterbrod,« grollt er. »Ich hätte heute Abend doch endlich einmal etwas Warmes vorzufinden erwartet.«

»Lieber Bergmann«, ſagte ſie ruhig, »mein Haushaltungsgeld will dieſe Woche wieder nicht ausreichen; die Lebensmittel ſteigen gar zu ſehr im Preiſe. Soll ich auskommen, ſo mußt Du Dich auch mit behelfen.«

»Das will ich ja auch gerne. Aber mitunter möchte ich doch auch wohl etwas Anderes auf meinem Tiſche ſehen, als das ewige Einerlei.«

»Du thuſt mir Unrecht. Du kehrſt ja meiſtens erſt in der Nacht aus dem Caſino in Deine Wohnung zurück, und wirſt doch nicht von mir verlangen, daß ich Dich dann noch erwarten ſoll.«

Digitized by Google

»So. Ja; ja, das iſt auch wahr. Es iſt Unrecht von mir, und ich verſpreche Dir, ich will künftig ſo lange nicht mehr ausbleiben. Aber die Zeit geht ſo ſchnell dahin, wenn man zur Erholung nach des Tages Laſt und Mühe ſich einem unſchuldigen Vergnügen hingiebt. Beſtes Kind, ich laſſe Dich freilich ein bischen viel allein zu Hauſe ſitzen, aber Du gönnſt mir ja gewiß die kleine Zerſtreuung. Du haſt ſchon wieder geweint? Du weißt, ich ich kann das ewige Heulen nicht leiden. Was haſt Du denn nun ſchon wieder gehabt?«

»Ich hätte es Dir gerne verſchwiegen, lieber Bergmann. Aber da Du mich fragſt, muß ich Dir Wahrheit ſagen. Als Du fortgegangen warſt, fand ich auf Deinem Tiſche, offen liegend, ein Schreiben dee Kammer, worin —«

»Nun ja, worin ich einen Beeweis und eine Brüchandrohung eehalten habe. Es iſt wahrhaftig nicht zum Aushalten. Sie revidiren nicht, ſie chicaniren. Weil ich es vergeſſen hatte, nach meinem Rechnungs-Extract die paar Pfennige Brantweinſteuer an die Caſſe vor dem letzten des Monats einzuſenden, ſind ſie gleich mit Naſen, Brüchen, Suspenſion u. ſ. w. bei der Hand. Abee was hatteſt Du in meinem Arbeitszimmer zu thun, und Dich um meine Geſchäfte zu bekümmern?

»Ich wollte dort, wie gewöhnlich etwas auskramen, fand das offene Schreiben, und da ich nicht wußte, ob die Magd, die morgen früh das Zimmer reinigt, es auch leſen dürfte, überflog ich deſſen Inhalt, und legte es bei Seite.«

»Das war ſehr vernünftig. Sei nur nicht böſe. Ich weiß auch nicht, wo ich meine Gedanken hatte, daß ich es da liegen laſſen konnte.«

»Deine Gedanken waren wahrſcheinlich bei dem L'Hombretiſche. O dieſe unſeligen Karten; daß Du nicht von ihnen laſſen kannſt. Ich kann die trübe Ahnung nicht verbannen, daß ſie Dich in das Verderben ſtürzen. Sie haben mir manche einſame Stunden verbittert.« —

»Das alte Moralpredigen kann ich nicht leiden; verſchone mich, bitte, damit«, entgegnete er unmuthig. »Uebrigens haſt Du Unrecht, auf das Kartenſpiel ſo erboſ't zu ſeyn. Ich habe jetzt meine Glücksperiode. Heute Abend habe ich wieder 13 Thalee gewonnen. Hier, für Dein zu Hauſeſitzen, haſt Du einen Thaler ab. Dafür kannſt Du zweimal in das Schauſpiel gehen.«

»Nein, fort mit dem Gelde. Behalte es. Du wirſt es vielleicht nöthig haben, wenn die Unglücksperiode kommt, die ſelten lange auf ſich warten läßt. Nicht Worte des Tadels ſind es, die ich zu Dir rede, nur Worte der Warnung, der Pflicht. Möglich, daß ich zu ernſt nehme, was Du zu leicht anſiehſt. Aber gut gemeint iſt, was ich ſage.«

»Ja, das weiß ich, meine beſte Amelie. Ich will auch nur noch dieſe Glücksperiode benutzen, ſo lange ſie währt. Schlägt ſie um, ſo höre ich auf; das ſoll gewiß ſeyn. Darum alſo nicht länger den Kopf geſenkt, und das Auge naß. Der lächelnden Seite des Lebens wende Dein Geſicht zu. Abee jetzt bin ich müde und will zur Ruhe.«

Dieſe Epiſode mag genügen, um einen Blick in die häuslichen Verhältniſſe unſeres Ehepaares und auf ihre entgegengeſetzten Charaktere zu werfen.

(Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Leipzig, 20. November.

Auf allerhöchſten Befehl des Königs iſt die von dem Senate der freien Stadt Hamburg demſelben füe die von ihm und aus dem Königreiche Sachſen der verunglückten Stadt zugefloſſenen Unterſtützungen überſendete Dankadreſſe, wie ſchon früher in Dresden, ſo jetzt auch hier zur öffentlichen Anſicht auf einem Zimmer des Rathhauſes für die Dauer von acht Tagen, von geſtern an gerechnet, ausgeſtellt worden. Einer Beſchreibung derſelben kann ich mich erheben, da dieſe bereits bei Gelegenheit der Ausſtellung in Dresden von der hieſigen Zeitung und andern öffentlichen Blättern vollſtändig mitgetheilt worden iſt.

Vieles Aufſehen im Lande erregt ein in neueſter Zeit vorgekommener Begnadigungsfall. Das betreffende Verbrechen kann kaum anders als mit dem Namen des Vatermordes bezeichnet werden. Am 21. Dezember v. J. wurde nämlich der Gutsbeſitzer und Amtsrichter Harzendorf zu Dittmannsdorf bei Penig, im Bezirke des gräflich Schönburg. Juſtiz-Amtes Rochsburg, in Folge des von ſeiner einzigen Tochter und eines bei ihm in Dienſt ſtehenden Taglöhners, Namens Kronner, gemeinſchaftlich gefaßten Beſchluſſes, deshalb, weil er die eheliche Verbindung Beider nicht zugeben wollte, von Letzterem, nach mehrfachen, ohne Erfolg gebliebenen Verſuchen gegen deſſen Geſundheit und Leben, erſchoſſen. Die Tochter iſt, wie ſich aus der Unterſuchung ergeben hat, als eigentliche Anſtifterin des Verbrechens anzuſehen; die Furcht vor dem Zorne und der Strafe des Vaters bei Entdeckung ihrer aus dem Verhältniſſe zu Kronner hervorgegangenen Schwangerſchaft ließ ſie die bis zum letzten Augenblicke vorhandene Unentſchloſſenheit ihres Liebhabers zur Ausführung der Unthat um ſo kräftiger bekämpfen, indem ſie derſelben die Drohung des Selbſtmordes entgegenſetzte. Noch in dem Augenblicke, als Kronner bereits mit dem Mordgewehre bewaffnet auf dee Lauer lag, konnte nur die Aufreizung durch eine von dem in dee Nähe befindlichen Vater ausgeſtoßene rauhe Drohung gegen ſeine Tochter den noch immer ſchwankenden Entſchluß des Mörders zur vollen Reife und ſofortigen Vollführung bringen. In Folge des ſofort auf die wirklichen Thäter gefallenen Verdachtes wurden dieſe noch in dee Nacht zum 22. Dezember gefänglich eingezogen und waren ohne lange Weigerung ihres Verbrechens geſtändig. Das auf das unzweifelhafte Ergebniß der Unterſuchung hin von dem hieſigen Appellationsgerichte gefällte Todesurtheil wurde nach einer erfolgloſen zweiten Vertheidigung von dem Oberappellationsgerichte einfach beſtätigt. Ganz unerwartet kam daher der Erfolg eines bei dem Könige eingereichten Gnadengeſuches, in deſſen Folge die erkannte Todesſtrafe in lebenslängliche Zuchthausſtrafe erſten Grades verwandelt worden iſt. Letztere haben bereits die Verbrecher auf dem Zuchthauſe zu Waldheim angetreten. Dieſes Endergebniß war um ſo mehr ein unvorhergeſehenes, als ſich im Laufe der Unterſuchung, wie ſchon die volle Gleichförmigkeit der beiden ergangenen Urtel erweiſt, weitere Milderungsgründe nicht ergeben haben, dagegen in früheren Fällen gleiche Verwendung für kaum gleich ſchwere Verbrechee den gleichen Erfolg nicht zu Wege gebracht hat.

Nicht mindee zu reden gibt die im Gange befindliche Unterſuchung wegen eines nicht unbedeutenden Gelddieb-

Digitized by Google

ſtables, welchen der Diener eines auf der Eiſenbahn von hier nach Dresden reiſenden ruſſiſchen Offiziers unterwegs an dieſem begangen hat, angeblich, um ſich dadurch die Mittel zu verſchaffen, ſich der rauhen Behandlung zu entziehen, welche er im Dienſte desſelben zu erdulden hatte. Auf der Station Oberau (bei Meißen) angelangt, benutzte derſelbe die Gelegenheit des daſelbſt mit dem Leipziger Perſonenzuge ſich kreuzenden Dresdener Güterzuges, welcher bekanntlich gleichfalls Paſſagiere befördert, um unbemerkt ſeinen Platz auf jenem mit einem andern auf dieſem zu vertauſchen und ſo ſich mit der Schnelligkeit der entgegengeſetzten Richtungen zueilenden Dampfwagen der Nähe ſeines Herrn zu entziehen. Das Zuſammentreffen verſchiedener Umſtände vereitelte jedoch ſein weiteres Fortkommen und er ward von der Polizei zur Haft gebracht. Nun begann aber ein der Sache ihr beſonderes eigenthümliches Intereſſe verleihender Competenzſtreit, wie er vor Einrichtung von Eiſenbahnen wohl kaum jemals vorgekommen ſeyn mochte, und welcher anzudeuten ſcheint, daß unſere Prozeßgeſetzgebung für die durch Letztere geſchaffenen complicirten Verhältniſſe nicht recht wohl ferner auszureichen im Stande ſey, wenigſtens in ihrer Anwendung auf manchfache neue Verwickelungen und Schwierigkeiten geführt werde. Unter der Annahme, daß die letzte Spur des Verbrechens in Oberau zu ſuchen und gefunden ſey, erachteten die hieſigen Behörden die dortigen Patrimonial-Gerichte für das zuſtändige forum delicti und hatten im Willen, den Gefangenen dahin abzugeben, als ſie dort auf entſchiedenen Widerſtand gegen Uebernahme der Angelegenheit ſtießen, geſtützt auf den Einwand, daß Oberau nur als Ausgangspunkt der keineswegs als Verbrechen zu betrachtenden Flucht des Inhaftirten, nicht aber als Ort des Verbrechens ſelbſt anzuſehen ſey, welches letztere vielmehr dort gar nicht begangen ſeyn könne, ſondern ſchon vor Oberau ausgeführt worden ſeyn müſſe, da die Kürze des Aufenthaltes auf der Station es ganz unmöglich mache, die in Rede ſtehende That und die Flucht während der Dauer desſelben zuſammen zur Ausführung zu bringen. Unter ſo bewandten Umſtänden mußte man ſich um höhere Entſcheidung des entſtandenen Conflictes bemühen, welche dann dahin erfolgte, daß die begonnene Unterſuchung in Leipzig fortzuführen ſey, beſonders da eine dem Zwecke entſprechende Vernehmung des der deutſchen Sprache faſt gänzlich unkundigen Inculpaten bei den Gerichten zu Oberau kaum zu erwarten, jedenfalls die Leipziger Behörde zu derſelben für beſſer befähigt zu erachten ſey, daß aber die durch die Unterſuchung erwachſenden Koſten von dem Patrimonialgerichte genannten Ortes zu erſtatten ſeyen. Es ſteht noch dahin, ob hiemit der Competenzſtreit erledigt ſeyn und ſich die letztgenannte Gerichtsſtelle bei der den eigentlichen Zweck des Patrimonialrichters verfehlenden Entſcheidung beruhigen werde. Es bildet ſomit der Vorfall, abgeſehen von ſeiner anderweiten Eigenthümlichkeit, einen neuen Beitrag zu dem Mißverhältniſſe und zu den Störungen, welche durch den Fortbeſtand der Patrimonialgerichtsbarkeit in die Einheit und den ungehemmten Gang der Rechtsverfaſſung- und Verwaltung dringt.

—l—

*

Mainz, im November.

Ich habe jetzt alle Taſchen voll Neuigkeiten, ſo daß ich gar nicht weiß, mit welcher ich zuerſt Ihre geſchätzten Leſer bedienen ſoll. Ich will indeſſen mit der Kunſt, oder mit dem, was man in unſern Tagen für Kunſt ausgiebt, beginnen. Dreyſchock, der Klaviervirtuoſe, der in hundert Blättern hundertmal Beſprochene, hat im hieſigen Theater zwei Concerte gegeben; das Haus war nur ſehr ſchwach beſucht; indeſſen ward ihm lebhafter Beifall zu Theil. Dreyſchock verrichtet alle jene Finger-Wunder, die ſein Vorgänger und ihn weit überflügelnde Liszt ſchon lange vor ihm verrichtet. Er gehört ebenfalls zu jenen Virtuoſen, die nur mit den Fingern, nicht mit dem Herzen ſpielen. Schon in ſeinen Compoſitionen liegt das Abſichtliche, Gemachte. So hat er hier eine Compoſition für die linke Hand geſpielt und ſich durch ſeine Fingerfertigkeit Beifall erworben. Allein was hat die wahre Kunſt mit ſolchen Künſteleien zu ſchaffen, die ſich auch der Talentloſeſte durch Fleiß und Beharrlichkeit aneignen kann? Dieſe Virtuoſen können nur überraſchen, wenn man ihr Spiel ſieht, nicht wenn man es hört. Sie ſchlagen Purzelbäume auf den Taſten, ſie fallen die Harmonie meuchlings an und treiben Unzucht mit dem Schönen, damit ſie von den Händen der Unverſtändigen applaudirt werden.

Ein hieſiger Gymnaſiallehrer, Joſeph Kehrein, der eine Geſchichte der deutſchen Drama's geſchrieben, beabſichtigt jetzt, ein Wörterbuch aller im Großherzogthume ſich befindenden Mundarten herauszugeben. Ein ſolches Werk iſt ſchwieriger, als man glaubt, und es fragt ſich, ob die nöthige Theilnahme und Unterſtützung ſeine Abſicht begünſtigen werden.

Wollen Sie etwas über unſer Theater wiſſen, ſo wenden Sie ſich gefälligſt an einen andern Sterblichen, den die Unſterblichen mit himmliſcher Geduld begabt. Wahrlich nur derjenige, welcher ſich für 36 Kreuzer Reue erkaufen will, kann eine Anſtalt beſuchen, in welcher viermal wöchentlich die Kunſt unbarmherzig gefoltert wird.

Unſere Atmoſphäre iſt bereits mit carnevaliſtiſchen Atomen geſchwangert. Nächſte Woche iſt große Verſammlung der Narrhalla-Mitglieder zum Behufe einer Comité's-Wahl. Die erſte große Generalverſammlung findet am 5. Januar ſtatt. — Der Kunſtverein hat ſeine Unterhaltungen während der Winterſaiſon eröffnet. Unſer Kunſtverein gehört zu jenen harmloſen Geſellſchaften, in denen und von denen man ſich nie unterhält. Leben Sie wohl!

—m—

*

Paris, den 19. November.

Dieſe Woche war vielleicht im Bereiche dramatiſcher Novitäten die reichſte ſeit dem Beginne dieſes Jahres. Außer den zwei neuen Opern »Don Sebaſtian« und »Maria di Rohan« ſahen wir im Vaudeville: L'homme blasé, Vaudeville in 2 Acten, das ziemlich, in den Folies dramatiques: Le Mariage du Gamin de Paris, Vaudeville in 2 Acten, das ſehr gefiel und auch bereits unter dem Titel: »Die Heirath des Straßenjungen von Paris« in's Deutſche überſetzt iſt; in dem Theater St. Martin: »Louiſe Bernard« von Alexander Dumas, das ziemlich anſprach, und in der Gaité, »Stella,« das Beifall fand. Das iſt doch wahrhafter Ueberfluß an Neuigkeiten! Von Scribe ſoll in dieſer Woche ein neues Luſtſpiel: La tutrice in 3 Acten, und von Paul de Kock eines: Cuisine et Théatre gegeben werden. — Der Don Sebaſtian hat ſich trotz aller Journalreclamen nicht von ſeinem Fiasko erholt; ſchon am zweiten Abende war die Hälfte der Plätze disponibel, vorgeſtern war es noch ärger, obwohl Herr Pillet jeden Abend 1100 Freibillete

Digitized by Google

ausgegeben und an Journalannoncen über 5000 Frcs. bezahlt halle. Die Muſikhändler, Brüder Escudier, die den Verlag der Oper noch vor der Auffühꝛung und auf Treue und Glauben der großen Ankündigungen ziemlich theuer von Donizetti gekauſt hatten, ſind jetzt in Verzweiflung, und die heutige Nummer ihres Journales: La France musicale »rührt alle Trommeln, führt die Völker ins Geſechl«, um der Oper noch ein Renommee zu verſchaffen, allein vergebens; das Publikum hat gerichlet, und von dieſer Inſtanz gibt es keine Appellation mehr. Auch Maria di Rohan ſchleppt ſich nur mühſam fort; geſtern, in der dritten Vorſtellung, waren Plätze leer, was bei den Italienern eine Seltenheit iſt, und die Aufnahme von Seite des Publikums ſehr lau. Donizetti bietet jetzt Alles auf, um dieſe Scharte auszuwetzen, allein da er ſelbſt fuhlt, daß ihm dies mit keiner neuen Oper gelingen dürſte, ſo hat er es bei der Direction der italeniſchen Oper duechgeſetzt, daß ſeine »Anna Bolena,« unſtreitig ſein beſtes Werk, in die Scene geſetzt wird. — Die nächſten muſikaliſchen Novitäten ſind: »Cagliostro,« komiſche Oper von Scribe und Adam; La fortune vient en dormant, komiſche Oper von St Georges und Halevy, und Il fantasma, Opera buffa von Perſiani. — Die Gräfin D'Agoult, eine begeiſterte Verehrerin Liszt's, hat ſich nun auch von Gg. Herwegh begeiſtern laſſen; in dem vorgeſtrigen Feuilleton der »Preſſe« gibt ſie unter dem Namen Daniel Stern, einen großen Artikel über Gg. Herwegh; denn ſie erzählt, er ſey ein ſchöner Mann, mit ſchönen Augen, habe einen Brief an den König von Preußen geſchrieben. und ſey reinlicher gekleidet, als ſonſt die Deutſchen. Merci, Madame la Comtesse!

Die Beſchlagnahmen und Vernichtungen von gefälſchten Weinen dauern hier, in Rouen und an andern Orten fort; obwohl ich mich ſonſt um die Intelligenz- und Tagblatt-Literatur wenig kümmere, ſo iſt mir doch der »Dresdener Anzeiger« in die Hände gekommen, in dem ſich ein Herr Heinrich Schönrock, Weinhändler in Dresden, zum Vertheidiger der franzöſiſchen Weine aufwirft, beweist, daß ächte Weine wohlſeiler ſind, als veefälſchte, (?) und mich auffordert, meine Behauptung über ſtarke Ausfuhr von Bordeauxweinen von Rouen aus nach Deutſchland durch legaliſirte Auszüge aus Export- und Schiffsliſten zu beweiſen, bis dahin aber im Namen Norddeutſchlands meinen Aufſatz als eine öffentliche Verläumdung und Lüge bezeichnet. Hierauf eine kurze Bemerkung: Sobald ſich Hr. Schönrock wirklich als Vertreter Norddeutſchlands legitimiet haben wird, werde ich ihm die gewünſchten Beweiſe dardringen, — bis dahin aber hat Herr Schönrock nichts Beſſeres zu thun, als ſeinen Gäſten und Kunden zu beweiſen, daß er für ſeine Perſon keine gefälſchten Weine bezieht und ausſchenkt, und ich erbiete mich, falls er mir einen Korb ſeiner Bordeauxweine einſenden will, ihm darüber ein competentes und wahrheitsgetreues Urtheil mittelſt Certificats hieſiger gründlicher Oenophilen ausſtellen zu laſſen. Hiemit baſta.

Bouffé, der beſte Schauſpieler Frankreichs, hat geſtern dem Director des Gymnaſetheaters, Hrn. Deleſtre-Poirſon, eine Abfindungsſumme von 100,000 Francs baar auf den Tiſch bezahlt und tritt mit dem 1. Dezbr. zum Variétéstheater übre. — Die talentvolle Madame Volnys mit den ſchwarzen Feueraugen verläßt ebenfalls das Gymnaſe und geht zum Theatee français über. — Der zu einem Jahre Zuchthaus (das Minimum der Straſe) verurtheilte deutſche Tenor Ritſcher, den die hieſigen Gerichtsjournale „premier tenor du théatre imperial de Vienne“ nennen, hat die Appellation an die Cour royale ergriffen. — Es iſt zu bedauern, daß Meyeebeer's Name, der ſo gutmüthig war, ihm bei ſeiner Ankunft in Paris einen Empfehlungsbrief an Baron v. Rothſchild zu geben, in dieſer Angelegenheit genannt wurde.

—p—

Würzburger Theater.

Donnerstag, den 23. November.

Figaro's Hochzeit.

Endlich eine Mozart'ſche Oper, und zwar auf eine des Meiſtees nicht unwürdige Weiſe executiet.

Daß Mozart's Muſik in eben ſo hohem Grade immer neu bleiben wird, als der Text ſeiner Opern immee mehe veraltet, davon lieferte der heutige Abend einen neuen Beleg. Man bekommt Ohrenſchmerz, wenn man ſolche triviale Redensarten, ſolche unzweideutig geſagte Zweideutigkeiten, ſolche gemeine Gemeinplätze auf der Bühne — und noch dazu ſingen hört.. Muß es denn einen Gebildeten nicht anekeln, wenn er z. B. höreh muß, daß Graf Almaviva im Finale des 2. Aktes ſingt: „Komm heeaus, verworfner Knabe! ic. ꝛc.“ Die deutſchen Ueberſetzer fremder Librettos der damaligen Zeit müſſen ſonderbare Begriffe von Poeſie gehabt haben. Es wäre wirklich nicht nur ſehr wünſchenswerth, ja es iſt Bedürfniß, daß einmal ein mit ſolchen Bearbeitungen vertrautee Mann es unternähme, die Textbücher der Mozaet'ſchen Opeen, beſonders des „Figaro“ und „Don Juan“, zeitgemäß umzuformen, ihnen eine edleee Speache zu geben.

Die Aufführung iſt lobenswerth geweſen.

Mad. Hammeemeiſter (Gräfin) war in ihrem Geſange ebenſo untadelhaft, als in ihrem Spiele würdig und edel. — Hr. Deny gab den Figaro gleichfalls recht brav. Ee beſitzt ſchöne Mittel und braucht ſeine Stimme nicht ſtärker zu machen, als ſie wirklich iſt; letzteres führt zu ſchneller Heiſerkeit, wie denn wirklich im letzten Akte ſeine Stimme weniger hell wae. — He. Pichon moderirte ſein ſchönes Oegan diesmal etwas gar zu ſehe, wodurch es namentlich in dem Enſemble zu ſehe verloe. Der Vortrag ſeiner Arie im 4. Akte, ſo wie des vorhergehenden Duetts wae ausgezeichnet ſchön. — Wenn Dem. Baum (Suſanne) auch einige Mal (im Finale des 4 Aktes und an einer Stelle des 2. ꝛc.) nicht genau einfiel, ſo ſang ſie dagegen den übeigen Theil iheer Rolle um ſo ſchönee. So waren die Arietten im 3. und 4. Akte ſehe gut vorgetragen. — Dem. Rochow (Cheeubin) iſt zwar noch ziemlich befangen auf den Brettern, ſang aber ihre Parthie recht gut, beſonders die Arie im 2 Akte: „Ihe, die ihr die Triebe des Herzens kennt,“ bei welchee auch ihre Stimme weit beſſee war. als im 1 Akte. — Die HH. Baumhauer, Dennerlein und Aſcher ſpielten eecht ergötzlich; Heee Gremmer und Mad. Valée genügten nach Kräften. — Beſondere Erwähnung veedient Dem. Heindl, die ihre Ariette im 4. Akte auf eine Art ſang, welche nicht nur zeigte, daß Dem. Heindl Stimme hat, ſondeen auch, daß ſie richtigen Geſchmack und Talent beſitzt und ſich die Ausbildung iheee Stimme angelegen ſeyn läßt.

Was das Orcheſter anlangt, ſo war es im Ganzen präcis und zeigte deſſen Einübung abermals von dem Fleiße des Hrn. Fiſchee. Im Finale des 3. Aktes wae das hohe G des 1. Fagotts (der auch ſein Solo in der Ouverture gar zu piano, faſt unhörbar von ſich gab) bedeutend zu hoch und derſelbe Fall war im letzten Finale mit der 2. Clarinette.

—e—

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 144. Dinstag, 28. November 1843.

Leichtſinn und Pflichttreue.

(Fortſetzung.)

Da ich, ſo erzählt der Richter, mit Bergmann in gar keinen Geſchäftsverhältniſſen ſtand, ſein Umgang in anderen Kreiſen ſich bewegte, als der meinige, ſo iſt es leicht erklärlich, daß ich ihn von Perſon zwar kannte, indem ich ihn regelmäßig am Spieltiſche im Caſino antraf, wenn ich dann und wann dorthin ging. Daher kam es auch, daß ich zwar erfahren hatte, er ſey verheirathet, aber mit wem, war mir unbekannt geblieben, weil es mich nicht im geringſten intereſſirte. Allerlei Klatſchereien über ihn waren mir auch wohl hie und da zu Ohren gekommen. Man ſprach darüber, daß der Mann keinen einzigen Abend ſein L'Hombre verſäume, daß man nicht begreife, wie er das hohe Spiel aushalten könne, da er mehr unglücklich, als glücklich ſpiele. Vermögen beſitze er nicht, die Dienſteinnahme ſey nur mäßig; die Sache werde wohl ein Ende mit Schrecken nehmen, u. dgl. m. So kam es denn auch, Ich erhielt den Auftrag, eine Unterſuchung wider den Steuereinnehmer wegen Unterſchlagung herrſchaftlicher Gelder einzuleiten. Der Mann vom Fache weiß, wie peinlich eine ſolche meiſtens für den Unterſuchungsrichter zu ſeyn pflegt, weil nicht bloß der Schuldige, ſondern der Regel nach deſſen ganze Familie in tiefes Elend geſtürzt wird. Mit ſchwerem Herzen ging ich an mein trauriges Geſchäft.

Ich verfügte mich zu Bergmann, in Begleitung meines Actuars, und traf ihn in ſeinem Arbeitszimmer an. Sei es, daß er mich wirklich von Perſon, oder in meiner Eigenſchaft als Mitglied des Gerichtes, nicht kannte, ſey es, daß ſeine Sicherheit, oder ſein Leichtſinn, ihn die Gefahr nicht ſo nahe glauben laſſen mochte, genug er fragte ganz unbefangen, was zu Dienſten ſtehe. Ich eröffnete ihm, welcher Auftrag mir geworden ſey, und zeigte ihm das ausgefertigte commissorium. Eine Leichenbläſſe überzog ſein Geſicht, ein convulſiviſches Zittern durchzuckte ſeine Gliedmaßen. Ich wußte genug.

»Sie ſehen, ſtotterte er — ich bin gerade ſehr unwohl — ein heftiges Fieber — können Sie nicht morgen — oder —«

»Ich bedauere ſehr,« erwiderte ich, »in einem für Sie ſo ungünſtigen Augenblicke gekommen zu ſeyn, allein unſer Geſchäft leidet, wie Sie ſelbſt es einſehen müſſen, keinen Aufſchub, iſt ja auch überdies bald abgemacht. Nach Ihrem letzten Extracte ſollen 3352 Thaler 17 Groſchen in Caſſe ſeyn, welche von Ihnen bereits hätten abgeliefert ſeyn müſſen. Ihr Hebungsjournal wird ergeben, wie viel Sie ſeitdem eingenommen haben. Dürfte ich es mir ausbitten. Er brachte es; die gehobene Summe war leicht addirt. Sie haben, fuhr ich fort, ſeit dem erſten dieſes Monates 611 Thaler 2 Groſchen eingenommen, es müßten mithin 3953 Thaler 19 Groſchen in Kaſſe ſeyn. Wollen Sie jetzt dieſelbe gefälligſt eröffnen.«

»Ich bedaure,« ſtotterte er noch verwirrter, »ſeit einigen Tagen habe ich den Schlüſſel dazu verlegt, den ich trotz alles Suchens bis auf dieſen Augenblick nicht — wieder — gefunden — habe.«

»Herr Bergmann,« ſagte ich ſtrenge, »ſoll ich zum Schloſſer ſchicken, daß er die Geldkiſte öffne? Sehen Sie lieber noch einmal recht genau nach, Sie finden vielleicht den Schlüſſel.« Er kramte nun in ſeinem Pulte, zwiſchen unordentlich darin liegenden Papieren, und brachte nach einem kurzen ſcheinbaren Suchen den Schlüſſel zum Vorſchein.

»Oeffnen Sie jetzt die Caſſe.« Er zögerte, zitterte. Plötzlich warf er ſich auf ſein Sopha, ſchlug beide Hände vor das Geſicht und rief im herzzerreißenden Tone: —

»Ich bin ein verlorner Menſch; haben Sie Erbarmen mit mir, mit Frau und Kind.«

»Faſſen Sie ſich,« erwiderte ich, »und vor allen Dingen keine Winkelzüge mehr, ſondern freies, offenes Bekenntniß, wenn Sie verlangen, daß man Sie als einen Unglücklichen behandeln ſolle.« »Ach meine arme Familie« jammerte er wiederholt.

(Fortſetzung folgt.)

Griechenlands Zuſtand unter den Osmanen.

Die Kleften.

(Aus dem Neugriechiſchen des Koumas.)

Nach der Eroberung von Konſtantinopel (1453) erhielt der Patriarch und die geſammte chriſtliche Bevölkerung der eroberten Provinzen mancherlei Vorrechte. Durch den Patriarchen gingen alle Geſuche der Chriſten an die Pforte; er verhandelte ihre Angelegenheiten und wachte über ihre Treue gegen die Pforte, worüber er eine beſondere Urkunde (Berat) erhielt. Später wurden dieſe Vorrechte auch den Biſchöfen in den Provinzen ertheilt. Ueber ihnen übten die Proeſte (προέστοι) türkiſch: Kodscha-Baschis) die weltliche Macht. Theils von den Obern, theils von den Gemeinden erwählt, lieferten ſie die Abgaben ihrer Glaubensgenoſſen an die Regierung ab und beſorgten noch andere Geſchäfte. Oft war aber auch der Biſchof zugleich Demogeront (Orts-Vorſteher.) In vielen Familien erbten dieſe Würden vom Vater auf den Sohn, und viele von dieſen um-

Digitized by Google

gaben ſich mit einem Glanze, gleich den Phanarioten. Hatten ſie aber Reichthümer angehäuſt, dann erwartete ſie aber auch gewöhnlich der Strang, um ſich ihrer Güter zu bemächtigen, die den Paſchas zufielen.

Die Griechen in den Städten, Handwerker und Kaufleute, erwarben ſich zwar ihren nothdürftigen Unterhalt, ihre Schiffe gingen nach Smyrna und Aegypten, ihr Handel erſtreckte ſich nach Teutſchland und Rußland, auch wären die Abgaben an die Regierung gerade nicht unerſchwinglich gewesen; allein die Paſchas, ſo wie der gemeinſte Türke machten ihnen durch Grauſamkeit, durch ihre Raub- und Habſucht das Leben zum Fluche. Statt der Bezahlung für Lebensmittel und ſonſtige Bedürfniſſe ſandten die Janitſcharen nur zwei in ein Tuch eingewickelte Bleikügeln; der Kaufmann und Handwerker verſtand nur zu gut den Sinn dieſer Bezahlungsweiſe und beeilte ſich ſtets, das Beſte zu liefern. Ohne Rüge, ohne Strafe wurden die Griechen auf offener Straße in den Städten ermordet.*)

Weniger zwar waren dieſe Gräuel auf dem Lande, aber nur allein aus der Urſache, weil dort nichts zu finden war; dennoch aber machten die Janitſcharen häufige Beſuche in den Dörfern und verfuhren wie in den Städten. Der Grieche war nur Miethsmann, das Land gehörte mit Allem, was darauf war, den Türken. Außer der Kopfſteuer (Karadscha) zahlte der Bauer für ſein Feld, für ſeine Hütte, kurz, er zahlte für Alles, wofür nur eben der Paſcha oder Janitſchar Zahlung forderte. — Im Verhältniſſe hatte der Bauer dieſelben Schreckniſſe, dieſelben Quaalen, wie die Städter, nur nicht deſſen Laſter; aber doppelt und dreifach kamen dieſe Schreckniſſe und Qualen über den Landmann, da die Griechen ſelbſt als Räuber das Land durchzogen und plünderten. Dieſe Räuber, Albaneſen und Griechen, bildeten ſich ſchon in der erſten Zeit, nachdem Griechenland unter dem Halbmonde ſchmachtete, und ſind dieſelben, die jetzt noch unter dem Namen Kleſten (κλέφται oder κλέπται) bekannt ſind.**)

Sie trieben ihr Unweſen im Großen, machten die Wege unſicher, überfielen und plünderten die Dörfer, tödteten die Einwohner und führten einen Theil gefangen in die Gebirge fort, ſchnitten ihnen dort die Ohren ab und ſchickten dieſe den Verwandten zu, indem ſie ein bedeutendes Löſegeld für die Gefangenen forderten; erhielten ſie dieſe nicht, ſo wurden ſie gewöhnlich ermordet. Allmählig griffen ſie auch die Städte an.

Dieſe Streifzüge unternahmen ſie aber nur bei guter Jahreszeit; zur Regenzeit oder im Winter zogen ſie ſich jederzeit in die Gebirge, oder nach Theſſalien und Epirus zurück.***)

Waren nun die Kleſten abgezogen, dann erſchienen die Türken, eine Menge Pfähle mit ſich führend, woran ſie Alle pfählten, von denen ſie erfuhren, daß ſie Kleſten bei ſich aufgenommen. Dieſem Verdachte wurde aber gewöhnlich nur der Wohlhabende unterworfen; dieſe wurden dann gepfählt, und der Paſcha zog ihr Vermögen ein.

Hie und da, z. B. am Olymp, am Oſſa und Pelion und bei Arta ſtanden zwar einige Gebirgsbewohner auf und ſuchten das Land gegen dieſe Kleſten zu ſchützen und bedungen ſich dafür eine Belohnung aus. Allein, erhielten ſie dieſe Belohnung nicht, dann verfuhren ſie, wie die Kleſten ſelbſt, und führten Alles mit ſich fort.

Dieſe Kleſten, zuletzt von den Türken ſelbſt anerkannt und für ihre Zwecke benützt, vererbten ihr Gewerbe auf den Sohn. Der Häuptling hieß Kapitanos, ſein Adjutant Protopalikaris und der ihnen angewieſene Diſtrikt Kapitanat oder Protata (πρωτάτα, — πρωτάτον, eigentlich die Würde eines Kapitanos der Kleſten.) Den offenen Kampf vermeidend, waren ſie Meiſter im Gebirgskriege, ſehr tapfer, und vernichteten jeden Verſuch, den die Türken zeitweiſe machten, ſie zu vernichten.

Aus den früheſten Zeiten ſind die Häuptlinge Bukubolas, Blachabas, Papa Enthymios, Baras und deſſen Sohn Nikos Baras, Baſtekis, Taſſos u. A. gleich berühmt und berüchtigt.

Die Mannſchaft, welche die Kleſten hielten, hießen Palikaris.

Dieſe Verhältniſſe veranlaßten zahlreiche Auswanderungen, namentlich nach Rußland, Oeſterreich, Ungarn, Frankreich u. ſ. w., wo die Auswanderer ſich in Odeſſa, Wien, Trieſt, Peſth und Marſeille niederließen. .... t

---

Liszt für Liſt.

Der berühmte Virtuoſe Franz Liszt verweilte auf ſeiner gegenwärtigen Rundreiſe neulich zu Augsburg. Es mochten ungefähr vierzehn Tage vor ſeiner Abreiſe ſeyn, als der Redakteur des »Zollvereinsblattes«, der treffliche Nationalökonom Friedrich Liſt, eben beim Frühſtück ſaß und auf die Tags zuvor erſchienene Nummer ſeines Blattes einen flüchtigen Blick warf. Da trat der Poſtbote ein und legte ein Paket Briefe auf den Tiſch. Der Nationalökonom öffnete den erſten Brief und war nicht wenig erſtaunt, auf ein Billet zu ſtoßen, das von Patchouly durchduftet war, und deſſen Inhalt lautete: »»Mein genialer Freund! Wie war ich geſtern wieder ſtolz auf Sie. Ihre letzte Nummer — himmliſch! Welcher Geiſt, welche überwältigende Macht liegt in Ihnen. Meine Nerven waren ſo aufgeregt, daß ich die ganze Nacht nicht ſchlafen konnte. Kommen Sie dieſen Abend, mein Kammermädchen wird Ihnen öffnen. Sie finden mich allein. Ihre ſehnſüchtige Thekla.« — Der würdige Verfaſſer des »nationalen Syſtems« legte faſt erſchrocken das Billet aus den Händen. Er beſah nochmals die Adreſſe, um ſich zu überzeugen, daß es wirklich an ihn gerichtet ſey. Die Adreſſe iſt richtig! Er kennt ſich vor Erſtaunen nicht. Daß die Nationalökonomie Damen in Nervenverzückung bringe und zu Stelldichein mit Zofenbegleitung veranlaſſe, das war ihm in ſeiner Praxis noch nicht vorgekommen. — Mechaniſch und zerſtreut griff er nach dem zweiten Brief und las mit noch größerem Erſtaunen: »Good Morning! Großer Mann, Mann der Männer! Bewunderung! Anerken-

---

*) Dies thaten indeß in den neueren Zeiten auch die Griechen. Sie verbrannten namentlich die Juden oder wählten ſie als Ziel für ihre Flinten. Um den Cadaver eines zum Zeitvertreib 1822 in Argos erſchoſſenen Juden rauften ſich nach mehreren Tagen noch die Hunde, zur angenehmſten Augenweide der Griechen.

**) Im Verhältniſſe zur türkiſchen Regierung erſcheinen dieſe Kleſten als freie Bergbewohner, überhaupt als unabhängige Griechen, die gegen die türkiſche Regierung ſich in einer Art von Kriegszuſtand befanden, im Verhältniſſe zu ihrem eigenen Lande und ihren eigenen Brüdern aber als Räuber im ſchrecklichſten Sinne des Wortes.

***) Sieh v. Prebſt's „Erinnerungen ꝛc. ꝛc.“ II. Aufl. Seite 59 und 254.

Digitized by Google

nung! Müſſen mein Freund ſeyn! Heute groß' Diner bei mir. Ohne Sie — Schmerz. Kommen Sie! Meine Landsmänner wollen allen Dank ausſprechen. Dieſen Mittag um 6 Uhr erwartet Sie Ihr ergebener Lionel Hampſton, Peer von England.« — Das iſt Bosheit, Ironie, oder man will mir eine Schlinge legen. Ein Engländer, der mir den Dank ſeiner Landsleute ausſprechen will! Mir, der ich durch Jahre dieſes Volk, das mit ſeiner Induſtrie das theuere deutſche Vaterland überſchwemmt und ausſaugt, aus allen meinen Kräften bekämpfte! — O mein Herr Pair, ſo gar dumm, wie Sie glauben, ſind wir Deutſchen doch nicht. Ich werde Euere Lordſchaft durchprügeln, wenn Sie vielleicht wagen wollten, mit Ihren Freunden mir nahe zu kommen. Wenn der Zollverein auch nicht genug Schutzzölle hat, an Polizeiſchutz läßt er's nicht fehlen.« — Mittlerweile hatte der etwas erhitzte Nationalökonom ein drittes Billet erbrochen, und traute ſeinen Augen nicht, als er folgende Worte las: »Längſt hatte ich den Wunſch, Ihnen einen Beweis meiner Achtung für Ihr großes Talent an den Tag zu legen. Ich überſende Ihnen daher hierbei meinen Orden des grünen Vogels erſter Klaſſe. Mein Miniſter hat den Auftrag, Ihnen die Inſignien ſammt dem Stern zu überreichen. Ihr wohlaffektionirter ***« — — — Der Nationalökonom blieb in ernſtem Sinnen verloren. Durch die lange Zeit ſeiner verdienſtreichen Thätigkeit hatte er wohl mit Gegnern aller Art heiße Kämpfe zu durchfechten gehabt, nie aber hatte ein deutſcher Fürſt den Beruf in ſich gefühlt, den unermüdlichen patriotiſchen Kämpfer durch ein Zeichen von Theilnahme zu ermuntern, um ſo unerwarteter kam ihm nun die Gunſt, um die er nicht nachgeſucht hatte. Und gerade der Orden des grünen Vogels, die Gunſt eines Hofes, von dem er wußte, daß ſeine Schriften und Bemühungen ihm innerlich unbequem ſind. — Will man mir den Mund ſtopfen? rief er plötzlich in Aufregung vor ſich hin. — Glaubt man mich durch Firlefanz zu ködern? — Bei Hermann dem Cherusker, ſie ſollen bald lernen, daß ſie ſich in mir getäuſcht. Der zweite Band meines »nationalen Syſtems« muß jetzt um ſo ſchneller erſcheinen. Ich will Herrn von Cotta drängen, daß der Druck vorwärts gehe, mag ſich darüber ärgern, wer da will. Ich will die Sache vertheidigen trotz aller grünen und rothen Vögel.

Ueberlaſſen wir einen Augenblick den berühmten Advokaten deutſcher Schutzzölle ſeinen aufgeregten Ideen, und klopfen wir an die Thüre eines benachbarten Gaſthofes, in welchem der Künſtler wohnt, der am Abend zuvor durch ſein erſtes Conzert die ehrwürdige Stadt Augsburg in ein Delirium verſetzt hatte, das dem neuromantiſchen Paris alle Ehre gemacht hätte. Der Künſtler ſitzt gleichfalls beim Frühſtück; auf ſeinem bleichen, aber intereſſanten Geſichte ſpiegelt ſich noch die kaum verſchlafene Aufregung des vorigen Abends. Seine lange hagere Geſtalt bildet einen vollſtändigen Gegenſatz zu der behaglichen, etwas ins Breite gehenden Figur ſeines nationalökonomiſchen Nachbars. Der koſtbare Flügel, der aufgeſchlagen in Mitte des Zimmers ſteht, verräth überdieß, daß ſich der Künſtler in ganz anderen Sphären bewegt, als in denen der Differentialzölle und Waaren-Tarife; außerdem beweiſen eine Menge halb angerauchter koſtbarer Cigarrenſtengel, die auf dem Fußteppich umherliegen, daß der Künſtler weder National-Oekonom noch ökonomiſch überhaupt iſt.

Der Lohnbediente tritt gerade ein. — Haben Sie die Briefe von der Poſt geholt? fragte der Künſtler, indem er ſein langes Haar von der ſchönen Stirne zurückſtrich. — Hier ſind ſie, und auch einige Packete; aber es iſt nur ein Theil, da man die mit der geſtrigen Abendpoſt angekommenen bereits dem Poſtboten übergab, der wohl gleich hier ſeyn wird.

Der Künſtler öffnete gemächlich den erſten Brief und las: »Beiliegend überſende ich Ew. Wohlgeboren die erſte Nummer meines fortan unter dem veränderten Titel: »Allgemeines deutſches Gewerbeblatt« erſcheinenden Journals. Obgleich Sie darin manche Polemik gegen ſich finden werden, ſo bin ich doch feſt überzeugt, daß Sie dem Wollen und Streben dieſes Blattes Ihre Achtung ſchenken werden. Die Redaktion.« — Par Dieu! Was ſoll ich mit einem Gewerbeblatt machen? Die Leute glauben wohl gar, ein Clavierſpieler ſey ein Kupferſchmied? Ich habe nun auf genug Journale abonnirt, ſollte ich denken — aber jeden Tag werden mir neue in's Haus geſchickt? Wir brauchen die Preſſe, und ſie braucht vielleicht auch uns. Aber Takt und Tempo in Allem! Ich werde Polemik gegen mich darin finden — ſchreibt man mir. Dadurch glaubt man den Künſtler gewöhnlich zu zwingen. Aber mit ſolchen Mitteln ſollen ſie bei mir nicht ankommen. Mögen ſie ſchimpfen; ich will meinen Kopf aufſetzen und dießmal nicht abonniren! — Er warf das Journal in die Ecke und griff haſtig zum zweiten Brief, deſſen Text jedoch noch weniger geeignet war, ihn in beſſeren Humor zu bringen; der lakoniſche Inhalt deſſelben lautete folgendermaßen: »Herr! Ihre letzte Nummer von geſtern überſtieg alle Gränzen des Erlaubten. Noch einmal wagen Sie ſolches — und Sie ſollen lernen, was Nationalrache und eine engliſche Fauſt vermag. — Ein Englishman.« — Was iſt das? rief der Künſtler in vollem Zorn — meine letzte Nummer von geſtern, meine Variationen über das Thema: God save de King? — Die Handſchrift ſcheint mir bekannt. — Das iſt wohl ja gar das Gekritzel meines bisherigen Bewunderers, des Lord Hampſton! — Ei, Mylord, Sie ſollen kennen lernen, was ein ungariſcher Mann und ſeine Piſtole vermag. Mein Freund, der Fürſt L***, der ſich auf ſolche Explikationen verſteht, ſoll Ihnen meine Karte überreichen, Mylord Flegel — ich will Ihnen den Geſchmack an meinen Variationen durch den Leib jagen.

Mechaniſch griff er nach dem dritten Brief und las: »Ew. Wohlgeboren! Obgleich nicht im direkten Auftrage des Herrn Miniſters mich an Sie wendend, glaube ich jedoch andeutend Ihnen melden zu dürfen, daß eine hohe Perſon ſich leider über Ihre letzte Publikation ſehr ungünſtig ausgeſprochen. Der Ton darin iſt allzu aufregend; vorzüglich wurde getadelt, daß Sie offenbar zu weit ausgreifen, und uns zu Sprüngen veranlaſſen wollen, die eine ganz andere Schule vorausſetzen, als die, welche man in Deutſchland bisher befolgt. Indem ich nochmals wiederhole, daß die Mittheilung durchaus nur eine freundliche und keine offizielle iſt, zeichnet ſich mit voller Hochachtung Ew. Hochwohlgeboren ergebenſter X**, Ritter des grünen Vogelordens vierter Klaſſe.« — Da werde ein Anderer daraus klug! — rief der Künſtler aus. Der Kammerherr Y*** ſchrieb mir vorige Woche, meine jüngſt erſchienenen Etuden haben die Prinzeſſinnen entzückt, und dieſer Brief gibt mir Winke, ich ſoll nicht ſo weit ausgreifen. Par Dieu! am Ende miſchen ſich die deutſchen Regierungen auch in die Muſik und ſtellen Cenſoren auf, damit eine Compoſition nicht allzu

Digitized by Google

aufregend ſey. Bei Beethoven! Ich bin froh, daß ich wieder nach Paris reiſe. Um auf angenehmere Gedanken zu kommen — öffnete der fremde Künſtler jetzt die verſchiedenen Pakete, die alle unter ſeiner Adreſſe angekommen waren. Er errieth halb und halb deren Inhalt. Als ein wahres verwöhntes Kind war es ihm nichts Neues mehr, nach jedem Conzerte mit ſüßen Souvenirs, mit duftenden Stickereien, Verſen, Blumengewinden von anonymen und halbanonymen Damenhänden beſchenkt zu werden. Lächelnd und im Voraus an dieſen zarten Huldigungen ſich weidend, nahm er die Scheere und ſchnitt die diesesmal ſehr groben, gar wenig weiblichen Enveloppes der Pakete auf. Das erſte, das er öffnete, enthielt ein Stück Sohlenleder mit der Ueberſchrift: »Proben aus der X.ſchen Lederfabrik;« das zweite einige Streifen dicken Flanells, das dritte ein Dutzend kleiner eiſerner Nägel, mit der Bemerkung, daß ſie mit der neuen Dampfmaſchine, 15,000 in einer Stunde, erzeugt ſeyen, das vierte einige Seidenwürmer. — Der Künſtler brach in ein lautes Gelachter aus; alle bisherigen Briefe und Pakete waren ſchlechtweg »Herrn F. Liſt« bezeichnet geweſen, und »der geniale Künſtler« hatte nicht den Kleinigkeitsgeiſt, ſich viel um die Orthographie ſeiner Correſpondenten zu kümmern. Das Nägelpaket hatte jedoch den Nagel auf den Kopf getroffen. Die Adreſſe lautete: Herrn Friederich Liſt, Dr. — Des Künſtlers Name iſt, wie unſere Leſer es längſt errathen, Franz Liſzt.

Raſch ſchlug dieſer den Weg zu ſeinem Nachbar ein, und fand dieſen in ſeinem Vorzimmer, als Martyrer in der Mitte von einem Dutzend Bedienten und Kammermädchen, die ihm von ihrer Herrſchaft Blumenſträuße, Stickereien, Verſe, Einladungen zu Diners u. ſ. w. überbrachten, und die alle behaupteten, an Herrn Liſzt abgeſchickt zu ſeyn. — Mein Gott, iſt denn der deutſche Enthuſiasmus plötzlich toll geworden! rief der berühmte Nationalökonom lachend aus. — Im Gegentheil, geſcheit iſt er plötzlich geworden! — rief der wahre Liſzt jetzt eintretend aus — ja, mein edler Freund, der deutſche Enthuſiasmus wendet ſich endlich Demjenigen zu, dem er ſo reich gebührt. Lachend ſchutteln ſich die Namensvettern die Hände. —

Und nun laſſen Sie uns austauſchen.

Hier Ihre Bouquets und Ihre Stickereien.

Hier Ihr Sohlenleder, Ihren Flanell, Ihre Dampfnägel.

Hier das duftige Billet-Doux mit dem Stelldichein und der Zofenbegleitung.

Hier die Nummern des allgemeinen Gewerbeblattes.

Hier die offizielle Ernennung zum Ritter des grünen Vogels aus * * * *.

Hier die »nicht offizielle« Naſe, die man Ihnen ſendet, gleichfalls aus * * * *. Glauben Sie mir, dieſe Naſe iſt ſo viel werth, als meine Ernennung. Es zeigt, daß Ihre Schriften noch mehr aufregen, als mein Piano.

Hier ein Billet von einem Engländer.

Hier ein Ditto.

Der Engländer gehört uns gemeinſchaftlich. Wir müſſen uns an ihm rächen.

Ich ſchicke ihm eine Ausforderung.

Nicht doch; Friede in Deutſchland! wir ſchicken ihm als Antwort das Sohlenleder und den Flanell, da wird John Bull genug ſich ärgern, wenn er ſieht, wie weit unſere deutſche Induſtrie bereits iſt.

Bravo!

Die Genien des Zollvereins und der Tonkunſt ſchauten lächelnd aus dem ſiebenten Himmel herab auf die Gruppe. (Grenzb.)

Correſpondenz.

Frankfurt, 23. November.

Die am Montag ſtattgehabte vierte Aufführung der »Antigone« zog wieder ein ſo ſtarkes Publikum an, daß ſich die Direktion gewiß bewogen finden wird, die Tragödie bald zu wiederholen. Der Darſtellung des Königs Kreon durch Hrn. Baiſon ward wieder großer Beifall, auch ward Dem. Lindner als Antigone ſtark applaudirt; wie es ſcheint, nahm ſich die treffliche Künſtlerin in ihrem Spiel auch diesmal etwas mehr zuſammen, um dem Vorwurfe des falſchen Pathos zu entgehen. — Das vorgeſtern von Prume im Theater gegebene letzte Konzert war ziemlich gut beſetzt und namentlich erntete der renomirte Violinvirtuos für den Vortrag ſeiner »Melancolie« großen Beifall. Es wird morgen nochmals im Muſeum auftreten. —ſſ—

Notizen-Blatt.

Marryat erzählt in den Travels and Adventures of Mr. Violet Nachſtehendes von einem Ungeheuer, welches ſich in den Sümpfen und Löchern am rothen Fluſſe (in Weſtlouiſiana) aufhalten ſoll: Wenn ein unerfahrener Reiſender in einem Sumpfe ſein Pferd ſinken ſieht, iſt ſeine erſte Bewegung, ſich vom Sattel zu werfen und nach einem Rohrgebüſch zu ſchwimmen oder zu waten. In einem ſolchen Fall wird er aber gewöhnlich einem Cawana zur Beute. Dies iſt ein furchtbares Unthier, das die Naturforſcher Europa's noch gar nicht kennen: es iſt eine ungeheure Schildkröte mit Kopf und Schweif eines Alligators, die es aber nicht einziehen kann; die Schale iſt anderthalb Zoll dick und undurchdringlich wie Stahl. Das Unthier liegt in Löchern auf dem Grunde ſumpfiger Flüſſe, ſeine Schale mißt oft 10 Fuß in der Länge und 6 in der Breite, ohne Kopf und Schweif zu rechnen, was dem Unthiere eine Länge von 20 Fuß geben muß. Eine ſolche unförmliche Maſſe iſt zwar keiner ſchnellen Bewegung fähig, aber im Sumpfwaſſer erreicht es doch leicht ſeine Beute. Große Cawanas wurden nie lebendig gefangen, obwohl man beim Ableiten von Teichen Schalen von 12 Fuß Länge fand. Die Pflanzer von Weſtlouiſiana haben oft zu wiſſenſchaftlichen Zwecken danach gefiſcht, und zwar Hunderte von kleinen gefangen, niemals aber ein großes an's Ufer ziehen können, da dieſe Ungeheuer Klauen, Kopf und Schweif ſo tief in den Schlamm vergraben, daß keine menſchliche Kraft ſie losreißen kann.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 145. Donnerſtag, 30. November 1843.

Leichtſinn und Pflichttreue.

(Fortſetzung.)

Die in der angränzenden Stube ſitzende Frau hatte die Ausrufungen gehört und ſtürzte jetzt ängſtlich zu uns herein, mit der Frage, was hier vorgehe. Ich war nicht fähig, ihr das fürchterliche nun offenbarte Geheimniß zu entdecken, noch weniger Zeuge der nachfolgenden Scene zu ſeyn. Ich trat vielmehr in die Wohnſtube, zog die Thüre hinter mir zu, und ließ das unglückliche Paar allein, mit ſeinem Kummer, mit den Vorwürfen, die der Schuldige über ſich ſelbſt ergoß. Nach einer Viertelſtunde unterbrach ich das troſtloſe Zwiegeſpräch, um das Geſchäft zu Ende zu bringen. Der Caſſabehalt wurde nachgezählt; es fanden ſich nicht einmal 200 Thaler darin vor, und es ergab ſich mithin ein Caſſendefect von faſt 3800 Thalern. Ich fragte ihn, ob er im Stande ſey, das Fehlende herbeizuſchaffen, oder ſogleich zu decken. Statt aller Antwort, zuckte er mit den Achſeln. Ich erklärte, unter dieſen Umſtänden in die Nothwendigkeit verſetzt zu ſeyn, ihn zu verhaften. Die Frau gerieth hierüber faſt in Verzweiflung. Vergebens war es, daß ſie ſich erbot, ihre ganze Ausſteuer zur Deckung herzugeben. Auch dieſe, in Verbindung mit der geleiſteten Caution, reichte nicht hin, das Fehlende zu erſetzen.

»Kann ich denn nicht wenigſtens meinem Manne die Schmach der Verhaftung damit erkaufen?« flehte ſie.

»Auch das nicht«, entgegnete ich. »Und was würde es Ihnen helfen, ihm dieſe kurze Freiheit durch ein ſo großes Opfer zu verſchaffen, da Ihnen doch wahrſcheinlich eine lange Trennung bevorſteht?«

»Hat denn Bergmann ein ſo ſchweres Vergehen ſich zu Schulden kommen laſſen? Ich beſchwöre Sie, ſagen Sie mir, welche Strafe wartet ſeiner?«

»Darüber kann ich mich unmöglich äußern, da ich weder den Grad der Verſchuldigung kenne, noch eine entſcheidende Stimme habe. Nur eines möchte ich Sie jetzt fragen, Herr Bergmann. Haben Sie irgend eine Fälſchung in ihren Büchern, in Ihren Reſtantenliſten begangen?

»Nein,« erwiderte er, »keine einzige.«

»Gottlob. Das freut mich um ihrer Beider willen. Sie haben alsdann doch wenigſtens das Zuchthaus nicht zu fürchten.«

»Wie aber, wenn der Defect erſetzt wird?« fragt er weiter.

»Dann würde Sie wahrſcheinlich nur der Verluſt ihres Dienſtes und eine Disciplinarſtrafe treffen,« erwiderte ich.

»Sollte nicht Dein Onkel Lautenberg etwas für uns thun?« fragte er ſeine Frau. Sie ſchüttelte verneinend, oder zweifelnd mit dem Kopfe.

»Lautenberg?« fragte ich, »der Bruder des Major Lautenberg? Sie ſind die Amelie, welche dieſer vor mehreren Jahren zur Erbin einſetzte, als ich ſein Teſtament aufnahm?«

»Ja, die bin ich.«

»Alsdann«, ſagte ich, »rechnen Sie auf jede Theilnahme an Ihrem Schickſale, welche meine Pflicht nicht verbietet. Wenden Sie ſich getroſt an mich, wenn die Erfüllung eines Ihrer Wünſche in meiner Macht ſteht.« Ich betonte dabei das Wort Sie ſtark, um damit anzudeuten, daß er eben nicht große Anſprüche an dieſe Theilnahme zu machen habe. Er verſtand dies auch ſehr gut, und ſchlug beſchämt die Augen nieder. Dieſe anſcheinende Härte war nothwendig, um ſogleich unſere Verhältniſſe zu einander auf den richtigen Standpunkt zu ſtellen.

»Um Ihnen ſogleich einen Beweis meiner Achtung zu geben,« fuhr ich fort, »verlaſſe ich Sie jetzt, ohne nur Ihren Mann ſogleich mit mir zu nehmen, was ich der Strenge nach müßte. Allein unter Aufſicht muß ich ihn ſtellen, und ernenne Sie zu ſeinem Wächter. Um Aufſehen zu vermeiden, führen Sie ihn heute Abend, nachdem es dunkel geworden iſt, in mein Haus. Wollen Sie bis dahin für ihn haften, für ihn einſtehen, daß er nicht entweiche, ſo geben ſie mir darauf Ihren Handſchlag. Es möchte ſeyn, daß noch ein Fingerzeig von meiner Seite Ihnen einige Freude bereiten könnte. Die Stube, welche Ihr Mann für das Erſte bewohnen wird, iſt nicht beſonders gut möblirt. Wenn ſie etwas zur bequemeren Einrichtung beitragen wollen, ſoll es Ihnen bereitwillig geſtattet ſeyn.«

Mit einem herzlichen Danke entlaſſen, ließ ich das unglückliche Paar allein. Am Abende hörte ich ein kurzes, leiſes Schluchzen unter meinem Fenſter, und bald darauf meldete ſich Bergmann als Arreſtant, ohne daß ſeine Frau ihn zu mir hereinbegleitet hätte. In der ferneren Unterſuchung legte er ein offenes, reumüthiges Geſtändniß ab, welches ich hier theilweiſe wörtlich mittheile, ſo wie es zu Protocoll genommen iſt. Nach der Einleitung über ſeine früheren Lebensumſtände fährt er ſo fort:

»Mein Verderben war das Spiel. Seit meinem neunzehnten Jahre liebte ich es, meine müſſigen Abend- und nicht ſelten ſogar auch Morgenſtunden mit den Karten in der Hand hinzubringen. Ich ſpielte meiſtens ſehr glücklich, wodurch die Luſt am Spiel, die ſich eben ſowohl des Spiels als ſolchen, wie auch des Gewinnſtes wegen erfreute, ſich vermehrte. Im Geſellſchafts- wie im Hazardſpiel zeigte ſich mir das Glück lange Zeit

Google

günſtig. Nachdem ich die Steuereinnehmerſtelle erhalten hatte, trat ich als Mitglied in das Caſino ein, wo höher geſpielt wird, als ich gewohnt war. In dem erſten Jahre war mir auch hier das Glück gewogen, dann aber wandte es mir plötzlich den Rucken. Ich verlor bedeutende Summen, hoffte von Tag zu Tag das Verlorne wieder zu gewinnen und verlor noch mehr. In der Hoffnung, das Glück ſey nur launiſch und müſſe bald wieder mir geneigt werden, that ich den erſten Griff in die mir anvertraute Caſſe. Doch vergebens; in einem Jahre hatte ich **500** Thaler verloren, die ich nicht beſaß. Der Defect mußte erſt verheimlicht, dann erſetzt werden. Da flüſterte mir ein Dämon den Gedanken ein, auf eine leichte Art zu dem Gelde zu gelangen, und zwar durch das verführeriſchſte aller Glücksſpiele, nämlich durch das Lotto. Doch ich wollte ganz ſicher gehen. Ich rechnete ſo. Mit der allergrößten Wahrſcheinlichkeit kommt von **10** Nummern in zehn verſchiedenen Ziehungen eine heraus. Doublirte ich nur die Einſätze von **1** Thaler auf jede Nummer ſo lange, bis eine dieſer **10** erſchien, ſo hatte ich auf einen zwar nicht großen aber ſicheren Gewinnſt des unbeſtimmten Auszugs zu rechnen. Eine Zeit lang bewährte ſich dieſer Calcul; ich gewann in einem Jahre gegen **150** Thaler. Doch einmal mißglückte die Operation. Zum fünftenmale doublirte ich; es ſchlug fehl und der Collecteur erklärte, einen ſo hohen Einſatz, wie den folgenden, nicht annehmen zu wollen. Jetzt mußte Alles gewagt werden. Ich ſetzte noch dreimal die Summe von mehreren Hunderten ein; ſie blieben wie die andern in die Höhle jenes gefräßigen Ungeheuers, des Lottos. Ich war ein verlorener Mann. Selbſt die in dieſem Monate gehobenen Steuern mußten dahin wandern, einen verzweifelten Verſuch zu wagen. Auch dieſer ſchlug fehl. So ſtehe ich denn hier als ein Verbrecher, als ein Opfers des Lottos und meines Leichtſinns.«

(Fortſetzung folgt.)

Die Hetärie.*)

(Aus Zinkeiſen's „griechiſcher Revolution.“)

Schon mit Ausgang des **18.** Jahrhunderts gab ſich eine mächtige Verändeerung unter den Griechen kund, wozu ohne Zweifel Rußland, die franzöſiſche Revolution und der Handel einen gewaltigen Impuls gegeben haben mögen. — Den erſten Plan zu einem allgemeinen Aufſtande entwarf ſchon Rhigas; er büßte dafür mit dem Leben, allein ſchon hatte ſeine berühmte Ode auf die Freiheit Eingang bei den Griechen gefunden.

Nach ihm entwarfen Kolokotronis, Ali Phaemakis und Epthimios Blacharas (**1806**) verſchiedene Pläne zur Befreiung Griechenlands. Alle ſcheiterten, bis die Griechen endlich in der Hetärie das Mittel einer allgemeinen Mittheilung und Verbreitung ihrer Ideen, ihrer Wünſche und Hoffnungen ſuchten und auch fanden.

Die Hetärie war ein politiſcher Verein wiſſenſchaftlich gebildeter Männer. Ihre Entſtehung iſt in ein Geheimniß gehüllt. Einige behaupten, daß der vormalige Hoſpodar der Wallachei, Alex. Maurokordatos, der lange Zeit als Verbannter in Rußland lebte, ſie um den Anfang dieſes Jahrhunderts mit dem vorgeblichen Zwecke, die Erziehung zu fordern, geſtiftet habe. Andere dagegen ſchreiben Rhigas dieſes Verdienſt zu und ſetzen folglich den Urſprung höher hinauf. Gewiß ſcheint zu ſeyn, daß ſeit den Zeiten der franzöſiſchen Revolution einige Griechen auf Pläne zur Befreiung ihres Vaterlandes dachten. Zu ihnen gehörten Alex. Ypſilantis Vater, welcher im Geheimen die Servier aufreizte und mit Geld unterſtützte, und Anthymos Ghazis, ein Theſſalier und ausgezeichneter Gelehrter, einer von Rhigas Genoſſen und Herausgeber einer litterariſchen Zeitſchrift, die zu Wien in neugriechiſcher Sprache erſchien. Jedoch bekam die Hetärie erſt i. J. **1815** als politiſche Vereinigung beſtimmte Geſtalt und Feſtigkeit, als nämlich die Griechen, welche erwartet hatten, daß der Congreß zu Wien in den Angelegenheiten des öſtlichen Europas eine Veränderung machen würde, ihre in dieſer Beziehung gehegten Hoffnungen vereitelt ſahen und ſich entſchloſſen, Maßregeln zu ergreifen, um ſich ſelbſt zu befreien. —

Der ausgezeichnetſte ihrer Nation war zu der Zeit der Graf Kapodiſtrias von Korfu, welcher im J. **1812** als einfacher Privatſecretär des Admirals Tſchitſchakoff in ruſſiſche Dienſte trat und ſich ſelbſt zum Cabinetts-Miniſter und Secretär des Kaiſers Alexander erhob. Indem er alle Plane des offenen Widerſtandes gegen die Pforte von ſich wies, betrieb er die Sache mit vieler Vorſicht und Geſchicklichkeit und gründete eine Geſellſchaft unter dem Namen „Muſenfreunde,“ deren offen erklärter Zweck war, unter den Griechen die Wiſſenſchaften zu befördern, und gewann dafür den Schutz von Königen und Fürſten. — Nachdem er ſo die Hetärie in die Welt geſetzt hatte und wohl wußte, welchen Weg ſie unvermeidlich nehmen müſſe, gab er alle öffentliche Oberaufſicht über dieſelbe auf und zog ſich zurück, ihre Bewegungen aber unverrückt im Auge behaltend. Die Folge davon war, daß ſie ſogleich eine gänzliche Umwandlung erfuhr.

Es iſt ungewiß, wer eigentlich dieſe Verwandlung herbeiführte, eben ſo wenig, wer den Eid erfand und die Statuten der Geſellſchaft entwarf.

Folgendes iſt eine gedrängte Ueberſicht von den Grundſätzen, Anordnungen und den fünf Graden der Geſellſchaft.

Jedes Mitglied hatte das Recht, Andere, jedoch nicht ohne eine ſtrenge Prüfung ihres Charakters, einzuweihen. Der Eingeweihte (Νεόφυτος) beſchwur, nachdem er eine lange vorläufige Prüfung über die kleinſten Umſtände in Bezug auf ſein früheres Leben, ſeine Lage, ſein Alter, ſeine Ausſichten, ſeinen Geburtsort beſtanden hatte, auf den Knieen und in der Stille der Nacht, ſeinem bedrangten Vaterlande treu zu ſeyn, auf deſſen Wiedergeburt hinzuarbeiten, weder die Geheimniſſe der Geſellſchaft, noch den Namen Deſſen zu entdecken, der ihn eingeweiht, und ſeine nächſten, theuerſten Verwandten umzubringen, wenn ſie ſich des Verrathes ſchuldig machen ſollten.*) Dann ward er in die erſte Klaſſe der Adoptivbrüder (ἀδελφοποιητοί) aufgenommen, in welche alle Griechen wahlbar waren, welche aber weiter nichts erfahren durften, als daß man einen Plan entworfen habe, den Zuſtand Griechenlands zu verbrſſern. (Weil die erſte Klaſſe die zahlreichſte war, ſo kam es

---

*) Ἑταιρεία: Geſellſchaftsverein; ἑταῖρος, ἑταῖρα: Freund, Freundin.

*) Siehe v. Predl's Erinnerungen ꝛc. II. Aufl. S. 77.

Digitized by Google

auch, daß man häufiger von dem Adelſtate (ἀδελφοσύνη, συναδελφότης: Bruderſchaft). ſprechen hörte, als von der Hetärie, wovon nur die höheren Klaſſen die Bedeutung kannten. D. E.) Ein beſonderes Geſetz ſchloß jedoch die Wallachen und Skioten aus, da man ſie nicht für glaubwürdig hielt; nur in der letzten Zeit kamen Ausnahmen vor.

Die nächſte Klaſſe waren die Syſtimenoi (Συστημένοι) oder Junggeſellen; dieſe wurden mit etwas mehr Unterſchied gewählt und erfuhren, daß der Zweck der Geſellſchaft wäre, eine Revolution zu bewirken.

Die dritte Klaſſe, welche man Prieſter von Eleuſis nannte, wurde aus den beſſern Klaſſen der Geſellſchaft genommen und erhielt die Mittheilung, daß der Zeitpunkt des Kampfes herannahe, und daß in der Hetärie noch höhere Grade exiſtirten, als der ihrige.

Der vierte Grad, der der Prälaten, überſtieg nie die Zahl von 116 Mitgliedern, unter denen ſich aber einige der ausgezeichnetſten Männer der Nation befanden, welche, als völlig Eingeweihte die Aufſicht über verſchiedene Diſtrikte erhielten und mit dem großen Rathe (μεγάλη ἄρχη), oder dem Verwaltungsausſchuſſe in unmittelbarer Correſpondenz ſtanden. Dieſer letzte ſoll 16 geheimnißvolle berühmte Namen enthalten haben.

Die Befehle des großen Raths waren in Chiffer-Schrift abgefaßt, und mit einem Siegel verſehen, das in 16 Fächern eben ſo viele Anfangsbuchſtaben trug. Man ſetzte von jedem Hetäriſten voraus, daß er nach ſeinen Mitteln und gemäß dem Grade, den er einnahm, zu Kaſſe der Geſellſchaft beitragen werde, welche zur Verfügung des großen Raths ſtand. Ein Neophyt konnte kaum weniger als 50 Piaſter geben und 200 — 1000 Piaſter waren die gewöhnlichen Beiträge der höheren Grade.

Die Symbole und Erkennungsworte waren folgende: Für die I. Klaſſe ein Händedruck auf der Bruſt und die Worte: Sipsi[*]) und Sarrukia[**]), und zwar ſo, daß der fragende Theil bei der Unterhaltung Gelegenheit nahm, das erſte Wort zu gebrauchen, worauf der Andere mit dem zweiten antwortete.

Für den II. Grad (συστημένοι) war es gewöhnlich, nach dem Namen der Mutter des Antwortenden zu fragen, welcher in Chifferſchrift auf der Rückſeite des Empfehlungsbriefes geſchrieben war, welchen ſie von den Provinzialvorſtehern als Bürgſchaft dafür, daß ſie treue Brüder ſeyen, bei ſich führten; dann ſprachen ſie Einer nach dem Andern die Silben aus, welche das Wort London bilden.

Die geheimen Redensarten der eleuſiſchen Prieſter waren: πῶς ἔχεις und ὡς ἔχεις. Dieſe beiden Ausdrücke haben einen doppelten Sinn, je nachdem ſie mit Omikron oder Omega geſchrieben werden, aber ihre Ausſprache bleibt faſt dieſelbe; — πῶς ἔχεις bedeutet: »Wie befindeſt du dich?« und ὡς ἔχεις: »So gut wie du.« — πὸς ἔχεις hingegen bedeutet: »Wie viel haſt du?« und ὅς ἔχεις: »So viel wie du haſt.«

Der Fragende wiederholte dann: πὸς, und der Antwortende erwiederte: Sechszehn;« hierauf fügte der Erſte hinzu: »Haſt du nicht mehr?« und der Zweite gab zur Antwort: »Sage mir das Erſte, ſo will ich dir das Zweite ſagen.« Hierauf wechſelten ſie die Silben, welche das türkiſche Wort Hakyke (Gerechtigkeit) ausmachen. Ihre Erkennungszeichen waren eine eigenthümliche Berührung der Hand, dann ließen ſie die Glieder der Mittelfinger knacken, ſchlugen die Arme unter und wiſchten ſich die Augen. Dieſe Zeichen gingen ſtets den Worten voraus.

Die Prälaten erkannten ſich dadurch, daß ſie, indem ſie ſich gegenſeitig die Hände ſchüttelten, mit dem Vorfinger die Handwurzel drückten, den Kopf auf die linke Hand ſtützten und die rechte Hand auf das Herz legten. Als Antwort hierauf rieb man ſanft die Stirne. Der fragende Theil ſprach dann nach einander die den drei erſten Klaſſen beſtimmten Worte aus, und wenn der Andere richtig antwortete, ſo vollendeten ſie ihre Erkennung dadurch, daß ſie gegenſeitig die Silben Va — an — ra — da ſagte.

Alle Grade, ausgenommen der niedrigſte, erhielten Patente. Wenn Einer als Neuling aufgenommen wurde, ſo übergab er dem, der ihn einweihte, eine Summe Geldes für die allgemeine Kaſſe und einen in gewöhnlicher Schrift geſchriebenen Brief in folgenden oder ähnlichen Ausdrücken: »Ich, Namens . . . . ., geboren zu . . . . ., dem Stande nach . . . . ., habe, obgleich ich jetzt zu dem Alter von . . . . Jahren gelangt bin, noch nicht Zeit gehabt, irgend einem nützlichen Zwecke eine Gabe zu widmen; daher weiſe ich dir . . . . gegenwärtig die Summe von . . . . . Piaſtern an, welche dem Kloſter (oder der Schule) zu . . . . ausbezahlt werden ſollen.« — Der Signatur war eine Chiffer beigefügt, welche dazu diente, die Richtigkeit der Briefe ſpäter bei dem dirigirenden Ausſchuſſe, welcher ein Verzeichniß der Namen mit den ihnen beigegebenen Zeichen, ſo wie eine Quittung der bezahlten Summe enthielt, zu erkennen. Außerdem bemerkte der Neophyt an der einen Seite des Papieres ein geheimes Zeichen, welches der, welcher ihn eingeweiht hatte, nicht zu ſehen bekam und welches der große Rath gebrauchte, um ſpätern Mittheilungen an die eingeweihte Perſon Gültigkeit zu geben. Das Geld, der Brief und die Quittung deſſen, welcher das Geld empfangen hatte, ging durch die Hände des Provinzial-Vorſtehers, welcher ſie dann zur Hauptquelle ſchickte.

Der große Rath der Hetärie nahm ſeinen Sitz in Moskau und ſendete von da ſeine Apoſtel über Odeſſa, Jaſſy und Bukareſt nach Griechenland. — Urſprünglich war das Jahr 1825 als die Zeit des Aufſtandes feſtgeſetzt, allein ſchon im Jahre 1820 traten Umſtände ein, welche dieſe Zeit näher rückten, ſo daß ſchon im Jahre 1821 man Griechenland in vollem Aufſtande gegen ſeine Unterdrücker ſah.

Die erſten Hetäriſten auf Morea waren Anagnoſtaras, der eigends in dieſer Sache aus Rußland kam, wo beſonders der Graf Galati aus Ithaka, aber in Moskau lebend, thätig war; dann der Mönch Neophytos und Anagnoſti Harvalis in Tripolitza, der Biſchof Germanos in Patras, die Primaten Andreas Zaïmis und Londos in Voſtitza, der Biſchof Prokopios in Kalavrita, Papa Alexis in Phanari, Koganitza in Miſtra und Kanellos Delhiyannis in Karitene.

An die Spitze der Hetärie ſtellte ſich Fürſt Alex. Ypſilantis, als er i. J. 1820 den Angriff auf die Moldau und Wallachei beſchloß. . . . . l.

*) Sips, eine alban. Bezeichnung für Pfeife.
**) Sarrukia, Sandalen.

Würzburger Theater.

Die Geſchwiſter, von Leutner, welche vergangenen Freitag gegeben wurden, fanden eine ſehr gerundete Darſtellung. Sämmtliche Hauptpartien waren in den beſten Händen und das Zuſammenſpielen gieng vorzüglich.

Hrn. Deny's Darſtellung ſeiner Rolle ſtimmt nicht ganz mit unſrer Anſicht überein, ſo weit ſie die erſte Hälfte derſelben betrifft. Wir wollen hiemit nicht behaupten, als ob unſre Meinung die richtige ſey, ſondern ſie ihm nur zur Ueberlegung auseinanderſetzen. Hr. Deny ſprach ſchon die erſten Scenen, vorzüglich die Monologe, mit allem Aufgebote dramatiſcher Mittel. Wir geſtehen ein, daß ſie ihre Wirkung hiedurch nicht verfehlen, glauben aber, daß der allgemeine Ton der Reflexion, wie er in dieſem Charakter vorherrſchend iſt, ruhiger gehalten werden ſollte, damit gerade die charakteriſtiſchen Stellen um ſo ſchärfer hervortreten. Sogar als der Advokat ſich für den Beſuch des Präſidenten bedankt, ſprach Hr. Deny auf emphatiſche Weiſe, die doch wohl hier nicht an ihrer Stelle iſt. Ganz einverſtanden ſind wir aber mit der Haltung des Advokaten nach dem Brande. Die leidenſchaftliche Scene mit dem alten Bedienten war ganz vorzüglich und eben ſo gelungen die andere mit dem Baron. — Dem. Hausmann bewährte ſich in der Auffaſſung und Durchführung ihrer ſchwierigen Rolle abermals als vorzügliche Schauſpielerin. — Hr. Wohlſtadt zeichnete eben ſo gut die bittere Stimmung Wildenbergs, als die Liebe und feſte Entſchloſſenheit desſelben. — Warum war der Adjutant des Fürſten faſt wie ein Bedienter gekleidet?

* * *

Das Stückchen, welches Hr. Chriſtl zu ſeinem Beneſice für den nächſten Donnerstag gewählt hat, wird gewiß Jeden recht gut unterhalten; es gibt im 1. Akte eine Schilderung der ſchlichten Zuſtände unſerer Vorfahren, im 2. Akte ſchon als ziemlichen Contraſt unſere jetzigen Verhältniſſe, und im 3. Akte endlich ein Gemälde, wie es ungefähr in 100 Jahren bei uns ausſehen wird. Da läßt denn Hr. Bäuerle ſeiner Phantaſie und ſeinem Witze freien Lauf, und die ſeltſamſten Capriccios kommen zum Vorſcheine: Dampfballons, Dienſtmägde, welche ſich mit ihrer Herrin überwerfen, weil ſie nicht ins Bad reiſen dürfen ꝛc. ꝛc. Uebrigens wird das ganze Perſonal unſerer Bühne mitwirken, und das Stück iſt den Localverhältniſſen Würzburgs angepaßt worden.

—t—

Notizen=Blatt.

(Miscellen.) Zu Frankfurt a. M. geht man, nachdem das Standbild Karls des Großen auf einem der vier Halbrunde der Mainbrücke errichtet iſt, jetzt damit um, auch die übrigen drei Halbrunde in gleicher Weiſe zu verzieren. Es hat ſich zu dieſem Behuſe ein Comite gebildet, das für dieſen Zweck die Standbilder des erſten und des letzten Habsburgers (Rudolph I. und Franz II.) und Karls IV. vorſchlägt, der die goldene Bulle verlieh, die noch jetzt auf dem Römer vorgezeigt wird.

Man ſchreibt aus Paris: Die junge und ſchöne Herzogin von Plaiſance, deren Flucht mit dem Prinzen Belgiojo im vorigen Winter ſo vieles Aufſehen in den faſhionablen Salons machte, iſt wieder hier. Ihre Liebe, Flucht, Rückkehr waren ein kurzer und trauriger Roman. — Die Leſer mögen ſich einen großen alterthümlichen Salon eines Hôtels in Florenz denken; — auf dem Sopha lehnt der Prinz und gähnt, — am Fenſter ſitzt die junge ſchöne Herzogin und — gähnt. Nachdem der Prinz lange ſeinen ſchönen Bart à la jeune france mit der ſchneeweißen, von Brillantringen ſtrotzenden Hand geſtreichelt hat, ſagt er plötzlich: „Meine Theure! ich bin auf dem Punkte, einen wichtigen Entſchluß zu faſſen, — die Zeit fliegt.“ — „„Die Zeit?““ entgegnete ſie zärtlich, „„haben wir nicht das ganze Leben, um uns zu lieben? Kein Hinderniß ſteht unſerem Glücke mehr entgegen.““ — „Und doch eines!“ — „„Welches?““ fragte die Arme erſchrocken. — „Ich liebe Dich ſo ſehr, daß ich Deinen Verluſt ſchmerzlich zu empfinden wünſche,“ entgegnet der Prinz. „Ich habe mir daher zum Gelübde gemacht, eine Frau nicht länger als hundert und zwanzig Tage zu lieben. Wir ſind am 118ten; wir haben noch 48 Stunden, um glücklich zu ſeyn, — dann laß uns ſcheiden.“ — Und ſo geſchah es. Die arme Verlaſſene iſt nach Paris zurückgekehrt, — ihre Mutter, die tiefe Trauer um ſie angelegt hatte, will nichts mehr von ihr wiſſen, ſie betrachtet die Tochter als geſtorben, — ihr Gemahl hat ſich von ihr ſcheiden laſſen, — die ſogenannte Societé zieht ſich von ihr zurück, die noch vor wenigen Monaten der Gegenſtand allgemeiner Huldigung und Anbetung war.

Die Bibliothek im Escorial. Im neueſten Hefte des vom Bibliothekar Petzhold herausgegebenen Anzeigers für die Literatur der Bibliotheks-Wiſſenſchaften wird durch einen erheblichen Druckfehler das Escorial mit einem Hunderttauſend von gedruckten Schriften und einem Zehntauſend von Handſchriften bereichert. Hr. Dr. Petzhold liefert mit hingebendem Vertrauen auf Botfin eine ſtatiſtiſche Liſte von den Bibliotheken, die über 50,000 Bände enthalten, und zählt hierzu St. Lorenzo del Escorial mit 130,000 Druckſchriften und 15,000 Handſchriften; indeſſen iſt bei beiden Zahlen, die Eins auf der äußerſten Linken ein hartnäckig ſich behauptender Druckfehler. Die Zahl der Bücher in den meiſten Bibliotheken wird, wie bekannt, ſehr verſchieden angegeben, weil bei der Zählung verſchiedene Grundſätze und verſchiedene Nachläſſigkeiten obwalten. Das Escorial, das durch eine Sonderbarkeit entſtanden iſt und ſeit ſeiner Entſtehung ſonderbar verwaltet und ſonderbar beurtheilt wird, muß nun auch durch einen ſonderbaren Druckfehler Zuwachs erhalten. 30,000 Druckwerke iſt die annäherungsweiſe richtigſte Zahl. So geben ſie die franzöſiſchen Schriftſteller an und ſo iſt es bei Laborde, Itinéraire descriptif etc. Die Handſchriften betragen in runder Zahl 5000, bei Laborde aber nur 4300, und zwar an 1800 arabiſche, 600 griechiſche, die übrigen lateiniſch, caſtilianiſch und in anderen Sprachen. In dieſem Augenblicke ſind ſelbſt dieſe Zahlen zu hoch, da, wie ich aus ſicherer Quelle weiß, während der letzten Kriege Vieles geraubt worden und noch Mehreres geſtohlen und dem Kriege in die Schuhe geſchoben ward. Als Bibliothekar muß Hr. Petzhold wiſſen, daß die Hunderttauſende von Druck- und die Zehntauſende von Handſchriften nicht ſo leicht da ſeyn können, am wenigſten in Spanien, wo ſeit Jahrhunderten Alles, und am meiſten die Literatur in Verfall kam. Nur die Biblioteca Real zu Madrid hat in der neueſten Zeit an äußerem Glanz und innerm Reichthum viel gewonnen.

Lt.

Von der Mnemosyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 146. Sonntag, 3. Dezember 1843.

Leichtſinn und Pflichttreue.

(Fortſetzung.)

Das Reſultat der Unterſuchung war, daß ein nicht gedeckter Defect von ungefähr 1100 Thalern übrig blieb, und daß Bergmann zu Feſtungsarreſt zweiten Grades bis dahin, daß die fehlende Summe vollſtändig erſetzt ſey, verurtheilt wurde. Während derſelben beſuchte ſeine Frau ihn faſt täglich in ſeinem leidlichen Gefängniſſe, was ich um ſo bereitwilliger geſtattete, indem weder Colluſionen möglich waren, nachdem das Geſtändniß vorlag, noch eine Beihülfe zur Entweichung von dieſer Frau zu befürchten ſtand. Daß dies viele Veranlaſſung für ſie gab, mich aufzuſuchen, mir dieſe oder jene Bitte vorzutragen, iſt begreiflich. Je öfter ich ſie ſah, je genauer ich ſie kennen lernte, deſto höher ſtieg ſie in meiner Achtung. Dieſe wuchs noch mehr, als ſie nach Verlauf eines Vierteljahres, nach der Abführung ihres Mannes auf die Feſtung, zu mir kam, und mir die Summe von 600 Thalern einhändigte, die ſie aus dem Verkaufe ihrer Ausſteuer, ihrer geſammten Habe gelöſt hatte, und damit einen Theil des Caſſendefects zu erſtatten ſich erbot, auf den Fall, daß die Feſtungsſtrafe zweiten Grades, zu der ihr Mann verurtheilt war, in die erſten Grades verwandelt werde, welche nämlich ſeine Freiheit nur auf die Wälle beſchränkte, ſtatt daß die des zweiten Grades ihn innerhalb die Gränzen ſeiner Wohnung verſtrickte. Das Collegium ſtattete einen günſtigen Bericht ab, und die Regierung fand ſich hierdurch, vielleicht auch durch die Lockung der 600 Thlr. bewogen, auf den Vorſchlag einzugehen. Seitdem ſah ich in langer Zeit die Frau nicht wieder, hörte aber wohl durch das Gerücht, daß ſie eine kleine Schule für den erſten Unterricht einiger Bürgertöchter halte und für Geld nähe und ſtricke.

Wir überſpringen abermals einen Zeitraum von reichlich ſechs Jahren. Die erzählte Sache war mir faſt aus dem Gedächtniſſe entſchwunden, als ſie unerwartet wieder aufgefriſcht wurde. An einem ſchönen warmen Sommerabende ſaß ich mit meiner Familie im Garten, mich von der Arbeit des Tages erholend, alle ernſte Gedanken an Amtsgeſchäfte von mir entfernend. Da trat aus meinem Hauſe in den Garten ein kleiner hübſcher Junge, etwa neun Jahr alt, ſah ſich verlegen um, weil er uns in der Laube nicht gleich bemerkte, näherte ſich dann ſchüchtern, und blieb etwas entfernt von uns ſtehen.

»Wen ſuchſt Du liebes Kind?« fragte ihn meine Frau.

»Ich möchte den Herrn Criminalrath gerne ſprechen,« antwortete er.

»Der bin ich. Komm nur näher, mein Junge. Was willſt Du denn von mir?«

»Meine Mutter läßt Sie bitten, wenn es Ihnen möglich wäre, noch heute Abend zu ihr zu kommen. Sie hätte etwas Dringendes mit Ihnen zu ſprechen.«

»Wer mich ſprechen will, pflegt zu mir zu kommen. Warum kömmt ſie nicht ſelbſt?«

»Ach, ſie kann ja nicht aufſtehen; ſie iſt ja ſo krank,« ſagte der Knabe.

»Nun, weshalb kömmt denn nicht Dein Vater?«

»Mein Vater?« der iſt noch immer von ſeiner Reiſe nicht wieder zu Hauſe gekommen.«

»Wie heißt denn Dein Vater?«

»Bergmann.«

»Ja, das iſt was Anderes. Warte nur einen Augenblick, ich will ſogleich mit Dir gehen.«

Er führte mich in ein kleines, reinliches Stübchen, welches ſeine Mutter in einem abgelegenen Theile der Stadt bewohnte. Sie ſelbſt lag krank im Bette ſo abgezehrt, ſo entſtellt, daß ich in ihr unmöglich dieſelbe Perſon wieder erkannt haben würde, die ich vor zehn Jahren ſo blühend bei ihrem ſterbenden Oheim traf, wäre ich nicht darauf vorbereitet geweſen, ſie hier zu finden. Arzeneigläſer ſtanden vor ihrem Bette, allein von einer Krankenwärterin war nichts zu gewahren. Außer einigen kleinen Tiſchen und Bänken, ſo wie einem Spinnrade enthielt dieſe Stube nur nothdürftiges Hausgeräth, nichts was zum Comfort des Lebens gehörte. Ich näherte mich ihrem Bette, reichte ihr die Hand, und forderte ſie mit innigen theilnehmenden Worten auf, mir ihre Wünſche zu offenbaren. Sie war ſehr bewegt und ſuchte anfänglich vergebens nach Worten. Endlich ſagte ſie:

»Herr Criminalrath, Sie werden es meiner Krankheit zuſchreiben, daß ich Sie zu mir bemüht habe. Ihre mir früher bewieſene Güte und Theilnahme hat mich zu dieſem Schritte vermocht. Sie ſind der einzige Menſch auf dieſer weiten, öden Gotteswelt, dem ich mich anvertrauen mag, auf den ich meine letzte Hoffnung ſetze. O es iſt ſchrecklich, ſo nahe dem Ziele zu ſeyn, und dann durch das Schickſal ſo weit wiederum von ihm entfernt zu werden. Ein Zehrfieber hat ſeit einem Jahre meine Geſundheit untergraben; ich ſtehe an der Gränzſcheide des Lebens vom Tode, muß ſterben, ehe mein Werk vollbracht iſt. Sie können möglicher Weiſe noch helfen; wollen Sie auch helfen?«

»Sprechen Sie, liebe Frau,« entgegnete ich, »was in meinen Kräften ſteht, will ich für Sie thun, und das wirklich mit großem Vergnügen, weil Sie es verdienen.«

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Haltung der ruſſiſchen Infanterie-Quarrees mehrere Mal zurückgeworfen, durch eine Schwenkung links in die Kehle der Rajewsky-Schanze eindringt und ſo die Schlacht beendigt. Sehr intereſſant iſt die Geuppe im Vordergrunde, die Uebergabe des Commandos von dem tödtlich verwundeten Fürſten Bagration an einem andern General. Das, was auf ſo vielen Schlachten bildern ſo ſehr ſtört, die gewöhnlich herrſchende Unordnung und der viele Pulverdampf, iſt hier glücklich umgangen, ohne daß hiedurch, namentlich durch die parallelen Linien der Infanterie-Quarrees, das Bild einen monotonen Eindruck hervorbeingt.

Auf unſerm Kunſtverein ſehen wir dieſe Woche eine ausgezeichnete Landſchaft von Hrn. Leys in Holland, die im Beſitz Sr. Maj. des Königs iſt. Auch ein kleines Bild von unſerm Eichner, eine Beichte, iſt ein ſehr gutes Bild. Schon bis jetzt wurden für dieſes Jahr vom Kunſtverein fur einige zwanzig Tauſend Gulden Kunſtwerke angekauft und noch ſind mehrere Tauſend Gulden hiezu disponibel.

m—n

☆

Paris, den 27. November.

Die Legitimiſten machen in ihren Blättern gewaltigen Lärm wegen der Nähe ihres Prätendenten, aber es iſt nur eitel Windmühlengeklapper, das nur Spreu aber kein Mehl zu Tage fördert; ſelbſt die legitimiſtiſche Gazette macht ſich ſchon übee die pomphaften Bulletins luſtig, die veröffentlicht werden, ſobald der Herzog von Bordeaux einen Haſen geſchoſſen, ein Glas Wein getrunken, oder bei irgend einem Lord geſpeist hat. Am ärgſten abee treibt es »la Mode«, die der Vicomte v. Walſh redigirt; in ihrer heutigen Chroniquo du monde et des theatres erzählt ſie, daß ganz Feankreich auf der Pilgerfahrt nach London zu Henri de France begriffen ſey, alle Meſſagerien und Malleposten ſeyen ſchon auf vierzehn Tage beſetzt, die Straßen von Calais und Boulogne mit Fuhrwerken aller Art bedeckt, über 1600 Päſſe ſeyen in den letzten Tagen auf der Polizeipräfektur genommen worden u. ſ. w.; — es fehlt nichts, als daß der bekannte Aeronaut Green noch mit ſeinem Rieſenballon herüberkömmt und die Legitimiſten gleich en masse durch die Luft nach London führt. Chateaubriand iſt endlich auch in London angekommen; ſchon zwei Tage vor ſeiner Ankunft hatte die legitimiſtiſche »Correſpondence génerale« in alle Departements eine rührende Schilderung ſeines Empfanges bei dem Herzoge v. Bordeaux geſchickt. „Monseigneur!“ habe Chateaubriand geſagt, „ce n' est pas encore la France, qui vient à vous, ce n' est qu' un français.“ Der Prinz habe hierauf eine ganz antike, eines Römers würdige Antwort gegeben, und dergleichen Lugen mehr. Die Legitimiſten werden unſern guten alten Munchhauſen noch um ſeinen ganzen Ruf bringen. — Auch Lamartine hat etwas über die Reiſe des Herzogs von Bordeaux in ſeinem Journale „le bien public“ veröffentlicht; viele hohle Phraſen, aber nur ein kleiner Redekern. Lamartine, dem ehemaligen eifrigen Legitimiſten, kam es am wenigſten zu, hier mitzuſprechen; im Uebrigen müht er ſich nach wie vor ab, Agitation zu machen, aber ohne Erfolg; Lamartine iſt noch immer trunken von dem Bankett zu Macon; ſo lange die geiſtige Aufregung dauert, geht es gut, wenn aber endlich die proſaiſche Nüchternheit und dee moraliſche Katzenjammer eintreten, wie dann? Lamartine gemahnt in politiſcher Hinſicht an gewiſſe Heroen unſerer Literatur in Deutſchland, wahre Narciſſe, die in ſich und in ihr Echo verliebt ſind und Jeden wieder loben, der ſie lobt. Lamartine hat den Advokaten Ponſard, der ein mittelmäßiges Trauerſpiel, »Lucretia,« geſchrieben hat, un illustre poëte, und den langweiligen, flachen Verſemacher Adolphe Dumas (nicht Alexander) le regenerateur de la poësie française genannt und dieſe Urtheile jetzt, 1843, öffentlich drucken laſſen, eine Schwachheit, über die jeder Unbefangene lacht.

In den Theatern dieſe Woche Windſtille. Man zehrt von dem Erfolge der Novitäten der vergangenen Woche; blos das Gymnaſe brachte: „Manon, ou une episode du temps de la fronde“ von Jules de Premaray, das entſchieden gefiel. Von Alex. Dumas geht in der nächſten Woche im Odeon-Theater ein neues Stück: „le Laird de Dornbikly“, in die Scene. Für die erſte Vorſtellung der „Mystéres de Paris“ im Theater St. Martin ſind bereits alle Plätze vergeben und man fängt an, ſich für die Plätze auf den Logengängen vormerken zu laſſen, wo man zwar nichts hört, aber doch einen Fuß oder eine Hand eines Schauſpielers durch die kleinen Schiebfenſterchen der Logenthüren erblicken kann und wenigſtens die Zeichen des Gefallens oder Mißfallens vernimmt. Donizettis: Maria di Rohan iſt nach der fünften Vorſtellung abgelegt worden und ſoll erſt in einem Monate in einer neuen, vermehrten und verbeſſerten Auflage wieder erſcheinen: Donizetti componirt nämlich noch folgende Stücke hiezu; im 1. Akte ein Allegro für Salvi, im zweiten Akte eine Arie fur die Brambilla und einen Andanteſatz im Finale. Bekanntlich hat Donizetti gleich Anfangs für die hieſige Aufführung vier Nummern hiezu componirt; da aber trotz dieſer Zugabe die Oper hier, wenn man die endloſen Entreakte wegrechnet, nur fünf Viertelſtunden ſpielt, ſo frägt es ſich, wie lang ſie denn eigentlich in Wien war. — Lablache kehrt von ſeinem Urlaube erſt zu Ende Dezember nach Paris zurück; bei einer Spazierfahrt in Neapel wurde er mit ſeiner ganzen Familie umgeworfen, jedoch außer ſeinem Sohne Viktor Niemand beſchädigt. — In der Vorhalle der hieſigen großen Opee ſoll jetzt Roſſinis Statue, von dem talentvollen Bildhauer Etex verfertigt, aufgeſtellt werden. — Es iſt zu befürchten, daß der melodieenreiche Meſtro von Piſaro bei den Anhören des Halevy'ſchen und Donizetti'ſchen Hollenlärms von ſeinem Piedeſtal herunterſteigt, und als »ſteineener Gaſt« auf der Buhne erſcheint, um dieſe muſikaliſchen Don Juans in den Abgrund zu ſtürzen.

—p—

Würzburger Theater.

Montag, den 27. Nov.

Der Steckbrief von Benedix.

Dieſes Luſtſpiel macht bei weitem den Effekt auf dee Bühne nicht, welchen „Dr. Weſpe“ hervorbringt, obgleich der Grundgedanke desſelben nicht anders, als ein äußerſt glücklicher genannt werden kann. Ein Magiſtratsrath (oder Beigeordneter, wie er genannt wird) hat proviſoriſch nach dem Tode des Büegermeiſters die Polizeiverwaltung. Er iſt ſonſt eben kein dummer Mann, abee das Streben nach der Büegermeiſterwürde bringt ſein ganzes Denkvermögen in Unordnung. Da kommt denn vom Polizeiminiſterium die Ordre, auf einen Menſchen, der von den Feſtungswachen der Reſidenz mehreee Tage um die Feſtung heeumſchleichend geſehen wurde und auf den man Verdacht habe, daß er den Plan

Digitized by Google

derſelben abzeichnen und einer feindlichen Macht verkaufen wolle, genaueſte Acht zu haben, falls er in ſeinem Bezirke angetroffen würde, ihn aber nur im äußerſten Nothfalle und nach erlangter Gewißheit zu arretiren und überhaupt mit der größten Delikateſſe zu verfahren. Bei gegründetem Verdachte ſey ein Polizei-Rath zu requiriren. Dieſem Befehle iſt ein Signalement angehängt, aus dem aber nichts Unterſcheidendes zu entnehmen iſt: ein großer Bart, eine gewöhnliche Naſe ꝛc. Die Amtsgeſchäftigkeit des Beigeordneten hat nun ein Ziel gefunden. Drei Reiſende, die in dem Gaſthofe ſeiner Schweſter, einer Wittwe, eingekehrt, werden in Augenſchein genommen, und das Streben Streng's, ſie verdächtig zu finden, findet auch überall Wahrſcheinlichkeit der Schuld. Es ſind das zwei Commis voyageurs und ein Dr. Brinkmann. Am meiſten verdächtig iſt ihm der Doctor, weil er keine Legitimation hat und nach der Gränze fragt, der aber kein Landesverräther iſt, ſondern nur den Folgen eines Duells zu entfliehen ſucht, das für ihn einen gefährlichen Ausgang nehmen könnte, da ſein Gegner nach der Verwundung ſtürzte. Bei den beiden Uebrigen genügen dem Jnquirenten leicht hingeworfene Aeußerungen, die ſein Scharfſinn ſogleich deutete. Dr. Brinkmann findet übrigens in dem Gaſthofe ſeine Geliebte wieder, die ein Mündel des Beigeordneten, außerdem ein ſpöttiſches, eigenſinniges Mädchen iſt, und ſich darin gefällt, ihren Geliebten, der dagegen einen aufwallenden, jähzornigen Charakter hat, durch Bemühungen um die übrigen Reiſenden in der Eiferſucht zu üben. Dieſe Verwicklung, das Liebeswerben des einen geckenhaften Reiſenden um die Mündel und daß ſein Liebesbrief ſtatt an dieſe an die heirathsluſtige Wirthin-Wittwe kam, das Beſtreben Streng's, die Reiſenden aufzuhalten, während ein induſtriöſer Kaufmann ſich alle Mühe giebt, zum Vortheile ſeiner Waare ſie aus dem Städtchen hinauszubringen, bilden den Jnhalt der folgenden Acte, bis endlich auf Meldung des Beigeordneten der Polizeirath von der Reſidenz kommt. Brinkmann, der merkt, daß man ihn beobachte, mußte unterdeſſen arretirt werden, da bei ſo dringenden Verdachtsgründen, welche die waren, — die der Beigeordnete zu haben wähnte, er ihn nicht anders zurückhalten konnte. Der Polizeirath erſcheint, er ſtaunt, daß er habe die Reiſe machen müſſen, da man nur auf Anſuchen des allzu ängſtlichen Kriegsminiſteriums den Befehl erlaſſen, der ja ganz vage Anſchuldigungen und ein Signalement enthalte, das auf gar Viele paſſe. Der zitternde Brinkmann, welcher glaubt, die Verhaftung wäre wegen ſeines Duelles geſchehen, erfährt, daß daſſelbe keine Folgen gehabt, und wird freigegeben; auch auf die übrigen zwei fällt keine Spur von Verdacht. Da ſteht denn der Beigeordnete, eine Naſe fürchtend und den Verluſt der gehofften Bürgermeiſtereiwürde. Aber der Polizeirath hat doch den Thäter entdeckt und zwar mit Hülfe des Beigeordneten Dieſer letztere iſt es ſelbſt. Geſprächsweiſe hatte er erwähnt, daß er, ein Freund der Münzkunde, bei ſeiner neulichen Anweſenheit in der Reſidenz einige ſeltene Münzen in der Nähe der Feſtung gefunden und dort drei Tage lang näher nachgeſucht habe. Alles Uebrige paßt auch auf ihn. — Brinkmann heirathet ſeine Geliebte, der eine Reiſende tröſtet ſich mit der Wittwe und der andere aſſociirt ſich zu einem Geſchäfte mit Streng.

Die Pointe des Luſtſpiels, daß ſich die Polizei ſelbſt an der Naſe herumgeführt habe, und die Moral deſſelben, daß übertriebener Dienſteifer Verbrechen erfinden könne, wäre demnach ganz trefflich, aber die Ausführung iſt zu gedehnt. Durch drei lange Akte müſſen wir die Ungeſchicklichkeit des Beigeordneten verlachen, und auch die übrigen eingeflochtenen Verwicklungen ſind nicht draſtiſch genug, uns lange zu beſchäftigen. So iſt die Trinkſcene zwiſchen Streng und Dick entſetzlich lang; ſo iſt die Verhörſcene im ganzen letzten Akt dadurch verfehlt, daß eine ganze Menge Perſonen außerhalb des Verſchlages ſtehen und nicht wiſſen, was ſie thun ſollen. Am ſchönſten iſt die Scene in der Wirthsſtube im 1. Akte. Was die Charakteriſtik anlangt, ſo iſt ſie theilweiſe nicht ſcharf. Der eine Handlungsreiſende iſt nichts weiter als ein Geck und der andere ein gutmüthiger Menſch. Die paar Aeußerlichkeiten mit dem Dominoſpiel, dem Courmachen und dem Schwatzen über Theater und Kunſt machen noch keinen Charakter. Die Wirthin iſt, wenigſtens zur Hälfte, die Thusnelda im „Dr. Wespe.“ Die übrigen Perſonen ſind beſſer angelegt und gezeichnet.

Die Darſtellung war im Ganzen recht gerundet, namentlich der 1. Akt. Ein ſchnelleres Spiel bei der Trinkſcene hätte ſie erträglicher gemacht.

*

Mittwoch abermals ein Luſtſpiel von Benedix: **der Weiberfeind**; hierauf **Hans Sachs**. Dieſe Dichtung Benedix's iſt ein kurzer 1aktiger Schwank. Ein junges Ehepaar, von welchem der Mann eiferſüchtig, die Frau kokett iſt, wird von einem früheren Freunde des Mannes beſucht. Der haßt nun alle Weiber, weil ſeine Braut ihm treulos geworden. Das junge Weibchen, um die Eiferſucht ihres Mannes und den Weiberhaß des neuen Ankömmlings zu ſtrafen, kokettirt ſo lange mit dieſem, bis er ihr einen Kuß gibt; da kommt der Ehemann, der Weiberfeind muß ſich unter den Tiſch verſtecken, es wird jenem von ſeiner Frau geklagt, daß der falſche Freund ſie habe küſſen wollen, und der eiferſüchtige Gemahl ſpringt in das Nebenzimmer, wohin ſich der Verführer habe verſteckt, um ihn zu züchtigen. Beſchämt kömmt er zurück und ſchwört ſeine Eiferſucht ab; ſein Weibchen hat ihn nur genarrt, und kein Weiberfeind war im Nebenzimmer zu finden. Der ſteckt aber noch zitternd unter dem Tiſche, und während der Vorhang fällt, ruft er jammernd aus, ſich auf die Stirn ſchlagend: O ich Eſel! — Die Ironie vom Ganzen iſt, daß es im Ungewiſſen bleibt, ob unſer Weiberfeind ſich einen Eſel nennt, weil er geglaubt habe, das Weibchen liebe ihn, oder weil eine Veranlaſſung ihn mit den Weibern wieder verſöhnte, die ihn doch eigentlich feindlicher gegen ſie hätte machen ſollen. Die allzubereite Koketterie des Weibes ſeines Freundes war doch in der That geſchickter, ihn in ſeinem Haſſe zu beſtärken, als ihm denſelben zu nehmen. — Dem. Hausmann war allerliebſt.

Mit dem Deinhardſtein'ſchen Schauſpiele „Hans Sachs“ haben wir uns nie recht befreunden können. Hans Sachs ſelbſt iſt gar zu weinerlich gezeichnet und die übrigen Geſtalten mit Ausnahme Kunigundens und des Kaiſers ſind wahre Zerrbilder. Gegeben wurde das Stückchen ziemlich brav. Eoban Heſſe wurde durch Hrn. Chriſtl zu grell gezeichnet; geſchichtlich wenigſtens war derſelbe ein berühmter Gelehrter und Dichter, und wenn er nach der Dichtung auch ein Geck iſt, ſo ſollte man in ſolchen Fällen lieber etwas zu wenig, als zu viel thun. Die Schilderung Kunigundens von ihm kann keinen Maßſtab für den Darſteller geben, da hier die bekanntlich „blinde“ Liebe im Spiele iſt; die Rathsherren aber ſagen von ihm, er wäre ein ſtattlicher Mann. — Hr. Wohlſtadt bewies, daß er den Fehler des Dichters fühlte und zu verbeſſern ſuchte. Er gab den Sachs ſo kräftig als möglich. Dem. Hausmann zeichnete jede Charakternuancirung Kunigundens mit wahrhafter Meiſterſchaft. Eine pſychologiſche Frage wäre es aber, die wir nicht zu entſcheiden wagen, ob in dem ſchlichten Weſen der Goldſchmiedstochter die einzelnen Seiten derſelben ſo geſondert und bewußt hervortreten können.

Der letzte Akt ging ſchläfriger wie die früheren, und die Rathsherren dürfen ſich in ihrem Zuſammenſpiel noch recht üben. —r—

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 147. Dinstag, 5. Dezember 1843.

Leichtſinn und Pflichttreue.

(Fortſetzung.)

»Jch rechuete darauf. Sie wiſſen es, wenn der Reſt des Deſeets von 500 Thalern erſetzt wird, ſo erlangt mein Mann ſeine Freiheit wieder, mein Kind ſeinen Vater. Golt iſt mein Zeuge, ich habe alle meine Kräfte angeſtreugt, um das Geld zu verdienen,; alle, auch die letzten. Jch habe Tag und Nacht gearbeitet, bis ich nicht mehr kounte. Es fehlten nur noch 35 Thaler an der Summe, und ich hätte die Pforte der Freiheit ihm geöffnet. Da legte ſich die ſchwere Hand des Geſchicks auf mich. Kummer und Entſagung haben mich aufgerieben; ich ſank auf das Krankenlager. Meine Schülerinuen mußten mich verlaſſen, mein erſpartes, mühſam zuſammeugebrachtes Geld mußte ich für Arznei hingeben; in wenig Wochen habe ich 15 Thaler von jenem mir heiligen Capitale aufgeopfert. Dort, in jenem Schranke liegen 450 Thaler, doch woher die fehlenden 50 nehmen, da die Flamme bald erliſcht, und noch mehr von meinem Erſparten verbraucht wird? Meine Hoffnung hatte ich auf meinem Onkel Ludwig geſetzt. Dreimal habe ich ihn durch ſeinen Pathen bitten laſſeu, zu mir zu kommeu. Er ahnt, was ſeiner wartet; er iſt nicht erſchienen. Vielleicht, daß eine Kenutniß meiner traurigen Lage, eine Schilderung meines Kummers den hartherzigen Mann rühet. Gehen Sie einer Sterbenden, einer Elenden zu Liebe, zu ihm, erweichen Sie ſein Herz, daß er das für ihn kleine Opfer einer Summe von 50 Thalern bringe. Sagen Sie ihm, ſeine einzige Nichte beſchwöre ihn auf ihrem Sterbelager, daß er ihr die letzte Freude mache, ihren abweſendon Gatten noch einmal zu ſehen, ihm mit erlöſchender Stimme zujauchzen zu können, du biſt frei. Wollen Sie das für mich thun?

»Jch will es, und noch mehr wie das, wenn es Sie beruhiget.«

»Gott lohne Jhnen Jhre Güte. Aber gehen Sie, gehen Sie noch heute Abend, gehen Sie gleich. Wer weiß, ob nicht die Zeit zu kurz iſt, denn meine Tage ſind gezählt.«

Jch gieng. Wohl ward mir dieſer Gang ſchwer zu dem harten, egoiſtiſchen Manne, der es ſeiner Nichte nie vergeben und vergeſſen konnte, daß ſie ihm die Erbſchaft ſeines Bruders entzogen hatte, der das Schickſal Bergmanns nicht bedauerte, vielmehr als ein gerechtes, verdientes betrachtete. Je weiter ich die Weilergaſſe entlang ſchritt, deſto langſamer bewegte ſich mein Fuß; zögernd ſchritt ich über die Schwelle. Jch weiß es ſelbſt nicht recht, freute ich mich, oder betrübte es mich, als ich vernahm, der Kaufmann Lauterberg ſey verreiſt und werde erſt nach mehreren Tagen zurück erwartet. Eilender, als ich gekommen war, verließ ich das Haus. Doch was jetzt thun? Jch hätte ſo gerne die fehlenden 50 Thaler aus meiner Taſche hergegeben, hätte ich ſie übrig gehabt. Jch mußte aber mich ſelbſt ſehr einſchräuken, denn drei erwachſene Söhne, von denen zwei eben ausſtudirt hatten, und einer ſich noch auf der Univerſität befand, koſteten mir mehr, als ich jährlich einzunehmen hatte; ich ſetzte ſo ſchon regelmäßig von meinem, in jüngeren Jahren erſparten Gelde zu. Da ereilte mich ein glücklicher Gedanke. Jch begab mich, ſo ſpät es bereits auch war, zu dem Director unſeres Gerichtes, einem vermögenden, kinderloſen Manne. Jch erzählte ihm die Lage der Sache, und noch ehe ich ihm meine Bitte an das Herz legte, der unglücklichen Familie zu helfen, drückte mir der würdige Man eine Rolle von 25 Dukaten in die Hand. Jch dankte ihm bewegten Herzens und wünſchte ihm eine gute Nacht, die er gewiß auch gehabt hat. Von dort eilte ich wieder zu meiner Kranken. Waren meine alten Gebeine auch herzlich müde von dem vielen Hin- und Hergehen, ſo konnte ich es doch nicht unterlaſſen, meinen Schützling mit dem Erfolge meiner Bemühungen bekannt zu machen. Eine wahrhaftere, tiefer empfundene Freude, als ſie offenbarte, habe ich ſeitdem nicht wieder geſehen. Jch nahm darauf ihre erſparten 450 Thaler mit, und ging nach Hauſe. Begreifen kann ich nicht, woher es rührte, aber ich ſchlief in dieſer Nacht ſehr ſchlecht.

(Fortſetzung folgt.)

Die Haber'ſche Angelegenheit.

(Schluß.)

Die Darſtellung wendet ſich nun zu den am 5. September in Karlsruhe vorgefallenen Exceſſen ſelbſt. Der Vorwurf, daß das Geſchehene mit obrigkeitlicher Nachſicht, ja Bewilligung geſchehen, und daß Offiziere der Garniſon den Pöbelaufſtand leiteten, wird auf folgende Art widerlegt. Man wußte, daß gegen M. v. Haber im Publikum große Erbitterung herrſche, als er am 4. in Karlsruhe erſchien und Göler noch am nämlichen Tage geſtorben war. M. v. Haber wohnte im Hauſe ſeiner Brüder, an deren Fenſtern er geſehen wurde und an denen der Leichenzug vorübergehen mußte.*)

*) Hr. M. v. Haber widerſpricht in einer öffentlichen Erklärung dieſer Angabe und bemerkt, er ſey zur Zeit des Leichenzuges ſchon 19½ Stunden in gefänglicher Haft geweſen, überhaupt aber ſeit jener Rückkunft von Baden nicht am

Digitized by Google

Der Polizeibehörde wurde von einem von Haber's Brüdern über zu beſorgende Gewaltthaten Mittheilung gemacht; beſtimmte Anzeigen lagen nicht vor. Aber den Behörden war jedenfalls Vorſicht geboten und noch am 5. Morgens vom Großherzoge perſönlich dem Chef des Miniſteriums und von dieſem der Polizeibehörde empfohlen worden. Dieſe würde es auch an Vorſichts-Maßregeln für die Abend- und Nachtzeit nicht haben fehlen laſſen, wenn nicht am ſelben Tage die Verhaftung Haber's vom Gerichte beſchloſſen worden wäre, wodurch alle Beſorgniſſe zerſtreut ſchienen. Man konnte nicht erwarten, daß, nachdem Derjenige, gegen den die Aufregung gerichtet war, in ſichern Gewahrſam gebracht wäre, die Leidenſchaft ſich gegen ſeine Brüder richten würde, welche notoriſch Allem fremd geblieben waren, was gegen ihn aufgereizt hatte. Nicht die entfernteſte Spur einer Feindſeligkeit gegen das Handelshaus, an deſſen Geſchäften Moriz nicht betheiligt iſt, noch gegen die Perſonen ſeiner Brüder hatte ſich kund gegeben; ſie ſtanden vielmehr in den freundlichſten Beziehungen zu den Einwohnern der Stadt. Nur weil deshalb eine Gewaltthat gegen ſie oder ihr Eigenthum unmöglich ſchien, wurden von der Polizeibehörde keine außerordentlichen Vorkehrungen getroffen, und namentlich die Militärbehörde nicht zur Bereithaltung einer verſtärkten Schutzmacht eingeladen. Das Unglück wollte, daß die Verhaftung ſelbſt, welche alle Beſorgniſſe zerſtreuen ſollte, die Urſache zu betrübenden Auftritten wurde. Sie ward erſt bei einbrechender Dunkelheit vollzogen, zum Theile durch den eigenen Widerſtand des Verhafteten verzögert, und daher nicht früh genug allgemein bekannt. Der Eintritt eines Polizeikommiſſairs mit einem Gerichtsdiener und vier Polizeiſoldaten in das Haber'ſche Haus (um 7 3/4 Uhr) zog Neugierige herbei; die nach und nach auf etwa 150 Köpfe angewachſene Menge war anfangs ruhig, ging aber bald zu Schreien und Pfeifen über. Der Lärm veranlaßte den Offizier der nahen Rathhaus-Wache um 8 Uhr 20 Minuten eine Patrouille von drei Mann auf den Platz zu ſenden, wo ſich der Polizeidirektor ſeit 8 Uhr anfänglich nur mit einem Polizeidiener, befand. In der ſichern Erwartung, daß die Verhaftung Haber's (in deſſen Wohnung ſich die Polizei noch befand) die Menge beruhigen und zerſtreuen würde, ließ er, ſtatt Verſtärkung zu begehren, die Patrouille zurückſchicken und dem Wachtkommandanten ſagen, er ſolle ihm, ehe er es befehle, keine Patrouille mehr ſchicken. Als aber um 8 1/4 Uhr der erſte Stein gegen das Haber'ſche Haus flog, requirirte der Polizeidirektor die nahe Rathhauswache, die auch ſogleich, ſo weit ſie für die Bewachung des Rathhauſes (wo jetzt v. Haber gefangen ſaß) entbehrlich war, zur Verfügung geſtellt wurde. Ueber die vorſchriftsmäßige Stärke der Wacht- und Patrouillen-Mannſchaften befand ſich der Polizeidirector im Irrthum, weil während ſeiner Dienſtführung in der ſonſt ſo ruhigen Stadt das Bedürfniß ſtets unter ihrem regelmäßigen Beſtand geblieben war. Die von dort begehrte weitere Hülfe konnte daher nicht gewährt werden, und erſt als man ſich hievon nach wiederholtem Begehren überzeugt hatte, erging gegen 9 Uhr von der Civilbehörde die erſte Aufforderung zur Mitwirkung an den Stadt-Commandanten, welcher auch ſogleich in der Kaſerne die ſchleunige Einſendung der ſtets gerüſteten Brand-Piquets, ſo wie die Rüſtung und Abſendung weiterer Macht befahl, ja ſogar von der Schloßwache, gegen die Regel, die ganze poſtenfreie Mannſchaft auf den Schauplatz des Tumultes führen ließ. In dieſer Zwiſchenzeit nun gingen die Verheerungsſcenen in wilder Steigerung vor ſich. Die nur aus 4 Korporalen und 14 Soldaten beſtehende Mannſchaft drängte anfänglich die werfenden Tumultuanten zurück und ſuchte ſodann in einer Linie das Haus zu ſchützen; allein ſie wurde bald, da ſie die Waffen nicht gebrauchen durfte, durchbrochen; die Zahl der Tumultuanten war durch die Neugierigen angewachſen, und das dichte Gedränge von 1000—2000 Menſchen verhinderte ein kräftiges Einſchreiten. Die Ruheſtörer glaubten der Verſicherung nicht, daß Haber (der durch das Hinterthor abgeführt worden) verhaftet ſey, und ſteigerten ſich in ihren Exceſſen, als der Zapfenſtreich begann, alſo bis zu der Verſammlung und dem Erſcheinen der Garniſon auf dem Platze noch geraume Zeit verſtreichen mußte. Das Haus wurde erbrochen, Möbels zerſchlagen, Kaſſen und Papiere bedroht und dieſe nur durch den Stadtdirector mit Hülfe eines nicht im Dienſte befindlichen Offiziers und anderer Einwohner gerettet. Die Darſtellung gibt hier zu, daß das Verfahren der Polizei, trotz der perſönlichen Aufopferung ihres Vorſtandes nicht tadelfrei ſey, indem ſie verſäumte, ihre ganze Mannſchaft bereit zu halten, nach der bedrohlichen Wendung des Tumultes rechtzeitig militäriſche Hülfe zu requiriren, jedenfalls aber an der Spitze der vorhandenen Mannſchaft unter Bedrohung mit dem Bajonette die Aufruhracte zu verleſen, wodurch die Zuſchauer zerſtreut und das Einſchreiten gegen die Tumultuanten erleichtert worden wäre. Indeſſen wird der Polizeivorſtand damit entſchuldigt, daß ihn die Ereigniſſe überraſcht hätten; gegen den leiſeſten Verdacht einer abſichtlichen Verſäumniß ſchütze ihn ein Blick auf ſein ganzes Leben und auf ſeine freundſchaftlichen Beziehungen zu den Betheiligten. Nachdem um halb 10 Uhr die Schloßwache im Geſchwindſchritte und etwas ſpäter aus den entlegeneren Kaſernen auch Infanterie- und Cavalleriepiquets herbeigekommen und zugleich der Stadtkommandant auf dem Platze erſchienen war, gelang es, weitern Exceſſen zu ſteuern und die Menge zurückzudrängen, ohne jedoch das weitere Einwerfen von Fenſtern aus der Ferne hindern zu können. Man wollte nicht die Waffen gegen die erhitzte Menge gebrauchen und, um nur noch einige Fenſter zu retten, Menſchenleben aufs Spiel ſetzen. Daß man die Mannſchaft vor dem Ausrücken in den Kaſernen erſt die Beinkleider wechſeln ließ, iſt unwahr, und daß der Zapfenſtreich den Schauplatz des Tumultes mied (was, wie man behauptet, die Tumultuanten ermuthigte), wurde von dem wachthabenden Offizier — der dafür beſtraft worden iſt — nur zugelaſſen, weil er nicht genug Bedeckung mitgeben konnte. Wäre nur eine Stunde oder eine halbe Stunde früher die militairiſche Hülfe vorbereitet, nur die nahe Hauptwache mit wenig Mannſchaft verſtärkt oder herbeigerufen worden, ſo würde der Tumult gleich im Anbeginn unterdrückt worden ſeyn. Allein die Militärbehörde durfte ohne Requiſition der Civilbehörde nicht einſchreiten; dieſe erfolgte erſt 3/4 Stunden nach Beginn des Tumults, und es wurde ihr auch ſogleich genügt und auf der Stelle die Reſervepikets entſendet; allein die weitere Hilfsleiſtung erforderte längere Zeit, da erſt die in der ganzen Zeit zerſtreuten Offiziere aufgeſucht und in den Kaſernen Generalmarſch geſchlagen werden mußte. Daß Offiziere den Pöbelaufſtand ge-

Fenſter geſehen worden, indem er ſeine Fenſter von außen und innen durch Läden und Vorhänge gänzlich verſchloſſen gehalten habe.

Digitized by Google

leitet, die Theilnehmer angeregt und diſciplinirt hätten, wird als eine ſchändliche Verläumdung bezeichnet, die auch nicht durch die geringſte Anzeige unterſtützt ſey, wie denn überhaupt die Unterſuchung nicht die leiſeſte Spur eines der Gewaltthat vorangegangenen Komplotts, einer Verabredung oder Aufreizung lieſerte. Nue die Verhaftung Haber's gab die zuverläſſige Veranlaſſung zur plötzlich aufwallenden Aeußerung der herrſcheuden Aufregung. Die gegen das Haus Anſtürmenden waren nicht mit Aerten bewaffnet, ſondern holten ſie erſt ſpäter herbei, u. ſ. w. Aehnliche Ereigniſſe ſind in Städten vorgekommen, die weit zahlreichere Garniſonen, und eine in Bewältigung von Tumulten weit geübtere Polizei und öffentliche Macht beſitzen. Gerade weil das Geſchehene hier unerhört, und bei der ſonſt ſo ruhigen und friedlichen Stimmung der Bevölkerung kaum fur möglich zu halten war, dürfte es deu Behörden um ſo weniger zum Vorwurf gereichen. Uebrigens wird weder die Ahndung etwaiger Saumſal und mangelnder Vorausſicht und Engerie von Seite der Träger der öffentlichen Macht, noch die Beſtrafung dee Urheber uud Theilnehmer der Erzeſſe, nach der Strenge der Geſetze, ausbleiben.

∘

»Die reine Wahrheit über die Streitſache zwiſchen Moriz v. Haber und Frhrn. Julius Göler von Ravensburg,« ſo heißt (wie ſchon gemeldet) eine 219 Seiten ſtarke Schriſt, welche jetzt alle Aufmerkſamkeit abſorbirt. Eine Darlegung jenes berüchtigten Handels, der mit der Subſkriptionsliſte zu Baden-Baden beginnt und mit dem Tode zweier Edelleute, des Hrn. v. Göler und des Hrn, v. Wereſkin, reſp. mit der fluchtähulichen Entfernung Hrn. v. Habers nach Mainz ſchließt, wird hier, mit Aktenſtücken belegt, von Moriz v. Haber dem Publikum geboten. Herr v. Haber bemäntelt ſeine Geſinnungen in politiſcher Beziehung keinen Augenblick, er ſagt, daß er Konſervativer, Legitimiſt ſey, daß er Mühe und Geld ſowohl in Sachen des Don Miguel, als auch des Don Carlos geopfrrt habe; aber mit drrſelben redlichen Offenheit erkennt er der badiſchen Oppoſition zu, daß ſie vor der Heiligkeit der Geſetze und des Beſtehendeu Achtung habe. Heer v. Haber ſteht in dieſer Schriſt als das Opfer zweler Verbindungen da, denen jedes Mittel recht iſt, um ſich des Feindes zu entledigen. Die erſte jener Verbindungen iſt auf Börſenbetrug begründet, und hat ihren Repräſentanten in einem gewiſſen Hawkins, der aus Don Prdro's Armee von den Offizieren ausgeſtoßen wurde, und dann zu Dou Miguel überging, ſpäter aber Schreibee in der Carliſtiſchen Armee, und in eine Bande Obligationsſchwindler verflochten war, welcher Niemand mehr im Wege ſtand, als Hr. v. Haber. Dieſer Hawkins ſuchte im Jahre 1838 Händel mit v. Haber in Karlsruhe, und als dieſer erſt ein Zeugniß des General Shaw in England verlangte, daß Hawkins ein ſatisſaktionsfähiger Gentleman ſey, reiste Hawkins nach London, und machte in Gemeinſchaft mit mehrern andern Individuen einen mörderiſchen Anfall auf den ehrenwertheu General, weil dieſer ihm unmöglich erklären konnte, Hawkins ſey ein Ehrenmann. Der darauf folgende Aſſiſenprozeß gab Hawkins die beſte Veranlaſſung, nicht nach Karlsruhe zurückzukehren, wo Hr. v. Göler ſein Freund geworden wae. Haber klärte den Göler über jenes engliſche Individuum auf, bot ihm zum Ueberfluß Satisfaktion an, und Herr v. Göler ſchien ſich jenes elenden Verräthers und Ueberläufers ſelbſt zu ſchämen, wenigſtens ließ er das Satisfaktionsanerbieten unbeantwortet. Der allgemein bekannte General Shaw erweist brieflich die Nichtswürdigkeit des Hawkins bis zur äußerſten Evideuz. An dieſe abgethane Sache knüpfte die zweite Verbindung im Auguſt 1843 wieder an, um Hen. v. Haber etwas am Zeuge zu flicken. Eine Partei, deren Beſtrebungen und Natur im Lande Baden ganz genau bekannt ſind, hatte ſich drn Spanier Sarrachaga zum Werkzeuge auserlrſen, und dieſer ſetzte die Ausſtreichung Habers vou jener Subſkriptionsliſte damit durch, daß er behauptete, Haber habe von Göler einen H......t auf ſich ſitzen laſſen. Obgleich nun der vormalige Mittelsmann des Hrn. v. Haber, Major v. Klock, ein allgemein geachteter Offizier, dieß läugnete, obgleich Göler dem v. Klock und dem Prinzen Salm gegenüber, die ihn alſoſort in Karlsruhe zur Rede ſtellten, die Behauptung Sarrachaga's durchaus nicht wiederholte, ſondern nur von Geruchten ſprach, die über Haber lieſen, und wegen deren es zum Duell erforderlich ſey, daß ſein Offizierkorps entſcheide: ſo wurde doch gleich darauf auf Betreiben jenes Spaniers Göler in Feuer und Flamme geſetzt, dem Prinzen Salm eine Erklärung abgefordert, die Habern kompromittirte, die Ergänzung jener Erklärung, die der wieder zu ſich gekommenr Prinz Salm abgab, unterdrückt, und von einrm einſeitig ernannten Ehrengerichte drkrrtirt, Haber habe kein Recht auf Satisfaktion. In der jetzigen Schriſt kann deutlich erkannt werden, wie eben Göler ſich nur durch Ehrgeiz und Einflüſterungen hinreißen ließ, den Skandal ſo weit zu treiben, und wie jener Sarrachaga der eigentliche böſe Dämon war, das Inſtrument einer Clique bildete.

Correſpondenz.

Frankfurt, 28. November.

Noch iſt unſere hochverehrte und in Wien faſt durchgefallene Mad. Frühauf nicht zurück, obgleich ihr Urlaub längſt abgelaufen. Die Schauſpieldirektion iſt in Verzweiflung; die Abwrſrnheit der Mad. Frühauf hindert aber nicht, daß wir doch mitunter recht tüchlige Vorſtellungen haben. So u. A. die vorgeſtrige des »Wilhelm Tell« von Schiller bei überfülltem Hauſe. Hr. Baiſon gab zum erſten Male den Tell und ſo ganz im Geiſte des Dichters, als ſchlichten, aber für das Wohl ſeiner Familie und die Freiheit des Vaterlandes durchglühten Schweizer, daß man geſtehen muß, er hat dieſe zwar einfache, aber deſto ſchwierigere Rolle vollkommen erſchöpſt. Bei ſeinem Erſcheinen freundlichſt empfangen, wurde Baiſou dreimal ſtürmiſch geruſen. Er iſt ein Liebling unſres Publikums geworden, und gewiß wird bei ſeinem Beneſice am 11. Dez. ein überfülltes Haus davon neues Zeugniß geben. Leider iſt er gezwungen, ein Birchpſeiffer'ſchrs Stück: »der Glöckner von Notre-Dame« zu geben. Wir haben dieſes Effektſtück hiee noch nicht geſehen. Wäre Mad. Frühauf zur rechten Zeit hier eingetroffen, würde Baiſon Gutzkow's »Zopf und Schwert« zu ſeinem Beneſice gewählt haben. — Prume hat uns auf einige Zeit verlaſſen, und gibt in benachbarten Städten Conceete. —ff—

Concert des Herrn Werner

am 25. November.

Bei Durchleſung des Programmes mußte Jedem die Mannichfaltigkeit der Piecen auffallen, aus welchen es zuſammengeſtellt war, und wir zweifelten nicht an einem zahlreichen Beſuche, welcher ſich auch einſand, da außerdem noch die hier ſo beliebte Arnold angekündigt war. Die Thätigkeit und Umſicht des Concertgebers waren ebenfalls bekannt genug, daß man verſichert ſeyn konnte, die Productionen würden gewiß gelingen, und ſo lieferte dieſer Abend ein ſeltenes Reſultat, nämlich ein ausgezeichnet gelungenes und unterhaltendes Concert. Wir wollen uns in Kürze ſpeciell darüber ausſprechen.

Anſtatt einer Ouverture wurde ein Trio von Hummel (die Clavierparthie iſt eigentlich nur concertirend, die zwei andern Stimmen ſind mehr begleitend) von den HH. Muck, Hamm und G. Brand mit gewohnter Meiſterſchaft vorgetragen; alle drei Künſtler, vorzüglich Hr. Muck (als Clavierſpieler), ernteten allgemeinen Beifall. Nach dieſer Piece erſchien Mad. Deinet und ſie wurde mit lebhaftem Applaus empfangen. In der 1. Arie von Marliani, welche ſie ſang, gab ſich kund, daß ihre Stimme noch dieſelbe wie früher, und daß ihr Vortrag gewonnen habe. Der rauſchende Beifallsſturm, welcher hierauf folgte, ſchien ſie ſehr zu ergreifen. Hierauf folgte ein Rocroco-Muſikſtück von A. Lotti, aus dem Jahre 1694, wie das Programm beſagte; es ſcheint uns ein muſikaliſches Rechnenexempel zu ſeyn, von Imitationen, Ligaturen, Diſſonanzen ꝛc., aber keine Melodie — ſchroffe Harmonie — es ſprach wenig an, dagegen das Ave Maria von Mendelsſohn deſto mehr. Ausgeführt wurden beide Piecen recht gut, nur einigemal hätte die Intonation reiner ſeyn können. Hr. Kaulbach trug ein Lied vom Concertgeber und „O Iſis!" aus Mozart's Zauberflöte vor; das erſtere iſt zu kurz, um beſonders hervortreten zu können, aber in der Iſisarie machte Hr. Kaulbach wahrhaft Furore; er mußte den ſtürmiſchen Wünſchen des Publikums nachgeben und Da Capo ſingen. Hr. Kaulbach beſitzt die ſchönſte Baßſtimme, die man ſich denken kann; da iſt kein gepreßter gequälter Ton, Alles iſt rund, weich, voll und ſtark bis zum tiefen C; auch ſeine Höhe iſt eben ſo ſchön und angenehm bis zum obern es. Mad. Deinet trug hierauf eine pikante Polacca aus Linda von Chamouny mit ſehr vielem Geſchmacke, von den lebhafteſten Beifallsbezeugungen begleitet, vor. Als Impromptu hatte Mad. Deinet die Gefälligkeit, das letzte Rondo aus der „Sonnambula" zu ſingen, hierauf hatte der Beifall faſt keine Gränzen, denn Mad. Deinet entfaltete hierin einen ſeltenen Umfang ihrer klangvollen Stimme.

Die zweite Abtheilung eröffnete ein Damenterzett von Meyerbeer aus „den Kreuzrittern," das die Dilettantinnen: Frln. Roſenauer, Frln. Fehneberg und Frln. Graner vortrugen. Zwei Lieder „die Heimath" von Krebs und „auf der Alm" von W. Fiſcher durch Mad. Deinet meiſterhaft geſungen, ſprachen außerordentlich an. Frln. Pfeifer führte mit Hrn. Kaulbach das letzte Duett aus „Haydn's Schöpfung" aus und beide verdienten den reichen Beifall, der ihnen nach dieſer Nummer geſpendet wurde. Rondo von Hummel für Flöte und Pianoforte, von HH. Wehner und Muck vorgetragen, gefiel ebenfalls ſehr. Zum Schluſſe ſetzte Mad. Deinet durch eine Scene aus „den Puritanern" ihren heutigen Kunſt-Leiſtungen die Krone auf. Das Publikum war an dieſem Abende wirklich begeiſtert, und wir können nicht umhin, Hrn. Werner aufzumuntern, öfters ſolche Concerte zu veranſtalten; ſeine Kunſtleiſtungen und Geſchmack haben ſich in ſeiner früheren Carriere lang und oft genug bewährt.

Daß Mad. Deinet aus Gefäligkeit für den Concertgeber mitwirkte, wird ihr derſelbe gewiß danken, aber auch uns ſey es erlaubt, ihr den herzlichſten Dank zu ſagen für den ſeltenen, genußreichen Abend, welchen ſie uns bereitet hat, und zugleich den Wunſch auszuſprechen, uns von Zeit zu Zeit wieder mit ihrem ſchönen Talente zu erfreuen. Auch Hrn. Kaulbach und den übrigen Mitwirkenden rufen wir ein freundliches „Fahrfort" und Hrn. Muſik-Director Werner ein erſprießliches Da capo zu.

—e—

Würzburger Theater.

Donnerstag, den 30. November.

Ueber den Inhalt des Benefice des Hrn. Chriſtl haben wir uns bereits in der Einladung zu demſelben kurz geäußert; es bleibt nur noch eine Beſprechung der Frage übrig, wie das Bäuerle'ſche Stück den hieſigen Verhältniſſen angepaßt wurde. Städte unſeres Ranges bieten nicht ſo viele markante Aeußerlichkeiten, daß man, ohne auf Privatverhältniſſe überzugehen, einen großen Tummelplatz für Anſpielungen finden könnte. Die Bearbeitung hat ſich deshalb recht paſſend auf die hiſtoriſche Seite geworfen und hier wirklich mit vielem Fleiße manches Paſſende herausgefunden. Auch in den Anwendungen auf die Straßenbenennung war vieles Treffende und die Anſpielung auf unſere zu hoffende Eiſenbahn ganz vorzüglich. Daß 1743 die Univerſität eine Julio-Maximiliana genannt wird, war freilich gefehlt.

In muſikaliſcher Beziehung läßt ſich hier wenig ſagen. Die Muſik zu ſolchen Schwänken ähnelt ſich überall, und wenn die Lieder und Chöre heute auch nicht von Adolph Müller componirt waren, ſo ſahen ſie doch gerade ſo aus, als ob ſie es wären. Es wären alſo hauptſächlich die nicht von Gläſer componirten Piecen zu beſprechen.

Die Ouverture von Händel wurde brav geſpielt, ohne aber nur im mindeſten anzuſprechen. Natürlich! ohne Poſaunen und Janitſcharenmuſik iſt heutzutage kein Effekt mehr hervorzubringen.

Das Potpourri von Lortzing hat manche gelungene Zuſammenſtellungen und wurde gut executirt — erhebt ſich aber nicht über andere dergleichen Produkte, deren wir hier jährlich mehrere Dutzende in öffentlichen Gärten zu hören bekommen.

Viel verſprach die Ouverture zum 3. Akte. Schade, daß der Schluß derſelben nicht mit dem Anfange harmonirte. Wer die Muſik Händel's mit dem Lortzing'ſchen Potpourri, die Inſtrumentirung beider verglich, dem konnte es gar nicht unwahrſcheinlich vorkommen, daß die Componiſten des 20. Jahrhunderts, die ja doch gewiß auch noch Neues vorbringen wollen, ſolche Ouverturen ſchreiben, in denen das Bombardon die Cantilene führt, und mehrere Trommeln, Ratſchen, Glocken, Schlittenrollen, Tamtams und bis jetzt noch unerfundene Inſtrumente „das Kraut fett machen" müſſen. Wie geſagt, der Anfang der Ouverture verſprach viel, er perſiflirte unſere neueſte Muſik recht gut — aber der Componiſt blieb ſich nicht conſequent, plötzlich geht er in ein Potpourri von Themen aus Zauberflöte, Oberon, Don Juan, Euryanthe ꝛc. über, verirrt ſich darin, und erſt ganz am Schluſſe gelingt es ihm, ſeinen 1943er Styl wieder zu erreichen.

Geſpielt wurde im Allgemeinen ſehr brav; namentlich zeichnete ſich Hr. Chriſtl durch Gemüthlichkeit und kluge Mäßigung aus. Madame Hammermeiſter ſang ihre Arie aus dem „Barbier von Sevilla" geſchmackvoll wie gewöhnlich; aber zu wundern iſt, daß ſie, da ſie doch das Notenblatt in der Hand hatte, dennoch einmal im Andante ſich bedeutend verſpätete und einmal im Allegro eine Repriſe überſah.

Auch die Maſchienerie that ihr Möglichſtes, und das Arrangement war zu loben.

—r—

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 148. Donnerstag, 7. Dezember 1843.

Leichtſinn und Pflichttreue.

(Fortſetzung.)

Früh am andern Morgen war mein erſten Gang zur Kammer, wo ich meine 500 Thaler gegen Empfangſchein ablieferte. Von hier begab ich mich zum Juſtizminiſter, der auf meine Bitten ungeſaumt den Befehl zur Entlaſſung Bergmanns aus ſeiner Strafhaft ausfertigen ließ. Sodann mußte ich mich noch zu dem Arzte meiner Kranken verfugen, dem ich den Ueberſchuß der von dem Director erhaltenen Summe einhändigte, damit durch ſie für die kurze Spanne Zeit, die ihr Lebensfaden noch zu halten hatte, ihr die erforderliche Pflege gewährt werde. Ich erkundigte mich bei ihm nach dem Zuſtande ſeiner Patientin.

„Ultimum stadium“ ſagte er, achſelzuckend. »24 Stunden, höchſtens 2 Tage wird ſie noch zu leben haben. Wie man die Hand umkehrt, kann es mit ihr vorbei ſeyn.« Auf meine Frage, ob das Wiederſehen ihres Gatten ſchädlich auf ſie einwirken werde, erklärte er, die heftige Gemüthsbewegung, welche dadurch unfehlbar erregt werden müſſe, werde höchſt wahrſcheinlich den Tod der Kranken ſofort herbeiführen. Dieſe erhaltene Auskunft beſtimmte mich, mein Werk der Menſchenliebe ſelbſt an das Ende zu führen, nach der 4 Meilen entfernten Feſtung zu fahren, und Bergmann von dort mit mir zu nehmen, ihn unterweges auf die ſchweren Stunden, die ihm bevorſtanden, vorzubereiten, und ihn, ſo gut ich es vermochte, zu tröſten. Wem hätte ich ſonſt dieſes Geſchäft überlaſſen ſollen? oder wie hätte ich die Kataſtrophe eines unvorbereiteten Wiederſehens anders abwenden können, ohne großen Zeitverluſt? Und die Augenblicke waren doch ſo koſtbar. Der Tag neigte ſich bereits ſeinem Ende zu; einige Ruhe erheiſchten meine vorgerückten Jahre, deshalb beſchloß ich, mich am andern Morgen bei Tagesanbruch auf den Weg zu machen.

Die Thurmuhr über dem Wachthauſe ſchlug neun Uhr, als ich über die Zugbrücke, durch das hochgewölbte Thor der Brücke fuhr. Als mich die feſten Mauern, die bewährten Wälle mit Polypenarmen umfaßt hielten, ſchnürte ſich mir die Bruſt unwillkürlich, ohne daß ein beſtimmter Gedanke auf den Körper eine rückwirkende Kraft ausgeübt hätte, zuſammen. Ja ich glaube, dem Gedanken ſelbſt ward dort eine Zwangsjacke angelegt, und der Poeſie iſt dort der Flügel gebunden. Meine Geſchäfte bei dem Commandanten waren bald abgemacht. Von ihm erfuhr ich, daß Bergmann in den erſten Jahren ſeines Arreſtes dieſen mit leichten Sinn, mit gewohntem Leichtſinn getragen, ſeinen Umgang bei Offizieren, deren Ruf und Charakter nicht der beſte war, geſucht hatte. Allein in den letzten Jahren war eine merkwürdige Umwandlung ſeiner eingetreten. Mochten auch Ueberdruß, Langeweile und das Vorrücken der Jahre ihren Theil hieran gehabt haben, ſo waren doch wohl hauptſächlich die Briefe und die Nachrichten, die er von ſeiner Frau erhielt, Schuld an einer ſittlichen Beſſerung. Durch einen jungen Ingenieuroffizier angeregt, hatte er ſich unter deſſen Anleitung eifrig auf das Studium der Mathematik gelegt, ſich die nöthigen Werke dazu geliehen, und es ſehr weit darin gebracht. Die Wiſſenſchaft, welche ihm anfangs Zerſtreuung in müſſigen Stunden gewährte, hatte ihm bald eine Liebe für ſie eingeflößt und einen Ernſt, der mit ihr nothwendiger Weiſe verbunden ſeyn muß, weil ſie ſelbſt eine ernſte iſt. Als ſpecielles Fach hatte er ſich die Waſſerbaukunſt gewählt, wobei ihn der erwähnte Ingenieuroffizier, der für dieſen Zweig vorzüglich in der Feſtung angeſtellt war, unterſtützte und praktiſch belehrte.

Nachdem der Commandant den Paß für Bergmann unterzeichnet hatte, eilte ich zu ihm. Er erkannte mich augenblicklich. Die Reisfeder, die er in der Hand hielt, entfiel ihr, Bläſſe überzog ſeine Wangen; er ahnte und erwartete, daß mein Beſuch für ihn nicht ohne Bedeutung ſeyn könne. »Ich bringe Ihnen ihre Freiheit« redete ich ihn ohne Weiteres an.

Freiheit. Wunderſamer Klang. Harmonie der Sphären, Schellengeläute. Nie zu erreichendes Ideal; erträumt, verhöhnt durch Ungebundenheit. Weiter, enger Begriff. Wie ſchmeichelnd tönt dies Wort in dem Ohre desjenigen, der ſich für unfrei hält, gefeſſelt durch einen Zwang, den fremde Willkühr, eigener Wille, Glaube, Geſetz, Gewiſſen, Natur ihm auflegt. Schüttelt ihn ab dieſen Zwang, wenn ihr könnt, ihr, die ſo viel von Freiheit ſprecht und nicht wißt, wo Anfang noch Ende, zerreißt dieſe Feſſeln und werdet wieder zum Thier. Gerade die Beſchränkung unſerer Freiheit, die Unterwerfung unter das Geſetz, macht uns zu dem, was wir ſind, zu Menſchen, zu Staatsbürgern. Die wahre Freiheit, wo keine ſelbſt aufgelegte Feſſel ſie zur Unfreiheit macht, bis an ihre äußerſten Gränzen vorgeſchoben, die keinen anderen Zwang kennt, als den der Hunger anthut, nichts Unangenehmes, als was die Witterung und Schmerz der Krankheit verurſacht, keine Beſchränkung kennt, als die der angeborenen Unvollkommenheit, ſuchet im Thiere, aber auch nur in dem, welches einſam in der Wüſte lebt, denn wo mehrere beiſammen ſind, da macht ſich auch die Kraft des Stärkeren zur Tyrannin, zur Unterdruckerin der Schwachen. Und gleichwohl lehnen wir uns auf gegen jeden Zwang, der uns angethan wird, ſey es von fremder, ſey es von eigener Willkühr; gleichwohl ſtrebt alles, die Feſſel jeder Beſchränkung abzuſchütteln, nach Ungebundenheit, nach eigener Macht und

Digitized by Google

Herrſchaft. Was folgt hieraus? Daß die thieriſche Natur ſich nicht verläugnet in dem Streben nach Freiheit, daß die Redensart, unbeſchränkte Freiheit iſt das unſchätzbarſte Gut des Menſcheu, eine hohle Phraſe iſt, indem ſie eigentlich eine nicht zu beneidende Eigenſchaft des Thieres iſt.

Ich ſehe, wie dem Leſer ſich die Haare vor Zorn und Erſtaunen zu Berge ſträuben, wie das Wort des Unwillens ihm in der Kehle ſteckt. Für den Philoſophen iſt obige Diatribe geſchrieben, er findet Stoff genug darin zu einem Foliobande, der Leſer nehme ſie für das, was ſie iſt, für eine Antitheſe.

Noch einmal Freiheit, wunderbares Wort. Wie angenehm dem Ohre des Bedrängten, wenn es lautet: ſorgenfrei, ſchmerzenfrei, ſtraffrei. Himmliſcher Klang für den Gefangenen, der durch ſie der Familie, der Welt, ſich ſelbſt wieder gegeben wird. Froh ſingt ſein Lied der Vogel im hohen Gipfel der Linde, der ſeinem Käfig entfloh; doch der eiſige Winter naht, das Futter fehlt, er ſehnt ſich zurück in ſein Bauer, ſtirbt aus Freiheit, in Freiheit. Von dieſem Geſichtspunkte aus betrachtete ich Bergmanns Freude, die jubelnd ausbrach, als ich ihm die Worte zurief, ich bringe Ihnen ihre Freiheit. Denn was brachte ſie ihm? Den Anblick einer ſterbenden, oder ſchon abgeſchiedenen Gattin, Nahrungsſorgen für ſich und ſein Kind, Demüthigung, die Nachwehen ſeines Vergehens und ſeiner erlittenen Strafe. Auch verwandelte ſich dieſer flüchtige Champagnerrauſch der Freude nur zu bald in Schmerz und Bekümmerniß, als er durch mich die näheren Umſtände ſeiner Befreiung erfuhr. Es trieb ihn fort aus dieſen umklammernden Mauern, die Erinnerung an die in ihnen verlebten Jahre, die Angſt an die ferne leidende Gattin. Als wir das letzte Außenwerk hinter uns hatten, machte ſich die gepreßte Bruſt durch einen tiefen Seufzer Luft. — Unterwegs verabredete ich mit ihm, daß nach unſerer Ankunft zuerſt ich zu ſeiner Frau ginge, um ſie auf das Wiederſehen vorzubereiten, damit nicht die plötzliche Einwirkung des Affekts ihr ſchade, er dagegen ſolle eine halbe Stunde lang in meiner Wohnung bleiben, und alsdann mir in die bezeichnete ſeiner Frau nachfolgen. Der Thurm unſerer Hauptkirche tauchte am Horizonte auf; eine ſichtbare Unruhe erzeugte in ihm deſſen Anblick. Sie wuchs zur Angſt, je mehr wir uns der Stadt näherten und als wir die Barriere paſſirten, las ich in ſeinen bewegten Geſichtszügen den Wunſch zurückzukehren in ſeine Haft. Hatte ich auch früher Worte der Beruhigung geſucht und gefunden, hier waren ſie verſchwendet; ich mußte ihn ſeinen Gefühlen überlaſſen. Wir gelangten vor mein Haus, ſtiegen ab. Nachdem ich meine Reiſekleider gewechſelt hatte, trieb er, trieb das eigene Verlangen mich hin zur Kranken.

(Schluß folgt.)

Ein Schiffsbrand.

(Aus dem Däniſchen von Herneich Schmidt.)

Der blinde Hermann erzählte:

Weithin wogt das prächtige, majeſtätiſche Meer. Der fernſte Rand deſſelben iſt mit einem langen dunklen Streifen eingefaßt, deſſen Oberfläche roſenfarben erglänzt; das iſt die im letzten Schimmer der Abendröthe aufglühende Küſte von Biscaja. Auf den Wellen dehnt ſich der ſtolze Rumpf einer Fregatte. Von dem Topp ihres großen Maſtes weht der königliche Wimpel, von ihrer Gaffel die blutrothe Danebrogsflagge mit dem weißen Kreuze.

Von dem Verdeck bis zu der höchſten Spitze der Oberdramſtangen iſt das Schiff mit ſeinen Segeln bedeckt, aber eine ſchwache Briſe hält ſie kaum gefüllt und nur langſam bewegt ſich das Schiff der fernhin winkenden Küſte entgegen. Die Seitenborde ſind mit einem glänzenden ſchwarzen Lack überzogen; dazwiſchen laufen zwei weiße Linien in zierlicher Wölbung von der Back zur Schanze; es ſind die Einfaſſungen der Kanonenpforten, die geöffnet ſind und fünfzig Feuerſchlünde zeigen, die hell aufglänzen im ſcheidenden Abendlichte. »Atalante« heißt die Fregatte, und das Galion zeigt die Geſtalt dieſer kühnen, leichtgeſchürzten Jungfrau, die noch ſchneller als das Schiff über die Wellen des Meeres dahinfliegen möchte. Der Spiegel leuchtet von Vergoldung und Schnitzwerk; aus den erleuchteten Fenſtern tönt fröhliches Geſchwätz; es ſchallt von der Tafel des Capitäns her, der ſeine Offiziere zu einem fröhlichen Bankette um ſich verſammelt hat.

Jetzt ertönt die ſilberne Pfeife des Hochbootsmanns, und gleich darauf wird es lebendig auf dem Verdecke. Aus den Maſten, aus den Schanzen, von der Back und vom Kabelgat kommen ſie herbei und ſammeln ſich am Backbord des Mitteldecks; die Toppgaſten gehen voran, die Uebrigen folgen, doch hält ſich Back und Back zuſammen, ſtets acht Schüſſelmaaten für eine Schüſſel, und der Vordere von ihnen trägt das Gefäß. Der Zug beginnt und geht um die Cambüſe; jede Backsgenoſſenſchaft erhält ihr Theil. Sie entfernt ſich mit demſelben nach ihrem angewieſenen Platz, und die Abendmahlzeit wird in aller Ruhe gehalten, kaum daß die Maaten einer Back es wagen, der zunächſt liegenden eine Bemerkung oder einen Einfall mitzutheilen.

Eine halbe Stunde vergeht; abermals ertönt der Schall der ſilbernen Pfeife von einem Schiffsende zum andern. Die Eßgeräthſchaften ſind längſt entfernt; langſam und ſchweigend begeben ſich die Matroſen nach dem Mitteldecke. An dem großen Maſt haben ſich die Marineſoldaten aufgeſtellt; ſie ſchultern das Gewehr und ſchauen gleichgültig drein. Der letzte Schimmer des Abendroths iſt längſt verglommen; der Mond geht auf und wirft ſein feenhaftes Licht auf dieſe eigenthümliche Scene. Die Offiziere kommen aus der Kajüte und begeben ſich nach dem Backbord des Quarterdecks, der Marineoffizier tritt zu ſeinen Soldaten; die Kadetten lehnen am Gangſpill.

Der Capitän betritt das Verdeck. Auf ein Zeichen des Marineoffiziers wirbeln die Trommeln und die Soldaten präſentiren das Gewehr. Der Capitän lüftet den Hut und dankt ſchweigend.

Die Glocke läutet zum Gebet.

Feierlich ſammelt ſich jetzt Alles um den Schiffs-Prediger, der mit eintöniger Stimme die üblichen Gebete ſpricht; er empfiehlt das Schiff dem Schutze Deſſen, der die Winde feſſelt und den verſchlingenden Wellen zuruft: : »Bis hierher und nicht weiter!« Er erhebt die Hände zum Segen, und die wettergebräunten Seeleute beugen unwillkührlich das Haupt.

Da ſtürzt athemlos, bleich, mit geſträubtem Haar ein Halbmatroſe von dem Lazareth herauf, durchdringt

Digitized by Google

den Keeis der Beter und ſchreit mit herzzerſchneidendem Tone: »Feuer;« er ſtürzt ohnmächtig zuſammen.

Feuer! — Ein Schrei des Entſetzens ertönt; der Prediger verſtummt und die Matroſen ſtäuben nach allen Richtungen hin aus einander. Auch die Soldaten ſchwanken, ihre Kniee ſchlottern, die Gewehre ſenken ſich, abee das eiſerne Commandowort feſſelt ſie und hoch aufgerichtet ſtehen ſie in geſchloſſener Reihe. Die Offiziere umringen ihren Chef, während die Kadetten den Halbmatroſen aufrichten und ihn zu ermuntern ſuchen. Er ſchlägt die Augen auf und ſtammelt: »Ich ſtand vor der Hängematte des alten Ralph, um ihm den Trank einzugeben, wie der Doktoe befohlen hat. Da verbreitet ſich plötzlich ein heller Schein. Ralph lag im Fieber und ſagte, das ſey das Schiffsgeſpenſt. Erſchreckt ſchloß ich die Augen, aber ich konnte nicht anders, ich mußte ſie wieder öffnen und ſah deutlich, wie eine Flamme an der Scheerwand hinaufleckte. Da konnte ich nicht ausdauern, ich mußte es ausrufen.«

»Geſchwind, meine Herren, gehe Einer von Ihnen und ſehe, was Wahres an der Sache iſt, und die Uebrigen halten ſich bereit, ſogleich die wirkſamſten Vorkehrungen zu treffen.«

Der Capitän ſpeach's und die Mannſchaften machten den Offizieren Platz. Es bedurfte des Einziehens der Erkundigungen nicht, denn als der dienſtthuende Offizier an den Eingang des Lazareths kam, drang ihm ein erſtickender Rauch entgegen; das Geſtöhn dee Kranken war herzzerſchneidend. »Mir nach! Mie nach!« ruft der muthvolle Offiziee und drang in die Raume des Unglücks ein. Einzelne beherzte Matroſen folgten ihm und entriſſen ihre unglücklichen Kameraden dem entſetzlichen Feuertode. Die Kranken auf dem Rücken, erſchienen ſie oberhalb der Luken und legten ihre Laſt ſchweigend auf dem Backbord des Quarterdecks niedee.

(Schluß folgt.)

Des Dänen Reventlow Mnemotechnik.

Dresden, im November.

Nachdem ich einem vollſtändigen Kurſus der mnemotechniſchen Vorleſungen des däniſchen Kandidaten der Theologie, Herrn C. O. Reventlow, in 10 Lektionen beigewohnt habe, glaube ich im Stande zu ſeyn, Ihnen über deſſen Gedächtnißkunſt etwas Näheres ſagen zu können.

Reventlow beginnt die Darlegung ſeiner Methode mit dem Grundſatze, daß man Alles das am ſicherſten behält, was man wirklich aufgefaßt, d. h., mit ſeinen individuellen Anſichten verſchmolzen hat. Er behauptet, daß ſeine Methode im Gegenſatz zu allen früher aufgeſtellten Syſtemen der Mnemotechnik, alle Gedächtnißthätigkeit auf Verſtandesoperation reduzire. Weſentliches Mittel zue Erreichung dieſes Zweckes iſt ihm die Vergleichungsgabe im weiteren und ſelbſt der Witz im engeeen Sinne. Man darf ſich alſo bei den Erwartungen von ſeiner Methode durchaus nicht der Täuſchung hingeben, als ob mit ihr die längſt gewünſchte Erfindung des Nürnberger Trichters gemacht ſey, die praktiſche und ſelbſtſtändige Anwendung der Reventlow'ſchen Mnemotechnik ſetzt vielmehr im Anwendenden einen geweckten Geiſt, ja, ſelbſt eine vorzügliche Begabung mit veegleichendem Verſtande, und wenn ſie, wie bei ihrem Erfinder ſelbſt der Fall iſt, ihre Aufgabe vollſtändig löſen ſoll, ſogar eine vorzugsweiſe Ausbildung des Witzvermögens voraus. Dieſe Thatſache möchte ſchon von vorn herein ihree ganz allgemeinen Anwendbarkeit nicht unbedeutende Schwierigkeiten entgegenſtellen, auf der andern Seite aber auch wieder ihre Einführung in den Schulunterricht als vorzügliche Denkübung empfehlen.

Als Aufgabe ſeiner Gedächtnißkunſt bezeichnet Reventlow die: Alle Zahlen und alle Namen wegzuſchaffen, die Zahlen, bei denen man nichts denken kann, in Begriffe zu verwandeln. Mittel zu dieſem Zwecke iſt: Die Darſtellung der Ziffern durch Buchſtaben, und zwar in folgendem Schema:

Füe	1	ſetze	man	t	und	d	
»	2	»	»	n	»	v	
»	3	»	»	m	»	w	
»	4	»	»	r	»	q	
»	5	»	»	ſ,	ſch,	ß,	c und alle Ziſchlaute, alſo c, ç, ch ꝛc. in fremden Sprachen
»	6	»	»	b	und	p	
»	7	»	»	f,	pf	(im	Anfange der Wörter) und ph.
»	8	»	»	h	und	j	
»	9	»	»	g, k, ck, ch, c (als k-laut.)			
»	0	»	»	l	und	z.	

Die Wahl der Subſtitutionen erſcheint zwar willkürlich, allein ſie iſt, der Leichtigkeit der Anhaltspunkte wegen, glücklich getroffen zu nennen und prägt ſich dem Gedächtniſſe ſehr leicht ein. Die Subſtitutionen ſind theils nach der Aehnlichkeit der äußeren Form dee Ziffern mit den Buchſtaben (t mit der 1, s mit der 5, b mit der 6, f mit der 7, h (das deutſche h) mit der 8, g mit der 9) theils nach der Zahl der Grundſtriche (n und v = 2, m und w = 3), theils nach anderen leicht zu behaltenden Anhaltspunkten (r kommt in den meiſten europäiſchen Sprachen am Ende der Wörter, welche die Zahl 4 ausdrücken, vor, mit q aber beginnt das Zahlenwoet vier in den Tochterſprachen der lateiniſchen; l aber iſt der Endbuchſtabe im deutſchen Null, und z der Anfangsbuchſtabe im franzöſiſchen Zero.) Man kann ſchon dieſen Subſtitutionen das Lob geiſtreicher Erfindung nicht verſagen.

Mittelſt dieſes Schema's nun, welche das ABC ſeiner Kunſt iſt und daher dem Gedächtniß mit der völligſten Sicherheit zu Gebote ſtehen muß, entfernt Reventlow alle Zahlen, indem er alle Wörter einer bekannten Sprache zu eben ſo viel Subſtitutionen für jede beliebige Zahl verwandelt. Als Regel gilt dabei, daß die Vokale ganz in Wegfall kommen, und in jedem Worte nur die drei erſten Konſonanten eine Geltung haben. Dies ſind jedoch nur die Grundſätze für die Anwendung ſeiner Kunſt auf Cheonologie, Statiſtik, Chemie; Citate u. ſ. ſ., wähiend er in den ſpäteen Vorleſungen auch noch einige neue Subſtitutionen für die Schachfiguren, Schachzüge, fur die franzöſiſchen Karten und für Formeln und Zeichen aus der höheren Mathematik, wobei auch die Vokale vorkommen, an die Hand gibt.

Das Verfahren, und um ſich veemöge obiger Ziffern-Subſtitutionen eine gegebene Zahl einzuprägen, beſteht darin, daß man ſich ein oder mehrere Wörter ſucht, in deren Konſonanten (jedoch mit Beobachtung der Regel, daß in jedem Worte nur die 3 erſten Konſonanten

Digitized by Google

Geltung haben) die Ziffern der gegebenen Zahl enthalten ſind, daß man aber zugleich dieſes Wort oder dieſe Wörter ſo wählt, daß ſie mit der Angabe der Thatſache, deren Zahl man ſich merken will, in einer möglichſt prägnanten, am beſten witzigen Ideen-Verbindung ſtehen. Einige vorzüglich gelungene Beiſpiele aus der Chronologie, Chemie und Statiſtik werden das Verfahren am beſten ins Licht ſetzen.

1. Aus der Chronologie.

Reventlow ſchickt hier als Grundſätze voraus:

1) Man wirft, weil hier eine Irrung nicht gut möglich iſt, überall die Tauſende weg.

2) Bei geſchichtlichen Thatſachen aus dem 18. und 19. Jahrhundert kann man in den meiſten Fällen auch die Hunderte weggelaſſen, und hat es daher nur mit 2 Ziffern und Konſonanten zu thun.

3) Bei Daten aus dem 1. Jahrhundert vor Chriſtus ſetzt man in dem für die Zahl ſubſtituirten Worte ein l oder z voran.

Beiſpiele:

1) Das Sterbejahr Canova's, 1822, liegt im Namen eines ſeiner berühmteſten Werke: **Venus** (V und n = 2.)

2) Das Jahr des Konzils zu Nicaea, 325, liegt, mit Hindeutung auf den Hauptſtreitpunkt desſelben, die göttliche oder menſchliche Natur Chriſti, in dem Worte **Menſch** (m = 3; n = 2; ſch = 5.)

4) Raphael's Sterbejahr, 1520, im Worte **Sanzio** (S = 5; n = 2; z = 0.)

5) Das Geburtsjahr der drei Epoche machenden Männer Napoleon, Humboldt und Wellington, 1769 in dem Worte **Epoche** (p = 6; ch = 9.)

6) Die Einführung der päpſtlichen Cenſur, 1486, in dem Worte **Rhab**arber (R = 4; h = 8; b = 6.)

7) Hogarth's Sterbejahr, 1764, in dem Worte **Per**ſiflage (p = 6; r — 4.)

8) Das Jahr der Erfindung des Barometers, 1643, im Worte **Barom**eter ſelbſt (B = 6; r = 4; m = 3.)

9) Die Erfindung der Blattern-Impfung, 1790, in dem Worte **ocul**iren (c = 9; l = 0.) oder in den Worten: **Gl**atte Geſichter (G = 9; l = 0.)

10) Die Errichtung der erſten Papiermühle, 1390, in dem Worte **Macul**atur (M — 3; c = 9; l = 0.)

11) Die Gründung der Univerſität Jena, 1557, in den Worten: **ſo ſauf** doch (ſ = 5; f = 7.)

12) Die Entführung Luther's auf die Wartburg, 1521, in dem Worte **ſcheint**odt (ſch = 5; n = 2; t = 1.)

Auch das Einprägen zuſammenhangender Jahreszahlen wird auf dieſe Weiſe möglich. So ſind z. B. die Jahre des erſten puniſchen Krieges, 264—241 in dem Satze gegeben: **Unber**echenbare **Vort**heile errangen die Römer; die des zweiten puniſchen Krieges in dem Satze: **Eine thatenreiche Einleitung** ꝛc. = 218—201.

Vervollſtändigt wird nun ferner dieſe Methode der Einprägung geſchichtlicher Data durch das folgende Schema von Subſtitutionen für die Namen der Monate, wonach der Januar durch l und z, der Februar durch ſ, pf und ph, der März durch r und q, der April durch p, der Mai durch m und w, der Juni durch t, der Juli durch d, der Auguſt durch g und alle k-Laute, der September durch ſ und alle Ziſchlaute, der Oktober durch h und j, der November durch n und v, der Dezember durch b bezeichnet wird. Beim Gebrauch dieſes Schema's ſind folgende Regeln zu beobachten. Man ſetze den für den Monat ſubſtituirten Buchſtaben in dem numeriſchen Worte zuerſt, wobei jedoch, wenn man den 1., 2. oder 3. eines Monats ausdrücken will, in dem ſubſtituirten Worte nicht mehr als zwei Konſonanten vorkommen dürfen, es müßte denn der zweite Konſonant ein Null (alſo l oder z), oder, wenn man den dritten ausdrücken will, der dritte Konſonant ein Buchſtabe ſeyn, der eine Zahl bezeichnet, die nicht 0 oder 1 iſt (weil es keinen Monat mit 32 Tagen gibt). Folgende Beiſpiele werden dies Verfahren näher erläutern:

1) Napoleon's Tod am 5. Mai 1821 in den Worten: **Mißliches Ende** (M = Mai; ß = 5.)

2) Die Uebergabe der ſächſiſchen Conſtitution am 4. September 1831 in den Worten: **außer**ordentliche **Met**amorphoſe (ß = September; r = 4.)

3) Raphael's Geburtsjahr, 1483, und ſein Sterbetag und Sterbejahr, 8. März 1520, in den Worten: **Ruhm**bedeckter **Sanzio** (R = März; h = 8.)

4) Canova † 4. Oktober 1822 in: **herrliche Venus** (h = Oktober; r = 4.)

5) Schiller's Geburtstag und Jahr, ſowie ſein Sterbetag und Jahr iſt in dem Satze enthalten:

Und lobend Saga ewig Schiller nennt.

Nov. 1 0 (17) 5 9; Mai 9 (18) 05

(Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

München, 1. Dezember.

Von unſerm ſehr thätigen Componiſten **H. M.** — Herzog Max — ſind wieder ein Walzer und ein Polka erſchienen, die allgemeinen Beifall finden. — Beim 3. Concert der k. Hofkapelle am 27. Nov. hörten wir u. A. die Simphonie für zwei Orcheſter von L. Spohr. Der meiſterhaft durchgeführten Compoſition ward großer Beifall zu Theil. — Im nächſten Concert kommt das Oratorium **Davide penitente** von Mozart zur Aufführung. — In der Umgebung unſrer Stadt haben ſich den vergangenen Sommer viele Gärtnereien angeſiedelt, was dem Auge der Spaziergänger ſehr erwünſcht iſt, denn theilweiſe iſt ja die Umgebung unſerer Stadt ſehr eintönig. Eine vergrößerte Gärtnerei iſt aber hier auch außer dieſem ſehr nothwendig, weil Gemüſe, Salat ꝛc. im Vergleich zu andern Städten hier ſehr theuer iſt. Unſere Hausfrauen freuen ſich daher auch ſchon auf die Vollendung der Eiſenbahn von hier nach Bamberg, weil ſie glauben, daß dann ſehr viel Gärtnerwaare von dort hierher kommen wird. In der That dürfte dies auch der Fall ſeyn; ob aber dann auch die großen Bänderhauben der Bambergerinnen hier neben den netten Riegelhäubchen Glück machen werden, iſt wohl zu bezweifeln.

m—n

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 149. Sonntag, 10. Dezember 1843.

Leichtſinn und Pflichttreue.

(Schluß.)

Es war Nachmittags 5 Uhr, als ich bei ihr eintrat, nachdem eine Wärterin, die der ſorgſame Arzt für ſie angenommen hatte, mich zuvor angemeldet.

Matt, todesmüde lag ſie da, aber ruhigen, heiteren Angeſichts. Hier gab ſich keine ſo gefürchtete Aufregung kund, keine Ungeduld, den ſo lange abweſend Geweſenen wieder zu ſehen. Eine für mich unheimliche Kälte, Beſonnenheit, Zufriedenheit, oder wie es ſonſt zu nennen iſt, hatte ſich über ihr ganzes Weſen verbreitet. Noch während ich dieſes ſchreibe und vergeblich nach Worten und Bildern ſuche, um dem Leſer anſchaulich zu machen, welche Empfindungen mich damals überſchlichen, durchrieſelt mich die damalige Unzufriedenheit, diejenige nicht ſo gefunden zu haben, wie ich es erwartet hatte. Du überſchreiteſt ungeduldig die Sanddünen, die dich von dem lang erſehnten Ziele deiner Reiſe, dem erhabenen, ſturmbewegten Meere trennen. Du hoffſt nun zu ſchauen, wie Welle die Welle drängt, wie die Brandung ſchäumt, der Donner der Wogen dein Ohr betäubt, und findeſt einen ebenen Meerbuſen, mit ſpiegelglatter Oberfläche. Kurz, ſie lag da wie eine ſchön geſchriebene Rechnung, unter welcher nur das Facit fehlt, welches der Schreiber mit ſicherer Hand zu ziehen im Begriffe iſt.

»Sie kommen allein?« fragte ſie mich, matt nach der Thüre ſich umſehend, als erwarte ſie noch den Eintritt eines Andern.

»Allein,« entgegnete ich, »und zwar um Sie vorzubereiten auf ein erſehntes Wiederſehen des ſo lange Vermißten. Ihr Arzt verbot jede Aufregung, zumal jede unerwartete, unvorbereitete. Das war der Grund, warum ich allein kam.«

»Sie ſehen mich gefaßt und ruhig,« erwiderte ſie. »Ich werde es auch ferner, bis ans Ende bleiben. Die Sorge des Arztes war eine unnöthige.«

»Wohl; ich ſehe es, und wundere mich darüber. Ich fürchtete die Empfindungen, zumal einer weiblichen Bruſt, würden mächtiger ſeyn, als ich ſie finde. Ich glaubte die Liebe, zumal die Liebe zu einem Manne, von dem ein hartes Schickſal Sie auf eine Reihe von Jahren ſchied, werde ſich ſtürmiſch, werde auf Körper und Gemüth gleich heftige Einwirkung äußern.«

»Die Liebe?« ſagte ſie. »Die Liebe?« wiederholte ſie, und ein ſchmerzlicher Zug ward um ihre bleichen Lippen ſichtbar. »Ich habe ſie nie gekannt. Doch nein, ich irre mich; ich habe ſie gekannt, ich kenne ſie noch. Mein Kind, mein armes Kind!« rief ſie, ihre Augen bedeckend.

»Und Ihr Mann?« fragte ich. »Sie lieben Ihren Ehegatten nicht? Wie ſoll ich dies mit der edelmüthigen Aufopferung zuſammenreimen, mit welcher Sie ihn auf Koſten ihrer Geſundheit, ihres Lebens aus der Gefangenſchaft befreit haben?«

»Iſt Liebe ohne Achtung denkbar?« fragte ſie entgegen. »Konnte ich, kann ich meinen Mann achten? Ich habe ihn lieb gehabt, wie einen Freund etwa, weil er im Grunde kein ſchlechter Menſch war und viel von mir hielt; er war mir ſeines guten Herzens wegen werth, aber geliebt habe ich ihn nie. Was ich für ihn gethan habe, war das Gebot der Pflicht, des Mitleids, der Sorge für mein Kind. O, Herr Rath, dieſes unverſorgt zu wiſſen, fürchten zu müſſen, daß nach meinem Tode ein Waiſenhaus deſſen Aſyl ſeyn werde, Armuth und liebloſe Behandlung ſeine Zukunft, das war ein fürchterlicher Gedanke. Der Vater wird und muß für ſein Kind ſorgen, ſollte er auch als gemeiner Taglöhner im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brod verdienen müſſen. Und Arbeit wird auch den Vater beſſern. So habe ich für beide gearbeitet, ſterbe für beide.«

»Wohl,« erwiderte ich, »wenn Achtung Liebe erzeugt, eine Grundbedingung dieſer iſt, ſo hoffe ich zu Ihrem Glücke das Meinige beitragen zu können, indem ich Sie verſichere, daß Bergmann Ihrer Achtung würdig iſt. Es kehrt ein Anderer als er ging, gebeſſert, geläutert durch die Schule des Unglücks.«

»Ach, daß dieſer Troſt ſo ſpät kommt. Doch er iſt gekommen, und ſo komme er auch. Ich werde ihn freudig empfangen, ich werde mit geringerer Sorge ihm meine letzten Bitten an das Herz legen, Bitten für mein, Bitten für ſein Kind.«

Während dieſes Geſprächs glaubte ich mehrfach ein unterdrücktes Schluchzen vor der Thür des Gemachs vernommen zu haben. Jetzt hörte ich es deutlicher. Ich wußte, wer der Mann war, der draußen ſeinen Thränen freien Lauf ließ, fühlte, was in ſeinem Innern vorging, was ſeine Bruſt erſchütterte, mit welchen Krallen Selbſtvorwürfe, Reue, Gewiſſensbiſſe in ſein Herz griffen, nicht zu überwältigen durch Vorſätze zum Guten, zum Beſſeren. Dieſem Herzen that Faſſung und Troſt mehr Noth, als jenem gebrochenen. Es bedurfte daher wahrlich nicht der Aufforderung, als die Kranke fortfuhr:

»Darum gehen Sie, holen Sie ihn; meine Zeit iſt abgemeſſen, iſt kurz.«

»Er iſt nicht weit,« antwortete ich, »ſehr nahe, — hier.«

Zugleich öffnete ich die Thür, winkte Bergmann herein, und entſchlüpfte unbemerkt, mich nach Hauſe zu begeben. Am Abende des folgenden Tages erhielt ich die Nachricht, daß die Bergmann geſtorben ſey. Bergmann verließ mit ſeinem Kinde ſein Vaterland, erhielt

Digitized by Google

bald eine Anſtellung in der Marſch bei dem Deichweſen, und lebt jetzt, geachtet von ſeinen Mitbürgern, als nützliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft. Im vorigen Jahre wurde auf unſerem Friedhofe ein niedergetretener Grabhügel wieder erneuert, ein einfaches Kreuz von rein weißem Marmor darauf geſetzt. »Ein Auswärtiger hat es ſo angeordnet,« ſagte der Todtengräber. Ich weiß es, wen dieſer Hügel deckt; ich weiß es, wer den Marmor ſetzen ließ; Du weißt es auch, lieber Leſer.

Die königl. Bibliothek zu München.

Unter den großen, neueren Bauwerken der Hauptſtadt Münchens nimmt das ſeit 1832 für das allgemeine Reichsarchiv und die k. Bibliothek aufgeführte, im Laufe des vergangenen Sommers bezogene Gebäude eine der erſten Stellen ein. Wir theilen über die innere Einrichtung desſelben aus dem ſo eben erſchienenen Leitfaden für Beſucher der Bibliothek einige der intereſſanteſten Notizen mit. Das Gebäude bildet ein Viereck, deſſen vorderer, wie die übrigen, 85 Fuß hoher 2ſtockiger Flügel 520 Fuß an der Ludwigsſtraße einnimmt, während der ihm entſprechende hintere nach dem engliſchen Garten gerichtet iſt. Zwei kurzere Seitenflügel, der eine ſüdlich und dem Gebäude des Kriegsminiſteriums, der andere nördlich und der Ludwigsſtraße gegenüber, ſchließen das Viereck. Außerdem ſind der vordere und der hintere Flügel durch einen mittleren verbunden, durch welchen im Innern zwei gleiche Hofe entſtehen. Der Eingang kündigt ſich durch ein in die Straße heraustretendes Stufenwerk an, auf deſſen Brüſtung vier Statuen in ſitzender Stellung, Ariſtoteles, Thucydides, Hippokrates, und Homer, die Bedeutung des Gebäudes ausſprechen. Vom Veſtibulum aus gelangt man links und rechts in die Räume des allgemeinen Reichsarchivs, welches das ganze Erdgeſchoß einnimmt, gerade aus aber über eine Prachttreppe, welche im Mittelflügel zwiſchen Säulenreihen ſanft aufſteigt, nach der Mitte des erſten Stockwerks des hintern Flügels. (Die an der Treppe unten befindlichen Inſchriften lauten: Inchoatum Anno MDCCCXXXII. Perfectum Anno MDCCCXLII. — Operi Perſiciendo Praefuit Architectus Frid. Gaertner Eques. Oben an der Treppe über dem Eingange ſteht die Aufſchrift: Jussu et Auspiciis Ludovici I., Bavariae Regis, Consensu Utriusque Regni Curiae Thesauris Literarum Liberalium Artium Servandis Augendis et in Usum Publicum Vertendis Has Aedes Conditas Vides.) Hier befinden ſich die der Verwaltung des Ganzen und dem Dienſte des Publicums angewieſenen; durch erwärmte Luft heitzbaren Räumlichkeiten, namentlich der große von Saulen getragene Leſeſaal mit ſeinem abgeſperrten Vorplatze, in welchem das Geſchäft der Verleihung von Büchern nach außen beſorgt wird, oder dem Ausleihe-Saal. Ueber die innere bibliothekariſche Einrichtung der Anſtalt im Allgemeinen wird unter Anderm Folgendes bemerkt: Die im Jahre 1802, nach ihrem damaligen ſeit der Mitte des 16. Jahrhunderts erreichten Beſtande, wohl geordnete und verzeichnete Hofbibliothek hatte ſich in Folge der politiſchen Ereigniſſe von 1803 — 1809 ſo maſſenhaft vermehrt, daß für die nun zur Hof- und Centralbibliothek erweiterte Anſtalt eine ganz neue Anordnung und Aufſtellung unvermeidlich geworden war. Dieſer, nach einem im Jahre 1814 von einer aus Beamten der Bibliothek und Mitgliedern der Akademie der Wiſſenſchaften zuſammengeſetzten Commiſſion entworfenen Plane durchgeführten und ſeitdem, da von jeder Abweichung, auch einer verbeſſerten, Verwirrung zu beſorgen wäre, getreulich eingehaltenen Aufſtellung gemäß, theilt ſich der Beſtand der Bibliothek zunächſt in gedruckte Bücher und in handſchriftliche. Der Beſtand an gedruckten Büchern iſt nach den Hauptzweigen aller Literatur in 12 Claſſen, jede hinwieder in eine Anzahl beſonderer Fächer, deren im Ganzen 180 ſind, eingetheilt. Die 12 Hauptclaſſen ſind: 1) Encyclopädie mit 11 Fächern, 2) Philologie mit 18 F., 3) Hiſtorie mit 40 F., 4) Mathematik mit 8 F., 5) Phyſik mit 13 F., 6) Anthropologie mit 4 F., 7) Philoſophie mit 3 F., 8) Aeſthetik mit 15 F., 9) Politik mit 6 F., 10) Medicin mit 8 F., 11) Jurisprudenz mit 16 F., 12) Theologie mit 38 Fächern, Neben dieſen 12 wiſſenſchaftlichen Hauptklaſſen beſtehen noch 12 nach andern beſondern Rückſichten angelegte ſpecielle Sammlungen, nämlich 1) die der Bavarica (welche alles, was Bayern auf irgend eine Weiſe betrifft, in ſich faßt), 2) der Diſſertationen, 3) der Incunabula (vor 1501 gedruckten Bücher), 4) der auf Pergament gedruckten Bücher, 5) der Xylographa (von Holztafeln abgedruckter Bücher,) 6) der Chalcographa (ganz in Kupfer geſtochenen B.), 7) der Sinica (chineſiſchen B.), 8) der Ausgaben von Todtentänzen, 9), 10) und 11) der ſogenannten Rariora, Remota und Erotica, endlich 12) der Dupla.

(Schluß folgt.)

Die Erfindung Wagners.

Die Arbeiten Wagners an ſeiner electro-magnetiſchen Maſchine ſind nun ſo weit vorangeſchritten, daß die Wiſſenſchaft bald in Stand geſetzt werden wird, darüber ein Urtheil zu fällen. Bekanntlich hat Wagner bei hoher deutſcher Bundesverſammlung die Erklärung abgegeben, die von Oerſtedt im Jahre 1820 durch die Ablenkung einer Magnetnadel entdeckte electro-magnetiſche Kraft als Triebkraft für die Induſtrie nutzbar machen zu wollen, und um die Richtigkeit der in dieſem Bezug von ihm aufgefundenen Geſetze zu beweiſen, ſich verbindlich gemacht, eine Locomotive zu erbauen. Mit welcher Theilnahme und großartigen Würdigung dieſer Antrag von dem Bundestag aufgenommen wurde, iſt bekannt. Nicht entmuthigt durch ein Mißlingen, welches die Anfertigung einer Locomotive vor der Hand als unausführbar bewies, und unterſtützt und aufgemuntert durch die hochherzige Theilnahme des edlen Fürſten v. Fürſtenberg, verfolgte Wagner mit unermüdlichem Eifer und ſeltener Hingebung ſeine Forſchungen, nicht zweifelnd, daß es ihm gelingen werde, dennoch zu einem günſtigen Reſultate zu gelangen. Ausgehend von feſten Grundſätzen, welche ſich auf von ihm aufgefundene Geſetze ſtützen, baute er im verfloſſenen Jahr zwei Maſchinen nach ſeiner urſprünglichen Idee, mit den als nothwendig hervorgetretenen Modificationen. Von dieſen beiden Maſchinen übertraf die zuletztgefertigte — bei gleichem Conſumo von Zink — die erſtere weit an Kraft, in deſſen Folge

Wagner ſich zu dem Bau einer dritten Maſchine entſchloß, überzeugt, daß ſich dabei noch beſſere Reſultate ergeben würden. Der Erfolg entſprach den Erwartungen! Die an der dritten Maſchine angebrachten Verbeſſerungen bewieſen nicht allein ihr Zweckmäßigkeit, ſondern auch die Gewißheit, daß ihr Effect ſich noch ſteigern laſſe, ſo daß noch die Hälfte an Kraft, und ein Wenigerverbrauch an Zink gewonnen werden konnte. Um nicht auf halbem Wege ſtehen zu bleiben, entſchloß ſich Wagner zum Bau einer vierten Maſchine, — ein Entſchluß, der um ſo mehr Würdigung verdient, als Wagner mit Hintanſetzung ſeiner Geſundheit und bedeutenden pecuniären Opfern alle mit der Anfertigung dieſer Maſchine verbundenen mühſeligen Arbeiten und Erforderniſſe ſelbſt ausführte. Dieſe vierte Maſchine iſt nun vollendet und erwartet die Prüfung der von hoher deutſcher Bundesverſammlung ernannten Commiſſion. So viel, was Wagners bisherige Leiſtungen betrifft, wobei wir noch bemerken müſſen, daß ſeit dem Mißlingen ſeiner erſten Idee derſelbe es ſich nicht mehr zur Aufgabe gemacht hat, eine Locomotive zu bauen, vielmehr nur dahin getrachtet hat, auf anderem Wege die electro-magnetiſche Kraft in größerem Maßſtab und im Allgemeinen als Triebkraft nutzbar zu machen. Um dieß zu bewerkſtelligen, und beſonders um die Wirkſamkeit der von ihm zuletzt gefertigten Maſchine zu prüfen, befeſtigte Wagner dieſelbe auf der untern Seite eines Wagengeſtelles, welches mittels vier Lagern auf zwei Achſen mit gewöhnlichen Eiſenbahnrädern im Geſammtgewicht von 30 Centnern ruht. An der Zwergſeite zweier dieſer Räder ſind Zahnräder befeſtigt, in welche die Maſchinenachſen mittels Getriebe eingreifen, und wenn ſie mit den im hinteren Theil des Wagens angehängten eigenthümlichen Batterien von 20 Kupferzinkelementen in Verbindung geſetzt werden, dieſelbe raſch umdrehen und den Wagen ſofort in Gang ſetzen. Durch Vor- und Rückwärtsbewegung eines kleinen Hebels ſetzt ſich der Wagen auf die leichteſte Weiſe nach der einen oder der anderen Richtung in Lauf. Bei den bereits gemachten Verſuchen hat ſich ergeben, daß durch die doppelte Vergrößerung der Batterie und Vermehrung der Maſchinen die Fortſchaffung eines Wagens mit 30 bis 40 Perſonen auf die leichteſte Weiſe möglich wird, was das Syſtem, die Maſchinen an die Wagen direct anzubringen, um ſo empfehlenswerther macht, als dadurch die Anſchaffung koſtſpieliger Locomotive unnöthig wird, und nur ſo viel Wagen in Benützung zu kommen brauchen, als die Anzahl der vorhandenen Paſſagiere erfordert. (A.A.Z.)

Correſpondenz.

München, 4. Dezember.

Vergangenen Freitag ſahen wir auf dem Hoftheater eine kleine Neuigkeit von Plötz »der verwunſchene Prinz« Schwank in drei Akten. Obwohl nach einer bekannten Anekdote bearbeitet, hatte ſich daſſelbe dennoch einer ausgezeichneten Aufnahme zu erfreuen, ſo daß der Dichter zweimal gerufen wurde. Das Stückchen dürfte wohl allenthalben einer freundliche Aufnahme gewiß ſeyn. Es iſt nur zu bedauern, daß v. Plötz die Bühne nicht öfter mit Erzeugniſſen ſeine Muſe beſchenkt. — Geſtern ging die neue Oper des Freiherrn v. Poißl »Zayde« zum dritten Mal über die Bühne, und fand wieder vielen Beifall. Die Darſtellung war aber auch eine in allen Theilen gelungene. — »Robert der Teufel« füllte am vergangenen Donnerstag das Haus wieder. Dieſe Oper wurde hier über 60 Mal gegeben. — Auch die »Preziosa« am Dinstag fand wieder ihr Publikum, das ſich jedoch mehr an Webers herrlicher Muſik, als an Preziosens Weiſſagungen, erfreute. — Taglioni, die Kleinbefußte, iſt nach zweimonatlichem Verweilen hier vorige Woche wieder abgereiſt. Von ihrer Fußkunſt bekamen wir gute Münchner nicht viel zu ſehen. Unſern Blumenhändlern und unſern Gelegenheitsdichtern ſoll dieß ſehr unlieb ſeyn. Indeß dürften dieſelben auch nicht allzuviel eingebüßt haben, wir ſind ſo außerordentlich enthuſiaſtiſch nicht wie anderswo. Was würde das philoſophiſche Berlin gethan haben, wenn Taglioni nach zweimonatlichem Aufenthalt, ohne getanzt zu haben, wieder abgereiſt wäre?

Frankfurt, 5. Dezember.

Um »das Leben ein Traum« ſind wir am Samstag durch die Unpäßlichkeit eines Mitwirkenden gekommen; »die Memoiren des Teufels« mußten uns entſchädigen und, obgleich dieſes Luſtſpiel hier ſchon ſehr oft gegeben worden war, leiht ihm das gewandte und gute Spiel des Hrn. Baiſon, als Robert, immer wieder neuen Reiz. »Der luſtige Schuſter« und »der Kalif von Bagdad« zogen am Sonntag wieder ein wahrhaft überfülltes Haus an. Geſtern lernten wir endlich, zum Benefice des Penſionsfonds, das neue Luſtſpiel von Benedix: »der Steckbrief« kennen. Das Stück iſt um nichts weniger als zwei Akte zu lange, um den zweiten und dritten, welche wahrhaft die Handlung, wenn ſie anders vorhanden iſt, aus einander zerren und langweilen. Von einer ſcharfen Charakterzeichnung, einem feinen geiſtreichen Dialoge iſt in dem Stücke auch nichts zu gewahren. Es gefiel hier, für die Gallerie zunächſt, namentlich durch den 4. Akt und das ergötzliche Spiel des Hrn. Meck, als Beigeordneter Strenge, der Conſuſionarius. — Heute tritt unſre Mad. Fruhauf als Parthenia wieder auf; ſie iſt Samstag Abends zum Troſte der Direktion wieder angekommen. — Unſer Baritoniſt Piſcheck iſt geſtern Morgens nach Stuttgart abgereiſt, um dort zu gaſtiren und einen höchſt glänzenden Contract zu unterzeichnen. —ff—

Paris, 4. Dezember.

Auch in das Theater miſcht ſich die Politik und ſo iſt ſeit acht Tagen in allen Salons und hinter allen Couliſſen von nichts Anderm die Rede, als von einem neuen Stücke: Les batons flottans ou De près et de loin, welches die Gebrechen und Richtungen unſererneueſten Zeit auf die treffendſte Weiſe ſatyriſch geißeln ſoll; der Verfaſſer dieſes Stückes, das im Theatre français nach dem Vorleſen einſtimmig mit Acclamation angenommen wurde, hüllt ſich in das ſtrengſte Incognito, und hat gedroht, ſein Stück augenblicklich zurückzunehmen, wenn man es verſuchen würde, ſeine Incognito zu enthüllen. Ganz Paris zerbricht ſich nun den Kopf, wer der Verfaſſer ſeyn könne, und da aus den halben Neu-

Digitized by Google

ßerungen der Eingeweihten des Theatre Français hervorgeht, daß es eine ſehr hochgeſtellte Perſon ſey, ſo werden bald Graf Molé, bald Herr Villemain, bald Herr von Liadiéres, dem Herzog von Montpenſier, die Prinzeſſin Clementine u. ſ. w. genannt. Da nun das Siécle am vergangenen Donnerstage eine gedrängte Inhaltsanzeige des Stückes gab, ſo ſoll der Verfaſſer nun ſein Stück zurückgezogen und das Siécle, wegen Veroffentlichung einer fremden, noch nicht vor das Publikum gebrachten Idee vor der Commiſſion der dramatiſchen Autoren belangt haben. Der junge Mann, deſſen Oper neulich im Salon des Marquis von Louvois mit ſo großem Beifalle aufgeführt war, heißt Wilbach, iſt aber, wie man dem Namen nach vermuthen konnte, kein Deutſcher, ſondern in Montpellier geboren, leider hat er das Unglück ſtockblind zu ſeyn. Die Oper heißt L' Egyptienne, und ſoll unter Meyerbeers und Halevys Patronat nächſtens in der großen Oper aufgeführt werden. Wie weit in Frankreich der Puff geht, beweist, daß einige Journale ganz herzhaft ankundigen, die Königin Pomaré von Otaiti habe den hieſigen Walzer- und Quadrillegeiger Boſiſio engagiren wollen, dieſer aber habe die vortheilhaften Antrage ausgeſchlagen, und werde nach wie vor ſeinen Eifer und ſeinen Bogen dem Vaterlande widmen. — Der Wiederabdruck des alten Moniteurs von der Verſammlung der Generalſtaaten bis zum Conſulat iſt nun in 32 großen Bänden beendigt; das Werk koſtet 400 F., wovon 100 F. baar, und die andern 300 F. in gleichen Raten in 3 Jahren bezahlt werden. Briefe aus dem Perigord bringen für Gaſtronomen die erfreuliche Nachricht, daß die Trüffeln jetzt in ſolchem Ueberfluſſe gerathen und ſo im Preiſe gefallen ſind, daß man ſich eines ähnlichen Ueberfluſſes und gleicher Wohlfeilheit ſeit vielen Jahren nicht erinnert. — Die neue Oper des Herrn von Flotow: L'esclave de Camoens hat entſchieden gefallen; — Hr. v. Flotow, der ſich hier in den erſten Salons bewegt, hat ſchon einmal im Theatre Ventadue zum Beſten der Polen eine Oper: Heinrich III. aufführen laſſen, allein dieſelbe war nicht vor das großere Publikum gekommen; — der jetzige Erfolg aber iſt vollſtändig.

Würzburger Theater.

Donnerstag, den 7. Dezember.

Statt der angekündigten **Stummen von Portici** mußte wegen plötzlich eingetretener Unpäßlichkeit des Hrn. Breiting **Czaar und Zimmermann** gegeben werden. Trotzdem, daß dieſe Aufführung demnach improviſirt war, gewährte ſie, namentlich durch den ſchönen Geſang des Hrn. Pichon, vielen Genuß. Hr. Deny, der ſich zu mäßigen verſtand, wurde nicht, wie das letzte Mal, in dem letzten Akte heiſer, und Hr. Baumhauer war bei guter Stimme und Laune. Daß der weibliche Chor mit ſich und dem Orcheſter einmal in gräßliche Uneinigkeit kam, ſo wie über einige andere Unebenheiten wollen wir aus dem oben angeführten Grunde hinwegſehen.

*

Der montägige Theaterabend brachte uns **die Schule des Lebens** von Raupach in ſehr gelungener Darſtellung. Wenn man von dem peinigenden Eindruck, welchen dieſes Stück hervorbringen muß, abſieht, ſo kann man nicht anders als geſtehen, daß jedem Freunde der Kunſt dieſen Abend gewährt wurde, was er nur immer verlangen kann.

Hr. Wohlſtadt gab den Almarich mit Würde und Gefühl. Sein Spiel war namentlich ſchön in den Scenen, wo er zwiſchen die Gattin und die Mutter tritt, und in jenen, wo er durch kluge Ueberredung die aufwallende Heftigkeit und den Eigenſinn der Letzteen zu mildern wußte. Daß Hr. Wohlſtadt in den Scenen, in welchen er den König ſpielt, etwas gezwungen lebhaft erſchien, liegt weniger an der Darſtellung, als an dem Stücke; der König trägt zu wenig Unterſcheidendes an ſich, während er andrerſeits ſich von dem Goldſchmiede doch bedeutend unterſcheiden ſollte, ſo daß der Schauſpieler über die Darſtellung des erſteren nothwendig in Verlegenheit gerathen muß. Dem. Hausmann erfreute uns abermals durch ihr herrliches, bis in das Kleinſte durchdachte und berechnete Spiel. Sie wußte ſchon am Anfange die guten Seiten der Prinzeſſin ſo hervorzuheben, daß die allmälige Aenderung nicht als eine pſychologiſche Unmöglichkeit erſchien. Ueber die Darſtellung einer einzigen Scene ſind wir mit Dem. Haußmann nicht gleicher Meinung; es iſt die, in welcher ſie zum erſten Male den König ſpricht. Die Ueberraſchung, die Scheu, der Abſtand zwiſchen der Goldſchmiedsfrau und dem Fürſten dürften das Hervortreten der einzelnen Empfindungen in ſo deutlichen Umriſſen, wie es Dem. Hausmann that, nicht erlauben. Nach unſrer Ueberzeugung wenigſtens hätten die einzelnen Gefühlsäußerungen in dieſem ganzen Auftritte alle ſchwächer angedeutet werden müſſen. Die geſchickte Künſtlerin möge unſere Meinung überlegen; wenigſtens wird ihr dieſe Nuance zeigen, wie genau wir ihrem Spiele gefolgt ſind und wie ſtrenge die Kritik ſeyn muß, wenn ſie etwas auszuſetzen finden will. Hr. Chriſtl ſprach mit Verſtändniß und guter Laune ſeine Rolle. Eine gute Wirkung machte, daß er ſie raſcher ſprach, als es gewöhnlich ſeine Art iſt. Hr. Chriſtl würde überhaupt noch mehr gewinnen, wenn er nicht hie und da die Worte gern etwas dehnte. Hr. Waldmann und Mad. Wacker haben unſre Erwartungen, daß ſie ihren Rollen ganz genügten, vollkommen befriedigt; nur verſtehen wir nicht, warum Mad. Wacker in dem letzten Akte, in der äußerſten Armuth, noch ein Sammtkleid und Brillanten trägt. Diesmal hat Hr. Aſcher denn doch des Guten zu viel gethan.

—r—

Tags- und Nacht-Laſt.

Die Nacht iſt angekommen!
Knecht Regedich, nun wird Dir Raſt,
Die Arbeit wird Dir frommen
Und die getragne Tageslaſt.
Das Bett, das Dir Dein Fleiß verhieß,
Iſt da — ein Müder ſchlummert ſüß.

Die Nacht iſt angekommen!
Herr Goldſack, Deine Freud' iſt todt;
In Luſt biſt Du geſchwommen,
Das zu verſchlafen wird Dir Noth,
Was Du verſäumteſt, hält Dich wach
Und geht wie ein Geſpenſt Dir nach.

W. v. Kleudgen.

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 150. Dinstag, 12. Dezember 1843.

•Ein Beitrag zur Geſchichte Franz Ludwigs.

Schon oft haben dieſe Blätter der Regierungshandlungen des eben bezeichneten ·Fürſten mit verdienter Auszeichnung Erwähnung gethan, und wir leihen gleichfalls unſerm ehrfurchtsvollen Andenken nur einen ſchwachen Ausdruck, wenn wir unſern Leſern einen weitern Beleg von der Achtung jenes eben ſo erleuchteten als frommen Regenten ſüe freie Geiſtes-Entwicklung vor Augen ſtellen.

Zwei große in ihren Wirkungen noch fortbeſtehende Ereigniſſe fielen in die Regierungs-Periode des Fürſt-Biſchofs Franz Ludwig, die franzöſiſche Revolution und die durch kantiſche Philoſophie hervorgerufene Bewegung der Geiſter in Deutſchland. Nicht wie andere ſchwache Geiſter glaubte er die erſte durch verächtliche Deklamationen und Verwünſchungen wegen ihrer traurigen Ausſchweiſungen bewältigen oder die zweite durch Verſchließung der Augen, durch Cenſur, Verbote und Strafen fern halten zu können. Er forſchte nach den Urſachen, nach den erſten Veranlaſſungen der franzöſiſchen Revolution, und die Entwicklung dieſer Urſachen hatte er, bei Gelegenheit der in der Hofkirche angeſtellten geiſtlichen Uebungen, den damals aufgetretenen Kanzelrednern zur Belehrung und Warnung als Aufgabe geſtellt.

Als auf dem Reichstage das Verbot der kantiſchen Philoſophie zur Sprache kam, ſetzte ſich der fürſtliche Freund der freien Geiſtes-Entwicklung nicht nur entgegen; ſondern ſchickte ſelbſt einen talentvollen Schüler nach Königsberg, um ſich an Ort und Stelle zu unterrichten; er ließ ohne Anſtand und kleinliche Beſorgniß an der neu organiſirten philoſophiſchen Fakultat die kantiſche Philoſophie lehren.

Doch andere Regierungen glaubten ganz entgegengeſetzte Wege einſchlagen zu müſſen; ſie ſchritten für ihre Unterrichtsanſtalten, welche faſt allenthalben im katholiſchen Deuſchland insbeſondere mit Verſchwinden des früher beſtandenen Unterrichtmonopols einen höhern Aufſchwung zu nehmen im Begriffe ſtanden, zu rückgängigen Maßnahmen. Dieſes war vorzüglich der Fall bei der damals fürſt-biſchöflich augsburgiſchen Hochſchule in Dillingen. Dieſe Rückſchritte fanden indeſſen ihre Würdigung in der damals viel verbreiteten Jenaer Literaturzeitung, und ſie war es, welche den Fürſten Franz Ludwig zu folgendem merkwürdigen Reſcript veranlaßte.

»In dem Intelligenzblatt der Jenaer Literaturzeitung von dieſem Monat Nro. 1 ſteht unter den vermiſchten Nachrichten eine Nachricht von der Studien-Reformation in Dillingen. Mir war dieſe Nachricht wahrhaft nicht willkommen, da ſie ein neues Beleg des allgemein werdenden Wahnes iſt, man müſſe wahre Aufklärung jetzt zu ſtürzen ſuchen, damit hieraus keine Irreligion und Geſetzloſigkeit entſtehen. Ich mochte dieſe abgeſchmackte Meinung nicht in meinen Staaten aufkommen laſſen, und ergreiſe gerne jedes Mittel, derſelben entgegen zu arbeiten. Ich bin daher gar nicht dagegen, wenn der Profeſſor Feder die Nachricht von Dillingen, ſo wie ſie in der Jenaer Zeitung ſteht, ihrem ganzen Inhalte nach in die würzburger gelehrte Zeitung, uuter der Bemerkung, daß ſie aus der Jenaer Literaturzeitung genommen ſey, unter die gewöhnliche Rubrik der Nachrichten einrücken laſſen will; beſehlen will ich es aber nicht, ſondern etwaige Gegenvorſtellungen des Profeſſors Feder gerne aufnehmen.

Sollte er aber kein Bedenken finden, ſo verſpreche ich auch die Zeitung in Schutz zu nehmen, wenn ſie dieſer eingerückten Nachricht wegen angefeindet werden ſollte.

Bamberg, den 29. Jänuer 1794.

Franz Ludwig,
Biſchof und Furſt zu Bamberg und Würzburg.
An den furſtlichen Profeſſor und Bibliothekar Feder.“

Ein Schiffsbrand.

(Schluß.)

Unterdeſſen hatten die Offiziere mit großer Umſicht Anſtalten zum Löſchen getroffen; die äußeren Schiffs-Pumpen waren im vollen Gange und ein dichter Waſſerſtrahl ſchoß in die Räume des Lazareths hinab. Andere zogen in Eimern und andern Behältern Waſſer herauf und netzten unaufhörlich das Verdeck von einem Ende zum andern.

Zwei unerſchrockene Kadetten wurden zur Pulver-Kammer beordert, um genau nachzuſehen, ob jede Vorſichtsmaßregel getroffen ſey, dieſe zu ſchützen; zwei andere begleiteten den Proviantmriſter hinab zu den Vorräthen, mit dem Auſtrage, ſobald es möglich ſey, die feuerfangenden Gegenſtände zu entfernen und, wenn es ſeyn müſſe, ſie über Bord zu werfen. Sie drangen in die fiuſtern Räume ein; um irgend ſehen zu können, mußten ſie die Thür auflaſſen, der Feuerſchein gewährte ihnen hinlängliches Licht. Aber an dem entgegengeſetzten Ende der Kammer waren die Luftklappen geöffnet; der Wind gewann einen freien Durchzug und flog zu dem Feuer herüber; wild praſſelte die Flamme auf und leckte die Balken des Verdecks.

»Ueber Bord mit dem Rum und dem Spriet!« ſchrie der Proviantmeiſter außer ſich und rollte ein Faß vor ſich her, ohne zu wiſſen, wie es auf das Verdeck zu bringen ſey, um es dort über Bord zu rollen. Aber

kräftige Hülfe war zur Hand; es wurde eine Takel herabgelaſſen und das Faß gehißt; die Takel war ſchwach, ſie konnte die angehängte Laſt nicht tragen und riß; das Faß ſtürzte herab und platzte aus einander, glühende Funken fielen in das nach allen Seiten hinſtrömende Feuerwaſſer und brennende Wellen brachen ſich an den Seitenborden des Zwiſchendecks.

Die Kunde des neuen Unglücks gelangte auf das Verdeck. Die Offiziere wandten die erbleichenden Geſichter ab und eilten dann zur weiteren Hülfe fort, die mit jeder Sekunde ohnmächtiger ward. Der Capitän war allgegenwärtig und munterte mit kräftigen, entſchloſſenen Worten die Leute zu neuen Anſtrengungen auf.

Längſt waren die Segel feſtgemacht und das Schiff den Wellen überlaſſen; überdies hatte der ſchwächſte Windhauch aufgehört und die Atmoſphäre war unbeweglich. Der Mond ſchien klar und hell und einzelne Sterne blitzten freundlich auf die Unglücksſtelle herab. Aber fern im Weſten änderte ſich die Scene und eine Wolkenmaſſe ſtieg aus der Tiefe des Meeres herauf; hätten die Leute auf irgend etwas Anderes achten können, als auf die Flammen, die in dem Innern ihres Schiffes wütheten, ſie würden geſehen haben, daß ſich ein zweites Element zu ihrem Untergange geſchäftig rüſtete.

Zum Tode erſchöpft ließen die Matroſen die Arme hängen; die Offiziere gingen von Einem zum Andern, feuerten ſie durch ermuthigende Worte an und erquickten ſie mit ſtärkendem Weine. Aufs Neue begann die Arbeit, die Verzweiflung verlieh ihnen übermenſchliche Kräfte und einen Augenblick lang dämmerte ihnen eine trügeriſche Hoffnung auf. Aber da ſprangen mit lautem Gepraſſel die Luken des Kabelgats aus einander, die Flamme ſtieg rieſengroß empor, umarmte den Fockmaſt und ergriff die Takellage desſelben, von der unterſten Webeleine bis zur Bramſahling mit raſender Schnelle emporſteigend.

»Die Böte! Die Böte! Rettet die Böte!« lautete der allgemeine Ruf, und Alle ließen ab von den unnützen Löſcharbeiten, um ſich dieſen letzten Rettungsanker zu erhalten.

Kaum berührte das erſte Boot den Waſſerſpiegel und das zweite ſollte folgen, als die finſteren Wolken, die aus dem Abgrunde aufſtiegen, den höchſten Gipfel erreicht hatten! ein lauter Donner hallte vorüber, ein ziſchender Blitz riß ſie aus einander und ein fliegender Sturm ſtürzte ſich auf das unglückliche Schiff. An den Stangen, die von dem Fockmaſt zum großen Maſt führen, züngelte das Feuer wie eine Schlange hinauf und in einem Nu ſtand auch dieſer in Flammen; ein dichter Funkenregen fiel auf die Raaen und Stangen des Beſanmaſtes nieder. Im Innern wüthete die Gluth fort, und das Feuer näherte ſich mehr und mehr dem verhängnißvollen Orte der Pulverkammer.

Bis jetzt hatte das furchtbare Geſpenſt der See-Subordination noch ſeine Herrſchaft behauptet, aber die eiſerne Feſſel, womit es die Genoſſenſchaft eines Schiffes umſchlingt, begann vor der Gluth des Feuers zu ſchmelzen und lautes Murren ward vernommen.

Der Capitän hatte eine kurze Berathung mit ſeinen Offizieren gehalten; dieſe traten aus einander und der Befehlshaber ſprach mit lauter Stimme:

»Däniſche Männer! Wir weichen dem Geſchick. Das Schiff iſt nicht mehr zu retten, alſo will ich Euch retten! Wir beſteigen die Böte! Haltet feſt zu einander und ſeyd ruhig und beſonnen!«

Die Pfeifen der Bootsmannsmaten erklangen, aber das Pfeifen des Sturmes übertönte ſie, und laut erhob ſich von allen Seiten das Geſchrei: »In die Böte! In die Böte! Rette ſich, wer kann!«

Alles ſtürzte nach den Fallreepen, wo die bereits ausgeſetzten Böte von den erregten Wellen auf und nieder geſchleudert wurden. Umſonſt verſuchten die Offiziere, ihre Anordnungen zu treffen, vergebens war ihr Befehl; kopfüber ſtürzten ſich die Matroſen in die zunächſt liegende Barcaſſe, und als dieſe überhäuft war, ſtieß ſie von dem Schiffe ab.

Ein Knall! Neues Entſetzen! Die furchtbare Gluth hat die Steuerbordskanonen des Vorderkaſtels erglühen gemacht; ſie entladen ſich ſelbſt; der erſte Schuß hallt weit hinaus in die Sturmesnacht; ihm folgt ein zweiter, ein dritter. Die fliehende Barcaſſe, von den Wellen hoch emporgeſchleudert, fliegt weit ab vom Schiffe, die Kugeln ſauſen ziſchend durch den aufſpritzenden Giſcht, ſie ſchlagen in die Seitenborde des Fahrzeuges; es ſinkt in die Tiefe — und herzzerſchneidend miſcht ſich mit dem übrigen verworrenen Lärmen das Angſtgeſchrei der Verſinkenden.

Der Capitän benutzt dieſes Ereigniß, das auf die rohen Gemüther der Matroſen einen tiefen Eindruck zu machen ſcheint; er ſchwingt ſich auf eine Kanone und, umſprüht von herabſtrömenden Funken, ruft er: »Das iſt die Strafe des Ungehorſams! Der Arm Gottes züchtigt die Verräther, wenn es der Arm der Menſchen nicht mehr vermag! Gehorcht, oder ihr endet, wie ſie! Das Langboot vor!«

Aber ſtarr ſtanden die Männer vor dem neuen Unheil, das jetzt über ſie hereinbrach. Die Gluth des Feuers ſtrahlte über die Meeresfläche hin und vergoldete die weißſchäumenden Häupter der Wellen. Der in der Tiefe ſchlummernde Hai ſchreckte aus dem Schlummer auf; es ſchien ihm, als ob es Tag geworden ſey und die Morgenſonne ihr roſiges Licht auf die Meerfluth werfe; — ſpritzend und ſchnaubend kamen die Ungeheuer des Meeres mit weit geöffnetem Rachen an die Oberfläche und umkreiſten das brennende Schiff, hohe Waſſerſtrahlen gegen den Nachthimmel aufſpritzend, während die Kanonen des Backbords ſich lösten und wie ferne Donner verhallten.

Die Luſt zum Leben ſiegte; hier war gewiſſer Untergang, dort eine Möglichkeit der Rettung. Die Matroſen, jetzt der Weiſung ihrer Offiziere geduldig folgend, ſtiegen in das Langboot hinab. Da erſchallte das laute »Halloh« des Hochbootsmannes, und unwillkürlich wandten ſich Aller Blicke nach dem Vorderkaſtell. Mit unerſchrockenem Muthe hatte er bis jetzt, von zwei kühnen Seeländern begleitet, dort ausgeharrt und Rettung zu bringen gehofft, aber er ſah die Unmöglichkeit ein und eilte jetzt herbei, um mit den Gefährten einen Platz in den Böten zu finden. Schon nahten ſie ſich der Ankerwinde, da brach die Gluth mit ſolcher Gewalt aus dem Zwiſchendeck hervor, daß ein weiteres Vordringen unmöglich wurde; die Deckslaſt gab nach, ſie brach zuſammen und ſtürzte in die Tiefe hinab. Ein weiter, grauenvoller Abgrund, in welchem die Flammen mit den hereinſtrömenden Wellen kämpften, dehnte ſich zwiſchen dem Unterkaſtell und dem Quaterdeck; der Fockmaſt ſchwankte hin und her, die ganze majeſtätiſche Maſſe, deren Raae und Stangen wie glühende Säulen leuchteten, von dem brennenden Tauwerk wie von feurigen Schlangen umzingelt, brach mit lautem Gekrach zuſam-

Digitized by Google

men und ſtürzte auf den unerſchrockenen Hochbootsmann und ſeine Gefährten herab.

»Alles vorbei!« waren die letzten Worte, die der rieſige Held des Kabelgats ausſtieß; ſeine Gefährten ſtarben mit einem halb erſtickten Seufzer; mit Schauder wandten ſich die Uebriggebliebenen von dieſem entſetzensvollen Schauſpiel.

Das Langboot war gefüllt und verſuchte nun, ſich von dem brennenden Schiffe frei zu machen und aus dem drohenden Bereiche der Kanonen zu kommen, die ſich noch nicht alle entladen hatten. Die Schaluppe kam nun an die Reihe und die Offiziere verließen nun das Verdeck, das mit jedem Augenblicke glühender ward und ein längeres Verweilen nicht mehr geſtattete. Der Capitän war der Letzte. Als Alle hinunter waren, ſetzte er den Fuß auf die ſchwankende Leiter; doch plötzlich wich er zurück und rief: »Wo ſind die Kadetten, die zur Pulverkammer beordert wurden?«

Keine Antwort. Nur aus der Schaluppe die ungeduldige Mahnung, daß der Capitän nicht länger ſäumen möge. —

»Nicht von der Stelle!« rief er aus, »bis ich über das Geſchick dieſer Unglücklichen im Klaren bin!« Und mit dieſen Worten ſtürzte er durch Rauch und Flammen nach der Pulverkammer, der ſich die Gluth bereits auf das Bedrohlichſte näherte. Dort fand er ſie. Erſchöpft von der anſtrengenden vergeblichen Arbeit, war der Jüngere bereits ohnmächtig hingeſunken; der Aeltere bemühte ſich umſonſt, ihn zu ermuntern und mit ſich fortzuziehen. Der Capitän ergriff den Ohnmächtigen und trug ihn mit ſtarken Armen unter endloſem Feuerregen auf das Verdeck; der Andere folgte. Mit lautem Freudengeſchrei wurden ſie von den Offizieren empfangen und in die Schaluppe gebracht, die von einer mitleidigen Welle erfaßt und weit von dem Schiffe fortgeſchleudert wurde.

Das Langboot und die übrigen Fahrzeuge, gefolgt von dem gierigen Hai, ſteuerten nach der Richtung hin, wo das Land lag, vorerſt nur bemüht, ſo ſchnell als möglich aus dem Bereiche des Schiffes zu kommen. Wenn die Gluth heller aufleuchtete, ſah man eins oder das andere derſelben über die Fluth hinſtreichen, wie Meteore kommend und verſchwindend.

Die »Atalante« gewährte in ihrer letzten Stunde einen majeſtätiſchen Anblick. Der Vordermaſt und das Bugſpriet waren herabgeſtürzt, der große Maſt war ausgebrannt und bereitete ſich ſchwankend zum Sturz; der Beſanmaſt ſtand in heller Gluth und, als ob es ein Zauber geweſen, der ſie ſchützte, war bis jetzt die von der Gaffel wehende Flagge noch nicht entzündet; ihr weißes Kreuz leuchtete weit hinaus in die aufgeregte Sturmnacht.

Schon waren die Böte in weiter Entfernung; da drang das Feuer bis in die Pulverkammer. Ein einziger ungeheurer Knall, der das Meer bis in ſeine Tiefen erbeben machte, eine ungeheure Flamme, die in die Wolken hineinſtrahlte, dann ein glühender Regen von Trümmern aller Art, die hoch hinaufgeſchleudert wurden und knitternd und knatternd herabfielen — dann tiefe, ſchweigende Nacht.

(Mzz. ſ. d. L. d. Ausl.)

Des Dänen Reventlow Mnemotechnik.

(Fortſetzung.)

II. Anwendung auf Statiſtik, Geographie.

Um ſich die Einwohnerzahl der Länder ꝛc. einzuprägen, ſind vorher folgende Regeln feſtzuhalten:

1) Kein Land in der Welt hat 600 Millionen Einwohner.

2) Kein Land in Europa hat 100 Millionen Einwohner.

3) Bei denjenigen Ländern, die unter 100 Millionen, aber über 10. Mill. Einwohner haben, bezeichnen in dem numeriſchen Worte die zwei erſten Konſonanten die Millionen und der dritte die Hunderttauſende.

4) Bei denjenigen Ländern, die unter 10 Millionen, aber über 1 Mill. Einwohner haben, bezeichnet in dem numeriſchen Worte der 1. Konſonant die Millionen, der 2. die 100Tauſende, der 3. die 10Tauſende.

5) Bei Ländern, die unter 1 Mill. Einwohner haben, wirft man 2 Nullen weg.

Zur Erläuterung mögen folgende Beiſpiele dienen:

Aſien	534,000000	im	Worte	Smyrna
Afrika	125,0 0000	»	»	Tunis
Europa	184,000000	»	»	Thüringen, Theoretiker; die Herren
Amerika	80,000000	»	»	Hellas
Auſtralien	2,500000	»	»	Neuſeeland; Inſulaner
Nord-Amerika	13,900000	»	»	Demokratie
Frankreich	34,500000	»	»	Marsfeld
Kirchenſtaat	2,700000	»	»	infallibel
Türkei	7,100000	»	»	Fatalismus
Walachei	989000	»	»	Ghika
Portugal	3,900000	»	»	Miguel

Bei der Einwohnerzahl der Städte ſind folgende Notizen feſtzuhalten:

1) Außer London, Yeddo, Peking und angeblich ein oder zwei anderen chineſiſchen Städten hat keine Stadt 1 Million Einwohner.

2) Bei denjenigen Städten, die unter 60 Tauſend, aber über 10 Tauſend Einwohner haben, bezeichnen in dem numeriſchen Worte die 2 erſten Konſonanten die Tauſende, die 3. die Hunderte.

3) Bei denjenigen Städten, die unter 10000, aber über 1000 Einwohner haben, bezeichnet in dem numeriſchen Worte der 1. Konſonant die Tauſenden, die 2. Hunderter, der 3. die Zehner:

London	1,830000	im	Worte	Themſe
Petersburg	514000	»	»	Strelitzen
Paris	900000	»	»	Guillotine
Konſtantinopel	383000	»	»	Muhamed
Neapel	352000	»	»	Maſaniello
Wien	321000	»	»	Munterkeit
	324000	»	»	Wiener
	341000	»	»	Amurad
Stockholm	80000	»	»	Holm
Kopenhagen	125000	»	»	Däniſch
Aſtrachan	60000	»	»	Pelzwerk
Madrid	194000	»	»	die Cortes
Dublin	312000	»	»	Meeting

Das gleiche Verfahren läßt ſich nun auch auf das Einprägen anderer ſtatiſtiſcher Notizen z. B. der Qua-

Google

dratmeilenzahl ꝛc. anwenden, auch damit ſich ein von Reventlow bei dieſer Gelegenheit an die Hand gegebenes Verfahren zur Einprägung geographiſcher Namen in Verbindung ſetzen. Man wähle z. B. bei Erlernung der Höhenangaben uns unbekannter Berge oder in Vermeidung von Verwechſelungen unter den verſchiedenen Höhenangaben das numeriſche Wort von der Art, daß zwiſchen deſſen Begriffe und dem des Bergnamens eine leicht zu behaltende und wiederzufindende Idee-Verbindung beſteht. So liegt z. B. die Höhenangabe des Ochſenkopfes (3120 Fuß) im Worte **Weiden**; die des Kornbergs (2530) Fuß) im Worte: **Einſammeln**, des Monte Roſa (14280 Fuß) in **Reinheit**; der Frau (10950 Fuß) in **Luxus**; der Jungfrau (12860 Fuß) in den Worten: ei**ne hub**ſche ꝛc.

III. Dir Anwendung des Verfahrens auf Angaben aus der Chemie,

erlautert Reventlow durch Beiſpiele über die ſpezifiſche Schwere einiger Körper, wobei er als Merkſätze an die Spitze ſtellt: a) daß kein Körper 24mal ſchwerer iſt als Waſſer, und b) daß alle Korper wenigſtens 5mal ſchwerer ſind als Waſſer. Als Beiſpiel möge hier dienen:

Gold:	1,92 = **die Guinee.**
Champagner:	0,94 = **Zucker**haltig.
Mahagoni:	1,05 = **edl**es Holz.
Ulmholz:	0,83 = **Lehm**boden (was vorzüglich gedeiht) ꝛc.

IV. Die Anwendung der Methode auf Citate wird ſich am beſten aus folgenden Beiſpielen erläutern:

1) Citate aus dem ſächſiſchen Kriminalgeſetzbuch:
Art. 194: Verläumdung im Worte: **decor**iren.
Art. 293: Wucher in den Worten: ei**n gem**ein Geſchäft.
Art. 209: Ausforderung im Worte: **Anzüg**lichkeiten.
Art. 310: Thierquälerei im Worte **mitl**eidlos ꝛc.

1) Bei Citaten aus der Bibel iſt zunächſt feſtzuhalten: daß im Alten Teſtament keine Hauptabtheilung mehr als 65, im Neuen Teſtament keine mehr als 28 Kapitel hält; ſodann hat man für die Namens-Bezeichnungen der Abtheilungen ein eigenes Subſtitutions-Schema (das wir der Kürze halber hier nicht wiedergeben wollen) zu behalten; dann aber faßt man den Haupt-Inhalt des fraglichen Kapitels in einem das Citat in ſich begreifenden Worte zuſammen. So würde z. B., wenn man für das 1. Buch Moſes t und d ſubſtituirt, für 1. Buch Moſes Kapitel 8 das Wort **Thi**ere; für das 1. Buch Moſes Kapitel 9 das Wort **Doc**ument aufzufaſſen ſeyn.

In ähnlicher Weiſe wird:

3) Bei Citaten aus den Pandekten verfahren, wobei der 1. oder rückſichtlich die 2 erſten Konſonanten des oder der numeriſchen Wörter die Zahl des Buchs, der 2. oder rückſichtlich 3. Konſonant die Zahl des Titels bezeichnet; z. B.: de constitut. principum B. 1 Tit. 4 im Worte **treu**; — de usuris et mora B. 22 Tit. 1: u**nent**ſchloſſen; — de in jus vocando B. 2 Tit. 4: **vor**laden.

Als die ſtärkſten Partieen der Reventlowſchen Gedächtnißkunſt in der Anwendung, wie ſie der Erfinder durch ſein eigenes Beiſpiel bethätigt, als die ſchwächſten Partieen aber in Bezug auf ihre Uebertragbarkeit auf Andere und auf ihre allgemeine Anwendbarkeit, iſt uns ſein Verfahren bei Einprägung unbekannter Perſönlichkeiten und Eigennamen erſchienen. Reventlow ſtellt hier als Regel auf: Man gebe Acht, entweder auf den moraliſchen Eindruck, den die betreffende Perſon auf uns macht, in Beziehung auf Phyſiognomie, Haltung, habitus etc., und nehme dieſen Eindruck als Anhaltspunkt für die Wahl eines mit dem Namen in Verbindung zu ſetzenden Wortes; oder man gebe Acht auf irgend ein äußeres phyſiſches Merkmal und benutze dieſes in gleicher Weiſe; oder endlich vergleiche man die betreffende Perſon mit einer anderen uns ſchon bekannten Perſon und verbinde mit einer Beziehung, die wir von dieſer Perſon wiſſen, den Namen der Anderen.

Es iſt, wie geſagt, nicht zu leugnen, daß Reventlow gerade in dieſer Beziehung die glänzendſten Proben ſeiner Kunſt ablegt, denn er hat nicht nur in mehreren Geſellſchaften die Namen und Perſönlichkeiten von gegen 100 ihm ganz fremden Perſonen mit Leichtigkeit behalten, und wiedergegeben, ſondern daſſelbe auch bei einer großen Anzahl ganz gleichgekleideter Soldaten geleiſtet; allein nichtsdeſtoweniger können wir doch nicht umhin, dies Gelingen mehr noch einer vorzüglichen individuellen Begabung Herrn Reventlow's, als den Vorzügen ſeiner Methode zuzuſchreiben, wenn dieſe auch, wie wir nicht zweifeln, dabei von ihm wirklich in Anwendung gebracht werden ſollte. Dazu kam, daß bei dieſem Theile ſeines Vortrags eine Erläuterung durch Beiſpiele in einem größeren Kreiſe von Zuhörern nicht wohl thunlich war.

(Fortſetzung folgt.)

Würzburger Theater.

Die Soldaten, von Arezzo, die den Theaterabend vom Mittwoch ausfüllten, waren troz der ſtarken Beſetzung, die ſie verlangen, ſo ziemlich gut über unſere Bretter gegangen.

Hr. Thomas ſprach mit vielem Feuer und Leben die Rolle des Fahnenjunkers und zeigte durchaus Studium und Verſtändniß derſelben. Was etwa noch zu wünſchen geweſen wäre iſt etwas mehr Ebenmaß in der Bewegung und größere Beherrſchung des Organs. Hr. Gremmer würde in ſeiner Rolle, in der er übrigens Gutes leiſtete, noch beſſer geweſen ſeyn, wenn er ſie lebendiger gezeichnet hätte. Dem. Hausmann, Hr. Wohlſtadt, Hr. Waldmann und Hr. Dennerlein recht gut.

*

Geſtern Abend debutirte in dem **Nachtlager zu Granada**, Dem. Wiegand als Gabriele. Sie beſitzt eine metallreiche, jugendfriſche und auch ſchon ziemlich gebildete Stimme; ſie intonirt rein, der Vortrag iſt ſicher und klar, die Sprache deutlich. Die Romanze im 2. Akte hätte ſie etwas ſtärker markiren dürfen. Uebrigens wurde die Oper, wie ſeither — d. h. recht brav — gegeben. Nur Hr. Büchner, der doch die beiden erſten Male richtig ſang, ſang diesmal in dem Quintette: „die volle Börſe ꝛc“ falſch. — Warum wohl blieben die Recitative in dem erſten Akte, welche bei den beiden früheren Vorſtellungen nicht fehlten, heute weg?

*

Endlich werden auch wir (künftigen Donnerstag) die **Hugenotten** von Meyerbeer auf unſerer Bühne ſehen. Hr. Fiſcher hat ſich gewiß die Kunſtfreunde der Stadt und Umgebung zu Danke verpflichtet, daß er dieſe Oper, die bisher in unſerm Repertoire leider vermißt wurde, zu ſeinem Benefice wählte. Der Geſchmack und die bisherigen Leiſtungen des Hrn. Capellmeiſters berechtigen uns auch zu der Hoffnung, daß ſie uns auf würdige Weiſe vorgeführt wird. —r—

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 151. Donnerstag, 14. Dezember 1843.

Die königl. Bibliothek zu München.

(Schluß.)

Die wirkliche Aufſtellung in den Säulen hat zur Zeit, bis, was bei einem jährlichen Zuwachs von 2000 Bänden vorauszuſetzen, dereinſt auch der innere Raum durch freiſtehende Repoſitorien (Durchzüge) wird benutzt werden müſſen, in der Regel nur an den Wänden ſtatt. An dieſen läuft ſo hoch vom Boden, als ein Mann reichen kann, eine erſte geländerte Gallerie, und über derſelben in gleicher Höhe eine zweite ringsum, ſo daß für die Aufſtellung in jedem Saale drei Reihen (Ränge) von Repoſitorien oder Schränken gegeben ſind, die durch maskirte Treppen theils unter ſich, theils mit denen der Säle des andern Hauptſtockwerkes in Verbindung ſtehen. Die Bibliothek zählt im Ganzen 77 verſchiedene Lokalitäten. Nicht ſelten wird die Frage vernommen, auf wie viele Bände ſich dieſe Maſſe von Büchern wohl belaufen möge. Allein das, was man unter Band verſteht, iſt etwas ſo wenig Beſtimmtes als an ſich Weſentliches. Es genüge alſo zu bemerken, daß die Kataloge an die 400,000 Titel, alſo ſo viele ſelbſtſtändige Druckwerke zählen, von welchen nicht wenige aus mehr als Einem Bande beſtehen, während andrerſeits mehrere verſchiedene in einem einzigen Bande untergebracht ſeyn können. Einen weit kleinern, aber koſtbaren Beſtandtheil der ganzen Büchermaſſe machen die Handſchriften (Manuſcripte) aus. Was ihre bibliothekariſche Behandlung betrifft, ſo ſind ſie nach den Sprachen, die griechiſchen und lateiniſchen hinwieder nach den größern frühern Sammlungen, aus welchen ſie zunächſt herrühren, abgetheilt. Diejenigen, welche entweder bloß Zeichnungen und Bilder oder doch dieſe als Hauptſache und den Text nur als Beigabe darbieten, bilden als Codices iconographici ein Fach für ſich. Ebenſo finden ſich verſchiedene bisher durch Schankung oder Kauf erworbene handſchriftliche Nachläſſe oder Sammlungen von denkwürdigern Perſonen als Monumente ihrer Urheber unter der Benennung Ana beſonders geſtellt und verzeichnet. Auch die zahlreichen frühern Kataloge der Münchner Bibliothek ſowohl, als der verſchiedenen andern, aus welchen ſie Zuwachs erhalten hat, bilden eine eigene Reihe. Die Zahl der griechiſchen Handſchriften beläuft ſich auf 580, der orientaliſchen auf 268, der hebräiſchen auf 313, der lateiniſchen auf 14,000. Die Zahl der deutſchen Handſchriften überſteigt 4000, darunter ein Dutzend, die zu den älteſten in dieſer Sprache gehören. Franzöſiſche ſind zwiſchen 400—500 vorhanden. Dazu 66 ſpaniſche, einige ſlaviſche, engliſche, ſchwediſche, eine ungariſche und eine eſthiſche. Unter den lateiniſchen, deutſchen, franzöſiſchen und italieniſchen ſind diejenigen, die ſich auf Bayern beziehen, beſonders ausgehoben und als Codices bavarici verzeichnet.

Mit den (242) Bilderhandſchriften, den (587) muſikaliſchen, den circa 1000 in die Rubrik der Ana fallenden Stücken, und 700 Katalogen beläuft ſich die Zahl aller Handſchriften auf etwas über 22,000. Aufbewahrt ſind ſie in drei abgeſchloſſenen Sälen des dritten und einem des erſten Stockwerks. In dieſem letztern, oder dem vorzugsweiſe ſogenannten Saal der Cimelien oder Koſtbarkeiten iſt außer der Partie von gewöhnlichen Handſchriften, die nach der Aufſtellungsordnung auf denſelben trifft, und einigen der obengenannten ſpeziellen Sammlungen, alles das vereinigt, was ſowohl literale Beſucher als andere, die es weniger ſind, anſprechen, und in einer Bibliothek als ſolcher ein Gegenſtand vorübergehenden Beſchauens ſeyn kann. Die vorzüglichſten Schauſtücke ſind in ſechs Pulten, die auf ihren Käſten die Mitte des Saales einnehmen, unter Glas ſo aufgelegt, daß an jedem derſelben das, wodurch es ſich beſonders auszeichnet, oder eine Partie, die als Muſter des Ganzen gelten mag, frei geſehen werden kann. Man erhält hier einen Ueberblick verſchiedener Materiale, die je nach Zeiten und Ländern für die Kunſt benutzt worden ſind. Unter ihnen befinden ſich mit Wachs überzogene Holztafeln, Handſchriften auf Pergament, Papyrus, Bambusrohr-, Baumwolle- und Linnenpapier, auf Birkenrinde, Palmblättern u. ſ. f. Das 2te Pult enthält die durch ihr Alterthum und nächſtdem durch die Art ihrer Schriftzüge merkwürdigſten Handſchriften der Bibliothek in lateiniſcher, griechiſcher und deutſcher Sprache. Das 3te Pult: Merkwürdige ältere Handſchriften in neuern Sprachen außer der deutſchen, das 4te: Alterthümliche Kirchenbücher, die theils durch Pergamentmalereien, theils durch kunſtreiche oder koſtbare Einbände ausgezeichnet ſind. Das 5te: Fünf ehemals in der Domkirche zu Bamberg, zum Theil als Geſchenk Kaiſers Heinrich II. (1002 — 1024), ihres Stifters, aufbewahrte, durch äußern Schmuck merkwürdige Bücher obiger Art. Das 6te: Eine Reihe jüngerer von Seite ihrer künſtleriſchen Ausſtattung durch Pergamentmalereien, Zeichnungen u. dgl. merkwürdiger Handſchriften, darunter ein lateiniſches Gebetbuch Ludwig des Bayern (1287 — 1347), früher in dem von ihm geſtifteten Kloſter Ettal bewahrt; Herzog Wilhelm IV. von Bayern Turnierbuch, d. h. die von ihm in ſeiner Jugend (1510 — 1528) veranſtalteten oder beſtandenen ritterlichen Kampfſpiele, dargeſtellt durch den Maler H. Oſtendorfer von Regensburg 1541 — 1544; die Kleinodien oder Schmuckſtücke Anna's von Oeſterreich, der Gemahlin Herzog Albrechts V., von Hans Mielich der Reihe nach in Miniatur gemalt, 1552 — 1555 u. ſ. f. Den Schluß dieſer handſchriftlichen Schauſtücke bildet ein auf Pergament ge-

Digitized by Google

drucktes unvollſtändiges Buch von 65 Blättern klein Fol., welche am Rande mit einem Schmuck von ganz eigenthümlichem Werthe, nämlich mit (43) Riſſen oder Zeichnungen von der Hand Albrecht Dürer's und nach dieſen mit einigen von Lucas Cranach ausgeſtattet ſind. In zwei Schränken ſind hinter Gitterwerk einige andere Sehenswürdigkeiten ausgelegt, die ſich auf eine zweite nicht weniger folgenreiche Kunſt beziehen, die Kunſt, Geſchriebenes oder Gezeichnetes durch mechaniſches Abdrucken zu vervielfältigen. Von der Art und Weiſe, wie dieſe Kunſt ſchon ſeit vielen Jahrhunderten bei den Chineſen in Uebung, gibt einen Begriff die von Profeſſor Neumann für die Bibliothek erworbene, in der Nähe des Incunabelſaales bewahrte chineſiſche Sammlung überhaupt. Unter die früheſten Spuren der Holzſchneidekunſt gehört das Siegel eines Johannes, Pfarrers zu St. Moritz in Augsburg, mit der Jahrzahl 1407, das mehreren Büchern der Bibliothek aufgedruckt iſt, die weiland ſein und ſeiner Erben Eigenthum mögen geweſen ſeyn. Ein auf chineſiſche Weiſe, d. h. von Holztafeln, auf welche vorher Schrift und Figuren erhaben ausgeſchnitten worden, abgedrucktes Buch, Biblia Pauperum, iſt offen aufgelegt, als Muſter von 49 ähnlichen, die dahinter aufgeſtellt mit jenem die ſeltene und koſtbare Sammlung der Münchner Xylographa bilden, die von H. F. Maßmann in einem eigenen Werklein, Leipzig 1841 beſchrieben ſind.

Zu den älteſten Dokumenten des von Johann Guttenberg erfundenen Druckes mit beweglichen Lettern, das die Bibliothek beſitzt, gehören fünf Blätter in 4. mit einer gereimten Mahnung der Chriſtenheit wider die Türken (die damals eben Konſtantinopel erobert haben,) als eine Art Kalender für 1455, alſo ohne Zweifel ſchon im Jahre 1454 und wahrſcheinlich zu Mainz gedruckt; ferner die erſte lateiniſche Bibel, von Guttenberg und Fuſt, wahrſcheinlich zwiſchen 1450 und 1455, in Mainz gedruckt u. a. m. Die übrigen vor 1501 gedruckten Bücher (Incunabula artis typographicae,) an 10,000 Stücke, ſind in eigenen Sälen aufgeſtellt. Zeugniß von einem ſchon im Jahre 1553 durch einen F. S. W. gemachten Verſuch zu ſtereotypiren (einen Satz von beweglichen Lettern für ſpätern Gebrauch bleibend zu fixiren) geben drei Holztafeln mit ausgeſchnittenen allegoriſchen Darſtellungen, welchen verſchiedene aus zuſammengelötheten Metallbuchſtaben gebildete Textzeilen eingefügt ſind. Dieſe, wie es ſcheint, nach der Hand lange unbenutzt gebliebene Idee iſt, wie bekannt, in neuerer Zeit in freilich weſentlich verbeſſerter Weiſe wieder aufgenommen worden. Unten in einem der Schränke an der öſtlichen Wand, welche die Sammlung der orientaliſchen, (arabiſchen, perſiſchen, türkiſchen, armeniſchen, indiſchen) Handſchriften nebſt einer coptiſchen, dann einige chineſiſche Bücher enthalten, iſt eine im Jahre 1688 im türkiſchen Lager vor Ofen erbeutete große metallene Schüſſel zu ſehen, worauf allerlei mit Silber ausgelegte Darſtellungen von Kampf- und Jagdſcenen mit einer arabiſchen Umſchrift zu Ehren eines Eubanedſch Kutluk Beg, nach von Hammer-Purgſtall, im Jahre 1194 Statthalters von Ispahan. In dem von da an erſten Schranke der ſüdlichen Wand iſt eine Sammlung von Büchern, welche ganz, ſowohl was Text als Figuren betrifft, von geſtochenen Kupferplatten abgedruckt ſind (Chalcographa), dann eine von gedruckten Ausgaben von Todtentänzen (Imagines mortis), und eine von kleinern Druckſtücken, die in irgend einer Rückſicht zu den Seltenheiten gehören (Rariora,) aufgeſtellt. In den folgenden Schränken dieſer ſüdlichen Wand finden ſich einige der älteſten lateiniſchen und griechiſchen Codices kirchlichen Inhalts, andere hiſtoriſchen Inhalts, einige von griechiſchen und lateiniſchen Claſſikern, einige der älteſten in deutſcher, franzöſiſcher, engliſcher und ſlawiſcher Sprache, endlich einige Autographa von der Hand merkwürdiger Perſonen älterer Zeit, z. B. von Aventin, Balde, Calderon, Albrecht Dürer, Friederich V. von der Pfalz, (nämlich ſeine Briefe an Eliſabeth von England, ſeine Gemahlin), Luther, Melanchthon, Raphael Sanzio u. ſ. w.

Des Dänen Reventlow Mnemotechnik.

(Fortſetzung.)

Etwas roh-empiriſch kam uns ferner ſein Verfahren beim Behalten der Bedeutung von Vokabeln aus fremden Sprachen vor, deren Einprägung lediglich durch deren Vergleichung mit ähnlich lautenden Wörtern aus einer uns bekannten Sprache, unter künſtlicher Vermittelung einer Ideenverbindung zwiſchen den ähnlich lautenden Wörtern, geſchehen ſoll. Beiſpielsweiſe gab er hier einige Wörter aus dem Hebräiſchen:

Schutt (umherlaufen)	vergleiche	mit	Schub.
Tamah (unrein ſeyn)	»	»	Damen, (die nie unrein ſein ſollen)
Attack (fortrücken)	»	»	Attachiren.
Moth (wanken)	»	»	Mode (der ſchwankenden.)
Bohr (Grube)	»	»	Bohren ꝛc.

Unbedingt geiſtreich dagegen und bei einiger Uebung gewiß auch leicht anwendbar und namentlich für den Schul-Geſchichtsunterricht zu empfehlen iſt Reventlow's Verfahren, eine Reihe chronologiſch auf einander folgender Namen, z. B. Regentenreihen, zugleich mit ihren Jahreszahlen ſich einzuprägen. Er ſucht hier für jeden Namen ein deſſen Jahreszahl enthaltendes mit dem Namen in eine prägnante Ideenverbindung zu bringendes Wort, dieſe ſubſtituirten Wörter aber bringt er je zwei wieder unter einander in ſolche Ideenverbindung, daß man vom vorhergehenden Worte leicht auf das folgende kommt, bei dieſem aber wieder ſich des Namens, für welchen es ſubſtituirt worden, erinnert. Je individueller nun dieſe Ideen-Brücken (um uns ſo auszudrücken) gefunden werden, deſto feſter werden ſie haften, deſto leichter wird ihre jedesmalige Reproduktion von Statten gehen. Dabei ſchärft jedoch Reventlow als Hauptgeſetz ein: bei jeder neuen Combination durchaus nicht auf die bereits gemachten zurückzuſchauen, ſondern ſtets nur zwei Begriffe zu verbinden, weil außerdem die Kraft des Geiſtes zerſplittert werde.

Zur Erläuterung dieſes Verfahrens wählen wir folgenden Anfang der Reihe der römiſchen Kaiſer, die Auffindung der geſchichtlichen Beziehungen den Leſern überlaſſend:

1) Auguſtus † 14	ſubſtituirtes	Wort:	**T**r**ium**phiren.
2) Tiberius † 37	»	»	**Meph**iſtopheles.
3) Caligula † 41	»	»	**R**itterlich
4) Claudius † 54	»	»	**Sch**re**ck**en.
5) Nero † 68	»	»	**B**e**ſ**ammernswürdig.

Digitized by Google

6) Galba, Otho, Vitellius † 69	»	»	**Abg**eſunden.
7) Flavius Veſpaſianus † 79	»	»	**Aufg**ebaut (das große Theater nämlich.)
8) Titus † 81	»	»	**Hut.**
9) Domitian † 96	»	»	**Kab**alen.
10) Nerva † 98	»	»	**Geh**ilfe Trajans.
11) Trajan † 117	»	»	**die tief**ſte Ehrfurcht.
12) Hadrian † 138	»	»	**dem** jüd. Volke Verderben ꝛc.

Um dabei unſeren Leſern eine Anſchauung der Ideen-Verbindung zwiſchen den einzelnen Subſtitutionen zu geben, werden wir z. B. die unter 3—7 gegebenen ſubſtituirten Wörter in folgenden Sätzen verbinden:

1) Ein ritterlicher Sinn iſt der Schrecken der Böſen.

2) Dem, was man liebt, ein Schrecken zu ſeyn, iſt bejammernswürdig.

3) Es iſt bejammernswürdig, mit leeren Verſprechungen abgefunden zu werden.

Nicht minder geiſtreich erſonnen, aber, wie Reventlow ſelbſt ſagt, nur als Kunſtſtück zu betrachten und zu gebrauchen, iſt eine zweite Art, eine Reihe von Namen, Zahlen, Sätzen ꝛc. ſich unter fortlaufenden Nummern ſo einzuprägen, daß ſie in jeder beliebigen Ordnung wiedergegeben werden können. Reventlow bedient ſich zu dieſem Zwecke einer Anzahl von 100 ſtereotypen Begriffen, die als ABC dieſes Verfahrens zu betrachten ſind und daher dem Gedächtniſſe feſt eingeprägt ſeyn und der Erinnerung in jeder beliebigen Ordnung zu Gebote ſtehen müſſen. Erleichtert iſt dies aber wieder dadurch, daß in dem 1. und reſp. in den 2 erſten Konſonanten dieſer Begriffe die Nummer enthalten iſt. Reventlow hat mit dieſen ſtereotypen Begriffen die Ordnungsplätze (loci) der alten Mnemoniker auf eine ſehr glückliche Weiſe erſetzt. Es würde zu weitläufig werden, wenn wir ſämmtliche von Reventlow mitgetheilte hundert Stereotyp-Begriffe wieder geben wollten, wir begnügen uns daher, beiſpielsweiſe die 10 erſten mitzutheilen: Nr. 1. **Ad**ler (d = 1); Nr. 2. **An**ker (n = 2); Nr. 3. **Amm**e (m = 3); Nr. 4. **Or**gel (r = 4); Nr. 5. **As**t (s = 5); Nr. 6. **Ap**fel (p = 6); Nr. 7. **Of**en (f = 7); Nr. 8. **Eh**emann (h = 8); Nr. 9. **Ach**ſe (ch = 9); Nr. 10) **Tal**ar (t = 1; l = 0) ꝛc. Werden ihm nun in fortlaufender Reihe 100 Begriffe, theils Zahlen, Sätze u. ſ. f. gegeben, ſo bringt er dieſe, und zwar die Sätze vorher auf ein oder einige Schlagwörter, die Zahlen auf Begriffe reduzirt, mit jenen 100 ſtereotypen Begriffen in eine derartige Ideen-Verbindung, daß ihm bei jedem dieſer der gegebene Name, Satz oder Zahl wieder einfallen muß. Dabei hat dieſes Verfahren, wie Reventlow behaupet, noch die Eigenthümlichkeit, daß es leichter wird, eine größere als eine kleinere Anzahl von gegebenen Namen ꝛc. zu behalten. Ueberſteigt nämlich dieſe die Zahl 100, ſo geht man bei dem zweiten Hundert nicht mehr auf die Stereotyp-Begriffe zurück, ſondern man verbindet den unter Nr. 101 gegebenen Namen mit dem unter Nr. 1 erhaltenen, und ſo fort, und gewinnt dadurch, wenn man wieder den 201. Begriff mit dem 101. in Zuſammenhang bringt, eine enger verbundene Kette von Begriffen, die ſich leichter reproduzirt.

Für das Behalten ganzer Sätze ſtellt Reventlow als Regel auf: Man reduzire jeden einzelnen Satz oder Perioden auf einen ſolchen einfachen Begriff, welcher nothwendig den Gedanken an den übrigen Theil des Satzes in uns rege machen muß, und berückſichtige außerdem die Conſtruktion. — Allein unzweifelhaft iſt dieſe Regel höchſt unzureichend, vorzüglich da Reventlow unerwähnt läßt, auf welche Weiſe man die Conſtruktion berückſichtigen, d. h. doch wohl in ſein Gedächtniß aufnehmen ſolle; obgleich er ſelbſt auch hier wieder ſeine Aufgabe ſo gelöst, daß nichts zu wünſchen übrig bleibt, aber wohl, wenn er jene Regel als allgemein anwendbar aufſtellt, in einer Selbſttäuſchung über die Thätigkeit ſeines eigenen, theils durch Naturanlage, theils durch ununterbrochene Uebung ausgezeichneten Gedächtniſſes, befangen ſcheint. So ſoll man eine Reihe von Anekdoten dadurch behalten, daß man den Inhalt einer jeden derſelben durch ein Schlagwort zu fixiren ſucht, dieſe Schlagwörter aber wieder unter einander in eine Ideenverbindung bringt; wir können aber aus eigener Erfahrung verſichern, daß dies nicht ſo leicht iſt, als es Herrn Reventlow erſcheinen mag.

(Schluß folgt.)

Correſpondenz.

Frankfurt, 11. Dezember.

Dreyſchock und Prume haben unſere Stadt noch nicht verlaſſen, ſondern ſind vielmehr zu uns zurückgekehrt, um von hier aus die nahen Städte zu beſuchen. Dreyſchock ſpielt in den erſten Tagen in Hanau, Prume wird ihm folgen. Ob Liszt auf ſeiner Reiſe nach Weimar hier öffentlich auftreten wird, iſt noch unbekannt, ja zweifelhaft, denn auch der größte Meiſter vermag es nicht, uns aus unſerer Concertapathie jetzt zu reißen. Wir haben auch der muſikaliſchen Genüſſe in Fülle. — In den letztern Tagen haben auch zwei unſerer Sänger-Vereine, die »Liedertafel« und der »Orpheus,« große Geſangsproductionen veranſtaltet, bei welchen ſie ihre fortſchreitende Ausbildung im Männergeſange bekunden. Da bei ſolchen größern Productionen die gaſtronomiſchen Freuden mit eine Hauptrolle ſpielen, ziehen ſie immer ein ſehr zahlreiches Publikum an, das ſich im kleineren Kreiſe oft noch gegen Morgen in heiterer Stimmung beiſammenfindet. — Von unſerm Theater iſt heute wenig zu melden. Der Wiener Komiker, Franz Wallner, tritt heute vorerſt zum letztenmale hier auf. Er geht zum Gaſtſpiele auf dem Stadttheater nach Hamburg und wird wahrſcheinlich erſt zur Carnevalszeit ſein Gaſtſpiel hier beendigen. Hr. Wallner will nach Wien zurückgehen. — Die Unterhandlungen mit Hrn. Reger in Leipzig, ihn für unſere Bühne zu gewinnen, ſollen ſich zerſchlagen haben; dagegen ſteht uns das Engagement eines Hrn. Burrmeiſter vom Wiesbadener Hoftheater in Ausſicht. Er tritt morgen in der zweiten Gaſtrolle als Gawetry in »Nacht und Morgen« auf; nach ſeinem erſten Auftreten zu urtheilen, wird er nur die Zahl der mittelmäßigen Schauſpieler bei uns vermehren. Feldmann's »ſchöne Athenienſerin« ſoll das neue Jahr auf unſerer Bühne eröffnen. Wir wollen vorerſt dem Werthe dieſes Stückes nicht zu nahe treten; allein man hätte doch

Digitized by Google

eine würdigere Wahl treffen ſollen. — Das Hamburger Stadt-Theater eröffnet das neue mit dem hiſtoriſchen Trauerſpiele, »Moritz von Sachſen« von Prutz. Das Stück liegt auch hier der Regie zur Annahme vor und kommt hoffentlich noch im Januar zur Aufführung. —ff—

Concert des Herrn Breiting

am 10. Dezember.

Nachdem ſich das Auftreten Hrn. Breiting's auf der hieſigen Bühne ſeither immer verzögert hatte, wurde uns endlich das Vergnügen, ihn geſtern Abend in einem Concerte zu hören.

Daß Breiting ſeine Glanzperiode hinter ſich habe, kann leider auch der günſtigſte Beurtheiler nicht leugnen, eben ſo gewiß aber muß man auch einbekennen, daß er dennoch immer ein ausgezeichneter Sänger iſt. Ich habe ihn früher ſchon öfter und erſt vor acht Monaten wieder gehört, und war zu dem Schluſſe gekommen, daß Breiting's Stimme ihrem Verfalle nahe ſey. Bei ſeinem geſtrigen Auftreten mußte es mich daher um ſo freudiger überraſchen, als ich fand, daß ich damals mich getäuſcht, daß Breiting noch immer genug Mittel zu Gebote ſtehen, um als Sänger zu glänzen. Ja ich glaube, behaupten zu können, daß ich ihn ſeit 5—6 Jahren nicht mehr ſo gut ſingen hörte, als geſtern. Breiting's Stimme iſt von bewundernswerther Kraft und bedeutendem Umfange, ſeine Declamation iſt würdig und deutlich, die Intonation ſtets ſicher und rein. Das Einzige, was ihm hindernd im Wege ſteht, iſt eine, wahrſcheinlich durch ſeine Wohlbeleibtheit bedingte Kurzathmigkeit. Im Forte ſingt er die obern Töne, a, b, h, alle mit voller, kräftiger Bruſtſtimme, allein bei Piano- und noch mehr bei getragenen Mezzoforte-Stellen ſingt er ganze Sätze, wenn ſie irgend ein wenig hoch liegen, ſo viel möglich mit Kopfſtimme. — Daß Breiting ein dramatiſcher Sänger ſey, bewies er geſtern wieder im Terzette aus „Tell.“ Man hörte Handlung! Die Piece gefällt ohnehin ſtets, ſie riß auch geſtern das Publikum zum enthuſiaſtiſchen Beifalle hin, allein den Beifallsſturm möchte ich geſehen haben, der nicht ausbleiben hätte können, wenn die beiden anderen Herren gleiches Feuer entwickelt hatten, wie Breiting, wenn ſie ſeinem Sturmfluge hätten folgen können, wenn dieſe Parthien durch, mit gleichen Kräften, wie Breiting, begabte Sänger beſetzt geweſen wären! Das Gleiche gilt von den beiden Männer-Quartetten.

Am beſten gefiel mir das Lied: „Mein Herz, ich will dich fragen!“ von Kucken. Es lag recht angenehm für Breiting's Stimme, und die hübſche Melodie zu dem ſchönen Gedichte gewann durch Breiting's lebensvollen ſinnigen Vortrag unendlich. Am wenigſten befriedigte mich ſein Vortrag der Romanze aus den „Hugenotten.“ Sie liegt zu hoch, als daß Breiting ſie mit Bruſtſtimme durchführen könnte; er ſang ſie größtentheils im Falſet, was auf mich wenigſtens einen minder günſtigen Eindruck machte. Das Concert war mittelmäßig beſucht, allein gewiß hat Niemand den Saal ohne vollſte Befriedigung verlaſſen. —r—

Würzburger Theater.

Der Freiſchütz, am 10. Dezember, wurde in allen Theilen beſſer, als bei der erſten Aufführung gegeben, nur im Orcheſter vermißte man einige Male die gewohnte Präciſion. So z. B. ſetzten bei dem 1. Accorde des Schlußſatzes der Ouverture (C dur) nicht alle Inſtrumente gleichzeitig ein, eben ſo kam das 2. Fagott beim Anfange der Arie der Agathe im 2. Akte mit ſeinem tiefen E geraume Zeit zu ſpät, ſo waren die Poſaunen in der Ouverture einmal gar nicht beiſammen, ſo wollte bei allen Hörnern das obere G nicht anſprechen, u. dgl. mehr.

Hr. Pichon ſpielte den Kaſpar recht brav und trug das Lied: „Hier im ird'ſchen Jammerthal,“ recht gut vor, allein in der Schlußarie des 1. Aktes war ſeine Stimme in den tiefern Tönen zu ſchwach. Dem. Wiegand bewies, daß wir uns bei Beurtheilung ihrer Antrittsrolle in ihr nicht getäuſcht hatten. Sie ſang ihre Rolle recht ſchön; nur in dem Gebete im 2. Akte hätten wir einige Mal etwas mehr Piano gewünſcht. Hr. Baumhauer entwickelte heute mehr Leben, als in der erſten Aufführung des „Freiſchützen,“ doch hätte er ſeinem Spiele in der erſten Scene, wo er, als ihn die Bauern verhöhnten, zu ruhig war, und ſeinem Geſange in dem erſten Terzette und in der Wolfsſchluchtsſcene mehr Leben geben ſollen. Dem. Baum ſang im 1. Duette des 2. Aktes, ſo wie in ihrer Cavatine im 3. Akte einige Male nicht ganz rein, noch mehr aber der Chor im 1. Akte, im Terzette bei der Stelle: „O laß Hoffnung dich beleben!“ —r—

Notizen-Blatt.

(Anekdotares.) Man kennt die Göthe'ſchen Verſe über die Recenſenten. In Paris treiben ſie es, wenigſtens die Theaterkritiker, aber doch noch ärger als bei uns. Wir führen ein Beiſpiel aus der neueſten Zeit an. Ein Schauſpieler ſchickte einem Recenſenten, um ihn günſtig zu ſtimmen, vor dem Auftreten in einer neuen Rolle eine ſehr ſchöne Lampe zu. Den Tag darauf nimmt er mit ſüßen Hoffnungen das Journal zur Hand, in welchem er beſprochen iſt, und was findet er? — Die boshafteſte aller Recenſionen, die jemals über ihn geſchrieben worden. Erſchrocken und wüthend läuft er zu dem Literaten, um ihm Vorwürfe zu machen, doch dieſer entgegnet ihm ganz ruhig: „Was verlangen Sie, mein Herr? Ihre Lampe iſt ſo ſchön, daß ich ein Paar beſitzen möchte!“ Er bekam das Seitenſtück und nun lobte er den Schauſpieler.

Zu demſelben eben erwähnten Journaliſten kam kürzlich ein junger erſter Liebhaber und ſagte zu ihm: „Mein Herr, ich werde nächſtens debutiren; ich glaube, Talent zu haben, aber dieſes Talent iſt bis jetzt auch mein einziges Vermögen. Nehmen Sie mich in Ihrer Kritik nicht zu arg mit, ermuthigen Sie mich, und ich werde mich ſpäter abfinden, das verſprech' ich Ihnen.“ Einige Tage darauf las man: „Geſtern debutirte Hr. Arthur . . . . ; er verſpricht etwas.“ Der junge Schauſpieler verſtand den Wink wohl und beeilte ſich, ſein Verſprechen zu erfüllen.

(Ztg. f. d. eleg. W.)

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 152. Sonntag, 17. Dezember 1843.

Das Edelreis.

Es war im Sommer 1819, den Se. k. Hoh. der Kronprinz Maximilian von Bayern auf dem Luſtſchloſſe Veitshöchheim bei Würzburg verlebte, als eines Tages der damalige k. Hofgärtner Oth mit dem Okuliren junger Bäume im Schloßgarten beſchäftiget war. Der Kronprinz, der beim Veredeln zugeſehen, äußerte hierauf den Wunſch, einen derartigen Verſuch zu machen, und ſieh, er gelang. Es wuchs aus der eingeimpften Knoſpe ein herrlicher Baum, der im Herbſte 1842 zahlreiche ſchöne Aepfel (weißer Wintercalville genannt) trug.

Als einſt auf göttliches Geheiß
Der Engel ſchloß das Paradies,
Und jenes erſte Menſchenpaar
Hinaus zur öden Erde wies:
Da ward die ſanfte Pflanzenwelt
Gerühret durch das bitt're Ach,
Und ſchickte ihre ſchönſten Blüthen
Den Weinenden zur Wüſte nach.
Und mag es nun die höchſte Luſt,
Mag es der tiefſte Jammer ſeyn;
Wo ſich bewegt die Menſchenbruſt,
Da finden ſich die Blumen ein.
Sie ſpielen mit dem zarten Kind,
Sie lächeln bei dem Hochzeitstanz,
Und winden um des Todten Haupt
Treuſinnig ſich als Siegeskranz.
Gern ſieht auch durch des Menſchen Hand
Und Geiſt die Pflanze ſich gepflegt,
So daß ſie doppelt üppig blüht
Und doppelt ſüße Früchte trägt.
Tritt in das junge Seminar
Der kluge Gärtner forſchend ſtill,
Gleich fragt die Schule rauſchend an,
Ob er ſie nicht veredeln will? —

Als einmal nun vor einem Baum
Im Königsgarten an dem Main
Der Meiſter mit dem Meſſer ſtand,
Da kommt ein edler Knab' herein,
Geht munter auf den Gärtner zu
Und fraget ſich mit Lächeln an:
Was mit dem Baum geſchehen ſoll?
Und wie ihm war Beſcheid gethan,
Da flammet bei dem großen Wort
„Veredeln" ſeine Wange heiß,
Und er begehrt, zum gleichen Werk
Begeiſtert, auch ein Edelreis.

Die kleine Hand vollbringt das Werk,
Und trotzend Froſt und Sturmgebraus
Hängt fort und fort mit jedem Lenz
Das Bäumchen reich're Blüthen aus.
So floß denn Jahr auf Jahr dahin,
Es wuchs gar emſig himmelan,
Und ſah, obwohl mit ſtolzer Kron',
Doch freundlich ſeine Nachbarn an.

Als endlich hohe Botſchaft flog
Zum Bayerland hinaus, herein,
Da glänzt das Bäumchen blüthenvoll
Gleich Silber in dem Abendſchein.
Zwar mußten auch in dieſem Jahr
Die Blumen weiß und roth vergeh'n;
Doch blieben am geſunden Zweig
Die erſten zarten Früchte ſteh'n:
Und bald ſchwillt unter Laubesgrün
Der runden Aepfel Gold heraus,
Und kochet ſeine Süßigkeit
Am treuen Himmelsfeuer aus. —

Und wie die Braut des Fürſtenſohns
Dem Bayerlande näher zieht,
Derſelbe Blitz der Freudigkeit
Durch tauſend warme Herzen glüht,
Derſelbe Laut der Huldigung
Von Millionen Lippen ſchreit,
Da hüllen auch die Aepfel ſich
Entzückt in's rothe Zierkleid.

Im Saal von Gold und Marmorſtein
Sitzt bei dem fürſtlichen Gemahl,
In edler Gäſte heitrer'm Kreis,
Die Gattin ſeiner Seelenwahl.
Doch wie auch köſtliches Geſchmeid,
Licht und Kryſtall zu funkeln weiß,
Der jugendlichen Fürſtin bleibt
Der ſüßen Anmuth Glanz und Preis.

Es prangen nun auf Prachtgeſchirr
Koſtbarer Früchte bunte Reih'n,
Und unter ihnen finden ſich
Die Erſtlinge des Bäumchens ein. —
Und alle Gäſte ſind gerührt,
Daß ſich die ſchöne Pflanzenwelt
Mit dieſem ſinnigen Geſchenk
Zur holden Feier eingeſtellt.

Wer kennt den Geiſt, der die Natur
In ihrem Innerſten belebt

Digitized by Google

Und der vielleicht das Wohl und Weh
Des Sterblichen zu theilen ſtrebt?
Das aber dünkt uns offenbar,
Daß nie Veredeltes vergeht,
Und ſtets zur rechten Zeit, zu Luſt
Und Glück im Leben auferſteht.

K. Weichſelbaumer.

Die ruſſiſchen Verbannten.*)

Die Verbannten belegt man in Sibirien und namentlich in Tobolsk mit der mildern Benennung der »Unglücklichen.« Den Staats- und Majeſtäts-Verbrechern werden ihre neuen Wohnſitze ſtets weiter nach Oſten oder gegen Norden, nach dem Eismeere zu, angewieſen, und in Tobolsk, einer weſtlichen Stadt, trifft man daher nur ſolche, welche wegen Veruntreuungen, überhaupt wegen eines Privatverbrechens, verbannt wurden. Alle »Unglücklichen« leben innerhalb der Stadt in völliger Freiheit, nur einzelne der neu Angekommenen werden durch Polizeidiener zu Bußübungen in den Kirchen gezwungen. Die älteren treiben dergleichen zum Theile aus eigenem Hange und aus Ueberzeugung. Sie gehen von moskowitiſchem Luxus zu ſibiriſcher Einfachheit oft mit wahrhaft männlichem Geiſte über, laſſen Bart und Hauptbaar wachſen und das Leben der Bauern und Koſaken ſcheint ihnen viel erträglicher, als ſie früher wohl glaubten. So iſt es denn begreiflich, daß ſchon bei den Kindern, welche ſie oftmals in neuen Ehen mit den Sibirierinnen erzeugen (denn die alten ſind rechtlich durch die Verbannung gelöst und keine Frau braucht ihrem Manne über den Ural zu folgen), die Spuren des bedeutenden Glückwechſels durchaus verſchwinden und daß die Söhne ruſſiſcher Adeligen ſich vor den andern ſo wenig auszeichnen, wie die Abkömmlinge tatariſcher Fürſtengeſchlechter. Nur verbannte Juden widerſtehen den Einflüſſen ihrer neuen Umgebung langer und erfolgreicher. Sie ſprechen ſämmtlich Deutſch.

Manche von denen, welche bei dem mißlungenen Aufſtande bei der Thronbeſteigung des Kaiſers Nikolaus betheiligt waren, ſind nach Sibirien verbannt worden und leben ſeitdem im Lande zerſtreut. In Bereſow traf Erman den Reiter-General, Grafen Gorskji, und die Hauptleute Focht und Tſchernilow. Bei Staatsfeſten trugen ſie europäiſche Ueberröcke, um die Spuren ehemals aufgenabter Orden zu zeigen! Es waren übrigens dort ſehr verſchieden geſtimmte Männer nach einerlei Schiffbruch auf demſelben Brette vereinigt; nur den zwei jüngern war der Muth gebrochen. Den älteren und härteren Kriegsmann Gorskji hatte ein tollkühner Hang zu verzweifelten Schlachten berauſcht. Von den Verſchworenen theils ungekannt, theils verachtet, trat er erſt am Tage der Entſcheidung in ihre Reihen. Zu Bereſow war ihm Alles genehm, nur nicht die Hinderniſſe, welche der hohe Norden dem Reiterleben entgegenſetzt. Er unterrichtete indeß zum Zeitvertreibe Koſaken im kunſtgerechten Reiten. Einige andere lebten ganz einſam und ſtill mit ihren wackern Frauen, welche ihnen in die Einöde gefolgt waren.

Daß politiſche oder irgend welche Verbannte für Rechnung des Staates zum Zobelfange oder überhaupt zur Jagd gezwungen wurden, wie man vielfach behaupten hört, iſt ungegründet. Diejenigen, welche zu Zwangs-Arbeiten verurtheilt ſind, ſieht man nur in den uraliſchen oder nertſchinskiſchen Bergwerken und einigen Fabrikanſtalten beſchäftigt. Mehrere, ſpäter nach Tobolsk verſetzte »Umtriebler« hatten bereits in Nertſchink ein härteres Strafjahr verlebt. Alle übrigen und bei Weitem die Mehrzahl ruſſiſcher Verbrecher werden zur Anſiedelung verwieſen, und inſoferne ſie der arbeitenden Claſſe angehören, zu ſelbſtſtändiger Ernährung, jedoch ſo, daß ihnen, wenn ſie früher Leibeigene waren, nunmehr in jeder Beziehung die Lebensverhältniſſe freier weſteuropäiſcher Landleute zu Theil werden. Staats-Verbrecher aber, welche auch in Rußland meiſt jenen Ständen angehören, die an keine Handarbeit gewohnt ſind, werden zur Anſiedelung nur in die Städte Sibiriens geſchickt, weil es dort leichter iſt, ihnen den auf Staatskoſten verliehenen Lebensunterhalt zu ſichern.

Von den Verbannten wiſſen manche ſich kleine Erwerbszweige dadurch zu ſchaffen, daß ſie europäiſchen Luxus nach Sibirien verpflanzen. Sie verkaufen z. B. in Tobolsk und Tomsk auf den Straßen ein erwärmendes Getränke, welches ſie aus Honig, Waſſer und Gewürzen bereiten. Doch wählen Manche auch ſtrafbare Gewerbe, und die Mordthaten und Beraubungen, welche im Lande vorkommen, werden faſt ohne Ausnahme von Verbannten begangen. Am ſchnellſten beſſern ſich die Bauern, ſo bald ſie ihre eigenen Aecker haben und alſo ſelbſt Eigenthümer werden. Im Dorfe Torgaſchino, auf dem rechten Ufer des Jeneſſei, lebte 1829 ein aus Ancona gebürtiger Italiener, Anton Fornarini, der unter Napoleons Fahne nach Rußland gekommen war. Mit mehreren andern Kriegs-Gefangenen hatte er Anfangs in Kleinrußland gelebt, war aber dann als Theilnehmer an einem Aufſtande zuerſt in die kaſaniſche Statthalterſchaft und ſpäter nach Krasnojarsk verwieſen worden. Nach langem Suchen fand er bei Jeniſſeisk einen Thon, der ſich zur Anfertigung von Steingut und Töpferwaaren eignete, welche bald in ganz Sibirien beliebt wurden. Der betriebſame Mann bereitete auch Fleiſchdelicateſſen und »ſibiriſche Parmeſankäſe«; auch ſein Handel mit europäiſchen Haustauben, welche er aus Kaſan verſchrieben hatte und nun in Menge zog, brachten ihm ſchönen Gewinn. In Krasnojarsk ſind noch einige Franzoſen aus Napoleon's alter Garde, und alle leben zufrieden und in guten Umſtänden.

Zu den durch ein tragiſches Schickſal in ganz Europa bekannt gewordenen Ruſſen gehören Muriawieff und Beſtuſcheff. Muriawieff war 1829 Stadtvogt in Irkutsk. Während der Feldzüge von 1813 und 1814 hatte er im ruſſiſchen Heere gedient und war ſeiner perſönlichen Tapferkeit wegen mit militairiſchen Auszeichnungen überhäuft worden. Den Koſakenhetmann begleitete er als Adjutant, und nach der Einnahme von Paris begleitete er dort ein ähnliches Amt, wie 13 Jahre ſpäter in der Nähe der chineſiſchen Gränze. Muriawieff vereinigte in hohem Grade körperliche Schönheit mit edelſter Sitte und einem reichen empfänglichen Gemüth. Dieſe Vorzüge gerade hatten ſeinem Schickſale die un-

---

*) Dieſe Skizze iſt Andree's „Deutſchen Reiſenden," einem Buche entnommen, das eine Section der eben erſcheinenden „Bürger-Bibliothek" bildet. Wir können dieſes Sammelwerk nach dem, was bereits davon in die Leſewelt gekommen, (ein Theil von Creizenachs „bürgerlichen Rechts-Lehre", Andree's „Deutſchen Reiſenden," Walchner's „Chemie") unſern Leſern nicht dringend genug empfehlen.
D. Red. d. Mnſ.

glücklichſte Wendung gegeben. Der Umgang mit deutſchen Kriegern entzündete auch in ihm Begeiſterung für Volksthümlichkeit und Freiheit. Mit mehreren gleichgeſinnten Männern ſtiftete er in Rußland geheime Geſellſchaften, und die Vereine, welche im Dezember 1826 der ruſſiſchen Regierung den Umſturz drohten, ſind als Verzweigungen jener Geſellſchaft erkannt worden. Bei'm Ausbruche der Bewegung ſtand Muriawieff nur noch dem Namen nach in Beziehung zu den Verſchwornen, und er wurde daher gelinder beſtraft, als ſeine Vettern, die Brüder Muriawieff Apoſtol, und viele ihrer Freunde. Nach Selenginsk, jenſeits des Baikalſees, verbannt, lebte er dürftig unter den halbmongoliſchen Bewohnern jenes Ortes, bis ihm als Zeichen theilweiſer Begnadigung das Amt eines Stadtvoigtes in Irkutsk übertragen worden; aber Briefe und Unterſtützungen aus Rußland erhielt er nur geöffnet aus den Händen des Generalſtatthalters. Nichtsdeſtoweniger ſtand er an der Spitze der ſtädtiſchen Polizei und führte mit preiswürdigem Eifer die Aufſicht über das Arbeitshaus und die Verbannten. Seine Frau und eine Schweſter derſelben hatten die Verbannung treulich getheilt. In ihrer Muſe ſtudirten ſie Naturwiſſenſchaften und die Eigenthümlichkeiten des ſibiriſchen Lebens. In ihrem Hauſe war der Sammelplatz Aller, welche in Irkutsk wiſſenſchaftliche Intereſſen hatten, Profeſſoren der höheren Lehranſtalt, jüngere Offiziere und Beamten.

Eines Abends trat ein Mann ein, der einen Kaftan trug, wie die ſibiriſchen Bauern. Er zeigte einem ſeiner Freunde mit Genugthuung eine Banknote von fünf Rubeln, die er ſo eben verdient hatte. Erman erkannte ihn gleich für einen Europäer, aber es ergriff ihn tief, als er auf die Frage nach ſeinem Herkommen und ſeinen Schickſalen mit ſlawiſcher Betonung halb ſcherzend und doch bedeutungsvoll entgegnete:

„In einer Nacht, wo Sturm und Wetter raſen,
Entglänzt ein Licht von einer Grabesflur,
Der Stürme Wuth verſucht' es aufzublaſen,
Es liſcht, — jedoch auf Augenblicke nur!“*)

Der Mann hieß Rajewski und hatte als Obriſt in der ruſſiſchen Artillerie gedient. Während der Umtriebe im Jahre 1826 wär er nach Sibirien verbannt worden, weil er aufregende Anſichten in einer Soldatenſchule verbreitet hatte, welcher er damals vorſtand. Es bleibt auffallend, daß die meiſten Theilnehmer an der letzten ruſſiſchen Revolution dichteriſche Gaben beſaßen. Rajewski ſprach mit Begeiſterung von Zacharias Werner, an deſſen Verſen er ſich tröſtete und erwärmte. Von den ſo genannten »Unglücklichen des 14. Dezember« leben die zur Zwangsarbeit verdammten in dem Dorfe Tſchita, jenſeits des Baikal, an der Ingoda, und an dem Wege von Werchnei Udinsk nach Nertſchinsk. Bergwerke gibt es dort nicht; um Jene nach dem Buchſtaben des Urtheiles zu beſchäftigen, war deshalb eine Schleifmühle errichtet worden, in welcher ſie arbeiteten. Sie beſaßen eine Bücherſammlung, und in dieſer, außer andern deutſchen Werken, auch jene Schillers. Andere »Umtriebler« leben im Lenalhale und in Jakutsk. Manche werden begnadigt, d. h. dürfen als gemeine Soldaten am Kaukaſus gegen die Gebirgsvölker dienen.

In früheren Zeiten wurden ſchweren Verbrechern, bevor man ſie aus Europa nach Sibirien abführte, die Naſenflügel aufgeriſſen. Dieſe Bezeichnung der mit der Knute Beſtraften ſoll jetzt nicht mehr üblich ſeyn. Es iſt ein breiter kreisförmiger Einſchnitt in dem Unterrande eines jeden Naſenflügels, wodurch das Geſicht einen widerlich liſtigen Ausdruck erhält. Ueberdies wurde den Verbrechern das Wort — Dieb — in die Stirnhaut gebrannt.

(Schluß folgt.)

*) Verſe von Fr. L. Z. Werner aus den „Söhnen des Thales.“

Des Dänen Reventlow Mnemotechnik.

(Schluß.)

Auch das Einprägen mathematiſcher Formeln, worin Reventlow ſelbſt ebenfalls eine ſtaunenswerthe Gewandtheit, Uebung und Gedächtnißſtärke entwickelt, geſchieht nach denſelben bereits mitgetheilten Geſetzen, indem für die ganze Formel nämlich ein ſubſtituirter Begriff aufgefunden wird. Im Beſonderen iſt dabei noch zu bemerken, daß die in mathematiſchen Formeln vorkommenden Zeichen durch ſolche Buchſtaben erſetzt werden, welche in der betreffenden Formel nicht ſchon einen Werth haben. z. B. für + l, für — p, für das Diviſionszeichen i, für das Quadrat- und Wurzelzeichen e, für Kubus und 3. Wurzel o, für Klammer- und Parentheſezeichen U. A hat nur dann eine Bedeutung, wenn es 2mal nacheinander ſteht, ſonſt wird es nur dazu benutzt, Wörter zu bilden.

Reventlow gibt auch noch Subſtitutionen für die franzöſiſchen Karten und Schachfiguren und Schachzüge, um damit nach ſeinem durch bewunderungswürdige Proben belegten Beiſpiele ganze Kartenſpiele und Schachpartieen, mittelſt der Bildung von Wörtern und Sätzen ſich einzuprägen und wiederzugeben; da jedoch dieſer Theil ſeiner Lektionen, ſowie noch einige andere von ihm produzirte Proben mehr das Intereſſe von Kunſtſtücken als der Brauchbarkeit für die Wiſſenſchaft haben, ſo glauben wir ſie mit Recht übergehen zu können.

Reventlow ſchließt ſeine Vorleſungen mit einer Geſchichte der Mnemotechnik, in welcher er die verſchiedenen mnemoniſchen Syſteme der Alten (Simonides, Cicero), wie der Neuern (Finaigle, Aretin, Käſtner ꝛc.) zu Gunſten des ſeinigen einer Kritik unterwirft. Eine lobende Erwähnung läßt er nur den neueſten Erſcheinungen auf dieſem Felde (Aimé Paris und Caſtiglio) zu Theil werden, ohne daß wir, bei der Unbekanntſchaft mit dieſen Syſtemen, näher anzugeben im Stande wären, in wieweit Reventlow's Verfahren mit dieſen zuſammentrifft, von ihnen entlehnt hat, oder ſich von ihnen zu ſeinem Vortheile unterſcheidet. Faſſen wir nun unſer Urtheil über Reventlow's Leiſtungen zuſammen, ſo kann ſeiner Mnemotechnik das Lob geiſtreicher und (ſo weit dies nachzuweiſen) origineller Erfindung, ſowie dem größten Theile nach praktiſcher Anwendbarkeit nicht entgehen. Vor allem glauben wir wiederholt die Ueberzeugung ausſprechen zu müſſen, daß dieſe Mnemotechnik, namentlich für den Jugendunterricht als höchſt brauchbar und empfehlenswerth ſich darſtellt. Wir glauben, daß es eine beſſere Uebung des Denkens und vorzüglich des vergleichenden Scharfſinns, ja ſelbſt witziger und ſchöpferiſcher Anſchauung und Auffaſſung nicht geben wird, und haben uns dabei mit Vergnügen der geiſtvollen Uebungen

erinnert, welche Jean Paul als junger Mann mit den Schülern ſeiner Sammelſchule vornahm (vergleiche Jean Paul's größere Biographie von O. Spazier.)

Reventlow hat hier 2 Kurſus ſeiner Gedächtnißkunſt gehalten; ein dritter, der im Begriff war, ſich zu bilden, konnte nicht zu Stande kommen, weil Reventlow vorläufig ſeine Vorleſungen ſuspendirt hat, um an die ſchnelle Ausarbeitung eines lexikaliſchen Werkes zu gehen, deſſen Verlag Cotta übernommen hat. Er wird nämlich ein Wörterbuch numeriſcher Wörter, alle für alle zwiſchen 1 und 999 inneliegenden Zahlen-Combinationen möglichen Wörter-Subſtitutionen in alphabetiſcher Ordnung enthaltend, bearbeiten, ein Rieſenwerk, zu dem er aber bereits beträchtliche Vorarbeiten vollendet zu haben verſichert. Nach Beendigung dieſer Arbeiten, welche in zwei Monaten fertig ſeyn ſoll, wird er zunächſt in Leipzig und dann in Berlin ſeine Vorleſungen wieder aufnehmen. Sein Vortrag, durch übertriebene Haſt ſich auszeichnend, ſo wie die Anordnung ſeiner Materien, und zwar dieſe in Bezug auf wiſſenſchaftliche Form und Vertheilung, laſſen übrigens noch Manches zu wünſchen übrig, und wir möchten hier Herrn Reventlow rathen, von dem Geſichtspunkte bloßer empiriſcher Mittheilung zur eigenen Empfehlung ſeiner Kunſt in den Augen wiſſenſchaftlicher Zuhörer etwas mehr abzuſehen.

Correſpondenz.

Paris, 11. Dezember.

Noch immer beſchäftigt ſich hier die allgemeine Aufmerkſamkeit mit der fürchterlichen Cataſtrophe des italieniſchen Theaters. So glänzend die Geſchäfte dieſes Theaters auch ſind, ſo unbeſtreitbar es vorzugsweiſe das Elite-Theater der höheren Geſellſchaft iſt, ſo gewiß ſcheint auch ein böſer Fluch auf den Direktoren dieſes Theaters zu ruhen, denn faſt alle haben ein unerwartetes Ende genommen. Aguado, der auf einer Luſtreiſe nach Spanien plötzlich ſtarb, Sevrini, der beim Brande dieſes Theaters vom vierten Stockwerke herabſtürzte, Marliani, der ſich, aus jetzt noch unbekannten Urſachen, plötzlich von Paris entfernen mußte, und von dem man ſeither nichts mehr gehört hat, und nun endlich Jeannin, der ſeinem Leben durch Selbſtmord ein Ende machte. Die nähern Details dieſer traurigen Geſchichte, wie ich ſie aus dem Munde einer ſelbſt dabei betheiligten Perſon vernommen habe, geben einen ſo traurigen Beleg zu der Geſchichte der hier in allen Ständen und Klaſſen graſſirenden Manier, ſich ſchnell zu bereichern und ſich alle materiellen Genüſſe des Wohllebens, gleichviel auf welche Art, zu verſchaffen, daß ihre Erzählung um ſo mehr gerechtfertigt iſt, als ſie vielleicht Andere, die im Begriffe ſind, denſelben gefährlichen Pfad zu betreten, warnen, abſchrecken und zurückhalten kann. Jeannin, aus einer achtbaren Familie, (ſeine Brüder dienen mit Auszeichnung in der Armee und der Marine) würde von dem früheren Privilegiumsinhaber dieſes Theaters, Hrn. Dormoy, in ſeine letzte Stellung gebracht; Dormoy machte ihn zum techniſchen Direktor, unterſtützte ihn auf jegliche Weiſe und ließ, als er ſich zur Ruhe ſetzte und das Unternehmen der italieniſchen Oper an Hrn. Vatel, Advokaten beim hieſigen Handelsgerichte, antrat, das Privilegium auf Jeannin's Namen übertragen. Vatel war der eigentliche Geldmann der Unternehmung, Dormoy blieb mit einem kleinen Theile intereſſirt und Jeannin war der nominative Direktor mit einem ihm ſtipulirten jährlichen feſten Einkommen von 15,000 Francs. Das Caſſegeſchäft des Billetverkaufs leitete ein junger Mann, Eugéne Galyot. Dieſe neue Direktion trat ihre Functionen zu der Zeit an, als zu Oſtern 1842 Schumann mit der deutſchen Oper ſeine ſchnell beendeten Opernvorſtellungen im italieniſchen Theater gab. Das erſte Jahr der neuen Verwaltung ging ſehr gut, doch blieb am Schluſſe nur ein reiner Gewinn von 10,000 Francs, ein Reſultat, das den, mit den Kräften dieſes Theaters genau bewanderten Dormoy ſtutzen machte; er ahnte, daß Betrug im Spiele ſey, und bot nun Alles auf, um dieſem auf die Spur zu kommen; er ließ durch dritte Perſonen Logenbillets holen, ſtellte andere Perſonen auf, die controlliren ſollten und hatte hierauf bereits 3000 Frcs. verwendet, ohne dem Unterſchleiſe auf die Spur zu kommen. Endlich am letzten Sonntage gelang es ihm, ſich Beweiſe der Schuld zu verſchaffen, und er theilte dieſe nun dem Controlleur der Armen-Abgabe, Hrn. Joſſe, mit, der nun auf dem Rapporte dieſes Abends ein Deficit von 370 Fr. an verkauften und nicht auf dem Hauptrapporte verrechneten Billets conſtatirte, die ſomit den 10pCt. der Armen-Abgabe entzogen worden waren. Der Caſſier Galyot wurde gerufen; er läugnete; man hielt ihm nun die Beweiſe ſeiner Schuld vor; er ſtürzte nun, ohne ein Wort zu ſagen, zur Thüre hinaus, wurde aber von der Municipalgarde vor dem Theater ergriffen und in's Gefängniß gebracht. Am Donnerstage nach dem erſten Verhöre des Unterſuchungs-Richters verlangte Galyot mit den Herren Vatel und Dormoy eine Beſprechung; dieſe begaben ſich zu ihm in die Force; hier geſtand er ihnen, daß der Betrug ſeit Oſtern 1842 ſich auf 30,000 Fr. belauſe, daß er jedoch auf Befehl und mit Wiſſen des techniſchen Direktors Jeannin ſo gehandelt und mit dieſem getheilt habe. Furchtbar ergriffen von dieſer unerwarteten Erklärung, begaben ſich Vatel und Dormoy zu Jeannin und legten ihm die von Galyot erhaltenen Beweiſe ſeiner Mitſchuld vor. Vernichtet ſank Jeannin in ſeinen Stuhl; Vatel forderte ihn auf, ſeine Entlaſſung einzugeben, das Privilegium an ihn zu cediren und ſich ſchnell aus Frankreich zu entfernen, da er ſein Unglück nicht wolle. Jeannin ſchrieb, ohne eine Sylbe zu antworten, ſeine Entlaſſung und die Ceſſion des Privilegiums und Vatel und Dormoy verließen ihn. Er blieb noch eine Stunde im Bureau, empfing Geſchäftsbeſuche, mit denen er ſprach, als ob nichts vorgefallen wäre, ging dann nach Hauſe, ſchickte ſeinen 6jährigen Sohn zu einem Freunde und unterhielt ſich ganz ruhig mit einem Bekannten, Hrn. D., der ihn erſt um 10 Uhr Abends verließ. — Am andern Morgen fand man Jeannin und ſeine Frau im Kohlendampf erſtickt im Bette, Arm in Arm, das Kohlenbecken ſtand mitten im Zimmer, auf dem Tiſche lagen drei Briefe: an Vatel, Dormoy und Hrn. D.; letzterer, zuletzt geſchrieben, ſchloß: »Zwei Uhr Morgens. Die »Kohlen fangen an zu wirken; — ich kann nicht mehr »ſchreiben, — in einigen Minuten werde ich todt ſeyn.«

—p—

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 153. Dinſtag, 19. Dezember 1843.

Der Ziegelbrenner als Mörder.

1724 — 1730.

Aus Dr. J. E. Hitzig's und Dr. W. Häring's „Neuer Pitaval."

Die Ziegelhütte des Joſeph Ballet war in der Landſchaft Breſſe weit umher berühmt. Niemand brannte ſo harte, feſte, wohlgeformte Ziegel, die das volle Maß hielten, als Joſeph Ballet. Wer baute, kaufte und beſtellte nur bei ihm; er wartete lieber mit dem Bau, bis wieder in Ballet's Ziegelei Vorrath war, als daß er zu andern Brennern ging.

Joſeph Ballet befand ſich bei dieſem wohlverdienten Rufe ſehr wohl. Aus dem Geſchrei der andern Ziegelbrenner in der Nachbarſchaft machte er ſich nichts. Sie konnten ſeine Ziegel nicht verreden. Sie hetzten ihm die Grundbeſitzer und die Edelleute auf den Hals. Joſeph war aber nicht der Mann, der ſich von Cabalen und von Prozeſſen niederdrücken ließ. Gegen die außergerichtlichen Ränke wußte er ſich außergerichtlich ſelbſt Recht zu ſchaffen. Er nahm es mit ſeinem Manne auf, und die Bildung eines Ziegelbrenners pflegt nicht verweichlicht zu ſeyn. Vor Gericht aber wußte er ebenfalls zu beſtehen, da ſeine Sachen gerecht waren und es ihm nicht an Geld fehlte, ſeinen Advokaten zu bezahlen.

Aber er hatte in dem königlichen Fiscal Frillet einen böſen Feind, der ſelbſt alle Künſte vor Gericht verſtand, daher ſchwer in Prozeſſen zu beſiegen war. Ueberdies, und das ſoll der Grund ſeiner Feindſchaft geweſen ſeyn, beſaß er auch eine Ziegelhütte, wo nicht ſo gute Ziegel, als in der Ballet'ſchen gebrannt wurden, und welche daher oft zum Feiern genöthigt war. Frillet war ein gefährlicher Feind; er wußte ſeine ſelbſtiſchen Abſichten unter dem Schein des thätigen Eifers für das gemeine Wohl zu verbergen.

Ballet hatte im Jahre 1705 ſchwer empfinden müſſen, ein wie hartnäckiger und ſchleichender Gegner dieſer rechtsgelehrte Rival in der Ziegelbrennerei war. Er war drauf und dran geweſen, in einen ſehr ärgerlichen Criminalprozeß verwickelt zu werden, den Frillet anſchürte, und war nur durch die zu deutlich ihm zu Gunſten redenden Umſtände davon gekommen.

Eines Nachmittags war er mit zwei andern Landleuten aus der Vesper von Priay gekommen. Ihnen begegnete Antoine Dupler, der ſo betrunken war, daß er nicht mehr ſtehen konnte. Er antwortete kaum auf das ihm gebotene »Guten Abend!« und ſeine Naſe blutete ſtark. Ballet wollte mit ſeinen beiden Gefährten den Trunkenen, der vermuthlich gefallen war, nach Hauſe begleiten, als noch zwei andere Männer dazu kamen, welche eben desſelben Weges giengen, wie der Betrunkene, und ſich ſeiner annahmen. Sie brachten ihn, nachdem ſie ihm das Blut abgetrocknet, in ſeine Wohnung.

Dupler hatte ſeinen Rauſch in einer Nacht ausgeſchlafen und ging am folgenden Tage an ſeine gewöhnliche Arbeit. Drei Tage war er beim Pfarrer von Priay in deſſen Weinberge beſchäftigt und ging am Abend des dritten mit Ballet, welcher auch dort in Arbeit geweſen, nach ſeiner Wohnung zurück. In der Finſterniß fiel er in eine mit Schlamm und Waſſer angefüllte Grube.

Da er vom Gehen erhitzt geweſen, befiel ihn, obwohl er ſich gleich wieder herausgearbeitet hatte, ein ſtarker Froſt. Er klagte unterwegs ſchon darüber bei Ballet. Zu Hauſe ward er noch kränker, mußte ſich in das Bett legen und fühlte ſich am Morgen ſo gelähmt, daß er nicht wieder aufſtehen konnte. Ein Nachfieber ſtellte ſich ein und Antoine Dupler ſtarb nach einigen Tagen.

Das Gerücht verbreitete ſich, Joſeph Ballet ſey an ſeinem Tode Schuld. Der Fiscal Frillet hinterbrachte dem Criminalrichter Ravet die Nachricht: Antoine Dupler ſey vor einigen Tagen auf dem Heimwege mit Joſeph Ballet und Pierre Blondel in Streit gerathen. Beide hätten ihn hart geſchlagen, daß er geblutet. Vermuthlich habe das mehr zu ſeinem Tode beigetragen, als die Erkältung. Er trug darauf an, eine Unterſuchung darüber anzuſtellen.

Zunächſt wurde die Wittwe Antoines Dupler vernommen. Sie wußte weder etwas von Händeln, die ihr verſtorbener Mann mit den Beiden gehabt, noch von Schlägen, die er von ihnen erhalten hätte. Er habe ſich auch nicht mit einem Worte beklagt, daß er von Blondel oder Ballet übel behandelt worden. Was ſie von ſeiner Krankheit wiſſe, ſey, daß er ſich auf dem Rückwege von Priay erkältet. Er war in eine naſſe Grube gefallen, darüber klagte er; nachher kam Fieber und Seitenſtechen hinzu, und daran ſtarb er.

Wer ſollte beſſere Auskunft über die Krankheit und Todesurſache des Verſtorbenen geben, als die Wittwe, und wer hatte mehr Grund, wenn ein Verdacht des Mordes vorlag, ihn auszuſprechen als ſie? Dennoch wurden mehre Zeugen vernommen; alle aber beſtätigten die Ausſage der Wittwe. Claude Maurice, ein Landmann, welcher an jenem Abende mit Joſeph Ballet und Pierre Blondel dem Betrunkenen begegnet war, erzählte die Geſchichte grade ſo, wie wir ſie wiſſen. Auch hatte er am nächſtfolgenden Tage den Dupler gefragt, ob ihn denn Jemand geſchlagen habe, wovon die Naſe blutig geworden? Dupler hatte es verneint. Auch wußte der Zeuge beſtimmt, daß derſelbe ſchon am folgenden

Digitized by Google

Tage im Weinberge von Priay, und zwar drei Tage hintereinander, unverdroſſen gearbeitet habe.

Beide Angeklagte wurden, wie ſich das von ſelbſt verſteht, darauf freigeſprochen; aber, was wir nicht begreifen, deſſen ungeachtet doch in die Gerichtskoſten verurtheilt.

Frillet war mit dieſem Urtheil keineswegs zufrieden, vielmehr tadelte er den Richter öffentlich, beſchuldigte ihn, er ſey von Ballet beſtochen worden, und machte Ra- oct ſo vielen Verdruß, daß derſelbe ſich endlich bewogen uhlte, ſein Amt niederzulegen.

Man erſieht daraus, daß Frillet ein gefährlicher und zugleich einflußreicher Mann war. Wenn er es durchaus auf Ballet's Verderben abgeſehen, ſo darf man ſich nur darüber wundern, daß er den Vorſatz ſo lange bei ich behalten und ſo viele Jahre darüber hingehen ließ, he er die Gelegenheit dazu fand.

(Fortſetzung folgt.)

Die ruſſiſchen Verbannten.

(Schluß.)

»Eines Abends,« erzählt Erman, »als viele Ja- uten in Jakutsk meinen aſtronomiſchen Beobachtungen uſahen, überraſchten mich in der Finſterniß franzöſiſche Worte und die Frage eines Mannes, ob wir uns ſehen vollten, obgleich er Beſtuſchew heiße. Ich beſeitigte einen Zweifel mit dem Sprichworte der Koſaken: »daß war die Berge ſtehen, alle Menſchen aber mit einander umgehen ſollen« und erfreute mich darauf in meiner einamen Wohnung eines ergreifenden Geſpräches. Man hätte Verhärtung oder ſtoiſchen Gleichmuth von einem Manne erwarten können, der aus Freiheitsträumen faſt augenblicklich durch Ketten und im Kerker geweckt wurde, und dann, ſeit lange auf den ſchmachvollſten Tod geaßt, die Verbannung als eine Wohlthat empfangen hatte. Hier hatte aber ein ſolcher in Zügen, Wort und Geſtalt alle Friſche der Jugend und den Glanz eines dten Talentes bewahrt. Er geſtand mir, daß die Fröhichkeit des Gemüthes wider ſeinen Willen ſtets neu in hm erwache, denn er ſollte doch billig von dem Gewichte er Vergangenheit und einer hoffnungsloſen Zukunft errückt ſeyn, fühle aber dennoch Liebe für das Gegenwärtige und Muth, es zu genießen.«

Alexander Beſtuſchew hatte zu denjenigen gehört, welche das ruſſiſche Volk plötzlich von der Leibeigenſchaft zu einer Verfaſſung erwecken wollten. Er war am 14. Dezember 1826, als der Aufſtand mißlang, verhaftet worden, hatte erſt in Petersburg und Finnland Ketten getragen und ſich ſpäter in Jakutsk Aller Herzen gewonnen. Die Sibirier und Jakuten liehen ihm Pferde und begleiteten ihn auf die Jagd, er beſaß eine Hütte und Bücher, und unter denſelben Göthe's Fauſt, er wollte en Reſt ſeines Lebens dem Studium der jakutiſchen Sprache widmen. Bald nachher wurde er »begnadigt,« d. h. er durfte als Gemeiner in die Kaukaſus-Armee einreten. Dort dichtete er unter dem Namen Marlinsky, und fiel von einer Tſcherkeſſenkugel durchbohrt.

Unſern vom Eismeer ſind die Blüthen des czaariſchen Hofes und Heeres unter dem Schnee von Bereſow vergraben, und über den Charakter der Günſtlinge Peter's des Erſten können noch jetzt ergänzende Nachrichten aus der mündlichen Chronik der Bereſower geſammelt werden. Denn man ſpricht dort bis auf dieſen Tag noch von Oſtermann, Dolgorukoff und Menſchtſchikoff, welche zu Bereſow gemeinſchaftlich ihr denkwürdiges Leben in noch ſeltſamerer Verbannung beſchloſſen. Auch der Körper eines dieſer Männer wurde nach zweiundneunzig Jahren zur Auferſtehung gebracht. Von Menſchtſchikoff wußte man, wie er nach ſeinem politiſchen Tode durch gottesfürchtige Buße ſich zum leiblichen bereitet habe. An der kleinen und verfallenen hölzernen Kirche, welche am Südende der Stadt, dreißig oder vierzig Fuß über dem Ufer des Soswa, erbaut iſt, hat er eigenhändig gearbeitet, dann in ihr als Glockenzieher gedient, und iſt endlich von den erkenntlichen Bereſowern dicht vor der Thür dieſes Gebäudes begraben worden. Die ohne jedes Abzeichen, nur durch Ueberlieferung kenntliche Ruheſtätte blieb unberührt bis 1821. In dieſem Jahre gelangte die Kunde davon zu dem damaligen Statthalter von Tobolsk, Kamensky, der Menſchtſchikoff's Leben beſchrieben hatte. Er ließ nachgraben; man fand den Sarg von damals gefrornem Erdreich umgeben, den Inhalt desſelben aber ſo völlig unverändert, daß manche Kleidungsſtücke, die Augenbraunen und das Herz an die Familie des Verbannten geſchickt werden konnten.

Atmoſphäriſche Eiſenbahn.

Sechs Jahre ſind verfloſſen, ſeit zuerſt mit einem Modell der atmoſphäriſchen Eiſenbahn von dem Erfinder derſelben, Hrn. Clegg von London, in Paris Verſuche angeſtellt wurden, unter Beiſeyn des engliſchen Ingenieurs Hrn. Vignoles, welcher ſich für die geiſtreiche Erfindung lebhaft intereſſirte und dem Erfinder alle Aufmunterung zu Theil werden ließ, die ſeine Talente verdienten. Bald darauf ward von Hrn. Clegg, in Verbindung mit den HH. Samuda (Maſchinenbauer in London) in der Nähe der Hauptſtadt auf einem Damm der Weſt-London-Eiſenbahn eine Strecke von einer halben engliſchen Meile mit Schienen belegt, und hier wurden nun zwei Jahre hindurch eine lange Reihe von Verſuchen angeſtellt mit einer atmoſphäriſchen Pfeife oder Röhre von 9 Zoll Durchmeſſer, unter Einwirkung einer ſtehenden Maſchine von 16 Pferdekraft. Herr Vignoles — und dieſer faſt allein von den engliſchen Ingenieuren — hielt die Verſuche für entſcheidend. Um dieſe Zeit wurden die HH. Pim und Bergin, Kaſſierer und Sekretär der Dublin-Kingstown Eiſenbahn, auf das was hier vorging aufmerkſam, und beſonders durch die unermüdlichen beharrlichen Anſtrengungen des Hrn. Pim, unterſtützt von dem durch ſeine wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe und praktiſchen Erfahrungen im Eiſenbahnweſen ſo ausgezeichneten Hrn. Bergin, wie auch durch das ganze Gewicht der Autorität des ſachkundigen Hr. Vignoles, (welcher die Dublin-Kingstown-Bahn entworfen und gebaut hatte) wurden die Direktoren dieſer Geſellſchaft veranlaßt 25,000 Pf. Sterl. daran zu wenden, um als Verlängerung ihrer Bahn, nämlich von Kingstown bis zum Dorfe Dalkey, eine zwei engliſche Meilen lange atmoſphäriſche Eiſenbahn anlegen zu laſſen.

Inzwiſchen ward durch Hrn. Vignoles im Lauf ſeiner Vorleſungen als Profeſſor der bürgerlichen Baukunſt

Digitized by Google

(Civil Engineering) bei der Londoner Univerſität, die Aufmerkſamkeit des Publikums auf die Sache ſtets lebendig erhalten, beſonders aber bei der großen Jahresverſammlung der brittiſchen Geſellſchaft in Mancheſter im Junius 1842 und des königlich polytechniſchen Inſtituts von Cornwall in Falmouth im Oktober desſelben Jahres, wo Herr Vignoles vor den ausgezeichnetſten Mechanikern und Gelehrten des Landes den Apparat der atmoſphäriſchen Eiſenbahn vorzeigte und deren Grundſätze erklärte und vertheidigte. Dennoch blieb die öffentliche Meinung der Erfindung entgegen, und die meiſten der Haupttechniker Großbritanniens wollten nichts davon wiſſen, vielleicht mit Ausnahme der HH. Brunel und Cubitt, und noch eines oder zweier andern.

Endlich iſt nun das große Problem gelöst. Der General Pasley, dieſer berühmte Ingenieur, dem die Oberaufſicht über alle Eiſenbahnen im Vereinigten Königreich von Großbritannien und Irland anvertraut iſt, hat ſeinen Bericht abgegeben an die Comité der Lords der Schatzkammer (gewönlich Board of Trade genannt), welche darauf ihre offizielle Erlaubniß ertheilt hat, die atmoſphäriſche Eiſenbahn für den öffentlichen Verkehr und die Beförderung von Paſſagieren zu eröffnen. Dieſe Erlaubniß iſt am 19. November d. J. in Dublin eingetroffen. Einige Lokaleinrichtungen ſind noch nicht ganz fertig, doch erwartet man, daß die förmliche Einweihung der Bahn nach Dalkey am 17. wird ſtattfinden können, als am Jahrestage der Eröffnung der Eiſenbahn von Dublin nach Kingstown, an welchem vor zehn Jahren zum erſtenmal in Irland Paſſagiere mittelſt Lokomotiven befördert wurden.

Die Steigungen dieſer atmoſphäriſchen Eiſenbahn ſind ungleich; eine Strecke iſt faſt horizontal, eine andere dagegen, ganz am obern Ende, ſehr ſteil, nämlich 1: 50 (d. h. bei 50 Fuß Länge 1 Fuß Steigung); die Durchſchnittsſteigung von Kingstown bis Dalkey beträgt ungefähr 1: 115; dabei hat die Bahn mehrere Krümmungen, alle ſehr kurz, im allgemeinen etwa von 600 Fuß Radius. Der Durchmeſſer der atmoſphäriſchen Röhre beträgt 15 Zoll engliſch; auf der Höhe von Dalkey befindet ſich eine ſtehende Dampfmaſchine von 100 Pferdekraft, und dieſe treibt eine Luftpumpe von etwa 66 Zoll Durchmeſſer engl.

Als das Werk ſich der Vollendung näherte, trieb eine ſehr natürliche Ungeduld zur Anſtellung eines vorläufigen Verſuchs; dieſer ward auch wirklich ſchon am 18. Auguſt gemacht, als wenig mehr als die halbe Länge der Röhren gelegt war, und er fiel außerordentlich günſtig aus. Das erſtemal erhielt man eine Kraft, welche drei Fünftheilen des vollen Druckes, den ein vollkommenes Vacuum in der Röhre geben mußte, gleich kam, und eine Laſt von 20 Tons (40,000 Pfund) ward mit einer Geſchwindigkeit von mehr als 25 engl. Meilen (10—14 Lieues) per Stunde aufwärts gezogen; abwärts ging der Zug allein mittelſt ſeiner Schwere. Dieſem erſten Verſuch folgten gelegentlich, (ſo daß die Vollendung des Werks nicht dadurch aufgehalten ward) noch mehrere und alle gaben immer günſtigere Reſultate. Nachdem dann am Apparat der Maſchine und Luftpumpe ein paar unbedeutende Veränderungen vorgenommen waren, wurden während des ganzen Monats September die Verſuche fortgeſetzt, und am 3. Oktbr. begannen dann die förmlichen Probefahrten. — Das Folgende iſt ein kurzer Auszug aus dem offiziellen Bericht über dieſe Probefahrten, welche angeſtellt wurden, beoor der Erfinder Herr Clegg und ſeine Patentgenoſſen die HH. Samuda ihre Bezahlung für die Ausführung der atmoſphäriſchen Eiſenbahn erhielten, und ehe die offizielle Erlaubniß des Board of Trade zur Eröffnung der Linie ertheilen wird.

Am 3	Oktober	fuhren	6	Wagen mit	Paſſagieren	10 Mal.
» 4	—	—	6	—	—	2 »
» 5	—	—	6	—	—	5 »
» 6	—	—	6	—	—	3 »
» 7	—	—	6	—	—	6 »
» 8	— (Sonntag)					
» 9	—	—	6	—	—	5 »
» 10	—	—	6	—	—	5 »
» 11	—	—	6	—	—	5 »
» 12	—	—	6	—	—	5 »

Die Geſammtlaſt betrug wenigſtens 35 Tons (in der Regel waren die Wagen ganz mit Paſſagieren gefüllt) und die Geſchwindigkeit war von 25—30 engl. Meilen (10—12 Lieues) per Stunde. Alles dieß ward, da auch nicht die geringſte Unterbrechung ſtattfand, für höchſt befriedigend erklärt. Eine Anzahl angeſehener Perſonen und ausgezeichnete Ingenieurs waren dabei zugegen, wie General Sir John Burgoyne, Generaldirektor der öffentlichen Arbeiten in Irland, Sir William Hamilton, k. Aſtronom für Irland, Profeſſor Lloyd von Dublin, Herr Brunel und andere mehr, außer den HH. Pim und Bergin als Beamten der Geſellſchaft. Herr Vignoles konnte nicht dabei anweſend ſeyn, da er ſich in den letzten Monaten in Württemberg aufhielt, um auf ausdrücklichen Wunſch der dortigen Regierung eine ernſte kritiſche Prüfung der für dieſes Königreich vorgeſchlagenen Eiſenbahnlinien vorzunehmen*).

Die Direktoren der Dublin-Kingstown Bahn erlaubten dann den HH. Clegg und Samuda, die nach den Bedingungen des Contracts vor der Abnahme des Werks aus ihren Händen und vor der Bezahlung des Geldes anzuſtellenden Probefahrten zu beginnen. Ihre Verbindlichkeit lautete: »Eine Geſammtlaſt von 20 Tons mit einer Geſchwindigkeit von 30 engl. Meilen (13 Württemberger Wegſtunden) per Stunde eine Steigung von 1: 115 aufwärts zu transportiren, und zwar eine ganze Woche hindurch, ohne Unterbrechung.« Dieſe Probefahrten begannen am 13. und dauerten bis zum 20. Oktober. Es machten ſechs Wagen den Weg am 13. October achtmal, am 14. ſiebenmal, (der 15. war ein Sonntag,) am 16. achtmal, am 17. neunmal, am 18. achtmal, am 19. achtmal, am 20. ſiebenmal. Jeder Zug beſtand aus ſechs der größten Perſonenwagen (Dili-

*) Hr. Vignoles iſt, wie ziemlich allgemein bekannt ſeyn dürfte, ſeit einigen Monaten mit Recognoscirung des Terrains in Württemberg beſchäftigt, um über die zweckmäßigſte Anlage der Eiſenbahnen in dieſem Königreich ſein Gutachten abzugeben. Je ſchwieriger die Terrainverhältniſſe des Landes für Eiſenbahnen ſind, zumal in der Richtung von Oſt nach Weſt, in welcher die württembergiſche Eiſenbahn mit der großen europäiſchen Eiſenbahnlinie von Paris über Straßburg, Karlsruhe, Stuttgart, Augsburg, München nach Wien zuſammenfällt, von der ſie eine Abtheilung zu bilden beſtimmt iſt, um ſo mehr darf man der württembergiſchen Regierung Glück wünſchen und ſie rühmen, daß ſie einen Techniker wie Hrn. Vignoles für dieſes ſchwierige Unternehmen gewonnen, deſſen entſprechende Ausführung für die Intereſſen dieſes Landes nicht allein, ſondern für ganz Süddeutſchland von der höchſten Wichtigkeit bleibt. Soviel man vernimmt, ſind die Reſultate der Unterſuchungen des Hrn. Vignoles nur erfreulicher Art, und man darf erwarten, daß er die große ihm gewordene Aufgabe glücklich zu löſen im Stande ſeyn wird.

Digitized by Google

gencen) und jeder Wagen war ſo ſtark wie möglich beſetzt, ſo daß das Geſammtgewicht über 40 Tons (80,000 Pfund) betrug. Dennoch war die mittlere Geſchwindigkeit der verſchiedenen Fahrten 34 engl. Meilen (beinahe 16 Württemberger Wegſtunden) in der Stunde, und am Ende jeder Fahrt überſtieg die Geſchwindigkeit ſtets 40 und einigemale ſogar 50 engl. Meilen (beinahe 22 Württemberger Wegſtunden) per Stunde.

Da dieſe Leiſtungen als eine volle und reichliche Erfüllung der contractlichen Verbindlichkeit erkannt wurden, ward ein geeignetes Certificat unterzeichnet und das bedungene Geld ausbezahlt. — Am 9. Nov. (dem Geburtstag Sr. k. Hoh. des Prinzen von Wales, präſumtiven Thronerben von Großbritannien und Irland) war die ganze Linie von Dalkey bis Kingstown nebſt den Stationen ꝛc. vollendet, und der erſte Zug durchlief die ganze Streck bergan mit derſelben Laſt und in derſelben Geſchwindigkeit wie bei den Probefahrten. Zu bemerken iſt ferner, daß die Fahrt abwärts, durch eigne Schwere ohne die Luftröhre zu gebrauchen, völlig befriedigend war; die ziemlich regelmäßige Geſchwindigkeit betrug im Durchſchnitt 23 engl. Meilen (10 Württemberger Stunden) in der Stunde.

(Schluß folgt.)

Correſpondenz.

Frankfurt, 15. Dezember.

Von unſerm Theater iſt heute wenig zu melden, denn daß wir unſern ausgezeichneten Baritoniſten Piſcheck verlieren, da er ein Engagement bei der k. Hofbühne in Stuttgart angenommen hat, werden ſie ſchon in den hieſigen Blättern geleſen haben. Piſcheck hat recht, daß er ein ſo vortheilhaftes Engagement angenommen, er und wir werden hoffentlich einen, wenn auch nicht völlig entſprechenden, Erſatz erhalten. Man ſpricht bereits von mehreren Baritoniſten, die hierher berufen werden ſollen, und Kapellmeiſter Guhr iſt ſchon der Mann, gute Stimmen aufzufinden. — Die Oper »das Oſterfeſt« von Aloys Schmitt ſoll nächſten Montag gegeben werden, wenn anders nicht ein Hinderniß eintritt. »Phädra« ſoll noch in dieſem Jahre über die Scene gehen. — Ein Herr Burrmeiſter vom Wiesbadner Hoftheater iſt engagirt worden. Er machte in ſeinen Gaſtrollen nicht viel. —ff—

Dresden, 15. Dezember.

Kürzlich wurde von dem jüngern Offizierkorps, auf einer in einem Privathauſe errichteten Bühne, Wallenſteins Lager gegeben. Die beiden Rollen der Marketenderin und der Aufwärterin hatten zwei noch Unbärtige übernommen. Von großen Leiſtungen kann hier nicht die Rede ſeyn. Als erſter Verſuch von ganz ungeübten Spielern fiel aber die Vorſtellung ganz gut aus. Das zuſchauende Publikum beſtand nur aus Militairperſonen mit ihren Frauen und Töchtern. Auch der Prinz Johann war mit ſeinen drei Söhnen zugegen. Nach der Vorſtellung folgte Abendeſſen und Tanz. Alles war rein militairiſch, kein Civilrock war zu ſehen. Fortſetzungen derſelben möchten ſchwer halten, da es ſo wenig Stücke gibt, worin keine oder nur unbedeutende weibliche Rollen wären; und das Mitſpielen von Damen dürfte wohl nicht paſſend gefunden werden.

Unſerm Hoftheater ſteht wieder ein großer Verluſt bevor. Fräulein Bauer wird von der Bühne abtreten, ſich mit einem preußiſchen Landrathe verehelichen und nächſten April uns verlaſſen. Das Perſonal unſerer Bühne iſt jetzt ſehr bedeutend, aber — unbedeutend eigentlich. Es werden eine Menge Subjekte ohne Werth engagirt, und wenn unſer Intendant nicht bald aufräumt, ſo wird unſer ſchönes Schauſpielhaus zu gut für das, was darin auftritt. Moriani iſt wieder hier, Gaſtrollen zu geben. —d—

Mainz, im Dezember.

Der von der deutſchen Journaliſtik getödtete, begrabene und mit oraisons funèbres unſterblich geräucherte Geigenvirtuos P r u m e hat hier zwei Concerte gegeben, ohne jedoch auch nur mehr als 100 Perſonen in das Haus gelockt zu haben. Unſere Mainzer ſind virtuoſenmüde, und kein Clavier- oder Geigengott vermag ſie mehr herbeizulocken. Einen wahrhaft erquickenden Kunſtgenuß bot uns dieſe Woche Kreutzer's Oper: »der Edelknecht,« welche zum Beneſice der Sängerin Cäcilie Kreutzer hier zum erſtenmale aufgeführt wurde. Kreutzer, der ſeit längerer Zeit ſich hier aufhält, hat ſein Tonwerk ſelbſt dirigirt und den lebhafteſten Applaus des überfüllten Hauſes geerntet. Die Frau Birch-Pfeiffer, Dampfdramen-Fabrikantin, hat den Text zur Oper geliefert, und jeder rechtſchaffene Sterbliche ſollte ihr dafür aufs Derbſte den Text leſen. Größeren Unſinn hat die Weltliteratur nicht aufzuweiſen, obgleich einige vernünftige Menſchen ſich der Muſe unterzogen, das Buch zu corrigiren, zu emendiren und zu caſtriren. An dieſem Texte wird auch der Erfolg der Kreutzer'ſchen Compoſition bei andern Bühnen ſcheitern.

Die Carnevalsgötter und Faſchingsgenien beginnen ſchon, ſich zu regen. Das Carnevals-Comité iſt bereits gewählt und nennt wieder zur Freude des Publikums den Dr. Zitz als ſeinen Präſidenten. Ludwig Kaliſch wird wieder die »Narrhalla« redigiren, welche ſich voriges Jahr ſo vieler Theilnahme erfreute, daß ſie noch lange vor dem Carneval die zweite Auflage erlebte. Diesmal wird Kaliſch noch durch mehr Künſtler unterſtützt, ſo daß die Illuſtrationen in trefflichen Holzſchnitten gewiß Aufſehen erregen werden. Das von ihm redigirte »Rheinland« wird mit Anfange des nächſten Jahres mit dem in Frankfurt erſcheinenden »Taunus« unter dem Titel: »Taunus und Rheinland« verbunden. Die bedeutendſten Schriftſteller haben Beiträge verſprochen und bereits eingeſendet, ſo daß dieſe neue Zeitſchrift ſich den beſten und geachtetſten Blättern in Deutſchland rüſtigſt anſchließen wird.

An der Bundes-Kaſerne, einem wahrhaft rieſigen Gebäude, wird noch immer thätigſt gearbeitet. Die Fronte der Kaſerne hat eine Länge von nicht weniger, als 1000 rh. Fuß und die Tiefe ſoll mit ihr in gleichem Verhältniſſe ſtehen.

Die Gemäldeſammlung, welche bis jetzt in einem dunkeln Raume des Bibliothekgebäudes ſtand, iſt nun nach dem Schloſſe gebracht worden, wo ſie, in einem geräumigen Saale aufgeſtellt, dreimal wöchentlich dem Publikum zugänglich iſt. —m—

Digitized by Google

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 154. Donnerstag, 21. Dezember 1843.

Der Ziegelbrenner als Mörder.

(Fortſetzung.)

Es war im Jahre 1724 am 19. Februar, als zwei Männer aus der Gegend den Vorſatz gefaßt, ſich recht gütlich zu thun. Joſeph Sevos und Antoine Pin waren Leute, die ſich lieber herumtrieben, als arbeiteten. Heute hatten ſie den ganzen Tag ausdrücklich dazu beſtimmt, zu trinken, und zogen deshalb aus einem Weinhauſe in das andere. Am nächſtfolgenden Tage waren Beide verſchwunden.

Von Antoine Pin erfuhr man nachher, daß er nach Dombes gegangen, dort ſich anwerben laſſen und beim Regiment von Sarre Dienſte genommen habe.

Von Joſeph Sevos aber hatte man gar keine Spur. Er hatte ſein nothdürftiges Auskommen, beſaß ſogar ein kleines Eigenthum und bis auf den mäßigen Hang zum Nichtsthun wußte man ihm nichts Nachtheiliges nachzuſagen. Man fand alſo keine Urſache, weshalb er plötzlich hätte entweichen ſollen. Die Vermuthung war, daß ihm irgend ein Unglück zugeſtoßen ſey, und ſeine Nachbaren hielten dafür, daß er ermordet worden, obgleich Niemand angeben konnte, weshalb.

Die Vermuthung gewann eine beſtimmte Farbe, wenn man alle Umſtände zuſammenhielt. Sevos war den ganzen 19. Februar über mit Pin zuſammen geſehen worden. Pin's Entfernung nach Dombes ſah einer Flucht ähnlich. Er ſtand im Rufe, nicht allein ein Taugenichts zu ſeyn, ſondern auch in dem eines ausgemachten Schurken, von welchem man ſich der ſchlimmſten Dinge gewärtigen könne. Zudem hatte man noch von Drohungen gehört, welche er früher gegen Sevos ausgeſtoßen. Alſo verbreitete ſich in der ganzen Gegend das Gerücht: Antoine Pin hat den Joſeph Sevos umgebracht.

So urtheilte das Volk. Aber die Verſtändigen hatten manche begründete Zweifel dagegen. Aus Pin's Flucht folgerte noch nicht, daß er den Sevos ermordet. Wenn er ein Mörder war, ſo würde er, wenigſtens mit ſeinem Namen, ganz verſchwunden ſeyn und jedenfalls ſich einen ſicherern Zufluchtsort gewählt haben, als einen, von dem er durch richterliche Requiſition nicht unſchwer abgelangt werden konnte. Dombes gehörte zwar damals noch nicht zu Frankreich, aber es war kein Zweifel, daß die dortigen Behörden in einer Criminaluntersuchung auf einfache richterliche Anſchreiben einen des Mordes bezüchtigten, gemeinen Verbrecher ſofort ausgeliefert hätten. Weil Pin in ſchlimmem Rufe ſtand, konnte man ihn deshalb aller in der Gegend vorgefallener Verbrechen bezüchtigen? Der Umſtand aber, daß er den ganzen 19. mit Sevos in Weinhäuſern gelegen, erſchien als kein Indicium, daß er mit der Abſicht umgegangen, ihm das Leben zu nehmen. Ferner, wo war das corpus delicti? Mußte Sevos ermordet ſeyn? Konnte er nicht auch Gründe gehabt haben, ebenfalls zu verſchwinden, ſo gut wie Pin, die man nicht wußte?

So urtheilten Verſtändigere im Gegenſatze zu dem Gerücht, das unter dem Volke umlief. So richtig die letztern Fragen ſind, welche die Verſtändigeren aufwarfen, mochten unſere Gerichte ihnen doch in den vorangehenden Schlußfolgerungen nicht beiſtimmen. Nach dem thatſächlich Feſtſtehenden haftete, wenigſtens was Sevos unmotivirtes Verſchwinden anlangt, ein ſolcher Verdacht auf Pin, daß man, hinzunehmend, daß Pin ein Mann war, zu dem man ſich einer ſchlimmen That verſehen konnte, eine Vernehmung deſſelben als erſte Pflicht der Gerichte erſchien, der ſie aber nicht nachkamen.

Inzwiſchen nämlich war ein neues Gerücht entſtanden. Leute behaupteten, man habe an dem Tage, wo Sevos verſchwunden war, in den Geſichtern der Familie Ballet eine Unruhe und Beſtürzung bemerkt, welche einen ganz beſondern Anlaß mußten gehabt haben. Andere ſagten noch: ſie hätten gehört, die Ballet's wären die eigentlichen Mörder; noch Andere ſprachen davon, als wären ſie die Augenzeugen einer gräßlichen That geweſen.

Das Gerücht ging wie Lauffeuer durch die ganze Gegend. Der Fiscal Frillet ſetzte ſich in Bewegung, um unterſuchen zu laſſen, ob Sevos wirklich ermordet ſey und von wem? Am 19. Auguſt 1724 reichte er bei den Gerichten eine Anzeige ein des Inhalts: »daß Joſeph Sevos, der noch Sonnabend am 19. Februar bei Joſeph Ballet gegeſſen und getrunken habe, von der Zeit an plötzlich verſchwunden ſey. Dem Gerüchte zufolge ſey er in Ballet's Ziegelhütte ermordet und beim Ofenloche verſcharrt, nachher aber wieder ausgegraben und im Ziegelofen verbrannt worden.«

Die Unterſuchung, auf welche der Fiscal antrug, wurde ſofort von dem Richter zu Pont d'Ains, Herrn Ravier, eingeleitet und mit Vernehmung der Zeugen vorgeſchritten.

Der Zeuge Baudan ſagte aus: »In der Nacht des neunzehnten Februars ſey er nach Maſtalion gegangen und ungefähr drei oder vier Stunden vor Tage bei Ballet's Hauſe vorbeigekommen. Da habe er in dieſem Hauſe ein ſtarkes Getöſe gehört und deutlich vernommen, daß Jemand geſchrieen: Helft, helft, ich will Alles bekennen, erbarmt Euch meiner, nur diesmal Vergebung! Dieſe Worte hätte der Bittende zwei- oder dreimal wiederholt. Joſeph Ballet, den er ganz genau an der Stimme erkannt, habe darauf verſetzt: Da iſt nichts mehr zu bekennen, du mußt fort! Hierüber ſey er,

Digitized by Google

Zeuge, ſehr erſchrocken und habe ſich hinter einen Buſch verkrochen, wo er ganz deutlich gehört habe, daß auf den Schreienden ſtark geſchlagen werde. Kurz darauf ſey es ſtill im Hauſe geworden, und da habe er geſehen, daß Joſeph Vallet nebſt ſeiner Frau und Kindern einen todten Körper aus dem Hauſe getragen, ihn in der Ziegelhütte beim Ofenloch eingegraben und das Loch mit Holz ganz überdeckt hätten. Drei oder vier Tage nachher habe er ſich unter einem Vorwande zu Vallet in die Ziegelhütte begeben, um zu ſehen, ob er die Spur von dem Loche bemerken könne, er habe aber wahrgenommen, daß der Leichnam von da weggebracht worden ſeyn müſſe, und in der Folge habe er gehört, der Erſchlagene ſey Joſeph Groos geweſen und die Vallet's hätten den Körper am Charfreitage in ihrem Ziegelofen verbrannt.«

Es fanden ſich wirklich auch mehre Zeugen, welche verſicherten, ſie hätten am verwichenen Charfreitage — einige, als ſie nahe an Vallet's Ziegelhütte vorbeigegangen wären, andere, während ſie nahe dabei auf ihren Feldern gearbeitet — bemerkt, daß aus Vallet's Ziegel-Ofen ein Geſtank gekommen wäre, als ob friſches Fleiſch oder ein Körper verbrannt würde. Man hätte dieſen Geſtank über eine Viertelmeile weit gerochen, und er ſey ſo unerträglich geweſen, daß man es dabei nicht habe aushalten können, und daß Mehrere, die nahe dabei im Feld geweſen wären, ſich genöthigt geſunden hätten, ihre Ochſen auszuſpannen und heimzukehren, um dieſem häßlichen Geſtanke zu entgehen.

Noch mehrere andere Zeugen wurden abgehört, die aber alle nur von Vaudun ſelbſt ihre Kunde hatten. Der Richter verfügte hierauf die Verhaftnahme der ganzen Vallet'ſchen Familie. Sie wurde mit äußerſter Härte, wie es bei einem ſo abſcheulichen Verbrechen ſich wohl rechtſertigen läßt, vollzogen. Eine Brigade der Maréchauſſée begab ſich mit einer Anzahl Büttel und müßigen Volks nach der Ziegelhütte und die ganze Familie ward mit vielem Geräuſch ausgehoben und nach dem Schloſſe zu Pont d'Ains abgeführt.

Der alte Vallet war krank. Ein heftiges Fieber ſchüttelte ſeine Glieder. Dennoch ließ ihm Frillet Feſſeln an die Füße und Handſchellen anlegen, durch die eine eiſerne Stange ging, die 35 Pfund wog. Der Fiscal lachte, als das Gewicht der Kette den ſchwachen Mann zu Boden warf. Damit nicht zufrieden, ließ er ihn ſogar in ein unterirdiſches Loch werfen, gegen die ausdrückliche Beſtimmung der Geſetze, welche für kranke Gefangene ein leidliches Gefängniß verordnen. Auch Vallet's Frau, Anna Privoux, ward mit Handſchellen belegt, obwohl es damals ungewöhnlich war, Frauen mit Feſſeln zu beſchweren.

Von den Grauſamkeiten, gegen die Familie verübt, theilt uns Pitaval noch Vieles mit, was wir in Kürze hier nur andeuten. Auch die beiden Söhne, Philipp und Pierre, wurden mit für ihr Alter zu ſchweren Feſſeln belegt. Jener lag in einem feuchten Loch, wo ihm Hände und Füße gelähmt wurden. Dieſem, einem vierzehnjährigen Knaben, wurden die Hände ſo zuſammengeſchraubt, daß er ineinemfort vor Schmerzen ſchrie, bis man endlich nach vierzehn Tagen ſich in die Nothwendigkeit geſetzt ſah, ihm die Handeiſen abzunehmen. Der alte Vallet ſchrie nach Waſſer, weil der Fieberdurſt ihn furchtbar quälte. Statt ihm aber einen Trunk zu reichen, verſtopfte man das einzige Luftloch in ſeinem Gefängniß, damit die Vorübergehenden das Geſchrei nicht hören ſollten. Die Verwandten und Freunde, die den Gefangenen Erquickungen bringen wollten, wurden nicht hereingelaſſen, und ſelbſt der Geiſtliche, der ihm mit dem Troſt der Religion beiſtehen wollte, wurde abgewieſen.

(Fortſetzung folgt.)

Atmoſphäriſche Eiſenbahn.

(Schluß.)

Am 13. November kam Generalmajor Pasley, der Generalinſpector der Eiſenbahnen nach Kingstown, und zugleich kamen (aus Frankreich) Hr. Bonfil und auch Hr. Mallet, der berühmte Ingenieur und Mechaniker aus Paris, der letztere als Abgeordneter der franzöſiſchen Regierung, um das Princip der atmoſphäriſchen Eiſenbahn zu prüfen und darüber zu berichten. Daher vergingen der 13. und 14. November ganz mit Experimenten und Beſichtigungen, welche auch am 15., nach Ankunft des Hrn. Brunel, in deſſen Gegenwart den ganzen Tag fortgeſetzt wurden. Eines der Experimente dieſes letzten Tages war von großer Wichtigkeit. Die HH. Mallet und Brunel wünſchten beſtimmt zu erfahren, welches Gewicht der vorhandene Apparat nicht mehr zu bewegen vermöge. Man bereitete daher einen Zug von 62 Tons Geſammtgewicht, und dieſer Zug lief von Kingstown nach Dalkey aufwärts, in durchſchnittlicher Geſchwindigkeit von 23 engl. Meilen per Stunde (die größte Geſchwindigkeit war 28 engl. Meilen — zwölf deutſche Stunden). Der nächſtfolgende Zug beſtand aus ſieben Perſonenwagen und vier Laſtwagen mit Arbeitern, Eiſenplatten, Schienen und Steinen als Ballaſt, zuſammen ein Bruttogewicht von 70 Tons; und die Geſchwindigkeit, in welcher dieſe Laſt von Kingstown nach Dalkey aufwärts bewegt ward, betrug im Durchſchnitt 21 1/2 engl. Meilen (9 1/4 Lieues), im Maximum aber 24 engl. Meilen (10 1/2 Lieues) per Stunde. Das Gewicht dieſes Zuges erreichte bis auf 3 oder 4 Tons die Größe der Laſt, welche nach der Berechnung durch die vorhandene Luftröhre **nicht** mehr bewegt werden konnte, und dieß iſt eine auffallende Beſtätigung des aufgeſtellten Theorems: daß auf der atmoſphäriſchen Eiſenbahn die Geſchwindigkeit unabhängig iſt von der Laſt, und alſo auch unabhängig von der Steigung der Bahn (oder der Schwerkraft), die nichts anders iſt, als eine Laſt (Widerſtand) in anderer Geſtalt.

Der Satz: »Die Geſchwindigkeit eines Zuges, welcher mittelſt der durch eine geſchloſſene Röhre wirkenden atmoſphäriſchen Kraft in Bewegung geſetzt wird, iſt unabhängig vom Gewicht oder der Steigung«, ward zuerſt von Hrn. Bergin, dem wiſſenſchaftlichen Secretär der Dublin-Kingstown-Eiſenbahngeſellſchaft aufgeſtellt, und vor einem Jahr mathematiſch bewieſen in den Noten zu ſeinen berühmten »Bemerkungen« über den Bericht des Colonels Sir Frederic Smith, des damaligen Generalinſpektors der Eiſenbahnen, und des Hrn. Barlow, Lehrers der Mathematik an der königl. Militärakademie in Woolwich, welcher Bericht der atmoſphäriſchen Eiſenbahn keine Gerechtigkeit widerfahren ließ. Derſelbe Satz ward auch aufgeſtellt und analyſirt durch Hrn. Vignoles in ſeinen Vorträgen in London, Mancheſter, Falmouth ꝛc., und ſpäter verbreitet durch Hrn.

Digitized by Google

Teiſſerenc, den bekannten Civillingenieur in Paris. Dieſer Herr hat etwas cavaliérement die ſämmtlichen Tabellen, Berechnungen und Theoreme des Hrn. Bergin in ſeinem neuern Bericht über die atmoſphäriſchen Eiſenbahnen aufgenommen, oder ein einziges Wort der Anerkennung dieſer Quelle, obgleich er des Hrn. Bergin darin erwähnt, als ſeines „honorable et savant ami.“ Auch hat Hr. Teiſſerenc in dem Bericht kein einziges eigenes Theorem, keine einzige Gleichung hinzugefügt, ſondern nur einige unnöthige Abänderungen in den mathematiſchen Zeichen (wie M für P; a für N ꝛc.) und in der formellen Faſſung der Lehrſätze gemacht, was er lieber nicht hätte thun ſollen, da ſolche Aenderungen nur zu ſehr wie eine Maske erſcheinen, um den unaufmerkſamen Leſer zu täuſchen.

Die beſten Analyſen des »Syſtems der Locomotion mittelſt des atmoſphäriſchen Drucks« findet man in den folgenden Publicationen, welche ſammtlich in den Spalten der unter dem Namen »Railway-Times« bekannten trefflichen und nützlichen engliſchen Wochenſchrift abgedruckt wurden: 1) Brief an den Grafen v. Ripon, Präſidenten des Board of Trade, über die atmoſphäriſche Eiſenbahn, von James Pim. M. R. J. A.; 2) Bemerkungen zu dem Bericht des Hrn. Colonels Sir Frederic Smith und des Hrn. Barlow über die atmoſphäriſche Eiſenbahn ꝛc., von Thomas F. Bergin. M. R. J. A.; 3) Vorleſungen über atmoſphäriſche Eiſenbahnen von Charles Vignoles, Civilingenieur, Profeſſor ꝛc. — Am Abend des 15. November ſprachen in einer öffentlichen Geſellſchaft in Dublin die HH. Brunel und Mallet beide aus, daß ſie mit den Grundſätzen der athmoſphäriſchen Locomotiven ganz einverſtanden waren, und erklärten überdieß alle ihre Zweifel jeder Art für beſeitigt; Hr. Mallet ſetzte hinzu, daß er der franzöſiſchen Regierung auf das dringendſte zureden werde, auf einer der Eiſenbahnen in Frankreich einen ſolchen Apparat anbringen zu laſſen, und zwar in einer Länge von mindeſtens zehn engliſchen Meilen (4 Lieues.) (Beiläufig möge hier erwähnt werden, daß wohl keine geeignetere Linie dazu gefunden werde dürfte, als die Bahn von Paris nach Verſailles linkes Ufer.)

In England hat dieſer Gegenſtand jetzt das größte Intereſſe erregt. Mehrere Vorſchläge und Pläne zur Anlegung atmoſphäriſcher Eiſenbahnen, die vor ein oder zwei Jahren von Hrn. Vignoles ausgingen, werden jetzt vermuthlich zur Ausführung gebracht werden. Vorzüglich anwendbar ſcheint die Erfindung auf den proponirten Eiſenbahnlinien durch Nordwales zu dem Abfahrtshafen der Paketboote nach Irland, durch Cornwallis u. ſ. w., da große Schnelligkeit des Transports auf den Hauptverbindungslinien zwiſchen London und Dublin und London und Falmouth gegenwärtig ein Gegenſtand des größten Intereſſes und der Sorge für die engliſche Regierung iſt und es immer ſeyn muß. Einige bei der Einführung atmoſphäriſcher Eiſenbahnen intereſſirte Perſonen befinden ſich bekanntlich gegenwärtig in Berlin, und man glaubt, daß man ſich über die Anlegung einer ſolchen Bahn zwiſchen Berlin und Charlottenburg verſtändigen werde. Auch glaubt man, Hr. Vignoles werde dieſes neue Syſtem für einige Theile der württembergiſchen Eiſenbahnen empfehlen, für welche daſſelbe höchſt geeignet erſcheint.

Ueber die Architectur und ihre verſchiedenen Entwicklungsſtufen.

Anknüpfend an unſere früheren Berichte über die im Muſeum gehaltenen Vorträge kommen wir ausführlicher auf den von Hrn. Profeſſor Metzger gehaltenen zurück, der wie jener von Hrn. Profeſſor Schafhäutl über »antike Muſik und ihren Umgang zur modernen,« ſo in verwandtem Sinne als genetiſch-hiſtoriſcher Rückblick über »die Architektur und ihre verſchiedenen Entwickelungs-Stufen« ſich verbreitete. Die großes Intereſſe erregende und von warmer Kunſtbegeiſterung durchdrungene Darſtellung ging von dem Satze aus, daß ſich die Baukunſt ſeit ihrem Urbeginne im ſtetigen unaufhaltſamen Fortſchritte begriffen zeige. Mit der Zeit nehme auch der Kunſtkörper an Wachsthume und Umfange zu. Jahrhunderte, die Kräfte der geſammten Welt ſeyen nöthig, ihn von einem in das andere Lebensſtadium überzuführen: immer gewaltiger würden die Kämpfe, unter denen ſeine Lebensveränderungen vor ſich gehen, immer fühlbarer, je länger die Pauſen der Ruhe währten. Drei Hauptkunſtformen gebe es, die Pyramide (Pyramidalform), deren Blüthezeit der fernſten Vorwelt angehört, die Säule (in der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. den Glanzpunkt erreichend), das Gewölbe (die beiden genannten Kunſtformen in ſich verſöhnt aufnehmend, ausgebildet im 14. Jahrhunderte n. Chr. und verklärt erſcheinend im Dom zu Köln). Nach dem Kampfe eines ganzen Jahrtauſends, in welchem das Gewölbe um die Oberherrſchaft über die Säule rang, habe die architektoniſche Triebkraft erſchöpft geſchienen; dafür habe jedoch die Malerei, das dritte Glied des Geſammtorganismus der bildenden Kunſt, im 15. Jahrhunderte ihre Blüthe erreicht, wodurch das Gleichgewicht wieder hergeſtellt wurde. Jahrhunderte währe nun ſchon wieder die innere Gährung, und die Zukunft werde es offenbaren, welche Veränderung daraus für die Phyſiognomie der Kunſt (ihre äußere Geſtaltung) hervorgehe. Der Vortrag folgte nun dem Gange der Baukunſt in ſeinen einzelnen Gliederungen und Abſtufungen, ſtellte die Pyramidalform als die primitive dar, die aus den Denkmalen des alten Amerikas (den Teocalli's, rieſigen pyramidalen Opfer-Altären) noch jetzt erſichtlich werde. Ihnen ähnlich müſſe der Tempel des Baal (Thurm von Babel) gedacht werden, der ſich in acht Stufenabſätzen erhob. Aus dem Pyramidalbau gingen Terraſſenbauten (hängende Gärten der Semiramis) unmittelbar hervor. Dieſelbe Bauart herrſchte unter Medern und Perſern. Das Grabmal des Cyrus war ein ſtufenartiger Pyramidalbau. Auf dieſem Bauſtyle fuße auch noch der berühmte Tempel zu Jeruſalem, der unter dem Einfluſſe phöniciſcher und ägyptiſcher Kunſtelemente ausgeführt ward. Viele Bilder habe man ſich bisher von dieſem Tempel gemacht, doch kein genügendes. Die oft bezweifelten Maße der Vorhalle ſeyen richtig; ſie habe als pyramidal abgeſchrägter Vorbau den ägyptiſchen Pylonen (Doppelthürmen vor den Tempeln) geglichen. Wie vor den Pylonen Obelisken, ſo ſtanden zwei Säulen vor dem Salomoniſchen Tempel, deren Geſammtform einem abgeſtumpften Kegel ähnlich war. Seine Blüthenperiode aber habe der Pyramidalbau in Aegypten gefeiert, wo noch jetzt die bekannten Rieſenwerke dieſer Art als vereinſamte Zeugen hingeſtorbener Völker gleich den Mammuthsknochen, den Zeugen des vorweltlichen untergegangenen

Digitized by Google

Thiergeſchlechts, aus der Urzeit ragen. Gleichzeitig mit dem Pyramidalbau ſey indeß in Aegypten auch der Höhlenbau betrieben worden, der dort, wie in Indien, zu erſtaunenswerther Ausdehnung anwuchs. Aus ihm habe ſich allmählig die Säule entrungen, da man, wo es Noth that, feſte Stützen der Unterhöhlung ſtehen ließ. An ihr, die organiſch zuerſt am Freibau des Tempels auftritt, bildeten Jahrhunderte fort und fort. Nach einem Hiublicke auf die indiſche und chineſiſche Baukunſt ging Profeſſor Metzger auf die Ausbildung der Säule in Griechenland über, und wies nach, daß es ſtrenggenommen nur eine Säulenordnung, die doriſche, gebe, da die joniſche und korinthiſche vielmehr Verzierungsſyſteme ſeyen, deren erſteres aus Perſien ſtammte, das letztere erſt durch die Römer zur vollen Ausbildung gelangte. Die Selbſtſtändigkeit der römiſchen Architektur werde aber von der dritten und letzten bekannten Grundform, dem Gewölbe, begründet, das, von den Etruſkern ſtammend, von den Römern mit dem griechiſchen Säulenbau gemiſcht wurde. Wie früher ein Kampf der Pyramide mit der Säule, ſo habe jetzt ein Kampf dieſer und ihrer geradlinichten Bedeckung (Horizontale) mit dem Gewölbe (der Höheſtrebung) begonnen, der mit dem Siege des Wölbebau's in der chriſtlichen Zeit endete. Schon im dreizehnten Jahrhundert habe ſich die Romantik der Architektur im vollkommenſten Gegenſatze des Claſſicismus geſtaltet, ſey aber im ſechzehnten Jahrhundert an Uebertreibung des eigenen Princips, an einer die Gränzen der Kunſt überſchreitenden Vergeiſtigung hingewelkt, materiell in Vegetabiliſirung aller architektoniſchen Weſenform untergegangen. Auf direktem Wege habe ſich hierauf die Antike wieder geltend gemacht, aber auch dadurch den nächſten Schritt, den die Baukunſt von jetzt an mache, voebereitet. Eine Verſöhnung beider Extreme werde ſtatthaben; es werde ſich eine Form geſtalten, an der Geiſt und Gemüth gleichen Antheil haben, die aber im Weſentlichen aus dem Spitzbogen hervorgehen würde. Nach weitern Erörterungen über byzantiniſche, romaniſche und die Architektur des Islam ſchloß der Vortrag mit einer Darſtellung des germaniſchen Kunſtelements, das übermächtig in der Verdrängung des Rundbogens durch den aus der Conſtruktion hervorgegangenen Spitzbogen ſich Bahn brach, und vindicirte in Uebereinſtimmung mit den Reſultaten der neueſten, ſo vielfachen und gründlichen Forſchungen auf dieſem Gebiete, die Ehre der Begründung und Vollendung des ſogenannten gothiſchen Styls dem deutſchen Volke, wenn auch bemerkt wurde, daß er bei den Franzoſen früher zur Ausbildung gelangt ſey. Stolz würden unſere Nachkommen darauf ſeyn, eine eigene, ſelbſtſtändige Baukunſt zu beſitzen, welche der Inhalt aller Mühen und Bauerfahreniſſe aller Völker und ein ruhmvolles Zeugniß eines großen, einigen deutſchen Volkes ſey. — Ein vorzugsweiſes locales Thema lag dem am vorigen Sonnabend von Hrn. Prof. Söltl gehaltenen Vortrage zu Grunde — die Geſchichte von München, dem Centralpunkte des geiſtigen Lebens in Süddeutſchland.

(Münch. P. Ztg.)

Correſpondenz.

Feankfurt, 19. Dezember.

Aloys Schmitt's neue Oper: »das Oſterfeſt zu Paderborn«, Text von Dr. E. Heigel, wurde geſtern Abend auf unſerer Bühne zum erſtenmale gegeben, und zwar, wie es unter allen Umſtänden zu erwarten war, mit günſtigſtem Erfolge. Einen Detailbericht über das Werk muß ich mir aber vorbehalten. —ſſ—

Würzburger Theater.

Feeitag, den 15. Dezember.

Beliſar.

Neu beſetzt war die Parthie der Antonina duech Dem. Wiegand und die des Kaiſers durch Hrn. Deny. Dem. Wiegand führte ihre nicht leichte Paethie zur vollen Zufriedenheit des Publikums durch. Sie ſang rein und ſichee und ließ ſich ſelbſt nicht duech Hen. Aſcher in der Schlußſcene iree machen; Hrn. Aſchee's Schuld war es gewiß nicht, daß das Finale nicht umgeworfen wurde. Hr. Pichon detoniete mehrmals, was um ſo mehr auffallen mußte, da man ſeither ſolchen Fehler noch nie an ihm bemeekt hatte. He. Baumhauer ſang ſeine Parthie recht beav, mit Feuer und Gefühl; nur möchten wir ihn bitten, die Vocale in dee Ausſprache mehe zu unterſcheiden. Sein A, O, E, Eu, Au lauten faſt eines wie das andeee, es ſind alle zwiſchen A und O ſchwebende Laute. Hr. Baumhauer ſpricht ſonſt ſehr deutlich, nue die ſo eben gerügte Gewohnheit thut der Verſtändlichkeit ſeines Vortrags mitunter Eintrag.

Die Aufführung gehörte im Allgemeinen zu denen, die weder mittelmäßig noch beſonders gut genannt weeden können. —r—

Montag, den 18. Dezember

Romeo und Julie.

Neu beſetzt: Romeo — Dem. Wiegand.

Was Sicherheit im Vortrage, Reinheit der Intonation etc. beteifft, wae die Darſtellung der Dem. Wiegand nur zu loben, auch die Kehlfertigkeit, die ſie entwickelte, wae genügend. Allein, ſo wie ſie im Spiele bei meheeeen Scenen mehr Leidenſchaft hätte vorwalten laſſen düefen, ſo war auch in den weicheen Geſangſtellen ihr Vorteag mehrmals zu energiſch, insbeſondees ſchlug ſie bei ſolchen Stellen ſtets den erſten Ton zu ſtark, zu hart an. — Hr. Baumhauer wae heute eecht brav. Auch Dem. Baum ſang ihee Julie viel beſſee als in der letzten Voeſtellung dieſer Oper. Nue der Terzengeſang in der Schlußcadenz des 1. Aktes mißlang den beiden Damen. Solche Stellen wollen viel zuſammen geübt ſeyn, und wenn auch jede der beiden Sängerinnen ihre Rolle ſchon 30mal geſungen, allein beide noch nicht zuſammen geſpielt haben, ſo müſſen ſie ſich noch zuſammen üben. —r—

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 155. Sonntag, 24. Dezember 1843.

Der Ziegelbrenner als Mörder.

(Fortſetzung.)

Damit war das Maß der Leiden des alten Mannes in ſeinem vorläufigen Gefängniß noch nicht erfüllt. Ein Haufen Ameiſen fand ſich in ſeinem Loche ein. Sie krochen im Schlaf und Wachen auf ſeinen Leib, und löſten ſich truppweiſe ab, um ihn zu ſtechen und ſein Blut auszuſaugen. Seine zuſammengeſchloſſenen Hände hinderten ihn, ſich dieſer unermüdlichen Feinde zu erwehren. Sein Körper ward daher nach und nach Eine Wunde. Als er ſpäter in das Parlamentsgefängniß zu Dijon gebracht wurde, konnte man ihn kaum heilen.

Troß der beſtimmten, furchtbaren Ausſage des Zeugen Vaudan wollte aber doch die Unterſuchung nicht recht vorwärts, denn ſo viel andere Zeugen der Fiscal auch noch aufſtellte, ergab ſich bei näherem Befragen doch immer, daß ſie nur nach Hörenſagen berichteten, und das allgemeine Gerücht war die alleinige Quelle ihres Wiſſens. Frillet brachte nun zur Vervollſtändigung des Prozeſſes die alte Geſchichte des Antoine Dupler von 1705 wieder mit hinein.

Derſelbe Zeuge Claude Maurice, welcher damals ein ſo vortheilhaftes Zeugniß für Vallet ausgeſtellt hatte, ſprach jetzt unerwartet ganz anders: »Als er vor achtzehn Jahren einſt in einer Schenke geſeſſen und getrunken habe, wäre auf einmal einige Schritte von dem Hauſe ein Geſchrei entſtanden und man hätte einen Menſchen um Hülfe rufen hören. Er und mehrere Anweſende ſeyen hinausgelaufen, und da er zuerſt auf dem Platze angekommen ſey, habe er geſehen, daß Joſeph Vallet den Antoine Dupler unter ſich gehabt und heftig geſchlagen habe. Die beiden Brüder Blondel hätten auch dabei geſtanden und dem Vallet zugerufen, er ſolle ihn nun gehen laſſen, er hätte ihm genug gegeben; allein Vallet habe das Zuſchlagen immer fortgeſetzt und dabei geſagt: Nein, ich muß ihm den Reſt geben. Einige Tage nach dieſen empfangenen Schlägen ſey Dupler geſtorben.«

Beim zweiten Verhör fügte er noch hinzu: »Joſeph Vallet und die Gebrüder Blondel hätten nach des Dupler Tode der Wittwe Geld gegeben, daß ſie nicht wider ſie klagen ſolle, auch hätten ſie den damaligen Richter Navet beſtochen, daß er die ganze Sache unterdrücken ſolle, und daher ſey es gekommen, daß die Zeugen jener Zeit nicht gehörig vernommen wären.«

Als die Vallet'ſche Familie in Verhaft genommen wurde, hatte man weder eine Inventur Deſſen, was ſich im Hauſe fand, aufgenommen, noch eine ſichere Perſon als Adminiſtrator zurückgelaſſen, ja nicht einmal das Haus verſchloſſen. Es blieb eilf Tage über leer und offen ſtehen. Das Geſindel aus der Nachbarſchaft wußte die Nachläſſigkeit des Richters wohl zu benützen und trug fort, was ihm gefiel. Erſt nach dieſen eilf Tagen fiel es dem Fiscal ein, dieſe Nachläſſigkeit wieder gut zu machen, und er forderte die Gerichte auf, eine gerichtliche Inventur aufzunehmen und dabei nachzuſuchen, ob man nicht von den Kleidungsſtücken des Ermordeten etwas auffinden könne, was zur vollſtändigen Ueberführung der halsſtarrig leugnenden Böſewichter anleiten würde.

Erſt am 16. September ward das verlaſſene Haus durchſucht, und man fand zwar keine Kleider des ermordeten Sevos, aber Alles, was von Werth war, geplündert. Aus einem großen hölzernen Kaſten war der Boden ausgeſchlagen und die darin befindlich geweſenen Kleider, die Wäſche und das Silberzeug geſtohlen worden. Wahrſcheinlich hatten in demſelben Kaſten auch die Kleider des verbrannten Sevos gelegen, und man vernahm deshalb Joſeph Vallet's Schweſter Franziska. Dieſe geſtand auch, ſie habe Päckchen von Kleidern und Wäſche, die ihrem Bruder und ſeiner Familie gehört, in der Scheune unterm Stroh verborgen, um das wenigſtens vor den Dieben zu retten, welche Alles, was im Hauſe war, faſt offen fortgetragen hätten. Fremde Kleidungsſtücke ſeyen jedoch nicht im Kaſten geweſen. Franziska Vallet mußte die geretteten Päckchen herbeiſchaffen, aus denen ſich aber nichts erweiſen ließ, und wurde außerdem in die Unkoſten des Verfahrens und in zwölf Livres Strafe verurtheilt.

Indeſſen gab es viele Leute, welche mit der ganzen Art des Verfahrens unzufrieden waren. Sie meinten, die Vallet's könnten doch unſchuldig, oder minder ſchuldig ſeyn, als man ſie mache. Der eigentliche Hauptthäter ſey aber aller Wahrſcheinlichkeit nach der gottloſe Antoine Pin, und es ſey ſchändlich und unverzeihlich, daß man dieſen in Ruhe laſſe; der Fall hatte ſchon großes Aufſehen erregt; man ſprach davon in Paris, er war bis an den Hof gekommen. Man wollte die Wahrheit wiſſen und verordnete eine ſtrenge Unterſuchung. Es ward nach Dombes geſchrieben und Antoine Pin ward verhaftet und nach Pont d'Ains ins Gefängniß gebracht.

Hier legte der Vagabund gleich beim erſten Verhör ein ganz freimüthiges Geſtändniß ab, wie man es nur hat erwarten können: Er ſagte, er wiſſe ſo vollkommen wie nur Einer um den Mord des armen Sevos, und es ſolle ihn nichts hindern, die ganze, unverfälſchte Wahrheit auszuſagen: »In der Nacht des neunzehnten Februars 1724 hätten er, Sevos und Joſeph Vallet mit einander in des Letztern Hauſe getrunken. Sie hätten ungefähr zwei Stunden nach Mitternacht noch beiſammen geſeſſen, als Sevos, dem der Wein in den Kopf geſtiegen, dem

Vallet den Vorwurf gemacht, daß er den Antoine Dupler um's Leben gebracht habe. Vallet ſey darüber in den heſtigſten Zorn gerathen, habe eine auf dem Tiſch ſtehende große zinnerne Kanne ergriffen und damit dem Sevos einen Schlag auf den Kopf gegeben, daß er ſogleich rückwärts niedergeſtürzt ſey und geſchrieen habe: »»Ach Barmherzigkeit, Barmherzigkeit! nehmt all mein Geld und ſcheukt mir nur das Leben!«« Aber Vallet habe verſetzt: »»Was Barmherzigkeit!«« und nun ſey das Schlagen erſt recht losgegangen. Vallet's Frau habe eine große Feuerſchaufel ergriffen und mit dieſer dem liegenden und ſchon verwundeten Sevos heftige Schläge verſetzt. Auch Philipp Vallet habe mit zugeſchlagen, bis Sevos endlich unter ihren Händen verſchieden ſey. Pierre Vallet habe vor der Hausthüre Schildwache geſtanden, um zu ſehen, ob nicht etwa Jemand vorbeiginge. Als Vallet gemerkt, daß Sevos todt ſey, habe er ihn, Pin, nöthigen wollen, auch mit zuzuſchlagen, vermuthlich in der Abſicht, daß er nicht wider ihn zeugen ſolle, allein er habe es ſchlechterdings nicht gethan. Hierauf hätte Vallet mit den Seinigen den todten Körper angefaßt und in die Ziegelhütte getragen, wo ſie ihn unſern des Ofenlochs niedergelegt und mit Holz ganz bedeckt hätten. Hier wäre der Leichnam bis zur heiligen Woche liegen geblieben, dann aber hätten ſie ihn wieder hervorgezogen und im Ziegelofen verbrannt. Daß dies geſchehen ſey, wiſſe er daher, weil er am Charfreitage ſich in Vallet's Ziegelhütte befunden und einen aus dem Ofen kommenden unausſtehlichen Geruch bemerkt und auch verbrannte Knochen im Ofen geſehen habe. Uebrigens wäre er oft von Joſeph Vallet bedroht worden, daß, wenn er nur ein Wort von Sevos Ermordung über ſeine Zunge bringen würde, es ihm eben ſo gehen ſolle. Zu andern Zeiten hätte Vallet ſehr ſchön mit ihm gethan, ihm Wein im Ueberfluß und Geld dazu gegeben, damit er ſchweigen ſolle.«

Dieſe Ausſage ſtimmte in merkwürdiger Weiſe mit der des Zeugen Vaudan überein, und wenn gleich das corpus delicti fehlte, ſo war doch deſſen Nichtdaſeyn in der Geſchichte des Verbrechens bedingt, indem der Leichnam ja in dem Feuer der Ziegelhütte verbrannt worden, und die Angabe ward durch den notoriſchen Umſtand verſtärkt, daß Sevos ſeit jener Nacht ſpurlos und ohne alle Urſache verſchwunden war und blieb.

Die Vallet's leugneten aber nach wie vor und beriefen ſich dabei auf zwei Umſtände, welche den Verdacht auf einen Andern werfen und die Unmöglichkeit darthun ſollten, daß Sevos auf die angegebene Art umgebracht worden ſey.

Nach ihrer Angabe habe man am Morgen, nachdem Sevos verſchwunden, in ſeinem Bette, am Kopfkiſſen, am Betttuche und auch am Boden der Kammer Spuren von Blut bemerkt. Er ſey daher in ſeinem Bette, und alſo in ſeinem Hauſe ermordet. Dies könne dort Niemand anders als Antoine Pin gethan haben.

Zweitens aber ſey ihr Sohn, Pierre Vallet, der nach Pin's Erzählung ſo hülfreich beim Morde war, in der Nacht vom 19. Februar gar nicht in der Hütte geweſen. Er habe vielmehr dieſe Nacht bei einem Schulmeiſter in Poncin, wo er in Penſion war, zugebracht und dort in einem Bette zwiſchen zweien ſeiner Mitſchüler geſchlafen.

Pitaval ſagt uns, daß die Gerichte auf dieſe Erinnerung gar nicht eingingen! Sie erklärten, daß Vallet der mehr als dringende Verdacht der Ermordung treffe, indem er durch die directe Ausſage zweier Zeugen überführt ſey. Es genüge daher nicht, daß er andere Verdachtgründe aufſtelle, vielmehr ſey es an ihm, daß er, um ſich zu reinigen, den vollſtändigen Beweis führe, daß Antoine Pin allein den Mord vollbracht habe. Das vermochte Joſ. Vallet nicht, und der Fiscal Frillet trug darauf an, ihn nach den vorhandenen Beweiſen der That für überführt zu erklären und ihn, den Vater, mit dem Strange zu beſtrafen, die Frau und die Söhne aber, um ihr Geſtändniß zu erpreſſen, auf die Folter zu bringen.

Das Gericht von Pont d'Ains erkannte aber am 9. Mai 1725 dahin: »Daß, weil Joſeph Vallet, ſeine Frau und Söhne Das, was ſie hätten erweiſen ſollen, nicht erwieſen, ſie insgeſammt mit der ordentlichen und außerordentlichen Folter zu belegen wären, um dadurch zum Geſtändniß des Mordes gebracht zu werden.«

Mit dieſer Sentenz war Frillet nicht zufrieden, weil ſie einſtweilen dem Ziegelbrenner noch das Leben ſchenkte. Er, ſeinerſeits, appellirte daher gegen dieſelbe an das Parlament zu Dijon. Die Akten wurden dahin geſchickt und die Familie Vallet in das Parlamentsgefängniß abgeführt. Das Volk aus der Gegend begleitete ſie mit Schimpfreden und allem erdenklichen Hohn.

Das Parlament von Dijon nahm ſich der Sache ernſthafter und mit weniger Vorgenommenheit an. Daß Joſeph Vallet und ſeine Familie bei dem Morde betheiligt ſeyen, war ihm nach den Ausſagen der Zeugen und aus mehreren andern Indicien außer Zweifel; aber der Verdacht der Hauptthäterſchaft ruhte, nach Anſicht des Parlaments, auf Antoine Pin, welcher von dem vorigen Richter nur als Zeuge vernommen war. Wider ihn ſprach ſein notoriſch übler Ruf, ſeine verdächtige Flucht, verſchiedene auf ſeine Sicherheit abzielende Bedingungen, die er ſich beim Eintritt in das Regiment ſtipuliren ließ, mancherlei Widerſprüche in ſeiner Ausſage und dieſe Ausſage ſelbſt, welche ihn wenigſtens als einen Mitwiſſer bei der Mordthat und einen Zuſchauer derſelben darſtellte, der ſie nicht verhinderte, ſondern auch nachher geſchwiegen und dann ohne erheblichen Grund ſich auf und davon gemacht hatte.

Es ward eine Confrontation zwiſchen ihm und Joſ. Vallet verordnet. Zwar ergab ſich aus derſelben nichts Erhebliches, doch traten die gegen Antoine Pin ſprechenden Verdachtsgründe in noch mehr Stücken hervor, dergeſtalt, daß die Unterſuchung auch gegen ihn eröffnet und auf die vorläufige Folter erkannt wurde, um aus ſeinem Munde ein richtiges Bekenntniß über den Mord des Joſeph Sevos und eine genaue Anzeige ſeiner Mitſchuldigen zu erhalten.

Antoine Pin ſaß in einem Kerker mit einem andern Gefangenen, der bereits die Folter ausgeſtanden hatte, ohne zu geſtehen. Dieſer ſchilderte ihm die Qualen als nicht ſo groß, daß man ſie nicht mit Anſtrengung und Muth überſtehen ſollte, wo es die Rettung des Lebens gelte. Sein Muth machte ihm Muth. Antoine Pin war geſund und von ſtarkem Körperbau. Er legte ſich getroſt auf das Qualenbett und blieb unter den Schrauben und den Hämmern bei ſeiner erſten Ausſage. Ja, er entſann ſich unter den Martern noch eines neuen Umſtandes: daß Joſeph Vallet ihn mit einem Louisd'or beſtochen habe, an jenem Tage den Joſeph Sevos in ſein Haus zu locken.

Vallet und ſeine Familie ſchienen nun verloren. Das

Digitized by Google

Zeugniß, welches Antoine Pin unter den Qualen der Folter abgelegt, war um ſo bedeutſamer, als er ſich durch die letzte Angabe ſelbſt einer ſtrafbaren Theilnahme an dem Verbrechen bezüchtigte.

Aber es trat einer jener Fälle ein, die bei gemeinen Verbrechen zwar ſelten, dennoch vorkommen und unſern Glauben an die unmittelbare Einwirkung einer höhern Macht auf das Gemüth des Menſchen, auch des verhärtetſten, wo er ſchwach wird, wieder erheben. Antoine Pin hatte mit frecher Verſtocktheit die Qualen der Folter ausgehalten. Kaum aber war er in ſein Gefängniß zurückgebracht, als andere, innere Folterqualen ſich ſeiner bemächtigten. Er ſah vor ſich das Schickſal der Familie Ballet, ein Schauder und eine nie gekannte Rührung ergriff ihn, und nachdem ihn die Nachſchmerzen der Folter und die Stimme des Gewiſſens die ganze Nacht durch nicht ſchlafen gelaſſen, bat er am Morgen flehentlich, daß eine Gerichtsperſon zu ihm ins Gefängniß abgeordnet werde, der er ein freies, vollſtändiges Bekenntniß ablegen wolle.

Der Referent des Prozeſſes, Herr de Vormes ſelbſt, begab ſich zu ihm, und Antoine Pin widerrief vor ihm Alles, was er auf der Marterbank ausgeſagt, wogegen er Folgendes bekannte.

Sein Leben war eine Reihe wüſter, verbrecheriſcher Thaten. Im Mai des Jahres 1722 hatte er einmal auf der Straße den jungen Philipp Ballet (vermuthlich von ihm unerkannt) angefallen und ihn ſeines Geldes und ſeiner Kleider beraubt. Sevos hatte damals hinter einem Buſche dieſen Straßenraub mit angeſehen; ob aus Zufall oder als ſtillſchweigender Begünſtiger, wird nicht geſagt. Später aber hatte Sevos ſich mehrmals gegen Pin verlauten laſſen, er könne ihn, wenn er wolle, aufs Rad bringen.

Sevos unterließ zwar die Anzeige; Antoine Pin war aber in beſtändiger Sorge vor dieſem Mitwiſſer, und der Gedanke arbeitete unaufhörlich in ihm, einen für ihn ſo gefährlichen Menſchen bei erſter Gelegenheit aus der Welt zu ſchaffen.

Am 19. Februar 1724 traf er mit ihm in Joſeph Ballet's Hauſe zuſammen. Sie tranken und ſchwatzten mit einander. Auch Sevos liebte das Umhertreiben, das Plaudern in Schenken und den Wein. Nach vier Stunden wechſelten ſie ihren Aufenthalt. Sevos ging zur Frau Fleury und Pin folgte ihm dahin. Hier tranken ſie wieder bis Abends um ſieben Uhr. Alsdann gingen ſie in die Dumoulin'ſche Schenke, wo ſie bis nach Mitternacht tranken.

Hier zeigte Sevos in der Trunkenheit prahleriſch einen Beutel mit Silbergeld vor. Er mochte ungefähr vierzig Thaler enthalten. In Antoine Pin ſtieg nun der Gedanke auf, ihn noch in dieſer Nacht umzubringen, um ſich des Mitwiſſers zu entledigen und zugleich einen ſo hübſchen Gewinn zu machen.

(Fortſetzung folgt.)

Olozaga.

Dieſer Mann, der im jetzigen Augenblick der Gegenſtand der Tagesgeſchichte iſt, hat Eſpartero erhoben und geſtürzt, er war es bekanntlich, der im Sommer des vorigen Jahres das Loſungswort: »Gott rette die Königin und das Vaterland,« ausſprach, das den Sturz Eſpartero's veranlaßte. Gehörte er zur Armee, oder wäre die Armee es, auf die er ſich ſtützte, er würde vielleicht zu den Waffen greifen. Zum Glück iſt er aber nur Advokat, und kann nur auf parlamentariſchem Wege ſeine Sache betreiben. Dennoch kann ſeine plötzliche Abſetzung dem Lande abermals neues Ungemach bereiten, denn er iſt ein ehrgeiziger, fähiger Mann. Schonung darf man ſeinerſeits nicht erwarten. Schon unter Ferdinand VII. gehörte er zur äußerſten Partei, nahm an einer Verſchwörung Theil, und wurde zum Tod verurtheilt; ſeine Geiſtesgegenwart rettete ihn; er entwich aus dem Gefängniß an dem Tag, an welchem er mit zwei Mitſchuldigen das Schaffot beſteigen ſollte. Nachdem die Königin Chriſtine zur Regierung gelangt war, ſchrieb er eine Zeit lang für Journale, war mit Caballero, dem Redacteur des »Eco del Commercio« eng liirt, und legte in dies Journal ſeine exaltirten Geſinnungen nieder. Als Eſpartero Regent wurde, ſchien er ſich allmählig den Moderados zu nähern. Im Jahre 1841 repräſentirte er als Geſandter die Regierung Eſpartero's in Paris, als am 4. Okt. die Revolution der baskiſchen Provinzen ausbrach, an deren Spitze O' Donnell war, während der unglückliche Diego Leon einen Handſtreich verſuchte, den er mit ſeinem Leben bezahlte. Man erinnert ſich noch, daß Olozaga ſich zu Marie Chriſtine mit einer Entſchloſſenheit begab, welche die Einen brutal nannten, die aber Andern energiſch ſchien; in Gegenwart ſeines Legationsſecretairs verlangte er von der Exregentin eine förmliche Desavouirung des Aufſtandes; er expedirte dieſe in die revoltirten Provinzen, und mit ihr brachte er Alles wieder in Ordnung. Die Leichtigkeit, mit welcher wir ihn, obgleich als Advokat, die Macht Eſpartero's, die ſich auf die Armee und ihre Siege ſtützte, brechen ſahen, der außergewöhnliche Einfluß, den er ſich bei den Moderados erworben, obgleich er notoriſch zu den Exaltados gehörte: alles Dies zeigt uns in Olozaga einen zu fürchtenden Gegner. In Europa iſt es nur Spanien, das uns das Schauſpiel von dergleichen Entwicklungen geben kann; und gleichwohl haben dieſe Männer, die ſich mit ſolchem Ungeſtüm gehen laſſen, den Abſtand noch nicht überſchritten, der ſie von dem Königthum trennt. Sie achteten das Princip ſelbſt dann, als es zur Schutzwache nicht mehr als die Schwäche eines Kindes und die Macht der Erinnerungen hatte. Die Frage iſt nun, ob Olozaga als Premierminiſter das erſte Beiſpiel dieſer unglücklichen Vergeſſenheit gegeben haben wird.

Correſpondenz.

München, 17. Dezember.

Die letzten vierzehn Tage brachten uns auf unſerm Hoftheater nichts Beſonderes, »Torquato Taſſo« und »Euryanthe« ausgenommen. Es iſt hieran jedoch nicht die Verwaltung, welche mit vieler Umſicht geführt wird, ſondern das viele Unwohlſeyn der erſten Mitglieder des Schauſpiels und der Oper ſchuld. Nicht ſelten zeigt der Theaterzettel 6—8 Mitglieder als unwohl an. Das erſtmalige Aufführen der Oper »des Teufels Antheil«, von Sceibe und Auber, ſo wie die Wiederholung von Gutzkow's »weißem Blatt«, ſo wie Anderes mußten daher unterbleiben. — Die Aufführung der zwei obenange-

Digitized by Google

nannten klaſſiſchen Werke war in jeder Beziehung ausgezeichnet. In »Torquato Taſſo« ließen Mad. Dahn als Leonore v. Eſte, Dem. Denker als Leonore Sanvitale, Herr Dahn als Torquato, Herr Schenk als Herzog v. Ferrara und Herr Hülten als Antonio Monteeatino, nichts zu wünſchen übrig. Je ſeltener ſolche Werke zur Aufführung kommen, um ſo lobenswerther iſt es, ſie ſo durchgeführt zu ſehen. Das Publikum war zwar kein großes, aber das, welches anweſend war, ließ es an Beifall nicht fehlen. Voller war das Haus, ja ſogar übervoll, bei Webers herrlicher »Euryanthe«. Dieſe Oper gehört hier zu den Lieblingsopern. Sie wird aber auch immer trefflich gegeben. Daß unſer Publikum dieſe Oper gerne hört, macht ſeinem Geſchmack gewiß alle Ehre. Nicht unerwähnt darf ich laſſen, daß unſer trefflicher Heigel, wohl einer der beſten Charakterdarſteller, am 12. d., nach längerem gefährlichem Krankſeyn im »Kaſernzimmer« und im »Liebe im Eckhauſe« als Benard und Commerzienrath Tippel wieder auftrat, und mit einem Jubel empfangen wurde, wie er lange keinem Schauſpieler zu Theil wurde.

Der Kunſtverein brachte uns einige ſehr gute Werke: ein nettes Genrebild von Poittevin, ein Maler in einer Wirthsſtube auf dem Lande, dann einen Tyroler Obſthändler von einer Dame gemalt, Katharina Iwanowitſch, eine Heerde Schafe von Carl Heß; von Friedrich Dietz, der ſich in neuer Zeit als Schlachtenmaler ſehr hervorthat, den Grafen v. Ranzau, Feldmarſchall und Stadthalter von Schleswig-Holſtein, zu Pferd, ein ausgezeichnetes Bild. — Ein ſehr reges Treiben herrſcht ſeit voriger Woche faſt in allen Kaufläden der Stadt; da für die Weihnachten hier ſehr viel gekauft wird. Das Beſchenken der Kleinen, ſo wie auch der Großen zu Weihnachten iſt ſeit einigen Jahren hier ſehr in Gebrauch gekommen. Alle Kaufleute ſchmücken um dieſe Zeit ihre Verkaufslokalitäten auf das Schönſte heraus, ſo wie denn überhaupt in Bezug auf glänzende Verkaufslokale, namentlich großartige Auslagen, ſeit wenigen Jahren hier viel geſchehen iſt, ob zum Nutzen des Publikums oder des Kaufmanns, oder zu beider Schaden, dürfte wohl nicht ſchwer zu errathen ſeyn. —m—

*

Paris, 18. Dezember.

Die Zeit des Albums und Keapſakes iſt wieder ein Mal angekommen, man wird mit Albums überſchüttet, unter Keapſakes erdrückt; die ſammtgepolſterten Kamingeſimſe, die eleganten inkruſtirten Tiſche unſerer Lyons und Mode-Damen füllen ſich mit dieſen in Sammt und Seide gebundenen, reich mit Gold verzierten bunten Neujahresſchmetterlingen, und liefern ſo nebſt dem Intereſſe des Inhalts, auch noch wenn die Converſation in's Stocken kommen ſollte, allerhand anmuthigen Geſprächsſtoff — man bewundert die Anſicht eines kühnen Felſenſchloſſes in Tyrol, ein Touriſt, der an Ort und Stelle war, erzählt ſogleich ſeine »Impreſſions«, ein Anderer gibt ein Paar ſelbſt erlebte Anekdoten dazu, und ſo geht es dann weiter. Die neueſte Romanze der Dlle Puget gibt ebenfalls Converſationsſtoff — man bedauert, daß die liebenswürdige Tondichterin keine Oper ſchreibe, kömmt hiebei auf die neueſten Oper der Saiſon, fängt bei Don Sebaſtian an und endigt bei Il Fantasma von Perſiani, die, am letzten Donnerstage gegeben, gefallen hat. Genug, Albums und Keapſakes leiſten in unſeren Salons treffliche Dienſte, und wer ein Bischen geſchickt iſt, kann ſelbſt, wenn er ſich langweilt, zwiſchen zwei Seiten eines Albums hineingähnen, ohne daß es Jemand bemerkt. — Die muſikaliſchen Journale ſchenken ihren Abonnenten ein Neujahrsalbum, ſo gibt z. B. le Monde musical, das jährlich nur 15 Frcs. koſtet, ſeinen Leſern zwei Album, eines von zwölf Geſangs-, das andere von zwölf Piano-Compoſitionen von den erſten Meiſtern. Alle dieſe Gratis-Beigaben der belletriſtiſchen Journale werden aber von der Gazette des Femmes (redigirt und geſchrieben von lauter Damen) übertroffen. Dieſes Blatt, das ganzjährig nur 20 Frcs. koſtet, gibt ſeinen Abonnenten ein Keapſake, welches 260 Kupferſtiche und den Inhalt von dreißig Bänden Druck hat, und der Ankündigung nach 210 Frcs. werth iſt. Was will man mehr? —

Die Theater ſind in außerordentlicher Thätigkeit, das Theater france hat André Cheniers Trauerſpiel: Tibére, das unter Napoleon verboten war, wieder in die Scene geſetzt — viel Beifall, wenig Geld. — Die Italiener gaben ſeit Beginn ihrer Stegione in zehn Wochen ſchon die dritte ganz neue Oper und zwar Perſianis Fantasma, ein ſchlechtes, ſchaudervolles Buch mit Mordthaten, Tyrannen, Geſpenſtern u. ſ. w., die Muſik, wenn auch nicht gar zu original, hört ſich doch gut an und hat ſehr gelungene Einzelnheiten; die Oper gefiel, der Compoſiteur ward zwei Mal gerufen. — Das Varietés-Theater macht mit Bouffé und dem alten Gamin de Paris raſende Einnahmen und hat alle Novitäten auf lange Zeit hier bei Seite gelegt. Das Theater St. Martin gab eine komiſche Revue: Les iles Marquises en 1843 in der die Puffs, Reklames und Annoncen der Journale, ſo wie die Vorſtellungen der andern Thater tüchtig perſifflirt werden. — Im Palais-Royal war ein zweiaktiges Vaudeville: Une invasion des grisettes, das gut geſpielt wird und ſehr gefiel; im Gymnaſe gefiel ein kleiner einaktiger Scherz: Rigolette, deſſen Idee aus Eugéne Sues: Myſtéres genommen iſt. Aber das Hauptereigniß der Woche war das neue Spektakelſtück im Cirque olympique: Le Vengeur en 1794. Le Vengeur iſt nichts Anderes, als der Name jenes ſchönen Linienſchiffes der Republik, das im heftigſten Kampfe mit der engliſchen Flotte ſich nicht ergeben wollte, ſondern mit hochaufgezogener dreifarbiger Fahne und unter dem Rufe: Vive la Republique mit ſeiner Beſatzung von 1400 Mann in den Fluthen unterging. Dieſe Cataſtrophe bildet nun den Schluß des Stückes und wird hier mit ergreifender Wahrheit dargeſtellt. Die Decorationen und die Scenirung machen einen großartigen Effekt. Eben ſo ſehr, wenn auch in einem ganz andern Genre ſich bewegend, gefiel im Folies dramatiques Paul de Kocks: Le Théatre et la Cuisine, eine Poſſe, die das Publikum in einen wahren Lachkampf verſetzt. — Dlle. Rachel iſt wieder ganz hergeſtellt und unter enthuſiaſtiſchem Jubel als Monime, Phädra und Hermione wieder aufgetreten. — Der Tenoriſt Salvi, der ſich, wie es ſcheint, in Paris einbürgern will, hat am vorigen Mittwoch ein glänzendes Diner gegeben, zu dem alle Compoſiteure, bedeutende Tonkünſtler und literariſche und journaliſtiſche Notabilitäten eingeladen waren. Die Tafel dauerte ſo lange wie eine große Oper in fünf Akten, die Champagner-Duette, die Quartette von Trüffeln, Auſtern, Faſanen und Rebhühnern, die Chöre von Bordeaux und Johannisberger gefielen ſehr; Meyerbeer und Donizetti dirigirten die gaſtronomiſche Oper. —p—

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 156. Donnerstag, 28. Dezember 1843

Der Ziegelbrenner als Mörder.

(Fortſetzung.)

In der Abſicht begleitete er Sevos, dee ſchon ſchwach auf den Füßen ſeyn mochte, nach ſeinem Hauſe zurück. Hier kam ihneu in den Sinn, daß ſie zwar viel getrunken, aber noch nichts gegeſſen hätten. Sevos war auch ſehr bereit, etwas zu eſſen, hatte aber auch kein Stück Brod zu Hauſe. Pin ging deshalb fort, traf einen unfern Wohnenden, Michel Morel, noch wachend und brachte Brod mit. Zugleich aber hatte er ſich in das Haus ſeines Vaters geſchlichen und dort ein kleines Beil geholt. Er hielt es unter ſeinem Rocke verſteckt, als er zu Sevos zurückkehrte.

Dieſen fand er indeſſen mehr zum Schlafen als zum Eſſen aufgelegt. Sevos bat ihn, er möchte die Nacht bei ihm zubringen. Als derſelbe nun im Begriff ſtand, ins Bett zu ſteigen, gab ihm Antoine Pin mit dem Beile von hinten einen Schlag auf den Kopf. — »Ach, mein Gott, ich ſterbe!« rief der Getroffene und ſtürzte nieder, ohne noch einen Laut auszuſtoßen oder ſich weiter zu regen.

Antoine Pin nahm ihm nun ſein Geld ab; den noch warmen Körper lud er auf ſeine Schultern und trug ihn in den Stall, wo er ihn mit Miſt zudeckte. Da er einſah, daß es für ihn nicht gerathen ſey, hier zu bleiben, indem die Entdeckung des Mordes unmittelbar erfolgen dürfte, ſo entfloh er nach Dombes und ließ ſich dort als Soldat anwerben. Indeſſen that er zuvor, was er in dem Angenblick konnte, um die ſichtlichſten Spuren des Mordes zu verwiſchen. Er rieb und wuſch das Blut vom Bette und vom Fußboden fort und ſtreute Kleie darauf.

Seinen eigenen Querſack, der auch mit Blut beſpritzt war, vergaß er abee beim Weggehen. Er bemerkte dies deshalb, weil ee gehört, daß einige Tage ſpäter der Caſtellan von Barembon ins Haus gekommen, die Spuren des Blutes geſehen und auch erklärt habe, der Querſack gehöre dem Antoine Pin.

Uebrigens betheuerte er, bei der Ermordung des Sevos ganz allein geweſen zu ſeyn und weder einen Mithelfer noch Mitwiſſee zu haben. Die Familie Ballet ſey unſchuldig wie ein Kind an der Mordthat. Das könne er ſo gewiß ſagen, als er hoffe, von Gott Vergebung für ſeine Sünden zu erlangen.

Auf die Frage: wie er denn dazu gekommen, die Ballets als Mörder anzugeben, antwortete er: er ſey wohl ſchon, als man ihn nach Pont d'Ains transportirte, entſchloſſen geweſen, die Wahrheit zu bekennen. Dort habe ihm der Stockmeiſter aber immee vorgeſagt, die Ballets hätten ja in allen Verhören den Verdacht des Mordes auf ihn zu bringen geſucht; nun ſolle er es ihnen vergelten und ſie als Mördee des Sevos angeben, was ſie doch wären, wie alle Welt wiſſe. Da wäre er dann andern Sinnes geworden.

Zugleich ſagte er, der erſte Zeuge, Baudan, der durch ſeine Ausſage die Ballets ins Unglück geſtürzt, ſey ein durchaus ſchlechter Kerl; der ſey zu Allem fähig und ſein ganzes Zeugniß ſey falſch. Geheimnißvoll warf er dann hin: Baudan ſey durch eine hübſche Summe Geldes dazu erkauft woeden, und wenn man ihn nur erſt bei den Ohren faſſe, werde man dem ganzen Complott auf die Sprünge kommen.

Bei dieſer Ausſage blieb Antoine Pin in allen Verhören.

Nach unſern Rechtsbegriffen wäre es nun die erſte Aufgabe der Gerichte geweſen, der Wahrheit dieſer Ausſage weiter nachzuforſchen und die Unterſuchung mit neuen Kräften aufzunehmen. Das Peinzip des vorläufigen Aufräumens hat aber von je im franzöſiſchen Criminal-Prozeß vorgewaltet. Man wollte mit einzelnen Verbrechen fertig werden, um Raum und Zeit für andere zu gewinnen. Hier hatte man einen vollkommen geſtändigen Verbrecher, und es war kein vernünftiger Grund vorhanden, an der Wahrheit einer Ausſage zu zweifeln, welche ihn ſelbſt auf das Rad brachte. Das Parlament beeilte ſich daher, Antoine Pin am 3. Juli zu verurtheilen: daß er an Beinen, Schenkeln und Armen gerädert und alsdann noch lebend, das Geſicht gegen den Himmel gekehrt, auf das Rad geflochten werden ſolle.

Antoine Pin bewies ſich aufrichtig und ſtandhaft in ſeiner Buße. Er hatte nur noch eine Bitte, daß man die Ballets zu ihm bringen möge, ſein Gewiſſen dränge ihn, denſelben Abbitte zu thun. Es ward ihm gewährt. Die ganze unglückliche Familie erſchien in ſeinem Gefängniß. In tiefſter Zerknirſchung warf er ſich ihnen zu Füßen, umfaßte ihre Kniee, benetzte ſie mit ſeinen Thränen und bat ſie tauſendmal um Vergebung. Es geſchah mit den Zeichen der ſchmerzhafteſten Reue, ſo daß man ſich von ſeiner Aufrichtigkeit vollkommen überzeugt hielt, und dee ruchloſe Böſewicht auch noch einen gewiſſen Antheil von Mitleid auf ſeinem letzten Wege mit ſich nahm.

Ee blieb auf dieſem Wege ſtandhaft. Auch auf dem Schaffot wiederholte er noch einmal ſein Bekenntniß vor dem Parlamentsaktuar und erlitt mit einer muſterhaften Geduld ſeine entſetzliche Strafe. Noch auf dem Rade rief ee aus: »Herr, vergib mie mein falſches Zeugniß. Die Ballets ſind unſchuldig! Ich bitte flehentlich, daß Antoine Baudan in Verhaft genommen wird. Er iſt ein falſchee Zeuge. Da wird man's herausbringen, wer

Digitized by Google

ihm Geld gegeben hat, damit er falſch Zeugniß abſtatten ſollte.«

So ſtarb Antoine Pin.

Der ältere franzöſiſche Criminalprozeß hat, wie wir in vielen Beiſpielen darthaten, für unſere Rechtsbegriffe ſo viel Unbegreifliches, daß wir uns auch über dieſe raſche Abſchlachtung eines geſtändigen Verbrechers nicht verwundern können, ohne daß vorher eine Unterſuchung über den Thatbeſtand des Verbrechens, welches ſich nunmehr ganz geändert, ſtattgefunden hatte. Der Parlamentskommiſſär Flutelet ward erſt am Tage nach der Hinrichtung fortgeſchickt, um den Körper des ermordeten Sevos aufzuſuchen.

Aber auch jetzt erſt erhielt derſelbe Kommiſſär den Auftrag, den verdächtigen Zeugen Antoine Vaudan zu verhaften, die Unterſuchung gegen ihn zu eröffnen und ſämmtliche ſeit der erſten Unterſuchung geſchriebene Akten, beſonders aber das über die erſte Nachſuchung in Sevos Hauſe geführten Protokoll zu genaueſter Prüfung ſich vorlegen zu laſſen. Wenn Antoine Vaudan ein falſcher Zeuge war, ſo hatte man ſich durch Antoine Pin's eilige Hinrichtung des einzigen Zeugen beraubt und zugleich des Anklägers. Wie moraliſch gewichtig ſeine Ausſage unter den Martern des Todes war, ſo dunkel und unbeſtimmt war ſie, und man hatte ſich ſelbſt des Mittels begeben, durch eine Confrontation ein näheres Licht hineinzubringen.

Das ungerechte und voreingenommene Verfahren des erſten Richters iſt zwar außer Zweifel geſetzt durch Antoine Pin's Geſtändniß; dennoch begreift man kaum, wie ein Richter in irgend einem civiliſirten Lande die Spuren ſo ganz außer Acht laſſen konnte, die damals ſchon auf das Haus des Sevos ſelbſt, als die eigentliche Stätte der Mordthat, leiteten, zumal, da eine Art Vorunterſuchung deshalb durch den Caſtellan von Varembon ſchon geführt worden zu ſeyn ſcheint. Jetzt kam die Unterſuchung viel zu ſpät. Das Bette war fort, die Blutſpuren verwiſcht und wie man auch unter dem Miſt im Stalle und in der Erde wühlte und grub, ſo fand man doch keinen ermordeten Körper und auch nicht die Spuren von verwitterten Gebeinen.

Vaudan aber wurde verhaftet. Er erſchien nicht wie ein Mann, der mit gutem Gewiſſen die ſchweren Anklagen auf ſich nehmen kann. Man beobachtete mehrere verdächtige Zuflüſterungen. Claude Maurice, welcher über Duplex Tod ein ſo verdächtiges Zeugniß abgegeben, drängte ſich an ihn und ziſchelte ihm in's Ohr: er möge ſich doch ja nicht widerſprechen, ſondern nur muthig bei ſeiner vorigen Ausſage bleiben. Wenn er ſich nicht einſchüchtern laſſe, ſolle es ihm nicht an Geld fehlen.

Ein gewiſſer Torillon, Vaudan's Oheim, ſuchte ihm ebenfalls Muth einzuſprechen und gab ihm zu verſtehen, wenn er ſtandhaft bleibe, werde ihm das nicht unbelohnt bleiben.

Noch am ſelben Tage verhört, blieb Vaudan ſtandhaft bei ſeiner erſten Ausſage: die Vallet's ſeyen die Mörder des Sevos geweſen. Was er gehört, das habe er gehört und es ſey wahr. Nebenbei geſtand er aber ganz freiwillig, gleichſam, um durch dieſe Nachgiebigkeit ſich beim Richter Glauben zu verſchaffen, daß er einem Antoine Valencel, bei dem er als Knecht in Dienſten geſtanden, drei Ochſen und ein Füllen geſtohlen habe. Seine Glaubwürdigkeit konnte danach aber nicht wachſen.

Der Commiſſarius ging mit einer löblichen Aufmerkſamkeit zu Werke und richtete ſeine Blicke nach allen Seiten, auch dahin, wohin keiner der Betheiligkeiten ſie gelenkt hatte. Er fand in den ihm ausgelieferten Unterſuchungsakten der Gerichte von Pont d'Ains Vieles ausradirt, mehre Abänderungen und Zuſätze, die offenbar nicht von der Hand des Aktuars gemacht waren, auch verſchiedene wichtige Regiſtraturen, wo eine Unterſchrift fehlte. Dies führte ihn auf einen Verdacht, den bisher noch Niemand auszuſprechen gewagt und der dem Prozeß eine ganz neue Wendung gab, nämlich, daß der Fiscal Frillet auf eine ganz andere Art in die Sache verwickelt ſey, als ſein Amt ihm gebot.

Er richtete darauf die Unterſuchung mit aller Strenge und das Reſultat war: Alle wider die Familie Vallet aufgetretenen Zeugen waren entweder Betrüger und vorſätzlich falſche Zeugen, oder Betrogene, die man durch Liſt zum Zeugniß gebracht hatte. Es wurde ihm zur Ueberzeugung, daß Frillet nicht allein abſichtlich aus den unreinſten Motiven gegen die Vallets die Unterſuchung eingeleitet, ſondern auch alle andere Anzeigen, die zu ihren Gunſten hätten ſprechen können, hinterliſtig unterdrückt habe. So ergab ſich jetzt, daß nicht nur mehrere Perſonen nach Sevos Verſchwinden in deſſen Hauſe geweſen und die Spuren von Blut am Bette und auf dem Fußboden geſehen hatten, ſondern der Pfarrer und der Caſtellan von Varembon hatten dem Fiscal Frillet davon auch gerichtliche Anzeige gemacht. Noch mehr des kaum Glaublichen: noch jetzt fand ſich das Mordinſtrument, mit welchem Antoine Pin wahrſcheinlich den Sevos erſchlagen, ſein kleines Beil in dem Sevos'ſchen Hauſe, und noch jetzt bemerkte man deutliche Blutſpuren daran!

Auch die alten Unterſuchungsakten wegen eines angeblichen an Antoine Duplex verübten Todtſchlages wurden wieder aufgenommen, aus denen ſich unzweifelhaft ergab, daß derſelbe eines natürlichen Todes geſtorben und Claude Maurice's erſtes Zeugniß das richtige ſey. Maurice wurde auch in Verhaft genommen und mit Vaudau confrontirt, jedoch ohne ein Ergebniß. Beide wurden in das Parlamentsgefängniß von Dijon gebracht.

Hier wehte eine andere Luft. Dieſelben Schauer, welche Antoine Pin vorher in den Mauern des Parlamentsgefängniſſes ergriffen, bemächtigten ſich auch des Zeugen Vaudan. Freiwillig bekannte er, daß er gegen die Familie Vallet ein falſches Zeugniß abgelegt, und daß er ſich mit Claude Maurice dazu verabredet. Der Gerichtsdiener, welcher ihn damals zum Zeugenverhör abgeholt, habe ihm zugleich befohlen, nachher zum Fiscal Frillet zu gehen, um dieſem von Allem, was er geſagt, Nachricht zu bringen. Er zeigte die innigſte Reue über ſein Verbrechen und ſeine Bosheit und, wie Ant. Pin, erbat er es ſich als Gnade, die unſchuldige Familie, die er ins Verderben geſtürzt, fußfällig um Verzeihung bitten zu dürfen.

Wieder hatte das Parlament von Dijon einen geſtändigen Verbrecher, wieder beeilte es ſich, ihm den Prozeß zu machen und ihn aus dem großen Prozeß und aus der Welt zugleich fortſchaffen zu laſſen, um den Platz für Andere zu gewinnen.

Am 5. Okt. 1725 erging das Urtheil wider ihn: daß er, mit der Aufſchrift aus der Bruſt: »Falſcher Zeuge und Hausdieb,« auf den Richtplatz geführt und durch den Strang hingerichtet werden ſollte. Zuvor

Digitized by Google

aber ſollte er auf die Folter gebracht werden, um ſeine Mitſchuldigen zu bekennea.

Vaudan überſtand die Follerqualen, ohne jedoch mehr zu bekennen. Aber noch unter dem Galgen bekräſtigte er ſein Geſtändniß in der Hauptſache und betete für die Familie Vallet. Er ſtarb, wie das Urtheil es ausgeſprochen.

Am 12. Oktober verordnete das Parlament hierauf, daß Claude Maurice auf die Folter gebracht werde, um eln Geſtändniß ſeiner Miſſetbaten zu erhalten. Die Schmerzen des Marterbettes wirkten auſ ihn, wie man nur wünſchen konnte. Er bekannte, was man bis da nur geahnt und kaum Einer ſich ſelbſt deutlich auszuſprechen gewagt hatte: Frillet, der königliche Fiscal, ſey der Urheber der ganzen, wider die Famitie Vallet angeſponnenen Cabale. Frillet habe ihm geſagt, man müſſe jetzt die Geſchichte des Dupler wieder in Bewegung ſetzen und dreiſt behaupten, Jcſeph Vallet habe ihn ermordet. Der damalige Criminalrichter Ravet aber ſey beſtochen worden, um die Unterſuchung zu unterdrücken. Um deswillen habe ihn Frillet aufgefordert, jetzt das grade Gegentheil von Dem zu behaupten, was er im Jahre 1705 ausgeſagt. Anfänglich habe er ſich gegen dieſe Zumuthnng geſträubt, abee Frillet habe ihn gar zu liſtig überredet und gar nicht in Ruhe gelaſſen. Einmal habe er ihm gedroht und dann ihm große Belohnungen verſprochen. Endlich habe er ſich verführen laſſen, wohl zumeiſt aus Furcht vor dem Herrn Fiscal, der ein ſo gewaltiger Herr ſey. Zu Helfershelfern habe Herr Frillet noch zwei Andere gehabt, den Antolne Toritlon, Vaudan's Oheim, und den Förſter Joſeph Matlet, die ſich außerordentliche Mühe gegeben, Zeugen, wie ihr Herr ſie brauchte, aufzuteeiben und abzurichten.

Man hatte kaum dies Bekenntniß, das die Folterqualen ihm erpreßt, als man auch ſchon am folgenden Tage (13. Oktober) ſich beeilte, das Urtheil gegen ihn zu fällen, welches auf den Strang lautete und ſofort vollſtreckt wurde. Auch Maurice blieb noch unter dem Galgen bel ſeiner Angabe. Er klagte nur über Frillet, als den einzigen Urheber ſeines Unglücks, und bat die Vallets auch dort um ihre Verzeihung und Fürbitte.

Drei Perſonen waren nun hingerichtet, einer wegen einer geſtändigen Mordthat, und zwei wegen geſtändigen falſchen Zeugniſſes und Meineides. Und doch waren dieſe drei Perſonen, wenn ihre Ausſagen in der Wahrheit begründet waren, nur di: minder Schuldigen, wenigſtens nicht die Urheber des zu Grunde liegenden abſcheulichen Verbrechens. Der Fiscal Frillet ging noch immer frei umher, er war nicht einmat in Anklageſtand verſetzt. Faſt könnte es den Anſchein gewinnen, als hätte man nicht Hand an ihn legen wollen und deshalb die Ankläger und Zeugen wider ihn ſo haſtig aus der Welt geſchafft, wenn nicht der Erfolg die Vermuthung widerlegte und wir aus andern franzöſiſchen Prozeſſen nicht bereits wüßten, wie es bei verwickelten Unterſuchungen herkömmlich iſt, mit den vorläufigen Hinrichtungen zu verfahren, um in den Gefängniſſen aufzuräumen.

Frillet ging noch am 13. Oktober frei umher, und noch am 13. Oktober ſaß die Familie Vallet in der Parlamentshaft!! — So lange hatte dieſe unglückliche Famllie, durch die ſchwärzeſte Cabale an den Rand des Verderbens geführt und in ihren Glücksumſtänden ruinirt, in den Gefängniſſen zugebracht, ohne die entfernteſte Schuld an einem Verbrechen zu haben, welches allein der Neid habſüchtiger Nachbarn ausgeſonnen hatte. Noch im Geſängniſſe, nachdem drei Blutzeugen in allen Qualen, auch der letztrn, für ihre Unſchuld gezeugt hatten, und nachdem die Gerichte den letzten derſelben außer der Todesſtraſe zu elner Buße von 500 Livres zum Beſten der verleumdeten Familie verurtheilt hatten! Das war Alles, was bis da zu ihren Gunſten geſchehen. Erſt jetzt wurden ſie von der widee ſie erhobenen Anklage völlig losgeſprochea und auf freien Fuß geſtellt.

Erſt am Tage nach der Hinrichtung ward nun auch der Verhaftsbefehl gegen den bisherigen königlichen Fiscal Frillet erlaſſen. Zugleich ſollten auch der Förſtee Joſeph Mallet, in Dieuſten des Hrn. v. Varembou, und Antoine Torillon, Bediente bei demſelben, arretirt und in das Parlamentsgefängniß von Dijon abgeliefert werden. Aber Frillet hatte Wind von der Sache erhalten und ſich hinuber in das Savoyen'ſche geflüchtet. Auch Torillon und Mallet gelang es, uber die Gränze zu kommen. Erſterer ſand ia einem Kloſter ein Aſyl, wohin die Hand der Gerechtigkeit nicht reichte.

(Schluß folgt.)

Der Fürſt von Thoren.

Jn dem romantiſch gelegenen A . . . . . Bade war an einem Sonntage des Sommers 18 . . eine ungewöhnlich große Geſellſchaft verſammelt, was wohl mit daher kommen mochte, daß der Fürſt dieſes Landes, in welchem jenes Bad liegt, nebſt ſeinem Hofe ſich dort befand, wodurch denn auch viele Beamten, Gutsbeſitzer u. ſ. w. veranlaßt worden waren, aus der Umgegend zu eilen, um ſich in der Nähe ihres geliebten und gegen Jedermann ſtets ſo herablaſſenden Fürſten zu erfreuen. Am Mittag wurde, weil das Wetter ſo überaus ſchön war, die table d'hôte auf Befehl des Fürſten im Freien unter einer Säulenhalle ſervirt. Der Fürſt nebſt ſeinem Gefolge nahm den obern Theil der Taſel ein, ihm gerade gegenüber ſetzten ſich drei junge Männer, denen man es an ihrer Kleidung und an ihrem Benehmen anſah, daß ſie Studenten ſeyen. Der dem Fürſten vis à vis Sitzende trug einen mit vielen Schnuren beſetzten ſchwarzen Sammetrock, eng anſchließende lederne Beinkleider und gewaltige Reitſtieſel mit ſilbernen Sporen, worin Räder, wie Thalerſtücke groß, klirrten; die beiden andern rechts und links von Jenem placirten, jungen Leute waren nicht ſo auffallend gekleidet, auch in Sprache und Manieren zurückhaltender und überhaupt weniger burſchikos. Schon während der Morgenpromenade hatten die drei Studenten des Fürſten Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, und noch mehr wunderte er ſich, daß namentlich der ſeltſam Gekleidete während der Mittagstafel auch nicht die geringſte Notiz von ſeiner Anweſenheit nahm, ſondern mit ſeinen beiden Commilitonen ſo ungezwungen und laut converſirte, sans gêne mit ihnen anſtieß, dabei derbe Toaſte ausbrachte und bereits unmäßig lachte, als ſey er mit den Beiden mutterſeelen allein am Tiſche.

Jovial, wie er ſelber war, ſandte der Fürſt einen Kammerdienee zu jenem renommirenden Studenten, der

Digitized by Google

mit den Worten zu ihm trat: »Seine Durchlaucht wünſchen zu wiſſen, wer Sie ſeyen und woher Sie kämen?«

»So!« — ſagte der Student gelaſſen, »ich hätte wahrhaftig Sr. Durchlaucht dieſe Wißbegiede nicht zugetraut. Melden Sie nur, ich ſey Fürſt von Thoren, zum Trinken auserkoren und käme incognito nebſt meinen beiden Geheimen Ober-Trinkräthen hier aus meinen Staaten über Rüdesheim nach Markobrunn.«

Der Kammerdiener rapportirte dieſe Antwort getreulich und der Fürſt lachte. Bald darauf trat der Direktor einiger Prager Muſici zum Fürſten und bat ihn um die Erlaubniß, mit ſeinen Leuten einige Muſikſtücke vortragen zu dürfen. Huldvoll gewährte ihm der Fürſt die Bitte, und in der That leiſteten die Leute Ausgezeichnetes. Gegen das Ende der Tafel trat der Muſikdirektor mit einem Notenblatte hervor und nahte ſich natürlich zuerſt dem Fürſten, ihn um ein Honorar zu bitten, wie das in den kleinen Bädern ſo üblich iſt. Der Fürſt ſagt lachend: »Gehen Sie nur zu dem Herrn, der dort am untern Ende der Tafel mir gegenüber ſitzt und eben das Champagnerglas hochhebt; das iſt der Fürſt von Thoren, hat mehr Geld als ich, und wird für mich bezahlen.

Der Muſikdirektor ging und meldete dem Studenten, was ihm aufgetragen. Ohne ein Wort zu ſagen, zog der Student ſeine Börſe und warf gelaſſen einen blanken harten Thaler auf das dargehaltene Notenblatt, ſo daß es der Fürſt ſah.

Bald darauf kam auch der Oberkellner mit ſeiner Rechnung, und zwar natürlich zuerſt zu unſerm Studenten, um ſich die Bezahlung für diverſe Flaſchen Champagner nun zu erbitten, die nach und nach die Studentenkehlen hinabgeglitten waren. Mit ernſter Miene betrachtete der Student die Rechnung, dann ſagte er gemeſſen und laut, ſo daß es der Fürſt und die aufmerkſam gewordene Tiſchgeſellſchaft hörte: »Geben Sie nur zu Sr. Durchl., dort mir gegenüber am obern Ende der Tafel, und ſagen Sie, Seine Durchlaucht könnten unmöglich verlangen, daß ein armer Fürſt von Thoren, jetzt incognito in Deren Staaten reiſend, hier ſtets den Beutel zöge. Mit Vergnügen hätte ich zwar auf Dero Wunſch eine Kleinigkeit für Höchſtdieſelben bezahlt, Se. Durchlaucht möchten dagegen geruhen, den Wein für mich zu zahlen!«

Der Fürſt lachte aus Leibeskräften, bezahlte die Weinrechnung der Studenten, meinte aber dabei: »Er werde ſich wohl in Acht nehmen, je wieder mit dem Fürſten von Thoren an einem Tiſche zu ſpeiſen.»

Eine Parterre-Schauſpielerin.

(Pariſer Gerichtsſcene.)

Herr Rapicaut und Frau Berard erſcheinen vor dem Friedensgerichte. Die junge, einfach, aber geſchmackvoll gekleidete Dame ſpricht ihren Namen mit bebender Zunge aus; ſie ſcheint überhaupt ſehr ſchüchterner Natur zu ſeyn. Der Herr iſt in letzterer Beziehung das Gegentheil. —

Der Richter: Was iſt Ihr Gewerbe?

Rapicaut: Ich bin zweiter Agent einer Theaterentrepriſe und habe die Madame als ſolcher engagirt. Aber die Madame thut ihre Schuldigkeit nicht und deshalb verlange ich Aufhebung des Contraktes.

Der Richter: Madame Berard, Ihr Gewerbe?

Madame Berard: Herr Richter, ich bin angegriffen, falle in Ohnmacht.

Der Richter: So ſetzen Sie ſich, Madame; erholen Sie ſich einen Augenblick.

Madame Berard verlegen lächelnd: Sie haben mich mißverſtanden, Herr Richter. Sie fragen nach meinem Gewerbe; ich ſage Ihnen, daß ich angegriffen bin und in Ohnmacht falle.

Der Richter verwundert: Das kann doch unmöglich Ihr Gewerbe ſeyn?

Madame Berard: Doch, Herr Richter. (Anhaltende Heiterkeit.)

Der Richter: Herr Rapicaut ſprach ja von einer Theaterentrepriſe.

Rapicaut: Verſteht ſich . . . ſehr theatraliſch, nur ſpielt die Sache nicht auf, ſondern vor der Bühne. Sie wiſſen doch, wozu die Leute mit den großen Händen dienen, die im Parterre unter dem Kronleuchter Sitz und Stimme bekommen. Sie ſitzen unter dem Leuchter, weil ſie ſich nicht darüber beklagen, wenn Oel herabtropft. Nun, für dieſe Entrepriſe iſt auch Madame Berard engagirt. (Gelächter.)

Der Richter: Unerhört!

Rapicaut: Doch verſtehen Sie mich recht: die Madame iſt für ein anderes Genre engagirt. Die Leute mit der großen Hand machen durch ihre Claque das Publikum mitunter verdrießlich und bewirken das Gegentheil von dem Bezweckten; es iſt aber ſehr nützlich, wenn die Nachbarn angeregt werden, beſonders bei tragiſchen Stellen. Dies iſt Sache der Madame, die wenn das Stück rührend zu werden anfängt, zu weinen, zu ſchluchzen, zu ſeufzen und gegen das Ende der Kataſtrophe hin ohnmächtig zu werden hat. Die Aufgabe iſt ein wahrer Spaß, man braucht ſeinen Gefühlen nur freien Lauf zu laſſen; ohnehin zahlt die Theaterverwaltung die Schnürbänder, die bei den Ohnmachten d'rauf gehen. Aber die Madame bringt es zu letzteren nie, und deshalb verdient ſie ihr Geld nicht.

Madame Berard: Ich habe einen unterzeichneten Kontrakt und leiſte, was Menſchen möglich iſt. Aber das Geſchäft iſt ſo leicht nicht, wie Herr Rapicaut behauptet. Das Parterre des Theaters, in dem wir arbeiten, iſt nicht bequem eingerichtet; wenn man deshalb in Ohnmacht fällt, ſo muß man ſich auf hartes Holz werfen, auch iſt das Publikum keineswegs artig und zartfühlend; man wird gräßlich derb angepackt. Ja, wenn wir in der großen Oper arbeiteten, da wäre die Sache ein Vergnügen!

Unter ſchallendem Gelächter wird Herr Rapicaut mit ſeiner Klage abgewieſen.

Von der Mnemosyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Mnemoſyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

Nro. 157. Sonntag, 31. Dezember 1813.

Der Ziegelbrenner als Mörder.

(Schluß.)

Die Sache, für die ſchon drei Opfer gefallen, ſchien damit zu ruhen. Die Vallets waren wieder, nach ſo viel traurig Erlebtem, im Beſitze ihrer Ziegelhütte und gingen ihrem Geſchäfte nach. In der Grafſchaft athmete man freier auf, ſeit der ſehr gefürchtete Fiscal Frillet fort war, und die Sache mochte in Vergeſſenheit gerathen.

Da kam einſt, nach mehreren Jahren Joſeph Vallet's Sohn, der junge Pierre Vallet, in die Stadt Bourg. Hier begegnete er auf dem Markte einem Manne, vor deſſen Anblick er zurückfuhr wie vor der Erſcheinung eines Geſpenſtes. Er nahm ſich zuſammen und ſah ihn feſter an; aber je feſter er ſah, um ſo unſicherer wurde er. Wie eingewurzelt in den Boden, mit aufgeriſſenen Augen und den Mund halb geöffnet, ſtand Pierre und verrieth in Mienen und Geberden Staunen und Entſetzen.

Der Mann, deſſen Anblick ihm dieſe Schrecken einjagte, verſchwand aber nicht wie ein Luftgebilde, noch entfloh er vor dem jungen Menſchen, in deſſen Blicken nichts ſonderlich Freundliches ſich abſpiegelte; vielmehr ging er lächelnd nach einer Weile auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Eine wohlbekannte Stimme ſprach: »Erſchrick nur nicht; ich bin der leibhafte Joſeph Sevos, aber ich bitte Dich, mache mir keinen Verdruß.«

Es koſtete einige Zeit, bis der junge Pierre Vallet ſich ſammeln und zur Beſinnung kommen konnte. Und mit der Beſinnung erwachten immer wieder neue Zweifel, ob es denn möglich, daß ein Menſch noch leben könne, der von Antoine Pin ermordet worden, deſſen Ermordung dieſer Pin ſelbſt eingeſtanden und für die er, bußfertig, auf dem Rade gebüßt hatte. Der Mann mit den unverkennbaren Zügen des todten Joſeph Sevos blieb aber eine Wirklichkeit, und ſeine Reden ließen keine Täuſchung mehr zu. Noch mehrere Leute aus Pierre Vallet's Geburtsort, welche zufällig zugegen waren, ja darunter Verwandte von ihm, erkannten ihn mit dem höchſten Erſtaunen wieder.

Sobald Pierre Vallet ſich davon überzeugt hatte, daß er es mit keinem Geiſte eines Abgeſchiedenen, ſondern mit einem wahrhaftigen Menſchen zu thun habe, faßte er ihn kräftig beim Arme und nöthigte ihn, alles Widerſtrebens ungeachtet, mit ihm vor den Richter des Orts zu treten, bei dem er darauf beſtand, daß er den Sevos und zur Sicherheit ihn ſelbſt auch gefangen ſetze, bis ein Befehl des Parlaments eingegangen ſey.

Auf Antrag Joſeph Vallet's, des Vaters, erging nun am 4. Jannar 1730 ein Parlamentsbefehl an den Criminallieutenant zu Bourg, den Joſeph Sevos über ſeine Identität und die Gründe zu vernehmen, weshalb er ſo lange vom Hauſe fortgeblieben ſey und ſich ſo lange verſteckt gehalten habe? Sevos antwortete ausweichend und zurückhaltend, auch verwickelte er ſich in Widerſprüche. Das Parlament vermuthete, daß auch hier eine geheime Bosheit oder gar ein Verbrechen verborgen ſey, und ließ, um ſelbſt mit ihm das Verhör vorzunehmen, den Gefangenen nach Dijon in ſein Gefängniß bringen.

Auch hier blieb Sevos zurückhaltend. Erſt als man ihm drohte, mit ſtrengern Mitteln ſeine Zunge zu löſen, kam er mit der Sprache heraus. Seine Erzählung ſtimmte bis auf einen gewiſſen Zeitpunkt faſt wörtlich mit der des hingerichteten Antoine Pin überein und bekräftigte alſo die Wahrhaftigkeit des bußfertig geſtorbenen Sünders.

Er, Sevos, hatte mit Antoine Pin den ganzen 19. Februar 1724 mit lüderlichem Trinken in den Schenken verbracht. Pin war endlich, ſpät in der Nacht, mit ihm in ſein Haus gekommen, um dort zu ſchlafen. In dem Augenblicke aber, wo er, Sevos, ins Bett ſteigen wollte, hatte er einen Schlag auf den Kopf von hinten erhalten. »Mein Gott, ich ſterbe!« waren ſeine letzten Worte geweſen, als er betäubt niederſank. Als er ſich nicht regte, mußte der Mörder ihn für todt halten. Pin beraubte ihn nun der vierzig Thaler, die er bei ſich trug, und ſchleppte ihn in den Stall. Sevos kam bald wieder zum Bewußtſeyn. Als er merkte, daß Pin das Haus verlaſſen hatte, verſchloß er eiligſt die Thüre, aus Furcht, noch einmal ermordet zu werden. Die Wunde am Kopfe blutete ſtark, ſchien aber nicht gefährlich. Er hielt ſie während der noch übrigen Nacht mit altem Zeuge und ſeinen beiden Händen zu, um das Blut zu ſtillen, und verband ſie, ſo gut er konnte, als der Tag graute.

Antoine Pin hatte phyſiſch den Sevos todtſchlagen wollen, aber es nicht ausgeführt; dagegen hatte er ihn moraliſch vollkommen umgebracht. Seiner hatte ſich vor dem furchtbaren Menſchen ein ſolcher Schrecken bemächtigt, daß er ſich den ganzen folgenden Tag über nicht getraute, aus dem Hauſe zu gehen. Der Erſchlagene fürchtete ſich noch immer vor dem Mörder. Ja er blieb zwei ganze Tage in ſeinem Hauſe eingeſchloſſen und gab kein Lebenszeichen von ſich.

Erſt am dritten Tage ſchlich er ſich in der Morgendämmerung zum königlichen Fiscal Frillet nach Varembon und zeigte ihm den Vorfall mit allen ſeinen Umſtänden an. Frillet hörte ihm aufmerkſam zu, ſann darauf einige Augenblicke nach und ſagte ihm: »Was kannſt Du dem Pin anhaben? Er iſt ein Böſewicht, der nichts

Digitized by Google

zu verlieren hat und daher Alles wagen kann. Wenn er erfährt, daß Du noch lebſt und ihn gerichtlich verfolgen willſt, ſo ſtellt er Dir heimlich nach und bringt Dich um, wo ihm gerade der Ort gelegen ſcheint. Wenn ich Dir rathen ſollte als Freund, ſo mache keinen Lärm von der Sache; laß Dich vielmehr vor keinem Menſchen ſehen, ſondern ſtiehl Dich fort von hier, ſo weit Dich Deine Füße tragen.«

Sevos hatte vollkommen genug an dem einmal Ermordetſeyn und eine unheimliche Scheu vor dem Gedanken, daß es wiederholt werden könne. Alles, was der kluge, beredte und mächtige Herr Frillet ihm ſagte, hatte Hand und Fuß. Antoine Pin war ein ſo verwegener Böſewicht, daß ſich Niemand denſelben gern zu ſeinem Feinde machte und ſelbſt die Juſtiz ſich ungern mit ihm befaßte. Ein Meſſer konnte ihm beim nächtlichen einſamen Nachhauſewege entgegenblitzen und die Gerechtigkeit, die kaum zu Hauſe war, wenn man ſie in ihrer Wohnung aufſuchte, ſtreckte dem Angegriffenen, wie er ſah, nicht von ſelbſt den Arm entgegen. Kurz, Sevos entſchloß ſich, den Mord zu vollenden, welchen Pin angefangen hatte, und ſich bürgerlich todt zu machen, indem er ſchnell und heimlich in die Fremde entwich und ſich dort umhertrieb, bis der Zufall ihn endlich wieder nach dem Städtchen Bourg führte, wo Pierre Ballet ihn faßte.

Bei dieſer Ausſage blieb er in allen Verhören ſtehen. Dennoch ſchien es, als laſte noch mehr auf ſeiner Bruſt, was indeß der Richter aus ihm herauszubringen nicht vermochte. Die Vermuthung war nämlich ſehr ſtark dafür, daß Frillet einen Mann, der ſich ſo ſchwach gezeigt, daß er aus Einſchüchterung ſeine Exiſtenz aufgab, auch noch weiter zu ſeinem Werkzeuge gebraucht habe, und daß Sevos wahrſcheinlich für eine ihm ausgeſetzte Belohnung die Rolle eines Todten geſpielt hatte. Daß er Letzteres nicht eingeſtehen wollte, hatte ſeinen natürlichen Grund in der Furcht, als Theilnehmer an einem Komplott beſtraft zu werden; mehr vielleicht noch in der Angſt vor dem einflußreichen Fiscal, eine Angſt, welche, wie die Folge zeigte, nicht ſo ganz ohne Berechnung war.

Inzwiſchen war die Nachricht kaum verbreitet, daß Joſeph Sevos noch lebe und in Verhaft nach Dijon gebracht worden, als Frillet aus ſeinem Verſteck in Savoyen zurückkehrte, ſich öffentlich zeigte, über himmelſchreiendes Unrecht und ſchändliche Cabale klagte und beim königlichen Conſeil eine umſtändliche Klagſchrift wider das Parlament von Dijon einreichte, worin er daſſelbe eines unüberlegten, ungerechten Verfahrens beſchuldigte, da es einen Mann als Mörder habe rädern laſſen, obgleich der Ermordete noch lebe. Zugleich gründete er auf dies unverzeihliche Benehmen die Rechtfertigung für ſein eigenes Verfahren und erſchöpfte ſich noch in liſtigen Wendungen, um ſeine Unſchuld, gegenüber der augenfälligen Schuld des Parlaments, in's Licht zu ſtellen.

Auch in Paris war Frillet nicht ohne Einfluß. Das Conſeil ließ dem Parlamente die Acten abfordern; aber die Beweiſe von Frillet's ſchandvollem und verbrecheriſchem Benehmen waren allzu überzeugend. Durch ein Schreiben v. 30. Mai 1730 ward dem Parlamente von Dijon abermals die ſtrenge Unterſuchung gegen den Fiscal übertragen.

Er wurde, während er ſchon auf die nachgeſuchte Abolition mit Sicherheit hoffte, verhaftet, aufs Schärfſte verhört und mit den noch lebenden Zeugen confrontirt. Noch mehre Gehülfen ſeiner Cabalen wurden bei dieſem Verfahren entdeckt, als Cothien, Caſtellan zu Varembon, der Richter Flechon und Bardot Bardolet, ein Bediente des Hrn. v. Varembon. Die beiden Erſteren flüchteten ſich, der Letztere wurde arretirt. Auch ein Gerichtsdiener Seyzeriat, der die falſchen Zeugen abgerichtet hatte, wurde in Verhaft und zur Unterſuchung gezogen. Von dieſer Letzteren theilt uns indeß Pitaval nicht mehr mit, als das Urtheil. Frillet's Straffälligkeit leuchtet übrigens aus den angeführten Thatſachen, wenn wir dieſe als erwieſen hinnehmen, deutlich genug hervor. Während der Unterſuchung ſtarb Joſeph Sevos im Gefängniß, dem allgemeinen Dafürhalten nach ſehr zum Vortheil Frillet's, da er möglicherweiſe noch mehr zu ſeinen Ungunſten hätte bekennen dürfen.

Dem ungeachtet fällte das Parlament am 7. Aug. 1730 dahin ein Urtheil, daß Frillet, als vollkommen überwieſen, nur aus Haß die Anklage gegen Joſeph Ballet und deſſen Familie, wegen eines angeblich an Duplex und Sevos verübten Mordes veranlaßt und wider beſſeres Wiſſen weiter geführt zu haben, mit dem Strange hinzurichten und ſein Vermögen einzuziehen ſey, nach Abzug von 8000 Livres, die als Entſchädigung und Schmerzensgeld der Familie Ballet zugeſprochen wurden.

Neun Stunden, von 7 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags, hatte das Parlament verſammelt geſeſſen, bis dieſes Urtheil zu Stande kam. Ganz Dijon war an dieſem Tage in Bewegung. Jedermann erwartete mit Spannung den Ausgang, Jeder hoffte, daß das Urtheil die Gegend von einem verkappten Ungeheuer befreien und ein warnendes Beiſpiel ſeyn werde, um viele andere kleine Tyrannen, die ihre Amtsmacht zur Unterdrückung ihrer Untergebenen mißbrauchen, abzuſchrecken. Als der Spruch bekannt wurde, der auf den Tod lautete, ſchien Jedermann freier Athem zu ſchöpfen. Der Weg vom Gefängniſſe bis zum Gerichtsplatze war mit Menſchen bedeckt, alle Fenſter waren beſetzt; Alles ſchien die Todesſtrafe eines ſolchen ſchwarzen Verbrechers mit Sehnſucht zu erwarten.

Ihre Erwartung wurde getäuſcht. Frillet's Einfluß erſtreckte ſich nicht allein auf die Mächtigen in ſeiner Provinz, er mußte auch Fäden und Kanäle gefunden haben, die bis an den Thron reichten. Wider Aller Erwarten erſchien plötzlich der Generalprocurator im Parlamente und überreichte dem erſten Präſidenten de la Marre einen Brief vom königlichen Kanzler, des Inhalts: Se. Majeſtät hätten ſich Frillet's Sache ſpeciell vortragen laſſen und darauf befohlen, daß, wenn das Urtheil ihm eine Lebensſtrafe zuerkenne, mit der Vollziehung bis auf weiteren Befehl Anſtand genommen werden ſolle.

Gegen die Form dieſes Befehles war Mancherlei einzuwenden. Er war weder direct an das Parlament gerichtet, noch von einem Staatsſecretär contraſignirt; Er hatte alſo formell nicht die Gültigkeit eines unmittelbaren königlichen Befehls. Das Parlament war zweifelhaft, ob es demſelben zu gehorchen habe; doch entſchied ſich die Mehrzahl der Stimmen dahin, daß man, aus Ehrfurcht gegen die Willensmeinung des Königs, über die Form weggehen dürfe.

Frillet ward nicht hingerichtet. Das Publikum war ſehr unzufrieden. Es wagte aber kaum, dieſe Unzufriedenheit nur zu äußern, denn wenn ein ſolcher Juſtiz-

Digitized by Google

Mörder durch Gunſt den Händeu der ſtrafenden Gerechtigkeit entzogen wurde, wer ſollte ſich dann noch ſicher fühlen?

Der Verbrecher erhielt in demſelben Augenblick die Nachricht von ſeiner Verurtheilung und vom Aufſchub ſeiner Strafe. Er faltete die Hände und antwortete, wie er gewohnt war, mit einem frommen Spruche: »Darüber freue ich mich, was Ihr mir meldet; ich werde eingehen in das Haus des Herrn!«

Das umgeänderte, nunmehr königliche Urtheil hieß ihn nicht in das Haus des Herrn, ſondern in die Verbannnng gehen. Er ward, ſtatt zum Tode, zu einer 10jährigen Landesverweiſung verurtheilt; doch ſollte er die der Familie Vallet zuerkannte Strafe zahlen. Ein anderer Richter ſtieß auch das königliche Urtheil um: Im Augenblicke, wo er aus dem Gefängniſſe entlaſſen werden ſollte, um über die Gränze gewieſen zu werden, ſtarb er eines plötzlichen Todes.

Von ſeinen untergeordneten Helfershelfern wurden einige zum Strange, andere zur Galeere verurtheilt. Ihre Verbindungen reichten nicht bis zum Throne; ſie mußten ihre volle Steafe abbüßen.

So endete ein Criminalfall, der an wunderbaren Beewicklungen keinem nachſtehen durfte und in ſeinen überraſchenden Wendungen eher einem Mährchen als einer wahrhaften Geſchichte gleicht.

Würzburger Theater.

Vergangenen Freitag ſahen wir 3 kleine Luſtſpiele: das Töpferiſche **Nehmt ein Exempel dran**, **Guten Morgen Vielliebchen** und ein neues, nach dem Franzöſiſchen vom Börnſtein bearbeitetes: **Hohe Brücke und tiefer Graben**. Das erſtere ging ganz vorzüglich und auch die Aufführung des Zweiten war gelungen zu nennen. Doch ſind wir mit Dem. Hausmann nicht gleicher Meinung über die Haltung des Fräuleins. Wir hätten ſie etwas feiner gegeben gewünſcht, und der Rang, die Erziehung derſelben berechtigen uns hiezu. Namentlich gilt das von der Scene, in welcher ſie dem Soldaten den Mantel abſchwatzt. Mit dem neuen Stücke: „Hohe Brücke, tiefer Graben" konnten wir uns nicht recht befreunden. Der Inhalt dreht ſich um den Irrthum, daß ein Muſiker, der lange auswärts geweſen, ſtatt in ſeine Wohnung in die eines andern kömmt und hiedurch mit dem Miether derſelben, den er für den Galan ſeiner Frau hält, in einen komiſchen Streit geräth. Der Irrthum wird durch den Umſtand herbeigeführt, daß eine hohe Brücke, welche früher zu dem Hauſe, in dem die Wohnungen beider ſind, führte, abgebrochen und ſo das Haus um ein Stockwerk bereichert wurde. Da hiedurch der zweite Stock zum dritten, und der dritte zum vierten wurde, ſo geräth der Muſikant in den zweiten Stock, während er in den dritten wollte. Wir ſehen, die Erfindung iſt nicht ſehr geiſtreich und ſelbſt die Situationen, die doch in ſolchen franzöſiſchen Stücken gewöhnlich cum grano salis gehalten ſind, bieten in dieſen wenig Abwechslung und Unterhaltung. Von Charakteriſtik iſt keine Rede und der Dialog ſchleppt ſich matt dahin. Unſere beiden Komiker hielten das Stückchen, namentlich war Herr Dennerlein, der erſt etwas aus dem alten Schlemmer Kälbeeſtich machte, ſehr ergötzlich.

*

Die Vorſtellung der **Stummen von Portici** (Samstag, 23. Dez.) war eine der ſchwachſten Aufführungen in dieſer Saiſon. Es ſchien wirklich, als habe der Chor die revolutionäre Seite ſeines Charakters recht gut aufgefaßt, denn er verſuchte, ſich heute zu emanzipiren — ließ den Director dirigiren, wie er wollte, und das Orcheſter geigen und blaſen, wie es ſich gebührte, und ſang dabei, was ihm (dem Chor nämlich) gefiel. Kein Akt ging zu Ende, ohne daß der Chor nicht im jedesmaligen Finale wenigſtens einmal fehlte; ja, einmal ſah ſich Hr. Muſikdirector Fiſcher genöthigt, ſelbſt mitzuſingen, um die Verirrten wieder auf den richtigen Pfad zurückzuführen. Theilweiſe mag an ſolchen Verirrungen das die Schuld tragen, daß die Oper an allen Orten, wo es nur möglich war, beſchnitten und gekürzt, ja ſelbſt die beiden Cavatinen der Prinzeſſin halbirt wurden, und ſo konnte es wohl geſchehen, daß Einer oder der Andere vom Chore einmal ein ſolches Springzeichen vergaß. Daß aber in dem Gebete im 3. Akte: „St. Januar," eine Tenorſtimme fortwährend B ſang, auch wo es durchaus nicht ſtimmen konnte, das konnte doch wohl nicht von einem Springzeichen herrühren. Auch im Orcheſter gab es einige Mal Oppoſition gegen den Dirigenten, insbeſondere auf der äußerſten Linken desſelben.

Die Inhaber der Hauptparthien trugen ſolche größtentheils tadellos vor, doch herrſchte auch in dieſer Beziehung die Begeiſterung nicht, die wir das vergangene Mal mit Vergnügen wahrnahmen.

*

Dinstag hob ſich der Vorhang, um uns die großartige Tragödie Göthe's, ſeinen **Fauſt**, zu zeigen. Offen geſtanden, ſo oft wir auch in unſern Referaten darauf aufmerkſam machten, daß das gegenwärtige Repertoir in Deutſchland zu viel für den Sinnenkitzel und leichte Unterhaltung, zu wenig für den ernſteren Sinn biete, ſo halten wir doch Göthe's Fauſt für ein Stück, das nur geleſen, nicht aber gegeben werden ſollte. Wir wiſſen, daß wir das Beiſpiel der größten Bühnen, die Meinung berühmter Dramaturgen gegen uns haben. Allein wir fragen, ob ein Charaktergemälde, in welchem Alles in ſo innigem philoſophiſchen und pſychologiſchen Zuſammenhange ſteht, nach Belieben zugeſtutzt werden darf, damit einzelne herausgeriſſene Scenen gezeigt werden können. Andrerſeits wird Niemand verlangen wollen, daß man den Fauſt gebe, wie er gedruckt iſt. Dies wäre eine eben ſo unſinnige als unausführbare Forderung. Nehmen wir die Bearbeitung, nach der wir ihn hier ſahen und die wahrſcheinlich von einer andern größern Bühne herrührt: ſo drängt ſich, um nur Eines vorläufig zu erwähnen das Schickſal Gretchens faſt in einen Akt zuſammen, und es ſind Scenen in einandergeſchoben, zwiſchen welchen eine nothwendig dem Publikum anzudeutende Charakterveränderung mit derſelben vorgefallen iſt.

Den Hauptträgern des Stückes kann das Lob geſpendet werden, daß ſie ſich als denkende Schauſpieler bewieſen, daß es überall erſichtlich war, mit welchem Ernſte ſie ihre Rollen durchſtudirten. Wenn nichts deſto weniger unſere Beurtheilung Manches tadelt, ſo liegt dies theilweiſe in dem Stücke ſelbſt, über welches ſo verſchiedene Erklärungen vorhanden ſind, daß ſie eine kleine Literatur bilden, theilweiſe in dem Ernſte, mit welchem die Kritik nothwendiger Weiſe ein ſolches Stück behandeln muß.

Hr. Wohlſtadt gab den Fauſt mit Verſtändniß. Es war ein Charakterbild, das er uns hinſtellte, und Schatten und Licht darin angebracht. Doch hätten wir noch größere Nuancirung gewünſcht.

In der erſten Scene hat Hr. Wohlſtadt den Text irrig gedeutet. Nach den Worten:

Digitized by Google

„Die ird'ſche Bruſt im Morgenroth,"

blättert er im Buche, die Stelle ſprechend:

„Wie alles ſich zum Ganzen webt — durchklingend,"

gleichſam, als ob er dieß oder jenes Bild in dem Werke des Noſtrodamus flüchtig betrachte. Dem iſt aber nicht ſo. Das Zeichen des Makrokosmos feſſelt ihn immer noch, und erſt bei den Worten:

„Schmacht' ich ſo vergebens,"

ſchlägt er das Buch um und erblickt das Zeichen des Erdgeiſtes. Eine Frage iſt es, ob in dieſen erſten Scenen nicht der kräftige Geiſt Fauſt's mehr in den Vordergrund treten ſollte. Nur eine ſolche Natur und nicht eine ſchwächlich hypochondriſche konnte vor einem Bunde mit Mephiſtopheles nicht zurückſchaudern, nur eine ſolche durch den Wortkram der ihn umgebenden Wiſſenſchaftsformeln ihre Hohlheit erkennen. Stolz und Selbſtbewußtſeyn ſprechen ſich in mehreren Stellen dieſes Monologes aus, z. B.:

„Was bin ich denn, wenn es nicht möglich iſt,
der Menſchheit Krone zu erringen?"

und ſollten alſo mehr hervorgehoben werden. Das erſte Zuſammentreffen mit Mephiſtopheles und der ihm vorausgegangene Monolog wurde recht gut gegeben; Herr Wohlſtadt übertrieb denſelben nicht, ihn im Tone der Reflexion mit Maß haltend und wußte in dem Zwiegeſpräche mit dem Teufel bald die Neugierde und Staunen über dieſe unerwartete Erſcheinung, bald die Entſchloſſenheit, bald ſeinen Ueberdruß an dem Leben geſchickt zu zeigen. Namentlich verſtand er, die letztere Stimmung gut darzuſtellen, bis ſie in dem bekannten Fluche über die Welt ihre Höhe fand.

Die Scenen mit Gretchen ſind die ſchwerſten im Stücke. Neben der Gemeinheit und dem Hervorſchimmern der groben Sinnlichkeit in den Worten:

„Hör', du mußt mir die Dirne ſchaffen,"

muß bald die edlere Natur Fauſt's ſichtbar werden, aber auch mit ihr die innere Zerriſſenheit, die ihn zu den Worten bringt:

„So tauml' ich von Begierde zu Genuß
und im Genuß verſchmacht' ich nach Begierde,"

während kurz vorher er das Geſtändniß ablegt:

„Du gabſt zu dieſer Wonne mir den Gefährten, den
ich ſchon nicht mehr entbehren kann."

Wenn Hr. Wohlſtadt dieſe Schattirungen nicht ſo deutlich machte, als es in der Dichtung vielleicht begründet ſeyn mag, wenn die Uebergänge in ſeinem Vortrage weniger ſichtbar wurden, ſo hat hier nicht ganz der Schauſpieler die Schuld, ſondern auch die Bearbeitung. Die Monologe, in welchen gerade dieſe Uebergänge angedeutet werden, waren weggeſchnitten, und ſo konnte der begabteſte Künſtler eine Nuaneirung nicht da anbringen, wohin ſie gehörte; er war alſo gezwungen, entweder grell aufzutragen, oder hie und da den Charakter weniger zu motiviren, als es die Dichtung verlangt. In ſeiner Darſtellung der Liebesſcenen war übrigens Leben und Begeiſterung nicht zu verkennen, und beſonders ſchön war die Scene, in welcher ihn Gretchen katechiſirt.

Während der Fauſt dadurch ungemeine Schwierigkeiten darbietet, daß er einen ſo bewegten Charakter hat, der abwechſelnd die verſchiedenſten Stimmungen und Affecte an's Licht kehrt, ſo wird andrerſeits die Durchführung des Mephiſtopheles dadurch ſchwierig, daß ſein Bild zu wenig Abwechslung gewährt und nur in den feinſten Nuancirungen ſich nach und nach anders geſtalten darf. Mephiſtopheles iſt kein Menſch, der nach den äußern Verhältniſſen ſein Weſen verändert oder den ſie verändern; er iſt die Perſonifikation des böſen Prinzips, das hier ſich äußert durch ſteten, alles Heilige wegklügelnden und beſchmutzenden Hohn. Gerade durch eine falſche Anwendung der Wiſſenſchaft mußte Fauſt geſtürzt werden, der durch die Wiſſenſchaft ſeine Verdienſte, aber auch ſeine Fehler erhielt. Nur eine Nuaneirung geſtattet die Darſtellung des Mephiſtopheles, nämlich dieſe, daß dieſer Hohn um ſo deutlicher hervortritt, je mehr das Stück ſeinem Ende ſich nähert, d. h., je mehr Fauſt von den Netzen der Hölle umgarnt wird. Dem Satan übrigens menſchliche Empfindungen unterlegen zu wollen, z. B. Aerger bei der Aeußerung Gretchen's über ihn, dürfte den Anſichten des Dichters nicht entſprechend erſcheinen. Göthe ſelbſt zeigt genau an, wie er ſich den Mephiſtopheles denkt:

„Kommt er einmal zur Thür herein,
Sieht er immer ſo ſpöttiſch d'rein,
Und halb ergrimmt,
Man ſieht, daß er an nichts keinen Antheil nimmt;
Es ſteht ihm an der Stirn geſchrieben,
Daß er nicht mag eine Seele lieben."

Von dieſem Standpunkte ausgehend können wir Herrn Deny's Spiel, das Studium verräth, im Ganzen günſtig beurtheilen. Nur hätten wir, damit die Gradation in der Erſcheinung des Mephiſtopheles am Ende nicht gar zu grell hervortrete, dem erſten Auftreten etwas weniger Farbe gewünſcht. Im Einzelnen hat uns der Curſus mit dem Schüler recht gut gefallen, während andererſeits wir aus dem obenangeführten Grunde die Aeußerung „der Grasaff" ſpöttiſch und nicht zornig gewünſcht hätten. Aber jedenfalls hätte mit offenem herbem Spott und nicht mit Ernſt der Monolog geſprochen werden ſollen:

„Veracht' nur" ꝛc.

Das Weſen dieſes Geiſtes, „der ſtets verneint", iſt ja Spott; er muß alſo da am deutlichſten ſich zeigen, wo kein äußerlicher Zweck den Mephiſtopheles veranlaßt, eine Maske vorzunehmen, wo er ſich in ſeinen Geſinnungen ganz und unverhüllt gibt. Auch in der Scene mit Martha möchte ſtatt des Spöttiſchen das Lächerliche und Komiſche zu ſehr hervorgetreten ſeyn. Dagegen traf Herr Deny den Ton, mit dem er Gretchen in dieſer Scene anſpricht, ſehr gut.

Gretchen erſcheint in zarter Unſchuld, heiliger Einfalt und voll tiefer Gemüthlichkeit zuerſt vor unſerm Blicke. Die Liebe, mit unheiligen Elementen gepaart, tritt zerſtörend in ihr Gemüthsleben, und in greller Folge wandelte ſich die Einfalt zum Bewußtſeyn der Sünde, der Schuld, des Verbrechens. Dem. Hausmann hat namentlich den erſten Theil ihrer Rolle und den letzten grauſigen derſelben ſo meiſterhaft geſchildert, daß der leiſeſte Tadel hier ungerecht wäre. Wir halten dieſe Rolle für die ſchönſte ihrer bisherigen Leiſtungen, da ſie ſich, ſowohl durch feine Zeichnung, als durch Maß und Beſchränken der großen Mittel, die ihr zu Gebote ſtehen, hervorthut. Die allmälige Veränderung in Gretchens Charakter trat zwar auch hier nicht deutlich genug hervor, allein wie bei Herrn Wohlſtadt war dies Fehler der Bearbeitung. Nach dem Entzücken des Liebesgeſprächs folgte ja ſogleich in unmittelbarer Fortſetzung:

„Meine Ruhe iſt hin!"

Madame Wacker hat die Martha recht gut gegeben, wenn auch etw. zu veredelt. Es iſt immer beſſer, man idealiſirt zu viel, als man zieht zu viel in den Koth. — Herr Thomas war als Valentin an ſeinem Platze — und Herr Gremmer ein vorzüglicher Scholar. Die Scene im Auerbachs Keller hatte kein rechtes Leben, und die vor dem Thore mißlang wie voriges Jahr.

In Beziehung auf die Dekorationen iſt zu bemerken, daß Gretchen, wie ausdrücklich im Buche ſteht, in einem kleinen Zimmer und in keinem Burggemache wohnte, und, daß der Garten Martha's kein Hofgarten iſt. —r—

Von der Mnemoſyne erſcheinen wöchentlich 3 Numern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'ſchen Buchhandl.

Digitized by Google

Digitized by Google